Kommt her!

oder:

Yt 83/30

Liebes Publikum, schau, trau, wem.

Ein humoristischer Holzschnitt,

mit Melodien versehen

von

M. G. Saphir,

Redakteur der „Berliner Schnellpost" und des „Berliner Couriers."

„Molto egli opró col senno é con la mano,
Molto soffri nel glorioso aquistó.
E invan l'inferno a lui s'oppose, e invano
S'armó d'Asia e di Libia il popol misto."

La gerusalemme Liberata.

Berlin, 1828.

Bei L. W. Krause, Adlerstraße Nr. 6.

Preis fünf Silbergroschen.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

„Es iſt ein ungeheurer Staub aufgewühlt, von dem nicht
vorauszuſehen, wann er ſich wieder ſetzen wird.“

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.
F. W. Gubitz.
W. Häring. (W. Alexis.)
(In ihrer Schrift: „Saphir und Berlin.“)

Melodie:

„Das klinget ſo herrlich,
Das klinget ſo ſchön!
Nie hat man ſo etwas
Gehört noch geſeh'n!“

„Seid mir zum zweiten Mal willkommen,
Ihr Männer in Saraſtro's Reich!"

Der Leſer wird wahrgenommen haben, daß ſich die Armee meiner Feinde getrennt hat und daß ſie jetzt einzeln plänkeln. Herr Häring und Herr Förſter im „Converſationsblatte" und Herr Profeſſor Gubitz im „Geſellſchafter."

Sie werfen mir vor von dem Gegenſtande abgeſprungen zu ſein und manche Punkte der unſterblichen Schrift „M. G. Saphir und Berlin" unerörtert gelaſſen zu haben. Wohlan, ſo will ich denn dazu beitragen, daß die Schrift: „M. G. Saphir und Berlin" viel gekauft werde, daß die „ſittlich verwahrloſten Kinder Berlins" eine beſſere Erziehung erhalten, damit die etwaigen hoffnungsvollen Schriftſteller unter denſelben ſich einen guten Ton angewöhnen mögen.

„Achtung! richt't Euch! ganze Compagnie
Schultert das Gewehr! Augen links! Bruſt heraus!"

Der Aufſatz, oder die Broſchüre: „M. G. Saphir und Berlin" iſt nach den Worten der achtbaren Herren von Fouqué, Häring und Gubitz „unter Mitwirkung vieler Literatur-Freunde Berlins entſtanden" und zwar iſt Alles blos für das Ausland geſchrieben. Das iſt eine Sache, gegen die „M. G. Saphir" nichts, „Berlin" aber viel einzuwenden hat. Ich denke es mir lebhaft, wie ſich „Berlin" und das „Ausland" irgend einmal in einer Conditorei treffen und ſich folgendes Geſpräch anknüpft:

Ausland. Ihre Kleider sind ganz staubig, mein Herr! Sie sind gewiß „Berlin," allwo ein großer Staub aufgerührt worden ist.

Berlin. Zu dienen! Mit wem hab' ich das Vergnügen zu sprechen?

Ausland. Mit dem Auslande.

Berlin. Ist mir angenehm.

Ausland. Verzeihen Sie, verehrter Herr Berlin, glauben Sie auch daran, daß mehrere Ihrer Literaturfreunde die Broschüre: „M. G. Saphir und Sie" gearbeitet haben?

Berlin. Warum nicht? Was kann's schaden?

Ausland. Mir scheint es ganz sonderbar, daß eine Gesellschaft von Dichtern, Gelehrten, Bühnendichtern und Literaturfreunden, daß, sag' ich, fast achtzehn Schriftsteller an eine Broschüre von achtzehn Seiten Hand anlegen und daß die Broschüre, wenn sie fertig ist, auch nicht eine Seite hat.

Berlin. Entschuldigen Sie, Herr Ausland, eine Seite hat sie gewiß, sonst könnte sie nicht so einseitig sein.

Ausland. Aha! Sie wollen wie Hr. Saphir mich mit Wortspielen fortspielen. Aber sagen Sie mir, wie können Schriftsteller und Literaturfreunde einen Satz wie den folgenden in die Lesewelt schicken?

„Das Gerücht, daß er eines Wortspiels wegen aus Wien verbannt worden, erregte das Mitleid."

Melodie:
„Tom friert!"

Berlin. Ja, nun, — weil — denn —, richtig! dieser Satz wird wohl von dem achtbaren Herrn Gubitz allein gemacht worden sein.

Ausland. Aber was sagen Sie zu folgendem Satze:

„Berlin enthält eine große Anzahl Halbgebildete, viel Müßige, plötzlich wohlhabend

Gewordene u. ſ. w.; ſie fanden ſich ſelbſt in dem Blatte *) wieder.“

Melodie:
„Tom friert!“

Berlin. Wie? ja! denn — ich — man — freilich — iſt es dunkel, daß ſich die plötzlich wohlhabend Gewordenen in dem Blatte wiedergefunden haben! Das aber wird wohl von Herrn Gubitz allein ſein.

Melodie:

„Daß im Wald finſter iſt, dudeldu!
Das macht das Holz!
Und daß ſie mir Beifall ſchenken, dudeldu!
Das macht mich ſtolz!“

Aline.

Ausland. Aber was ſagen Sie zu dem Satze: „Die Tageskritik iſt in die Hände ſolcher gefallen, die nichts zu verlieren haben.“

Melodie:
„Tom friert!“

Wer hat denn bei Ihnen die Tageskritik in Händen?

Berlin. Bei uns? wie? bei uns? ja — ſo — nun, im Converſationsblatte Herr Häring und Herr Förſter, im Geſellſchafter Herr Gubitz, in der Voſſiſchen Zeitung Herr Rellſtab.

Ausland. Und alle die haben nichts zu verlieren?

Berlin. So? wie? — o! — ja! — Nein! keine Pränumeranten haben ſie zu verlieren, weil ſie keine haben.

Ausland. Was ſagen Sie, Herr Berlin, zu dem Satze:
„Es giebt keine Gegner, die man treffen kann.“

Melodie:
„Tom friert!“

---

*) Schnellpoſt.

Daran haben viele Literaturfreunde Berlins gearbeitet?

Berlin. Verzeihen Sie, Herr Ausland, (er sieht nach der Uhr) ich muß nach Charlottenburg! Leben Sie wohl! (schleunig ab.)

Ausland (allein). So? —! (geht lächelnd ab.)

Nun ein Wort zu dem achtbaren Hrn. Gubitz. Sie beginnen Ihre Schrift:

„Als der nachherige Redakteur der Schnellpost nach Berlin kam, war sein literarischer Ruf völlig unbekannt."

Wie sonderbar! im Jahre 1825 ist Herrn Gubitz mein Name unbekannt und im Jahre 1821 schrieb mir der achtbare Herr Professor Gubitz nach Pesth:

„Mit Vergnügen werde ich regelmäßige Berichte aus Ungarn, so wie sonstige Beiträge von Ihnen empfangen, und ich bitte Sie, mich recht bald damit zu erfreuen" u. s. w. Dabei bestimmten der Herr Pr. G. ein Honorar von 16 Thlr. für den Bogen *).

Ist es nicht eine eigene Erscheinung? Ich war auch das ganze Jahr Berichterstatter. Ein anderer Brief vom Jahre 1822 (25. Septbr.) sagt mir:

„Sehr angenehm ist es mir, wenn Sie Ihren Bericht fortsetzen. Indem ich dieses hoffe, empfiehlt sich u. s. w."

Und das alles haben der achtbare Herr G. vergessen?

Melodie:

„War's nicht anno Eins?
War's nicht anno Zwei?
War's vielleicht Eins oder Zwei,
Daß wir schwuren einander Treu?
Denk' ein Bissel nach!"

Fee aus Frankreich.

---

*) Alle diese Briefe liegen bei Herrn L. W. Krause, Adlerstraße Nr. 6. zur Ansicht offen.

Anno Drei (1823) übernahm ich die Mitwirkung an der Wiener allgemeinen Theaterzeitung und erhielt von dem Herrn Professor Gubitz folgendes Schreiben:

(Berlin, am 1. July 23.)

„Zu Ihrer Verbindung mit der Theaterzeitung wünsch' ich Ihnen vom Herzen Glück u. s. w. — Vielleicht haben Sie zuweilen noch etwas für den „Gesellschafter," z. B. etwas, das in der Fremde, nicht in der Heimath passiren dürfte —.

Hochachtungsvoll u. s. w.

F. W. Gubitz.

Nachschrift. Da fällt mir ein, daß ich Ihnen ein Paar literarische Notizen geben kann und ich thue es in diesem Blatte, lassen Sie dieselben rasch abdrucken. G.

Diese Notiz betraf die Verlagsartikel der Vereins-Buchhandlung (man kennt das Verhältniß des Herrn Pr. G. zu dieser Buchhandlung) und ist in Nr. 91. der Wiener Theater-Zeitung (1823) abgedruckt; und dennoch ist im Jahre 1825 dem achtbaren Herrn Prof. G. mein Name unkannt?

Melodie:

War's vielleicht Anno drei?
War's vielleicht zwei und drei?
Denk' ein Bisserl nach,
Denk' ein Bisserl nach!

Es ist ein eigenes Unglück mit dem Gedächtniß! Hier, lieber Leser, erlaube mir, Dir eine Anekdote zu erzählen. Ein Soldat der Nationalgarde hatte einmal die Theater-Inspektion. Ein Student lachte laut. Der Soldat geht hin und erkennt in dem Studenten seinen Zimmermiether. Er sagt ganz höflich: „seyen Sie still." Der Student achtet nicht darauf und lacht immer fort, endlich will er sich ein Ansehen geben', geht rasch zu dem ihm wohlbekannten Studenten hin und sagt barsch: Herr Lasalle! ich muß um ihren Namen bitten!"

Sollte es Dich aber wundern, daß der ruhige und lammsanfte Gesellschafter polemisch wird, so denke, erstaunter Leser, an die jetzigen wunderbaren Erscheinungen der Natur! Der Gesellschafter wird spitzig und die Panke, ein Flüßchen wie ein Zwirnfaden, hat zwei Brücken weggerissen! Man will sogar eine Droschke in Galopp fahren gesehen haben! ja

— —: some say, the earth
Was feverous, and did shake!"
Shakespeare.

Eigentlich aber ist Hr. Gubitz schuld, daß mein Name in Berlin unbekannt war, als ich hierher kam; denn bevor ich hierher kam, stand in Nr. 148 des Gesellschafters (1825) aus Hannover folgendes:

„Mit dem Schlusse dieses bemerken wir nur noch: daß der als genialer Schriftsteller und besonders als scharfer Kritiker bekannte Herr M. G. Saphir gegenwärtig in unserer Mitte ist. Bei einem solennen Diner des am Eingange erwähnten Volksfestes brachte die höchste Magistratsperson der Stadt einen Toast auf sein Wohlsein aus u. s. w."

Wenn nun der achtbare Herr Gubitz es dahin gebracht hätte, seinem „Gesellschafter" viel Leser zu verschaffen, so hätte Berlin meinen Namen kennen müssen. Nun jetzt kömmt Hr. Gubitz im „Bemerker" Nr. 10, 1828, und meint: „er wurde bestimmt, Theilnehmer an der Polemik zu seyn, die den Zweck hat, über den journalistischen Verkehr Licht zu verbreiten, wobei leider die Persönlichkeit des M. G. Saphirs nicht mehr zu umgehen war."

„Tom friert!"

Entschuldigen Sie, Hr. Professor, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß Sie sich etwas vergallopirt haben. Warum war meine Persönlichkeit nicht zu umgehen? Was hat meine Persönlichkeit mit ihrem Lichte zu schaffen? Sehen Sie, verehrtester Herr Professor, das kömmt heraus,

wenn man einmal aus seinem sanften und wohlthätigen Schritt herauskömmt und galoppiren will! Wir lesen im Don Quixote, daß die Rozinante in ihrem ganzen Leben nur einmal gallopirte und es ist ihr übel bekommen.

„Eines schickt sich nicht für Alle."
Göthe.

Der einsichtige Hr. Pr. G. meinen ferner in demselben Bemerker, es ließ sich kein Grund aufsinden, „dem Hrn. M. G. S. eine kunstrichterliche Autorität verleihen zu können."

Warum aber, mein Allerwerthester, haben Sie im Jahre 1825 in Ihrem Blatte so viel Kritiken von mir abgedruckt? Warum war ich der Einzige, der nicht anonym schrieb, trotz dem jeder Umschlag Ihres Blattes gegen die Anonymität eifert? Wollten Sie mir nicht, Allerwerthester, die stehende Kritik für eine der hiesigen Bühnen übergeben? allein ich fühlte keine Lust dazu.

Melodie.

Wenn ich schon ein Blatt möcht'
Müßt's ein Andres sein,
Und so frisch wie ein Hecht
Und lustig müßt's seyn!
(Aline.)

Sie führen ferner, verehrtester Herr Professor, als einen Beweis gegen mich an, „daß unter allen Literaten von Ruf kein Einziger für mich schreibt." Sehen Sie, würden Sie nicht etwas in Verlegenheit gerathen, wenn ich die Phrase umkehrte und sagte „nicht ein Einziger Literator von Ruf schreibt gegen mich!?" Lassen Sie sie einmal anrücken:

„Sie nahen, sie kommen, die Himmlischen alle!"

Hr. Hegel ist zwar nicht da, aber Hr. Angely. Hr. Humbold nicht, aber Hr. Gubitz. Hr. Ancillon nicht, aber Hr. Fr. Tietz. Hr. Raupach nicht, aber Hr. Cosmar. Hr. Franz Horn nicht, aber

Hr. Häring. Hr. Raumer nicht, aber Hr. F. Förſter! Wo ſind die Herren von Kamptz, Hitzig, Streckfuß, Langbein, Clauren, Chamiſſo, Jeune, P. A. Wolff, Jul. von Voß und noch eine Menge würdige Literaten? Sind ſie in Eurem Bunde? Wie können Sie alſo, mein Allerwertheſter, behaupten, daß dieſe dreizehn Bühnendichter die Literaten von Ruf ſind? Die Welt frägt umſonſt nach ihren Namen!

„Sie frug den Heerzug auf und ab,
Sie frug nach allen Namen;
Doch keiner ihr auch Kundſchaft gab,
Von allen die da kamen!"

Bürger.

Alſo mein geehrteſter Herr Profeſſor, bemühen Sie ſich nicht weiter, beharren Sie gefälligſt in Ihrer vornehmen und ſanften Manier, die nichts ſticht, als höchſtens Holz!

„Willſt du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein iſt ſo gut und ſanft!"

Schiller.

Schließlich bin ich Ihnen, wertheſter Hr. Profeſſor, noch ſehr verbunden, daß Sie mir ſowohl Geiſt als Herz abſprechen wollen, denn in dieſem Falle bin ich ſo glücklich, keinen „Geſellſchafter für Geiſt und Herz" zu brauchen.

Ich empfehle mich Ihnen beſtens, verehrter Herr Profeſſor, nehmen Sie ſo vorlieb. Ein Schelm thut mehr als er kann!

Des Einen bin ich ledig,
Gott ſey den Andern gnädig!

Bürger.

Herr Häring

erklärt in ſeinem Converſationsblatte Nr. 87 auf meine Aeußerung hinſichtlich der Dlle. Sontag, es ſey leicht zu verzeihen: „wenn ihm die Laune des Augenblicks, gereizt durch den Streit über den

famöſen Shawl, zu einer ſatyriſchen Anzeige trieb, die er vielleicht drei Jahre älter nicht mehr geſchrieben hätte.“

Nun, mein achtbarſter Herr Häring, warum wollen Sie mir ein Verbrechen aus einer Sache machen, die Sie für ſich als einen leicht verzeihlichen Fehler betrachten? zugleich aber vindiciren Sie eine Entſchuldigung für ſich, die ich mit Ihnen zu theilen ein Recht habe.

„Halbpart Schütze, ſo will ich ſchweigen!“
Wallenſteins Lager.

Haben Sie, mein achtbarſter Hr. Häring, ein ausſchließendes Privilegium auf Reue nach drei Jahren? Ich hab' ja auch bereu't, gegen den Strom geſchwommen zu haben, warum ſoll meine Reue nichts und die Ihrige Alles gelten? Oder meinen Sie, die Reue müßte auch eine geborne Berlinerin ſeyn, um geduldet zu werden?

Sie, mein achtbarer Hr. Häring, ſagen: „Ihre Satyre wäre blos gegen die Enthuſiaſten gerichtet geweſen.“ Sehr wohl, wo wollen Sie mir aber beweiſen, daß meine Satyre nicht blos gegen die Enthuſiaſten geweſen iſt? Wir wollen ein wenig die „Schnellpoſt“ begucken.

Melodie.

Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm in mein Schloß mit mir!“
Don Juan.

Es iſt mir erwünſcht, mich einmal über einen Gegenſtand auszuſprechen, der mir ſo vielfältig vorgeworfen worden iſt.

Nicht ganz mit Unrecht hat man mich wegen meiner Strenge, ja Bitterkeit gegen Dlle. S. getadelt, und nicht mit Unrecht habe ich ſchon letzthin bekannt, Unrecht gehabt zu haben. Allein daß es nicht ſo arg war, als meine Feinde es abſichtlich machten, um mich bei dem Publikum gehäſſig zu machen, mögen einige Belege aus dem Erſten Jahrgange der Schnellpoſt beweiſen. In Nr. 8 des Jahrganges 1826 befindet ſich eine eingeſendete Kri-

tik über Dlle S. als Aschenbrödel, mit folgender Anmerkung von mir:

„Der Schnellpost-Redakteur will die Dlle. Sontag mit der ihr gebührenden Achtung besprochen haben. Mein Gott, was kann Dlle. S. dafür, daß andere Leute Narren sind! sie ist und bleibt eine der vorzüglichsten Sängerinnen, die ich kenne, und ich kenne deren Viele. Ich bitte künftig um gerechte Würdigung."

Hieraus sieht jeder Leser, daß meine Richtung mehr gegen die Vergötterer gerichtet war, und daß ich Dlle. S. stets als Sängerin schätzte und ihre Person achtete. Ich habe also schon damals das ausgesprochen, welches als Ausrede zu benutzen Andere drei Jahre nachdenken müssen — —

In No. 28 nahm ich die allerbitterste „Antikritik" gegen mich selbst und für die Sontag auf, und machte die Anmerkung: „ich werde stets meinen Ansichten getreu bleiben, der Dlle. S. wo sie es verdient nach Kräften Beifall klatschen, aber sie durchaus nicht vergöttern." Ist da Animosität? Persönlichkeit? doch weiter.

In No. 29 heißt es von der Vorstellung „der Türke in Italien" also: „besonders sind wir Fräulein Sontag (Fiorilla) das unbedingte Anerkenntniß ihrer Vortrefflichkeit schuldig; sie braucht in dieser Parthie, sowohl was fertigen und schulgerechten Gesang, aber auch was Spiel und eine einnehmende Darstellungsgabe betrifft, keine Paralelle zu scheuen."

Im „Morgenblatte" sagte ich später, als die Euryanthe von Mad. Seidler gegeben wurde: „ich sah in einer Loge die Wiener Euryanthe (Sontag) sitzen; darf ich's gestehen daß ich mich zurückerinnerte an diese Euryanthe-Sontag, und daß sie dastand in aller ihrer persönlichen und künstlerischen Liebenswürdigkeit!"

Ist das Animosität? Persönlichkeit?

In No. 35 schrieb ich von der Vorstellung der Italienerin in Algier: „Dlle. Sontag war sehr lieb

und ſpielte ſehr lieb, und ich ſah hinab in das klatſchende Parquet, und war mit ergriffen von dem St. Veitstanz der Hände."

Es wird jedem unbefangenen Leſer aus dieſem Allem einleuchten, daß meine Scherze und Satyren den raſenden Enthuſiaſten galten, welche ſie ſo vergötterten, daß keine Steigerung mehr für die Helden des Jahrhunderts, für die Retter des Vaterlandes übrig blieb. Leider aber traf mancher Pfeil, in der Hitze geſchleudert, auch Olle. S. Der Eifer mag mich wohl zu weit hingeriſſen haben, und Vieles würde ich wenn ich könnte, gerne ungeſchrieben machen.

Meine Gegner aber benutzten meine Hitze, theils um mich noch mehr anzuſpornen, theils mich auf der andern Seite bei dem Publikum in das ſchwärzeſte Licht zu ſtellen.

Denke Dir einmal lieber Leſer folgende Rechnung.

13 — Gegner, von denen 9 verheirathet.
9 — Gegnerinnen, dieſe haben wenigſtens
13 — Couſinen,
13 — Baſen,
13 — Tanten,
13 — Freunde.

S. 74 — entſchiedene Gegner. Dieſe kommen in 74 verſchiedene Häuſer, jedes dieſer Häuſer wollen wir im Durchſchnitt zu 5 Perſonen rechnen. Denke Dir alſo 74 mal 74 Häuſer in welche mein Benehmen von meinen Gegnern entſtellt, vergrößert, verdreht u. ſ. w. dargeſtellt wurde, um das große Publikum gegen mich aufzubringen. Nun denke Dir, lieber Leſer, die Gegenrechnung:

Ich . . . . . 1.
Drei Schreibfinger 3.
Eine Feder . . . 1.

S. 5 winzige Weſen!

Die Stimmung des Publikums war alſo gegen mich, bis mir meine geliebten Gegner, jetzt ſelbſt

mit großer Gefälligkeit Gelegenheit gaben, mich offen mit dem Publikum zu besprechen, wodurch es mir vielleicht gelang manches Vorurtheil zu zerstören.

Herzlichen Dank Euch, Ihr gütevollen Dreizehn!

Eben so hat man auch mein Benehmen gegen das Königstädter Theater mit den schwärzesten Farben geschildert, ohne dagegen davon Erwähnung zu thun, wie mich das Königstädter Theater unausgesetzt herausforderte, und meine Persönlichkeit auf die verletzendste Weise angriff.

Allbekannt ist es wie das Königstädter Theater mich als Jocko darstellen ließ!

„Erstaunt witzig und galant!"
Donna Diana.

Warum schweigen die Herren davon, wenn sie ewig bloß von meinem Antagonismus gegen diese Bühne sprechen? warum ließen sie von der Bühne herab

„den ungeheuren Staub aufregen?"

Noch nicht genug; folge mir ein wenig im Laufe der Begebenheiten, lieber Leser, und Du wirst finden daß meine Gegner Dir alles gesagt haben was gegen mich scheinen könnte, aber geschwiegen haben von dem was für mich ist; sie, die Retter der Berliner Journalistik und die Ephoren der literarischen Rechtlichkeit!!!

In No. 116 des Jahres 1826 der Schnellpost, befand sich eine höchst günstige Kritik über das Königstädter Theater, z. B. „Es verdienen die Leistungen dieser Bühne so wie der Fleiß und die technische Leitung derselben alle Anerkennung, denn an der Spitze stehen jetzt Männer, die alles anwenden um das ihnen anvertraute Institut nicht sinken zu lassen u. s. w.

Heißt das eine Vernichtung des Instituts bezwecken wollen? Wie aber vergalt mir das Königstädter Theater diese Artigkeit?

Am darauf folgenden Tage wurde ich wieder in Roberts „Ueberbildeten" auf eine höchst

schmutzige, aller persönlichen Sicherheit Hohn sprechende Weise auf die Königstädter Bühne gebracht! Schon am Abend vorher waren die Freibillette vertheilt, um die Person, die mich repräsentirte, und die ich aus schuldiger Achtung für das Publikum nicht nennen will, herausrufen zu lassen. In den Spenerschen und Vossischen Zeitungen erscholl das Lob dieser That! Wohlan, meine Herren, warum haben Sie dabei geschwiegen? Sie Retter der Berliner Journalistik und Ephoren der literarischen Rechtlichkeit!? Warum haben Sie diesen „ungeheuren Staub" aufwühlen lassen in Zeitungen, die von den Ihrigen redigirt werden? Warum sind Sie damals nicht aufgestanden und haben gesagt: „Es giebt keine Waffen für diesen Streit! Es giebt keine Kampfbahn!" Von andern Leuten ließen Sie Staub aufrühren, nur von mir nicht! Muß man etwa, um Staub aufzurühren, ein geborener Berliner oder ein Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft seyn? Ich gönn' Euch euren Staub, gönnt mir meinen Staub, es kömmt ja, gottlob! auf eine Handvoll Staub in Berlin nicht an!

Aber damit war das Königstädter Theater noch nicht zufrieden, in der Voraussetzung, ich sele der Correspondent im Dresdner Merkur, (es ist jetzt notorisch erwiesen, daß ich es nicht war) ließ es mich von L. Robert in den „lebenden Wachsfiguren" zum dritten Male auf die Bühne bringen! — Die Herren sagen: „Es ist unter den Bessern ein anständigerer Ton eingetreten" also entweder L. Robert oder der anständige Ton muß nicht zu den Bessern gehören, denn sonst hätte L. R. es verschmäht, mit der Blosstellung meiner Persönlichkeit seinem schlechten Machwerke Relief zu geben. Ich hatte vielleicht früher etwas gegen L. R. geschrieben:

Darob entbrennt' in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll.
Schiller.

Nun, meine Herren, warum habt Ihr den Staub nicht gedämpft, der doch von einem Mitgliede der Mittwochs-Gesellschaft ausging?!

Noch nicht genug; nachdem längst auch der kleinste Scherz über das Königstädter Theater aus meinen Blättern verschwand, hat es kürzlich in den „Zeitungstrompeten" mich zum Viertenmale auf die Bühne gebracht!

Nun, meine Herren? warum schweigen Sie ganz davon? Wollten Sie nicht gefälligst erlauben daß ich eine Stelle aus Ihrem großen Werke „M. G. Saphir ꝛc." darauf anwende?:

„Wie wird ein Sittengemälde von Berlin einst diese Periode bezeichnen?"

Es scheint also meine Herren daß Sie den Staub gepachtet haben, damit kein Anderer ihn aufrühre! — Da Sie mir aber Animosität gegen das Königstädter Theater vorwerfen, werden Sie erlauben daß ich Ihr vereinigtes Benehmen gegen die Königliche Bühne etwas beleuchte; wenn dadurch Staub aufgeregt wird, so hat der Staub die Ehre auf Ihrer Seite zu sein.

Ich habe bereits in der Schnellpost dargethan, daß Sie der Königlichen Bühne gram sind, weil sie Ihre Stücke nicht alle annimmt, und weil sie sich von Ihnen keine Tantieme abnöthigen lassen will. Nun wollen wir den „anständigen Ton" betrachten auf den Sie, meine Herren, sich so viel zu gute thun!!!

In No. 2 des diesjährigen Conversationsblattes, redigirt von den achtbaren Herren Förster und Häring, beide achtbare Mitglieder der Mittwochsgesellschaft, liest man: „Die Spenersche Zeitung hat den Artikel: Königliches Theater in die Beilage verwiesen, während die „Königstadt" im Hauptblatte florirt. Es ist dieses eine kleine Rache für das den Theater-Recensenten aufgelegte dreitägige Fasten. Desto generöser ist die Zeitung; sie hat

„das Ehrenschwerdt" nnd die „bezauberte Rose" zu den Erbspicknicks und der frischen Wurst beigelegt!"

„Alle bildende Kunst strebt zur Malerei."
Göthe.

Was sagst Du, lieber Leser, zu diesem „anständigen Ton" und zu diesem „feinen Witz?" par nobile fratrum! In Nr. 3 desselben Blattes heißt es von den Damen Holzbecher u. s. w., die für die Königliche Bühne engagirt werden sollten: „Sie gerathen, fortgerissen aus einem Kreise voll jugendlichem Leben und Thätigkeit, wo sie ihre Kräfte bilden konnten, in eine verrostete Maschine u. s. w."

Ist das ein anständiger Ton, wenn Sie die Königliche Bühne eine verrostete Maschine nennen?

O Staub! Staub! Staub:

Den Wolken, den Winden,
Will ich's verkünden,
Ihn zu verbreiten
Nach allen Seiten.
Grillparzer.

In No. 5 desselben Blattes: — man sieht die Absichtlichkeit aus dem Hintereinanderfolgen der Artikel — lies't man: „Zuvörderst ist zu bemerken, daß sämmtliche Tagesblätter unter Censur gedruckt werden, mithin von dieser Seite das Theater schon einen ziemlich bewährten Blitzableiter auf dem Dache hat, es gewinnt deshalb das Andas keinesweges Bosheit u. s. w. dem Theahaben bringen!"

propos meine Herren! wie sieht's denn mit Schaden, den ich dem Königsstädter Theabracht haben soll, aus? Sind meine Blätter unter Zensur gedruckt?

So bleibet man gefangen
Im eig'nen Netze hangen!
Hoffmannswaldau.

In Nr. 8 desselben Blatttes (immer nach einander!): „Die Proben (auf der Königlichen Bühne) geben ein erschreckendes Bild der Gleichgültigkeit. Selten, oder eigentlich nie, es gelte denn einer neuen Balletmaschinerie u. s. w. sieht man daselbst persönlich die Direktion, durch ihre Autorität die Anstrengungen der Regisseure unterstützen. Daher die Unordnung, Unaufmerksamkeit, die in den Leseproben in's Unglaubliche gehen. Seit Hr. Weiß (Mitglied der Mittwochsgesellschaft) die Regie übernommen hat, geschieht viel u. s. w."

Hier mache ich nur die Bemerkung, daß man es keinem Schauspieler verargen kann, wenn er bei Proben des „Prinzen von Pisa" z. B. gleichgültig bleibt!

„Warum lachen Sie nicht, Marinelli?"
Lessing.

In No. 9 desselben Blattes hat der anständige Ton eine sehr anständige Höhe erreicht „der Grund und Boden dieses stolzen Gebäudes ist verfault." O anständiger Ton!! Gegen eine Bühne, die das Wort: Königlich an der Spitze trägt! Was hätten die Herren Ephoren der literarischen Rechtlichkeit gesagt, wenn sich M. G. Saphir eines solchen Ausdrucks gegen das Königstädter Theater bedient hätte!

„So lachen Sie doch, Marinelli!"
Lessing.

Es begab sich aber in demselben Monate desselben Jahres, daß der „Gesellschafter" seine sanfte Brühe auch mit Pfeffer versah und in Nr. 5 sagte: „Die Königliche Bühne beschloß am Sylvesterabend das Jahr 1827 mit dem Stündchen vor dem Potsdammer Thor. Vorher wurde gegeben: die Kunst wohlfeil zu leben" wahrscheinlich mit Berücksichtigung der überhandnehmenden Ar-

muth in Sachen des Geschmacks — was allerdings hübsch ist, wenn man sich nämlich außer Schuld fühlt, das geistige Elend befördert zu haben. Uns scheint es, als wolle man sich auch bei dem Theater auf die Homöopathie einlassen und Gleiches mit Gleichem, d. h. diesmal Jämmerliches mit Jämmerlichem heilen." O! anständiger Ton!

Und es begab sich wieder an demselben Tage desselben Monats desselben Jahres, daß im „Gesellschafter Nr. 7 von Hrn. Geisler gesagt wird: weil er nun durchaus nichts Bedeutendes ist und ohne Beifall spielte, wird er wohl zum Engagement (auf der Königl. Bühne) empfohlen seyn!" O anständiger Ton! Der maliziöse M. G. Saphir! Gewiß hat er das Alles so à tempo und nacheinander auf die Königstädter Bühne in diese Blätter geschickt und die Redaktoren haben es auf die Königliche bezogen, denn so absichtlich boshaft und wie abgeredet kann nur M. G. Saphir zu Felde ziehen!

„Ungeheuere Ironie!"

M. G. Saphir.

Aber der Mensch ist schwach! Würde vielleicht Hr. M. G. Saphir das Königstädter Theater nicht loben, wenn ihm die Direktion eine Loge für immer freistellte?

„Führ' uns nicht in Versuchung!"

Dann fügt man zu der Loge nur ein E hinzu, so wird von selbst eine Eloge daraus, oder wenn es gerade eine Eck-Loge ist, so würde die Kritik sogar zur Eckloge. Daß Herr M. G. Saphir aber bei seiner Würdigung der Königlichen Bühne seine Rechnung findet, ist klar, denn Herr M. G. Saphir findet alle Monat seine Rechnung zu Hause, wieviel er dem Herrn Lehmann zu bezahlen hat. Auch ist das Verbot, die Stücke vor dem Drittenmale zu rezensiren, nur ein kleiner Theil der Gratification, die er vom Königlichen Theater

erhält. Nicht wahr, meine Herren, so mach' ich es recht? Ihr seid Engel des Lichts! ich aber

„bin nichts als ein gefesselt Weib!"

Nun komm' ich zu den ehrenwerthen Herrn Förster.

„Es gelüstet mich ein Wort mit diesem Geist zu sprechen."
Schiller.

Vergeben Sie, mein ehrenwerther Herr Förster. Das Wort Geist ist mir so entschlüpft, das macht meine Gewohnheit zu citiren!

In Ihrer „Gegen-Erklärung" im C. Bl. Nr. 85. sagen Sie, meine Worte: „Plötzlich fiel es dem Herrn Förster u. s. w. ein, ich sollte ihnen die Redaktion des Beiwagens überlassen u. s. w.," sind eine unverschämte Lüge.

Ehrenwerther Herr Förster, von Literaten, die sich, nach ihren Worten, blos dazu vereinigt haben, um einen anständigen Ton zu behaupten, ist der Ausdruck unverschämte Lüge unpassend. Sehen Sie, lieber Herr Förster, ich sage Ihnen das zu Ihrem Besten, Sie sind ein angehender Literat, dem muß man freundlich an die Hand gehen. Es liegt nicht ausser der Reihe der Möglichkeit, daß Sie sich mit der Zeit in Berlin eine Art Namen machen könnten, dann schaden solche Heftigkeiten.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!"

Hab' ich denn geschrieben: Sie haben es mir gesagt? Ich sagte: Es fiel Hrn. Förster und so weiter ein; das heißt noch nicht, daß Sie es mir gesagt haben. Der Antrag, den Beiwagen meiner Schnellpost an seine Schüler zu übergeben, wurde mir von einem Manne gemacht, den ich als Philosoph und Mensch zu sehr hochachte und verehre, als daß ich seinen Namen in einem Streite gegen Sie nennen möchte. Daß Sie sich zu diesen Schülern zählten, ist bekannt. Denn Sie haben ja Ihrem eigenen Schreiben

zufolge, auf die Ermunterung dieses Ihres Meisters mir Beiträge für die Schnellpost zugesendet. Es ist also sonderbar, daß Sie weniger Zartgefühl gegen ihren Meister hegen, als ich, und mich schonungslos dazu nöthigen wollen, den geachteten Namen zu nennen, welches ich auch, wenn Sie mich ferner dazu auffordern, zu thun nicht unterlassen werde.

Kann ich es nun wissen, daß Sie, wenn Sie die Summe Ihrer philosophischen Ideen überrechnen, sich aus Selbsterkenntniß nicht zu diesen Schülern rechnen durften? und sagen Sie selbst, waren Sie es diesem Manne nicht schuldig, mich nicht zu dieser Erklärung zu zwingen? Fiel es Ihnen aber nicht ein, den Beiwagen zu übernehmen, so entschuldigen Sie, daß ich Ihnen einmal einen guten Einfall zuschrieb.

Noch einen gutgemeinten Rath, bester Herr F. F., muß ich Ihnen geben, nämlich den, nie Ihre Gereiztheit blicken zu lassen! Sie können, als angehender Literat diesen Rath von mir annehmen. Sehen Sie, da haben Sie in Ihrer „Erklärung" so viel Wuth und Grimm sehen lassen, die Ihrer Sache schaden; hat Ihnen das Alles wehe gethan, so müssen Sie es hübsch verbeissen, sonst triumphiren die Feinde. Aber das wird sich geben, wenn Sie nach und nach mehr geschrieben haben werden.

Melodie:

Zage nicht, zage nicht
Für Dein junges Leben;
Es kann sich doch, wie man spricht,
Ja noch Alles geben! Volkslied.

Aber, ehrenwerther Herr Förster, wie konnten Sie drucken lassen, daß sie mir einen Aufsatz zuschickten, in dem sie von einem „gebläuten Saphir, der von der Polizei gefaßt wurde," sprachen *).

*) Uebrigens werde ich Herrn Förster wegen dieser injuriösen Worte bei den Gerichten belangen. M. G. S.

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

Da werden nun alle meine Leser sagen: Der Mann wirft Herrn M. G. Saphir Persönlichkeiten vor? Er, der ihn selbst solche zusendete? mußte Hr. Saphir, der dazumal in Berlin noch fremd war, nicht glauben, Persönlichkeiten und Gemeinheiten gehören hier zum „anständigen Ton," wenn ein Jünger des größten Philosophen sich derselben bedient? Konnte der gute, verführte M. G. Saphir anders, als dem Beispiele folgen?" Sehen Sie, ehrenwerther Herr Förster, solche Unvorsichtigkeiten müssen Sie mir in der Zukunft ja beileibe hübsch bleiben lassen. — Doch weiter:

Melodie:
O herziger Masetto!
Was hast Du noch in Petto?

Nun kommt der Haupt-Knalleffekt, das Non plus ultra, der große Salto mortale, man höre, man staune!

„Mit ihm (mit M. G. Saphir) sich in Streit einlassen wollen, heißt: ihm seine Aufenthaltskarte verlängern!"

Melodie:
Bravo! Bravo! sehr gelungen!
Diese Rede war sehr schön!
Sie ist uns in's Herz gedrungen,
Daß die Augen übergehn!
Fest der Handwerker.

Aber lieber Herr Förster, wollen Sie nicht lieber gleich den Sergeanten holen? Ist dieses auch für das Ausland geschrieben? o wie wird das Ausland erstaunen und ausrufen:

Majestät der Menschennatur dich muß man bei den Philosophen suchen, Würde der Kunst, du ruhest im Herzen der Edlen!
„Doch nichts mehr davon, ich bitt' euch, zu essen gebt ihm, zu wohnen.
Habt ihr die Blöße bedeckt, giebt sich die Würde von selbst."
Schiller.

Als einen Beleg aber der literarischen Rechtlichkeit empfehle ich Dir, lieber Leser, die Aufklärung, die in Nr. 87. des C. Bl. über die Angely'schen Dokumente enthalten ist. Einmal ist es unrechtlich, daß dieser Aufsatz nicht unterschrieben ist. Lese erst wie das C. Bl. die Sache entstellt, voll Unwahrheiten und Ausschmückungen erzählt, dann werde ich Dir einen Theil des Briefes von Hrn. Angely selbst vorlegen, und sodann richte Du, lieber Leser, wie es mit ihrer literarischen Rechtlichkeit aussieht. Das C. Bl. erzählt: „Angely hatte eine Anweisung von zehn Dukaten auf Saphir. Angely ist ängstlich, ob er die Anweisung präsentiren soll, da er weiß, daß Saphir nicht bei Kasse ist. Eine Unterredung mit Letzterm, worin er ihm vorschlägt: er wolle, wenn es ihm lieber, die Anweisung zurückschicken, macht ihn noch besorgter. Denn Saphirs Antwort giebt Raum zu Vermuthungen. Dieser äußert sich späterhin gegen einen nicht mehr lebenden (!!!) Direktor des Königsstädter Theaters: Angely würde sich hüten, ihm die Anweisung zu präsentiren, denn er fürchte ihn. Diese Aeußerung wird bekannt, und Angely fühlt sich nun gedrungen, Saphir zu schreiben und ihn zur Zahlung aufzufordern. Er erhält sein eigenes Schreiben mit einer beleidigend kurzen Randglosse zurück, er solle bezahlt werden. Dies Dokument zeigt Herr Angely auf Verlangen."

Verehrter Leser, ich habe die merkwürdigsten Stellen unterstrichen, damit Du sie nun mit dem Schreiben des Herrn Angely selbst vergleichen, und die literarische Rechtlichkeit dieser Herren gehörig bewundern mögest!

Am ersten Mai (wie der Stadt-Poststempel ausweist), also nachdem ich schon die ganze Sache erzählte, erhielt ich ein Schreiben des Herrn Angely, angeblich vom dreißigsten April datirt. Den Eingang dieses Schreibens machen Vorwürfe, ich hätte

ihn gemartert, gemißhandelt u. ſ. w. Dieſes, als nicht hierher gehörig, übergehe ich, und beginne da, wo Hr. A. anfängt den Hergang der dokumentirten Auskunft zu erzählen:

An Herrn M. G. Saphir Wohlgeb.

„Sie traten nun eine Reiſe an; ehe Sie von derſelben zurückkehrten, erhielt ich aus Caſſel einen von Ihnen auf 10 Dukaten ausgeſtellten Wechſel zur Einziehung. Sie kamen zurück; in der Königsſtraße trafen wir uns zuerſt. Nach den üblichen Begrüßungen erzählten Sie mir, daß Sie in Hannover geholfen hätten, mein ſehr gelungenes Vaudeville: Sieben Mädchen in Uniform in Scene zu ſetzen u. ſ. w. Da dieſe Unterredung zwei Tage vor Verfall des Wechſels Statt fand, ſo machte ich Sie damit bekannt, daß er in meinen Händen ſei. Sie ſchienen beſtürzt, und da ich wußte, daß Sie damals eben keine Schätze beſaßen, proponirte ich Ihnen: ich wolle, wenn Sie nicht Luſt hätten, ihn einzulöſen, ihn ohne Weiteres zurückſchicken; mein Freund in Caſſel werde es ſo genau nicht nehmen, und mein Geld ſei mir ſicher. Sie erwiederten: dann könnten Sie mich ja proſtituiren: doch trotz meiner Verſicherung, daß dieſes durchaus nicht geſchehen würde, erſuchten Sie mich, Ihnen zum Verfalltage den Wechſel zu präſentiren. So ſchieden wir. Am andern Tage erfuhr ich von demſelben Manne, in deſſen Hauſe ich Sie zuerſt kennen gelernt, und der jetzt leider nicht mehr unter den Lebenden iſt(!!), Sie hätten ihm geſagt: „Angely hat einen Wechſel auf mich; er fürchtet mich aber viel zu ſehr, und wird ihn mir deshalb gewiß nicht zur Einlöſung ſchicken.—“ Nun habe ich Sie wirklich nie gefürchtet, und ſchrieb Ihnen, in Folge deſſen, ein Billet, worin ich Sie um Einlöſung des Wechſels erſuchte, und Ihnen zugleich das Vertrauen bewies, denſelben zu Ihrer völligen Dispoſition quittirt beizulegen. Dieſes mein eigenhändiges Billet ſchickten Sie mir zu-

rück, nachdem Sie darauf, gegen allen Anstand, folgende Worte geschrieben. „Ew. Wohlgeboren habe schon heute frühe die Summe bei Herrn Weber niedergelegt. Ergebenster, Saphir. —“ Am Abend desselben Tages brachte mir Herr Weeber das Geld. — Von diesem Augenblicke an sprachen Sie nie wieder ein Wort mit mir, und vermieden mich bei zufälligem Zusammentreffen. Bei Eröffnung Ihrer Zeitschrift: die Schnellpost, sprach sich Ihr Haß aus und hat bis heute fortgetobt. Sie haben so viele Blätter über mich und gegen mich vollgeschrieben, daß ich wirklich ein Anrecht hätte, Honorar für gelieferten Stoff von Ihnen zu fordern, wenn nur —— Genug jetzt. Oben gedachter Brief mit Ihrer und meiner Handschrift ist der Beleg, welchen ich über die einzige denkbare Veranlassung Ihres Grolls gegen mich in Händen habe. In wie weit das darin erwähnte Ereigniß in Causal-Verbindung mit Ihrer nachherigen Verfolgung steht, darüber lassen sich allerdings keine Dokumente beibringen, auch habe ich das Wort dokumentirt nicht gebraucht, sondern nur unsers kurzen Briefwechsels gegen die Verfasser der Schrift: „M. G. Saphir und Berlin“ mit der Bemerkung erwähnt, daß ich den brieflichen Beleg jenes Verhältnisses noch besitze.“

Louis Angely.

Nun, lieber Leser, was sagst Du zu einer literarischen Rechtlichkeit, welche die Ehre eines Menschen durch eine offenbare, geflissentliche Unwahrheit zu vernichten sucht? Warum sagt das C. Bl., ich habe Beleidigendes geschrieben? Wo ist das? Warum sagt das Conversations-Blatt, ich habe geschrieben: „er soll bezahlt werden,“ da sie doch bei Hrn. A. das Dokument gesehen haben, auf welchem steht, daß ich ihm schon früher, eh' er mich noch mahnen ließ, bereits bezahlt hatte?! Das C. Bl. sagt: „Sa-

phirs Antwort gab Raum zu Vermuthungen.“ Welche? Wie so? Warum äußert Hr. A. nichts davon? Komisch ist es, daß ich die Aeußerung, daß Hr. A. mich fürchtet, gerade zu einem jetzt Todten gesagt haben soll! Ich sage mit König Philipp: „gebt mir heraus diesen Todten!“ Aber gesteht es nur, mein Lord Lester:

„Dieser Mortimer starb euch sehr gelegen.“

Schiller.

Ist das literarische Rechtlichkeit? Ist das Würde? Ist das anständiger Ton?

„Sagt's ihr Steine mir an, redet, ihr hohen Paläste!“

Göthe.

Was werden die Abonnenten des C. Bl. sagen?

Melodie:

„Hier sechshundert und vierzig in Welschland,
Da zweihundert einunddreißig in Deutschland,
Neunzig im türkischen Reich,
Und hundert in Frankreich
Doch in Spanien schon tausend und drei!“

Don Juan.

Ganz schließlich wollen sie mir nun im C. Bl. den Witz absprechen. Halt, meine Herren, das geht nicht, den Witz behalt' ich. Sie haben selbst in Ihrer glorreichen Schrift „M. G. Saphir und Berlin“ meinen „unleugbaren Witz“ bewundert, Sie haben die Güte gehabt, mir das schmeichelhafte Compliment zu machen: „das Ausland hält mich für einen Märtyrer der Wahrheit, weil ich mit Witz auszusprechen wage, was Niemand bisher ausgespochen.“ Daran halt ich mich! nun kommen Sie und widerrufen das auch, indem Sie sagen: „wir zweifeln ob er auch nur die Lacher auf seiner Seite hat.“ Das muß das Publikum entscheiden; ich glaube wohl auch ein Lach-Chor zu haben:

Melodie:

„Darf ich etwa Euer Gnaden
's nächste Mal zum Schießen laden?
Er gönnt andern was, Mosje!
Nun er kommt doch? He? He? He?"

Freischütz.

Aber warum, meine achtbaren Herren, wollen Sie nicht erlauben, daß ich die Lacher auf meiner Seite habe, da ich Ihnen doch erlaube, daß Sie die Weiner auf Ihrer Seite haben?

Es ist fatal, meine Herren, daß Sie mich eigentlich gar nicht besiegen können, denn sehen Sie, bleib' ich nicht auf dem Platze, so haben Sie verloren, bleib' ich auf dem Platze, so haben Sie auch verloren, denn es ist ja Ihr eifriger Wunsch, daß ich nicht bleibe! nicht wahr, mein ehrenwerther Hr. Förster, der Sie mir die Aufenthalts-Karte verlängert haben?! haben Sie die Güte auf die Karte U. a. w. g. zu schreiben, d. h. „Unsre Armee wurde geschlagen!" oder „unsere Absicht wird gewittert," oder „um Angely wird gebalgt;" oder „und an (einen) Wiener giebts," oder „uns Allen Weh geschieht!" oder „und Allen Witz gefällt." u. s. w.

Und somit leben Sie wohl, meine achtbaren Herren, ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir Gelegenheit gaben, ein leselustiges Publikum zu amüsiren, und es zum Theil mir zu gewinnen. Ich rathe Ihnen Selterwasser zu trinken, denn der aufgerührte Staub legt sich etwas stark auf die Brust; dabei machen Sie hübsch Bewegung, damit Sie mit Ihrer Schriftstellerei besser vom Flecke kommen. Entschuldigen Sie, daß ich jetzt nicht länger das unschuldige Vergnügen Ihrer Gegenwart genießen kann; jedoch sollten Sie mir bald wieder die Ehre Ihres Besuches erzeigen, werde ich Ihnen, meine achtbaren Herren, gerne länger Gesellschaft leisten. Vor jetzt Adieu, wenn S: aber wieder auf mich zielen wollen, so geben

Sie acht, daß die Kugel nicht wieder zurückſpringt,
denn:

„Schieß' nicht! ich bin die Taube!"
Agathe.

Die

Runde

des

großen, steinernen Apoll's,

aus dem Thiergarten,

in der ersten Carnevals-Nacht, durch die Straßen Berlin's.

Eine Horrende in drei Currenden,

von

M. G. Saphir.

Sechste und erste Auflage.

Preis: 10 Sgr.

Berlin,

bei L. W. Krauſe, Adlerſtraße Nr. 6.

1829.

Was hör' ich draußen vor dem Thor',
Was auf der Brücke schallen?

Goethe.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE (SAALE)

Gne 2788

Huldigung

an die Bühnendichter.

(In der allerneuesten beliebten Manier, aus dem Schatzkästlein der Preisvertheilungen.)

Haec scripsi non otii abundantia,
Sed amoris erga te.

TULLIUS Epist.

Ueberſetzer!
Federwetzer!
Kunſtverletzer!
Muſenketzer!
Kritikhetzer!
Volksthumſchwätzer!
Weihrauchſchätzer!
Gründergskrätzer!

Was an der Friedrichsſtraßenecke,
In Nummer Hundert vier und ſechzig,
Das Muſenroß, es iſt ein Schecke,
Diktirt dem Geiſt', ſo Dichtkunſt lechzig,
Dem Manne, der ſich dünkt kein Recke,
Auch nimmer hält für einen Hecht ſich,
Das Alles, Euch, ihr Muſenreiter!
Das Alles Euch allein nur weih't er!

Die Dichtkunſt weibiſch iſt, das wißt ihr,
D'rum Poeſie ſie heißt, nicht Poeſer;
Der Dichter iſt ein traurig Whiſt-Thier,
Und öde iſt und bleibet ohn' Aid' er;
D'rum brauchet ihr auch ſtets die Liſt hier,
Die Lober ſucht zu Partner und Compère;

Für's Volk wird Apollo ſtets „jemeener"
Berichten Voſſiſche und Spener!

Teutonen! Enkel ihr vom Herrmann!
Ein Mágyár widmet auch ſein Teutſch!
Fangt mir darob nicht wieder Lärm an;
Als wär' Satyre nichts als eine Peitſch;
Iſt, wenn man brummt, ſogleich ein Bär man?
Iſt man gleich Jungfrau, wenn man jung und maid'ſch?
Man neckt, man ſcherzt, man lacht und beißet um ſich,
Iſt dennoch zart und Leyerfroh und Lieder-ſumſig!

Der Verfaſſer.

Erſte Currende.

— Stay, illusion!
If thou hast any sound, or use of voice,
Speak to me:
If there be any good thing to be done,
That may to thee do ease, and grace to me,
Speak to me.

SHAKESPEARE.

Nur ein Thor bleibt vor dem Thore ſtehen, wenn das Carneval mit aller ſeiner Pracht einzieht in das ſchöne große Berlin, wo man außer Berliniſch noch Franzöſiſch und Deutſch ſpricht, wo die Spree Bier, Sahne und Begeiſterung liefert, wo man vom Theater und von ſich ſelbſt ſpricht, wo Wein und Gemüthlichkeit wächſt, wo meine neun Muſen mit ſieben Stickermam-

sells Schmollis Fiduzit getrunken haben, und wo man, wenn einer meiner Söhne gestorben ist, Beafsteaks mit Preisgedichten und Preißelbeeren verzehrt. Da lassen sie mich d'raußen stehen, und ich komme mir vor, wie das Portrait eines Mannes auf dem Herzen einer Frau, während er nicht im Herzen ist. Da steh ich wie ein Thorschreiber und weiß nicht zu was, da doch selten etwas Erhebliches, noch seltner etwas Passierliches für mich passirt. Da haben sie mich hingestellt aus Sandstein, ein Stein in den Sand, auf der linken Seite, und wenn die Berliner Bühnendichter herausgehen, so sehen sie, daß sie den rechten Apoll nicht kennen.

Die verwahrlosten Straßenjungen haben mir meine drei Schreibefinger abgebrochen, und nun habe ich zwei Hände mit sieben Fingern. Es ist auch ein Glück! denn hätte ich meinen Daumen noch, so würde ich Manchem den Daumen schön auf das Auge setzen! und hätte ich meinen Zeigefinger noch, so würde ich mit Fingern auf meine Marsyasse zeigen, und hätte ich meinen Mittelfinger noch, so würde ich Mittel gefunden haben, die unberufenen Skribenten auszurotten aus meinem Reiche. So aber stehe ich da, das einzige Thier des Thiergartens, und wenn es

ſchneiet, fegen ſie den Schnee grade vor meine Naſe hin in eine Pyramide, und in dieſe Pyramide ſtecken ſie den großen Schnee-Fegebeſen, gleichſam als wollten ſie mir ſagen: „Apoll! es ſchneien jetzt ſo viele Dichter vom Himmel, ergreife doch einmal den Beſen und fege vor Deiner Thüre!“

Letzthin gingen ſogar zwei ſehr elegante Ladendiener, welche doch die Mythologie aus Caffeetüchern kennen, und da fragte Einer den Andern: „Wat is det for een Lümmel, oder is det een Jott?“ — „Ne,“ ſagte der Andere, „det is die ſteinerne Lebensgröße von den Rieſen uf de Pfaueninſel!“

Nun wird mir das Ding zu bunt und da heute Nacht die erſte Carnevalsnacht iſt, will ich ein wenig in die Stadt gehen und die Runde machen.

Als ich an's Thor kam, ſchritt eine lange Dame heran:

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher ſie kam.“

Sie hatte ein italieniſches Geſicht, trug einen ſchottiſchen Mantel, eine deutſche Schlafmütze, und Berliner Pariſer. Ich nahete mich ihr ſitt-

sam und fragte: „Mit wem hab' ich das Vergnügen zu reden?"

„Je sono det Carneval ed io vais nach Berlin." — „Ich gehe denselben Weg, darf ich Ihnen meine Begleitung anbieten?" — Als ich ihren Arm nehmen wollte, sah ich, daß sie etwas unter dem Arme trug; ich wollte es ihr abnehmen, allein sie sagte: „Det is mon unique figlia: Nurmahal." Ich schwieg.

„Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf eines Andern Flur!"

Ich reichte ihr nun meinen Arm und wir zogen ein.

Zuerst begrüße ich dich, du Brandenburger Thor! der du gar kein Thor bist, da du noch keine Thörin hast. Ich grüße dich in Liebe, Victoria da oben, erhaben über jede Thorheit der Zeit; du glorreicher Beweis, daß deutsche Kraft und deutsche Gediegenheit sich nicht in's Französische übersetzen lasse. Möchten doch Alle, die nach Paris gehen, so deutsch wiederkommen und ihren ersten Platz so ausfüllen, wie du! ich grüße dich nochmals und schreite vorwärts. Die Linden strecken ihre kandirten Zweige nach mir aus und ich sehe, daß das Kandiren der kultivirteste Zweig

unſerer Zeit iſt; die Canditoreien ſind im Gange; der Baum der Erkenntniß muß kandirt werden, wenn man die Arme nach ihm ausſtrecken ſoll! In Geſellſchaften kandirt man ſich gegenſeitig mit Redensarten; in Freundſchaft kandirt man ſich mit Verſprechungen; in Liebe kandirt man ſich mit Schwüren; in Zeitungen kandirt man ſich mit Weihrauch; ja wenn man ganz allein iſt, kandirt man ſich mit Eigenliebe. Und da ſich die Blätter gegenſeitig mit Complimenten kandiren, warum ſollen ſich die Bäume nicht kandiren? Freilich ſchmilzt das alles hin an dem Strahle der Wahrheit; dieſer Schimmerfirniß tropft ab und zerrinnt, wenn der Sonne Feuer ihn berührt. — Auch Gasbeleuchtung ſehe ich hier!

„Und ſollt' es dich zu ſeh'n verdrießen,
Mond, ſo ſchließ' die Augen zu!"

Lana wird nun bald in Ruheſtand verſetzt werden, wenn anders die Nachtwandlerinnen nicht dagegen einkommen werden.

Da ſehe ich die ſtreitenden Mächte allegoriſch vor mir. Mondlicht: Türkei; Schneelicht: Rußland; Gaslicht: England.

Doch ich eile weiter; dort tiefer hinab glänzt aus einem einfachen Palais Deutſchlands Sonnen-

licht mir entgegen, und ein Adler hebt den Fittig als Sonnenschirm; und ihm zur Seite schimmert mildes Sternenlicht.

Links seh ich die „Artillerie-Ingenieur-Schule, Stiftung Friedrich Wilhelms des Dritten.“ Da ich und Mars Brüder Jupiterlicher Seite sind, so freue ich mich aller solchen Lebens- und Kriegskräftigen Anstalten. Ich war in der Seele meines Bruders vergnügt über das Vortreffliche, das hier für das Militairwesen, für das Fortifikations- und Belagerungsfach, so gedeihlich gefördert wird, und beschloß Seine Majestät den König allerdemüthigst um Erlaubniß zu bitten, die deutschen Theaterdirektoren in diese Schule zu schicken, damit sie lernen, wie man etwas einnimmt.

Ich eile hinab und sehe inzwischen mit Vergnügen, daß man bei der „Akademie“ immer weiß, wieviel es geschlagen hat und was eigentlich an der Zeit ist. Die Universität auch sehe ich vergnügt und ihren Hof als Zeichen wie Preußens Hof den Wissenschaften vorsteht; und ohne eben furchtsam zu sein, sehe ich doch hier große Geister, und vorzüglich einen Geist sehe ich, wie man ihn auf Universitäten selten findet: den Geist der Studirenden; kräftig, vor-

wärts ſtrebend, ernſt und würdig; nicht angethan mit den Schellenkappen einer zügelloſen Burſchikoſität, und nicht ausgeſtattet mit den werthloſen Rechenpfenningen eines bodenloſen Schwindelgeiſtes!

Da ſtehen die koloſſalen und impoſanten Doppelgänger: Scharnhorſt, Bülow und Blücher! Dich, Dreieinigkeit des heiligen Kampfes, grüß' ich in Liebe! Stumme Herolde preußiſcher Kraft! Bei eurem Leben lebtet ihr in und durch Feuer und Flammen und nach eurem Tode lebt und ſteht ihr durch Rauch! Auf daß zu dem Lorbeer des Krieges ſich der Lorbeer des Geſanges auch füge, habe ich meinem Mäoniden und Barden: Stägemann, in die Seele gehaucht die tyrtäiſche Begeiſterung, daß er, eurer würdig, durch den Klang der kühnen Saiten, euren Ruhm auch melodiſch verknüpfe mit den Heldengeſängen heroiſcher Vorzeit! Doch:

„Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen;
Auf b'ut'ge Schlachten folgt Geſang und Spiel!“

Dort aus dem herrlichen Hauſe, mit der einfachen Inſchrift:

„Friedericus Rex Apollini et Musis.“

tönte Muſik uns entgegen.

Meine Begleiterin ſagte, indem ſie ihren

Arm aus dem meinigen zog: „Heute wird hier mir zu Liebe eine „Redoute“ gegeben; wollen Sie mein Gast sein?“ Ich willigte ein. Bei der Thüre nahm sie Abschied und dankte für die Begleitung. Ich aber trat in den vollen Redouten-Saal. Ich erquickte mich an dem Anblicke des herrlichen Gebäudes, und ich fühlte mich zugleich sonderbar heimisch allhier.

Eine Welt von Masken umfluthete mich und da mich Alle für eine Maske hielten, riefen sie: „J! was wird wohl hinter dem Apollo stecken?!“

Alle bildenden Künste hatten ihre Schulen hieher geschickt. Eine Stickermamsell, als Parze mit der Scheere, drohete einem Schneidergesellen den Lebensfaden abzuschneiden. Ein Schneidergeselle, als Ritter ohne Schurz und Nadel, präsentirte einer Schlächtermamsell, als ochsenäugige Juno, einen ritterlichen Pfannenkuchen. Ein Ladendiener, als Adonis, verfolgte eine Amme als Diana, mit ziemlich fetten Bonbons. Zwei Damen, von dem Anti-Gasbeleuchtungs-System, saßen als Vestalinnen bei Königsberger Klops; und zwei schlanke Geheime-Bart-Abnehmer, als Licinius und Cinna, waren bemüht, für sie eine Flasche Cottbusser zu erkämpfen; und der Bart-Licinius sang:

„Es wird der Freund den Freund
Im Kampfe unterſtützen!“

Aber o Schreck! auch meine neun Muſen fand ich hier! aber nur ich als Apollo konnte ſie erkennen!

Melpomene war als „Criminal-Juſtiz“ da! In den beiden Ohren hatte ſie „Melodram-Bommeln à la Bühnendichter;“ ſie ſtellten Galgen und Rad vor, mit der Umſchrift: „Haut-goût!“ Um den Hals trug ſie eine Kette:

„Chaine des martyres modernes!“

Sie beſtand aus Todtenköpfen von Bürger's „Lenore,“ Goethe's „Fauſt,“ Shakespear's „Richard,“ Kleiſt's „Homburg“ u. ſ. w. Statt Dolch und Maske trug ſie eine Flaſche Kölner Waſſer und eine aufgeſchnittene Zwiebel in den Händen. Statt des Cothurns trug ſie „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ als Pariſer! — Sie nahete ſich mir und pipte: „Ich kenne Dich, Apollo!“ — Ich aber ſagte: „Ich kenne Dich jedoch nicht! Wer biſt Du, wahnſinnig Weib? Du verfratzte Frauensperſon?“ Da kam Thalia als „Lumpenſammlerin,“ und auf ihrem Thespiskarren lagen Anekdoten-Lappen, zerzupfte Zoten, abgeblaßte Witze, Fetzen von Situationen, zerriſſene Mädchenhoſen, zerfaſerte

Redensarten aus dem Vogtlande u. ſ. w., und hinter ihr kam ein Troß von „Stickermamſells“ und „Handwerkern,“ „ſieben Britten“ trugen einen „todten Gaſt,“ ein „verwunſchener Schneidergeſelle“ ſchleppte einen „Prinzen von Piſa,“ ein „Hahn im Korbe“ ſchrie ſein „Kickeriki“ auf „Staberl-Robinſons“ Leichnam u. ſ. w.; und Thalia ſagte in dem Tone der gemeinſten Hökerfrau zu mir: „Ich kenne Dir! immer Derjenichte welcher!“ Ein Schauder ergriff mich, ich wollte entfliehen; da kam Euterpe als:

„Klempner und Spielwaaren-Fabrikant.“

Zu großen Opern trug ſie „Hammer und Glocke,“ das „Ambosſpiel,“ Poſaunen und Hörner. Zu kleinen Opern „Kinderklappern,“ „Queerpfeifen“ u. ſ. w. Sie ſchleppte ein muſikaliſches Automat hinter ſich her, welches mit der Kehle „Rhode's Variationen,“ mit der Zunge die „Barcarola,“ mit den Lippen den „Kuß von Jäger“ zugleich ſang, mit dem Kinn als Metronom den Takt dazu ſchlug, und mit den Schritten zu gleicher Zeit eine große Scene aus der „Semiramide“ dramatiſch vortrug. Statt der ihr heiligen Nachtigall jodelte ein Tyroler Bauer auf ihrem Bruſtſchilde. In dem rechten Arme trug ſie ein Wickelkind, dem die Amme ein Süppchen eintrichtert, und welches mit der

rechten Hand Hummel's Compositionen vom Blatte spielte, und mit der andern Hand eine Oper von Scribe übersetzte. Sie nahete sich mir und fragte: „Kennst Du mich? ich bin Euterpe!“

„Bin ich Apollo oder nicht?!“ rief ich in halbem Wahnsinne aus, „ja du bist Apollo!“ — rief eine Gestalt wie ein Ausrufungszeichen (!), indem sie ein Bein wie eine Wagendeichsel emporhob, es mir bis unter die Nase steckte — „und ich bin Terpsichore!“

Ich sah die Unglückliche an, sie bestand aus weiter nichts, als aus einem Gesichts-Futteral zu einem Lächeln, und an diesem Lächeln hingen ein paar Beine, die sie bald wie einen Zirkel drehen, bald wie ein Deutholz vorspreitzen und bald wie ein Storch damit klappern konnte. In der rechten Hand hielt sie eine Jostische Bierflasche mit der Etiquette:

„Esprit de Maitre du Ballet“

und in der Linken ein Achteck aus Menschenknochen, mit der Umschrift:

„Grazie des neuesten Tanzes.“

Ich stürzte fort und verlor mich, wie der Walzer im Freischützen, zwischen die Menge. Ich

drängte mich in die Kredenz. Eine Maske ſchrie unaufhörlich:

„Italieniſchen Sallat, italieniſchen Sallat!“

Ich erkannte an der Sprache, daß es die „Stumme von Portici“ war. Eine andere Dame trat heran und wollte ſie verdrängen, es war Mad. Nurmahal; ihr folgte Monſieur Alcidor als göthiſche Sentenz:

„Hammer oder Ambos muß man ſein!“

Der Geiſt der Zeit kam als „Nachtwandler“ und trank nichts als Mandelmilch. Ich ließ mir einen Pfannenkuchen geben, brach ihn auf, da ſprang mir ein Bühnendichterchen entgegen, wahrſcheinlich war er zwiſchen den Korinthen mit hinein gekommen. Bühnendichter verjagen mich doch immer! rief ich aus, und verließ die Redoute. In der Vorhalle ſtand Spohrs „Fauſt“ und ſein „Berggeiſt“ und Maurers „Aloiſe,“ und baten mich um meine Contremarque, weil ſie gar zu gerne dieſes Haus einmal ſehen möchten; ich aber ſagte:

„The earth hath bubbles, as the water has,
And these are of them!“

Hiermit wandelte ich weiter, und machte dem Erz-Krieger Blücher mein Kompliment. Ich fand daß hier „Compoſition,“ „Aufführung“ und

„Sonſtiges" ſo vortrefflich iſt, daß der „Berliner Courier" in Verlegenheit geriethe, wenn er in dieſen ſeinen Favorit-Rubriken einen Witz über dieſelben machen müßte.

Nun begrüß ich dich in liebender Ehrfurcht, Königliches Palais; du ſiehſt die milden und erhabenen Auguſte und Cäſare in deinen hohen Hallen! Hier wohnt er:

Er, der ein Richter und ein Vater iſt,
Der auf dem Thron' die Hütte nicht vergißt,
Er, der ein Blitz dem Feinde;
Er, der ein Licht dem Freunde;
Er, der ein Held als Krieger,
Jedoch ein Kind als Sieger;
Er, der die Kunſt, die Wiſſenſchaft
Aus dürrem Sand emporgerafft,
Daß ſie, ein Baum am friſchen Strom,
Die Zweige heben in des Himmelsdom;
Er, der Sein und der Gedanken Reich,
Befrei't, beglücket und beſchützt zugleich!

Ich trat zum großen Portale hinan, da riefen die Wachen: „Halt, wer da? stand, and unfold Yourself!" und ich antwortete mit Bernardo:

„Long live the King!"

„ich bin Apollo, ein alter Bekannter und guter Freund des Hauſes, ſeit dem großen Ahnherrn. Ihr aber Freunde, geht nach Hauſe, Euer König bedarf keiner Wache. Stehen doch die Wünſche und Gebete ſeiner Unterthanen wie ſchützende

Engel um seinen Thron.“ Ich warf noch einen gerührten Blick nach den Fenstern empor, und schritt sachte hinunter. Beim Zeughause freute ich mich, daß die Rüstungen im Zeughause sind, daß aber das Zeughaus nicht in Rüstung ist. So war ich auch an die Schloßbrücke gekommen, die so gefällig war, mich mit über die Spree zu nehmen, und die wie die Produkte der jetzigen Musageten von dem dreifachen Zeitmaaße, weder in die Höhe, noch in die Tiefe, aber destomehr in die Breite gearbeitet, die aber den Vorzug hat, daß bei ihr die Breite Tugend ist. Ich nahete mich dem Lustgarten, welcher seinen Namen so trägt wie das jetzige Lustspiel, das heißt: wer die Lust mitbringt, braucht nur auf das Spiel zu verzichten und er hat ein Lustspiel.

Doch was sehe ich! Links ein neues Museum und rechts die Börsenhalle!

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen,
Es führt kein and'rer Weg nach Küßnacht!“

Es ist natürlich, daß bei einer Börsenhalle ein Museum seyn muß, denn bei jeder Börsenhalle wendet sich die Muse um, das macht ein Museum. Ich wollte die Inschrift des Museums lesen, allein da ich fürchtete, daß eine Winter-

nacht zu kurz dazu sei, indem ich nicht deutlich sehen konnte, wie viel neue Postmeilen sie lang war, so stellte ich das Lesen ein, und begnügte mich die Säulenhalle zu betrachten, indem ich die Hoffnung hegte, daß in dem Museum selbst eben solche Säulen der gelehrten Welt prangen werden. Wahrhaft vergnügte mich der imposante Anblick des herrlichen Gebäudes und leicht tröstete ich mich über die Miniatur-Adlerchen auf demselben. Mein Gott! sie sind ja erst ein paar Monate alt, und werden gewiß noch wachsen.

Es war grade Mitternacht, als ich einen Blick in die Börsenhalle warf, und ein Schauspiel ganz eigener Gattung bot sich mir dar.

Die Geister aller gefallenen Kaufleute halten nämlich um die Stunde der Gespenster hier ihre Börse.

„Hört ihrs brausen nun zur Nacht?
Das ist Schlacht!
Roth wie Blut
Sind die Säle,
Das ist nicht der Bälle Glut!
Welch Getrappel,
Zimmer auf!
Dumpf rollt auf!
Kreisend gehn die Staatspapiere
Durch der Sucher Glanzreviere,

Von dem Fenſter bis zur Thüre;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Blicke, Finger krachen.
Thaler, Dukaten,
Solo's und Tratten,
Werden verhandelt,
Werden verwandelt;
Makler ſchwitzen
Unter Mützen.
Alles handelt, feilſchet, ſchachert,
Um den Groſchen wird geprachert.
Durch der Wechsler lange Kette
Um die Wette
Fliegt ein Wechſel-Stempelbogen,
Gleich à vista angezogen.
Schnell kömmt ein Rentier angeflogen,
Der Prozenten gierig ſucht u. ſ. w."

Die Geiſter der gefallenen Kaufleute waren dick und fett, kurz ganz wie die Seligen. Sie waren gar nicht wie andere Geiſter, ſondern ſie aßen und tranken, ließen ſichs wohlſchmecken und machten prächtige Häuſer. Warum auch das nicht? hat es doch Fälle gegeben, wo Künſtlerinnen gefallen ſind und nachher noch herrliche Häuſer gemacht haben.

„Hier in dieſen heiligen Hallen,
Kennt man die Rache nicht,
Und iſt ein Menſch gefallen,
Gewinnt ſein Tiſch noch ein Gericht!"

Es ist ganz natürlich, daß man nach einem bedeutenden Falle nicht zu Fuße gehn kann und in Equipage fahren muß, besonders wenn man sich mit seinen Creditoren noch nicht gestellt und noch nicht gesetzt hat; und nach einem solchen Falle fährt man gewöhnlich gut. Auch Geister gefallener Juden waren hier, die nun nachdem sie durch Börsenpapiere fielen, auch durch Parnaßpapiere fallen wollten. Ein solcher todte Gast erblickte mich und wollte von mir einen Fallschirm; ich lief was ich laufen konnte, er hinter mir her, bei dem Bade an der Friedrichsbrücke holte er mich ein und schrie: „einen Fallschirm, einen Fallschirm!" ich sagte „in balneis salus!" tauchte den gefallenen Geist in die Spree und siehe da, er war nicht mehr so trocken als vorher. Ich eilte über die Brücke hinüber und sah links in der Entfernung das Schloß, in in welchem S. H. der Herzog Carl wohnen, und da ihn Mars und ich mon bijou nennen, führt der Platz mit Recht den Namen:

Monbijou-Platz.

Zweite Currende.

„Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes ſchönes Kind.
Grüß Dich, Jungfrau! — Dank der Ehre,
Wart', ich komme gleich hinaus. —
Und wer biſt? — Volkens Göre,
Und dies iſt Thaliens Haus."

En passent ſah ich in das Hôtel garni hinein, in welchem ſo eben der „Sonntags-Verein" ſeine Sitzung hielt. Mich freuten die humoriſtiſchen Käutze, die hier zuſammen ſaßen und das Eulenſpiegelbild als ihren Schutzpatron betrachteten und die in „ungeheuerer Ironie" ſich gegenſeitig „Ariſtophanes, Lucian, Oedip, Solon u.

ſ. w.“ nennen. Sie componiren und dichten, und wenn etwas ganz ſchlecht iſt, ſo rufen ſie:

„Himmliſch! Vortrefflich! Einzig!“

worauf der den es trifft, traurig von dannen ſchleicht. Dieſe harmloſe und pikante Art gefiel mir. Als ich hineintrat, fragte mich das Haupt: „Was wollen Sie haben?“ Erſchrocken erwiederte ich: „Nichts!“ und Alle antworteten: „Das können Sie bekommen!“ Einige gar nicht üble Sachen wurden vorgetragen, Muſik gemacht und zuletzt blos conſervirt. Es wurde eben beſchloſſen, in der Faſtnacht Eulenſpiegels Wiegenfeſt zu feiern und ich wurde eingeladen, ein Programm zu dieſem Feſte zu entwerfen, allein

„sokt! methinks, i scent the morning air!“

Ich mußte eilen und zog die neue Friedrichsſtraße hinab.

Nicht ohne innige Freude beſuchte ich die eben jetzt hier ſtattfindende General-Verſammlung der „Geſellſchaft der Freunde.“ Ein Verein, der eben ſo angenehm als zweckmäßig und wohlthätig iſt. Es iſt mit dieſem eine Reſſource und Ball verbunden. Mehr aber als dieſes, ziert ſie der menſchenfreundliche Sinn der Stiftung und die damit verbundenen edlen Zwecke. Es ſtehen würdige Männer an der Spitze, welche die Seele

der Gesellschaft in Energie und Thatkraft erhalten.

Auf den Bällen soll allda ein ausgezeichnet schönes Geschlecht auch eine „Gesellschaft der Freundinnen" bilden. Da möchte man sich gerne ein-freunden.

Bei der Kunowsky-Brücke erinnerte ich mich, wie recht es ist, daß Schiller in der „Theilung der Erde" sagt:

„Der König sperrt die Brücken und die Straßen!"

und wie recht es von den Königen ist. Denn wenn ein Anderer einmal eine Brücke baut, sind am Ende doch wieder König und Staat die Pfeiler, welche die Brücke tragen sollen. So wie am Ende alle mit großem Gepränge unternommene Privatanstalten, nur durch König und Staat gehalten werden müssen.

„Die Sterne lügen nicht, das aber ist geschrieben
wider Sternenlauf und Schicksal!"

Auf dem Alexanderplatze stand ein sehr schönes, mir ganz unbekanntes Gebäude. Vergebens sann ich nach, was es wohl sein könnte. Ein Nachtwächter erwiederte auf meine Frage, daß es ein „Volkstheater" sei, ich aber glaubte, er rede aus dem Schlafe. Ich fragte den Nachtwächter, ob er mir kein Entreebillet verschaffen könne; allein er meinte, wenn

ich keine Actie hätte, könnte ich blos als Claqueur hineinkommen.

Ich verwandelte mich plötzlich in einen Actionnair, und befand mich inmitten des schönen und angenehmen Hauses. Ich wollte mich auf die erste Parquetbank setzen, allein der Sperrsitz warf mich immer herunter. Vergebens sagte ich ihm erst deutsch, dann französisch, dann englisch u. s. w. Worte der Freundschaft, er duldete mich nicht.

In der Parquet-Prosceniumsloge, rechts vom Publikum, war Kunst-Generalversammlung aus den hier gangbaren Stücken.

„Der Schwabe in Berlin" als technischer Direktor; der „kleine Matrose" als Regisseur; „Staberl in höhern Sphären" als General-Prokureur; der „Kalkbrenner" als Theaterdichter; „Jocko" als Dramaturg; „Welcher ist mein Vetter?" als Billetverkaufer; der „Schauspieldirektor" als Garderobier; die „Mitschuldigen" als Theaterärzte; die „Ehemänner als Junggesellen" als Enthusiasten; die „Verwandschaften" als Logenschließer; die „glückliche Täuschung" als Dekorateur; und der „Verschwiegene wider Willen" als Rezensent.

„Staberl in höhern Sphären" nahm das Wort und sagte: da aus der Bibliothek die „weiße Dame" und die „Italienerin in Algier" abhanden gekommen; in deren Lücke aber der „weibliche Husar" und „blind geladen" gestellt worden, so schlage er eine „Reise nach der Stadt" vor, um entweder die „Fee aus Frankreich" an sich zu bringen, oder sonst die „Sängerinnen auf dem Lande" aufzusuchen. Dagegen lehnten sich „die Wirthshausrechnungen" auf und meinten, man müßte eher an „die Beichte" denken, denn „der Untergang der Welt" könnte bald da sein. „Richard Wanderer" und mit ihm „die Seelenwanderung" meinten, es müßte durchaus „die neue Frauenschule" heran. Vergebens erinnerten die „Mitschuldigen" an den „Strich durch die Rechnung" und an den „Neujahrstag der armen Leute!" Da meinten aber die „Klatschereien," man müsse blos französische Stücke bringen, aber „geschwind, eh' es Jemand erfährt."

Ich freute mich über die Lebhaftigkeit dieser Bibliothek; ich war aber eben im Begriffe einzuschlafen, als ein Lärmen im Parterre mich störte.

Es waren zwei Freibillette die sich zankten. Das eine Freibillet pochte, (die Freibillette nehmen nämlich Abends ganze Gestalten an) das andere klatschte. Das Pochende sagte: ich thue meine Schuldigkeit; das Klatschende sagte: ich thue auch meine Schuldigkeit! — „Wer hat Dich hereingeschickt?" — „Der Bühnendichter N.!" — „Nicht möglich! denn derselbe hat mich heute zu seinem Stücke herein geschickt um zu klatschen." — „Ja, mich hatt' er gestern (da von einem andern Bühnendichter ein Stück gegeben wurde) hereingeschickt, ich solle pochen, ich fand gestern keinen Platz und poche heute!"

Unter lautem Lachen verließ ich das Haus, zahlte mit Vergnügen Austrittsgeld und stieg der Königsbrücke zu,

Ich sah hinab in die Fluth, da erblickte ich einen männlichen Leichnam unter der Brücke stehen. Ich stürzte mich hinab und holte ihn hervor. — Ich erkannte ihn auf den ersten Augenblick; es war: der gute Geschmack! Er war nicht sowohl ertrunken als im Schlamme erstickt. Ich versuchte Alles, um ihn durch die stärksten und vorzüglichsten Geister in's Leben zurückzurufen. Vergebens hielt ich ihm Shakespear's Werke unter die Nase;

vergebens zauberte ich Arien von Mlle. Schechner vor ſeine Ohren; kein Lebenszeichen! Ich unterſuchte ſeine Taſchen und fand die traurigen Motive ſeines Selbſtmordes: Ein Blatt der Berliner Staffette *), ein Abonnements-Billet zu Herrn v. Holtei's Vorleſung der „Sickingen" von Herrn Rellſtab **), und den deutſchen Dialog aus der „Stummen von Portici."

Ich weinte einige Thränen, lehnte den todten guten Geſchmack oder den guten todten Geſchmack an die Lehne der Brücke. Doch von allen Vorübergehenden erkannte ihn keiner; ich packte ihn alſo auf meinen Rücken und ſchritt davon.

Ich trug ihn nun in „Fauſt's Wintergarten," allein trotz der ſchönen „Pomeranzen-Beleuchtung," trotz der Erinnerung an die „Treibhausblumen" von Adalbert vom Thale, erwachte der gute Geſchmack dennoch nicht! und ich war genöthigt, ihn wieder Huckepack mitzunehmen.

---

*) In Berlin ſoll ein Blatt unter dieſem Namen erſcheinen.
Anmerkung für die Berliner.

**) In Berlin ſoll ein Rezenſent ſo heißen.
Anmerkung für die Berliner.

Im Lagerhause erholte ich mich von meinen Leiden. Wahrhaft Apollonische Atteliers öffneten mir ihre Zaubergestalten. In den Stein haben sie Seele und Leben gegossen und dem harten Stoff gewannen die weichste Form sie ab. Hier durchströmte mich ein freudiger Stolz auf meine Berliner Meister überhaupt, und aus dem schönen Künstler-ABC stand besonders das R, S-S, T und W, (Rauch, Schadow, Schinkel, Tieck und Wach) vor mir, umgeben von allem Herrlichen, was sie geleistet. Heiter verließ ich dieses Haus und schritt, noch stolzer erregt, zwischen Berlins Schutz und Berlins Stolz, zwischen dem „Stadtgerichte" und dem „Kronprinz von Preußen," mit hochaufschlagendem Herzen durch.

Ich stieß bald darauf mit meiner Nase an die Nase des Rathhauses, die ihre Nase in die Straße hineinsteckt. Ich konnte nicht begreifen, wie hier nicht alle Tage irgend ein Unglück geschieht und warum sich grade ein Rathhaus dem Rathe: „Der gerade Weg ist der beste," in den Weg stellt.

Eben so wenig konnte ich begreifen, daß noch viele Bewohner dieser Straße kein Trottoir gelegt haben. Es geschieht dies aber blos aus

Geſelligkeit, denn ſie ſehen, daß durch die ſchmalen Trottoirs die Geſelligkeit geſchmälert wird; wo aber keine Trottoirs ſind, können doch noch zwei Perſonen Arm in Arm wandeln, und bricht man auch ein Bein, ſo geſchieht es doch an Freundes Hand und man fällt ſogleich auf ein Pflaſter.

Da ich wußte, daß in der Königs-Straße Gasbeleuchtung war, ſo nahm ich mir eine kleine brennende Handlaterne mit, um nicht ganz im Finſtern zu tappen. Das Gaslicht iſt noch kindiſch und ſpielt die ganze Nacht Verſteckens. Uebrigens ſind dieſe Gaslaternen gute Menſchen, man mag ſie ſchrauben wie man will, ſie ſpeien doch nicht Feuer und Flammen.

Es iſt, wie ich höre, der Vorſchlag gemacht worden, aus wildem Ambra Gas zu beleuchten; aber es liegt noch ſo in fernem Dufte. —

So war ich bis an die lange Brücke gekommen. Da ſtand der große Churfürſt, der mit Recht „der Große," heißt. Ich machte eine ehrfurchtsvolle Reverenz und bat demüthigſt, S. D. möchten den Mund öffnen, denn ich möchte ein ſchlechtes Gedicht, welches man Ihm in den Mund legte, herausnehmen und S. D. davon befreien. Der

Hohe Selige zeigte mit dem Finger nach der sternbesäeten, runden, tiefblauen Himmelsscheibe, und sagte: „Das dort oben ist meine Runde! Da wandle ich im Chor der Seligen und sehe verklärt herab auf meine tugendhaften Enkel.“

Mit heiliger Scheu neigte ich das Haupt; da fielen mir die vier Sklaven in's Auge, und ich rief entrüstet dem Einen, den Herr Förster den Demagogen nennt, zu:

„Du in royalistischer Butter weichgekochter Demagoge du! Stehest du auf der Brücke hier um zu sehen woher der Wind bläst, und den Mantel darnach zu hängen? Du kamäleontisches Nichts? Du Schatten einer Null und Spiegelbild einer geträumten Niete! Was unterstehest du dich, dich zu drängen in den hohen, weisen, ehrfurchtsgebietenden Staatsrath?“

„O Demagoge! Sie jammern mir!“

Die Figur winselte: „Ach, gnädigster Apollo! Ich war mein Lebtag kein Demagoge, ich bin auch jetzt kein wattirter Patriot.“

„Ja,“ unterbrach ihn der andere Sklave, „ich soll ein Obscurant sein und ich stehe doch mitten in der Gasbeleuchtung! Ein Obscurant! Das ist so ein Ding, von dem man nicht weiß ob's Courant oder Münze ist!?“

„Nein, mein Herr Bonze,
Ich bin von Bronze!“

Ich mußte laut lachen über dieſe Expectoration, kneipte dem Quaſi-Demagogen in die Backen und ſagte:

„Neeſchandeller, machen Sie mir nicht graulich!“

„Und wer, daß ſich das zugetragen
Nicht glaubt, mag den Kurfürſt ſelber fragen.“

Als ich nach dem Schloßplatze kam, überließ ich mich dem erhabenen Eindrucke, den das Königliche Schloß hervorbringt. Ehrfurchtgebietend und ernſt, großartig und ſolid-majeſtätiſch, wie Preußen ſelbſt, ſieht es würdig und ſtill den Staunenden an. Aus den Zimmern des Kronprinzen ſchimmerte noch Licht herab. Ich ſah ihn nach den, dem allgemeinen Beſten gewidmeten Mühen des Tages, nach ſchweißgetränkten Siegen in Mavor's Feldern, meine Muſen lieben, pflegen und ſchützen. Dankbar weilte ich hier unter dem Fenſter eines Prinzen, der Wiſſenſchaft und Kunſt, Geiſt und Witz eben ſo liebt, als er von ihnen geliebt wird, und den kein glänzenderer Stern auf als in der Bruſt ſtrahlt.

Ungerne riß ich mich los, doch ich mußte. Da iſt links die Buch- und Muſikalien-Handlung

von „Cosmar und Krauſe“ *) ſammt der Bühnendichter-Anſtalt und rechts der Droſchken-Platz. Beide gleich triftige Beweiſe, mit welchem Sturmſchritt man jetzt in jeder Hinſicht vorwärts kömmt. Ich ſtellte den getödteten Geſchmack in die Mitte dieſer beiden Anſtalten, um zu ſehen, auf welche Seite er fällt, und ſiehe da, er blieb ſchnurgerade ſtehen.

Ich trat auf eine Droſchke zu und ſagte: „Ich habe hier ein Stück geſchrieben:

Pizlipuzli,
der ſechsmal geräderte, zweimal gehängte und dennoch unſchuldige Ameiſen-Eier-Dieb.
Ein Melodram in 16 Aufzügen.

Kann ich Bühnendichter werden?“

Die Droſchke ſagte: „Sie irren Ihnen! Det is da drüben!“

Beſchämt ſchwankte ich vorwärts nach der Schloßfreiheit. Da war neben der „Strumpf- und Garn-Fabrik“ die „Laueſche Buch- und Muſikalienhandlung.“ Ich trat in die Buchhandlung. Auf dem Pulte ſah ich ein

*) In Berlin heißt eine Buchhandlung ſo.
Anmerkung für die Berliner.

Blatt der „Berliner Staffette“ und ich fragte in Gedanken: „Können Sie mir nicht grobe Winterſtrümpfe und Socken zeigen?“

Der junge Mann lachte und ſagte: „Da müſſen Sie nebenan gehen!“

Neuerdings beſchämt durch meine Zerſtreuungen, verließ ich die Buchhandlung, trat in die Strumpf-Fabrik und fragte in Gedanken: „Werden hier die „Berliner Staffetten“ geſtrickt?“

„Da müſſen Sie nebenan gehen!“ lächelte die Dame. Ich ſtürzte ganz zerſtreut heraus und ſchlug meinen Weg über die Schleuſenbrücke ein. Bei dem Intelligenz-Comptoir geſellte ſich eine Frauensperſon zu mir; es war die Lokal-Muſe, die im Intelligenzblatte „einen Dienſt für Alles“ ſuchte. Ich machte, daß ich davon kam, und erholte mich erſt wieder, als ich vor einer breiten, großen Treppe ſtand. Es war das Königliche Schauſpielhaus. Die Bühnendichter, die hier ihre Produkte anbringen, können alſo mit Recht ſagen: ihre Papiere ſind geſtiegen.

Ich ſtieg hinauf und meine neun Muſen vom Plafond waren freudig überraſcht. Ich fand ſie wohlgenährt und munter, bis auf Terpſichore, die über den Verluſt ihrer ſchönſten

Tochter: Mad. Hoguet-Veſtris, Trauer trug, und deßhalb mit blauangelaufenen Balletten erſchien. Thalia erzählte mir von Raupach, daß er ſie wohl bewirthe und ſich ihrer annehme u. ſ. w.

Mir ward es in dem freundlichen Hauſe recht wohl. Polyhymnia erzählte mir auch, daß franzöſiſche Vaudevilles da gegeben werden. Es ſind aber Garcons, die kein Haus machen; ſie werden daher auch nicht beſucht, obwohl manches ſchöne Talent, ja ſogar manches ſchöne Mädchen in der Geſellſchaft iſt.

Euterpe führte mich in den Conzertſaal. Ein herrlicher Saal, ein wahrer Apolloſaal. Nur iſt kein Zimmer für die Mitwirkenden, und ſie müſſen hinter einer ſpaniſchen Wand ſitzen. Das Publikum ſucht oft Vorwand, dahinter zu kommen.

Als ich dies Theater verließ wieherte mein Pegaſus auf dem Dache dieſes Hauſes. Ich aber ſagte: „Beſſer ein Zugſtück im Hauſe, als ein Pegaſus auf dem Dache," und ging Fürbaß in die Mohrenſtraße. Beim „engliſchen Hauſe" war es ſehr lebhaft. „Vorleſungen" und „myſtiſche Nächte" (unter Letztern ſind nicht etwa Gasperiniſche Bälle zu verſtehen) wechſelten hier ab. Ich ſtellte meinen „guten Ge-

ſchmack" zwiſchen dieſe Beiden, er blieb ſchnurgerade ſtehen. Da ich Gaukeleien nicht liebe, ging ich ſchnell in die Friedrichsſtraße, bis an die Behrenſtraßenecke.

Da wohnt „Saphir und Berlin," den Kerl muß ich beſuchen. Ich ſtieg zur Belle-Etage empor. Ein Jockei fragte: „Zu wem wollen Sie? — zu Herrn Saphir. — Wen hab' ich die Ehre anzumelden? — Mein Name iſt Apollo." —

Dritte Currende.

„Matt von Kriegen, matt von Kämpfen,
Lag der Cid auf ſeinem Lager,
Denkend an die nahe Zukunft,
An Gefahren der Ximene;
Als er neben ſich am Bette,
Leuchten ſahe, welchen Glanz."

Der Cid.

„Apollo?" hörte ich in einen dumpfen Baß ſingen; „gewiß ein Schauſpieler, der hier gaſtiren will! um Mitternacht ſelbſt hat man keine Ruhe!"

Ich war indeſſen ſchon in's Zimmer gedrungen, in welchem „Saphir und Berlin" am Schreibtiſche ſaß; ein Warſchauer Schlafrock umfloß die edle Geſtalt.

„In der blonden Locken loſes Schweifen,
Waren junge Roſen eingeſtreut."

Eine goldne Brille ruhete auf einem soliden Nasensockel und der Mund war für kleine Worte nicht gemacht.

Er erhob sich: „Apollo? Schauspieler? Vorleser? Herkules? Taschenspieler? es hält sich jetzt jeder für Apollo!“

„Entschuldigen Sie, Herr Saphir und Berlin,“ sagte ich; „ich bin der rechte Apollo, zum Beweise: schau!“ —

In demselben Augenblicke stiegen die Büsten „Schillers und Jean Pauls, Göthe's und Klopstock's, Wieland's und Herder's“ von den Bücherrepositorien, und in ihren Augen funkelte es und ihre Züge belebten sich. Und aus dem Bücherschranke kamen Shakespear und Milton, Petrarca und Rousseau an mich heran, und Mozarts und Beethovens Bildnisse neigten sich aus dem Rahmen, und das Bildniß der Mlle. Schechner tönte hell, wie die Memnons-Säule, und Friedrich der Große auf seinem Pferde wurde um einen Zoll höher. —

Da trat Saphir und Berlin auf mich zu mit Ehrfurcht. Da sagte ich noch einmal: „schau!“ und aus seinem Bücherschranke fielen alle neuen Theaterstücke, Almanache und Operntexte heraus und zerfielen in Zunder!

Saphir und Berlin trat immer näher, und noch einmal rief ich: „ſchau!“ und berührte mit meinem kleinen Finger die Anzahl der Viſitenkarten im Spiegel, und von allen den Dichtern, Muſikern und Künſtlern ſprangen nur ſechs heraus und ſtellten ſich zu meiner Rechten; da rief Saphir und Berlin.

„So viel vermag kein Menſch!
Dich hat der höchſte Gott geſendet!“

Ich ſagte: „Lieber S., Dein Ruf iſt ſogar bis zu mir vor das Brandenburger Thor gelangt, denn die Broſchüre „Saphir und Berlin“ war doch blos für's „Ausland“ geſchrieben. Ich habe viel gehört von Deinen Kämpfen und Siegen, und bitte Dich, ein Bischen meine Stelle im Olymp einzunehmen, um alle Dichter, die mich beunruhigen, zur Ruhe zu bringen.“

Saphir und Berlin aber ſprach in ungeheurer Ironie:

„Wie kann ich ſolcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechtes!?“

Und ich erwiederte:

„Eine reine Jungfrau
Vollbringet jedwedes Herrliche auf Erden!“

Aber erwiederte Saphir und Berlin: „mein Courier! meine Schnellpoſt!“ — Die will

ich indeſſen redigiren und ganz deine Stelle einnehmen, Du aber gehe indeſſen für mich die Runde durch, und halte morgen für mich die Dichter-Audienz ab. Saphir und Berlin ſprach:

„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden!
Die hier gedienet iſt dort oben groß!“

Wir tauſchten ſchnell unſre Kleider; Saphir packte den todten guten Geſchmack auf ſeine Schultern, und ſagte, indem er ſich von mir wendete: „Nun habe ich den guten Geſchmack im Rücken!“ Er ſtieg die Treppe hinab und ich blieb als „Saphir und Berlin“ zurück.

Ich will nun zuerſt meine Leiden als „Saphir und Berlin,“ und ſodann Saphirs Leiden als „Apoll“ erzählen.

Des Morgens um ſieben Uhr wurde ich von einem heftigen Klingeln aufgeweckt. Der Jokei kam herein: „Herr Dr.! Manuſcript für den Courier! aber gutes!“ Ich ſprang entſetzt aus dem Bette und ſchrieb etwas für den Courier. Rix! da klingelt es. „Herr Dr.! ein Poſtbrief! vierzehn Sgr.!“ Es war ein Manuſcript von ***, zwei Bogen ſtark und geſchrieben wie mit einer Sägemaſchine! ich überſtand es. — Rix! da klingelt es wieder!: „Herr Dr.! eine Zuſtellung vom Stadtgericht! in Sachen Bühnendichter!“ Der ver-

trabte Saphir! ſagte ich, „der hat gewiß wieder laue Wahrheit gedacht und ſpitzig genieſ't!“ — Nix! da klingelt es. „Herr Dr. die Correktur!“ ich armer Apollo mußte nun 1½ Bogen voll abſcheulicher Druckfehler korrigiren! — Nix! ſchon wieder die verdammte Klingel! „Herr Dr. die Stadtpoſt!“ Ein anonymer Brief, kurz aber witzig: „Herr Redakteur! Sie ſind ein Eſel! wie unterſtehen Sie ſich zu ſagen das Stück, *** iſt ſchlecht? Sie ſind ein Eſel! Ihr Freund N.“

Es iſt doch eine ſchöne Einrichtung! dachte ich. Nix! es reißt an der Klingel: „Herr Dr. die Frau Geheimräthin X. läßt ſich die Ehre auf Dienſtag zu Thee und Spiel erbitten, Sie möchten aber Witze mitbringen.“ — Wenn ich nur wüßte wo er ſie liegen hat! — Nix! wahrhaftig es klingelt: „Herr Dr. ein Fremder!“ — Es war ein Menſch, der eine Jägerſtelle ſuchte, zuerſt aber noch verſuchte, ob er Schauſpieler werden könnte, und ich ſollte ſein Talent prüfen. Bevor ich's wehren konnte, ſchneidet er mir den Jaromir vor. Endlich geht er. Nix! „Herr Dr. der Schauſpieler, den Sie geſtern ſo herunttergeriſſen haben, wünſcht Sie unter vier Augen zu ſprechen!“ — Ich ließ ihm ſagen,

wenn er nicht ginge, so werde ich ihn die Treppe hinabfallen lassen. — Rix! es klingelt.

„Hr. Dr.! der Filzsohlenmacher in der Stallschreiberstraße wünscht ein Gedicht auf seine Produkte, aber bis Morgen!“ Kaum war der fort: Rix! da klingelt es: „Herr Dr. dem Schustermeister Star ist seine Frau gestorben, ob der Herr Dr. nicht die Ankündigung so mit einem Witz für ihn schreiben wollten.“ — Rix! da klingelt es! Ein Weinreisender als **Bel Esprit** wünscht **Saphir** in Berlin kennen zu lernen.“ So war der Mittag heran gerückt, ich ging zu * * * Z essen. Ein Paar junge Menschen aßen, und zwischen jedem Bissen: „Bauer!“ „Crelinger!“ „Theater!“ „Sontag!“ „Crelinger!“ — Ich lief nach Hause. Es war „Saphir und Berlins“ Besuchzeit, von 3 — 5! Eine Choristin, die Solosängerin werden wollte, glaubte ich könnte ihr dazu verhelfen, und kokettirte mit ihrer Gestalt, die man an einem östreichischen Fastentisch hätte essen dürfen, ohne gegen Fleischverbot zu sündigen. Ein Student wollte mir ein Trauerspiel vorlesen. Einem Taschenspieler sollte ich eine Anrede machen. Zu einem Polterabend sollte ich eine Idee hergeben. Einem Durchreisenden sollte ich mich in's Stammbuch schreiben.

Ein Anderer wollte Mitarbeiter werden, und meinte, wenn er etwas im Kopfe habe, hätte er die besten Einfälle.

So kam die Theaterzeit heran, ich ging auf das „Dr. Debet" Billet in's Theater. Gegeben wurde „der todte Gast," von L. Robert; „die Landparthie," von Fr. Tietz und „die arme Molly," vom Baron v. Lichtenstein. Ich war mit diesen drei Stücken ganz allein im Theater. In Verzweiflung rutschte ich auf allen Sperrsitzen herum, und bald hätte ich Apollo an die Landparthie „als todter Gast" Theil genommen. Ich mußte aushalten, um den „Courier" zu schreiben. Ich that es und legte mich matt und müde ins Bett. Rix! da klingelt es. „Herr Dr., der Setzerbursche hat das Manuscript verloren!" Ich mußte aus dem Bette, um neues zu schreiben. Auch das war geschehen; schon schlummerte ich, da rief es auf der Straße: „Saphir! Saphir!" ich sprang aus dem Bette, riß das Fenster auf und ein wieherndes Gelächter erscholl; einige gemüthliche Straßenjungen hatten den Saphir aus dem Bette gefoppt! Nun, rief ich grimmig aus:

„Ich will nunmehr Apollo werden,
Nicht mehr länger Saphir sein!"

Ich schlich um die Ecke herum, unter die Linden und machte noch einen Sprung zu der jungen Riesin, das größte jetzt lebende Werk deutscher Produktivität. Ich rieth ihr, sich als ein Wunderkind auf dem Fortepiano hören zu lassen, wozu sie nebenan gleich bei Herrn Steibel vortreffliche Instrumente, die sich leicht und herrlich spielen lassen, erlangen kann. Sie aber meinte, sie wollte als Liebhaberin zum Theater gehen, wozu ihre naive Figur passe. Ihr Schwager aber wollte, daß sie bei gedächtnißlosen Schauspielern als Kunstpause ein Unterkommen suche.

Bei Fuchs eleganter Conditorei sah ich zu der reitzenden „Stumme von Portici" hinauf und sagte mit dem Fuchs: „Die Trauben sind sauer."

So kam ich durch das Thor wieder hinaus, und „Saphir und Berlin" stand an meinem Platze. Mit einem Gesichte, so lang wie die englischen Verhandlungen der Kornbill und so finster, wie der ***sche Zeitgeist, sagte er mir: „einmal Apoll gewesen und nicht wieder!" Er erzählte seine Begebenheiten als Apoll: „Ich schritt als Apoll in die Behrenstraße hinab und pochte den Herrn Dr. *** aus dem Schlafe, um meinen Todten zu erwecken. Denn, dachte ich, ein so außer-

ordentlicher Mann, der seiner Mitwelt so glücklich den Staar sticht, dem, wie einem geschickten Feldherrn, noch nie ein Operationsplan mißglückt ist, der wird mir den guten Geschmack nicht zu Grunde gehen lassen. Der geniale Sohn Aeskulaps kam dienstfertig herab; aber er sagte mir: „Da schlechter Geschmack sein Tod gewesen, so wäre es nur möglich, daß der Anblick des besten Geschmacks ihn wieder ins Leben rufe.“ Ich ging seufzend die Charlottenstraße hinab; bei Lutter und Wegener saß ein Nachtwächter und schlief seine Schuldigkeit. Er hatte schon zwei Stufen heruntergeschlafen, und war eben bei der dritten, als ich ihn weckte und ihn fragte, ob er nicht den Hausschlüssel des guten Geschmacks hätte: „i!“ sagte er, „globen Sie det so en Kerl gor eene Nummer hat?“

Bei Stehely's herrlicher Conditorei machte ich mir den Spaß, aus allen 80 bis 90 Zeitungen, die da sind, alle Lügen, schlechte Aufsätze und gestohlene Witze mitzunehmen, und freute mich, wie der gute Stehely morgen früh erschrecken wird, daß alle seine Zeitungen weiß geworden sind, und daß es dennoch ein großer Theil der Zeitungsleser nicht merken wird! So kam ich wieder

durch die Mohrenstraße bis auf den Wilhelmsplatz und nahete mich dem Palais S. K. H., des mit Geist, Hoheit und Liebenswürdigkeit gekrönten Prinzen Carl.

Als Apollo, Beschützer und Vorsteher des Schönen und Guten, konnte ich des freien Entree's hier gewiß sein. Ich trat überrascht die blendende Marmortreppe, voll edler Simplizität, hinan, und kam in die hohen, herrlichen Gemächer. Gleich in dem ersten höchst geschmackvollen Zimmer, in welchem die zierliche Verbindung von Ponceau mit Gold so freundlich das Auge besticht, fühlte ich, daß mein todter guter Geschmack sich zu bewegen begann. Ein freudiger Schreck durchbebte mich. Je weiter ich kam, desto mehr fühlte ich das Pochen seines Herzens. Je mehr ich selbst von dieser unbeschreiblich sinnigen Eleganz, die so weit von Ueberladung entfernt, mit unnachahmlicher Milde alle Gegenstände hier umweht, ergriffen wurde, desto lauter schlug das Herz meines Rückenmannes; der Anblick der Pompejianischen Wandgemälde gab ihm die frohe Regung wieder. Als wir mit tiefer Ehrfurcht leise den Wintergarten und das Arbeitszimmer der erlauchten Prinzessin, deren Hohe Ahnen ich alle großgewiegt, durchstrichen! und

aus einem Glasschrank uns das Feuerwerk und die Wasserkaskaden blitzender Brillanten entgegenströmte, und als jedes Blättchen und jede Vase, jedes Buch und jedes Geräth, den geläutersten Geschmack bei zierlicher Pracht verriethen, war mein guter Geschmack ganz belebt und fiel mir entzückt um den Hals. Er war, nachdem wir mit Bewunderung den Speise- und Concert-Saal durchschweift hatten, so von dieser zarten und doch glänzenden Umgebung entzückt, daß er in einem kleinen Speisezimmer keck nach einem zierlichen Pokal, in erhöheter Arbeit, griff, um ihn auf das Wohl der Hohen Bewohner zu leeren; aus tiefstem Herzen that ich ihm Bescheid.

Wir rissen uns endlich von diesem Feen-Tempel der modernen Eleganz los. „Nun," sagte ich, „lieber guter Geschmack! nun hast du dich erquickt, und deinen Sinn gelabet, nun gehe hin, wohin dein Herz dich zieht." Er schritt rasch von dannen und — ich sah ihn in die Leipziger-Straße verschwinden! —

„Dahin! dahin! möcht' ich mit dir, Geliebter! zieh'n!"

Ich schritt nun — geschmacklos — die Wilhelmsstraße hinab bis vor's Hallesche Thor. Alles war still und todt, nur auf dem Halleschen Kirchhof war einiges Leben. Sie begruben den

„Faust.“ Ich wanderte nach dem Kreuzberge. Das Monument ragte ernst aus der weißen Schneedecke hervor, und die Namen der Schlachten flimmerten mir im Sternenlichte entgegen und erinnerten mich der Thaten alle, die mit diamantenem Griffel angeschrieben stehen in den Asbestblättern der Geschichte. Ich pochte Herrn Gerike aus seinem Schlafe; ich hatte gehört, daß die Natur hier schon anfange Zähne zu machen. Ich wollte ihr auf den Zahn fühlen. Der Plan, den Herr Gerike hat, ist großartig; und wenn er ausgeführt wird, ist er artig groß. Es sollen Champs Elysees werden; ein lebendes Conversations-Lexicon aller Lust- und sonstigen Gärten. Das Höchste und Gewöhnliche soll alles hier befriedigt werden. Der Sinn im Volke soll eben durch die Sache für die Sache erweckt werden. Das läßt sich hören; wie gesagt:

„Der Plan ist göttlich schön!
Ob aber, Posa, ich und jetzt die Zeit? ꝛc.“

Es war grimmig kalt, und vor der Hand war in den Champs Elisee's kein Tropfen warmes Wasser zu haben.

Indessen war der Tag herangedämmert und ich stieg in den Olymp, um die Dichter-Audienz zu eröffnen.

Der Saal war voll von Suplikanten, Dichtern, Musikern, Malern, Bildhauern u. a. m., sie lechzten, schrien, flehten, winselten alle um Apollo's Hülfe!

„Gieb uns heute unser täglich Brod!" schrien die deutschen Uebersetzer. „Gieb mir Melodien!" schrie Herr A. „Gieb uns Preßfreiheit!" schrien Millionen Autoren. „Gieb uns guten Geschmack!" schrien die Maler. „Nur keinen guten Geschmack!" schrien die Bühnendichter. Ein Dichter schleppte 200 Gelegenheiten bei den Haaren herbei, und ich sollte ihm Ideen dazu geben. Ein Anderer wollte „die Kolik" in Hexameter bringen, und ich sollte ihm auf die Füße helfen. Ein Maler wünschte, ich sollte seinen Farben das Maul stopfen, daß sie nicht schreien sollten. Ein Komponist bat, ich sollte seinen gestohlenen Dingen Fußeisen anlegen, damit sie nicht in die Augen springen. Die Zeitschriften wollten von mir Pränumeranten. Die Schriftstellerinnen wollten von mir nicht nur Brod, sondern auch Männer. Die Buchhändler riefen: „Verringere das Honorar!" — Die Autoren

riefen: „Steigere das Honorar!“ — Eine Sängerin bat, ich möchte ihre Kehle länger und ihre Nase kürzer machen. Ein Schauspieler bat, ich möchte sein Organ dicker und seine Figur dünner machen. Eine Tänzerin bat, ich möchte ihr Gehalt schwerer und ihre Beine leichter machen. Ein Theater bat, die Schuldner möchten sich drücken und die Aktien sich heben. Ein Vorleser bat die Leute sollten mehr kommen, und die Billete mehr gehen.

Ein Rezensent wünschte, daß sein Name stets unter der Kritik und über den andern Namen sein sollte.

Ich konnte kaum zu Athem kommen; Alles sollte der gute Apoll machen. Selbst gute Pfannenkuchen mußte ich backen helfen, und es nimmt kein Tischlergeselle mehr eine Eckenstehertochter, wo nicht zum Polterabend ein Haustheater gespielt wird! Zuletzt kamen Dreizehne und ein Taschenspieler und wollten haben, ich soll Berlin mit Wasser sprengen, denn „Saphir und Berlin“ habe Staub aufgerührt.

Nun, lieber Apollo, da stelle dich wieder her, da hast du deinen Besen wieder:

„Ein Jeder fege vor seiner Thüre!“

Ich lachte, gab „Saphir und Berlin" die Geſtalt wieder und nahm meinen vorigen Platz vor dem Thore ein.

Da ſtrömt die Menge noch immer an mir vorbei und ich ſehe täglich mehr, daß Alles, was ich jetzt zu ſehen bekomme, nur vorüber-gehend iſt.

Anhänge.

Erster Anhang.

Beweis, daß das „Converſations-Blatt" mehr als 80 Abonnenten haben wird; daß Willibald Alexis der größte Novelliſt genannt werden wird; und daß das Königsſtädter Theater die größte Oper aller Welten und Zeiten haben wird.

und ſomit hätte ich alle Beweiſe dafür, lieber Leſer, gründlich erſchöpft.

Zweiter Anhang.

Wie man aus einem Demagogen ein Ultra wird.
à la Bosco.

„Point de praeparation!“

Keine Geſchicklichkeit, blos Zauberei!

Attention!

Messieurs & Mesdames!

Sein Sie ſo gût

Kehr Sie um

et voyez:

Das Blatt hat ſich gewendet!

Dritter Anhang.

Berliner Druckfehler.

Angely's Vaudeville's . Schloßplatz, Seite Rechts (bei Cosmar und Krause).

Die Runde, von F. Förſter . hinter dem Gießhauſe, Seite Links.

Das Berliner Converſationsblat. . . . . Linden, Seite Rechts.

Jahrbücher deutſcher Bühnenſpiele, von Carl von Holtei . . . . . Wilhelmsſtraße, Seite Rechts.

„Saphir und Berlin" . . Berlin auf der Seite Saphir's.

und ſo weiter . . . . . einſeitig.

Vierter Anhang.

Die Nachrede

beliebe jeder Leſer nach eigenem Gefallen dem Büchlein nachzureden.

Fünfter Anhang.

Kritik der Runde des steinernen Apoll's.

Lieber Leser! da ich kein Dreizehner bin und auch sonst kein Mitglied einer lobenden Gesellschaft, so wird meine arme „Runde" weder in der „Vossischen" noch in der „Spenerschen" rezensirt, am wenigsten aber günstig rezensirt werden.

Mich trösten dafür zwei Dinge, lieber Leser, Dein Beifall und mein Beifall. Leider aber hör' ich nur den letzten. Ich will mich also selbst von Deinem Beifall überzeugen, indem ich Dir und mir hier selbst Kritiken schreibe und Dich und mich bitte, uns einzubilden, wir lesen sie in den benannten Zeitungen.

Vossische Zeitung.

Eingesendet.

So eben erschien des bekannten, glücklichen und genialsten Humoristen Deuschlands: M. G. Saphir:

„Runde des steinernen Apollo's."

Dieser Mann, der in Kurzem Deutschlands Volksmann wurde, ist unerschöpflich an Witz, Laune,

Satyre und Humor. Zum Beweiſe nur folgende Stellen. —

(Hier wird das ganze Werk noch einmal abgedruckt.)

Die eigene Auffaſſungsgabe; die ewig ſpringende Kaskade von Einfällen und Calembourgs, und die heitere Ironie auf ſich ſelbſt, machen dieſes Erzeugniß zu einem Mittel gegen den ſtärkſten Hypochonder u. ſ. w. Das Werk iſt gar nicht zu bezahlen und koſtet doch nur 10 Sgr.! Eilt, kauft und lacht!"

* * *

Spenerſche Zeitung.

Eingeſendet.

Die Rüſtigkeit des genialen M. G. Saphir ſetzt alle Leſer in Erſtaunen! Er redigirt nicht nur, ſondern er ſchreibt ganz allein zwei durch ganz Deutſchland beliebte Zeitſchriften, iſt Mitarbeiter an vielen auswärtigen Journalen, und gewinnt noch ſo viel Zeit, um andere Produkte voll Geiſt und Witz zu liefern. Das eben iſt die Gabe des gebornen Genie's!

Braucht es noch einer Empfehlung des Büchleins:

„Die Runde des ſteinernen Apollo's,"

da Saphir's Name auf dem Titel steht? Man lese nur die Stelle:

.....(Hier wird das ganze Werk abgedruckt.)

und man wird den Ruf dieses sarkastischen Schriftstellers in jeder Zeile gerechtfertigt finden.

Es sind nur 10 Sgr., aber dafür bekömmt man eine Million an Laune, Witz, Scherz und Satyre.

Vossische Zeitung.

(Zwei Tage später.)

Ich erkläre hiermit, daß ich an den Beurtheilungen meiner „Runde" in den beiden Zeitungen nicht den entferntesten Antheil habe.

M. G. Saphir.

Sechster Anhang.

Notiz für den Buchbinder.

Sollte der resp. Buchbinder finden, daß Jemand über dies Büchlein ungebunden werden könnte, so wird er gebeten, denselben sogleich mit dieser Broschüre zusammenzubinden.

Das

Lied vom Frauenherzen.

Gedicht

von

M. G. Saphir.

Abdruck aus dem vierten Bande der: „Auswahl zur Declamation geeigneter Dichtungen. Gesammelt von C. A. Buckholz."

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.

1841.

K. 1915-1025.

Köl Univ-Bibl.
Berlin

Das

Lied vom Frauenherzen.

Gedicht

von

M. G. Saphir.

Mit melodramatiſcher Begleitung

von

Heinrich Proch.

Nr. 1. Andante.

Fertig lag, im Feierkleide,
Als der Schöpfer niederſah,
In dem jungen Brautgeſchmeide,
Reizgeſchmückt, die Erde da.
Um die üppig vollen Glieder
Schloß ſich weich das grüne Mieder,
Und von Blumen ein Talar
Floß vom blüthenreichen Haar
Bis zum Rand des Meers hernieder.
In der Bäume Locken brannten
Feierlich die Thau-Demanten,
Feſt-Juwelen hingen
In den off'nen Blumenringen,
Laute Feſttagslieder quollen
Aus dem Wald, dem Sängervollen,
Und die Weihrauch-Düfte zogen,
Aus der Blumen Kelch geſogen,
Auf der Lüfte klaren Wogen
Hoch empor zum Himmelsbogen!
Und in ihrem erſten Schlafe
Lag, auf einem Bett von Roſen

*) Die mit geſperrter Schrift gedruckten Worte, ſind — wie im Clavierauszuge angegeben — mit Muſik-Begleitung zu ſprechen.

— Damals noch die dornenlosen —
Sanft das Weib, das Erste, da,
Wie sie vor der ersten Sünd' und Strafe
Lächelnd noch der Chor der Engel sah!
Blumen wurden zum Gemache
Um die schöne Schläferin,
Gern zum schattenreichen Dache
Neigt der Baum die Zweige hin,
Und zum Kleid für dieses Wunder
Flechten Flieder und Hollunder
Ihre Blüthen, weich und mild,
Um das keusche Frauenbild;
Und ein Schlummerlied, mit süßem Schall,
Singt, ihr huldigend, die Nachtigall! —

Nr. 2. Allegretto.

Um das Haupt, vom Schlaf umflossen,
Stand ein Engelkreis geschlossen,
Und berieth sich leis' und mild,
Wie man diesem Frauenbild
Könnt' ein Herz in Busen legen,
Reich an Weh und reich an Segen,
Stets dasselbe, anders täglich,
Felsenfest und leicht beweglich,
Immer froh und stets in Thränen,
Schwer im Sinn und leicht im Wähnen,
Wie zu einen in dem Herzen,
Tag des Glücks und Nacht der Schmerzen.

Lieben, hassen,
Heiß erfassen,
Kalt es lassen,
Opfer fordern, Opfer bringen,
Erdwärts streben, auf sich schwingen,
Trotzen, wagen,
Zittern, zagen,
Lachen und weinen,
Hoffen und beben,

Glauben, verneinen,
Zürnen, vergeben! —

Und die Engel nahmen einen Tropfen Thau,
Der gefallen von dem Himmelsblau,
Und ein Veilchen aus dem Thal,
Und vom Morgenroth den erſten Strahl,
Und Vergißmeinnicht ſo klein,
Abgepflückt in Luna's Schein,
Gaben Alles dann hinein
In den Kelch der Lilie, rein,
Stellten's dann mit frohem Muth
An der Liebe ſanfte Gluth,
Und die Schmetterlinge mußten wachen,
Um die Gluth mit den Flügeln anzufachen:
Als Gewürz noch kamen Zitterpappelblätter,
Maienſonne und Aprillenwetter,
Darauf goſſen ſie hinein das Seufzen und das Sehnen,
Einen Wunſch, 'ne halbe Hoffnung und zwei Thränen,
Deckten es zu mit Geduld, mit Demuth,
Ließen es bewachen von Milde und von Wehmuth,
Von Gemüth im Glück, von Frömmigkeit im Schmerz,
Und aus dieſem Ganzen ward das Frauenherz!

Nr. 3. Allegro agitato.

Als die Schläferin erwacht,
Stand in Licht, in voller Pracht,
Welt und Schöpfung rings umher,
Schwimmend in dem Farbenmeer,
Eingetaucht im Sonnenlichte,
Baum und Blüthe, Blatt und Früchte,
Und des Hains Jubellieder,
Und der Vögel bunt Gefieder
Schifften
In den Lüften,
Und die blauen Ströme lachten,
Und zur Seit' der kaum Erwachten
Stand der Mann, der Lichtgebor'ne,
Der zum Herrſchen Auserkor'ne,

Und ſie ſieht ihr eig'nes Leben,
Aber höher, in dem Manne wieder,
Und ſie fühlt ein ſüßes Beben,
Und ſie ſchlägt die Augen nieder
Und die erſte Röthe blühte
Auf der Wange, die erglühte,
Und die erſte Thräne tropfte
Auf das Herz, das leiſe klopfte,
Und das erſte, ſüße „Ach!“
Ward auf rother Lippe wach,
Und der erſten Liebe Luſt und Schmerz
Zogen ein in's Frauenherz! —

Nr. 4. Allegro agitato.

Süß iſt Liebe und beglückend,
Herzerquicklich und entzückend,
Wenn der Gegenliebe Luſt
Waltet in der Frauenbruſt;
Doch auch furchtbar wie die See
Iſt die Lieb', wenn Schmerz und Weh,
Wenn der Gegenliebe Flucht
Frauenherz hat angenagt,
Wehe, wenn die Eiferſucht
Frauenherz hat aufgejagt!
Eiferſucht, die wilde Hyder,
Erſt getödtet, lebend wieder,
Eiferſucht, die ihre rauhen,
Wilden, ſcharfen, ſpitzen Klauen
Höhnend in das Herz der Frauen,
Wo es ſich am Zart'ſten regt,
In die tiefſten Saiten ſchlägt,
Eiferſucht, die unruhvolle,
Eiferſucht, die argwohnstolle,
Eiferſucht, die ewigwache,
Eiferſucht, voll Gift und Rache,
Eiferſucht, die ſcheintodt eben
Stets erwacht zum neuen Leben,
Eiferſucht, mit allen Grauen,

Eiferſucht, mit allen Schrecken,
Iſt allein im Herz der Frauen
Schrecklich, gräßlich anzuſchauen!

Nr. 5. Allegro molto.

Sterne, die in's Leben ganz allein
Werfen ihren Zauberſchein,
Stehen mit den Himmelsflammen
Eingeſchaart in Frauenbruſt zuſammen.
Denn von der Liebe gold'nem Baum
Bauen ſich viel Blüthenäſte
Blühend auf zum Lebensfeſte,
Die des Lebens kurzen Raum
Wandeln um zum Göttertraum!
Liebe iſt der große Sonnenball,
Und aus ihrem Feuerſchwall
Sprühen Sterne namenlos
In des Lebens dunklen Schooß.
Gattinliebe,
Aller Triebe
Reinſte Krone,
Keuſch entflammt,
Die vom Throne
Gottes ſtammt!
Gattinliebe, vielgeſtalt'ge,
Demuthsreiche, kraftgewalt'ge,
Gattinliebe, Tempelblume
In des Herzens Heiligthume,
Heilig Band, vom Himmel oben
In das Daſeyn eingewoben,
Um die Schaam, die tieferglühte,
Dieſe reine Himmelsblüthe,
An der Sinne Frucht zu binden,
Um den Mann, den ewig ſchwanken,
Um den Mann, den ewig wirren,
An dem Band, dem frommen, milden,
Aus dem Kampfe der Gedanken,
Mit dem frommen Taubengirren
In die zärtlich engen Schranken,

In die Gleise
Stiller Weise
Rückzuführen,
Wo in freundlichen Bezirken
Häuslich Lieben, Sinnen, Schaffen, Wirken,
Und der zarten Treue Thun und Lassen
Mit den tausend Armen ihn umfassen.

Nr. 6. Allegretto.

Mutterliebe dann, die einzig wahre,
Felsenfeste, demantklare!
Wo das Herz am Fühlen kennt,
Was der Mensch Empfindung nennt,
Jeder Schmerz und jede Wonne
Unter dieser Weltensonne,
Reichen nicht in Schmerz und Lust
An Gefühl in Mutterbrust!
Mutterthränen, Mutterſorgen
Wachen an des Kindes Morgen,
Mutterthränen, Mutterbrust
Tränkt das Kind in erſter Luſt,
Mutterthränen, Mutterharm
Wiegt das Kind auf weichem Arm,
Mutterthräne, Mutterhand
Führt das Kind am Gängelband,
Mutterthräne, Mutterſchooß
Zieht das Kind allmählig groß,
Mutterthräne, Mutter-Ach
Iſt des Nachts beim Kinde wach,
Mutterthräne, Mutterpein
Sitzt beim kranken Kind allein!
Schwergeſtützt auf ihrer Rechten,
Sitzt ſie in den Kummernächten,
Alles Schlummers dann beraubt,
Bei des kranken Kindes Haupt;
Lauſcht auf ſeinen Odem wieder,
Kniet in heißen Thränen nieder
An des kleinen Bettleins Ende,
Faltet betend ihre Hände:

Nr. 7. Preghiera.

„Mutter Du der höchſten Gnaden,
„Laß' mich meinen Schmerz entladen,
„Laß' die Thränen Dir gefallen,
„Die aus heißem Aug' mir fallen,
„Laß zu meines Kindes Frommen
„All' mein Flehen zu Dir kommen,
„Selber kann es noch nicht beten,
„Kann nicht ſelber vor Dich treten,
„Kann nicht ſelbſt die Händchen falten,
„Darum laſſe Gnade walten,
„Schaue mild vom Himmel nieder,
„Gieb das Kind der Mutter wieder,
„Gieb das Kind, das holde, kleine,
„Unſchuldvolle, ſündenreine,
„Gieb mein Kind, das unentweihte,
„Gieb es mir, Gebenedeite!
„Hat doch ſelbſt der Himmel oben,
„Den die Engel-Chöre loben,
„Hat der Himmel doch, der große,
„Größ'res nicht im Gnadenſchooße,
„Höh'res nicht, was er verkünde,
„Um zu tilgen Buß' und Sünde,
„Als die Mutter mit dem Kinde!" —

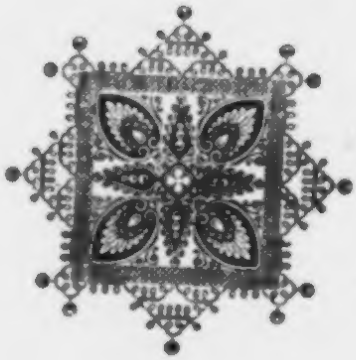
Frömmigkeit und Glaubensfrieden
Iſt dem Frauenherz beſchieden!
Wenn nach unerforſchtem Willen,
Wunſch, Gebet ſich nicht erfüllen,
Zieht des Glaubens Troſterhebung
Und die Wehmuth der Ergebung
In des Himmels ew'ge Macht,
Wie ein Morgenroth nach finſt'rer Nacht,
Wie der neuerwachten Sonne Thau
Wieder ein in's Herz der Frau! —

— Und ihr Herz, erſt wild erſchüttert,
Demuthsvoll und leiſe zittert,
Weil's, in Luſt und Schmerz erregt,

Stets den Himmel in ſich trägt;
Weil es iſt im Leben rein
Wie der Strahl im Demantſchein;
Weil es iſt im Lieben wahr,
Wie Gebet am Hochaltar;
Weil es iſt in Treu erkannt,
Wie im Meer die Felſenwand;
Weil es iſt an Sittigkeit
Wie der Saum am Lilienkleid;
Weil es iſt im Leid ſo ſanft,
Wie das Moos am Quellenrank;
Weil es iſt im Hoffen ſtark,
Wie Prieſterwort am Todtenſarg;
Weil es iſt im Glauben klar,
Wie im Sonnenlicht der Aar;
Darum bleibt in jeder Sänger-Weiſ'
Auf dem ganzen Erdenkreis
Nur dem Frauenherzen Ruhm und Preis!

Nr. 8. Schlußmuſik.

25 11. 4



M. G. Saphir's

herz-, scherz- und schmerzhaftes

Sylveſter-Büchlein

für die

Neujahrsnacht 1849-50,

oder:

Der Humoriſt und der deutſche Michel gießen Blei,
Wer Luſt hat, der komm' und ſteh' dabei!

Mein beſter Herr Sylveſter!

Wer ſich jetzt auf den Kopf ſtellt, ſteht deßhalb nicht feſter!

Mit vielen Illuſtrationen.

Wien.
Jasper, Hügel und Manz.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

M. G. Saphir's

Sylvester-Büchlein

für die Neujahrsnacht

1849-50.

Rührend, rührend ohne Unterlaß,
Sitzt nächstes Jahr am Butterfaß,
Denn zwischen „**Butterfritzel**“ und „**Butter-
bemme**“
Reißt Germanien das Maul auf in der Klemme.

Yt 83171

M. G. Saphir's

herz-, scherz- und schmerzhafter

Sylvester-Nachtwächter

für die Neujahrsnacht

1849-50,

oder:

„Der Humorist" und „der deutsche Michel"
gießen Blei,
„Wer Lust hat, der komm' und sieh' dabei!"

Mit vielen Illustrationen.

Yt 90 05 1029

Wien.
Jasper, Hügel und Manz.

[1850]

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

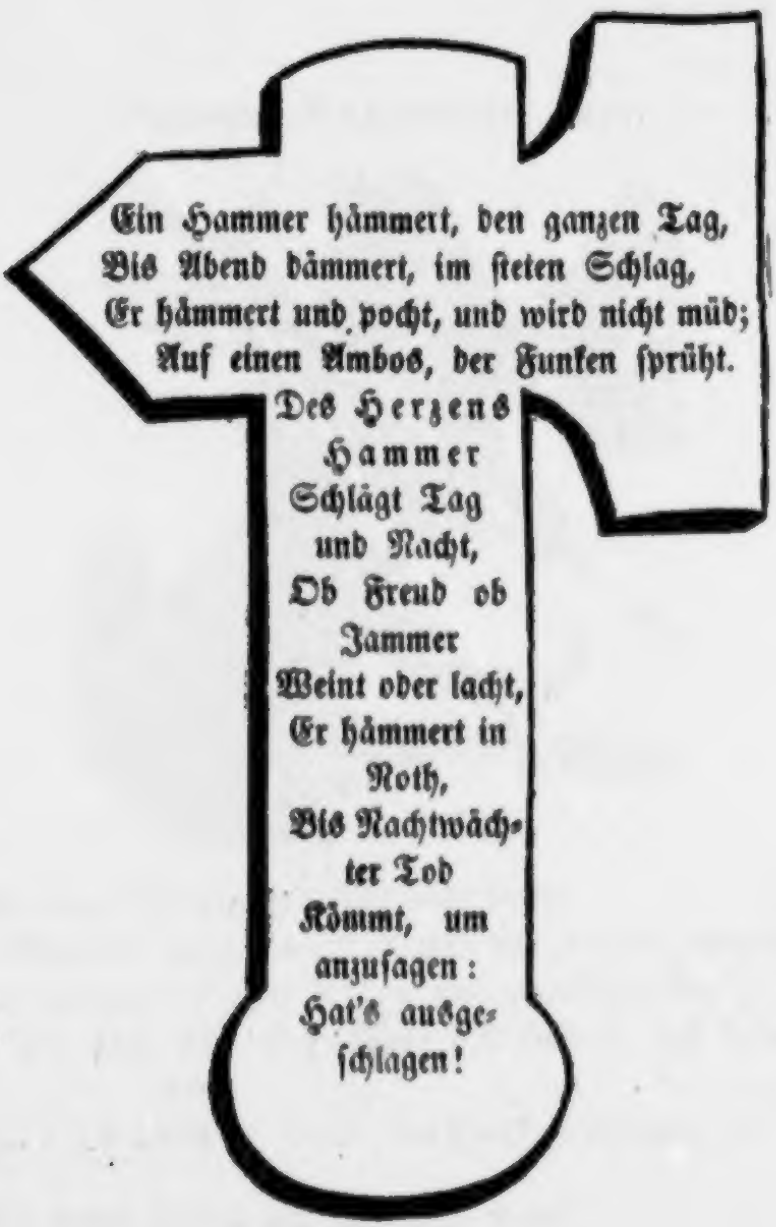
Hier iſt zu ſehen:

Ein Schneemann von echtem 48ger Märzenſchnee,
Mit ſeinen Errungenſchaften, juchheißa, juchhe!
Und wie er wird nach und nach naſſer und naſſer,
Bis endlich er ganz und gar wird — zu Waſſer!

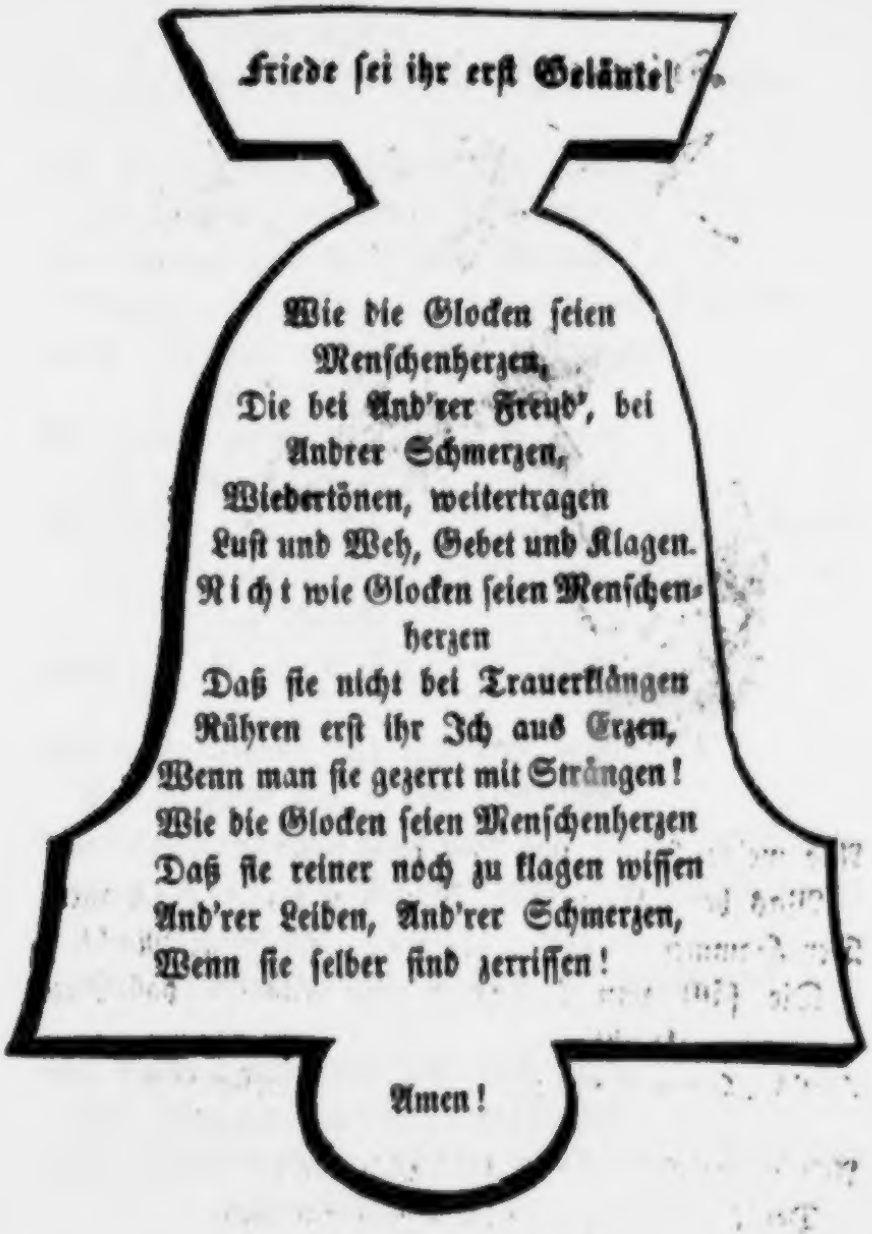
„Drei Wochen nach Oſtern, da geht der Schnee weg,
„Da heirath der „Michel" ſein Dirndl vom Fleck!"

Volkslied.

Hammer und


Ein Hammer hämmert, den ganzen Tag,
Bis Abend dämmert, im steten Schlag,
Er hämmert und pocht, und wird nicht müd;
Auf einen Ambos, der Funken sprüht.
Des Herzens
Hammer
Schlägt Tag
und Nacht,
Ob Freud ob
Jammer
Weint oder lacht,
Er hämmert in
Noth,
Bis Nachtwäch-
ter Tod
Kömmt, um
anzusagen:
Hat's ausge-
schlagen!

Glocken-Spiel.



Sylveſter-Nachtwächter Lied.

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Was der „Hammer“ iſt und wie er thut ſchlagen:
Der Hammer iſt aus Eiſen eine gewaltige Macht,
Die fällt von Oben auf den Ambos, daß Alles kracht.
Hat's „Hammer und Ambos“ geſchlagen! —

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat Ein Uhr geſchlagen,

Eins iſt zwar nur wenig, dennoch zuweilen allein
Viel mehr, als viel ſo runde Dinger (0000) in länglichen Reih'n.
Hat „Hammer-Purgſtall“ die Akademie geſchlagen!

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat zwei geſchlagen,
Ein Hammer aus Eiſen von Gleiwitz
Schlägt zwei Kammern nieder mit Mai-Witz.
Hat's „Kammer und Jammer“ geſchlagen!

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat dreie geſchlagen,
Ein Packel „drei König“ geht auf bald in Rauch,
Und „Sonn und Mond“ bläßt man fort, wie den Hauch.
Hats „türkiſchen Knaſter“ geſchlagen!

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat viere geſchlagen,
Vier Naturreiche zählt man ſich ab an der Schnur,
Das „deutſche Reich“ aber gehört nicht in die Natur.
Hat's „blutreich und ſteinarm“ geſchlagen!

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat fünfe geſchlagen,
Fünf Sinne, ſehen, hören, fühlen, ſchmecken und riechen;

Jetzt haben wir ſechs Sinne, der ſechſte heißt:
kriechen.
Hat's „deutſche Kriecher" geſchlagen!

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat ſechſe geſchlagen,
Manche Sechſer ſind wie die Mädchen, man hat eine Noth,
Wenn man ſie nur berührt werden ſie ſchon roth.
Hat's „kurioſe Sechſer" geſchlagen!

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat ſieben geſchlagen,
O ihr lieben „ſieben Kurfürſten" vom römiſchen Reich,
Steht a bißl auf und kührt einen Kaiſer ſogleich.
Hat's „ſieben Schläfer" geſchlagen!

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat achte geſchlagen,
Zu acht Tagen nimmt der Jud ein Coupon von dem
Sohn,

Und legt ihn auf Zinſen vor Adams Thron.
Hat's „Emanzipation“ geſchlagen!

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat neune geſchlagen,
Das „Kegelſpiel“ das laſſe Jeder jetzt ſein,
Die „Kugel“ ſchiebt faſt ſtets alle neun.
Hat's „Kegelſchieben“ geſchlagen.

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat zehn geſchlagen,
Die Zehent iſt aufgehoben für künftige Zeit,
Das iſt's was der Zehnte mit Schmerzen nur leid't.
Hat's „Zehnpfünder“ geſchlagen.

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat eilf geſchlagen,
Eilfhundert Jungfrauen ſchlafen in Cöln am Rhein,
Es werden wohl nicht lauter Kellnerinnen ſein.
Hat's „Cölner-Waſſer“ geſchlagen!

Alle meine Herren und laßt euch ſagen,
Der Hammer hat zwölfe geſchlagen,
Zwölf Schläge bringen ein neues Jahr euch jetztund,
Die „zwölf Himmelszeichen“ ſtehen um die Wiege herum rund.
Hat's „Zeichen und Wunder!“ geſchlagen!

Monat Jänner 1850.

(Waſſermann.)

Einem Mann wird aus dem Fenſter ein Waſſertopf mit Goldfiſchen

auf den Kopf gegoſſen — Vorzeichen eines glücklichen Jahres.

Planeten Wirthſchaft.

Mars hängt „Schild und Schwerdt" auf und ruft: „Endlich!" dazu. — Venus zeigt ihrem Gemahl den Vulkan an, daß er heimlich Waffen ſchmiedet und erhält dafür freien Eintritt zu „Wallenſteins Lager." — Mercur wird für verſchie-

dene Artikel Concipist im Ministerium des „Handele wos“ und singt: „Auch ich war in Arkadien geboren.“ — Vesta giebt das heilige Feuer der Keuschheit dem Corps des Ballets zu bewachen, sie lassen's ausgehen und werden von der Direktion lebendig begraben. — Ceres zieht vom Hoftheater den Halm zurück, dadurch blüht der Birchpfeifer ihr Weitzen. — Pallas — Minerva wird von der Akademie der Wissenschaften nicht zum Mitglied ernannt, weil sie beschuldiget wird, einmal „entsprungen“ zu sein, und zwar aus einem offenen Kopf. — Uranus will der Erde nicht zu nahe treten und meint „in der Entfernung“ nimmt sie sich am besten aus.“ — Saturn denkt sich: Wien lebt ohne „Zeit“ auch angenehm, und sagt zu seinen Sensen: Es ist schad um die Expensen. — Juno ist wie vom Himmel gefallen, weil in ihrem Geburtsorte „Samos“ Revolution ist. — Der Mond will die Erde nicht mehr begleiten, sie geht ihm zu weit und dazu ist sie nicht jung genug. — Die Erde ganz allein bringt durch, weil sie eine „Kugel“ ist.

Monat Februar.

(Fiſche.)

Sweig und ſei nicht faul, und ſchweig und halt das Maul!

Faſching-Dienſtag-Redoute.

Dienſtag iſt Faſtnacht, an jedem andern Tag iſt nicht nur faßt, ſondern ganz Nacht. —

Maske zum Ausnahmszuſtand: Ah, biſt du auch da? Ich kenn dich ſchon.

Erſte Maske: Haben's kan Türken g'ſegen?
Zweite Maske: Glauben's i bin der Palmerſton?

Eine Maske ſingt: „Es war ein König in Thule,
Gar treu bis in das Grab."
Ein Policinell: Dem Lebenslang ſein Schmule,
Credit und Vorſchuß gab.

Eine Tyrolerin ſingt: „Ich war erſt 16 Sommer alt,
Unſchuldig und nichts weiter.“

Ein Ritter: Da ſprach die Unſchuld plötzlich „Halt“
Und d'rüber gingen Roß und Reiter.

Erſte Maske zur Andern: Warum ſo ſtill?

Die Maske ſchweigt.

Erſte Maske: Willſt du dich nicht ein bischen umſchauen?

Die Maske ſchweigt.

Erſte Maske: Willſt du gar nichts reden oder ſprechen?

Die Maske ſchweigt.

Erſte Maske: Ah nun kenne ich dich an deinem Schweigen, du biſt „Gemeinderath.“

Monat März:

(Widder.)

„Widder" aber nicht „wieder!"

Charfreitags-Grabſchriften.

Errungenſchaften.

Hier liegen ſie, vollendet iſt ihr Lauf,
Sie ruh'n ſo ſanft, ſie ſteh'n nicht wieder auf!

Preßfreiheit.

Sie grub andern Gruben, und fiel ſelbſt hinein,
Nur im „Steindruck" wird jetzt frei ſie ſein!

Aula.

Hier liegt ihre Hülle: Schleppſäbel, Kalabreſer,
Ihr Geiſt wartet vergebens auf Hörſaal und Collegien-Leſer!

Burgtheater.

Journale ſteht ſtill, die's Grab iſt erhaben,
Hier liegen Shakespeare, Göthe und Schiller begraben.

Wien's Wohlſtand.

Wien's Wohlſtand liegt hier, o Erde ſei ihm leicht,
Er ſtarb „verſehen," und ging noch fromm zur Beicht!

Mehrere Journale.

Hier gingen ſie zu ihren Vätern ein,
Ein höh'rer Ruf entführte ſie von hinnen,
Am jüngſten Tag ſteht auf ihr Gebein,
Und wird mit den allerneueſten Tagen beginnen.

Monat April.

(Thier.)

Wüßten die Ochſen, wie ſtark ſie ſind,

Sie wären nicht vor den Kopf geſchlagen — gar ſo geſchwind.

Anweiſung.

Wer die andern Monate auch noch haben will,
Den weiſen wir an auf den erſten April
Des nächſten Jahres, da bekommt er von M. G. Saphir:
„Die alten April-Narren im neuen Quartier."
Mit Holzſchnitten und mit dem „Schnitt" voller Pracht,
Den der Buchhändler an dem Geiſt des Autors macht!

Sylveſter-Abend-Näſchereien.

1.

Welſche-, Stachel-, Pfeffer- und andere Nüſſe.

Die Nord-Polen-Expedition zur Entdekung einer dauerhaften Conſtitution iſt in der Spree am Fuße des „Labenberges“ eingefroren.

— Meyerbeer ſoll allerhöchſten Orts den Auftrag erhalten haben „türkiſche Muſik“ zu „Neſſel-Rode'ſchen Variationen“ zu componiren.

— Dieſer Tage iſt aus einem Fenſter ein Orden herabgefallen, und hat einen unſchuldig Vorübergehenden beſchädigt; ein neuer Beweis der häufigen Unvorſichtigkeit in dieſen Sachen.

— Die jüdiſche Gemeinde beſchließt zum Ankauf eines Dampfbootes, als Dank für die Emancipation,

20000 fl. zuſammenzuſchießen; da ſie aber kein Pulver riechen kann, ſo mildern ſie das Zuſammenſchießen der 20000 fl. in Einſperrung derſelben in ihre verſchiedenen Privatkaſſen.

— Bei den 700 Vertrauensmännern Wiens ſind überſpielte „Legitimationskarten“ zu bekommen.

— Die Nachrichten aus Rom lauten günſtig; die Juden ſind italieniſch geprügelt und franzöſiſch geplündert worden und fragten: „Wos Teutſch?“

— Herr Otto Prechtler ſoll zum dramaturgiſchen Conſtabler unter Herrn Dr. Laube ernannt worden ſein. —

— Fertige Männerkleider aller Sorten werden zu ſtehlen geſucht. Wo? ſagt Niemand.

— Der Prozeß des Herrn Möros, welcher mit einem Dolch im Gewande ſchlich, wird revidirt, und Schiller, wegen Verbreitung falſcher Urtheile, in Raſtatt zur Verantwortung gezogen.

— Dr. Auguſt Schilling reiſt im tiefſten Incognito durch die deutſche Literatur, und zwar unter dem Namen: Dr. Auguſt Schilling.

— Eine Hofſpritze fährt durch die Kärntnerſtraße, Adolf Bäuerle bückt ſich tief. (Siehe M. G. Saphirs „humoriſtiſchen Volkskalender.)

— Die Zweckeſſen fordern noch immer ihre Opfer.

— Ein rother Adler Orden „vierter Claſſe“ kam in Gloggnitz an die Eiſenbahnkaſſa und

fragte, wie viel er auf ein „Billet zweiter Classe“ darauf bezahlen muß?

— Die „Oder“ wird schiffbar gemacht und die deutsche Flotte wird auslaufen, wenn noch einige hundert „Oder“ und „Aber“ schiffbar gemacht sein werden.

— In den abgelegenen Gegenden vieler Wiener Zeitschriften streichen noch viel Vagabunden und verdächtiges Gesindel herum.

— Zwischen Schwechat, Ottakring und Poznensiedel herrscht eine verheerende Gutgesinntheit.

— M. G. Saphir wirft sich auf die Brochuren-Fabrik und wird vom Gewerbeverein zum Feldwebel vaterländischer Industrie ernannt.

2.

Tyroler-, Vorstorfer- und Holzäpfel.

— Der „Erlkönig“ hat seine Regierung in die Hände des „verwunschenen Prinzen“ niedergelegt, diese

Niederlage der Regierung wird von andern Mächten günſtig aufgenommen.

— Dr. Baſtler führt in Wien die Cholera-Religion" ein, ſie erlaubt die Miſch-Ehe mit dem Genthon-Liqueur.

— Die gutgeſinnten Einwohner der inneren Stadt Wien werden erſucht, in die Vorſtädte zu ziehen, wo die Thore ſchon um 9 Uhr geſperrt werden, um dadurch eine Manifeſtation ihrer lobenswerthen Denkungsart zu geben.

— Ludwig Napoleon ſoll Ludwig Auguſt Frankl einen Austauſch ihrer Stellungen angeboten haben und ſoll alſo geſonnen ſein, wenn's mit dem Kaiſerthum nichts iſt, „Vertreter der Wiener Iſraeliten-Gemeinde" zu werden, und die „Sonntagsblätter" als „Schabbesblätter" wieder in's Leben zurückzubringen.

— Das geographiſch-lithographiſche Inſtitut geht damit um, eine „Karte von Deutſchland" für jetzt und immer herauszugeben; dieſe höchſt ſchwierige Aufgabe für Deutſchland in allen Theilen eine ſtets praktiſche Karte zu formen, iſt dadurch gelöſt, daß es blos eine „Aufenthaltskarte" iſt.

— Das franzöſiſche „Vaudeville" iſt von jeher ein Weſen, welches durch Trivialität und Frivolität die unterſte Claſſe des Volkes verdarb, deshalb iſt dieſe verdächtige Perſon vom Herrn Direktor Carl in eigener Perſon auf ſeinem Theater „eingeführt" worden; erfreut ſich aber einer väterlichen Behandlung. —

— Hans Jörgel wird zum „fünften Philiſterial-Rad“ am Leiter-Wagen der zeitgemäßen Wirthſchaft erhoben.

— Unter der Preſſe befindet ſich ſo eben die Preſſe.

— Die „Stiefelknechte“ und die „Lichtknechte“ haben einen Treubund geſchloſſen, an der Spitze ſteht Knecht Ruprecht.

— Die „orientaliſche Peſt“ macht volle Fortſchritte, darin unterſcheidet ſie ſich von der „orientaliſchen Poſt.“

3.

Lebkuchen, Marzipan und Dußerl.

Junge Jahre haben die Augen in den Fußſpitzen, ſie laufen mit ihnen in die Zukunft; alte Jahre haben die Augen im Rücken, ſie ſehen blos in die Vergangenheit.

Die Thränen, die vom Auge fließen,
Das ſind die tröſtenden und ſüßen;
Die Thränen, die im Auge ſtehen,
Das ſind die Tropfen arger Wehen;
Die Thränen, die im Auge zittern,
Das ſind die ätzenden und bittern.

— Was heißt verzeihen? — Verzeihen heißt nichts, als reſigniren.

— Was heißt „Rathgeben??“ — Rathgeben heißt ſeinen Geiſt anſtrengen, um auf die beſte Art jemanden mißfällig zu ſein.

— Was heißt „Wahnſinn?“ — Wahnſinn heißt nicht ſo viel „Vernunft“ haben, um ſich darüber zu freuen, daß man den „Verſtand“ verloren hat.

— Was heißt „Wohlthun?„ — Wohlthun heißt den ſchlafenden Undank aus ſeinen Schlummer ſtören.

— Was heißt das: „Ein Philiſter?“

Folgendes heißt man den Philiſter:

Nach ſeinem Maßſtab mißt er
Den Bauer, den Miniſter,
Die alten Zöpfe frißt er,
Verehrt noch die Magiſter.
Er ſieht in des Himmels Wolken,
Nur Kühe die werden gemolken;
Aus allen Blumen die im Leben ſprießen,
Sieht er nur die allein, die als Thee ſind zu genießen;
Aus Lerchenſang und Nachtigallengeſchmetter,

Erlernt er nichts, als ſchlecht oder ſchön Wetter;
Aus jedem Sonnenuntergang roſig und roth,
Zieht er das Facit blos ob Regen uns droht;
Aus Revolution, Bewegung und Phaſen der Zeit,
Will er nichts, als ob Schacher und Pracher gedeiht,
Und als Blüthe ſeiner unſterblichen Lebens-Bataille,
Will er nichts pflücken, als die „Civilverdienſt-
Medaille!!“

— Das Herz iſt ein Arzt; ſeine erſte Kundſchaft behandelt es mit Liebe, die andern blos um in Praxis zu kommen.

— Zwei Dinge verzehren ſich im Wachſen: Die Liebe und die Staatsſchulden. Zwei Dinge wachſen im Verzehren: Der Neid und die Flamme.

— Das ganze menſchliche Leben iſt eine Reihe von Seufzern. Die Jugend iſt ein fröhlicher Seufzer; die Liebe iſt ein ſüßer Seufzer; die Hoffnung iſt ein fantaſirender Seufzer; die Eiferſucht iſt ein betrunkener Seufzer; die Ehe iſt ein bitterer Seufzer; das Alter iſt ein matter Seufzer, und der Tod iſt nichts als der letzte Seufzer.

— Man beobachte im Theater die Rollen, worüber die Frauen weinen und man wird viel von ihrem häuslichen Schikſal erfahren. Dieſe im Theater vergoſſenen Thränen, ſind oft nichts als Denunzianten der Schikſale, welche die Frauen zu Hauſe erdulden.

— Himmel und Hölle ſiad die zwei Banquiers, auf die der Menſch Anweiſungen gibt, da er ſelbſt nicht

zahlen will oder nicht zahlen kann; er ſagt entweder: „Helf Gott!“ oder: „Hol's der Teufel!“

4.

Klötzen, Stollen und Kolatſchen.

Das goldene A B C der freiſinnigen Schriftſteller Wien's.

Adolf Bäuerle,
Des Lichtes Mauer und der Freiheit Mäuerle.

Böhringer (J. F.)
Wenn man ihn ſalzte, ſo wär' ein Häring er.

Carl (Direktor)
„Geißl“ und „öſterreichiſcher Courier“ ſind ſein „Paarl.“

Dunder (W. G.)
Das ruſſiſche Ordendel ſteht ihm ganz beſunder!

Ebersberg } zwei für Einen.
Endlich }
Verſchlucken Juden und Liberale ohne zu weinen.

Frühauf (Raimund)
Zäumt bei dem Schweif die Küh' auf.
Koch (Mathias)
Kegelt auf der Schreibbahn und ſcheibt ein Loch.
Lank (B.)
Schreibt nirgends als im „Volksboten" Gott ſei Dank.
Meißl (Carl)
Blume der Gelegenheit und der Geburtsfeſte Sträußl.

Ernennungen.

So wie man einſt Titel hatte: „Friedensfürſt," „Sieges-Herzog" u. ſ. w., ſo werden jetzt auch ähnliche Ernennungen in politiſcher, kunſt- und wiſſenſchaftlicher Beziehung ſtatt finden. Herr von Holbein wird zum „Repertoir-Herzog hinterm Herd" ernannt; Herr Otto Prechtler zum „Fürſten der unterjochten Weltgeſchichte," Herr Hans Jörgel zum „Gaugraf der Volksbildung," M. G. Saphir zum „Timarch der Witze im V. O. W. W." und Conſtanze Geiger zum „Obmann der Künſte ob und unter der Enns."

Muſter zu Fremdenbüchern.

Wenn Jemand von einer Stadt in die andere reiſt, z. B. von der Leopoldſtadt in die Joſefſtadt, ſo muß er, wenn er ſich bis ſpät in die Nacht da aufhält, ſich in's Fremdenbuch ſchreiben, und zwar nach folgenden Muſter: Herr oder Frau oder Mamſell (das Menſchengeſchlecht muß jetzt angegeben werden!)

Allein, oder mit „Kopfſchmerzen, oder mit einem Viertel Einſer, oder mit großer Noth."

Woher, z. B. woher alle Menſchen herkommen: „Von der Erde" oder von „ſeinem Vater" oder noch ſicherer „von ſeiner Mutter."

Gedenkt ſich hier aufzuhalten, z. B. „über Alles was ihm nicht recht iſt," oder: „Hängt von ſeiner Aufenthaltskarte ab" u. ſ. w.

In welchen Angelegenheiten, z. B. „in Unterleibs-Angelegenheiten, um „Bewegung" zu machen."

Geboren, z. B. „zum Leiden," wie alle Menſchen, zur größeren Sicherheit aber noch dazu: in Deutſchland.

Religion, z. B. bekennt ſich zur herrſchenden Religion: zum alleinſeeligmachenden Egoismus.

Charakter, z. B. „Wühler aus innerem Hunger," oder „Republikaner im umſichgreifendſten Sinn des Wortes," oder „Volksfreund aus Freiſtundenliebe und Arbeitsfurcht."

Alter, z. B. „Alter ſchützt vor Thorheit nicht,“ oder „alter Narr,“ oder „junger Hund“ u. ſ. w.

Perſonal Beſchreibung, z. B.: der „Wirth“ iſt die „erſte Perſon,“ der „Meldzettel“ iſt die „zweite Perſon,“ das „Fremdenbuch“ iſt die „dritte Perſon“ und der „Gaſt“ iſt „die letzte Perſon“ — dann kommt „die Rechnung,“ daß iſt die „erſte Perſon vielfacher Zahl“ u. ſ. w.

Hat Paß oder Urkunde, z. B. „wenn er ſie hat, iſt gut, wo nicht, noch beſſer.“

5.

Knackmandel und brennheiße Kaſtanien.

Zwiſchen dem ſüdlichen und nördlichen Horizont wurde in der Nacht ein „Paſſierſchein“ geſehen. Die Aſtronomen ſagen, es habe den Schein, als wollte in der Gegend etwas paſſieren. —

In Berlin wurde der „Polizei-Staat“ in einen „Rechtsſtaat“ umgeſchaffen, aber ganz ſtaat! —

Im Prater ſoll nächſtens wieder eine „Waffelfabrik“ entſtehen, man fürchtet mit Recht wieder eine allgemeine „Volksbewafflung!“ —

In Rußland iſt eine Gattung „Ochſen“ entdeckt worden, von der Büffon nichts weiß, nämlich „Koſcher-Ochſen.“ Man lieſt im ruſſiſchen Judengeſetz: „Ein Koſcher-Ochſe zahlt 18 Rubel.“ Iſt das „Kopfſteuer?“ Aber wieviel bezahlen „koſchere Kühe,“ die mehr geſucht werden? —

Die Ueberreſte des demokratiſchen Klubbs geben eine Brochüre aus ihrem Archiv heraus: „Der höhere Suff vom Standpunkte des berechtigten Durſtes aus.“

Die Akademie der Wiſſenſchaften hat einen ſtärkenden Schlaf gehabt. —

Ein Finanzminiſter ſucht einen Lehrer, der ihm „Morgenſtunden“ gibt, die Gold im Munde haben. Derſelbe hat ſchon einige Lektionen erhalten. —

Auf dem Glacis Wiens führen einige Schnellſegler des Abends an Alleingehenden das „Durchſuchungsrecht“ aus. —

Der Sultan läßt zum Geburtsfeſt dem Volke dreihundert Hammel austheilen. Adolph Bäuerle bückt ſich tief. —

Die „Akademie der Wiſſenſchaften“ hat eine Preisfrage erlaſſen, die von Wichtigkeit iſt; nämlich: Iſt die in Wien herrſchende Frage: „Wie befinden Sie ſich?“ eine „Tendenzfrage“ oder nicht, und gehört die Antwort: Ich danke Ihnen, es muß ſchon gleich gut ſein“ in das Reich der Philologie oder Politik.?“ —

Herr von Holbein wird bei den „Dardanellen“ angeſtellt, um der engliſchen und franzöſiſchen Flotte den freien Eintritt zu verbieten, und erhält den Titel: „Direktor der Hofdardanellen“ mit dem Roßſchweif-Rang. —

In Berlin werden alle „Meteore“ ausgewieſen, wenn ſie ſich nicht ausweiſen können, daß ſie wirklich vom Himmel gefallen ſind. —

Der Erfinder des Liedes: „Es iſt mir alles Eins, ob ich Geld hab' oder keins“ wird aufgefordert, ſich im Finanzminiſterium zu melden, allwo er ſeine Gründe näher zu entwickeln hat. —

Deutsche Zopf-Höhen-Karte.

1. Hannover. 2. Frankfurt. 3. Augsburg. 4. München. 5. Linz. 6. Hamburg. 7. Dresden. 8. Braunschweig. 9. Grätz. 10. Ischl. 11. Wiener-Neustadt. 12. Baden bei Wien. 13. Innsbruck.
? Ein Zopf, von dem man noch nicht weiß, ob er sich an Deutschland anschließen wird.

Des Zopfes Vaterland.

Was iſt des Zopfes Vaterland?
Iſt's Preußenland? Iſt's Schwabenland?
Iſt's wo am Rhein das Standrecht blüht?
Iſt's wo am Inn die Kutte zieht?
O nein! o nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Zopfes Vaterland?
Iſt's Weſtphalland? Iſt's Pommernland?
Iſt's wo das Bier die Iſar ſchwellt?
Iſt's wo der Treubund Sitzung hält?
O nein! o nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel ſchau hinein;
Und gieb uns ſolchen dicken Kopf,
Zu tragen einen ſtarken Zopf,
Das ſoll es ſein,
Ein Zopf ſoll Deutſchland ſein!

Deutſchlands Einheit auf eine andere Art.

Nach dem Volkslied; „Weiter haben's kane Schmerzen," vom Schutzgeiſt Germaniens, und in Muſik vom Regiments-Feldſcheer: „Händel."

Das jetzt Deutſchland einig iſt,
Das weiß jetzt Türke, Jud' und Chriſt,
Länder, Berge, Kreis und Gau,
Ein Apoſtel, ein Wauwau!
Vom Profeſſor bis zum Floh,
Von dem A bis zu dem O,
Bis zum Tüpfel auf dem J,
Nichts als Kraut und Harmonie! —

Von der Etſch bis zu der Memel,
Schlechtes Brod und kleine Semmel;
Von der Memel bis zur Etſch,
Grober Druck und feiner Quetſch;
Von der Etſch bis zu der Saale,
Ein „Wart' zu!" und ein „pomale!"
Von der Saale bis zur Weſer,
Gleiche Spitz' und Ohrenbläſer;
Von der Weſer bis zur Elbe,
Gradeſo, desgleichen und dasſelbe;
Von der Elbe bis zur Weichſel,

Gleiches Recht beim Herrn von Teurel;
Von der Spree bis Rhein und Iſter,
Gleichgeſinnte Stockphiliſter,
Von der Wien bis an die Alſer,
Stets dieſelben Zopfumhalſer.

Von der Alſer bis zum Schanzel,
Stets dasſelbe Wiener Pflanzel;
Kurz, ſo weit nur geht die deutſche Zunge,
Von Klesheim bis zum Adelunge,
Von Göthe bis zum Würſtelprater,
Von Neſtroy bis zum Burgtheater,
Von der „Harfeniſtin“ bis zu Werthers Lotte,
Vom „Schinakel“ bis zur deutſchen Flotte,
Vom Profeſſor bis zum Floh,
Von dem A bis zu dem O,
Bis zum Tipfel auf dem J,
Lebt Deutſchland ganz in Harmonie!

Der Harlequin nimmt die „Zeit“ auf ſeine Schultern, deßhalb ſieht er nicht, daß ſie zurückgeht oder zwiſchen den beiden Flügeln: „Zukunft“ und „Vergangenheit“ ganz ſtehen bleibt.

Mißverſtändniſſe.

Was iſt die Uhr?

Die Uhr? Ein Ding, das die Mönche erfunden haben, an dem alſo immer etwas verdorben iſt.

Nein, Sie mißverſtehen mich; ich meine, wie viel iſt an der Zeit?

An unſerer Zeit? da iſt nicht viel daran; faſt puncto minus.

Nein, Sie verſtehen mich miß; ich meine, wie viel es geſchlagen hat?

Geſchlagen? Alles hat's zuſammengeſchlagen!

Nein, verſtehen Sie mich noch nicht recht! Ich meine: wie ſpät iſt es?

Wie ſpät? Zu ſpät und ein Paar Minuten darüber.

Wie lang geht eine ſolche Uhr?

Bis die „Kette" abgelaufen iſt.

Wie zieht man dieſe Uhr auf?

Von hinten mit dem Zerfherrenſchlüſſel.

Repetirt ſie?

O ja: die Weltgeſchichte.

Gedanken auf Tod und Leben.

Mitternacht! Neujahrs Mitternacht! Ueber dieſe finſtere Scheidemauer reichen ſich zwei Jahre die Hände, ſie faſſen ſich an der Fingerſpitze, eine Minute, eine Sekunde, eine Tertie lang und trennen ſich, und keines von Beiden kann ſagen: „Auf Wiederſehen!“

Alles ſieht man wieder, nur die vergangene Minute nicht! denn, was iſt die Jugend? Eine lange Prozeſſion von blühenden, ſingenden, tanzenden Minuten und Sekunden. Jede Minute, die wir leben, iſt ein Handlanger des Todes, und das Leben beſteht aus lauter Minuten! die Jugend dauert nur eine Minute, die Liebe dauert nur eine Minute, die Hoffnung dauert nur eine Minute, das Glück dauert nur eine Minute! Aber auch das Alter dauert nur eine Minute, und die Täuſchung auch, und das Unglück auch, und der Schmerz auch, und die Verzweiflung auch! Das Leben iſt ein Augenblick, der Tod iſt auch einer, und doch liegen zwiſchen dieſen zwei Augenblicken Ewigkeiten an Weh und Verzweiflung, Ewigkeiten an Wonne und Entzückung!

Und was iſt dem Menſchen gegeben für die Minute des Glückes? Ein Lächeln! und für die Minute der Sehnſucht? Ein Seufzer! und für die Minute des Schmerzes? Eine Thräne! und für die Minute der Verzweiflung? Ein Gebet! und für die Minute des Todes? Der Vorbote des Todes: die Hoffnung!

Was heißt ein neues Jahr? Der Menſch macht ſich aus der Zeit ein Kerbholz, und ſchneidet ſich ſeine Zeichen und Kerbe ein! Jede Minute iſt zugleich Wehmutter und Leichenfrau eines Jahres! Jede Minute iſt eine Landzunge zwiſchen einer Vergangenheit und einer Zukunft, zwiſchen zwei Welten, zwiſchen zwei Seifenblaſen!

In jedem Augenblicke begräbt der Menſch ſein langes, voriges Leben, in jedem Augenblicke ſteht er an der Wiege eines neuen Lebens, allein der Menſch hört weder den Grabgeſang des eben geſtorbenen Augenblicks, noch das Wiegenlied des eben neugebornen Augenblicks!

Mit jedem Schritt, den der Menſch macht, entfernt er ſich immer mehr von dem an Staffagen reichen Vordergrund ſeines Lebens und nähert ſich immer mehr dem einſamen grünen Hintergrund des Leichen- und Friedhofes.

Darum aber, weil jede Minute ein Neujahr und jede Nacht eine Sylveſternacht iſt, ſoll der Menſch in jeder Minute für den andern Menſchen nichts haben, als Glück- und Segenswünſche und Freudenkerzen und

goldene Aepfel und herzige Sprüche und Sagen, Prophezeihungen und fromme Klänge und Gesänge!

Und darum, weil jede Minute eine Grablegung ist, soll der Mensch sein Herz an das Herz eines andern legen, eh die nächste Minute es von dem uns'rigen reißt und einsargt; eben darum sollen die Menschen rasch auswechseln Liebe und Mitleid, und Trostesworte und Thränen und Herzschläge, eh die Minute das Herz verschließt, und den Schlüssel ins Meer der Vergangenheit wirft. Eben darum soll der Mensch in jedem Augenblicke sein voll Vertrauen und Liebe, voll Erinnerung, voll Mitgefühl, voll Verzeihung! denn ohne Liebe gibts kein Leben nur ein Existiren, und ohne Vertrauen giebts keine Menschheit und nur Menschen; und ohne Erinnerung giebt es keine Jahre, keine Tage, keine Stunde, sondern blos verlorne Sandkörner, und geltungslos zurückgelegte Spielmarken der Zeit und des Lebens, und ohne Mitgefühl ist der Nebenmensch für uns kein Ebenbild Gottes, sondern nur ein Studium unseres Ichs, und ohne Verzeihung gibt es keinen Himmel, sondern blos eine leere Vorstellung desselben, und keine Gottheit, sondern einen mürrischen Lenker des Daseins! Aber Verzeihung ist das sonnenillustrirte A im Reiche der himmlischen Gerechtigkeit und heißt

Amnestie——!

Cholera-Portefeuille des Innern.

Die Cholera und die Polizei ſchleichen gewöhnlich eine Zeit lang blind in der Stadt herum, dann ergreifen ſie ihre Opfer plötzlich, und die von ihnen Ergriffenen verſpüren Traurigkeit und Angſt, Unruhe, Mangel an Eßluſt, Gurren und Knurren in den Eingeweiden, große Neigung zum Durchbruch, und manchmal auch ein krampfhaftes Zuſammenſchnüren aller Glieder. —

Vorsichtsmaßregeln gegen die Cholera.

Wenn der Mensch des Morgens erwacht, so denke er nur daß er Bürger und Patriot ist, also sich jeder ungemäßigten Aeußerung nach oben oder unten zu enthalten habe. —

Man lasse keinen guten Bissen unbeachtet, sei vorsichtig gegen schlechte, oben saubere Früchte, und wo eine schöne Köchin ist, gehe man lieber selbst in die Küche. —

Man lasse, wenn man ein Hausherr ist, gar kein Abführen des Zinses unbeachtet. —

Man habe stets ein gutes Gewissen, d. h., man fürchte sich nicht vor einem plötzlichen Ueberfall, und selbst nicht vor einem gewissen unangenehmen Herumsuchen in unserm Innersten. —

Wie man das erste Unwohlsein verspürt, lasse man gleich einen Arzt holen, gehe darauf aus, und laufe so lange mäßig herum, bis man den Arzt versäumt hat. —

Wenn man spürt, daß man nicht mehr gehen und stehen, nicht mehr sitzen und kriechen kann, so lege man sich nieder. —

Man brauche die Vorsicht, und lese keine „Vorsichtsmaßregeln." —

Man suche stets fröhlich und guter Laune zu sein, bleibe ledig oder gehe fleißig aus, denke weder über sich, noch über die kleinen Semmeln und großen

Plutzer in Wien nach, miſche ſich nicht in die Fleiſch-ausſchrottung und Ochſenangelegenheiten, gehe nicht auf der Baſtei ſpazieren, und gebe ſein Abonnement in der Oper auf. —

Man vermeide die geiſtigen Getränke und trinke höchſtens ein Glas „öſterreichiſchen Courier“ ſtark ge-zuſchauert. —

Man hüte ſich von jeder Gemüthsbewegung, beſuche deßhalb die neuen Stücke im Hoftheater und leſe fleißig die Todtenliſte. —

Man ändere aber ſeine Lebensweiſe nicht plötzlich, wenn man Wühler mit Vorzug war, gehe man nicht plötzlich zum „Heuler mit Band und Oehrl“ über; war man „geiſtreicher Menſch,“ werde man nicht auf einmal ein „gutangeſchriebener“, und war man im Gegentheil „dummer Kerl,“ ſo gehe man nicht, ohne ſich erſt abzukühlen, in die „Minorität“ der Menſchenköpfe über; warſt du gewohnt, unter dem „Publikum“ zu leben, ſo zieh dich nicht plötzlich ins „Leopoldſtädter Theater“ zurück; — warſt du früher „geheime Polizei,“ ſo gehe nur nach und nach in eine „öffentliche Anſtellung“ über; — warſt du früher „deutſcher Schriftſteller,“ ſo werde nur langſam, nur nach und nach, immer mit großer Vorſicht „Millionär,“ — überhaupt: ſo lange jeder in ſeiner Lebensart verharrt, iſt er vor dem Tode ſicher. —

Beſonders ſchädlich iſt jede Ueberfüllung des Ma-

gens, beſonders ſeit dem Jahr 1849, wo einem ſchon ſo viel im Magen liegt.—

Die Füße halte man ſich warm, und den Kopf kühl, alſo man gehe auf Socken und vermeide die „Perücken.“ —

Man vermeide jede erſchöpfende Arbeit, z. B. das Leſen der „Feuilletons,“ das Ankämpfen gegen die Dumheit und das Kritiſiren ſchlechter Schauſpieler. —

Man bewege ſich viel in „freier Luft,“ die Schiffe zur Ueberfahrt liegen in Bremen und Lübeck. —

Schlaf iſt das beſte Präſervativ; ein reines Gewiſſen ohne Flöhe, ein ruhig Gemüth ohne Wanzen, und eine Decke, die ſich nach dem Menſchen ſtreckt, ſind gute Mittel für einen geſunden Schlaf. —

Zur Beruhigung dient die Erfahrung, daß die Cholera deſto mehr an Schädlichkeit verliert, je mehr ſie zu gemäßigten Himmelsſtrichen fortſchreitet; da nun die ganze Erde ein ſolcher Himmelsſtrich iſt, ſo mag das zur Beruhigung dienen, ſonſt dient es ſo zu nichts. —

Behandlung im erſten Stadium.

Man arbeite auf Reaktion hin; durch ſchweißtreibende Mittel, Pulver, Reibungen, kalte Sturzbäder u. ſ. w. Sobald die „Reaktion“ eingetreten iſt, nehme man einige Tropfen vom „Wiener Gemein-Geiſt“

auf einem Stückchen „Lloyd“ und ſtecke es in den „hohlen Zahn der Zeit,“ worauf man ſogleich in eine ſtärkere Abſpannung, und nach und nach in die völlige Reſtauration ſeines vorigen Zuſtandes zurückkehrt.

Man frage die Cholera: Sind ſie die „ſporadiſche“ oder die „aſiatiſche?“ Iſt ſie die „ſporadiſche“ da muß ſie als „geborene Wienerin“ warm behandelt werden; z. B. große „Umſchlag-Tücher, Perl-Thee“ u. ſ. w.; iſt ſie die „aſiatiſche,“ kommt alſo aus Rußland, dann muß ſie kalt behandelt werden; man ſchickt den Patienten nach Sibiren, und iſt er ein Paar Jahre dort, ſo iſt an ſeiner Beſſerung nicht zu zweifeln.

Man laſſe zwei Aerzte holen, einen Allopathen und einen Homöopathen, laſſe dem Homöopathen das einnehmen, was der Allopath verſchrieb, und bezahle den Allopathen mit dem, was der Homöopath verſchrieb und ziehe ſich ſo geſund und heil aus der Affaire.

Letztes Stadium.

— Man laſſe Dr. Baſtlers Tinktur holen, werfe ſie zum Fenſter hinaus und wiederhole dieſes ſo lange bis die Kriſis eintritt.

— Man ſchaffe ſich ſchnell die „Goldbergerſchen und Waldheim'ſchen Ketten“ und feſſle damit den Tod, wenn er ſich erreichen läßt.

Maßregeln nach dem Tode.

Wenn der Cholera-Patient geſtorben iſt, ſo verhalte er ſich ruhig, er mag nun vom Prieſter oder vom Arzt „verſehen“ worden ſein. Er halte den Athem an und warte bis die Leichenbeſchauer kommen, um zu hören, woran er geſtorben iſt. Wenn ſie ihn anſchauen, verzieh' er keine Miene, und er wird ſich wundern, wenn er drei Tage darauf ſich in der Todtenliſte lieſt, als geſtorben: An gänzlicher Vernachläßigung der Lebensverſicherungsanſtalten.

Kleines Jäger-Brevier.

Die Jagd iſt eine ariſtokratiſche Wiſſenſchaft und ſtammt in g'rader Reihe von unſer'm lieben Herrgott her, dieſer jagte das erſte Hochwild, er jagte nämlich den Adam aus dem Paradieſe, weil dieſer einen Bock geſchoſſen hatte. Der zweite Jäger war das böſe Gewiſſen, es jagte Kain durch die Welt, der dritte Jäger war der eigentliche Schutzpatron aller Jäger „Nimrod," der war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn!

Die Jagd iſt ein edles Vergnügen, denn es wird auf die armen Thiere gehetzt, darauf angelegt und auf den Pelz gebrannt.

Es gibt eine „hohe Jagd," dahin gehört das „Rothwild," das andere iſt die „niedere Jagd."

Es gibt noch eine andere Art Jagd, wo man das Wild mit Netzen ganz umſtellt und umgarnt, und gewährt den großen Jägern großes Vergnügen. Auch das „Fallen legen" iſt eine beliebte Art.

Mit einfachen Schlingen fängt man Haſen, Wikel, Enten u. ſ. w. mit Sprenkeln und lokenden Beeren fängt man die „Singvögel!—"

Die ſogenannten „Berliner Eiſen" ſind mit Köder verſehen und werden auf Füchſe und Luchſe geſtellt.

Mit einfachen „Leimruthen" fängt man die kleinen Vögel, den lockern Zeiſig, den leicht abzurichtenden Gimpel und noch manche kleine Stubenvögel.

Die Jagd iſt ein Recht, von dem die Griechen und Römer nichts wußten, die doch was Rechtes wußten.

In Germanien hat ſich dieſes Recht ausgebildet, und ſeine Bildung iſt auch eine recht germaniſche.

In neuerer Zeit ſind die Jagdgeſetze mild und ſo gar menſchlich gegen das Wild.

Man hat das Wild mit in das Intereſſe gezogen, theils um daß ſich das Wild nicht zuſammenſchießen laſſe, außer von ſeinem geſetzlichen Jäger, theils daß es die kleinen Grundbeſitzer und Bauern, welche alle sub umbra des Wildſchießens Schießwaffen haben, entwaffne.

Wir ſehen juſt wie ein Haſe durch den Schutz der Geſetze ermuthigt, einen ſolchen unbefugten Haſenjäger beim Rockſchößel faßt und ihm ſein Gewehr zu entreißen droht. Ein Haſe auf geſetzlichem Wege iſt ein Löwe! Während der Haſe dem Ertappten zuruft: „Halt, du Haſenfuß!“ hat eine Wildente demſelben den Hut vom Kopfe geriſſen und ruft ihm zu: „Gewehr bei Fuß.“

An einem andern Orte haben ſich drei Haſen vereinbart, um einen auf dem Anſchlag ſtehenden, illegitimen Wildtödter von ſeinem Anſchlag zurückzubringen und haben ihm die Hände gebunden.

In einer andern Gegend ſind die Schnepfen ſo zuverſichtlich, ſo ſicher geworden und halten ſich ſo ſchußfeſt, daß ſich eine dem armen Waidmanne gerade auf die Waffe ſetzt und, mit der rechten Klaue eine lange Naſe machend, ihn aushöhnt. Der ganz erſtaunte Jagdhund ſchaut verwundert in die Höhe und denkt betrübt an ſeine nahrungsloſe Zukunft!

Dr. Saßafraß.

Haus-, Taſchen- und Herz-Apotheke.

Ein Wunder-
doktor in der
That!

Im Fuß
Homöopath,
Im Bauch
Allopath,
Und im Kopfe
Hydropath!

Recept gegen Hühneraugen.

Man ſei ein Schmarotzer und laſſe ſich von allen Reichen auf die Füße treten, da werden die Hühneraugen bald übergehen!

Gegen Zahnweh.

Man gehe zu ſeinem Advokaten, laſſe ſich die „Erpenſen-Note“ geben, lege ſie auf die „Backe“ und ſie zieht Alles heraus!

Gegen alte Wunden der Zeit.

Man ſtreiche deſtillirte „Reſignation“ auf einen Lappen „Geduld,“ miſche etwas „Schöpſentalg“ dazu, rühr' die Geſchichte nicht viel herum und lege ſie auf alle „Stellen,“ die wund ſind. Manche Quackſalber und Viehärzte wollen die Wunden der Zeit dadurch heilen, daß ſie das „Pflaſter aufreißen,“ das macht die Wunden ärger und unheilbar! —

Gegen einen Tippel im Gehirn.

Nimm eine Hacke, ſpalte den Patienten das Gehirn in zwei Theile, ohne Fortſetzung, ſchau den Tippel an, ob er wahlfähig iſt, oder nicht, bohre ihn in der Mitte mit einem ſpitzigen Artikel aus dem Pariſer Charivari an, pumpe ihn dann ſo lange an, als er Tippel genug iſt, um ſich anpumpen zu laſſen, gieße in die Höhlung ſo viel Waſſer, daß die deutſche Flotte darin manöveriren kann, mache die Gehirnſchale wieder zu und laſſe den Tippel der Natur über, und du wirſt ſehen, der Mann macht ſeine Carriere und der Tippel wird angeſtellt.

Mittel gegen die Waſſerſucht.

Gewöhne dich in früheſter Jugend daran, das Waſſer, wie Diogenes, aus der holen Hand zu trinken und den Wein aus Krügen und Kannen, ſo wird die Waſſerſucht vergehen, oder gehe fleißig auf die „Börſe," da wirſt du auf der einen Seite punktirt und auf der anderen abgezapft!

Mittel gegen das Nachtwandeln.

Gehe um 6 Uhr Abends in's Wirthshaus, ſteh' vom Bier nicht früher auf bis 8 Uhr Morgens und du wirſt nicht nachtwandeln.

Recept gegen Taubheit.

Gehe zu irgend einem ſubalternen Machthaber, ſchwärze einen ehrlichen Menſchen mit Kienruß und Druckerſchwärze an, und ſei verſichert, er gibt dir „Gehör!"

Gegen das Ausfallen der Haare.

Reiß' dir auf jeden Fall zeitlich die Haare aus, ſpäter oder früher wirſt du doch genöthigt es zu thun; wenn du dir die Haare ausgeriſſen haſt, laß' dir weiter kein graues Haar wachſen, und ſo wird dir auch kein Haar ausfallen.

Ditto.

Sei ſtets die Haare auf dem Kopfe ſchuldig, ſo müſſen deine Gläubiger auf jeden Ausfall bedacht ſein. —

Mittel ſich alle Zähne ohne Schmerzen ausziehen zu laſſen.

„Das iſt ein Aether! Man verliert ganz das Empfindungs-Vermögen."

Ditto.

Setze dich alle Tage in eine freie Preſſe und fahre damit ſo lange fort, bis du leicht athmen kannſt.

Der Wind auf dem Stephansplatze.

Woher es kommen mag, daß auf dem Stephansplatze immer ein Wind geht?

Die Sache ließe ſich zwar vielleicht natürlich erklären, allein wenn man alle Sachen in der Natur natürlich erklären wollte, ſo brauchen wir ja keine Gelehrten, keine Profeſſoren, keine Akademie der Wiſſenſchaft

und keine Stockprügel, die auch die Weltgeſchichte auf die natürlichſte Weiſe erklären!

Die Kunſt beſteht darin, die natürlichſten Sachen auf eine unnatürliche Weiſe zu erklären, welches dann die Leute ſehr in Erſtaunen ſetzt. So ungefähr antwortete ich der holden Wienerin, die an mich die obige Frage ſtellte.

Ich habe mein Lebtag lange den Frauen nichts anders erklärt als meine Liebe, und das muß auf eine dunkle Weiſe geſchehen, da ſie ſie nicht verſtehen wollten, und nun ſollte ich erklären, woher der Wind auf dem Stephansplatze kommt!

Indeſſen einer holden Wienerin gegenüber iſt nichts unmöglich und beſonders einem Genie, und ich antwortete ihr wie folgt:

Sie werden vielleicht wiſſen, daß da, wo jetzt Wien ſteht, Sie und ich und noch einige Andere ſitzen, und alles drunter und drüber, nur nicht in der Mitte geht, daß da einſt ein „Wald" war, und zwar der „Wienerwald," von welchem nachher auch Wien ſeinen Namen bekam.

Es gab dazumal ſchon „Wähler" und „Urwähler" — „Wälder" und „Urwälder" wollte ich ſagen, und der Wald war ſehr finſter, wovon Sie, meine ſchöne Zuhörerin, auch jetzt noch Spuren finden, wenn Sie zwiſchen 1750 und 1860 ausgehen und ſich umſehen. Und der Urwald hatte Urbewohner: „Bären," wovon Wiens Anacreon Caſtelli noch vor einigen Jahren einige le-

bendige zeigte; Bären und Wölfe, Tiger, wovon noch einige Exemplare da ſind, z. B. Sie, meine Holde, ſind gegen meine Empfindung eine Tigerin.

In dem Walde wohnte der „Wind“ und hatte da ſein Abſteigquartier aufgeſchlagen; und er konnte ſich kein beſſeres Logis wählen. Er war Herr des Waldes, er blies nach allen vier Seiten, und ſein Stichwort war wie in Bauernfelds Stück: „Blaſe!“ „Blaſe!“ Er zauste bald eine grüne Eiche an den Locken, bald wühlte der Lüftling in den goldenen Locken junger Birken, bald riß er eine wakelnde Eſche nieder, kurz er trieb des Muthwillens viel und hatte ein Leben wie unſer Herrgott in Frankreich, wenn Cavaignac Dictator iſt, oder wie der Gemeinderath im Belagerungs-Zuſtand, kurz es fehlte dem Wind gar nichts und er war glücklich.

Aber kein Glück dauert ewig, und kein Wald dauert ewig, ſelbſt der „Wald bei Herrmanſtadt“ von Frau von Weiſſenthurn nicht, und kein Wind ſoll ſtets glücklich ſein, nicht blos der Wind, den die Politiker von den Intentionen anderer Politiker bekommen, und ſo ſollte es auch dem „Wald“ und dem „Wind“ ergehen.

„Der Wald iſt vollkommen überall
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeinem Knall
und Fall,“

Die Menſchen fingen an, den „Wienerwald“ zu lichten und Häuſer zu bauen und eine Stadt zu gründen, die „Stadt Wien,“ die da liegt am rechten Ufer der Donau, die gar kein rechtes Ufer hat.

Es ſollen jetzt ungefähr dreitauſend Jahr und einige ewige Frieden darüber ſein — das werden Sie nicht mehr denken, meine Holde — als ſich die Menſchen in Wien anſiedelten, d. h. nicht nur Menſchen, ſondern ſogar „Römer," die von Geburt lauter Päbſte ſind, deren Weiber und Kinder weit und breit berühmt ſind, wegen ihrer Alterthümer.

Dieſe Römer haben grad auf den Wienerwald eine Paſſion gehabt, ihn auszuhauen nämlich, und da ihr Lager aufzurichten mit „Legionen," aber keine Studenten, ſondern im Gegentheil echte, veritable Römer, die gar nichts gelernt hatten, ſondern die ſchon alle Wiſſenſchaften mit auf die Welt brachten, deshalb ſie auch alle Welt hofmeiſtern. Von Auguſt bis Veſpaſian wurde auf den Wienerwald losgeſchlagen, alles Holz gefällt, um eine Stadt aus ihm zu machen.

Sogar der weiſe Marc Aurel ſoll hier gewohnt haben, wovon freilich keine Spur mehr vorhanden iſt, denn die Zeit verſchlingt die Spuren weiſer und groſſer Männer ſo geſchwind, wie der Hans Jörgel einen Liberalen; dieſer Marc Aurel ſoll ein ſo weiſer König geweſen ſein, daß ſie ihn damals einſtimmig zum „Obmann des deutſchen Reiches" machen wollten, allein er ſchlug es aus und erhielt davon den Namen „der Weiſe."

Er hat es aber in Wien nicht lange ausgehalten, er ſtarb wegen Mangel an „Goldbergers Rheumatiſch-elektromagnetiſchen Ketten", nach

Andern an dem Genuß von „Stickluft," die ihm in Form eines „Wiener-Trankels" beigebracht wurde.

Seit damals haben in Wien die Römer immer mehr und mehr abgenommen und haben den Wienern Platz gemacht. Die Stadt Wien alſo, meine Holde, wurde immer größer und der Wald immer kleiner, und der Wind wurde von einem Ende des Waldes in das andere gejagt, und bald war der Wald ſo ausgerodet, daß der „Wind" ſich gar nicht zu helfen wußte, und nicht wußte wohin und wo aus? Es war zum verzweifeln! Mit jeder Stunde nahmen ſie dem armen Wind einen Theil ſeines Grundbeſitzes ab, und er ſah im Geiſt die Zeit herankommen, in welcher er ganz obdachlos herumirren würde.

Da faßte ihn die Verzweiflung, er warf ſich unter einen noch nicht gefällten Baum zur Erde und rief im wilden Schmerze aus: „Nun möcht' ich doch, das mich der Teufel hole!"

Verzeihen Sie meine freundliche Zuhörerin, daß ich den Teufel ſo gerade nenne, aber er iſt hiſtoriſch, und wo der Teufel hiſtoriſch iſt, da muß man ihm beim rechten Namen nennen. „Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen," das ſollte auch der Wind erfahren.

Man kann einen „Engel" zehntauſend Mal an die Wand malen, es kommt keiner und läßt ſich keiner ſehen, aber den Teufel braucht man nur an die Wand zu ſkiziren, ſo iſt er da und ſagt: „Schau' ob ich ge-

troffen bin.“ Das iſt eben der Teufel, und deshalb iſt die Malerei eine Teufelskunſt, und deshalb bitte ich euch, laßt euch nichts vormalen!

Alſo kaum hatte unſer lieber „Wind“ das Wort geſagt, ſo kam der Teufel und ſagte: à votre service! ich bitte geſchwind, ich habe noch Einige zu holen!“ —

Man denke ſich das Entſetzen des armen Windes! Er pfiff auf dem letzten Loche. Er wehrte ſich, er ſträubte ſich, allein durch Gewalt richtet man mit dem Teufel nichts aus, in Güte Alles! Nach langem Unterhandeln ſagte der Teufel: „Weißt du was, da in der Mitte der Stadt bauen ſie mir zum Aerger eine Kirche, St. Stephans Kirche genannt, und ich kann das Werk nicht hindern, denn der Erbauer ſagt immer: „Ja ſo mir Gott!“ und da iſt meine Macht aus. Alſo komm, du biſt ein ſtarker Kerl, man hat Beweiſe, daß du die ſtärkſten Gebäude umgeriſſen haſt, komm' und reiße mir die Kirche nieder, die erſt im Bauen iſt, nimm die Backen recht voll und ſtürz' das Dings um, dann gebe ich dich frei, und will keinen Theil an dir haben.“

Was wollte der Wind machen? Er ging den Pact ein, und der Teufel führte ihn auf den Stephanplatz und ſagte: „Da kommſt du mir nicht früher los, bis du den Thurm umgeblaſen haſt!“

Das fromme Werk wurde an dem Kirchenbau raſch gefördert, das Gotteshaus ſtieg ſtolz und kühn in die Höhe. Der Wind fing zu blaſen an, vergebens,

er blies forte, fortissimo, lächerlich! Die Gewerke lachten ſeiner und der Teufel lauerte hämiſch auf die arme Windſeele.

Der Wind zerriß ſich ſchier das Maul, er ging beſtändig auf dem Stephansplatz herum und blies die Kirche an, er blies von vorne und von hinten, er blies nach allen Seiten, aber proſit die Mahlzeit, der Wunderbau tauchte in die Lüfte und dachte ſich: blaſe du und der † † †!

Der Teufel aber kam immer friſch zum Wind und ſagte: „Noch nicht umgeblaſen?“ Nun geb' ich dir noch einen Tag Zeit, dann aut aut. Ja „aut aut“ ſagte er, meine Holde, denn der Teufel ſpricht Latein, deshalb

Doktoren und Advokaten auch Latein sprechen, das ist die lateinische Küche.

Der Wind war in der höchsten Noth, die Verzweiflung gab ihm Stärke, und er sagte: Liebster Herr von Teufel, seien Sie jetzt so gut und steigen Sie auf das Dach der „Brandstätte" und dann wenn ich rufe, kommen Sie."

Der Teufel kletterte auf's Dach der Brandstätte, der „Wind" aber ging in die Gegend der „Goldschmidtgasse" und fing dergestalt zu blasen und zu heulen an, daß sich der Thurm um ein Haarbreit schief senkte. Da sprang der Wind hervor, rief den Teufel und sagte: Siehst du? der Thurm fängt schon an zu sinken, jetzt wirst du mir doch vertrauen? Jetzt laß' mich nur machen, du geh' indessen da hinüber jenseits der Kirche und gieb Acht, wie ich den Thurm weiter umblasen werde, und bring mir Nachricht, wie er sich senkt, damit ich meine Kraft darnach einrichte."

Der Teufel, der zum Glück der Menschen manchmal auch ein dummer Teufel ist, ging auf die andere Seite hinüber, und diesen Augenblick wollte der Wind benützen und beim großen Kirchenthore in die Kirche hinein, um sich in den heiligen Mauern vor dem Bösen zu retten. Allein da scholl ihm eine fromme Gottesstimme entgegen: „In der Kirche selbst können wir keinen Wind dulden, keinen Geist, der bald kalt und bald warm bläst, keinen Geist, der den Staub aufrührt und unstät über die Erde irrt; aber

um die Kirche herum kannſt du dein Weſen treiben, und der Teufel ſoll im ganzen Umkreiſe keine Gewalt über dich haben."

Da fiel dem Wind ein Stein vom Herzen und als der Teufel zurückkam, lachte ihn der Wind aus, und der Teufel merkte, daß er auf dieſem Platze keine Macht über den Wind habe, und er verſuchte es den Wind nach andern Gaſſen und Straßen der Stadt zu locken, allein der Wind rührte ſich nicht vom Stephansplatz fort und geht noch jetzt da immer auf und ab. Der Teufel geht immer in den Nebengaſſen herum, auf dem Graben, in der Kärnthnerſtraße, um dem Winde aufzupaſſen, aber der Wind bleibt auf dem Stephansplatze, wie wir ihn noch heute ſehen, bald bläſt der Wind von der Biſchofgaſſe her, bald vom Domherrnhof u. ſ.w. und wenn eine ſchöne Wienerin in die Stephanskirche geht, ſo theilt ſie Almoſen in die Klingel-Beutel aus, und es warten draußen alle Wind-Beutel; und wenn eine holde Wienerin über den Stephansplatz geht und der Wind ihr den Schleier lüftet, oder als Wühler in die Kleider fährt, ſo denkt ſie: „Der Teufels-Wind der!" Und wenn der Wind einem Wiener Löwen den Hut vom Kopfe reißt und ihn vor ſich her wirbelt, ſo ſagt er: „Der Wind, der iſt zum Teufel holen!" Aber der Wind geht fort, lacht ſich die Haut voll und denkt ſich: „Das iſt Alles in den Wind geſprochen!

Deutsche Wart-Burg.

Ich bitte um Preßfreiheit. | Ich bitte um Associationsrecht. | Ich bitte um Nationalgarde. | Ich bitte um Aufhebung des Belagerungszustandes. | Ich bitte um deutsche Einheit. | Ich bitte um Volksvertretung. | Ich bitte um Gewissensfreiheit. | Ich bitte um gleiches Recht.

Deutſche Wart-Burg.

„Wart'!“ iſt die Loſung; warten! warten!
Und wir warten — „auf“ und „ab“ und „zu“ —!
Und wir hofften und wir wünſchten, harrten,
Vor dem zugeſperten Thor die Kuh.
Und wir warten, harren, hoffen,
Hoffen, harren, harren, hoffen dann;
Und das zugeſperrte Thor wird niemals offen,
Und die Kuh ſchaut uns in Demuth an.
Und wir warten, wünſchen, hoffen, harren
Bis der Meſſias uns einſt erſcheint,
Und er ſchaut mit Staunen an die Narren,
Kuh und Ochs und Eſel eng vereint;
Und der Meſſias ſpricht, der Erlöſer,
„So? ſo wartet länger noch, ihr Haupt-Chineſer!“

Charivari-Album und Quodlibet.

Wein-Anzeige.

Vom alten „Johannisberger“ beſter Sorte ſind noch drei leere Bouteillen zu veräußern. Liebhaber melden ſich im ehemaligen Staatsgebäude.

Ernennungen.

Die Familie „Rothſchild“ wird hiermit zum ewigen
„Ober-Borger-Meiſter“
Europas ernannt, Targebühr beſtimmen ſie ſelbſt.

Die Wiener Zeitung und der Lloyd.

Als Königin Eliſabeth.

Als Marquis Poſa.

Sie. „Wie ſollt' es mich freuen, wenn der Freiheit endlich dieſe Zuflucht bliebe in Europa!“

Er. „O, ich wußte es, hier mußte ich verſtanden werden!“

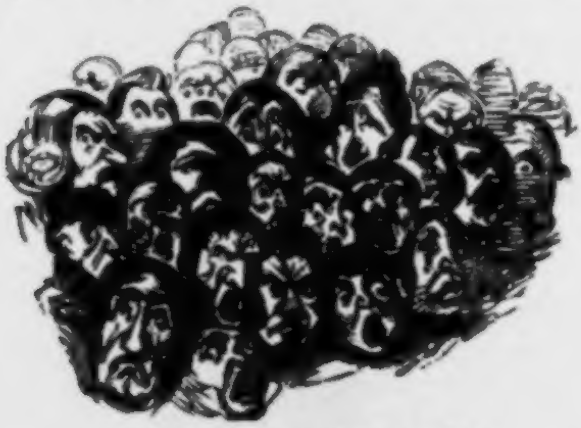
1.

Das Publikum bei der Muſik im Hoftheater.

Hahahaha! Hahaha!

2.

Dasſelbe Publikum im Stücke ſelbſt.



Achh! achh! Achh! achh!

Für die Aehnlichkeit der Züge wird gebürgt.

Höchſt frappant ähnliche Abbildung des Geſichts der „Germania“ wenn ſie unter einen Hut gebracht ſein wird.

Einladung zur Vorleſung über die Aeſthetik der Tonkunſt.

Himmelkreuztauſenddonnerweiterelement! hat man denn gar keine Ruh'! Blitzblaublober Herrgott übereinander!

Die Taubheit heilbar.

„Sie haben genießt? Zur Geneſung!

Der gute Ehemann.

Sie. Ach, lieber Mann. der Mond! der Mond!

Er. Aber mein Kind, das ist ja kein Mond.

Sie. Wenn ich sag' der Mond, so ist's der Mond, heb' mich doch ein Bischen in die Höh'.

Er. (Hebt sie empor.) Ja, ja, es wird schon der Mond sein.

Sie. Du, ich möcht' den Mond haben, geh' hol' ihn geschwind herunter.

Er. Ja, ja, mein Kind, du sollst ihn haben, aber wart' nur bis er voll ist.

„Der Humoriſt“ und der „deutſche Michel“ gießen Blei.

Das „Kugelgießen aus dem Freiſchütz.“

Der deutſche Michel:

„Humoriſt, Humoriſt“, herbei,
Segne das Sylveſter-Blei
Daß die Dummheit herrlich ſei!
Segne Eins und Zwei und Drei!

Eins ist die „deutsche Einheit“ mit Respekt!
Das heißt, wenn sie Preußen nicht in Sack steckt.
Zwei ist „Eduard und Kunigund,“
„Groß- und Klein-Deutschland“ zur guten Stund;
Drei ist „Gold-, Silber- und Kupfergeld,“
Wenn so lang noch steht die schwache Welt!

Der Humorist (als Berliner verkleidet):

Paß' mir auf, du deutscher Michel, und lerne die Mischung bereiten. — Nimm das rechte Auge von Bodelschwing, das Linke von Gerlach; das Rückenmark der „Kreuz-Zeitung,“ etwas Spaß von zerbrochenen Zusagen, das findet sich noch von Anno 1815; ein Bischen gescheiden Verstand der Tante Voß; eine mystische Blindschleiche, die schon einmal gekumert hat; drei Fingerspitzen voll „Frauen-Treubund,“ die noch keinen Mannteufel erkannt haben; etwas Druckerschwärze der freien Presse in Rastadt; das Steißbein eines emancipirten Juden, der stets im Ghetto sitzen muß; gebe dann alles hinein in einen Cylinder-Hut; zerlasse es in Butter, welche viele Leute auf dem Kopfe haben, die Schmalz in den Ohren haben; unterheize es mit den „Feuer und Flammen,“ welches die Radikalen speien, wenn Ruhe gemacht werden soll; schrecke das ganze häufig ab mit Rückblicken auf das Elend, welches alle Ultras auf die Welt

brachten; rühre es um mit dem Löffel, mit welchem der untreue „Wilhelm“ aus der „Lenore“ jede Erwartung verſchlingen will, eben wenn frech die gute „Lenore“ mit einer Berliner Droſchke „ums Morgenroth fahren“ will; ſtürze das Ganze dann um auf eine Serviette, mit welcher ſich der März 1848 das Maul abwiſcht, laſſe es dann kalt werden an der freien Luft, die man dir auf lange Zeit gepumpt hat; und die Freikugeln ſind fertig; vermöge welcher man aus dem Blei im Waſſer ſehen kann, nicht nur was paſſiren wird, ſondern auch was nicht paſſiren wird, und wir wollen gleich die Probe machen.

1.

Wenn wir, mein lieber deutſcher Michel, all' das Blei nehmen könnten, welches im Jahre 1848-49 gegoſſen wurde, und es in das Thränenwaſſer ſchütten könnten, welches im Jahre 1848-49 ver-goſſen wurde, und wenn uns das alte Weib „Geſchichte" aus dieſer Miſchung prophezeien könnte, dann, dann wäre das „Bleigießen" in der heiligen Sylveſternacht kein übler Spaß!

Allein ſo, mon cher Michel, nehmen wir blos das Blei von den Stunden des Unglücks, das Blei das dem Fortſchritt in allen Gliedern liegt, das Blei aus den langſamen Verhandlungen der deutſchen Blei-

„Kammern," das gießen wir in das alltägliche Waſſer, in helles Brunnenwaſſer.

Zuerſt laß dir etwas vom „Blei" überhaupt ſagen. „Pulver und Blei" ſpielen eine ſolche große Rolle auf dem Weltheater, daß es ſich der Mühe lohnt, dieſe zwei National-Schauſpieler näher kennen zu lernen. Pulver iſt nichts, das Pulver iſt nur erfunden, um zu beweiſen, wie viel Leute auf der Welt ſind, welche das Pulver nicht erfunden haben! Blei aber, Blei iſt weit nützlicher! Das Blei kann in zweierlei Geſtalten genoſſen werden, und bringt zwei entgegengeſetzte Wirkungen hervor; das Blei als „Kugel" dient dazu, den Kopf leer zu machen, das Gehirn auszublaſen; das Blei aber als „Buchſtaben" in den Kopf geſetzt, dient dazu, das Gehirn zu füllen und ihm Geiſt einzublaſen.

Das Leben iſt jetzt nichts, als ein Krieg dieſer zwei Blei-Geſtaltungen gegeneinander! Die 24 kleinen bleiernen Truppen des Geiſterreiches unter dem Weltmarſchall: „Vorwärts!" kämpfen gegen die bleiernen runden Leibgardiſten des materiellen Reiches. Der Kampf iſt Kampf auf Leben und Tod, und wird ſo lange dauern, als der Gott der Zeit, Saturnus, ſelbſt ein Blei-Gott iſt.

Aber nicht nur Blei, ſondern auch Waſſer iſt eine politiſch-wichtige Macht! Wenn kein Waſſer wäre, ſo wäre England ein Theil des Feſtlandes, und zwar ſeiner Abſtammung nach, ein Theil von Deutſchland,

ein „rule-Sondershausen“ oder so was dergleichen, und Lord Palmerston hätte die Türken berufen, in der Paulskirche mit zu tagen.

Du siehst also, lieber deutscher Michel, daß „Blei und Wasser“ die wichtigsten politischen Faktoren der Zeit sind, also zu Prophezeiungen wie gemacht. Prophezeien und Zeichendeuten ist eine leichte Sache, es ist wie ein Verhör, ist nichts heraus zu verhören, so verhört man hinein.

Ich deute die bunten Klumpen und Klümpchen, wie es mir gefällt; z. B. in diesem „ersten Guße“ glaubst du lieber Michel vielleicht links einen „Jesuiten“ zu sehen, denn jetzt sieht man überall Jesuiten, ich aber sehe nichts in ihm, als den alten Adam der Welt, der nicht stirbt; zu seinen Füßen ist auch die alte Schlange und das Buch in seinen Händen ist auch das alte Buch der alten Geschichte. — Das „Schaf,“ mein lieber Michel, ist auch kein Schaf, sondern ein Mensch, den man so lange geschoren hat, bis er selbst darauf schwört, er ist ein Schaf. Das bedeutet, daß im Jahre 1850 die Menschen, wie früher geschoren werden, und es wird einschurige, zweischurige, dreischurige Menschen geben, u. s. w.

Das Schaf hat eine „Brille“ auf dem Rücken, weil die Schafe die Augen im Rücken haben, und zurück sehen. Da sieht unser Schaf gerade auf einen dicken Kopf mit einem dicken Zopf, der seine Hand gerade wie zum Segen ausstreckt. Aber an dem Segen

eines Zopfes iſt kein gutes Haar! Das Zopfband iſt ein Bind-Band, es bindet nicht nur den Zopf, ſondern auch den Kopf. Die Hand ſcheint das kleine „Wickelkind“ zu ſegnen. Das Wickelkind iſt das neugeborne Jahr 1850, es iſt gleich bei der Geburt auf den Kopf gefallen und iſt ganz ſchief gewickelt!

Das Kind liegt in Weinblättern und Trauben, das heißt, daß im Jahre 1850 die Trauben nicht gekeltert werden, weil gar keine „Preſſe“ da ſein wird, und daß die „Blätter“ alle weinen werden, worüber ſich auch der Eſelskopf zur Seite inniglich zu freuen ſcheint, und die Ohren freudiglich ſpitzt.

Ein „geſpitztes Ohr,“ lieber Michel, o, laß uns ſchweigen, ein geſpitztes Ohr iſt jetzt gefährlicher, als ein geſpitztes Meſſer; alſo ſtille, ruhig! St! —

2.

Der zweite Guß, lieber Michel, iſt ein wahrer Klumpen! Ein Rumpf-Parlament! Eine in den Ruheſtand verſetzte „Pickelhaube,“ die wie eine Glocke ausſieht, will anzeigen, daß, wenn Deutſchland im Jahre 1850 unter dieſe Haube kömmt, die Todtenglocken von Erfurt und Gotha für's deutſche Volk läuten! — Ueber der Pickelhaube iſt ein Bajonett als Querſchleife; für ſolche Hauben ſind die Bajonett-Spitzen die beſten Brüßler Spitzen!

Links bildet das Blei verworrene Figuren von Knuten, Ketten u. ſ. w.; das ſind die rheumatiſchen Ketten, die in Verbindung mit galvaniſch-preußiſchen Bat-

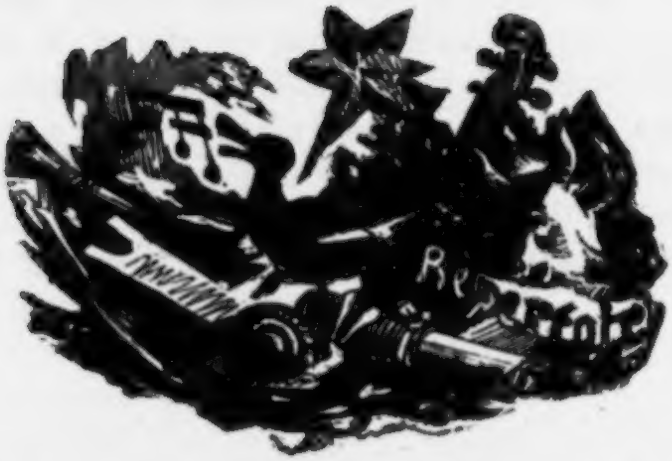
terien das Reißen und Ziehen in allen Gliedern Germaniens magnetiſch heilen ſollen.

Zwiſchen der Pickelhaube und dem „Cylinderhute“ iſt ein Anubus, ein „Hundekopf,“ das Sinnbild des Treubundes; dieſer Kopf ſieht halb wie ein Spitz, halb wie ein Schaf, halb wie ein Zuſchauer und halb wie alles das zuſammen aus.

Schon wieder, lieber Michel, ſchreckt dich ein „Ohr,“ welches ganz allein in den Lüften ſchwebt. Ja, lieber Michel, das bedeutet: Im Jahre 1850 werden nicht nur die Wände Ohren haben, ſondern auch die Luft wird von Ohren geſchwängert ſeyn, wodurch die Luft in intereſſante Umſtände geräth, die zuletzt mit einer „Entbindung“ wegen Mangel an Beweisgründen enden!

Da wieder ein Zopf! „Hic et ubique! Es wäre Zeit, daß die Satyre ſich auch den Zopf, ſtets auf Zöpfe zu ſtichein, abſchneiden ließe! Der „Zopf“ iſt als ſtehende Maske im Luſtſpiele der Zeit ſchon gar zu abgetragen! Allein an den Buchſtaben „W. Z.,“ welche das Blei gebildet hat, ſollte man glauben, man wird mit Gewalt an „Wiener Zopf“ erinnert. Jedoch kann dieſes „W. Z.“ auch heißen: Wiedererſtandene Zenſur, oder: Wo Zwanziger? oder: Wache's Zwangs-Akademien u. ſ. w. — Wir wollen aber dem andern Beſchauer nicht alle Deutung fortnehmen und es bleibe ſeinem Scharfſinne auch etwas überlaſſen.

3.



Wieder ein rechtes Gewirre, mein lieber Michel! Aus dem ganzen Klumpen bildet ſich nichts deutlich heraus, als die Geſtalt einer „Gans.“ Was aber ſoll die „Gans“ für die Zukunft bedeuten? Daß die Menſchen eine wahre Gänſehaut überlaufen wird? — Seien wir froh damit! Da wir doch aus tauſend und einem Grunde aus der Haut fahren werden, und der Menſch doch nicht ohne Haut herumgehen kann, ſo iſt eine Gänſehaut auch eine Haut für eine arme Haut von Menſchen! Wie mancher Menſch wechſelt nicht aus Liebhaberei ſeine Haut? Wie Viele ſind nicht in der letzten Zeit aus Rothhäuten ganz reine, unſchuldige, ſchneeweiße Häute geworden?! Die „Gans“ ſchnattert nach Noten, welches mich faſt glauben

macht, die Gans ſey keine „Gans," ſondern eine Ente eine „Zeitungs-Ente," die nach diplomatiſchen Noten haſcht.

Oder ſollte dieſe Ente keine Zeitungs-Ente, ſondern eine wackelnde „Ballett-Ente" ſeyn? Eine Tänzerin, die da „drenten" in Paris nichts mehr macht und nun da „enten" in „Dingsda", in Wien noch gut genug iſt? Daß dieſe Ente eine Tänzerin iſt, darin beſtätiget mich der Umſtand, daß ſie auf einem Fuße ſteht! Auf einem Fuß ſtehen iſt die Tugend der Tänzerinnen, die ſonſt nicht auf zu feſtem Fuße ſtehn; auf einem Fuße ſtehen, das iſt der Münzfuß, nach welchem die Beifuß-Kunſt bezahlt wird. Gewiß! Die Ente iſt eine Solo-Ente, eine Tänzerin! Sie lächelt einen „Pinſel" an, der hinter den Noten parterre ſichtbar iſt! Ueberhaupt ſcheint dieſer Bleiguß ſich auf die Theater-Zukunft des Jahres 1850 zu beziehen! Eine Rolle am Boden, nebenbei eine Schnecke, dann ein Repertoir, eine Baßgeige u. ſ. w., lauter Theater-Requiſiten.

Daß an dem „Repertoir" ein Ochs nagt, kann vielerlei bedeuten. Er kann ſagen: Das Repertoir iſt ſo trocken, daß der Ochs es für Heu hält, oder es kann ſagen: ein ochſiger Kritiker nagt beſtändig an dieſem Repertoir; oder endlich kann es auch ſagen: Auch das Repertoir von 1850 wird ein wiederkäuendes Ding ſein!

Die Schnecke zeigt an, wie ſchnell die Künſtler

auch im Jahre 1850 die Rollen einſtudieren werden, und der Stiefelknecht zwiſchen Pinſel und Feder zeigt an, daß auch im Jahre 1850 ein frommer Knecht Fridolin zwiſchen einem Pinſel und der kritiſchen Feder in die Klemme kommen wird.

Die „Baßgeige" bedeutet das Publikum, welches auch im Jahre 1850 brummen wird, und dem man auch wieder das alte Lied vorſingen wird: Brumm nur zu, brumm' nur zu! u. ſ. w. Alſo was nützt das Brummen? Und dennoch iſt der Menſch ſo gerne ein Brummeiſen!

4.

Weiß der Himmel, mon cher Michel, was aus dieſem Bleiguß für Miſchmaſch entſtanden iſt!

Was ſich am deutlichſten herausſtellt, ſind zwei „Hände.“ Große Hände links und ein „Gimpel“ rechts. Die Hände auf der Linken ſind ungeheuer groß, man könnte ſie „Pratzen“ heißen, und das bedeutet, daß auch im Jahre 1850 die Hände der Linken große Uebergriffe und Mißgriffe machen werden, um alles in den Sack zu ſchieben. Der „Gimpel“ zur Rechten aber deutet an, daß die Rechten wieder ihr altes, eingeleiertes Stück abpfeifen werden.

Eine ungeheure Ironie vom Blei oder vom Zufall iſt es, daß es zu Füßen des Gimpels einen Lorbeer-

zweig bildete! Soll das heißen, dieſe Gimpel werden noch mit ihrem Lorbeer in die Sauce kommen? Oder bedeutet es, daß die Gimpel den Lorberr mit Füßen treten?

Auch ein „Steckenpferd“ zeigt an, daß das Jahr 1850 ein geſegnetes Jahr an dergleichen Pferden ſein wird; die Reiter haben ſich in den „Reitſchulen“ Deutſchlands zu dieſem Ritt geübt. Dieſe Steckenpferde bringen den Vortheil, daß jeder Privatmann mit Sechſen fahren darf, daß ſie ewig jung bleiben und ſich ſelbſt ihr Futter anſchaffen.

Das Buch in der Mitte muß ein „Kaſſebuch“ ſein, und deßhalb, lieber Michel, weiß ich dir gar nichts darüber zu ſagen.

An der Erde liegt eine Poſaune; das zeigt endlich an, daß die liebe Erde mit ihren Erwartungen und Hoffnungen angewieſen iſt, zu warten, bis die Poſaune des jüngſten Gerichts erſchallen wird. Wie lange bis dorthin noch iſt? Wer kann das wiſſen? Noch hat unſer Herrgott vielleicht die Wahlen zu den Geſchwornen dieſes Gerichts gar nicht ausgeſchrieben; du weißt, lieber Michel, das dauert lang; alſo bis zum jüngſten Gericht, lieber, guter, deutſcher Michel, bleibt die Erde, wie ſie iſt, und der deutſche Michel, wie er iſt, und der Humoriſt, wie er iſt und wir Alle, wie wir ſind, bleiben, wie wir ſind; dabei bleibt's, und das Jahr 1850 bleibt wie das Jahr 1849, und ſo ins Unendliche, in Ewigkeit. Amen!

Schauderhafte Mordthat,

verſucht an einem Abend ſpat, am Dichter der auf ſeinem Pfad, dies „Sylveſter-Büchlein“ ſchreiben that, und wie ihn Gottes Huld und Gnad, in ſeinen Schutz nahm ganz privat.

O weh, o weh! und ach und o!
Ihr lieben Leute kommt herbo,
So Adel, Publikum und Polizo!
Und ſchaut in dieſem ſaubern Bild,

— Wenn ihr bezahlt habt Euer Gild —
Wie die Unſchuld verfolgt wird auf dieſer Wilt!
Die Unſchuld ſtell' ich Euch hier vor,
So rein und weiß wie Velin-Papor,
Benamſet mit Namen M. G. Saphor!
Und weil er, manchem Lump zum Troß,
Gemacht ſo manchen Spaß und Woß
Der zünden that als wie der Bloß,
Paßt ihm einſt auf in finſtrer Nacht
Die Schreiberband' mit wilden Angeſacht,
Und rufen ihm zu: „Halt, du Böſewacht!
Dein letztes Stündlein ſchlägt anizt,
Du haſt genug Papier verpizt,
Viel eitle Künſtler genug verlizt;
So ſtirb denn nun von unſrer Hand,
Zu Tode geht dein Regimant,
Mach' nun ſchnell dein Teſtamant!" —
Drauf heben ſie die Federn auf,
Und ſchießen auf das arme Schauf,
Das nicht einmal um „Hülfe!" rauf.
Aber die Unſchuld ſteht in Gottes Schuz,
Saphor bleibt ruhig ſtehn auf ſeinem Pluz,
Und beut die Bruſt dem Feder-Spuz;
Mit Hohn ſtreckt er die Hand nur aus,
Da ſieht man, ſeine Macht iſt grauß,
Die Federn alle geh'n plözlich laus,
Doch der Saphor ſtreckt nur aus die Hand,
Und alle Tintenkugeln von dem Geſand,

Zerplatzen an ihr ganz geſchwand.
Die Schmierer ſtehen da nun ganz verdutzt,
Es hat ihm nicht einmal die Haut geruzt,
Weil die Unſchuld wird von Gott beſchutzt!
Die Spitzel die zur Hülf' ſie mitgebracht,
Die paſſen auf wie es ſtets iſt ihre Pflacht,
Sie ſehen das, aber ſie begreifens nacht. —
— Merkt, liebe Leut', euch dieſe Mähr',
Denn aus ihr wird euch kund und offenbär,
Die Unſchuld iſt der beſte Schutz forwär!

Neueſter Verlag
von **Jasper, Hügel und Manz** in Wien.

Anti-Guizot. Februar 1849. 16 kr. C. M. oder 6 Ngr.

Beck, Karl, an Franz Joſeph. Gedicht. 24 kr. C. M. oder 9 Ngr.

Hübner, Otto, die Finanzlage Oeſterreichs und ſeine Hülfsquellen. 2 fl. C. M. oder 1 Thlr. 15 Ngr.

Der neue Machiavel. Ein Buch für Fürſten, aus den Papieren eines gefallenen Miniſters. 54 kr. C. M. oder 15 Ngr.

Mühlner, J. F., W. Meſſenhauſer. Sein Leben, Wirken und ſein Ende. 48 kr. C. M. oder 16 Ngr.

(Pillersdorf), Rückblicke auf die politiſche Bewegung in Oeſterreich in den Jahren 1848 und 1849. 48 kr. C. M. oder 16 Ngr.

Reichstagsgallerie. Geſchriebene Portraits der hervorragendſten Deputirten des öſterreichiſchen Reichstags. 48 kr. C. M. oder 19 Ngr.

Rumler, Karl, Ueberſicht der Maße, Gewichte und Währungen der vorzüglichſten Staaten und Handelsplätze. 1 fl. 24 kr. C. M. oder 20 Ngr.

Saphir, M. G., Humoriſtiſch-ſatiriſcher Volkskalender nach Vor- und Rückwärts für 1850. 36 kr. C. M. oder 12 Ngr.

Schuſelka, Franz, Deutſch oder Ruſſiſch? Die Lebensfrage Oeſterreichs. 24 kr. C. M. oder 9 Ngr.

Schuſelka, Franz, Deutſche Fahrten. Zwei Bände. I. Band: Vor der Revolution. II. Band: Während der Revolution. 4 fl. 30 kr. C. M. oder 3 Thlr.

M. G. Saphir's

humoriſtiſche Schriften

in vier Bänden.

Ausgewählt und herausgegeben

von

Dr. Karl Meyerſtein.

Erſter Band.

Einleitung. Lebende Bilder aus meiner Selbſtbiographie. Meine Memoiren. Meine Memoiren. (Neue Folge.) Kleine Romane. Humoriſtiſche Vorleſungen.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Berlin.

J. Gnadenfeld & Co.

Einleitung.

Moritz Gottlieb Saphir wurde am 8. Februar 1795 in dem ungarischen Marktflecken Lovas-Berény von jüdischen Eltern geboren.

Für den Kaufmannsstand bestimmt, zu dem er jedoch wenig Lust zeigte, widmete er sich dem Rabbinate und ging 1806 nach Prag, um den Talmud zu studieren. —

Eifrig oblag er daselbst seinen Studien, obwohl auch sein ungezügelter Geist in den engen Fesseln der talmudischen Rabulistik keine Befriedigung fand. —

Durch den Erfolg seiner Erstlingsarbeiten ermuntert, emanzipierte er sich schließlich ganz von der eingeschlagenen theologischen Laufbahn, ging 1814 nach Wien, wo er sich bald als Mitarbeiter der damals allgemein verbreiteten Bäuerle'schen Theaterzeitung zu einer in der Leserwelt beliebten, unter den Künstlern ebenso gefürchteten Persönlichkeit emporhob. —

Mißhelligkeiten aller Art verbitterten ihm den so lieb gewordenen Aufenthalt in der alten Kaiserstadt und veranlaßten ihn nach Berlin zu übersiedeln. — Auch da ging ihm der Ruf seiner ätzenden Feder voraus, die ohne Unterschied der Größe ihre Kritik an Alles anlegte, was sich selbst schon über jede Kritik erhaben dünkte. — Dies brachte ihn von vornherein in eine mißliebige Stellung, und brachte ihm ein Heer von Widersachern. Als Redakteur der „Schnellpost" und des „Berliner Couriers" schrieb er viele seiner besten Sachen. Nach kurzem Aufenthalt in München, wo er den „Bazar für München" redigierte, begab er sich 1830 nach Paris, wo er mit Heine und Börne regen Verkehr unterhielt. Im Jahre 1830 von König Ludwig von Bayern nach München zurückberufen, um die Redaktion des „Bayerschen Beobachters" zu übernehmen, gründete er nebstbei den „Münchner Horizont". 1832 ging er in München zur evangelischen Kirche über und ward Hoftheater-Intendanzrat.

1834 sehen wir den Dichter wieder in Wien, wo er abermals an der Bäuerle'schen Theaterzeitung Mitarbeiter wurde, bis er 1837 seine eigene Zeitschrift „Der Humorist" gründete. — Als Vorleser seiner köstlichen Geistesprodukte machte er verschiedene Reisen im In- und Auslande, die ihm nebst einem ungeheuren Renommee und einer ungemeinen Beliebtheit ein glänzendes materielles Auskommen sicherten. — Den Bewegungen des Jahres 1848 stand er ferne. In der ländlichen Abgeschiedenheit der Stadt Baden nächst Wien hatte ihn der Strudel der Ereignisse nicht er-

reicht. 1857 begann er zu kränkeln, sein Leiden wurde täglich schlimmer, bis er demselben am 6. September 1858 erlag. Am Matzleinsdorfer Friedhofe bei Wien fand er seine letzte Ruhestätte. Seine von ihm selbst verfaßte Grabschrift lautet:

„Eine Auster, einsam in des Ufers Sand,
Warf das Zeitmeer mich an den Lebensstrand,
Ein Tropfen Licht fiel vom Himmel hinein,
Wurde Perlchen darin, gering und klein;
Wurde Krankheit da, und doch auch Lust,
Ich gab sie der Welt aus offner Brust. —
Zeitmeer, hier nimm deine Schale zurück!
Perlchen, überleb' mich ein Weilchen mit Glück!
Tropfen Licht, der vom Himmel in die Schale sank,
Schweb' empor zum Himmel jetzt und sag' ihm Dank!"

Einer der größten und begabtesten deutschen Humoristen ging mit ihm zu Grabe.

Seine Schriften werden in allen Schichten des Volkes gelesen. Aus ihnen spricht gesunder spitziger Humor. Jüdischer Mutterwitz, französische Feinheit und deutsche Schlagfertigkeit vereinigen sich darin zu gemeinsamer und ergötzender Wirkung. —

Weit ist sein Ruf gedrungen, und wenn man irgendwo den Namen Saphir hört, so folgt demselben auch in der Regel schallende Heiterkeit. —

Es ist ein ungeheurer Vorrat von Skizzen und Charakterzeichnungen, die uns Saphir hinterlassen hat. Denn weniger in Büchern als in Zeitschriften hat er seinen Witz geübt. —

Vieles, ja das Meiste hat für die Gegenwart nicht mehr das richtige Interesse, was er aber unvergeßliches und unvergängliches geleistet, ist zugleich das wirklich Gute und Meisterhafte; dies habe ich gesammelt und systematisch zusammengestellt, und biete es dem deutschen Publikum in der vorligenden Ausgabe Von Neubearbeitung seiner Schriften habe ich Abstand genommen, was veraltet und gänzlich interesselos ist, ließ ich weg, nur so wie der Verfasser selbst geschrieben und ohne fremde Zuthat sind seine Schriften in diese Sammlung aufgenommen. — Der Dichter Friedrich Hebbel hat einmal den Ausspruch gethan: „Von Saphirs gesammelten Schriften ließe sich gar wohl eine Auslese von etwa vier Bänden veranstalten, die jeder Bibliothek zur Zierde gereichen würde." —

Es soll mir eine glänzende Genugthuung sein, wenn ich nicht nur dem Wunsche, sondern auch der Hoffnung, die in jenen Worten liegt, hiermit entsprochen habe.

Dr. Karl Mayerstein.

Berlin, im Januar 1889.

Biographisches.

Lebende Bilder aus meiner Selbstbiographie.

I.

„Ein Dichter muß geboren werden!“ Wer muß denn nicht geboren werden? Nicht nur geboren überhaupt, sondern zu etwas geboren? Der Schuster muß geboren werden, zum Schuster nämlich! Aber der Mensch bringt bei seiner Geburt kein Merkmal mit, ob er zum Dichter oder zum Schuster geboren worden ist, und mancher, der zum Schuster geboren worden ist, wird zum Dichter erzogen und vice versa!

Geboren werden ist noch nicht bestimmt werden; man wird nur von einem Wesen geboren, aber von verschiedenen bestimmt! Zuerst wird der Mensch vom Schicksal bestimmt, dann wird der Mensch von den Eltern bestimmt, dann wird er von seiner Erziehung bestimmt, dann wird er von den Verhältnissen bestimmt, dann wird er vom Zufall bestimmt; nur selten, nur äußerst selten wird der Mensch von seiner Bestimmung bestimmt, fast niemals von seinem inneren, angeborenen Genius!

Ich wurde vom Schicksal zum Juden bestimmt, von meinen Eltern zum Handelsmann, von meiner Erziehung zum Dorfrabbiner, von den Verhältnissen zum armen Teufel, von dem Zufall zu seinem Rangball, und trotz dieser Bestimmungen bin ich jetzt so ein ehrlicher und aufrichtiger Christ, wie nur ein ehrlicher und aufrichtiger Christ sein kann; Eigentümer eines mittellosen Intendanzrats-Titels, bürgerlich-befugter Redakteur der Stadt Wien und aller umliegenden Ortschaften, lebenslänglicher Prätendent des Titels „deutscher Humorist“, geistreicher Schriftsteller von Gnaden einiger befreundeter Blätter, Hof- und Leibvorleser verschiedener Wohlthätigkeits-Anstalten, populärer Volks-Charakter ohne gefährliche Folgen, Besitzer vieler Anhänger, die mir nichts ins Knopfloch hängen können, Inhaber eines steuerfreien Nasen-

méét mit dem dazugehörigen Gottesacker und Ernten im weiten Feld, Anführer von einigen tausend lebensassekurierten Pränumeranten, die für mich ins Traisser des „Humoristen" gehen, Ordensmitglied mehrerer Kapitel aus dem Buche der Leiden der wahrheitsliebenden Familie, ungelehrtes Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaftsspiele, redlicher Patriot ohne Ausgängeschild und freiheitsliebender Mensch ohne politische Lieder mit messingenen Schrauben, Lohnkutscher-Adjunkt des deutschen, im Kote steckenden Thespiskarrens, vulgo Rezensent; hinterlassener Wittiber der nach langen Leiden an der Federlähmung verstorbenen Bezirkskritik, lustiger Ritter mehrerer traurigen, umherirrenden Wahrheiten u. s. w. u. s. w.

Und wer hat das alles aus mir gemacht? Etwa mein Genie? mein Glück? meine Protektion? O nein, niemand als das deutsche Klima und meine robuste Roßnatur!

Meine Wiege zwar stand nicht im deutschen Klima! Ich glaube, da, wo ich geboren wurde, ist gar kein Klima, da war kein Klima, keine Luft, keine Witterung, da war bloß Ausdünstung!

Ich zweifle, daß die Grazien an meiner Wiege gelächelt haben, ich glaube überhaupt nicht, daß die Grazien lächeln, wenn sie eine Wiege sehen! So ein großer Kinderfreund ich auch bin, so muß ich doch gestehen, daß ein Wiegenkind samt lebender und lebloser Zubehör kein Gegenstand für ein Grazienlächeln ist!

Meine Wiege stand in einem ungarischen Dorfe unweit der Comitatsstadt Stuhlweißenburg, lateinisch: Alba regia, ungarisch: Székes-Fójervár; da stand ehemals das römische „Floriana", da fand Zwatopluk sein Ende, auf diesem Sumpfgebiete lagerte Arpad mit seinen bärtigen Helden; in der verfallenen Krönungskirche setzten sich die ungarischen Könige die Krone auf, und in den Grüften allda ruhten Stephanus, Colomanus, Matthias Corvinus u. a. m!

Das war einst! Zu meiner Zeit zeichnete sich diese Stadt nur dadurch aus, daß sie viel Corduan fabrizierte und kein Jude über Nacht in ihr bleiben durfte. In der Nähe dieser einst so merkwürdigen Stadt liegt das Dorf „Lovas-Berény", und in diesem Dorfe stand meine Wiege. Lovas-Berény und seine Situation bietet gar nichts dar, um die Kindheit eines Dichters romantisch auszuschmücken. Da gab's keine „dunklen Wälder mit auf- und abwandelnden tiefen Gedanken, zwischen denen der Knabe sein Gemüt nährte und umdüsterte", da gab es keine „Schluchten und wundersam gesormte Felsenmassen, an denen die Phantasie des Kindes groß und wild wurde," da gab es keinen „langgestreckten See, der morgens die tiefblauen Augen aufschlug und das Kind ansah und ihm zuflüsterte aus den sagenvollen Wo,en u. s. w.", nichts von allem dem; in einer sumpfigen Ebene, von keiner lebendigen Partie unterbrochen oder schattiert, liegt dieser Ort wie

ein Eierfladen auf flacher Schüssel. Und dieser Ort mit seinen Lehmhütten und seinen strohbedeckten Bauernfutteralen hatte dennoch sein abgesondertes Ghetto an dem einen Ende und sein Zigeunerdörfchen am andern Ende. Die einzige Zierde dieses Dorfes war ein sehr schönes Schloß mit einem schönen, ausgedehnten Park, von der einen Seite umgeben mit einem tiefen Graben und von der anderen Seite mit einem schweren, eisernen Gitter. Ich erinnere mich kaum, das Innere dieses Gartens je betreten zu haben, die Herrschaft war höchst selten gegenwärtig, und die Domestiken-Wirtschaft bestand, so viel ich mich erinnere, aus einer Schließerin, Kastellanin, Gärtner u. s. w. Nur einmal wagte ich mich, ich weiß nicht, ob durch den Graben oder übers Gitter oder durch das offenstehende Thor, mit kindischer Neugier in den Garten und staunte die Lauben, die Statuen, die Bosketts u. s. w. an, da kam ein Gartenhüter mit einer dicken Peitsche und hieb unbarmherzig auf mich los; das Blut strömte über mein Antlitz, aber er verfolgte mich mit Hieben bis an die Thür und unterbrach seine Amtsführung durch nichts, als durch den Ausruf: „Eredj to zsido! Eredj Pokolba!“ Das waren die ersten Spaziergänge eines Lovas-Berónyer Poeten!

Ich muß bei meinem Großvater wieder anfangen, und damit verbindet sich sonderbarerweise der Name: Kaiser Josef.

Den Namen Saphir hat mein Großvater angenommen, als auf Befehl Kaiser Josefs die Israeliten Familiennamen annehmen mußten. Mein Großvater hieß Israel Israel. Als die Verordnung der Familiennamen ins Werk gesetzt wurde, berief ihn zu diesem Behufe der dazumalige Stuhlrichter, dem dieses Geschäft oblag, zu sich und fragte ihn, wie er heißen wolle; mein Großvater wußte es anfangs selbst nicht, doch da er einen Siegelring als Erbstück an seinem Zeigefinger trug, in welchem ein Saphir saß, so sagte der Stuhlrichter: „Heißen Sie sich Saphir!“ Und so geschah es.

Allein noch in interessanterer Beziehung verknüpft sich das Andenken an meinen Großvater bei mir mit dem an Kaiser Josef. Wenn ich auch in Einzelheiten vielleicht nicht mehr im Klaren bin, so kann ich doch für den wesentlichen Kern dessen, was ich eben erzähle, bürgen, und es ist mir im Gedächtnis treu aus den Erzählungen meines Großvaters verblieben.

Er war ein großer, stattlicher, Ansehen gebietender Mann. Noch steht er im Geiste vor mir, schneeweißes Haar und schneeiger Bart gaben ihm ein ehrwürdiges, eine edle Nase und zwei feurige, blitzende Augen gaben ihm ein patriarchalisches Ansehen. Er trug einen großen, dreikrämpigen Hut und einen großen Stock mit silbernem Knopf, so daß er einem früheren französischen Maire nicht ganz unähnlich war. Er lebte früher in Cior, einem ganz kleinen Orte, wenn ich nicht irre, ebenfalls jenseits Stuhlweißen-

berg. Er lebte wie die Israeliten-Lilien jener Zeit alle lebten, die nicht säeten, nicht spannen, und die der liebe Gott Mercur doch nährte.

Er war reich, sehr reich; Ursache genug, daß ihn die Bauern seines Ortes haßten; denn heute kam Ferencz und hatte kein Geld und ließ sich von ihm Geld auf seine nächste Weinlesung geben; morgen kam Józsi und ließ sich von ihm Geld auf seine nächste Schafwolle geben; übermorgen kam Miska und ließ sich von ihm Geld auf seine nächste Kornernte geben u. s. w.

Wenn aber die Zeit kam, wo der Wein gekellert, die Wolle geschoren und das Korn eingeführt ward, da wollten Ferencz und Józsi und Miska kein Geld bezahlen, aber auch keinen Wein und keine Wolle und kein Korn an den „Zsido" geben, sondern dasselbe an andere für bares Geld verkaufen, und da wurde der „Zsido" geflucht und beschimpft und verlästert! Und so kam's, daß in einer schönen Nacht das Haus meines Großvaters brannte, und niemand löschte und niemand durfte löschen! Und Ferencz und Józsi und Miska glaubten, das „Schuldenbuch des Zsido" wäre auch verbrannt, es war es aber nicht.

Mein Großvater baute das Haus am Csórer Bache wieder auf, und sieh' da, es brannte wieder, zufällig, ganz zufällig, und alle, die löschen sollten, lachten, zufällig, ganz zufällig, und meine Großmutter nahm ihre zwei Kinder auf den Rücken, und mein Großvater nahm etwas Solideres, nämlich einen großen Sack voll Dukaten und Edelsteine und warf ihn heimlich in einen tiefen, verfallenen Brunnen, der in seinem Garten war, und sie ließen Haus und Hof brennen und sie bekamen in ganz Csór kein Obdach, und sie wanderten in finsterer Nacht, nur schwach von der Helle ihres brennenden Häuschens beleuchtet, sie wanderten die Nacht durch, abgebrannt, mit zwei kleinen Kindern, und sie wanderten bis Stuhlweißenburg, und sie pochten ans Thor und jammerten und die Kinder winselten, und sie erhielten zur Antwort: Ein „Zsido" darf in der Nacht nicht in dieser königlichen Freistadt sein!

Da ließ mein Großvater sein Weib und seine Kinder in dem Hause eines Fischers vor der Stadt, bei dem er stets Fische kaufte, und sagte zu ihr: „Ich geh' gen Wien." Sie fragte: „Zu wem willst Du da gehen in Wien?" Und er sagte: „Ich weiß schon, zu wem ich werde gehen ich werde gehen zu Kaiser Josef!"

Und er ging nach Wien und er kam bis zu Kaiser Josef. Die Persönlichkeit meines Großvaters war gewinnend und imposant, sein Wesen gerade und offen, und er mußte sich doch Verdienste erworben haben; denn Kaiser Josef kannte ihn. Er hatte wohl bei Rekrutierungen, bei Militärspitälern, bei Regulierung der sogenannten Toleranzgelder (er war Steuereinnehmer im Comitate) sich Verdienste gesammelt, ich weiß es nicht mehr so genau, aber es genügt, daß er zurückkam und vom Kaiser Josef die dazumal

kaum glaubliche gnädige Auszeichnung bekam, sich in der königlichen Freistadt ansässig zu machen.

Mein Großvater kehrte mit diesem Gnadenbriefe Kaiser Josefs zurück; allein jetzt, wo es ihm freistand, da zu wohnen, sagte er: „Ich will nicht da wohnen.“ und er zog nach Lovas-Berény, nachdem er in einer günstigen Nacht seine Dukaten holte und in Lovas-Berény ein neues Haus zu gründen begann. Wo aber das denkwürdige Dokument Kaiser Josefs hinkam, wissen wir nicht. Mein seliger Vater gab sich Mühe, es zu ergründen, ich selbst fragte schon beim Comitate nach; vielleicht ist's damals beseitigt worden.

Diese kleine, wahrhafte Episode aus jenen Zeiten — es mag wohl sechzig bis siebzig Jahre sein — mag den Geist schildern, der dazumal über den Sümpfen von Velencze und Sárrét und am Flusse Csurgó schwebte! Ein lichterer Himmel lacht jetzt über jener Gegend, ein milderes Geschlecht blüht auf jenen Fluren, eine geistigere, humanere, edlere Gesinnung lebt jetzt in den biederen Bewohnern jener ehemaligen Krönungsstadt, und der Segen des vorwärtsgehenden Zeitgeistes hat seine Hand auch über jenen Landstrich ausgedehnt!

II.

Wie süß ist die Erinnerung an die Kindheit! Wie lieblich ist der Gedanke an die Jugendjahre!

Kindheit! Maimorgen-Dämmerung des Daseins! Jugend! Frühlings-Sonnenaufgang des langen Lebenstages! Kindheit, Jugend! reizende, süße Vignette und Titelblatt des Menschenbuches, leichtgeschürzte, flüchtige Vorläufer und Blumenstreuer vor dem schweren Gespann des nachrollenden Alters; selig, wer mit entzückender Erinnerung von euch reden kann; selig der, dem ihr im Gedächtnis dasteht, reichgeschmückt und lichtumflossen, und ihm die Arme öffnet jeglichen Augenblick, wenn er im Lebensstrome aufwärts schwimmt zur Quelle der Jugend! Dreimal selig der, dessen Erinnerung sich das Gedächtnis an Kindheit und Jugend zurückgelegt hat als Notpfennig für die alten Tage, der die goldnen Schau- und Krönungsmunzen, welche die tanzende Jugend auf seinen Weg gestreut, in der Erinnerung eingesammelt hat, um in späterer Zeit von den einzelnen Stücken ganze Jahre zu vergolden!

Ich, ich hatte keine Kindheit! Ich hatte keine Jugend!

Diese zwei goldnen Einleitungsblätter fehlen in meinem Lebensbuche! Die Kindheit, dieser farbige, buntgemalte Anfangsbuchstabe, ist weggerissen von der langen Zeile meines Daseins!

Ich hatte keine Kindheit, keine Jugend! Nicht Gängelband und nicht Rollwägelchen lehrten mich gehen, sondern ich schlug

mir so lange die Nase blutig, bis ich gehen konnte! Ich hatte keinen Namenstag und keinen Geburtstag! Mir wurde kein Bindband, und mir leu·tete kein Kerzchen eines Weihnachtsbaumes! Ich hatte kein Spielzeug und keinen Spielgefährten! Ich hatte nie Ferien und wurde nie spazieren geführt! Mir wurde nie eine Freude gemacht, ich erhielt nie eine Belohnung, ich wurde nie mit irgendeinem Sächelchen überrascht, ich erfuhr nie eine Liebkosung! Kein schmeichelnder Ton führte mich zum Schlummer und kein freundlicher Laut rief zum Erwachen!

Die zwei leuchtenden Augen des Lebens: Kindheit und Jugend hat mein Schicksal mit einem schwarzen Pflaster bedeckt! Sie existieren nicht für mich mit ihrem Licht und mit ihren Strahlen, nur mit ihrem Brennen und Stechen und tiefen Weh!

Das Flügelkleid des Lebens war für mich eine Zwangsjacke! Ich wurde gefüttert mit Drangsal, großgezogen mit Schlägen, gebadet in ewigen Drohungen, unterrichtet in Entbehrungen, ich bekam Schwimm-Lektionen in Thränen, und Turnunterricht mit dem nie rastenden spanischen Rohr eines Hauslehrers!

Vergebens blättere ich zurück, und blättere ängstlich und suche mit spähendem Auge in dem Kalender meiner Kindheit, da finde ich keinen Tag, der angestrichen wäre mit dem Rot eines Festtags; da ist keine Stunde, die bezeichnet wäre mit irgendeiner winzigen Freude, da ist keine Minute, die überdeckt wäre mit dem dünnsten Goldschlägerblättchen eines kindlichfrohen Augenblickes!

Wenn ich in einsamen Stunden auf- und abschreite und herumwandle in den Ruinen meiner frühesten Lebenstage, da begegnet mir nur eine traurige weibliche Gestalt mit niedergedrücktem Gang, mit blaßblauen, in Thränen geübten Augen, mit leidenden, in Duldung ergebenen Zügen, gebückten Hauptes, kränklich und willenlos, mild und in Resignation aufgelöst, und diese Gestalt fuhr mit feuchtkalten, fleischlosen zarten und weißen Händen über die brennenden, von Thränen überschwemmten Wangen, und sagte nichts, als fast tonlos mit sterbender Stille: „Sei still, Moriz, es wird schon wieder gut werden!“

Diese Gestalt war meine Mutter! Ach, sie hatte ein Herz voll Liebe, voll inniger, herzlicher Liebe für alle, alle Menschen, und auch für ihre Peiniger, und nun gar für ihre Kinder! Aber dieses Herz war gebrochen, in allen Adern grausam höhnisch zerrissen, an seinen zartesten Fäden zerrissen, und als ich eines Morgens erwachte, trugen sie einen schwarzen Kasten hinaus, und ich sah die liebliche, leidende, zärtliche Gestalt nicht wieder, und keine zarte Hand fuhr mehr über meine thränennassen Wangen, und kein süßer Laut sprach mehr: „Sei still, Moriz!“ Ich hatte keine Mutter mehr, ich sah sie nicht wieder!

Aber doch, doch! Ich sah sie wieder! Dreißig Jahre später! Man wird lächeln! Und doch! Und doch!

Noch steht ein Samstag vor mir, ich sollte große Prüfung aus dem „Talmud“ machen! Die Rabbinen des Ortes waren eingeladen! Es ging alles vortrefflich! Die Rabbinen waren außer sich über meine Kapazität und prophezeiten, ich werde ein großer Rabbiner werden! Mein Vater hatte den großen philosophischen Grundsatz: „Man muß den Kindern nie zeigen, daß man sie lieb hat!“ Ein Grundsatz, der hie und da noch gang und gäbe ist, und wie ein Gifthauch über die zarte Pflanzung der kindlichen Liebe im Herzen des Kindes hinfährt!

Ich war auf eine Belohnung gefaßt und weinte bitterlich. Da kam die blasse Gestalt, die Leidensfrau, meine Mutter, mit einem kleinen seidenen Tüchlein in der Hand, und fuhr mir mit den zarten weißen Händen über das Antlitz und trocknete meine Thränen und sagte: „Sei still, Moriz, es wird schon wieder gut werden!“ und knüpfte mir das seidene Tüchlein um und weinte selbst still dabei.

Nach dreißig Jahren lag ich in München am Nervenfieber darnieder. Meine Kollegen, die Journalisten, hatten schon meinen Tod verkündet. Das Hirn glühte in meinem Kopfe, mein Blut floß wie Lava durch die Adern, es hämmerte an meinen Gehirnwänden, die Denkkraft flatterte wie ein vom Sturm zerfetzter Wimpel auf meinem Gedankenschiffe hin und her, und meine Pulse schlugen wie die Planken eines leckn Fahrzeugs auf erzürnten Wellen. Es war Nacht und öde Stille um mich herum, da öffnete sich die Zimmerthür und herein trat oder schwebte vielmehr eine traurige weibliche Gestalt mit blaßblauen, in Thränen geübten Augen, mit leidenden Zügen, es war meine Mutter! In der Hand hatte sie dasselbe seidene Tüchlein, und sie nahete sich meinem Bette und fuhr mit den zarten weißen Händen über mein glühendes Antlitz, und sie band mir das seidene Tüchlein um den Hals und neigte sich nieder und flüsterte: „Sei still, Moriz, es wird schon wieder gut werden!“ Und ein Kuß hauchte meine Stirn an, und sie verschwand!

War's ein Traum? Ein Fieberbild? War's mehr? Ich will es nicht entscheiden.

Aber ich fühlte mich innerlich genesen von diesem wundersamen Augenblicke an, und eine Beruhigung, die an Zuversicht grenzte, ging durch mein Wesen, und die Überzeugung, daß ich genesen werde, erfüllte mich unerschütterlich. Am andern Morgen kam ein vortrefflicher Arzt, der unschätzbare Herr Medizinalrat von Koch, fühlte mir den Puls, sah mich an und sprach in seiner liebenswürdigen Weise: „Ei, schämen Sie sich, ist das ein Puls für einen Fieberkranken?“

Und von derselben Stunde an war die Krankheit gehoben.

Es ist höchst wunderbar, wie lange oft gewisse Momente und Szenen aus unseren Kinderjahren vergessen liegen in uns und

bei einer unvermuteten Veranlassung plötzlich wie auf den Druck einer geheimen Springfeder herausspringen und vor uns offen daliegen! Wie leicht aufgeriegt ist das Reich der frühesten Erinnerungen!

Ach, darum kann der Mensch gar nicht wissen, welch ein Heiligtum, welch eine heilige, göttliche, wundersame Ruhe und Überlieferung die Kindheit ist! Darum soll der Mensch dastehen vor jedem Kinde wie vor einem Zauberschreine, in dessen Gemeine und Gedanke göttliche Offenbarungen liegen, aus dessen Innern eine uns unbekannte, bedeutsame, göttliche Musik ertönt, und der Schlüssel zu diesem Zauberschreine ist Liebe, nichts als Liebe!

Ach, bedenkt ihr alle, die ihr auf der Klaviatur des Kinderlebens, und auf der Tastatur der Kinderherzen herumfahrt, bedenkt, daß die Töne, die ihr jetzt anschlagt, in diesen Herzen fortvibrieren bis ins späte Alter, und daß jeder falsche Ton, jede harte Note einst heraussteigen wird als ein Wesen für sich und von euch Rechenschaft fordern wird für jeden falschen Griff, für jede gerissene Saite, für jedes Wischen und Schleifen auf dem Forte und Piano des jugendlichen Herzens!

Die Eltern denken nur daran, wie sie jetzt den Kindern erscheinen, und strafen sie jetzt und liebkosen sie später, und verwunden das zarte Herzchen in diesem Augenblicke und verbinden es im nächsten Augenblicke wieder mit der Wundsalbe von Zärtlichkeit und mit dem Giftpflaster von Geschenken und Spielereien; allein sie vergessen, daß die Einschnitte und Verletzungen, die man dem jungen Herzchen macht, tief gehen und tief bleiben, und das Giftpflaster und die Wundsalbe nur auf der Oberfläche bleiben, und in spätern Jahren da zählt das erwachsene Herz seine Narben, und es erinnert sich nur der Wunden und des Schmerzes und des Instrumentes, das sie machte, aber nicht auch der kühlenden Salbe und des abgefallenen Verbandes!

Die Eltern müssen die Kinder nicht so behandeln, daß sie dieselben bloß jetzt als Kinder lieben und ehren, denn ein Kind liebt leicht und schnell und alles, was ihm mit Liebe entgegenkommt, — nein, sie müssen sich mit solcher Liebe lieben und umgeben und großziehen, daß diese Liebe als ein Einziges, Unversehrtes, an und für sich Bestehendes mit hinübergehe in das Gedächtnis des kindlichen Herzens bis in ihr spätestes Alter; daß diese Liebe eine Mitgift werde für die Zukunft des Kindes, und daß die Kinder von der Erinnerung an ihre Kindheit nichts mit hinübernehmen in ihr Alter, als die Liebe, die sie erhielten!

Meine erste Liebe, oder: „Was guter Essig werden soll, wird früh sauer."

Lovas-Berény heißt der glückliche Ort, in welchem ich zwar nicht erzogen wurde, aber doch heranwuchs, und Rabbi Lebisch hieß der Mentor, der meine ersten Schritte in Welt und Wissenschaft leitete. Rabbi Lebisch besaß einen eigenen Genius zum Unterricht. Dieser Genius bestand aus einem langen Pfeifenrohr, welches am Ende mit einem runden Knopfe versehen war. So oft mir nun ein Satz aus dem Lehrbuch nicht recht einleuchten wollte, zog er das Rohr aus der Pfeife und bewies mir hinter meinem Rücken auf die eindringlichste Weise die Wahrheit und Wichtigkeit dieses Satzes.

Ich hatte einen Schul- und Pfeifenrohr Kollegen, das jüngste Kind der Laune unseres Schuldieners, Sanele geheißen. Er war ein abgerundeter Dummkopf, ein herkulischer Esel! Als Beweis seiner Genialität mag folgender Zug von ihm dastehen.

Rabbi Lebisch verstieg sich in seinem Unterrichte auch zuweilen in die Höhen arithmetischer Subtilitäten, und so bekam der geniale Sanele einmal die Aufgabe: „Wenn 36 Ellen Tuch 45 Gulden kosten, was kosten 14 Ellen?"

Mein guter Herr Kollege machte seine Aufgabe nicht, sondern lachte immer heimlich. Als nun der Rabbi fragte: „Hast du die Aufgabe gemacht?" lachte der geistreiche Sanele schelmisch. „Was lachst du?" fragte der Rabbi, und der elektrische Wissenschafts-Leiter, das Pfeifenrohr, sauste durch die Luft. „Ach," erwiderte lieblächelnd Sanele und kicherte immer fort, „der Rabbi haben mich nur gefoppt, um 45 Gulden kriegt man keine 36 Ellen Tuch!"

Allein Sanele schrieb schön, und ich konnte keinen Buchstaben machen, ohne daß mein Rabbi ausrief: „Du wirst all dein Lebtag nicht schreiben*) und lesen lernen!" — Sanele hingegen machte Buchstaben wie gemalt, und ihm wurde prophezeit, daß er ein großer Mann und Gelehrter werden wird. So geschah es auch! Als ich nach 25 Jahren von Lovas-Berény nach Stuhlweißenburg fahren wollte, entdeckte ich in meinem Kutscher den genialen Sanele. Ich fragte ihn, was er geworden, er sagte: „Lohnkutscher und was ist aus Ihnen geworden?" Ich antwortete: „Schriftsteller," und fast schien es mir, als ob er fragen wollte: „Und wer fährt besser?"

Besonders war es das R, welches mir die überschwenglichsten Auflagen des Erziehungs-Baculus zuzog. Mein R war wirklich ein pittoresker Anblick! Bald sah es aus wie ein Dromedar, das

---

*) Teuerster Herr Rabbi! Wie recht hatten Sie! Hätten Sie in diesem Punkte nur mehr Gebrauch vom Pfeifenrohr gemacht. Der Setzer.

Krämpfe hat; bald wie ein Bajazzo, der ein Rad schlägt; bald wie zwei zusammengewachsene Dachse, die miteinander schmollen.

Sancte aber machte das Z, daß es eine Freude war! Ich bekam also immer doppelte Schläge; erstens für das Z. im Vocativ, dann für das Z im Komparativ! Wenn mein guter Rabbi mein Z. sähe, wie ich es jetzt mache, ich würde gewiß den Superlativ bekommen.

Und dennoch, dennoch!

„O Liebe, o Liebe, wie mächtig bist du!" Dennoch mit diesem Z schrieb ich Liebesbriefe!

Denn Liebe ist keine kalligraphische Leidenschaft, und die ausgezeichnetsten Heldinnen in der Sympathie sind ganz schwache Seelen in der Orthographie! „Sie kritzeln mit Augen der Liebe, und Augen der Liebe müssen uns entziffern!"

Holde Frumetel, du hast mein Z entziffert! Dein Auge der Liebe hat meine italienische Salatschrift entziffert! Du wußtest, was ich schrieb, und das ist ein Glück, denn ich wußte es nicht!

Ja, schwarzholde Frumetel, wir waren für einander geschaffen, allein das Schicksal, Rabbi Lebisch und die Schafhäute von Józsi Pál haben uns getrennt! — Wie selten wird die erste Liebe gekrönt!

Man verschließe der Jugend jeden Bücherkasten, man gebe ihr ja um Himmelswillen keinen Roman in die Hand, keinen Lafontaine, keinen Siegwart, keinen Werther; was nützt's? Das verführerischste Buch ist die Natur, und der entzündlichste Roman ist die Jugend; jede Stunde ist ein Kapitel, und jeder Pulsschlag eine Episode in diesem Roman!

Die Sonnenstrahlen erzählen Liebesgeschichten, die Westwinde fächeln uns mit erotischen Gedichten an, und die Maikäfer, denen wir nachjagen, summen uns Ovids Kunst zu lieben in die Ohren!

Ich hatte noch keinen Buchstaben gelesen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich außer meiner ungarischen und lateinischen Grammatik von einer deutschen Sprache noch gar keine Ahnung hatte; Mimili und Liesli, Cidil und Laura, Thekla und Amalia, Marianne, Lotte, Mignon, Klärchen und alle die Heldinnen der Liebe waren mir stockfremd, und doch spielte ich schon einen förmlichen Roman, und doch war ich schon ein Romeo! Ein sweet Romeo! Mein Onkel und der Vater Frumetels waren Lovas-Berényis Montechi und Capuletti!

Es war ein uralter Familienhaß, der seinen Ursprung zwar nicht von einem goldenen Vlies, aber doch von Schaffellen nahm. Es handelte sich nämlich um die jährliche Pachtung aller Felle von den gestorbenen Schafen auf den Schäfereien des Edelherrn Józsi Pál.

Ich gedenke noch des großen Momentes, als Józsi Pál in unsere Hütte trat, wie ein höheres Wesen! Mein Onkel, der

dieſe Felle der geſtorbenen Schafe nicht gerne aus ſeiner Spekulation ließ, ſagte immer: „Euer G'ſtreng, ich pachte alle Sterbefälle von Euer G'ſtreng!“

Allein Frumetels Vater hatte ſchon das Höchſte geboten, die Sterbefälle Józſi Pals gehörten ihm, und die Zwietracht zwiſchen meinem Onkel und ihrem Vater brannte hell empor!

Aber nehmen Liebende je Rückſicht auf die Schaffelle ihrer Eltern?

Frumetel war die einzige Tochter des alten Beers, einfach und anſpruchslos. Unter den Gänſen ihrer kleinen Beſitzung aufgezogen, wuchſen beiden die Schwingfedern, ohne daß ſie es merkten. Es war eine kleine, kompakte Geſtalt; ihr rötliches Haar erfreute ſich an jedem Freitage einer ſorgfältigen Reviſion, und wenn ſie dann am Samstag morgens erſchien in ihrem blautüchenen, langen Rock, wie ein improviſierter Streckvers; wenn ſie den Fuß, den elfjährigen Fuß, dem aber ſelbſt der Neid gerne ſeine zwanzig Jahre zugeſtanden hätte, in ſafrangelbe Schuhe gehüllt hatte, und um den ſchmalen Streif, der die Anfangsgründe einer Stirn bildete, ein ſchwarzes Band hatte, in deſſen Mitte eine gelbe Meſſingſchnalle mit Hohn auf die ſterblichen Bewohner Lovas Berénys herabſah, o, wenn ſie dann ſo vor mir erſchien, dann zog ein unendlich ſeliges Gefühl durch meine Bruſt, die Schaffelle meines Onkels traten in den Hintergrund und machten ihr allein Platz, und ich hätte in ſtiller Seligkeit ſie, Józſi Pál, Rabbi Lebiſch und ſein Pfeifenrohr umarmen können! Ich verſtummte, aber es war ein beredtes Verſtummen!

„E'l ſilenzio ancor ſuole,
Haver prieghi e parole!“

Aber ich ſelbſt, ich war auch eine reizende Erſcheinung in meinem zehnten Jahr! Lovas-Berénys Alcibiades, der Dandy unter meinen Schulkameraden und der Cäſar ihrer Feldzüge!

Ich ſah aus wie der Plan zu einem ſchlechten Luſtſpiel, von welchem der erſte Akt eben erſt inſzeniert wird! Wenn man mir dazumal einen Staturpaß hätte ausſtellen wollen, ſo wäre der bezeichnendſte geweſen:

„Haare, Augen, Naſe, Mund, Wuchs, Kleidung, ejusdem coloris: gelb.“

Botaniker hätten mich auch für eine wandelnde Süßholz-Wurzel nehmen können; es war der Reiz der Jugend!

„Quant' è bella Giovanezza,
Di deman non è certezza!“

Beſonders in meinem Samstagskleid war ich ein wahrer Achill! Ich hatte nämlich lange um einen blauen Rock angehalten;

da kam einmal ein Hausierer, der mit Resten von Tuch handelte, und dieser besaß den Inbegriff meiner Wünsche.

Allein leider hatte er nicht genug Reste von einer Farbe und mein Onkel meinte, das habe nichts zu sagen, das hellere Blau käme vorne und das dunklere hinten, und so geschah es; ich bekam einen Rock, der vorne hellblau und hinten dunkelblau war. Ich konnte auch für eine Blaumeise angesehen werden. — Von vorne war ich ein Maihimmel, von hinten ein Novemberhimmel. Auf diesem blauen Gebäude, als oberste Zierde, als Turmknopf auf dem spitzigen Gebäude meines Ichs, prangte eine schwarze Manchesterkappe, mit weißem Lammfell verbrämt. Diese Kappe ruhte dicht auf meinen Augenbrauen und fraternisierte bald mit zwei großen Leinwandkragenspitzen, welche vom Halstuche aus wie zwei Pferde-Scheuklappen über meine Augen hinausgingen. So ausgestattet, wie ein Fragment über die Lehre von den Fossilien trat ich mit dem Bewußtsein meiner unwiderstehlichen Reize vor Frumetel hin, und:

ich kam, ich sah, ich siegte!

In ihrem frugalen Blicke lagen die Zeilen:

„Mich reizt, mich lockt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!"

Wir konnten uns nur selten sehen, denn die Montechis und Capulettis wüteten gegen einander. Ich-Romeo und Frumetel-Julie dachten anders.

In dem Kukuruzgarten (türkischer Weizen) ihres Vaters, welcher ihr Haus von dem unsrigen trennte, sahen wir uns und mischten unsere Liebesschwüre in das Säuseln der Kukuruzblätter. Wie oft sagte sie, wie Julie:

„O Romeo, Romeo! wherefore art thou Romeo?
Deny thy father, and refuse thy name!"

Freilich sagte sie es mit anderen Worten, aber es klang doch so!

Mitten im Kukuruzgarten stand ein Marillenbaum; die Marillen waren noch grün, aber wir labten uns dennoch an ihren Früchten! So saßen wir, der Kukuruz gab uns Schatten, der Baum gab uns grüne Marillen, und einsame Liebe gab uns Stoff zu — schweigen. Wir saßen und sahen uns an wie die zwei Chinesen, die in Nassis Naturgeschichte unter dem Theebaume sitzen! Und wenn wir es in den Blättern rauschen hörten, so fuhr sie auf und sprach mit ihrer süßen Drillstimme:

„Es ist die Mamme!"

Ich aber erwiderte, wie Romeo:

„It was the lark, and not the nightingale!"

denn es war nur die Hausgeiß, die ebenfalls den Kukuruz besuchte. Bald fuhr ich in die Höhe und rief:

„O mon Dieu, mon Dieu, c'est Rabbi Lobisch!"

Und da sagte sie wieder, wie Julie:

„It was the nightingale, and no the lark!"

denn es war nur ein kleiner Affenjunge, der auch den Marillenbaum und unreife Früchte suchte.

So verlebten wir die schönsten Tage unserer grünen Liebe bei grünen Marillen im grünen Kukuruzgarten.

„O daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!"

Nicht lange dauerte das Glück unserer stillen, marillenessenden Liebe. Unsere Wonne erhielt einen großen Bruch, als die Zeit kam, wo der Kukuruz gebrochen wird und wir nicht unter dem Schatten dieser Blätter weilen konnten.

Am Tage vor der großen Kukuruzernte, bevor diese klassische Laube unter den Händen der Vandalen fallen sollte, saßen Frumetel und ich zusammen und beweinten unser Unglück! Ob wir wirklich weinten, kann ich nicht bestimmt angeben, aber daß wir fürchterliche Gesichter schnitten, ist gewiß. Denn außer diesem Garten gab es in dem ganzen Umfange von Lovas-Berény kein traubliches Plätzchen, keinen Olivenhain, keine dunklen Grotten, keine Kokoswälder, um heimliche Liebe zu beschirmen und zu beschatten. Wir waren grenzenlos unglücklich, und wenn Frumetel und ich so weise geworden sind, wie uns der Leser kennt, so war jenes Unglück daran schuld. Denn Rousseau sagt: „Une grande passion malheureuse est un grand moyen de sagesse!"

Es blieb uns nichts übrig, als einen Briefwechsel anzuknüpfen!

„Briefe leben, atmen warm, sagen,
Was das bange Herz gebeut,
Was die Lippen kaum zu stammeln wagen,
Das gesteh'n sie ohne Schüchternheit!"

Ja, edler Bürger, du magst recht haben, Briefe leben, aber ihnen das Leben geben, ist eine Schwierigkeit! — Hätte Bürger meine Buchstaben persönlich gekannt und die Krämpfe, die mich ihre Verfertigung kostete, er hätte nicht gesagt:

„Und ein Gott war es, der Schrift und Siegel
Für ein armes Liebespaar erfand!"

Ich sollte schreiben, einen Briefwechsel anknüpfen!

„Ach, jeder Wechsel schreckt den Glücklichen."

Nicht nur jeder Wechselbrief, sondern auch jeder Briefwechsel! — Allein Frumetel bestand darauf und ich sagte zu.

Mein Kollege und Kalligraph Sanele war der geflügelte Bote der Liebe. Er trug die Briefe hin und her. Uneigennützig, wie Pylades, verlangte er für diesen Liebesdienst nichts, als jeden Abend die Hälfte von meinem Beiperbrote, welches in einem großen Stücke Brot mit Zwetschkenmus aufgestrichen bestand. Ich brach nie die Hälfte dieses Schätzeressens ab, ohne zu seufzen:

„One last long sigh to love and thee!"

Byron.

Zwei Tage lang dauerte es, bis mein erster Brief fertig wurde. Ich wußte durchaus nicht, was ich an Frumetel schreiben sollte! Ich fragte Sanele, auch er wußte es nicht! Endlich fiel mir ein göttlicher Gedanke ein! Mein Rabbi Lebisch schrieb alle vier oder sechs Wochen an seine Frau, die in Palota wohnte. Ich beschloß, einen solchen Brief zu erwischen und ihn zu kopieren. Gesagt, gethan. Ich fand den Entwurf eines solchen Briefes, welcher ungefähr im echten orientalisch-hebraischen Stile also lautete:

„An die vortreffliche, gerechte, fromme Hauskrone, Hauptschmuck des Mannes, goldgekrönte Heldenfrau, Fruchtbare, ihrer Kinder zarte Zierde, die geschätzte Frau Chane bis in hundert Jahren, sela!"

Nach diesem langen Titel kam der kurze Brief:

„Ich schreibe Dir, daß ich gar nichts zu schreiben habe; ich bin Gott sei Dank, gesund, und hoffe bei Dir das Gegenteil, bis auf meine alten Leiden mit der goldenen Ader, womit ich verbleibe dein getreuer Mann

Ich, der kleine Rabbi Lebisch."

Der Brief wurde nun von mir abgeschrieben, und nur statt „Frau Chane" an die „Maid Frumetel" gesetzt, und dahin flog Sanele, zu ihr, mit dem beflügelten Worte der Liebe!

Am dritten Tage kam die Antwort! Ach, es war ein seliger Augenblick! Das Billet war mit gekautem Brot versiegelt; ich riß es auf, und wer schildert mein Entzücken? Ich konnte kein Wort lesen! Es war ein Kartegal von großen Tintenflecken, zwischen denen sich konvulsivische Gliedmaßen durchzogen. So schrieb Julie an Romeo! — Wie sollt' ich diese heimlichen Zeichen der Liebe entziffern?

„O Love, give me strength', and strength shall help afford!"

Allein die Liebe half nicht! Vergebens trat auch Sanele hilfreich herbei, es war nicht möglich, aus dieser Buchstaben-Gedärmverwickelung etwas herauszubringen; es waren zerrissene Krautstrudel, die von der Tarantel gestochen wurden; es war ein Sanhedrin von Tintenklecksen, welche durch Meerspinnenbeine zusammenhingen.

Allein was that das? Es waren doch ihre Züge! Ich war glücklich!

Darum sparte ich denn keine Mühe, diese Keilschrift dennoch zu enthüllen. So saß ich einst auch bei meinem Rabbi, welcher uns wieder mit dem unwiderstehlichen Pfeifenrohr die Unfehlbarkeit des Talmuds bewies; ich hatte den Brief auf meinen Knieen unter dem Tische und war ganz in dessen Entzifferung versunken. Da, o Götter, da stürzte Rabbi Lebisch plötzlich auf mich hin, ergriff mit einer Hand mein lockiges Haupt und mit der andern die süßen Zeilen Frumetels! Wie eine Hyäne stürzte der ergrimmte Rabbi über das Corpus delicti her!

Er las — wie er das anstellte, ist mir heute noch ein Rätsel — dann fuhr er sich in die Haare, stieß ein Wehgeheul aus wie ein angeschossener Eber, riß sich in Wut ein Stück von seinem Talar herunter, und das Pfeifenrohr sauste über meinen jugendlichen Rücken hin.

Da kam die Allmacht der Liebe über mich, Frumetels Geist stand vor mir und schüttelte die rötlichen Locken und sah mich mit ihr n dogmatischen Blicken an. Da faßt es mich an, ich bin nicht mehr ich, ein Leu bin ich, ich springe auf, reiße dem Rabbi das Pfeifenrohr aus der Hand und in einem Nu war es zerbrochen und zum Fenster hinaus geschleudert!

„O dolce vendetta
D'una anima difesa!"

Die ungeheure That war geschehen, regungslos stand der Rabbi da, regungslos ich, bloß Sanele lief heulend hinaus und rief meinen Onkel und meine Tante herbei, welche uns beide noch wie Bildsäulen erstarrt fanden.

Endlich fand der Rabbi Worte, und ich hatte mich hinter dem großen Rock meiner Tante verschanzt. Die Sache wurde nun erklärt; die Tante, obschon sie böse that, lächelte mich doch ein wenig an; so sind sie, die Tanten; gesegnet sei der Mann, der die Tanten erfand! Sie denken wie Parny:

„En fait d'amour trop jeune n'est pas trop!"

Der Onkel nahm Frumetels Brief, las ihn und sagte:

„Man muß den Jungen auf die Hochschule schicken!"

Diese war die Hochschule in Bäls. — Und so geschah es, die Tante lächelte, legte ihre breite Hand auf mein verliebtes Haupt und sagte nichts, als:

„Was guter Essig werden soll, wird früh sauer!"

Ich habe Frumetel nicht wieder gesehen, bloß von Rabbi Lebisch hörte ich später etwas sehr Gutes. Als Müllner mich mit Jean Paul verglich, sagte er: „Ich hab's gleich gesagt, es ist schade, daß er sich nicht auf etwas Ordentliches verlegt hat!"

Kleine Polizei- und Cenſur-Geſchichten.

Der Anfang meiner literariſchen Laufbahn geſchah in Peſt. Als ich dort zuerſt ganz ſchüchtern wagte, etwas witzig zu ſein, wurde ich auf den Magiſtrat vor den Ausſchuß der „Hundert“ zitiert; da wurde mir bedeutet: „Witz iſt magiſtratswidrig“, und überhaupt ſagte Herr Magiſtratsrat Weidinger: „Die Stadt Peſt braucht keinen Witz, und wenn wir einmal Witz brauchen werden, ſo werden wir ſchon Hieſige finden, Sie aber ſind ein Stuhlweißenburger und haben hier keinen Witz zu machen.“ Der Magiſtrat verbot mir, witzig zu ſchreiben, und es hieß in der Verordnung: „Derſelbe hat ſich in ſeinen Skripturen des Witzes zu enthalten!“

Als ich herunterging, fragte mich ein Freund: „Aber hat denn gar kein „Hunderter“ für Sie geſprochen?“ worauf ich antwortete: „Ja, wenn ich über einen „Hunderter“ zu disponieren gehabt hätte, wäre der Spruch anders ausgefallen.“

Ich wurde alſo von Peſt nach Wien gegangen! Da gingen die Konflikte mit Polizei und Cenſur los! Die Cenſur wollte haben, ich ſollte mich nicht über alles in Wien aufhalten, die Polizei wollte haben, ich ſollte mich gar nicht aufhalten! Ich war einige Jahre in Wien geweſen, ohne das monatliche Fremden-Kartengeld zu bezahlen; an einem ſchönen Morgen wurde mir angezeigt, ich müßte die Strafe, die bei jedem Übertretungsfalle progreſſiv geſteigert worden iſt, bezahlen, es war eine Kleinigkeit, z. B.: entweder 108 Jahre Arreſt, oder ich ſollte 100.000 Gulden bezahlen. Ich erwiderte dem Herrn Hofrat Perſa, daß ich das Letzte vorziehe, er möchte nur morgen ſchicken, das Geld einzukaſſieren.

Am andern Tage hatte ich Audienz bei Sr. Excellenz dem Grafen S., dieſer ſagte mir ganz naiv: „Sie müſſen fort, weil Sie Talent haben, wenn Sie kein Talent hätten, ſo wäre an Ihrer Richtung nichts gelegen.“ Ich erbot mich, die ehrenvollſten Zeugniſſe zu bringen, daß ich kein Talent habe, es half nichts: „Sie müſſen fort, zurück nach Ungarn!“ Da ſagte ich: „Euer Excellenz waren bis jetzt mit meiner Richtung nicht zufrieden, jetzt bin ich mit Ihrer Richtung nicht zufrieden, ich will meine Richtung nicht nach Ungarn, ſondern nach Deutſchland nehmen!“ Er erwiderte: „Ins Ausland dürfen Sie nicht, da gebe ich Ihnen keinen Paß.“

Ich hatte alſo kein Geld und keinen Paß; auf meinen Namen konnte ich beides nicht bekommen, ich ging alſo, wie der Prophet Elias, ohne Geld und ohne Paß und kam glücklich und unbeſtohlen in Berlin an.

In Berlin lebte ich lange unbehelligt von der Polizei, wahr-

scheinlich weil sie sah, daß ich kein Talent hatte; aber es giebt keinen ewigen Frieden! Ich hatte eine Schrift herausgegeben: „Über das Wirken eines Justizrates", in welcher ich über ihn und die Justiz ein scharfes Urteil aussprach; allein darauf sprach die Justiz über diese Schrift ein noch schärferes Urteil aus, ich wurde drei Monate auf die Festung Spandau und in 200 Rthlr. Kosten verurteilt; das berührte mich etwas unangenehm. Ich apellierte an den jetzt verstorbenen König, der ein Freund meiner Journale war. Ich schrieb ihm: „Es ist wahr, ich habe gefehlt, allein, wenn ich drei Monate nach Spandau soll, so fehle ich wieder in Berlin, ich ziehe es vor, in Berlin zu bleiben, um in Spandau zu fehlen; und überhaupt wüßte ich nicht, was ich auf einer Festung machen sollte, da im Belagerungsfalle ein hungriger Poet die Lebensmittel bald aufzehren dürfte; auch würden mich die 200 Rthlr. sehr niedergeschlagen machen und Se. Majestät werden geruhen einzusehen, daß es besser ist, wenn die Unkosten niedergeschlagen würden u. s. w."

Es währte einige Wochen, bis ich Antwort erhielt. Am Tage vor Ostern erhielt ich eine Zustellung, auf der Polizei zu erscheinen! Wenn ich auf die Polizei gerufen wurde, hatte ich immer die Vorsorge, auf vierzehn Tage oder drei Wochen Wäsche mitzunehmen. Es war ein regnerischer Tag, ich kam aufs Polizei-Bureau, da wurde mir mitgeteilt, Se. Majestät haben geruht, die drei Monate Festungsstrafe in drei Tage Hausvoigtei-Arrest umzuwandeln und die Kosten niederzuschlagen. Der Polizeidirektor fragte mich, wann ich den Arrest antreten wolle, und ich sagte: „Die Witterung ist dem Unternehmen günstig; sogleich in dem Augenblicke!" und ich bezog meinen Schriftstellersitz als geopfertes Osterlamm. Seine Majestät schickten mir täglich Torten und Champagner, so daß ich dann Seine Majestät um die Erlaubnis bat, mich auf diesen Sperrsitz zu abonnieren! Späterhin hatte ich noch Neckereien mit der Polizei, denn „was sich liebt, neckt sich!" Ich hatte nämlich in einer Schrift über die Berliner Polizei gesagt: „Ich zweifle nicht an ihrem Geiste, ihrer Humanität und ihrer Freisinnigkeit!" Dieses nahm die Polizei hartnäckig für „Ironie"! Und ich wurde dafür, daß ich einer Polizei Geist, Humanität und Freisinnigkeit zutraute, auf drei Wochen Arrest verurteilt! Ich schrieb an Seine Majestät und stellte ihm vor, daß ich zu folgender öffentlicher Abbitte erbötig bin: „Ich habe der Polizei „Geist, Humanität und Freisinn" zugetraut, das verdient allerdings die gerechte Strafe von sechs Wochen Arrest; allein ich bitte der Polizei hiemit öffentlich ab und erkläre, ich trau' ihr weder Geist, noch Humanität, noch Freisinnigkeit zu; ich werde nie wieder die Berliner Polizei durch eine solche falsche Zumutung bei den anderen europäischen Polizeien in Mißkredit bringen."

Ehe noch dieser Prozeß entschieden war, hat mich die dazumal

proklamierte Preßfreiheit des Königs Ludwig von Bayern veranlaßt, nach München überzusiedeln. Als ich hinkam, fand ich, daß die Presse frei war, aber die Schriftsteller waren eingesperrt. Man durfte über alles schreiben, nur nicht über die äußere Politik, und nichts über die innere Politik, nichts über die heiligen Bundesstaaten, nichts über die Religion, nichts über den Staat, nichts über die Finanzen, nichts übers Militär und nichts übers Theater, sonst aber war unumschränkte Preßfreiheit. Man hatte in Bayern damals keine Censoren, aber „Gesandte", die Gesandten jedes Staates überwachten die Blätter, und so hatte jedes Blatt siebenunddreißig Censoren des lieben heiligen deutschen römischen Reiches.

Da ewiger Frieden war, und der Frankfurter Bundsalat aus 38 Häupteln nichts zu thun hatte als Ferien auszudichten, so war das Geschäft aller andern Gesandten das: den herrschenden Geist aller Länder zu censieren und ihn in Musik zu setzen, d. h. ihn durch geheime Noten an ihren Höfen abzuleiern.

In Frankfurt a. M. war in dieser Beziehung die große deutsche Musikschule; da komponierten die Gesandten ihre Noten; da sollte die große deutsche Nationaloper komponiert werden, allein das war schwierig, eine Oper zu schreiben für 38 Solostimmen, und noch dazu für 38 Künstler, die ihr Instrument immer per Kourier stimmen lassen mußten; und wenn's zur Generalprobe kam, hatte jeder seinen Stimmschlüssel zu Hause vergessen, und da hieß es immer: „Wegen plötzlich eingetretener Ferien kann die neue Nationaloper noch nicht aufgeführt werden."

Ich sollte aber, wie gesagt, selbst bald „bayerischer Abgesandter" werden, denn bald darauf bekam ich von der Münchener Sanitätspolizei die Versicherung, daß eine Veränderung des Klimas mir sehr gesund wäre.

Ich übergehe hier die Zeit meines Aufenthaltes in Paris, meine Rückkehr nach München, und komme gleich nach Wien.

Es ist traurig! Die aufgehende Sonne des Freiheitstages fällt in den Spätabend meines Lebens!

Jahrelang hat mein bischen Geist gezuckt unter den täglich wiederkehrenden Nadelstichen der Gewalt; jahrelang wurde mir von der Hebamme Zensur jeder Gedanke verstümmelt, kaum er die Geburtsstätte verließ; jahrelang wurde mir jeder Witz, jeder Einfall, jede Satire durch vier oder fünf Filtrierfäcke gezogen, bis nichts blieb als das Phlegma, und der Spiritus zum Sedlnitzky*) ging!

Viele Jahre lang mußte ich alle Tage Zehent und Robot meines Geistes abgeben; jahrelang zog die Klaue geistiger Willkür ein Blatt nach dem andern aus der Blume meiner Schriftsteller-

*) Censor in Wien.

Thätigkeit, zerdrückte ſie eine Perle nach der anderen in der Zitternadel meines Talentes, konfiszierte ſie täglich $^{1}/_{10}$ Teile meines Eigentumes, und nach dieſen Marterjahren ſpringt die Freiheit, wie die Minerva mit der Ägis gerüſtet, aus dem Haupte eines ſtarkerwachten Volkes; der Becher der freien, geiſtigen Regung ſchäumt an meinen Lippen, aber es iſt zu ſpät, nur wenige Züge ſind mir noch zu ſchlürfen vergönnt, und die Zeit, während mein Talent auf dem Spielberg des Geiſtes in Feſſeln lag, giebt die untergehende Dämmerſtunde meines Lebens mir doch nicht wieder zurück!! —

Meine Memoiren.

Erſtes Kapitel.

Rezept zu einer Selbſtbiographie.

Nimm ein großes, ſchwarzes Küchenmeſſer,
Den Seziertiſch hol' vom Krankenhaus,
Und daneben ſtell' zwei leere Fäſſer,
Salz und Pfeffer gehe dir nicht aus.
Schneide dann dich ſelbſt in Stücken,
Und was Gutes an Dir iſt, das werfe fort,
Denn ſich ſelbſt zu loben, wird ſich nicht ſchicken,
Davon glaubt man Dir ja doch kein Wort!
Doch das Schlechte, was aus Leib, Gehirn und Seele
Du von Dir herauszuſchneiden nur vermagſt,
Das nur nimm, füll' die Fäſſer, nichts verhehle,
Und man glaubt Dir mehr noch, als Du ſagſt!
Dann beſtreu', ſelbſtverleugnend, heldenmutig,
— Ach mit Mandeln, Butter, Zucker oder Schmalz —
Dieſe Stücke lebend zuckend noch und blutig,
Mit Cayenna-Pfeffer und mit Salz.
Wenn Du ſo, was Du getban, gefühlt, gedichtet,
Deines Lebens Inhalt und Dich ſelbſt dazu
Haſt zerſtückt recht eingepfeffert, zugerichtet,
Dann erſt ſag' zum Publikum: „Greif zu!“

An der Schwelle meines ſechzigſten Lebensjahres — welches am 8. Februar 1855 getagt hat, Gott und der Geldmangel erlaubten es — ſehe ich vor und zurück durch den langen Korridor von ſechzig Jahren, durch den langen Lebensgang, — und ſehe die Wiege und ſehe den Sarg, und höre im Geiſte meine Wiegenlieder und meinen Grabgeſang, und an der Wiege ſteht eine Mutter mit dem Thränentuch des dieſſeitigen Kreuzganges und am Sarge ſteht ein Vater, ein ewiger Vater mit dem Lichte des jenſeitigen Lichtganges!

In dem Maße, wie das phyſiſche Auge und Ohr im Alter kurzſichtig und ſchwerhörig wird, wird das innere Auge und Ohr weitſehend und ſcharfhörig, und jenes ſieht alle Geſtalten der

Kindheit und Jugend, und dieſes hört alle Kinder-Echos und alle Waldgeſänge und alles Bachgerieſel aus dem Lande der Jugend! Und ſo liegt an der Ausgangsthür aus dem Leben vor dem Menſchen eine Auferſtehung und hinter dem Menſchen eine Auferſtehung, und der ſterbende, der abſterbende Menſch ſteht zwiſchen zwei Auferſtehungen, und bevor die Seele der Auferſtehung vorwärts zuſtrebt, pilgert Herz, Geiſt, Erinnerung ſo gerne noch einmal zurück zur Auferſtehung des vergangenen Lebens und die Seele wird zur Willi und aus den Gräbern der Vergangenheit ſteigen die Geſtalten als lauter Willis heraus und tanzen mit ihm den langen, ſüßen, tödlichen Brauttanz!

In meinem ſechzigſten Jahre geh' ich daran, meine Lebensgeſchichte niederzuſchreiben.

Für wen?

Wozu?

Für wen? Nicht für diejenigen, die fragen: wozu? — Wozu? Nicht dazu, daß man frage: für wen?

Ich und die Maria Stuart, wir ſind „viel geliebt und viel gehaßt" worden; ſie iſt viel gehaßt worden, weil ſie — ſchön war, deshalb bin ich gottlob nicht gehaßt worden!

Für die, ſo mich geliebt, für die, ſo mich gehaßt, ſchreib' ich meine Lebensgeſchichte nieder, auf die Gefahr hin, daß mich nach Leſung meiner Biographie jene, ſo mich lieben, weniger lieben, und die, ſo mich haſſen, weniger haſſen dürften! Die zweite Gefahr iſt die größere!

Wozu? Zum Beſten meines Ichs! Das „Ich" muß, wenn es lange liegt, aufgeſchaufelt werden, es muß gewendet werden, dann ſieht es eine lange Zeit aus wie neu, wie friſch!

Wenn der Menſch ſeinen inneren Menſchen bei den Ohren aus ſich herauszieht und ihn vor ſich hinſtellt und ihn betrachtet und beſchaut von der Vergangenheit bis jetzt, ſo findet er, wie beim Ausziehen aus einem Quartier, ſo manches Verlorene, Vergeſſene, ſo manchen verlegten Schlüſſel zu dem Rätſel ſeines jetzigen Menſchen, ſo manche alte Rechnung der Jugend, welche das Alter jetzt bezahlen muß!

Kein Menſch, kein Individuum iſt ſo unbedeutend, daß ſeine Lebensgeſchichte nicht irgend etwas Intereſſantes für den denkenden Leſer, für den Menſchenſtudierer enthielte, ſowie kein Individuum phyſiſch ſo klein iſt, daß die Anatomie ſeines Körpers dem denkenden Arzt nicht immer noch neue und intereſſante Entdeckungen gewährte.

Man wird ſagen: „Wie kömmt der Mann dazu, ſeine Biographie zu veröffentlichen? Dazu haben nur berühmte Leute ein Recht!"

Gerade im Gegenteil! Berühmte Leute ſind ſicher an der Tafel der Nachwelt ſtets einen der erſten Plätze zu finden; un-

berühmte, wenn sie mit an die Tafel kommen wollen, müssen selbst den Platz belegen!

Ruhm! Was ist Ruhm? Ist es der Kranz, einer Tänzerin geworfen? Das Ständchen einer Sängerin? Ist's der Lärm eines Triumphzugs! Ist's der Duft eines Festessens? Ist es der Strahl eines Ordenssternes?

Oder ist Ruhm der Kranz, vom Genie mit Thränen begossen, mit Schmerzen gewunden und unter rieselndem Herzblut auf den Knieen erbettelt? Ist es die Dornenkrone des Erlösers? Ist es der Gralsbecher, bewacht von Unholden und Drachen und beschützt vor Entweihung? Ist's die Bluttaufe großer, zerrissener Geschicke?

Ruhm! Wer teilt ihn aus? Ein hirnloser Buchhändler! Lendenlahme Lexikonsartikel, um 2 fl. bestellt!

Ruhm?! Wo ist er zu haben? Auf dem Markt, wo die Theaterkränze gewunden werden; in Journalen, wo Buben zu Gericht sitzen und wo Leidenschaft und Eigennutz die Taxatoren des Ruhmes sind!

Ruhm?! Wann ist er zu haben? Wenn an dem Fleisch und Gebein des Menschen die Würmer oben den Würmern unten Platz machen!

Ruhm?! Was ist von ihm zu haben? Ein Lorbeerblatt, angefressen von den Galläpfeln des Neides und durchnagt von der unsterblichen Scheelsucht!

Ruhm?! Welches sind deine Früchte? Wenn's hoch kömmt, ein Monument nach dem Tode, kollektiert im ganzen lieben Vaterlande, die Person zu sechs Silbergroschen ohne Wein!

Selber ist der Mensch sein Ruhm! Sein Leben ist sein Monument und seine Thaten oder Werke machen den Kranz, den er noch lebend auf seinen Grabstein setzen muß!

O gebt! gebt! gebt den Lebenden! gebt den lebenden Talenten Raum und Ruhm! Gebt dem Talente, gebt, o gebt, ihr Großen der Erde, gebt dem Stern, so lang ihn der Augenstern noch sehen kann! Gebt, o ihr Menschen, gebt der Liebe, gebt der Jugend, gebt der Hoffnung, gebt der Kraft, gebt dem Streben, gebt wieder Liebe, Ermunterung, Anteil!

Gebt, o gebt, ihr Leser und Richter und Ruhmausteiler, gebt dem Talent, gebt dem Verdienst, gebt dem Geist Anerkennung, Hingebung, gebt ihnen den Kranz aufs Haupt, bevor es einsinkt, gebt ihrer Seele den Ruhm, bevor sie sie aushauchen!

O gebt, gebt, gebt gleich und nicht immer später! Gebt der Jugend, so lang sie grün ist, und wartet nicht, bis sie welk wird! Gebt dem Talent, so lange es frisch, und wartet nicht, bis es siech wird! Gebt dem Alter und wartet nicht, bis es tot ist!

Diese Biographie ist das Monument, das ich mir selber setze:

„Hier liegt M. G. Saphir, wie er leibte und lebte, und wie er zu Tode gelebt wurde!"

„Wie er leibte und lebte?“ Wirklich? Zum Sprechen ähnlich? Nicht geſchmeichelt? Nichts verheimlicht? Nichts beſchönigt? Nicht bloß als Engel mit Flügeln am Kopf, nicht nur Bruſtſtück, ſondern ganze Figur mit Pferdefuß und Leichdorn?

So nehm ich mir's wenigſtens vor!

Allein kein Menſch weiß, wie er inwendig ausſieht, ſelbſt wenn er in ſich geht! Der Menſch hat ebenſowenig ein ganz richtiges Urteil über ſeine geiſtige und moraliſche, als über ſeine wirkliche Phyſiognomie! Kein Menſch kann ſich ſeine Naſe gegenüberſtellen und dieſe Naſe beurteilen; ſeine Naſe im Spiegel iſt eben ſeine Naſe mit ihm, ſeine Naſe als Abſtraktum kann er nicht ganz genau beurteilen, ebenſowenig ſeinen Geiſt, ſein Gefühl, ſeine innere Naſe, die Seele, das innere honestamentum faciei!

Ich kann dem Leſer nur ſagen, daß ich den beſten Willen habe, mich ebenſo unverhohlen zu tadeln, als ungeniert zu loben, meine Leberflecken mit keinem Schönpflästerchen zu bedecken, die innern Höcker, die doppelten Glieder des Guten und Schlimmen in mir ebenſo zu enthüllen, wie meine Schönheiten und Liebenswürdigkeiten, und das Neſt von ſchlimmen Gäſten in mir ebenſo offen zu beleuchten, wie das Paradezimmer für meine glänzenden und guten Eigenſchaften! Übrigens iſt's nicht möglich, daß man ſich ſelbſt ſo weh thut, wie einem ein anderer thut! Ich werde in mein Fleiſch hineinſchneiden, da wo es wild iſt, aber ich werde dabei ſtehen und zu mir ſagen: thu' Dir nicht zu weh und ſtreue ein wenig Zucker darauf!

Der Leſer weiß ohnehin ſo ziemlich, daß Mamſell Eigenliebe ihr Näschen überall dareinſteckt und das Gute noch beſſer herausputzt, und daß Herr Urian einen langen Mantel umhängt, um den Pferdefuß zu beſchönigen.

Leſer und Kritiker werden ſich ſchon ſelbſt ihr Urteil bilden; ſie werden von der Biographie abziehen, was der Egoismus, oder der Witz, oder die falſche Scham, oder die Bemäntelung, oder die Leidenſchaftlichkeit übertrieb oder unterſchätzte was zu licht oder zu dunkel gemalt iſt; ſie werden abziehen, was ihnen ihr richtiger Inſtinkt anzeigen wird, und ſo dürfte ihnen am Ende ein ziemlich richtiges Rettobild verbleiben

Die hiſtoriſche Ruhe eines Lebensbeſchreibers darf man bei mir nicht ſuchen. Zu bedenken iſt nur, daß Zeit und Ort, und der Umſtand, daß mehrere Perſonen, die beſonders hier in Wien die erſten Einſchläge in meinen Lebensfaden machten, noch am Leben ſind, zu tauſenden Rückſichten und Umſchreibungen mich zwingen dürften.

Die Geſchichte meiner Litteraturlaufbahn und mein perſönlicher Lebensinhalt ſind nicht ſowohl durch bedeutende Ereigniſſe und große Geſchicke, als durch Herzbegebenheiten und Gefühlsgeſchicke

in meinem Herzen innig verwachsen und in mein Gemütsleben zusammengezweigt.

Wer seine eigene Lebensgeschichte schreibt, unternimmt ein Geschäft, das er nicht zu Ende führen kann, der Tod eines Menschen gehört mit zu seinem Leben, seine Todesgeschichte ist oft der Commentar seiner Lebensgeschichte. Also wer seine Lebensgeschichte schreibt, weiß, er übernimmt ein Bruchstück, das letzte Kapitel seines Werkes kann er nicht schreiben, und welche trauernde Feder wird bei meiner Todesanzeige wie eine Witwe anzeigen: „Übrigens setze ich das Geschäft (der Lebensbeschreibung) nach seinem Tode fort?" — Das ist traurig und schadet! Wie oft widerlegt nicht eine Sterbestunde den ganzen Lebenslauf eines Menschen! Traurig, denn wie oft ist die Minute des Todes das Siegel oder der Widerruf eines siebzigjährigen Ruhms, Charakters oder Lebensinhalts! Und schade, denn gerade seinen Tod würde der Selbstbiograph oft mit der größten Satisfaktion beschreiben, d. h. nicht sowohl seinen Tod, als seinen Leichenzug, sein Begräbnis, seine Leichenrede, und wie dieser Moment gerade der schönste, der froheste seines Lebens war, und wie viel Freunde der Selbstverblichene hatte, und welche Lobeserhebungen der Selbstdahingeschiedene erhielt, und wie viel leere Trauerworte und leere Trauerkutschen dem Selbstverewigten nachfolgten u. s. w.

Es wäre so angenehm, besonders für den freundlichen Leser, wenn der Mann, der seine eigene Lebensgeschichte schreibt, diese Geschichte gleich mit dem Ende, mit seinem Tode anfangen könnte, so wie man einem zubereiteten Häring den Schweif in den Mund steckt, wodurch die ganze Geschichte gleich ein Sinnbild der Ewigkeit bekömmt, ein Anfang, welcher sein Ende in den Mund nimmt!

Ich habe halb und halb auch diese Vorkenntnis zu meiner Selbstbiographie mitgebracht; man hat mich oft tot gesagt, allein es kam nie bis zum Leichenzuge und bis zur Grabesrede, was mir fast ebenso leid thut, wie vielen meiner Freunde, denn die Sargwand ist die einzige Wand, hinter welcher der Horcher nicht die „eigene Schand" hört.

Allein es ist nun einmal nicht zu ändern, ich beginne das Werk, das ich nur fortsetzen, aber nie enden kann.

Bei dem Lesen dieser Selbstbiographie wird sich der Leser nach und nach an meinem Stil, an meine Darstellungsweise, an die Buntheit meiner Zeilen gewöhnen müssen. Ich schreibe keine Abhandlung, keine Kritik meines Lebens, ich lüfte nur 60 Lebensjahre aus, hänge sie an Luft und Licht, und halte bald einen Sermon, bald eine Xenie, bald eine Betrachtung, bald eine Erzählung, bald ein Lachen, bald ein Weinen.

Der Leser muß sich an meine Darstellungsweise gewöhnen, hab' ich mich doch auch an den Leser, und nicht ohne Mühe, gewöhnen müssen.

Ich ſchöpfe aus dem Brunnen der Vergangenheit; wie die beiden Eimer „Phantaſie“ und „Erinnerung“ gerade leer, voll oder halbvoll auf- und niederſteigen, ſo ſchütte ich ihren Inhalt aus Ernſt und Scherz, Salz und Pech, Champagner und Zuckerwaſſer, Thränen und Lachen, Gedanken und Gedankenloſes, Naives und Bizarres, Anekdoten und Contemporatives, Daten, Fakten, perſönliche Schilderungen, ſatiriſche Zwiſchenſpiele, kurz Bäume und Pflanzen, wie ſie in meinem wildwachſenden und von keiner pedantiſchen Gartenſcheere und ſteifen Wänden geformten Phantaſiegarten emporwuchern.

Der Stil iſt der Menſch; in einer Selbſtbiographie iſt die erſte Bedingung, daß der Menſch ſich ungeniert, alſo auch der Stil ſich ganz als der Menſch präſentiere, und im Stile ſelbſt liegt ein gut Stück Charakterzeichnung des Lebensbeſchreibers.

Zweites Kapitel.

Ich werde die volle und detaillierte Geſchichte meiner „Kinder- und Knabenjahre“ in meinen „Memoiren“ ganz und ausführlich geben, wenn ich ſie aus dieſen Blättern einſt zum „Buch“, zum ſelbſtändigen Werk erhebe. Hier werde ich davon nur wenig, nur ſo viel geben, als gerade nötig iſt, um nicht mit der Thür ins Haus zu fallen und um die unerläßlichen erſten Lineamente meiner Lebenslaufbahn anzudeuten.

Rouſſeau hat ſeine Lebensgeſchichte zu „Bekenntniſſe“ gemacht. Er hat einen Diebſtahl von ſich bekannt. Er hat ſich öffentlich ans Kreuz geſchlagen. Aber wer ſich ſelbſt ans Kreuz nagelt, iſt noch kein Märtyrer, man muß ans Kreuz genagelt werden.

Und wie hat man Rouſeau's Bekenntnis aufgenommen?!

Man hat ihm dieſe Selbſtbeſchuldigung kaum geglaubt! Viele haben ihn von dieſer Selbſtanklage losgeſprochen, aber nur deshalb, um ihm dafür ein doppeltes Laſter aufzubürden: „Lüge aus Eitelkeit“!

Wie viel Schriftſteller gibt es, die keinen Diebſtahl zu bekennen hätten? Ein Gedanke, ein Einfall, eine Idee und andere dergleichen Kleinigkeiten, welche Schriftſteller einſtecken, wenn ſie bei einem andern Buche einen Beſuch machen?

In dieſer Beziehung aber iſt niemand ein größerer Dieb als das Publikum, die Menſchen, alle Menſchen. Faſt alle geben die Gedanken anderer aus, faſt alle leben von fremdem Geiſteseigentum; faſt jeder Menſch ſpricht, was er gehört oder geleſen hat!

Ich habe keinen Diebſtahl zu bekennen und damit keine Lüge zu ſagen.

Kein „Verbrechen“ hab' ich zu bekennen, aber einen „Geburtfehler“! Ich bin nämlich von Geburt ein — Jude.

Ich könnte ſagen, ein „Israelite“ oder „moſaiſcher Religion“,

über „Hühneraugen“ bleiben „Hühneraugen“, auch wenn sie unter dem Namen „Leichdörner“ unter die Leute gehen.

Als Jude geboren werden ist jetzt, nachdem die Fackel der wahren Aufklärung von Kamtschatka bis weit über Hessen-Kassel hin leuchtet, bloß ein „Geburtsfehler“; vor 25 Jahren war es noch ein „Geburtslaster“ und vor 60 Jahren war es ein „Geburtverbrechen“!

Dieses „Geburtverbrechen“ machen alle nachträglichen Prozesse und Appellationen nicht ungeschehen, und höchstens wird man davon — ab instantia losgesprochen!

Börne, Heine und ich sind mit diesem Geburtsfehler auf die Welt gekommen. Wir haben ihn alle drei operiert.

Wer am ersten? Das mag man aus folgender wahren Anekdote entnehmen:

Im Jahre 26 27 waren wir eines Abends in Frankfurt am Main zusammen, Börne, Heine und ich. Wir sprachen vom Judentum und Christwerden.

Börne in seiner großartigen Gesinnung, Börne in seiner offenen und redlichen Wahrheitsliebe, er hat nie geleugnet, daß er ein Jude war, er sagte mir an demselben Abend: „Der ist mehr Christ, der sich das Christentum erworben hat, als der es geerbt hat; sowie der mehr Verdienst hat, der sein Vermögen erworben hat, als der es ererbt hat.“

Börne war nicht nur von lauterem, über das kleinliche Urteil des Vorurteils erhabenem Charakter, sondern er war auch praktisch genug zu wissen, daß man einen Höcker und einen gestohlenen Hecht durch die Mühe, sie zu verheimlichen, am meisten verrät.

Heine sträubt sich mit Händen, Füßen, Federn und Liedern dagegen, daß er ein Jude sei, er spricht nur von seinen jüdischen „Vorfahren“, von seinen Voreltern, die Juden waren.

Ist das nicht kindlich von einem so großen Geist, ist das nicht dumm von einem so klugen Kopf?

Zur Strafe für diese seine Albernheit mag hier ein Brief aus der „Leipziger Judenzeitung“ Nr. 47, 21. Nov. 1854) stehen.

„Hamburg, 9. November. (Privatmitth.) Ich erhalte soeben die Nr. 44 und beeile mich, Ihnen zu bemerken, daß Heinrich Heine bis ungefähr in sein 24. Jahr ein Jude war. Ich habe ihn noch als Juden gekannt, und zwar als etablierten Kaufmann im englischen Manufakturenfach. Er brachte den ganzen Tag im Alsterpavillon zu und ich erinnere mich nicht, ob er am Ende kaput ging, oder ob er mit Hilfe seines Onkels, Salomon Heine, noch davon kam. Ein Mäkler in diesem Fach, namens Josef Friedländer, hatte ihn eingeklagt, und er rächte sich, indem er ihn in seiner ersten Reiseskizze als den „in Hamburg noch immer ungehenkt herumgehenden Manufakturwaren-Mäkler“ bezeichnete. Hernach studierte er, und ich erinnere mich noch, wie entweder vor

hörr bald nach seiner Promotion der selige Wohlwill, der ihm sehr befreundet war, fast mit Thränen erzählte, Heine habe sich taufen lassen. Es hat hier in Hamburg lange gedauert, ehe wir ihn anders als wie einen genialen Gassenjungen zu betrachten lernten. Seine Mutter, wenn sie noch lebt, ist bestimmt noch Jüdin, und seine Schwester, Madame Lottchen Moritz Embden, ist ebenfalls Jüdin, sowie ihre zahlreichen Kinder noch Juden sind." –

Ich kam mit diesem Geburtsfehler am 8. Februar 1795 in Ungarn, im Stuhlweißenburger Comitat in einem Dorfe zur Welt, in einem Dorfe, dessen Namen die Nachwelt mir zuliebe nicht auswendig lernen wird: „Lovas-Béreny".

Wer in einer großen Stadt geboren und erzogen wird, der hat keine Jugend Erinnerung, keine Kindheits-Auferstehung! Seine Erinnerung bringt ihm nur Menschen, Häuser, Steine, Lehrer, Schulkameraden Prämienbücher Prügel und höchstens einen Weihnachtsbaum! Seine Wiege stand eingemauert, sein Rollwägelchen rollte zwischen vier Wänden umher u. s. w.; wer in einer großen Stadt geboren ist, der sehnt sich in der Fremde, im Alter, wohl nach seiner Heimat, aber nicht nach seinem „Geburtsort"; sein Geburtsort wird von der Phantasie, von der Erinnerung mit nichts ausgestattet, nicht mit Romantik, nicht mit Poesie.

Nur wer auf dem Lande, in der Natur, sozusagen unter freiem Himmel geboren worden ist, bei dessen Geburt die Bäume ihre Zweige als Geburtzeugen zum Fenster hereinstecken, an dessen Wiege die Vögel des Waldes ihr „Epopeia" sangen, der zu den ersten Kindergespielen die Turteltaube auf dem Dache, den Storch auf dem Kirchturme, die Perlhühner im Hofe hatte, wer vom Echo der Berge, vom Rauschen des Waldes reden lernte, wer mit den Dryaden des Waldes, mit den Nymphen des Baches auferzogen wurde, wer auf dem Stickteppich der Wiesen gehen lernte, wer als Kind am großen Teich mit den plätschernden Enten Krieg führte, wer mit andern Kindern auf Bäume kletterte und flinke Eichhörnchen fing u. s. w., nur der hat in seiner Phantasie eine Landkarte seines Geburtsortes mit grünen, roten und bunten Farben, mit Landeszungen aus dem Lande der Kindheit, mit allen Grenzen vom Säugling zum Kind, vom Kind zum Knaben; nur der hat in der Fremde Sehnsucht nach seinem Geburtsort, nur vor dem liegt er in der Phantasie wie eine Opferwolke, nur dessen Erinnerung hat Heimweh nach dem Orte, wo er das Licht der Welt erblickte.

Sehr romantisch aber ist die Gegend, in welcher Lovas-Béreny liegt, nicht; und ob sein Klima besonders humoristisch ist, bezweifle ich auch! Es brachte zu jener Zeit nichts hervor als „Müßiggänger" und „Zigeuner": zwei Naturprodukte, die dem künstlichen Kommunismus in die Hand arbeiten.

In meiner Kindheits-Erinnerung nimmt das „Schloß" in Lovas-Béreny eine riesige Stelle ein.

Es war dieses das Schloß des Gutsbesitzers Grafen von Ezlrakti, in welches man, wie in jedes Zauberschloß, nicht einmal mit Flügeln zukonnte. Der Garten war mit einem Graben umgeben, und am Thore lagen Hunde und Heiducken von gleicher Geistestiefe, die es einem Menschenkinde schon zweihundert Schritte weit abrochen, ob sein Ahnherr von dem Tiere aß, von welchem sich die damaligen Heiducken nur durch den stets fünfundzwanzigfertigen Stock unterschieden.

Ich habe auch von jenem Schloß nur das rote Dach in Erinnerung und von dem Zaubergarten nur das, was alle „Schabbes" von anderen Judenmädchen erzählt wurde, die in diesen grabenumgürteten, heiduckenbeschützten und hundebewachten Park eindringen wollten und von der Besatzung glorreich hinausgesetzt oder geprügelt wurden.

Der Besitzer des Gutes war selten da, und in seiner Abwesenheit schalteten drei Landvögte, drei Natur-Geßler über Ort, Volk, Juden, Zigeuner und Gartengraben-Übertreter, Überspringer und Überspringerinnen. Diese drei Land- und Natur-Tyrannen waren ein „Hofrichter", Tyrann Nr. 1; ein „Rentmeister", Tyrann Nr. 2; und ein „Ischpan" („Gspann" oder „Kastner"?), Tyrann Nr. 3.

Mein Geburtshaus, wenn man ein langes Gemauerwerk mit Rohrdach, in welchem an dreißig Familien wohnten, so nennen will, hieß „die Fabrik".

Drittes Kapitel.

Die Mischung von Güte, Gemüt, Wohlthätigkeitssinn und Gastlichkeit mit Herbheit, Eigensinn, Trotz und zorniger Unbändigkeit, die in meiner Individualität Wand an Wand atmen und abwechselnd über meine Stunden und Tage, über Schritte und Worte herrschen, habe ich wohl von meinem Elternpaare.

Meine Mutter Charlotte, mit dem Familiennamen Brüll, aus Preßburg, war das lebendige Prinzip der Liebe, der Milde, der Wohlthätigkeit, der Gastfreundschaft und Duldung überhaupt. Ich erinnere mich ihrer, die ich in meiner frühesten Jugend verlor, wie man sich einer Traumgestalt, eines Traumengels erinnert. Sie war schwach und kränklich, blaß und leidend. Sie trank den Wermut, der ihr in den Lebensbecher gegossen wurde, sie aß das Salz, das ihr in die Lebensschale geschüttet wurde, mit wahrhaft christlicher Demut, Geduld und frommer Ergebung

Das Andenken an alle Liebe, an alle Liebkosung, an alle Zärtlichkeiten, an alle Tröstungen, mit welchen sie die dornen- und schmerzvollen Stunden meiner Kindheit überdeckte, durchmilderte und linderte, geht durch mein Leben mit mir wie ein unsichtbarer

Wehmutsgenius, der mit rückwärts gewandtem Gesicht lächelt und weint.

Ein Beweis, wie dieses Andenken in der tiefsten Tiefe meines Seins eingefestigt ist, mag folgender Moment aus meinem spätern Leben zeigen.

Als ich nämlich 9—10 Jahre alt war, hatte ich ein großes „Talmud-Examen" bei dem bürgerlich befugten „Rabbi Lebisch", Doktor der angewandten Ochsenziemer und Magister der ununterbrochenen Prügel!

Meine Wenigkeit bekam von ihm am Anfang jeder Woche ohne alle Rechtsgründe, ohne Verhör und Urteil eine Tracht Prügel anticipando, und auf die Klagen meiner Mutter sagte er: „Ich schlug ihn deshalb, weil ich weiß, daß er die ganze Woche nichts lernen wird und am Freitag doch alles besser wissen wird, wie alle anderen!" Diese schmeichelhafte Vorprügelung währte aber die ganze Woche lang!

So wie die jüdische Kochkunst nur aus zwei Dogmen besteht: „Mandeln und Cibeben", so besteht der jüdische Talmud-Unterricht nur in zwei Dogmen: in „Schelten und Schlagen"!

An einem solchen Freitag, der einem Sonntag folgte, an dem mein Rücken einen besondern braunen und blauen Montag feierte, ging ich aus dem großen General-Talmud-Examen hervor wie ein junges ruhmvolles Spanferkel, braun und glänzend! Der Ruf meines Sieges über 48 oder 50 andere Talmudlinge war mir vorausgeeilt, und als ich nach Hause kam liebkoste mich meine Mutter, band mir ein neues blaues Halstuch um den Hals, tröstete mich, legte die Hand auf meinen Kopf und sagte: „Ich bin versichert, Gott wird Dich hundert Jahre leben lassen!"

Dieser Augenblick der mütterlichen Zärtlichkeit und Segnung blieb mir, sonderbarerweise genug, vor allem im Gedächtnis.

Im Jahre 1831 lag ich in München am Nervenfieber todkrank darnieder. Ich war ganz entmutigt und fast apathisch. Se. Majestät der König Ludwig schickte mir in seiner hochherzigen Teilnahme seinen Leibarzt Dr. Wenzel, den ich aber in meiner Stumpfheit nicht anhören wollte.

Ungefähr in der zwanzigsten Nacht meiner Krankheit lag ich im Zustande voller Betäubung und Seelenlichtlosigkeit, das Zimmer war von einer Nachtlampe matt erhellt und Freund Jerrmann war an meinem Bette eingeschlummert.

Da hörte ich die Zimmerthür leise aufgehen, meine Mutter trat herein, so wie sie an jenem Freitag vor mir stand, ein lichtblaues Kleid, in einer bunten, alles Haar verbergenden Haube, mit zwei breiten Seitenflügeln, in der Hand hatte sie ein blaues Halstuch wie dazumal, sie beugte sich über mich band mir das blaue Tuch um den Hals wie dazumal, tröstete mich, legte die Hand segnend auf mein Haupt und sagte wie dazumal: „Ich bin

verſichert, Gott wird Dich hundert Jahre leben laſſen!“ und verſchwand

Dieſe „Viſion“ oder „Fieberphantaſie“ machte eine wunderſame Wirkung auf mich. Es ſchien mir kein Wunder, ich dachte nicht darüber nach ja mir fehlte ſogar die klare Erkenntnis, daß meine Mutter tot ſei, allein von dieſem Augenblicke an kehrte eine unerklärliche Beruhigung, eine ſolche fromme Zuverſicht in mein ganzes Weſen ein es wurde klar und licht in mir, die Dumpfheit meines Zuſtandes war wie eine Decke weggehoben Von dieſer Minute an war ich ein anderer und ſelbſt mein Arzt fand am Morgen darauf, daß eine ganz wohlthuende Nervenumſtimmung bei mir ſtattfand, und von da an genas ich.

Bei dieſer Gelegenheit ſei eine an dieſe Krankheitsgeſchichte geknüpfte Anekdote erzählt. Nachdem ich ſchon mehrere Tage ausging, begegnete ich im „engliſchen Garten“ Sr Majeſtät dem König Ludwig Nach ſeiner Gewohnheit herablaſſend und gütig, geruhte Se. Majeſtät mir zur Geneſung Glück zu wünſchen und fügte hinzu: „Aber warum haben Sie denn meinen Arzt nicht haben wollen, haben Sie kein Vertrauen zu meinem Leibarzt?“

Ich verneigte mich ehrfurchtsvoll und erwiderte: „Nein Eure Majeſtät! Zu dem Leibarzt Euer Majeſtät habe ich kein Vertrauen, denn er iſt gewohnt, Unſterbliche zu behandeln!“

Mein Vater, Gottlieb Saphir, war eine ſtattliche, impoſante Geſtalt, er war ein Mann voll des ſchärfſten Verſtandes, im Beſitze eines wunderbaren Scharfſinnes, ſo daß er — er bekleidete das Amt eines Oberlandes-Steuer-Einnehmers der damaligen Kopfſteuer, „Maltegeld“ genannt — von einem großen Umkreiſe der Bewohner der umliegenden Komitate in allen Dingen zurate gezogen wurde.

Er beſaß ungewöhnliche Kenntniſſe und war wegen ſeiner hohen Redlichkeit und Charakterlauterkeit allgemein ſehr geachtet und geſchätzt. Übrigens war er, bei aller Geiſtesfülle, orthodoxer Jude; die finſteren und martenden Auslegungen der jüdiſchen Geſetze fanden an ihm einen fleißigeren Befolger, als die heiteren und genußerlaubenden

Lachen war bei ihm faſt antireligiös. Wir Kinder bekamen ſelten die Erlaubnis zum Lachen

Auf unſern Unterricht verwendete er viel und gern, natürlich im „Talmud“ und „Bibelſtudium“. Seine höchſte Sorgfalt verwendete er darauf, uns „ſchön ſchreiben“ lernen zu laſſen!

Da fand er nun an mir, ſeinem Benjamin, leider eine Quelle von Verdruß und Betrübnis!

Die jüdiſchen Schriftbuchſtaben ſind viel maleriſcher, viel charaktervoller, als die deutſchen. In der deutſchen Schrift kann man die Buchſtaben eines ganzen Wortes verbunden, ſie in einem Zug hinſchreiben; jedes Wort iſt eine verbundene Gemeinde. In

der jüdiſchen Schrift muß jeder Buchſtabe für ſich allein hingeſtellt werden, jeder Buchſtabe iſt ein „Balbohs“ (Hausbeſitzer) für ſich.

Mein Vater hatte Lieblingsbuchſtaben, z. B. das „K“ („Kuhf“), das „P“ (Pee), das „n d“ (nun dallet) u. ſ. w.

Dieſe drei Buchſtaben waren meine ärgſten Feinde auf der Welt! Wenn ich ein „Pee“ machte, ſchien es mir Geſichter zu ſchneiden, mich anzugrinſen, und anſtatt daß es, fertig gewunden, ausſehen ſollte wie eine Boa Konſtriktor, die ſich zirkelmäßig zuſammenrollt, ſah es aus wie ein verdorbener Krautſtrudel, der in ſeiner Entwicklungsperiode doppelte Glieder bekam und ſein Daſein zwiſchen Pantoffel- und Pudelmütz-n-Geſtalt hinfriſtete!

So oft mein Vater ein ſolches naturwidriges „Pee“ ſah, wie es aus dem ſchwarzen Rachen meiner Feder auf das Papier hintrat, ſeufzte er tief über die Entartung meiner Menſchenwürde: „Wer ein ſolches „Pee“ macht, wird ſein Lebtag kein ordentlicher Menſch!“

Alſo dieſes „Pee“ iſt Schuld, daß ich ein Schriftſteller wurde!

Meine hiſtoriſch-litterariſche (!!) Bildung aber bekam ich als Kind bei meinem Großvater, und das hängt mit „Joſephus (Flavius) und Alexander von Macedonien“ wie folgt zuſammen.

Viertes Kapitel.

Mein Großvater hatte beſondere Zärtlichkeit für mich; ich war nämlich ſein jüngſtes Enkelchen.

Seine Zärtlichkeit manifeſtierte ſich glänzend! Er beſaß bei ſeinem Hauſe einen Garten, der mein Paradies war. In dieſem Paradieſe ſtand auch ein Apfelbaum, welcher koſtbare Äpfel trug.

Wenn nun mein Großvater von Zärtlichkeit überfallen wurde, durfte ich mit ihm ins Paradies gehen und dort auf den Baum der Erkenntnis klettern und einen — zwei Äpfel vom Zweig brechen.

Aber der Drang nach Erkenntnis in mir war ſtärker, als der Befehl: „nicht mehr als zwei, oder ich jag' Dich mit der Stange herunter!“ Die Szene endete gewöhnlich mit Vertreibung aus dem Paradieſe. Aber ich war ein kleiner Trutzkopf!

Mein Großvater beſaß den Joſephus (Flavius) mit hebräiſch-deutſchen Lettern und ich mußte ihm denſelben vorleſen! An jedem Abend nach einem „verlorenen Paradieſe“ wurde ich ſo ſtockheiſer, daß ich den Joſephus nicht vorleſen konnte.

Dann gingen die Unterhandlungen an, die gewöhnlich damit endeten, daß ich für den kommenden Tag freie Apfelfahrt zugeſagt bekam und ein kupfernes Fünfzehnkreuzerſtück als Kriegsentſchädigung.

Dann begann die hiſtoriſche Prälektion und mein Großvater

hörte mit derselben Aufmerksamkeit die vielleicht zum zwanzigstenmale wiedergelesene Geschichte von der Zerstörung Jerusalems und wie „wegen ein Hendel Jerusalems Tempel zerstört worden!“ Jedesmal überzog tiefe Wehmut das Antlitz meines Großvaters bei dieser wundersamen, von Josephus“ historisch beglaubigten Thatsache! „Wegen ein Hendel!“ lamentierte er beständig!

Wenn ich damals schon so ein witziger Gelehrter und so ein gelehrter Witziger gewesen wäre wie jetzt, so hätt' ich ihm gesagt: „Lieber Großvater! Kleine Ursachen, große Wirkungen! Wegen eines Apfels ist der Tod auf die Welt gekommen, wegen ein bischen Linien ist ein großer Völkerstreit entstanden, wegen „ein Hendel“ ist Jerusalem und wegen „ein Ganiel“ Troja zerstört worden!“

Während mein Geist auf diese Weise den ersten Trank aus dem Busen der Weltgeschichte sog, bekam meine Phantasie und mein romantisches Herz einen abenteuerlichen Grundgeruch durch den alten Kammerdiener der Grundherrschaft von „Lovas-Béreny. — Er war nahe an achtzig Jahren und war auch „Lovas-Bérenyer Postmeister“, aber nur einmal die Woche, wenn die Briefe für meine sämtlichen Contemporains, von Totis, glaub ich, abgeholt und die Briefe ausgeteilt wurden.

Er war Tyran de Lovas-Béreny Nr. 4, er ließ stundenlang auf die Briefe warten, oft sagte er: „Packt Euch zum Teufel und kommt morgen wieder.“ Dieser Tyrann war aber auch Romantiker, er besaß eine Bibliothek, d h. ein einziges, dickes, einbandloses Buch ohne Titelblatt. Es waren „Historien“, „Märchen“, wie ich jetzt glaube. Er war passioniert, sie vorzulesen; und so entflammte sich meine Phantasie an zwei Erzählungen: „Der grüne Serpentino“ und „die Prinzessin Lerrinette“.

Ich saß stundenlang mit geschlossenen Augen und hörte auf die peinlich verwickelten Geschichten.

„Der grüne Serpentino“ war ein grausamlich garstiges Mannsbild mit grünen Haaren. Er war der einzige Sohn eines mächtigen Königs; so grausamlich häßlich er war, ebenso grausamlich tugendhaft, ritterlich und edelmutig war er. Er liebte die einzige Tochter des mächtigen Königs Zamaburgo, aber die böse Fee „Fanferlüsche hat ihm grüne Haare geschenkt, damit ihn kein weibliches Wesen liebe. Doch Liebe ist stärker als Feen, in den Augen der echten Liebe sind rote Haare, blonde Haare und grüne Haare gleich! Die Prinzeß Brambilma liebte den grünen Serpentino, der für sie erst durch einen brennenden Wald in eisernen Stiefeln ging, und ich weiß nicht mehr, zu wie viel Riesen und Drachen sagte: „Allez-vous-en!“, sie dann in denselben brennenden Wald trieb und ihre Herzen auf einem Spieß von „Glasgold“ (?) an Brambilma übersendete.

Die „Prinzessin Lerrinette“ war eine wunderschöne Prinzeß, die auch von einer bösen Fee in ein Untier verwandelt wurde, bis

zum Teil reizendes Weib, dann bis zu den Beinen Klapperschlange und das Piedestal eines Donaukarpfen! Sie wohnte in einem gläsernen Kürbis, in welchem sie auf das rührendste sang und Zither spielte. Die Erlösung sollte dem gelingen, der sie aus dem Kürbis befreit, ohne sie zu berühren und den Kürbis zu beschädigen.

Mit brennender Neugier lauschte ich atemlos der Lösung, da — o entsetzliches Geschick — alle Blätter fehlten bis zum Anfang der Erzählung „Einunddreißigel"!

Meine Tage und Nächte waren nun bevölkert mit „grünen Serpentino" und „Prinzessin Lerrinette"! Fieberhaft dachte ich nach, wie ich noch die Prinzessin aus dem Kürbis holen könnte, ohne den Kürbis zu zerbrechen, und ich erinnere mich sehr gut, daß ich an großen wirklichen Kürbissen verschiedene Versuche und Kaiserschnitte machte.

In jedem Mädchen sah ich eine Lerrinette und ich war der „grüne Serpentino"! Ich hätte eine Welt darum gegeben, wenn ich grüne Haare gehabt hätte, um zu erproben, ob Frumetel mich trotz grüner Haare lieben und heiraten würde; und — für Geld bekömmt man alles! — ich bekam über Nacht grüne Haare!

Der Erzählung dieser Schöpfung meiner grünen Haare sei deshalb ein Plätzchen in meinen „Memoiren" gegönnt, weil sie ein Beweis sein mag, wie beschränkt mein Verstand in meiner Kindheit gewesen sein muß, ja, ich erinnere mich gewisser Züge von Dummheit aus meinen Jahren von 8—10, die ans Unbegreifliche gehn, da ich in denselben Jahren doch die erstaunenswertesten Proben von Auffassung, Scharfsinn und schneller Erkenntnis in allen jenen Fächern entwickelte, die mein Studium ausmachten.

Mein älterer Bruder Leopold benützte diese meine leichtgläubige Beschränktheit aufs praktischste. Als jüngstes Kind wie jüngster Enkel, als Nesthäckchen und Muttersöhnchen hatte ich immer ein paar Groschen in der Tasche. Bruder Leopold — etwa um acht Jahre älter — wußte diese Groschen des Benjamin ganz geschickt in seine Taschen zu bringen.

Sollte man glauben, daß ich ihm Geld dazu gab, Gänsefedern zu kaufen, sie anzubauen, sie täglich mit einer von ihm verfertigten Wundertinktur zu begießen — damit lebendige Gänse emporwachsen!

Als Vertrauter meiner Liebe zu Frumetel und meines sehnlichen Wunsches, „grüne Haare" zu haben, sagte er eines Tages: „Ich könnte machen, daß Dir grüne Haare wachsen, aber das kostet wenigstens sechzehn Groschen!"

Durch besondere Liebkosungen erschmeichelte ich mir dieses Kapital, und am andern Nachmittag nahm mich mein Bruder in

die Mache. Ich weiß nicht, welche „Löwen-Pomade" er erfand, aber nach einer halben Stunde war ich „grüner Serpentino der Zweite"! Mein Kopf sah aus wie eine ungekämmte Stachelbeerhecke!

Ich war glücklich! Und eilte nun zu Frumetel, zu sehen, ob sie mich noch lieben werde!

Frumetel erging sich eben im „Kukuruzgarten" und sah nach, wie lange sie noch auf einen Maisstengel warten müsse.

Ich stürzte ihr wie eine gelbe Rübe mit grünem Haarbüschel, ein „Riquet à la houpe", entgegen das Herz von Glück und Sehnsucht geschwellt, aber — kurioser Gusto! — Frumetel erblickte mich, schrie auf, schlug die etwas erdigen Hände beim Anblick ihres Sohnes der Wildnis über ihren Kopf zusammen und schrie: „Mozi*), bistu meschuge? (verrückt). Geh' mir aus den Augen, Du Mießnik!" (Unhold!)

Ich war wie vom Donner gerührt! „Und darum grüne Haare? Und darum sechzehn Groschen ausgegeben?"

Noch größer war der Lärm in meiner Familie, als der kleine Benjamin als „grünliches Meerweib" nach Hause kam.

Es war ein grosses Gewitter, welches oft einschlug. Aber ich blieb vier Wochen lang grüner Jüngling!

Dieser Vorfall war die Veranlassung, daß beschlossen wurde, mich auf die „hohe Schule" nach „Páks" zu schicken, um Frumetel aus mir heraus- und noch mehr Talmud in mich hineinzupeitschen.

Fünftes Kapitel.

Es wurde also im Familienrate beschlossen, mich auf die hohe Rabbinatsschule nach Páks zu schicken.

Wie viel Thränen diese Resolution meiner Mutter erpreßte, ist unsäglich. Es ist mir von dieser Trennung nichts im Gedächtnis geblieben, als eben der zärtliche Schmerz meiner Mutter und all ihre kleinen Zärtlichkeiten in Ausstattung und Mitgabe zu dieser meiner Universitätsfahrt, und die Erinnerung an eine Sibylle, an eine Prophetin, an die Lenormand Lovas-Bérenys, an eine Zigeunerin welche vor dem Antritt meiner Studienreise um meine Zukunft befragt wurde.

Zu jener Zeit waren die „Zigeuner" noch eine romantische Staffage auf dem flachen Lande Ungarns, und viele größere Dörfer hatten am äußersten Ende oder in der Entfernung von 5 —100 Schritten eine kleine Kolonie dieser romantischen Vagabunden. Man nannte diese Kolonie immer das „Zigeunerdörfel".

In diesem „Zigeunerdörfel" durften sie sich Hütten (Rauchhütten) anlegen, doch keine Einfriedung, keinen Zaun, kein Gehöfte

*) Kätzchenname für Moritz.

um dieſe Hütten haben. An gewiſſen Tagen, namentlich an Markttagen, durften ſie nicht in den Ort kommen.

Dieſe Vergünſtigung, einen Anſiedlungspunkt haben zu dürfen, verdankten die ungariſchen Zigeuner der Weisheit und Menſchlichkeit der großen Maria Thereſia. Sie ſollten auch nicht mehr „Zigeuner", ſondern „Uj-Magyar" (Neu Ungar) heißen. Die Kinder der Zigeuner ſollten in die Schule geſchickt werden u. ſ. w. Die Grauſamkeiten, mit welchen die humanen Intentionen Maria Thereſia's von den exekutiven Mächten ungariſcher Dörfer vollzogen wurden, waren mehr geeignet, dieſe Raſſe ganz zu entmenſchen und zu verwildern, als ſie an das Band der geſelligen Ordnung zu knüpfen.

Die Zigeuner überhaupt haben nur eine Tugend: „Kindesliebe"; ſie lieben ihr Kind über alles, aber dieſe Tugend wird bei ihnen zum Laſter, ſie iſt die Liebe der Tiermutter, bis zu einem gewiſſen Alter, dann wird das Kind ſich ſelbſt überlaſſen, Stehlen und Vagabundieren ſein Spielwerk.

Faſt überall, wo ein ſolches „Zigeunerdörfel" war, befand ſich unter ihnen auch eine „Javasné".

Eine „Javasné" war alles in allem, ſie war „Biarda" und „Meg-Merillis", ſie war Wahrſagerin, Kartenlegerin, Wunderdoktorin, Tierarzt u. ſ. w. Zu ihr nahm man Zuflucht, wenn man beſtohlen wurde, wenn die Kuh keine Milch gab, wenn die Kinder das kalte Fieber hatten, wenn man einen Handel abſchloß, wenn man wiſſen wollte, wie die oder der Zukünftige beſchaffen ſein wird, wenn man eine Reiſe machte, kurz die „Javasné" war das Orakel. Wo kein ſolches Zigeunerörtchen war, da kam von Zeit zu Zeit eine „Javasné" auf Gaſtrollen. Ein kleiner Karren, von einem Hunde oder einer Ziege gezogen, war ihr Dreifuß, dieſen Karren pflanzte die „Javasné" vor dem Dorfe auf, und zu ihr wallfahrtete alles, was ein Anliegen an die Zukunft, ein Geheimnis oder ein Gebrechen hatte. Man führte ihr die kranken Kinder, das kranke Vieh zu. Zu Wohlhabenden ging die „Javasné wohl auch ins Haus. Sie ſagte aus der Hand wahr, man opferte ihr bald Geld, bald auch Viktualien. Eine ſolche Javasné oder Seherin hatte ihr Dodona auch in dem Zigeunerdörfel zu Lovas-Bóreny, und zu ihr wurde ich geführt, um meine Zukunft zu erfahren.

Ich weiß mich nur der Lehmhütte zu erinnern, voll Rauch, und der alten Javasné, die in einem roten Kopftuch auf einer Art Truhe oder Koffer ſaß und ein ſchwarzes Schwein zur Seite hatte, denn bei den wahrſagenden Zigeunerinnen vertritt ſtets ein ſchwarzes Schwein die Stelle der bei den andern Wahrſagerinnen und Kartenlegerinnen unvermeidlichen großen Katze.

Welches Horoſkop ſie mir ſtellte, weiß ich nicht mehr, das ſchwarze Schwein nahm meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Doch

muß die Prophezeiung befriedigend ausgefallen sein, denn meine Mutter sagte mir im Nachhausegehen: „Wollte Gott, es würde wahr!“

Bei dieser Gelegenheit, da ich von dem ungarischen Zigeunerleben spreche, sei noch einer der denkwürdigsten Zigeuner-Persönlichkeiten jener Zeit, einer Zigeuner-Celebrität gedacht, eines Virtuosen, dessen Eigentümlichkeit wunderbar genannt zu werden verdiente, des Violinspielers „Bihary“, des „Zigeuner-Paganini's“. Ich erinnere mich seiner aus meinen frühesten Kinderjahren und auch noch aus späterer Zeit, als die drei Alliierten in Pest waren, und er vor ihnen spielte und große Sensation erregte.

Er war ein großer, stattlicher Mann, von der dunkelsten Färbung, mit blitzenden Augen und einer Physiognomie, welche die höchste Schlauheit, aber auch eine große Intelligenz verriet.

Bihary war der ungarische Orpheus, sein Name war die Losung der Bewunderung, und wenn er in einer Csárda auf einem Bocso erschien, war Fanatismus und Verzückung.

Er wurde gewöhnlich von noch drei fiedelnden Zigeunern begleitet und reiste im Lande umher.

Die Art seiner Spielweise ist unbeschreiblich. Aus seiner braunen Fiedel zog er — der spezielle Charakter seines Spieles war eigentlich ein gewisses elegisches Ziehen der Töne — die erschütterndsten, schmerzlichsten und rührendsten Weisen hervor, während andere seiner Spielweisen, seine Tanzspielweisen, Begeisterung, Jauchzen und betrunkene Füße hervorbrachten.

Im ganzen Lande kennt man eine Melodie, die bloß „ein Bihary“ hieß. Auf den Marktplätzen oder in den Vendégfogadó standen die dichtgedrängten Kreise um ihn, atemlos horchend, wenn er den „Palgos“ anspielte, und die übervolle Brust der Hörer entlud sich endlich in einem Beifallswüten. Ich erinnere mich, daß bei einer Werbung, die im Hofe meines Großvaters stattfand, in welchem die neuen Rekruten ein Fest bekamen, Bihary ein „Hármas tanes“ aufspielte, der eine Art Tarantelismus bewirkte.

Er war ein Naturalist und hat erst in spätester Zeit Noten kennen gelernt. Aber er war ein Zauberer. Seine kleine braune Fiedel war bald Dämon, bald Engel, bald lachendes Mädchen, bald weinende Muze! Seine Töne wühlten im Busen des Hörers herum, sie wühlten die tiefsten Schmerzen, die tiefsten Gelüste, die sanfteste Wehmut, die wildeste Begier auf!

Aus dieser kleinen braunen Fiedel beschwor der kleine Bogen Bihary's alle Geister der nationalen Erinnerungen, die schmerzlichsten und wildesten heraus!

Bei den ungarischen Hochzeiten in Dorf und Stadt gehörte es zu dem Stolz der Hochzeiter, wenn Bihary mit seiner Bande da war. Dann zog wohl auch, wenn die Freude hoch gestiegen war, die ganze Hochzeits-Gesellschaft durch den Ort, Bihary voran —

einen Csárdás oder dergleichen aufspielend, und wo der Zug vorüberging, schlossen sich männlich und weiblich an und begannen sich im Tanze zu drehen, und so wuchs das Ding zum Knäuel an und sie jauchzten „Éljen Bihary“ fort und fort

Bihary selbst nahm nichts an, d. h. von der Menge, diese schüttete ihre Gaben in die Cymbal des unermüdlichen Cymbalschlägers, der mit Bihary umherzog.

Noch in seinem hohen Alter erfreute sich Bihary einer Auszeichnung von Sr. Majestät dem Kaiser Franz.

Mehr über diesen wunderbaren Naturkünstler dürfte vielleicht in Gräffer's National-Encyklopädie zu finden sein, obwohl ich zweifle, daß er viel von ihm zu sagen wußte.

— · —

Sechstes Kapitel

Noch bevor ich meine Wanderung aus dem elterlichen Hause antrat, starb meine Mutter. Sie starb, wie sie gelebt hatte, leidend, schmerzenreich, sanft, fromm und duldend.

Ich war noch zu viel Kind, um diesen Verlust in seiner ganzen Bitternis zu verkosten; ich weiß, daß ich weinte, viel weinte, und als man mich aus dem Zimmer der Sterbenden entfernte, von ihrem Bette gewaltsam weggebracht werden mußte.

Mit dem Tode meiner Mutter zog der gute Familienengel aus unserem Hause.

Mein Vater siedelte von Lovas-Bérény nach Ofen über, mein ältester Bruder zog nach Pest und meine Schwester lebte in Preßburg.

Mein Vater schritt zu einer zweiten Heirat und übersiedelte von Ofen wieder nach Moor im Stuhlweißenburger Komitat, wo er eine reiche in Jahren vorgerückte Witwe heiratete.

Ohne noch eines Urteils fähig zu sein, erschrak ich vor dem Gedanken an eine „Stiefmutter“.

Zwei „Mütter“ haben das Unglück der Maria Stuart, sie sind vielleicht besser als ihr Ruf: Stief- und Schwieger-Mütter.

Mutter Eva war deshalb die glücklichste Ehefrau, weil sie keine Schwiegermutter hatte, und Ismael war der erste, der von einer Stiefmutter ausgetrieben wurde.

Eine Mutter ist die Perlmutter des Hauses, eine Schwiegermutter aber ist die Essigmutter des Hauses

Es ist eine vielfach bestätigte Erfahrung, daß die Schwiegermütter mehr Tyranninnen für Schwiegertöchter als für Schwiegersöhne sind. –

Jede Mutter verheiratet sich und ihr Kind zugleich.

Wenn also der Sohn heiratet, bekömmt er sozusagen zwei Frauen, die Mutter betrachtet die Schwiegertochter als Hagar,

und wenn der Enkel einmal da ist, so hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan und der Mohr, die Schwiegertochter, kann gehen.

Die Schwiegermütter sind eifersüchtig, es ist die Eifersucht auf die Liebe des Sohnes, die sie zu Feindinnen der Schwiegertöchter macht. Es sind gewissermaßen Nebenbuhlerinnen.

Überhaupt kann jede Frau jede Frau nicht leiden, die geliebt wird, und besonders wenn diese Frau von dem eigenen Sohne geliebt wird, den man nicht mit Liebe und Zärtlichkeit erzogen haben will, damit er diese Liebe und Zärtlichkeit auf eine andere übertrage.

Ganz anders ist es mit dem Schwiegersohn. Die Söhne werden von den Müttern geboren und erzogen, um sie zu behalten, die Töchter werden von den Müttern geboren und erzogen, um sie los zu werden!

Ein Schwiegersohn" ist das letzte Mittel für diesen Zweck! Und es ist ein Stück Dankbarkeit, daß die Schwiegermütter die Schwiegersöhne liebevoller behandeln, als die Schwiegertöchter.

Eben ein solcher Unterschied waltet zwischen „Stiefmutter" und „Stiefvater" ob.

Ein „Stiefvater" sieht in dem Stiefkind nichts als ein Pflichtexemplar, welches ihm die Frau zubrachte; ohne Liebe und ohne Haß nimmt er dieses Pflichtexemplar auf. Eine „Stiefmutter" aber sieht in dem „Stiefkind" ein Hindernis, ein unglückliches Ereignis, welches aus dem „status quo ante" in den „status quo" hineinwächst!

Ich bewahre mich hier alles Ernstes davor, als bezögen sich diese Betrachtungen auf meine Stiefmutter. Ich glaubte den Schatten meines seligen Vaters zu beleidigen und dem Schatten jener Frau Unrecht zu thun, wenn ich die leiseste Anklage über sie laut werden ließe. Es war eine kreuzbrave Frau, kinder-, also liebelos. Sie fürchtete Gott, heiligte den Sabbat, liebte das Geld, achtete ihren Mann und sah die Genüsse der Welt als ganz unberechtigt an, inklusive Essen und Trinken.

Sie hat, so viel ich weiß, nie sich stiefmütterlich böse gegen meine Geschwister benommen, und dankbar muß ich es ihr nachrühmen, daß sie meinem Vater die sorgsamste, pflegevollste Gefährtin bis an sein Ende war.

Als ich das väterliche Haus verließ, stand bloß die Schreckgestalt „Stiefmutter" im allgemeinen vor mir.

Ich kann auch nicht sagen, daß ich gerade deshalb die Heimat verließ.

Unbändigkeit meinerseits, verbunden mit jenem dunklen Drang, sich fortzubewegen, der in allen Dingen liegt. Es ist der „Wille der Natur", der Wille", der in Menschen, Pflanzen und selbst in leblosen Körpern lebt, der Wille zur Veränderung, der auch in Steinen lebt.

Ich verließ mein väterliches Haus wie ein Schiffchen, das ohne Ruder, ohne Kompaß, Segel, Mast, selbst ohne bestimmtes Ziel vom Ufer in die Wellen treibt.

Ich hatte keine klare Idee: wozu? wohin? weswegen?

An einem schönen Morgen verließ ich Ofen, omnia mea bestanden in zwei rüstigen Beinen, einem Wanderstab und etwa acht oder zehn Gulden Wiener Währung, und so pilgerte ich per pedes apostolorum wie ein Land-Columbus immer fort, bis der „mutige Segler" auf leichten und zerrissenen Sohlen in Preßburg ankam.

In Preßburg angelangt, nahm mich der Bruder meiner Mutter, Onkel J. Brüll, mit väterlichem Wohlwollen auf, obwohl ich nicht ganz appetitlich aussah

In dem Hause meines Onkels fand ich die liebevollste Behandlung. Er war einer der reichsten und angesehensten, zugleich einer der gelehrtesten und achtungswertesten Männer jener Zeit Gastfreundschaft und Wohlthun waren die zwei Hausfreunde dieser Familie.

Ich mußte im Hause wohnen, wurde neu überzogen und hergerichtet und lebte da ein flottes Leben. Doch sollte dieses Haus meines edlen, vortrefflichen Oheims nicht zu meinem „Capua" werden, obwohl — mein allezeit liebebereites, aber nicht allezeit getreues Herz da einen kleinen Kinder-Roman durchmachte.

Mein Onkel hatte nämlich ein Töchterchen, „Pepi", ein allerliebstes Exemplar von einem Brünettchen!

Sie sehen, sie lieben, sie heiraten wollen, war das Geschäft von drei Minuten!

An einem Freitag abends kam ich in Preßburg an, am Sonnabend besaß Cousinchen „Pepi" schon einen Liebesbrief von mir, acht Seiten stark, geschrieben mit allem Aufgebot an fingerdicken Buchstaben, und jeder Buchstabe sah aus wie ein „Sohn der Wildnis", der von Parthenia geschoren wird. — Was ich auf diesen acht Seiten schrieb?

Die zimperliche Emilie Galotti sagt: „Was er gesprochen und was ich erwidert, ich weiß es nicht, mein Vater!" Ich weiß nicht, was ich sagte, oder was ich gesagt haben konnte! Es kam auch weiter zu keiner mündlichen Verhandlung zwischen uns, nur so viel weiß ich, daß wir oft stundenlang beisammen saßen, ohne ein Wort zu sprechen oder etwas anderes zu thun, als „Haselnüsse" zu knacken!

Haselnüsse waren nämlich Cousinchen Pepis Leidenschaft, und also wurden sie auch meine Leidenschaft!

Wenn der gute Werther es zum Entzücken fand, daß Lotte den Kindern „Butterbrot aufstrich" und er die „kleinen Rotznäschen" hätte küssen mögen, dann weiß ich nicht, warum für einen jungen Schwärmer nicht auch in dem Anblick seines haselnußknackenden Ideals ein stiller Zauber liegen soll?

Indessen ging die Zeit der jungen Haselnüsse und meine Zeit auch vorüber, und ich ging einem Weg entgegen, auf dem ich ganz andere Nüsse zu knacken bekommen sollte.

Nachdem ich, um das Gleichnis mit dem Schiffchen fortzusetzen, nachdem ich in Preßburg neu kalfatert und ausgebessert wurde, von Onkel und Tante neue Takelage und etwas „bares" Schiffszwieback in die Tasche bekommen, segelte ich von Preßburg ab. Cousinchen Pepi, die in meiner späteren Biographie noch erwähnt werden wird, vergoß, wie ich glaube, einige Thränchen, welches mich sehr rührte; aber noch mehr rührte es mich, daß sie den Inhalt ihrer kleinen Sparbüchse in meine Hand leerte und sagte: „Moritz, glückliche Reise! Sei brav, führ' Dich gut auf, lerne etwas, und wenn Du was brauchst, so schreib' mir!"

Daß ich brav war und blieb, ist mein Geheimnis; daß ich was gelernt habe, ist der Welt ein Geheimnis; und daß ich Cousinchen Pepi später oft schrieb, ist unser beiderseitiges Geheimnis.

Ich reiste mit einem Lohnkutscher, nahm meinen Sitz neben ihm auf dem Kutschbock und gelangte nach acht Tagen in Prag an.

Siebentes Kapitel.

Als ich nach Prag kam, hatte ich, wie Cortez, alle Silberflotten hinter mir verbrannt. Ich selbst war ohne Geld und Unterstützungsquelle, von zu Hause abgeschnitten.

Ich kam in Prag mit einigen Gulden in der Tasche an und hatte nicht die leiseste Ahnung, von was leben, wenn diese zu Ende sein werden.

Doch brachte ich drei Kapitalien mit: die Sorglosigkeit der Jugend, eine unzerstörbare Lustigkeit des Gemüts und talmudische Gelehrsamkeit, wie sie bei meinem damaligen Alter als Wunder angestaunt wurde.

Ich glaube, es dürfte für jeden Leser von Geist nicht ganz ohne Interesse sein, hier bei dieser Gelegenheit über das Wesen dieses Nebelbildes „Talmud" eine kleine Andeutung zu lesen, von jemand, dessen Muttermilch sie von der tausendbrüstigen Dame Gelehrsamkeit war.

Der Talmud umfaßt alles: Zivilgesetz, Kriminalrecht, Religionslehre, Sittengesetz, Tempeldienst, Ehrenrechte, Medizin, Ehegesetz, Astronomie, Agrar und Kulturgesetz, Priesterrechte, Satzungen über Rein oder Unrein: kurz, fast alles!

Die Entwicklung Deutung, Erörterung, Auslegung und Diskussion der 6 Grundtraktate oder „Ordnungen" (Mischna) bildet die „Gemora" und das ganze Heer der großen und kleinen Exegesen, die alle sich und die andern anders auslegen, das ganze

Heer der Milbenſucher und Silbenklauber, deren Name Legion iſt, und die alle ſich wie ein Rattenkönig ineinander verbeißen und einen Knäuel unentwirrbarer Sophismen, Antitheſen, Subtilitäten und Windfangerei bilden: das ungefähr iſt es, was man „Talmud“ nennt.

Wie der Juſtinianiſche Codex, erhielt auch der Talmud ſein Gloſſatorium und Commentatorium. Während die „Miſchna“ im jüngern Hebräiſch geſchrieben iſt, iſt die „Gemora“ im aramäiſchen Idiom abgefaßt.

Wenn man dieſen Wuſt von Gelehrſamkeit und Unwiſſenheit, von Scharfſinn und Borniertheit, von Weisheit und Frivolität, von unerforſchlicher Geiſtestiefe und unglaublicher Schalheit durchſtöbert, ſo erſtaunt man über die Geſetzloſigkeit der Geſetze des Denkens, über die Vereinbarung der höchſten Intelligenz mit der tiefſten Finſternis, über den Mißbrauch des tiefſten Scharfſinns, der angehalten wird, die craſſeſte Dummheit zu beleuchten, und über die Verſchwendung des alleſumfaſſendſten, oft vierzigjährigen Studiums, welches ſich zur Aufgabe macht, Windeier auszubrüten, mit einem Ernſt, als ob ein Göttergeſchlecht aus dieſen Eiern hervorgehen ſollte.

Wenn man z. B. den Patriarchen Jehuda den Heiligen oder den Ordner der Miſchna „Rabbi“ oder den ſpäteren Commentar, der bloß „Raſchi“ geheißen wird, nimmt, ſo bleibt man bei dem Phänomen ſtehen, welch ein unbegreifliches Volumen der Kopf, das Gedächtnis, die Auffaſſung dieſer Männer haben mußte.

Die ſinnige Sprache der Weisheit, die lauterſte Moral, die ſinnigſten Parabeln und Sprüche des Talmuds haben Herder u. a. genugſam ans Licht gezogen.

Das Rätſel, wie es möglich iſt, ſo viel Geiſt- und Sinnvolles mit ſo vielem Läppiſchen zuſammenzuwürfeln, wird erklärlich, wenn man in die Entſtehungsgeſchichte dieſes Amalgamas zurückgeht.

In der babyloniſchen Gefangenſchaft zogen ſich die ſogenannten Hochſchulen in entlegene Orte zurück, wo jeder Rabbi eine Schule von mehreren Hunderten Schülern hatte; der Vortrag beſtand nun über irgend einen Paragraph der Miſchna oder die Deutung eines Ritual- oder ſonſtigen Geſetzes, und das Thema wurde allen Schülern als Gegenſtand nächſter öffentlicher Disputationen anheimgegeben. Jeder dieſer Schüler, unter welchen ſich auch Rabbis und Gelehrte befanden, überbot nun den andern an Deuteleien, an Subtilitäten, an minutiöſen, aber ſcharfſinnigen Auslegungen, Wendungen und Verrenkungen des aufgegebenen Themas, Dogmas oder Spruches.

Man kann ſich alſo denken, wie viel Abſtruſes, Verflixtes und

Verschnitzeltes neben dem lauteren Geist und der lichtvollen Erkenntnis mit zur Sprache kam, und das umsomehr, da der den Gelehrten dieser Nation eigene Witz und die ihnen ebenso eigene zersetzende Haustik in dieser Disputation durch Scheinwitz und Geistesspielerei eine große Rolle spielte.

Ich bin sogar überzeugt, daß es Satiriker unter diesen Rabbis gab, welche in dem Lehrhause selbst die Ironie als Waffen gebrauchten. So erscheint mir einer der ersten jener Talmudgründer, der Rabbi Jermia, als ein wahrer „Humorist", welcher sich über die anderen lustig machte, indem er voll Eifer und Einfalt im Lehrhause Fragen aufstellte, die als wahre Parodie des Themas zu betrachten waren.

Nur ein Beispiel möge hier diesen Kauz bezeichnen. Es handelte sich um das Thema von „Rein oder Unrein" und welche Dinge in einem Leichenhause oder durch die Berührung eines Toten als verunreinigt zu betrachten, und das Schlußgesetz lautete: „Im Naturzustand nimmt nichts die Verunreinigung an; ist ein Ding aber durch Formen u. s. w. Gefäß oder dergleichen geworden, dann ist es in der Disposition, die Verunreinigung anzunehmen."

Als dieser Orakelspruch gefällt wurde, warf der sarkastische Rabbi Jermia mit dem Anschein des heiligsten Ernstes folgende Disputationsfrage auf: „Wenn eine Ziege grüne Gerten vom Zaune fraß und sie in Gestalt eines Geflechtes der Natur wieder zurückgibt, ist dann dieses Produkt zum Contagium disponiert oder nicht?!"

Der gute Rabbi Jermia hatte freilich das Schicksal, daß er dann immer aus dem Lehrhause („Beth Hamedrasch") hinausgeworfen wurde.

Der Talmud hat aber nicht nur seine Satiriker, sondern er hat auch seinen „Münchhausen" den Herrn Rabbi „Bar-Barchone." Dieser war der männliche Scherezade der Schule, er erzählte Märchen, die an Lüge und Unwahrscheinlichkeiten alles übertreffen, was Münchhausen je zu denken wagte. Er erzählt zum Beispiel von einer Meerfahrt, die er machte. Er fuhr auf einem Schiff, welches zweihundert Meilen in der Minute zurücklegte; da begegnete dieses Schiff einen Fisch, welcher ihm entgegen kam, und dieser Fisch schwamm auch zweihundert Meilen in einer Minute, so segelten Schiff und Fisch in entgegengesetzter Richtung vorüber, und das Schiff segelte zwei Jahre, bis es von den Vorderflossfedern des Fisches bis an seine Hinterflossfeder kam.

Nicht unbemerkt kann ich hier lassen, daß es vielleicht für den Erfinder der Dampfschiff hrt etwas bedenklich sein könnte, wenn man den Lügen dieses talmudischen Münchhausens einige Realität unterschieben wollte. Denn er erzählt auch, er habe einmal auf dem Meere ein Schiff gesehen, welches sich wie ein Blitz fortbewegte, und er sah nichts als eine Feuersäule („Nure chiwerte"), die es forttrieb!

Überdem sind von einer Masse Autoren und Literaten Plagiate an dem „Midraschim“ begangen worden. So z. B. befindet sich der Stoff zu Schiller's „Bürgschaft“ in der Handschrift von „Midrasch Kahaleth“, welche der Gelehrte Menachem Consaro besaß. Die Sage der „Weiber zu Weinsberg“ (natürlich nicht zu „Weinsberg“ spielend) findet sich in „Midrasch Schir Baschirim“. Die berühmte Prozeßgeschichte des geliehenen Geldes, welches sich in einem Stock befand, die im „Don Quixote“ des Cervantes ist, ist fast buchstäblich im „Talmud Nedorim“ zu lesen und unter den Talmudkennern als die Sage von „Kanne debeh Rabbe“ bekannt.

Genug davon und zurück zu meinem Debut in Prag!

Die hohe Schule des Talmuds in Prag stand unter dem Prinzipat des Oberappellanten Samuel Landau, eines der geachtetsten Gelehrten Prags. Er hielt zuweilen am Samstag eine Disputation in seinem Hause auf ein vorher kundgegebenes Thema. Ich drängte mich mit in den Disputationssaal und disputierte mit dem alten ehrwürdigen Mann, voll Geist und Feuereifer, aus allen Kräften und ganz ungeniert. Das Auditorium sah den kecken Jungen ganz verdutzt an, der Rabbi aber sagte am Ende, ich möchte mittags bei ihm bleiben.

Da nahm er mich ins Verhör, gab mir verschiedene Themata auf, die ich sofort zu seinem Erstaunen löste. Abends schrieb er mir eine Karte, ein sogenanntes Bequartierungs- und Verköstigungsbillet, auf drei Monate für das reiche Haus M. Fischels.

Am andern Tage bezog ich mein Winterquartier und wurde von der Tochter des Hauses, eine wahre Rose Jeschurun, mit Namen Blümele, in mein Logement installiert. Es war eine vortreffliche, edle, liebenswürdige Familie.

Ich gewann bald die Zuneigung aller und besonders des weiblichen Hauspersonals; sowie ich auch bald im Hause des Oberappellanten und bei seiner dito wunderschönen Tochter bald heim und hause war.

Ich hab' in meiner Kind- und Jugendzeit das Glück gehabt, überall gerne gesehen zu sein und besonders die Protektion des schönen Geschlechtes zu genießen.

Daß es nicht meine Schönheit, weder meine römische Nase noch mein Rosenmund waren, welche dieses Wunder bewirkten, wird man mir glauben. Was war es denn? Es war die Lustigkeit meines Wesens, die Lustigkeit und Sorglosigkeit mit einer sich gleich zu erkennengebenden guten Gemütsart, die überhaupt nie ihre Wirkung verfehlt!

Zu jener Zeit lachte mein ganzes Wesen, alles an und in mir war lustig und ich trug diese innere Lustigkeit auf alles, was mir nahe kam, über; alles erschien mir lustig, sogar der Hunger!

Ich hatte in Prag auch trübselige Zeiten, aber ich lachte nur Ich lachte den Hunger aus, ich lachte die Kälte aus! Ich

war drollig und luſtig auch mit mir ſelbſt und wenn ich allein war!

Ich erinnere mich einer Faſchingsnacht, ich wohnte in einem Dachſtübchen auf dem Fiſchmarkte, mein Zimmer war von einem Öllämpchen kärglich erhellt, auf einem kleinen Kanapee lag der zukünftige Vierundzwanzigſtundeninhalt meines Magens in der Geſtalt von drei bis vier Erdäpfeln. Von der Redoute, die gerade gegenüber war, klang ein luſtiger Deutſcher zu mir herüber, da faßte ich meinen Holzſtuhl an und walzte mit ihm ſeelenvergnügt durchs Zimmer!

Was war das?

Es war die Jugend! Die früheſte, die ſorgloſeſte Jugendzeit!

In der Jugend iſt der Hunger nichts als Spaß, der Durſt eine Neckerei, die Kälte eine Erfriſchung!

Was iſt das Leben? die Jugend!

Was iſt vom Tag ſchön? ſein Morgen!

Was iſt von der Sonne ſchön? ihr Aufgang!

Was iſt von der Roſe ſchön! ihre Knoſpe!

Was iſt von der Liebe das liebſte? ihr Beginn!

Was iſt vom Leben das eigentliche Leben? die Jugend!

Die Jugend iſt das Paradies und nur ihr blüht der Baum des Lebens, und nur in dieſem Paradies hört man die Stimme Gottes durch die Welt gehen, und man hört, was die Vögel ſprechen, was ſich die Blumen erzählen, was die Bäume liſpeln und die Bäche plaudern. Das ſpätere Leben iſt nichts als der Auszug vom „verlorenen Paradies“ und jede Sehnſucht und jede Wehmut und jedes ungeſtillte Bangen iſt nichts, als die Weiſung: Suche „verlorenes Paradies“ Seite ſo und ſo!

Achtes Kapitel.

Einige Monate waren ſeit meiner Ankunft in Prag unter Talmudſtudien und Blümele-Huldigung verſtrichen. Blümele, ſo hieß nämlich die Tochter des Hauſes, in welches mich die abſolute Gewalt des Oberappellanten und Ober-Landesrabbiners auf drei Monate einquartierte, und in welchem ich ebenſoviele patriarchaliſche Gaſtfreundſchaft als herzliches Wohlwollen fand.

Ein Sohn des Hauſes, Anſelm fand beſonders Wohlgefallen an mir, und ich an Blümele, die Braut war und deren Hochzeitstag herannahte.

Blümele war eine wahre Blume Sarons; der Sänger des Liedes der Lieder hätte nicht verſchmäht, ihr zuzurufen: „Küſſe mich mit Küſſen Deines Mundes, denn Deine Reize ſind ſüßer denn Wein!“ Schlank wie eine Gazelle, üppig wie Carmels Weizenfelder, Zähne wie Lämmer, die aus der Schwemme kommen,

und Augen, Augen! — und dieſes Compendium von Schönheit war Braut!

Es iſt eine ganz eigene Sache um die Art und Weiſe, wie eine Braut in einer israelitiſchen Familie betrachtet wird. Sie führt die Suprematie des Hauſes, ſie wird mit einer heiligen Zärtlichkeit behandelt, wie eine Gottgeſegnete verehrt, man möchte ſagen, wie ein zum Opfer erkorenes Weſen betrachtet.

Eine Braut iſt die Alleinherrſcherin, mit Luſt und Liebe unterordnen ſich ihr Eltern, Geſchwiſter und Hausgeſinde; ihre Wünſche werden ihr am Auge abgeſehen und ihr leiſeſtes Begehr erfüllt. Die Juden haben eine Sage: In der Familie, wo eine Braut iſt, geht ein Engel umher und ſtreut Liebeskörner auf die Schwelle (an die „Meſuſe"), um den „Schedim" und der „Lilit" (Hexen) den Eingang zu wehren.

Dieſe Sage iſt ſinnig und poetiſch und mag wohl die Urſache der beſonderen Brautveneration ſein.

In Prag lebte damals für jüdiſche Brautleute ein Fatum mit Fleiſch und Bein, ein ſymboliſcher Gott der Ehe, ein Herr Peter Beer; derſelbe Peter führte den Schlüſſel zum Ehetempel; er hatte ein Buch geſchrieben: „Bne Zion", „die Kinder Zions", und dieſes Buch mußten alle jüdiſchen Brautleute ſtudieren, daraus bei Herrn Petrus Prüfung machen und nur auf deſſen Zeugnis durften ſie getraut werden.

Es war dieſe „Bne-Zions-Steuer" eine fette Kuh im frommen Stalle ſeines Verfaſſers! Und wie melkte er dieſe Kuh! Mit allem Fleiß eines Talmudiſten, mit aller Orthodoxie eines Rabbiners und mit aller Pfiffigkeit eines Monopoliſten!

Wenn die Töchter Zions den Vater der „Kinder Zions" ſahen, bekamen ſie den Heiratskrampf, den Bne-Zions-Tanz!

Ein jeder Bräutigam, eine jede Braut mußte vor allem ein Exemplar kaufen; erſte Ausbeute! Dann nahmen die Wohlhabenderen beiderlei Geſchlechts aus politiſchen Gründen bei Herrn Beer Unterricht; zweite Ausbeute! Dann mußten ſie von Herrn Beer ſich prüfen und Zeugnis geben laſſen; dritte Ausbeute!

Und wie beackerte Herr Peter Beer ſeine Domänen! Mit welchem Feuer und Schwert ging dieſer Heiratswürgengel an ſein Geſchäft!

Die armen Judenbräute in Prag! Für ſie waren die ſüßen Tage des Brautſtandes verdüſtert! Wie ein Dämon ſtand „Bne Zion" vor den Augen der Bräute! In ihre ſüßeſten Träume miſchte ſich der Alp in Geſtalt des „Bne Zion"!

Ich für meine Perſon, — ich liebte Blümele und verabſcheute die „Bne Zion", und der Erzieher dieſer „Bne Zion" war mein Todfeind!

Nach Peter Beer, dem Bne-Zions-Dränger, gab es noch eine zweite Perſon, die für die israelitiſche Bevölkerung von Wichtigkeit

war, mit ihr in ſtetem Verkehr ſtand und die mich zuerſt auf die Bahn leitete, auf welcher ich noch wandle; es war dies ein ehrwürdiger Geiſtlicher bei den Piariſten, „Pater Sch—“, der den Buchhaltereiprüfungen beiwohnte und ſie abhielt, und alſo eo ipso viel im Ghetto zu thun, zu unterweiſen und zu prüfen hatte.

Auch er kam zu uns ins Haus, um Anſelmo in die Urweisheit der Bücher und ihres Haltens und Gehaltenwerdens einzuweihen.

Pater Sch – war von umfangreichem Körper und ſein Antlitz ſah wohlgefällig auf eine gehörig arrondierte Leibesbeſchaffenheit herab. Aber ſein ganzes Weſen war mild und freundlich, eine heitere Leutſeligkeit lächelte aus dieſem gutmütigen Angeſicht, und ſo war auch ſein Anſtand fromm, froh und gutmütig.

Es traf ſich oft, daß in der „grünen Stube“ — das Familienzimmer — drei Gruppen ſich bildeten.

An einem Tiſche ſaß die Lilie Jeſchuruns: Blümele, und neben ihr der Vater der „Kinder Zions“, ihr das Manna ſeiner Steuerbögen löffelweiſe einträufelnd; am andern Tiſch Anſelm, der „doppelte Buchhaltungskandidat“, und an ſeiner Seite Pater Sch— mit den heitern, luſtigen und freundlich blinzelnden Augen, von denen ich es nicht verſchwören will, daß ſie nicht zuweilen vom „Soll“ und „Haben“ zu „Bne Zions“ mit einem „Hätt' ich“! hinüber deſertieren.

An dem Fenſtertiſch aber ſaß ich, in einem Folianten halb vergraben, ſah auf Blümele und „Soll“ und „Haben“ und dachte über mein Nichtshaben von beiderſeits nach.

Mein ſtiller, kindiſcher Grimm gegen den Erfinder der Zwickmaſchine „Bne Zion“, den ich für die Urſache hielt, daß Blümele Braut wurde, und meine wilde Ungezogenheit ließ mich oft, wenn die ſchöne Braut ſtockte, die Antwort hinüber rufen und irgend eine Neckerei über den Inhalt des „Bne Zion“ dazu.

Der Vater der Buchhalterweisheit hörte mit ſtillem Wohlgefallen manches treffende Wort, welches ich erwiderte, wenn mir Herr Peter unwirſch mein „Inalleshineinreden“ verwies.

Eines Tages ließ ſich der Pater von mir die Bücher nach Hauſe tragen. Er wohnte in der Jeſuitengaſſe im ehemaligen Jeſuitenkollegium.

Er nahm mich mit in ſein Zimmer, befragte mich um vieles, ſchien mit meinen Antworten ſehr zufrieden zu ſein, gab mir einen Guldenzettel und ſprach: „Du biſt ein geſcheiter Kerl, du dummer Junge!“

Ich küßte ihm die Hand und fragte: „Gnädiger Herr, iſt das für den „geſcheiten Kerl“ oder für den „dummen Jungen“?

Lachend fragte er: „Warum fragſt du?“

„Nun, für den geſcheiten Kerl iſt's genug, aber für den „dummen Jungen“ — zu wenig“

Er entließ mich mit einem gütlichen Backenſtreich und ſagte: „Geſcheiter Kerl, lern' was!“

Das Schickſal ſchien dieſen vortrefflichen Mann zu meinem erſten Mentor auserſehen zu haben.

Er hat mir eine deutſche Chreſtomathie und eine lateiniſche Grammatik geſchenkt mit dem Bedeuten, er würde ſehen, ob ich mir ſelbſt forthelfen könnte, und ich ſollte in paar Tagen wieder kommen.

Am darauffolgenden Tage ſchmollte ich mit Blümele, blieb nicht zum Mittagsbrot, ſondern kaufte mir auf dem Brotmarkt ein weißes Brot, ging vor das Porſchitzer Thor, gegen Liben zu hinaus, legte mich mit meiner lateiniſchen Grammatik an das Ufer der Moldau hin und verzehrte mein Brot mit allem Wohlbehagen eines Glücklichen!

Dabei lernte ich und repetierte auswendig das Gelernte. So auf dem Bauch im Graſe liegend, die Grammatik vor mir, wurde es faſt Abend, als ich plötzlich einen leiſen Schlag verſpürte; ich kugelte mich um und das lachende Antlitz des Herrn Pater Sch— ſah mich an. Er ging nach Liben, wählte den Fußpfad am hellen Strand und ertappte mich über Brot und Grammatik in flagranti. ‚Was liegſt Du und haſt Maulaffen feil?“ — Ich ſprang auf: „Gnädiger Herr! das müſſen Sie nicht ſagen, daß ich „Maulaffen“ feil habe; wenn jemand vorbei ginge und vor mir niemand ſähe als Euer Gnaden, ſo — ſo —“ Der freundliche Pater, anſtatt über dieſen ungeziemenden Scherz ungehalten zu ſein, erwiderte: „Du biſt ein dummer Junge, ſteh' auf und komm' mit.“

Im Gehen überhörte er, was ich gelernt habe, und ſchien nicht nur befriedigt, ſondern überraſcht. Auf grünem Wege, am ſonnigen Ufer ließ er ſich mein ganzes bischen Lebensgeſchichte erzählen und das Reſultat war, daß er mir anbot, mich dreimal in der Woche ſelbſt zu unterrichten, mir Bücher u. ſ. w. zu geben und ſich mit meiner Ausbildung ernſtlich zu beſchäftigen.

Von dieſer Stunde an verließ ich nach und nach das Studium des Talmuds u. ſ. w., die Synagoge ſah mich ſeltener, die Disputationen fanden einen lauen Teilnehmer an mir. Ich hatte von dem Baume der Erkenntnis das erſte Äpfelchen gepflückt. — Das Paradies des Lebens ſchlug ſeine Thür hinter mir zu, — eine Stimme aus dem Paradieſe rief mir nach: „Du ſollſt Schriftſteller werden, mit Schmerzen ſollſt du Kinder gebären“ u. ſ. w.

Meine Memoiren.

(Neue Folge.)

Ich übergehe die ferneren Wanderjahre, die ich in Prag zubrachte, geteilt zwischen Diät und drei Grammatiken.

Mein guter Mentor Pater Sch— hatte mir nämlich eine deutsche und eine lateinische Grammatik gegeben, ich selbst schaffte mir eine französische an, und so trottierte ich wie ein schwerer Paßgänger sogleich durch die Klassiker dieser drei Sprachen, indem ich im Lesen die Wurzel der Worte aus den drei grammatischen Wörterbüchern grub, und so mit Hacke und Spaten von Geduld und Gedächtnis die drei Acker auf einmal bearbeitete, pflügte und durchwühlte.

Nebenbei trieb ich Geschichte, Geographie, Mythologie, Philosophie u. s. w. Kurz, ich stopfte von jedem Gericht der table d'hôte des Wissens und der Lektüre so viel in mich hinein als nur möglich.

Während dieser Zeit diente ich von der Pike auf. Ich hatte nämlich eine Anstellung! Die Haushälterin und Köchin, der weibliche Majordomo des Hauses Tedesco, brauchte einen Unterstaatssekretär, einen Verwaltungsrat, und ihre Wahl fiel auf mich. Ich hegte dazumal noch den süßen Wahn, die Schönschreibekunst wäre auch für gescheite Menschen erfunden, ich war noch im Besitze der vollkommenen Herrschaft über die fünf Spezies, das Einmaleins hatte noch nicht allen Reiz für mich verloren, und so bestand ich das Examen und wurde Oberrechnungsführer der Haushälterin des Hauses Tedesco.

Aber: „Es entwickelt ein Talent sich in der Stille", ich stieg durch verschiedene Gestaltungen der Dinge bald vom Herd zum Putztisch, von der Küche ins Boudoir, vom Atzessit der Feuerkönigin zum ersten Preis des Hauses Tedesco empor, ich wurde der Liebling des Herrn und der Frau des Hauses. Der Durchgang durch das Küchenbuch in das Salon-Album war geschehen, und dadurch wurde ich mitten — in die Schlacht bei Kulm versetzt.

Der Leser möge nicht erschrecken, daß sich meine Biographie

plötzlich an die Mantille der Dame „Weltgeschichte“ hängt und sich einen Augenblick lang von ihr fortschleifen läßt.

Der Leser möge auch nicht verwundert sein, wenn er den noch ohrfeuchten Bücherwurm dreier Grammatiken auf einmal im Lager des Mars findet, umgeben von Kosaken, in Melnik, wo die drei Alliierten, der Kaiser von Österreich, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, zusammenkamen, und daß er dem Tode des französischen Coriolan, des Generals Moreau in Laun bei Prag mit beiwohnte.

Es ist verwunderlich, aber keine Zauberei!

Sei ruhig, lieber Leser, ich werde weder Politik, noch Weltgeschichte schreiben!

Ich hasse die Politik und verachte gründlich jene vieltausendjährige, versteinerte Lüge, die man „Weltgeschichte“ nennt. Diese alte Dame mit falschen Locken, eingesetzten Zähnen, mit falschen Höhen und Tiefen, mit Schminkpflästerchen und hohen Absätzen, diese alte Kokette, welche, wenn ihre Kammerfrau, die „Wahrheit“, ihr einmal alle Hüllen auszöge, in einer ganz anderen Gestalt vor uns dastehen möchte!

In jeder Mythologie sind drei Vierteil Geschichte, in jeder Geschichte sind sieben Achtel Mythologie!

Wenn man, ohne gerade Historiker oder Forscher zu sein, wenn man bloß mit offenen Augen und offenem Sinn, mit der klaren Brille der Beobachtung und mit dem Alpenstock der Erfahrung 50 Jahre so neben der eben wachsenden Weltgeschichte hergegangen ist, wenn man so, was die Historiker ein „Jahrhundert“ nennen, an der Wiege gekannt hat, dann in den Knabenjahren, dann in den Flegeljahren, wenn man die Kinderpossen, Jugendstreiche, Mannesthaten dieses Jahrhunderts 50 Jahre lang mit angesehen hat, wenn man seine dummen Streiche mit ansah, Zeuge seiner Großthaten und seiner geschossenen Böcke war, wenn man alle die Riesen und Zwerge, Unsterblichkeiten und Gloriositäten kennt und kannte, wenn man den ganzen Troß von Thaten, Geschehnissen, Persönlichkeiten, Werkführer und Maschinenlenker kennt, welche das Hackfleisch bilden, mit welchem die Historiker ihre lange Wurst füllen, wenn man 50 Jahre lang die Quellen, Pfützen, Tümpel, d. h. die Zeitungen, Berichte, Bulletins, Akten, kennt, die Weise, wie sie entstehen, die Art, wie sie Lüge und Wahrheit zusammenkoppeln, die Bodenlosigkeit, mit welcher sie alle vom krassesten Egoismus diktiert, von Speichelleckern in die Welt gesetzt, von krasser Flachheit und Kurzsichtigkeit großgezogen sind, und bedenkt, daß aus diesen Spottgeburten von Lüge, Beschönigung, Herrendienerei, Heuchelei, Kurzsichtigkeit, Widerspruch, Anmaßung, Erdichtung, grundloser Anschuldigung und grundloser Glorifikation, wenn man bedenkt, daß aus diesen Ingredienzien, welche die Gegenwart mit Achselzucken und höhnischen Mienen

lieſt, die Zukunft das aufbaut, was man „die Blätter der Geſchichte“ nennt, dann hat man das vollſte Recht, mit ſeinen Schlüſſen zurückzugehen bis an die erſten Zimmerplätze der Univerſalgeſchichte und zu zweifeln, ob die großen Männer und Thaten, die ſie in ihrem Atelier aufſtellt, wirklich aus dem Holz vom Baume der Erkenntnis und Wahrheit geſchnitzt ſind!

Wenn man in der Geſchichte von 50 Jahren mitgelebt und erfahren hat, daß die Weltgeſchichte nur einen Beichtvater hat: Erfolg; der Erfolg, der alle Sünder abſolviert, der den Frauenräuber mit einer Aureole umgiebt und den Unſterblichen im Exil dem Hohn überliefert; der Erfolg, der blinde, der zufällige Erfolg, der ſo oft Unſterblichkeiten aus dem Himmel ſchüttelt und das größte Genie als ſcheintot der Vergeſſenheit überliefert; wenn man ſo manche Handlanger kennt, welche die Steine liefern zum Bau der Weltgeſchichte, und den Steinbruch, aus dem ſie dieſe Steine brechen; kurz, wenn man die Vögel alle kennt und beobachtet, wie ſie Halme, Stroh, Waſſer und Erdreich zuſammentragen zu dem Neſt der Weltgeſchichte, dann lieſt man eben alle Bücher der Weltgeſchichte mit eben dem Glauben, wie man „Thereſe Krones“ oder „Meiſter Strauß und ſeine Geige“ lieſt. Haben wir doch in neueſter Zeit Beweiſe erhalten, daß Cromwell ein edler Mann mit den lauterſten Herrſchertugenden war, daß Wallenſtein ein hochherziger Patriot geweſen, daß Machiavell die Humanität als Baſis der Politik annahm!

Wiſſen wir doch, daß der „Tyrann von Syrakus“ einer der hochherzigſten Regenten war, und nennen doch die Juden „Titus den Gütigen“ nur „Titus den Boshaften“!

Nennt doch die Geſchichte Marc Aurel „den Philoſophen“, obſchon ſeine Philoſophie Tauſende von Chriſten morden ließ; beſchenkt ſie doch König Heinrich mit dem Beinamen „der Gottgegebene“, ihn, der dem Gott Priap alles gegeben, was die Götter des Fleißes und der Arbeit ſeinen Unterthanen gegeben haben; bekleidet doch die Geſchichte Harun Al Raſchid mit dem erhabenſten aller Titel: „der Gerechte“, und er mordete bloß ſeine Schweſter Abaſſale, ihren Mann, den Abiiden Jahir, und ließ das ganze Haus der Barmeciden umbringen!

Wie ſchrumpft bei ſolchen Betrachtungen der Nachruhm, das Fortleben in der Geſchichte zu einem armſeligen Denkpfennig, zu Baſtarden von Parteigängerei und Mißgunſt herab!

Und doch ſtudiert man Weltgeſchichte und giebt der guten Klio einen eiſernen Griffel in die Hand.

Frau Tedesco — die Mutter des berühmten, glänzenden Pianiſten Tedesco in Hamburg — war eine ebenſo liebenswürdige als vortreffliche Frau, die aber Nerven hatte, welche der Zeit um ein Vierteljahrhundert vorauseilten, Nerven, wie ſie jetzt nur eine reiche jüdiſche Bankiersfrau hat, welche ſo nervös iſt, daß ſie,

wenn im Theater geſchoſſen wird, ihrem Manne oder dergleichen in die Arme fällt, der ſich nur dadurch entſchuldigen kann, daß er ihr verſichert, er habe das Pulver nicht erfunden.

Frau Tedesco litt an dem Wein-Krampf, d. h. ſie mußte oft weinen, wozu ſie gar nicht Urſache hatte, ſie war reich, ſchön, ihr Mann liebte ſie, als ob ſie ihm eine ganz Fremde geweſen wäre, ſie hatte hübſche Kinder und war Beſchützerin der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, welche in meiner Perſon im Haus aus- und eingingen.

Die Ärzte hatten dazumal noch nicht ſo ganz ergründet, daß der Menſch nichts iſt als eine Garn-Niederlage, welche voll von „weißen Fäden“ iſt, die man „Nerven“ nennt, die in lauter „Bündeln“ nebeneinander aufgeſtößelt liegen, und das ganze Leben nichts als ein „Geſchäft“ iſt, das Geſchäft dieſer Bündel und Fäden, das Geſchäft des „Nervenſyſtems“.

Dieſe oft ganz unſchuldigen weißen Zwirnfäden müſſen oft die Sündenböcke machen, auf die alles geſchoben wird, wenn den Ärzten der Faden ausgeht.

Wie geſagt, damals hatten nur die höheren Stände Nerven; dennoch erklärten die Ärzte, daß Frau Tedesco an Nerven leide, und da die Nerven das Bad ausgießen mußten, ſo wurden ihr dagegen die Teplitzer Bäder ordiniert. Frau Tedesco ging mit ihrem fünf- oder ſechsjährigen Töchterchen Liſette nach Teplitz, da das ausgedehnte Geſchäft des Herrn Tedesco es ihm nicht möglich machte, ſie zu begleiten.

Es war im Jahre 1813, im Jahre, wo die blutigen Würfel auf dem grünen Tiſche der Schlachtfelder rollten, die Flammen von Moskau und die Wogen der Berezina waren Napoleons Feuer- und Waſſerprobe geworden und ſein Bulletin rollte und grollte durch Europa hin, großartig und erhaben wie der letzte Donnerſchlag eines majeſtätiſchen Ungewitters, in welchem aber zugleich die ganze Elektrizität ſich erſchöpft.

Man wußte damals noch nicht, wie ſich Öſterreich erklären werde, und ganz ruhig und unbeſorgt wurde Teplitz beſucht, dieſer Ort, unfern von Dresden, dem Mittelpunkte faſt der verbündeten franzöſiſchen Armeen. Die Kriegserklärung Öſterreichs an Napoleon im Auguſt 1813 verwandelte die Sorgloſigkeit der in Teplitz ſich amüſierenden Badegäſte in einen paniſchen Schreck.

Die kriegeriſchen Maſſen zogen ſich unmittelbar in der Nähe von Teplitz zuſammen, alle Badegäſte flohen wie aufgeſcheuchte Tauben aus dem warmen Neſte fort, und bald war in Teplitz kein Fuhrwerk mehr zu bekommen, die Forteilenden fortzuſchaffen.

Angſt und Beſorgnis herrſchte im Hauſe Tedesco's, welches die Herrin und Gemahlin allein und ſchutzlos mit dem kleinen Mädchen in Teplitz wußte und ohne Nachricht von ihr war.

In dieſem Momente der Wirrnis wurde beſchloſſen, ein Fuhr-

werk in Prag zu mieten, welches sie von Teplitz abholen sollte, und ich wurde ausersehen, diesen Zug zu leiten, zu führen und die schöne Frau sicher und besonnen ihren Penaten wieder zuzuführen.

Mit aller blinden, nichtsdenkenden Sorglosigkeit der noch kindischen Jugend unterzog ich mich dieser „Odyssee", stülpte eine Heldenkappe mit der unternehmenden goldnen Troddel lustig auf das linke Ohr, steckte ein paar Bücher und ein paar kalte Kalbsbraten — Heu und Hafer für Leib und Seele — in die Wagentasche, warf mich in die Kutsche und rief dem Kutscher zu: „Fahr' zu!" und „hurtig, mit Donnergewalter entrollte der tückische Menoides!"

Ich konnte nicht sagen, daß ich, junger Apoll, mit einem „flammenhufigen Gespann" fuhr. Es war, was man „einen Kasten" nennt; die Pferde, die dazumal durch die elektrischen Telegraphe zu keinem edlen Wettstreit angespornt wurden, nahmen von der Weltgeschichte und von meiner Sehnsucht nach Teplitz keine Notiz, und so kam ich langsam, wie die Belohnung der guten Thaten, vorwärts.

Wir, ich und die Pferde, mochten uns ungefähr so einige Minuten weit gegenseitig getäuscht haben, ich überließ mich dem Gott mit den Mohnkörnern, träumte von Bade-Nymphen und Aktäons-Szenen, da erweckte mich ein Lärm, ich erwachte und befand mich inmitten eines Pulks von Kosaken!

Von Nymphen in nassen Gewändern zu Kosaken mit zottigen Bärten ist derselbe eine Schritt, der vom Erhabenen zum Lächerlichen, von Tugend zu Laster, von Reichtum zu Armut und von der Poesie zu einem dummen Streich ist.

Ich könnte nicht sagen, daß mich meine Umgebung sehr erquickt hätte, allein ich war genugsam in die Politik eingeweiht, um zu wissen, die Kosaken seien jetzt meine Freunde, und ich faßte so viel Mut, als ich eben zu fassen im stande war, und fragte den Kutscher: „Was giebts?" — Ich hatte die Frage aber irrtümlich gestellt; ich hätte fragen sollen: „Was nimmts?"

Ein Kosak, der mir ein Offizier schien, machte ganz ungeniert den Wagenschlag auf und setzte sich an meine Seite. Ich erschrak, aber die Kosaken waren ja meine Freunde, und ein Freund an der Seite ist angenehm!

Der Kosak bemühte sich, mit mir deutsch zu sprechen, ich bemühte mich, mit ihm französisch zu sprechen, und so verstanden wir gegenseitig nicht eine Silbe von unserm interessanten Dialog.

Es kamen bald mehrere Kosaken an den Wagen, denen der Kosak an meiner Seite den Kalbsbraten aus der Wagentasche reichte. Was war zu thun? Die Kosaken waren ja meine Freunde, die Freunde unserer Freunde sind unsere Freunde! Guten Appetit, liebe Freunde!

Indessen bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß ein Freund

ſich zum Kutſcher ſetzte, ihm die Leitung meiner Staatsmaſchine aus der Hand nahm und eine ganz andere Richtung in dem Weg meiner Regierung einſchlug!

Es entſtand ein Moment aus der Periode Babels! Der Kutſcher ſprach böhmiſch, mein Freund im Wagen deutſch, meine Freunde um den Wagen koſakiſch, ich böhmiſch-deutſch-franzöſiſch; keiner verſtand den andern, nur die zwei Pferde verſtanden, was mein Freund auf dem Kutſchbock ihnen auf den Rücken zuſagte, ſie ſchlugen die Richtung ein, welche ihnen mein Freund vorſchlug!

Kurz, die Freunde brauchten Pferde und Wagen; anſtatt nach Teplitz mußte ich nach Melnik gehen, wo ich freilich durch den höchſt intereſſanten Anblick reichlich entſchädigt wurde, da die drei Alliierten und den General Moreau zu ſehen.

Aber meine Leiden waren noch nicht zu Ende! Meine Freunde gaben mir mein Reiſebündel in die Hand, behielten das Fuhrwerk bei und mit ſich, und „Roß und Reiter ſah ich niemals wieder!“

Mit Freunden muß man es nicht ſo genau nehmen, beſonders wenn die Freunde Bärte ſind, welche Koſaken tragen und ruſſiſch mit dem Lanzen-Akzent ſprechen!

Ganz Teplitz war in Allarm, die Beſtürzung allgemein, am Himmel war der Widerſchein einer großen Feuersbrunſt ſichtbar, aber niemand wußte etwas näheres, und, wie das bei ähnlichen Anläſſen immer iſt, Verwirrung und Durcheinander, anſtatt Nachforſchung und Erkundigung.

Für mich war dieſe Nacht der Tag der Vergeltung, dies irm. Frau Tedesco, dem Bette in einem Negligé entronnen, welches eben auch nicht geſchaffen war, Feuer zu löſchen, hatte aufgehört Weib und begann Furie zu ſein.

Es war ihr nicht zu verargen. Durch meinen grenzenloſen Leichtſinn wurde ſie und ihr Kind bewogen, bis zu dieſem Moment der höchſten Gefahr in Teplitz zu bleiben.

Wenn häßliche Frauen Furien werden, ſo iſt das ein Kinderſpiel, es iſt kein Widerſpruch in der Sache, was ſollen häßliche Frauen anders ſein als Furien? Ja, es iſt ihre Pflicht, Furie zu ſein. Aber wenn ſchöne Frauen Furien werden, dann iſt Ausziehzeit, dann muß man gleich das Feld räumen!

Je ſchöner die Locken, deſto wilder die Schlangen, in die ſie ſich verwandeln, je perlweißer die Zähnchen, deſto ſpitziger die Hauzähne, zu welchen ſie ſich verlängern, je ſanfter die Geſichtszüge, deſto entmenſchter die Gewaltſpuren des Teufels, in welche ſie ſich umwandeln.

Ohne Alekto, Megära und Tiſiphone, dieſe drei Euripidiſchen Furien, im mindeſten beleidigen zu wollen, übertraf Frau Tedesco in dieſem Augenblick des Grimmes alle drei an Erhabenheit des

Ausdrucks und an Urwüchsigkeit des Furientums. Sie mißhandelte mich, ihren Liebling, ihren Auserwählten.

Allein die Frauen im allgemeinen ſind wie Jehova, der Gott der Juden. So wie dieſer das Volk vorzugsweiſe plagte und quälte, welches er auserwählte, ſo plagen und quälen die Frauen vorzugsweiſe jene, die ſie erwählt haben.

Frau Tedesco ſchalt mich Mörder, Kindesmörder, Vaterlandsverräter, Mordbrenner, mit dem Feind einverſtanden, Räuber, Plünderer!

Zu meiner eigenen Beſchämung muß ich geſtehen, und ich thue es widerſtrebend und bloß von der Achtung vor der biographiſchen Wahrheit beſeelt, auf mich machte ihr Jammer weit weniger Eindruck als ihr Negligé! Ich war ein heilloſer Leichtſinnling, und nur die eindringliche Vorſtellung ihrer zehn Nägel vermochte es, mich nun wirklich nach Mitteln umzuſehen, wie man aus Teplitz augenblicklich fortkommen könnte.

Von Pferd und Wagen war ſchon einige Tage früher keine Spur im ganzen Umkreiſe zu finden.

Ich ſtand hilflos in der Wüſte meiner Verzweiflung da; hoffend, daß der Himmel, der ſchon einmal in der Wüſte Wachteln mit Polenta regnen ließ, uns vielleicht jetzt auch Pferde regnen laſſen werde, aber es geſchah nicht!

Frau Tedesco ſprach: „Schaffen Sie Rat! Geld ſoll's koſten noch ſo viel! Sparen Sie nichts!“

„Geld ſoll's koſten noch ſo viel!“ Das iſt Hilfe! Geld ſind Wachteln, Geld iſt Manna in der Wüſte des Lebens! Mit Geld ſtampft man Pferde aus der Erde, läßt man Chaiſen auf flachen Kanapees wachſen! Geld iſt in der ganzen Welt eine Macht, in einem Ghetto aber eine Zaubergewalt.

Ich ſtürzte mich in die Teplitzer Judengaſſe und — nicht nur die Liebe, ſondern noch mehr das Geld macht erfinderiſch; vermittelſt dieſes Zauberſtabes verwandelte ich ein wohlgepolſtertes zweiſitziges Kanapee zu einem Reiſewagen — und acht jüdiſche „Träger“ als Eckenſteher in acht arabiſche Pferde, welche abwechſelnd als Relais-Juden dieſen Roßhaar-Phaeton bis nach Bilin tragen ſollten, wo ich Pferd und Wagen zu finden hoffte.

Mit dieſer achtſpännigen Phantaſie-Equipage, phantaſtiſcher als die, in welcher Fee Mab über die Naſen der Träumer fährt, kehrte ich zu Frau Tedesco zurück, triumphierend und ſchmollend zugleich.

Die ſchöne Frau war von dem Siedpunkt der Wut herabgefallen auf den Punkt der kalten Reſignation, die Furie wurde wieder Thränenweide, und die zehn Finger, welche vor kurzem ihre zehn Gebote auf die Geſetztafeln meiner Wangen zu ſchreiben drohten, wühlten demokratiſch in ihr ſchwarzes Rabenhaar.

Nach Zaudern und Widerſtreben beſtieg ſie mit der kleinen

Liſette das Kanapee, vier Juden trugen es, vier gingen daneben her und ich voraus. Es war ein romantiſcher Zug! Der Palankin mit ſeiner koſtbaren Laſt, die altteſtamentariſchen Kameele, die ihn trugen, und ich an der Spitze voran, durch Nacht und Dunkel daherſchreitend wie Fingal's Geiſt über die Haide.

Wir erreichten Bilin früh am Morgen, ich fand glücklicherweiſe einen Bauer, der dumm genug war, mir zu glauben, daß in zwei Stunden die Franzoſen da ſein und ihm gewiß die Pferde requirieren werden; von dieſer Furcht und von dem Geldklang beſeelt, ſpannte er ſeinen Korbwagen an, um uns nach Prag zu bringen.

Ich übergehe die Gefahr dieſes Rückzugs nach Prag, bei welcher wir mehrmals in die Truppenzüge, in die Munitions-Trains der verbündeten Heere hineingerieten, die von dem Gebirge herab nach Teplitz hinzogen. Unſer ſo ſtets aufgehaltener Zug dauerte mehrere Stunden.

Am zweiten September waren wir in Laun, einem kleinen Städtchen in Böhmen, und an dieſem Tage ſtarb da Moreau, dem eine Kanonenkugel in der Schlacht die beiden Beine wegriß. Wir kamen in Prag zugleich mit dem gefangenen General Vandamme an, der ebenſowenig auf dem Schlachtfelde ſterben ſollte, welches den Helden Moreau tötete, als Wallenſtein auf dem Felde fallen ſollte, auf welchem der edle Guſtav Adolf fiel.

Endlich langten wir in Prag an, wo wir die Familie Tedesco in der tödlichſten Angſt um die Hausfrau und um meine Teplitz-Expedition vorfanden, eine Angſt, die ſich nun in Freude und Dank auflöſte.

Zur Steuer der Wahrheit ſei es geſagt, die Frau Tedesco hatte kein Gedächtnis für meinen Leichtſinn, ſchilderte vielmehr meinen Eifer, meine Aufopferung, meine Umſicht u. ſ. w. mit den glänzendſten Farben, ſo daß ich unter den Augen der Familie als ein Salvator, ein Wundermann erſchien.

Wer weiß, zu welcher koloſſalen Favorit-Höhe ich mich noch in dieſem Hauſe der Frau Tedesco erhoben hätte, wenn nicht die Götter plötzlich links gedonnert und meiner nächſten Laufbahn auf einmal eine andere Richtung gegeben hätten.

In der Erzählung von meinen Reiſeabenteuern blieb ich der Natur aller Reiſebeſchreiber treu, ich ſchilderte mit dem romantiſchſten Pinſel die ausgeſtandenen Gefahren, ich tauchte dieſen Pinſel in Blut, Flammen und Thränen, ich machte mich zum Märtyrer, und das alles, um zum Schutz der ſchönen Frau herbeizueilen, und ſo wirkte ich durch entflammte Phantaſie und großartige Schilderung auf das Mitleid, auf die Rührung derſelben, die mir einige Tage der Erholung nicht verſagen konnte.

Um aber auch der hiſtoriſchen Wahrheit zu genügen, muß ich dem Leſer unter dem Petſchaft der Verſchwiegenheit geſtehen, daß

mich noch ein Beweggrund in Teplitz zurückhielt — die Liebe! — denn was nennt man nicht alles „Liebe"?

Ich hatte in Prag auf einer Hochzeit eine Teplitzer Maid kennen gelernt: Mamsell Raudnitz. Soll ich sie dem Leser schildern? Ach:

„Wir malen mit Augen der Liebe, und Augen der Liebe müssen uns auch beurteilen,"

sagt der Maler in „Emilia Galotti".

Wozu die Phantasie meiner kühlen Leser entflammen? Wozu Wünsche in ihnen aufstacheln, welche doch Mamsell Raudnitz nicht mehr niederzustacheln im stande ist?

Ich sage nur so viel: sie ließ sich am Tage jener Hochzeit wägen und sie wog auf der Wage der geschichtlichen Gerechtigkeit einhundert und zweiunddreißig Pfund, sie hatte also das Beiwort „üppig", welches die Wiener mit dem unbeschreiblich pikanten Wort „mollet" übersetzen, bis auf jenen Grad der Vegetation getrieben, die man die tropische Zone des Fleisches nennen könnte.

Wenn in einem „schönen Leib eine schöne Seele" wohnen muß, so muß in einem dicken Leib eine dicke Seele wohnen, und dicke Seelen sind immer zur Gegenliebe geneigt; diese Wahrheit beruht auf Erfahrung.

Die Extreme ziehen sich an, ich war mager, so mager, daß mich meine Geliebte an einem Freitag hätte zum Fressen lieb haben können, ohne dadurch die Fasten zu verletzen. Ich und Mamsell Raudnitz waren für einander geschaffen, denn:

Wo das Dicke mit dem Magern
Sich vereint zusammen lagern,
Da giebt es einen Seelenbund!

Auf jener Hochzeit tanzte ich meinen ersten „Deutschen" mit Mamsell Raudnitz, und unbefangene Zuschauer genossen einen Anblick, als wie wenn auf den Meereswogen ein Linienschiff tanzt, an welchem sich ein kleines „Schinakel" angekettet hat.

Diese Mamsell Raudnitz sah ich in Teplitz wieder.

Wie verschiedene Wirkungen bringt der Gram der Liebe und der Schmerz der Trennung auf verschiedene Wesen hervor! Mich hatte der Gram der Liebe noch magerer, die Mamsell Raudnitz noch dicker gemacht.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn, wenn der Gram der Liebe noch drei Tage an ihr gezehrt hätte, sie wäre zerplatzt!

Ich war glücklich wie ein König im Schachbrett! Aber ein Frosch, ein miserabler Frosch sollte mein Paradies zerstören.

Die Geschichte ist höchst unbedeutend, aber da ich in meinen Memoiren das Angenehme mit dem Nützlichen, die Unterhaltung mit der Belehrung verbinden will, so erzähle ich die Begebenheit.

wie ein Frosch im Mondschein die Herzen zweier Liebenden auseinanderreißt, damit meine holden Leserinnen daraus Lehre und Moral mögen machen, und erkennen, aus welchen dünnen Fäden oft das Narrenseil der Liebe besteht, und wie das Herz eines Liebhabers, besonders wenn ein Stück Poet in ihm steckt, durch den kleinsten Schritt von ihnen sich abwenden kann!

Im Clary'schen Garten zu Teplitz war großer „Ananas-Ausverkauf". Man befürchtete einen feindlichen Überfall, und die reichen Ananasleute gaben ihre schönsten Früchte um einige Kreuzer preis.

Eines Abends gingen wir, — wir von Amors Gnaden gar nicht unseres Selbst Herrscher, in — den Clary'schen Garten und machten in Liebe, Mondschein und Ananas.

Der Mond ist der Gott der Liebenden, entweder wegen seiner Wandelbarkeit, oder weil er mit seiner Diebslaterne den Liebenden voran geht auf den Wegen zu der Spinnerei, deren Gespinnste nicht ans Licht der Sonne kommen; der Mondschein ist eine Art Einlösungsschein der Schwüre und Versicherungen. Der Mondschein hat etwas unbeschreiblich Interessantes für junge Mädchen und für alte Schwärmer.

Es war also Mondschein erster Klasse mit Vorzug; Mamsell Raudnitz, anzuschauen wie ein kolossaler Dom vom Mondlicht übergossen. Wir wandelten unten so ruhig wie oben der Mond, mit dem Unterschied, daß der Mond keine Ananasse aß, wir aber mit allem Feuer jugendlichen Ungestüms Ananasse verzehrten.

So schritten wir, von Zärtlichkeit und Ananas erfüllt, durch die herrlichen Anlagen des Parkes fort, unschuldig wie Adam und Eva, bevor sie die erste Sünden-Ananas kennen lernten.

Eben als wir so still und selig dahingingen, hüpfte ein großer grüner Laubfrosch über den im Mondlicht schimmernden Kiesweg.

Mamsell Raudnitz riß sich von meinem Arm los und zertrat mit mächtigem Fußtritt den armen, auch im Mondschein wandelnden Laubfrosch, der vielleicht auch eben im Begriffe stand, sich zu der Laubfröschin seines Herzens zu begeben!

Dieser eine Fußtritt aber zertrat nicht nur den Laubfrosch, sondern mit ihm zugleich auch alle Tauben der Venus und alle Nachtigallen der Liebe in meinem Herzen!

Als Mamsell Raudnitz von diesem empfindsamen Seitensprung zu mir zurückkam, schien sie mir nicht ein bischen schön und dick mehr zu sein, es war mir, als wäre mein Herz ein Laubfrosch und läge nun plattgequetscht in meiner Brust: aus, rein aus wars mit der Liebe, mit dem Mondschein!

Meine liebenswürdigen, lernbegierigen Leserinnen werden aus diesem „Sommernachtstraum" aus dem Leben der Liebe und der Frösche lernen, daß man nie in Gegenwart eines Geliebten, und besonders im Mondschein, einen friedlich wandelnden Laubfrosch

zertreten soll, denn das Herz der Männer ist ein kurioses Ding, und viele von ihnen schließen von solch kleinen Ausbrüchen des weiblichen Heroismus auf die ganze Struktur des Charakters!

— Jener Frosch gab mich mir selbst wieder; ich trennte mich kalt von Mamsell Raudnitz, warf mich aus ihren Armen in die des Schlafes, allein auch aus diesem sollte mich jene Nacht aufschrecken. Ein gewaltiger Lärm auf der Straße weckte mich; ich sprang auf, riß die Fensterflügel auf und hörte den Ruf:

„Die Franzosen kommen!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In den Tagen meiner Zurückkunft nach Prag wurden da Volksfeste gefeiert.

Die Nachricht von dem Sieg bei Kulm war ein Volksfest, die Einbringung des gefangenen Generals Vandamme, des Tigers von Bremen, war ein Volksfest.

Dem Volke wird alles ein Fest; das Einziehen eines Siegers wird ein Fest, das Ausführen eines Verbrechers wird ein Fest; zur Huldigung und zur Hinrichtung strömt das Volk wie zu einem Feste; die Gerichtsverhandlung eines großen Verbrechers, das Stehen am Pranger, die Morgue, die Brandstätte einer großen Feuersbrunst, die brausenden Fluten einer Überschwemmung, der Schauplatz jeder Verwüstung, — alles wird zum Fest, wo die Masse strömt und sich erlustigt, und das schöne Geschlecht ist dabei immer in der Mehrzahl vertreten und erfreut wie zu einem Ball- und Tanzfest.

In Prag herrschte infolge des Krieges und der vielen eingebrachten Verwundeten und Kranken das tödliche Spitalfieber, und in der Stadt herrschte Schreck und Sorge, Verteuerung und Geschäftslähmung .....

In diesem Moment erhielt ich auch den strikteſten, unabweisbaren Befehl meines Vaters, zu ihm zu kommen.

Er war alt und kränklich, konnte seine Geschäfte nicht selbst führen, ich war sein einziger unverheirateter Sohn, ich wurde heimberufen.

Es war nicht zu umgehen. Der verlorene Sohn kehrte nach Hause, aber es wurden keine fetten Kälber bei meiner Rückkehr geschlachtet.

Mein Vater, welcher in Ofen wohnte, als ich nach Prag zog, wohnte jetzt in Moor, einem stattlichen Dorfe im Stuhlweißenburger Komitat, am Anfange des berühmten Bakonyer Waldes gelegen.

Da sich in Moor die ersten Flügelschläge meiner Muse entwickelten und mein erstes an das Licht der Welt geschicktes Büchlein: „Poetische Erstlinge“ der gräflichen Familie von Lamberg gewidmet war, der Gräfin Lamberg, Mutter des edlen, hoch-

herzigen, unglücklichen, auf der Peſter Brücke ſo ſchändlich grauſam gemordeten Grafen Franz v. Lamberg, ſo werden meine Leſer erlauben, daß ich länger bei dieſer Wiege meiner Muſe verweile und bei den Umgebungen, in welchen ich einige Jahre lang, geteilt zwiſchen Handel, Studium, Diät und Poeſie, verlebte.

Die Lage Moors hatte nichts beſonders Schwungbaftes oder Romantiſches. Die Gegend iſt ziemlich proſaiſch und flach, wenn man auch den Cſoka-Berg für einen Berg gelten laſſen will.

Spaziergänge gab es gar nicht, im ganzen Orte gab es nur zwei Gärten, den gräflich Lamberg'ſchen und den Kloſtergarten. In den erſten gelangte man nur durch hohe Bewilligung und in den letzten nur durch Überſteigung einer Gartenplanke.

Um in jenen erſten Garten zu gelangen, mußte man ſich tief bücken, um in den zweiten zu kommen, mußte man hoch klettern.

In dem gewöhnlichen Lebenslauf ſtehen zwar jene zwei Fähigkeiten in der ſympathetiſchſten Wechſelwirkung: je geſchickter ein Menſch im Tiefbücken iſt, deſto höher klettert er an der Kletterſtange des Glückes und der Auszeichnung empor. Die Eichkätzchen ſind die Symbole jener glücklichen Naturen, die am Baume des Lebens leicht und bis in die höchſten Zweige emporklettern. Das Eichkätzchen vereinigt von der Katze den Katzenbuckel, von dem Hund den Schweif zum Wedeln und von dem Wettrenner die Geſchwindigkeit, damit klettert es luſtig empor, knabbert und knackt die härteſten Nüſſe und macht die kurioſeſten Sprünge.

Das Schickſal ruft bei der Geburt eines jeden männlichen Kindes aus: „Du ſollſt einen Rückgrat haben aus Kautſchuck", oder: „Du ſollſt einen Rückgrat haben aus einem Ladſtock!" Der erſte „duckt und buckt" ſich, kömmt überall gut durch, der andere geht gerade aufgerichtet und ſtößt ſich überall den harten Schädel an.

Ich konnte mich nicht bücken und ich wollte nicht klettern, und da mir die hängenden Gärten Moors verſchloſſen blieben, ſo waren meine Spaziergänge dahin beſchränkt, zwiſchen den flachen Korn- und Weizenfeldern herumzuwandern, da laut zu leſen und laut zu denken, ſo daß die im Dorfe wohnenden Bauern über mich das Verdikt ausſprachen: „Der junge Eisler iſt närriſch!"

Ich hieß der „junge Eisler", weil meine Stiefmutter eine Eiſenhandlung hatte.

Die Staatsverfaſſung Moors war vor ungefähr einem halben Jahrhundert eine ganz eigentümliche.

Es waren zwei Herrſcherfamilien, die gräflich Lamberg'ſche und die Baron Luſenſky.

Es durften im ganzen Orte nur zwei Arendatoren ſein, d. h. zwei Gewölbe oder Handlungen, eine Schnitt- und Materialwarenhandlung, welche an einen Herrn Roſenthal, und ein Salz- und Eiſenverſchleiß, welcher an die Witwe Sara octroyiert wurde.

Diese letzte wurde die zweite Gemahlin meines Vaters und meine Stiefmutter.

Das Haus, welches nun mein Vater bewohnte, hatte ein Stockwerk.

Vor einigen Jahren befand sich in der Wiener „Kunstausstellung" eine gelungene Abbildung dieses „Geburtshauses M. G. Saphir's" von einem sehr talentvollen jungen Maler, der auf einer Durchreise durch Moor den Einfall hatte, dieses Haus einer Abzeichnung wert zu halten.

Ich weiß nicht, was aus dem Bilde geworden ist, welches ich gern an mich brächte, da es gewiß für den Besitzer keinen andern Wert haben kann, als den, welchen es als Kunstwerk hat, für mich hätte es aber ein besonderes Interesse.

Aber der Künstler irrte sich, wenn er es mein „Geburtshaus" nennt, ich bin nicht in Moor geboren, und um die Nachwelt nicht in die Verlegenheit zu setzen, daß sich um mich wie um Homer sieben Dörfer streiten, sei es wiederholt, daß ich in Lovas-Berény, auch im Stuhlweißenburger Komitate, geboren bin.

Meine Stiefmutter war eine höchst rechtliche, für ihre Zeit und ihr Geschäft höchst verständige Frau, welche meinen Vater aufs treueste und liebevollste pflegte und wartete, wofür ihr meine volle Anerkennung wurde.

Für Poesie, Liebe und Appetit hatte sie keinen Sinn, für diese drei Genien des Lebens und der Menschheit.

Salz und Eisen waren die beiden Pole ihrer Lebensachse.

Den Appetit betrachtete sie als den Fluch, den Gott dem Menschen mitgab, und das Essen als die traurige Folge dieses Fluches.

Sie haßte den Appetit, und es war eine Art Rache, wenn sie bei sich und bei andern diesen ungestümen Gläubiger, der täglich zweimal anklopfte und mahnte, mit Verheißungen, mit Erstreckungen hinhalten und, wenn er dringend wurde, mit den ungangbarsten, abgegriffensten Münzen, in den kleinsten Raten, befriedigen konnte.

Ohne von Liebig und Moleschott etwas zu wissen, ohne den Stoffwechsel und die Chemie zu kennen, hatte sie aus ihrer Küche eine Art Laboratorium gemacht, oder vielmehr eine homöopathische Apotheke.

Das Pflanzenleben ging ihr über alles, Salat, Spinat und gedörrte Fisolen waren die Rezepte, welche sie jedem Magen, jedem Appetit und in jedem Stadium des Hungers verschrieb.

Fleisch war nur für hohe Festtage ein — Unglück, wie sie es nannte, und ich glaube, es gab Stellen in ihrem Magen, wohin der Name: „Brathuhn" nie gedrungen.

Junge Poeten aber, wie bekannt, fressen wie die Wölfe; Wölfe aber, wie bekannt, sind nicht immer geneigt, Salat und gedörrte

Fisolen als Abschlag von der höhern Magenforderung anzunehmen!

Ein lyrisches Gedicht verfassen macht mehr Appetit, als eine Klafter Holz hacken. Die Gehirn-Nerven stehen mit den Magen-Nerven in dem lebhaftesten Handelsverkehr.

Der Himmel aber ist gütig, er speist die Raben, nährt die Lilien und speist auch die jungen Dichter, wenn das Schicksal sie auf Salat und Worte-Spinat gesetzt hat.

Der zweite Arendator im Orte, der Vermischte-Waren- und Material-Waren-Rothschild, Herr Rosenthal, der Bruder meiner Stiefmutter, führte gute Küche und Tafel; und diese wurde das Succursal, in welchem ich für meinen Magen und meine Muse Rat, Trost und zeitweilige Abhilfe fand.

(Nicht weiter fortgesetzt.)

Kleine Romane.

Die zwei Karnevals-Nächte.

„Immer ist's Sonntag, immer dreht
sich am Herde der Spieß."

Schiller.

Fröhlich ist man aber auch nirgends als da, wo sich der Spieß immer am Herde dreht, in Wien! Die Grundseligkeit dreht sich am Ende doch immer um den Braten, der sich um den Spieß dreht. Wenn sich an jedem Herde in der Welt ein Spieß drehte, an den sich ein Braten dreht, es wäre vieles weniger verdreht in der Welt. Je mehr Braten gedreht werden, je weniger Nasen werden gedreht.

Was ist denn am Ende die ganze liebe große Erde anderes, als ein Braten, der sich um die eigene Spießachse dreht, sich an der Sonne braten läßt und mit Menschenschweiß und mit Menschenthränen begossen wird?

Ach, ich habe lange dort gelebt in der Stadt, wo sich die Braten um den Spieß, die Frauen um den Braten und die Männer um die Frauen drehen, und habe lange in andern großen Städten gelebt, wo man sich um den Herd der Hyperbildung und Völkerbeglückung dreht, und ich ziehe am Ende jenen Spieß vor; es ist mir doch lieber, wenn sich die Menschen um den sicheren Braten, um den sicheren Herd drehen, als wenn sich der unsichere Herd um den unsicheren Braten dreht!

Es war Mittwoch am 24. Januar. Ich sah zu meinem Fenster, im Müller'schen Gebäude, hinaus. Durch das Roteturmthor zog die rollende Wagenburg über die sogenannte Niederlbrücke durch die Leopoldstadt in den Prater. In einem Jantschky, diesem juste-milieu zwischen Fiakern und eigenen Equipagen, nahten sich langsam im Wagenzuge zwei Damen. Ein blendend weißer Atlashut sendete zwei große Marabouts-federn aus dem elegant-en Schwimmer heraus, als wollten sie das Auffinden ihrer Gebieterin federleicht machen. Ein grüner

Sammtpelz verhüllte neidisch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Da erhob sich plötzlich der Atlashut und zwei Vergißmeinnicht-blauangelaufene Augen sahen schnurstracks zum Fenster im Müllerschen Gebäude, zu meinem Fenster hinauf. Neben meinem Fenster war keines mehr, keine lebende Seele ringsum, der Blick mußte mir gelten. Noch einmal drehte sich der Hut und noch ein Blick flog wie eine Brieftaube zu mir zurück, und in diesem Blick schien ein Etwas zu liegen, das wie ein Wink, wie ein Wunsch und wie eine Bitte zugleich aussah.

Ich schlug die Augen nieder, die Fenster zu, den Mantel um und stürzte hinter dem Jantschky her. Es kostete nicht wenig Mühe, diesen herauszufinden. Ich sah in alle Wagen und suchte den Atlashut und den grünen Pelz; ich stieß mit meinem Ellbogen mir Bahn durch die wühlende Menge; erhielt auch mehrere gutbeschlagene Rippenstöße Wegzehrung; allein was macht sich ein Poet, der einen Atlashut sucht, aus einigen Rippenstößen? Ich stöberte immer vorwärts durch die Menge, da gewahrte ich meinen Jantschky in der Jägerzeile links vor einem Hause stillhalten; ich darauf los, aber in dem Wagen war keine Dame mehr. Leer stand er da wie die Muschel, aus der eben Amphitrite gestiegen. Ich sah das Haus an, es war ein Maskenhändler zur ebenen Erde. Gewiß sind sie da hinein, dachte ich, um Masken für die heutige Redoute zu wählen. Ich beschloß, dasselbe zu thun. Ich stieg einige Stufen hinauf und befand mich inmitten eines Salons voll von bunten Gewändern und Kleidern. Der Saal war abgeteilt, auf der einen Seite eine Abteilung für Damenmasken und auf der andern eine zweite für Herrenmasken.

Meine Schöne aus dem Jantschky stand wie eine Zauberin unter bunten, absonderlichen Gewändern und Hüllen. Sie erblickte mich und stieß ihre Begleiterin leise an, um sie auf mich aufmerksam zu machen.

Es war eine echte Wiener Schönheit, einladend mit Verschämung, zuvorkommend mit Reservation, lebhaft mit Bescheidenheit und unternehmend mit Schüchternheit. Der Widerspruch des Charakters, der sich in den schwarzen Locken und blauen Augen aussprach, gab schon ihrem ersten Anblicke etwas ungemein Pikantes. Schwarzes Haar ist Autokratie, blondes Haar konstitutionelle Regierung; ich möchte sagen, schwarze Haare wollen Leibeigenschaft, blonde Haare Seeleneigenschaft. Schwarze Augen wollen geliebt sein, blaue Augen wollen lieben; aus schwarzen Augen fahren Blitze, aus blauen tauen süße Strahlen. Eva hat gewiß blaue Augen gehabt; wenn sie schwarze gehabt hätte, würde sich Adam nicht haben verführen lassen, und wir wären noch im Paradiese; allein was wäre ein Paradies ohne blaue Augen? Ein schwarzes Auge ist eine schöne Sache; manches schwarze Auge

hat mich blau anlaufen laſſen, und es wäre ſchwarzer Undank, nicht zu bekennen, daß ſchwarze Augen auch himmliſche Augen ſind; allein ſie ſind nicht zärtlich! Was iſt alle Liebe, alle Luſt, alle Seligkeit, ja aller Genuß ohne Zärtlichkeit? Zärtlichkeit iſt das Salz in dem Meere der Liebe; Zärtlichkeit iſt das Beglaubigungsſchreiben der Liebe, ihr Zertifikat und Götterausweis. Liebe ohne Zärtlichkeit iſt eine Taubſtumme, ſie hört meine Liebe nicht und ihre Liebe ſpricht nicht! Schwarze Augen ſind nicht zärtlich, aber blaue! Ein blaues Auge iſt die Wiege der Zärtlichkeit. Man verſuche es nur und ſehe recht lange und recht tief in ein großes ſchwarzes Auge, da werden alle Gefühle in uns aufſtehen und großen Lärm machen, und unſere fünf Sinne werden alles über den Haufen werfen und hinauswollen aus ihrer eigenen Haft, aber das Gemüt bleibt ruhig in uns, ſozuſagen hinter dem Herzensofen hocken und rührt ſich nicht; aber man ſchaue einmal ſo recht innig und recht tief in ein großes blaues Auge, in dieſen taufeuchten Himmel, und in uns wird ein leiſes Regen und Schaffen fühlbar, wie wenn der Frühling zum erſtenmale die Erde küßt und der Himmel ſein großes, blaues Auge aufſchließt für die erwachende Schöpfung: und unſer Gemüt wird ſo leicht und beweglich und wohlig und warm, und es ſchaut aus unſerem Herzen zu allen Fenſtern heraus und füllt behaglich und elaſtiſch unſer ganzes Weſen aus.

Es war alſo ein ſonderbarer Kontraſt in dieſer Schönheit. Aus dem Ebenholzrahmen der ſchwarzen, dichten, herabfallenden Locken blickten zwei tiefblaue Augen, gemütsinnig und ſchmachtend, heraus. Die Wangen waren ſowohl von dem Karmin der Natur als von der Kälte etwas höher gerötet, und ein unausſprechliches Stumpfnäschen ſchien freudig und erſchrocken vor dem ſchwellenden Trotz der ſcharlachroten, fülligen Lippen in die Höhe zurückzufahren.

Ich betrachtete ſie lange, es lag in dem ganzen Geſichte eine Miſchung von Welſchtum und Deutſchheit. Die ſchwarzen Lockenſchlangen waren Italiener, Karbonaris mit gekrümmten Pfeilen, und die zwei Augen waren ehrliche Deutſche. Ehrlich? Das will ich nun gerade nicht ſagen; aber es waren gemütliche alte Deutſche, voll Sinnigkeit und Herzenstum. Und dennoch hatten dieſe deutſchen Augen einen italieniſchen Schnitt. Die Augen der Italienerinnen unterſcheiden ſich weſentlich von denen der deutſchen Frauen durch die Form der Augenwinkel. Man betrachte die Augen aller Italienerinnen und man wird bemerken, daß ſich bei ihnen die inneren Augenwinkel in einer ſanften Biegung abwärts ſenken. Durch dieſe Senkung erhält der ganze Bau des Auges einen eigentümlichen, wohlthuenden Charakter; dadurch erhält das obere Augenlied eine wellenförmige Schwingung, die Wölbung wird bogenartiger und maleriſcher; auch das untere Augenlid

legt ſich in einer verſchwebenden Wellenlinie und das längliche Oval des ganzen Auges gewinnt an vollendeter Schönheit und Symmetrie. Die Augenwinkel der deutſchen Frauenzimmer hingegen laufen alle ſpitzig und gerade aus, und ſie würden, wenn ſie durch die Naſenwurzel nicht gehindert würden, geradezu ineinander zuſammenlaufen. Dieſes giebt den Augen etwas Pedantiſches, Steifes.

Wie ein Gedanke des Lichtes fuhr es mir durch den Kopf, daß ſie gewiß da ein Maskenkleid für die nächſte Redoute nehme, und ich beſchloß, es abzuwarten und mir das Kleid genau zu merken, um ſie daran zu erkennen. Ich that, als ob ich mit dem Ausſuchen meiner Maske beſchäftigt wäre, verlor aber kein Auge von der ſchönen Unbekannten. Sie und ihre Begleiterin hatten endlich unter den Maskenkleidern gewählt; die Wahl fiel auf zwei einfache Fledermäuſe, graue Seide, mit blauem Gürtel und blauer Kappe. Der Maskenhändler legte ihnen die Kleider beiſeite. Während dieſes geſchah, und ich, ohne ſie aus den Augen zu verlieren, auch ein Maskenkleid ausſuchte, ſtürmte mein Freund herein, um ſich ebenfalls ein Redoutengewand zu beſtellen. Er fiel gleich über mich her, nannte es eine Fügung, mich hier zu finden, nicht nur eine Fügung, ſondern eine Vorausbeſtimmung, die es ſo haben wollte, daß wir die nächſte Redoute zuſammen ſuchen ſollten. Ich kannte Roderich; wenn er einmal etwas wollte, war nichts dagegen zu thun; ich willigte ein, wir wählten zwei Kleider, ich einen Roſa-Domino mit blauem Kragen und er einen Türken. Wir ließen die Kleider beiſeite legen; unterdeſſen waren die beiden Damen ſchon fort. Roderich hing ſich an meinen Arm und zog mich vollends hinab in den Prater.

Wir durchſtrömten alle Alleen, die große Reifrockallee, die Seitengänge, das Luſthaus, nirgends war eine Spur meiner Unbekannten. Endlich ſchieden wir und verabredeten uns, am Abend bei mir im Müllerſchen Gebäude zuſammenzukommen und von da in die Redoute zu fahren.

Freund Roderich gehörte zu denjenigen Menſchen, die keinen eigenen Geſchmack zu verzehren haben und die ſich bloß bei fremdem Geſchmack zu Tiſche laden. Es giebt viel ſolche Geſchmacksſchmarotzer, die keinen Kreuzer Geſchmack beſitzen und doch für geſchmackreich gelten, weil ſie Geſchmack zu leihen und zu ſchenken nehmen. Roderich hatte es in ſeinem Leben noch nie gewagt, zu ſagen: „Das iſt ſchön! das iſt häßlich! das iſt gut! das iſt langweilig!“ Er wartete immer ab, bis ein anderer ſagte: „Das iſt ſchön!“ u. ſ. w., dann war er mit dabei. Er war z. B. ein leidenſchaftlicher Freund von Weſten, er hatte eine Weſtenſammlung, wie ein anderer eine Schmetterlingsſammlung hat; allein,

nie wagte er es, auf seinen eigenen Geschmack sich Zeug zu einer Weste zu kaufen, immer mußte ein Freund oder eine Dame erst darüber konsultiert werden. Man sagt: „Der Mensch, das ist sein Stil", bei Roderich konnte man sagen: „Der Mensch, das ist seine Weste!"

Er hatte beinahe soviele Westen als Tage im Jahre sind; wenn er in Gesellschaft war und jemand ging vorüber und fixierte seine Weste, geriet er in Unruhe; es war genug, wenn man ihm sagte: „Ihre Weste gefällt mir gar nicht!" um ihn für den ganzen Abend zu aller Fröhlichkeit untauglich zu machen; dagegen war man sicher, ihn in den besten Humor zu bringen, wenn man ihm sagte: „Ach, was für ein niedliches, reizendes Westchen haben Sie da!"

Mit den Frauenzimmern ging es ihm wie mit den Westen; er wählte nie eine aus eigenem Geschmacke, er liebte immer nur die, von welcher eben jemand sagte: „Das ist eine himmlische Person!" da war er gleich rasend verliebt; kam nach zwei Tagen jemand und sagte wie ganz zufällig: „Ich finde doch gar nichts Hübsches an ihr, sie ist ganz alltäglich!" da zog sein Herz sie sogleich aus, als ob sie eine Weste wäre.

Roderich hörte und sah, daß ich in dem Maskenmagazin von jener Unbekannten ganz entzückt war, und er war es folglich auch; er merkte sich ebensogut wie ich ihre Maske und war fest entschlossen, ihre nähere Bekanntschaft auf der Redoute zu machen.

Im Saale wogte die Menge auf und nieder. Die Musik ertönte und ringsherum näselte, zirpte und miaute das Maskenvölklein.

Ehedem waren die Redouten das erste, höchste und eleganteste Vergnügen der Wiener Welt. Jetzt hatte das sehr abgenommen. Charaktermasken sah man wenige und noch viel weniger Masken von Charakter. Die vornehme Welt schwamm bloß einigemal auf und ab; die jungen alten Herren und die alten jungen Herren renovierten sich hier und alte Bekanntschaften, und eine große Anzahl der weiblichen Masken ging bloß maskiert, damit man sie umso leichter erkenne. Besonders zeichnete sich fast in jeder Redoute ein vierblätteriges Kleeblatt aus, das dem Finder eben nicht, wie sonst ein vierblätteriger Klee, bloß Segen und Glück brachte, wenn man unter Segen nämlich nicht bloß Kindersegen und unter Glück nicht bloß das väterliche versteht. Es waren die geistreichsten Närrinnen und die schönsten häßlichen Seelen, die ich je gekannt habe. Die Genialität und der wahrhaft Hoffmannsche Humor, der in ihnen wohnte, zog mich an sie an, denn es war eine echt humoristische Tollheit in ihnen; es schienen mir lebendige Vexierspiegel, denn Hohn und Lust und zugleich die Zerrissenheit der Sünde, das tolle Betäuben der Selbstvernichtung glänzte aus ihren Augen und lachte zuweilen absonderlich und

gräßlich aus ihnen heraus, ſo, als ob ſie ſelbſt nicht wüßten, wer und was denn ſo in ihnen lache. Es war ordentlich ein Spuk bei ihnen, und oft ſchien es mir, als ob ihre Seele von der Taranteln geſtochen worden wäre und als ob der Körper luſtig, doch voll ſtechenden Schmerzes ſich umdrehen müſſe. Inſonders war es die Jüngere, die ich nie ohne tiefes Weh betrachtete. Es war ein Engelsgeſicht voll Milde und Unſchuld, ein paar Augen blau und tief und ſinnig wie der See am heitern Morgen, und ein Lächeln wie der Sieg der Unſchuld, und eine Geſtalt harmoniſch, poetiſch und lieblich, wie Schillers Erwartung, und ein Herz rein, menſchlich, liebreich, mitleidig und doch, doch! doch war das alles nichts als ein Pavillon der Sinnlichkeit! Der gute Engel dieſes Weſens muß lange und anhaltend geweint haben, als er ausquartieren mußte und der böſe Engel einzog, um dieſes göttliche Palais-royal der Schönheit zu beziehen. Ich habe mit tiefer Wehmut den böſen Geiſt da drinnen belauſcht, durch die Fenſterſcheiben der Augen und durch das Schlüſſelloch der Rede, und es gab Augenblicke, in denen ich gewünſcht hätte der böſe Engel zu ſein, um ſelbſt zu beſitzen dieſen marmornen Gliederpalaſt mit ſeinen Augen-Spiegelſcheiben u. ſ. w.; allein in ſolchen Augenblicken der Feuersgefahr packte ich meine Seele wie Anchiſes auf den Rücken und trug ſie unverſehrt aus dem Brand. Noch jetzt bin ich froh, daß ich den Anchiſes unverſehrt rettete; aber es würde mich doch ein bischen freuen, wenn ſich der Aeneas ein wenig verſengt hätte!

Dieſes vierblätterige Kleeblatt alſo machte einen Hauptbeſtandteil der Redoute aus, und man hat alles Bezeichnende erſchöpft, wenn man ſagt: es trug den großen Redoutenſaal ganz allein in den kleinen Redoutenſaal hinein und zog groß und klein nach ſich.

Freund Roderich war vor dem Anfange der Redoute in Verzweiflung; da ich einen Roſa-Domino gewählt hatte und er den Türken, ſo ſchien es ihm, man müſſe eigentlich einen Roſa-Domino anziehen und ohne Roſa-Domino gebe es kein Maskenvergnügen. Sein Türkenkleid ſchien ihm ganz unerträglich und mit den lüſternſten und wehmütigſten Blicken betrachtete er meinen Domino. Mir war es im Grunde gleich, was ich anzog, und ſo überließ ich ihm, um ſein und damit auch mein Vergnügen nicht zu ſtören, meinen Domino und nahm ſelbſt den Türken.

Wir durchſuchten und durchſtürmten den kleinen Saal unaufhörlich, um die zwei Masken in grauen Fledermäuſen mit blauen Gürteln aufzufinden, und Roderich war faſt ungeduldiger als ich.

Im kleinen Saale ſammelte ſich ein größerer Kreis von jungen Männern um zwei weibliche Masken. Die eine war Pythia, die

andere Preciosa; also beide aus dem wahrsagenden Geschlechte. Sie mußten beißende und treffende Antworten erteilen, denn lautes Lachen, und Lachen und Beifall erscholl oft aus dem dichten Kreise. Wir näherten uns auch. Ich habe nie eine schönere Gestalt gesehen, als diese Pythia. Aus dieser ganzen verhüllten Figur war nichts sichtlich, als die zwei Fußspitzen, die dem Dreifuß alle Ehre machten, und zwei Augen, Augen, o Augen! blaue, tiefe, sinnige, milde, wonnige Augen, denen Talleyrand selbst vielleicht den Eid der Treue gehalten hätte, wenn er ihnen einmal Treue geschworen haben würde. Ich kann keine blauen Augen sehen, ohne auszurufen: „Ach, das Leben ist doch schön!“

Die Preciosa war eine weltliche Pythia; eine gedrungene Figur, inhaltsreiche Bewegungen, freie Arme, rund, voll, weich und dem Kusse entgegenschwellend; den aufwieglerischen Busen als Unruhestifter in enge Haft gebracht, der aber durch die Kerkerritzen um seine Befreiung flehte, und zwei Augen, funkelnde, blitzende, schwarze Augen, wahre Zigeuner, die sich aufs Stehlen, aufs Herzenstehlen nämlich, einübten, oder denen es vielmehr zur zweiten Natur wurde. Ich nahete mich der Pythia: „Allah sei mit dir, erhabene Priesterin! Willst du auch dem Sohne Mohameds sein Schicksal verkünden?“

Sie sah mich an und sprach: „Nur dem Gläubigen sag' ich wahr, denn die Kunst beruht auf dem Glauben!“ Damit wendete sie sich von mir ab und sagte zu Roderich: „Du aber, du Sohn der Gottheit, du darfst nur befehlen und deine Dienerin enthüllt dir das Buch deiner Zukunft.“

Roderich schnitt einige Komplimente und bat um einige prophetische Aussprüche. Pythia umkreiſete ihn dreimal und sprach still und feierlich ein Anathema über seine Zukunft aus, welches ich nicht hören konnte, weil indessen Preciosa meine Hand faßte, um mir wahrzusagen, und mich fragte: „Willst du von mir deine Zukunft wissen?“

„Schöne Preciosa,“ antwortete ich, „du machst mir Vergangenheit und Zukunft entschwinden, nur die Gegenwart ist in deiner Gegenwart interessant.“

„Erhabene Priesterin!“ sagte ich und sah ihr dabei in die klare Flut des offenen Auges, „erhabene Priesterin! der Sohn des Moslims kommt in den Hain zu Delphi, um zu den fünf Füßen der Pythia abzuschwören den Unglauben und in christlicher Frömmigkeit“ —

„Halt!“ lachte Pythia. „Sie verwickeln sich in Anachronismen und so weiter, mon cher Türke, und machen fast, daß ich aus der Rolle falle! Deshalb,“ hier wendete sie sich an Roderich, „geben Sie mir den Arm und in Ermangelung eines Dreifußes begleiten Sie mich zu einem vierfüßigen Sessel!“

Roderich nahm ihren Arm, Preciosa den meinigen und wir

setzten uns auf ein Sofa unter dem Spiegel im kleinen Saal nieder.

Eine neue vorüberrauschende Flut von Masken machte sich vorzüglich durch lautes Wesen und Gelächter bemerklich; wir sahen näher hin und erblickten die zwei grauen Masken mit den blauen Gürteln und Kappen. Sie waren von jungen und alten Herren umzingelt und schleuderten Repliken rechts und links. Roderich sprang auf: „Da sind sie!“ rief er aus und zog mich mit sich fort. Ich folgte gerne. Ohne von den beiden Prophetinnen weiter Abschied zu nehmen, zogen wir den zwei grauen Masken nach, die in eines der Erfrischungszimmer gingen.

„Schöne Fledermaus!“ flüsterte ich der größern von ihnen zu, „lasse mich einen Augenblick unter deinem reizenden Fittich Schatten suchen!“

Da antwortete es hinter mir: „Schatten wirst du da genug finden; mangelt es in deinem Harem an Fledermäusen?“

Ich sah mich um, es war Pythia und Preciosa, die uns gefolgt waren und die nun durch ihr Dazwischentreten die Fledermäuse verscheuchten.

Halb verdrießlich wollte ich mich ihnen entziehen, allein Pythia hatte sich an Roderichs Arm eingehängt und schien mit besonderem Interesse seine Konversation anzuhören und zu unterhalten. Mir blieb nichts übrig, als den Alonzo der Preciosa zu spielen und, ohne eben ein Schauspieler zu sein, mußte ich meine Rolle doch sehr natürlich gespielt haben, denn Roderich, dem nur das gefiel, was einem andern zu gefallen schien, wurde unruhig und hätte gar zu gerne seine Pythia gegen meine Preciosa ausgetauscht.

Im großen Saale war es nach und nach leer geworden; als wir wieder hineintraten, machten nur noch einzelne Gruppen die Runde, einige maskiert, die andern schon demaskiert, und die Unterhaltung wurde leiser, flüsternder. Als wir an die Treppe kamen, die zur Gallerie hineinführt, hüpften die zwei Fledermäuse eben herab. Ich wollte sogleich wieder zu ihnen hin, allein meine Zigeunerin hielt mich wie ein schwarzes Schicksal fest, und Pythia sagte zu mir: „Es scheint, daß Ihr Freund (sie meinte Roderich) eine besondere Vorliebe für Fledermäuse hat; er ist ganz zerstreut, und Fledermäuse sind doch weder Nachtigallen noch Musen!“

Ohne weiter über diese sonderbaren Worte nachzudenken, wollte ich eben meine Fledermausjagd weiter fortsetzen, als diese sich auf ein Seitensofa setzten und das Visier abnahmen. Es waren zwei fremde, mir unbekannte weibliche Wesen und keine von ihnen hatte auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit meiner pallasäugigen

Dame aus dem Jantschky-Phaeton von gestern morgens. Wir waren wie aus den Wolken gefallen und unsere Prophetinnen schienen sich an unserer Überraschung schadenfroh zu weiden.

„Wie?“ hohnlachte Pythia den armen Roderich, „wie, du Götterſohn, woher dieſes Erſtaunen?“ Da wir die Hoffnung aufgaben, nun die Jantschky-Holde zu finden, überließen wir uns ruhiger und geduldiger der Unterhaltung mit den beiden Masken, die uns, wie es ſchien, nun einmal auserſehen hatten, für heute ihre Schlagſchatten zu machen. Inſonders ſetzte Pythia dem unmutigen Roderich gewaltig zu, der mir meine Precioſa zu mißgönnen ſchien.

Nach und nach wurden wir alle Viere lebendiger, wärmer, aufgeregter; wir überließen uns den Neckereien und Huldigungen des Maskenrechtes und endlich wurde es mir doch intereſſant zu wiſſen, wer dieſe beiden geiſtreichen Zukunfts-Göttinnen ſein mögen. Wir beſtürmten ſie vergebens, ſich zu demaskieren; alles, was wir erlangen konnten, war das Verſprechen, daß ſie auf der nächſten Redoute wieder, und zwar in demſelben Koſtüm, erſcheinen wollten, wofür wir auch verſprechen mußten, wiederum in dieſen Kleidern zu kommen. Es wurde uns das Ehrenwort abgenommen, ihnen heute weiter nicht nachzuforſchen, beim Nachhauſegehen ihnen nicht nachzufahren und alles der nächſten Redoute zu überlaſſen.

Ich hätte in zwei Tagen das ganze Abenteuer auf der Redoute faſt vergeſſen, wenn nicht Roderich immer davon geſprochen hätte. Er konnte nicht ſatt werden, von den Reizen der Precioſa, von ihrer Figur, von ihren Augen, von dem Tone ihrer Stimme zu ſprechen, und mich zu beneiden, daß ſie mir für den Abend zuteil wurde. Er erzählte mir, daß Pythia ſonderbare Reden an ihn richtete und ſo thun wollte, als ob ſie ihn kennte und hier zu finden wußte; er habe aber, weil er immer nur Precioſa im Auge hatte, gar nicht recht zugehört und ganz zerſtreut geantwortet.

Am Abend der zweiten verhängnisvollen Redoute kam Roderich zu mir, um mich abzuholen und um ſich bei mir anzuziehen. Ich ſah an ſeiner Miene, daß ihm etwas gewaltig auf dem Herzen liege. Er nahm das kleinſte, geringfügigſte Abenteuer immer ſehr ernſt und machte eine wichtige Angelegenheit daraus, und ſo war es auch heute der Fall. Er war ganz unruhig, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, trat auf mich zu, als ob er mir etwas zu entdecken hätte, verſchlang das Wort wieder u. ſ. w.

„Drück' los, Freund Roderich!“ ſagte ich endlich; „was haſt du denn wieder?“

In der größten Verlegenheit, wußte er kaum, wie er ſein Ver-

langen ausdrücken sollte; endlich brachte ich es denn glücklich heraus; er wollte heute wieder meine Türkenkleider anziehen und ich sollte den Rosa-Domino nehmen. Er hoffte dadurch Preciosa zu gewinnen, da sie die Verwechslung bei unserer gleichen Gestalt nicht bemerken würde.

Ich lächelte, und da mir im Grunde das ganze Abenteuer mehr Spaß als Ernst war, so willigte ich gerne ein, und so fuhren wir denn in umgewechselten Masken in die Redoute.

Wirbeln und Lärmen, Musik, Tanz, Gewühl und Geschrei waren schon vollauf, als wir in den Saal traten. Von Bekannten angehalten, von Masken geneckt und verfolgt, vergingen wohl anderthalb Stunden, ehe wir an das Aufsuchen unseres Rendezvous denken konnten.

Endlich, als wir in den kleinen Saal traten, erblickten wir unsere zwei Wahrsagerinnen auf dem Sofa unter dem Spiegel sitzen und sich in die Ohren flüstern. Wir traten auf sie zu, und Roderich stürzte sich sogleich wie ein Lämmergeier auf sein Täubchen Preciosa.

„Wir danken dir, heilige Priesterin," redete ich die Pythia an, „daß du Wort gehalten hast."

„Ich will hoffen," erwiderte sie, „daß du heute weniger abwesend sein wirst, und schon aus Artigkeit in der Gesellschaft einer Schicksalsgöttin nicht so zerstreut sein wirst, wie letzthin, wo die Fledermäuse dir um das Herz schwirrten!"

Ich gestand ihr offen, daß mich die Fledermäuse deshalb interessierten, weil ich eine andere Person unter ihnen suchte, als ich nachher bei ihrem Demaskieren fand.

„Ich werde dir deine Zukunft enthüllen," sagte Pythia parodierend ernst. „Eins sind zwei, und zwei ist einerlei, und Einer du für beide sei!"

„Beim Himmel!" rief ich aus, „dunkel genug ist dieser Rede Sinn für ein delphisches Orakel."

Im Eifer des Gespräches entwickelte meine Pythia einen solchen herrlichen, brillanten Verstand, eine solche feine Bildung und Feinheit des Geistes, daß ich immer mehr erstaunte und immer mit größerem Wohlgefallen und mit erhöhtem Interesse ihr in die seelenvollen Augen sah. Ich wurde auch immer aufgeregter und überließ mich einer gewissen poetischen Stimmung, in die man in der Maskenwelt so leicht und angenehm versetzt wird.

Ihr Auge wurde immer inniger und seelenvoller und ihr Handdruck immer länger und beredter.

„Heute," sagte sie, „bist du, wie ich dich erwartet habe. Letzthin warst du nicht du!"

„Und wer muß ich denn sein, um heute ich zu sein, und nicht das Letzthin-du?"

„Das Letzthin-du war wie eine ehemalige Wachsfigur aus dem Müller'schen Gebäude und heute —"

„Nun, heute? —"

„Heute bist du das," hier zeigte sie auf den Reif ihrer Stirnbinde, in dem unter andern Steinen auch ein Saphir saß.

Ich war ganz verblüfft, mich erkannt zu wissen, und ich habe unter der Larve gewiß ein dummes Gesicht gemacht. Vergebens drang ich mit Bitten und Flehen, mit Delikatesse und Ungestüm darauf, mir ein kleines Zeichen zu geben, wann, wie und wo ich sie wiederfinden oder wiedererkennen könnte; sie war zu nichts zu bewegen.

Zwei Stunden waren mir wie ebensoviele Minuten verronnen, als sie sich zu Preciosa wandte, die ebenso vertraulich mit Roderich plauderte, und sie aufforderte, nun mit ihr eine große Tour durch den Saal zu machen.

„Auf Wiedersehen in einer kleinen Weile, wiederum hier auf diesem Sofa, wir müssen noch einige Bekannte aufsuchen, um ihnen ihr Schicksal zu enthüllen; in einer halben Stunde wiederum hier, auf Pythia-Ehre!"

Damit trennten sie sich von uns und ließen uns unserem Erstaunen über. Roderich war ganz entzückt von seiner Preciosa, und wir schwebten zwischen Furcht und Hoffnung, ob sie wohl in einer halben Stunde wieder sich zu uns gesellen würden.

Wir mischten uns nun auch indessen wieder in den brausenden, tosenden Wirbel der bunten Karnevalswelt, und umkreisten, neckend und geneckt, grüßend und gegrüßt, den großen Saal. Als wir zum zweitenmale ungefähr die Mitte des Saales erreicht hatten, traten uns plötzlich auch die zwei Fledermäuse von der letzten Redoute entgegen und begrüßten uns mit den gewöhnlichen Worten: „Ah, bist du auch wieder da?" Wir warfen ihnen einige lose Worte zu: daß es zu hell hier im Saale für Fledermäuse sei, daß sie die Dämmerung suchen müßten u. s. w. Heute aber schien es, als ob wir so wohlfeilen Kaufs nicht loskommen sollten. Sie klammerten sich fledermausartig an uns an und verfolgten uns durch den ganzen Saal. Die eine größere insonders hing sich wie eine Pompadour an meinen Arm und schwatzte mir allerlei ins Ohr, welches immer mehr meine Aufmerksamkeit erregte.

„Ihr seid wohl durch das Fenster da hereingeschwirrt?" fragte Roderich.

„Nein," antwortete heftig und mit Hast die größere; „auf einem Jantschky sind wir hereingeschwirrt!"

Das Wort Jantschky schlug wie ein Blitzstrahl in meine Seele.

„Wie?" dachte ich, „wenn das nun heute doch die schöne Unbekannte wäre?"

Ich betrachtete sie genauer, und Figur, Auge, Anstand, alles schien mir die Holde aus dem Maskenmagazin wiederzugeben, nur schien sie etwas stärker, welches ich der Verhüllung zuschrieb.

Mit ungewöhnlichem Eifer suchte ich sie, die mir nun wieder sehr interessant war, festzuhalten, verwickelte sie immer tiefer ins Gespräch und zog sie mit ihrer Begleiterin in den kleinen Saal. Wir setzten uns auf dasselbe Sofa und sie erzählte mir, daß sie vor einer Stunde hier durchgegangen wären, ich aber wäre so vertieft in der Unterhaltung mit einer andern Maske gewesen, daß ich sie nicht bemerkt hätte.

„Der Kukuk hole die andere Maske!" rief ich unmutig aus, „hätte ich dich nur erblickt!"

Mit einiger Verlegenheit aber dachte ich daran, daß jetzt meine Pythia erscheinen könnte.

Roderich und ich, wir boten alle unsere Beredsamkeit, alle unsere Bitten und Versprechungen auf, um die zwei Fledermäuse zu bewegen, sich zu demaskieren. Bald schienen sie nachzugeben, bald genierte es sie wieder. Endlich sagten sie, wir sollten sie oben in eines der entlegenen Speisezimmer geleiten, da wollten sie sich demaskieren. Wir gingen mit klopfendem Herzen mit ihnen hinauf. In einem der kleineren leeren Zimmer angelangt, schienen sie sich wieder anders besonnen zu haben und wollten zurückeilen; allein wir bestürmten sie mit heißen Vorstellungen und Flehen; da gaben sie nach, sie demaskierten sich, es waren — Pythia und Preciosa.

Unser Erstaunen war grenzenlos! Pythia rief aus: „Der Kukuk hole die andere Maske! Das galt mir, nicht wahr?" —

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Sie weidete sich an meinem Verstummen, bis ich ihr denn endlich gestand, daß ich eine Person unter jener Fledermaus suchte, die mich allerdings interessierte, ohne daß ich sie weiter kenne.

Sie schien sich damit zu begnügen. Wir setzten uns nun wieder und fingen die Bestürmungen, daß sie sich demaskieren sollten, von neuem an. Sie gaben nach, und wer schildert mein Entzücken, als ich in der Pythia meine unbekannte Schöne aus dem Jantschy und aus dem Maskenmagazin wiederfand! —

Wie sie hieß? „Namen nennen sie nicht!" Sie kannte mich früher, bevor ich sie kannte, und hatte mir das Paradies ihres Herzens zugedacht. Im Maskenmagazin hatte sie und ihre Freundin die zwei Fledermäuse von dem Maskenhändler zugesagt bekommen, sie sah, daß ich mir diese Masken genau betrachtete, und merkte auch meine Absicht. Zugleich sah sie, daß ich den Rosa-Domino für mich, und Roderich den Türken wählte. Abends fand es sich, daß die Maskenhändlerin jene zwei Fledermäuse schon früher versagt hatte, wovon ihr Mann nichts wußte. Sie mußten

also jene zwei Masken als Pythia und Preciosa nehmen. An dem ersten Abend, als Roderich meinen Rosa-Domino nahm, hielt sie diesen für mich. Für den zweiten Redoutenabend hatten sie die zwei Fledermäuse noch obendrein genommen und sie nachher noch über ihre Masken übergeworfen.

Es waren schöne zwei Karnevalsnächte, denen noch viel schönere folgten.

Als ich mit Roderich nach Hause fuhr, sagte er: „Hätte ich doch in der zweiten Redoute auch den Domino behalten!"

Ich lächelte.

Der Leichenmaler.

„Erinnerung, süßer Demut Gefährtin,
Wenn diese die Wimper trauernd senkt,
So hebst du den Schleier und lächelst
Mit rückwärts gewandtem Gesicht."

Julie, du süße Rose, die einen kurzen Frühling mir geblüht; Nachtigall, die nur eines Lenzes flüchtigen Tag mir zugesungen; Sternbild, das nur eine beflügelte Stunde lang an meinem Lebenshimmel mild erglänzte; spät mir gegeben und früh mir geraubt; Julie, wo du auch seist, hier oder dort einsam des Fernen gedenkend, oder beglückt sein vergessend; in dem Heiligtume der Erinnerung hänge ich diese Zeilen als Votivtafel meines Herzens auf. Weilen deine Augen je auf ihnen, so gedenke deines Freundes, dem auf der ganzen Pilgerschaft des Lebens nur ein Wesen ward, das sein Herz verstand, du, dem dieses Wesen vielmal liebend die Seele und küssend berührt, und wie ein Traumbild entfloh und dessen Herz nun hineinschaut in das flache Spiegelglas seines Daseins, ohne daß ihm ein zweites, gleiches entgegenschaut.

„Wir müssen sie finden!" rief Alberto, der stolze, wilde, schöne und reiche Fremde, der seit einigen Wochen die Schönen Münchens in Bewegung setzte. „Wir müssen sie finden!" rief er noch einmal ungestüm; seine schwarzen Augen blitzten dabei über die edle, stolz gebogene Nase nieder, und gewaltig zog er seinen Freund, den Maler Alonzo, durch die flutende Menge. Am chinesischen Turme war Musik. Auf dem Jaspisteppich der Wiese tummelte sich das Heer der Kinder herum, und um den Zirkus, der die Militärmusik einschloß, reihten sich Fußgänger, Reiter und Equipagen.

„Wir müssen sie finden!" rief Alberto zum drittenmale; sie wanden sich durch Pferde und Wagen quer durch. Alonzo, der höfliche Maler, den schönen Mädchen bekannt, grüßte hinüber und herüber, flüsterte da und dort einem silbernen Ringelhäubchen ein Wörtchen zu, worüber die roten Wangen noch röter und die leuchtenden, freundlichen Augen noch leuchtender und freundlicher wur-

den; allein Alberto hatte für nichts Aug' und Ohr. Er suchte Antonie. Als die beiden Suchenden um die Ecke bogen, sah Alberto die ihm wohlbekannte Equipage. — „Da ist sie!“ rief er und drückte Alonzos Arm, daß dieser fast laut aufschrie.

In einem glänzenden Wagen, von zwei edlen Rossen gezogen, saß Antonie. Ein freudig überraschtes „Ah!“ entfloh den Lippen des Malers, als er sie sah.

Aus der Fülle der reich herunterwallenden braunen Locken sah ihr Antlitz heraus wie die Sonne aus dünnem Gewölke, ihr Auge war lieblich und mild, wie das Lächeln der beglückten Liebe, ihr Mund schien vor Freude zu erröten, daß ihr liebliches Wort seine reizende Schwelle überschritt, auf ihren Wangen lag ein neugeborener Morgentag, um die rosigen Lippen regten sich süße Gefühle und frohe Gedanken, die in ein entzückendes Lächeln zusammenschmolzen.

Alonzos kunst- und naturerfahrener Schönheitssinn staunte unersättlich dieses Ineinanderspiel harmonischer Formen an. Alberto riß ihn an die linke Seite des Wagens hin und grüßte flammend die schöne Antonie; sie dankte freundlich kalt und wendete sich zur rechten Seite des Wagens, an der zu Pferde der junge Graf von Wandern, ihr Bräutigam, sich befand.

Alberto trotzte wieder fort durch die Menge, riß Alonzo mit und tobte mit ihm hinein in die Seitengänge des englischen Gartens. Hier warf er sich an Alonzos Brust. „Du mußt sie malen!“ schrie er. „Du mußt, fordere, wünsche von mir, soviel du willst, ich bin reich, nur male sie, ich muß wenigstens ihr Bild besitzen!“

Der Graf von Wandern liebte seine Braut mit allem Feuer einer edlen sieggekrönten Liebe und wurde ebenso von ihr wiedergeliebt. Nicht fremd war ihnen die irregeleitete Liebe des reichen Fremden, der in einem gewissen Inkognito in München lebte; allein durch jene Würde, die jeder wirklich tugendhaften weiblichen Seele eigen ist, wußte sie seine unbändigen Bewegungen zurückzuweisen. Es war unmöglich, ein Bild von ihr zu bekommen, und dennoch war dies das einzige, das feurigste Bestreben Albertos.

Alonzo war einer der geschicktesten und glücklichsten Porträtmaler der Stadt. Sein Künstlerleben hatte seine Seele etwas wüste gemacht, sowie überhaupt der große Teil der Porträtmaler nicht eindringt in das Heiligtum der Kunst, weil sie sich nur an der Oberfläche weiden, weil sie nicht die Seele der Wesen, sondern bloß diese Wesenkleider studieren und das Oberflächliche wieder mit oberflächlichem Sinne genießen; sie bilden nicht von innen heraus, sondern von außen hinein.

Alonzos Seele war auch von dem rauhen Herumfluge auf dem äußern Schönheitsformat und Gesichtslineamenten leer und wandelbar geworden. In seinem Herzen schwärmten alle Leidenschaften wie in einem Bienenstocke aus und ein, und summten

und ſchwirrten und ſtachen unaufhörlich. Das Glück hatte ihn nicht begünſtigt, und ſo war ihm die Kunſt, die heilige, die gottabſtammende, nicht die Geiſtesbraut und Lebensheilige, ſondern die Hauskuh, die ihn mit Milch verſehen ſollte. Der Antrag Albertos war ihm daher willkommen, und er beſchloß, das Geld zu verdienen, um welchen Preis es auch ſei.

In der ernſt majeſtätiſchen Kirche unſerer Lieben Frau, vor dem hochverklärten Bilde der Hochgebenedeiten lag Antonie und betete. Ihr klares Antlitz war erhoben in inniger Frömmigkeit zu der Gnadenmutter. Die beiden Hände lagen wie verſöhnte Schweſtern ineinander geſchlungen an ihrer Bruſt, und das gefühlige Auge, das ſeelenvolle, blickte hinauf zum Himmel, und in jenem Sterne ſchimmerte das Licht der Andacht, das tröſtende, mild leuchtende Licht der Religion, und ihre Lippen regten ſich leiſe, wie ſich die Lippen eines unſchuldigen, ſchlafenden Kindleins regen, wenn es von Weihnachtsbäumen und Chriſtbeſcherungen und beflügelten Englein träumt. Wer die Schönheit nie geſehen hat im Augenblicke des Betens, der weiß nicht, wie ſchön die Schönheit iſt.

So lag ſie da die ſchöne Antonie. Verklärung lag um ihre Züge und eine jungfräuliche Heiligkeit umfloß die andächtige Geſtalt.

Nicht weit davon, in einem Betſtuhle verſteckt, ſaß Alonzo, um ſein frevleriſches Werk an gottgeweihter Stelle zu vollſtrecken. Mit irdiſchem Blicke erſpähte er die im Gebete verſunkenen Züge, um ſie zum unheiligen Zwecke auf das Papier zu bannen. Die Ruhe und die tiefe Andacht der frommen Antonie war ſeiner Abſicht nur allzu günſtig, und bald hatte er ſeinen Raub vollendet. Das wohlgetroffene Bild Antoniens, als Madonna gemalt, lag in wenigen Tagen in Albertos Hand und dafür in Alonzos der Schmachſold von hundert Dukaten. Alberto reiſte wild bewegt von München ab, und Alonzo wurde immer wüſter und wüſter, je mehr ſein Ruf als Porträtmaler ſtieg und ſein Einkommen ſich vermehrte.

Düſteres Abenddunkel hüllte den Kirchhof in München ein. Die weißen Leichenſteine ſchienen wie die ausgeſtiegenen Geiſter der Verſtorbenen auf ihren Gräbern zu ſtehen, ein ſchauerliches Säuſeln bewegte die Blätter der Cypreſſen und nirgends war ein Odem des Lebens zu vernehmen. Durch die mittlere Reihe der Leichenſteine ſchritt, in einen Mantel gehüllt, eine Geſtalt zu der falben Rotunde hinauf, zu dem Leichenhauſe, wo die am folgenden Tage zu Begrabenden auf der Bahre ausgeſtellt liegen; es war Alonzo.

Er wurde abends ſpät noch gerufen, um ein Mädchen, welches

plötzlich starb, nach dem Tode zu malen. Der Bote versprach reiche Belohnung, und Alonzo fand sich abends im Leichenhause ein. Der Leichenaufseher öffnete ihm das Zimmer, in welchem die Tote lag. Zwei Kandelaber gossen ein helles Licht durch den schauerlichen Ort. In der Mitte des Zimmers lag die Leiche im weißen Gewande. Die jungfräuliche Kranzkrone zierte sie. Blumen und Guirlanden schmückten die Bahre und zwölf Kerzen standen auf beiden Seiten. Alonzo warf den Mantel am Eingange ab, näherte sich der Leiche, und ein eisiger Schrecken durchrieselte ihn, als er Antonien erkannte.

Er stand einige Augenblicke wie gelähmt an diesem Orte des Entsetzens; schon wollte er von dannen gehen, ohne seine schauerliche Aufgabe zu lösen, allein die Aussicht auf den reichlichen Lohn und eine falsche Scham, als könnte man ihn der Furcht zeihen, bewogen ihn, zu bleiben und die Abgeschiedene zu malen. Er faßte sich, stellte die Lichter zurecht, legte das schöne Haupt, das noch lebensfrisch, wie eine eben gepflückte, weiße Rose, dalag, zurecht und begann nun zu malen. Seine Augen hefteten sich wie magisch auf die blassen Züge er fühlte seine Hand unsicher, eine Beklommenheit legte und wickelte sich, wie eine Riesenschlange immer fester um seine Brust. Die Lichter fingen an, in ganz absonderlichem Glanze zu flackern und hin und her zu spielen. Alonzo suchte seinen Blick starr auf das Antlitz der schönen Leiche zu heften, allein sein Pinsel konnte keinen Zug festhalten, sie schwammen flimmernd ineinander. Ein Fieberfrost durchschüttelte ihn, er neigte sich tiefer auf die Tote herab, da begannen die schönen, leblosen Züge leise zu zucken, die Lippen regten sich, die blassen Augenlider gingen langsam in die Höhe und die erloschenen Augen drehten sich nach Alonzo. Festgebannt, wie ein Steinbild, blieb Alonzo, sein Auge krampfhaft und unverwandt nach der entsetzlichen Erscheinung gerichtet. Da setzte sich die Leiche auf, erhob die geisterbleiche Hand gen Alonzo und hauchte mit dumpfer Stimme folgende Worte ihm zu:

„Fort von hier, du Frevler! Du hast an gottgeweihter Stelle, vor dem Bildnisse der gebenedeiten Mutter aller Gnaden, mit räuberischer Hand meine Züge mir abgestohlen zu verbrecherischem Zwecke, hast meinen Blick, zum Himmel gesendet, entwendet und zu schnödem Gebrauche benützt. Doppelter Frevler, hebe dich weg von hier, deine Kunst ist fortan verfallen den finsteren Mächten, und ein Zug des Todes in jedem deiner Gemälde mahne dich an jene sündige Stunde!“

Hierauf sank die Leiche nieder, die Augen schlossen sich und regungslos blieben alle Züge. Gejagt von allem Entsetzen der Nacht und des Todes, und im Busen zerrissen von folternden Gedanken, entfloh Alonzo dem grauenerregenden Leichenhause. Die Leichensteine, durch die er floh, schienen zu beiden Seiten mit ge-

ſpenſtiſchen Blicken ihm nachzuſchauen; der Gottesacker ſchien ſich zu verlängern und mit ihm fortzugehen; gebadet in Angſtſchweiß und außer ſich kam er nach ſeiner Wohnung zurück.

„Wann wirſt du doch endlich mein Porträt vollends zu Ende bringen?“ fragte die ſonnenäugige Mina, Alonzos Geliebte, denſelben, als er eben nachdenkend bei ihr ſaß und die ſchwarzen Lockenſchlangen mit ſeinen Fingern hin- und herwarf. Er ſah hinein in die feuchte Glut ihres Auges, in dem der innerſte Glutſtern der Liebesgewährung hoch aufflammte, ſprang raſch auf und ſchrie wild: „Sogleich!“ Mina ſprang froh auf, die Staffelei wurde zurecht gerückt, Mina ſaß gegenüber, und Alonzo begann das Bild, das bis auf einige Striche, faſt ganz fertig war, zu vollenden. Seine trunkenen Blicke zappelten in dem Netze der halbenthüllten Reize Minas, es wogte in ihm die Ebbe und Flut der Leidenſchaft, er malte mit Glut, ſeine Seele lebte in ſeinen Fingerſpitzen, das Bild war fertig. Mina lebte auf die Leinwand eingehaucht, es war nicht bloß eine Abſchrift ihres Geſichtes, es war ihre Doppelgängerin, dieſelbe Sonne des Auges, welche die Sinne des Beſchauers zum Zunder brennt, dieſelbe Glut der Wangen, vom Purpur des Genuſſes gerötet, derſelbe Karmin der Lippe, die vor dem tiefern Gedanken der vielſagenden Liebe errötet, dieſelbe ſchöne Blume des Fleiſches, dieſelbe Harmonie der Glieder, die im ſtolzen Selbſtbewußtſein ihrer Reize ſich umſchlungen hielten! Alonzo und Mina waren beide entzückt, es war ſein erſtes Bild, das er ſeit jener Nacht gemalt hatte, und ſtand da in des Lebens unübertrefflicher Nachbildung, übergoſſen von Wahrheit und Natur. Mina ſchien ihr ſchönes zweites Ich noch überſtrahlen zu wollen. Es wurde ein Feſtabend für beide Liebende. Die trauliche Lampe wurde angezündet, die dampfende Punſchbowle bereitet, und in koſender Liebe ſaßen Alonzo und Mina auf dem engen, zweiſitzigen Sofa. Sie ſchlürften die flüſſige Glut des Punſches und der noch heißeren Küſſe, und gegenüber ſtand die Staffelei mit dem fertigen Bilde. Immer heißer wurden ihre Küſſe, immer ſtiller ihre Lippen, immer lauter ihre Wünſche. Alonzo war voll Mutwille und ungezügelter Wildheit. Seine Gedanken fingen an, wie die matten Vögel, mehr herumzuflattern, er neckte Mina, daß ihr Bild ſchöner ſei als ſie ſelbſt, ſie aber herzte und küßte ihn in wilder Luſt und ſprach: „Wilder, wilder Junge, wenn auch das Bild hübſcher iſt als ich, ſo kann es doch nicht mit dir anſtoßen auf langes Leben, und kann nicht „Du“ zu dir ſagen, nicht „Du“, nicht dieſes ſeelenaustauſchende Wort; ich aber kann dich duzen, du ſüßer, ſüßer Junge du!“ und dabei duzten ihre Lippen die ſeinigen, daß ſie faſt wund wurden. Alonzo aber ſprang in trunkenem Übermute auf und rief: „Aber dein Bild ſoll auch mit mir anſtoßen auf langes Leben und ſoll mich duzen,

zum Trotz der närriſchen Leiche!“ Er füllte ſein Glas und Mina, riß ſie mit hin zu ihrem Bilde und rief:

„Vivat, ſchönes Bild,
Sollſt leben, ſtoß' an,
Sollſt mich duzen,
Smollis Fiduzit,
Hörſt, Du ſollſt mich
Duzen, ſag' „Du!“

„Du“! tönte es dumpf drohend und ſchauerlich zurück von dem Bilde, die Züge des Bildes belebten ſich, aber es waren Totenzüge, die Farbe war erloſchen, der Blick gebrochen, die Lippen bleich, und in den ſtarren, offenſtehenden Augen lag der entſetzliche Tod. Mina ſank tot ihrem Bilde zur Seite nieder.

Am andern Tage war Alonzo nicht mehr zu finden, München ſah ihn nicht wieder.

In Rom, in der Strada del popolo, in einem Palaſte ſaß tiefſinnig und verdrießlich der Prinz Moritz von ***. Ein dunkes Feuer brannte in ſeinen Augen, die aber eine tiefe Schwermut verrieten. Die ſchweren, rotſeidenen Vorhänge waren halb herabgehangen über die altertümlichen Fenſter und überdunkelten das geräumige Zimmer. Das Auge des Prinzen war ſtarr auf ein Bild gerichtet, welches ihm gegenüber über einem ſchwarzen Marmortiſche in einem goldenen Rahmen hing, aber von einem ſchwarzen Schleier bedeckt war.

Er war beſtimmt, die ſchöne Prinzeſſin Alice von *** zu ehelichen; ſein Auge hatte ſie nie geſehen, ſein Vater, der regierende Fürſt von ***, hatte es ſo beſtimmt, und Prinz Moritz, der früher lange in der Welt herumgetummelt und deſſen Herz an dem Gorgonenhaupte einer unglücklichen Liebe zu einer kalten Reſignation erſtarrte, willigte kalt und ruhig ein.

Die Thür ging auf, und die Fürſtin-Mutter, eine hohe, ernſte Frau, voll Milde und Leutſeligkeit, trat herein. „Mein Sohn,“ ſprach ſie mit jenem ſanften Klange der Stimme, welcher nur der Mutterliebe eigen iſt, „mein Sohn, wir haben den berühmten deutſchen Meiſter Haldern gewonnen und bewogen, nach Neapel zu reiſen, um dort die Prinzeſſin Alice für dich zu malen, iſt es dir ſo recht?“ —

Prinz Moritz lächelte kalt und ſprach: „Wie du willſt, meine teure Mutter!“ Dabei wandte er ſeinen Blick wieder nach dem ſchwarzbehängten Gemälde.

„Lieber Sohn,“ fuhr ſanft die Fürſtin fort, „dann wirſt du Alices Bild an jene Stelle hängen, und dieſes Bildnis, das deiner

Schwermut nur stets neue Nahrung giebt, von da entfernen. Willst du, mein Sohn?“ —

„Ich will, meine teure Mutter,“ antwortete Prinz Moritz resigniert.

Nach einigen Wochen kehrte der Maler Haldern mit dem Bilde der Prinzessin Alice nach Rom zurück.

In demselben verdunkelten Zimmer saß Prinz Moritz, als die Fürstin-Mutter mit dem deutschen Künstler hereintrat. Ein Diener trug das Porträt im breiten, prachtvoll vergoldeten Rahmen hinter ihnen herein. „Hier ist der deutsche Künstler, mein Sohn!“ fing die Fürstin an. — Haldern trat näher, der Prinz sah auf. — „Alonzo!“ rief er heftig und sprang vom Sofa auf. — Haldern trat erschreckt zurück und erbleichte. — Es war Alberto, der Prinz Alberto, dem er in München ein frevelhaftes Bild gemalt hatte.

„Ich sehe, Ihr kennt Euch,“ sagte die erstaunte Fürstin, „ich will ein so seltsam überraschendes Wiedersehen nicht stören.“ Die Fürstin ging und ließ Alonzo mit seinem Bilde bei ihrem Sohne.

Düster und starr stand dieser vor Alonzo. „Wo ist Antonia?“ fragte er endlich heftig und faßte krampfhaft Alonzos Hand.

„Tot!“ tönte es matt und bebend von Alonzos Munde.

„Tot!“ rief entsetzt der Prinz; „o meine gräßliche Ahnung! Wann starb sie?“

„Am 15. Juni abends im vorigen Jahre.“

„Ewige Gerechtigkeit!“ stieß der Prinz entsetzt heraus, stürzte auf das schwarzverhüllte Gemälde hin und riß den Flor hinweg. Alonzo sah hin, und das Blut gerann in seinen Adern. Es war Antoniens Bild, welches er in der Frauenkirche zu München von ihr malte, aber es waren jene Züge des Todes, wie er es in der schauervollen Nacht im Leichenhause malen sollte. Der Prinz und Alonzo faßten sich zitternd die Hände.

„Am 15 Juni abends war es,“ begann endlich der Prinz, „als ich vorigen Jahres wie gewöhnlich hier saß und mein Auge auf jenes Bild voll rosigem Leben und heißer Jugendglut heftete; da schienen die Züge sich zu beleben und ineinander zu schwimmen, das Auge fiel zu und hob sich mit erlöschendem, aber vorwerfendem Blicke nach mir, die Farbe des Todes überzog das Bild, es war Antoniens Leichenantlitz. Ich stürzte besinnungslos nieder. Seitdem habe ich das Bild, das in diesem Zustande blieb, verhüllt. Tot, also tot!“ — Er warf sich auf das Sofa und kühlte die heiße Stirn in dem seidenen Pfühl.

Alonzo war zerknirscht, er hing den Flor endlich wieder um das Bild, sammelte sich, trat auf den Prinzen zu, faßte ihn bei der Hand und sagte: „Beruhigen Sie sich, mein Prinz; besehen

Sie doch das Bild Ihrer fürstlichen Braut, da wird Ihnen des Lebens süßeste Fülle und der Anmut unwiderstehlichster Zauber entgegenlächeln und Tröstung in Ihr Herz senden.“ Der Prinz stand auf und sagte bitter lächelnd: „Nun wohl, Sie großer Meister, lassen Sie sehen!“

Alonzo stellte sein mitgebrachtes Bild auf einen Sessel, zog das Tuch das darüber hing, herab. „Da!“ sagte er und das Wort erstarb ihm auf der Lippe. Es war die Prinzessin Alice, aber der Zug des Todes lag auf dem blassen Antlitz; der Leichenmund bleich und die offenen Augen erstorben.

Der Prinz brach in ein schallendes, wahnsinniges Gelächter aus. „Das ist dein Segen, Antonia!“ rief mit dumpfem Tone Alonzo und stürzte aus dem Zimmer.

Zwei Jahre später sehen wir einen ernsten, krummgebeugten Mann zu später Nachtzeit, auf den Knieen liegend, vor dem hochgebenedeiten Bilde der Gnadenmutter in der Kirche zu Unserer Lieben Frau in München. Heiße Thränen rannen über seine gramgefurchten Wangen und benetzten das kalte Gestein des Bodens; sein Blick, in dem Reue und Andacht ihre Schwesterflammen angesteckt, sah traulich und fromm hinauf zu der Gnadenspenderin; sein Mund bewegte sich nicht, aber es lag der Ausdruck des innigsten, wärmsten Gebetes auf dem ausdrucksvollen Antlitz.

Still war es ringsherum, kein Laut war rege in der hohen gewölbten Halle, nur seine Seufzer stiegen bis an die Decke empor und erweckten ein mitleidig grauenerregendes Echo. Die heilige Ampel warf ein mattes Licht auf die gottgeweihten Gegenstände, und Alonzo blieb unbeweglich mit gefoltertem Herzen vor der Madonna liegen. Da schien es, als rausche es durch die Kirche, wie ein heiliges Rauschen, ein milder Schimmer umzog das engelschöne Antlitz der Mutter Gottes, in dem sich Milde und göttliche Reinheit offenbarten, ein himmlischer Strahl der Gnade floß, wie Trostesbalsam, aus dem heiligen Auge der Gebenedeiten nieder, und von dem süßen, verklärten Munde zog es, leise tauend, wie Muttergruß und Beschwichtigung zum schmerzenskranken Kinde hernieder zu Alonzos Ohren: „Du hast bereuet und gebüßt, mein Sohn, der Schoß der ewigen Gnade ist dem rückkehrenden Sohne doppelt gnadenreich; gehe hin, male das Bild der Mutter, der Erlöserin, mit dem zarten Jesuknäblein auf dem Schoße für das arme Kirchlein zu ***, und es sei von dir genommen der Bann jener unseligen Stunde, und deinem Gebilde sei gegeben der Segen der Wahrheit, denn nur durch Frömmigkeit und durch Reinheit der Seele kann sich Religion und ihre Tochter, die Kunst, offenbaren dem menschlichen Auge des irdischen Künstlers!“

Die Unbekannte.

Ein Bruchstück aus meiner Reisemappe.

Noch einmal stieg ich den freundlichen Hügel hinauf, an den sich die Stadt Semlin wie eine ruhende Nymphe anlehnt. Der königliche Ister wälzte seine ernstflutenden Wogen hinab; die düstere Save eilte ihm wie eine liebende Braut entgegen, mischte ihre grünlichen Wellen in die tiefblauen sinnigen Wogen des majestätischen Stromes und eilte freudig mit ihm hinunter durch die lachenden Fluren und durch die bebauten Gestade, die dem vorüberziehenden Paare freundlich zuzuwinken und zuzunicken schienen. Jenseits leuchteten und flimmerten die Zinnen und Minarets der Festung Belgrad, die Haupt-Moschee ragte hoch hervor; am Zusammenflusse der beiden Ströme steckten die Häuser der „Wasserstadt" wie geschwätzig die Köpfe zusammen, und ich warf noch einen dankenden Kuß hinüber nach der sogenannten „Zigeuner-Insel", wo die hohe Pajeluka mich gestern zum letztenmale mit ihrem echt griechischen Gazellenblick anlächelte.

Auch von Semlin hatte ich schon Abschied genommen, und ich eilte hinab, um mit dem über Pest nach Wien gehenden Postwagen abzureisen. Wenn der freundliche Leser bei dem Namen Postwagen sich etwa einen Thurn- und Taxisschen bequemen Schwimmer, oder eine Preußisch-Nagelsche weichgepolsterte, raschbespannte Kutsche, oder eine baierische bequemdehnliche, wenn auch etwas phlegmatische Chaise denkt, so ist der Leser sehr im Irrtum, und kaum wird er sich eine Idee von dem Wesen machen können, welches man zu damaliger Zeit in Semlin einen Postwagen nannte.

Wenn aber dem Leser je ein Mensch vorgekommen ist, der in einem hölzernen, viereckigen Kasten den großen Vogel Kasuar von Markt zu Markte führte, um ihn für Geld sehen zu lassen, der kann sich von den äußern Reizen dieses Postwagens ein kühne Idee machen. Seine inneren Tugenden aber und sein einwohnendes Gemüt kann nur der erfassen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, der sie in den Tagen der Geduld und in Nächten der Verzweiflung selbst erprobt und erkannt hat. In dem trojanischen Pferde, in der Kuh des Phalaris und in den stachligen Armen der eisernen Jungfrau des Nabis ließ sich sanfter und

wohlthunlicher ruhen, als in dem Schoße dieses Postwagens, der mit Abrahams Schoß das gemein hatte, daß man auf die irdische Seligkeit schon verzichtet haben mußte, um in ihn zu kommen. Dieser fest auf seinen Achsen ruhende Quadratkasten war inwendig nicht etwa ausgepolstert mit weichen Sitzen, sondern diese Sitze waren hart, wie der Sitz der Weisheit, und enge. Man denke sich nun einen solchen grausamen Marschall Vorwärts mit sechs kleinen, aber flüchtigen Pferden bespannt, die über ungemachte, holprige Wege herzerschütternd damit hinrasseln, und denke sich in diese Maschine hinein, und dann kann man denken, mit welcher freudigen Sehnsucht ich diesem Postwagen zueilte, welcher vor dem Contumazhause mich mit bescheidenen Blicken und zerbrechlichem Charakter erwartete.

Griech.... Türken, Raizen, Wallachen und Juden standen um die respektable Maschine, um Zeuge ihrer erstaunenswerten Fortbewegung zu sein. Auch Bajeluka stand da; ein serbisches Käppchen wiegte sich stolz auf dem Geflechte der buntbebänderten Zöpfe, und ihre Blicke sagten mir noch ein feuchtes Lebewohl. Ich sah mich nach meinen Reisegefährten um, es war nur ein Einziger da, welcher noch obendrein eine Einzige war.

Ein Mädchen stand da, mit einem kleinen Bündelchen in der Hand, und erwartete, wie ich, das Zeichen der Abfahrt. Gleich mir spähte sie nach der Reisegesellschaft umher, und ängstlich schien sie es zu ahnen, daß außer mir sich niemand einfand. Wenn Claudia Galotti von dem Tone, mit welchem der sterbende Appiani den Namen Marinelli ausrief, sagt: „O könnte ich ihn zu Gericht stellen, diesen Ton!“ so könnt' ich von dem Blick, mit welchem meine Reisegefährtin mich ansah, als sie bemerkte, daß ich der einzige Passagier sei, ausrufen: „O könnt' ich ihn zu Papier stellen, diesen Blick!“

Es war ein Blick, in dem sich die heilige Unschuld einer süßen Jungfräulichkeit, die Verlegenheit einer süßen Verschämtheit und zugleich die Angst eines schüchternen Gemütes aussprach.

Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben; meine unbekannte Reisegefährtin seufzte noch einmal, indem sie sich zum letztenmale forschend umsah, ob nicht noch in der letzten Minute jemand zur Mitfahrt ankäme; und als sie keine Seele sonst als mich wesentlich erblickte, warf sie einen resignierenden Blick gen Himmel, sendete ihr kleines Reisebündelchen voraus in den Wagen hinein und stieg selbst hinterdrein. Ich half ihr ganz höflich in den Wagen und folgte ihr nach. Ich wollte neben ihr im Fond des Wagens Platz nehmen, allein sie hatte sich in die Mitte des Sitzes gesetzt, zur Rechten lag ihr Bündel, zur Linken ihr Arbeitsbeutel und ihre Handschuhe, und sie wies mir stumm mit dem allerniedlichsten Zeigefinger der rechten Hand den Rücksitz gegenüber als für mich bestimmt an. Ich wollte anfänglich mein Wagenrecht und meinen

Reisepaßschein, welcher mir einen Obersitz anwies, geltend machen; schon ergriff meine frevelhafte Hand das Bündelchen, um mich an dessen Stelle zu verfügen, allein ein fast befehlender Blick von der Alleinherrscherin des Obersitzes und die Worte: „Nein, hier dürfen Sie nicht sitzen", schleuderten mich allgewaltig auf den Rücksitz hin. Ich legte ebenfalls meine kleine Reisemappe mit Schreib- und Zeichenzeug auf die eine Seite, auf die andere Seite meinen echt angerauchten ungarischen Pfeifenkopf und Tabakbeutel hin, und so saßen wir denn, in unsere Requisiten eingepfühlt, uns gegenüber. Der Wagen war schon längst in Bewegung und rüttelte mir nicht nur die Glieder, sondern auch das Herz recht tüchtig durcheinander. Ich wollte sogleich ein Gespräch anknüpfen, allein ich war nicht wenig verlegen, wie und womit? Das gewöhnliche: „Wir haben schönes oder schlimmes Reisewetter" schien mir bei einer so besondern Dame nicht ganz passend. Mit einem Komplimente: „Ich schätze mich glücklich u. s. w." schien da auch nicht viel los zu sein; ich kam also auf den Gedanken, ihr sogleich meinen Paß zu zeigen, denn das ist doch die Hauptsache der Reisenden, daß sie sogleich zu erfahren suchen, wie der Mitreisende mit Vor- und Zunamen heißt, woher er ist, und ob er in Tuch-, in Wein- oder in Herzens-Angelegenheiten reist, zum Vergnügen oder zum Mißvergnügen.

Ich zog also meinen Paß aus der Tasche, wendete mich an meine annoch stumme Reisegefährtin und sprach mit sanft demütiglicher Stimme: „Hier, mein liebenswürdiges Fräulein!" — Ein „Bst!" schreckte mir die Fortsetzung meiner schönen Rede in die Brust zurück; sie verrichtete nämlich im stillen ein Reisegebet. Mit gesenktem Blick und gefalteten Händen saß sie da und ihre Lippen bewegten sich unmerklich.

Während meine Reisegefährtin in Gedanken vertieft saß, hatte ich Muße, sie zu betrachten. Eine Schönheit war sie nicht zu nennen, und ein scharfer Formenmesser hätte alle Regelmäßigkeit der Züge vermißt. Allein es lag ein tiefer und fast sichtlich wehmütiger Reiz, eine schmerzliche Liebenswürdigkeit in jedem Zuge. Eine feine, geisterartige Blässe lag wie ein durchsichtig gewobener Schleier auf dem etwas länglichten Antlitz. Der edle Mund war zart geformt, mit fast blutroten Lippen; und ein leises, kaum bemerkbares Zucken bewegte zuweilen den rechten Lippenwinkel, so daß dieses Zucken aussah wie ein bitteres Lächeln; doch sogleich zog sich eine ruhige Unbeweglichkeit über das klare bleiche Antlitz hin. Über der schmalen, aber scharfgeschnittenen römischen Nase berührten sich die dunklen Augenbrauen in unbeschreiblich lieblicher Wölbung, und über den Ernst einer sehr schönen Stirn fiel in braunen Ringen das Geflechte der langen Haare herab. Einen ganz absonderlichen Zauber aber verliehen diesem schwärmerischen Antlitz ganz vorzüglich lange, seidene Augenwimpern. Ich wartete

lange, bis ſie die Wimper aufſchlug, und eine unwillkürliche Trauer ſchien in mein Herz einzuziehen, als ich das Auge ſah, in deſſen braunen Sternen ein eingeſargter Schmerz, ein in Äther aufbewahrtes Weh zu ſchwimmen ſchien. Und dennoch lag auch wiederum eine demütige Reſignation in der feuchten Glut dieſes Blickes, und ein ganz eigener Augen-Aufſchlag, wenn ſie den Blick zum Himmel richtete, gab dieſen Augen einen wunderſamen Glanz und Schimmer. Lange ſaß ich ſchweigend da, denn der Anblick eines Weh's, das wir nur ahnen, aber nicht kennen, macht uns immer ſtumm, ſowie überhaupt jedes Unglück nur Ehrfurcht einflößen kann. Ich wußte von meiner Reiſegefährtin gar nichts, aber ich war überzeugt, daß ſie, ſo jung noch, doch ſchon einen tiefen vernichtenden Schmerz erfahren haben mußte. Sie mochte wohl einen Teil meiner Gedanken erraten, ſie fuhr mit der feinen, zartfingerigen Hand über die Stirn hin, gleichſam als wollte ſie allda einen Gedanken wegbringen, und nahm mit einer Art von Anlauf das Wort, um mir zu ſagen, daß es mich wohl befremdet haben werde, wie ſie mir ſo eigentlich widerwagenrechtlich den Rückſitz anwies; wie ſie aber indeſſen für nötig erachtete, ſogleich die ſtrengſte Grenzſcheide zwiſchen uns einzuführen, und ſo die Linie anzugeben, welche uns während der ganzen Reiſe trennen ſollte. Ich erwiderte hierauf nichts, als indem ich ihr bemerklich machte, daß wir ſchwerlich die ganze Reiſe über von Semlin nach Peſt und Wien allein bleiben würden; daß wahrſcheinlich unſere Mitpaſſagiere ſehr oft wechſeln werden; daß wir als die am längſten Zuſammenbleibenden ſozuſagen uns mehr als die Übrigen angehörten; daß ſie auf jeden Fall beſſer thäte, vor den übrigen Mitreiſenden, die noch etwa kommen könnten, das Verhältnis einer Schweſter zu mir anzunehmen. Ich ſtellte ihr vor, daß wir in dieſer Gegend wohl nicht auf weibliche Geſellſchaft rechnen können, daß die Männer, die ſich zu uns geſellen könnten, ſchwerlich Zartgefühl und Bildung genug haben werden, um ein allein reiſendes Frauenzimmer mit gebührender Achtung und Artigkeit zu behandeln; daß ſie nur zwiſchen zwei Übeln zu wählen habe, und ich als Bruder das kleinere Übel zu ſein mir ſchmeichle. Sie ſchwieg lange, der rechte Lippenwinkel zuckte zwei- oder dreimal zuſammen, ſie fuhr mit der Hand wieder über die Stirn und ſaß nachdenklich da. Endlich ſchlug ſie die Augen auf, ſah mich durchdringend an, reichte mir dann die Hand und ſprach: „Es ſei; es iſt etwas in Ihrem Weſen, in Ihrer Art ſich auszudrücken, das mir Zutrauen einflößt. Wir ſind vor allen Reiſegefährten Schweſter und Bruder. — Wie heißen Sie? Mit dem Vornamen mein' ich.“ —

„Ich heiße Moritz —“

„Und ich“ — hier ſtockte ſie und fuhr wieder mit der Hand über die Stirn — „ich — ich heiße Theone. Wir ſind aus

Semlin und besuchen einen Onkel in Wien. Aber solange wir allein reisen, bleiben wir — —"

„Moritz und Theone," sagte ich lächelnd; sie zog die Hand zurück und schwieg lange, gleichsam mit sich selber schmollend, daß sie sich in diese Situation versetzte.

„Ach," sagte sie endlich wieder, „ich denke eben darüber nach, daß der Mensch ganz thörichter Weise beruhigter ist, wenn er von einem Menschen gerichtliche Kundschaft hat, als wenn er eine geistliche und seelenhafte Kenntnis von ihm hat. So zum Beispiele bilde ich mir ein, ich würde viel mehr Zutrauen zu Ihnen haben, wenn ich wüßte, wie Sie mit dem Familiennamen heißen, woher Sie sind, was für Geschäfte Sie treiben, und noch andere ähnliche Kleinigkeiten mehr. Im Grunde aber sage ich mir selbst, daß dieses alles äußere Zuthaten und Hülsen sind, die doch eigentlich zu unserem jetzigen Verhältnis nichts beitragen können. Aber so ist der Mensch! Er klebt an Namen, Örtlichkeit, Zufälligkeit; die Seele des Menschen hat etwas an sich, das bei jedem andern nach Herkunft u. s. w. fragt. Doch sei'n Sie ruhig, ich werde Sie um nichts fragen, aber Sie geben mir Hand und Wort darauf, daß Sie dasselbe thun; ich heiße Theone, das sei Ihnen genug."

Ich gab ihr meine Hand darauf, mich um gar nichts von ihren Verhältnissen zu erkundigen.

Es ging alles gut, wir schwatzten vertraulich über Lebensschicksal, Glück und Schmerz, über Litteratur und Zeit, und Theone entwickelte einen hellen und geprüften Verstand, eine lautere Ansicht der Dinge, eine vielseitige Bildung des Herzens und des Geistes. Jedoch häkelte sich an alle ihre Äußerungen am Ende eine aphoristische Schlußbemerkung an, die stets einen Bodensatz von Bitterkeit und Unmut hatte, so daß es mir immer klarer wurde, daß sie durch einen großen Verlust oder durch ein ungewöhnliches Unglück ihr Leben als einen blinden Spiegel betrachtete, aus dem kein freundliches und klares Bild mehr herausschauen könne. Am ersten Tage ging es noch ziemlich gut. Am Abend gesellte sich in M** ein armenischer Kaufmann zu uns, und die erste Szene in dem Schwester- und Bruderspiel mußte beginnen. Ich hatte mich vor allem zu ihr hingesetzt, welches das erste brüderliche Privilegium war. Allein wir hatten an Eines nicht gedacht, daran, daß wir als Bruder und Schwester uns „Du" und „Du" nennen mußten. Es gewährte mir einige Minuten eine große Unterhaltung, die Bemühungen zu bemerken, mit welchen sie in ihren Anreden jedes „Sie" und jedes „Du" zu vermeiden suchte. Sie sprach in lauter Umschreibungen. Endlich sagte ich ihr: „Ich weiß nicht, was du meinst, Theone, drücke dich doch deutlicher aus! —" Ihre Geisterblässe wurde für einen Moment wie phosphoreszierend; sie fuhr wieder mit der Hand über die Stirn und sagte: „Ich kann es nicht!"

In dem Wörtchen „Du“ liegt ein eigener Zauber. Ich mag es nicht leiden, ein geliebtes Weſen ſo anzuſprechen, als wenn es eine Geſellſchaft von Perſonen wäre! Wenn es möglich wäre, eine Benennung zu finden, die noch mehr vereinfacht, als „Du“, ich würde ſie für meine Geliebte wünſchen. Iſt es glaublich, daß Adam zu Eva „Sie“ ſagte? Das Duzen iſt ſozuſagen ein Contometà-Vertrag zwiſchen zwei Herzen; aber nur zwiſchen Frauenzimmern oder zwiſchen Liebenden.

Mit einem Manne mag ich mich ſehr ſelten duzen. Das „Du“ zwiſchen Männern iſt gewöhnlich der Abſchiedsbrief der gegenſeitigen achtungsvollen Behandlung. Wenn man beobachtet, wie die Mädchen ſich untereinander zu duzen anfangen, ſo geſchieht das gewöhnlich bei rührenden herzlichen Gelegenheiten; bei Spazierpartien u. ſ. w. Die Männer hingegen fangen nur immer beim Weinrauſch an, ſich zu duzen! Wenn die Männer beim Weine gegenſeitig anſtoßen und ſagen: „Bruder, du ſollſt leben!“ ſo iſt dieſer Augenblick der letzte, in welchem ſie gegenſeitig ſich höflich, artig und freundſchaftlich behandeln. Das ſogenannte Schmollieren der Männer iſt nichts als die Erlaubnis, die einer dem andern gibt, ſo grob mit ihm zu ſein, als er nur immer will.

Wenn ſich aber zwei Frauenzimmer duzen, ſo gehen dabei alle Herzensmaſchen auf und ſie wickeln fortan nur einen Gefühlsfaden ab. Ich weiß aber kaum, wie es möglich iſt, daß zwei Liebende „Sie“ zueinander ſagen können! Es iſt mir dann ſo, als ob jeder einzelne in dem andern noch ein paar Perſonen mitliebte, und ich bin eiferſüchtig auf meine imaginären Nebenbuhler! Da iſt auf den aleuten'ſchen Inſeln ein herzlicher Gebrauch: das Mädchen nimmt den Namen des Geliebten und der Jüngling den Namen der Geliebten an. Iſt das nicht poetiſcher als alles, was unſere poetiſchen Dichter je in Liedern, Madrigalen und Sonetten ausgeſonnen und ausgeſponnen haben? Das ſagt ſoviel, als: Ich bin Du und Du biſt Ich! Wenn ich einen Gegenſtand ſo recht innig und ſeelenhaft liebe, fällt es mir nicht nur ſchwer, „Sie“ zu ihr zu ſagen, ſondern es klingt mir lächerlich, und es ſcheint mir komiſch, zu ſagen: „Ach, geben Sie mir einen Kuß!“

Das iſt ja eben die Heiligkeit des Wortes „Du“, daß es die ewige Einheit des Gegenſtandes und der Anbetung bezeichnen ſoll. Wenn der Menſch zu ſich ſelber ſpricht, ſagt er „Sie“ zu ſich oder „Du“? Und da der Gegenſtand der Liebe unſer Ich iſt, warum ſollen wir „Sie“ zu ihm ſagen?

Theone hatte ſich nach und nach daran gewöhnt, mich „Du“ zu nennen, und ſo erſchloß ſich auch ihr Weſen immer mehr in Ergießungen der ſchönſten, edelſten und lauterſten Empfindungen, in Äußerungen der klarſten und weichſten Seele. Sie trug einen Schmerz, einen tiefen, mit ſich herum, den ich nicht kannte. Ein Schleier war über ihn geworfen, den ich zu lüften nicht wagte.

So kamen wir der Residenz näher und näher, und an einem schönen Morgen stieg die Spitze des Stephansturms wie ein aufgehobener Zeigefinger vor uns in die Höhe.

„Siehst du?" rief ich aus. „Das ist der Stephansturm!" —

„Ich kenne ihn," erwiderte sie, und augenblicklich schien sie es zu bereuen, das gesagt zu haben. Eine ängstliche Ungeduld, eine schwerverhehlte Peinlichkeit wuchs bei ihr, je näher wir der Residenz kamen. Ich schwieg und beobachtete sie im stillen. Als wir in die Ringmauer der Stadt einfuhren, legte sie die zur Faust eingezogene Hand wie zum Drucke auf das Herz, als wollte sie da drinnen etwas beschwichtigen und sich selbst etwas angeloben. Dabei zuckte der rechte Lippenwinkel heftiger und schmerzlicher als je zusammen. Im Mauthause stiegen wir nach einer dreizehntägigen Fahrt endlich ab, um nicht wieder einzusteigen.

Als unsere Sachen untersucht wurden, sah mich Theone an und sprach nach einem sichtbaren langen Nachdenken und Kampf: „Nie werde ich es vergessen, wie Sie auf dieser langen Fahrt so edel und fein, so sorgsam und zuvorkommend und dabei so zart und schonungsvoll eine Ihnen unbekannte Reisegefährtin behandelt haben. Wenn Ihr Name kein Geheimnis ist, so schreiben Sie ihn samt Ihrer Wohnung hier in meine Brieftasche ein. Dafür erbitte ich mir auch Ihre Brieftasche, um einige Worte hineinzuschreiben; allein Sie müssen mir versprechen, sie nicht zu öffnen, bis Sie in Ihrer Wohnung sind."

Ich gab ihr das Versprechen und die Brieftasche, indem ich zugleich in ihre Brieftasche mein Absteigequartier: „Die ungarische Krone in der Schulerstraße" einschrieb.

Nachdem sie einige Zeilen eingeschrieben, gab sie mir die Brieftasche zurück, sah mich noch einmal recht herzlich, durchdringend und wehmütig an und reichte mir die Hand. Ich küßte sie mit einer innern wahrhaftigen Wehmut, wir beide sprachen kein Wort und trennten uns. Ich ließ meine Reisetaschen eilfertig zusammenwerfen, um nur ja recht bald in „die ungarische Krone" zu kommen und da die enträtselnden Zeilen zu lesen.

Ich war kaum im Gasthause auf meinem Zimmer, als ich hastig meine Brieftasche öffnete, um die von Theonen eingeschriebenen Zeilen zu lesen. Ich las:

„Schelten Sie mich nicht undankbar, nicht mißtrauisch, wenn ich Ihnen meinen Namen für immer verschweige. Eine höhere Macht hat ein undurchdringliches Dunkel über mich und über meinen Schmerz geworfen. Forschen Sie nicht nach, denn es ist eben mein Weh, daß es den Berührenden versteinert. Leben Sie wohl auf ewig! Theone." — Ich machte mir selbst Vorwürfe, nicht sogleich vom Mauthause der Unbekannten heimlich nachgegangen zu sein. Ich war unmutig und verdrießlich, doch nahm ich mir vor, sie auszuspähen.

Ich war monatelang in Wien gewesen, ich forschte ohne Unterlaß nach meiner Unbekannten. Ich durchzog zu jeder Tages- und Abendzeit alle besuchten und unbesuchten Plätze der ausgedehnten Stadt. Ich besuchte Theater, Konzerte, Bälle, Gärten, Bäder, den Prater, den Augarten, die Umgebungen Wiens, Baden u. s. w. Überall forschte ich nach Theonen, jedem blassen Gesichte, jeder dunklen Haarlocke zog ich nach, doch nie und nirgends entdeckte ich eine Spur von ihr. Vergebens hatte ich alle meine Freunde und Bekannten in Bewegung gesetzt, keiner von ihnen wollte je ein weibliches Wesen nach meiner Schilderung gesehen haben.

Wohl hundertmal überlas ich die rätselhaften Zeilen in meiner Brieftasche nnd erschöpfte mich in Mutmaßungen und Gedanken über diese geheimnisvolle Erscheinung und ihr dunkles Geschick; die Zeit, Berufsgeschäfte, der Wirbel der großen Residenz, endlich eine eigene Herzensangelegenheit ließen die Begebenheit und die Unbekannte in den Hintergrund treten; ich legte die verhängnisvolle Brieftasche in ein geheimes Schiebfach meines Schreibpultes und erinnerte mich nur selten mehr der sonderbaren Begebenheit.

Der Mühlbrunnen war heute außerordentlich besucht; fast alle Badegäste Karlsbads drängten sich aneinander; man trank und lachte, schwatzte, trat zusammen in größeren und kleineren Kreisen oder ging auch zu Zweien in den Seitengängen auf und nieder. „Willst Du nicht einen Ausflug mit mir nach dem Dreikreuzberg machen?“ fragte mich der junge Z., ein Maler aus Berlin, der in einem Hause mit mir wohnte.

„Vom Herzen gern!“ erwiderte ich und wir zogen sogleich durch die lange Straße, die schöne Wiese hinab.

Unter mancherlei Gesprächen waren wir über den Tepelfluß gekommen und hatten langsam den Dreikreuzberg bestiegen. Eine malerische Aussicht nach dem Bergelande um Karlsbad macht diesen Punkt höchst interessant. Das Erzgebirge liegt lang und fern ausgestreckt da. Leichte Nebel und Wölkchen liefen wie aufsteigende düstere Gedanken über die Stirn der Felsen hin, und ein leiser Wind spielte mit den Wälderlocken am Scheitel derselben. In den Ebenen breiteten schöne Buchen- und Fichtenwälder ihr gefächertes Grün wie Jaspisteppiche durch die Thäler und ein feierliches Schweigen zog durch die Tiefen, gleichsam als läuen die Wälder im stillen Gebete. Wir standen und gingen lange schweigend nebeneinander her, wie denn zuweilen zwei Freunde oder zwei Freundinnen sehr lange ganz still miteinander zusammengehen und sich doch in Gedanken besprechen und ihre Gefühle austauschen. Ein jedes weiß es vom andern, daß es jetzt nicht sprechen kann und auch nicht angesprochen sein mag, und dennoch sind sie gern zusammen und teilen sich ihr Schweigen mit.

So zogen wir denkend-schweigend und schweigend-fühlend um die Spitze des Dreikreuzberges herum und gelangten um einen Vorsprung, der uns eine neue Ansicht eröffnete. Als wir herumkamen gewahrten wir zwei weibliche Wesen, die, mit dem Rücken zu uns gekehrt, auf einem Steinabhange saßen. Die eine, dem Ansehen nach ältliche Dame, schien der andern jüngern aus dem Buche vorzulesen; diese saß, den Ellenbogen auf das Knie und das Haupt auf die Hand gestützt, in nachdenkender Stellung da. Ein großer Karlsbader Sonnenhut bedeckte ihr Haupt. Ich wollte zurück, um die Damen nicht zu stören; allein der wilde Z. zog mich vorwärts, indem er meinte, „der lieben Schönheit weich' nicht aus, findest du sie auf dem Wege". Wir schritten also rasch hinan; von dem Geräusch aufmerksam gemacht, blickte die junge um, es war — Theone.

„Theone!" rief ich in meiner grenzenlosen Überraschung aus; die beiden Damen erhoben sich, Theone war sichtlich ergriffen, ein leises Beben der Hand, mit welcher sie die ältere Dame vom Rasenplatze in die Höhe zog, hatte sich in eine unverleugbare Schwermut umgewandelt. Der rechte Lippenwinkel zuckte häufiger und heftiger zusammen und der Blick glühte dunkler durch die langen Wimpern hervor. Sie hatte sich indessen gesammelt und stellte mich der Dame vor mit den Worten: „Mein Reisegefährte, von dem ich Ihnen erzählte!"

Die Dame, eine hohe Gestalt, eben in den Vierzigen, mit einer ausdrucksvollen aber liebloſen Physiognomie, wurde mir als Tante vorgestellt. Mein Freund Z. bot der Tante den Arm an und ich blieb mit Theonen einige Schritte zurück. Sie war sehr erschüttert. Ich überließ mich der Hoffnung, nun in Karlsbad wieder einige Zeit mit ihr zuzubringen und endlich ihren Namen und ihre Schicksale zu erfahren. Schweigend und schmerzlich schüttelte sie verneinend den Kopf.

„Lassen Sie mich den dunklen Weg des Lebens allein gehen; jedes hineinfallende Licht würde nur die Gräßlichkeit desselben mir noch greller zeigen. Ich bin nicht in Karlsbad. Wenn es Sie beruhigen kann, so nehmen Sie die Versicherung hin, daß ich nichts mehr zu hoffen aber auch nichts mehr zu fürchten habe."

Vergebens bot ich alle meine Beredsamkeit, alle Versicherungen, die Freundschaft und Innigkeit nur eingeben können, auf, um etwas Näheres von dieser wundersamen Erscheinung zu erfahren.

Die ältere Dame sah sich alle drei Schritte ängstlich forschend und lauernd nach uns um, und jedesmal fühlte ich Theonens Arm in dem meinen zittern, wenn dieses geschah. So waren wir den Berg hinabgekommen, an den Eingang der Birkenwaldung, die unten sich im Thale ausdehnte.

Ein leichter Wagen, rasch bespannt, stand da, ein Diener im grauen Überrocke stand am Kutschenschlage. „Hier trennen wir

uns noch einmal, ich wünschte für ewig!“ sagte Theone, sah mich noch einmal schmerzlich lächelnd an und stieg ein. Die Ältere lauerte auf jedes Wort, auf jede leise Bewegung und stieg nach ihr in den Wagen, der nun schnell in die Krümmungen des Waldweges einbog und verschwand.

Der Maler Z. neckte mich lange mit dem rätselhaften blassen Liebchen, wie er es nannte; und lange noch konnte ich mich einer düstern Stimmung nicht erwehren, bis ein paar Jahre wieder die ganze Begebenheit in den Hintergrund setzten.

Die Ostsee trug das Dampfboot wie spielend auf ihrem Rücken, wir standen auf dem Verdecke und freuten uns des schönen Tages, der heitern See, der glücklichen Fahrt.

Das Ziel meiner Reise, das Seebad Travemünde, war nicht mehr fern, und schon nahm ich von meinen Reisegefährten Abschied, denn das Dampfboot legt nur in Travemünde an, um da die Passagiere für Kopenhagen mitzunehmen, und segelt nach wenigen Stunden wieder ab

Alle Badegäste Travemündes standen am Ufer, um das Dampfschiff ankommen zu sehen. Ich sprang ungeduldig über das Brett hinunter und flog gerade einem Berliner Freunde in den Arm. „Das ist ja himmlisch,“ sagte er mit allem Berliner Akzent, „daß Sie gerade heute, gerade jetzt kommen!“

„Warum denn?“ fragte ich.

„Das wird Sie himmlisch amüsieren, soeben ist Deklamatorium im großen Kursaale, und die himmlische S** aus Breslau trägt mehrere Gedichte von Ihnen vor, nein, das ist himmlisch!“

Ich fand eben nichts Himmlisches daran, weder an Dlle. S** noch an meinen Gedichten; indessen die Kuriosität, die liebe Eitelkeit und das Drängen meines Freundes bestimmten mich, sogleich ins Konzert zu gehen, so gern ich noch die Abfahrt mit angesehen hätte.

Im Konzertsaale fand ich schon einen Teil des Badepublikums versammelt, um der Herrlichkeit zu warten, die da kommen sollte. Ich sah meinen Namen dreimal auf dem Konzertzettel und wurde um einen Zoll höher! Ich drängte mich seitwärts bis nahe an die Erhöhung hin, worauf heute noch die oder der Kunst geopfert werden sollte. Nach einigen leidlichen Musik- und Gesangsstücken kam die himmlische S** und begann zu deklamieren; mein Berliner drückte mir fast den Arm wund, so entzückt war er. Nach dem ersten Stückchen, welches sich eines gnädigen Beifalls zu erfreuen hatte, schickte die himmlische S** ihre Blicke wie ein Gendarmerie-Pikett umher, und als sie mich erblickte, wäre sie bald rot geworden.

Mehrere von den Bade-Damen traten auf sie zu, und ich be-

merkte sogleich, daß sie mich, nicht nur Staubgeborenen, sondern jetzt auch Staubbedeckten, als den Verfasser jener „himmlischen" Gedichte bezeichnete. Ich schlug züchtig meine Augen nieder und zog meinen Freund aus dem Saale. Soeben erscholl der erste Kanonenschuß, ein Zeichen, daß das Dampfboot nun bald absegle. Ich schritt schnell hinan ans Ufer. Noch ein Kanonenschuß, der zweite; beim dritten stößt das Schiff vom Ufer. Ich verdoppelte meine Schritte, stieh' am Brette, welches die Einsteigenden trägt, da nahen sich zwei Damen, ich sehe sie an, es ist Theone und ihre Begleiterin! —

Theone fuhr zusammen und schwankte, ich reichte ihr mechanisch den Arm und leitete sie hinüber; kein Wort vermochten wir zu reden: sie stieg mit ihrer Begleiterin aufs Verdeck —, der dritte Kanonenschuß erscholl, das Schiff stieß vom Ufer ab, ich stand versteinert da und sah nur noch das Wehen ihres weißen Taschentuches aus der Ferne

Vergebens forschte ich dann in Travemünde, kein Mensch wußte etwas von ihnen. Bloß der Kellner in der „Stadt Rostock" sagte mir, es wären heute zwei Damen nach meiner Beschreibung aus Lübeck angekommen, aber sonst konnte er mir nichts sagen.

Lange blieb der traurige Eindruck, den Theone bei ihrem Einsteigen in das Dampfschiff auf mich machte, in meiner Brust zurück. Bleicher als je sah ihr Gesicht, in dem Blicke lag ein erlöschendes Feuer, und ihre Züge schienen etwas ungewöhnlich Leidendes und Schmerzliches zu verraten. Ich hatte nachher in Lübeck und Hamburg auch vergebens nach den beiden Damen geforscht, und hegte noch immer die Hoffnung, daß der Zufall mich noch einmal mit ihr zusammenführen werde.

Ich hatte in „Stubenkammer" das seltene und entzückende Schauspiel genossen, die Sonne an einem Morgen zweimal aufgehen zu sehen, und meine Brust war so ganz voll von dieser erhabenen und erhebenden Szene. Wer je die Insel Rügen besucht, versäume ja nicht, sich diesen Genuß zu verschaffen, der freilich selten zu erhaschen ist, indem man von dem allerschönsten, wolkenlosesten Morgenhimmel begünstigt sein muß, und weil man sodann auch mit mühevoller Schnelligkeit die hohe Kreidewand, von dem sogenannten Königs-Stuhl, hinab an das Seeufer klettern muß. Dann hat man oben schon einmal in dem rosigen Morgenstrahl gebadet, die erwachende Natur begrüßt, die leuchtenden Baumwipfel glänzen gesehen, und die Sonne betrachtet, wie sie gleich einer errötenden jungen Frau aus dem hochzeitlichen Morgengezelt aus dem Schoße der Ostsee aufsteigt, und dieses ihr Gliederbad mit verschämtem Blick übergoldet; und nun steht man wieder tief unten in Dämmerung und nächtlicher Ruhe, nur hoch

über uns glühen die Bergesspitzen wie Weihrauch-Kerzen, und die obere Atmosphäre ist mystisch entbrannt; über der See aber liegt noch ein ziehendes Dunkel, bis die Sonne uns zum zweitenmal emporsteigt, und die See auflodert, und die streifenden Möven ihre Flügel in die Fluten tauchen, als wollten sie sie vergolden, und von den weißen Kreidefelsen springen die Strahlen in die flammenden Wogen zurück.

Ich stieg hinab, brachte noch ein Stündchen in dem höchst schwermütigen Haine der Hertha zu und fuhr sodann nach Altenkirchen. In diesem reizenden, patriarchalischen Dörfchen hatte Kosegarten gelebt, und ich betrat mit freundlicher Erinnerung die Stätte, wo seine gemütliche Muse gewaltet hatte. In der kleinen, ganz unansehnlichen Kirche fand ich ein Wandgemälde, dessen Malerei erbärmlich war, und das gewiß von keinem wandernden Kunst- und Natur-Brandschatzer noch eines Blickes beachtet wurde. Auf mich aber machte das, was es enthielt, einen hohen, wohlthätigen Eindruck, denn schwerlich kann man was Einfacheres, Frommeres und Sinnigeres sehen, als dieses schlechtgeschmierte Bild. Es stellt nämlich zwei in einander geschlungene Psalter vor; auf der einen spielt eine aus den Wolken herausgehende Hand, und unten befinden sich die Worte:

„So sind der echten Christen Herzen,
Wenn eines, angeregt von Schmerzen,
In Klag' und Weheruf verhallt,
Das andere in Mitgefühl erschallt."

Geht hin, ihr Maler und Poeten, Schnörkler und Versler unserer Zeit und erfindet etwas, das heiliger, zarter und christlicher ersonnen ist! Von der Kirche führte mich der freundliche Küster, ein zuthunlicher sanfter Greis von munterem Wesen, auf den Kirchhof und zeigte mir einige interessante Grabhügel.

Ein noch junges Grab lag an der Mauer, ein einfaches Holzkreuz war darauf gepflanzt; zufällig warf ich meine Blicke im Umwenden darauf und las: — „Theone".

Ich stand wie versteinert, es war mir, als spränge in meinem Herzen etwas in Stücken. Der Küster gewahrte, wie mich dieses Grab ergriffen hatte, und fragte: „Ist Ihnen dieser Name bekannt?"

Er erzählte mir darauf, wie vor ungefähr einem halben Jahre ein Frauenzimmer (ich erkannte sogleich, daß sie es war) nach Altenkirchen kam und, angeblich von der Natur der Insel angezogen, sich allda einige Zeit aufhalten wollte. Sie blieb da, lebte für sich, besuchte die Kirche und den Kirchhof, las und schrieb in letzter Zeit fleißig. Man sah, daß sie litt, und bald blieb dem

Küſter kein Zweifel, daß ſie in kurzem ſterben werde. Sie ſelbſt wurde nur heiterer bei dem Gedanken, und verſchied ſanft, nachdem ſie dem Küſter noch einige Papiere gegeben, die ihre Lebensgeſchichte enthielten, und die er, ihrem Auftrage gemäß, nach ſechs Monaten an mich nach Berlin ſchicken ſollte. Nachdem ich mich bei dem Küſter legitimiert hatte, übergab er mir die Briefe. Ich ſetzte mich auf Theonens Grab und las ihre wunderſame Leidensgeſchichte. *)

*) Dieſe Geſchichte Theonens, welche unter dem Titel: „Die Verhängnisreiche“ ſpäter mitgeteilt werden ſollte, fand ſich leider in dem Nachlaſſe des Dichters nicht vor.

Gildane, oder: Herztrieb und Weltlieb.

Brief-Fragmente aus einer gewöhnlichen Geschichte.

Alfred an Theodor.

Baden.

Du magst Recht haben! Aber laß mich noch ein paar Wochen hier, gerade im Spätherbste. Es kehrt Ruhe in das kleine Städtchen und in mein Herz zurück, wenn die Badegäste von dannen ziehen und ich nicht auf allen Wegen und Stegen, auf jedem Bergrücken und an jedem Flußrand so ein paar übernüchterne, naturbrandschatzende, langweilige und gelangweilte Badegäste herumkriechen sehe, welche unsern Herrgott als einen Sommerwirtshaus-Inhaber betrachten, die Morgen- und Abendröten als Kellnerinnen und den Wiesenduft, den Blumenodem, die Wolkenzüge, die Wälderkühle und den geheimnisvollen Vogelsang als Medizin und Heiltränkchen taxieren und sie genießen, wie die Becher am Brunnen, mit flauem Angesicht und flanellenen Empfindungen.

Laß mich! Ich glaube, die Natur hier ringsum fängt eben jetzt erst an, sich von der Last ihrer Besucher zu erholen und sich selbst ein bischen zu leben!

Und was seh' ich bei dir in der Stadt? Du, freilich, du magst Recht haben, für dich hat das alles noch seinen Wert und Reiz, wenn Ende Oktober und im November die schwerbepackten Karossen von den Landgütern und Landwohnungen zurückkehren, wenn die armen Frauen, welche nach dem eisernen Szepter der Sitte nun einmal durchaus sechs Monate von der Residenz entfernt sein müssen, wieder kommen, und über den Stephansplatz, Graben und Kohlmarkt hin- und herfahren und gehen, und wenn die eleganten Butiken wieder sich füllen mit dem suchenden, wählenden, sich beratenden Geschlechte der Mode- und Kleider-Puppen, „da ist Herzog Alba an seinem Platz!" Da bist du ganz in deinem Elemente.

Ich beneide deine gefrorene Glut — ich kann es nicht anders nennen — mit welcher du alles und jedes in der Welt eben mit einem eisigen Eifer, mit einer ewigthätigen Ruhe betreibst. Die Partie deines Herzens und eine Partie Billard spielst du mit

gleicher Ruhe, mit gleichem Ernste ab; die Angelegenheit einer Burnus, welche die schöne Baronin Wendthal kaufen will, beschäftigt dich so ernstlich, als dein Erbschaftsprozeß, auf dem deine Zukunft beruht; und auf der andern Seite anatomierst und sezierst du die Herzen und Empfindungen deiner Freunde, ja auch den Zustand deiner Liebe selbst so marmorn ruhig, als ob du die Trüffelpasteten bei einem großen Diner zerlegtest. Und dennoch ist dein Herz edel, gut, weich und stark!

Ich kann diese Weise, das Kleine zu betreiben, als ob es wichtig wäre, und das Wichtige, als ob es sich um eine Bagatelle handelte, nicht finden, mir nicht eigen machen. Ja, ich will es auch nicht! Ich will es den Menschen geradezu zeigen: das interessiert mich und jenes ist mir zuwider.

Glaube mir, lieber Theodor, ich habe es oft der Natur im stillen gedankt, daß sie mir ein schroffes, für den ersten Augenblick zurückstoßendes Äußere gegeben hat! Ja, ich danke dem Himmel, daß ich eine Stachelnußhülle habe, da wird man doch nicht so von aller Welt gleich an- und abgegriffen, und dient nicht wie eine glatte Kastanie oder wie eine runde, abgeschliffene Billardkugel zum Spielzeug von Kindern und Müßiggängern!

Weiß der liebe Himmel, wie froh ich bin, daß ich keine Almanachseele und kein Stammbuchsgeist bin, den die Schöpfung mit glattem, schönem Schuber und reizendem Goldschnitt ausgestattet hat, damit ich nicht herumfahre auf Toiletten-Tischen und auf dem Schreibtisch faber Elegants und nicht zwischen allen Fingern durchglitsche und von Hand zu Hand gehe, wie ein Bijou-Kalenderchen!

Glaube mir, für Frauenjugend und Männercharaktere kann es keine schützendere Leibgarde, kein besseres Konservativmittel geben, als ein uneinladendes Äußere!

Wenn man nun besonders das Unglück hat, wie ich, durch einige nicht mißlungene Trauerspiele dem großen Publikum bekannt zu sein, da ist es nicht mit Geld aufzuwiegen, wenn man so eine Stachelbeerenhülle hat, welche die zutäppigen, indiskreten, alles beschnüffelnden Finger in gehöriger Entfernung hält!

Die öffentlichen Personen, wie Dichter, Sänger, Maler ꝛc., werden leider ohnehin wie ein Birkenbaum betrachtet, und jeder müßige, durstige Wanderer glaubt ein Recht zu haben, ihn mir nichts, dir nichts anzuzapfen und seinen frischen Saft herauszuholen, um seine trockene Zunge zu benetzen!

Wie gut ist es in solchen Fällen, wenn unsere Physiognomie so aussieht, wie eine Warnungstafel mit den Worten:

„Hier ist kein Durchhaus!“

Wenn man so glatt und lieb, und herzig und windelweich, und einladend schön und reizend ist, da ist jedermann ein Nußknacker, der uns ohne viel Federlesens aufknackt und unsern

innerſten Kern herausnimmt, ihn zehnmal auf der Hand umkehrt und dann gleichgiltig liegen läßt.

Ich mag nun nicht von jedermann aufgeknackt werden, aber ich glaube, daß, wenn ſich jemand die Mühe nimmt, trotz Stacheln und rauher Schale den Kern in mir zu — ſuchen, die Mühe nicht ganz verloren ſein dürfte.

Deshalb, lieber Theodor, gehe ich nur dann erſt aufs Land, wenn die ſtädtiſchen Landbewohner zurückkommen! — Du ſchriebſt mir neulich, Güldane ſei in der Oper geweſen, beim „Robert“, und ſie ſähe blaß aus. — Bläſſe, mein Freund, iſt die Gala-Uniform der Liebe und des Geiſtes! Die ſtille geiſtige Mondnacht iſt blaß, der geſchwätzige Tag iſt rot! Sie war blaß, als ich ſie das erſtemal ſah; aber es war nicht die Bläſſe bleichſüchtiger Wangen, welche in der Kur und Krankheit ſich wechſelſeitig verzehren; es war nicht die angekränkelte Bläſſe des romantiſchen Lüſtelns, es war jene Bläſſe, welche dem Beſchauer zu ſagen ſcheint: „nein, der Menſch iſt zur Freude nicht gemacht, und das Herz iſt nichts, als ein klopfendes Heimweh nach einer ſchmerzloſen Heimat!“ — Blaß war ſie wie die liebliche Abenddämmerung und ſtill, ſtill, wie der Gedanke der Sehnſucht, wenn er ſeinen leiſen Flug zu der Geliebten macht. — Sie ging an der Seite ihrer Mutter, einer rechten Mutter aus dem neunzehnten Jahrhundert, und ihr Auge ſenkte ſich zu Boden, als wollte es dem lieblichen Veilchen wiedergeben die liebliche Milde, die Bläue, das ſinnige Stillleben, voll Duft und Anmut, welches in ihm wohnt!

Es war ein ſchöner Tag; ich machte ihren Führer auf der Anhöhe zu der Ruine von dem Schloſſe Theben, welche ſich in den Fluten der Donau ſpiegelt.

Ach ja! Sie iſt blaß! Jetzt wie damals! Und welche Zeit von Bläſſen und Röten, von Flammen und Gletſchern, von Wonnen und Wehen, von Göttertempeln und einſtürzenden Gräbern liegt dazwiſchen!

Ja, Theodor, ich will deinem langen Drängen endlich nachgeben und dir die Geſchichte mitteilen. Es iſt eine gewöhnliche Geſchichte, ſo eine, von der Heine ſagt, ſie paſſiert alle Tage.

Das iſt es ja eben, mein Theodor; ſo entſetzlich gewöhnlich iſt die Geſchichte, ſo ungemein alltäglich, und doch können zwei Herzen darüber den Himmel verlieren! Es iſt ein ſpießbürgerliches Schauſpiel; unſere Recenſenten würden von ihm ſagen: „Die Situation iſt nicht neu, die Handlung alltäglich, die Kataſtrophe wie zu erwarten!“

Allein, du biſt kein Recenſent, ſo höre oder ſo leſe dieſe Briefe von mir, von ihr, von andern, die alle in meinen Händen ſind. Ich werde dir und du mir inzwiſchen ſchreiben.

Leb' wohl!

Gildane an Aurelie.

Preßburg.

Da bin ich nun in dem geprieſenen Landleben, im Schoße der ewig grünenden Natur. Ich habe mich hierher geſehnt, und nun bin ich hier und ſehne mich wieder — wohin? nach was? Ich weiß es nicht, liebe Aurelie; die Stadt ward mir endlich zuwider, die Soireen, die Bälle, die Konzerte, die Picknicks, obſchon ich ſie liebe, obſchon ich ihnen nachjage, ſie werden mir endlich läſtig, es kommt mir vor wie eine lange, ewig lange Zauberoper, es ergötzt mich, aber am Ende frag' ich mich, ob ich mich denn wirklich recht innig unterhalten habe, und ich muß mir mit „Nein!" antworten. Ich fühle eine Leere in mir, die ich immer wieder mit einer Leere auszufüllen ſuche!

Ich komme mir ſelbſt ſonderbar vor! Ich liebe die große Welt, ja, ich haſche nach ihr, und dabei kommt mir alles doch ſo ſeelenlos vor und lächerlich, daß ich einen leiſen Spott über mich ſelbſt nicht erſparen kann!

Nun gut, aufs Land! Es iſt doch eine Abwechslung und das iſt für kurze Zeit wenigſtens etwas.

Wir bewohnen einen ſchönen großen Garten vor der Stadt auf einer Anhöhe, welche die Donau, die ſogenannte Au und die Straße nach Wien beherrſcht.

Siehſt du, „die Straße nach Wien"! Da knüpft ſich denn aus meinen Blumenlauben und Einſiedlerhütten und ſtillen Teichgängen die Verbindung mit der Reſidenz ſo lebhaft in mir an, daß ich doch zuweilen wünſche, die Nymphe des Quells wäre die beliebte Marchande de modes: „Aimé", und die Dryaden und Hamadryaden wären Stutzer und Elegants, wenn's auch nur wäre, um mich an ihrer Poiſierlichkeit zu ergötzen, und die Binſenmattenhütte wäre der Redoutenſaal u. ſ. w.

Du lachſt, Aurelie? Du haſt Recht, Aurelie; ich lache über mich ſelbſt!

Sende mir doch etwas zu leſen, nur verſchone mich mit mehrbändigen Romanen! Sie langweilen mich. Ich bin nicht fähig, ſo lange an einem einzigen Faden langweiliger Liebe fortzuſpinnen! Es muß eine ſehr langweilige Empfindung ſein, die ſogenannte Liebe, wenn man, um ſie zu ſchildern, drei oder vier Bände braucht!

Sende mir Taſchenbücher mit kleinen Erzählungen, Gedichtchen, mit denen man bald zu Ende iſt!

Iſt die ſentimentale, nelkenäugige Alije noch in der Stadt? Sie verſprach, auf einen Monat zu mir heraus zu kommen. Wenn ſie kommt, ſchicke mir ja die neueſten Modeblätter mit. Es küßt dich deine ꝛc. ꝛc.

Nachſchrift. Wenn wir Frauenzimmer nichts zur Nachrede

haben, ſo haben wir doch immer etwas zur Nachſchrift. Lida, meine jüngere Schweſter, die, wie Du weißt, noch halb Kind iſt, grüßt dich und bittet dich, ihr durch Aliſe das Reiß- und Zeichnenbrett zu ſenden; ſie malt und zeichnet jetzt mit Leidenſchaft, keine Blume und kein Schmetterling ſind vor ihren Steckbriefen ſicher. Ach Himmel, wir haben ja keine anderen Schmetterlinge, als die wirklichen! Kußhand!

Moritz an Alfred.

Wien.

Laß mich, Alfred! Laß mir meine Anſichten über Liebe und all den Schnickſchnack des Herzens; dieſe meine Anſichten ſind die Wetterableiter auf meinem roten Herzdache. Jedes Männerherz hat ſo ſein Heu- und Wetterwinkel und alle Liebesſchauer und Liebesgewitter ziehen daraus über dasſelbe her. Ich aber habe mein Heuwinkel ganz angeräumt und vollgepfropft mit präparierten Erfahrungen und ſecierten weiblichen Herzen, aus denen allen zu erſehen iſt — daß Liebe und Geſpenſter nur denen erſcheinen, die daran glauben, und welche verſchwinden, wenn man mutig auf ſie losgeht und ſie faſſen will!

Alle Arten von Liebe, die unter Euch in ſo verſchiedenen Geſtalten kurſieren, ſind nichts als falſche Abſchriften eines Originals, welches ganz verloren gegangen iſt.

Wenn mir ſo jemand erzählt: „ach, wie liebt ſie mich!“ — ſo möchte ich gleich in dem Märchentone einfallen und fortfahren: „— und aus der großen goldnen Blume ſtieg ein Wunderknabe mit güldnen Flügeln und Demantaugen und grünen, ſmaragdenen Locken und ſo weiter, und ſo weiter.“

Der Himmel erhalte dir, lieber Alfred, deinen Köhlerglauben an Liebe und Treue; dieſer Glaube macht gewiß ſelig! Sag' mir, glaubſt du nicht auch an Alräunchen und Kartenlegerinnen?

Ein Mädchenherz und ein Katzenfell, wenn man ſie ſtreichelt, geben Funken, das iſt Elektricität, weiter nichts!

Mit den ſogenannten gebildeten Mädchen laſſe mich nun vollends zufrieden! Je mehr ein Mädchen weiß, deſto näher liegt ihm der Sündenapfel! Die geiſtreichen ſind mir nun einmal ganz und gar unerträglich, da muß der Geiſt die Notlüge des Herzens machen, ihr bischen Wiſſen ſetzen ſie wie eine Brütente auf die Hühnereier ihrer Empfindung und die Ente watſchelt dann mit den ausgebrüteten Küchlein, mit einer fremdartigen Brut herum!

Wenn du, lieber Alfred, auf deinen Wanderungen ein recht hübſches, aber dummes, blödes Mädchen triffſt, ſo verſchreibe mich mit Extrapoſt. Der Sonderbarkeit willen möchte ich einmal einer

rechten Gans den Hof machen. Da weiß man doch, wie man dran iſt und braucht nicht immer mit Redensarten und poetiſchen Blumen zu bombardieren! Für ſo eine dumme Feſtung braucht man nichts, als ihr alle andere Zufuhr abzuſchneiden und ſie auszuhungern. Genug davon.

Aliſe geht morgen nach einem Landgute unweit Preßburg, um einige Sommermonate bei einer gewiſſen Familie von Trentheim zuzubringen. Ich habe die alte Trentheim im vorigen Winter in einer Soiree kennen gelernt; ſie iſt ein Weib, welches außer dem ſtehenden Heere von allgemeinen weiblichen Fehlern auch noch ein fliegendes Korps von unausſtehlichen Separat-Anſprüchen und eine liegende Garniſon von eingefleiſchten Vorurteilen in ihrem winterquartierlichen Herzen einquartiert hat. Allein dieſe alte Trentheim ſoll eine Tochter: Güldane, haben, die ihr ſo wenig gleichen ſoll, wie ein Kolibri einer Schopfente. Dieſe Tochter heißt Güldane und — si fabula vera — ſoll eine ganz beſondere Gattung von Paradiesvogel ſein. Ihr Herz ſoll ein Feenpalaſt ſein, mit geflügelter Beſatzung, aus lauter Tugenden, und um hinein zu kommen, müßte man ebenfalls Flügel, Engelflügel, Seraphflügel haben, und einen Ätherleib, durch welchen eine Himmelsſeele wie eine Peri durch einen Spitzenſchleier herausguckt.

Ich habe mir leider meine Flügel ſchon verſengt, auch ſind ſie mir ſo oft geſtutzt worden, daß ich mich zu dem Flug in dieſes Herz nicht erheben kann! Du aber, du, der du noch immer den Meſſias erwarteſt, mache dich auf, ſtärke dich mit Mondſchein, bade dich in Morgentau, hülle dich in einen Regenbogen-Paletot und fahre auf poetiſchen Sonnenſtäubchen durch die Fenſterritzen in das Herz dieſer Fee Güldane!!

Gewiß, mein lieber Alfred, iſt es, daß die Mädchen uns lieber Thür und Thor des Herzens aufmachen, als Fenſter und Schlüſſelloch; es iſt leichter, in das Herz eines Mädchens hineinzuſchleichen, hineinzuſpringen, hineinzuſtürmen, als hineinzulugen, hineinzuſchauen, hineinzublinzeln!

Ich bin neugierig, was mir Aliſe über Güldane ſagen wird. Aliſe iſt eine weitläufige Couſine von mir und wird ſich die Erlaubnis erbitten, daß ich ſie bei Güldane in Schattenſee — ſo heißt der Landſitz der Frau von Trentheim — beſuchen darf. Siehſt du, da habe ich eine lebende fliegende Brücke zu dem Zauberſchloß mit ſeiner ſchönen Inſaſſin!

Wann gehſt du nach Tyrnau, um Freund Halden zu beſuchen? Er erwartet dich ſchon ſeit einem Monat und hat allen Tyrnauerinnen den Mund recht wäſſrig gemacht, nicht etwa mit deinem letzten Trauerſpiel, nein, mit der Erwartung, dich zu ſehen!

Fare well my dear poor — alas! — Adio!

Aliſe an Moritz.

Schattenſee.

Da bin ich! Wo? Im Elyſium! Im Reich der Schatten, in Schattenſee. So, mein Herr Philoſoph, heißt das Landgut der Frau von Trentheim, ungefähr eine Stunde von Preßburg, in einer anmutigen Thalgegend. Unter Akazien halb verſteckt, wie ein lauſchendes Mädchen, welches ihren Freund neckiſch erwartet, guckt das rote Dach des Schloſſes durch die hängenden Zweige, und ein großer Garten, welcher ſich bis an das Ufer der Donau erſtreckt, mit Blumenpartien, Lauben, Grotten, Teichen, Fiſcherhütten, Tempeln, Statuen und all dem Gepränge, welches man in das geſellige Leben der Bäume und Blumen gebracht hat, ſtreckt ſeine grünen Arme aus, um — zwei einſam wallende Nymphen zu umarmen, und eine von dieſen zwei Nymphen iſt — die abgeſagte Naturfeindin Aliſe — die andere iſt Güldane! —

Sie fordern von mir, als Güldanens Freundin, eine Schilderung, eine getreue Schilderung Güldanens? Freundin? Freundſchaft unter Frauenzimmern iſt ſo ein Unſinn, wie Liebe unter Männern! Höchſtens nach unſerem fünfzigſten Lebensjahre, da, wenn wir aus dem großen Ozean der Eigenliebe und Eitelkeit in den ſtillen Sund der gänzlichen Lebens- und Liebesentſagung hineingeſegelt ſind, dann, ja dann, wenn beide ſogenannte Freundinnen zuſammen ein Jahrhundert teilen, dann kann ein Gefühl zwiſchen beiden eintreten, welches an Freundſchaft grenzt!

Bin ich denn ſo gar nicht hübſch, daß Sie glauben, ich könnte Güldanens Freundin ſein? Hab' ich nicht auch ſo gut meine blauen Augen und blonden Locken, wie ſie nur irgend zur Anfertigung eines Sonetts erforderlich ſind?!

Was mich an Güldane feſſelt, iſt allein der Umſtand, daß ſie keine Kokette iſt. Nicht deshalb, weil ich die Koketterie haſſe, ſondern, weil ich gerne allein kokett bin! Glauben Sie mir, wir eifern gegen die Koketterie anderer Frauen, ſcheint mir, nur deshalb ſo ſehr, weil ſie uns in der unſrigen geniert. Güldane weiß nichts von Koketterie; aber glauben Sie nicht, daß ſie nicht gefallen will. Allein, ſie will nicht gefallen, um zu erobern; ſie will gefallen, weil es ſie amüſiert, weil ſie es unterhält. Es iſt ihr alles eins, wem ſie gefällt, ob einem Manne oder einer Frau, einem jungen oder alten, ſchönen oder häßlichen Mann. Am meiſten will ſie ſich ſelber gefallen und erobern, und dieſe Eroberung gönne ich ihr ſo ſehr vom ganzen Herzen, daß dieſer Umſtand allein ſchon hinreichend iſt, mich an ſie zu feſſeln.

Es giebt kein Frauenzimmer, kein ſchönes nämlich, welches im Laufe eines Tages ſo oft vergißt, daß es ſchön iſt, und ſich ſelbſt wieder ſo oft daran erinnert, als Güldane.

Geliebt hat ſie nie; ich bin überzeugt, auch glaube ich, Sie,

mein gefährlicher Herr Philoſoph und Liebesfeind, dürften bald hierher kommen; Sie brauchen nicht zu fürchten, Güldanens Herz zu beunruhigen!

Sie kommen doch? Ich habe Sie ſchon als einen nahen Verwandten von mir angekündigt, und um eine freie Eintrittskarte zu allen idylliſchen Vorſtellungen in Schattenſee, ohne Ausnahme, für Sie gebeten.

Seien Sie auf Ihrer Hut! Es ſind nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten! Dieſe Güldane iſt gefährlich, eben weil ſie ſo ſorglos unter Euch Gewalthabern und Eroberern herumwandelt, als ob Ihr lauter Jasminſträuche und Taxuswände wäret, mit denen der liebe Herrgott ſo aus Liebhaberei den menſchlichen Tiergarten ausſpaliert hat! Sie ſpricht von dem ſchönſten Manne wie von einer Aurikel, ſie verhehlt nichts, ſie übertreibt nichts; es iſt ihr eine Sache, nicht ein Mann! Und es iſt nicht Affektation, ſondern Gleichmut. Ein Hut, eine Mantille kann ſie tagelang beſchäftigen, ein Mann, und wär' es ein Adonis, nicht länger als jede andere Tages-Novität!

Wäre es nicht intereſſant, dieſe Schattuliöſe zu bekehren? dieſem gefrorenen Rhythmus Wärme zu geben? dieſen blauen Augenhimmel, den kein Strahl von Liebe ätheriſiert, mit einigen Wölkchen aus dem Nebelſaum irdiſcher Liebe umzogen zu machen? Wäre es nicht intereſſant, die erſte Entdeckungsfahrt in dieſes Herzensland zu machen, und ihm vielleicht auch ſeinen — Namen zu verleihen?

Ich prophezeih' Ihnen wenig Erfolg!

Wir leben übrigens wie in La Trappe!

Von unſern Umgebungen zeichnet ſich beſonders ein Herr Schwarzdorn, oder von Schwarzdorn aus; man iſt wegen der Richtigkeit ſeines Selbſtadels noch nicht im klaren. Er zeichnet ſich durch eine koloſſale Beſchränktheit und durch ein ewiges Lächeln aus. Als ein weitläufiger Anverwandter des Hauſes hat er das Privilegium zu kommen, ſo oft er will. Dieſen ſeinen Willen ſetzt er auch regelmäßig in jeder Woche ein paarmal ins Werk, und beglückt uns abwechſelnd mit ſeiner Kurmacherei. Mich langweilt das doch, wenn ich ihn nicht zum beſten haben kann, und Güldane betrachtet ihn wie den Truthahn, der im Hofe herumgeht, ſie nimmt gar keine Notiz von ihm, aber wenn er es zu arg macht, zu nahe kommt oder zu laut kollert, dann jagt ſie ihn mit eben ſolcher Ruhe fort, als den Truthahn.

Nächſte Woche beginnen wir unter Bedeckung dieſes langweiligen Ritters unſere Ausflüge in die fernere Umgebung von hier und Preßburg.

Kommen Sie doch bald!

Alfred an Moritz.

Baden.

Wenn du morgen nach Preßburg gehen willſt, ſende mir heute noch zwei Zeilen, ſo komme ich nach Wien und begleite dich dahin, weil ich einmal nach Tyrnau muß. Du magſt dann in Gottes Namen nach Schattenſee gehen, um Aliſe zu beſuchen, eigentlich aber, um die einſame Fee Güldane in ihrer grünen Gartenſchale zu ſehen, zu bewundern und — zu lieben!

Ihr Liebeslästerer, die Ihr Euch das Anſehen gebt, als pralleten alle Pfeile des blinden Götterkönigs von Eurer Bruſt ab, Ihr ſeid die entzündlichſten, und das kleinſte bischen Aufwand von Schönheit, Naivität, Taubenfrommheit u. ſ. w. ſetzt alle Eure Grundſätze jämmerlich auf den Sand!

Ich habe von dieſer Güldane ſchon zuviel gehört, um zu wünſchen, ſie kennen zu lernen. Ich hege ein beſonderes Vorurteil gegen berühmte Schönheiten! Sie ſind in der Regel geiſt- oder herzlos, oft beides zugleich!

Eine ſolche Schönheit iſt gewöhnlich ein Tempel ohne Altar, eine Kirche ohne inwohnenden Gott! Väter, Mütter, Freunde und alle Männer tragen ſtets das Ihrige dazu bei, einer ſolchen Schönheit glauben zu machen, die Blätterfarben ihrer leiblichen Blume wären hinreichend, und ſo wird denn nichts, als dieſe Blätterpracht großgezogen; aber Duft und Süße der Blume, Sinn und liebliche Deutung gehen verloren! Eine ſolche ſchöne Blume iſt immerwährend von perennierenden Balſamſträuchen umgeben, welche ſie beſtändig anräuchern, und an dieſes Zibet- und Moſchusgeſchlecht gewöhnt, weiß ein ſolches Mädchen nichts anderes, als daß die Männer lebendige Weihrauchkeſſelchen ſind, von der Natur beſtimmt, ihre aus dem ſchönſten Marmor gemeißelte Bildſäule zu umräuchern.

Ich will wetten, dieſe Güldane ſchätzt die Männer nach den Huldigungen, die ſie ihr darbringen, und ſie wird einſt den lieben, der darin Eminenz erreicht hat. So ſind ſie alle.

Leb' wohl, auf Wiederſehen! Antworte ſogleich.

Aliſe an Moritz.

Schattenſee.

„Dieſe Heilige empfindet," ſagt die Eboli von der Königin und „dieſer Gletſcher hat einige Wärme," ſage ich von Güldane.

Ja, denken Sie ſich, ſie fühlt! Ein Mann hat einmal mehr Eindruck auf ſie gemacht, als ein Glacé-Handſchuh, als ein Blondenſchleier, ſie hat gelächelt, als ich ſie mit ihm neckte und iſt — rot geworden!

Die Welt wird aus ihren Angeln gehen!

Und welch ein Mann! Sie werden lachen! So sind sie, die Sonderlings-Mädchen, alle! Glauben Sie etwa, ein Mann wie ein Adonis, ein Mann wie — Sie, habe dies Marmorherz aus seiner Starrheit zur ersten, wenn auch nur leisen Regung gebracht? Etwa ein vornehmer Kavalier mit der Perspektive in künftige Herrlichkeit? Nein, nichts von allem dem!

Ihr Freund Alfred ist der Magier, dem es vorbehalten zu sein' scheint, ein Herz unter das leere Herz Güldanens zu zaubern. Ja, Ihr Freund, der unleidliche Alfred, der Tragödien-Vater, der häßliche Mensch! Sie wissen, daß ich einen entschiedenen Widerwillen gegen ihn empfinde, obschon ich ihn nie gesprochen habe.

Wenn er ein Frauenzimmer anschaut, so liegt um seinen Mund ein Zug, der auf gut mephistophelisch zu sagen scheint: „Schwachheit, dein Name ist Weib!" und sein Blick scheint heuchlerisch über diese Wahrheit in Wehmut zu zerfließen. Auch sollen seine Sarkasmen in Gesellschaft unausstehlich sein, kurz, ich habe mich immer gehütet, in seine Nähe zu kommen, obwohl andere Frauen und Mädchen ihn äußerst interessant finden und ihre Eitelkeit mästen, wenn sie von den Strahlen seines Geistes wie hohle Nüsse übergoldet werden.

Und mit diesem Alfred komme ich nun zusammen, und wenn nicht alles trügt, so wird dieser Dramengott ein kleines Haus- und Familiendrama in Schattensee aufführen.

O, wir Mädchen! wir Mädchen! Ist nicht eine Dichterseele einem Mädchenverstande so fremd, wie eine Tambouriernadel einem Professor der Theologie, und dennoch, dennoch hat diese Güldane, so scheint es, diese Dichterseele in zwölf Stunden so kennen gelernt, wie ein Uhrmacher seine Uhr, mit allen seinen Räderchen und Zängelchen, mit all seinem Klippklapp und mit dem großen Perpendikel: „Dichter-Eitelkeit"!

Es sind doch alberne Menschen diese Dichter! Um sie zu gewinnen, braucht man nichts, als zwei große blaue Augen die sich weit öffnen, wenn sie etwas sagen, und ein Antlitz, welches sie gläubig und bewundernd anschaut, wenn sie die bunten Bänder und Feuerfunken aus dem poetischen Munde ziehen!

Über die Dichter! Mit einem feinen Filet wollen sie nicht gefangen werden, aber mit dem großen weiten Maschennetz der hanfblassen und geschmeidigen Demut und Anbetung! O die Dichter! die Dichter! Sie wollen keine Antwort von einem weiblichen Herzen, sondern bloß ein Echo, das heißt den Rückhall ihrer eigenen Worte! Es ist ein heilloses Volk!

Jedoch muß ich Ihnen erzählen.

Am verflossenen Dienstag traten wir wieder einen Ausflug in die [illegible]

„Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht, lothringisch Volk!“

Die alte Trentheim, Güldane, ihre Gesellschafterin Amselberg, die kleine Lida, Herr von Schwarzdorn, genannt der Ritter von der langweiligen Gestalt, Onkel Dresen mit seinem Sohn, dem hoffnungsvollen Kandidaten der Medizin, und meine Wenigkeit.

Wir hatten einen Diener und ein Mädchen vorausgeschickt, um in den Ruinen vom Schlosse Theben, wohin die Reise ging, ein Mittagsmahl zu bereiten, und folgten, am Ufer der Donau langsam im Wälderſaume fortziehend, bald nach. Güldane war sehr mutwillig. Sie ließ alle Augenblicke etwas fallen, bald den Handschuh, bald den Fächer u. s. w., und der langsame Ritter Schwarzdorn hob jedes Stücklein mit heiligem Eifer auf und übergab es seiner Behörde mit einem Trikolorblicke, in welchem geschrieben stand: Der redliche Finder wartet auf sein Douceur! Der Onkel Dresen, von dem du weißt, daß er den Herrscher auf und zu Schattensee spielt und seine Schwester, die Trentheim, unter festem Kommando hält, führte den Zug an und wir gelangten gegen zehn Uhr morgens in Theben an.

Schwarzdorn, bei dem sich Magen und Herz gleich in der ausübenden Gewalt teilen, beschäftigte sich mit einem Frühstück, und so beschlossen wir: Onkel Dresen, die alte Trentheim, Güldane, ich und der junge Kandidat, indessen zu der Spitze der Ruinen hinaufzugehen und die Nachkommenden dort zu erwarten.

Wir hatten uns sehr ländlich gemacht und wir Mädchen sahen gar nicht übel aus! Sie wissen, wir putzen uns gerne ein bischen, selbst wenn es den Besuch alter Ruinen gilt; es kann ja Geister geben, Gnomen u. s. w., und denen will doch ein Mädchen auch nicht mißfallen!

Güldane sah wirklich reizend aus! Sehen Sie, lieber Moritz, ich bin doch auch ein Mädchen und ein bischen neidisch, wie alle Evatöchter, und Sie selbst haben mir oft gesagt, daß ich ein schönes Mädchen bin, besonders weil ich schwarzes Haar und blaue Augen hätte, eine wahre — wie nannten Sie es? eine wahre Contradictio in re! Und ich fühle, wenn ich mir meine langen Locken so durch die Finger würsle, mein „anch' io son pittore“ ebensogut, wie nur ein Wesen, welches nicht Ursache hat zu erschrecken, wenn es in den Spiegel sieht; aber heute schien mir Güldane unendlich liebreizend und ich hätte sie küssen mögen! Solche tugendhafte Empfindungen kann man aber auch nur in alten Ruinen einatmen!

Wir schlenderten singend, schäkernd, trillernd vorwärts, da, als wir um eine Felsenecke bogen, welche uns den Weg abzuschneiden schien, da

„bot sich uns ein Schauspiel sondergleichen dar!“

Auf einem Felsblock lehnte, mit dem Rücken gegen uns, ein

langer ſchlanker Mann, den Strohhut auf einem Strauch vor ſich hängend, ein Buch neben ſich und ein Blatt Papier vor ſich!

Ein Maler! ein Maler! ſo dachten wir alle Wir konnten nicht vorwärts, denn die Figur lehnte wie ein Querbalken über dem ſchmalen Steg, der ſich am Rande einer ziemlichen Tiefe fortzog. Onkel Dreſen rief mit ſeinem kräftigen Baß: „Mit Erlaubnis!“ Der Mann ſprang auf, war überraſcht, machte eine leichte Verbeugung und ſchien eine Entſchuldigung vorbringen zu wollen; da rief der Onkel:

„Ei der Tauſend! Alfred, Freund Alfred, wie kommen Sie unter dieſe Ruinen? Studieren Sie Trauerſpiele nach der Natur?“ Dieſen kleinen Einfall belachend, ſtellte er uns Alfred vor, mit dem Beiſatze: Mein intimer, ehrlicher Freund!“ Alfred lächelte etwas malitiös zu dieſer Formel, neigte faſt kalt das Haupt, ſagte einige unbedeutende Worte und wollte ſich entfernen.

„Nichts da!“ rief Onkel Dreſen, „nichts da, Herr Berggeiſt, jetzt bleiben Sie bei uns und machen den Wegweiſer. Sie haben ohnehin nicht Wort gehalten, Sie verſprachen mir ſchon ſo oft, mich zu beſuchen! Jetzt haben wir Sie in den Ruinen gefunden wie einen Waldmenſchen, heute gehören Sie uns! Nicht wahr, Schweſter?“ Die Frau von Trentheim fügte einige artige Worte hinzu. Ich beobachtete Alfred genau; denn obſchon es mir höchſt unangenehm war, mit ihm zuſammen zu ſein, ſo intereſſierte es mich doch, ſein Weſen und ſein Benehmen zu beobachten. Er ſchien unſchlüſſig, ſein Blick verweilte lange und ſinnend auf Güldanen, welche daſtand wie eine Dreade, dann fuhr er mit der Hand, welche beiläufig geſagt, ſehr ſchön iſt, über die Stirn und ſagte höflich, artig, aber trocken: „Wenn Sie erlauben, wird es mir ſehr angenehm ſein.“ Nun bitte ich Sie! Kann man ſich alltäglicher ausdrücken? So reden die Dichter?!

„Alſo, raſch vorwärts!“ kommandierte der Onkel und nahm die Frau von Trentheim unter den Arm. Der Weg war ſo ſteil, daß ein Frauenzimmer allein ihn nicht machen konnte. Güldane und ich bewegten uns vorwärts. Alfred trat näher, ſah Güldane an und reichte den Arm — Ihrer unterthänigſten Dienerin Aliſe!

Ich war überraſcht, und ſoll ich es Ihnen geſtehen? ich war einige Augenblicke verlegen! Das kommt, glaub' ich, immer ſo, wenn man durch einen Zufall genötigt wird, mit Menſchen, die uns antipathiſch ſind, zuſammen zu ſein! Wir gingen voraus, Güldane und der junge Dreſen hinter uns. Alfred ſprach wenig, und was er ſprach, war ſo ganz und gar gewöhnlich, von der ſchönen Gegend, von dem Laubſchlag, von der eigentümlichen Geſtalt der Felſen u. ſ. w.

Wo eine beſchwerliche Stelle kam, hielt er an und ſah ſich nach Güldane um, um ſie darauf aufmerkſam zu machen. Der Onkel drehte zuweilen den Kopf herüber und ſagte: „Mädchen, laßt uns

den Berggeist nicht los!" — „Ja," rief ich, all meinen Gleichmut zusammenraffend, „wenn wir nur erst wüßten, ob er ein guter Berggeist, ein Rübezahl, oder ein böser, ein Demiurg, ist!"

Meinen Sie nicht, Moritz, diese Worte hätten eine geistreiche Antwort verdient? Alfred aber lächelte säuerlich und schwieg! Und ich weiß doch, der Mann kann reden, sehr geistreich, sehr anziehend reden; sehen Sie, daß er ein böser Mensch ist!

Wir langten endlich oben an einer Art Platte an, die von zwei Steinbänken eingefaßt ist, und machten halt, um allhier den Nachtrab zu erwarten. Wir setzten uns auf die Bänke, Onkel Dresen und die alte Trentheim nahmen eine Bank ein, der Kandidat warf sich auf einen Moosstein nieder und die andere Bank blieb für uns drei: Güldane, mich und Alfred. Alfred setzte sich an meine Seite und fing an, mir die Fernpunkte alle zu erklären und zu nennen.

Güldane war in einer ganz eigenen Stimmung, ihr Mutwille war verschwunden, sie war in sich gekehrt und still.

„Aber," begann Onkel Dresen, „Sie haben ja eben gedichtet, als wir kamen, heraus damit! Wird er eben erstochen? Oder bringt sie sich eben selbst um? Gewiß ists der letzte Akt von einem Trauerspiel; denn wenn Ihr beim Totmachen seid, da sucht Ihr immer Einsamkeit, Wildnis, Wälbernacht und alle die katastrophtreibenden Mittel, nicht wahr? Nur heraus damit!"

Alfred lehnte es ab, indem er sagte, es sei bloß der Entwurf zu einem unbedeutenden Gedichte.

„Desto besser!" erwiderte Dresen, „so ists bald überstanden! Liebster Alfred, genieren Sie sich nur nicht! Am Ende seid Ihr Dichter wie die schönen Mädchen: wenn man sie im häuslichen Kreise auffordert, eine Mazurka zu tanzen, da ists ein Gesträube, ein Geziere und wie gerne wollen sie genötigt sein, ihre schönen Formen, den harmonischen Bau, die Anmut der Bewegung zu zeigen! Nur her da mit der gedichteten Mazurka, Herr Dichter!"

Alfred bat um Entschuldigung und lehnte es ab. Ich konnte nicht umhin, ihn aus purer Bosheit auch zu quälen, das Gedicht zu lesen; es nützte nichts. „Nun," rief Onkel Dresen, „so probiere du deine Gewalt, Dünchen (so nennt er Güldane stets), die Dichter sollen ja sonst gegen die Wünsche der Feen und Elfen ganz wachsweich sein und besonders auf dem Gipfel einer Ruine!"

Güldane errötete, schwieg einige Sekunden und sagte leise: „Ich bitte Sie, lesen Sie, was Sie eben gedichtet haben."

Alfred ließ seinen Blick lange auf ihr ruhen, sagte kein Wort, nahm die Brieftafel heraus, aus ihr ein Papier und las:

Herbst im Frühling.

Nennet nur nicht Frühling
Dieses schöne Angesicht,
Ist nicht Liebe in dem Herzen,
Ist im Antlitz Frühling nicht!

Nennt ihr Sterne diese Augen,
Diesen blauen Lichtkrystall?
Ohne Liebe sind es Steine,
Seelenloser Ätherball!

Nennt ihr Rosen diese Wangen,
Diesen zarten Blumenkreis?
Ohne Liebe sinds Tapeten,
Schön gestickt mit Rot und Weiß!

Nennt ihr Anmut dieses Lächeln,
Dieser Lippen Wunderspiel?
Ohne Liebe ists Mechanik,
Toter Linien leeres Spiel!

Nennt ihr Wohllaut diese Worte,
Dieser Töne Zauberluft?
Ohne Liebe ists ein Echo
Aus der hohlen Felsenbrust!

Wo nicht Lieb ist, ist nicht Frühling,
Schönheit nicht und Seele nicht,
Körper ist es, Bein und Adern,
Hand und Fuß und Angesicht,

Augenapfel, Augenlider,
Ohne Lust und ohne Schmerz,
Doch im Bildnis wohnt kein Leben
Und im Grunde liegt kein Herz!

Nachdem Alfred dies gelesen, faltete er sein Papier zusamen, warf einen Blick auf Güldane und erwiderte gar nichts auf alle Komplimente, die wir alle, mit Ausnahme von Güldane, ihm machten. Güldane war aufgestanden, um eine schöne Glockenblume, welche sich am Felsenblocke schaukelte, zu pflücken, und bog sich abwärts.

Ich bitte Sie, lieber Moritz, kann der Zufall glücklicher wählen? War das nicht auf Güldane? Und wie kam Alfred dazu, so ein Gedicht zu schreiben?

Sehen Sie, da sitz' ich mitten in einem Roman! Allein, für heute ists spät, morgen erzähle ich Ihnen weiter.

Alise an Moritz.

Schattensee.

Ich fahre heute in meiner Erzählung von unserer Ruinen-Partie weiter fort.

Alfred widmete fast alle seine Aufmerksamkeit nur mir. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam; denn Sie wissen, lieber Cousin, daß ich einen tiefen Widerwillen gegen ihn hege, und das schon, seitdem ich seinen Namen nennen hörte! Er richtete fast alle Worte ausschließlich an mich und bot mir auch den ganzen Tag bei allen ferneren Promenaden seinen Arm.

Wir mochten kaum eine Viertelstunde auf der Platte gesessen haben, als der andere Teil der Gesellschaft nachkam. Herr von Schwarzdorn schien nicht sehr erfreut über den poetischen Zuwachs unserer Gesellschaft. Der alberne Tropf ist eifersüchtig, und so abgeschmackt dieses Gefühl bei einem Individuum wird, das uns in jeder Beziehung ebenso gleichgiltig als lächerlich ist, so findet Güldane seine Eifersucht stets so komisch, daß ihr die sonst langweilige Gesellschaft dieses Schwarzdorn dadurch zu einem stehenden Amüsement geworden ist.

Es gibt auch nichts Lächerlicheres, als wenn ein Mann, der einem Frauenzimmer nicht nur gleichgiltig, sondern sogar zuwider ist, der weder durch Gestalt, noch durch Rang, noch durch Geist und Bildung die leiseste Aufmerksamkeit eines weiblichen Wesens auf sich ziehen kann, den Eifersüchtigen spielt und sich gekränkt fühlt, wenn Männer die ein lebhaftes Interesse zu entzünden berechtigt sind, in die Nähe des von ihm auserſehenen Gegenstandes kommen!

Alfred schien übrigens diesen Mann gar nicht zu bemerken und war überhaupt sehr schweigsam. Sehen Sie, das ist eben der unbändige Hochmut dieses Menschen! Er findet uns Alltagsgeschöpfe nicht würdig, um uns mit dem Tau seines Geistes zu erquicken. Ich glaube, er that sich Mühe an, sich zu unserem Hausmannsverstand herabzulassen! Ja, wenn man von Poesie, von Kunst, von Tragödie u. s. w. sprach, brach er kurz ab und lenkte etwas barsch das Gespräch auf ganz alltägliche Gegenstände!

Gegen Mittag wollte Alfred sich entfernen; allein Onkel Dresen ließ ihn nicht, und auch die alte Trentheim nötigte ihn, dazu bleiben, um unser frugales, ländliches Mahl zu teilen. Wir

ſtiegen wieder hinab, um in der beſcheidenen Hütte am Ufer der Donau zu ſpeiſen.

Als ich mit Güldane einen Augenblick allein war, neckte ſie mich und ſagte: „Es iſt doch grauſam vom Schickſal, daß es dich ſo plötzlich mit einem Menſchen zuſammenbringt, den du ſo unausſtehlich findeſt! Er aber ſcheint nicht von gleichen Geſinnungen beſeelt zu ſein; denn alle ſeine Aufmerkſamkeit iſt dir allein gewidmet.“

Ich wußte nicht, was ich erwidern ſollte, und ſchwieg. Nach Tiſche war die Hitze drückend, und wir waren genötigt, einige ſiedheiße Stunden in der kleinen Hütte am Ufer zuzubringen.

Die alte Trentheim ſchickte ſich an, ihre Sieſta zu halten, Onkel Dreſen ſtopfte ſeine Pfeife und ſagte: „Es iſt doch doppelt gut, daß wir da den dramatiſchen Blutſauger in dem Geſtein fanden; es rücken drei oder vier Stündchen koloſſaler Langeweile heran, denn vor ſechs Uhr iſt an ein Aufbrechen zur Rückkehr nicht zu denken, und da kann der Herr Alfred uns in dem Schatten dieſer Hütte ſo eine tragiſche Geſchichte zum beſten geben. Sonſt ſchlafen mir die Mädchen da alle ein, und das wäre doch eine wahre Schande in Geſellſchaft eines Dichters! Das geſchieht gewöhnlich in Geſellſchaft der Dichtungen, aber nicht der Dichter!“

Alfred lächelte und ſprach: „In dieſer Beziehung bin ich mit meinen Dichtungen ganz ein und derſelbe Gegenſtand, und ich gebe gerne vollkommene Schlafreiheit, ſelbſt in Gegenwart der Dichter.“

Indeſſen war ein Gewölk, welches ſchon lange unheildrohend an dem fernen Saum des Horizontes herumzog, ganz nahe gekommen, Blitze und leiſes Donnern verkündeten den nahen Ausbruch eines ſtarken Sturmes, in den Bäumen vor der Hütte begann es zu rauſchen, und die Wipfel neigten wie ahnungsvoll ihre Häupter ungeimlich hernieder.

Güldane begann ganz ängſtlich zu werden: denn ſie fürchtet ſich kindiſch vor einem Ungewitter, und gewiß, wenn ſie Alfreds Gegenwart nicht geniert hätte, ſie würde ſich wie gewöhnlich verſteckt und den Kopf unter die Bettkiſſen eingewickelt haben.

Der Herr von Schwarzdorn, der ſchon den ganzen Tag vergeblich auf eine Gelegenheit wartete, auch ein Wörtchen zum Geſpräch beiſteuern zu können, war froh, daß er ſeine Weisheit leuchten laſſen konnte, und ſagte mit ſeinem ſteifleinenen Gelächter: „Fräulein Güldane, man muß ein Ungewitter ſein, um Ihr Herz zu erſchüttern!“ — „Ja,“ platzte Onkel Dreſen, der ihn auch nicht mag, heraus, „ein Ungewitter, aber nicht blitzdumm!“

Güldane war faſt zu bedauern; denn die Blitze und heftigen Donnerſchläge verdoppelten ſich, und ſie ſchwankte zwiſchen Furcht und Verlegenheit, vor Alfred ſo kindiſch zu erſcheinen. Nun aber ſchien es doch, daß er fühlte, er müßte etwas thun, um ſie zu

erubigen, oder von der Furcht abzuziehen. Er setzte sich zu ihr und fragte, ob sie „Werthers Leiden" gelesen habe. Als sie hierauf mit „nein" erwiderte, schien er gleichsam freudig überrascht und sagte, wie sich vergessend: „Das freut mich, je weniger Sie Ähnliches gelesen haben, desto erfreuter bin ich, und —" hier fühlte er, daß er etwas Sonderbares sagte, hielt eine Sekunde lang inne und fuhr fort, indem er einen Scherz draus machte: „denn ich möchte, daß alle Welt nur Trauerspiele lesen sollte." Nach dieser Wendung erzählte er ihr nun, wie in „Werthers Leiden", als Lotte und Werther zum erstenmale beisammen waren, auch ein Ungewitter losbrach, wie Lotte, die zarte Lotte, die Nötigste in der Gesellschaft war, wie sie „Zählens" zu spielen vorschlug, wie dann jeder, der im Zählen: „eins, zwei, drei u. s. w." fehlte, eine Ohrfeige von Lotte bekam, und wie Werther sagt: „Ich bekam zwei Ohrfeigen und bemerke mit Vergnügen, daß sie stärker seien, als sie die Übrigen bekamen."

Er erzählte sehr gut und mischte so viel Sarkastisches und zugleich auch Sentimentales in diese unbedeutende Wiedererzählung, daß ich, meinen Widerwillen gegen ihn vergessend, ihm ganz vergnügt zuhörte. Auch Güldane vergaß auf Blitz und Donner, und ich weiß die leise Röte zu deuten, welche sie wie Flugfeuer überdeckte, als Alfred die freilich unbesonnenen Worte sagte: „Bei Lottes und Werthers erster Zusammenkunft brach auch ein Ungewitter aus." Obwohl Alfred dieses „auch" gewiß nur in Beziehung auf das Ungewitter gebrauchte, so legen wir Frauenzimmer doch fast instinktmäßig eine ganze Reihe von Schlüssen in ein solches Silbchen.

Alfred ließ, als er von Lotte sprach, eine so warme und beredsame Lobrede über die „Einfachheit des weiblichen Herzens, welche die Krone aller Anmut wäre", mit einfließen, daß, lachen Sie nicht, Sie Gefühlsleugner, daß Ihre ungläubige Alise gerne in aller Schnelligkeit einige Ellen Einfachheit gekauft hätte, wenn man sie gleich in der Nähe in einer Bandhandlung bekommen hätte.

Schwarzdorn, welchem gelblichgrüne Schatten über das bläuliche Antlitz liefen, als er sah, wie wir mit lauschenden Blicken an Alfreds Lippen hingen, schlug mit einem, wie er meinte, treffenden Spaß drein und rief: „Fräulein Güldane, spielen wir auch „Zählens", ich werde mich gleich irren und —" — „Und," fiel Onkel Dresen ein, „ich teile die Ohrfeigen aus, dann bemerken Sie vielleicht mit Vergnügen, daß die Ihrigen stärker seien, als die von allen Übrigen!"

Güldane war ganz in eine Art Vergessenheit versunken und war, als ich sie aus diesem Stillsein zu ziehen versuchte, etwas verwirrt.

Indessen war das Ungewitter vorübergegangen; Alfred sprach

viel und — gut. Ich that ihm früher unrecht. Er ſprach ſich gegen das Sprechen überhaupt aus.

Die Tiere, ſagt er, ſind glücklich, weil ſie keine Sprache haben! Die Tiere verleumden ſich nicht gegenſeitig, lügen nicht, fluchen nicht, ſchwören nicht falſch u. ſ. w.

Lüge, Bosheit, Verleumdung, falſche Eide, Zweideutigkeiten, Gotteslaſterungen, das ſind die Segenskinder der Sprache, dieſes Vorzuges des Menſchen vor dem Tiere! Die Götter, fuhr er fort, gaben dem Menſchen das Himmelsgeſchenk: Vernunft; da trat der böſe Dämon des Menſchen dazu und ſchenkte ihm auch: die Sprache; denn er wußte, daß der Menſch durch Sprechen alles das in Fluch verwandeln wird, was durch Denken Segen bringen könnte.

Ich muß geſtehen, ſo gut ſich das alles anhört, ſo langweilig dünkt es mich doch, nicht zu ſprechen. Und ſprechen denn die Tiere nicht? Wer weiß, was die Uhus in ihren Soirées miteinander abmachen, was die Schakals diskurieren, wenn ſie eine Waldpartie machen, was die Gänſe und die Nachtigallen, die Lerchen und die Elſtern für Meditance treiben, und welche Perſiflage die Katzen auf dem Dache alle Nacht loslaſſen!

Doch genug davon: Alfred ſprach immer mehr, je mehr er ſich ſelbſt von der Vortrefflichkeit des Schweigens überzeugte.

Als die Schatten etwas länger wurden, traten wir den Rückzug an. Wenn es ſich um ein ſchönes Mädchen handelt, ſind doch die Herren der Schöpfung, nämlich: die Dichter, um kein Haar anders, das heißt beſſer als die andern proſaiſchen Erdenkinder, denen der Himmel keinen Reim und die Schöpfung kein Silbenmaß beſchieden hat. Alfred, welcher in ſeinen Dramen wohl oft mit den Herzen der Töchter auch die der Mütter mitſtudierte, und gut zu wiſſen ſcheint, daß der Weg zum Herzen der Töchter das lange Durchhaus der mütterlichen Eitelkeit und den finſtern Gang der mütterlichen Laune durchſchweifen muß, fing, ſo wie mir ſchien, ſeinen Operationsplan bei der alten Frau von Trentheim an. Er nahm ihr, wie jeder andere proſaiſche Menſch, den Sonnenſchirm ab, als wir im Schatten des Fichtengehölzes fortzogen, wandte ſich im Geſpräch oft an ſie und ſtimmte einen Ton an, den er als den bei ihr beliebten gewiß gleich erkannte. Es iſt nämlich ihr Lieblings-Thema, von der Unartigkeit der Jugend gegen das Alter zu deklamieren, und von dem Untergang aller ſittſamen Ritterlichkeit, mit welcher man früher die älteren Damen in allen geſelligen Beziehungen behandelte. Alfred zog nun ganz unbarmherzig über das Sodom und Gomorrha unſerer Jugend los und ließ aus ſeinen Lippen heiligen Feuereifer und gottesfürchtigen Schwefel und Pech regnen auf die Häupter derjenigen, die den Himmel damit erzürnen, daß ſie jung ſind.

Sein Zweck wurde auch bald erreicht, die alte Trentheim lud ihn ganz dringend ein, sie bald, oft und auf lange in Schattensee zu besuchen. Onkel Dresen, der sich viel darauf in die Brust warf, daß er Alfred immer nur „Freund Alfred" nannte, drückte das heiße Siegel auf diese neue Gönnerschaft der alten Trentheim und sagte nachher zu ihr, als Alfred mit Güldane sprach: „Na, Schwesterchen, nicht wahr, das ist ein anderes Kaliber, als die faden Schopf- und Kropftauber, die so um die Mädchen herumgiuren, und die Halsfedern aufplustern, und einherstolzieren wie Sultan Wiedehopf, wenn er sein Schattenspiel im Wasser sieht! Das ist echtes Schrot und Korn, und kein Mädchenjäger! Hat er Güldanen auch nur das unbedeutendste Kompliment gemacht? Hat er, wie ein anderer Maikäferfänger und Herzenestehler, ihr auch nur einige Schönheit gesagt? Ja, das ist ein Mann!"

Es wurde also im Rate der Alten beschlossen, den Herrn Alfred recht oft in Schattensee zu sehen, und so die dortige Abgeschiedenheit einigermaßen zu beleben.

Ob ich, lieber Moritz, wenn Alfred wirklich oft kommen sollte, lange in Schattensee aushalten werde, das bezweifle ich. Mein Widerwille gegen diesen schroffen, stolzen Charakter ist zu tief; wenn Sie wollen, ist's ein Vorurteil, allein das ist ja unser Privilegium: wir Frauenzimmer dürfen Vorurteile als Grundsätze adoptieren.

Güldane war nach und nach zutraulicher geworden, sie erzählte Alfred von Schattensee, von ihren Blumen, von ihrer Langweile, von ihrer Sehnsucht nach dem Stadtleben u. s. w mit all jener natürlichen Offenheit, ich möchte es Voreiligkeit nennen, die ihr eigen ist. Sie fügte aber kein Wort der Einladung zu, als Dresen und ihre Mutter Alfred so dringend baten, recht viel in Schattensee zuzubringen. Er schien das auch gar nicht zu erwarten, und als er zusagte, fragte er mich sehr artig, ob ich auch noch lange in Schattensee bleibe. Ich war albern genug, zu sagen: „das wird Sie doch nicht zurückschrecken?" Denn das heißt jemandem eine geladene Redensart auf die Brust setzen und sagen:

„Ein Kompliment oder das Leben!"

Allein dieser Alfred ist nun einmal ein ganz anderer Mann als die ganz andern Männer — ein Böswicht in jeder Beziehung! — er erwiderte gar nichts, sondern buckte sich, pflückte ein Vergißmeinnicht, welches am Wiesenrain stand, hielt es mir hin und fragte:

„Wird Sie das abhalten, je wieder nach Theben zu kommen?"

Ich fühlte, daß ich rot wurde, gewiß bloß aus Ärger, lieber Moritz, daß man mit diesen Musensöhnleins nicht sprechen kann wie mit andern lieben Hausmannsseelen, und sie ihre Antworten stets allegorisch, metaphorisch, symbolisch einrichten und uns in die Enge treiben. Güldane flüsterte mir leise neckisch ins Ohr:

„Du bleibst doch bei Deiner Freundin in Schattensee?“ Ich war verwirrt und wußte nichts zu sagen. In solchen Augenblicken haben wir Mädchen einen Instinkt, einen Rettungs-Instinkt; ich ließ also zufällig meinen Strohhut, den ich in der Hand trug, und der mit gepflückten Feldblumen voll war, fallen, und nun gab es Beschäftigung genug, welche die Aufmerksamkeit von mir abzog.

Unter diesen Feldblumen war eine recht niedliche Cyane; Güldane betrachtete sie, nahm sie an die Lippen und legte sie wieder in den Hut. Alfred, welcher auch die zerstreuten Feldblumen aufliesen half, beging nun ganz geschickt einen Diebstahl. Er eskamotierte nämlich die von Güldane berührte Cyane heimlich fort und praktizierte sie in seine Brusttasche. Mädchenaugen sehen alles, ich und Güldane sahen das auch. Eine Purpurröte ergoß sich über Güldanens Antlitz und ich flüsterte ihr nun wieder neckisch ins Ohr:

„Du bleibst doch aber auch noch ein Veilchen in Schattensee?!“

Indessen waren wir am Ende unserer Spazierpartie. Alfred trennte sich von uns, nachdem er der alten Trentheim und dem Onkel Dresen feierlich versprach, recht bald zu kommen. Er verbeugte sich recht artig gegen uns und verschwand in dem Ufergehölz, wohin er seinen Weg nahm.

Ich glaubte immer, Güldane würde noch einmal das Lockenköpfchen drehen, um ihm nachzusehen. Sie glaubte gewiß dasselbe von mir. Ach, wir Mädchen, wir Mädchen!

Sie hat sich auch umgesehen und rief: „Ach, die Sonne ist schon ganz hinter den Berg hinab.“ — Die Falsche!

Als wir in Schattensee ankamen, wurde von allen noch viel Rühmenswertes über Alfred gesprochen, wir Mädchen sagten kein Wort. Herr v. Schwarzdorn schnitt ein Gesicht wie eine Amsel, welche Heimweh hat, wiegte das blaue Antlitz hin und her und drückte endlich los: „Aber häßlich ist er!“

„Ja,“ polterte Onkel Dresen heraus, der diesen albernen Schleicher auch nicht mag, „ja, sehen Sie, zu zwei Sachen muß man geboren sein, zur Häßlichkeit und zur Klugheit, wer nicht dazu geboren ist, der bleibt sein Lebtag schön und dumm!“ Schwarzdorn, der eben auch näher zur Häßlichkeit als zur Schönheit hat, verschluckte die Pille mit einem bemitleidenswerten Antlitz, und Güldane hatte die Bosheit, zu sagen: „Ich finde ihn recht hübsch, Du nicht auch, Alise?“ Ich stimmte mit ein, um Schwarzdorn zu ärgern.

Sie sehen, lieber Moritz, ich sitze mitten in einem Romanfrühling. Es keimt und sproßt und guckt aus den Herzensritzen hervor. Wenn das Bäumchen ein bischen größer ist, schreib' ich Ihnen wieder, oder besser ist's, kommen Sie und spielen Sie Romanmachen mit. Adieu.

Alfred an Saldern.

Brühl.

Ich muß viel nachholen, lieber Saldern; es sind einige Wochen verflossen, seit ich dir nicht schrieb. Indessen ist eine schöne Wiederweckung in meinem Herzen vorgegangen, es ist ein Wogen und Sehnen und eine Unruhe in dies Herz eingezogen, das ich für immer tot glaubte!

Sieh, ich bedurfte einer Anregung; je mehr und je grausamer die wirkliche Welt, das rauhe Leben den Schmetterlingsstaub, den Blütenschmelz der Phantasie von mir abstreifte, je kühler der Frost des Seins durch den Hain der Liebe wehte, je durchsichtiger die entblätterten Laubgänge in diesem Haine wurden, je mehr sehnte ich mich darnach, meinem Fühlen eine Elastizität geben zu können!

Ich sah mich um, wie der Patriarch sagt, unter den Töchtern des Landes, sie sind alle so, wie sie alle sind! In dem schönsten Mädchenherzen fand ich immer noch, wie in dem schönsten Bernsteine oder in gewissen lauteren Edelsteinen, ein Moosgeflecht, eine Mücke oder dergleichen inwohnen. Sie haben mich lange Zeit flatterhaft genannt, aber ich flatterte nur von einer Blume zur anderen, um eine Blume zu suchen, die nicht bloß den Schmetterlingen zuliebe Blume sein will; eine Blume, die auch Blume bliebe, wenn sie nicht in der Schwestern bunter Schar sich schaukle und mit den Lüften buhle und mit den Faltern kokettiere.

Ich habe im vorigen Winter viel Redens und Erzählens gehört von einer gewissen Güldane von Trentheim; einige Freunde wollten mich ins Haus der alten Trentheim einführen, allein ich lehnte es ab. Du weißt, Saldern, ich hege großes Mißtrauen gegen Mädchen, von denen viel gesprochen wird, gleichviel, ob Gutes oder Schlechtes.

In Mädchenherzen, die viel belagert werden, wenn sie sich auch tapfer halten und dem Feinde widerstehen, möchte ich nicht einziehen; denn wer weiß, wie sie unterminiert worden sind von zündbarem Pulver, das nur auf den Funken wartet, von gleisenden Grundsätzen, welche die Mauern untergraben und unterhöhlt haben.

Ich hörte, sie soll einigemal in Gesellschaft sehr viel Gutes über mich gesprochen haben. Es galt mir gleich. Die Frauen reden Gutes von uns, wenn wir schöne Knöpfe zur Livree geben, und sie reden Schlechtes, wenn ihnen unser Spazierstock nicht gefällt!

Bei Baronin Schilcher war im vorigen Karneval ein déjeûner dinatoire, da sah ich Güldane einen Augenblick im Boudoir der Baronesse. Ich gestand mir, daß sie schön, sehr schön sei; wir wechselten einige unbedeutende Worte miteinander. Sie ließ mich

ganz kalt; das mag wohl von dem Mißtrauen kommen, mit welchem ich alle ausgezeichneten Schönheiten betrachte. Sie war sehr gepuzt: „so viel Hüllen zeigen auf Verhülltes.“

Darüber sind mehrere Monate vergangen; der epikuräische Liebesheid und Liebeslästerer Moritz brachte den Namen Güldane wieder in meine Erinnerung; seine Cousine Alise lebt bei ihr auf ihrem Landhause Schattensee, und da will er denn hin; er will, wie er sagt, sich in den offenen Rachen der Gefahr köpflings hineinstürzen und mit einem Salto mortale unbeschädigt wieder herauskommen! Glück auf!

So kam es, daß von dieser Güldane wieder die Rede war, und einige Briefe Alisens an Moritz, welche mir letzterer mitteilte, nannten diesen Namen unter einem solchen Gemisch von sonderbaren Erwähnungen, daß ich fast Neugier bekam, dieses Amphibion, welches beidlebig ist und gleichzeitig eine edlere, bessere Natur und eine frivole Weltleitelkeit in sich nährt und herumträgt, kennen zu lernen.

Können solche zwei Elemente lange Zeit in der Brust eines weiblichen Wesens zusammen regieren, ohne daß eines derselben am Ende schimpflich resigniert und das andere eine tyrannische Alleinherrschaft ausübt? Und welches Element siegt dann ob? O, die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Doch höre weiter.

An einem der heitersten Junitage machte ich einen kleinen Ausflug in die Ruinen Thebens, unweit Preßburg.

Es war ein rechter milder Liebesmorgen! In den Zweigen hingen lustige Träume auf güldnen Sonnenstäubchen, die laue Luft spielte mit einem herunterregnenden Blütenmeer, aus den Blumen und Kelchen zogen Seelen und Gestalten und Lieder berauscht und berauschend auf und flogen in den Äther, und an dem Balsamhauch der paradiesischen Natur öffnete sich mein Herz der seligen Selbstvergessenheit und den Träumen von Vergangenheit und Zukunft. Da wurde ich von einer Gruppe Spaziergänger aufgeschreckt, es war eine Gruppe Naturtrinker, und dabei — Güldane.

Ich weiß nicht, ob ich dir schon einmal von einem gewissen Dresen gesprochen? Er ist ein alter Haudegen, ehemals Kapitän, eine gute, ehrliche Haut; denn das sind die meisten Menschen, die Haut ist immer ehrlich, was aber tiefer ist, unter der Haut, das ist freilich oft anders. Kurz, der alte Dresen, den ich von Karlsbad aus kenne, hat mich sehr in Schutz genommen; ein fideles, lustiges Blut, passiert er so mit unter die Bessern, und mag es leicht auch sein. Denke dir, dieser Dresen ist Güldanens Onkel, sozusagen Herr und Gebieter auf Schattensee, und ist das unschuldige Waisenkind, welches einst das große Los für Güldanens Herzglück ziehen soll!

Ich gestehe dir offen, lieber Saldern, daß ich sehr überrascht war, und alle meine Fassung zusammennehmen mußte, damit sie an Dresens Einladung, den Tag mit ihnen zusammen zuzubringen, nicht ganz in Trümmer ging.

Wir mußten vor einem ausbrechenden Ungewitter in der Uferhütte Schutz suchen. Güldane fürchtete sich kindisch vor Blitz und Donner, und ich überwältigte meine gewöhnliche Schweigsamkeit, um die Gesellschaft durch verschiedene Dinge und Bemerkungen zu zerstreuen und Güldane von dem Gedanken an das Ungewitter abzubringen.

Glaubst du nicht, lieber Saldern, daß es Liebes-Ableiter geben kann, wie Blitzableiter? Ich meine nicht jene Liebes-Ableiter, die man in dem Verstande zu finden hofft; denn wenn in einem menschlichen Herzen Liebe und Verstand, dieses unzusammenpassende Ehepaar, zanken, so geht es wie bei jedem Ehestreit, die Frau hat das letzte Wort und behält immer Recht. Wer eine Liebesglut mit Vernunftgründen löschen will, der wird so lange zu löschen haben, bis die Glut von selbst erlischt, und dann kann er sich einreden, die Vernunft habe es bewerkstelligt! Allein es giebt einen andern Liebes-Ableiter, wenn man sich nämlich fest einbildet, man liebt einen andern Gegenstand, und glaube mir, man kann das!

Ich fürchtete, Güldane könnte mir gefährlich werden, ich fürchtete es; denn da der Ruf sie für ebenso welteitel als schön hält, so wäre es mir, nach meinen Begriffen von dem allein beglückenden Stillhimmel des weiblichen Gemütes, ein Entsetzen, ein Frauenzimmer zu lieben, welches zuerst die Welt, dann sich, dann die Welt in sich und dann sich in der Welt liebt, und dann erst vielleicht mit ihrem Herzen einen Pakt abschließt, wie hoch und wie tief, und wie stark oder schwach es lieben darf, um die Sichliebe und Weltliebe nicht zu verkürzen.

Eine Freundin Güldanens, Alise, Cousine des humoristischen Liebeslästerers Moritz, war mit ihr. Eines jener Wesen, welche durch zurückgezogenes, insichzurückkehrendes Gefühlsleben immer von großem Interesse für mich waren. Diese Alise ernannte ich sogleich in meinen Gedanken zu dem Liebes-Ableiter, wenn etwa Güldane mehr Eindruck auf mich machen sollte, als mir wünschenswert schien. Was mich aber am meisten bewog, meine Aufmerksamkeit der allerdings liebenswürdigen Alise zuzuwenden, war der Gedanke, daß Güldane gewiß gewohnt ist, in allen Gesellschaften vorzugsweise nur sich gehuldigt zu sehen, eine Thatsache, die bei der Oberflächlichkeit unserer jungen Männer und bei deren frivoler Anbetung jeder schönen Äußerlichkeit mich nicht wundernimmt. Der Gedanke, Güldane könnte ihrer Eitelkeit einen neuen Festschmaus geben, wenn auch ich, wie jene Thoren, welche mit fadem Gesumse die Honigscheibe: Schönheit, umkreisen

und umschwirren, um sie schwärmte, stieß mich von ihr ab, und ich widmete meine Zeit lieber der einfacheren, gemütvolleren Alise.

Ein Herr von Schwarzdorn gehört auch zur näheren Umgebung Güldanes; er war mit und zeichnete sich durch nichts, als durch seine kolossale Fadheit und klassische Abgeschmacktheit aus. Aus den kontrolierenden Blicken, die er abwechselnd auf mir und auf Güldanen herumspazieren ließ, glaubte ich den Schluß ziehen zu können, daß dieses Murmeltier, zu welchem die Schöpfung sagte: „Versuche und sei ein Mensch!“ eifersüchtig war! Ob auf Güldane oder Alise, weiß ich nicht, denn er hatte nicht die entfernte Veranlassung zu beiden.

Da, lieber Saldern, hatte ich wieder Gelegenheit, eine Bemerkung zu machen, welche die geistige Überlegenheit des weiblichen Geschlechtes über die Männer beurkundet.

Wenn ein Frauenzimmer Ursache zu haben glaubt, eine Rivalin neben sich in Gesellschaft, wo auch ihr Geliebter sich befindet, zu haben, so tritt es augenblicklich in offenen Kampf mit dieser vermeintlichen Nebenbuhlerin. Alle Reize werden aufgeboten, alle Liebenswürdigkeit ins Vordertreffen gestellt, jede Gabe des Geistes, der Beredsamkeit, des Witzes wird in Eilmärschen zu Hilfe gerufen, offener Angriff, Hinterlist, alle Kriegsmittel werden in Bewegung gesetzt, um zu siegen, um in den Augen des Geliebten als Siegerin über körperliche und geistige Vorzüge der bekämpften Rivalin dazustehen!

Wie benehmen wir Männer uns dagegen, wenn wir in Gesellschaft unseres geliebten Gegenstandes eine Anwandlung von Eifersucht verspüren? Anstatt in einen Kampf mit demjenigen einzugehen, von dem wir glauben, er entwende uns das Herz unserer Geliebten, anstatt die blanken, blitzenden Waffen der Liebenswürdigkeit, der bezaubernden Unterhaltungsgabe, des blendenden Witzes und das ganze Arsenal der Liebe in Bewegung zu setzen, um den Nebenbuhler zu verdunkeln, um ihn ins Gedränge zu bringen, um ihn vor den Augen der Geliebten entwaffnet, besiegt und überwunden erscheinen zu lassen, anstatt dessen benehmen wir uns in diesen Momenten der Eifersucht gerade so, um unserem Gegner seinen Sieg zu erleichtern, ja oft ihn erst zu dem ganzen Siegesplan anzuspornen. In solchen Momenten ziehen wir uns wie ein Knäuel in uns zurück, ballen uns zusammen wie ein Stacheligel, runzeln die Stirn, rollen mit den Augen, zucken mit den Lippen, sind stumm und brummig kauern uns in einen Winkel und geberden uns auf eine höchst alberne Weise. Ein Eifersüchtiger, welcher tobt und rast, kann noch Interesse erregen, aber ein Eifersüchtiger, welcher in sich hineinbrummt und Gesichter schneidet, der wird in den Augen der Geliebten abgeschmackt!

Wie abgeschmackt nun ein Mensch, wie dieser Schwarzdorn,

dieſes Modell der Abgeſchmacktheit, iſt, wenn er den „eiferſüchtigen Brummbär“ ſpielt, kannſt du dir denken. Güldane behandelt ihn auch ſo, wie man ein ſchwächliches Kind behandelt, ſie hat Nachſicht mit ihm, obſchon ſie ſich heimlich über ihn beluſtigt.

Es iſt allen Frauenzimmern recht, angebetet zu werden. Von wem, das gilt ihnen im grunde nicht gleich, allein es iſt ihnen von niemand unangenehm, und ſo ergötzt dieſer Ritter von der zuſammengeknickten Geſtalt ſie dennoch, und ſie duldet ihn, glaub' ich, als ein lebendiges Porto-manteau und Porto-Umſchlagtuch.

Onkel Dreſen und die alte Trentheim luden mich auf das dringendſte ein, bald und oft nach Schattenſee zu kommen, und wenn mich Güldane auch dazu aufgefordert hätte, ſo wäre ich gewiß — nicht gekommen. Allein ſie ſagte kein Wort, und als Onkel Dreſen ſagte: „Nicht wahr, Nichtchen, es iſt allerliebſt in Schattenſee?“ und ſie ohne Anſtand ein einladendes Wort hätte hinzufügen können, erwiderte ſie nichts, als: „Wir finden es wenigſtens ſo.“

Dieſer Stolz, oder dieſe Kälte, oder dieſe Berechnung pikierte mich und ſo verſprach ich, oft und bald zu kommen. — Ich ſehe dich lächeln, Saldern; du meinſt gewiß, ich würde da für mein Herz Beſchäftigung finden. Ich wollte, es wäre ſo. Allein, ich zweifle, da ich von je mehr die beſcheidenen, duftigen Blümchen im Thalgrunde ſuchte und liebte, als die Prachtblumen und Farbenköniginnen auf der in die weite, offene Welt hinausleuchtenden Bergterraſſe.

Leb' wohl, in acht oder zehn Tagen mache ich meinen Ausflug nach Schattenſee; Bücher, Album, Fragmenttaſche ꝛc. gehen mit, da ich Onkel Dreſen verſprach, einige Tage dort zu bleiben, und ich meine Arbeiten nicht gerne unterbreche.

Bete ein inbrünſtiges Stoßgebet für mein Herz, welches ſich offenen Auges dem leibhaften Amorſeibeiuns in den Rachen ſtürzt. Adieu. Bald ein Ferneres!

Alfred an Saldern.

Schattenſee.

„Die Nachtigall treibt von Buſch zu Buſch ein Sehnen,
Bis endlich ſie die ſchönſte Roſe bricht;
So ſuchte auch ich einſt zwiſchen tauſend Schönen,
Doch meine Roſe fand ich immer nicht!“

Der Kopf hat ein Echo, lieber Saldern, aber das Herz hat keines! Die Erinnerungen des Verſtandes klingen ſtets wie die Urtöne aus der Vergangenheit zu uns, aber die Erinnerungen der Empfindung verhallen nach und nach ganz! So erzeugen

ſich hier in Schattenſee alle Gedanken meiner früheren Tage wieder, aber die Entſchlüſſe, welche mein Herz faßte, verklingen ganz.

Laß mich es dir geſtehen, ich liebe Güldane.

Du fragſt, wie das kam? Weiß ich es doch ſelber kaum! Es kam nicht, aber es war plötzlich da! Glaube nicht, daß die Herzen wie die Menſchen nur bis zum einundzwanzigſten oder bis zum vierundzwanzigſten Jahre wachſen und dann Halt machen. Nur die engen und ſtumpfen Herzen macht die Zeit ſtehen oder zuſammengehen, die weiten und großen Herzen dehnt die Zeit aus und giebt ihnen größere Empfänglichkeit.

Wie oft verſinkt nicht ein reicher Schatz von Liebe in die Bruſt eines Menſchen und liegt lange da, unentdeckt, ungeahnt, bis eine plötzliche Erſcheinung, ein augenblickliches Aufleuchten ihn hebt und dem Menſchen ſeinen alten in ſich ruhenden Reichtum entdeckt?

So ging es mir. Güldane hat mit einer Zaubermacht den Schatz gehoben, und ich bin wieder reich, unermeßlich reich an Liebe, an Empfindung, an Seligkeit.

Man erkaltet nie, mein Freund, aber man erwärmt und entzündet ſich in ſpäteren Jahren nur für reinere, höhere Gegenſtände, als in den frühen und Frühjahren des Lebens.

Da bin ich nun ſeit ſechs Wochen in Schattenſee oder bei oder um Schattenſee. Ich ſchreite um dieſen Zauberort wie ein Geiſt um die Ruheſtätte ſeiner Hülle.

Wie das alles ſo plötzlich geſchah? Ich könnte dir das alles nicht erzählen. Es ſetzte ſich ſo nach und nach wie Traum und Wunſch und Hoffnung an mein Herz an und bildete nachher die ſchöne Wunderblume Liebe.

Laß mich nichts erzählen; das Erzählen und Wiedergeben, wie eine Empfindung uns überkam und überflog, iſt matt und ſchal. Nichts davon. Nur einzelnes.

Wir ſaßen am Wieſenrain in einem Gewinde von Blumen und Sträuchern, die niedergehende Sonne ließ ihre Strahlen in den lockigen Bäumen zerfließen und ſüßer und wärmer ſchlug in dieſem ſtillen Ineinanderleben mein aufgegangenes Herz. Aliſe und Schwarzdorn haſchten einen Abendfalter, ich aber ſtand auf, pflückte ein „Vergißmeinnicht", welches im Graſe ſtand, und reichte es Güldane, ohne ein Wort zu ſagen, hin. Sie nahm es nicht, ſie neigte den Kopf ſchweigend, leiſe verneinend. Ich warf das Vergißmeinnicht wieder ins Gras neben der Raſenbank hin.

Aliſe und Schwarzdorn kamen zurück, ſie hatten den loſen Flatterer gefangen. Aliſe zog mich zu ſich hin, ich ſollte den böſen Gaukler näher betrachten und ſagen, zu welcher Gattung er gehöre.

So verließen wir alle den Wieſenrain, und die Frauenzimmer holten, in Begleitung des Herrn von Schwarzdorn, die alte Trentheim zu einer Abendpromenade.

Ich ging zurück, um das Vergißmeinnicht wieder aus dem Grase zu holen und aufzubewahren. Warum? Wozu? Ich weiß es nicht. Das sind so die kleinen Zuthaten an Süßigkeiten und Würzigkeiten dieser Empfindung, die beglückenden und beseligenden Tändeleien und Spielereien der Liebe, die ihre unaussprechlichen Reize haben.

Als ich zurückkam und das kleine Blümchen suchte, war es verschwunden. Es konnte dies niemand Anderer genommen haben, als Güldane! Warum? Wozu? Und warum nahm sie es nicht von mir?

Diese kleine Szene gab mir die erste Hoffnung, geliebt zu sein.

Und so spannen sich denn die Sonnenfäden um unsere Herzen und vergoldeten sie in einem Lichte, in einer Flamme.

Und so wagte ich es gestern, ihr folgende Zeilen in den Almanach zu legen, den sie eben liest:

Von dem Sehen kommt das Sehnen,
Immer wieder sie zu sehen:
Von dem Sehnen kommt das Suchen,
Ihrer Nähe nachzugehen;
Von dem Suchen kommt das Lieben,
Liebe sieht den Himmel offen;
Von dem Lieben kommt das Wünschen,
Von dem Wünschen kommt das Hoffen,
Von dem Hoffen kommt das Wagen,
Von dem Wagen kommt das Schreiben,
Und das Schreiben soll Dich fragen,
Ob dem Wunsch darf Hoffnung bleiben?
Liebe, die erfindungsreiche,
Ist verlegen nicht um Wort und Zeichen,
Meinem Lieben, Sehnen, Hoffen
Trost und Antwort mild zu reichen!

Was wird sie thun? — Leb' wohl!

Alise an Moritz.

Schattensee.

Ich habe die Ehre, dir in meiner Person eine abgesetzte Dichterflamme zu präsentieren! Ich war acht Tage lang der alleinige Gegenstand von Alfreds Aufmerksamkeit, allein ich verhehlte mir keinen Augenblick, daß mir Alfred bloß die Auszeichnung zudachte, mich zur Palette seiner poetischen Farben zu machen, um sie von da auf Güldane zu übertragen.

Der Roman ist im vollen Gange; ich möchte diese Herzensangelegenheit zwischen Alfred und Güldane gerne mit einem andern

Namen benennen, allein da ich Güldane kenne, ſo weiß ich, daß nichts ihr Herz beſchäftigt, und daß bloß ihre Phantaſie und ihre Eitelkeit beſchäftigt ſein will!

Der Herr Poet iſt zu uns eingezogen, wollte acht Tage bleiben, indes ſind Seine Parnaßgeboren ſchon einige Wochen hier. Mit ihm iſt Blütenſtaub und Sonnenſtrahl, und Nachtigallenſchlag und Blumenſage und Quellgemurmel in Güldanens Phantaſie eingezogen, kurz, ſie gefällt ſich nun ganz vorzüglich in der Tracht einer Dichter-Geliebten.

Es iſt für einige Zeit kein übles Koſtüm! So mit Sonetten in den fliegenden Locken, mit Madrigals vor dem Buſen, in einer Mantille von Canzonen und Liedern herumzuwandeln, mag für den Moment einer Amour-Maskerade nicht übel ſtehen!

Auch ich bin überzeugt, Güldane iſt jetzt durch und durch überzeugt, ſie liebe Alfred. Allein es iſt nichts als die Notwendigkeit, angenehm beſchäftigt zu ſein, die ſie in dieſe Empfindung hineinſtrickt. Sie iſt weit entfernt, aus Eitelkeit oder aus Koketterie Alfred in ihre Feſſeln zu legen, dazu iſt bei all ihrem oberflächlichen Weltſinn ihr Herz zu lauter, zu rein. Allein die Neuheit des Verhältniſſes, die Heimlichkeit desſelben, die unausgeſprochene bildliche Duft- und Blüten-Korreſpondenz zwiſchen ihnen, die immerwährende Bewegung, welche ihr Geiſt und ihre Einbildung in den poetiſchen Zeichendeutereien und halb entknoſpeten Rätſeln in Alfreds Sein und Weſen erhält, alles das vollendet die Art von Bezauberung, welche der Umgang mit Alfred auf ſie ausübt.

Allein in dieſem Stillhimmel ſteigen ſchon nach und nach kleine Wölkchen auf, die freilich jetzt noch als weiße, unſchuldige Lämmchen herumſpazieren, die aber, wenn mich nicht alles trügt, bald zu Drachen mit Rachen ſich verwandeln könnten, um alle Blumen aus Armidens Zaubergarten, und ihren Rinald dazu, zu verſchlingen.

Herr von Schwarzdorn iſt der Krampus, welcher mit ſeinen dürren Proſa-Klauen in den mit goldenen Bäumen bepflanzten Weihnachtstiſch der kindiſchſpielenden Güldane eingreift.

Schwarzdorn, der zu ſeiner koloſſalen Dummheit und Abgeſchmacktheit die lächerliche Prätenſion hat, als eine Art von Kurmacher zu figurieren, iſt — eiferſüchtig! Es iſt komiſch, allein es iſt ſo! Er macht, ſeitdem Alfred hier iſt, Verſuche, amuſant und geiſtreich zu ſein! Es iſt zum Totlachen!

Da alles nichts nützt und keine Seele von ihm Notiz nimmt, ſo ſpielt er den Robert im „Fridolin" beim alten Dreſen

— „und ſtreuet ihm ins Herz des Argwohns Samen".

Es iſt gut, daß kein Eiſenhammer in der Nähe iſt, ſonſt würde ich anfangen, für den poetiſchen Fridolin zu zittern.

Der alte Dreſen hat, wie ich dir ſchon einmal bemerkte, große Pläne mit Güldane! Es iſt ſo ein Onkel, wie die Onkel und

Väter größtenteils ſind! Er zählt zu ſeinen Vermögensumſtänden auch Güldane, und ſpekuliert auf ſie, wieviel Einfluß ſie, ihre Schönheit, ihre Anmut wohl auf die ökonomiſche Verbeſſerung der Dreſen'ſchen und Trentheim'ſchen Familiengüter haben könnte oder dürfte. Güldane dürfte nicht die erſte ſchöne Tochter ſein, welche mit ihrer Perſon die ſchlechten Güter-Wirtſchafts-Rechnungen von fünfzig Jahren ausgleichen müßte.

Daß zu einer ſolchen Ausgleichung ein Poet, und wenn er die ſchönſten Majoratsgüter auf dem Parnaß beſäße, nicht der erwartete Meſſias iſt, weiß auch Güldane ſehr gut, ebenſogut, als ſie weiß, daß die Herren Poeten alle langen Mode-Rechnungen, Schneider-Kontis, Ball-Anzüge und andere Dinge, welche bei ihr als die unentbehrlichſten Dinge der Welt erſcheinen, nicht mit jenem Golde bezahlen können, welches ihre Aurora im Munde führt!

Dreſen hat zuweilen Launen gegen Alfred, und dieſer wird gewiß Schattenſee verlaſſen.

Wir waren dieſer Tage einmal alle auf eine längere Spazierpartie, die den ganzen Tag dauerte, bei einer benachbarten adeligen Familie eingeladen. Alfred war ſehr heiter und geſprächig, und es machte einen ſehr auffallenden Kontraſt, ihn neben Schwarzdorn zu hören, der immer alte Geſchichten erzählte und immer anfing: „ich habe gehört", oder: „ich hab' mir ſagen laſſen", oder: oder: „ich habe geleſen". Dagegen hieß es bei Alfred immer: „als ich in B. oder P. oder L war", oder: „einmal begegnete mir", oder: „ich ſagte einmal" u. ſ. w. Dieſe Lebendigkeit der Erzählung, in welcher die Handlung immer von ihm ſelbſt ausging, hat einen beſonderen Reiz.

Güldane zeigte ſich auch inniger, gemütlicher geſtimmt, denn je, ſie war immer um zehn Schritte mit Alfred vor der Geſellſchaft voraus, und Schwarzdorn ſegelte mit einer Miene hinterher, als ob er Sodbrennen hätte.

Ein herabhängender Baumzweig entführte Güldanen eine kleine Bandſchleife, die ſie oben im Haare hatte; Alfred machte dieſe vom Zweige los, aber anſtatt ſie Güldanen zurückzugeben, warf er ſie in ſeinen Hut, den er in der Hand trug, und nach einiger Zeit ſchob er ſie in ſeine Bruſttaſche Güldane ließ ihn gewähren. Allein Schwarzdorn hatte den alten Dreſen auf dieſes Manöver aufmerkſam gemacht und dieſer ließ nun den ganzen Tag ſeine üble Laune an Güldanen aus, und als wir abends in Schattenſee zurück waren, ſagte er ganz pikiert: „Du haſt Dich heute beſonders gut unterhalten, ſo daß Du noch gar nicht merkſt, daß Herr Alfred Deine Schleife noch hat"; damit ging er, nachdem er noch einen ſonderbaren Blick auf Alfred warf. Dieſer ſagte nichts und Güldane wurde über und über rot. Am andern Morgen ſah ich die Schleife wieder in Güldanens Haar, und in

ihrer Toilette-Schatulle fand ich nachmittags einen kleinen Brief von Alfreds Hand mit den Worten:

„Süßer Morgen, bittrer Abend,
Schmerzbewegt und dennoch labend!“

Alfred warf bei Tisch heute hin, daß er morgen Schattensee verlasse. Dresen, der sich an seine Gesellschaft gewöhnte und bei dem der Eindruck von jenem Abend schon verlöscht war, wollte ihn zurückhalten. Ich sah in dem Spiegel, der seitwärts vom Tische hing, wie Güldane Alfreds Entschluß, abzureisen, leise mit einem Kopfneigen bejahte.

So wird denn eine kleine Pause eintreten, eine kleine nur; denn Alfred mußte Dresen sein Wort geben, bald wieder zu kommen.

Ob ihre Liebe schon zu „Worten“ gediehen ist? Zu schriftlichen gewiß. Ich muß alles wissen, dann schreib' ich dir wieder. Adieu!

Alfred an Salbern.

Acht Monate später.

Wien.

Ich stehe vor einem bezauberten Wunderbaum, welcher goldene Früchte trägt, silberne Blüten, smaragdene Blätter, auf dessen Ästen sich liebliche Märchen schaukeln und durch dessen Laubgitter süße, liebefüllige Augen winken und glühen, der aber von einem bösen Zauberer in Haft gehalten wird, daß er seine Blätter, Blüten, Früchte, seine Äste und Zweige nur beim oberflächlichen Blick eitler Gasser, dem buhlenden Naschen flatternder Zephyre, dem Gesumme der ihn umgaukelnden, hüpfenden Strahlen und Schmetterlinge entwickle, entfalten, spielen und glänzen lasse, daß er aber einen labenden Schatten werfe dem, der in seinem Laubdache sich niederlassen will, und daß er keine Labung, keine Kühlung spende dem, der diesen Baum einzäunen möchte in seinen Garten und einhegen in friedlicher Umhegung.

Güldane ist dieses bezauberte Wesen: alle Blüten und Farben und Gaben, mit denen Natur und eine reine Stimmung des ursprünglichen Charakters sie beschenkten, liegen, von einem bösen Weltsinne gebannt, gefangen in diesem wunderbaren Geschöpfe.

Was habe ich nicht schon alles versucht, um ihr den Sinn für des Lebens innersten Kern, für des Daseins schönen Inhalt, für des Herzens wahre Güter aufzuschließen; sie ist empfänglich dafür, ihr schönes, empfängliches Herz nimmt teil an den erkannten Wahrheiten, sie tadelt sich selbst, nimmt sich fest vor, dem Haschen und Drängen nach Zerstreuung, nach eitlem Spielzeug, nach Tändelsucht und Huldigungsgier zu entsagen. Allein, wenn der Augenblick da ist, in dem sich ihr eine der Lockungen des frivolen Ge-

ſüßigen Strudels zeigt, wo eine glänzende Blume der großen Welt ſie anlacht und anſchaut, da verliert ſie die Kraft, zu widerſtehen; ſie wird von einer unwiderſtehlichen Gewalt mit hineingezogen und dreht ſich wie beſinnungslos darin herum!

Sie iſt wie eine Kranke, welche die gemalten Blumen auf ihrem Bettvorhange für wirkliche nimmt; ſie nimmt alle Scheingenüſſe, alle leeren Freuden, alle ſeelenloſen, wertloſen, inhaltloſen, nichtigen Hülſen und Hüllen des Lebens für des Lebens höchſte Güter, für des Lebens Frucht und für des Lebens Zweck! Ob ſie mich liebt? Es giebt Augenblicke, in welchen ich es glaube, andere, in denen ich davon überzeugt bin, und wieder andere, in welchen ich mit mir grolle, daß ich das nur einen Augenblick lange glauben konnte.

Sie iſt ein ganz eigenes Charakter-Geſchöpf! Sie liebt die Blumen, aber mehr ihrer Farben, als ihres Duftes wegen; ſie liebt die Natur, aber mehr ihrer Mannigfaltigkeit, als ihrer erhabenen Ruhe wegen; ſie liebt ſelbſt ein Kleid mehr ſeines Schnittes wegen, als ſeines Stoffes; ſie liebt den Tanz nicht, weil er ein Tanz iſt, ſondern weil es nicht der gewöhnliche Schritt und Gang iſt; ſie liebt auch in den Büchern mehr den Stil, als den Gedanken, und ſo glaub' ich, liebt ſie in mir mehr den beſonderen Schnitt meines Charakters, die ausgezeichnete Verzierung meines Geſpräches, den ganz eigenen Faltenwurf meines Benehmens, das ſeltene Stick- und Tupf-Muſter meiner Unterhaltung und Rede, und überhaupt den ganzen, neuen und gewählten Anzug einer Dichterliebe mehr, als mich ſelbſt, als meine Perſon, als mein Herz, als mein Gefühl, als meine Liebe.

Ich habe Briefe von ihr, welche wahre chineſiſche Theeblätter, voll vom duftigſten Aroma des erſten Liebes-Aufguſſes ſind. Allein ein Frauenzimmer, wenn es ſchreibt, dichtet immer mit dabei! Wenn die Frauenzimmer die Feder in die Hand nehmen, ſetzen ſie ſich in lauter Selbſttäuſchungen; ſie ſchreiben ſich nach und nach glühend heiß, ſie ſchreiben ſich in Liebe und Verzweiflung hinein, ſie rühren ſich ſelbſt, ſie ergreifen ſich, ſie erſchüttern ſich, ſie vergießen Thränen über ſich, und am Ende, wenn ſie den Brief überleſen haben, ſie ſich ſo in dieſe Situation hineingeſchrieben, daß ſie den Brief mit gutem Gewiſſen für den Ausdruck ihrer Herzen, ihrer wahren Empfindung halten, und es iſt doch nichts als Täuſchung, ohne jedoch Lüge zu ſein!

Ich bin überzeugt, Güldane liebt mich nicht, und dennoch ſind ihre Liebesbeteuerungen wahr, und ſie glaubt in dem Augenblicke ſelbſt am aufrichtigſten daran. Wenn ich bei ihr bin, liebt ſie mich; wenn ich bei ihr bin, hat kein böſer Zauber der Weltſucht über ſie Gewalt. Allein, wenn ich nicht bei ihr bin, da fängt der Zauber ſeine Gewalt auszuüben an.

Güldane iſt, glaube ich, auch nicht dazu geſchaffen, in einem

längeren Beisammensein mit mir noch an ihrer Empfindung festzuhalten. Denn in einem längeren, engeren Zusammensein der Menschen geben Witz, Geist, Verstand, Phantasie, Beredsamkeit ihr Geschäft auf, teils erschöpfen sie sich, teils liegen sie, feiernd und neue Kräfte sammelnd, still und abgeschlossen; nur das Gefühl, das Herz, dieser ewige, stets rieselnde Quell der Liebe, der Hingebung, der Zuneigung, dieser erschöpft sich nie, er feiert nie und fördert seine Gaben immerfort im stillen. Allein eben für diese Förderungen des Glückes, für diese innigen, einfachen Ausströmungen von Zuneigung und Empfindung scheint Güldane wenig oder gar keinen Sinn zu haben.

Du siehst, ich täusche mich über mich nicht, ich täusche mich über Güldane nicht.

Es muß anders werden, ich fühle es, aber wie?

Ich fürchte, aus der Symphonie meiner neuen Liebe werden nach und nach alle Singstimmen auswandern und alle zartesten Instrumente verstummen; ein Konzertist nach dem andern wird von dannen gehen und nur eine lange, große Dissonanz wird zurückbleiben und lange, lange nachhallen in dem Resonanzboden meines Herzens!

Komm, Saldern, ich brauche eine reine Seele! Komm! Adieu!

Alise an Moritz.

Acht Monate später.

Wien.

Du bestürmst mich, dir weiter zu erzählen, wie es mit Alfred und Güldane geworden ist. Daß du jetzt in deinem kalten Berlin noch teil an unsern südlichen Liebes-Intriguen nimmst, wundert mich.

So sind die Männer, um andere Herzen bekümmern sie sich in der weitesten Ferne, um die nächsten Herzen, um die eigenen, bekümmern sie sich blutwenig.

Seit der Zeit, als ich dir vor acht Monaten den letzten Brief aus Schattensee schrieb, ist eine Welt von Begebenheiten zwischen Alfred und Güldane vergangen! „Eine Welt!“ so nennen die Liebenden ein „gewöhnliches fades Gewirr mit alltäglichem Ausgang“, so nennen es alle andern vernünftigen Menschen Alfred liebte Güldane, das heißt, er glaubte sie zu lieben: denn seine poetische kalte Küche reichte nicht mehr aus, er mußte einen Rechaud haben, einen romantischen Sparofen! Es ist nicht immer thunlich, seine Seufzer an Sonnenstäubchen aufzuhängen, seine Verse an Strahlenfäden anzureihen und seine poetischen Gebilde wie Alterweibersommerfäden ohne Anhaltepunkt in den Lüften herumziehen zu lassen! Und so scheint mir, hat Alfred die Notwendigkeit empfun-

den, eine Gold- und Silbergaze zu haben, um seine dichter'schen Blumen und Bilder darauf aufzusticken.

Güldane ihrerseits gefiel sich auch in der poetischen Toilette, doch nur als Negligé, als Hauskleid, aber nicht, um damit in die Welt zu treten! Denn bei all ihrer Mondscheinduftigkeit, bei all ihrer blaßtümlichen Romantik ist das, was man „Welt" im allerprosaischsten Sinne des Wortes nennt, ihr höchstes Ideal! Sie liebt die Poesie ungemein, aber à la camera, eine Marchande de mode aber steht ihr auf der Wesenleiter auf der obersten Sprosse!

Nie wird sich dieser Widerstreit eines schönen, edlen Naturells mit der fast dämonischen Gewalt, welche der Flitter und Flatter, der leere Flimmer des Weltlebens und des großen Geräusches über sie ausüben, auf eine freundliche Weise lösen, und ich fürchte, sie wird erwachen, gräßlich erwachen, aber — zu spät!

Die „große Welt" ist undankbar, sie geht am grausamsten mit denen um, die sich ihr opfern; die „Gesellschaft" ist wie eine Harpye, sie genießt ihre Beute am liebsten, wenn sie dieselbe erst mit Schmutz und Geifer bedeckt hat!

Wie oft, wie eindringend, wie glühend und begeisternd sprach nicht Alfred in ihrer Gegenwart davon, daß nur die Zurückgezogenheit die Würde und den Reiz des weiblichen Wesens ausmachen, daß jungfräuliche Tugend und Anmut nur unter dem Glassturze der häuslichen Laren gedeihen können u. s. w. Nach solchen Momenten war Güldane im stande, zwei Tage nicht in Gesellschaft zu gehen und sogar einen Hausball auszuschlagen! Allein weiter reichte ihr Heroismus nicht! Sie muß in der Gewalt eines bösen Zauberers liegen; denn obwohl ihre schöne Empfindung, ja ihr Bewußtsein ihr die Leerheit und Nichtigkeit dieses Treibens klar macht, wird sie dennoch fast auf eine unheimliche Weise davon erfaßt und wie von einem bösen Hexenwirbel hineingezogen und herumgekräuselt in den Windkreisen der Luftgeister, Koterien und Sozietäten — Alfred erkennt es nach und nach, daß es eine Unmöglichkeit ist, diese schöne Individualität, dieses an und für sich reine und zarte Herz aus solchem Zauber zu erlösen! Es macht ihn sehr betrübt, und oft hat er, in Augenblicken, wo sein Herz zu voll war, sich in den wehmütigsten Worten darüber zu mir ausgesprochen.

Er kam seit diesem kleinen Zerwürfnisse wenig mehr nach Schattensee, allein er bleibt mit Güldane in Verbindung.

Wenn Güldane wollte, wenn sie einer dauernden, tiefen, wahrhaften Empfindung fähig wäre, sie könnte mit Ausdauer alle Schwierigkeiten überwinden und an Alfreds Seite glücklich sein. Allein dazu fehlt ihr — das Vertrauen zu sich selbst! Glanz und Schimmer, Geräusch und Aufsehen üben eine solche verführerische Gewalt über sie aus, daß sie sich den bösen Gewalten verschreibt, wenn sie auch weiß, daß sie mit ihrer Person dafür bezahlen muß.

Ich bin überzeugt, sie wird in späteren Tagen mit einer endlichen Herz- und Gemütsleere in die Szene ihrer Jugend zurücksehen, und auf den eingefallenen Hoffnungen und Regenbögen mit nagenden Gedanken herumwandeln.

In diesen acht Monaten hat Alfred alle möglichen Versuche gemacht, den besseren Genius in ihr wach zu reden, wach zu schreiben, wach zu singen. Vergebens! Der Gedanke, ein Stillleben führen zu müssen ohne Flitter, ohne Prunk, ohne allgemeine Huldigung u. s. w., dünkt ihr so gräßlich, daß sie lieber ihr Herz opfert, ihre Liebe aufgiebt, und dennoch fühlt sie das Schmerzliche davon, allein sie kann nicht anders! Es ist eine Fatums-Liebe. Es ist ihr Schicksal! Welttrieb heißt der Fluch, der über ihrem schönen Haupte in den Lüften hängt.

Ich höre, Alfred geht nach Paris. Er soll sehr schmerzlich angeregt sein und will durch Entfernung sein Gefühl beschwichtigen.

Glückliche Reise!

Wenn du wieder kommst, so findest du eine Didone abandonnata, aber in Blumen und Ballkränzen und idealen Kostümen, so was tröstet uns arme Mädchen! Wir sind doch die Zierden der Schöpfung! Leb' wohl!

Gülbane an Aurelia.

Wien.

Mein Herz blutet! Alles ist aus!

Alfred ist fort!

Nun erst empfinde ich, was er mir war! Wie öde und traurig ist alles um mich herum, seit ich ihn hier nicht weiß! Obschon ich ihn fast nie sprach, so war es mir doch die angenehmste Empfindung, von seiner Nähe zu träumen! Jetzt erst steigen alle schönen Minuten, die mir seine Gegenwart verschaffte, aus dem Boden der Erinnerung und umgaukeln mich mit ihren goldenen Schwingen, und mittendurch tönt ein trauriges „Lebewohl!" welches er mir mit einigen kalten Worten zusendete.

Glaube mir, Aurelia, für mich blüht keine Freude mehr; er war der einzige, welcher mein Herz anzuregen wußte, er lernte es zuerst atmen, lallen, sprechen, empfinden — und unglücklich sein.

Nichts hat mehr Reiz für mich, farblos und ohne Inhalt liegt das Leben vor mir; farblos und ohne Inhalt liegt die Welt um mich; die Vergangenheit allein ist rosig, die Gegenwart grau und die Zukunft duster und schwarz! Nichts hat Interesse für mich, bedeutungslos liegt das Schicksal vor mir, es kann mir nichts mehr geben, es kann mir nichts mehr nehmen.

O komme zu mir, liebe Aurelia, an deiner Brust will ich meine heißen Thränen ausweinen!!

Apropos! Wenn du zu meinem Schneider kommst, so sage ihm ja, daß er die Ärmel an meinem Rosakleide eng anliegend mache und mir Goldschnüre an den Burnus setze, Goldschnüre mit Rosa Chenillen, so eine hat die Flinderndorf, so eine muß ich auch haben.

Leb' wohl! Deine unglückliche

Güldene.

Alfred an Saldern.

Zwei Jahre später.

Paris.

Zwei Jahre sind es, daß ich mich — ertränkt habe! Ja, ertränkt! Mit einer tiefen Empfindung im Herzen nach Paris gehen, ist ein Selbstmord, heißt sich ertränken, heißt sich hineinstürzen in die leere, brausende, rauschende, schäumende Flut — und untergehen!

Allein, so wie die Flut keinen Leichnam duldet und ihn zurückschlägt und auswirft ans Ufer, so duldet der Strudel Paris nur jene Menschen in sich, die leben, die schwimmen oder rudern, mit oder gegen seine Wogen treiben; einen toten Körper hingegen, tot gegen ihr eigenes Element, den wirft die hohe See verächtlich und zurückstoßend aus.

Mich schleudert der Pariser große Weltstrudel stets wieder zurück ans Ufer einer traurigen Einsamkeit. Die Welt und alle Interessen des hiesigen Lebens sind wie flüchtige Essenzen, sie sind so künstlich zusammengesetzt und verbunden, daß sie uns bei jedem Versuche, sie zu zersetzen, entschlüpfen und sich ganz verflüchtigen.

Die Zeit, sagt man, ist die Trösterin des Herzens; es ist nicht wahr, sie ist bloß der Schlaftrunk des Herzens, aber bei dem leisesten Geräusch, bei der leisesten Erinnerung erwacht es und liebt und leidet wie zuvor!

Denke dir! Vorgestern besuchte ich die große Oper und langweilte mich entsetzlich. Gedankenlos-gedankenvoll lasse ich meine Blicke umherirren und erblickte in einer Loge mir gegenüber — Güldane! Neben ihr der alte Dresen und eine ältliche Frau, nicht ihre Mutter, wahrscheinlich eine Begleiterin. Wo waren in diesem Augenblicke die zwei Jahre hingekommen, während deren ich sie nicht sah?! Sie schrumpften in diesen Augenblick hinein, als ob sie nie gewesen wären, und dieser eine Augenblick ging wie ein Auferstehungsengel über den Friedhof in meinem Herzen, und aus den Gräbern der Erinnerung stiegen alle Minuten, alle

Szenen, alle Süßigkeiten und alle Innigkeiten der Vergangenheit und hielten einen jubelnden, singenden, blütenreichen Fest-Umzug in meiner Brust!

Der erste Moment, in dem ich sie sah, das ganze Werden und Keimen der Liebe, die Innigkeit der Begegnung, die Träumereien der Hoffnung, die Angst des Fürchtens, die Bitterkeiten der Zerwürfnisse, die Pein des Scheidens, das unnennbare Weh des Fernseins, die Entzückung des Wiederanblicks, alles das war in namenlosem Reiz durcheinandergeschlungen und verdeckte mit seinem Zauberteppich die Scheidewand von zwei Jahren!

Ich empfand, daß ich nie aufgehört hatte, sie zu lieben!

O, man glaube ja nicht, daß die echte, wahre Liebe je sterben könne im menschlichen Herzen. Sie liegt oft scheintot da, bedeckt von Cypressenzweigen und Totenblumen und Weidenblättern, aber ein Hauch, ein Strahl, ein Lispeln aus der Zeit der glücklichen Liebe, aus den Augenblicken der Treue und Zärtlichkeit, und die Scheintote steht auf und umfaßt uns mit tieferer Innigkeit, mit geistiger Allgewalt.

Ich empfand alles das in diesem Augenblicke! Mein Auge ruhte lange auf ihrer schönen Gestalt. Sie sah etwas leidender aus und schmächtiger. Ihr süßes Antlitz schien von einem Gedanken überflogen, welcher Wolkenteile mit sich führt!

Man ist und bleibt all sein Lebtag ein Kind! Kannst du glauben, daß ich nach einem kleinen Angedenken von mir forschte, welches sie sonst gewöhnlich bei allem anderen Schmuck stets trug, und daß ich recht innig böse war, daß sie es jetzt nicht umhatte, daran vergessend, daß zwei Jahre und eine lange Trennung zwischen uns lagen?

Nach einigen Minuten erhob sie ihr sanftes, gesenktes Auge, und — sie erblickte mich! Offenbar erschüttert, ließ sie ihren seelenvollen Blick — auch er war ein Erinnerungsstrahl aus dem verlorenen Paradiese unserer Liebe — auf mir ruhen und neigte dann das schöne Haupt abseits.

Mich aber trieb es fort und ich irrte die ganze Nacht in den Straßen von Paris umher!

Was soll daraus werden, Saldern? Ich entfliehe nach England! —

Gülbane an Aurelia.

Paris.

Er ist hier!

Wer? Kannst du noch fragen!

Alfred ist hier!

Nein, Alfred, nie hab' ich aufgehört dich zu lieben, nie, nie! Allein ich mußte entsagen!

Zu dem Schmerz, ihm entſagen zu müſſen, liebſte Aurelia, eint ſich der Schmerz, mich von ihm verkannt, unrecht beurteilt, vielleicht — verdammt zu wiſſen!

Er ſchilt mich eitel, weltliebend, befangen vom Zauber des großen, geräuſchloſen Lebens. Es iſt wahr, der Schein iſt gegen mich, allein du kennſt mein Inneres! Wie gerne würde ich an der Seite eines Mannes, den ich lieben und ſchätzen kann, ein ſtilles Leben führen! Wenn es mir gegönnt geweſen wäre, dem Gefühle meines Herzens nach mich zu verbinden, wie gerne würde ich der großen Welt Adieu geſagt und ihr alle nichtigen Freuden nachgeworfen haben.

Allein, ich mußte mein Herz opfern, mein Glück hingeben, den roten, friſchen, blühenden Liebes- und Lebenskranz von der beglückten Schläfe nehmen und ihn weihen den finſtern Mächten, den dürren, blutloſen, farbloſen Armen der — Verhältniſſe. —

Ich wollte mich betäuben! In eine Umgebung gebannt, die ich lieben muß, ohne ſie achten zu können; von früheſter Jugend auf an einen Umgang gefeſſelt, in dem kein Funke von Erhebung, keine Ahnung von des Lebens Weihe und Wert, von dem Wert höherer und edlerer Empfindungen rege iſt, noch war, hat bloß ein gütiger Schutzgeiſt, der Segen des Himmels mich bewahrt, daß ich nicht eine Menſchenmaſchine, ein Ding ohne Erkenntnis der beſſeren Lebensgüter, ohne Glaube an Liebe, an Treue, an Größe und an jede höhere Regung der Seele und des Geiſtes geworden bin!

So mit klarem Bewußtſein die Öde um mich herum erkennend, machte die Bekanntſchaft mit Alfred einen deſto größeren Eindruck auf mich, als er der einzige und erſte war, welcher die ſtillen Einwohner: Innigkeit und Liebe in meinem Weſen erkannte, und welcher es zuerſt verſtand, dieſe durch eine gehaltloſe Umgebung in die letzte Halle meines Herzens zurückgeſchreckten Gefühle und Erkenntniſſe hervorzurufen aus ihrer Einſchüchterung und ſie ans volle Licht zu befördern.

Ich will die ganze Leidensgeſchichte meiner Kämpfe gegen Gemeinheit, Rohheit, Unwürdigkeit und Zutäppigkeit übergehen. Du weißt, ich entſagte, ich riß das Einzige, was mir bis jetzt wünſchenswert und teuer im Leben war, aus dem Herzen, und wofür?!!

Laß mich ſchweigen! Es iſt das Grählichſte im Leben, Menſchen verehren zu müſſen, gegen welche ſich unſere edelſten Erkenntniſſe, unſere zarteſte Empfindung auf das Entſchiedenſte ſträuben!

Genug davon! Die Erinnerung daran brennt einen roten Fleck in mein Gehirn!

Ich gab das Höchſte meines Lebens hin und fand zunächſt bei mir und um mich nichts, ſo ganz und gar nichts, was mir Ent-

ſchädigung, Troſt, Erſatz leiſten konnte; in dieſer fürchterlichen Leere griff ich nach dem geſelligen Taumel, der ſich mir anbot, nicht um mich zu zerſtreuen nicht um zu vergeſſen, nicht als Erſatz für Liebe, ſondern als Rettung vor dem Gedanken, für was ich dieſes Opfer brachte!

Niemand erkennt die Hohlheit und Nichtigkeit dieſer Geſellſchaften und Freuden inniger und lauterer, als ich, und oft im größten Strudel überfällt es mich plötzlich wie Öde und Finſternis!

Und er, er verkennt mich und glaubt, daß mein Herz ſich wirklich laben und ergötzen könnte an dieſem jämmerlichen Flitter, an dieſen ſeelenloſen Alltagsgeſtalten!

Doch nein, liebe Laura, laß mich hoffen, daß er ſelbſt das nicht glaubt, daß er es ſich jedoch gerne glauben macht, um ſeinem Schmerz einige Linderung zu geben; es iſt auch eine Selbſttäuſchung von ihm, und iſt ſie im Grunde nicht unedler und grauſamer gegen mich, als meine weltliche Selbſttäuſchung gegen ihn?

Denke dir, er iſt hier; ich glaubte ihn in London und ſah ihn geſtern in der Oper! Was ich empfand? Laß mich dir nichts ſagen, als daß ich die ganze Nacht weinend auf meinem Sofa ſaß und an ihn dachte.

Wie ſoll das enden? Leb' wohl.

Magyar vagyok!

Episode aus dem letzten ungarischen Insurrektions-Kriege.

Ungarn! Märchenumflogene Wiege meiner Kindheit! Morgenlaube meiner Jugend! Zaubergarten meiner Erinnerungen! Heiliger Boden mit dem Grabe meiner Mutter! Grüne Stiftshütte meiner ersten Gedanken und Gefühle! — Dich grüß' ich in Wehmut!

Ungarn! Wunderkind der Länder! Bilderbuch der schöpferischen Natur! Ahnensaal verblichener Heldenjahrhunderte! Fürstengruft siegreicher Vergangenheiten! Unausgespielte Shakespeare-Tragödie der Weltgeschichte! — Dich grüß' ich in Wehmut!

Ungarn! Nestor mit dem Kinderglauben! Ungarn, episch wie Homer, klagend wie Jeremias, schicksalsreich wie Odysseus, liedervoll wie Salomo, einfach und wahr wie das Buch der Bücher, gastfrei wie die Natur, fruchtbar wie der Schoß des Frühlings, sagenvoll wie Scherezade, mutig wie das Lied Deborahs! — Dich grüß' ich in Wehmut!

Ungarn! Schöne, reizende, wilde Wälderfürstin! Schlanke, gliederfüllige, unzähmbare Königin der Wüste, Du bist nun die trauernde Witwe der Vergangenheit, das klagende Echo der verhallten Triumphgesänge, der verhallende Klagelaut eines zerschlagenen Cymbals! Was du geirrt und verschuldet, was du verwirrt und zerrüttet, was du zerstört und entwurzelt, was du aus eigenem Herzgelüste und auf dem Sirenenton der Verführer verkanntest und verwirkt hast; wie viel wilde Rednerblumen du in der Phantasie deines Paroxysmus für Lebens- und Erkenntnisbäume ansahst; wie viel falsche Propheten du für heilige Seher hieltest, wie du im Staube des blinden Gefechtes Ziel und Richtung verkanntest, wie die Ereignisse als Verhängnis oder Vorsehung dich bewältigen, wie die Göttin des Geschickes als Fatum oder als Nemesis dich übermannte, wie die Vergeltung als göttlicher Wille oder als Gebot zeitgeheiligter und unantastbarer Rechtsgesetze dich faßte — ich weiß es nicht, ich will's nicht wissen. Der Himmel hat gerichtet, das Schicksal hat das Urteil publiziert, die Erde hats vollzogen! Dem schmerzlichen „Mitleid" aber steht nachher das Recht der

Begnadigung zu: die „Wehmut“ darf ſich mit an den Sträfling ketten laſſen, um ihn zu tröſten; die Liebe darf den Leib mit Thränen waſchen, mit Seufzern und Klagen umwickeln und mit den Spezereien aus dem Arabien der Thränen einbalſamieren und beiſetzen in den Gottesacker des tiefſten Herzens! — Deshalb, Ungarn, grüß' ich dich in Wehmut!

Ungarn! ich ſah ſie lange nicht, deine Seen, deine Berge, deine Ebenen, deine Wälder! Ich hörte ſie lange nicht, deine Sturmwinde, deine Waſſerſtürze, deine Puſzta-Lieder, deine ſchmerzliche Muſik, deine Stimmen der Wälder um Mitternacht, deine Sagen der Vorzeit, die aus den Quellen rauſchen, die Urpoeſie deiner Wüſten! — Ich grüße dich in Wehmut!

Ungarwald! Wald von Bakonya! Ich ſah dich im vollen Glanze deiner nackten wilden Schönheit; — wenn du am frühen Morgen durch die dichten Locken dir flechteſt die grünen, roten und ſilbernen Bänder des erwachenden Tages, wenn du die buſchigen Brauen aufſchlugſt und aus dem ſinnigen Blicke dir blitzte das Erwachen deines mächtigen, wilden Gebietes: — ich ſah dich, wenn du mittags ruhteſt in majeſtätiſcher Sieſta, wenn rieſige Schatten wie Ringelſchlangen ſich wälzten am glühenden Boden, wie lauernde Heldengedanken dich anſahen mit ſtummfragendem Blicke; wenn geheimnisvoll verſchlungene Wurzelrunen in hieroglyphiſcher Schrift erzählten die Thaten derer, die einſt hier gelebt; wenn alte, rieſige, gefurchte Stämme mit ernſten Altersrunzeln dich finſter anſahen, grollend über deine ſchlaffe Ruhe, wenn Bäume, die Reiche und Völker überlebt hatten, ihre Kronen badeten im Lichte der Sonne; wenn glutberauſchte Waldblumen ſchwer atmeten im ſchwülen Mittagsſchlummer und aus ihren brennenden Kelchen herausſtiegen berauſchende Gelüſte, betäubende Wünſche und ſinnenumſtrickende Entwürfe! Ich ſah dich um Mitternacht, wenn das brütende Schweigen des finſteren Nachdenkens auf deinem düſteren Antlitze ruhte, wenn von den Zweigen herabſtiegen die wilden Entſchlüſſe und ihre Glieder ſtreckten und ſich umfaßten und den Wald durchſtreiften; wenn die Sterne, die Träume des Himmels, ihre gebrochenen Strahlen ſpähend ſchickten durch das Blättergeflecht und ewig zitternd lugten durch die geheimnisvollen Äſte; wenn der Sturm, der Schakal der Wälder, ſeine Stimme erhob und heulend umherſtieg und wie Simſon rüttelte an den tauſendjährigen Säulen des grünen Rieſenbaumtempels, wenn er die greiſen Häupter hoher Eichen zu Boden neigte und wie der mächtige Ruf des Gewiſſens das innerſte Mark der Bäume erſchütterte, daß ſie in Fieberfroſt und Schauer aneinanderſchlugen und ihre geheimſten Verbrechen beichteten in der Stunde des Zuſammenbrechens! —

Ich habe deine Wüſte geſehen, gelagert am Boden, im Mantel der Nacht, wenn ringsum Stille herrſchte, und Atemloſigkeit, und der Mond wie der einzige Freund über dir ſtand und dich ſinnend

beobachtete; wenn die Majestät der lautlosen Natur dich füllte mit Legenden der Vergangenheit und mit Ritornellen der Zukunft, wenn der Himmel über dir hing wie eine blaue Glockenblume, aus welcher dir Geistertöne und Bardenlieder klangen, und die Erde vor dir lag wie ein großmächtiger Eisenheldenschild, auf dem du ruhtest wie ein Held nach dem Siege, und wenn die Heide rings erschien wie das Grab einer Zeit ohne Leichenstein, wie die Ruhestätte einer Weltgeschichte ohne Cypresse, wie der Leichenstein von hundert Generationen ohne Inschrift! —

Ich habe deine Musik gehört, Biharys braune Fiedel, wenn sie dem Bogen bekannte ihre wilde Sehnsucht, ihre heißen Wünsche und ihre entfesselten Triebe; ich habe deine Musik gehört, diese Tochter der Wehmut, dieses Kind des Leides und des niegestillten Heimwehs, diese irrende Taube, die unstet umherzieht und über ihre Kinder weint, das vielbesaitete Cymbal der Heide, aus welcher die Töne ziehen, wie schwarze Flügelrosen vom Ufer des toten Meeres, diese regellosen, ewigwandernden Elegien von Gram zu Schmerz; diese klagenden, langgezogenen Geisterstimmen aus den Felsenritzen zerrissener Herzen! —

Wald! Wüste! Musik! Ich grüße euch in Wehmut! Und in Wehmut sei euch folgendes erzählt. —

Gödöllö! — Es war der Tag von Gödöllö! — Es war das Treffen von Gödöllö! —

Der unglückselige Kampf war heiß und blutig! Fanatismus und Heldenmut, Patriotismus und Wahnwitz, Verblendung und Überzeugung, Trotz und Tollkühnheit, Tapferkeit und Regententreue, Aufopferung und Soldatenpflicht, unzählige Kräfte und Motive kämpften gegeneinander. — Wir verlassen den Hauptkampfplatz, eine interessante, rührende, kriegerisch-blutige und menschlich-edle Episode lenkt unsern Blick abwärts. An einem kleinen Gebüsche kämpfte ein tapferer österreichischer Offizier gegen einen wildentbrannten Honvéd. Der Offizier, ein echtes, tapferes Glied jener Helden-Armee Österreichs, die vom Mincio bis zur Theiß ihren Ruhm, ihre Kraft und ihre Treue glorreich bewährte, blutete aus mehreren in dem heutigen Kampfe schon empfangenen Wunden, er raffte den letzten Lebens- und Mutesfunken zusammen, allein der düstere Fittich des Todes, des schönen Todes auf dem Ehrenbette des Krieges, rauschte um sein Haupt, aus dessen offenen Pforten der Wunden stürzten die Lebensgeister des ermatteten Körpers, der Offizier sank nieder, indem seine tapfere Hand den Degen noch festhielt, als wollt' er ihn mit sich hinübernehmen als Blutzeugen seines Todes für Kaiser und Vaterland.

Der Honvéd fing den Dahinsinkenden auf; der „sterbende" Krieger war ihm kein Feind mehr, das angestammte edle Ungarherz machte Front gegenüber dem allgewaltigen Friedensstifter Tod; Feindschaft, Parteihaß waren aus seiner Seele verschwun-

den und war die Waffenstillstands-Gebieterin Menschlichkeit wurde Herrin seiner Empfindung.

Der Honvéd zog den sterbenden Offizier auf seinen Schoß, versuchte sein Blut zu stillen und seine Wunden zu verbinden. Der Offizier aber fühlte, daß der Sand seiner Lebensuhr verronnen, er schien einen schweren Kampf zu kämpfen, endlich zog er mit vieler Anstrengung ein Papierpacket aus seinem Busen, sah den Honvéd bittend, wehmütig, mit brechendem Auge an, und sagte ihm nach langem Zögern: „Wir sind, wir waren Feinde, der Tod gibt mich in deine Hand, du zeigest mir Mitleid und Menschlichkeit, ich vertraue dir mein letztes Heiligtum an: dies ist mein Testament und eine Locke von meinem Haare. In meiner Heimat harrt ein liebend Weib und drei holde Kinder auf Nachricht von mir. Wenn sie dieses Papier nicht erhält, ist sie, sind meine Kinder unglücklich; willst du mir versprechen, das Testament ihr zu überbringen?

Der Honvéd verstand wohl die deutsche Sprache, allein sprechen konnte er sie nicht, er wischte sich eine Thräne aus dem Auge und nickte bejahend mit dem Haupte.

Der Offizier raffte seine letzte Kraft zusammen: „Willst du wirklich? Willst du vergessen, was ich dir war, und großmütig das Glück und die Zukunft meines Weibes, meiner verwaisten Kinder machen? Willst du dieses Opfer bringen?“

Der Honvéd legte die Hand auf das Herz und konnte nichts anderes sagen als: „Magyar vagyok!“ womit er sagte: „Ich bin ein Magyare und mein Versprechen ist heilig!“

Der Offizier sah den Todesengel immer tiefer auf sein Haupt sich senken, er hörte die Wellen der Lethe näher rauschen, er erhob sich mit letzter Anstrengung, faßte krampfhaft die Hand des Honvéd und stammelte: „Schwöre mir, daß du hältst, was dein ehrliches Auge, dein mitleidig Antlitz mir in meiner letzten Stunde versprochen! Wirst du dies Papier in die Hände meiner Gattin überliefern?“

Der rauhe, bärtige, tiefgerührte Honvéd neigte sich über ihn, eine Thräne fiel von seinem Auge auf das totenblasse Antlitz des sterbenden Kriegers; er nahm das Papier, steckte es in seinen Busen, sagte wieder nichts als „Magyar vagyok“, hob die Hand auf wie zum Schwure — ein mattes, verklärtes Lächeln flog wie der Schatten einer Abendwolke über das Gesicht des Offiziers, er seufzte noch einmal tief auf — und seine kriegerische Seele zog ein in das Reich des ewigen Friedens.

Der Honvéd bestattete den gefallenen Feind ehrenvoll zur Erde, bewahrte das Testament auf seiner Brust, meldete sich Tags darauf bei seinem Oberen und bat um einen vierzehntägigen Urlaub. Er wurde ihm nicht gestattet.

Der biedere Honvéd aber hatte nicht Rast und nicht Ruhe, er

wiederholte sein Gesuch, er bat, er flehte, er beschwor, alles vergebens.

Aber er hatte im Herzen nicht Ruh' und nicht Rast, vor seinen Augen sah er beständig das bittende, flehende Auge des Offiziers, in sein Ohr tönte stets das Wort des Sterbenden in seiner Brust glühte sein gegebenes Versprechen! „Magyar vagyok!" Sein Entschluß war gefaßt! Er mußte sein Wort lösen! Witwe und Waisen durften nicht unglücklich werden, eher werde er selbst zum Opfer!

Der Honvéd desertierte! — Doppelt seine Existenz preisgebend, hier in Gefahr, als Deserteur schimpflich bestraft zu werden, dort in Gefahr, von den österreichischen Vorposten und Truppen entdeckt, gefangen und als Spion behandelt zu werden, scheute er beides nicht. Auf Seitenwegen, Tag und Nacht durch Schluchten und Hohlwege sich windend, mit Hunger und Frost kämpfend, ging er der Erfüllung seines Versprechens entgegen.

Der Himmel, der die Boten der Religion unter fremden Zonen beschützt, der die Pilger der Frömmigkeit durch Wüsten und Gefahren sicher geleitet, der den Friedensschwalben den Weg durch Wetterwolken ebnet, der Himmel beschützte den Weg des hochherzigen armen Honvéd! Er gelangte glücklich zu der Witwe und zu den Waisen des Gefallenen, legte das heilige Vermächtnis in ihre Hände nieder und fühlte sich wehmütig glücklich in der Erfüllung eines am Grabesrande gegebenen Versprechens.

Vergebens suchte ihn die Witwe zurückzuhalten, vergebens bot sie dem blutarmen Honvéd eine angenehme Stellung auf ihrem Gute an, vergebens stellte sie ihm die Gefahren seines Rückzuges und das Los, das ihn erwartete, vor, der Honvéd schüttelte das Haupt und sagte nichts als: „Magyar vagyok!"

Nach langen Mühsalen und Kümmernissen kam der Honvéd zurück. Er meldete sich sogleich bei seinem Korps, er wurde als „Deserteur" vor ein Kriegsgericht gestellt und zu Spießruten verurteilt.

Er litt die schmerzliche Strafe mit stiller Geduld, das Blut rann über die entblößten Schultern, der Schmerz brannte auf dem entfleischten Rücken, er klagte nicht, kein Laut des Schmerzes kam über seine Lippen, der Balsam des Bewußtseins kühlte die brennenden Rutenhiebe, das Gefühl einer edeln That träufelte Linderung auf die blutrünstigen Striemen seines Rückens; allein der seit langer Zeit zerrüttete, abgemattete Körper erlag und zahlte seinen Tribut; am Abend desselben Tages senkte sich der Todesengel auf ihn herab, aber mit ihm der Engel der Ruhe und Vergeltung, er hörte die Stimme des Gefallenen von Gödöllö, der ihm vom Himmel zurief: „Du bist für mich in den Tod gegangen, ich erwarte dich hier mit der Palme der ewigen Vergeltung, du bist ein Märtyrer, ein Seliggesprochener!" Der Honvéd betete

leise, sah zum Himmel empor und sprach: „Magyar vagyok!“ und ging ein in den Schoß der Gnade und Barmherzigkeit.

Oben aber im Lichte des Ewigen sitzen nun die Schatten des biedern Honvéds nnd des österreichischen Helden-Offiziers Hand in Hand in dem Lande des Friedens, wo der Nationalitätenkampf aufhört und es nur eine Sprache der Seligen giebt, wo die Irrlichter der Erde sich verwandeln zum Sternentanze der Ewigkeit, wo alle Völker harmonisch zusammenblühen als der Menschheit einzige Blume; wo die Menschenseelen alle als gepflückte Gedanken der Erde in einem Völkerstrauße glänzen; wo der Regenbogen des Friedens am strahlenden Himmelshelme hängt als einzige große Kokarde der Eintracht, und wo über Ost und West und Süd und Nord Gott seinen blauen, sternbesäeten, mit Lichtfransen besäumten Thronhimmel ausspannt, auf welchem er sitzt, angethan mit der Weltherrscherkrone der allgemeinen Liebe, mit dem Szepter der Gleichberechtigung und mit dem unendlichen, Sphären durchleuchtenden Reichsapfel der Versöhnung und Vergebung, und die himmlischen Heerscharen alle sich reihen um den Strahlenthron, und durch alle Sphären schallt es, und durch alle Sonnen rollt es fort, und eine Lichtwelt ruft es der andern im Donnerbrausen zu:

„Versöhnung und Vergebung!“

Csáhány und Cambura, oder: Die geistige Abendmusik.

(Eine ungarische Novelle.)

Die Wipfel der hohen Bäume des Moorer Waldes brannten und glühten an ihren Spitzen im Purpurrote der Abendsonne, große Schatten lagerten sich wie Riesenschlangen um die fortlaufenden Wurzelranken der hundertjährigen Stämme, und die Vögelstimmen wurden immer seltener und einzelner, als ich aus dem Walde heraus in die Ebene trat, in welcher Moor, ein kleiner artiger Marktflecken, in feierlicher Abendruhe lag. Die Erde schien, noch von dem Flammenkusse des Tages erglüht, sich nach der Kühle des Abends zu sehnen, und sank, wie aus einer zärtlichen Umarmung, matt in die schattigen Arme des Abends.

Links lag der Csókaberg, auf den Bäumen am Gipfel des Berges eilte der Lichttritt des entschwindenden Tages hin, daß sie sich schauerlich bückten und wie geläutert im Goldschimmer leise wogten.

Ich bog links ab und schritt am Fuße des Berges, welcher von dem fruchtbaren Traubenmantel der Weingärten halb überdeckt war, rasch vorwärts; von ferne trieb der Schäfer seine Herde heim und eine Schar Schnitterinnen, in lieblicher Landestracht, zog munter schäkernd vorüber.

Am Ende des Berges, dort, wo dieser bei dem Dorfe Csóka eine Schlucht bildet, und die Ruinen des Schlosses Csókakev, mahnend an die verfallene Größe der Zeit, bedeutsam düster ins Thal herunterschauen, liegen einige kleine Häuschen zwischen Tannen und Linden versteckt.

An einem dieser Häuschen war eine Stange ausgesteckt mit grünen und roten Bändern und einem Reiserkranz, ein Zeichen, daß hier ein Gast- oder Wirtshaus sei, und vor dem rot angestrichenen Häuschen tummelte sich eine rüstige Dirne herum, der Kleidung und den schlicht aufgewickelten Zöpfen nach zu schließen die Zogádós Leáni (die Kellnerin).

Das Häuschen lag so freundlich da, man hatte zugleich die Ansicht des Berges und des Thales von der Hausflur, und ich beschloß, da einzukehren.

Juttá, die flinke Kellnerin, mit zwei schwarzen Nationalaugen und jenem tiefroten Teint, welchen die panonische Sonne ihren Töchtern giebt, sprang mir mit einem freundlichen Gruße entgegen, nahm mir mein kleines Felleisen ab, trug es samt Mantel nnd Stock hinein ins Zimmer, und ich ließ mir ein Glas guten Moorer Wein auf einen Tisch vor dem Hause hinsetzen.

Die Gegend war bereits still und halbdunkel geworden. Auf dem einen Abhange des Csókaberges, der die Aussicht auf Stuhlweißenburg hat, lagen zwei kleine, aber allem Anscheine nach unbewohnte Häuschen, von einigen hohen Pappeln umfriedet. Die Fensterläden waren zu, und auf den Sitzplätzen am Hause wuchs hohes Riedgras. Eine dichte Allee, welche die etwa fünfhundert Schritte auseinander liegenden Häuschen verband, schien schon lange von keinem menschlichen Fuße betreten worden zu sein, denn der Weg war ganz verwildert und von Unkraut überwuchert.

Es war etwas Freundliches und doch wieder Unheimliches in dem Anblicke dieser zwei Häuschen, die sich gegenseitig wie wehmütig zu betrachten schienen. man sah, daß sie zusammengehörten und doch schmerzlich auseinander standen. Ich war eben im Nachdenken darüber versunken, als die Glocken der umliegenden Dörfer acht Uhr läuteten. Von Moor tönte es hell uud rein herüber, auch von Csurgó und von Csikwár trug die stille Abendluft die lauteren Glockentöne zu mir, und der Pincés (der Kellner) des kleinen Wirtshäuschens kam heraus und zog die Glocke, die nach Landesgebrauch auf einer einfachen Stange vor dem Hause aufgerichtet war, nahm den runden, langgekrämpten Hut vom Haupte, faltete die Hände und kniete vor dem allda aufgerichteten Kreuze zur Andacht nieder. Bald darauf kamen aus allen naheliegenden Häusern die Bauernmädchen heran und knieten auf den Rasen nieder und falteten andächtig schweigend die Hände. Die Glocken hatten längst ausgetönt, nur der Nachhall zog leise verfummend, wie einschlafende Gedanken, durch die unbewegte Abendluft hin, die Mädchen aber blieben knieend und mit gefalteten Händen liegen, und alle sahen sie unverwandt nach den beiden unbewohnten Häuschen hin, und schienen erwartend aufzuhorchen, hielten den Odem an und lauschten hinüber. Da, als das letzte Echo der Glockenklänge im Äther verbebte, da fing es an, aus dem einen Häuschen herauszutönen, erst kaum hörbar, dann immer lauter und lauter, und es war ein ganz eigener wehmütiger Ton, wie einer Saite mit matter Hand entlockt, sehnsüchtig auffordernd und mahnend, und wieder hinsterbend und doch beglückt. Bald darauf, wie angeregt durch diese Töne, erklang aus dem anderen Häuschen gegenüber ein wundersamer, klagender Laut; es waren schmerzlich

geschliffene Töne, wie aus zuckendem Herzen ausgehaucht, gleichsam Antwort gebend auf die klagende Anfrage des Tones, so wie die italienischen Gondoliers ihre Wechselgesänge auf den stillen Fluten aus dem Dunkel der Nacht erschallen lassen.

Immer weicher, immer vorwurfsvoller, immer dringender erklang es nun aus dem einen Häuschen, und die antwortenden Töne verschmolzen immer nachgiebiger, immer frommer, immer beschwichtigender. Es war ein grauenhaft geisterartiges Wechseltönen, bald schienen sich die Laute suchend zu nahen, sich zu finden und beglückt in die Arme zu fallen und zu vermischen, bald rissen sie sich, wie plötzlich erwachend, von einander los, entfernten sich, indem sie doch sehnsüchtig sich nacheinander umblickten, stürzten wieder zusammen, bis ein schmerzlicher, lebenlassender Akkord einfiel und die Töne schneidend abriß.

Die Mädchen hatten alle das Haupt gesenkt; als es stille war, kreuzten sie sich noch dreimal vor Stirn, Augen und Brust und standen fast noch furchtsam und scheu auf.

Indessen war die Halbsichel des Mondes wie eine blasse Wange über den Berg hervorgetreten, und eine magische Beleuchtung füllte das Thalbecken mit weißlichem Schimmer.

Ich war von dem rätselhaften Tonspiele innig ergriffen, Neugierde und geheimer Schauer belebten mich, und ich fragte die wieder geschäftige Jutka um die Bedeutung dieser unbegreiflichen Abendmusik.

Die schwarzäugige Kellnerin winkte ein Mädchen aus dem Kreise herbei, indem sie sagte, diese würde mir gerne den erwünschten Aufschluß geben, sie sei die Tochter des Notars von Moor, und war selbst eine Freundin der gottseligen Illona. Verschämt aber freundlich trat diese heran, setzte sich zu mir nieder, und während der Halbmond gleichsam wie lauschend heraufzog, sein mattes Silberlicht die Berge mit weißen Schleiern umwickelte und die zwei Häuschen mit einem milden Schimmer übergoß, erzählte mir Palanka, die Notarstochter, folgendes:

„Es sind noch nicht zwei Jahre, da wurden diese Häuschen von zwei Familien bewohnt, welche, von der innigsten Eintracht und Liebe umschlungen, nur eine einzige zu bilden schienen. Dugowich, ein wohlhabender Winzer, seit mehreren Jahren Witwer, bewohnte mit seinem Sohne Andor das eine Häuschen, und in dem andern lebte der Edelherr Barankay mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter Illona.

Illona war schön und frisch wie das Morgenrot, wenn es hervortritt von dem Gipfel des Csókagebirges: sie war schlank wie die Tanne des Bakonyerwaldes, ihre schwarzen großen Augen glühten wie die Traubenkörner in den Weingärten von Villany; ihre Lippen waren voll und rot wie die Kirschen aus Veszprim, und wenn sie sprach tönte es so klar und fromm, und drang in

das Herz wie die Glöcklein der Muttergottes Kapelle im Gesundbrunnen zu Budáik. Das schwarze Haar, in üppiger Fülle, wie das Banater Getreide, schlang sich in zwei langen Flechten, mit roten und weißen Bändern durchflochten, auf ihre beiden Schultern und bis an das Knie herunter, und das schwarze Mieder mit rotem Latz und Saum saß wie angegossen um den schmucken Leib. Dabei war Illona sanft wie ein Lamm des Thales, ihr Blick war mild wie Morgen-Erdbeer, und in all ihrem Wesen war sie fromm, fleißig und still wie ein klösterliches Mägdlein.

Aber auch Andor galt für einen der schönsten Burschen im Komitat; hoch und stark, mit blitzendem Auge und aufgeworfenen frischen Lippen, mutig und doch nachgiebig, munter und rüstig; er war die Freude seiner Umgebung.

Dugowich und Barankay hatten von zarter Jugend an ihre Kinder für einander bestimmt. Diese liebten sich schon von Kindheit an, und man sah sie stets wie Bruder und Schwester beisammen. Wenn sie des Sonntags früh nach Moor in die Kirche gingen, da hieß es ringsherum nur: das schöne Paar vom Csókaberg; war irgendwo in einem Dorfe der Umgebung Böcs (Jahrmarkt), so zogen Illona und Andor zusammen dahin, und an Feiertagen abends tanzten nur Illona und Andor zusammen unter den großen Linden des Wirtshauses in Csóka.

Oft noch spät am Abende saßen die zwei Familien beisammen vor ihren Häuschen, Illona nahm die Tambura zur Hand und sang ein Nationallied, begleitete es mit den Saitentönen der einfachen Tambura, und Andor nahm seinen Csákány (den flötenartigen Kreuzstock, „Tschakan" genannt), und begleitete den Gesang und das Spiel Illonas mit den einfachen aber vollen Lauten dieses unvollkommenen Instrumentes.

So wuchsen die beiden Liebenden heran, und als Illona 17 und Andor 2[illegible] Jahre alt waren, als Barankay sah, daß Andor alle Abende kam, und dem in Ungarn so üblichen und beliebten Ablakazni (Fensterln) nachging, d. h. daß er alle Abend vor das Fenster Illonas kam, um durch Gesang und Musik und Gespräch sie wachzuhalten und ans Fenster zu locken, da wurden Illona und Andor verlobt, und die Hochzeit wurde auf das nächste Osterfest anberaumt.

Es war ein düsterer Novemberabend, der Regen strömte in starken Güssen hernieder, die Gipfel des Berges waren in schwarzes Gewölk gehüllt, der Sturm durchraste das Thal und die Bergschlucht, der Donner rollte fast unaufhörlich zwischen flammenden Blitzen fort. Bei Barankay saßen beide Familien im wohlverwahrten Zimmer beisammen, Illona schmiegte sich an Andor an, und die beiden Alten schüttelten besorglich das Haupt ob des in so später Jahreszeit ungewöhnlichen Ungewitters. Wie es bei solchen Fällen in Ungarn üblich ist, wurde die Bibel auf den Tisch

gelegt, und das Kapitel der Sündflut aufgeschlagen, und vor dem Muttergottesbilde kniete die fromme Frau v. Barankay.

Da klopfte es heftig an die Hausthür. Barankay ging hinaus, um aufzumachen, und ein Fremder, ein Reisender, der, durch die Schönheit des Gebirges verlockt, von der Landstraße abwich und den das schreckbare Gewitter hier überfiel, forderte gastliche Nachtherberge.

Der Fremde wurde mit all jener Herzlichkeit und jener Gastfreundschaft aufgenommen, die in Ungarn vom Palaste bis in die Hütte einheimisch ist. Illona nahm ihm mit geschäftiger Freundlichkeit den regenschweren Mantel ab, während Andor seinen tropfenden Hut abschüttelte und ihn bei seite legte.

Der Fremde schien ein Mann zwischen Vierzig und Fünfzig zu sein. Groß und hager, mit gebräunten Gesichtszügen und langen, stark herabgezogenen, schwarzen Augenbrauen; hinter diesen blitzten zwei große Augen hervor, deren Blick einen unheimlich funkelnden Glanz hatte und die unstet herumirrten. Die linke Hand hatte er fest zusammengeballt auf der Brust liegen, als ob er sie gar nie von da wegnehmen könnte, und die rechte fuhr zuweilen krampfartig über die beiden buschigen Augen hin. Illona versicherte später, daß sie immer innerlich zusammenschreckte, wenn sie ein blutiger Blick (wie sie sich ausdrückte) des Fremden traf.

Dieser hatte indessen auf Einladung Barankays am Tische Platz genommen, und auf die freundlichen Worte der Hausbewohner nur zerstreut und einsilbig geantwortet. Das Gewitter war inzwischen vorüber gezogen, nur in den fernen Bergen grollte der verhallende Donner fort, als ob er im Entfernen noch zurückzürnte; die Bäume rauschten wieder milder auf, wie dem Schöpfer dankend, daß sein Zorn gnädig ob ihren Zweigen vorüberging. Illonas Furcht war verschwunden, sie tummelte wieder fröhlich um den Tisch herum, und füllte dem sonderbaren Gaste das Glas mit dem edlen Safte des feurigen Bodotschaner, kredenzte es ihm nach Landesweise, indem sie es an die Lippen setzte und es ihm mit einem „egeségre“ (zum Wohlsein) zutrank.

Bald darauf nahm sie ihre Tambura zur Hand und begann eine nationale Weise anzustimmen. Der Charakter der ungarischen Nationallieder, Nationalgesänge und Nationalmusik ist fast durchgehends eine tiefe Wehmut, eine tiefe Klage ein durchgehend schmerzliches Weh. Selbst in den tollsten Tanzmusiken ertönt zuweilen ein bitterer, herzzerreißender, oder ein tieftlagender Laut. Selbst der Czigány (Zigeuner), der in Ungarn ausschließlich Musik treibt und mit seiner Geige im Lande herumzieht füllt seine improvisierte Aufspielerei mit einer unklärbar elegischen Weise; es sind immer Töne eines heimlichen Weh's, einer sehnüchtigen Betrübnis, eines unnennbaren Schmerzes, welche sie aus den Saiten wundersam, langsam gedehnt herausziehen. Wer den un-

garischen Naturalisten Biháry-Czigány auf seiner Violine spielen hörte, der wird ihn unwillkürlich mit Paganini vergleichen und gestehen, daß seine Eigentümlichkeit, die ganz besondere tieftraurige Weise, die schmelzenden und seelenerschütternden Akkorde seines Spiels, und diese jedem Tone innewohnende zauberhafte Wehmut von Paganini nie erreicht worden ist. Wenn Biháry seinen Rákoczy aufgeigte, entlockte er seiner kleinen, unansehnlichen, braunen Geige ein ganzes Geisterreich von schauerlichen, tieferschütternden Klängen. Eine Schattenwelt voll Trauergestalten entquoll seinen Saiten, das Herz wurde süßschmerzlich ergriffen, und das auf eine wonnevolle Weise verletzte Ohr trank mit behaglichem Schauer die unheimlichen Gänge und Sprünge des kühnen und verwegenen Geigers. Zuweilen machte Biháry inzwischen einen tüchtigen Zug Wein aus seiner ihm an der Seite hängenden Cseutera ein schlauchartiges Weingefäß), und die umstehende Menge rief gewöhnlich „hármat danzunk!“ (tanzen wir ihn zum drittenmal), — ein Ausruf, den die ungarischen Tanzpaare gewöhnlich im größten Enthusiasmus ausrufen, wenn sie, ohne abzusetzen, einen Tanz zum drittenmal beginnen, und Biháry variierte nun seinen Rákoczy mit neuen wehmütigen und hinreißenden Weisen.

Auch Illona's Spiel auf der Tambura trug den melancholischen Charakter der Nationalmusik an sich, und als Andor seinen Csákány (Flötenstock) ergriff und in ihre Töne begleitend einfiel, war es, als ob zwei Nachtigallen aus wundgesungener Kehle einander ihre Klagen und Leiden zusängen und zuflöteten.

Der Fremde schien heftig bewegt aufzulauschen. Er drückte die linke Hand immer fester an das Herz, und die rechte lag über den glühenden Augen. Zuweilen griff er hastig nach dem Glase, als ob er den Inhalt desselben ganz ausstürzen wollte, und setzte es, nachdem er es an den Mund gebracht, ungeleert wieder auf den Tisch.

Plötzlich sprang er auf, sagte, er müsse morgen frühe schon in Totis sein, nahm ungestüm Mantel und Hut, dankte den Hauseigentümern für die gewährte Gastfreundschaft und bat Illona, ein kleines Paket Musikalien, welches er aus seinem Mantelsacke nahm, zum Danke für ihr schönes Saitenspiel anzunehmen. Nur zögernd nahm Illona das Heft aus der Hand des seltsamen Gastes, der bereits aus der Thür war und rasch über den Wiesenplatz vor dem Hause hinschritt; nach einiger Zeit sahen sie seinen dahinwehenden Mantel noch auf dem Gipfel des Berges flattern und sich in das Dunkel der hohen Bäume verlieren.

Am andern Abend saßen die beiden Familien wieder bei Barankay beisammen. Es wurde des sonderbaren Gastes von gestern gedacht, und sein Paket Musikalien herbeigeholt. Es enthielt ein ganzes Bunterlei an Noten und Musikalien: Tänze, Lieder, Abendmusiken, Jägerweisen, Märsche, spanische und ita-

lenische Volksarien, Schweizer Kuhreigen, schottische Lieder; zu ihrer Freude sah Illona, daß alles für den Csákány und für die Tambura gesetzt war. Sie blätterte hin und her und blieb endlich bei einem nationalen „Totenmarsch", wie von einer heimlichen Kraft angezogen, stehen.

Sie und Andor nahmen nun die Blätter vor und fingen an zu spielen. Gleich bei den ersten Akkorden überraschte Illona der bizarre Reichtum und die phantastische Fülle der Komposition. Andor hielt gleichsam erschreckt inne, und folgte doch wieder, wie unwiderstehlich angetrieben, dem Spiele Illonas. Die beiden Familien teilten das Grauen, welches die ersten Töne dieses Stückes hervorbrachten. Illona war unheimlich bewegt; eine Melodie, die sich ernst, finster, majestätisch entsetzlich aus den Saiten drängte, erschütterte sie, daß sie erbleichte, kalte Thränen rollten über ihre blassen Wangen herab, und sie mußte einen Augenblick innehalten, um auszuruhen. Andors Csákány ertönte auch nur in unsichern, schwankenden und traurig bebenden Tönen; und die Eltern lauschten still und bange diesen dunkel ergreifenden Wechseltönen. Illona fuhr fort, und ihre Tambura erscholl nun wieder in langgehaltenen, klagenden und schmerzlichen Akkorden, wie die Aolsharfe, wenn auf dem Gipfel entfernter Berge ein durchwehender Seufzer des Abendwindes ertönt; dazwischen aber auch waren es wieder schnelle, wie im Fieberfroste zitternde Saitenschwingungen, und in einer gräßlichen Bizarrerie war es bald, als ob den Saiten ein dämonisches Lachen entschalle, bald als ob ein Schluchzen des tiefsten Wehes gehört würde, bald als ob eine Glocke zum letzten Gange riefe, und bald als ob ein Streit zerfallener Echos in gellendem Spott und in langgeschliffenen Schmerz-Refrains rings um ertönte. Nur mit fast übermenschlicher Kraft konnte Illona bis zu Ende spielen, während Andor, wie von einem wilden Gelüste angetrieben, auf dem Csákány in ebenso absonderlichen Mischklängen von toller Lust und schneidendem Weh ihrem Spiele folgte: die Tambura entsank ihrer Hand, sie war erschöpft. Andor zitterte wie unter der Macht eines übermenschlichen Schreckens. Die Alten segneten ihre Kinder, und der Abschied der beiden Familien war still, schauerlich, eisig und finster.

Dennoch kamen sie alle Abend wieder zusammen, und immer war es wieder dieser „Totenmarsch", den Illona zur Hand nahm, um ihn zu spielen. Selbst Andor schien sich zwar zu entsetzen, aber dennoch liebte er ihn auf eine unbegreifliche Weise. Die Eltern suchten vergebens ihre Kinder von dieser grauenhaften und gespenstischen Komposition abzuleiten, es half nichts, und zuletzt hörten sie selbst gerne dieses Gemisch von geistiger Wollust und Pein, dieses grauenvolle, rätselhafte Tongemälde voll Schauer und Lust, voll Entsetzen und Süßigkeit.

So erklang jeden Abend in einem der beiden Häuschen diese wilde Musik, und eine unendliche, tiefe Traurigkeit nistete sich mit jedem Tage tiefer in beide Familien ein und umnachtete sie mit ihren schattenvollen Fittichen.

So war der Abend von St. Nikolas herangekommen; es wurde im Dorfe Csóka gefeiert. Im großen Gerichtszimmer des Kisbiro (Kleinrichter) wurde getanzt, und der Preis eines Németh-Tanzes (eines Walzers) war ein Lamm mit Bändern verziert. Das Paar, welches den Preis erhalten wollte, mußte zu walzen anfangen, wenn die kleinen St. Nikolas-Kerzen angezündet werden, und durfte nicht eher aufhören, bis sie herabgebrannt waren; man mußte ebenso leicht und schlank als stark sein, um zu siegen.

Illona und Andor errangen den Preis; das mit Bändern geschmückte Lamm wurde unter Musik und Tusch vor ihnen her im Saale herumgeführt, und sie von der ganzen Dorfjugend mit Musik bis zu ihrem Häuschen nach Hause begleitet.

Acht Tage darauf bedeckte der kleine Kirchhof zu Csóka die jugendliche Hülle Illonas.

Illonas plötzlicher Tod erschütterte beide Familien aufs Entsetzlichste. Andor glich einer Bildsäule, starr und regungslos saß er am andern Tage auf dem Rasensitze vor seinem Hause, und sah unbeweglich die Allee hinab, welche beide Häuser verband, und durch die Illona sonst alle Abend herunter kam. Vergebens waren alle Trostworte der selbst tiefbekümmerten Eltern; vergebens die heißen Thränen der zärtlichen Mutter. Er saß vor der Thür und starrte in die Allee hinab.

Nach und nach zog der Abend seine dunkeln Vorhänge wie Gardinen um die Bergsäulen, die Felsenglieder hüllten sich immer mehr und mehr in den Mantel der Finsternis, und alles Leben verstummte ringsumher. Von der Turmspitze in Csóka tönte die Glocke acht Uhr. — Da tönte es von Illonas Schlafgemach herüber durch die Nacht und die Stille wie der wohlbekannte, schmerzliche Saitenton der Tambura, die dort an der Wand hing, und die sonderbaren Klänge des Totenmarsches zitterten herüber und schienen Andor heftig, klagend und vorwerfend aufzufordern, mit dem Csálány die gewohnte Weise zu begleiten. Andor horchte mit wollüstigem Grauen den geisterartigen Tönen, und er erhob sich mechanisch und flüsterte wie heimlich beschwichtigend: „sogleich, meine Illona!“ und holte seinen Csálány, und begleitete das schauerliche Spiel der Tambura, und der entsetzliche, gespenstische Totenmarsch ertönte nun vollkommen, und Illonas Tambura setzte das unsichtbare Geisterspiel fort, und immer überirdischer, immer ätherischer wurden die leisen Schwingungen der entkörperten Saiten. Andor hielt oft inne, seine Lippen regten sich leise, und es war, als ob er sagen wollte: „fahre fort, liebe Illona.“

Elf Abende lang wiederholte sich dasselbe unheimliche, grauen-

haste Schauspiel. Wenn der achte Glockenschlag von der Dorfuhr ertönte, da begann die Tambura die dämonischen Weisen des Totenmarsches auszuhauchen, und in zerreißenden, flehenden, begehrenden, beschwörenden und lockenden Akkorden zu Andor hinüber zu klingen und zu singen, und Andor ergriff seinen Csákány und stürzte sich mit ihrer Phantasie in den Zug dieser Töne, und seine eigenen Klänge schmiegten sich bald sehnsüchtig an sie an, bald zerrten sie wie irrsinnig an denselben und bald schlangen sie sich wie lebenlassend und unauflöslich um sie und hauchten zusammen die verendenden Laute des Schmerzes und des Jammers aus.

Am zwölften Tage waren Andors Kräfte erschöpft, er lag im Bette, die Eltern saßen liebend an seiner Seite, man hatte alle Fensterläden zugemacht, die Dorfuhr von Csóka konnte nicht bis zu seinen Ohren dringen. Er lag stille schlummernd da. Aber als die achte Stunde schlug, erhob er sich, sein Antlitz lächelte, er lispelte: „ich komme, Illona!“ Er ergriff seine Flöte und mit einer vorschwebenden Sehnsucht spielte er den Totenmarsch bis zu Ende; aber es schien, als wären es dieselben Töne und dennoch ganz andere, sie klangen friedlicher, beschwichtigender, es war, als ob ein versöhnender Genius mit der Engelslippe darauf spielte, es flötete wie das Jubilieren der stillbeglückten Philomele, und Andor lächelte, wie ein schlafendes Kind lächelt, wenn es von den lieben Englein Gottes träumt, die dasselbe zu sich emportragen auf güldenem Gewölk. Der Totenmarsch war zu Ende, Andor blickte herum und sagte: „jetzt, Illona!“ und seine Seele war der irdischen Hülle frei.

Auf dem Kirchhofe zu Csóka wurden am folgenden Abend um acht Uhr neben Illona Andors sterbliche Überreste beigesetzt. Als die letzte Schaufel Erde über den Sarg hinrollte, ertönte von dem Hügel herab der Totenmarsch aus den leeren Häuschen, von Csákány und Tambura geisterartig herabgesendet; und hoch auf dem letzten Felsengipfel des Csókaberges sah man den sonderbaren Gast, von dem er herrührte, in einen dunklen Mantel gehüllt, vorüberschreiten, die Hand herunterstrecken in das Thal und verschwinden.

Seit dieser Zeit werden die zwei Häuschen nicht mehr bewohnt; aber jeden Abend um acht Uhr ertönt aus Illonas Zimmer die Tambura und aus Andors Zimmer der Csákány und spielen den Totenmarsch und klingen herab in das friedliche Thal.

Und die Bauernmädchen nennen es die „geistige Abendmusik“, und versammeln sich alsdann vor dem heiligen Gnadenbilde, um für die Seelenruhe der Abgeschiedenen ein frommes Gebet zu verrichten.

Eine Eroberung.

Aus meinem Tagebuche.

Es war in Nürnberg, im Jahre 1-4 –. Ich kam früh morgens an und legte mich gleich schlafen. Es ist für Reisende nicht genug zu empfehlen, wenn sie an einem fremden Ort ankommen, sich sogleich schlafen zu legen; das giebt der Polizei eine Art Garantie für die Unschädlichkeit dieser Reisenden, und so lange man schläft, wird man gewiß nicht beunruhigt werden. Nachdem ich ausgeschlafen hatte, präsentierte sich der Wirt des „Bayrischen Hofes", Herr Auernheimer, bei mir, um einen solchen vornehmen Gast zu bewillkommen und mich zu fragen, welche von den Nürnberger Merkwürdigkeiten ich zu allererst zu sehen wünschte, worauf ich mich für ein Beefsteak und einen Schoppen Rotwein entschied.

Ich kannte Nürnberg und seine Merkwürdigkeiten schon von früher und war blos einer Einladung meines Freundes, des Grafen D . . n nachgekommen, um mit ihm auf seinem nahe bei Nürnberg gelegenen Landsitze einige Tage zu verleben. Ich wollte sogleich hinausfahren, allein ich hörte, abends sei Sommerball auf dem „Dutzend-Teich" – so heißt ein Belustigungsort in Nürnberg — wo sich die schöne Welt versammelt, und ich beschloß, die schöne Welt um ein Exemplar zu vermehren! Mein Gott, es läuft so manches unter der Bezeichnung „schöne Welt" mit, was eben nicht dazu beiträgt, diese Welt zu verschönern, daß ich ohne Gewissensbisse obenerwähnten Beschluß fassen konnte, bis zum Abend, allwo die „schöne Welt Sapiir et Kompanie" sich versammeln sollte.

Den Tag über ging ich nach Fürth, diesem bayrischen Jerusalem; es war gerade an einem Sabbat und ich besuchte die Synagoge, in welcher eben eine Predigt über das „Kapitel von der Kuh" stattfand, von der „roten Kuh", die Moses zu verbrennen befahl. Der Rabbi sprach von dieser roten Kuh, als ob er mit ihr in einem Pensionat gewesen wäre; er wußte, wie viel Haare sie hatte und welche Erziehung sie genoß, und er bemühte sich, eine Stunde lang zu erörtern, warum die „rote Kuh" ver-

brannt werden mußte, und ich hätte ihm ſchon gerne zugerufen: Die Kuh iſt rot, alſo eine demokratiſche Kuh, alſo wird ſie verbrannt. Er ließ ſich noch ein Weiteres über dieſe rote Kuh aus, die „ohne Fehler ſein mußte", eine Forderung, die von irdiſchen Kühen zu viel verlangt iſt! Ich erwartete immer, der Rabbi würde die Frage abhandeln, ob die „rote Kuh" „weiße Milch" geben darf.

Nachmittag kehrte ich nach Nürnberg zurück. Der Abend kam und ich fuhr in einer Hofequipage nach dem „Dutzend-Teich", das heißt in der Equipage des „Bayriſchen Hofes".

Ich hatte früher ſorgfältig Toilette gemacht, ich zog meinen Spiegel zu Rate, und der Spiegel iſt wie jeder andere Rat, er iſt mit dem Referenten einverſtanden! War ſchon jemals jemand mit ſeinem Spiegel unzufrieden? Ich war ſehr zufrieden mit meinem Spiegelbild; denn der Weiſe iſt mit wenigem zufrieden, ich war überzeugt, heute eine Eroberung machen zu müſſen, und fuhr mit angenehmen Hoffnungen nach dem „Dutzend-Teich". Der „Dutzend-Teich" iſt ein liebliches Plätzchen; eine Menge kleiner Teiche ſind da auf grüner Heide zerſtreut, dazwiſchen Wald-, Laub- und Schattengänge, und ein Sommertanz- und Konverſations-Lokal.

Die ſchöne Welt war größtenteils ſchon da, und ich komplettierte dieſelbe vollſtändig. Die Nürnbergerinnen ſind wie die Nürnberger: ſie hängen keinen an ihr Herz, bis ſie ihn haben. Sie ſind aber ſchön und liebenswürdig, und ich dachte in mir: „Sie ſollen ihn haben", den „Humoriſten" nämlich.

Ich ſtieg an allen Teichen, in allen Zimmern, in allen Alleen und Baumgruppen herum; die Muſik, die Kühle des Abends, der balſamiſche Duft der kronenreichen Bäume, die wogende Menge, der Kranz junger, lebensfriſcher hübſcher Frauen verſetzte mich in jene Stimmung, in welcher man durchaus lieben oder doch wenigſtens die Kur machen will. Ich war ſo lange liebedurſtig, daß ich mir auch ſchon von ſchwarzen Augen hätte was weiß machen laſſen!

Ich ſchickte meine Blicke ringsumher und bemerkte ein junges Frauenzimmer, welches mich mit forſchendem Blicke anſah. „Ha! die iſt in mich verliebt!" dachte ich, „die hab' ich erobert!" Man weiß ja, Liebe iſt das Werk eines Augenblicks! „Wie kömmt die Liebe und wie geht ſie?" — Sie kömmt, wie einem etwas ins Aug' fliegt! Ich bin dieſem Mädchen ins Aug' geflogen, vom Aug' ins Herz, es ſucht vergebens, mich aus dem Aug' und dem Herzen zu reiben!

Von nun an war ich ſelig! Ich war geliebt! Ich ſtieg um das Bosquet, in welchem das Mädchen ſaß, herum, wie ein raſtloſer Geiſt; da ſah ſie mich noch einmal an — und wieder einmal! — Es that mir ordentlich leid, daß ich ſo liebenswürdig bin.

— Die Arme! — Ich ging in eine Seitenallee, um darüber nachzudenken, wie ich sie von Verzweiflung retten könnte! —

In dieser Seitenallee belauschte ich folgendes Gespräch, welches verschiedene Personen, die ich an der Stimme erkannte, in meinem Innern hielten. Die „Eigenliebe", eine gesunde, starke Person, mit durchdringender Stimme, sagte: „Es ist ganz natürlich, dieses plötzliche Liebesfangen! Du hast eine Gestalt, — der Wuchs ist bei einem Mann alles, nach dem Geld natürlich! — Du hast eine Physignomie, die höchst geistreich ist, kurz, du besitzest ein „je ne sais quoi", das dir Eroberungen leicht macht!" — Eine charmante Person, die Eigenliebe! Man kann ihr stundenlang zuhören! Aber da mischte sich eine tiefe Baßstimme drein, es war der „Verstand", ein toller Kerl, der nie geliebt hat. Der sagte wieder: „Aber er wird doch nicht so dumm sein, sich für so gefährlich zu halten, daß ein Mädchen ihn bloß vom Sehen schon liebt! Hat er sich denn gar nie im Spiegel gesehen?" — Ich hätte den groben Kerl gleich umbringen können! Darauf antwortete die nicht so bald schweigenzumachende Eigenliebe: „Na, warum denn? Weil er keine römische Nase hat, aber doch eine italienische, mit einem flachen Dach; aber hat er nicht einen Mund, der für ihn spricht, d. h. einen Zug um den Mund, der lieb und gemütlich und doch wieder pikant ist? Hat er nicht eine kühngewölbte Stirn, auch einen edlen Gang u. s. w?" — Ich stimmte der Person ganz bei. „Das ist eine so gescheite Person," dachte ich bei mir, „die soll's gut bei mir haben." — Jedoch plötzlich hörte ich wieder eine kreischende Stimme, wie von einer bejahrten Frau, es war die „Erfahrung", die mußte auch ihren Senf dazu geben und näselte: „Aber bist du denn nicht schon so oft getäuscht worden? Wirst Du denn nie von der Vergangenheit was lernen? Wie oft bist Du schon so aufgesessen!?" — Ich hätte bersten mögen und dachte: „Altes Weibergeschwätz, laßt die nur reden, die können von Liebe nichts mehr hören, das ist purer Neid!" — Da flüstert eine Flötenstimme, süß wie Lautenklang, eine ganz allerliebste Stimme, voll Wohllaut, und diese Stimme gehörte der „Eitelkeit", und sprach: „Laß dich nicht einschüchtern! Hast du aber nicht auch schon Glück gemacht? Und ist es nicht möglich, daß dieses Mädchen deinen Namen gehört hat? Du bist eine „Celebrität"! Die Frauen sind auf Celebritäten so erpicht, wie auf Brüsseler Spitzen! Sie liebt dich als berühmten Mann!" — „O," sagte ich, als ich das hörte, „es giebt noch tiefdenkende und wahrheitsliebende Seelen! Die hats getroffen!" — Da lispelte wieder ein zartes Stimmchen, es war „die Vorsicht", sie lispelte: „Aber mach' dich nicht lächerlich! Gieb Acht, daß du nicht Stoff zur Belustigung giebst!" — „Was doch diese zimperlichen Geschöpfe für Störfreuden sind!" murmelte ich für mich, als eine laute, muntere Stimme in mir erscholl; es war der „Humor", der sagte: „Ei was, die Stunde

will beim Flügel genommen ſein, wer wird ſo viel philoſophieren, wenn's nur ein Abenteuer giebt! Und wenn Du zum beſten gehalten wirſt, du haſt dich zwei Stunden amüſiert, das iſt genug! Wie oft haben ſich ſchon ganze Völker ein paar Stunden lang amüſiert und ſind nachher auch gefoppt worden, und ſind auch nicht d'ran geſtorben!" — Das iſt ein Mordkerl, der „Humor"! Ein alter Praktikus!

Kurz, der „Humor", die „Eigenliebe" und die „Eitelkeit" trugen den Sieg davon.

In dieſem Augenblick kam das holde Mädchen an der Hand einer Freundin; als es mich erblickte, ſtieß es ihre Freundin ſanft an, um ſie auf mich aufmerkſam zu machen, ich bemerkte es und wurde nun meiner Sache immer gewiſſer. Ich folgte den beiden Mädchen in einiger Ferne, ſie gingen in den Erfriſchungsſaal.

Auf dem Wege begegnete mir Freund H . . . . e, Redakteur des „N. N." Ich hing mich an ſeinen Arm. „Freund, ich habe eine Eroberung gemacht, du mußt mir helfen." — „Was denn? Wie denn?" — „Ja, wenn ich das wüßte! Aber komm', ich werde ſie dir zeigen, du mußt ſie kennen, eine ſolche Schönheit! Und dann mußt du mich vorſtellen!"

Wir traten in den Saal ein, während ich ihm alles erzählte; nach einigem Suchen ſah ich die Holde an einem Tiſchchen mit ihrer Freundin und einer ältlichen Dame. Als ſie mich ſah, flüſterte ſie der Dame einige Worte ins Ohr und dieſe ſah mich dann mit großer Aufmerkſamkeit an. — „Siehſt du?" ſage ich zu H., „ſie hat eben mit der alten Dame von mir geſprochen, es iſt richtig!"

Dr. H. ſah die Gruppe an und ſagte mir: „Ei freilich kenn' ich ſie, das iſt die ſchöne Julie, Tochter des reichen Kaufherrn N. N., ich kenne die Familie recht gut, die Alte iſt ihre Großmutter, und ich kann dich vorſtellen."

Ich war glücklich! Wir nahten uns dem Tiſche, an welchem ſie ſaßen. Ich ſah nun J.. in der Nähe. Es war eines der reizendſten Geſichter, friſch, lieblich, roſig, muntere ſchwarze Augen, Lippen wie die Apfelblüte, Zähne wie die Heerde Salomons, dichte ſchwarze Locken fielen auf blendende Schultern herab, die einem marmornen Genius Ehre gemacht hätten.

Wir nahten uns dem Tiſche und nach einer leichten Begrüßung nahmen wir auf zwei noch leeren Stühlen an demſelben Tiſche Platz. Ich warf Blicke wie feurige Bomben auf Julie und knüpfte ein Geſpräch mit ihr an, und zwar mit den geiſtreichen Worten: „Hier d'rinnen iſt's doch kühler wie dort draußen." Dr. H. nahm nun das Wort: „Ich ſtelle Ihnen hier meinen Freund, Herrn Saphir, vor; Sie werden den Namen wohl kennen." Julie ſah mich an und ſagte: „Ich hab' nicht die Ehre." — „Da haſt du's," ſagte der „Verſtand" in mir zur „Eitelkeit", „du haſt ja geſagt, ſie liebt ihn, weil er eine „Celebrität" iſt!" — Aber die „Eigen-

liebe" nahm schnell das Wort und sagte: „Das ist mir um desto schmeichelhafter, sie liebt also bloß meine ‚Persönlichkeit'!" — Ich aber fuhr fort, Julien den Hof zu machen, sagte ihr viel dummes und gescheites Zeug durcheinander, wie das bei verliebten Gecken und Philosophen stets der Fall zu sein pflegt, und ich sah bald, wie sie immer weniger fremd und immer zutraulicher wurde. Ich sagte ihr endlich, während Freund H. die andern beiden Damen unterhielt, wie sie schon den ganzen Abend meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe, wie ich mich unwiderstehlich ihr nachgezogen fühlte. Sie lächelte und sagte: „Ja, ich hab' Sie auch schon lang bemerkt und immer angesehen." Ich erbebte vor Freude, ich rückte ein bischen näher und fragte verschämt: „Und wodurch hab' ich diese schmeichelhafte Aufmerksamkeit auf mich gezogen?" — Sie sah mich unbefangen an und sagte mit naiver Unschuld: „O, Sie sehen meinem verstorbenen Grosvater so ähnlich!" — Ich sah nun das Mädchen genauer an! Es war grundhäßlich! So täuscht man sich!

Die Zigeunerin.

An Freund Castelli.

Du hast letzthin zurückgeblättert in deinem Gedächtnisse und dem Leser einige Blättchen aus dem Kraut- und Gemüsegarten deines Jugendherzens mitgeteilt; den Blumengarten hast du, wie es sich geziemt, respektiert und unter dem Schleier deines Gedächtnisses ungelüftet gelassen.

Auch ich, mein edler Nimrod, war einst ein „Schütz", in Ungarns Gauen liegt das Ahnenschloß meiner einst wilden Jagden; und es haben mehr Liebesabenteuer zwischen meinem ersten Handel, den ich mit zweischuriger Wolle im Somogyer Comitate trieb, und meinem letzten Wochenkrebs stattgefunden, als man sich von meiner breiten Nase träumen läßt!

Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, auch nicht in der Liebe, mein Freund! Die Liebe will gelernt sein von der Pique auf! Ovid nannte die Liebe eine „Kunst", Künstler müssen gebildet werden, müssen viele Versuche machen, müssen viel verpfuschen und verstümpen, bis sie eine Meisterliebe hervorbringen.

Du erinnerst dich noch, wie ich in die „Ludlam" eintrat, als „das Mädchen aus der Fremde"; es sind dreißig Jahre darüber vergangen und schon damals wußte sich dein Sarkasmus viel mit meinen Herzensangelegenheiten zu beschäftigen, und wenn du wirklich eine Geschichte der „Ludlam" schreibst — was gewiß sehr interessant wäre — so wirst du im „Archiv" auf Erinnerungen stoßen, die meinen Lehrjahren keine Unehre machen.

Dir also vor allem sei ein kleines, halbkomisches Abenteuer aus der Lehrbubenzeit meiner Liebesschule erzählt, eine Schule, in welcher man am meisten lernt, wenn man bei der Prüfung durchfällt, und aus der man desto klüger hervorgeht, je mehr man ochst!

Also, Freund Castelli, nimm eine deiner exotischen Dosen in die Hand, setze dich auf deine Chaise-longue, rüttle die Jugendjahre in dir ein bischen auf und höre zu; kurz, sei – Anakreon!

Möge der Leser mir die Hand reichen und mit mir in einen

Marktflecken gehen, der am Saume des Bakonyer Waldes liegt, anmutig gelehnt an einen dichtbewaldeten Berg, Csákásberg genannt. Dieser Ort heißt Moor, ist früher wegen seiner häufigen Erdbeben, — die drei Jahre hintereinander anhielten, täglich oft 12 bis 20 mal sich wiederholend, — und in der neuen Zeit durch die Moorer Schlacht bekannt geworden. Weniger haben sich die Annalen der Zeit damit beschäftigt, zu erzählen, daß der „Humorist" dort im Schatten des Bakonyer Waldes Knoppern sammelte und seine ersten Versuche zu Papier warf.

In Moor entstanden meine ersten Gedichte, die als „poetische Erstlinge" erschienen und einem der Moorer Grundherrschaften gewidmet waren, dem edlen, hochherzigen und liebenswürdigen Grafen Lamberg, demselben, der auf der Ofner-Pesther Brücke unter den die Nation und die Zeit schändenden Streichen von verruchten Mördern fiel, und der als Rachegeist noch lange auf diesem Flecke die wütende Nemesis heraufzubeschwören vom Geschicke der Völker und Menschen bestimmt zu sein schien.

Ich will gut machen, was die Annalen der Zeit so gottlos vernachlässigt haben, und meinem künftigen Biographen einen kleinen Fingerzeig in mein Jugendleben geben.

Ich lebte in dem Hause meiner Stiefmutter, welche einen Salzverschleiß hatte. Vor einigen Jahren hat ein hiesiger Künstler das Haus, in dem ich lebte, in einem niedlichen Bilde auf der Kunstausstellung ausgestellt. Es war vortrefflich gemacht und ich glaubte immer, der Maler war ein Satiriker, denn gerade vor dem Thore meines Hauses brachte er einen Wagen mit zwei Ochsen an. In dem ersten Stockwerke dieses Hauses war ein Zimmer, welches ich mir in eine ganze Reihe von Zimmern einteilte. Vermittelst schwarzer Striche, die ich auf dem roten Ziegelboden dieses Zimmers zog, teilte ich es in ein Schlafzimmer, in ein Schreibzimmer, in ein Besuchszimmer, in ein Speisezimmer, in ein Bibliothekszimmer und in ein Vorzimmer. Ich bewohnte also nicht nur eine ganze Reihe von Zimmern, sondern ich konnte sogar nach Belieben jeden Augenblick in einem andern „Erdstrich" wohnen.

Das „Schlafzimmer" allein füllte seinen Beruf vollkommen aus, das „Schreibzimmer" weniger, am allerwenigsten aber das „Speisezimmer". Meine Stiefmutter, eine sonst würdige und kreuzbrave Frau, war eine „Natur-Homöopathin", ihr System war: das, was den Hunger hergebracht hat, muß ihn auch heilen: nichts im Magen haben. „Fleisch" ist Gift, macht Blut, Blut macht Wallung, Wallung führt zur Sünde, Sünde führt zum Fasten; also faste man gleich bevor man Fleisch ißt, so erspart man den Umweg. Das war die „Lehre vom Fleisch". Die „Lehre vom Geflügel" hieß: Kälbernes, junge Hühner, Gansel u. s. w. ist das „unreife Obst" unter dem Tierfleisch und bläht mehr als es sättigt; der Mensch aber soll sich nicht aufblähen."

Die „Lehre von den Fischen“ lautete so: „Ein Fisch lebt vom Wasser, er wird im Magen wieder zu Wasser, also trinkt man gleich Wasser.“ Die „Lehre von den Gemüsen“ lautete so: „Spargel ist ein lüderliches Essen! Das Dicke und Große wirft man weg! Da lernt man in der Jugend alles wegwerfen!“ Bloß drei Großmächte aus dem Pflanzenreiche fanden Platz in unserer Küchenapotheke: „Erdäpfel“, die präsidierende Macht; „Salat“ und „Spinat“ die mitberatenden Mächte; „Fisolen, Erbsen und Linsen“ waren die Mittelstaaten. Die drei Mächte kamen aber nie zusammen! Nie sahen sich „Erdäpfel“, „Salat“ und „Spinat“ vereinigt; in dieser Beziehung hieß es: [illegible] impera! Aber die Natur ist reich an Ersatzmitteln, im Laufe der Menschheit waltet ein weises Gesetz der aufrechthaltenden Naturgesetze. So warf die weise Vorsehung zu meiner Schadloshaltung eine allopathische Köchin als passiven Widerstand gegen die homöopathische Gesetzgebung in den Haushalt des Humoristen, damit er seiner unsterblichen Bestimmung nicht durch einen blos botanisierenden Appetit entzogen werde.

Diese Köchin, welcher meine jetzigen Leser einen großen Teil ihres Lesevergnügens verdanken, verdient von meinen Lesern gekannt zu sein und ich muß sie, so will es mein Dankgefühl, dem Publikum vorführen, wie sie mir erschien zur Zeit, als ich noch gar nichts war, nichts als — hungrig, und wie sie in der Wüste von Salat und Spinat mir Wachteln regnen ließ, und wenn auch keine Wachteln, doch Brathühner und Bratgänschen, die, nach Aussage aller Hungerigen, auch nicht zu verachten sind.

Diese Köchin hieß „Ziperl“ und war „eines Hirten niedere Tochter“ aus dem Flecken Martonvásár. Sie war nicht ästhetisch gebildet aber „mollet“; sie sprach nicht französisch, aber wenn sie sich Samstag nachmittags unter den Fenstern meines Sanssouci schlafen legte, ging selbst der Rabbiner nicht vorüber, ohne zu denken: „Was der Himmel erschaffen hat, soll der sündige Mensch nicht verschmähen.“

Ziperl war eine primitive Seele, ein Urwesen; sie dachte nicht gerne viel, aber kochte desto lieber mehr, sie seufzte weniger, aber sie umarmte desto leserlicher, sie verstand die Augensprache nicht, aber wenn man noch so leise flüsterte: „Ziperl!“ erwiderte sie: „Schreien se doch nit eso gar! Ich bin jo nit tab!“

Es war im Monat Mai. Noch findet sich in meinen gesammelten Schriften ein Gedicht: „Mondscheinlust“, aus jenem Mai! Ich war bleich und seufzte und magerte sichtlich ab. Und warum? Aus Liebe? Nein! Aus Ziperl-Liebe? O nein! Ein anderer Kummer nagte an meinem Herzen!

Mai! Mai! Wonnebringer! Blumenspender! Jüngling mit den goldenen Locken! Mir brachtest du nur Weh und Herzleid! Wenn ich in Moor herumschwärmte im Monat Mai, was sah ich?

Nichts als große Salatgärten, große Spinatfelder, unendliche Erdäpfeläcker! Und der Gedanke erwachte in mir: All' dieser Salat wächst für dich! Dieses Weltmeer von Spinat soll durch deinen elenden Leib gehen! — Ich sah wie ein Somnambule in die Zukunft meiner Eingeweide, und sah sie ganz grün, hellgrün, papierlgrün!

Ich glaube, Schiller sagt: „Der Mensch braucht wenig, und an Spinat reich ist die Natur!" Diese Spinat- und Salatfelder verbitterten mir die Spaziergänge am Tage und ich ging bloß nachts im Mondschein spazieren und schrieb das Gedicht: „Mondscheinlust"! Im Mondschein sahen die Salatköpfe aus wie Rebhühner und die Erdäpfelfelder wie kälbernes Ragout!

Ich wäre gewiß zu grunde gegangen und läge am Saume des Bakonyer Waldes begraben mit der einfachen Inschrift:

„Hier liegt er in der That;
Er lebte vom Salat,
Und starb dann am Spinat!"

wenn nicht Ziperl, die primitive Ziperl, gewußt hätte, poetische Blöße, Musen-Magerkeit von Hungerblöße und Magen-Melancholie zu unterscheiden. Eines Abends kam sie in mein Zimmer, schritt über das „Vorzimmer" in das „Speisezimmer", drang bis in mein „Schreibzimmer" und sagte barsch: „Aber, junger Herr, Sie verhungern ja!" Da war's ausgesprochen! O göttliche Einfalt heiliger Natur! Was kein Verstand der Verständigen sieht, das giebt er dem Genius ein!

Ich sah sie lange lange an, lang und mit Anmerkungen und sprach, indem ich die Hand auf ihr Haupt legte: „Ziperl, woher kommt dir diese Wissenschaft? und kannst du mir Fleisch in meine Lage bringen?" Ziperl aber antwortete: „Eine reine Magd vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden!" und von diesem Tage an empfing Ziperl jeden Morgen von mir einen blanken Zwanziger, — o damals gabs noch blanke Ziperls und blanke Zwanziger — und brockte mir heimlich das „unreife Fleisch", wie in der homöopathischen Küche junge Gänse u. s. w. heißen.

Wenn ich dem Leser nun auch beteuern wollte, daß zwischen Dichter und Ziperl nie andere Empfindungen hin- und hergingen als platonische daß ihr Küchenfeuer mit dem Feuer der Vesta hätte wetteifern können, und daß Baucis, ihre letzte Gans schlachtend, nicht tugendhafter war als Ziperl, würde der Leser, der den Poeten alles Üble zumutet, es doch nicht glauben. Ich sage also darüber weiter nichts und komme zu meiner Erzählung wieder zurück

Eines Morgens zog mich der erwachende Tag mit seiner lieblichen Frische, mit seinem jungfräulichen, würzigen Atem, auf meinen gewöhnlichen Spaziergängen in den sonnigen Säumen des

Bakonyer Waldes, etwas tiefer in den dichten Wald hinein, auf dem Wege nach Kis-bér zu. Die vielen Wege, die sich im Sand nach der Willkür und Laune der Wald- und Holzbauern da kreuzten, verloren sich nach und nach in weiteren Ausmündungen. Meinen Gedanken nachhängend, in der erquicklichen Kühle der Waldesfrische, wanderte ich immer weiter auf schmalen Fußpfaden, die hie und da ein Reisigsammler betreten haben mochte, und nun, als sich der Pfad ganz verlor und ich im dichten Walde fast nicht mehr weiter vordringen konnte, erwachte ich aus meinen Träumereien! Ich blickte um mich her und fand, daß ich jede bestimmte Richtung verloren hatte. Die Gegend des Waldes war mir ganz fremd, kaum wußte ich, von welcher Seite ich herkam, noch weniger wohin ich mich zu wenden habe, um aus dem Walde herauszukommen. Es war aber dazumal kein Spaß, in dem berüchtigten, endlosen, schauerlichen Bakonyer Walde sich zu verirren. Nach meiner Uhr konnte ich mich ungefähr anderthalb Stunden weit von Moor entfernt haben; ich schlug, das wußte ich, den Weg in die Gegend nach Kis-bér ein; konnte aber ebensogut, da ich einmal vom Wege abkam, rechts oder links Tage lang wandern, wieder auf denselben Platz zurückkehren und keinen Ausweg finden. Dabei fielen mir alle schauerlichen Begebenheiten ein, zu deren Wiege und Sarg man die grauenhaften Schatten und die schauerliche Stille dieses Walddunkels machte, und ich gestand mir, nicht in der angenehmsten Spaziergängerlage zu sein.

Es wurde mir klar, ich mußte suchen, nach einer bestimmten Richtung fortzuwandern; und obwohl die Begegnung irgend eines Czikós oder Kanas in diesen Räumen nicht zu den reizendsten Stelldichein gehörte, so hoffte ich doch einen dergleichen Obmann der Pferde- und Schweinehorden zu finden, im beruhigenden Bewußtsein, nichts in der Tasche zu haben als einen Band von Rousseau, ein Taschenmesser und ein Sacktuch.

Mein erster Gedanke war, eine Anhöhe zu gewinnen, um die Gegend zu überblicken, — der Gedanke war da, aber keine Anhöhe. Die ganze Strecke des Waldes von Moor bis Raab und Wesprim u. s. w. ist nichts als eine Fläche. Ich wanderte also dem Gange der Sonne nach. So wanderte ich wieder zwei Stunden durch Gestrüppe und Geschlinge, zwischen den tausendjährigen Baumsäulen mit ihren grünen Dächern.

Endlich fiel mir ein, einen dieser vielarmigen Riesen zu besteigen, um vielleicht von seinem Wipfel aus etwas zu erblicken, wornach ich mich orientieren könnte.

Dazumal, verehrter Leser, war der Humorist von jener Taille, die zu einem „Baumkraxler" wie geschaffen ist. Er kletterte auf einem Baume so flink herauf und herab, wie jetzt eine Demission eingegeben und angenommen wird. Der „Humorist" hatte so

wenig Fleisch wie ein Fastenfisch und war so elastisch wie ein Preßgesetz.

Ich schwang mich in die Höhe, und das nicht durch kriechen, sondern durch mühsames Emporstreben: von Zweig zu Zweig kam ich bis in den Wipfel des hohen Baumes.

Aber es war nichts zu sehen als Himmel und Waldung; ein Meer von Baumgipfeln wogte unter mir, bis an den fernsten Horizont. Schon wollte ich trostlos herabsteigen, als ich ungefähr eine Viertelstunde weit über den Bäumen kleine blaue, dünne Rauchwölkchen aufsteigen sah, die wie Nebelflocken sich leise in die Höhe wirbelten und unbezweifelt aus einer der Baumgruppen sich entwickelten. Wo Rauch ist, sagte ich mir ganz erfreut, ist auch Feuer, und wo Feuer angemacht wird, sind Menschen, und sollten diese Menschen auch Räuber sein, sie sind doch nicht so furchtbar, als die Aussicht auf tagelange Herumirrung im Bakonyer Wald mit der Endaussicht auf Hungertod.

Ich stieg herab, nachdem ich die Richtung herum merkte, und wand mich mühsam, behutsam und fast kriechend von Baum zu Baum. Da schien der Wald etwas heller zu werden und ich urteilte ganz richtig, daß ich einer sogenannten „Waldlichtung" nahe sei. Ich drückte mich, von dicken Baumstämmen geborgen, immer weiter vor, und ich sah endlich durch das dünner werdende Dickicht auf die Lichtung hin, die in diesem Augenblicke einen sonderbaren Anblick darbot.

Die Waldlichtung, eine kleine Fläche mit grünem Rasen bedeckt, war von einer kleinen Sandgrube unterbrochen, die aber auch von einzeln hervorspringenden Baumstumpfen durchschnitten war. Auf dem niedrigen Gebüsch am Rande der Sandgrube und des Waldes waren Linnenstücke, Hemden, Tücher u. s. w. zum Trocknen ausgebreitet, und um ein prasselndes Feuer in der Mitte zeigte sich eine Gruppe jenes braunen, rätselhaften Nomadenvolkes, das wie eine lebende Tradition durch die Welt geht, und dessen Existenz und Geschichte nicht zu den kleinsten Wundern gehört, welche eine höhere Welt unzerstörbar durch die Wandlung der Stände, Völker und Nationen gehen läßt.

Es war eine oder zwei Zigeunerfamilien, die hier Wanderrube hielten. Zwei Männer in dunklen Wämmsen, mit bunten Halstüchern, trugen am dunkelgebräunten Antlitze die Spuren sowohl von Wind und Wetter, als auch von den harten Wanderungen durch Drangsal, Bitterkeit und Verfolgung. Mahagoni-Züge lagen auf diesen Gesichtern, und in den Furchen der harten Stirn standen die Anklagen eines ewigen Leids gegen die Unerbittlichkeit des verfolgenden Geschicks. Drei bis vier alte Weiber mit bunten Tüchern um den Kopf, runzlich, gelb und mit dem Ausdrucke verwilderter Weiblichkeit lagen im Sande und beschäftigten sich mit ausbessern alter Kleidungsstücke, während zwei Kinder sich im

Grase balgten, auf deren braungefärbten Wangen doch die Rosen der Gesundheit blühten.

Als ich aus dem Dickicht hervortrat, waren es die Kinder, die mich zuerst sahen und mir entgegensprangen. Sogleich war alles in dem kleinen Lager in Bewegung. Männer und Frauen umringten mich und der Eine fragte barsch: wer ich sei, woher ich komme und was ich suche.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können, aber ein Zigeuner, und dazu im Bakonyer Walde, kann gewiß mehr fragen, als zehn Poeten beantworten können.

Ich war aber vorbereitet und erwiderte: ich wäre aus Moor und wir wären hier im Walde unserer dreißig, die von der Herrschaft ausgeschickt worden sind, den Wald zu durchstreifen, um zu sehen, welche Knoppern-Ausbeute die Bäume versprechen, da Raaber Kaufleute den Wald darauf pachten wollten. Wir haben auch — fuhr ich fort — herrschaftliche Heiduken bei uns; ich habe mich in diese Gegend gewendet, und da ich hier Feuerschein sah, kam ich hierher und bitte, mir die Pfeife anzünden zu können.

Nach dieser Rede, die an Diplomatie und Klarheit selbst im Achtundvierzigerjahre ihr Glück gemacht hätte, zog ich in angemessener Ruhe meine Pfeife aus dem Sack, und nachdem ich sie gestopft hatte, reichte ich dem Zigeuner ruhig den Kostik hin und sagte: Tessék (beliebt's)? Darauf schritt ich auf das Feuer zu, und sagte zu einer der Sibyllen, indem ich mit den Fingern in der Westentasche zu suchen begann: „Wenn ich einen Zwanziger bei mir habe, so will ich mir, weils grade so trifft, auch wahrsagen lassen." Dabei ließ ich die zwei Männer nicht aus den Augen, die ihre Pfeifen stopften und miteinander ihr Kauderwelsch sprachen. Die Debatte schien zu meinen Gunsten auszufallen. Der Eine trat heran und sagte: „Wenn du dir wahrsagen lassen willst, so soll dir Zinka wahrsagen." Darauf pfiff er auf seine Weise und aus der anderen Seite des Waldes kam nach einigen Minuten aus dem Gehölz ein junges Mädchen gerannt, flüchtig wie ein Reh, daß sich die Grasspitzen kaum unter ihrem Tritte beugten, und fragte, was es gäbe. Es war Zinka, die Preciosa dieser kleinen Zigeunerhorde. Ihre Gestalt zeigte ein Ideal des schönen Völkerstammes, welcher in Bau, Wuchs und Gliedmaßen das Ebenmaß der Vollendung an sich trägt und dem selbst eine vieltausendjährige Flucht und Hetze das Gepräge seines ursprünglichen Gestaltadels nicht ganz verwischen konnte. In langen Flechten fiel ein rabenschwarzes Haar über Schultern und Busen herab, die trotzig auf ihre naturgesetzliche Berechtigung und Vollendung ihrer Fülle in das daraufallende Licht zurückwarfen. Zwei Augen glänzten wie zwei vom dunkeln Lichte durchtränkte Edelsteine aus diesem nachgebräunten Antlitz, und zwei feingeschnittene, sinnvolle Purpurlippen öffneten sich wie triumphierend,

um zwei Reihen Zähne sehen zu lassen, die den unzerstörbaren Pensionsfond dieser Stammesschönheit bilden.

„Zinka," sagte der Zigeuner, „der Herr ist aus Moor, wohin wir gehen, und will sich wahrsagen lassen. Thu' das." — Zinka sah mich mit hellen Augen an, wie eine Gazelle, ließ sich meine Hand reichen, auf die ich einen Zwanziger legte. Während sie die Linien meiner Hand erforschte und mir in dem gewöhnlichen Zigeuner-Orakel prophezeite, hatte ich nun mehr und mehr Gelegenheit, den besonderen Reiz dieses wilden Geschöpfes zu bewundern, und so zu sagen mich in ihn zu vernarren. Als sie zu Ende war, zog ich meine Börse heraus, die gerade nicht an Überladung litt, und schüttelte den ganzen Inhalt in die Hand Zinka's, indem ich ihr lächelnd sagte, ich hoffte, sie würde mir dafür ein Stück Brot geben, da schon Mittag ist, und mir dann den Weg zurück nach Moor zeigen. Das Manöver des Geldausleerens war von meiner Seite nicht ganz unberechnet, und überzeugte die Zigeuner, daß ich nichts mehr besaß. Zinka sah fragend auf den Zigeuner; dieser nahm mir die Börse aus der Hand, während der Andere ganz behaglich allen Tabak aus meinem Kostuk in den seinigen leerte und sagte: „So geh', Zinka, und zeig' dem Herrn den nächsten Weg!"

Froh, so daraus zu kommen, überglücklich in dem Gedanken an die Ariadne, die mich aus diesem Labyrint bringen sollte, schenkte ich meinen Kostuk noch dem andern Zigeuner, und einem der schwarzen Bälge mein Taschenmesser.

Zinka sagte: „so komm'!" — Ich habe seitdem von den ersten und reizendsten Künstlerinnen wohl einige hundert Male die Worte gehört: „komm her!" aber so lieblich, wie jenes „so komm'!" der Zigeunerin Zinka klang mir noch keines.

Zinka ging bald vor, bald neben mir, wie es die Waldwildnis zuließ, und ich hatte die Gelegenheit, die Symmetrie, die Elastizität dieses reizenden Körpers in allen Biegungen und Wendungen zu bewundern, indem sie zugleich im Gespräche alle liebliche Wildheit ihrer Natur und alle schwankenden Moralgesetze ihres Stammes und ihres Gesetzes entwickelte. Ich sah wie Goethes Mahöda: „Zwischen diesem Verderben ein menschliches Herz." Doch ich will kurz sein; ich nahm beim Abschied mein buntseidenes Halstuch ab, schlang es ihr um's Haupt, und sie versprach mir, wenn sie nach Csáka kommen, eine Viertelstunde von Moor, wo sie längere Zeit zu bleiben gedenken, so würde sie mich gleich aufsuchen.

Und so kam es auch. Die kleine Horde kam nach Csáka, blieb Monate lang da, und ich besuchte diese fromme Gemeinde zuweilen in den Stunden der Buße und menschlichen Kasteiung.

Um diese Zeit begab sich in meinem Hause ein kleiner Umstand, der aber dies schwere Abenteuer, welches ich zu erzählen im Begriffe bin, hervorrief.

Meine Stiefmutter trieb neben dem Salzhandel noch ein Weingeschäft. Sie hatte ein paar hundert Eimer Wein liegen in verschiedenen Gebünden. Der Keller lag am Ende des Ortes, nahe an dem Weingarten, und meine Stiefmutter begab sich alle vierzehn Tage in der Nacht dahin, um die Weine zu reinigen, zu putzen, nachzufüllen u. s. w. In diesem Geschäfte begleitete sie Ziperl mit einer großen Laterne.

Nun begab es sich, daß meine Stiefmutter von einem solchen Unwohlsein ergriffen wurde, daß sie nicht ausgehen konnte, und eines Abends beauftragte sie mich, an ihrer Stelle die Weine zu putzen, zu füllen u. s. w., da sie sonst zu grunde gehen.

Ich wendete zwar ein, daß ich ein Ignorant bin, daß ich von diesen vinocolen Angelegenheiten gar nichts verstehe, allein sie antwortete: „Du hast einen guten Kopf, du kannst Alles!“ Ich wurde also feierlichst mit dem Kellerschlüssel belehnt: Weinbürste, ein Beil, Leinwand, Schwamm wurde mir ex officio anvertraut, und als die silberne Sichel des Mondes durch die goldenen Ähren der Sterne ging, wanderte in den dunklen Straßen Moors ein langer Mann, in einen Mantel gehüllt, in seiner Hand blitzte ein Mordgewehr, ein Beil, und vor ihm schritt wie die Feuersäule der Israeliten eine „Ziperl“ mit einer großmächtigen Laterne!

Wer wandelt so spät durch die Straßen von Moor?
Es ist ein Poet und Ziperl zuvor!

Wir kamen glücklich in dem Keller an. Wir waren unserer Drei, ich, Ziperl und der Genius, der die Unschuld beschützt. Ich wußte aber, daß der Genius gerne ein Glas Wein trinkt, besonders wenn man den Genius einmal im Keller hat.

Ich muß dem Leser bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich den Wein nach allen Kennerregeln putzte: zum Beweis weiß ich es noch. Ich nahm das Beil und schlug oben den Zapfen vom Spundloch auf, dann steckte ich den Zeigefinger hinein, um nachzusehen, wie viel nachgefüllt werden muß. Dann füllte ich das Faß mit jungem Wein nach, bis am Rande, blies die „kamichte“ Decke ab, fuhr mit der Bürste in's Faß, rieb an die Seitenwände, füllte wieder nach, blies ab u. s. w. Zuweilen klopft man mit dem Knie an die vordere flache Faßseite, dadurch geht alles „Kamichte“ in die Höhe, da füllt man wieder nach, bläst wieder ab, und das so lange, bis der Wein im Faß und das Gewissen in uns rein ist; dann wäscht man den Zapfen ab, trocknet ihn, schlägt ein reines weißes Läppchen herum und beilt das Faß zu; ist das geschehen, dann ist's ein fait accompli, und man hat seinen Platz ausgefüllt.

Als wir zu Ende waren, verließen wir den Keller; beim Ausgang bemerkten wir, daß wir jetzt nur zwei sind, und daß der Genius der Unschuld nicht mit uns zurückgegangen ist. Ziperl

wollte haben, wir sollten nochmal zurückkehren, um zu sehen, wo der Genius geblieben ist, allein ich sagte: „Ziperl, laß den Genius gehen, er verträgt nicht viel, wenn er den Rausch ausgeschlafen haben wird, wird er wieder kommen!"

Als wir nach Hause kamen und ich als Berichterstatter meinen Vortrag geendet hatte, war meine Stiefmutter ganz vergnügt, und in einer Laune von Großmut zog sie ein Stück geblümten Kattun aus dem Schranke und sagte: „Dafür hast du da auf einen neuen Schlafrock!"

Ein neuer Schlafrock war in Moor eine Begebenheit und im Hause meiner Stiefmutter ein Ereignis.

Aber dieser Schlafrock war ein Schicksal! Dieser Schlafrock war ein kattunenes Drama, eine Katastrophe in Baumwolle! In diesen Schlafrock hüllte sich nicht mein Ich, sondern eine Nemesis, ein Strafgericht, eine furchtbare Enthüllung!

Die historische Wichtigkeit, welche der Kattun-Schlafrockstoff in dieser Erzählung hat, entschuldigt es, wenn wir ihn einer genaueren Beschreibung unterziehen.

Dieser Schlafrockstoff wurde mir mit den Worten dargereicht: „Das ist ein Kattun! Wer's nicht weiß, glaubt, es ist pure Seide!" Ich nahm ihn mit jenem Ausdrucke von Dank an, von dem Jeder, der's nicht weiß, glaubt, er wäre aufrichtig.

Dieser Seidenstoff für Unwissende, für die Eingeweihten aber „purer Kattun", war von bretener Verfassung, die aber seit Jahren mehrere Revisionen erlebt hat, so daß die Paragraphe, d. h. die Bug-Lagen, verschiedene Abschabungen und Abstoßungen erlitten hatten; durch jenen Zahn, den selbst Dr. Pfeffermann seiner Besitzerin nicht ohne Schmerzen herauszieht, durch den Zahn der Zeit hatte die Verfassung dieses Stoffes eine solche Mürbheit erhalten, daß man sie auseinanderblasen konnte. Die Farbe dieses seidenen Kattunstoffes war ein freches Grün mit ultragelben Punktierungen. Einige sechzig Frühlinge hatten diesem Ultragelb einen Anflug von Mehlsackgrau gegeben, so daß das Ganze für den, der's nicht wußte, bloß die Bauchhaut einer Blindschleiche dargestellt hätte. Wenn sich meine glühende Phantasie mein Ich in diesem Schlafrock vorstellte, so glaubte sie ein Tier aus der Apokalypse vor sich zu haben, ein Kanarienvogelkopf auf dem Rumpfe eines provisorischen Laubfrosches.

Da ich dieses Geschenk meiner Kellerwanderung zu verdanken hatte, ich diese aber nicht allein, sondern in Begleitung Ziperls und des Genius der Unschuld unternahm, so war ich ernst entschlossen, den Stoff an Ziperl abzutreten; allein das wäre eine empfindliche Roheit vis-à-vis der Geschenkgeberin gewesen. Dann dachte ich daran, diesen Kattun dem Genius der Unschuld auf einen Schlafrock zu schenken. Endlich aber entschied ich mich dafür, diesen Stoff meiner reizenden Zigeunerin zu geben. Vom End

schluß zur That war nur ein Schritt, d. h. ungefähr ein paar tausend Schritte, bis zum ambulanten Zigeunerdörfchen, welches die Zigeuner nahe bei Csáka aufgeschlagen hatten. Um die gewöhnliche Stunde, wenn die eherne Zunge der Stadt achtmal an die metallene Lippe der Zeit schlägt, wanderte ich hinaus, unter den Buchen, unter den Linden sie zu suchen, sie zu finden. Zinka, welche die Stunde wußte, wenn das blonde Kind des beflügelten Gottes zu dem braunen Kinde der liebegünstigen Heide schleicht, erwartete mich, ich flog ihr entzückt entgegen.

„Zinka, hier hast du ein Geschenk! Pure Seide, und wer's nicht weiß, hält's für puren Samt!“ — Ich wickelte den Kattun um ihren schlanken Körper und rief den am Abhange weidenden Ochsen und Kühen zu: „Honni soit qui mal y pense!“

Nach der Wonne, einen kattunen Schlafrock geschenkt zu bekommen, kommt gleich die Wonne, ihn wieder an eine Zigeunerin geschenkt zu haben. Ich verließ bald darauf Zinka, ohne ihr, wie Ritter Delorges, zugerufen zu haben: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.“

So verstrichen einige Tage in stiller Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Kein Wölkchen trübte den heitern Horizont unserer patriarchalischen Hütte; Erdäpfel, Spinat und Salat wechselten in ihrer regelmäßigen Bahn ab, Ziperl griff manchmal mit einem Stück Kalbfleisch oder Huhn dem Rädergange des Schicksals in die Speichen und nichts ließ mich das Ungewitter ahnen, welches sich über meinem Haupte zusammenzog!

Vor einigen Jahren hatte eine Frau Rentmeisterin in Moor den berühmten Kattun, den Unwissende für pure Seide hielten, bei meiner Stiefmutter gesehen und, wie sich von selbst versteht, bewundert.

Dieser unglückseligen Rentmeisterin kommt plötzlich zur unglückseligen Stunde der unglückselige Gedanke, ihrem Herrn Rentmeister zum Geburtstage einen Schlafrock zu schenken, und in ihrem Gedächtnisse lebt jenes freche Grün des bewußten Kattuns als ein Ideal alles Reizenden, und sie kommt, um den Stoff zu bitten, um in Stuhlweißenburg einen ähnlichen kaufen zu lassen. Meine Stiefmutter, nicht wenig in ihrem Kattun geschmeichelt, sagt: „Ich hab' ihn meinem Moritz auf'n Schlafrock geschenkt! Ich werd' ihn gleich holen lassen.“

„Mein Moritz“ wird geholt, „mein Moritz“ erscheint: „mein Moritz“ kommt und hört und glaubt, der Schlag rührt ihn. Er soll den kattunenen Schlafrock oder den Kattun sehen lassen, die geistreiche Frau Rentmeisterin will justament einen ganz ähnlichen grünen Kattun mit gelben Punkten!

Don Carlos stand vor seiner Schwiegermutter und vor dem Groß-Inquisitor mit keinem solchen Schafsgesicht da, wie ich vor meiner Stiefmutter und der gestrengen Frau Rentmeisterin!

Mein erster Gedanke war, die Frau Rentmeisterin zu erdrosseln, meine Stiefmutter in den Keller zu sperren, zwei Gulden aus ihrer Kasse zu nehmen und mit Zinka nach Amerika zu entfliehen. Die Frau Rentmeisterin hatte aber einen solchen Blähhals, daß sie mir unerdrosselbar vorkam, und ich mußte diesen glücklichen Plan aufgeben. Mein zweiter Gedanke war, geschwind zu Zinka zu laufen und ihn auf einen Augenblick zurückzuverlangen; allein mir fiel ein, daß sie mir erst gestern sagte, sie hätte aus dem Kattun sich schon einen Faltenrock für den Kirchengang zum nächsten Sonntag gemacht!

Ich stand da wie ein Schullehrer, der zum ersten Male Schnee schaufeln soll. Ich sagte endlich: „Ich will ihn sogleich holen!" ging in mein Zimmer und kam mit der Notlüge zurück: „Ich kann den Stoff nicht finden!"

„Den Seidenstoff hat man gestohlen!" schrie meine Stiefmutter, und so mußte Juno ausgesehen haben, als sie den Merkur einen „Rinderdieb" nannte. „Gestohlen! Gestohlen!" Ich zuckte die Achsel. Zweimal vierundzwanzig Stunden wurde das ganze Haus in Untersuchungsstand gesetzt. Ziperl wurde inquiriert. Ganz Moor wurde in Ausnahmszustand erklärt, und meine Stiefmutter schwur, ein Beispiel sondergleichen zu geben; vorausgesetzt, daß sie den Dieb erst habe.

Ich zog mich in mich selbst zurück und überließ leichtsinniger Weise die Sache ihrem Lauf in der Überzeugung, daß sie ohne Folgen sein würde.

Aber anders hatten es die Götter, die unerbittlichen, beschlossen!

Am Sonntag war eine Art Kirchenparade in Moor. Der Bruder meiner Mutter wohnte der Kirche gerade vis-à-vis und die Fenster seiner Wohnung gingen auf die Kirche, welche auf einer kleinen Anhöhe vor dem Hause lag.

Ganz Moor, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, strömte zu diesem außerordentlichen Spektakel, und auch meine Frau Stiefmutter verfügte sich an ein Fenster in diesem Hause auf dem Moorer Kohlmarkt, um das Schauspiel zu genießen.

Nach und nach kam die Moorer Bevölkerung Honoratioren, Notabilitäten, Militär, Volk, aus allen Richtungen.

Auch das reizende Zigeunerkind Zinka, strahlend in dem Geschenke der Zärtlichkeit, in dem grünen Überrock aus Kattun, den Unwissende für Seidenstoff hielten, näherte sich unbefangen, um die Kirche zu besuchen. Unglückseliger Weise fiel das Auge meiner Stiefmutter auf sie, sie erkannte den Kattun; es konnte kein anderer sein, einen ähnlichen brachte die Schöpfung nicht noch einmal hervor! Sie fuhr vom Fenster weg: „Nun hab' ich den Dieb!" Augenblicklich requirierte sie die heilige Gerechtigkeit in Gestalt eines Kis biró und Heiduken, und indem sie „die Zigeunerin in dem grünen Kattun-Kittel" als eine Diebin bezeichnete, wurde

dieſe bei ihrem Herausgehen aus der Kirche von den Handhabern der blinden Göttin angefaßt und ſogleich vor die Moorer Aſſiſen geſtellt!

Dieſer Auftritt konnte nicht ohne Aufſehen geſchehen; es verſammelte ſich ein hochanſehnliches Publikümchen um ſämtliche Mitglieder dieſes Zigeuner-Dramas. Zinka wurde mit ihrer Gefährtin in die Gerichtsſtube abgeführt, der Richter wurde gerufen, Heiduken mit, meine Stiefmutter folgte mit dem reſpektvollen Gefolge von Neugieriger aller Klaſſen.

In der Gerichtsſtube eröffnete ſich das öffentliche und mündliche Verfahren, welches der Kis biró, als Staatsanwalt, mit der üblichen Formel: „Na ebbata kutya, etc.“ eröffnete, indem er Zinka fragte, wie und wann ſie dieſen Kattun geſtohlen habe. Zinka, mit jener Ruhe, welche das Bewußtſein der Unſchuld verleiht, lächelte und ſagte unbefangen: „Der Sohn der Salzgewölbfrau hat mir den Kattun geſchenkt!“ —

Entſetzen! — Stillſtand des Verſtandes ſämtlicher Magiſtratsperſonen. — Gewaltige Maulaufſperrung des reſpektablen Auditoriums! —

Nur meine Stiefmutter, außer aller Atmoſphäre geſetzt durch den Anblick des corpus delicti, vulgo: grüner Kattun, nicht berechnend die Wechſelfälle des menſchlichen Lebens und die Verirrung ſterblicher Schlafröcke, blieb unerſchüttert und rief: „Wie, du freche Zigeunerin, wagſt, meinen tugendhaften Sohn öffentlich als Mitverbrecher anzugeben?“ Aber Zinka blieb dabei feſt und verlangte, man ſollte mich rufen laſſen. Die etwas verblüffte Jury beſann ſich, aber meine Stiefmutter ſelbſt ſagte: „Ja, man ſolle ihren tugendhaften Sohn nur holen!“

Dieſer tugendhafte Sohn ſaß indeſſen zu Hauſe und ſah mit Erſtaunen, daß die Mittagsſtunde vorüber iſt, die Stunde, in welcher er beſtimmt war, Salat und Spinat zu Ehren des Vegetabilitäten-Schöpfers zu verzehren, und in dieſer Erwartung durchſchritt er mit acht Schritten ſein Schlaf-, Schreib-, Speiſe- und Bibliothekzimmer, als auf einmal die Moorer Hermandad eintrat mit dem Bedeuten, meine Stiefmutter läßt mir ſagen, ich möchte ſogleich zum Kis biró kommen. Ich hatte nicht die blaſſe Ahnung von dem, was mir da entgegentreten ſollte, und folgte mit dem feſten Tritte eines Gerechten dem Diener der Moorer Exekutive.

Allein, wer ſchildert meine Überraſchung, als ich in dem vollen Gerichtsſaale Zinka in dem grünen Kattunrock wie eine aufblühende Salatſtaude ſtehen ſah, und „rings am hohen Balkone die Damen im ſchönen Kranz!“

Augenblicklich wurde mir alles klar: mit dem Takt und Scharfblick eines Napoleon überſah ich das Schlachtfeld, alle Poſitionen, die Stellung der feindlichen Armeen, Päſſe und Wege zum Rückzug, und der Plan des Feldzuges war augenblicklich gefaßt.

Meine Stiefmutter ſchrie mir gleich beim Eintritt entgegen: „Da ſtell' dir die Niederträchtigkeit vor, dieſe u. ſ. w. hat den Kattun geſtohlen und ſagt, du haſt ihn ihr geſchenkt!“ — Zinka ſagte ganz ruhig: „So rede und ſag', haſt du mir den Kattun nicht geſchenkt?“ Und auch die Juſtitia ſelbſt mit Schnurrbart und Czakan fragte mich: „Na, Ebbata, haben Sie Kattun geſchenkt?“

Ich trat vor, legte die Hand feierlich auf Zinka's Haupt und ſagte hohl und dumpf: „Ich habe ihr den Kattun geſchenkt!“ Ein Schrei der allgemeinen Überraſchung, dann lebloſe Stille und Erwartung. — Meine Stiefmutter ſchritt auf ihren tugendhaften Sohn zu und fragte: „Aber ſag' mir nur, wofür haſt du ihr den Kattun geſchenkt?“ Ich antwortete mit dumpfer Stimme: „Und haben Sie gar keine Ahnung, wofür ich ihr den Kattun geſchenkt haben könnte?“ — Meine Stiefmutter erwiderte: „Nein, ich kann mir gar nicht denken, warum du einer fremden Perſon, die dich gar nichts angeht, dieſen prachtvollen Kattun ſchenken ſollſt!“ — Ich ſchritt ernſt und pathetiſch auf den Richter zu und fragte: „Was denken Sie?“ — Er antwortete: „Ebbata, was ſoll ich denken; bin ich Richter, denk' ich gar nix, et caetera!“ Ich hob meine Augen gen Himmel, ſchritt auf meine Stiefmutter zu und fragte mit unheimlicher Weiſe: „Sind Sie abergläubiſch?“ — Sie trat einen Schritt zurück. „Warum fragſt du?“ — Ich frage noch einmal: „Glauben Sie an Prophezeiungen?“ — Sie war erſchüttert, das verehrte Publikum war in ſichtbarer Spannung, ich trat vor wie ein Inſpirierter, faßte Zinka bei der Hand und begann mit Klarheit:

„Dieſes reizende Kind iſt Zeuge, daß ich einſt im Bakonyer Walde mich verging, das will ſagen, mich verirrte. Dieſes Mädchen, ohne welches ich vielleicht hilflos verſchmachtet wäre, brachte mich auf dem kürzeſten Wege wieder auf den rechten Weg zurück. Ich ließ mir von ihr wahrſagen; ſie ſah die Linien meiner Hand lange und aufmerkſam an und ſagte dann: „Ein Ding, das lange, lange verborgen lag, kommt durch ein Werk der Finſternis und durch dich an's Tageslicht; wenn du dieſes Ding erhaltſt und es nicht verſchenkſt, ohne daß die Perſon, die es dir gab, etwas davon erfährt, ſo wird binnen jetzt und Weihnachten dieſe Perſon ein tiefes Leid und einen herben Verluſt erleiden.“

„Als dieſes liebe Kind ſo geſprochen, verließ ſie mich; und ſinnend und grübelnd über den dunklen Sinn dieſer Prophezeiung kam ich nach Hauſe; da forderte mich meine Stiefmutter auf, da ſie unwohl iſt, in der Nacht den Wein zu putzen. Das war alſo ſchon „das Werk der Finſternis“, von welchem die Wahrſagerin ſprach. Des andern Tags holte meine Stiefmutter den Kattun, der jahrelang im Schranke lag, um ihn mir zu ſchenken; da war alſo auch „das Ding, das jahrelang verborgen lag“, welches durch

das „Werk der Finsternis“ an's Tageslicht kam. Mich ergriff nun ein Grauen, die Ahnung von dem Eintreffen auch des andern Teiles der Prophezeiung überkam mich, mich beunruhigte es, das Heil meiner Stiefmutter bewog mich also, „das Ding zu verschenken“, ohne „daß die Person, die es mir gab, etwas davon erfahre“; so wollte die Prophezeiung. Ich konnte es also in Moor selbst keiner Person schenken, und ich schenkte es dieser unschuldigen Sibylle, von welcher ich nicht wissen konnte, daß das Ding so kommen sollte! Es ist anders gekommen! Ich fürchte die dunkle Fügung der unheimlichen Himmelsmächte! Sie haben selbst das Orakel herausgefordert! Mögen die gerechten Götter alles zum Guten lenken und möge die Vorsehung, die oft auf die Erfüllung ihrer Orakel besteht, es Ihnen verzeihen, daß Sie sie herausgefordert haben, indem Sie ein unschuldiges Kind der Natur und einen tugendhaften Sohn vor den Augen eines so ehrenvollen und geistreichen Publikums einen Augenblick lang unreinen Gedanken aussetzen konnten. Gott im Himmel kann vergeben wie ich! Ich entferne mich mit Ruhe, Bewußtsein, Wehmut und Zinka!“ — Darauf verneigte ich mich tief und ehrerbietig nach allen Seiten, ergriff Zinka bei der Hand und schwenkte mit ihr wie ein siegender Gott durch die erstaunte Moorer Bevölkerung.

Zinka sagte, ihre Horde gehe morgen fort; ich nahm Abschied und beschloß auch zugleich, zu meinem Bruder nach Lovas-Berény zu gehen.

Ich eilte nach Hause, packte meine Wäsche und Kleider in einen Mantelsack, steckte ihn in die rechte Rocktasche und meinen Rousseau in die linke, und verließ Moor. Ich nahm von Ziperl Abschied und sagte ihr: „Ich danke dir für alles, was du mir heimlich Gutes an Rindfleisch und Kalbfleisch gegeben; möge es dir der Himmel an Mann und Kindern wieder vergelten!“ segnete sie und ging per pedes apostolorum zu meinem Bruder.

Meine Stiefmutter kam nach Hause, erwartete mich lange und fragte endlich wie Königin Elisabeth: „Wo ist Lord Leicester?“ — Ziperl antwortete still weinend: „Der Lord ist fort, zu Fuß nach Lovas-Berény!“

Anmerkung.

In der vorſtehenden Sammlung befindet ſich manche Erzählung, die eigentlich nicht in den Rahmen der „humoriſtiſchen Schriften“ gehört. Ich konnte dieſelben den P. T. Leſern dennoch nicht vorenthalten, da ſie mir in ihrer Eigenartigkeit zur Charakteriſtik des Dichters unumgänglich wichtig erſchienen

Der Herausgeber.

Humoriſtiſche Vorleſungen.

A.

Der Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr.

Um unsern Zeitgeist zu erschöpfen, meine teuersten Hörer und Hörerinnen, braucht man eine lange Zeit und einen klaren Geist. Durch diese meine Vorlesung aber hoffe ich, wird es meinem Geiste klar werden, daß Ihnen die Zeit lang wird, und somit hätte ich meinen Gegenstand fast schon im voraus erschöpft, ohne erst mich zu erschöpfen. Da Sie heute, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, bloß dem Zuge Ihres schönen Herzens folgen um den Unglücklichen Ihre edle Teilnahme zu schenken, so schenken Sie einer unglücklichen Vorlesung Ihre geneigte Aufmerksamkeit, einer Vorlesung, die wenigstens das Passende an sich hat, daß sie eine Löschanstalt genannt werden kann, indem sie dem Feuerunglück mit Wasser zu Hilfe eilt.

Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, daß die guten Gedanken und die Wasserspritzen ein gleiches Schicksal haben, sie kommen gewöhnlich zu spät, und so bin ich überzeugt, daß mir nach meiner Vorlesung Gedanken einfallen werden, die Sie ganz vortrefflich finden würden, zum Beispiel der: Ihnen nichts mehr vorzulesen.

Unser Zeitgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Verunglückter, ein durch Feuer- und Wassergefahr Verunglückter.

Unsere Zeit ist verbrannt und unser Geist ist überschwemmt. Unser Geist will der brennenden Zeit zu Hilfe eilen, allein aus den Wasserkrügen und Ölkrügen greift die schwankende Geisteshand nach dem leichten Öl und will damit die lodernde Zeit löschen; unser Geist sieht unsere Zeit in Asche zerfallen, und abhold allem Frieden und aller Ruhe, sagt er nicht einmal: Friede ihrer Asche!

Unser Geist hingegen ist wiederum ein Wasserverunglückter! Unser Geist ist ein Wassertreter, ein zweiter Löwentritt, er kündigt sich pomphaft an, als schritt' er trocknen Fußes durch die brausende tiefe Flut der Zeit, allein, wenn es dazu kommt, und der prahlerische Wassertretergeist den Strom durchschreiten soll, da geht ihm das Wasser ans Maul. Er plumpt hinein. Anstatt, daß er das Wasser treten soll, tritt das Wasser, er muß [illegible]

nach dem andern Ufer gebracht werden, und der Strom der Zeit bleibt nicht getreten, aber betreten hinter ihm.

Zeitgeist! Unter allen Verbindungen und Ehen, welche die deutsche Sprache stiftete, ist keine so unpassend und unglücklich ausgefallen, als die Vermählung der Zeit mit dem Geiste. Eine wahre Mesalliance, denn die Zeit ist bürgerlich und einfach, und der Geist ist vom höchsten Adel! Die Zeit ist eine Arme, eine Dürftige, und der Geist ist unendlich vornehm und reich. Die deutsche Sprache scheint sich überhaupt in barocken Zusammensetzungen zu gefallen; so hat sie zwei kurios zusammengewachsene Wortkinder: „geistreich" und „armselig". Welche Zusammenstellung! Wer Geist hat, ist selten reich wer arm ist, ist nie selig! Es sollte heißen: „geistarm" und „reichselig". — Ja es gab eine Zeit, wo man das Wort Zeitgeist noch nicht kannte; da liebten sich Zeit und Geist noch. Die stille, gemütliche, jungfräuliche Zeit, das Antlitz lieblich verschleiert, wartete, bis der rechte Geist kam, um sie zu freien, und der Geist ein würdiger, besonnener und tiefdenkender Mann, suchte die für ihn passende Zeit, und ließ nicht mehr von ihr. Allein seitdem wir uns einen Zeitgeist gebildet haben, ist nichts so eingebildet als unser Geist. Keine Zeit findet ihren Geist, und kein Geist findet seine Zeit, und das nennt man Zeitgeist.

Welch' ein Ehepaar! Die Zeit zählt die Stunden rückwärts, der Geist zählt die Stunden vorwärts. Zeit und Geist, meine freundlichen Hörerinnen, welche Eheleute sind diese! Der Geist kann nur eine große Zeit brauchen, wie der Taucher nur das große Weltmeer; die Zeit aber kann große und kleine Geister brauchen, wie Dukaten und Silbergroschen. Wenn der Mann nur erscheint, vertreib' er die Frau, der Geist ist der einzige Zeitvertreib! Der Geist weiß die Zeit zu schätzen, aber die Zeit weiß den Geist nicht zu schätzen, darum bringen die reichsten Zeiten die ärmsten Geister hervor, und darum haben die reichsten Geister die schlechtesten Zeiten. Der Geist verkürzt unsere Zeit und dennoch kommt der Geist bei unserer Zeit lang zu kurz! Der Mensch geht mit der Zeit um, wie wieder mit den Menschen; so lange sie leben, möchten sie beide gerne vertreiben und umbringen, sie wissen gar nicht, wie sie sie los werden sollen; ist die Zeit aber getötet und der Mensch begraben, da werden sie erst vortrefflich und lieb, und die Menschen sagen: „Ach, das war ein herrlicher Mensch, das war eine herrliche Zeit!" Seinem Nebenmenschen, der Sonne und der Zeit, kann der Mensch nicht eher freundlich und offen ins Auge sehen, bis sie untergehen und nicht mehr sind. Der Leichenstein ist das einzige Friedensinstrument des Menschen, und die begrabene Zeit, wie die begrabenen Menschen, immer die besten.

Das Wort Zeit ist ein unregelmäßiges Zeitwort, das regel-

mäßig nur die vergangene Zeit in der verbindenden Art, die gegenwärtige in der leidenden, und die zukünftige in der bedingenden hat.

Die Zeit ist die große Kettenbrücke zwischen diesem und jenem Ufer; der Körper bezahlt seinen Zoll hier, die Seele bezahlt ihren Zoll drüben; während wir aber auf dieser Kettenbrücke sind, werden wir von ihr hin und her geschleudert, und weil diese Brücke selbst schwankt, glauben wir thörichte Menschen, die beiden Ufer schwanken.

Die Zeit ist eine Frau wie jede Frau, und der Geist ein Mann wie jeder Mann, das heißt: wie jeder Ehe-Mann. Es ist ein großer Unterschied zwischen Mann und Ehe-Mann; nur so lange man ledig, ist man Mann, sobald man heiratet, ist man aus dem Mann-Regiment ausgetreten, um unter das Frauen-Regiment zu kommen, aber mit Charakter und erhöhtem Titel: Ehe-Mann, das will so viel sagen, als ehedem Mann!

Das Wort „Ehe" selbst ist ein Buchstabenbild. Es ist ein Strich durch die Selbstlauter-Rechnung, jedes einzelne hört auf, ein Selbstlauter zu sein und wird ein Mitlauter; da aber die Frauen mit der Zeit immer lauter und lauter werden, so ist der Mann am Ende weder Selbstlauter noch Mitlauter mehr, sondern er wird bloß ein Ausrufungszeichen, ein O! oder ein Ach!

Bei unserem Zeitgeist hat der Gemahl: Geist auch wenig mit zu reden, die Frau Gemahlin: Zeit kommt nur manchmal zu ihm und thut ihm schön, wenn sie Geld braucht, wenn der Geist bare Münze hergeben muß. Jeder Mann steht unter dem Pantoffel, und wenn er nicht unter dem Pantoffel steht, so geht er unter dem Pantoffel, oder er läuft unter dem Pantoffel, oder er fährt unter dem Pantoffel, und wenn er in einem Triumphwagen führe. Der Pantoffel ist das lederne Schicksal der Männer, und seinem Schicksale kann man nicht entgehen. Es weiß kein Mensch, wo ihn der Schuh drückt, als der, welcher den Pantoffel an hat. Der Geist steht also auch unter dem Pantoffel der Zeit; wenn sie auch auf flüchtigen Sohlen dahinläuft, führt sie einen tüchtigen Pantoffel!

Wenn Sie daher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt sagen hören: „Der Zeitgeist herrscht vor!", so glauben Sie ja zuerst, es ist ein Weiber-Regiment; die Zeit will bloß herrschen, unser Geist ist weder herrschsüchtig noch ruhmsüchtig, er ist bloß durchsichtig und wassersüchtig.

Mit dem Zeitgeiste ist es wie mit dem Regenbogen, ein jeder Mensch sieht seinen eigenen; im Grunde ist es nichts als ein abtropfender eitler Schimmer, nichts als gebrochene Lichtstrahlen in fließenden Thränen. Kann es Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach allem dem wundern, daß aus dieser unglücklichen, unpassenden Ehe zwischen Zeit und Geist eine solche Nachkommenschaft entstand? Kann es Sie demnach wundern, daß die

Kinder unseres Zeitgeistes so matt, so elend, so verkrüppelt, so rhachitisch und so skrophulös sind? Man sagt im gewöhnlichen Leben, von den Kindern sehen die Mädchen der Mutter und die Knaben dem Vater ähnlich; unser Zeitgeist jedoch hat viel Knabenhaftes hervorgebracht, aber sie haben vom Vater, vom Geiste, gar nichts an sich, als das, daß er nicht sichtbar ist, und so hat unser Zeitgeist eine Anzahl junge Zeitgespenster in die Welt gesetzt. Der wahre Geist, der echte, braucht keine besondere Zeit. Der echte Geist ist ein Dietrich, der zu allen Zeiten Eingang findet, nur der Parteigeist ist ein Schlüssel, ein künstlicher Bartschlüssel zu dieser oder jener Zeit. Dieser Parteigeist will aus unserer Zeit einen gegliederten Fingerhandschuh machen nur für seine Hand; aber die Zeit ist und bleibt ein ungegliederter FaustHandschuh, in welchen jede geistige Hand hineinfahren kann und soll, um sie zu handhaben.

Freilich hat der Geist einige Ursache, über seine Frau zu klagen, denn sie hat nur einen Zahn, den Zahn der Zeit, allein mit diesem einen Zahn nagt die Zeit an allen Gegenständen, der Geist aber hat kaum zu nagen.

Der Geist hat Uhren erfunden für die Zeit, man sieht auf die Uhr, um zu wissen, was an der Zeit ist; die Zeit aber hat keine Uhren erfunden für den Geist, auf die man sehen könnte, was an dem Geist ist. Wenn wir zum Beispiel eine Uhr für den Zeitgeist hätten, und wir würden nach ihr sehen, um zu wissen, wie viel es bei unserem Zeitgeiste geschlagen habe, so würden wir bald sehen, daß diese Uhr manchmal zu spät, manchmal viel zu geschwind geht, dann abläuft, und ganz stehen bleibt. Der Mensch teilt seine Geschäfte nach der Zeit ein, niemand nach dem Geist. Tausend Menschen, wenn man sie einladet, sagen: „Entschuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit!“ Niemand hingegen sagt: „Entschuldigen Sie, ich habe heute keinen Geist!“ Tausend Menschen sagen: „Ach, meine Zeit ist mir so karg zugemessen!“ Und doch ladet man den Menschen nicht ein, daß er seine Zeit mitbringe, sondern seinen Geist. Jedermann bringt eine Uhr mit sich, um zu wissen, wann es die Zeit mit sich bringt, zu gehen; kein Mensch hat eine Uhr, um zu wissen, wann es der Geist mit sich bringt, zu gehen. Manchmal, wenn ich im Gesellschafts-Salon eine große Pendeluhr sehe, so halte ich sie für überflüssig, denn sie ist des Zeitlichen halber da, ich aber glaube in solchen Gesellschaften schon in der Ewigkeit zu sein. Eigentlich ist jeder Mensch selbst eine Uhr, die siebenzig Jahre geht, das Gesicht ist das Zifferblatt und die Nase der Stundenzeiger; an Gesicht und Nase der Menschen kann man schon ersehen, wie viel es bei ihnen geschlagen hat. Der gute Mensch hat das Uhrwerk im Herzen, der Geistreiche hat das Uhrwerk im Kopfe, der Sinnenmensch hat das Uhrwerk im Magen, der reiche Mensch hat das Uhrwerk in der Tasche; der dumme

Mensch hat gar kein Uhrwerk, das ist bloß ein Uhrgehäuse; und die Frauenzimmer, das sind die Zoppuhren. Eigentlich sind die Frauenzimmer Uhren für Satiriker, denn diese allein wissen sie recht aufzuziehen; allein je mehr sie sie aufziehen, desto weniger gehen sie nach ihrem Sinn. Fast jeder Mann trägt eine Uhr in der Tasche, ein Frauenzimmer im Herzen und einen Nebenbuhler im Magen; nur der Mann, der die ganze Zeit damit zubringt, eine reiche Frau zu bekommen, der trägt die Uhr im Herzen und die Frau in der Tasche; und alle jene, die zu enge Herzen haben, um wahrhaft zu lieben, und zu weite Taschen, um nicht nach Geld zu heiraten, die Frauen kann man füglich ihre Taschen-Frauen heißen. Denn wenn jetzt unsere Männer heiraten, so sagen sie nicht: „Ich heirate ein braves, hübsches tugendhaftes Mädchen, es hat auch etwas Geld!“, sondern sie sagen: „Ich heirate hübsche brave, tugendhafte zwanzigtausend Gulden, sie haben auch etwas Mädchen.“ Der Unterschied zwischen ihren Taschenuhren und Taschenfrauen ist nachher nur der, daß die Taschenuhren von ihnen an Ketten gelegt werden, die Taschenfrauen hingegen sie in Ketten legen. Jedes Frauenzimmer ist an und für sich eine Gattung von Uhren — Federn und Kettchen machen die Hauptsache aus. Die flatterhaften Frauen sind die Springuhren, deren Herzensdeckel bei jeder Berührung aufspringt, die Modefräuleins, das sind die Spieluhren, die, wenn sie glauben, daß die bestimmte Stunde geschlagen hat, ihr eingelerntes Liedlein ableiern; die meisten sind Repetieruhren Die tugendhaften edlen Frauen, das sind die Turmuhren, man muß den Blick hoch empor zu ihnen heben; sie schweben im Äther ihres eigenen Gemüts himmelhoch über dem niedern Erdenleben, mahnen an die Vergänglichkeit der Zeit und stimmen uns selbst höher, heiliger und freudiger. Allein bei den Uhren hat man einen großen Vorteil voraus; mancher Uhrmacher steht für seine Uhr gut, daß sie wenigstens ein Jahr richtig gehen wird; welcher Vater aber steht dem Manne gut, daß seine Tochter ein Jahr lang richtig gehen wird? Alles dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt wieder im Zeitgeist; unsere Zeit hat keinen Geist für die wahre Schätzung des Frauentums; es geht unserm Zeitgeist mit den Frauen wieder wie mit den Uhren; früher sahen die Männer bei Uhren und Frauen auf das innere Räderwerk, auf den Gehalt, auf den Kern; man liebte die Uhren und Mädchen im Gehäuse, im doppelten verhüllenden Gehäuse, der Mann wollte Haus- und Wanduhren haben; man sah auf Solidität. So eine altväterliche Uhr ging jahrelang richtig, ohne vor- und nachzugehen; jetzt ist bei den Männern aller Schätzungssinn verloren gegangen, sie sehen bei den Uhren und Mädchen auf die Façon, je flacher beide sind, desto lieber sind sie ihnen, um sie leichter in die Tasche stecken zu können; deshalb, wenn man jetzt so ein kostbares Uhrchen und

Zylinder-Mädchen erobert, kaum daß man ſie ein bißchen beſitzt, laufen ſie einem ab!

Worin liegt alles das? In unſerem Zeitgeiſt. Nie war die Zeit ſo ungeiſtig und nie der Geiſt ſo unzeitig als eben jetzt, und zwar hauptſächlich darin, daß bei den Männern alle jene feine, herz- und geiſtläuternde Schätzung der Frauentugend und Frauenehre ſo ganz verloren ging, daß all jener veredelte und veredelnde Sinn für den erhabenen Wert der milden und ſittlich einfachen Weiblichkeit bei ihnen ſo ganz verflüchtigt iſt; daß ihr Herz und ihr Kopf in dem verworrenen, leeren, nichtigen und hohlen Treiben unſeres eitlen, windausgeklopften Zeitgeiſtes ſo abgeſtumpft und flachgetreten wurde, daß der ſchönſte Altar in der menſchlichen Bruſt, der Altar, auf dem die Flamme der wahren, göttlichen Frauenwürde lodert, ganz zerfallen iſt, und ſie ſelbſt den äußern Tempeldienſt dieſer Gottheit, die geſellige Feinheit und Achtung, die Sittlichkeit und die bildende chevalereske Galanterie verlernt und vergeſſen haben und in einen modernen Barbarismus gegen das weibliche Geſchlecht verſunken ſind. Wahrlich, ein Männerherz, aus dem der Glaube an die Herzen und an die Tugend der Frauen entflohen, dieſes Herz kann wohl aus dem bunten Glasfenſter ſeiner Anſicht das Leben hinaus färbig anſehen, aber durch dieſe Fenſter hinein zu blicken muß es im Herzen öde und zerfallen und traurig finſter ſein. Ohne Frauen gäbe es wohl Männer auf der Welt, aber keine Menſchen; wir beſäßen alle Tier-Tugenden: Stärke, die Tugend des Elefanten; Mut, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schildkröte; Arbeitſamkeit, die Tugend der Dachſe, und Geduld, die Tugend der Schafe; allein wir beſäßen keine menſchlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unſer Herz hämmern und klappern, durch die Frauen lernt es ſchlagen und pochen; unſere Lippen würden zanken und fluchen, durch die Frauen lernen ſie küſſen und beten; unſere Augen würden blitzen und rollen, durch die Frauen lernen ſie flehen und weinen; wir würden die Hand ſchütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken; wir würden eſſen und trinken, durch die Frauen lernen wir genießen und ſchlürfen; wir würden denken und arbeiten, die Frauen lehren uns fühlen und handeln; wir würden ſchlafen und ſchnarchen, die Frauen lehren uns ſchlummern und träumen. Ohne Frauenzimmer würden wir die Schöpfung beherrſchen, durch die Frauen lernen wir ſie bewundern. Die Natur der Männer beſteht darin, die Frauen zu ſuchen, ihr Glück darinnen, ſie zu lieben, aber ihre Größe beſteht nur darin, ſie zu achten. Im Buche des Lebens ſind die Männer die langen und ſtarken Kapitel, aber die Frauen ſind die Mottos zu dieſen Kapiteln, und man weiß, daß oft in dem kleinen zarten Motto mehr Sinn, mehr Geiſt und mehr Gemüt liegt, als in dem ganzen dicken und breiten Kapitel. Das Unglück bei dieſem Lebensbuche

beſteht nur darin, daß das Motto und ſein Kapitel nicht immer zuſammenpaſſen, und manchmal geht ſo ein Motto durchs ganze Leben und ſucht ſich alle Augenblicke ein anderes Kapitel. In den Herzenskammern der Männer präſidieren Selbſtſucht und Eiferſucht; in den Herzenskammern der Frauen ſind Liebe und Demut die zwei Wandnachbarinnen; ob aber Liebe oder Demut die erſte Tugend des weiblichen Herzens iſt, das könnte nur der entſcheiden, der wüßte, ob das erſte weibliche Weſen zuerſt eine Roſe oder ein Veilchen gepflückt hat; welche Pflanze der erſte Mann zuerſt pflückte, kann keinem Zweifel unterworfen ſein — es war entweder die Münze oder das Tabaksblatt.

Der Mann betrachtet jetzt die Liebe nicht mehr als Poeſie, ſondern als ein Gelegenheitsgedicht, und die Ehe bloß als ein Extrablatt in großen außerordentlichen Notfällen und Kriegszeiten! Mit Worten, nicht mit Thaten, wollen ſie die Frauen gewinnen, große Schätze und Frauenzimmerherzen aber wollen ſchweigend gehoben werden.

So ein Frauenzimmerherz iſt ein ſonderbares Ding, es iſt wie eine Poſtanſtalt: zuerſt nimmt es Briefe an, dann Pakete, und zuletzt den ganzen Paſſagier, und kaum hat es den Paſſagier ſelbſt, ſo ſendet es ihn oft gleich ſamt Brief und Paket retour! Aber größtenteils nimmt ſo ein weibliches Herz nur frankierte Paſſagiere an, nur rekommandiert dürfen ſie nicht ſein, denn bei den Frauen ſind die Männer am wenigſten rekommandiert, die rekommandiert werden.

Ich habe die ſonderbare Bemerkung gemacht, daß die erſte Liebe eines Frauenzimmers faſt immer einen unwürdigen Gegenſtand trifft. In dieſer Hinſicht kommen mir die Frauenzimmer vor, wie die neuen Fäſſer, ſie müſſen nicht gleich mit Wein, ſondern erſt mit Waſſer gefüllt werden, damit man wiſſe, wie viel es faſſen kann. Hat aber ſo ein Frauenzimmerherz einmal an einem unwürdigen Gegenſtand erfahren, wie viel Liebe in ihr Herz hineingeht, und füllt ſie dieſes Herz dann mit einem würdigen Gegenſtand, ſo läßt ſie ſich dieſen Gegenſtand nicht wieder nehmen, als höchſtens mit dem Herzen ſelbſt; ſo wie ſich überhaupt die Frauen nichts nehmen laſſen, als höchſtens vom Himmel ihren Mann. Nur unſer Zeitgeiſt will den Frauen alles nehmen, ſie haben nicht ſowohl zu wenig Zeit, um ihren Geiſt mit den Frauen zu teilen, als vielmehr zu wenig Geiſt, um unſere Zeit mit ihnen zu teilen.

So iſt unſer Zeitgeiſt! Die Zeit der Ritterlichkeit iſt vorüber, die Zeit der Reiterlichkeit iſt da; die Zeit der Tafelrunde iſt vorüber, die Zeit der runden Tafeln iſt gekommen; die Zeit der Geſelligkeit iſt tot, die Zeit der Geſellſchaften iſt erſtanden. Ich ſage die Zeit der Geſellſchaften und nicht der Geiſt der Geſellſchaften, denn es geht mit dem Geiſt der jetzigen Geſellſchaften wie mit

allen Geistern, jedermann spricht von ihm, kein Mensch hat ihn gesehen. Betrachten wir unsern Gesellschaftsgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, woraus besteht er? Große Welt und kleine Leute, runde Tische und eckige Menschen, kurze Kleider und lange Weile, viele Kerzen, wenig Lichter, fette Gönner, magere Kenner, hohes Spiel und seichte Worte, alte Jünglinge und junge Greise, jede Wange rot und nicht eine errötet. Alle essen und kein Mensch ist hungrig; man sucht sich, um sich zu zerstreuen, und zerstreut sich, um sich zu suchen, man ist aber zu zerstreut, um sich zu finden, und zu gesucht, um sich zu zerstreuen. Die ganze Gesellschaft bildet einen halben Kreis, die Hausfrau macht den Kreishauptmann, der Kreis kreist furchtbar und gebiert eine Gesprächsmaus. Darauf zerteilt sich der Zirkel in alle vier Ecken, das ist dann die Quadratur des Zirkels! Unsere Unterhaltungen haben keinen Stoff, darum sind sie so erhaben, und der Stoff ist es, der uns herunter zieht ins Irdische! Je stoffloser wir in Gesellschaften sind, desto höher und geistiger sind wir! Das Genie verschmäht allen Stoff, eine jede Frau aber ist ein Genie, darum verschmäht sie jetzt auch die schweren Stoffe und hält sich am leichten Zeug. Es giebt nur einen unerschöpflichen Stoff im Leben, und das ist der Stoff zum Lachen; aber zum Unglück giebt dieser Lachstoff auch Stoff zum Weinen, es ist also ein zweidrätiger Stoff, und zweidrätige Stoffe — brechen bald. Lachen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist dem Menschen gesund, Weinen ist der Menschheit gesund, Wolken brechen, wenn sie nicht regnen können, Herzen brechen, wenn sie nicht weinen können! Wenn der weise und allgütige Schöpfer das Herz seiner Geschöpfe sich näher wissen und entfaltet sehen will, so sendet er ihnen ein Unglück, einen großen Schmerz, denn das Herz des Menschen sendet wie eine Blume nie wohlthätigen Duft aus, als vor einem herannahenden Donner, und nur ein Gewitterhimmel zieht das menschliche Herz wie Zwiebelgewächse in die Höhe. Das Unglück ist die Schleife, die am festesten Menschen an Menschen bindet, nur aus dem zitternden Herzen, wie aus dem zitternden Meere, hebt sich die selige Insel des Mitleids empor, und die Schmerzensgelder bezahlen wir unsern Mitmenschen am liebsten, weil nur sie uns jenseits wieder zurückbezahlt werden.

Herz und Scherz ist ein Reim, den der Mensch gemacht hat, Herz und Schmerz hingegen ist ein Reim, den das Schicksal gedichtet hat, und es ist ein reicher Reim, denn wie manche edle Früchte durch einen Einschnitt früher reifen und milde werden, so reift das menschliche Herz und wird milder durch die Einschnitte des Schmerzes. Die Zeit weiß nur der Unglückliche zu schätzen und zu benutzen, dem Glücklichen ist die Zeit nur ein Wesen mit einer einzigen großen Sense, dem Unglücklichen aber ist die Zeit zerstückt, und jeder Augenblick kommt mit einer besonderen kleinen

Sichel und mäht sein Glück ab. Manches Sternbild, dem der Mann morgens im Herzen nachhängt, hängt abends als Unstern über seinem Haupte; manche Rose, die das Weib morgens vor ihr Herz steckt, steckt abends als Dorn in ihrem Herzen. Aber das ist der Triumph der Menschlichkeit im Menschen, daß gerade das Unglück wie ein Gartenmesser alle Herzensrinden abschält, und ihre reinen Herzen zusammenklingen in einen Seufzer, und zusammenfließen in eine Thräne, und zusammenschmelzen in eine Wehmut, und daß die allzeit getreue Gottesstadt des Mitleids in der menschlichen Brust aus ihrer Asche immer wieder neu ersteht, und daß durch das Mitleid und durch die Wohlthätigkeit der Menschen alle Wunden, welche das Schicksal schlug, mit der Zeit als Ehren-Narben an der majestätischen Stirn der Menschheit prangen. Wie man bei einem Stuver'schen Feuerwerk sicher auf Regen rechnen kann, so kann man bei jedem Brand-Feuerunglück der Zeit und des Schicksals auf einen nachregnenden rettenden Thränenhimmel rechnen; die Zeit vermag die Thränen nur zu versiegen, der Geist weiß sie nur zu unterdrücken, und nur das Herz allein vermag sie zu trocknen. Darum ist unserm Zeitgeist zuweilen ein großes Unglück not, um zu erfahren, ob wir aus dem Konflikte der gothischen Zeit und des modernen Geistes noch unser altdeutsches Herz gerettet haben! Daß wir aber dieses altdeutsche Herz gerettet haben, daß wir es namentlich hier in Wien, wo die Milde und edelste Menschenliebe vom segensreichsten Throne aus mit ihren reinsten und lautersten Strahlen ausgehen; wo in Palästen und Hütten das Mitleid, die Wohlthätigkeit offene Herzen und Hände findet, daß wir es hier gerettet haben, beweisen Sie nun jetzt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Sie mit nassen Augen zu meiner trockenen Vorlesung kamen, beweist mir dieser Saal, der fast eben so voll ist, als meine Vorlesungen leer! Und eben Ihren Herzen verdanke ich es, daß mein Geist, der Ihnen bloß die Zeit vertreiben wollte, nicht Sie selbst vertrieben hat; und daß ich also bloß meine Vorlesung halte und nicht auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zu halten brauche, damit Sie nicht davon laufen; dadurch freilich habe ich auf der einen Seite eine gehaltene Vorlesung, aber dagegen auf der anderen Seite ein vielleicht ungehaltenes Publikum.

Allein wenn Sie auch bei meinen Betrachtungen über den Zeitgeist nicht bemerkt haben, wie Ihnen durch den Geist die Zeit vergeht, so werden Sie doch bemerkt haben, wie mir mit der Zeit der Geist vergeht. Dieses zeitliche Vergehen meiner Vorlesung ist ein Verbrechen an Ihnen, Verbrecher muß man schließen, das ist ein guter Schluß, mit diesem Schluß schließe ich meine Vorlesung, indem ich meinen herzlichen Dank für Ihre gütige Teilnahme mit einschließe. Lassen Sie sich die Zeit nicht reuen, die Sie hier verloren haben, die Menschheit ist der redliche Finder,

für den Sie verloren haben; laſſen Sie ſich aber auch den Geiſt nicht reuen, den Sie bei mir nun nicht gefunden. Am Tage läßt ſich kein Geiſt ſehen und Sie werden ganz richtig von mir ſagen können: daß er keinen Geiſt entwickelte, das liegt am Tage! Es iſt mein Troſt, daß Sie von hier zu Tiſche gehen und Ihren Schmerz verbeißen werden; nur die hungrigen Menſchen ſind ſcharfe Kritiker, die eſſenden Menſchen ſind ſehr nachſichtige Rezenſenten; obſchon ſie alles aufgabeln und den Mund zuweilen recht voll nehmen, ſo verſchlucken ſie doch ſo manches

Nehmen Sie daher, meine edlen Hörer und Hörerinnen, noch einmal meinen innigſten Dank, ich habe das Bewußtſein, daß Sie das ſchöne Gefühl mitnehmen, einen guten Zweck befördert zu haben.

Denn wenn nach Sturm und Unglücks-Wettern
Der Donner nicht mehr unheilbrütend grollt,
Der Blitz nicht droht mehr zu zerſchmettern,
Der Himmel nicht mehr ſchwarz und finſter ſchmollt;
Dann hängt am Auge wie an Blättern
Die Thräne nur, die tröſtend niederrollt;
Es zieh'n des Himmels Sternenlettern
Herauf mit ihrem milden Abendgold,
Es wird mit höh'rer Andacht dann den Göttern
Des Dankes Opfer heiliger gezollt;
Der Ew'ge iſt den Helfern und den Rettern,
Den edlen Herzen dann noch zwiefach hold;
Denn wie der Menſch mit Menſchen umgegangen,
So wird der Menſch vom Himmel einſt empfangen.

Leben, Liebe, Langeweile,

oder:

Die Kunſt, in dreiviertel Stunden vollkommen langweilig zu werden.

Leben, Liebe und Langeweile ſind die drei Regenten der Welt; die Liebe regiert tyranniſch, das Leben nach einer Konſtitution, und die Langeweile regiert am populärſten. Wenn die Leſer nur die kleine Gewogenheit haben wollten, noch dreiviertel Stunden zu leben, und mir zu Liebe dieſes zu leſen, ſo werden ſie Leben, Liebe und Langeweile auf einmal empfinden.

Was iſt das Leben? Das Leben iſt jene unheilbare Krankheit, an welcher noch alle Menſchen geſtorben ſind, und die nur jene überleben, die nicht geboren werden.

Was iſt Liebe? Die Liebe iſt ein Nichts, aus dem jedes Herz eine Welt macht, ſie iſt ein Nichts, welches Alles iſt, ein Alles, welches Nichts iſt, und jenes Nichts, welches für die Augen ſo gut iſt! —

Was iſt die Langeweile? Die Langeweile iſt der Advokat, der die kürzeſten Geſichter in die Länge zieht; die Langeweile iſt der Einſiedler, der zu jeder Minute der Zeit an eine Ewigkeit erinnert! —

Was iſt das Leben? Das Leben iſt jenes Kraut, das für den Tod gewachſen iſt. — Was iſt die Liebe? Die Liebe iſt die Überſetzung des Überirdiſchen ins Irdiſche; früher hat man genau überſetzt, jetzt wird dieſes Überirdiſche bloß frei bearbeitet, darum fällt bei der jetzigen Liebe und bei den jetzigen Überſetzungen das Wort „getreu“ hinweg. — Was iſt die Langeweile? Die Langeweile iſt nichts als ein geſellſchaftlicher Beweis unſerer Nächſtenliebe; die Langeweile iſt dasjenige rätſelhafte Geſchäft, das Einer allein viel beſſer machen kann, als Viele zuſammen; die Langeweile iſt jenes Ding, worüber kein Menſch etwas zu ſagen weiß, und wobei doch jeder das Maul aufreißt.

Leider hat das Leben zwei entgegengeſetzte Mittel gegen die Langeweile: das Glück und Unglück. Das Unglück hat nie Langeweile: Jammer und Schmerz werden nicht ſchläfrig, und nicht nur der Lachende gähnt nicht, ſondern der Weinende auch nicht.

Ein großes Unglück ist der eindringendste Zeitvertreib; wer seufzt, gähnt nicht, und in einem Auge, in welchem Thränen stehen, hat die Schläfrigkeit nicht Platz. Leben, Liebe, Langeweile! Sehen Sie, es giebt Egoisten, die nur sich selber leben, es giebt Egoisten, die sich selber lieben, aber haben Sie schon Egoisten gesehen, die nur sich selber Langeweile machen? Das Leben ist nur deshalb so kurz, damit die Liebe leichter Treue bis in den Tod schwören kann.

Die Menschen erziehen ihre Kinder, indem sie hauptsächlich auf Lebensart sehen, niemand lernt seinen Kindern Liebensart; und doch ist die Art, wie man liebt, wichtiger, als die Art, wie man lebt, denn verliebt kann der Mensch mehrmal im Leben sein, aber wenn er einmal verlebt ist, dann ist es aus. Das ist das Unglück bei unsern Männern, daß sie verliebt, verlebt und verlobt auf einmal sind! —

Die Langeweile ist älter als die Liebe. Als Adam allein im Paradiese war, ohne Frau, kannte er die Liebe nicht, er bekam Langeweile und schlief ein. Der Schlaf aus Langeweile ist ungesund, das hat Adam auch empfunden; während jenes Schlafes entstand seine Frau, und da er erwachte, war er verheiratet.

Bei dieser Gelegenheit können wir dem Schöpfer nicht genug danken, daß er es in seiner höchsten Güte und Weisheit so eingerichtet hat, daß die Frau aus der Rippe des Mannes erschaffen wurde. Stellen Sie sich vor, meine freundlichen Leser, was wir von den Frauen zu leiden hätten, wenn wir Männer aus ihren Rippen geschaffen worden wären. Unser ganzes Leben wäre ein einziger Rippenstoß!

Man hat Bücher geschrieben über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, wer erfindet aber die Kunst, das menschliche Lieben zu verlangern? Man kann sich sein Leben versichern lassen, wer versichert uns aber unser Lieben? Im Gegenteil, die Lebensversicherungen sind gerade das Gegenteil von den Feuerversicherungen, es gibt Leute, welche wähnen, es habe nie so viel Feuer gegeben, als seitdem die Feuerversicherungen aufgekommen, und es habe nie weniger Liebe gegeben, als seitdem die Lebensversicherungen nötig sind.

Das Leben ist ein fliegender Sommer mit Sonnenschein und Donnerschlägen und Hundstagen, mit Saat und Ernte, mit Blüte, Frucht und Verwesung; die Liebe ist ein fliegender Frühling voll Morgenröte und Lerchenklängen und Blumendüften; aber unseren jetzigen Männern ist die Liebe kein fliegender Frühling, sondern der Alte-Weiber-Sommer, der über die herrliche Flur zieht. Die Langeweile ist der ziehende Winter, der uns die kürzesten Sommerabende zu den längsten Winternächten macht. Gegen die Langeweile, gegen die Ratten und gegen böse Frauen giebt es viele gute Mittel, die nichts helfen. Man geht in Gesellschaft, um sich nicht zu langweilen; das geschieht auch, man langweilt sich nicht,

sondern den Andern. Es ist ein Picknick von Langeweile, Jeder bringt seine Schüssel Langeweile mit, und sie wird sodann durcheinander verzehrt. Eine gute Gesellschaft muß wie ein gutes Fernrohr zusammengesetzt sein aus flachen und aus erhabenen Gläsern; die meisten jetzigen Gesellschaften sind bloß aus vollen Gläsern zusammengesetzt. All unser bonton und bon-ens beschränkt sich auf bon jour! Seitdem die Langeweile sich verheiratet hat an den Jour fix, wird man sich bald nicht anders grüßen, als „bon jour fix!" Die Jour-fix heißen deshalb Jour-fix, weil man allda mit der Unterhaltung gleich fix und fertig ist! Unsere Abende sind à Jour-fix gefaßt. Die Langeweile ist auch ernster und klüger geworden, sie will etwas Fixes haben. Es ist jetzt in vielen deutschen Hauptstädten Sitte geworden, bloß „Männer-Jour-fix" zu haben, weil sie von Kopf bis Fuß in ihrem Elemente sind, das heißt: vom Pfeifenkopf bis zum Pferdefuß. Gewöhnlich sind unter den Menschen die leersten Köpfe die vollsten — von sich selbst; in einem solchen Jour-fix haben nun viele Mitglieder zwei volle Köpfe, und wo so viel heiße Köpfe sind, da sollen auch keine Frauenzimmer sein. Wenn das Kopfgeld noch existierte, und man müßte von Pfeifenköpfen auch bezahlen, da wären die Herren übel d'ran.

Kopfgeld! welche Zusammensetzung! Wer Kopf hat, hat selten Geld, wer Geld hat, hat nicht immer Kopf. Das Geld nimmt den besten Kopf ein, aber der beste Kopf nimmt kein Geld ein. Viele Menschen sagen: „Mein Kopf thut mir weh", kein Mensch sagt: „Mein Geld thut mir weh!" Und doch thut manchem Menschen sein Geld viel weher, als sein Kopf. Gerade die Leute, die das Geld recht tief tragen, tragen den Kopf recht hoch. Alles ist verkehrt: Leute, die Geld haben, sind manchmal auf den Kopf gefallen, aber Leute, die Kopf haben, sind nie auf Geld gefallen. Leute von Kopf teilten Geldstücke aus, und Leute von Geld teilten Kopfstücke aus. Es gibt Geldhändlerhäuser, wo man für viel kleines Geld großes Geld bekommt, aber man bekommt nirgends einen Kopfhändler, wo man für mehrere kleine Köpfe einen großen Kopf bekommt. Kein Mensch schämt sich zu sagen: „Ich habe gerade kein Geld bei mir", aber niemand sagt: „Ich habe gerade keinen Kopf bei mir." Barkopf ist in Gesellschaft guter Ton, aber Bargeld ist der beste Ton.

Außer diesem besten Ton giebt es jetzt keinen Ton. Der Ton in unsern Jour-fix ist eigentlich ein Bariton, er hat keine eigentliche Höhe und keine eigentliche Tiefe. Das Bestreben unserer Männer, sich von der weiblichen Gesellschaft zu befreien, zeigt von ihrer Geistes-Roheit und Sitten-Niedrigkeit. Sie finden sich in Frauengesellschaft deshalb so ungemein geniert, weil sie ohne Frauengesellschaft ungeniert gemein sind. Mit den Frauen entflieht die Grazie aus dem Zirkel, und ohne Grazie kann man

luſtig ſein, aber nicht fröhlich; laut, aber nicht angeregt; klug, aber nicht geiſtreich; in Geſellſchaft, aber nicht geſellig.

Die Geſelligkeit iſt wie das Leben; im menſchlichen Leben iſt der Mann bloß der Zähler, das Weib iſt der Nenner. Ohne Frauen wäre das Leben auch ein Jour-fix, ein Nachtſtück voll Rauch; durch die Frauen wird es zu einem Blumenſtück, wo jede Härte zur Roſe, und jeder Dorn zur Knoſpe wird. Im Buche des Lebens ſind die Männer bloß in der Rechtſchreibung zuvor, in der Rechtleſung ſind die Frauen Meiſterinnen; ſie verſtehen ſeine Hieroglyphen zu enthüllen, und in ihrem zarten Gemüte liegt der Schlüſſel zu den eleuſiniſchen Geheimniſſen des Lebens, zur Liebe. Die Männer ſind die Früchte am Baum des Lebens, die Frauen ſind die Blüten; Früchte müſſen anderes Wetter haben, und Blüten auch; darum hat das Schickſal für die Männer ſeine Stürme und Donnerſchläge, aber für die Frauen ſeinen Morgentau und ſeine Abendlüfte, ſeine Maifriſche und ſeine Mittagsweſte. Darum gibt es, wo ſich die Männer mit Frauen vermählen, zweierlei Wetter, auf der einen Seite Trockenheit, auf der andern Seite Donner und Blitz, und es iſt nur ein Glück, daß es ſelten einſchlägt.

Die Liebe kam erſt zu den Männern, und jeder kleidete ſie in ſeine Hauslivrée, als Vaterliebe, als Kindesliebe, als Bruderliebe, als Freundesliebe, als Unterthanenliebe, als Menſchenliebe; aber der Liebe war dieſe Livrée zu enge, da kam das Weib mit einem gebrochenen Herzen, mit einem naſſen Auge und mit einer ſehnenden Seele, und über die in lieblicher Geſchämigkeit entbrannte Lippe floß das geſchmolzene Gold: ich liebe! und die Liebe wurde erlöſet von ihrer Gefangenſchaft, und floh von einem Pole zum andern, und goß ihre Seligkeit aus über das menſchliche Geſchlecht und machte das Herz des Weibes männlicher, und das Herz des Mannes weiblicher! Mit dem Leben der Liebe begann die Liebe zum Leben!

Leben und Liebe! Wen man ſo recht liebt, den nennt man mein Leben! Ein zärtlicher Ehemann ſagte einmal zu ſeiner Frau: „Du biſt mein einzig Leben; aber mein Leben iſt mir zur Laſt!“ Das Leben an und für ſich hat keinen In- und Anwert, es iſt bloß unſchätzbar als pretium affectionis der Liebe! Früher hat man länger gelebt, länger geliebt und kürzere Langeweile gehabt, jetzt lebt man kürzer, man liebt kürzer und hat längere Langeweile. Als die Leute noch neunhundert und tauſend Jahre alt wurden, da liebten ſie ſich zwei bis dritthalb hundert Jahre! Das ſcheint uns kaum glaublich. Es iſt ſchade, daß das nicht mehr iſt; welch' eine ſchöne Zeit wäre das für die Romanſchriftſtellerei geweſen. Bei unſerm Leben müſſen ſich die Heldinnen dieſer Romane im dritten Band heiraten, oder die Verfaſſerin muß ſich ſelbſt ermorden; aber wenn die „Gabriele“ und die „Tante“

der Frau von Schopenhauer eine zweihundertjährige Liebschaft gehabt hätten, hätten sie zu einigen hundert Banden anwachsen können, und die Langeweile wäre eben so lange, als ihre Liebe und ihr Leben gewesen.

Unsere jetzigen Mädchen, wenn wir auch noch so gut mit ihrer Liebe fahren, so haben sie auf der Liebesfahrt doch, wie ein vorsichtiger Fuhrmann ein fünftes Rad, noch eine andere Liebe aufgeschnallt, für den Fall, daß etwas brechen sollte. Die Liebe ist bei ihnen ein Rausch, sie sehen gern doppelt, wenn sie auch einen schon im Herzen haben, haben sie doch noch einen im Auge, und nicht selten liegt ihnen ein dritter im Magen. Sie lieben für ihr ganzes Leben, allein sie führen alle Augenblicke ein anderes Leben. Sie schwören ihm Treue bis zum Tod, und weiter als bis zum Tod gehet ihr Schwur nicht. Die Mädchen fordern Liebe, die Frauen fordern mehr den Schein der Liebe, die Männer fordern jetzt weder Liebe, noch Schein der Liebe, sondern bloß die lieben Schein', dieser Schein trügt nicht. Wenn man daher meint, unsere Männer heiraten bloß nach dem Schein, so ist das bloß scheinbar gemeint. Die Mädchen sind übler daran wie die Knaben, ein Knabe läuft oft schon im dritten Jahr, während ein Mädchen oft im vierzigsten noch sitzt. Überhaupt sind die Mädchen in allen Situationen leicht zu necken. Sitzen sie, so sagt man, es hat sie Einer sitzen lassen; gehen sie, so heißt es, der hat sie gehen lassen; laufen sie, so heißt es, Jemand hat sie laufen lassen; fahren sie, so heißt es, Jemand hat sie fahren lassen. Unsere Männer wieder betreiben bloß ihre Geschäfte so mit Liebe, daß sie die Liebe als ein Geschäft betreiben, und ich wundere mich, daß man noch nicht auf Aktien liebt.

Die alten Griechen haben die Liebe und den Tod ganz gleich abgebildet, als Schönheit mit einer Fackel. Jetzt wird mit beiden nicht viel gefackelt. Die jetzige Liebe trägt wohl auch eine Fackel, aber nicht, um dem geliebten Gegenstand ins Angesicht, sondern um ihm in die Tasche zu schauen. Früher wurden Liebe und Ehe in einer heimlichen Laube beschlossen, jetzt in öffentlichen Blättern. Ich habe einmal mich selbst folgendermaßen als Heirats-Kandidat in die Zeitung gesetzt:

Heirats-Antrag.

„Ein Gutsbesitzer in Wien, das heißt: ein Mann, der das Gut besitzt, noch ledig zu sein sucht eine Frau, um die Ruhe seiner Tage zu beschließen. Er ist nicht mehr so jung, um noch am Podagra zu leiden, er ist auch nicht so alt, um die Gurli zu spielen. Er ist weder so schön, um außerordentlich dumm sein zu können, noch ist er so häßlich, um nicht zu der schönen Welt gehören zu können. Von Charakter ist er nicht so boshaft, um seiner Frau kein schönes Stubenmädchen zu erlauben, noch ist er

so gut, um mehrere Hausfreunde auf eine Hausmannskost bei sich zu sehen, denn bei einer solchen Hausmannskost kostet der Mann nicht bloß das Haus, sondern es kostet dem Haus auch seinen Mann. Dieser ledige Mann also zwischen 16 und 62 Jahren sucht eine Frau, der redliche Finder wird bestraft. Er sieht nicht sowohl auf Glücksgüter, als auf bar Geld und gute Behandlung. Wenn der Schmuck ihrer Seele nur brillant ist, so darf sie sonst noch so viel Schmuck besitzen als sie will. Wenn sie schön ist, so macht er sich nichts daraus, wenn sie auch jung und reizend ist, wenn sie nur sanfte Augen, ein frommes Gemüt und auserlesene Bildung hat, so verzichtet er gerne auf sonstige Leberflecke und Sommersprossen. Ist sie fröhlich und munter, so schadet es auch nichts, wenn sie schlank und schön gebaut ist, und wenn sie nur häuslich und sparsam sein kann, so macht er sich nichts daraus, wenn sie ihm ein Haus auf dem Graben mitbringt. Personen, welche schweigen können, belieben sich an ihn zu wenden, er ist zu treffen auf dem Kreuzwege zwischen Junggesellenstand und Ehe, wo sich die Straßen teilen, und die eine weit abführt ꝛc. ꝛc. ꝛc."

Sehen Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, so wird jetzt im Leben und in der Liebe Alles prosaniert, Alles mit Frivolität betrieben. Man betreibt sie ordentlich professionsmäßig. Was sind unsere Gesellschaften anderes, als daß man zusammenkommt und Langeweile zupft; aus einem großen Stück Langeweile-Leinwand zupft man Charpie-Langeweile, um sie in die klaffende Wunde der Zeit zu legen. Seidem das Konversations-Lexikon erschienen ist, hat sich alle Konversation in das Lexikon hineingezogen. Zu sprechen versteht man gar nicht, man kann nur schweigen oder plaudern. Die Frauen spielen oder tanzen, das sind die Talanzen der Jungen: die jetzigen Männer können auch schon deshalb nicht sprechen, weil sie stets geräucherte Zungen im Munde haben. Noch ein eigenes Unglück in unseren Gesellschaften sind die bestellten Weder, welche die Gesellschaft aufwecken müssen, die sogenannten „guten Gesellschafter"; die Aufsatz-Menschen, die man so in eine Gesellschaft hinstellt und ihre Stückchen abspielen läßt. Es ist schon ein großes Unglück um die witzigen Köpfe; aber das Schrecklichste der Schrecken das sind die witzigen Tröpfe! Die Cholera und der Witz-Morbus sind gräßliche Dinge! Das sind die Zeichen der Zeit; früher haben nur die Reichen viel verschwendet, und nur die Geistreichen waren witzig, jetzt verschwenden alle armen Schlucker, und jeder dumme Kerl ist witzig und humoristisch. Früher, wenn einer zu gar nichts getaugt hat, ging er als Statist zum Theater, jetzt, wenn ein dummer Kerl zu gar nichts mehr taugt, geht er unter die Humoristen.

Seit der neuen Einrichtung mit der Post ist es vor Witz gar nicht mehr zum aushalten, die Komptoiristen gehen so früh von der Schreibstube! Es ist mit dem Witz wie mit dem Geld,

wer viel beſitzt, gibt gerade ſo viel aus, als er nötig hat; wer gar keins hat, der klappert mit dem bischen, das er ſich ausgeliehen hat. Jene Humoriſten ſind nur manchmal witzig aus Bosheit; das iſt nichts, man muß nur zuweilen boshaft ſein aus Witz. Das Leben iſt eine Olive, man muß es mit der ſcharfen Preſſe angreifen, wenn es uns ſein mildes Öl geben ſoll. Die Menſchen begreifen gar nicht, wie ſehr gut man ſein muß, um recht boshaft ſein zu können! Nur der brennende, ſengende Froſt-Reif füllt und zeitigt die ſüße Beere. Die Menſchen kennen nur die Kontraſte des Lebens und der Liebe zu wenig. Die Menſchen lernen höchſtens die Manieren des Lebens und der Liebe, ſie leben und lieben nach der holländiſchen Schule, oder nach der niederländiſchen, nach der italieniſchen oder deutſchen: ſie kennen das Kolorit des Lebens und der Liebe, aber nicht ihre Zeichnung. Die Gegenſätze ſind es, aus denen die zwei Shakespeare'ſchen Stücke: „Leben und Liebe“ hervorgehen. Nur in dem Feuer eines heiligen Zürnens läutert ſich das Herz zur goldenen Lebensreinheit; nur in dem Gießbach des Haſſes wäſcht ſich das Goldkorn der Liebe von allen Schlacken frei; nur durch dieſes Feuer und Waſſer geht in der „Zauberflöte“ des Daſeins der Tamino-Menſch in das geläuterte Liebesleben ein. So giebt die Nähe des Grabes dem Leben etwas Heiligeres, der Liebe etwas Himmliſcheres. Der Menſch ſoll die Sonne nicht über ſeinen Zorn niedergehen laſſen, geſchweige denn ſein Leben. Aber gerade aus dem Zornfeuer entwickelt ſich der Salamander: Verſöhnung, und Verſöhnung iſt ſüßer als das Leben, iſt ſüßer als die Liebe.

Das liebende Mädchen verhüllt ihren Unwillen halb in Wehmut und halb in Schweigen; der Mann verhüllt ihn halb in Zorn, halb in Bitterkeit und halb in Witz. Das Leben iſt wie ein Mann; wenn es mit uns zürnt, ſagt es uns dieſelbe Härte und dieſelbe Bitterkeit zwei-, dreimal hintereinander! Die Liebe hingegen iſt wie ein Mädchen; wenn ſie mit uns zürnt, ſpricht ſie bloß durch das ſchweigende Zerpflücken einer Roſe, durch eine Thräne, die ſich im Winkel des Auges ſchamhaft verſteckt. Wie im Leben die Blumen ſtärker duften, und die Glocken heller tönen, wenn ein Ungewitter über ihnen ſteht, ſo erſchließen ſich in der Liebe alle Kelche der Empfindung, und die Blumenglocken ihrer Seele tönen reiner und inniger, wenn die Gewitterluft des Schickſals ihren Himmel umdüſtert. In Einem unterſcheidet ſich das Leben von der Liebe: bei dem Unglück im Leben ſetzt man gerne die Schuld ſeiner Mitmenſchen voraus, das Unglück in der Liebe hingegen ſetzt nur ſeine eigene Schuld voraus.

Man ſieht, daß das Leben, Liebe und Langeweile eigentlich Humoriſten ſind, ſie beſtehen in Gegenſätzen, im Vergleiche des Höchſten mit dem Gewöhnlichen. So nennt der Humor die Liebe auf der einen Seite die Verſöhnerin des Geſchaffenen mit dem

Schöpfer, und auf der andern Seite wieder nennt er sie das Langepufffspiel zweier ennuyanten Seelen. Eben so nennt er das Leben den langen Tag, dessen zwei Enden sich in ein überirdisches Morgenrot und Abendrot hüllen, und auf der andern Seite nennt er das Leben eine lange Wurst, an dessen beiden Enden es einen Faden hat. Ich habe letzthin das menschliche Leben und die Menschen mit Würsten verglichen. Menschen und Würste scheinen dazu geschaffen zu sein, daß man ihnen die Haut über die Ohren herabziehe. Die Reichen, das sind die Fettwürste, die Gelehrten und Schriftsteller, das sind die Brot- und Semmel-Würste, und alle Übrigen, der große Haufen, das sind die Kreuzer-Würstel. Es gibt trockene Menschen und trockene Würstel, Menschen mit Kreen und Würstel mit Kreen. Die Menschen wie die Würstel findet man fast immer paarweise. Bei so einem Menschenpaar ist es leicht zu erraten, wer Mann oder Frau ist; aber wie wollen Sie bei einem Würstelpaar herausbringen, welches der Mann und welches die Frau ist? Nichts leichter als das: wer beim Aufbrechen am meisten schreit, das ist die Frau. Leider haben so ein Paar Würstel mehr Anhänglichkeit an einander, als so ein paar Menschen; das Band, welches zwei Würstel an einander knüpft, trennt nur ihr beiderseitiges Ende. Bei den meisten Würsteln und bei den wenigsten Menschen weiß man, was in ihnen steckt. Die Würstel kann man aufbrechen und in sie hineinsehen, wer aber einen Menschen aufmachte, um in sein Inneres hineinzusehen, würde keinen Menschen mehr aufbrechen! Was ist aber das Beste an schlechten Menschen und an schlechten Würsten? Daß sie doch einmal ein Ende nehmen; dieses Gute ist auch an diesem Aufsatze. Ich habe Ihnen über Leben, Liebe und Langeweile gesprochen, und ich darf mir schmeicheln, daß Sie so lange Sie leben an die Langeweile denken werden, die Sie mir zu Liebe erlitten haben.

Über den Einfluß des Halley'schen Kometen auf unsere diesjährigen Winter-Unterhaltungen.

Der Einfluß, den der Halley'sche Komet auf unsere Winter-Unterhaltungen ausübt, liegt nicht so ferne, als man glaubt. Er ist doch an der allgemeinen Trockenheit des letzten Jahres Schuld, warum soll er nicht auch an seiner partiellen Trockenheit Schuld sein?

Wichtiger und zweifelhafter ist die Frage: welchen Einfluß werden unsere Konzerte, Deklamatorien und Vorlesungen auf den Halley'schen Kometen ausüben. Denn die Furcht, die wir vor dem Halley'schen Kometen haben, besteht darin, daß er der Erde zu nahe kommen könnte; daß die Anziehungkraft der Erde ihn an sich ziehen könnte. Es handelt sich nur darum, ob die Erde durch unsere Konzerte, Deklamationen und Vorlesungen an Anziehungskraft gewinnt, oder ob sie nicht vielmehr dadurch an Abstoßungskraft gewinnt, und den Kometen entfernt? Alle veranstalteten derlei Unterhaltungen könnten in diesem Winter vorzüglich die Überschrift tragen

„Zum Besten des Halley'schen Kometen."

Zu diesen meinen Beobachtungen über den Einfluß, den der Halley'sche Komet und unsere Unterhaltungen auf einander ausüben, wäre es vor allem nötig, daß wir den Geschmack des Halley'schen Kometen näher kennen lernten, ob er ein Enthusiast für Musik, für Deklamatorien, für Vorlesungen oder Dilletantismus u. s. w. ist.

Wenn Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen gütigst bedenken wollen, wie schwer es ist, ein verehrtes Publikum zu befriedigen, welches man doch halbwegs zu kennen die Ehre hat, so werden Sie desto eher die Schwierigkeit ersehen, einen Kometen zu befriedigen, der alles auf der Welt gesehen hat. So ein Komet liebt nicht Wässeriges; wo er erscheint, giebt es guten Wein und allgemeinen Wassermangel.

Indessen bleibt mir ein Trost, ich glaube den Geschmack dieses Kometen ziemlich erraten zu haben.

Dieser Halley'sche Komet, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist, wie der berühmte Gruithuisen in München behauptet, nichts als ein junger Weltkörper, der noch in der Ausbildung begriffen ist. So ein Komet ist also im Himmel ungefähr das, was auf der Erde unsere Jünglinge sind. Ein Komet ist ein

Himmels-Jüngling, der noch in der Ausbildung begriffen iſt! So ein Komet iſt zuerſt eine Ätherkugel, die ſich um ſich ſelbſt dreht, ſo wie unſere Jünglinge ſich auch alle um ſich ſelbſt drehen; dieſe Kugel wird von der Sonne angezogen, jede Bahn um die Sonne iſt ein Gang zu ihrer Ausbildung; gerade wie unſere Jünglinge glauben, daß, wenn ſie ſich um die Sonne bewegen, das ſchon ein Gang zu ihrer Ausbildung ſei.

Endlich je mehr der Kern der Ausbildung zunimmt, deſto weniger Äther nimmt die Kugel auf, und wird endlich ein Planet. Unſere Erde war alſo auch einmal ein Jüngling, ſie iſt jetzt ein alter Hageſtolz, deshalb mag ſie auch ſo grämlich und langweilig ſein.

Der Halley'ſche Komet iſt alſo ein Jüngling. Zum Beweis, er hat einen ſo großen Kopf, der 27 000 Meilen im Umfange hat, ein ſeltener Jüngling! Allein von den 27 000 Meilen Waſſerkopf ſind nur 93 Meilen Kern, alles andere iſt Dunſt und Waſſerſtoff!!!

Welchen Einfluß der Halley'ſche Komet auf das ſchöne Geſchlecht machen wird, weiß man noch nicht, denn die Aſtronomen wiſſen nicht, ob er als „ſchöne Halley“ oder als „häßliche Halley“ wiederkehren wird, weil er ſehr verſchiedentlich erſchien.

Wird er als ein ſchöner Jüngling kommen, ſo wird ihm ſein Waſſerkopf gar nicht ſchaden, die Damen werden nach ihm lorgnetieren und ausrufen: „Ah! le joli garçon!“ und ihn in ihre Zirkel laden; wird er aber als ein häßlicher Halley erſcheinen, ſo wird er die Augengläſer der Damen nicht ſehr in Bewegung ſetzen, ſie werden ihn einmal anſehen und ausrufen: „Fi donc, qu'il est abominabell“

Die Männer aber werden weniger Notiz von dem Kometen nehmen, ſo wie überhaupt die Frauen mehr nach dem Himmel und nach den Sternen ſehen, und deshalb auch eher den Abglanz des reinen Himmels im Herzen und der klaren Sterne im Auge tragen, als die Männer. Der Mann ſieht mehr nach dem Sterne auf dem Herzen, die Frau nach dem Sterne in dem Herzen. Nur der wahrhaft liebende Mann ſieht in dem Augenhimmel der Geliebten ihren Himmel, und ſeinen Himmel und den wahren Himmel, und in ihrem Augenſtern ſeinen Lebensſtern und ſeinen Polarſtern. Sowie überhaupt die Menſchen zu viel in die Erde hineinſchauen und zu wenig in den Himmel, denn, wenn man in die Erde hineinſchaut mit ihren ungeheuren Schätzen, dann freilich kann ſich niemand reich nennen, wenn man aber in den Himmel hineinſchaut mit ſeinen Schätzen, dann kann ſich niemand arm nennen. Jeder Menſch, der von dem Himmel nur die Erde verlanget, für den hat die Erde keinen Himmel; ſo wie der Menſch, der auf der Erde nur einen Engel ſucht, kaum einen Menſchen finden wird; wer aber auf der Erde nur Menſchen ſucht, gewiß

seinen Engel findet. Der Mensch ist nichts als Obst, welches siebzig Jahre am Lebensbaume hängt und dann vom Himmel gepflückt wird, wenn nicht Sturm und Ungewitter ihn vor der Reife vom Baume schütteln. Wie ungerecht geht aber der Mensch mit dem Himmel um! Nur zum fremden Unglauben ruft er den Himmel an, und ruft und beteuert „beim Himmel!“ Bei seinem eigenen Unglauben läßt er den Himmel himmelweit liegen! Das Unglück, das der Mensch durch seine Schuld sich zuzieht, das schreibt er dem Himmel zu; das Glück aber, das der Himmel ihm beschert, das schreibt er seinem eigenen Verdienste zu! — Mit jedem Menschen geht der Mensch höflicher um, als mit dem Himmel.

Wenn uns jemand einladet, ein Vornehmer oder Gönner, und und uns im Jahr einmal einen Löffel Suppe giebt, und ein Glas Champagner, dann ziehen wir uns gleich darauf in Gala an, und kommen mit gekrümmtem Rücken und machen eine Visite de reconnaissance. Der Himmel ladet uns aber alle Tage an seinen großen runden Tisch der Erde und zündet uns seine tausend und abermals tausend Sinumbra-Lampen an, und speist uns mit den Millionen Kouverts der Natur, und läßt uns die Tafelmusik der tausendstimmigen Schöpfung erschallen, und wir bitten freilich alle Morgen „um unser täglich Brot!“ Aber jeder meint was anderes, und wir meinen eigentlich: „Gieb uns täglich Fasanen, — gieb uns täglich Gefrornes, — gieb uns unsern täglichen Shawl, — gieb uns unsern täglichen Kurmacher“ u. s. w., und der gute, unendlich liebreiche Himmel giebt uns das alles, und dennoch, wie selten fällt es diesem oder jenem ein, in Gala zu gehen in den Tempel der Natur, und dem gütigen Himmel, unserm höchsten Gönner, eine Visite de reconnaissance zu machen! Der Himmel ist so gut, selbst wenn wir glauben, er drohe, ist er großmütig. Wir meinen, der Komet bringe Unglück, und er bringt nichts als guten Wein. Der Komet ist also ein Weinliebhaber; deshalb erscheint er auch stets mit einem Haarbeutel, und wenn man ihn ansieht, ist er sternvoll! Der Komet bringt uns also Wein, im Weine liegt Wahrheit. Die Wahrheit unterhält nicht, der Komet hätte also auf alle unsere Unterhaltungen einen traurigen Einfluß. Und auch umgekehrt müssen unsere Unterhaltungen auf ihn einen traurigen Einfluß ausüben, und ich glaube, alle Furcht zu beseitigen, wir schicken dem guten Halleyschen Kometen Eintrittskarten zu allen in diesem Winter stattfindenden Unterhaltungen, und ich bin überzeugt, er kommt gar nicht, oder er wird wenigstens in seiner Laufbahn so langsam kommen, daß er die ganze Erde versäumt, und dann ist für ihn und die Erde alle Gefahr vorüber.

Der Herr Professor Hecht in seiner „Kometenlehre“ erzählt von einem Kometen, der im Jahre 538 erschien, und der die

Wirkung hervorbrachte, daß alle Leute gähnten und dann starben, so daß ein Edikt verordnete, wenn jemand gähnt, muß der andere „Helf Gott!“ sagen. Der Herr Professor erzählt nicht, ob in jenem Jahre viel Konzerte und Vorlesungen stattfanden.

Mir ist es leid, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß dieser schläfrige Komet nicht vor diesem meinem Aufsatze erschien, denn es liegt ein großer Trost darin, wenn man das Gähnen des Publikums einem Kometen zuschreiben kann! Es wäre entsetzlich, wenn man jetzt noch in allen Unterhaltungen jedem Gähnenden „Zur Genesung!“ sagen müßte; wir wären dann genötigt, ein gegenseitig abonniertes Gähnen zu veranstalten. Der große Naturforscher Haller behauptet, solange man gähnt, höre man nicht. Das wäre eine große Erleichterung man braucht nur einmal ein Kunstgähnen anzuwenden, dann hört man nichts. Sollten Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, jetzt nichts mehr hören, so bitte ich, mich gefälligst davon in Kenntnis zu setzen.

Gähnen ist sympathetisch ansteckend, je sympathetischer zwei Menschen fühlen, desto eher gähnt der eine, wenn der andere gähnt; also nur die Sympathie ist Ursache, daß die Eheleute miteinander soviel gähnen. Ich gähne in Gesellschaften zuweilen bloß deshalb, um zu erfahren, wer mit mir sympathisiert. Die gesellschaftliche Langweile ist also nicht nur ein schlafbeförderndes Mittel, sondern auch eine Sympathieprobe.

Der größte Beweis der menschlichen Eigenliebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, besteht darin, daß so viele Menschen sich beklagen, daß sie des Nachts nicht schlafen können; solche Menschen schläfern oft eine Gesellschaft von sechzig Personen ein, sich selbst aber machen sie gar keine Langeweile, sich selbst können sie nicht einschläfern. *Nur in Gesellschaft ennuiert sich der Mensch*, nur in Gesellschaft macht der Mensch dem Menschen Langeweile, und man bemerkt sogleich, je länger die Zeit wird, je kürzer wird der Mund; je kürzer die Lichter werden, je länger werden die Gesichter. Man muß tanzen, musizieren u. s. w., damit die Menschen beileibe nicht bloß mit den Menschen zu thun haben sollen, und jede Partie Whist oder Boston ist nichts als das stille Geständnis, welches sich vier Personen machen, daß sie nicht wissen, was sie miteinander anfangen sollen. Zur völligen Ausbildung unserer Jünglinge gehört also auch das Kartenspiel, und der in seiner Ausbildung begriffene Halley'sche Komet ist also jetzt gewiß damit beschäftigt, Whist oder Boston zu lernen, ohne welche Kenntnis man auf unserer Erde gar nicht mehr erscheinen kann. Der Komet hat zwar vor unseren Jünglingen das voraus, daß er sein eigenes Licht leuchten lassen lassen kann, allein auf der anderen Seite ist er gerade so wie alle Erdenjünglinge; zum Beweis: seine Bahn geht zwischen Venus, Mars und Merkur, und greift, sozusagen, mit gleichen Waffen Liebe und Handel an.

Gerade wie bei unſeren Jünglingen, die nicht ſowohl den Handel mit Liebe betreiben, als daß ſie die Liebe wie einen Handel betreiben. Sie ſind Liebhaber, nicht weil ſie die Liebe haben ſondern weil ſie das Haben lieben. Sie betrachten das Herz der Mädchen als ein Durchhaus zu dem Kaſſezimmer des Vaters. Sie betrachten jeden reichen Vater, der Töchter hat, wie ein Staatspapier mit Kupons, und ſie heiraten eigentlich nur das Kupon um die Intereſſen des Staatspapiers. Die Liebe iſt ihnen ein Arkanum, kein Panacée des Herzens und der Seele, ſondern bloß ein Hausmittel, das heißt: ein Mittel, ein Haus zu machen. Ein ſolcher Jüngling legt die Hand aufs Herz und ſagt wie voll ſein Herz iſt, indeſſen er eigentlich meint, wie leer ſeine Taſche iſt: denn es iſt eine ärztliche Bemerkung, daß Leute, die Waſſer im Kopfe haben, falſche Empfindungen ausdrücken und ſagen, ſie haben Herzweh, wenn ſie Seitenſtechen haben.

Wie zu bedauern, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt in unſerem Zeitalter das weibliche Geſchlecht; es geht den Mädchen wie den Geſangſtimmen, ſie werden von der Mehrzahl nur nach ihrem Metall und nach ihrem Klang geſchätzt, aber nie nach der Höhe ihres Geiſtes, nie nach der Tiefe ihres Gemütes. Die Männer gehen bei den Frauen faſt immer nur nach dem Äußern; von den Frauen hingegen verlangen wir, daß ſie bei uns das Äußere gar nicht beachten ſollen, daß ihnen unſere Schale gar nichts ſein, ſondern daß ſie bloß unſern Kern ergründen und ſchätzen ſollen. Und warum? Sind die Frauen Nußknacker oder Kernbeißer?! Die Frauenzimmer ſind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt; aber ſie ſind mit ſympathetiſcher Tinte geſchrieben, und nur das Herz des Mannes, das in reiner, heiliger Liebe Clairvoyant iſt, vermag dieſe Briefe an das Herz zu legen, und ihren hohen Inhalt mit dem geiſtigen Auge abzuleſen. Dieſe Briefe unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Briefen darin, daß bei ihnen die feinen und dünnen, die Velinfrauen mehr Porto koſten, als die gewöhnlichen Konzeptpapierfrauen.

Wie ungerecht, wie hart aber, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, verfahren wir mit den Frauenzimmern, die nicht heiraten! Ein ſolches Frauenzimmer, das keinen Mann heiratet, heiratet am Ende doch gewöhnlich eine Tugend: die Ordnung die Nächſtenliebe, die Frömmigkeit u. dgl. Bei den Männern aber, die nie heiraten, die vermählen ſich am Ende ſtets mit einer Untugend, und in dieſer Hinſicht leben oft gerade die meiſten Hageſtolzen in einer wahren Vielweiberei.

Über nichts macht der Menſch oft größere Fehlſchlüſſe, als über das Herz eines weiblichen Weſens, das allein, verlaſſen, verkannt, verblüht unter ſeinem Herzensgitter ſchlägt. Es iſt immer eine Pflicht, zu heiraten, aber es iſt immer eine Pflicht, ſich, ſeinem

Gefühle, seinem innern Selbst nichts zu vergeben. Es ist nicht immer lächerlich, nicht zu heiraten, aber es ist immer weinerlich, seinen Stolz, sein Selbstbewußtsein, sein Gefühl dafür zu opfern, um zu heiraten.

Ach, meine teuren Leser und Leserinnen, wie oft gehen wir an einem einsam verfallenen Gebäude vorüber, und es stimmt uns wehmütig, und warum gehen wir mit Hohn und Härte oft an einem einsam zerfallenen weiblichen Herzen, an den Trümmern einer edlen weiblichen Seele vorüber? Wüßten wir, welche schmerzliche Täuschungen, welche bittere Kränkungen unseres Geschlechts dieses Herz verödet haben; welche edle Entsagung, welche heldenmütige Kämpfe in dieser hohen Wölbung wohnten; welche rohe Hand, welches rohe Gemüt aus unserm Geschlechte alle bunten Freudenzeiten um dieses Herz zusammenschlug, und alle seine Liebes- und Gefühlslichter auslöschten; dann würden wir mit Achtung und Rührung vor ein so stilles und unbewohntes Herz hintreten, und es fast und wehmütig an unsere Brust nehmen. Wir würden mit ihnen weinen, wenn wir die Thränen alle zählen könnten, die so ein Herz, welches vielleicht in jedem Herzen ein Echo, aber in keinem Herzen eine Antwort fand, in jeden Strickstrumpf mit einstrickte, wie sie bald eine Thräne, bald eine Masche fallen läßt; wie sie kein anderes nasses Auge kennt, als das Blütenauge ihres kleinen Zimmergärtchens; wie nicht Gatte, nicht Kind zu ihr hintreten, nichts, als in ihrer leeren Dämmerung eine einsame, große, himmlisch lächelnde und tröstende Gestalt der Tugend vor ihr hintritt und ihr winket, mit ihr aufzuschweben; dann, ja dann würden wir sie, die scherzend verzagen und schälernd verbluten, lieben und ehren und mit reiner Menschenliebe umfassen, denn gewiß, meine freundlichen Leser und Leserinnen, Thränen sind bitter, allein es ist Trost, sie zu weinen; das Härteste aber ist, sie aus falscher Scham verbergen. Das Unglück ist schwer, aber es ist das traurigste, wenn das Unglück keinen andern Vertrauten hat, als sein Kopfkissen; es ist kein Unglück, wenn man keine Schlösser bauen kann, aber es ist der höchste Schmerz, wenn man nicht einmal mehr Luftschlösser bauen kann; wenn man auf sein Kopfkissen, dieses Erdgeschoß aller Luftschlösser, nichts mehr aufzubauen hat, wenn das Herz und die Hoffnung schon so leer und verarmt sind, daß sie nicht einmal Bausteine zu Luftschlössern mehr liefern können.

Überhaupt sind die Männer im Luftschlösserbauen stärker als die Frauen, die Frauen bauen bloß Luftstuben, Luft-Modehandlungen, und wenn's hoch kommt, Luftheiraten; die Männer bauen Luftpaläste, Luftbörsen, Luftkriege, Luftwelten.

Die Luftschlösser und die Luftheiraten haben das Gute an sich, daß man bei den ersten keine Grundsteuer und bei den zweiten keine Aussteuer braucht, und zu solchen Luftheiraten ist der Komet,

dieſer Jüngling, wie geſchaffen. Unſtreitig hat der Halley'ſche Komet auch große Schuld daran, daß die Männer in dieſem Karneval weniger heiraten werden, denn der Komet wird einen großen und langen kalten Winter hervorbringen, ſo daß die Frauenzimmer viel Hüte brauchen werden, und die Männer ſtehen jetzt eigentlich bloß deshalb an, die Mädchen unter die Haube zu bringen, weil ſie ſie dann auch unter die Hüte bringen müſſen; in dieſem Punkt kann man nicht genug behutſam ſein, ſo eine junge Frau ſetzt alle Augenblicke ihren Kopf auf, und ſo oft ſie einen neuen Kopf aufſetzt, will ſie auch einen neuen Hut aufſetzen.

Es giebt überhaupt viel Gegenſätze im Leben, die ſich doch gegenſeitig bedingen und hervorbringen. Je heller der Kopf iſt, deſto finſterer wird der Blick; je voller das Herz wird, deſto leerer wird die Taſche; je höher man ſich ſelbſt ſtellt, deſto kleiner kommt man den andern vor; je breiter der Ausdruck wird, deſto ſchmaler wird der Eindruck; je ſpäter man ſich verliebt, deſto früher wird man zum Narren gehalten; je ärmer die Autoren werden, deſto reicher werden die Verleger; je kürzer die Kleider werden, deſto länger wird die Rechnung; je nervenſchwächer die Frau wird, deſto nervenſtärker wird der Pantoffel; je dünner die Kerzen werden, deſto dicker werden deren Erzeuger; je ſeiner der Filz wird, deſto gröber werden die Hutmacher; je mehr Equipagen die Schneider haben, deſto ſchlechter fährt man mit ihnen und je öfter die Mädchen ſich ſelbſt anziehen, deſto ſeltener ziehen ſie einen Freier an. Jede Marchand de modes iſt eine lebendige Entſchuldigung der Hageſtolzen, und beſonders im Winter ſind ſie, wie die Blumen, zweimal ſo teuer. Deshalb rate ich allen, die heiraten, bei den Mädchen nicht ſowohl auf die Sommerſproſſen als auf die Winterſproſſen zu ſehen; die Bälle, Redouten, Picknicks, Soirées u. ſ. w., das ſind kuriose Winterſproſſen. Mancher Mann führt ſeine Frau durch den ganzen Winter zu jeder Muſik und zu jedem Tanz, und hat dann noch zu Hauſe ſeine beſondere Muſik und ſeinen beſonderen Tanz. In dieſer Hinſicht muß der Jüngling Halley an der Sonne, mit welcher er ſich zu vereinigen ſtrebt, ganz andere Erfahrungen gemacht haben, als die Erdenjünglinge, die ſich mit ihrer Sonne ehelich verbinden. Der berühmte Dörfel hat nämlich bemerkt, daß ſich der Halley'ſche Komet bei ſeinem frühern Erſcheinen ſchnell der Sonne näherte, und ſich langſam und gleichſam ſchwer von ihr entfernte; bei den Männern iſt das umgekehrt; ſie nähern ſich ihrer Sonne langſam, und haben ſie ſich mit ihr verbunden, ſo entfernen ſie ſich ſchnell und leicht. allein auch bei dem Kometen bemerkte er, wie bei den Männern, daß er nach ſeiner Verbindung mit der Sonne den Kopf ganz verloren hatte. Auch in dieſer Hinſicht alſo kann der Halley'ſche Komet unſere Winter-Unterhaltungen nur vermindern, indem weniger Hochzeiten ſtattfinden. Viele Aſtronomen wollen behaupten, unſere

Winter-Unterhaltungen werden durch den Einfluß des Kometen an Hochzeiten vermehrt werden, indem viele Ehen geschlossen werden; da, wie man allgemein glaubt, die Erscheinung eines Kometen nur Krieg bedeuten soll. Der Braut- und Bräutigam-Stand ist nichts als das glänzende Manifest, daß dem Kriege vorausgeht und in welchem beide Parteien ihre friedlichen Gesinnungen proklamieren. Am Altare wechseln sie nicht nur die Ringe, sondern auch die Rollen, und die Feindseligkeiten beginnen. Jede Frau lebt auf immerwährendem Kriegsfuß, sie betrachtet ihren Mann als ein feindliches Heer, das sie stets umzingelt. Ich glaube auch, daß sich die Frauen zum Militärdienst sehr gut anschicken; ich aber würde sie alle zu Profoßen machen, dann wäre bei jedem Regimente nur einer, mehrere zusammen thäten nicht gut. Zu jedem Militärdienst würden sich auch die Frauenzimmer gut anschicken, nur zum Exerzieren nicht; die Worte „Halt!“ und „Marsch!“ wären ihnen viel zu kurz, und statt „Halt!“ würde so eine gesprächige Flügelfrau ausrufen: „Aber ich bitte Euch, was geht Ihr denn immer vorwärts? Es handelt sich jetzt um ganz was anderes; jetzt seid Ihr schon genug marschiert, macht jetzt einen kleinen Ruhepunkt, damit man doch ein bischen plaudern kann, darum macht doch ein bischen Halt.“ Sprechen, reden und plaudern können nur die Frauen, die Männer können nur philosophieren, disputieren und räsonnieren. In unsern Winter-Unterhaltungen spricht man allgemein davon, daß man nicht weiß, wovon man sprechen soll, und da man nicht weiß, von was man sprechen soll, spricht man von dem, was man nicht weiß, und da man sehr viel nicht weiß, so hat man sehr viel zu sprechen. Der Komet aber, der alles weiß, weil er überall war und ist, der geht still und stumm seine Bahn, der würde also in unsern Unterhaltungen eine traurige Rolle spielen.

Wenn man aber alles das, was man nicht weiß, erst zu Papier bringen muß, um es nicht zu vergessen, und allein spricht, das nennt man einen Aufsatz; der Halley'sche Komet hat durch seine Trockenheit die Erscheinung dieses Aufsatzes veranlaßt: vielleicht wird die Trockenheit dieses Aufsatzes die Nichterscheinung des Kometen veranlassen, auf jeden Fall aber wird die Erscheinung des Kometen höher stehen, als dieser mein Aufsatz.

Indessen, meine freudlichen Leser und Leserinnen, seien Sie getrost, fürchten Sie weder diese noch jene Erscheinung; alles geht zu Ende, sehen Sie nur auf den Himmel, der Himmel fügt das Ende.

Sylvesterabend-Variationen über Glaube, Glück, Held und Heiß.

Der Sylvesterabend, meine hochverehrten Leser und Leserinnen, ist ein lachender Erbe. Er steht mit traurig sein sollendem Antlitz an dem Sarge des alten Jahres und schaut mit freudig lüsternem Blick auf die verschlossene Kiste des neuen Jahres hin, welche ihm von dem verstorbenen zurückgelassen wurde. Mit der einen Hand schließt der Mensch dem alten Jahre die Augen zu, und mit der andern möchte er das neue schon gerne aufschließen, um zu sehen, was in ihm ist. Die vier Begleiter des Jahres: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, tragen den Sarg des alten Jahres zu Grabe und gehen sogleich wieder als Paten dem neuen entgegen.

Kein Augenblick, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist zu so ernsten und zugleich zu fröhlichen Betrachtungen geeignet, als der Sylvesterabend; er ist die letzte Seite der Jahreszeitung, auf welcher die Neugeborenen gleich nach den Verstorbenen folgen.

Es hat einmal jemand die Wiener Zeitung gelesen und fand es sonderbar, daß bei den Verstorbenen immer dabei stände, wie alt der Verstorbene war, und an welcher Krankheit er starb, bei den Neugeborenen stände aber nie, wie alt sie waren und an welcher Krankheit sie geboren wurden. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Dummheit. Wie alt das verstorbene Jahr war, und an welcher Krankheit es starb, das wissen wir leider alle, aber an welcher Krankheit das neue Jahr geboren wird, das wissen wir leider noch nicht, und dennoch wünschen wir uns zum neuen Jahre Glück, so wie sich der Mensch auch zum Geburtstage Glück wünscht.

Überhaupt giebt es keine größere Ironie als das Wünschen. Das ganze Jahr hindurch wünschen sich die Menschen viel Vergnügen und guten Appetit. Es ist nicht genug, daß sich die Menschen alle Freude verkümmern und jede Lust versalzen, sie wünschen sich noch viel Vergnügen dazu; der Mensch sucht das ganze Jahr dem andern Menschen die Jahre sauer zu machen, und kommt dann und gratuliert ihm zum neuen sauern Jahre! Es ist nicht genug, daß der Mensch dem Menschen den Bissen Brot vom Munde wegschnappt, er wünscht ihm noch obendrein guten Appetit. Er wünscht ihm nicht allein nichts zu essen, sondern auch noch einen guten Appetit.

Man sollte sich im neuen Jahre eigentlich nichts wünschen als

guten Appetit. Denn es gehört ein guter Appetit und ein sehr guter Magen dazu, so ein Jahr abzuschneiden und zu verzehren!

Jeder Mensch, meine freundlichen Leser und Leserinnen, hat vier Verdauungswerkzeuge, das Leben und das Schicksal zu verdauen: „Glaube, Glück, Geld und Geist".

Mit diesen vier Anklängen der G-Seite kann der Mensch durchs ganze Leben gehen und sich vor Sturm und Ungewitter bewahren. Glaube und Geist sind die Sonnenschirme, die ihn vor den Stürmen von oben, vom Himmel, schützen; Glück und Geld sind die Staubmäntel, die ihn vor den Stürmen der Erde und des Irdischen beschützen.

Welch ein Unterschied ist aber zwischen Glaube und Geist: der Geist ist eine Blume ohne Stengel, man kann ihn nirgends feststecken, allein der Glaube ist eine Blume mit ewig grünem Stengel, und man kann ihn fest an das Herz heften. Der Geist muß immer noch was anderes haben, aber der Glaube ist selbst genug. Der Geist liebt die Hoffnung und hofft auf Liebe; aber der Glaube ist selbst die Hoffnung, und ist selbst die höchste und reinste Liebe.

Der Geist wohnt im Kopfe, das ist ein großes Freihaus, durch Ohr und Aug' und Nase führen die offenen Heerstraßen zu ihm, und wo Lärm ist, da ist kein Glück; aber der Glaube, das ist unser Tuskulum im Herzen, und es führt nur ein Weg zu ihm, vom Herzen, und ein Weg aus ihm, zum Himmel.

Die Religion, das ist der Witwensitz der Seele, wenn ihr alle irdischen Güter abgefallen sind, so genießt sie auf diesem Witwensitze des wahren Glückes und der Ruhe. Alle Gefühle und Eigenschaften der Menschen haben ihr Aber, ihr Wenn und ihr Aber, nur die zwei höchsten Gaben des Gemütes und des Geistes: der *Glaube und der Witz, sie dulden kein Aber, sonst werden sie Aber*glaube und Aberwitz.

Nur äußerst selten, meine freundlichen Leser und Leserinnen, findet man dieses vierblätterige Kleeblatt: „Glaube, Geist, Geld und Glück", an einem Menschenstengel; bloß in verschiedenen Verschlingungen und Verwechslungen ist es bei den Menschen; mancher, der Geld hat, glaubt zu seinem Glück, er habe auch Geist. Geld, Geist und Glück, das sind kurioſe Drillinge! Es gehört viel Geld dazu, mit seinem Geiste Glück zu machen, es gehört viel Glück dazu, seinen Geist zu Geld zu machen, und es gehört noch obendrein viel Geist dazu, mit seinem Gelde Glück zu machen.

Geist giebt Bewußtsein, Geld giebt Bewußthaben; und es ist ein schönes Bewußtsein, das Bewußthaben! Der Mann von Geist hat das, was er ist, der Mann von Geld ist das, was er hat.

Geld giebt bare Münze für den Schein, Geist giebt den Schein

für bare Münze. So lange der Mensch lebt, gesteht ihm der Mensch nicht gerne Geist zu, ist er aber einmal tot, so heißt es auch vom dümmsten Menschen: er hat den Geist aufgegeben. Es ist wahrlich eine große Aufgabe, wie man das aufgiebt, was man nicht hat. Man sollte eigentlich von einem reichen Manne, der stirbt, auch sagen: „Er hat das Geld aufgegeben!"

Ohne Geld, ohne Frauen und ohne Zähne kommt man auf die Welt: ohne Geld, ohne Frauen und ohne Zähne geht man wieder aus der Welt. Was haben wir also auf der Welt gemacht? Wir haben Zähne bekommen, Geld erworben und Frauen gewonnen. Ist das die ganze Bestimmung des Menschen? Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man kurioſe Zahnfieber; hat man endlich Zahn und Frau mit Schmerzen bekommen, so thun sie uns beide durch das ganze Jahr weh; und es ist nicht gerade das Übelste, daß man sich Zahn und Frau wieder herausreißen lassen muß; es ist das Übelste, wenn der Zahn und die Frau locker werden und alle Augenblicke herausfallen wollen!

Die Zähne und die Frauen kommen von selbst, aber das Geld kommt entweder durch die Frauen, oder die Frauen kommen durch das Geld. Kommt das Geld durch die Frau, so bringt die Frau das Geld durch, kommt die Frau durch das Geld, so bringt das Geld die Frau durch. Wenn jemand eine reiche Frau heiratet, so hat er vier Grundgüter: „Glaube, Glück, Geld und Geist" beisammen. Sie nämlich hat das Geld und den Geist, den Geist des Widerspruchs, und er glaubt, es ist sein Glück, und das ist sein Glück, daß er das glaubt.

Das Geld ist die Enthebungskarte des Geistes, welche man in die Tasche nagelt, damit der andere sogleich wisse, diesem Manne brauche man weiter keinen Geist zu wünschen. Geist ist das Geld der Kasten, der Gehirnkasten nämlich; Geld ist der Geist der Kisten, der Geist in den Kisten, und der Kastengeist hat bei weitem nicht so viel Unerträglichkeit als der Kistengeist.

Geld, Geist und Glück, meine freundlichen Leser und Leserinnen, das sind respektable Dinge. Geld ist der wahre Geist des Glückes, der Geist des Geldes ist Glück, und Geldgeist das wahre Glück! Ich spreche viel lieber mit einem Millionär, als mit einem großen, ausgezeichneten Manne; denn, wenn ich mit einem großen Manne lange spreche, so schäme ich mich meines Geistes, aber wenn ich mit einem Millionär gesprochen habe, so denke ich immer: „mögen sich meine Taschen schämen, was kann ich dafür." Überhaupt ist es ein Unglück mit den Leuten, die bloß Geld haben, man ist keinen Augenblick sicher, wie man mit ihnen sprechen und welche Ehre man ihnen erzeigen soll. Ich spreche zum Beispiel mit einem Millionär und mache ihm ein Millionär-Kompliment; das sind nämlich die Komplimente, wo man sich so tief bückt, bis

man ihm recht tief in die Tasche sehen kann. Während dem ich mich so tief bücke, kann diesem Millionär, ohne daß er es weiß, die Million zu Hause gestohlen werden, und ich habe bloß einem Phantom von einem Millionär ein Kompliment gemacht.

Man sagt, Geld regiert die Welt. Es ist nicht wahr. Gerade die Leute, die sehr viel Geld haben, haben sehr wenig Welt. Die ganze Welt reimt sich auf Geld, das ist wahr, darum ist bei dem jetzigen Geldmangel die Welt so ungereimt.

Überhaupt muß man sich in dem Sinne dieser Sprichwörter nicht täuschen. Zum Beispiel: „Glück bessert Thorheit", das soll heißen, durch Glück wird es noch eine bessere Thorheit. Wie kann Glück Thorheit bessern, das Glück ist keine Thorheit, aber die Thorheit ist ein Glück. Das Narrenhaus ist ein Haus des Glücks, denn das ist schon ein Glück, daß man ihnen ein Haus baut, den klugen Leuten baut kein Mensch ein Haus. Jedes Narrenhaus ist überhaupt nichts, als ein steinernes, gebautes Kompliment, das sich die Leute machen, um sich gegenseitig einzureden, wer nicht darinnen ist, ist ein gescheidter Mensch.

Das Glück, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kann uns Geld bringen, aber keinen Geist, das eben ist das Glück! Das Glück kann uns auch den Glauben nicht bringen; denn das Glück glaubt nur an sich selbst. Nur das Unglück erzeugt den Glauben, nur das Unglück erzeugt den Geist, das Glück aber tötet den Geist. Gewiß sind mehr Talente schon von Goldbergen erdrückt worden, als von Armut, und mehr Geist ist schon in Champagnerwein ertrunken als in Thränen. Auch der Glaube gedeiht, wie die Schlehdornblüte, nur unter Gewitterschlägen. Nur wenn Gott unsern Erdenkäfig verdunkelt und finster verhängt, lernen wir seine Himmelsmelodien. Nur im Schmerze, nur im Untergange zeigt sich der himmlische Glaube am größten, wie der Mond im Untergehen. Der Glaube lernt vom Leben, daß das Sterben nichts ist, und vom Sterben, daß das Leben nichts ist; das Glück aber vergällt uns das Leben durch das Denken an den Tod und den Tod durch das Denken an das Leben. Zwischen Glauben und Glück steht der Geist, und sucht die Feindlichen zu versöhnen. In jedem Herzen liegt ein Schatz von Glauben und Liebe vergraben, nur fehlen den andern Menschen die Geisterworte dazu, diesen Schatz zu heben. Der Geist aber hat dreimal drei Wünschelruten, den Schatz des Glaubens und des Glücks in unserer Brust zu heben. Drei in der Natur: die Vergangenheit für die Phantasie, die Gegenwart für das Gefühl, und die Zukunft für die Seele; drei in sich: die Religion für das Leben, die Hoffnung für den Tod und die Liebe jenen Halbtraum des Daseins, in dem wie die Empfindung, die wir für alle Menschen haben sollen, in einem einzigen Menschenband zusammengebunden haben; und noch drei in der Kunst: drei Erinnerungen für den inneren Menschen

nämlich, durch die Kunst: die Malerei, welche den Gegenstand und die Begeisterung zugleich bringt. Die Kunst ist die erstgeborene Tochter des Geistes, und sie hat für den Glauben ebenso viel gethan, als der Glaube für sie. Sie ist nicht nur ein Kind des Glaubens, sondern auch des Glückes, jede Kunst ist selbst schon ein Glück, und das Glück ist auch eine Kunst! Wir haben jetzt so viele Bücher über die Glückskunst, oder über das Kunstglück. Zum Beispiel „Über die Kunst, mit Menschen umzugehen"; welches gar keine Kunst ist, mit Menschen kann man leicht umgehen, man schreibe ein Buch über die Kunst, mit Unmenschen umzugehen. Oder: „Über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", welches auch keine solche Kunst ist als die Kunst, das verlängerte Leben menschlich zu machen. Oder: „Die Kunst, in allen Fällen des menschlichen Lebens seine Ruhe zu behaupten", welches wieder keine Kunst ist; die Kunst ist aber, in allen Unfällen des menschlichen Lebens seine Ruhe zu behaupten.

Da ist mir dieser Tage ein Büchlein aus Berlin in die Hände gefallen: „Über die Kunst, mit Weibern glücklich zu sein". Man muß gestehen, wenn das eine Kunst ist, so ist es wenigstens keine freie Kunst. Es ist auch gar keine Kunst, mit Weibern glücklich zu sein, mit allen Weibern nämlich, die eigentliche Kunst besteht darin, mit einem Weibe, mit seinem Weibe, glücklich zu sein. Einige Regeln dieser Kunst sind äußerst drollig: zum Beispiel, so sagt der Verfasser: „Die glücklichen Augenblicke der Liebe sind die, wo man sich noch nicht entdeckt hat!" Das glaube ich selbst, das sind die glücklichsten Augenblicke, wo man sich gegenseitig noch gar nicht entdeckt hat, und eines vom andern gar nicht weiß, ob es auf der Welt ist. Nun fährt der Verfasser ganz prosaisch fort: „Die Schönheit vergeht, die Thaler bleiben." Das ist eine gute Bemerkung, es ist aber noch schlimmer, wenn die Schönheit bleibt und die Thaler vergehen. Ein Thaler ohne Schönheit ist noch immer ein halber Thaler Schönheit, die Schönheit ohne Thaler aber ist nicht einmal ein halber schöner Thaler! Ferner sagt der Verfasser: „An jeder unglücklichen Ehe sind neunmal die Männer schuld." Das glaube ich selbst, daß der Mann neunmal schuld ist; einmal, daß er sich verliebt; zum zweitenmal, daß er sich genähert; zum drittenmal, daß er sich erklärt; zum viertenmal, daß er um Gegenliebe bat; zum fünftenmal, daß er ihr geglaubt; zum sechstenmal, daß er um sie angehalten; zum siebentenmal, daß er sich mit ihr verlobt; zum achtenmal, daß er es nicht gleich bereut; zum neuntenmal, daß er sich mit ihr vermählt; er ist also neunmal an der unglücklichen Ehe schuld.

Noch eine Regel giebt uns der geehrte Herr Verfasser:

„Man bestimmt seiner Gattin eine Summe zu stillen Handlungen!"

Das ist recht; die stillen Handlungen der Frauen sind die, daß

ſie ganz ſtill in eine Handlung ſchleichen, um Putz zu kaufen, die dann ſogleich aufhört, eine ſtille Handlung zu ſein. Zum Schluſſe der ganzen Kunſt heißt es:

„Selbſt ein häusliches Gewitter iſt angenehm, denn das Gewitter erquickt die Natur!“

Wie wahr und ſchön! So ein häusliches Gewitter, wo die Frau donnert, und der Mann blitzdumm ausſchaut, das erquickt die Natur, aber es gehört eine geſunde Natur dazu!

Ich glaube, das Glück der Ehe beruht auf einer ganz geheimen Sympathie

Der Himmel hat nicht ſogleich einen Menſchen erſchaffen, ſondern nur einen Mann; und der Himmel beſah den Mann, und es war ein Bengel, und der Himmel wollte aus dem Bengel einen Menſchen machen, und wollte ihm einen Gefährten geben. Hätte der Himmel ihm einen Engel zugegeben, der Mann hätte aus dem Engel eher einen Menſchen, als der Engel aus dem Menſchen einen Engel gemacht. Da knetete der Himmel einen Teig aus Lilienblättern und Tautropfen, und bildete daraus ein Weſen, und auf die Wangen legte er ihm zwei Roſenknoſpen, und in die Augen pflanzte er ihm zwei Sterne, und in den Mund reihte er ihm Perlen aus dem Grunde des Meeres, und in das Herz legte er ihm eine Aeolsharfe, und dann hauchte er ihm einen Seufzer der Liebe und einen Seufzer des Mitleids ein, und nannte dieſes Weſen: Weib, und dieſes Weſen gab er dem erſten Mann zur Gefährtin, und dieſes Weſen machte den erſten Mann zum erſten Menſchen. Um aber das Weib dem Menſchen geſelliger zu machen, bildete der Himmel ſie aus ſeiner Rippe, daß ſie immer an ſeiner Seite bleibe, und ihn bezähme und bändige, bald durch den Seufzer der Liebe, bald durch den Seufzer der Menſchlichkeit. Der ganze Zauber der Sympathie beſteht alſo darin, daß jeder Mann herumgeht und ſeine Rippe ſucht, um ſich mit ihr zu vermählen; glückt es nicht, und man heiratet eine blutfremde Rippe, dann freilich iſt die Ehe nichts, als ein ewiger Rippenſtoß.

Als das erſte Menſchenpaar aus dem Paradieſe gejagt wurde, da beurkundete ſich ſchon der Unterſchied der beiden Geſchlechter. Wenn einmal die Welt unterginge, ſo wird die Frau noch in aller Schnelligkeit einmal in den Spiegel ſehen, und noch geſchwind ihren Shawl verſtecken. So war es auch im Paradieſe; Adam nahm gar nichts mit, allein Eva hat ſich in aller Eile noch gebückt und pflückte ſchnell ein Blümchen Wunderhold und das Himmelſchlüßlein, und nahm es mit aus dem Paradieſe, und das Blümchen Wunderhold verſteckte ſie im Herzen, und das Himmelſchlüßlein in den Augen, und nun haben wir im ganzen Leben nichts Paradieſiſches, als einen Blick in Frauenherzen, und einen Blick in Frauenaugen. Aus tauſend Zügen ſpricht die edlere Natur des Weibes uns im ganzen Leben an. Die Frau wünſcht

nichts, als daß der Mann ihr Herz errate, der Mann wünscht nichts, als daß die Frau seinen Magen errate. Die Frauen lieben still, in ihrem Herzen hat die Liebe Sitz und keine Stimme; die Männer reden von ihrer Liebe, in ihren Herzen hat die Liebe Stimme, aber keinen Sitz. Die Mädchen verleitet bloß das Bedürfnis, zu lieben, zu Thorheiten, die Liebe selbst heilt sie; den Mann verleitet das Bedürfnis zu Thorheiten, zum Suchen der Liebe, und hat er sie gefunden, so verläßt ihn Liebe und Thorheit zugleich. Jedes Frauenzimmer ist um einen halben Grad feiner als ihr Stand, und jeder Mann um einen halben Grad roher. Der Mann kennt höchstens das Mitleid, er thut Gutes seinem Mitleid zu Liebe. Die Frauen haben neben dem Mitleid auch Mitfreud, sie freuen sich mit der Freude des andern, dem sie wohlthun.

Selbst das Duzen, wie ganz anders ist es bei den Frauen, als bei den Männern! Bei den Männern ist das gegenseitige Du nichts als die Erlaubnis, gegenseitig so grob sein zu können, als man nur will; bei den Frauen hingegen gehen beim Du alle Herzensmaschen auf, und sie winden fortan nur einen Herzensfaden ab. Die Frauenzimmer fangen sich gewöhnlich nur bei rührenden, herzlichen Gelegenheiten zu duzen an, bei Brautfesten, am Krankenbett, bei Leichenbegängnissen u. s. w. Die Männer fangen sich fast nie eher zu duzen an, als beim Wein. Sie machen es umgekehrt, so lange sie den Gegenstand einfach sehen, reden sie wie in der vielfachen Zahl mit ihm; wenn sie ihn einmal durch den Wein doppelt sehen, reden sie ihn in der einfachen Zahl an. — Man sagt, im Wein liegt Wahrheit; ich kenne viele Leute, die das ganze Jahr betrunken sind, und nie ein wahres Wort sprechen. Ist es aber denklich, daß in allen Sorten von Weinen dieselbe Wahrheit liege? Kann im Grinzinger dieselbe Wahrheit liegen, wie im Champagner? Die Menschen, die viel Champagner trinken, die schlagen erst auf das Glas, daß es schäume; sie trinken oben den Schaum fort, und die geschlagene Wahrheit bleibt niedergeschlagen am Boden liegen. Die echte, alte Wahrheit liegt eigentlich nur im Heurigen; in dieser Hinsicht wird im Lerchenfeld vielleicht auch mehr Wahrheit verzehrt, als in der ganzen Stadt. Im Weine liegt auch ein Geist, der Weingeist, das ist der einzige Geist, den man für's Geld bekommt. Es ist überhaupt mit dem Weine, wie mit dem Geiste; französische Weine und französischer Geist verliert, wenn er alt wird, die müssen immer neu sein; deutscher Wein und deutscher Geist werden desto stärker und vollkommener, je älter sie werden. Der Wein ist die Probe des Geistes; beim Spiel, im Zorn und beim Wein erkennt man den Geist des Menschen. Nur wenn der Mensch lustig ist, ist er zu erkennen, der Bär und der Fuchs im Menschen kriechen nur beim heitern und lustigen Wetter aus ihrer tiefen Höhle hervor. Daß,

worüber der Mensch weint, das kann uns oft täuschen, aber wenn wir den Menschen beobachten, worüber er lacht, das kann nie täuschen! Da unterscheiden sich die Männer wieder von den Frauen. Die Männer erkennt man, wenn sie über ein Lustspiel urteilen, die Frauen, wenn sie über ein Trauerspiel urteilen. Die Männer fallen gleich über die Handlung des Stückes her, die Frauen halten sich an die Sprache: der Mann beurteilt die Charaktere, die Frau die Situationen. Daß die Frauen aber die strengsten Richterinnen über ihr eigenes Geschlecht sind, das kann man nach jeder Darstellung eines neuen Stückes hören. Die Helden des Stückes sind ihnen alle recht, sie fallen nur über die Heldinnen her, da kann es ihnen selten ein Dichter recht machen. Die Frauen ertragen ein plötzliches Unglück leichter, als ein plötzliches Glück; die Männer ertragen ein plötzliches Glück leichter, als ein plötzliches Unglück; darum sind die Frauen in der Ehe viel gefaßter, als die Männer.

Die Frauen wissen, daß die Querlinie, die Diagonale, die kürzeste ist, darum kommen sie den Wünschen des Mannes immer in die Quere. Die Frauen betrachten die Ehe als ein Lustspiel, das mit der Hochzeit anfängt; die Männer betrachten die Ehe als ein Trauerspiel, das mit dem Tode aufhört. Die Frauenzimmer betrachten ihr eigenes Unglück und ihr eigenes Schicksal wie einen gedruckten Roman, sie verzweifeln nicht, denn sie denken auf jeder Seite: „wer weiß, wie das ausgeht.“ Der Mann betrachtet sein bischen Schicksal wie die Weltgeschichte, wie die furchtbarste Wahrheit, und das macht ihn verzweifeln. Selbst den Tod empfangen die Frauenzimmer wie einen unangenehmen Besuch, doch mit mehr Fassung, und sie putzen ihre Seele und ihr Herz zu seinem Empfange heraus, und das kommt daher, weil die Frauen mehr glauben als die Männer; weil der Geist der Männer ihren Glauben zerfrißt, der Glaube der Frauen hingegen sich, wie eine Frucht, gerade durch den Geist lange frisch erhält. Die Frauen besitzen den Geist des Glaubens, die Männer aber nur den Glauben des Geistes.

Der Tod, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist die Sylvesternacht zwischen diesem und jenem Leben, vor ihm klingt die Abendglocke einer großen Zukunft. Der Tod ist nichts, als die größte Privat Audienz, die wir bei dem Könige der Himmel und der Erde haben; die Bahre ist die Antichambre, bis dahin, bis zur Bahre, bis zu der Thür des unendlichen Audienz-Zimmers, begleiten uns die vier Lebens-Advokaten: Glaube, Geist, Glück und Geld, aber da lassen uns die drei im Stiche, und nur der Glaube öffnet uns ganz allein die Thür zu dem allmächtigen Herrscher, und nur durch ihn, durch den Glauben, gehen wir durch die lange Sylvesternacht des Todes dem unsterblichen Jubeljahre der Ewigkeit entgegen.

Betrachtungen über den Mangel an Menschheit bei dem Überfluß an Menschen.

Sie werden nicht in Abrede stellen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß es überflüssige Menschen auf der Welt gibt zum Beispiel: Humoristische Vorleser.

Allein, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es gibt verschiedene Überflüsse; es gibt notwendigen Überfluß, und es gibt überflüssigen Überfluß. — Tausend und tausend Konzerte sind ein überflüssiger Überfluß, allein ein Konzert für Verunglückte ist ein notwendiger Überfluß; dieser notwendige Überfluß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat mir Ihren Überfluß an Güte und Milde bewiesen, und das ist ein Überfluß, bei dem Herzen und Augen überfließen. Dieser Ihr Überfluß hat bei mir sogleich einen Mangel hervorgebracht, nämlich an hinreichenden Sperrsitzen, und Sie sehen in mir also einen Vorleser, der bei seinen eigenen Vorlesungen heute weder Sitz noch Stimme hat! —

Oft sind gerade die überflüssigsten Menschen sehr notwendig, das heißt: die Leute, die oft am meisten Überfluß haben, die wenden sich in der Not von uns, wenn wir uns in der Not an sie wenden, das ist die Notwendigkeit des Überflusses. —

Unsere Liebe war früher Überfluß des Herzens, jetzt versteht man unter Liebe Überfluß an Herzen. — Die Eifersucht ist auch ein Überfluß. O ja! Allein, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, die Eifersucht ist ein sehr notwendiger Überfluß!

Das Herz hat keine Fenster, aber eben deshalb, weil es keine Glasscheiben hat, und man nicht hineinsehen kann, muß man Jalousien daran anbringen! — Wo in einem Herzen ein Romeo Platz genommen hat, da stelle man sogleich noch einen Stuhl für den Othello hin.

Die Liebe ist ein Traum, aber die Eifersucht ist die Traumdeuterin dieser Liebe. Kein Mensch akzeptiere eine Liebe, wenn sie auf der andern Seite nicht von der Eifersucht girlert wurde. Man spricht viel von dem Schmerz erster Liebe, aber sie ist nichts

gegen den Schmerz erster Eifersucht. Die Eifersucht ist der blutrote Scharlach, in den das Dogenschwert der Liebe gehüllt ist, wirft man sie weg, so verrostet die Liebe.

Betrachten wir die Liebe bei Verliebten, das heißt: die Liebe im rohen Naturzustande, und dieselbe Liebe bei Verheirateten, das heißt: im Industriezustande, wie verschieden sind da Mangel und Überfluß, Liebe und Eifersucht!

Als Verliebte waren sich beide Alles, also zwei Alles — als Verheiratete sind aus zwei Alles zwei Hälften, zwei Ehehälften geworden. Die Ehe ist ein arithmetisches Rätsel; zwei Halbe, die zusammen kein Ganzes machen; zwei Halbe, die zusammen kein Maß halten. —

Unter den überflüssigen Menschen stehen die Hagestolzen obenan.

Das Leben ist ein Theater. Die Hagestolzen sind Schauspieler, die in ihrer Jugend als Liebhaber bloß Gastrollen gespielt haben; darüber haben sie sich unvermerkt über die Zeit der Familienväter hinausgespielt, und nun als zärtliche Alte finden sie kein festes Engagement mehr, sie machen also in ihrem Alter bloß Hausfreunde und chargierte Charaktere!

Die menschlichen Herzen sind ein Frag- und Antwortspiel. Die Männerherzen sind die Fragen, die Frauenherzen die Antworten. Das Schicksal mischt die Karten und zieht die Antworten und die Fragen: die Männer, die nicht heiraten, die sind also die ungezogenen Fragen.

Wie ungerecht, wie bitter und herzlos sind also die Menschen nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß sie nur die alten Mädchen lächerlich finden und nicht tausendmal mehr die alten Hagestolzen!

Im Herzen eines jeden alten, unverheirateten Mädchens liegt ein tiefes Trauerspiel voll durchweinter Szenen, voll von stillen, herzzerreißenden Monologen, voll der erhabensten, edelsten, ungekannten und unverstandenen Resignation! In einem jeden solchen Herzen liegt eine Schicksals-Tragödie voll unendlicher Wehmut und Entsagung, voll von stillen Schmerzen und lautlosen Klagen, voll getäuschter, hintergangener, verlachter, oder, was ärger ist, voll nie verstandener Sehnsucht. Allein in dem Herzen eines alten Junggesellen liegt nichts als die alte Theatergarderobe seiner gespielten Hauskomödien. Was bei dem weiblichen Geschlechte Schicksal ist, ist bei dem männlichen Schuld. Freilich ist es auch da nicht immer Schicksal, und viele Frauenzimmer, die zu sehr wählen, bedenken bloß in ihrer Jugend nicht, daß die Mädchen wie die Bäume sind: je mehr sie in ihrem Frühlinge ausschlagen, desto mehr sehen sie im Herbste von sich abfallen.

Von den überflüssigen Hagestolzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gehen wir auf andere überflüssige Menschen über. Es ist in der neuesten Zeit viel über die Übervölkerung der Welt

geſprochen worden und man fürchtet, daß es bald ſo viele Menſchen geben wird, daß ſie nicht alle Platz haben werden. Ein jeder Menſch ſucht einen Platz. Es iſt ſonderbar, wenn man ſpazieren geht, ſo ſieht man, daß unſere öffentlichen Plätze von den Menſchen gar nicht beſucht werden: ſucht man aber einen öffentlichen Platz, ſo iſt er gewiß ſchon doppelt beſetzt!

Sonſt jagt alles im Leben nach Plätzen; ſie werden einem ſtets angeboten, aber man bekommt ſie nicht. Wenn ein Supplikant in Demut kommt, um einen Platz zu bitten, ſo iſt das erſte, was er hört: „Nehmen Sie Platz!“ — „Ach,“ ſagt der arme Supplikant, „das iſt's ja eben, warum ich komme, ich nehme Platz, geben Sie mir nur Platz!“ Allein da wird ausgewichen, und es heißt: „Stellen Sie ſich an meinen Platz!“ Das würde der Supplikant recht gerne thun, allein es rührt ſich niemand von ſeinem Platz. Es geht mit unſern Plätzen, wie mit den vornehmen Gaſthaus-Tiſchen, alle Plätze ſind belegt, kein Platz iſt recht beſetzt!

Unſere Rezenſenten ſind nicht ſo dumm, wie ſie ausſchauen, das heißt: wie ſie ſchreiben. Wenn unſere Rezenſenten recht begeiſtert ſind, wenn ſie die Sprache in ihrer lieblichſten Blüte, in ihrer ſchwelgeriſchſten Schönheit erfaſſen, ſo ſagen ſie: „Herr Melampus füllte ſeinen Platz aus.“

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Es iſt eine große Kunſt, ſeinen Platz auszufüllen, und es gibt blutwenig Melampuſſe auf der Welt. Es iſt eine noch unentſchiedene Frage: „Iſt der Menſch erſchaffen worden, um einen Platz auszufüllen, oder iſt der Platz erſchaffen worden, um einen Menſchen auszufüllen?“

Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem Platz und einer Stelle? Um jeden Platz und um jede Stelle ſchlagen ſich wenigſtens Zwei, der Schwächere bleibt auf dem Platz, und der Stärkere bleibt auf der Stelle! —

In jeder Sekunde, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird ein Menſch geboren, in jeder Sekunde ſtirbt ein Menſch, oder wird geſtorben; das Gleichgewicht würde alſo nicht geſtört werden, wenn nicht andere Umſtände eintreten würden. Wer bürgt uns dafür, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß nicht in der Sekunde, wo ein ſchönes Mädchen ſtirbt, ein häßliches geboren wird; oder, daß nicht in der Sekunde, wo ein geiſtreicher Menſch ſtirbt, ein dummer Kerl geboren wird? —

Noch ein Mißverhältnis findet ſtatt; es werden nämlich mehr Mädchen als Knaben geboren. „Im Rheinland allein,“ ſagt die Zeitung, „wurden in dieſem Jahre 5476 Mädchen mehr geboren, als Knaben.“ Das iſt zwar ſehr gütig und ſehr liebenswürdig von der Mutter Natur, allein wenn dieſe Mutter ihre 5476 Töchter wird heranwachſen ſehen, wird ihre Natur der Natur-Mutter viel zu ſchaffen machen

Was aber noch ein großes Bedenken erregt, ist folgendes: Man liest wohl in den Zeitungen manchmal: „Hier und da grassiert eine große Sterblichkeit!“ Das ist ein Unglück. Allein keiner Zeitung fällt es ein, dann und wann das größte Unglück zu berichten, und zu sagen: „Dort und dort herrscht eine große Unsterblichkeit!“

Daß so viele Leute jetzt unsterblich sind, das kann dazu führen, daß am Ende zu viel Menschen leben werden. Wenn man unsere Zeitschriften liest, so erfahrt man von so vielen unsterblichen Künstlern und Dichtern, daß man, wenn man im Gedränge jemanden auf den Fuß tritt, ganz getrost sagen kann: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Unsterblicher!“

Alle Augenblicke hören wir von einem Menschen, der sich unsterblich gemacht hat; wo sollen also alle diese Menschen am Ende hin? Am Ende haben wir Sterbliche vor lauter Unsterblichen keinen Platz! — Allein es ist doch ein Trost bei der Sache, nämlich, daß von 100 Unsterblichen gewöhnlich 99 Hungers sterben, und der Hundertste lebt nur davon, daß die andern Hungers gestorben sind.

Die Unsterblichen haben nur ein Hilfszeitwort: „Sein“, aber nicht das „Haben“. Ihr Sein hört nicht auf, und ihr Haben fängt nicht an. „Sein oder nicht sein?“ das ist die Frage; „haben oder nicht haben!“ das ist die Antwort. Das Leben ist in der Zeit, und die Menschen sind fast wie die Zeitwörter. Sie werden eingeteilt in thätige und in leidende. Leider ist es im Leben der Fall, daß gerade die Thätigen zugleich die Leidenden sind, und oft muß der Eine leiden für das, was der Andere that. Wie es unter den Zeitwörtern Wörter gibt, die weder ein Thun noch ein Leiden anzeigen, Mittelzeitwörter, zum Beispiel: leben, so gibt es auch unter den Menschen viele, die nichts zu thun und nichts zu leiden haben; das sind die Mittelzeitmenschen, Menschen, die so viel Mittel haben, daß sie mit der Zeit gar nichts anzufangen wissen. Die Männer sind die regelmäßigen Zeitwörter, das heißt: Einer wird von der Frau so abgeändert wie der Andere. Die Frauen sind die unregelmäßigen Zeitwörter. Eine jede Frau oder Konjug muß auf andere Art konjugiert, das heißt: abgeändert werden. Die Frauenzimmer sind wie unregelmäßige Zeitwörter stets nur in der halbvergangenen Zeit einsilbig, nie in der gegenwärtigen Zeit, und sie haben auch das mit den unregelmäßigen Zeitwörtern gemein, daß sie in der zweiten und dritten Person oft gern abweichen.

Es gibt nicht nur überflüssige Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sondern auch überflüssige Zeitwörter und Zeiten. Wie überflüssig ist das Wort „gewesen“! Wie hängt sich dieses Wort gleichsam als Totensense der Zeit an jede Empfindung an! Sie ist schön — gewesen, er ist reich — gewesen,

ich bin jung — gewesen! In dem Worte: „gewesen" liegt die höchste Moral der Zeit. Das Wort „gewesen" ist das für das Herz, was das Wort „gehabt" für die Tasche ist. Die Vergangenheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das ist unser verlorenes Paradies. Die Zukunft ist für die Phantasie, die Gegenwart für den Magen, und nur die Vergangenheit ist für das Herz. In der Vergangenheit liegen unsere Luftschlösser und unsere Gottesacker; aus der Vergangenheit blühen unsere Rosen, aus der Vergangenheit leuchten unsere Sterne, aus der Vergangenheit schlagen unsere Nachtigallen, aus der Vergangenheit winken unsere teueren Lieben, unsere vergrabenen Wünsche, unsere eingesargten Hoffnungen, unsere versenkten Entsagungen. —

Die Vergangenheit ist der Witwensitz der Seele, wenn die Gegenwart ihr abgestorben ist, und die Zukunft ihr keine freudige Verbindung gewährt. Jeder Mensch baut sich eine Hütte in der Gegenwart, ein Luftschloß in der Zukunft, aber eine Kapelle baut er sich nur in der Vergangenheit, zu welcher er wallfahrtet, wenn Hütte und Luftschloß über ihm zusammenbrechen, und er sich hinsehnt, mit nassen Augen und stummen Lippen auf den Gräbern seiner abgeschiedenen Freuden zu liegen und zu beten. Es giebt nur eine Gegenwart, die gut ist: die Geistesgegenwart. Mit dem Geiste hat der Mensch auch drei Zeiten, denn jeder Mensch glaubt entweder, er hat Geist gehabt, allein er ist durch unglückliche Spekulationen darum gekommen, oder er hat Geist, oder der Geist wird noch kommen! Das letzte glaub' ich ganz gewiß. Jeder Mensch muß mit der Zeit geistreich werden, es erleben's nur nicht alle, da sind sie nicht schuld daran, daß der Tod früher kommt als der Geist!

Es giebt einen vergangenen, einen gegenwärtigen und einen zukünftigen Geist.

Wir sehen, wie der Geist der Gegenwart sich an dem Geiste der Zukunft schwer vergeht, das ist der zukünftig vergangene Geist; wir sehen, wie unsern literarischen Schriftstellern der Geist ganz vergeht, das ist der vergangene Geist; daß Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, durch diese gegenwärtige Vorlesung in der nächst-nächsten Zukunft die Geduld längst vergangen sein wird, das ist mein gegenwärtiger Geist!

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Die geistreichen Menschen gehören auch zu den überflüssigen Menschen. Die geistreichen Menschen sind jene Menschen, die mit dem Geist nicht ausreichen, um als Menschen zu leben. — Sind die Poeten nicht überflüssig? Zu was soll ein Poet? Was ist ein Dichter? Der Nachtwächter der Natur, er schreit aus, wie viel es in der Natur geschlagen hat. — Wenn diese poetischen Nachtwächter nicht wären, die Menschen würden die ganze Natur verschlafen. Allein da kommen die Frühlingsdichter, diese jungen Hasen der Dichtkunst,

die nur im Frühlinge gut sind, und schreien, das heißt: und singen, von dem nagelneuen Schauspiel der Natur: Frühling. Die Damen hören von einem nagelneuen Schauspiel der Natur, und fahren auch ins Schauspiel Natur, und sie kommen auch in dieses Schauspiel immer lange nach dem Anfange und machen auch da einen solchen Lärm, daß weder sie, noch das andere Natur-Publikum ein Wort vom Schauspiel hören können.

Unsere jetzigen Frühjahre sind wie unsere jetzigen Ehen, sie haben keine Mai- und Flitterwochen mehr, sie fangen gleich mit dem Donnerwetter an.

Den Dichtern geht es nun mit dem Frühlinge, wie jener kleinen Dorfgemeinde, die einen Rabbi nahm. Sie konnten den Rabbi, den sie nicht mehr anhören konnten, nicht los werden; was thaten sie? Die ganze Gemeinde zog sich weg. Unsere Dichter haben so lange gesungen, bis sich der Frühling aus der Natur ganz weggezogen hat.

Alle unsere Dichter singen von unglücklicher Liebe; sie lieben alle unerhört, das glaub' ich, sie singen auch unerhört! Wenn erst die Gegenstände alle singen könnten, die von Dichtern geliebt werden, da würden wir erst sehen, was unglückliche Liebe heißt! Allein es ist gar nicht wahr, sie lieben sehr glücklich, sie sind wie die reichen Leute: wenn sie nicht viel haben, so jammern sie. Weil Daphne zum Lorbeerbaum verwandelt wurde, als sie vor Apollo davonlief, so laufen alle unsere Dichter bloß jenen Mädchen nach, die davonlaufen; das ist ihr laufender Lorbeerbaum. Die Liebe in unsern Gedichten ist eine Nachtwandlerin, sie klettert an den Wänden hinauf, als ob sie Zahnreißen hätte, sie wandelt auf den höchsten Höhen, nahe bei den Sternen, wenn man sie aber bei ihrem wahren Namen ruft, so fällt sie herab und ist maustot.

Die Liebesdichter waren früher wie die Glasharmonika, sie spielten nur durch einen Händedruck; jetzt sind die Liebesdichter wie Orgelpfeifen, sie spielen nur, wenn sie mit Füßen getreten werden.

Die Dichter singen von der Liebe, das ist eine ausgesungene Leidenschaft! Sie ist wie eine alte Sängerin, Stimme hat sie keine mehr, bloß Schule und Methode.

Die Liebe ist das Kind der Poesie, darum ist auch das Kind so schwach, weil es bei Wasser aufgezogen wird. Die Liebe lebt nur noch in unseren Gedichten. Das ist ein trauriges Leben. — Jeder Dichter macht sich ein Ideal, dieses Ideal giebt er nicht um eine Million hin, warum? Weil er sich eine Idee macht von einem Ideal, von einer Million aber kann er sich gar keine Idee machen. Ein Ideal bekommt man zuweilen auf Kredit, aber keine Million.

Und der Kredit, er ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann ihn brauchen im Leben,
Und sollt' er im traurigsten Fall,
Gar Zwanzig von Hunderten geben;
Doch wer auf ein Pfand nichts kann haben,
Der ist lebendig begraben.

Wenn die Dichter, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ganz überflüssige Menschen sind, so giebt es andere Menschen wieder, die bis zu einem gewissen Punkt höchst nötig, aber dann höchst überflüssig sind, im poetischen Schwunge nennt man sie — Gläubiger!

Bis sie, die Gläubiger nämlich, das Geld leihen, sind sie höchst nötig; von dem Augenblicke an aber, wo sie es hergeliehen haben, sind sie höchst überflüssig. Warum heißen sie Gläubiger? Weil sie immer glauben, sie werden bezahlt.

Schiller aber sagt: „Ihr Glaube war ihr zugewogenes Glück." Es war aber ein Aberglaube, und sie müßten eigentlich Abergläubige heißen.

Was ist das ganze Schuldenmachen? Ein Bonmot, ein Wortspiel. Auf der einen Seite stellt man den Wechsel aus, auf der andern Seite stellt man die Zahlung ein, das ist die Bellankasterische Methode, oder der wechselseitige Unterricht. Wer aber die menschliche Dankbarkeit kennen lernen will, der soll für jemand gut stehen. Der Dankbare wird ihn für das Gutstehen sogleich gut sitzen lassen! Das ist der festgesetzte Preis verbürgter Gerichte. — Endlich kommt es in der menschlichen Gesellschaft nicht darauf an, daß man keine Rechnung schuldig bleibt, sondern daß man keine Antwort schuldig bleibt. Das ist der Sieg eines präsentierten Menschen über einen präsentierten Wechsel.

Unter die überflüssigen Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zählen wir noch die Schriftstellerinnen.

An der table d'hôte der Litteratur sollen die Frauenzimmer mitsitzen, mitgenießen, die Gerichte mit zarter Hand herumreichen, aber sie sollen weder tranchieren, noch vorlegen. Die Frauenzimmer sollen die Menschheit lieben, nicht sie zergliedern, den Menschen beurteilen, aber nicht beschreiben, die Liebe empfinden, nicht sie schildern, sie können auch Romane spielen, aber nicht drucken lassen. Die weiblichen Herzen sind Improvisatoren. Jedes Thema von Liebe, Tugend, Menschlichkeit und Zartheit wird von ihnen innig und gefühlvoll variiert; Liebe und Treue sind ihre Themata, die von den Männern aufgegeben werden. Aber Improvisationen muß man nicht drucken lassen. Jeder Schriftsteller soll alles, was er schreibt, erst einem gebildeten geistreichen Frauenzimmer vorlesen. Das weibliche Herz ist der einzige Richterstuhl männlicher Thaten; das weibliche Gefühl ist der einzige Richter-

ſtuhl aller poetiſchen Erzeugniſſe. Ihr Erröten iſt die Feuerprobe, ihr Lächeln die Goldprobe, ihre Thränen die Waſſerprobe der Wahrheit.

Der Mann muß erſt ein Brennus-Schwert in die Wagſchale werfen, um zu wiſſen, wo die Schale ſich hinneigt; bei der Frau reicht ein Roſenblatt, ein Sonnenſtäubchen, eine verſteckte Thräne zum Übergewichte hin.

Die Empfindungen in dem Herzen der Männer ſind nur Überſetzungen aus dem weiblichen Herzen, die in der Überſetzung viel verloren haben. In den Frauenherzen iſt die Geſchichte der Liebe, in den Männerherzen iſt die Fabel der Liebe. In dem Frauenherzen iſt die Treue eine neue Auflage derſelben Liebe, in dem Männerherzen iſt ſie die gedehnte Fortſetzung der Liebe. — Das Frauenherz preßt ſelbſt noch aus den abgefallenen Blättern der Liebe die Thränen der Erinnerung und das Öl der Freundſchaft, das Männerherz aber wirft die abgefallenen Blätter der Liebe in eine Vaſe, um ſein Zimmer zu parfümieren.

Darum ſollen die Frauen richten über die Menſchen und Empfindungen, und ſelbſt über Bücher; aber ſie ſollen nur keine ſchreiben. Nicht nur die Menſchen können ohne Schriftſtellerinnen beſtehen, ſondern auch die Unmenſchen, das heißt: die Buchhändler.

Die Männer ſchreiben Romane, die Frauen auch. — In dem Männer-Romane iſt die Liebesgeſchichte wie eine Zigarre; auf der einen Seite brennt es, und auf der andern Seite dampft es; dabei werden Gottlob die Zigarre und der Roman immer kürzer. In dem Frauen-Romane aber iſt der Stoff wie ein Strumpf, er wird immer länger, von oben hinab: wenn Robert eine Maſche fallen läßt, ſo nimmt Louiſe zehn Maſchen auf und ſtrickt jede Empfindung dreimal herum. Liebe iſt der Stoff zu allen Romanen; allein die Männer-Romane ſind wie Männer-Garderoben, ein blauer Frack und ein ſchwarzer Frack, glückliche Liebe und unglückliche Liebe; aber die Liebes-Garderobe der Schriftſtellerinnen hat alle Farben, ſchwarze Liebe, blaue Liebe, Roſa-Liebe, Ponceau-Liebe, Lila-Liebe, Chamois-Liebe u. ſ. w. — Sie verzehren in jedem Romane den ganzen Speiſezettel der Liebe. Zuerſt Liebe in der Suppe, dann Monatsliebe mit Butter, dann heißabgeſottene Liebe, dann Liebe mit vol-au-vent, dann Liebe mit Parmeſan, dann Liebe am Spieß gebraten, dann grüne Liebe mit Sellerie, dann Emmenthalerliebe u. ſ. f. — Die Liebe in den Frauen-Romanen kommt mir vor, wie der Mond; alle Augenblicke iſt Neumond, und es iſt doch immer derſelbe Mond, und es kommt immer zu demſelben letzten Viertel.

Der Romanſchreiber und die Romanſchreiberin, beide braten die Herzen ihrer Helden, aber der Schriftſteller bratet die Herzen wie Kartoffeln, er ſammelt glühende Kohlen auf ihr Haupt, ſcharrt

sie in glühende Asche ein und sieht sich weiter nicht um, bis sie ganz gebraten sind. Die Schriftstellerinnen braten die Herzen wie die Kastanien; bevor sie sie in die Pfanne hauen, schneiden sie in die Herzen noch selbst hinein, und bleiben dabei, und schütteln sie über der Glut, bis die Kastanien und die Herzen aufspringen. Bis diese Herzen aufgesprungen sind, ist der Leser auch schon aufgesprungen und läßt die Schriftstellerin mit ihren Personen allein. — Ein Frauen-Roman ist wie das Wasserglacis, ein Paar braucht die Kur, und hundert laufen auf und ab und besetzen alle Bänke, aber am Ende finden sich die liebenden Herzen durch die Bank zusammen.

An die überflüssigen Menschen könnte ich noch eine Menge Dinge anreihen, die überflüssig sind, zum Beispiel: Affen. Seitdem die Klischnigge uns bewiesen haben, daß die Menschen vollkommene Affen sein können, sind in der Welt entweder die Affen, oder die Menschen, oder die Künstler überflüssig. Wenn das Kunst ist, daß ein Mensch ein Affe ist, so ist jeder Affe ein geborener Künstler. In der Kunst ist alles von Wechselwirkung. Zuerst kam der Hund aufs Theater, dann kam das Theater auf den Hund! Dann kam ein Wolf und heulte wie die dramatischen Künstler; dann kamen die dramatischen Künstler und heulten wie die Wölfe; dann kamen stampfende Rosse und machten Glück, wie die ersten Kunst-Helden; dann kamen stampfende Helden und machten ein Roßglück: dann kamen die Affen-Theater und zeigten, daß die Kunst den Affen zum Menschen erhebt, dann kamen die Theater-Affen und zeigten, daß die Kunst den Menschen zum Affen erniedrige.

Daß der Mensch ein Aff' ist, das ist gar keine Kunst, da giebt es sehr viel Naturalisten unter den Menschen, und wenn ein Affe ein Künstler ist, so stehen die Haustheater künstlerisch sehr hoch! —

An diese überflüssigen Wesen schließt sich noch eine Gattung Kunstmenschen an, die auch überflüssig sind: „Die redlichen Finder", die so oft gebeten werden, und so selten erscheinen. Ein redlicher Mann darf gar nichts finden, nicht einmal einen Gönner. Die „redlichen Finder" sind ohnehin nur eine Redensart, eine polizeiliche Schmeichelei. Wo sollen in unseren Zeiten die redlichen Finder herkommen, wo kein Mensch mehr etwas zu verlieren hat.

Es wird jetzt nur ein Ding auf der Welt verloren: die Prozeß! Das sind die redlichen Verlierer! Aber zu diesen redlichen Verlierern findet sich kein redlicher Gewinner. — Ein Prozeß ist das wahre Paradies, er wird auf dieser Welt nur verloren, aber nie gewonnen.

Ich könnte Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, noch Ausdrücke nennen, die überflüssig sind: zum Beispiel: Alle, die Sie soeben von mir gehört haben; allein ich fürchte, wenn

ich fortfahre, müssen Sie fortgehen, wobei Sie freilich besser fahren, und wenn Sie sich entfernen, könnten Sie sagen: „Die Vorlesung gewinnt in der Entfernung.“ — Ich schließe also, indem ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, für Ihre edelmütige Teilnahme, für den überflüssigen Beweis, daß kein Mangel an Menschheit hier herrscht, danke, tiefbewegt und innigst danke, im Namen der Menschheit, im Namen des Himmels, im Namen der unglücklichen Familie, und sollten Sie diese Vorlesung eine „unglückliche Vorlesung“ nennen, so sind Sie nicht sicher, daß ich nicht sogleich noch ein Konzert ankündige: „Zum Besten einer verunglückten Vorlesung.“

Konditorei des Jokus.

Die Organe des Vieh-Gehirnes.

Eine Karnevalsschwank-Vorlesung über die Schädellehre der Schafe und Ochsen.

(Zu diesem Faschingspaß hatte der Verfasser in einer Abendunterhaltung bei sich einen Ochsen- und einen Schafskopf ganz nach Gall's Schädellehre eingeteilt und zu beiden Seiten während seiner Vorlesung um sich stehen.)

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Bevor Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, über uns drei Köpfe den Kopf schütteln, erlauben Sie mir die ganze Sache überhaupt beim Kopf anzufangen. Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sagt man „überhaupt" und nicht „überkopf"? Wo liegt der Unterschied zwischen Haupt und Kopf? Warum sagt man: „Ich muß das behaupten," und nicht: „Ich muß das beköpfen?" Warum sagt man „köpfen" und „enthaupten", und nicht auch: „Der ist gehäuptet worden oder entköpft?" Warum forscht man bei allen Dingen nach der Haupt-Ursache und nie nach der Kopf-Ursache?" Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ging ohne Haupt Rom und Sparta zu grunde, und warum geht ohne Kopf Eipeldau nicht zu grunde? Warum hat das kleinste Land seine Hauptstadt und das größte Land keine Kopfstadt? Warum bekommt in der Ehe bloß die Frau den Kopfschmuck, der Mann aber einen Hauptschmuck? Warum macht man oft kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann ist ein Kopfmann. ein Hauptquartier ist noch kein Kopfquartier, und wenn der Feldherr den Kopf verliert, so wird er aufs Haupt geschlagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage; begehrt man von irgend einer Anstalt ein „Hauptstück", so bekommt man ein „Kopfstück". Beinahe jedes Land treibt eine Kopfsteuer ein, um irgend einen Hauptzweck zu erreichen, wo treibt man aber eine Hauptsteuer ein, um einen Kopfzweck zu erreichen?

Jedoch ich fürchte, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß Sie von dieser Sprach-Hauptjagd bald Kopfweh bekommen könnten, und stürze mich nun über Hals und Kopf in mein Hauptthema über die Kopfvariationen zurück.

Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Vieh-Schädel-Lehre in „zwei Haupt-Abschnitten" vorzuführen. Eins, zwei. ich zähl' die Häupter meiner Lieben, und sieh', mir fehlt kein teures Haupt!

Hier habe ich die Ehre, Ihnen die Büste eines Ochsen vorzustellen, der in seinem Leben viel in dem Acker des Herrn gearbeitet hat, ein Mann, ein Ochs will ich sagen, der in dem Felde, das ihm angewiesen war, das Gras wachsen hörte, ein Ochs, der sein Joch ertrug, wie nur irgend ein ehrlicher Mensch, ein Ochs. der nie mit einem fremden Kalbe pflügte, ein Ochs von Gewicht; allein erst nach seinem Tode wußte man ihn ganz zu schätzen, es war ein Gentleman von siebenhundert Pfund Leibrenten!

Woran dieser Ochs gestorben ist? An einer Gemütskrankheit, denn er starb an den Folgen gänzlicher Niedergeschlagenheit! Und wollt Ihr wissen, für wen er gestorben ist? Für mich ist er gestorben! Er starb unter meiner Hand, als ich eben nach Gall's Anweisung sein kleines Gehirn und die Breite seines Nackens untersuchte, allwo nach Gall „die Gesellschaftsliebe" liegt, welches ich auch bestätigt fand, denn er war Gründer einer Gesellschaft unter dem Titel:

Die Theater-Rezensenten, oder die gehörnten Brüder in der Kunst, auf Gemeinplätzen zu weiden und immer dasselbe wiederzukäuen.

Als er starb, sagte er mir: „Fahre in deinen Untersuchungen fort, du mußt auf ochsige Entdeckungen stoßen, ich gebe dir meinen Kopf zum Pfand!" Damit gab er seinen Geist auf und ging den Weg alles Fleisches durch die Bank — !

Dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nun des Teuren zurückgebliebenes Pfand.

Gestehen Sie mir, es ist ein rührendes tête-à-tête!

Und hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dieser sinnige Schafskopf! Nicht so groß wie jener, aber doch ausgezeichnet in seinem Fache.

Die Schafe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind eben so vielen Fatalitäten und Krankheiten ausgesetzt, als die Schriftsteller: Salzmangel, Wollmangel, Schwindel, Durchfall, Drehkrankheit, Leserdürre und trockener Schwind! Die Schafe sind eben so zu benützen, wie die Schriftsteller, man kann sie scheren, man kann sie melken, und aus ihren Gedärmen und Eingeweiden werden die Saiten gemacht, welche mit ihrem Ton die Welt ent-

zücken, aber dann müssen Schafe und Schriftsteller die Brust erst zerschlitzt haben!

Die Schafzucht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kommt gleich vor der Menschenzucht, darum haben wir so viele Anstalten zur Veredelung der Schafe, und so wenig Anstalten zur Veredelung der Menschen. Die Schafe werden veredelt, damit kein Mangel an feinem Tuche sei, die Menschen werden nicht veredelt, damit kein Mangel an grobem Tuche sei.

Die Engländer erziehen ihre Schafe und ihre Menschen bloß für die Kammwollfabriken. Schaf und Mensch gilt bei ihnen nur das, was sein Wollprodukt ist. England zieht vierzig Millionen Schafe, und von ihren Schafsköpfen siedeln sich die nur auf dem Festlande an, die nicht recht in der Wolle sitzen!

Die deutschen Schafe und die deutschen Menschen werden auch erzogen, aber bloß zum krempeln. Es ist sonderbar, in Deutschland steht die Schafzucht mit der Sprache in genauer Wechselbeziehung, wo das reinste Deutsch gesprochen wird, sind die besten Schafe.

Was die Menschen vor den Schafen voraus haben, ist die Schur. Die Schafe sind entweder einschurig oder zweischurig, je nachdem sie einmal oder zweimal im Jahre geschoren werden; der Mensch allein hat deshalb Vernunft und Sprache vom lieben Gott bekommen, damit er alle Tage geschoren werden kann, der Mensch allein ist ein stetsschuriges Schaf.

Die Liebe, die Sanftmut, die Geduld, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind lauter Schafstugenden! Haben Sie schon ein rachsüchtiges Schaf, einen witzigen Schöps, ein satirisches Lamm, einen humoristischen Hammel gesehen? Warum heißt man die glücklich Liebenden: Schäfer? Weil, wer glücklich lieben will, sein Schaf immer hüten muß. Die eigentlichen Schäferstunden sind jetzt auf jene Stunden reduziert, in welchen man sein Schäfchen ins Trockene bringt.

Die Menschen können reden, die Schafe blöken, und das ist's, was die Schafe voraus haben, denn der Mensch kann sich um den Kopf reden, aber kein Schaf kann sich um den Kopf blöken!

Sprache und Vernunft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit diesen beiden Himmelsgaben ist es sonderbar bestellt. Im Sprechen spricht die Vernunft nicht an, und für die Vernunft ist nur das Schweigen ein sprechender Beweis.

Um aber wieder auf meinen Kopf zurückzukommen, ich meine auf diesen Schafskopf, so muß ich durchaus auf meinem Kopf bestehen, um die Gall'sche Schädellehre in kurzen Sätzen auf diese meine beiden Köpfe anzuwenden, denn: „Wenn solche Köpfe feiern, welch ein Verlust für mein Jahrhundert!"

Die Schädellehre beruht auf leeren Schädeln, und darf sich deshalb einer großen Verbreitung erfreuen. Die Schädellehre

beruht auf den Organen des Gehirns, das Gehirn ist aber bei dem Menschen jetzt kein Organ mehr, sondern man genießt es nur von Tieren, ein Ochsenhirn, ein Schafhirn u. s. w. Folglich ist die Lehre von den Gehirnorganen nur noch bei diesen Wesen zu finden.

Es giebt eine kleine Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, und es giebt eine große Welt; es giebt ein kleines Gehirn und es giebt ein großes Gehirn. Es wäre also interessant, zu untersuchen, ob die große Welt das große Gehirn, und die kleine Welt das kleine Gehirn hat, oder umgekehrt.

Im kleinen Gehirn liegt nach Gall das Genie, im kleinen Gehirn, ist der Sitz der Seele! Die Seele ist unsterblich, und das ist ein Glück, sonst müßte das kleine Gehirn mit dem großen Genie Hungers sterben!

Die kleinen und großen Erhabenheiten an den äußern Schädelmassen bilden die verschiedenen Sinne, als: Ortsinn, Zeitsinn, Geldsinn u. s. w.

Hier diesen Ochsenkopf habe ich ganz nach diesem Systeme eingeteilt.

Hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt die Kuhliebe, die Kälberliebe, die Mitochsenliebe, bei den Menschen Geschlechtsliebe, Kindesliebe, Nächstenliebe genannt. Warum die „Frauenliebe“ so ganz im Nacken liegt, mag daher kommen, weil es dabei gleich um den Kragen geht.

Die Liebe fängt da an, wo der Kopf aufhört; bei der Liebe hat der Kopf nichts mitzureden, sie ist wie eine gute Singlehrerin, sie kann die Kopfstimme nicht leiden. Die Liebe liegt, nach Gall, rückwärts vom Kopfe. Darum sagt man: Die Liebe verdreht einem den Kopf, das heißt, der Kopf wird zurück auf die Liebe gedreht. Wenn man dann den Gegenstand seiner Liebe heiratet, so dreht diese den Kopf zurück, und man sagt dann: Die Frau hat ihm den Kopf zurecht gesetzt.

Um die Augen herum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegen die meisten Organe; um die Augen ist der Sammelplatz der meisten sinnlichen Eindrücke; die Stirn ist der Sitz der Erhabenheit und des Heldenmutes.

Der „Kunstsinn“, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, drückt sich hier durch eine eigene Erhöhung oder Gewölbe aus. Es geht bei vielen Menschen mit diesem Kunstsinn und seinem sogenannten Gewölbe wie mit den neuesten Modegewölben, in der Auslage ist alles, im Gewölbe drinnen ist gar nichts! Bei den Ochsen liegt der Kunstsinn gerade unter den Hörnern, denn die Ochsen haben nur für jene Kunst Sinn, von der man ihnen recht ins Horn stößt!

Der Sachsinn, der Ortsinn und der Erziehungssinn liegen an der Nasenwurzel

Darum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn jemand seine Nase in alles steckt, so ist das nichts als angewandter Sachsinn, und wer tausend Sachen im Sinn hat, den muß man auf jede einzelne Sache mit der Nase stoßen.

Der Ortsinn liegt an der Nase, darum, wenn einer ein Frauenzimmer an der Nase herumführt, so ist das bloß eine Probe ihres Ortsinnes, darum liegen einem die Nasen sehr im Sinn, die man höhern Orts bekommt, und weil der Ortsinn an der Nase liegt, muß der, welcher von einem Ort durchgehen will, eine feine Nase haben.

Der Witz offenbart sich durch zwei sanfte Erhebungen über den Augen.

Es ist eine seltene Sache, daß sich der Witz durch Erhebung, und nun gar durch eine sanfte Erhebung, anzeigt. Ich glaube, der gute Gall hat bloß die Stirn von witzigen Menschen untersucht, die sich die Stirn angestoßen haben, und er hat die unsanften Beulen für sanfte Erhebungen gehalten!

Vom Witz rechts liegt die „Gutmütigkeit" und links der „Diebssinn", das ist eine gefährliche Nachbarschaft. Das zeigt an, daß das Publikum auch gestohlene Witze gutmütig für originelle annimmt!

Der Witz, sagt Jean Paul, ist eine heilsame Lebensgabe der Natur, das heißt, wem die Natur diese Gabe giebt, der hat sein ganzes Leben daran zu heilen'

Können Sie sich denken, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß gerade über dem Witz das „Darstellungs-Vermögen" liegt? Das ist ein Trost für alle Darsteller, wenn sie witzige Kritiken lesen müssen, daß ihre Kunst höher liegt, als der Witz. Sie werden es also natürlich finden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß hier in diesem Kreis, wo Künstlerinnen von solchem Darstellungsvermögen sind, mein Witz ganz unterliegen muß!

Bei vielen Kritikern ist es mit dem Darstellungsvermögen sonderbar; sie kritisieren eine darstellende Person, man meint, sie zielen auf ihre Darstellung, sie zielen aber bloß auf ihr Vermögen.

Der „Zahlensinn", meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt ganz im Augenwinkel, darum, wenn einer bezahlen soll, sucht er einen Winkel, in welchem ihn kein Auge erblickt.

Hier liegt der „Gewissenhaftigkeitssinn", und weil ich dabei bin, so will ich gewissenhaft genug sein, Sie nicht länger zu langweilen, sondern meinen Kopf und diese beiden bei Zeiten zurück zu ziehen.

Man sagt: „Viele Köpfe, viel Sinn!" Hier waren nur drei Köpfe und doch viel Sinne.

Wir bitten gemeinschaftlich um Nachsicht, zwei von uns sind schon vor den Kopf geschlagen, und was den Dritten betrifft, so versichert er, daß von diesem Augenblick an, Ihnen sein Kopf nicht mehr weh thun soll.

Die vier W des menschlichen Lebens.

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen!

Die Freiheit ist ein Magnet, und sie zieht jetzt wie jeder Magnet bei den Polen am stärksten; die Kraft der Freiheit ist wie die Kraft der Magnete desto stärker, je armierter sie ist. Die Freiheit ist wie die Luft, welche das Weltall umfließt, sie ist ein Gemeingut und ihre Verletzung ist pestartig, miasmatisch ansteckend, und wenn die Freiheit an irgend einem Teile der Menschheit schmerzlich berührt wird, so leidet die ganze Menschheit als konsensueller Teil. Die Freiheit ist eine welthistorische Person, während sie von vielen Regierungen für eine mythologische gehalten wird; sie betrachten die Weltgeschichte als eine Weltfabel, aber ohne anhängende Moralfolge.

Lange Zeit waren viele Länder nicht anders anzuschauen als Theaterzettel, da spielten nur wenige Personen eine Rolle. Da las man: „der Fürst, die Fürstin, der Minister, eine Vertraute, ein Beichtvater, ein Hofintriguant, ein Spaßmacher" u. s. w., ganz zuletzt, mit kleinen Lettern stand noch: „Wachen, Diener, Sklaven, Volk" u. s. w. Das Volk kam wie ein Figurant in einer gewissen Nationaltracht kostümiert, aus den Coulissen links, verweilte als stumme Person, und ging in die Coulisse links wieder ab. Jetzt aber will das Volk auch eine kleine Rolle spielen und zwar ohne Souffleur. Das edle polnische Volk wurde von der politischen Dramaturgie in drei Teile geteilt, in eine tragische Trilogie; der eine Teil wurde preußisch broschiert, der zweite Teil österreichisch geheftet, aber der dritte Teil von den Russen gebunden, steif, in Justenleder, mit eisernen Spangen. Allein Wälder und Völker haben zwei gleich erhabene Momente, wenn ihre Sonne aufgeht und wenn ihre Sonne untergeht, in beiden Momenten entwickeln sie ihre ganze Kraft und Heiligkeit. Die verlängerten Schatten sind die furchtbarsten, und wenn die Sonne ganz niedergesunken ist, bricht das Bedürfnis nach Licht erst lebendig hervor. Nationen und Nachtigallen schweigen nur im Halblichte, fangen aber zu schlagen an, wenn man ihnen den Käfig ganz verdunkelt. Die Schicksalstragödie der Polen, so drastisch dramatisch, voll Erhabenheit und Begeisterung, erfüllt die Weltbühne mit freudiger Bewunderung; die Sympathie aller Völker geht wie der griechische

Chor durch das ganze Stück, Szene um Szene mit. Aber die polnischen Helden sind keine Bretterhelden, und wir haben keine Freibillette bei diesem Stücke, es genügt nicht, daß wir Zuschauer im Parterre, Logen und Galerie in leeren Beifall ausbrechen, in die Hände klatschen und Bravo rufen. Wenn wir selbst auch nicht mitspielen wollen, so wollen wir unsere Zuschauerplätze wenigstens bezahlen. Die Franzosen haben den ganzen Winter zum Besten der Polen getanzt, sie konnten nicht mit den Armen für sie arbeiten, sie haben kein Blut, aber Schweiß für die Polen vergossen. Selbst in Deutschland dürfen wir für die Polen Charpie zupfen, das ist sehr politisch, denn Charpie zupfen beruhigt den Geist, und man weiß, daß man Geisteskranken auch Charpie zu zupfen gibt. Polen ist ja selbst auch zu Charpie gezupft worden. Wenn also die liebenswürdigen Französinnen zum Besten der Polen die Füßchen in Bewegung setzen, die schönen Deutschen die Fingerspitzen für sie beschäftigen, warum sollte sich nicht auch ein Kreis biederer Polenfreunde entschließen können, zum Besten der Polen ein Stündchen Langeweile zu leiden? Es ist doch wenigstens eine wohlthätige Langeweile in Gesellschaft, und eine Langeweile in Gesellschaft ist doch immer besser als eine Gesellschaft in Langeweile. Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Langeweile machen ist jetzt auch ein verdienstliches Werk, denn wenn man Langeweile hat, so gähnt man, so lange man gähnt, sagt Haller, hört man nicht, und da man jetzt nichts Gutes hört, so ist es eine wahre Freude, nichts zu hören. Ist es also nicht angenehm, daß Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, durch ein Stündchen Langeweile den Polen und sich einen angenehmen Dienst erweisen? Da nun so viele Unterhaltungen im menschlichen Leben zum Weh dienen, so veranlaßt uns heute ein Weh zu einer sogenannten Unterhaltung, aber nicht nur ein Weh (W), sondern vier Weh, nämlich:

Wein, Weiber, Witz, Wahrheit.

Diese vier Weh sind eben so angenehm, wenn man sie mäßig verehrt, als verderblich, wenn man sie leidenschaftlich liebt. So reizend als gefährlich, eben so anziehend als abstoßend, eben so heilsam und trostreich, als tödlich und verzweiflunggebend.

Wein, Weiber, Witz und Wahrheit sind in so vielen Punkten sich gleich, in so verschiedenen sich entgegengesetzt, daß ihre nähere Beleuchtung uns in ein dädalisches Labyrinth führen muß.

Wir lieben alten Wein und junge Weiber, jungen Witz und alte Wahrheiten. Manche lieben schweren Wein und leichte Weiber, leichten Witz und schwere Wahrheiten. Manchmal liebt man roten Wein, weiße Weiber, grünen Witz und schwarze Wahrheiten; strengen Wein und milde Weiber, milden Witz und strenge Wahrheiten.

Wein nimmt den Kopf ein, das Weib das Herz, der Witz den

Geiſt und Wahrheit nimmt die Seele ein. Leider geht zuweilen der Wein mit dem Weibe durch, d. h. der Kopf mit dem Herzen, und die Seele mit dem Geiſt, d. h. die Wahrheit mit dem Witze. Mancher Ehemann verläßt ſein Weib dem Weine zu liebe, mancher Schriftſteller verläßt die Wahrheit dem Witz zu liebe, und gar mancher verläßt Wahrheit, Wein und Witz dem Weib zu liebe.

Es gibt echten und gefärbten Wein, ſo wie echte und gefärbte Weiber, echten und gefärbten Witz und echte und gefärbte Wahrheiten; wäſſrige Weine, wäſſrige Weiber, wäſſrige Witze und wäſſrige Wahrheiten. Franzöſiſcher Wein und franzöſiſche Weiber machen leichtſinnig, deutſcher Wein und deutſche Weiber machen ſchwerſinnig. Franzöſiſcher Witz und franzöſiſche Wahrheiten machen lachen, deutſcher Witz und deutſche Wahrheiten machen weinen.

Die Ruſſen behandeln die Weiber wie den Wein, ſie ſagen, beide müſſen am Stocke groß gezogen werden, und ſie behandeln den Witz und die Wahrheit wie die Weiber mit der Knute. Die Türken verbieten den Wein und erlauben viel Weiber, weil ſie wiſſen, daß ſich nüchtern niemand viel Weiber nehmen wird. In Deutſchland verbietet man den Witz und erlaubt die Wahrheit, weil man weiß, daß die erlaubten Wahrheiten ſchlechte Witze ſind. Wir wollen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dieſe vier Weh einzeln die Revue paſſieren laſſen, doch nicht ohne vorher unterſucht zu haben, welches Weh (28) älter iſt, d. h. ob Wein, Weiber, Witz oder Wahrheit früher auf der Welt waren.

Vom Wein wiſſen wir, daß er ſpäter als das Weib erſchaffen wurde. Unſer Herrgott hatte lange zugeſehen, wie die Welt zu grunde geht, wie die Freiheit vernichtet wird, wie die Menſchenbruder ſich gegenſeitig totſchlagen. Aber unſer Herrgott beobachtete das Prinzip der Non-Intervention. Der Engel mit dem flammenden Schwerte ſtand wie die Nationalgarde vor dem Paradieſe, um die Ruhe des Landes zu ſichern, um das was außen vorging, bekümmerte ſich die himmliſche Politik nicht. Nur als der Himmel ſah, was viele Miniſter nicht ſehen, daß das Verderbnis endlich den Himmel ſelbſt ergreifen wird, als er ſah, daß die Söhne des Himmels von den Töchtern der Erde verderbt werden, da gab endlich der Himmel ſein Prinzip der Non-Intervention auf, und machte im buchſtäblichen Sinne des Wortes alle dieſe irdiſchen Umtriebe zu Waſſer. Ein Volk erſäufen iſt ein probates Mittel, es zu beruhigen, denn Tod iſt Ruhe, und Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht. Die Franzoſen waren alſo nicht die erſten, die einen Tumult durch Waſſerſpritzen endigten. Der Himmel war der erſte Pompier dieſer Gattung.

Die paar Menſchen, die noch übrig blieben, Noah und ſeine Familie, ſchrieen um Brot und Arbeit (wie die Franzoſen im Palais-Royal), und der Himmel, um ſie zu beſchäftigen, ließ eine Arche bauen. Der Regen nötigte Noah in die Arche zu gehen,

allein Noah kam vom Regen in die Traufe. Der Himmel befahl, daß Noah zwei Kammern in ihr anbringen ſollte. Die Kammern ſollten mit Pech bedeckt werden, damit kein Waſſer eindringe. Warum verſucht man das nicht mit andern deutſchen Kammern, in welchen den Leuten das Waſſer ſchon bis an den Hals geht, und die doch in allen Dingen Pech haben?

Das waren alſo die erſten Kammern der Schöpfung. Ein Muſter aller Kammern, denn von jeder Partei war ein Paar da; es war alſo eine chambre de pairs. Was in dieſen Kammern das beſte war, iſt der Umſtand, daß es außer der lebenden Schöpfung keine Pflanzenwelt in ihr gab, weder Gras, noch Strauch, noch Baum, folglich gab es auch keine Blätter da, weder ultra-miniſterielle noch ultra-liberale. Denn leider ſind die miniſteriellen Blätter oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter, die Blößen verhüllen ſollen, ohne ſie zu verbeſſern. Die ſogenannten liberalen Blätter ſind wieder oft nur Neſſelblätter, die, ſtatt zu kühlen und zu beruhigen, aufreizen und brennen, und die nicht die Freiheit, ſondern die Freiheiten wollen.

Da es für die Arche und ihre Kammern kein Ausland gab, ſo hatten ſie bloß ein „Inland", und das ein recht trockenes. Späterhin wurde ein Rabe als Bote ausgeſchickt, um Land zu entdecken. Ein Rabe war alſo der erſte „Landbote", allein es war kein Redakteur, denn er konnte kein Blatt erwiſchen und kam unverrichteter Dinge in die Kammern zurück. Nach andern ſieben Tagen wurde die Taube ausgeſchickt, und dieſe brachte ein Ölblatt in die Kammern zurück. Das erſte Blatt war alſo ein friedliches: ein Ölblatt und die erſte Redaktrice eine friedliche: eine Taube. Wie ſehr haben wir uns ſeitdem verändert!

In noch einem Umſtande haben ſich dieſe erſten Kammern in der Arche von den unſrigen unterſchieden, und dieſer Umſtand beſtand darin, daß auch die Frauen zugelaſſen wurden. Es wurde alſo gewiß viel mehr geſprochen als bei uns. Das war aber in der Arche auch nötig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, denn öffentliche Blätter waren nicht da, es mußten alſo Frauenzimmer zugelaſſen werden, damit die ganze Welt ſogleich erfahre, was vorgegangen iſt. Überhaupt ſollten die verheirateten Herren ihre Frauen mit in die Kammern bringen, denn oft müſſen ſie abſtimmen, und noch öfter aber hat ein Ehemann gar keine Stimme, wenn ſeine Frau nicht dabei iſt; wie ſoll er nun thun? Er kann doch nicht ſagen: „Warten Sie, ich will mir meine Stimme von zu Hauſe holen." Überhaupt ſollte es geſetzlich ſein, daß jeder Abgeordnete ſeine Frau mitbringen muß, denn dann weiß man ſogleich ſeine Oppoſition. Die ledigen Herren Abgeordneten ſollen ſich für die Dauer der Kammern proviſoriſch verehelichen, um wenigſtens für dieſe Zeit den Widerſpruch ertragen zu lernen.

Doch ich komme von dieſer kleinen Abſchweifung zu Noah und ſeiner Arche zurück.

Nachdem Noah aus der Arche ſtieg, nach dieſer Waſſerpartie malgré lui, pflanzte Noah den erſten Weinſtock und trank ſich auch ſogleich einen Rauſch. Aus dieſer Geſchichte des Weins geht hervor, daß dieſes Weh nicht das älteſte der Welt iſt, denn das andere W: Weib, war ſchon im Paradieſe vorhanden. Sie und die Sonne waren die zwei erſten Frauen. Es iſt bezeichnend, daß „Sonne“ und „Mond“ in den meiſten Sprachen Mann und Frau ſind, und es iſt ein Ehepaar, welches ſehr glücklich zuſammen lebt, denn wenn die Sonne abends nach Hauſe kommt, geht der Mann: Mond aus, ſie ſind alſo nie zuſammen.

In Deutſchland iſt die Sonne bloß deshalb weiblich, weil da kein Mann ſich getraut, ſein Licht leuchten zu laſſen, der Mond iſt der wahre Mann für Deutſchland, er begnügt ſich mit einem Viertelchen. Die deutſche Sprache hat alſo recht, daß die Sonne zum ſchönen Geſchlechte zählt. Das ſchöne Geſchlecht iſt das einzige ſchönſte Vermächtnis des alten Teſtamentes; es iſt das reizendſte Kodicill der Schöpfung, es iſt entſtanden aus einem Lächeln der Freude, aus einem Seufzer der Liebe und aus einer Thräne der Milde. Es iſt ein Manupropria der Gottheit! Das lebendige Bindezeichen des Himmels und der Erde, und das Velin-Probeblatt des jenſeitigen Lebens!

Warum nennt man die Frauenzimmer das ſchwache Geſchlecht? Ja, wenn Roheit, Stärke und Knochenbau Kraft genannt wird, ja dann ſind die Frauen das ſchwache Geſchlecht; aber wenn Geduld, Stärke und Gemütsausdauer Kraft genannt wird, dann ſind die Männer das ſchwache und die Frauen das ſtarke Geſchlecht.

Die Männer ergreifen tauſend Gegenſtände mit gleicher Kraft und laſſen ſie alle wieder fahren; die Frauen ergreifen einen Gegenſtand mit inniger, ausdauernder Glut, und dieſen einen Gegenſtand tragen ſie als Glanzgold auf dem Fi:tich ihrer Seele; wer iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann jagt ſich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, wenn er glücklich iſt, und eine Kugel durch den Kopf, wenn er unglücklich iſt; die Frauen haben eine Thräne im Glücke und ein Gebet im Unglücke; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann verliert ſeine Ehre und glaubt ſie wie ein Taſchenſpieler durch einen Piſtolenſchuß wieder zu bekommen; wenn ein Frauenzimmer ihrer Ehre ſchadet, verdammen ſie beide Geſchlechter; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann liebt aus Inſtinkt und iſt eiferſüchtig aus Eitelkeit, die Frau liebt aus Sympathie und iſt eiferſüchtig aus Liebe; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann verzeiht ſchwer und vergißt leicht, die Frau verzeiht leicht und vergißt ſchwer; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Wenn der Mann mit ſeiner Geliebten zürnt, ſo iſt die Quelle ſeines Zornes Egoismus und ſein Zorn ſelbſt iſt die Eſſigmutter des Haſſes; wenn das Mädchen mit dem Geliebten zürnt, ſo iſt die Quelle ihres Zornes nicht die Liebe zu ſich, ſondern die Liebe zu ihm, und ihr Zorn ſelbſt iſt nicht Zorn mit dem Geliebten, ſondern Trauer um und über den Geliebten; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Wenn ein großer Schmerz den [illegible]riſſt, ein plötzlich hereinbrechendes Unglück, ſo ſtürzt ſeine Verzweiflung alle Säulen der Hoffnungs- und der Glaubenswelt über ſich zuſammen; wenn die Seele der Frauen von einem großen Jammer ergriffen wird, wenn ſie alle Hoffnungen über Bord geworfen, ſo trägt die ſtürmende Woge ſie nur höher empor. Der Gewitterſchlag des Unglückes erſchüttert nur ihre Erde — aber nicht ihren Himmel; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann iſt ein Despot beim Weibe und ein Weib bei dem Despoten, die Frau iſt demütig gegen den Mann und oft ein Mann gegen Despoten: welches iſt alſo das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann poltert, wo die Frau weint; er tobt, wo ſie ſchmollt; er flucht, wo ſie mault, er iſt feig, wo ſie zagt; er iſt tollkühn, wo ſie mutig iſt. Der Mann liebelt, die Frau liebt; er iſt flau, ſie zärtlich; wenn ſie unſchuldig iſt, da iſt er höchſtens ohne Schuld; wo ſie in Thränen zerfließt, taut er kaum auf; wo ſie ſchwärmt, da rechnet er; und wenn ſie träumt, ſchnarcht er. Welches iſt nun das ſtärkere Geſchlecht?

Wo ſind denn die Männer ſtark als gegen ein ſchwaches Frauenzimmer, und wo ſind ſie ſchwächer, als gegen die Starken? Ach, ſeht ſie doch an, die Starken, die Herren der Schöpfung, die Könige der Natur, die Nimrode des Weltalls, dieſe Alleweltverſchlucker, dieſe Rieſenprojektierer und Weltgürtelhelden, ſeht ſie an, wie jammervoll ſie ausſehen, wenn die Schwächſte der Schwachen die Grauſame ſpielt! Wie ſie ſich krümmen und wie ein Theaterperſpektiv groß und klein werden, um einen einzigen Blick dieſer Schwachen: ſeht das alles an und laßt die Satiriker euch in Gottes Namen ein ſchwaches Geſchlecht ſchelten.

Letzthin ſagte mir ein ſolcher Satiriker, das weibliche Geſchlecht wäre mit nichts ſo gut als mit Büchern und Journalen zu vergleichen. Das Mädchen nämlich, ſo meinte er, wäre eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, die Frau ein Lehrgedicht und die Matrone ein Adreßkalender. Die Spröden gehören unter die Märchen und Erzählungen, die Koketten zu den periodiſchen Unterhaltungsblättern, die Eitlen zu den Modejournalen, die Scherzhaften unter die allgemeinen Repertoires, die Stillen zu den Raritäten und

Kuriosa, die Treuen zu den Anekdotenlesen, die Verschwiegenen zu den Wundern im Gebiete der Natur und die Zänkischen zu den Andachtsübungen frommer Kasten. Ein Haus, in dem viele Töchter sind, ist wie eine Buchhandlung; die Leute kommen hin, sehen sich die Bücher an, lesen das Titelblatt, blättern auch wohl ein bischen in ihnen, selten aber kauft einer ein Buch, selten nimmt einer eines nach Hause mit. Die Bücher haben noch das vor den Mädchen voraus, daß derjenige, welcher sie kauft, sie nur einmal binden zu lassen braucht, wer aber ein Mädchen an sich bringt, der muß fast alle Tage für einen andern Einband sorgen. Wenn man ein Buch kauft, so findet man in zehn Jahren noch denselben Sinn darin als im Augenblick des Kaufens; wer heute aber ein Mädchen kauft, in deren Augen er ein Schäfergedicht liest, in vier Wochen liest er eine Kriegserklärung in denselben. So wie in gewissen Ländern Bücher unter 24 Bogen einer strengen Zensur unterliegen*), weil sie mehr gelesen werden, so müssen Mädchen unter 21 Jahren auch einer strengeren Aufsicht unterliegen. Bücher über 24 Bogen und Mädchen über 24 Jahre sind weniger gefährlich, denn sie werden weniger gelesen. Dieser Satire wollen wir ein Bild unserer Jünglinge gegenüber halten, und gestehen wir nur, daß sie in Herzens- und Geistesbildung noch größtenteils weit unter dem weiblichen Geschlecht stehen. Sie fangen alles an und enden nichts; sie sind überall zu Hause und nur bei, in und mit sich fremd. Sie studieren die Namen aller lebenden Mädchen und Frauen und sind doch namenlos unstudiert; sie wissen alle geheimen Liebschaften und öffentlichen Skandale, sonst aber wissen sie öffentlich wenig und geheim gar nichts. Sie wissen ihr Reitpferd, aber nicht sich selbst im Zügel zu halten; sie lernen fechten, aber wenn sie der Teufel ansicht, sind sie verloren; sie lernen schwimmen, deshalb bleiben sie stets oberflächlich und kommen keiner Sache auf den Grund; sie lernen tanzen und machen doch nie einen Schritt vorwärts; sie spielen Tomino und wissen doch gar nichts anzusetzen; sie spielen Klavier und phantasieren und haben doch keinen Takt und keine Phantasie.. Aber die Satiriker lassen diese Jünglinge gehen und es scheint ihnen interessanter, an interessanten Gegenständen ihren Witz und ihre Satire zu üben. Der Satiriker ist der natürliche Antipode des Sentimentalen, und weil der Sentimentale das weibliche Geschlecht andächtig verehrt, glaubt der Satiriker es um so eher necken zu müssen. — Jedoch ich komme von Wein und Weiber auf die anderen zwei W, Witz und Wahrheit, zurück. Wir wollen sehen, ob wir in der Schöpfungsgeschichte nichts von diesen zwei W finden. Zuerst wurde das Licht erschaffen, dann Bäume, Vieh, kurz die ganze Schöpfung und zuletzt der Fürst der Schöpfung,

*) Früher in Sachsen.

der Menſch. Das iſt ſchon ein Witz, denn wenn der Menſch zuerſt erſchaffen worden wäre, er als Fürſt hätte nicht zugegeben, daß das Licht erſchaffen werde, die Fürſten ſagen, ihre Unterthanen brauchen kein Licht, ſie brauchen bloß Kerzen, um am fürſtlichen Geburtstage zu illuminieren. Das wer alſo der erſte gute Witz. Das Licht wurde Tag genannt und die Finſternis Nacht Wie konnte Gott das Licht Tag nennen, da er doch wußte, daß die Zeit käme, wo die Finſternis an den Tag iſt? Das war alſo der erſte ſchlechte Witz. Gott erſchuf zwei große Lichter. Ein großes Licht zur Regierung des Tages und ein kleines zur Regierung der Nacht, das iſt ſehr witzig ſatiriſch. Die Regierung der großen Lichter liegt immer am Tage, und bei Nacht können kleine Lichter auch regieren. Die Völker wollen zuweilen die kleinen Lichter putzen, aber das Lichtputzen iſt ein undankbares Geſchäft, macht man's gut, dankt einem niemand, macht man's ſchlecht, wird man recht ausgelacht; oft will man ſo ein Licht putzen und löſcht's ganz aus. Die Franzoſen hatten einmal einen großen Tag, an welchem ein großes Licht regierte, ſie putzten es nicht, ſie löſchten's nicht aus — ſie ließen's bloß ausgehen. Das Licht ging ihnen aus, um nie wieder zurückzukommen, und mit dem Ausgehen dieſes Lichtes ging ihnen ſo vieles aus, daß ſie noch gar nicht wiſſen, wie alles ausgehen wird.

Dieſes witzige W iſt alſo älter als die Menſchheit und die Viehheit, beide haſſen deshalb Licht und Witz, ſie wollen nicht, daß das Licht ſie bewitzle und daß der Witz ſie beleuchte. Ich denke mir, es muß ein großes Unglück ſein mit Witz auf die Welt zu kommen. Ein ſolcher Menſch iſt eine wahre Mißgeburt! Der Staat hat wohlthätige Anſtalten für jegliches Elend, warum hat der Staat keine barmherzige orthopädiſche Anſtalt für jene Unglücklichen, die mit Witz auf die Welt kommen? Wenn ich das Unglück gehabt hätte, je einen Funken Witz bei mir zu verſpüren ich hätte mich totgeſchoſſen oder ich hätte geheiratet, oder ich hätte mir ſonſt irgend ein Leides angethan. Der Staat ſollte aber wenigſtens nicht leiden, daß witzige Menſchen heiraten, damit ſich dieſe Raſſe nicht fortpflanze.

Kein Menſch kann den Witz leiden, oder bloß aus Eigenſucht. Der Soldat kann ihn nicht leiden, weil er tiefer verwundet und den Feind beſſer ſchlägt als er; der Maler kann ihn nicht leiden, weil er frappanter trifft. Die Advokaten können ihn nicht leiden, weil er vergleicht. Die Kaufleute können ihn nicht leiden, weil er nicht ſpekulativ iſt. Die Zahnärzte nicht, weil er allen Leuten auf den Zahn fühlt. Die Augenärzte nicht, weil er vielen Leuten den Star ſticht u. ſ. w. Bloß das ſchöne Geſchlecht hat eine Vorliebe für den Witz, die oft eine Liebe für den Vorwitz iſt. Man glaubt aber gar nicht, wie viel Menſchen jetzt witzig ſind! Manche ſind inwendig witzig und man erfährt es nur nicht; o wenn

die reden wollten! Andere träumen die ganze Nacht die beſten Witze, beim Erwachen ſehen ſie auf's Fenſter und die Witze ſind vergeſſen. Andere haben alle Tage Augenblicke, in denen ſie witzig ſind, aber es ſind zum Unglücke gerade die Augenblicke, in welchen ſie ſich raſieren laſſen, da können ſie nicht reden Ich habe einmal einen ſtockdummen Menſchen gekannt, der viele köſtliche Einfälle hatte, aber leider immer in dem Moment, in dem er ſich einen Stockzahn ausreißen ließ. Ich habe einen Schriftſteller gekannt, der, wenn er zu ſchreiben anfing, immer drei Seiten leer ließ; auf dieſen drei Seiten hätte ich witzig ſein können, ſagte er gewöhnlich, allein ich laſſe mir dünken, die Zenſur hat ſie geſtrichen.

Wir Deutſchen, wir halten es mit dem Witz wie mit dem Heiraten. Die armen Teufel heiraten alle, die reichen Käuze bleiben Hageſtolze, die Armen an Geiſt wollen alle witzig ſein und Witze machen, der aber wirklich Geiſt hat, der affektiert eine Vornehmthuerei gegen den Witz. Unſere deutſchen Gelehrten, wenn ihnen ein witziger Gedanke einfährt, ſo gehen ſie zur Beichte, und wenn ſie einen heitern Gedanken in ihr Werk einfließen laſſen, ſo bitten ſie ihren Buchhändler und ihre Haushälterin tauſendmal um Entſchuldigung. Ja, ein guter, ehrlicher, deutſcher Beamte, der lacht gar nicht, bevor er ſich umſieht, ob es ſeine Behörde etwa bemerkt; in deutſchen Reſidenzen hat niemand einen guten Einfall ohne allerhöchſte, allergnädigſte Bewilligung, und in freien Reichsſtädten darf im Umfange von zwei Stunden kein Witz und kein Hazardſpiel getrieben werden. Wenn in den deutſchen Kammern ein Redner witzig iſt, ſo rümpfen viele pedantiſch die Naſe. In Frankreich und England hat ein witziger Ausdruck des Redners oft mehr bewirkt, als die längſten Sermonen der Geſteiften. Was aber das Schlimmſte bei dem Witze iſt, iſt der Umſtand, daß er die Wahrheit mit ſich herumſchleppt; die Wahrheit, dieſe Verderberin alles menſchlichen Glücks. Ich glaube, die Wahrheit iſt älter als Wein, Weiber und Witz. Die Wahrheit iſt älter als die Welt, und die Wahrheit kann ſich mit nichts vertragen, und war alſo vor dem Beginn der Welt da. Das Nichts und die Wahrheit exiſtierten, da erſchuf Gott die Welt aus dem Nichts und nicht aus der Wahrheit, denn die Welt verträgt ſich nicht mit der Wahrheit. Die Wahrheit kömmt aus der Welt, aber die Welt nicht aus der Wahrheit. Es giebt nur eine einzige Wahrheit, aber das Reich der Lüge iſt tauſendgeſtaltig, die Wahrheit ernährt keinen Menſchen, die Lüge tauſend. Von der Wahrheit könnte kaum ein Journal beſtehen, von der Lüge beſtehen tauſend. Über eine einzige Wahrheit werden oft tauſend Lügen verbreitet, aber über tauſend Lügen hört man kein einziges wahres Wort. Die Wahrheit, ſagt Schiller, lebt nur im Gedichte; ein ſchönes Leben, es wäre beſſer, ſie lebte gar nicht. Die Wahrheit hat ihre

Anweiſung bekommen auf Kinder und Narren. Die Narren reſpektieren dieſe Anweiſung nicht, und Kinder giebt es leider keine mehr.

Im Wein liegt Wahrheit, aber ſie liegt gewiß ganz unten am Boden, die Leute trinken oben den Wein weg und laſſen unten die Wahrheit liegen. Wenn der Wein hinein kömmt, kömmt die Wahrheit heraus, ich habe mich an ſtarke Weintrinker angemacht, nie ſah ich eine andere Wahrheit herauskommen, als eine wahre Beſoffenheit. Die Lüge kommt überall gut heraus. Die Wahrheit kommt nie heraus. Der Wein und die Wahrheit ſind ſich nun inſofern ähnlich, als man mit beiden anſtoßt, aber mit dem Wein läßt man die Leute leben, und mit der Wahrheit läßt man die Leute ſterben.

Sie ſehen alſo, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die vier W: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit, uns das Leben ſehr erſchweren. Der wahre Witz iſt verderblich, und die witzige Wahrheit noch verderblicher. Eine bittere Wahrheit iſt oft eben ſo geſund als ein bitterer Wein, und ein unſchuldiger Witz ſo himmliſch wie ein unſchuldiges Weib. Leider hält man oft den Witz für eine Wahrheit und die Wahrheit für einen Witz. Wein und Weiber machen trunken. Witz und Wahrheit machen nüchtern.

Doch ich habe mich in dieſe vier Weh etwas verſtrickt, ich glaube Ihnen den Wein in Wahrheit ſo ziemlich gewäſſert zu haben; was den Witz und die Weiber betrifft, ſo werden Sie bemerken, daß der Witz mich viel eher verläßt, als ich die Weiber, denn ich werde dieſes reizende Thema in der zweiten Hälfte meiner heutigen Vorleſung mehr variieren. Sie werden ſich indeſſen von den vier Wehen halb und halb erholen, und halb und halb iſt ja ganz.

Nagelneue Variationen auf die vier Weh (W) des Lebens: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit.

Es mögen ungefähr sechs Jahre sein, daß ich über dasselbe Thema: über Wein, Weiber, Wahrheit und Witz eine Vorlesung gehalten habe; allein ich habe seitdem so viel neue alte Weine getrunken, soviel alte junge Weiber geliebt, so viel schlechten Witz von mir gegeben, und so viele gute Wahrheiten in mir behalten, daß ich über diese vier Weh ein nagelneues Wehgeschrei erheben kann.

Der Witz liebt die Weiber, denn woraus besteht der Witz? Der Witz besteht in der Eigenschaft, die Ähnlichkeit an den sich widersprechenden Dingen aufzufinden. Darum sucht der Witz die Weiber, sie sind die Ähnlichkeit des Widerspruches, es widerspricht sich eine wie die andere, und das ist der Witz!

Der Witz holt sich einen Mann aus Hunderten heraus und nimmt ihn mit.

Es giebt starke Weine, starke Weiber, starke Witze und starke Wahrheiten! Starke Weine legen sich in's Blut, starke Weiber legen sich in den Magen, starke Witze legen sich in die Rippen, und starke Wahrheiten legen sich aufs Gefängnis. Es giebt viel starke Menschen, die viel schwache Stunden für starke Weine haben; es giebt viel schwache Menschen, die viel starke Stunden für schwache Weiber haben; aber es ist ein starker Beweis für die Schwäche unserer Zeit, daß sie den schwächsten Witz über eine starke Wahrheit nicht ertragen kann.

Mit der Wahrheit kommt man weit, sagt das Sprichwort, das glaub' ich, mit der Wahreit wird man überall fortgeschickt, so kommt man weit. Wie weit kommt man aber mit der Wahrheit? Bis zum Wein; im Weine bleibt sie liegen, darum finden wir alle unsere Wahrheitsfreunde nur in den Weinhäusern liegen; da liegt die Wahrheit im Wein so lange auf dem Tisch, bis der Wein im Wahrheitsfreund unter dem Tische liegt. Einem solchen Wahrheitstrinker liegt die Wahrheit stets auf der Zunge, allein zum Unglück für die Welt nimmt sie eine verkehrte Richtung, anstatt daß er am Ende den Wein verschlucken und die Wahrheit von sich geben soll, verschluckt er die Wahrheit und giebt den Wein von sich!

Es giebt Tischfreunde, Tischwahrheiten, Tischweiber und Tischwitze, der Tischfreund ist wie ein Tischwein, wenn der Tisch aufgehoben wird, hebt sich die Freundschaft auch auf; der Tischwitz ist wie der Tischwein, man kann so viel davon genießen, als man will, man spürt doch nichts im Kopf.

Es giebt gute Weinjahre, Jahre, in denen der Wein außerordentlich geraten ist! Hört man aber je sagen: „Heuer ist ein gutes Weiberjahr! Heuer ist ein gutes Witzjahr!“

Warum kommt nicht einmal ein Komet, der uns ein gutes Frauenjahr bringt? Man hört oft einen Mann ausrufen: „Ich hab' aber zu Haus einen Elfer oder einen Sechziger!“ Wie schön wärs, wenn man sagen könnte: „Ich hab' zu Haus eine Elferin!“ Da wüßte jeder, die ist von dem Jahre, wo die Frauen geraten sind. Ja, man geniert sich ordentlich zu sagen: „Zu Haus hab ich eine Sechzigerin!“

Die Liebe zum Wein ist viel glücklicher, als die Liebe zu den Frauen; wer ein Mädchen hoffnungslos liebt, findet Trost im alten Weine; wer aber den Wein hoffnungslos liebt, findet keinen Trost in einem alten Mädchen! Wer ein Mädchen liebt und von seinem Gegenstande ganz voll ist, ist verschlossen und stößt die ganze Welt zurück; wer den Wein liebt und von seinem Gegenstande ganz voll ist, der fließt über, und die ganze Welt gehört ihm. Es giebt Menschen, die heimlich trinken und öffentlich besoffen sind; Menschen, die heimlich lieben und öffentlich närrisch thun; Menschen, die heimliche Witze stehlen und sie öffentlich drucken lassen; Menschen, die öffentlich Wahrheit lehren und heimlich getäuscht werden.

Der Mensch soll nichts lieben, als sich, meine lieben Leser, denn da kann er sicher auf Gegenliebe rechnen; nur die Dichter sind unglücklich, wenn sie sich selbst lieben, denn sie können sich selbst schwer erhalten!

Die Dichter sind mit der Liebe übel dran, sie können nicht lieben, ohne zu singen, sie können nicht singen, ohne erst zu trinken, sie haben aber nichts zu trinken, bis sie nicht früher gesungen haben; sie müssen also lieben, singen und trinken auf einmal, sie müssen immer ein Tintenglas, ein Auaenglas und ein Weinglas in der Hand haben; daher ihre Konfusion, daher vertrinken sie die Liebe, und verlieben sich in Trunk und versingen beides.

Die eigentliche Liebe, die wahre Liebe kann auch nicht sprechen. Die Frau verhüllt ihre Liebe in Schweigen, der Mann in Gesang. Das Herz des liebenden Weibes ist ein Kabinets-Kourier des Himmels, es trägt seine Sendung unter heiligem Siegel verschlossen mit sich, kaum sich seines süßes Inhaltes selbst bewußt. Der Mann singt von seiner Liebe, denn auf der Erde findet er nichts, mit dem er sich vergleichen könnte, und zum

Himmel kann nur der Geſang empor, um ſeine Vergleiche und ſeine Sterne zu holen. Die Liebe der Frauen iſt der Äther, Geſänge dieſer Liebe ſind die Blumen, und tauſend Blumen trinken Tau aus einem Äther, und tauſend Blumen ſaugen tauſend verſchiedene Farben und aus dieſem einerlei Äther. Der ſchweigſame Mann wird beredt, wenn er liebt, die ſprachſeligſte Frau wird ſchweigſam, wenn ſie liebt. Im Herzen des Mannes iſt die Liebe eine Erzählung, Dichtung und Wahrheit, eine Novelle mit Fortſetzungen und Unterbrechungen; im Herzen der Frau iſt die Liebe ein engliſcher Gruß, ein Vater Unſer, und ihr ganzes Leben iſt dann nichts, als ein langes, frommes Amen dieſer Empfindung.

Die Liebe iſt wie eine Brenneſſel; der Mann faßt ſie mit keckem Finger hart an, und ſie verletzt ihn nicht; die Frauen erfaſſen ſie zagend, leiſe, mit Zucken, und ſie fühlen das brennende Gift.

Man ſagt „unglückliche Liebe“! Es giebt keine unglückliche Liebe, meine lieben Leſer; wer wahrhaft liebt, iſt glücklich, und trocknet die Hand der Liebe auch nicht ſeine Thräne, und tönt ſeinem Liebesklang auch kein Liebeston entgegen, er iſt dennoch glücklich, denn wer trocknet die Thräne der Roſe, wer erwidert das Lied der Nachtigall, wer gießt Gegenliebe in die Bruſt der unruhigen Sonnenblume? Und doch fragt ſie, ſo ſagt die Roſe: die Thränen ſind mein Glück, und die Nachtigall: mein Schmerzlied iſt meine Wonne, und die Sonnenblume: meine Unruhe iſt mein einzig Heil.

Die glückliche Liebe hat nur Erinnerungen, die unglückliche Liebe hat Hoffnungen, und wo die glückliche Liebe ihre Erinnerungen ablegt, da geſtaltet unglückliche Liebe ihre Hoffnungen zu Erinnerungen. Glückliche Liebe iſt eine Jugendkrankheit, in der man aus Altersſchwäche ſtirbt; unglückliche Liebe iſt eine zur Ruhe geſetzte Wehmut, ſie lebt von dem Gnadengehalte der Erinnerung, und jede Erinnerung, auch die ſchmerzlichſte, iſt wie ein alter, wieder aufgefundener Brief von vor langen Jahren; wir gehen mit ihm bis zu ſeinem Datum zurück, und die abgeblaßten Züge rufen roſige Züge aus unſerer Jugendzeit zurück.

Es giebt nur eine glückliche Liebe, wenn man den Gegenſtand ſeiner Liebe zu ſeinem Glücke nicht kriegt!

Die jetzige Liebe iſt wie die Mondfinſternis, wenn man ſagt: „ſie iſt durch ganz Europa ſichtbar,“ ſo heißt das: „man ſieht gar nichts.“

Die Klaſſiker, die Alten ſagten einſt: „Liebe regiert die Welt!“ — Das ſagen die Alten auch jetzt noch, aber die Jungen ſagens nicht mehr.

Da ſind wir, meine lieben Leſer, auf ein fünftes Weh gekommen: Welt! Die Welt iſt der Inbegriff aller Erſcheinungen,

in unſerer Welt erſcheint aber auch gar nichts mehr, wo iſt in unſerer Welt alſo die Welt? Die ſchöne Welt iſt häßlich, die große Welt iſt klein, die feine Welt iſt grob, und die ganze Welt iſt nur eine halbe Welt — wo iſt die andere halbe Welt?

Kennen Sie, meine lieben Leſer, unſer Weltſyſtem? Die ſchöne Welt kommt ſyſtematiſch zuſammen und ſetzt ſich in einen Kreis: das iſt der Weltkreis; die jungen Herren ſegeln um die Frauenwelt herum, das ſind die Weltumſegler, die auch das Schickſal aller Weltumſegler haben, daß ſie nicht in den Stillen Ozean gelangen können.

Zuerſt dreht ſich das Geſpräch der ganzen Welt ums Theater, das iſt die Weltachſe; dann erzählt man ſich Geſchichten aus der Stadt, das iſt die Weltgeſchichte; die älteſten Bonmots werden neuerdings erzählt, das iſt die alte und neue Welt; um das goldene Haupt der jungen Mädchen bilden die ſilbernen Köpfe der Greiſe eine eherne Mauer und erproben ihre eiſerne Geduld, das ſind die vier Weltalter; dann fragt man ſich: haben Sie gehört, was für ein Gerücht verlautet? das iſt das Weltgericht; dann tauſcht man ſeine Neuigkeit aus, das iſt der Welthandel; dann erſäuft man ſich in ein Meer von Gemeinplätzen, das iſt das Weltmeer; dann kommt ein Schriftſteller, bringt die Geſellſchaft der ſchönen Welt zur öffentlichen Kunde, das iſt die Weltkunde; und zuletzt macht das Schickſal einen Strich durch die Weltkunde, das endlich iſt der Weltſtrich. Sehen Sie, das iſt das neue Weltgebäude.

Die ganze Welt ſagt: die Welt muß zu grunde gehen; die Welt iſt aber ſo grundlos, daß ſie nicht zu grunde gehen kann, und man kann wirklich ſagen: daß die Welt zu grunde gehen ſoll, dazu iſt kein Grund vorhanden.

Durch Wein, Weiber, Witz und Wahrheit wird die Welt kurios zu grunde gerichtet, aber eine zu grunde gerichtete Welt mit Wein und Weibern hat die ganze Welt im Grund doch noch lieber, als eine nicht zu grunde gerichtete Welt ohne Wein und Weiber.

Die Bühne, mein lieber Leſer, die Schaubühne, das ſind „die Bretter, die die Welt bedeuten.“ — Da aber die Welt jetzt nichts bedeutet, ſo bedeuten die Bretter auch nichts. Ja, man kann ſagen: auf den Brettern, die die Welt bedeuten, da iſt die Welt bedeutend mit Brettern verſchlagen.

Auf dieſer Welt, auf dieſer Bretterwelt ſind die vier Weh: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit ſehr wehleidig!

Unſere Theaterdichter bringen nichts als alte Witze und junge Weiber auf die Bühne, und anſtatt reinen Wein ſchenken ſie unreine Wahrheit ein. Die Wahrheit iſt aber, daß ſie beim Wein ſchlechte Witze über die Weiber machen, und dann dieſe ihre ſchlechte Aufführung durch eine gute Aufführung durch die Welt ſchmuggeln. Unſere Theaterdichter geben mit Weiber, Witz und Wahrheit in

ihren Theaterstücken sonderbar um; anstatt daß sie gesuchte Weiber, keinen Wort-Witz und blanke Wahrheit haben sollen, haben sie blanke Weiber, gesuchten Witz und kein Wort Wahrheit! Anstatt daß sie die Weiber dem Leben abstehlen und ganz neue Witze hervorbringen sollen, bringen sie neue Weiber hervor und stehlen den Witz von den Lebenden; und das ist die ganze Wahrheit bei der Sache!

Der Witz, meine lieben Leser, ist jetzt die Hauptsache, von Handlung und Charakter ist gar keine Rede. Bloß wie der Dichter um sein Honorar handelt, das ist die einzige Handlung, und wie ihm manche Direktoren ganz charakterlos davon abziehen, das ist der einzige Charakterzug.

Der Witz wird in der ganzen Welt zur Thür hinausgeworfen, er muß also auf der Straße liegen; es hat sich also aller Witz in die Straßenjungen geschlagen und dieser geschlagene Witz kommt jetzt aufs Theater.

Unsere Dichter können mehr als der Himmel; der Himmel hat bloß aus Nichts die Welt geschaffen, die Theaterdichter erschaffen aber sogar aus einem Taugenichts ihre Welt, und so ein Taugenichts ist noch lange kein Nichts, so ein Taugenichts braucht erst einen Pariser Dichter, einen deutschen Übersetzer, ein Theater und eine sehr gelungene Darstellung, bis er vollkommen Nichts ist!

In einer Hinsicht veredeln die Dichter die Straßenjungen, nämlich: auf dem Theater sehen wir sie in vier langen, zerrissenen Aufzügen, die wirklichen Straßenjungen erscheinen gewöhnlich nur in einem zerrissenen Aufzug!

Ein anderer Übelstand entsteht aber der Kunst durch die Aufführung dieser Straßenjungen. Es ist nämlich eine Wahrheit, so alt, wie die Choristinnen des ***theaters, und doch so neu, wie der alte Wein bei ***: daß kein Mensch sich selbst beurteilen kann — wie sollen also unsere Rezensenten diese Straßenjungen beurteilen?

Man könnte freilich sagen: die Straßenjungen sind unter der Kritik! Das kann aber nicht sein, denn die Kritik ist ja unter den Straßenjungen! Man kann also im wörtlichen Sinne sagen: Straßenjungen und Kritik haben es unter sich selbst auszumachen!

Sie sehen, meine lieben Leser, daß, so oft auch im Leben über gute Wahrheiten schlechte Witze gemacht werden, so trifft sich doch, daß man manchmal einen guten Witz über eine schlechte Wahrheit machen kann.

Ich nenne aus Bescheidenheit meinen Witz gemachten Witz! Denn die vier Weh thun einem auch verschieden weh: die nachgemachten Weine, die davon gemachten Weiber, die abgemachten Witze und die ausgemachten Wahrheiten thun einem im Leben sehr weh.

Bei Wein und Weiber ist der Unterschied: wir kosten den Wein, und die Weiber kosten uns; bei Witz und Weiber ist das der Unterschied, daß wir traurig sind, wenn unser Witz ausgeht, daß wir aber froh sind, wenn unsere Weiber ein bischen ausgehen; bei Wahrheit und Weiber ist der Unterschied, daß sich tausend Wahrheiten, aber nicht zwei Weiber miteinander vertragen; bei Witz und Weiber ist der Unterschied: bei dem Witz liegt die Anschauung in dem Verstand, bei den Weibern liegt der Verstand in der Anschauung; der Witz ist Meister im Zusammensetzen, die Weiber sind Meister im Auseinandersetzen. — Wie glücklich ist der Mensch, bei dem ein Witz den andern jagt; wie unglücklich ist der Mensch, bei dem ein Weib das andere jagt. — Da ich aber befürchte, daß mein Witz nicht wieder einen Witz, sondern die Leser jagen könnte, so will ich von Witz, Wein, Weiber und Wahrheit abbrechen, damit Sie gar kein Weh mehr haben.

Die ägyptische Finsternis bei Gasbeleuchtung und der Ochs in der Laterne.

Eine humoristische Olla Potrida.

Es giebt viele alte Berühmtheiten, die, wenn sie in der jetzigen Zeit existiert hätten, nie berühmt geworden wären. Zum Beispiel die „ägyptische Finsternis", die mag zu ihrer Zeit berühmt gewesen sein, aber jetzt finden wir solche Finsternisse auf der Gasse; wenn jetzt eine ägyptische Finsternis käme, man würde sie gar nicht sehen; so finster wie eine ägyptische Finsternis ists jetzt, Gottlob, wenn der schönste Sommertag ist!

So auch die berühmten „sieben Weisen Griechenlands"; wenn sie jetzt lebten, sie wären die „sieben Narren Deutschlands"!

Diogenes war ein Weiser, weil er mit der Laterne herumging, um einen Menschen zu suchen; jetzt giebts gar keinen solchen Narren mehr, der einen Menschen sucht.

Bei dieser Gelegenheit drängt sich mir eine sehr wichtige Frage auf; hat Diogenes in einem Weinfasse oder in einem Bierfasse gewohnt? Diese Frage ist von größerer Wichtigkeit, als man glaubt, denn hat Diogenes in einem Bierfasse gewohnt, so hat es in Griechenland Bier gegeben.

Wer von Ihnen, liebe Leser, kann mir eines der zartesten Geheimnisse der Natur, eines der sinnigsten Rätsel des menschlichen Geistes enthüllen, nämlich: „Warum fallen die vom Bier Betrunkenen auf den Rücken, und die vom Wein Betrunkenen auf die Nase?"

An diese zarte Lebensfrage knüpft sich noch eine dritte Frage an: „Wenn die Bierbetrunkenen auf den Rücken, und die Weinbetrunkenen auf die Nase fallen, wohin fallen die von Liebe Trunkenen?" — Die Antwort auf die zweite Frage ist ganz leicht: die von Liebe Trunkenen fallen jetzt ganz auf die Seite. — Früher war man von der Liebe trunken, weil man über das Maß geliebt hat; jetzt bleiben wir in der Liebe gleich beim ersten Pfiff stehen, wo soll da die Trunkenheit herkommen?

Was hat der Philosoph Diogenes in seinem Fasse voraus gehabt vor allen unsern Philosophen? Er war wenigstens sahlich! — Unsere Philosophen sind umgekehrte Diogenesse, anstatt daß sie

wie Diogenes sich in ein Weinfaß ziehen, ziehen sie ein Faß Wein in sich und werden Philosophen per fas et ne-fas! — Darum studiert man drei Jahre Philosophie; das erste Jahr den Heurigen, das zweite Jahr den Vorjährigen, und das dritte Jahr wird bloß repetiert!

Eine eben so abgeschmackte Verühmtheit war der große Roscius, der erste römische Künstler. Er war gewiß ein gewaltiger Kulissenreißer. Überhaupt, wie kann Roscius ein großer Künstler gewesen sein, er hat ja gar nie in Berlin gespielt! Ja, noch mehr, der Kerl hat ja keine reine deutsche Aussprache gehabt!

Nun aber, liebe Leser, sehen Sie nicht ein, wie ich mit allen diesen Abwegen und Abspringen wieder auf den Titel meines Aufsatzes zurückkommen will? Das sehen sie nicht? Das sehen Sie nicht? Sehen Sie, das ist eben die ägyptische Finsternis, daß Sie es nicht sehen! Das ist ja eben der sichtbare Segen der Finsternis, daß man die Leute stundenlang herumführt, und daß sie dann wieder dort sind, wo sie ausgegangen sind! Ich habe Ihnen in dieser Finsternis einen Mann mit der Laterne mitgegeben, und doch haben Sie nicht gesehen, wo ich Sie hinführe, gestehen sie nur, daß man eine solche Finsternis nicht alle Tage sieht!

Die ägyptische Finsternis ist die einzige ägyptische Mumie, die sich ganz unversehrt bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Die Ägypter haben es verstanden, ihre Finsternis einzubalsamieren, bei uns ist diese Kunst ganz verloren gegangen, denn für unsere Finsternis giebt es keinen Balsam.

Damit wir aber diese ägyptische Finsternis allgemein sehen können, haben wir die Gasbeleuchtung erfunden, und, beim Licht beobachtet, ist die Finsternis ein wahres lumen mundi. Zur Beleuchtung unserer Finsternis aber kann kein anderes Licht sein, als Gas, denn die erste Gas-Art ist fixe Luft, und in unserer Finsternis muß man froh sein, wenn man wenigstens ein bischen freie Luft fixiert hat.

Wenn man also die Finsternis beleuchtet, so sieht man, wie glücklich die Leute sind, die nicht sehen.

Die „Liebe", die „Gerechtigkeit" und das „Glück" sind drei alückliche Wesen, die nicht sehen: die Liebe ist blind, das Glück ist blind, und die Gerechtigkeit ist blind. Wenn diese drei Blinden sehen würden, so würden sie Dinge sehen, daß ihnen Hören und Sehen verginge.

Daß die Gerechtigkeit blind ist, ist längst bekannt.

Die Liebe, meine guten Leserinnen, ist auch blind, und das Glück ist auch blind! Es ist ein wahres Glück, daß die Liebe blind ist, und es ist mir lieb, daß die Liebe blind ist. Wäre die Liebe allein blind und das Glück nicht, so würde das Glück sehen, daß diese Liebe keine Liebe ist; wäre das Glück allein blind und die

Liebe nicht, so würde die Liebe sehen, daß dieses Glück kein Glück ist!

In der ägyptischen Finsternis waren lauter glücklich Liebende, denn die Liebe ist nie glücklicher, als wenn sie nicht sieht.

Der Mensch soll über seinen Zorn die Sonne nicht untergehen lassen; und der Mensch soll über seine Liebe die Sonne nie aufgehen lassen. Man muß nicht nur nicht in den Tag hineinreden, sondern auch nicht in den Tag hineinlieben!

Die Liebenden sind ganz andere Menschen, als andere Menschen. Andere Menschen, wenn sie genug gelebt haben, vertauschen sie das Zeitliche mit dem Ewigen. Die Liebenden schwören sich erst ewige Treue, sehen sich dann zeitlich nach einem anderen um, und bevor eins von ihnen noch das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, vertauschen sie einigemal das Ewige mit dem Zeitlichen!

Die Liebe ist blind, darum sind die Verliebten stockblind, die Verheirateten aber bloß staberlblind!

Der Tag ist ein Mann, die Nacht ist ein Weib, in der Liebe aber ist das Weib der Mann!

Der Tag und die Nacht, das ist ein seltenes Ehepaar, wie glücklich leben sie seit ewigen Zeiten, das ist auch keine Kunst, wenn der Tag kommt, geht die Nacht fort, und wenn die Nacht kommt, ist der Tag über alle Berge!

Bei diesem Ehepaar, Tag und Nacht, ist im Winter die Frau Nacht glücklich, denn da hält sie ihren Mann kurz, und im Sommer ist der Mann Tag vergnügt, denn er sieht, wie seine Frau alle Tage mehr abnimmt.

Nur einmal kommen sie sich gleich unausstehlich vor, wenn Tag- und Nachtgleiche ist, um diese Zeit, weiß man, gibts auch die gefährlichsten Stürme.

Die Liebe hat Augen, aber nicht zum Sehen, sondern zum Weinen, die Liebe hat eine Zunge, aber nicht zum Reden sondern zum Singen, und sie hat eine Wange, nicht um zu blühen, sondern um zu erröten. Die Liebe trägt das Gehör auf den Wangen, das Wort im Auge und den Blick im Herzen!

Das menschliche Herz hat drei Natur-Reime: Das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz. Wir Wiener haben noch einen vierten Lokal-Reim: Wir haben ein Herz wie ein Stern, das ist aber ein Fasten-Reim, und ein Wiener Herz hat keine Fasten.

Der gute Appetit der Wiener gegen den der Berliner hat mir einen wichtigen Aufschluß über den Sprachunterschied dieser beiden Völker gegeben.

Der Österreicher spricht alles in der längstvergangenen Zeit, der Preuße alles in der jüngstvergangenen. Der Österreicher sagt: „Ich bin spazieren gegangen." Der Preuße sagt: „Ich ging spa-

zieren!“ Der Öſterreicher ſagt: „Die hab' ich angeguckt!“ Der Preuße ſagt: „Ich guckte ſie an!“ Woher kommt dieſer Unterſchied? Der kommt vom Appetit her.

Wenn der Wiener mittags einen Faſan gegeſſen hat, abends ſcheint es ihm ſchon ſo lang, daß er keinen Faſan gegeſſen hat, daß er in der längſtvergangenen Zeit ſagt: „Ich hab' einen Faſan gegeſſen!“ — Wenn der Berliner einen Faſanflügel ißt, ſo iſt ihm vierzehn Tage noch ſo, als hätte er ihn eben erſt gegeſſen, und er ſagt in der jüngſtvergangenen Zeit: „Ich aß ein Faſanflügelchen!“

So ſpricht des Wieners Herz alles in der längſtvergangenen Zeit. Wenn er in der Früh geliebt hat, ſo ſagt er abends: „Ich hab' geliebt gehabt!“

Aber in der Liebe, verehrte Leſer, gibt es jetzt überhaupt nur eine längſtvergangene Zeit, das heißt, die Zeit, wo man geliebt hat, iſt längſt vergangen!“ — Wenn mir jemand ſeine Geliebte vorſtellt und ſagt: „Das iſt meine Zukünftige“; ſo denke ich mir immer: das iſt ſeine zukünftig vergangene Zeit!

Die Liebe iſt blind, die Herzen der Männer aber ſind ſo barmherzig, daß jedes Herz ſeine eigene Blinden-Anſtalt hat!

Die Liebe iſt blind, und doch ſagt man: „Die Liebe und die Zigeuner ſehen im Finſtern.“ — Warum ſehen die Zigeuner im Finſtern? Weil ſie von der ägyptiſchen Finſternis herſtammen. Die Finſternis iſt alſo das Perſpektiv der Liebe. Da wir jetzt eine doppelte Finſternis haben, die ägyptiſche und die europäiſche, ſo hat unſere Liebe ein ganz modernes Doppel-Perſpektiv!

Nun ſehen Sie, da ſind wir ſchon wieder bei unſerm Titel, bei der ägyptiſchen Finſternis, und was den Ochſen betrifft, verlaſſen Sie ſich nur auf mich. Laſſen Sie mich nur ein bißchen zu mir kommen, und wir werden gleich beim Ochſen ſein. Die Ägypter haben bekanntlich einen Ochſen angebetet; wir weichen etwas davon ab und beten bloß zuweilen eine Kuh an.

Mein Gott! wie viel Mädchen beten nicht einen goldenen Ochſen, und wie viel Männer eine goldne Gans an? Am Ende nimmt der goldne Ochs die goldne Gans, und ſie feiern die goldne Hochzeit; denn es iſt ihnen ſogleich, als hätten ſie ſchon fünfzig Jahre zuſammen gelebt! —

In der Liebe vergeht ein Jahr wie ein Tag, in der Ehe vergeht ein Tag wie ein Jahr, darum rüſte ſich jeder Ehemann an jedem Sonntage zum ſiebenjährigen Krieg, und an jedem Erſten des Monats zum dreißigjährigen Krieg!

Jedes Jahr, das man mit einer Frau zu leben hat, iſt ein Streich des Schickſals; wer die ſilberne Hochzeit feiert, der hat ſeine fünf und zwanzig glücklich überſtanden, und wer die goldene Hochzeit feiert, der hat fünfzig bekommen!

Warum zündet man bei einer Hochzeit am hellen, lichten Tage Hochzeitsfackeln an? Weil man ſchon bei der Hochzeit anfängt,

finstere Gesichter zu machen! Wiederum eine Finsternis, die noch älter ist als die ägyptische! — Die Ägyptier in ihrer Finsternis hatten Recht, die Ochsen anzubeten, denn ein Ochs ist ein unfehlbares Mittel zur Aufklärung und Lichtverbreitung.

Sie sehen mich erstaunt an? O, ich bitte Sie, betrachten Sie die Ochsen aus einem freundlichern Gesichtspunkte!

Die Ochsen sind respektabler, als die Menschen: kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe; jeder Ochs trägt redlich seine Haut zu Markte, und wenn der Ochs einmal vor den Kopf geschlagen ist, so ist er genießbarer, als wenn der Mensch vor den Kopf geschlagen ist!

Gibt's nicht ausgezeichnete Künstler unter den Ochsen, zum Beispiel große Hornisten? Sind die Ochsen nicht ausgezeichnete Redakteurs, wiederkäuen sie ihre Artikel nicht immer und emsig? Die wirklichen Ochsen kann man kochen und braten, die menschlichen Ochsen muß man roh genießen!

Wie man nun mit einem Ochsen die Finsternis beleuchten kann? Nichts leichter, als das. Man schlägt den Ochsen tot, man zapft ihm das Fett ab, man läßt das Fett ab, man läßt das Fett aus, man macht aus dem Fette Lichter, man steckt das Licht in die Laterne, so steckt der Ochs in der Laterne und beleuchtet sein Jahrhundert!

Man versuche aber einmal, und lasse unsere menschlichen Ochsen aus — und wir haben viel ausgelassene Ochsen — allein ihr Fett taugt nicht zum Lichtermachen, und könnte man auch Lichter daraus machen, so wären es doch keine gezogenen.

Ich glaube also ganz bestimmt, daß Diogenes in der ägyptischen Finsternis gelebt hat, daß er in seiner Laterne einen Ochsen herumgetragen hat, daß er eigentlich unter den Menschen einen solchen Ochsen gesucht hat, den er auch als Licht in die Laterne stecken könnte, und daß er keinen gefunden hat.

Somit wäre die ägyptische Finsternis und der Ochs in Ihrer Gunst gerechtfertigt, und:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In ihrem Bunde der Dritte.

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini.

Paganini, den Sie alle kennen, hat die Kunst erfunden, auf einer Saite zu spielen; seit dieser Zeit sind wir noch einseitiger geworden, als wir je waren. Nur mit dem Unterschiede: Paganini spielt auf der G- (geh) Saite, wir mit unserer Einseitigkeit spielen auf einer Seite, wo es nicht mehr geht.

Wir leben jetzt in einer sonderbaren Epoche! In der Kunst spannt man die Erwartung und in der Politik die Anforderungen so hoch, daß alle Saiten reißen und ein einseitiges Spiel Kunst und Politik verzückt und verdirbt. Nicht nur die Politik der Kunst liegt in Doppelgängen, sondern noch mehr besteht die Kunst der Politik in lauter Doppelgängen auf aller Seiten! Denn jeder Politiker ist ein Doppelgänger, mit dem Unterschiede, daß sich beim Politiker die zwei Doppelgänger gar nicht ähnlich sehen. Ein Politiker ist unstreitig ein größerer Künstler als Paganini, denn Paganini hat es vorderhand noch nicht dahin gebracht, auf gar keiner Saite zu spielen. Ich wundere mich, oder vielmehr ich ehre es an Paganini über alle Maßen, daß er es noch nicht versucht hat, auf gar keiner Saite zu spielen! Ich bin überzeugt, wenn heute angekündigt würde:

„München, Dienstag u. s. w.
wird Paganini ein H-moll-Konzert auf gar keiner Saite vorzutragen die Ehre haben"

dann sind alle Plätze im Nu vergriffen. Das Theater ist gesteckt voll. Paganini erscheint, spielt sein H-moll-Konzert auf gar keiner Saite, alles ist entzückt, Enthusiasten stöhnen, Enragées schluchzen, Frauen fallen in decente Ohnmachten, alte Jünglinge lächeln selig und junge Greise weinen angenehm, vom Bravo erschallt das Haus, Paganini wird hervorgerufen und muß sein H-moll-Konzert auf keiner Saite noch einmal spielen.

Tags darauf lesen wir in den Zeitungen folgendes:

„Vorgestern spielte Hr. Paganini sein H-moll-Konzert auf gar keiner Saite. Wir sind in Verlegenheit, was wir über dieses außerordentliche Phänomen sagen sollen. So etwas muß man

hören, wer es nicht gehört hat, der glaubt es nicht; aber wir alle, die wir es hörten, die wir diese Töne hörten, die er aus gar keiner Saite entlockte, die wir diese Harmonien nicht nur hörten, sondern fühlten, nicht nur fühlten, sondern sahen, nicht nur sahen, sondern schmeckten — wir alle können nichts sagen als: „Dieses H-moll-Konzert auf gar keiner Saite ist das grauenhafteste und bizarrste, das erhabenste und vertiefendste, das harmonischste und heterogenste, das reorganischste und organischste, das allereinendste und das allerallste Spiel! Sein Spiel „ist die elektromagnetische Paraphrasierung der Pendulschwingungen einer kongreviſchen Rakete in dem phantasmagorischen Prisma des Jeanpaulischen Kampanerthales. Eine Resurrektion der Hoffmannschen Stammgeister in der Respiration der Dezimalteile des transzendentalen Sauerstoffes, und die personifizierte Resignation der Wehmut unseres weiblichen Hexenteils in einem Mondscheinregenbogen, den wir nur mit den Ohren sehen. Bei allem dem göttlichen Spiel auf gar keiner Saite bewundern wir, oder vielmehr beten wir an, den ganz eigenen Bezug seiner Violine, der mit anderen Erdenkünstlern in gar keinem Bezug steht. Schade nur, daß diese keine Saite etwas unmerklich zu hoch war, welches aber unter der Hand dieses Erdengottes ganz verschwand; kurz, wir können Paganinis Violinspiel nicht anders bezeichnen als: ein göttliches Seitenstechen!"

Einen solchen Erfolg könnte ich Hrn. Paganini verbürgen, wenn es ihm einmal einfiele, auf gar keiner Saite zu spielen, er thut es nicht; unsere Politiker aber sind oft darin groß, daß sie eben wirklich ankündigen lassen, sie werden auf gar keiner Seite mehr spielen und wenn ein Politiker einmal so thut, als spielte er auf gar keiner Seite mehr mit, so hat er entweder seine Einnahme für dieses Konzert auf keiner Seite schon in der Tasche, oder er hat heimlich alle Seiten in der Tasche und spielt ein Taschenpizzicato, daß einem hören und sehen vergeht.

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Der Mensch, das Leben, die Kunst, die Politik, die Geselligkeit, die Liebe, alles ist jetzt einseitig. Der Mensch selbst ist einseitig, das einseitigste Geschöpf. Adam selbst war einseitig; er hatte nur eine gute Seite, die andere Seite, aus welcher das Weib erschaffen wurde, war nicht die beste. Eva hatte auch nur eine gute Seite; „die Genäschigkeit", denn, wenn sie nicht von dem lieben Apfel gegessen hätte, wären wir noch alle in dem lieben Stande der Natur, in dem lieben Viehstande. Adams Ehehälfte — denn im Paradiese war die Frau wirklich noch des Mannes Ehehälfte, unsere jetzigen Weiber sind kaum Eheachtel und Ehesechzehntel — gab ihm einen halben Apfel, und der erste existierende Reichsapfel war auch sogleich ein Zankapfel. Ach, es ist kein guter Visier daran, ein Weib zu sein! Und selbst Adam, der nichts zu regieren hatte als

Vieh, der ſich alſo gut einen „Selbſtherrſcher“ hätte nennen können, auch Adam, der erſte wirkliche Fürſt von „Gottesgnaden“, war ein unglücklicher Regent, und ſeine Zivilliſte war doch ſehr bedeutend, denn alles in ſeinem Reiche gehörte ihm, bis auf einen einzigen Apfelbaum.

Wie glücklich hätte Adam ſein können, wenn er dieſe eine Seite nicht gehabt hätte! Er hätte ſeine Schafe ſcheren können bis an's jüngſte Gericht. Schafe aber ſind ſuperbe Unterthanen, wenn man ſie auch bis auf die Haut ſchert, die Wolle wächſt wieder! Ach, und die Schafköpfe ſind die Glücklichſten, denn ſie ſitzen immer in der Wolle!

Das Muſter aber aller beſten Unterthanen, das Ideal eines Unterthans iſt das Kameel, denn das Kameel iſt das einzige Tier, das noch niederkniet, wenn man ihm friſche Laſten auflegen will. Welche herrliche Unterthanen ſind nicht die Fiſche? Sie gehen ewig ins Netz, ja ſie verbluten oft an der Angel, und doch fallen ihnen nie die Schuppen von den Augen. Die Vögel ſind auch herrliche Unterthanen, man kann ſie mit Dunſt betäuben und erwiſchen. Und ſolch ein Volk mußte Adam verlieren, eines Weibes halber. Iſt das nicht eine unglückliche Einſeitigkeit?

Der Menſch, der Mann, die Frau mit allen ihren Thaten und Gefühlen, wie einſeitig iſt das alles. Man ſagt zwar: „jedes Ding hat zwei Seiten“; der Menſch iſt aber kein Ding, der Menſch iſt ein Unding, mit Ausnahme meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen, das verſteht ſich.

Das Herz ſelbſt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt einſeitig. Das Herz des Menſchen iſt das einſeitigſte Ding der Welt; es pocht immer laut auf, wenn es von einer gerechten Sache durchdrungen iſt, und es ſollte doch wiſſen, daß, je gerechter man iſt, deſto weniger ſollte man darauf pochen. Wo es ſich um Gut und Blut handelt, da pocht das Herz; wie einſeitig! Wenn das Herz vielſeitig wäre, ſo wüßte es: Gut macht Blut, Blut macht Mut, Mut macht Übermut, und wo Übermut iſt, da klopft kein Herz im Buſen. Für was ſchlägt das Herz im Buſen? Für das Schmählichſte im Leben. Denn das Leben opfert man der Freundſchaft, die Freundſchaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Ehre, die Ehre opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe aber opfert der Menſch nur dem — Hunger —, und dafür ſchlägt am Ende jedes menſchliche Herz; wie jammervoll einſeitig!

Sehen wir alle Regenten der Welt an, ſie ſpielen im Grunde alle auf einer Seite, wenn ſie ganz allein aufgeigen können, und auf der andern Seite ſpielt das Volk. Die Regenten ſpielen maestoso und die Völker doloroso, aber nicht auf einer Seite wird moderato assai geſpielt. Wie nun die Regenten auf der einen Seite ſtehen und die Völker auf der andern, ſo ſagen die

Regenten: unſer Intereſſe läuft mit dem Intereſſe der Völker parallel, und da haben ſie vollkommen recht, denn man weiß, daß zwei Linien, die parallel laufen, ſich gegenſeitig nie berühren.

Selbſt mit dem beſten Herzen ſtößt man bei jedem Stande auf eine Seite, wo man anſtößt, auf eine Saite, die nicht anklingt, und wenn man auf der einen Seite ſich beliebt macht, macht man ſich auf der andern verhaßt. Wünſcht man auf der einen Seite allen Menſchen gute Geſundheit, ſo ſagen auf der andern Seite die Ärzte: das iſt ein Böſewicht; man müßte alſo den Ärzten andere Krankheiten übergeben, z. B. die Starrſucht des Miniſteriums, die Choleramorbus der Renten, die kranke Phantaſie der neueſten Romantiker, den Fieberparoxismus der Enthuſiaſten, die Abzehrung des deutſchen Theaters, die Gallſucht der Rezenſenten u. ſ. w.

Wünſcht man auf der einen Seite den Leuten Ruhe, ſo ſchreien die Leute auf der andern Seite: Arbeit; will man auf einer Seite Eintracht herſtellen, ſo kommen auf der andern Seite die Advokaten und klagen auf Entſchädigung. Es nützt nichts, wenn man ſie anweiſt auf:

Müllers „Zwieſpalt der Natur", auf den „Scheidungsprozeß" von Kalk und Alkohol, auf Schiller's „Klage der Ceres", auf Kotzebue's „häuslichen Zwiſt", auf den „Streit der Elemente" und auf den ewigen Hader zwiſchen Dummheit und Vernunft. — Bei dieſer Gelegenheit teile ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, einen kurzen aber intereſſanten Eheſcheidungsprozeß aus dem Gerichts-Saale des Olymps mit.

Im Olymp gibt es eben ſo gut Eheſcheidungen, als auf Erden, ich aber bin ſchon lange gegen die Art und Weiſe, wie die Menſchen mit ihrem Verſprechen, Trauen und Scheiden zu Werke gehen, unzufrieden geweſen.

Zuerſt verſpricht man ſich, dann folgt das Trauen, das iſt die verkehrte Welt; was nützt ein Verſprechen, bevor man ſich traut? Zuerſt muß man trauen und dann verſprechen. Man verſpricht ſich, das eben iſt das Übel; anſtatt daß ein jedes dem andern goldene Tage verſprechen ſollte, verſpricht jeder nur ſich goldene Tage. Man vermählt ſich erſt, dann läßt man ſich ſcheiden, das iſt eben ſo unrecht, man ſollte ſich erſt ſcheiden, dann vermählen. So lang ſie Braut und Bräutigam ſind, da ſind ſie in einander verliebt, kaum ſind ſie verheiratet, ſo lieben ſie ſich erſt recht, d. h. ein jedes liebt ſich. Als Verlobte hängt der Himmel voll Geigen, als Vermählte werden aus den Geigen lauter Kontrabäſſe. Als Verlobte leben ſie unter Amors Flügel, als Vermählte wohnt er auf dem rechten Flügel und ſie auf dem linken Flügel, ſie hat ſogleich einen anderen Flügelmann, und nur in ihrem Flügel, aber nicht in ihrer Ehe finden ſie einige Harmonie; ſie ſpielt ihre

Noten ganz allein, und nur wenn ſie Banknoten und Pfundnoten haben will, wird der Mann zu einem vierhändigen Stück eingeladen. Iſt alſo eine ſolche Vermählung nicht eine wahre Scheidung und die Eheſcheidung einer ſolchen Ehe muß eine wahre Vermählung werden.

Demnach trug auch das Wort „Zeitgeiſt“ im Olymp auf Eheſcheidung an.

Der Mann „Geiſt“ trug auf förmliche Scheidung von ſeiner Frau „Zeit“ an. Er begründete ſeine Klage folgendermaßen:

„Erſtlich hat meine Frau, die Zeit, nur einen Zahn, welcher für den Geiſt, der den Leuten auf die Zähne fühlen muß, ein Unglück iſt. Zweitens iſt meine Frau, die Zeit, eine leichtſinnige Thörin, die mir entflieht, bevor ich mich ihrer recht freuen konnte; eine Boshafte, die dem Glücklichen im Nu entrinnt, und bei dem Unglücklichen in boshafter Schadenfreude mit bleierner Geduld ausharrt; und eine Leichtſinnige, die mit Kronen, Völkerglück und Menſchenrecht wie mit leichten Marken ſpielt. Überdem iſt aus unſerer Ehe kein geſundes Kind hervorgegangen; man mag fragen wen man will, ſo wird jeder ſagen: die Kinder unſeres Zeitgeiſtes ſind entweder lächerliche, alberne Thoren, oder verkrüppelte, engherzige Geſtalten.“

Nachdem der Mann, Geiſt, ſo geſprochen, trat die Beklagte, die Zeit, hervor und verteidigte ſich folgendermaßen:

„Als mein Mann, der Geiſt mich ehelichte, wußte er, daß ich nur einen Zahn habe, aber das ſchadet ihm nichts, dem wahren Geiſte thut der Zahn der Zeit keinen Abbruch. Er ſagt, ich fliehe, bevor er ſich meiner freuen kann; das iſt ſeine Schuld. Er iſt mein abgeſagteſter Feind; wenn man mich in einer Geſellſchaft nicht haben will, ſo ruft man den Geiſt zu Hilfe, um die Zeit zu vertreiben. Iſt das zum Aushalten? Sehen Sie einmal, in unſern Theatern und Akademien, wo ſich mein Mann ſelten ſehen läßt, da weile ich ſtets geduldig, und Sie ſagen: wir haben hier Zeit lang. Kurz, mein Mann, der Geiſt, iſt immer darauf bedacht, mich zu verkürzen. Daß unſere Kinder nichts taugen, da iſt mein Mann ſchuld, der Vater muß die Kinder bilden. Im Geiſte liegt die Urſache aller Verderbtheit und nicht in der Zeit. Was aber wäre mein Mann ohne mich? Was wäre ein Geiſt ohne Zeit? Eine Zeit aber ohne Geiſt hat zu allen Zeiten gut beſtanden. Was der Geiſt unternehmen will, braucht er Zeit dazu, aber die Zeit ſetzt alles ohne Geiſt durch. Der ſchöne Geiſt macht nichts, wenn er zur unrechten Zeit kommt. Die ſchlechteſte Zeit aber findet noch immer einen Geiſt, dem ſie erwünſcht kommt. Bei den Vorleſungen bemerkt man oft, daß der Geiſt und die Lichter immer kürzer werden, dagegen die Zeit und die Geſichter immer länger werden. Mich ſucht man ſtets zu verkürzen und

doch komm' ich noch lang gut genug. Den Geist sucht man immer zu vermehren, und doch kommt er immer zu kurz. Sie sehen also, daß mein Mann keine Ursache hat, auf Scheidung anzutragen."

Die Richter des Olymps entschieden sehr bald, und das konnten sie auch eher als unsere Justiz, weil sie den Geist sogleich bei der Hand hatten. Sie entschieden, daß der Geist mit der Zeit fortlebe, da er im Grunde ein armer Teufel ist, und bloß von der Gnade seiner Frau Zeit lebt.

Wie einseitig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist der Mensch in der Liebe zu seinem Mitmenschen! Er fängt an, den Menschen zu lieben, wenn derselbe aufgehört hat, zu leben. Der Mensch kann dem Menschen und der Sonne nur, wenn sie untergehen und von ihm scheiden, freundlich und offen in's Antlitz schauen und nachsehen; am Tage und wenn sie bei ihm weilen, sieht er in beiden nur — die Flecken. Der Mensch und die Sonne erscheinen uns gerade in der Mitte ihres Laufes, wenn sie im vollsten, reichsten Lichte stehen, am allerkleinsten! Nur wenn unser Nebenmensch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge zu; nur wenn ihm die letzte Grube gegraben wird, graben wir ihm keine Grube mehr; und unser Herz schlägt nicht eher für ihn, bis sein Herz gar nicht mehr schlägt.

Man sagt der Mensch lebt siebzig Jahre, das ist ein schlechter Ausdruck, der Mensch stirbt siebzig Jahre! Wie er geboren wird, fängt er an zu sterben, und wenn er stirbt, so ist er bloß zu Ende gestorben. Wenn wir uns gegenseitig zum Geburtstage gratulieren, so ist es nicht darum, weil wir ein Jahr mehr gelebt haben, sondern daß wir ein Jahr weniger zu sterben haben. Ist es also nicht unrecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß wir uns gegenseitig nicht nur das Leben, sondern auch das Sterben so sauer machen? Lassen wir doch die Menschen ihre siebzig Jahre ruhig durchsterben. Ach, wenn wir alle unsere Mitmenschen als Sterbende betrachten, wie milde, wie gütig, wie nachsichtig, kurz, wie reinmenschlich würden wir nicht allesamt sein?

Wie einseitig ist nicht selbst das einseitigste Ding der Welt: die Mode? Auf vielen Seiten zieht man alle Tage ein neues Kleid, also einen neuen Menschen an, aber nie zieht man den alten aus. Auf der andern Seite trägt man noch alles gerade so, wie man es vor fünfzig Jahren getragen hat. Die Geldstolzen tragen noch immer die Nase hoch, die Jesuiten tragen noch immer den Rücken krumm, die Narren trägt man noch immer auf den Händen, die Heuchelei auf der Zunge und die Falschheit im Herzen. Die Bitten trägt man vor, den Haß und die Rache trägt man nach, die Unschuld trägt man an, die Verleumdung trägt man zu, die Lügen trägt man aus und den Mantel trägt man auf beiden

Schultern. Aber nicht nur in dem, was man trägt, ist's die alte einseitige Mode, sondern auch in dem, was man nicht trägt. Man trägt noch immer kein Bedenken, die Unglücklichen gar nicht zu bedenken, man trägt noch immer kein Herz im Leibe und kein Gewissen im Busen, man trägt noch immer kein kleines Geld bei sich, wenn man einem Armen etwas schenken soll, man trägt noch immer keine Schulden ab und die Redlichkeit trägt noch immer keine Freuden ein, ist das nicht dieselbe alte Mode-Einseitigkeit?

In der jungen Welt ist die Mode auch noch mit ihrer alten Einseitigkeit. Die allumfassenden Mädchen knüpfen noch das Band des Kleides fester als das Band der Liebe, sie tragen häufiger die vielfarbige Schärpe der Mode als den einfachen Gürtel der Anmut, sie verschleiern mehr das Gesicht als die Gesinnung und sie kommen oft unter den Hut aber selten unter die Haube.

Unsere Männer machen auf der einen Seite eine vielfältige Toilette und auf der andern Seite ein einfältiges Gesicht; sie sehen darauf, daß die Krawatte, aber nicht das Herz auf dem rechten Flecke sitze; sie sehen mehr auf einen feinen Rock als auf feine Sitten, und sie glauben, wenn ihr Kleid nur gut geschnitten ist, so brauchen sie selbst weder gehauen noch gestoßen zu sein.

Hier haben Sie wieder Gelegenheit, zu bemerken, daß die Satire und der Witz, diese wenigstens auch einseitig sind. Aber daß der Witz sich so viel mit dem weiblichen Geschlechte beschäftigt, charakterisiert ihn, er ist der Bergbohrer des Lebens, der eben das edelste Mittel aus den Tiefen hervorholt, und es absondert aus dem Taubgestein der alltäglichen Dinge, an denen nichts Mangelhaftes und auch nichts Glänzendes zu sehen ist. Der Witz ist eine diebische Elster, er steckt seinen Schnabel gerade nach dem Glänzenden aus. Der Mann mit seinen guten Seiten ist kein Stoff der Begeisterung, und mit seinen schwachen Seiten kein Stoff für den Witz, das Weib mit seinen Tugenden ist ein Thema für Engelszungen und mit seinen Schwächen ein liebliches Feld für den Witz. Der Mann, wenn er fällt, fällt er auf die schwache Seite; die Frau, der Bankier und das Butterbrot, sie fallen alle auf die gute Seite. Der Dolch, mit dem der Witz das weibliche Geschlecht anfällt, ist ein Theaterdolch, die Spitze fährt in den Griff zurück, er trifft, aber verletzt nicht; der Witz geht mit dem schönen Geschlechte um wie die ältern Maler mit den Päpsten, sie liegen vor ihnen auf den Knieen, um sie zu zeichnen. Der Witzige nennt die Frau seine Geißel, aber er ist ein Bramine, der seine Geißel liebt, küßt und sich nie von ihnen trennt.

Überhaupt ist der Witz im Allgemeinen einseitig, nur der Humor ist vielseitig oder vielmehr allseitig. Der Witz ist ein Saturn, er verschlingt seine liebsten Kinder, der Humor aber ist der Urältervater, der Pentateuch aller Witzspielarten. Der Humor

ist der erstgeborene Kronprinz der Phantasie, bei seiner Geburt ertönen alle Geistesglocken und tausend Kanonendonner verkünden seine Geburt, bei der Geburt des Witzes hingegen verkünden es bloß einige Böller.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen. Er überwindet die Welt, aber er gibt Pardon, er verzehrt die Gefangenen nicht kannibalisch wie die bloße Satire. Er ist ein lebensfroher, genialer, kräftiger Greis, der sich liebevoll mit uns wie mit Kindern neckt und balgt, und gutmütig mit uns am Boden herumkrabbelt. Es scheint, als hatte der Humor ewig gelebt und müßte ewig leben. Er wird, wie ein Tennebecker Metamorphose, bald so groß, daß er das Haupt mit Sternen umflicht, und mit seinen Riesenarmen hinausgreift in's jenseitige Leben, daß ihm die Wolken und Planeten wie Wassertropfen an den Fingern hängen. Bald wieder läßt er sich auf den Fallschirm der Phantasie hernieder, spielt kindlich mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, streift in Urgebirge und Wälder, ist in Werkstätten und Laboratorien, und überall holt er seine Nahrung und alle Reiche der Natur müssen ihm Brandschatzung geben. Die Laune, der Witz, sie buhlen mit dem Leser, sie wollen, daß der Leser gnädig auf sie herablächle, der Humor aber will, daß man mit Schauer an ihm hinaufsehe, wie zu einer grollenden Wolke, wie zu einem donnernden Gletscher. Der Witz ist ein Seiltänzer, er ist geschmeidig, er bückt sich, wenn es sein muß, und beugt das Knie. Der Humor aber hat eiserne Schienen um die Gelenke, er kann sich nicht bücken, nicht beugen, er steht über dem Leser, über dem Hörer, er ergreift sie und stellt sie hinauf auf das Schreckhorn des Lebens zur weitblickenden An- und Aussicht der tiefliegenden Welt. Er zuckt wie ein Nordlicht tausendgestaltig über unsere Häupter hin, wie Schwert und Lanze, wie Blutfackeln und Blumenkranze, wie Glutdolche und Sensen, daß man glaube, es deute auf Krieg und Verwüstung, und es ist nichts als das unnachahmliche Schauspiel der Natur, das Geheimnis und Farbenspiel seines unbegreifliches Geistes; ein unschuldiger Abglanz der geistigen Ursonne; ein in das Herz hineinfunkelndes Lichtmeteor in den langen, kalten, öden Nordnächten unseres Lebens.

In Hinsicht der Einseitigkeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben meine Vorlesungen sehr viel von Witz und Humor, denn Sie sehen, daß sie nur auf einer Seite geschrieben sind, und die andere leere Seite ist Ihnen gewiß die liebste Seite, ja Sie sehen, daß wunderbarer Weise die Seite, auf der gar nicht geschrieben wurde, doch nicht so trocken ist, als die beschriebene Seite; diese trockene Wahrheit möge Ihnen beweisen, wie sehr ich bemüht bin, meine besten Seiten dem Publikum zuzuwenden. Die trockenen Schriftsteller, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen,

sind die glücklichsten, sie ersparen den Sand, weil sie ihre Sachen gleich trocken niederschreiben, und können diesen Sand den Lesern in die Augen streuen

Ich sollte Ihnen eigentlich zum Schlusse meiner Vorlesungen eine kleine Nachlesung halten, allein wo die Vorlesung selbst so unbedeutend war, läßt sich von der Nachlese gar nichts erwarten, im Gegenteil, ich bin froh, daß Sie meine Vorlesungen nicht nachlesen können, sonst wären sie verlesen. Ich schließe meine Vorlesung, weil ich Ihnen nicht aus den kurzen Sommerabenden lange Winternächte machen will.

Natürliche Betrachtungen über Tierwelt, Pflanzenwelt, Steinwelt, als drei Reiche der Natur, und über Schriftsteller, Verliebte und Ehemänner, als drei Arme der Natur,

oder:

Wo kömmt alle unsere Natur hin, und wo kommen alle unsere Naturforscher her?

Die Natur, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen, hat ihre Gesetze und ihre Rechte, Naturrecht, und die Natur kann bei ihren Gesetzen und ihren Rechten gut bestehen, denn die Natur „hilft sich selbst".

Das hat die Natur vor dem Menschen voraus, der Mensch darf sich nicht selbst helfen, dem Menschen ist Selbsthilfe nicht erlaubt; das ist traurig! Die andern Menschen helfen Einem nicht, selbst darf man sich nicht helfen, und wenn der Mensch nies't, bekommt er eine Anweisung: „Heil Gott!" Der Himmel hilft dem Menschen aber nur, wenn er sich selbst hilft, das darf er aber nicht, und so ist also dem Menschen nicht zu helfen, und das von Rechtswegen!

Was heißt ein Rechtsweg? Wenn das Gesetz links liegt, so geht man rechts weg!

Da die Natur ihre Gesetze hat, so hat die Natur auch ihre Advokaten: Naturforscher, mit dem Unterschiede: Die Naturforscher essen mehr, die Advokaten verschlingen mehr.

Im Frühlinge erwacht die Natur, folglich schläft sie im Winter wie ein Dachs; wenn Sie, m. f. H. u. H., in diesem Winter unsere „Gesellschaften und unsere Theater" besucht haben, werden Sie unsere schläfrige Natur selbst bemerkt haben!

Es ist sonderbar, auf dem Lande, sagt man: „Die Natur erwacht jetzt zu spät," und in der Stadt erwacht die Natur leider zu früh, wir haben viel früh erwachte Naturen, und doch selten eine aufgeweckte Natur!

Wenn man bedenkt, daß die Natur im Winter alle unsere Konzerte und Akademien verschläft, so muß man gestehen, daß die Natur einen gesunden Schlaf haben muß! Wer nur auch eine solche gesunde Natur hätte!

Die Natur, m. f. H. u. H., iſt ein Frauenzimmer, und ſie kleidet ſich beim Erwachen und beim Einſchlafen weiß. Derſelbe Baum, der im Frühlinge weiß mit Blüten übergoſſen gekleidet iſt, ſteht im Winter weiß, im Schnee-Sterbehemd gehüllt. Auch der Menſch hüllt den Menſchen zweimal in weiße Unſchuld, wenn er geboren und wenn er geſtorben iſt.

Vor nichts hat der Menſch einen ſolchen Reſpekt, als vor einem Toten! Der Menſch tritt den Menſchen nur dann nicht mit Füßen, wenn er ihn mit Füßen treten kann, ſo wie überhaupt der Menſch nur für das Reſpekt hat, was über ſeinem Horizonte, oder was unter ſeinem Horizonte liegt. Der Tod, m. f. H. u. H., verſöhnt nicht nur mit der Welt, ſondern auch mit ſich. Es iſt mit dem Verlaſſen des Lebens, wie wenn man eine Wohnung verläßt, in welcher man lange wohnte; auch der ärmſte Menſch findet beim Ausziehen, daß er reicher iſt, als er glaubte, daß er hie und da was hat, woran er nicht dachte; auch beim Ausziehen aus dem Leben findet ſelbſt der Unglückliche eine Menge kleiner Dinge, die er im Leben beſaß, die ihm teuer und wert waren, eine Menge winziger Sächelchen, die ihm Freude machten.

Auch von der Natur des Todes hat der Menſch ſonderbare Anſichten; wenn jemand vom dritten Stock auf das Steinpflaſter fällt und das Genick bricht, da findet er es nicht natürlich, daß er ſtirbt, und nennts einen unnatürlichen Tod, wenn ſich aber jemand mit dem Schnupfen ins Bett legt, ſechs Ärzte holen läßt und ſtirbt, das findet er natürlich und nennts einen natürlichen Tod!

Die Natur iſt eine große Maske, ſie iſt gerade wie die Masken auf unſerer Redoute, ſie brauchte ſich gar nicht zu maskieren, es kennt ſie ohnehin niemand, und die Naturforſcher ſind die geiſtreichſten Intriguants, welche zu dieſer Maske den urweltlichen Witz ſagen: „Ich kenne dich ſchon!“ Wenn die Natur aber die Maske lüftet, ſo ſehen ſie, daß es richtig eine ganz unbekannte Perſon für ſie iſt!

Die Natur neckt uns unter tauſend Masken, und wenn ſie ſich in der Seufzer-Allee des Lebens demaskiert, ſo haben wir in tauſend Fällen Urſache, mit einem Seufzer auszurufen: „Allez!“

Die Natur muß ſchwer zu finden ſein; die Naturforſcher reiſen das ganze Jahr herum und nirgends haben ſie noch die Natur gefunden, ſonſt würden ſie ſie nicht immer von neuem wieder aufſuchen.

Die Natur iſt eine Schriftſtellerin, eine ſchlechte, denn ihr vorzüglichſtes Werk iſt: der Menſch! Dieſes Werk hat ſie in zwei Ausgaben erſcheinen laſſen, auf grobem Kanzleipapier: Mann, auf feinem Velin: Frauenzimmer! Aber die Natur hat mehr feine Exemplare herausgegeben, als ordinäre; es ſind im vorigen Jahre in Deutſchland allein 64 000 mehr Mädchen als Knaben geboren worden!

Die Natur ist kein Kind, sie läßt sich nicht ausforschen! Und trotzdem sie eine alte, recht alte Frau ist, plaudert sie ihre Geheimnisse doch nicht aus!

Wir lasen vor drei Jahren in allen Zeitungen die Ankündigung der Naturforscher, daß es mit nächstem Mai viel Maikäfer geben wird; die Natur wollte die Forscher nicht beschämen, und ihnen recht geben wollte sie auch nicht, was that sie? Sie ließ im nächsten Jahre gar keinen Mai wachsen, bloß im Juli schickte sie einige Maikäfer in die Welt.

Von den Maikäfern im Frühlinge der Natur, m. f. H. u. H., sollte der Mensch lernen, mit den Kindern im Frühling des Lebens umzugehen; wenn der Mensch den Blütenbaum schüttelt, um die Maikäfer herunterzuschütteln, er schüttelt vom jungen Blütenbäumchen für einen Maikäfer zwanzig Blütenflocken herunter!

Überhaupt wäre es mehr Wohlthat, die Natur der Kinder, als die Natur der zugrunde gegangenen Urwelt zu erforschen!

Das allgemeine große Kinderspital des Lebens ist noch nicht gehörig erforscht, und welche Natur sollte uns interessanter, wichtiger, heiliger sein, als die der Kinder?

Aus uns großen Menschen wird nichts mehr, wir sind fertig, wir sind gezogene Nummern aus dem Glücksrade des Lebens, unser Wert oder Unwert ist entschieden, aber jedes Kind kann noch ein Haupttreffer sein; in jedem Kinde kann das Glück oder Unglück einer ganzen Zukunft liegen!

Wie wenige verstehen es, die eingemauerte Seele des Kindes nach und nach zu befreien, kleine Fensterchen in den Augen, in den Ohren, im kleinen Herzchen anzutragen, um dieses eingemauerte Seelchen mit Glück aus seinen engen Wänden zu befreien!

Man sagt: „Man muß die Kinder strafen", es ist nicht wahr, strafen muß man nur die Schuldigen, kein Kind aber ist schuldig!

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, bleibt ein Narr sein Lebelang"! Wer nicht liebt Natur, Blumen und Kinder, der bleibt auf ewig ein armer Sünder!

Die Blumen sind die Kinder der Pflanzenwelt, die Kinder sind die Blumen der Menschenwelt!

Der Himmel hat die Blumen an die Brust der Erde gesteckt, damit die Erde nie vergesse, daß sie Mutter aller Pflanzen ist. Wenn die Blume blüht, so neigt sie ihre Krone zur Mutter Erde, wenn ihr ein Ungewitter das Haupt umzieht, so neigt sie es zum Busen der Mutter Erde, wenn ihre Blätter abfallen, streut sie sie in den Schoß der Mutter Erde, wenn die Blume stirbt, so stirbt sie am Herzen der Mutter Erde; und wie die Blume am Herzen der Erde, so das Kind am Herzen der Mutter! Jean Paul sagt: „Eine Frau, die Kinder hat, und über Langweile klagt, ist nicht wert, daß sie lebt!" Ich sage noch mehr: „Ein Mann, der Kinder

hat, und über Langeweile klagt, ist nicht wert, selbst ein Kind gewesen zu sein!"

Was wird jetzt gethan für die Natur der Kinder? Für die Entwickelung ihrer Natur nichts, für die Entwickelung ihrer Unnatur viel: Kinderbälle! Was heißt ein Kinderball? Die Mutter steckt sich hinters Kind, um auf einen Ball zu kommen! Die thörichten Mütter können bei den zarten Kindern den Gang der Natur nicht abwarten, und lassen die Natur lieber springen! Es heißt zwar: „Die Natur macht keinen Sprung", ja wohl, die Natur ist auch keine Tanzmeisterin, die Natur steckt ihre zarten Kinder nicht wie die exerzierten Regenwürmer in Ballkleider, um sie zu acht und zehn Jahren den Tanz tanzen zu lassen, den sie zu achtzehn Jahren noch Zeit genug zu tanzen hätten!

Anstatt nun, daß die Naturforscher mit diesen Mißbräuchen der Natur in unserer jetzigen Welt sich beschäftigen, und wie die Welt jetzt zugrunde geht, beschäftigen sie sich damit, wie die Urwelt zugrunde gegangen ist, und untersuchen die Beine der großen vorweltlichen Tiere, die ganz zu grunde gegangen sind!

Sonderbar! Jetzt geht alle Jahr die Welt zwei- dreimal zu grunde, die Naturforscher bekümmern sich nicht darum, und da gehen gewöhnlich auch nur große Tiere zu grunde: aber wenn so ein großes Tier zu grunde geht, sind seine Gebeine gar nicht mehr zu erforschen!

Um nichts bekümmert sich die Welt so sehr, als um die zu grunde gegangene Welt!

Die ganze Welt, m. f. H. u. H., geht an drei Dingen zu grunde: die politisierende an der Reverenz, die merkantilische an der Differenz, und die geistige an der Indifferenz!

Die geistige Welt erhält sich durch eine ganz eigene Natur: durch die Schriftstellernatur, dazu gehört eine starke Natur.

Der Dichter soll nur aus der Natur schöpfen, die Natur aber ist selbst ein Buch, und da denken die Dichter, wenn sie schon aus einem Buche schöpfen sollen, so ists alles eins, aus welchem Buche sie schöpfen, und schöpfen lieber gleich — aus andern Büchern, das ist so ihre andere Natur — und so entstehen die Originaldichter!

Die deutsche Originalität wird am besten durch folgendes bewiesen: Die beste deutsche Komödie ist die französische Komödie, die beste deutsche Oper ist die italienische, die besten deutschen Gouvernanten sind die französischen, die besten deutschen Tücher sind die englischen, der beste deutsche Pfeffer ist der spanische, die beste deutschen Tabaksröhre sind die kürkischen, und die besten deutschen Bäder sind die russischen! So ist unsere deutsche Originalität in Sachen und in Büchern!

Die Dichter sollen empfänglich sein für die Gaben der Natur, allein die wenigsten können empfänglich für die Gaben der Natur

sein, weil ihnen die Natur nichts gegeben hat! Es scheint, die Natur und die Menschen glauben, die Dichter sind wie die Singvögel, die durch Hunger am besten abgerichtet werden!

Ein Schriftsteller ist eigentlich ein Naturgewächs! Es giebt vier Schriftstellernaturen, eine starke und eine schwache, eine trockene und eine feuchte.

Die feuchte Natur der Schriftsteller heißt „Humor"! Der Humorist kann also seiner Natur nach nie aufs Trockene kommen!

Die Schriftstellerei ist ein Naturstand, der Humor eine Naturgabe, die Satire ein Naturspiel, und der Witz eine Naturwaffe.

So wie jedes Volk eine andere Art Waffe hat, so hat auch jedes Volk eine andere Art Witz. Es giebt Residenzen, die einen Grundton von Witz haben, z. B. Berlin und Wien. In Berlin werden nur vormittags Witze gemacht, in Wien nur nachmittags, denn die Berliner sind nur witzig, wenn sie hungrig sind, und die Wiener sind nur witzig, wenn sie satt sind! Der Wiener Witz kommt aus einem vollen Magen, der Berliner Witz aus einem hungrigen Magen, deshalb ist er auch beißender!

Man sagt Mutterwitz, warum sagt man nicht Vaterwitz? Weil man versichert sein kann, wenn ein Mann witzig ist, so ist er nur durch die Frau gewitzigt worden!

Gegen Witz und Satire giebt es nur zwei Zufluchtsörter: das Grab und das Narrenhaus.

Die Satire sagt so: „Wer sich selbst geißelt, ist ein Frommer, wer seinen Nächsten geißelt, ist ein Bösewicht," ich aber liebe meinen Nächsten wie mich selbst, wenn ich ihn also geißle, bin ich ein Frommer!

Die Satire und der Witz führen Krieg mit Ärzten, Advokaten und Frauen, aber man thäte der Satire und dem Witze unrecht, wenn man daraus schließen wollte, sie verkennen das Gute und das Schöne an Ärzten, Advokaten und Frauen; läugnet man denn die Wohlthaten des Regens und der Sonne damit, wenn man einen Regenschirm und einen Sonnenschirm trägt!

Die Natur der Ehe, m. s. H. u. H., ist auch nur ein Witz; denn die Kunst einer guten Ehe, wie die eines guten Witzes besteht darin, zwei sich widersprechende Dinge zu vergleichen!

Woher wissen wir, daß die Ehe ein Krieg ist? Weil die Männer, die heiraten wollen, „Werber" heißen!

Das Unglück bei den Frauen ist, daß sie von Jugend auf nur Männer studieren, und nicht die Menschen. Wenn sie dann einen Mann heiraten, so sehen sie bald nicht mehr den Mann, sondern bloß den Menschen in ihm, und der ist ihnen fremd!

oDie Frauen, die Frauenherzen wollen erraten sein; im Erraten sind aber nur zwei Wesen große Meister: die Liebe und der Satan, die erraten alles; so lange der Mann liebt, errät er das

Herz der Frau aus Liebe, wenn er ſie heiratet, hört die Liebe auf, und er kann ſie nur erraten, wenn er ein Satan wird!

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen der Liebe der Männer und der Liebe der Frauen; die Liebe der Frauen iſt Sonnenlicht, geht die Sonne hinter der Gebirgskette der Ehe auch unter, ſie bildet noch lange ſüße Dämmerung und milden Schein; das Herz des liebenden Mannes iſt eine glühende Kohle, wenn ſie ausgebrannt iſt, ſo wird ſie nicht nur kalt und lichtlos, ſondern auch — ſchwarz!

Eben weil bei den Frauen die Liebe Licht iſt, Sonnenlicht, lieben ſie gewiß immer nur einen Gegenſtand, wenigſtens auf einmal; ihre Liebesſonne hat nicht einmal eine Nebenſonne! Bei den Männern aber iſt die Liebe bloß Kerzenlicht, darum zünden ſie aus Vorſicht ſtets zwei Kerzen an, man kann nicht wiſſen, wie eins ausliſcht!

Mit der Liebe iſts wie mit dem Lateiniſchen, ſie iſt eine tote Sprache, und wird nur noch geſchrieben!

Man hat der Natur gemäß dreierlei Freunde: den Schulfreund, den Jugendfreund und den Hausfreund. Mit dem Schulfreunde teilt man ſeine Prügel, mit dem Jugendfreunde ſeine dummen Streiche, und mit dem Hausfreunde ſeine ehelichen Donnerwetter, mit dem Unterſchiede, über dem Haupte des Mannes donnerts und bei dem Hausfreunde ſchlägts ein!

Die Männer bitten gewöhnlich in der Ehe den Hausfreund um ſein Urteil, die Hausfreunde aber ſind redlich und denken philoſophiſch: um jemanden zu beurteilen, muß man ſich zuerſt auch an ſeine Stelle verſetzen!

Niemand aber, m. f. H. u. H., verſetzt ſich im Leben in die Lage des andern, wenn er ihn beurteilt und verurteilt.

Es liegt in der Natur des Menſchen, daß er eher Mitleid bezeugt, als Beileid, deshalb er auch immer das Beileid verbittet. Mitleid kann man wie ein Geſchäft abmachen, Beileid aber will mit Liebe gegeben werden! Mitleid iſt eine Gabe der Natur, Beileid eine Gabe Gottes!

Warum, m. f. H. u. H., ſind die Gaben Gottes die wohlthätigſten? Weil ſich der Geber gar nicht ſehen läßt! Weil der Geber nicht nur da giebt, wo er glaubt, daß mans in die Zeitung ſetzen wird; weil der Geber nicht erſt fragt um die Konduitenliſte und die Schulzeugniſſe des Unglücklichen, weil der Geber Gott, giebt wie die Sonne ihr Licht, wie die Luft ihren Odem, wie die Natur ihren Segen, wie die Natur ihr Füllhorn ausſchüttet auf Bös und Gut!

Die Natur des Menſchen hat ſich weit von der Natur der Menſchheit entfernt.

Wiſſen Sie, m. f. H. u. H., wenn jetzt Diogenes mit einer

Saterne herumginge, um einen Menſchen zu ſuchen, weswegen er die Stadt verlaſſen müßte? — Wegen unnützen Lebenswandel!!

Der Menſch hat eine kurioſe Natur, nicht nur der glückliche, ſondern auch der unglückliche!

Wenn dem Menſchen aus Zufall ein Glück zukömmt, ſo ſchreibt er ſichs zu ich habe ein Glück gemacht! Wenn ihm aus Dummheit ein Unglück zukömmt ſo ſagt er: „Das hat der Himmel ſo gefügt!“ Jede Dummheit, die der Menſch macht, ſchreibt er den Sternen zu, immer iſt es ſein Geſtirn, ſein Unſtern, ſein Stern, der das gethan hat!

Zum Beweiſe, man leſe unſere politiſchen Zeitungen, wo nur immer ein dummer Artikel iſt, geht er von einem, zwei oder drei Sternen aus!

Dieſer Umſtand, m. f. H. u. H., liegt wieder in der Natur unſerer Zeitungen, unſere Zeitungen ſind wie die Kalender, man findet alle Sterne, alle Himmelszeichen in ihnen, nur keinen Heiligen! Die Natur der Zeitungen iſt, daß ſie ihre Stimme für die Stimme der Natur halten, allein die Natur hat jetzt gar keine Stimme mehr, darum kann ſie auch wegen plötzlicher Heiſerkeit nicht erſcheinen; die Stimmen in den politiſchen Zeitungen ſind bloß Kunſtſtimmen. In unſeren Zeitungen kann jeder ſeine Stimme einrücken laſſen, aber die Natur der Zeitung erheiſcht: Vor dem Einrücken muß man ausrücken!

Die deutſchen Schriftſteller haben die unglückliche Idee, politiſche Schriftſteller ſein zu wollen, und haben gar kein Talent dazu, denn wenn ſie nur ein bischen politiſch wären, wären ſie gar keine Schriftſteller! Sie haben auch die unglückſelige Marotte, zu wünſchen, ganz Deutſchland möge ein Vaterland ſein, und es iſt doch ein Glück für ſie, daß Deutſchland mehrere Länder hat, denn der Prophet ſagt: Man gilt nichts im Vaterlande, ſo ein Dichter und Prophet, wenn er in Bremen kein Prophet iſt, kann er einer in Lübeck werden, iſt er Vormittag in Reuß-Greitz kein Prophet, kann er Nachmittag in Reuß-Schleitz einer ſein. Wenn ganz Deutſchland ein Vaterland wäre, wie wollte ein deutſcher Schriftſteller je ein Prophet werden?

Nun haben wir ſchließlich noch eine Natur zu erforſchen, die Natur der „humoriſtiſchen Vorleſungen“; die Natur des Humors beſteht aus einer unbewußten Miſchung von Weinen und Lachen, und wir haben jetzt eine Menge von Humoriſtiſchem, bei dem man nicht weiß, ſoll man lachen oder weinen!

Um aber Sie, m. f. H. u. H., zu überzeugen, wie ſehr ich Ihren geiſtigen Beruf als Naturforſcher zu würdigen weiß ſchließe ich, damit Sie zum wichtigſten Geſchäfte der Naturforſcher, zum Eſſen, kommen können!

Geburts-Schein, Impfungs-Schein, Schul-Schein, Wander-Schein, Heimats-Schein, Geleits-Schein, Schuld-Schein, Post-Schein, Empfang-Schein, Trau-Schein, Toten-Schein,

oder:

Wie soll der Mensch auch nur zu einem bischen Wahrheit kommen, wenn er sein ganzes Leben lang nichts zu thun hat, als „Schein" zu sammeln?!

Jeder Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, muß einen Geburtsschein haben, sonst glauben ihm die andern Menschen gar nicht, daß er geboren worden ist. -- Wenn ein Mensch seinen Geburtsschein verliert, so ist er verloren; dann muß er erst suchen, einen Schein über den verlorenen Schein zu bekommen! —

Es ist überhaupt eine Güte vom lieben Himmel, daß der Mensch gar geboren werden darf, ohne früher erst einen Geburtsschein zu haben. So ein Geburts Schein oder Tauf-Schein ist der größte Grobian auf der Erde, er ist nicht nur grob, sondern er verbittert uns das Leben. Wie glücklich sind die Türken, m. f. H. u. H., kein Türk weiß, wie alt er ist, deshalb lebt die Türkei in ewig glücklicher Kindheit. — Vielleicht daß ihr jetzt das Schicksal bei ihrer Wiedergeburt auch einen Schein ausstellt.

Ich fürchte nur, der Mond wird bei Neulicht noch weniger Schein haben! Die Türken sind reell und vorsichtig, sie haben keinen Trau-Schein, sie vermeiden selbst den bösen Schein. Auch in der Liebe sind sie reell und solid, noch nie hat man von einem Türken gehört, den der Gram der Liebe getötet hat.

Zwei Wesen gibt es, die von den Frauenzimmern gründlich gehaßt werden: der Geburts-Schein und der Tauf-Schein! Wie gerne würden sie oft diese Scheine auswechseln.

In dem Geburts-Schein des Menschen wird angegeben, wo er geboren worden ist, wann er geboren worden ist, nur nicht wozu er geboren worden ist, und es wäre doch so leicht, denn man weiß ja, der Mensch ist geboren worden zu leiden oder zu heiraten, also auf jeden Fall zu leiden. — Bei jeder Heirat, m. f. H. u. H., steht der Mensch als Staatsbürger zwischen zwei

Pflichten! die eine Pflicht gebietet ihm zu heiraten denn es soll sich kein Staatsbürger einer allgemeinen Calamität entziehen! — auf der andern Seite gebietet ihm seine Pflicht als Bürger, nicht zu heiraten, denn „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht".

Ein jeder Witwer, m. f. H. u. H., ist nichts als ein mit erhöhtem Charakter in Ruhestand versetzter Kriegs-Beamte! — Zu allen Angelegenheiten des Lebens braucht, sucht und bekommt der Mensch einen Rat, Schulrat, Postrat, Kommerzienrat, nur keinen Heirats-Rat. — In dieser Beziehung hat der Deutsche das gröbste Sprichwort, welches existiert, nämlich:

„Zum Hängen und zum Freien
Soll Niemand Rat verleihen!"

Ich erlaube mir in die Feinheit dieser Grobheit einzugehen Heiraten heißt hängen — denn es heißt: der Mann soll an seinem Weibe hängen! —

Wenn nun „heiraten" — hängen heißt, so heißt „freien" — anbandeln! — Aber die Männer sind gar hartnäckig und halsstarrig: wenn sie sich an ihr Weib gehängt haben, und sie sehen, es schadet ihnen nichts, hängen sie sich so lang' an andere, bis alle Stricke reißen. In jedem Geburts-Schein sollte also angegeben werden: „Geboren, um sich zu hängen!" —

Der Geburts-Schein des Menschen, m. f. H. u. H., ist bei vielen Menschen eine wohlthätige Assekuranz, die ihm oft in Gefahren als Ausweis das Leben retten kann, z. B. bei einer Vieh-Seuche.

Es gibt verschiedene Lebens-Berufe, zu welchen der Mensch geboren sein muß; z. B. zum Dichter muß der Mensch geboren sein, der Dichter verdient also gewiß Mitleid, denn der Dichter ist nichts als ein Geburtsfehler. —

Vier Dinge, m. f. H. u. H., giebt es, die ganz unschuldig für andere Leute büßen müssen, in ihrer Benennung nämlich: Ein Druckfehler, ein natürlicher Tod, eine selige Witwe und ein Geburtsfehler.

Man sagt: ein Druckfehler.

Zu einem Druckfehler gehören aber vier Personen: der Verfasser, der Abschreiber, der Setzer und der Korrektor; der Druck kann gar nichts dafür und doch muß er die Schuld tragen!

Ein natürlicher Tod!

Zu einem natürlichen Tod gehören auch vier Personen: der Doktor, der Apotheker, der Notar und der Totengräber; die Natur kann gar nichts dafür, aber sie muß die Schuld tragen.

Eine selige Witwe!

Zu einer seligen Witwe gehören auch vier Personen: der Testaments-Exekutor, der Witwengehalt, der Toten-Schein und der

zukünftige unſelige Tröſter; der Selige kann gar nichts dafür — aber er muß die Schuld tragen.

Ein Geburtsfehler!

Zu einem Geburtsfehler gehören auch vier Perſonen: der Vater, die Mutter, das Kind, und die Hebamme; die Geburt kann gar nichts dafür, aber ſie muß die Schuld tragen.

Jeder Menſch hat, wie er geboren wird, ſchon ſeine Freunde und Feinde; die Freunde wünſchen, er ſoll ein Millionär werden, die Feinde wünſchen, er ſoll ein Dichter werden! Nun kommts darauf an: Wird das Kind bei Milch erzogen, bei Kuhmilch oder Schafmilch, ſo wird's ein Millionär; wird's beim Waſſer erzogen, ſo wird's ein Dichter! Der Dichter aber wie der Millionär, beide haben ihre Freude am Leben, beide ſingen Schillers Lied: „An die Freude" mit abwechſelnden Strophen; der Millionär ſingt Allegro: „Seid umſchlungen, Millionen!" und der Dichter ſingt piano: „Dem Verdienſte ſeine Kronen!" Der Millionär ſingt tremolando: „Richtet Gott, wie wir gerichtet?!" und der Dichter ſingt wieder con brio: „Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!" — Aber nicht nur zur Dichtkunſt und zum Glück muß man geboren ſein, auch zur Dummheit.

Die Liebe und der Rauſch, m. f. H. u. H., ſind ein momentanes Glück; die Dummheit iſt ein angebornes Glück und der Wahnſinn iſt ein unheilbares Glück; aber die Liebe, m. f. H. u. H., iſt kein Rauſch, die Liebe iſt bloß der Götterwein, wer zu viel und immer davon genießt, bekommt einen Rauſch! Bei vier Dingen iſt „nie" und „immer" gleich fürchterlich!

Ein Menſch, der immer lächelt, iſt ebenſo unerträglich, als ein Menſch der nie lächelt! —

Ein Himmel, der immer wolkenlos iſt, iſt ebenſo langweilig, als ein Himmel, der nie wolkenlos iſt! —

Ein Auge, das immer weint, iſt ebenſo zu bedauern, als ein Auge, das nie weint! —

Und ein Herz das immerfort liebt, kennt die wahre Liebe ebenſo wenig, als ein Herz, das nie liebt!

Das Herz iſt ein Muskel im Menſchen wie jeder andere, es darf ſo wenig ermüdet werden wie der Arm. Ein unermüdet Herz bleibt ewig jung.

Der Genius der Liebe ſelbſt aber ermüdet nie, er überfliegt die Welt, immer und überall gießt er einen Liebes-Tropfen in den Kelch des Haſſes, und miſcht einen tröſtenden Laut in die Glocke des Todes und legt ein Stück Regenbogen auf das Gewölbe des Unglücks und ſchlingt eine Blume in den Kranz der Verzweiflung und haucht ein Stück Morgenrot in die finſtern Leidens-Tage des Lebens und legt ein Stückchen Himmel in das brechende Auge und ein Stückchen Himmel in das brechende Herz, und bedeckt die Wunden des Herzens mit Frühlingen, und die Täuſchungen mit

Abendröten, und so wird durch die wahre Liebe das ganze Leben zu einem heiligen Tempel, in welchem stets zwei Arme zur Umarmung, zwei Hände zum Ineinander-Legen, zwei Augen zum Ineinander-Fließen, zwei Lippen zum Zusammen-Beten und zwei Herzen zum Zusammen-Schlagen sich finden! —

Zwischen Liebe und Ehe liegt der Brautstand, das ist die Frist, die beiden Parteien gegönnt ist, um mobil zu machen. Der Liebesgott trägt eine Fackel und der Gott der Ehe trägt auch eine Fackel. Der Gott der Liebe trägt eine Wachsfackel, der Gott der Ehe eine Pechfackel! — Ein Jüngling und ein Mädchen, die sich lieben und heiraten, müssen Schillers sämtliche Werke studiert haben, sowohl Dramen als Gedichte: Er beginnt mit der „Jungfrau", dann kommt die „Erwartung" und die „Begegnung", dann „die Gunst des Augenblicks" und der „Spaziergang"; hierauf feiert er „den Triumph der Liebe" und sie „das Sieges-Fest"! — Dann kommt „Kabale und Liebe", sie heiraten sich, und zu diesem Behufe studiert sie die „Resignation" und er den „Kampf mit dem Drachen"! —

Mann und Weib, m. f. H. u. H., behandeln sich in der Ehe gegenseitig wie ihr gegenseitiges Lieblings-Getränk; er behandelt sie wie Kaffee:

Erst süß und heiß,
Dann macht er ihr was weiß!
Dann, so geht's auf Erden,
Läßt er ganz kalt sie werden!
Und zu Haus der Kaffee in seiner Glorie
Schmeckt ihm nicht so gut wie anderwärts der — Cichorie.

Sie aber, sie behandelt den Mann wie Wein:

Um den alten
Gut zu erhalten,
Füllt sie allgemach
Immer einen jungen nach,
Und wird der alte kamig doch,
So kriegt er seinen Einschlag noch! —

Man heiratet sich auf Leben und Tod, deshalb sollte man beim Trau-Schein gleich auch den Toten-Schein mit verlangen.

Ein Totenschein! — Ein Toter muß auch seinen Schein haben, so ein Toter riskiert sonst, daß er bei seinem Eintritt in das Reich der Toten gleich gefragt wird: „Von was leben Sie?" — Ein Toten-Schein ist ein Beweis, daß der Mensch nicht „scheintot" ist, aber warum hat denn der Mensch keinen „Lebens-Schein", da doch so viele Menschen nur ein Schein-Leben führen?! —

Der Mensch, m. f. H. u. H., mit seinen Gliedmaßen kann verschiedene Gegenstände vorstellen; mit matt herabhängenden Armen ist er die Trauerweide über sein eigenes verwaistes Herz; mit

ſehnſüchtig ſuchenden, wie zur Umarmung vor ſich hinausgeſtreckten Armen iſt er ein halber Liebes-Reif, der die andere Hälfte zum ganzen Ring ſucht: mit über dem Haupt emporgeſtreckten Armen iſt er die Stimmgabel, die den Himmel für ſich zu ſtimmen ſucht: mit beiden, rechts und links von ſich geſtreckten Armen, die Bruſt wie ein Märtyrer frei und unerſchrocken dem Schickſal dargeboten, bildet er das heiligſte Zeichen des Lebens!

Das ganze menſchliche Leben, m. f. H. u. H., iſt nichts als ein Prozeß, das Leben und der Tod führen um einen Menſchen Prozeß, und das gewöhnlich 70 Jahre! — Der Menſch läßt um ſich ſelbſt Prozeß führen und er erlebt das Ende erſt, wenn er geſtorben iſt!

Das Leben hat ſeine Advokaten und der Tod hat auch ſeine Advokaten, die Advokaten für das Leben heißen: eine ſtarke Natur, ein heiteres Herz, ein gutes Gewiſſen, ein guter Magen; die Advokaten für den Tod aber ſind alle ſeine Freunde und Paten: Allopathen, Homöopathen und Hydropathen! Außerdem hat der Tod noch einen Sollizitator: den Apotheker, und eine Maſſe Winkel-Advokaten, als da ſind: Neid, Geiz, Habſucht, Wucher u. ſ. w., welche alle mit einander den Lebensprozeß verbittern und verteuern!

Vor Zeiten haben die Menſchen 8- bis 900 Jahre gelebt; — damals hat der Prozeß noch länger gedauert; warum? Damals haben die Advokaten des Lebens immer gleich eine Erſtreckung von 100 Jahren begehrt; jetzt muß der Menſch froh ſein, wenn ſein Lebens-Advokat eine Erſtreckung von 6 Wochen herauskriegt! — Wie der Menſch geboren wird, d. h. wie er nur den Lebens-Prozeß antritt, ſieht er ſchon im Geiſte die Expenſe-Noten vor ſich und fängt ein jämmerliches Geſchrei an; dann natürlich kriegt er im Verlaufe des Prozeſſes Fleck, Röthel, Maſern und muß endlich tüchtig blattern; bei dieſer Gelegenheit wird er von ſeinen Advokaten nicht eher außer Gefahr erklärt, bis nicht die „Abſchuppung" gänzlich vorbei iſt!

Die ſiebzig Lebensjahre des Menſchen ſind nichts als ſieben verſchiedene Erſtreckungen von zehn zu zehn Jahren, das Kind bittet um eine Erſtreckung von zehn Jahren, dafür muß es ſeine erſten Kinderfreuden hergeben; der Knabe bittet um eine Erſtreckung bis zu zwanzig Jahren, dafür muß er die erſten Jugendfreuden bezahlen; der Jüngling wünſcht eine Erſtreckung bis zu dreißig Jahren, dafür muß er ſeine Luftſchlöſſer und ſeine blauen Berge bezahlen; der Mann wünſcht eine Erſtreckung bis zu vierzig Jahren, dafür muß er ſeine erſte Liebe, ſein erſtes Vertrauen, ſeine erſte Hingebung bezahlen; und was noch mehr, er muß ſein ganzes Glück draufgeben — nämlich die Dummheit — denn mit vierzig Jahren wird der Menſch und der Schwab geſcheit. Dann bittet der kluge, neugeborne Schwab gleich um eine Erſtreckung bis fünfzig, dafür muß er alles bezahlen: Liebſchaften, Jugend-

freunde, Praktikanten-Hoffnungen; dann mit fünfzig Jahren verlangt er noch eine zehnjährige Erstreckung bis sechzig! — Diese Erstreckung ist gar kostspielig!

Dafür muß der Magen hergeben fünfzig Prozent von seiner Thätigkeit, das Herz fünfzig Prozent von seiner Wärme, das Auge fünfzig Prozent von dem heiligen, ihm anvertrauten Gut seiner „Pupillen", das Ohr fünfzig Prozent von seinem armen zusammengetrommelten Felle, der Geist fünfzig Prozent von seinen frischen Blüten, von seinem sauer erworbenen Gut, der Witz fünfzig Prozent von seinem mütterlich vererbten Mutter-Witz und der Humor fünfzig Prozent von seinem Lachen, aber nicht ein Prozent von seinen Thränen!

Nach meinem sechzigjährigen Scheinleben und Leben ohne Schein hat mir der Himmel zum sechzigsten Geburtstag eine besondere Auszeichnung zugedacht: es kamen nämlich an meinem sechzigsten Geburtstag am 8. Februar drei Sterne am Himmel zusammen, die seit hundert und hundert von Jahren nicht beisammen waren. Drei große Himmelslichter: Merkur, Mars und Venus! — Sie kamen bloß zusammen, um mir zu gratulieren und über mein künftiges Schicksal zu beraten! — Merkur hat unter den Göttern eine kuriose aber schöne Carrière gemacht! Erst war er bloß Praktikant und Amtsbote der Götter, dann wurde er Gott der Reisenden und Lenker der Menschen, dann wurde er Gott der Kaufleute und dann Gott der Diebe! Seine Kennzeichen sind ein Paar Flügel, ein Friedensstab und ein Beutel.

Merkur eröffnete meine Geburtstagsfeier und sprach: „Es ist billig, daß, nachdem ich ihn jetzt so lange gelenkt habe, daß ich nun auf einer guten Station auch einmal für ihn sorge! — Er treibt sich da unten in der Lebens-Krim so lang schon herum, er segelt sechzig Jahre im schwarzen Tinten-Meer und hat nicht das kleinste Sebastopolchen beiseite gelegt, so daß es einmal Zeit wäre, daß ich ihm einen vollen Beutel mit dem Friedensstab schicke, damit wir da oben einmal sagen können:

Hier unten ruht er endlich!"

Aber Mars sagte: „Der Friedensstab ist doch nur dann erst eine sichere Stütze, wenn er durch Kriegsmacht auf beiden Seiten gut beschlagen ist, der Mann kann ohne Krieg nicht leben, schicken wir ihm nur Kriegskosten!" — Aber die Frau Venus, die als Frau immer am besten weiß, was den Männern fehlt, und als meine alte Bekannte, sagte: „Der braucht in seiner Lebens- und Liebes-Krim zu seinem sechzigsten Geburtstage nichts als eine neue Flotte mit entsprechender Verstärkung!" Sie sehen also, daß die großen Himmelslichter für die kleinen Erdenlichter und Dichter freundlich sorgen!

Unseren litterarischen Lichtern geht es bei den jetzigen, Gottlob! freieren Preß-Verhältnissen, wie es den wirklichen Kerzen und

Lichtern ergangen ist und noch geht; zuerst hat man die Lichter mit den Fingern geputzt, da hat man dabei noch sehr gut gesehen; dann hat man die Lichtputzen erfunden, da hat man auch noch dabei gesehen, endlich hat man die Lichter erfunden, die gar nicht geputzt werden, bei denen sieht man gar nichts! — Gerade so geht es mit unseren schriftstellerischen Lichtern auch; früher wurden sie mit den Fingern geputzt, da haben sie ihr Licht doch leuchten lassen; dann hat man sie mit der Schere geputzt, trotzdem haben sie doch noch einen hellen Schein von sich gegeben; jetzt werden die geistigen Lichter gar nicht geputzt und jetzt erst sieht man, daß bei ihnen nichts zu sehen ist! — Sie geben nicht nur kein Licht, sie geben auch keinen Schein von sich!

Es ist traurig, daß es unsern Dichtern heutzutage gerade so geht, wie den Menschen überhaupt: die alten leiden an Jugendsünden, und die jungen sterben an Alters-Schwäche.

Es hat einmal jemand die Wiener Zeitung gelesen; da stand d'rin: Liste der Verstorbenen: Peter Zapfl, alt 78 Jahre, gestorben am Zahnfieber; Sebastian Stöpsel, alt 81 Jahre, gestorben an Liebesgram; Joseph Tappel, alt 17 Jahre, gestorben am Podagra; und Anton Stanzinger, alt 18 Jahre, gestorben an Lebens-Überdruß! — Dann las er: Liste der Neugebornen: Im Monat Jänner wurden geboren 362 Kinder! — Da rief der Mann aus: „Bei Verstorbenen steht immer wie alt sie sind, bei Neugeborenen niemals!" So könnte man wirklich auch sich wundern, daß nicht gleich in dem Geburts-Schein steht, wie alt jetzt der Neugeborne schon ist!

Es eilt alles jetzt schon in frühester Jugend so schnell wie möglich, um eine gute Gelegenheit zum Tod zu erwischen, und da giebt es vielerlei Fuhrwerke! — Die Medizin ist der alte Landkutscher, die Krankheiten sind Fiakers und Zeiselwagen, der Schlagfluß ist der Schnellzug zum Grab! — Der Weg zum Grab ist holprig, voll Gestrüpp und Löcher, und der Mensch samt Heimats-, Post- und Geleitschein fällt aus einem Loch in das andere. Um aus diesen Löchern glücklich herauszukommen, muß man entweder ein großer Philosoph oder ein verschlagener Spekulant sein! — Sagen Sie mir, m. f. H. u. H., wenn ein Philosoph und ein Geld-Spekulant in ein Loch fallen, wie helfen sie sich aus dem Loche heraus? —

Das machen sie so: — der Philosoph stellt sich auf die eine Seite und philosophiert also: „Das ist ein Loch! Was schad't das?! Die ganze Welt ist ein Loch, die Erde ist auch ein Loch!" — So macht der Philosoph auf der einen Seite philosophisch Loch auf und Loch zu, auf der anderen Seite steht der Geldspekulant und macht auch Loch auf, Loch zu, und so durch das beiderseitig philosophisch-spekulative Loch auf- und Loch zumachen ist aus dem anfänglichen Loch eine große Höhle geworden und so haben sich der Philosoph und der Geldspekulant mit Glanz aus dem Loch herausgezogen!

Bei dieser Gelegenheit, m. f. H. u. H., erlaube ich mir, Ihnen zu erzählen, wie sich ein Humorist aus einem Loch herauszieht! — Ich wurde einmal in Ungarn eingeladen, vor dem Komitats-Stuhlrichter zu erscheinen. Wenn man in jener Zeit, vor 30 Jahren, zu einem Komitats-Stuhlrichter eingeladen wurde, mußte man sich vorher den Rücken gut decken! — Der Stuhl-Richter saß auf dem Stuhl, und für den Eingeladenen stand die Bank da, um sich niederzulassen! Der Stuhl-Richter sagte zu mir: „Saphir! — Sind Sie angeklagt von Herrn Edelmann so und so, — daß haben sich in der Zeitung lustig gemacht über Löcher in seiner Livree; Livree ist Edelmann — sind't sich Edelmann in Livree beleidigt!“ — Ich machte ein vortreffliches Schafsgesicht und antwortete in meinem flanellenen Tenor: „Gnädiger Herr! — Bitt ich um Verzeihung, sind Sie nicht gut unterrichtet; hab' ich mich nicht lustig gemacht über Livree von Edelmann, hab' ich mich bloß lustig gemacht über Löcher in der Livree — wo aber ist Loch — ist nicht Livree — und wo nicht ist Livree, kann nicht sein Edelmann!“ — Und so hab' ich mich glücklich wie ein Philosoph aus dem Loch herausgezogen! —

Und so ist das ganze Leben nichts, als daß sich der Mensch aus einer Fatalität heraus und in die andere hinein zieht, daß er von Schein zu Schein in die Finsternis geht, von Geburts-Schein bis Toten-Schein! Jeder für sich, nur beim Schuld-Schein begegnen sie sich, da sind alle Menschen Brüder!

Zu jedem Schuld-Schein sollte man eigentlich einen Trau-Schein und einen Geburts-Schein ausstellen, einen Trauschein für den Gläubiger, ob er trauen kann, und einen Geburts-Schein für den Schuldner, damit er nicht vergesse, wie alt die Schuld ist!

Die Schulden des Menschen sind wie die Kinder, so lange sie im Wachsen sind, verzehren sie ungeheuer.

Auch in anderer Hinsicht sind die Schulden wie die Kinder, nur so lange man kleine hat, machen sie einem Sorgen, wenn man sie glücklich groß gezogen hat, dann ist man durch, dann ernähren sie sich von selbst, ja sie verheiraten sich untereinander und zeugen Enkel und Urenkel.

Ja Schulden sind wie die Menschenkinder, nur die kleinen Schulden, wenn sie fallen, schlagen sich ein Loch in den Kopf, die großen Schulden, wenn sie fallen, die thun sich gar nichts, sie stehen, mir nichts dir nichts, wieder auf, und ich stehe Ihnen gut dafür, sie stehen besser als früher.

Die Humanität hat in jeder Vorstadt Kleinkinder-Bewahranstalten, wie human wäre es, Kleinschulden-Bewahranstalten zu errichten, wie würden da die Eltern ihre Kleinen hereinschleppen! Nur beim Abholen würde mancher sich verspäten.

Wenn irgend ein Humorist eine Vorlesung zum Besten einer Kleinschulden-Bewahranstalt gäbe, so hätte er doch etwas davon!!

Die erste allgemeine Stände-Versammlung in der Arche Noah,

oder:

Wenn ein Reichstag keine Hand und keinen Fuß hat, wie kann er eine Rechte und eine Linke haben?

Die ganze Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat Gott ganz allein für sich selbst erschaffen: Erde, Himmel, Bäume, Meer u. s. w.; nur als er den Menschen erschaffen wollte, hat er seine verantwortlichen Minister, die Engel, zu Hilfe genommen und gesagt: „Wir wollen einen Menschen machen." Warum? Weil er gewußt hat, der Mensch wird nichts nutz werden, und er kann dann die Schuld aufs Ministerium schieben. Und der Mensch ist wirklich so unzweckmäßig, wie nur irgend ein Ministerial-Beschluß, aber leider haben damals die Minister ihre Beschlüsse nicht so geschwind zurückgenommen wie jetzt, und der Mensch ist geblieben wie ein Ministerial-Beschluß; eine siebzigjährige Kalamität, die am Anfange nicht gehen kann und am Ende aus Altersschwäche begraben wird.

Alle Ministerien waren mit der Ausfertigung des Menschen beschäftigt; der Minister des „Äußern" war mit der Verteilung der Schönheit beauftragt; wenn ich dazumal gelebt hätte, würde ich ihm eine klassische Katzenmusik gebracht haben; der Minister des „Innern" hat dem Menschen den Geist eingeblasen, und zwar durch die Nase, weil da wenig hineingeht; der Minister des „öffentlichen Unterrichts" war schon damals auch, wie sie jetzt sind, denn er hat dem Menschen gesagt: „Vom Baume der Erkenntnis sollst du dich nicht unterstehen zu essen"; der „Kriegsminister" war der genialste, er hat dem ersten Menschen Kriegsmaterial aus dem Leibe geschnitten; er hat nämlich aus seiner Rippe das Weib gemacht. Nur der „Finanzminister" hatte bei der Bildung des ersten Menschen nichts zu thun, denn der erste Mensch war nackt, und solche Unterthanen kann der Finanzminister nicht ausziehen!

Damals, m. s. H. u. H., muß es der Finanzminister ebenso schwer gehabt haben, wie jetzt; damals gab's noch kein Geld, jetzt giebt's schon kein Geld!

„Geld regiert die Welt", ja wohl, darum haben wir jetzt gar keine Regierung, weil gar kein Mensch Geld hat!

Geld regiert die Welt; also haben wir dreierlei Regierungen: Gold- und Silbergeld regiert die Welt, Kupfergeld regiert die Welt, und Papiergeld regiert die Welt! Darum war es bis jetzt immer auch natürlich: wer Geld in der Tasche gehabt hat, der konnte sagen: „Ich hab' die Regierung in der Tasche."

Silber und Gold, m. f. H. u H., das sind unverwüstliche Regierungen, die werden von der Tasche nicht verdorben, sondern sie verderben die Tasche; aber Papier ist gleich hin, und seit Papier regiert, wird die Regierung von der Tasche verdorben!

Nachdem also, m. f. H. u. H., Gott den Menschen ausgestattet hatte, setzte er ihn ein, daß „er herrsche über die Fische, über die Vögel, über das Vieh und über das Gewürm".

Also von Gottes Gnaden kann der Mensch über nichts anderes herrschen, als über „Fische, Vögel, Vieh und Gewürm", aber nicht wieder über den Menschen. Was aber hat der Mensch erfunden, m. f. H u. H., damit er sich selbst weiß machen kann, er könne über Menschen regieren? Ach! er hat was Pfiffiges ausersonnen! Er hat die Menschen so erziehen lassen, daß sie „Stockfische", „Galgenvögel", „kriechendes Gewürm und „dummes Vieh" wurden, und glaubte, nun könne er von „Gottes Gnaden" über sie herrschen.

Der erste Mensch war also der erste König der Welt, er verfiel auch richtig sogleich in einen tiefen Schlaf! Glauben Sie mir, m. f. H. u. H., der Schlaf ist noch eine der schönsten Tugenden vieler Herrscher, darum beginnen auch die meisten Erlasse: „Wir haben geruht!" Man könnte keine passendere Grabschrift für viele Regenten finden als die:

„Ich wünsche, wohl geruht zu haben."

Man sollte glauben, wenn so ein Regent lange geruht hat, steht er endlich auf zur Arbeit; es ist aber nicht wahr: wenn die Fürsten gar zu lange geruht haben, stehen die Völker auf!

Allein dem Schlafe Adams verdanken wir unsere Freiheit; denn wenn Adam nicht geschlafen hätte, hätte man ihm die Rippe nicht genommen. Aus der Rippe wäre keine Eva geworden, Eva hätte vom Baum der Erkenntnis nicht genascht, wir wüßten noch nicht zu unterscheiden zwischen „Bös" und „Gut", d. h. zwischen Sedlnitzky und Konstitution.

Also wir verdanken alle unsere Bildung, unsere Weisheit, unsere Konstitution bloß dem Umstande, daß Eva von der verbotenen Frucht genossen hat! Dafür ist sie auch bestraft worden, denn Gott sprach: „Der Mann soll ihr Herr sein!" Der Mann soll ihr Herr sein; die Frauen lieben aber die Männer wie sie sind, und nicht wie sie sein sollen! In Hinsicht der Herrschaft

führen die Eheleute ein einfaches Buch: er das „Soll“ und sie das „Haben“.

Als Adam von dem Baume der Erkenntnis gegessen hatte, gingen ihm die Augen auf, und da sagte ihn der Himmel fort: g'rad so ging es mir; wie mir vor 25 Jahren anfingen die Augen aufzugehen, wurde ich von Wien weggewiesen.

Der Anfang meiner literarischen Laufbahn fällt in Ungarn, in Pest; als ich ganz schüchtern wagte, etwas witzig zu sein, wurde ich auf den Magistrat vor den Ausschuß der „Hundert“ zitiert; da wurde mir bedeutet: „Witz ist magistratswidrig“, und überhaupt sagte Herr Magistratsrat Weidinger: „Die Stadt Pest braucht keinen Witz, und wenn wir einmal Witz brauchen werden, so werden wir schon Hiesige finden, Sie aber sind ein Stuhlweißenburger und haben hier keinen Witz zu machen.“ Der Magistrat verbot mir, witzig zu schreiben, und es hieß in der Verordnung: „Derselbe hat sich in seinen Skripturen des Witzes zu enthalten!“

Als ich herunterging, fragte mich ein Freund: „Aber hat denn gar kein „Hunderter“ für Sie gesprochen?“ worauf ich antwortete: „Ja, wenn ich über einen „Hunderter“ zu disponieren gehabt hätte, wäre der Spruch anders ausgefallen.“

Ich wurde also von Pest nach Wien gegangen! Da gingen die Konflikte mit Polizei und Zensur los! Die Zensur wollte haben, ich sollte mich nicht über alles in Wien aufhalten! Ich war einige Jahre in Wien gewesen, ohne das monatliche Fremden-Karten-Geld zu bezahlen; an einem schönen Morgen wurde mir angezeigt, ich müßte die Strafe, die bei jedem Übertretungsfalle progressiv gesteigert worden ist, bezahlen, es war eine Kleinigkeit, z. B.: entweder 18 Jahre Arrest oder ich sollte 100 000 Gulden bezahlen. Ich erwiderte dem Herrn Hofrat Persa, daß ich das Letzte vorziehe, er möchte nur morgen schicken, das Geld einzukassieren.

Am andern Tage hatte ich Audienz bei Sr. Excellenz dem Grafen S., dieser sagte mir ganz naiv: „Sie müssen fort, weil Sie Talent haben, wenn Sie kein Talent hätten, so wäre an Ihrer Richtung nichts gelegen.“ Ich erbot mich, die ehrenvollsten Zeugnisse zu bringen, daß ich kein Talent habe, es half nichts: „Sie müssen fort, zurück nach Ungarn!“ Da sagte ich: „Euer Excellenz waren bis jetzt mit meiner Richtung nicht zufrieden, jetzt bin ich mit Ihrer Richtung nicht zufrieden, ich will meine Richtung nicht nach Ungarn, sondern nach Deutschland nehmen!“ Er erwiderte: „In's Ausland dürfen Sie nicht, da geb' ich Ihnen keinen Paß.“

Ich hatte also kein Geld und keinen Paß; auf meinen Namen konnte ich beides nicht bekommen, ich ging also, wie der Prophet Elias, ohne Geld und ohne Paß, und kam glücklich und unbestohlen in Berlin an.

In Berlin lebte ich lange unbehelligt von der Polizei, mahn-

ſcheinlich weil ſie ſah, daß ich kein Talent hatte; aber es giebt keinen ewigen Frieden! Ich hatte eine Schrift herausgegeben: „Über das Wirken eines Juſtizrates“, in welcher ich über ihn und die Juſtiz ein ſcharfes Urteil ausſprach; allein darauf ſprach die Juſtiz über dieſe Schrift ein noch ſchärferes Urteil aus, ich wurde drei Monate auf die Feſtung Spandau und in 200 Rthlr. Koſten verurteilt, das berührte mich etwas unangenehm. Ich appellierte an den jetzt verſtorbenen König, der ein Freund meiner Journale war. Ich ſchrieb ihm: „Es iſt wahr, ich habe gefehlt, allein wenn ich drei Monate nach Spandau ſoll, ſo fehle ich wieder in Berlin, ich ziehe es vor, in Berlin zu bleiben, um in Spandau zu fehlen; und überhaupt wüßte ich nicht, was ich auf einer Feſtung machen ſollte, da im Belagerungsfalle ein hungriger Poet die Lebensmittel bald aufzehren dürfte; auch würden mich die 200 Rthlr. ſehr niedergeſchlagen machen und Se. Majeſtät werden geruhen einzuſehen, daß es beſſer iſt, wenn die Unkoſten niedergeſchlagen würden u. ſ. w.“

Es währte einige Wochen bis ich Antwort erhielt. Am Tage vor Oſtern erhielt ich eine Zuſtellung, auf der Polizei zu erſcheinen! Wenn ich auf die Polizei gerufen wurde, hatte ich immer die Vorſorge, auf vierzehn Tage oder drei Wochen Wäſche mitzunehmen. Es war ein regneriſcher Tag, ich kam auf's Polizei-Bureau, da wurde mir mitgeteilt, Se. Majeſtät haben geruht, die drei Monate Feſtungsſtrafe in drei Tage Hausvogtei-Arreſt umzuwandeln und die Koſten niederzuſchlagen. Der Polizeidirektor fragte mich, wann ich den Arreſt antreten wolle, und ich ſagte: „Die Witterung iſt dem Unternehmen günſtig; ſogleich in dem Augenblicke!“ Und ich bezog meinen Schriftſtellerſitz als geopfertes Oſterlamm. Seine Majeſtät ſchickten mir täglich Torten und Champagner, ſo daß ich dann Seine Majeſtät um die Erlaubnis bat, mich auf dieſen Sperrſitz zu abonnieren! Späterhin hatte ich noch Neckereien mit der Polizei, denn „was ſich liebt, neckt ſich!“ Ich hatte nämlich in einer Schrift über die Berliner Polizei geſagt: „Ich zweifle nicht an ihrem Geiſte, ihrer Humanität und ihrer Freiſinnigkeit!“ Dieſes nahm die Polizei hartnäckig für „Ironie“! Und ich wurde dafür, daß ich einer Polizei Geiſt, Humanität und Freiſinnigkeit zutraute, auf drei Wochen Arreſt verurteilt! Ich ſchrieb an Seine Majeſtät und ſtellte ihm vor, daß ich zu folgender öffentlicher Abbitte erbötig bin: „Ich habe der Polizei „Geiſt, Humanität und Freiſinn“ zugetraut, das verdient allerdings die gerechte Strafe von ſechs Wochen Arreſt; allein ich bitte der Polizei hiemit öffentlich ab, und erkläre, ich trau' ihr weder Geiſt, noch Humanität, noch Freiſinnigkeit zu; ich werde nie wieder die Berliner Polizei durch eine ſolche falſche Zumutung bei den anderen europäiſchen Polizeien in Mißkredit bringen.“

Ehe noch dieſer Prozeß entſchieden war, hat mich die damalige

[illegible] Preßfreiheit des Königs Ludwig von Bayern veranlaßt, nach München überzusiedeln. Als ich hinkam, fand ich, daß die Presse frei war, aber die Schriftsteller waren eingesperrt. Man durfte über alles schreiben, nur nichts über die äußere Politik und nichts über die innere Politik, nichts über die heiligen Bundesstaaten, nichts über die Religion, nichts über den Staat, nichts über die Finanzen, nichts übers Militär und nichts übers Theater, sonst aber war unumschränkte Preßfreiheit. Man hatte in Bayern damals keine Zensoren, aber „Gesandte", die Gesandten jedes Staates überwachten die Blätter, und so hatte jedes Blatt siebenunddreißig Zensoren des lieben heiligen deutschen römischen Reiches.

Da ewiger Frieden war und der Frankfurter Bundsalat aus 38 Häupteln nichts zu thun hatte als Ferien auszudichten, so war das Geschäft aller anderen Gesandten das: den herrschenden Geist aller Länder zu zensieren und ihn in Musik zu setzen, d. h. ihn durch geheime Noten an anderen Höfen abzuleiern.

In Frankfurt a. M., meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war in dieser Beziehung die große deutsche Musikschule; da komponierten die Gesandten ihre Noten; da sollte die große deutsche Nationaloper komponiert werden, allein das war schwierig, eine Oper zu schreiben für 38 Solostimmen, und noch dazu für 38 Künstler, die ihr Instrument immer per Kourier stimmen lassen mußten; und wenn's zur Generalprobe kam, hatte jeder seinen Stimmschlüssel zu Hause vergessen, und da hieß es immer: „Wegen plötzlich eingetretener Ferien kann die neue Nationaloper noch nicht aufgeführt werden."

Ich sollte aber, wie gesagt, selbst bald „bayerischer Abgesandter" werden, denn bald darauf bekam ich von der Münchener Sanitäts-Polizei die Versicherung, daß eine Veränderung des Klimas mir sehr gesund wäre.

Ich übergehe hier die Zeit meines Aufenthaltes in Paris, meine Rückkehr nach München, und komme gleich nach Wien.

Es ist traurig, die aufgehende Sonne des Freiheitstages fällt in den Spätabend meines Lebens!

Vierzehn Jahre lang hat mein bischen Geist gezuckt unter den täglich wiederkehrenden Nadelstichen der Gewalt; vierzehn Jahre lang wurde mir von der Hebamme Zensur jeder Gedanke verstümmelt, kaum er die Geburtsstätte verließ; vierzehn Jahre lang wurde mir jeder Witz, jeder Einfall, jede Satire durch vier oder fünf Filtrir-Säcke gezogen, bis nichts blieb als das Pflegma, und der Spiritus zum Sedlnitzky ging!

Vierzehn Jahre lang mußte ich alle Tage Zehent und Robot meines Geistes abgeben; vierzehn Jahre lang zog die Klaue geistiger Willkür ein Blatt nach dem andern aus der Blume meiner Schriftsteller-Thätigkeit, zerdrückte sie eine Perle nach der anderen in der Zitternadel meines Talentes; vierzehn Jahre lan-

spazierte ich täglich $^{1}/_{10}$ Teile meines Eigentums, und nach diesen vierzehn Jahren springt die Freiheit wie die Minerva mit der Ägis gerüstet aus dem Haupte eines starkerwachten Volkes; der Becher der freien, geistigen Regung schäumt an meinen Lippen, aber es ist zu spät, nur wenige Züge sind mir noch zu schlürfen gegönnt, und die vierzehn Jahre, die mein Talent auf dem Spielberg des Geistes in Fesseln lag, giebt die untergehende Dämmerstunde meines Lebens mir doch nicht wieder zurück!! —

Ja, wenn wir jetzt, nachdem wir frei vom Baume der Erkenntnis essen dürfen, auch, wie Adam, 930 Jahre leben könnten, das wär' ein anderes! 930 Jahre! Ich begreif' es gar nicht! Wenn man schon so lang gelebt hat, ist's ja gar nicht der Mühe mehr wert, zu sterben! Wenn sich jetzt ein Mensch unterstände, 930 Jahre zu leben, die Polizei würde es gar nicht leiden, das wäre eine Überschreitung seines Befugnisses! Und doch wird's jetzt nötig werden, 930 Jahre zu leben, denn sonst zweifle ich, daß ein Mensch das Ende unserer jetzigen Zustände erlebt!

Als Adam starb, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben sich die Menschen vermehrt, und es wurden die ersten Aristokraten; denn es heißt: Die Kinder der Großen haben die Töchter der Menschen gesehen, daß sie schön sind." — das sind sie schon, die Aristokraten, daran erkennt man sie: wo schöne Töchter sind, da sind sie gleich da, da sind sie die wahren Reaktionärs!

Der Himmel hat gesehen, daß „Tyrannen wurden" auf Erden und „gewaltige Leute", ja, er hat auch gesehen, daß schlechte Poeten entstanden, nämlich, wie es heißt, „Menschen, deren Dichten schlecht war von Jugend auf", und er hat beschlossen, eine Revolution hervorzurufen, und zwar eine Wasser-Revolution! Ein Volk macht ohnehin nicht eher eine Revolution, bis ihm das Wasser bis an's Maul geht! Nur wenn ihm alle Wünsche, alle Hoffnungen zu Wasser werden, da sucht sich das Volk selbst flott zu machen, und ist so quasi genötigt, selbst das Steuerruder zu ergreifen!

Vor der Revolution war es so, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Da hatte das Staatsschiff auch ein Steuerruder, d. h. das Volk bezahlte die Steuer und die Regierung hat gerudert; nach der Revolution will gar niemand steuern und jeder will rudern; vor der Revolution steuerte die Regierung das Schiff gegen den Strom, nach der Revolution steuert man den Strom gegen das Schiff; vor der Revolution war das Schiff ein Segelschiff; ein paar Schiffsherren haben sich windig aufgebläht und das Schiff fuhr immer langsam voran; nach der Revolution ist es ein Dampfschiff und wird bloß mit den Kohlen geheizt, die eine Partei auf das Haupt der anderen sammelt! Ja, der Strom der Freiheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nach der langen Wintereisfessel auch über sein Ufer getreten, er hat

die Dämme zerriſſen, die Ufer überſchritten, es iſt wahr, aber das iſt nicht die Schuld des Stromes, nicht die Schuld des Freiheits-Elementes, ſondern die Grundurſache, warum der Strom die Ufer überſchritten, liegt in dem Stabilitäts-Prinzipe des Winters, welcher früher den Strom ſtocken machte und die Eisfeſſeln ſchlug!!!

Alſo der Himmel hatte die Sündflut über die Menſchen gebracht und ſie alle erſäuft. Nur eine einzige Familie blieb übrig: Noah. Warum? Weil er ein „frommer Mann“ war und ein „göttliches Leben“ führte! Vielleicht war er ein Domherr, denn die führten immer ein „göttliches Leben“!

Noah aber erhob ein gewaltiges Geſchrei, ſchon der Tafelfreuden halber, denn es hieß: das Ende alles „Fleiſches“ war gekommen! Alſo um die paar übrig gebliebenen Menſchen noch zu beſchäftigen, ließ der Himmel bauen, und zwar eine Arche. Und in dieſer Arche, ſagte Gott, ſoll er von allen Gattungen Geſchöpfen eine große Ständeverſammlung einberufen, von jeder Partei ein Paar, alſo eine „Chambre de pairs“! Aber damit die Verſammlung ganz unparteiiſch ſei, ſo müſſe er einberufen die Vögel von allen Farben, die hoch fliegen, und auch verſchiedenes Gewürm, das im Staube kriecht!

Gott ſprach: „In dieſer Arche ſollſt du dir Kammern machen, eine obere und eine untere,“ alſo ein Zwei-Kammer-Syſtem; darum aber hatte die Arche auch, wie es heißt, von außen und innen viel Pech!

Als Noah, der Miniſterpräſident, in der Arche war, und die Deputierten aus allen Geſchöpfen mit, ſchloß unſer Herrgott hinter ihnen zu.

Man ſieht ſchon, daß dies eine wahre deutſche Ständeverſammlung war, ſie ſchließen nie ab und verlaſſen ſich darauf, Gott wird ſchon abſchließen! In dieſer erſten Reichsverſammlung kamen alle paarweiſe und jeder Deputierte hat ſeine Frau mitgebracht! Warum? Wegen der Oppoſition! Auch deshalb mußten in jener Reichsverſammlung Frauen eingeladen werden, weil es damals noch keine Zeitungen gab, und die Verhandlungen doch allgemein publik werden mußten!

Dazumal, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hatten die Tiere, die Vögel u. ſ. w., noch ihre Sprache gehabt; und es entſtand eine große Debatte, in welcher Sprache die Verhandlungen ſtattfinden ſollten. Noah war für die deutſche Sprache, denn daß Noah ein Deutſcher war, wird daraus erſichtlich, daß er ſich zuerſt einen Rauſch angetrunken hat.

Die anderen Geſchöpfe waren alle für ihre Zunge; die Abſtimmung darüber wurde immer vertagt, am Ende kam man überein: jeder ſpreche ſeine Sprache, und wenn am Ende einer nicht weiß, was der andere will, wird abgeſtimmt, und zwar durch Aufſtehen und Sitzenbleiben; und zwar ſo: die ſchon müd' ſind,

bleiben [illegible], wird die noch was ausstehen können, stehen auf. Wie die Parteien beschaffen waren, weiß man aus der Tradition!

Die Schnecken saßen am Ministertische; die Krebse bildeten die Reaktionärs; der Maulwurf und der Erdmolch die Wühler; das Faultier die Fortschrittspartei; die Störche waren die Redner, sie stehen lange auf einem Fuß und klappern immer fort; der Dompfaff vertrat den Klerus und Kanarienvögel sprachen für die Schwarzgelben.

Von der Linken und Rechten in der Arche kann ich Ihnen nichts mitteilen; es ist überhaupt von einem Reichstage schwer zu unterscheiden zwischen den Linken und den Rechten, wenn die Rechten wenig da sind! Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut, das ist das Rechte, die Linke aber möchte wissen, was die Rechte thut, die Rechte thut aber nichts! —

Endlich, nach hundertfünfzig Tagen, hat Gott nachgesehen, wie es der Ständeversammlung geht, es ging ganz anderer Wind, der trocknete aus, und die ganze Kammer ließ sich auf den Berg Ararat nieder.

Da schickte Noah den Raben aus und die Taube, und die brachte ein „Blatt" mit, und aus diesem „offiziellen Blatte" hat Noah ersehen, daß die Welt sehr trocken ist.

Also ging alles aus der Kammer, und das erste was Noah als Dank auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, war das, daß er mehrere Mitglieder opferte, und zwar bloß die Reinen!

Das muß man aber Noah nachsagen, er beschäftigte sich sogleich mit der Presse, mit der „Weinpresse" nämlich! Noah war der erste Senior, bei der Presse drückte er den Geist aus, und die Hülsen gab er frei!

Bei dieser Preßfreiheit aber hat sich Noah, wie viele unserer jetzigen Journalisten, selbst berauscht und fürchterliche Blößen gegeben!

Noah hat sich aber deshalb einen Haarbeutel angetrunken, weil er als Minister selbst nach der Preßfreiheit nicht ganz ohne Zopf sein konnte. Berauschen kann man sich aber an den Ergebnissen unserer Presse nicht, dazu fehlt ihr der Geist! Unsere jetzige Presse erregt bloß Durst, aber sie löscht den Durst mit Stolz, statt mit Labung.

Unsere meisten Journale sind noch größtenteils wie die jungen Erdäpfel, wässerig, und die Erde klebt noch allseits an ihnen. Die meisten unserer Journale beschäftigen sich damit, die Toten zu sezieren, anstatt die Lebendigen zu zergliedern; die Revolution ist ihnen kein Volksstück, sondern ein Konversationsstück; ihre Experimental-Politik zeigt, wie man die Elemente zersetzt und wie die Mischung der Verhältnisse rüttelnd und schüttelnd vor sich geht, aber sie belehrt nicht und zeigt nicht, wie man die Natur der Verhältnisse und Dinge ändert! Sie wissen nicht, daß die Frei-

heit nicht entwickelt werden kann, sondern daß sie ein Schleier dicht ist, und daß die Zeit die körperliche Hülle der Freiheit ist, ohne die sie nicht erscheinen kann.

Unsere Ultra-Demokraten begreifen nicht, daß ein größerer Unterschied ist zwischen nichts und eins, als zwischen eins und tausend; sie wollen den Wein der Freiheit gleich alt keltern! Unsere meisten Journale erheben sich nicht über ihr Publikum, sie sind die Leibschneider ihres Publikums, sie legen ihr Maß an dasselbe an, sie kokettieren nur mit dem Schlagworte von gestern, buhlen mit dem Gedanken von heute, aber sie haben keinen Blick für die Idee von morgen! Sie hängen ihre Ansicht, bevor sie sie drucken lassen, zum Fenster hinaus, wie ein Barometer, um zu sehen, wie der Dunstkreis für sie beschaffen ist. Sie glauben Schlüssel und Schloß der Zeit zu sein, sind aber nur die Angeln, auf welchen sie beim Herumdrehen knarrt und ächzt!

Nicht mit Licht und Leuchte wollen sie die Dunkelheit erhellen, sondern mit Blitzen sie zerreißen; der Staub des Gefechtes macht unsere Fechter blind; anstatt von Entwicklung zu Entwicklung zu gehen, gehen sie von Zerstücklung zu Zerstücklung! Alle Kräfte sind um- und überstürzt, der Fluß befruchtet nicht mehr, er verwüstet; das Licht leuchtet nicht mehr, es verzehrt; die Freiheit beseligt nicht mehr, sie betäubt; der Gedanke wirkt nicht mehr, er wütet; der Geist herrscht nicht mehr, er tyrannisiert!

Kurz, in einem großen Teile unserer Presse fraternisiert ein viehisches Gelüste mit einer verbitterten Negation; der Kampf als Mittel wird Kampf als Zweck; die Polizei und die Denunzianten haben sie aus dem Leben vertilgt, um ihnen in den Zeitungen eine Freistätte zu errichten; sie bauen für ganz winzige Ideen große Triumphthore, und kleiden ihre kleinen Umtriebe wie Zwerge bei einem Königszug in leeren Redeprunk und Flitter. Noch andere brauchen die Freiheit bloß zur Brücke zu andern Zwecken, und indem sie sie brauchen, treten sie sie mit Füßen; die noch andern läuten mit allen Sturmglocken, nicht um die Wolken zu zerteilen, sondern um das Ungewitter anzuziehen! — Der eine trägt die Freiheit wie eine Jakobinermütze, der andere wie eine Schellenkappe, der dritte wie eine Schlafmütze, der eine wie ein Geck, der andere wie eine Livree!

Um die Früchte vom Baume der Zukunft zu pflücken, hauen sie den ganzen Baum schon jetzt um, da er kaum zu blühen beginnt.

Im Sturme glauben sie das Schiff zu erleichtern, wenn sie alle Güter über Bord werfen: Religion, Sitte, Treue, Achtung vor Gesetz u. s. w.; in dem Sturme greifen sie zu dem gefährlichen Mittel: die Schiffsgefangenen zu befreien, sie entfesseln alle Leidenschaften, und vergessen, daß am Ende das Schiff aus dem Sturme kommt, aber dann von den nicht mehr zu zügelnden Leidenschaften

übersättigt und der Zerrüttung preisgegeben wird. Sie nehmen aus unsern Herzen alle Dinge weg, nichts soll uns heilig sein, alles, was irgend eine Höhe hat, durch Geburt, Gesetz, Geist, Ruf, Militär-Ruhm u. s. w., alles soll wie ein Distelkopf abgeschlagen werden. Allein die neuen Möbel, mit welchen sie unser Herz möblieren wollen, sind nicht besser, und die Tugenden und Höhen, die sie uns anbieten, betrachten wir zagend, weil das Gefäß, in welchem sie uns kredenzt werden, oft ein zweideutiges, ein unreines, ein von der öffentlichen Meinung gebrandmarktes, ein von seinen Antezedentien infamiertes ist. — Allein auch diese Zeit des Wundfiebers unseres Umsturzes wird vorübergehen; nicht nur der ruhige Himmel der Freiheit hat seinen Segen, sondern auch der Orkan der Freiheit ist segenvoll, er schüttelt die Raupen und die faulen Früchte ab vom Baume der Zukunft. Die unberufenen Apostel der Freiheit werden untergehen, das Evangelium der Freiheit wird bleiben; die falschen Propheten avant la lettre werden aus dem roten Weltkalender verschwinden, und in dem genealogischen Staatskalender wird auch Brutus ein Heiliger sein! Aus dem Kampfe blinder Interessen wird der Einklang der ewigen, brüderlichen Eintracht hervorgehen, aus allen Ständen, und allen Klassen, aus allen Regionen der Menschheit und der Gesellschaft wird eine Gemeinde hervorgehen, welche die Offenbarung des Weltgeschickes versöhnt und umschlungen verstehen und genießen wird, und bis dahin, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, bleibt uns nichts übrig, als die Tugend: Geduld, und zu dieser Tugend schmeichle ich mir, Ihnen durch diese Vorlesung eine ausführliche Lektion gegeben zu haben.

Der Genius der Liebe im Humpoldskirchner Tunnel,

oder:

Der Steeple-Ruh mit Hindernissen.

Er war ein „Hofmeisterischer" und sie war eine „verstorbene Güter-Kontrolors-Tochter". Er war von Geburt ein Männchen, durch Verhältnisse ist er aber Hofmeister geworden; sie war von Geburt ein Weibchen, durch Umstände aber, die alles waren, nur nicht gesegnet, ist sie schwarze Silhouetten-Schneiderin geworden. Er zählte zweiunddreißig Sommer, sie zählte ihre Sommer nicht mehr, ein Beweis, daß sie schon über den einundzwanzigsten Sommer hinausgekommen sein mußte. Er war eine Blondine, sie war ein schwarzer Käfer, er war ein Schwärmer und sie war mager; für Schwärmer hat die Natur die magern Frauenzimmer hervorgebracht, je magerer sie ist, desto schwärmerischer ist er, für einen rechten Schwärmer muß die Geliebte wie ein Fastentisch sein: gar kein Fleisch!

Wir unsererseits, wir leisten auch ein Bedeutendes in dem Artikel: „Schwärmerei", aber bis zur Anbetung der konkreten Magerkeit haben wir's noch nicht gebracht; wir wissen zwar: „alles Fleisch ist Heu", allein in dieser Beziehung haben wir eine wahre Roßnatur, ein Bündel frisches, junges Heu ist auf den mühseligen Stationen des Lebens nicht zu verachten. Wir sind und waren nie ein Freund von zu magern Ideen und zu magern Frauenzimmern. Ein ganz magerer Mann kann sich bei der Welt für seine Magerkeit entschuldigen, ein Mann hat nicht immer Zeit, fett zu werden: bald muß er nachdenken, bald wird er ein Deutscher, dabei kann man nicht zunehmen; aber ein ganz mageres Frauenzimmmer hat vor der Weltgeschichte gar keine Entschuldigung dafür! Ein ganz mageres Frauenzimmer ist noch gar kein Frauenzimmer, sie hat bloß den Platz besteckt für ein auf diesen Platz kommendes Frauenzimmer. Bei einem Frauenzimmer will ich alles Denken vergessen; bei einem ganz mageren Frauenzimmer muß ich alles dazu denken, das strengt meinen Kopf zu sehr an.

Der Held unserer Novelle aber dachte nicht so; er liebte das absolut Magere, die Magerkeit in ihrer Vollendung, und sie, die Heldin unserer Novelle, war so, so war sie, mager bis zum Sub-

linsky, und er liebte sie; er aber hieß Franz, und sie aber hieß Theodora, und dennoch liebten sie sich; so berühren sich die Extreme.

Franz aber wohnte in „Dörfel" und Theodora wohnte in „Alland"; aber was sind Meere und Wüsten für zwei Wesen, die sich lieben, besonders wenn das eine Wesen eine „verstorbene Kontrolors-Tochter" und unendlich mager ist?!

Hero ist über den Leander geschwommen, — nein, Leander ist über den Bosphor geschwommen und hat Hero umarmt, ohne die Kleider zu wechseln, denn wir wissen nicht, ob sie für ihn trockene Wäsche bereit hielt; von Asien zu Europa ist für die Liebe ein Katzensprung, was ist also der Liebe die Entfernung von „Dörfel" nach „Alland"?!

Bei der Milchmariandel Nr. 9967 begegneten sie sich zuerst. Er begehrte saure Milch, sie begehrte süße Milch; er schickte ihr von der sauren Milch einen süßen Blick, sie machte ihm von der süßen Milch ein saures Gesicht.

O Franz, geliebter Franz, lasse dich nicht einschüchtern! Saure Gesichter sind aller Liebe Anfang! Es giebt gar kein süßeres Geschäft, als solche saure Gesichter zu überwinden, sie nach und nach nur weniger säuerlich und endlich süß werden zu sehen. Ein Gesicht, welches ich gleich süß bekomme, mundet mir gar nicht; ich muß es sauer bekommen und selbst süß machen, darin liegt Bewußtsein und Satisfaktion!

Die Liebe hat ein Wort vorzüglich zur Palastdame ernannt: das Wort „süß"; sie bezeichnet alles am liebsten mit dem Epitheton „süß"; die Liebe ist aber auch ein süßes Wort, denn dieses Wort ist das einzige, welches zwei Gegensätze hat: sauer und bitter. Die Geliebte kann nur ein saures Gesicht machen und ein bitteres Gesicht.

Wir sind doch selbst im Besitze eines sauren Gesichts, allein weibliche saure Gesichter überwindet man nicht durch ein süßes Gesicht und nicht durch süße Blicke, und nicht durch andere gewöhnliche Süßigkeiten der aus dem Süßholz der Fadheit geschnitzten Alltagsmänner.

Ich bin im Besitze des großen Geheimnisses, wie man das sauerste Gesicht am Ende in ein süßes umwandeln kann; nach meinem Tode wird man's unter meinen Passiven finden und veröffentlichen.

Franz aber, unser Franz, besaß dieses Geheimnis nicht, und Theodora machte immerfort ein saures Gesicht!

O Franz, kannst du verlangen, daß Theodora, Theodora, die schwarze Silhouetten-Schneiderin, sie, die vielleicht gestern politische Gesichter geschnitten hat, gleich darauf ein süßes Gesicht schneiden soll?

Franz kam zu mir, um Rat und Hilfe zu suchen. Wer in

Baden in den Monaten ohne R unglücklich liebt, kömmt zu mir, gerade als ob ich eine Offizin für unglücklich Liebende in Baden errichtet hätte, als wär' ich Wundarzt. Ich sage aber meinen Patienten gleich, ich bin bloß Naturalist, ich kenne die Theorie gar nicht, bloß lange Praxis.

Franz kam zu mir um Rat. Das erste, was ich bei solchen Ordinationen verlange, ist: Den Gegenstand zu sehen! Franz zeigte sie mir und ich rief aus: „Gott, wie mager!" — „Nicht wahr?" rief er mit Entzücken.

Ich gab ihm den ganz einfachen Rat, sich von ihr schneiden zu lassen, d. h. in der Silhouette; aber er muß gleich sagen, er brauche fünfhundert Stücke. Gefallen ist Sache der Gewohnheit; wenn man das häßlichste Gesicht fünfhundertmal lange ansieht, findet man ein Etwas, was einem wohlgefällt; man lasse von einer Malerin einen Thersites fünfhundertmal malen, und sie wird am Ende sagen: „Das ist ein schöner Mann!"

Probatum est!

Als ich nach vierzehn Tagen durch's Helenenthal ging, traf ich sie zwei beide; er war noch schwärmerischer und sie noch magerer, woraus ich sogleich auf ein fait accompli schloß!

Franz kam nach vier Wochen wieder zu mir und fragte mich wieder um Rat.

Sie liebe ihn zwar, aber er könne es nie bis zu einem Kuß bringen! Armer Franz!

„Ja," sagte ich, „sehr verehrter Herr und Liebender, was kann ich dazu thun? Wenn ich Ihnen mit einem Kusse dienen kann —?"

Es fehlte ihm die Gelegenheit, meinte er. Ich hätte ihm gerne gesagt: „Sie wollen lieben und wollen geliebt sein, und keine „Gelegenheit"? Keine Gelegenheit zu einem Kuß?! Lassen Sie sich bei dieser Gelegenheit gleich totschlagen — Sie Kapitalrind!"

Er wollte nichts als einen Kuß! Bloß einen Kuß, sonst nichts dazu, kein Kompot und keinen Salat. O Franz, o frugaler Franz! O frommer, o frischer, frugaler Freund Franz!

Ich begreife nicht, daß die Männer auf einen Kuß so große Stücke halten. Was ist ein Kuß? Zu viel für nichts, zu wenig für etwas. Was ist ein Kuß gegen einen Blick?! Einen Kuß kann man rauben, stehlen, ein Blick muß uns gegeben, geschenkt werden! Ein Kuß ist stumm, leblos, ein Blick spricht, klagt, versichert, tröstet, heiligt! Ein Kuß läßt in der Erinnerung nichts zurück, ein Blick lebt ewig vor unserer Erinnerung, er begleitet uns übers Meer, er schwebt vor uns in der Wüste wie die Feuersäule, er erleuchtet unser Gefängnis und stellt Blumen auf den Tisch! Ein Kuß kann bewacht, verhindert werden, ein Blick nicht, ein Blick ist wie die Pfeile, die nach Jerusalem flogen, er scheint nach Norden geschickt und fällt im Süden nieder. Ein Blick ist

eine Lichtgabe, die man mitnehmen, an der man Monate lang zehren kann!

Kein Mensch kann sich einen Kuß im Gedanken zurückrufen und ihn neu vor sich ablegen lassen, aber einen seelenvollen Blick, einen langen gemütsreichen, liebetiefen Blick, den kann man sich wie ein Wesentliches zurückrufen, ihn vor die Seele führen und sich an ihm erquicken, wie an dem Quell des Augenlichtes.

So denke ich, aber Franz dachte anders; ein „Kuß" war der Kern aller seiner Wünsche — seine Seligkeit! Ein Kuß von Theodora! Eine höchst magere Seligkeit!

Ich dachte lange nach und endlich kam mir das Hilfsmittel!

„Fährt Theodora oft nach Wien?"

„Jede Woche zweimal."

„Sind Sie da immer mitgefahren?"

„Niemals."

„Schafskopf!" dachte ich mir still und fragte laut: „Aber warum nicht?"

„Daran hatte er nicht gedacht.

Solche Leute läßt unser Gott auch noch leben, und sie sind sogar Hofmeister, das wird eine schöne Erziehung werden, die unschuldigen Kinder werden nicht einmal wissen, daß man, wenn die Geliebte in einem Waggon sitzt, im zweiten an der Glasthür stehen und beständig hinübersehen muß! So vernachlässigt wird die Jugend!

„Mein lieber Franz," sagte ich, „wenn Sie denn so gewaltig kußwütig sind, so müssen Sie zu dem Genius der schnellen Dampf-Küsse Ihre Zuflucht nehmen, welcher auf der Eisenbahn zwischen hier und Wien im Gumpoldskirchner Tunnel wohnt. Aber Sie müssen genau Zeit und Raum bemessen. Sehen Sie, es war eigentlich gar keine Notwendigkeit da, hier einen Tunnel anzulegen, allein bloß aus Rücksicht für alle jene Liebende, welche die Saison in Baden zubringen, und die so dumm sind, keine „Gelegenheit" zu einem Kuß zu finden, hat die Direktion diesen Tunnel erbaut, sein eigentlicher Name ist „passage des amoureux honteux", und er ist der umgestürzte „Ponte de sospiri". In diesem Tunnel muß man mit einer Dampfesschnelle von 24 Pferdekraft küssen. Ich will Sie mit den näheren Details bekannt machen. Dieser Tunnel dauert bei mäßiger Geschwindigkeit der Maschine so lange, als man 38 bis 42 zählt; bei der schnellsten Schnelligkeit kann man 28 zählen. Von 18 bis 24 ist der finsterste Punkt im Tunnel; das sind die Augenblicke der totalen Finsternis und wo der Genius des Kusses seine schützenden Schwingen über das kühne Unternehmen ausbreitet. Sie müssen sich nicht gegenüber, sondern an die Seite der Person setzen, die in Kußzustand erklärt werden soll; wenn Sie 14 gezählt haben, fangen Sie an, die Präparative der Operation zu machen, Sie haben vier Sekunden

Zeit zum Nachrücken, den Kopf in die rechte Richtung zu bringen und die Hand zu ergreifen. Von 18 bis 24 sind sechs Momente, in welchen man bei mäßigem Widerstand einmal, bei gar keinem aber dreimal küssen kann, und bei 25 wieder so dasitzen, als wär' die Welt durch gar keine große Begebenheit erschüttert worden. Bei diesem ganzen Ereignis kömmt auch viel darauf an, ob die Dame in einer Haube oder in einem Hute ist, ob dieser Hut tief in's Gesicht gesetzt ist, ob er eine schmale oder breite Krempe hat. Dabei muß der Moment die nötigen Dispositionen voraussetzen und darnach handeln. Ein gar nicht übler Kunstgriff ist es, vor dem Tunnel zu bemerken, daß im Tunnel die Funken in den Waggon fliegen, und daß es deshalb geraten sei, die Fenster zuzumachen; das giebt Gelegenheit, sich um die Dame herumzuneigen und das Fenster aufzuziehen, während die Tunnel-Dunkelheit beginnt."

Franz fragte mich, woher ich dies alles so genau wisse, und ich sagte ihm, der Genius des Gumpoldskirchner Tunnels wäre ein langjähriger Abonnent des „Humoristen" und habe mir das alles mitgeteilt.

Franz war glücklich! Er wird sie küssen! Sie, die Theodora! Sie, die schwarze Silhouetten-Schneiderin! Er wird sie küssen, sie, die unendlich Magere, sie, die nichts ist als ein Gestell zu einem Kuß! Im Tunnel wird er sie küssen, in diesem gemauerten Spritzkrapfen zwischen Himmel und Erde à l'usage de deux amans! Vorne wird die Lokomotive pfeifen, hinten wird die Sonne scheinen, und inzwischen wird er sie küssen! O glückliche Aussicht! O glücklicher Franz! —

Aber „mit des Geschickes Mächten ist kein Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell!"

Juble nicht zu früh, frommer, frugaler Freund Franz! Die Götter sind neidisch, die Menschen sind boshaft und der Zufall ist grimmig! Zwischen Tunnel und Lippenraum liegt noch ein großer Raum! Die Dämone sind geschäftig und die bösen Kobolde haben neben jedem Lust-Train einen Separat-Train voll böser Tücke!

Und du, meine Feder, gewohnt, nur Lust und Freude zu schildern, du sollst erzählen traurige Dinge, sollst reden von zerzupften Hoffnungen und abgewaschenen Regenbogen; arma virumque cano!

Es war der Halbneunuhr-Train. Ich ging auch nach Wien. In der Allee kam Franz mit einem kleinen Handiack, auf seinem Antlitz brannte ein zukünftiger Kuß im bengalischen Feuer; sein Gang war zitternd und fiebernd; ich beneidete und bemitleidete ihn. Ich sprach ihn an, aber er konnte kaum antworten, er spitzte nur immer den Mund, und ich bin überzeugt, er hatte sich die Nacht über das Küssen einstudiert. Auf der anderen Seite der

Baumgruppe kam sie, sie, seine sie, Theodora, die „verstorbene Kontoleurs-Tochter", in dem ganzen Umfang ihrer Magerkeit. Als Beweis ihrer Existenz trug sie ein weißes Kleid und eine Rosa-Mantille darüber; ein kleiner „Bibi" — so, glaub' ich, heißen jene Hütchen, die erfunden worden sind, um den Sonnenschirmmachern das Brot nicht zu nehmen — saß wie ein Lichtlöscher auf dem nach hinten genesteten Kopf; der Handsack war dazu da, um Theodoren eine gewisse spezifische Wichtigkeit zu geben gegen den wehenden Südwind, und ein Mops, der dazu da zu sein schien, um mit seinem Embonpoint eine Satire auf die Magerkeit seiner Gebieterin zu bilden, fesselte sich an ihren Schritt wie die Reue an das Vergehen.

Als Franz und Theodora sich gegenseitig ansichtig wurden, grüßten sie sich selig schweigend, wie zwei Schatten im Elysium, wenn sie Fische essen. Die beiden Handsäcke bekamen Herzklopfen, der obligate Mops, der Vertraute stiller Leiden und Freuden, warf einen vielsagenden Blick auf Franz, und sein mit Anstand wedelnder Schweif schien zu sagen: Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, muß im Tunnel mit Waffen den Kuß sich erraffen!

Ich fahre gewöhnlich in der ersten Klasse, bloß darum, damit die andern Leute, die in der ersten Klasse fahren, sich nichts darauf einbilden sollen; diesmal aber fuhr ich in der zweiten Klasse, ich mußte Zeuge sein, wie der Genius des Dampfkusses seine Schützlinge behandelt.

Da saß sie, Theodora, die Fleischverneinte, die Durchausverbeinte; ich sah sie an, wie sie da saß, die im Verlauf der Begebenheit nächstens im Tunnel abgeküßt zu werdende Gesichterschneiderin! Ich sah mir ihre dünnen Lippen an und rief ihr zu: „Ich sei, gewähr' mir die Bitte, an deinem Munde nie der Dritte!"

Franz saß neben ihr, als ob er bei einer mathematischen Linie Schildwache säße! Rechts die Idee und links die Materie und zwischen beiden der erfahrene Mops!

Ich sah von Ferne und ergötzte mich an dem Anblick der zwei Liebenden! Es giebt nichts Amüsanteres als den Anblick von zwei Liebenden, die steif und fest überzeugt sind, wie vorsichtig sie ihr Geheimnis bewahrt haben, wenn doch die ganze Welt sich über sie moquiert. Als ich das dachte, zupfte mich jemand an der Nase. Das muß keine gewöhnliche Person sein, sagte ich zu mir selbst, denn mich bei meiner Nase zupfen, ist eine schwierige Aufgabe: zupfen kann man nur einen Zipfel, meine Nase ist aber eine Zipfel-lose.

Wer das besondere Vergnügen hat, mich vom Sehen zu kennen, wird mir zugeben, daß meine Nase durchaus nichts Spitzes an sich hat — ein Umstand, den ich für eine große Schönheit halte,

und deshalb mag es wohl vielleicht in der Welt schon ein Wesen gegeben haben, welches über diesen zu stark punktierten Mittelpunkt meines, sonst ziemlich in die menschliche Gemeinde zuständigen Gesichtes sich hinausgesetzt. Meine Nase ist aber keineswegs eine sogenannte Platsch- und Quatsch-Nase, wie sie meine literarischen Gegner zu ihrem Trotze nennen; sondern sie ist ein allerliebstes, reizendes, schalkhaftes Stumpfnäschen im klassischen Stile, mit grandiosen Institutionen. Daß meine Nase so beschaffen ist, wie sie ist, das kömmt daher, weil sie nicht nur eine gutgesinnte Nase ist, sondern auch eine kluge Nase, die schon im Mutterleibe eine feine Nase hatte. Sie sah nämlich voraus, daß aus dem Nationalitätenkampf nichts Gescheites entstehen kann. Es stritten sich nämlich verschiedene Nationen um ihre Gestaltung: sie sollte eine griechische Nase werden, eine spanische, eine römische u. s. w. Da fürchtete ich, am Ende dadurch gar kein Gesicht und lauter Nasen zu bekommen, oder eine Nase, in welcher man aus lauter Nationalverschiedenheit nicht wüßte, wie ich Atem holen oder ein verständiges Wort reden wollte, da legte ich mich auf's Angesicht und meine Nase wurde dadurch so wie sie ist und wie ich mit ihr vollkommen zufrieden bin. —

Also es zupfte mich jemand bei dieser meiner Nase, es war die Erfahrung, und sie sagte: Du ergötzest dich an dem Anblick von einem Liebenden, der glaubt unbemerkt zu sein, und von der Welt ausgelacht wird? Faß' dich selbst bei der Nase an!

Ich hörte sogleich zu lachen auf. Indessen nahte der Tunnel; auf Franzens Angesicht arbeiteten Furcht und Entschluß wie zwei dämonische Kräfte. Er rutschte auf dem Sitze hin und her wie ein Schulknabe, bevor die Frage an ihn kömmt. Da wurde es dunkel, immer dunkler, dann finster. Einen Augenblick lang Stille, auf einmal: „Wau, wau, wau!" Mopsgebell und Weibergeschrei! Der arme Franz hatte bei seiner kühnen Schwenkung dem Mops auf den Bauch getreten, der Mops schrie gewaltig, Theodora schrie mit dem Mops, da wurde es wieder hell — die Expedition auf Kußfang war verunglückt und Franz saß da, ein Bild des Mitleids!

Und man sagt noch, die Möpse sollen keine Steuer bezahlen! Nicht mehr als sechs Sekunden für sich zu haben und diese sechs Sekunden durch die Empfindlichkeit der Epidermis eines Mopses zu grunde gerichtet zu sehen!

Franz warf sich voll Verzweiflung in meine Arme, als wir in Wien anlangten. Ich vertröstete ihn auf die Rückreise und machte ihn darauf aufmerksam, den Kondukteur darauf aufmerksam zu machen, daß kein Hund, der mehr Umfang hat als sein Besitzer, in dem Waggon bleiben darf. Ich sprach ihm Mut ein, erzählte ihm, wie Columbus auch nicht gleich auf der ersten Fahrt Amerika entdeckt hat, und wie gar keine große

Operation ohne frühere fehlgeschlagene Versuche vor sich ging. Ich brachte seinen innern Menschen wieder zu Küssen, und in dem Halbsechsuhr-Train saß Franz wieder neben seinem geliebten Kölnerfläschchen, das Mops-Hindernis saß im Hundekoiter, die Götter donnerten rechts, alle Zeichen waren günstig. Franz saß neben Theodora, nur zum Losschießen, gegenüber ein harmloser Zigarrenraucher und ich wieder in der Ferne, mich an dem herrlichen Schauspiel labend und erwartend, wie Franz avant und après aussehen wird, aber leider blieb das pendant im Dunkeln.

Da kam der Tunnel, es wird dunkel, immer dunkler, dann finster, — jetzt! dachte ich. Auf einmal wird's ganz licht im Waggon; der anscheinend so harmlose Zigarrenraucher zündete zwei Zündhölzchen an und Franzens gespitzter Mund war eben in dem Augenblicke beleuchtet, als er die Reise nach dem Kuß der Magerkeit antreten wollte!

Ein ausdrucksvolleres Schafsgesicht hab' ich nie gesehen! Theodora sah gar nicht aus, und es kam mir fast vor, als ob sie von seinen kühnen Unternehmungen gar nicht unterrichtet wäre, oder war's vielleicht der abwesende Mops, der sie beschäftigte?

Es waren heiße Thränen, die Franz abends bei mir weinte. Ich richtete seine gebeugte Seele wieder auf. Ein zweimaliger Hagelschlag ist noch gar nichts! Es fällt kein Kuß auf den ersten Hieb! Je größer die Mühe, desto süßer die Frucht! Er soll nicht verzweifeln! Sie geht jeden Donnerstag wieder nach Wien! Rom und die Wiesenbrücke sind nicht in einem Tage gebaut worden! Steuere nur zu, mutiger Segler, es muß sich das Küssen dir zeigen u. s. w.

Donnerstag um halb neun trug der Waggon wieder in seinem Eingeweide Franz und Theodora, er in einem Überrocke, weil's kühl war, und sie in einem Burnuß; er saß ihr nun gegenüber am Fenster und aus allen Poren strahlte ihm die Erwartung. Ich saß wieder in der Ferne, da kam wieder der Tunnel, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finster — „Verzeihen Sie!' brummte eine Baßstimme; es wurde hell und licht, und Franz sah aus wie die abgebrühte Sehnsucht!

Er hatte nämlich einen Überrock an (so erzählte er mir nachher), beim Niedersetzen setzte sich sein Nebenmann, ein ältlicher dicker Herr, auf dessen Rockschöße; als sich nun Franz zum beabsichtigten Kuß erheben wollte, konnte er nicht, er riß ihn gewaltsam los, aber die sechs Sekunden waren vorbei!!!

In Wien ging ich lange mit Franz auf und ab, und brachte ihm Beispiele aus der Geschichte von Cäsar bis Saphir, daß alle Heldenentschlüsse und Charaktere nicht ohne Hindernisse und ohne Zwischenfälle durch die Welt gingen, aber der Geist muß stärker

ſein als die Zwiſchenfälle. Ausdauer iſt der Talisman, mit dem man alles, auch einen Kuß erringt! Kourage, Bajazzo!

Um halb ſechs Uhr ſaßen wir wieder im Waggon, Franz vis-à-vis von Theodora. Der Tunnel kam, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finſter, — eine ſekundenlange Stille — dann — patſch, klatſch! — der Ton einer Ohrfeige!

Es wurde hell, immer heller, endlich ganz licht, — ich ſuchte Franz, ich erkannte ihn kaum, die Wange war ihm dick angeſchwollen; die magere Theodora hatte dem kühnen Kußforſcher eine ſo fette Maulſchelle gegeben, daß er auf der linken Geſichtsſeite einen erhabenen Anblick gewährte!

Im Waggon herrſchte lautloſes Erſtaunen, und der arme Franz ſenkte das halbgezeichnete Antlitz in den verſchämten Schoß.

Theodorens magere Liebe war alſo noch nicht tunnel-reif! Trau' einer den magern Frauenzimmern!

Franz begleitete mich nach Hauſe. „Thut Ihnen die Geſchichte weh?" fragte ich ihn. „O," erwiderte er, „die Ohrfeige thut mir nicht weh, aber daß ich ſie doch noch liebe, thut mir weh!" — „O," rief ich, „Sie ſind inkurabel! Quos Ohrfeigen non sanant!"

Und noch heutigen Tages liebt Franz Theodora und noch heutigen Tages träumt er von Theodora, aber nach einem Kuß gelüſtet ihn nicht mehr.

* * *

Auch dieſe Novellette, mein lieber Leſer, iſt reich an Moral! Erſtens kann man aus ihr lernen, daß ein Frauenzimmer bis zum Subtilen mager ſein und doch in der rechten Hand eine Kraft beſitzen kann, welche, auf die rechte Seite appliziert, mehr ſagt als der dickſte Korb der üppigſten Huldgeſtalt; zweitens kann man daraus lernen, daß man keinen Kuß ſtehlen ſoll, als bis man früher den ſicherſten Beweis hat, daß der Gegenſtand darauf eingerichtet iſt, beſtohlen zu werden; drittens kann man daraus lernen, daß, um im Finſtern ſicher zu küſſen, man erſt bei Licht die Probe gemacht haben muß; viertens kann man daraus lernen, daß das Schickſal für den Menſchen Ohrfeigen bereitet hat, wo er ſie am allerwenigſten vermutet; fünftens kann man daraus lernen, wie albern der Menſch iſt, wenn er liebt, und wie er liebt, wenn er albern iſt; ſechſtens endlich kann man daraus lernen, daß nicht alle Menſchen ſich in der Liebe von Dichtern raten laſſen ſollen; quid licet Jovi, non licet bovi! Die Dichter haben einen Extra-Liebesgott: wenn ſie Küſſe ſtehlen, ſo bindet dieſer Gott den Beſtohlenen die Hände; wenn ſie Dummheiten in der Liebe machen, reden und ſchreiben, ſo gießt dieſer Gott einen eigenen naiven Reiz darüber aus, daß die Liebe es lächelnd verzeiht; und wenn die Dichter ja Ohrfeigen bekommen, ſo ſind es nur ſolche, die ſie ſich ſelbſt geben; quod erat demonstrandum!

Höchſt vorſichtige Gedanken und frugale Witze des armen Propheten Jonas während ſeines Ausnahmszuſtandes im Walfiſchbauche.

Die Propheten, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, werden eingeteilt in große Propheten und in kleine Propheten. Der Himmel behandelte die Propheten wie die Diebe; die kleinen beſtrafte er, die großen ließ er laufen! Jeremias war ein großer Prophet, er wollte auch der aufrühreriſchen Stadt nicht predigen, den ließ der Himmel laufen; unſer armer Jonas aber, der auch dem ſündigen Ninive nicht predigen wollte, war ein kleiner Prophet; er wurde zwar nicht gehängt, aber er wurde zu drei Tagen Walfiſchbauch-Arreſt begnadigt! Der gute Jonas, m. f. H. u. H., iſt gewiß kein großer Prophet geweſen; was iſt das für ein Prophet, der in dem Meere der Zukunft nicht einmal ſo eine Kleinigkeit wie einen Walfiſch vorausſieht? Wenn der Jonas ein rechter Prophet geweſen wäre, ſo hätte er nicht gewartet, bis der Walfiſch ihn verſchlingt, ſondern er hätte früher den Walfiſch verſchlungen!

Da ſind unſere jetzigen politiſchen Propheten ganz andere Propheten! Die haben ein ſo großes Maul, daß ſie nicht nur den Walfiſch verſchlingen, ſondern das ganze Meer mitſamt der ruſſiſchen, engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Flotte!

Unſere Propheten verſprechen uns von der Zukunft die vollſte Freiheit; darum bleibt die ſchöne Braut „Freiheit“ ſtets bloß unſere „Zukünftige“, aber zur wirklichen Hochzeit kann es deshalb nicht kommen, weil von beiden Seiten nicht getraut wird!

Zur Zeit des alten Teſtamentes weinten die Propheten über die Juden, die nicht ans goldne Zeitalter glauben wollten, jetzt weinen die Juden über die Propheten, die nicht ans papierene Zeitalter glauben wollen. Unſer Herrgott hat überhaupt mit den Juden viel Schererei! Gar kein Papier iſt ihnen jetzt recht, auf das alte Teſtament wollen ſie nicht mehr ſpekulieren, auf das neue haben ſie auch kein Vertrauen; was will der liebe Himmel thun, er macht znm alten Teſtamente eine Art von neuem „Kodizill“: die Emanzipation!

Die Emanzipation iſt die fliegende Brücke zwiſchen dem Chriſtentume und dem Judentume; wenn der rauſchende Strom

der Zeit wieder gefroren ſein wird, dann kann man die Brücke immer wieder ausheben! —

Leider, m. f. H. u. H., ſtehen an dem wilden, alle Dämme zerreißenden Strome der Zeit die beiden Parteien an den entgegengeſetzten Ufern, jede möchte eine ſichere Brücke, um über den empörten Strom ſicher fortzuſchreiten, allein die eine Partei ſpekuliert bloß auf eine Kettenbrücke, und das geht nicht mehr — und die andere Partei möchte einen Tunnel, ſie möchte unter dem wilden Strome noch immer fort und fort und fort wühlen, das zügelloſe Element über ihren Kopf hinziehen laſſen, und bedenkt nicht, daß der Druck der ſtürmiſchen Flut endlich durchbricht und ſie und den Tunnel überflutet und alles in den Abgrund fortreißt!

Dieſe nie genug habende Partei möchte gerne zugleich eine hohe Bogenbrücke über den Strom und einen Tunnel unter dem Strome, denn das iſt ihnen gerade recht, wenn alles drunter und drüber geht! —

Es iſt ein ſchlechtes Sprichwort, m. f. H. u. H., das Sprichwort: „Man muß nicht gegen den Strom ſchwimmen", es ſoll heißen: „man muß nicht mit dem Strome ſchwimmen", das eben iſt der Fluch unſerer falſchen Propheten, daß ſie mit dem Strome ſchwimmen, ſie laſſen ſich vom Strome fortreißen; ſie glauben zu ſchwimmen, aber ſie werden bloß geſchwemmt, und die Willkür des Stromes treibt ſie, wie Schwemmholz, bald ins Geſtrüpp, auf eine Sandfläche, wo ſie jämmerlich hängen bleiben.

Unſer Prophet Jonas wollte in der ſündigen Stadt Ninive nicht mit und nicht gegen den Strom ſchwimmen, und lief davon. Er war alſo ein gutgeſinnter Prophet! Der Himmel wollte haben, er ſolle in Ninive Geſetz, Vernunft und Moral predigen! Das iſt aber eine ſchwere Aufgabe, m. f. H. u. H., in einer revolutionierten Stadt zu predigen, und nun gar Geſetz, Vernunft, Moral!

Das war in Ninive dazumal ſehr gefährlich; hätte er Geſetz gepredigt, hätten ihn die Demokraten aufgehängt; hätte er Vernunft gepredigt, hätte ihn die Univerſität aufgehängt, und hätte er Moral gepredigt, hätten ihn die freien Frauen aufgehängt!

Er verließ alſo Ninive anfangs Oktober, und ſchiffte ſich ein, wahrſcheinlich wollte er nach England, wohin alle jene gehen, die Propheten genug waren, wie ſie noch auf der Miniſterbank ſaßen, ſich auch in der engliſchen Bank ſicher zu ſtellen!

Alſo Jonas ſchiffte ſich ein, da kam ein Sturm, die Schiffsleute umringten ihn und fragten: „Wer biſt Du?" Und er antwortete: „Ich bin ein Ebräer, und die ſagen, das Waſſer hat keinen Balken!" Da warfen ſie ihn über Bord ins Meer, was ihn etwas überraſchte, da er nur Land-Prophet war; aber der Himmel verläßt ſeine Propheten nicht, beſchert er ihnen kein Fiſch, ſo beſchert er ihnen doch Fiſch; Neptun ſchickte aus ſeinem Reiche

den Walfisch als Reichs-Kommissär zu Jonas ab; der Reichs-Kommissär verstand darunter, daß der Prophet in ihm ganz aufgehen sollte, und er verschluckte den Propheten! der arme Schlucker!

Der Prophet Jonas schien nicht einmal ein guter „Wetterprophet" gewesen zu sein, denn er hat den Sturm nicht vorausgesehen, der im Anzuge war

Er war kein rechter Wetter-Prophet, sondern weit mehr ein Linker; solche Klasse Wetter-Propheten finden wir auf der Linken in Frankfurt, die haben auch sich in dem Schiff der Paulskirche eingeschifft, haben den festen Boden verlassen, und haben den Sturm auch nicht vorausgesehen, der ihre Häupter in diesem Augenblick ergreift und den sie über das unschuldige Schiffsvolk heraufbeschworen haben. Diese falschen Propheten im Schiffe der Paulskirche haben nicht, wie jener Held, das Schiff verbrannt und sich aufs Land geworfen, sie haben sich ins Schiff geworfen und haben das Land dem Brande und der flammenden Fackel preisgegeben!

Dieses Frankfurter Schiff sollte erst ein „Dreidecker" sein, dann ein kaiserlicher „Einmast", jetzt ist es bloß zu einem „Brander" geworden.

Wenn man all' die Reden hört, die in diesem Paulskirchenschiffe losgelassen werden, so überzeugt man sich, daß dieses Schiff ein Dampfschiff ist.

Die Einrichtung in diesem Parlamentsschiffe ist ganz wie in einem Dampfschiffe. Im Zentrum ist der Kessel, dem wird von beiden Seiten eingeheizt. Links ist das Schwungrad und rechts der — Cylinder! Der Ministertisch ist die Pumpe, die immer Wasser schöpft und den Dampf abkühlt. Dann sind Heizer da, die sich damit beschäftigen, das Feuer anzuschüren und unterzuzünden, und das Brennmaterial geht in diesem Schiffe nie aus, da die verschiedenen Parteien sich gegenseitig stets die Kohlen aufs Haupt sammeln!

Ach, m. f. H. u. H., wie soll aber im Ernste ein Schiff sicher seinem Ziele zusteuern, durch Sturm und Wind, wenn die Lenker nur die falschen Wogen zu Rate ziehen und nicht den wahren, unveränderlichen Himmel! Wenn der Stern oben fehlt, m. f. H. u. H., dann nützt der Tuvus unten nichts! Wer die Lichter Gottes am Himmel verschmäht, der folgt am ersten den Irrlichtern der Erde!

Leider, m. f. H. u. H., behandeln gewisse Demokraten die Völker wie die Astronomen die Sterne, sie beobachten und beurteilen bloß ihre Bewegung und nicht ihre Natur; auf der andern Seite glauben wieder manche Aristokraten: der Stern der Völker sei trüb, weil sie ihn durch einen trüben Operngucker anschauen!

Der Menſch, m. f. H. u. H. hat eine große Schuld dem Zeitgeiſte zu bezahlen, allein er deckt, nach der Mode, das Defizit ſtets durch neue Schulden; der Zeitgeiſt aber hat auch ſeine Schuld an die Menſchheit zu bezahlen, und er bezahlt dieſe Schuld in „Raten“, d. h. in Demokraten und Ariſtokraten, und man muß geſtehen, die Ariſtokraten zahlen zwar die Menſchheit gut aus, aber die Demokraten geben ihr den letzten Reſt.

Unſere Zeit, m. f. H. u. H., iſt die Prinzeſſin Eboli, eine ſehr hübſche Perſon, aber auf einem Auge blind; die Demokraten ſind die Schmeichler, ſie malen dem Volke die Zeit nur von der Seite, wo ſie ein Auge hat, und rufen: „Welch' ein ſchönes Auge hat die Zeit!“ Die Gegner aber malen die Zeit von ihrer blinden Seite und ſagen: „Wenn wir ſie nicht langſam, langſam leiteten, ſo fällt ſie auf die Naſe.“

Unſer Volksgeiſt aber hat wieder ein anderes Gebrechen: auf dem linken Ohre hat er ein feines Gehör, und auf dem rechten iſt er taub! Dazu kommt die Verkehrtheit, daß gerade die Leute, die auf ſeiner linken Seite gehen, ungeheure Lungen haben und unbändig ſchreien, die auf ſeiner rechten und tauben Seite gehen, aber eine ſehr ſchwache Stimme beſitzen und nur ganz leiſe ſprechen!

Zuletzt, m. f. H. u. H., wird ſich der Volksgeiſt umkehren, dann werden die von der linken Seite tauben Ohren predigen und das Wort der Rechten wird in das geſunde Ohr dringen!

Sie ſehen, m. f. H. u. H., ich ſpiele auch den kleinen Propheten; dafür hab' ich auch ſchon zuweilen drei Tage in einem Sicherheits-Walfiſchbauch logiert! — Vielleicht iſt ein Walfiſchbauch das einzige Vaterland des Propheten; denn: „Wo iſt des Propheten Vaterland?“ — „Der Prophet gilt nichts im Vaterlande!“ Der Menſch weiß aber nur mit Gewißheit, wo ſein Mutterland und nicht wo ſein Vaterland iſt, und ſelbſt der Prophet weiß es nicht, denn er ſieht nur das, was geſchehen wird, und nicht, was geſchehen iſt! Alſo, wo ſoll der arme Menſch Prophet werden?

Bisher gabs in Deutſchland achtunddreißigerlei Propheten; wenn ein Sigmaringener Prophet in ſeinem Vaterlande nichts gegolten hat, ſo ſagte er zum Reuß Greitz-Schleitzer Propheten: „Tauſchen wir Vaterland!“ Jetzt ſollen alle deutſchen Propheten und Prophetlein nichts als preußiſche Propheten ſein; die kleinen ſind damit zufrieden, ſie geben ſich für Preußen aus, das iſt ihre „Preisaufgabe“, die großen Propheten aber ſagen:

„Um keinen Preis!“

Unſer Prophet Jonas war alſo in Zweifel, welches ſein Vaterland ſei, verließ zur größeren Gewißheit lieber alles Land und begab ſich aufs Meer, welches das eigentliche Vaterland aller

ist, die im Lande ihrer Väter mehr Stürme zu befürchten haben, als auf dem Wasser.

Kaum war Jonas in seinem schwimmenden Hausarrest, als er zu beten anfing und Gott anrief und sagte: „Er wolle seine Vergangenheit durch die Zukunft wieder gut machen." Der Mensch, m. f. H. u. H., hat nur eine Vergangenheit: das Leben, nur eine Gegenwart: die Gottheit, und nur eine Zukunft: den Himmel. Und jeder Mensch, der in diese Zukunft: in den Himmel sieht, ist ein Prophet; aber jetzt, m. f. H. u. H., will man der Welt alles rauben! Der Erde ihre Blumen, dem Himmel seine Sonnen, der Luft ihren Regenbogen, dem Schiffer seinen Stern, dem Gewissen seinen Glauben, dem Herzen seine Liebe, dem Volke seine Treue, der Freiheit ihre Grenzen, dem Kinde seine Unbefangenheit, der Blume ihren Duft, dem Gebete seine Kraft, der Seele ihre Zukunft und dem Unglücklichen seinen Gott.

Nicht nur die Erde soll keine Herren mehr haben, auch der Himmel nicht! Die Menschen sagen: „Der liebe Herrgott hat auch einen Zopf!" und sie machen sich jeder einen Gott nach Belieben. Nur in diesem einen Punkte sind die Menschen dankbar gegen Gott! Weil Gott die Menschen in seinem Ebenbilde gemacht hat, macht jeder Mensch sich einen Gott nach seinem Ebenbilde!

Unsere Ultra-Liberalen glauben, weil Gott sich Welten durch ein zerstörendes Prinzip erschaffen kann, so könnten sie auch die Welt neugestalten, wenn sie nur erst alles zerstören; allein unser Herrgott hatte sich Zeit gelassen, er hat die Welt in sechs Tagen gemacht, wir wollten im vorigen Jahre eine neue Welt in drei Tagen machen! Unser Herrgott hat einen Tag geruht, wir geben gar keine Ruhe!

Die Freiheit kommt von Gott, sie ist ein Kind des Himmels, eine Gabe der Vorsehung, wie die Sprache, wie das Glück, wie die Religion, wie die Hoffnung. Aber eben weil sie von Gott kömmt und nicht vom Satan, so soll man sie wie einen Engel empfangen mit einem englischen Gruße, und nicht wie einen Dämon mit dunkeln Beschwörungsformeln: weil sie kömmt vom Himmel und nicht von der Hölle, soll sie uns voranleuchten wie ein Stern und nicht wie eine Brandfackel!

Manche Fanatiker, die am Bau der Freiheit bauen und die den tollwilden Freiheitsschwindlern jede Konzession machen, sind wie unvermögende Bauherren, die das Haus verkaufen, um die Arbeiter zu bezahlen!

Leider aber hat sich die Trunkenheit des edlen Getränkes der Freiheit bemächtigt; die Begeisterung ist zum delirium tremens geworden; Geifer wird für Lava gehalten, saure Milch für fließendes Gold und weil manche in die Zukunft hinein niesen, hält man sie für Propheten! Aber die wahren Propheten schweigen

leider, denn nie iſts gefährlicher, wahr zu ſagen, als wenn der Glaube fehlt und nur die Lüge prophetiſch durch die Menge zieht.

Das wußte der arme Prophet Jonas; und darum wollte er der Stadt Ninive nichts mehr ſagen! Aber ſeinem Schickſal kann kein Menſch entgehen, nicht einmal ein Prophet!

Es iſt mit dem Schickſale der Völker wie mit dem Schickſale der Fleckenputzer, ſie putzen und reiben ewig an den Flecken, aber ſie — bringen nichts heraus! Die Weiber halten jeden Kurmacher für ihr Schickſal und die Männer halten jedes Schickſal für ihren Kurmacher. Die großen Männer, Helden, Geiſter u. ſ. w. und ihre Statuen haben ein entgegengeſetztes Schickſal! Die großen Männer ſchätzt die Welt nur, wenn ſie eingegraben werden, und ihre Statuen nur, wenn ſie ausgegraben werden!

Die Propheten haben das Schickſal, entweder ausgeſperrt oder eingeſperrt zu werden; und verſchlingt ſie auch kein Walfiſch, ſo verfolgen ſie dafür die Stockfiſche!

Jonas im Walfiſchbauche hatte gewiß Langeweile, aber er muß doch Journale gehabt haben, denn er ſagte: „Schilf und Blätter bedecken mein Haupt!“

Wir wiſſen nicht, ob Jonas die Blätter bei ſich hatte oder ob der Walfiſch Abonnent auf verſchiedene Blätter war. Vielleicht ſind die Walfiſche ſelbſt Redakteure, es iſt wahrſcheinlich, denn ſie haben ein ſo großes Maul, daß ſie die Wahrheit mit Haut und Haar verſchlucken. Ja, gewiß ſind die Walfiſche Redakteure, darum wetteifern alle Regierungen ſo ſehr mit dem — Walfiſchfange! Was mögen das für Zeitungen geweſen ſein, auf die ein Walfiſch pränumeriert iſt? Gewiß konſervative, ſonſt könnte er nicht tauſend Jahre alt und ſo fett werden!

Der Prophet Jonas aber las nur „offizielle Zeitungen“, denn, um aus unſern offiziellen Zeitungen etwas zu erfahren, muß man wirklich ſelbſt ein Prophet ſein!

Wir haben dreierlei Blätter: „offizielle Blätter“, „Oppoſitions-Blätter“ und „gutgeſinnte Blätter“. Die „offiziellen Blätter“ ſind wie die Trommeln, durch anderer Trauer kommen ſie in Flor, und wie ſie in Flor kommen, wird ihre Stimme immer gedämpfter! Die „Oppoſitions-Blätter“ ſind wie die ſchlechten Ärzte, ſie halten die Waſſerſucht der geſchwollenen Zeit für gute Hoffnung! Sie kurieren die Krankheit nicht und kurieren bloß den Puls; und für die Fieberhitze und das Delirium des Kranken verſchreiben ſie einen Rauch und einen Haarbeutel! Manche dieſer „Oppoſitions-Blätter“, welche ſich mit der Oppoſition morganatiſch, auf der Linken trauen laſſen, gehen dann eine andere Heirat auf der Rechten ein, dann machen ſie es, wie alle Frauen, wenn ſie heiraten, ſie nehmen einen andern Namen an!

Die ſogenannten „gutgeſinnten Blätter“ aber ſind leider wenigſtens in einem Punkte die edelſten unter allen Blättern! Denn

man macht den meisten Blättern den Vorwurf, daß sie ihre Quellen nicht angeben, unsere gutgesinnten Blätter sind in dieser Hinsicht sehr gewissenhaft, sie geben Alles an!

Solche Blätter nageln die Freiheit an's Kreuz und bringen dem Pranger einen Lorbeerkranz, wenn an ihm eine redliche Freiheitsbestrebung ausgestellt wird. Dem schon gefangenen Wilde hetzen und bellen sie nach, verdächtigen jeden, der auf dem schmalen Seile zwischen Ultra-Freiheit und Servilität mit festem Schritte die Mitte hält, und bestätigen die alte Erfahrung, daß immer nur die Hunde den Löwen hetzen, aber niemals hetzen verkehrt die Löwen einen Hund!

Wir haben Gottlob uns überzeugt, daß von der umsichtigen und gradgesinnten Behörde solche Organe selbst desavouiert worden sind, denn von einem Baume mit solchen Blättern läßt sich keine saubere Blüte erwarten, geschweige denn eine gute Frucht!

Der Prophet Jonas muß ein solches elendes Blatt gelesen haben, denn selbst der Walfisch konnte das nicht mehr dulden, es wurde ihm zu Ekel und er spie ihn aus! —

Und der Prophet kam wieder nach Ninive, und fing wieder zu pred'gen an, und er sprach zu den Einwohnern von Ninive: „Es sind so manche unter Euch, die da gesündigt haben, aber es sind noch mehr unter Euch, die dem Herrn anhängen und dem göttlichen Gesetze!

Man hat den Boden aufgerissen, jetzt ist Zeit, gute Saat in ihn zu streuen! Ihr habt drei Säetage gehabt, aber man hat Euch viel Unkraut in den Weizen gesäet, jetzt ist Zeit, Unkraut auszujäten und die edle Saat zu fördern; nach der Furche kommt der Halm, dann die Ähre, dann die Ernte, der Himmel mag sie schützen vor Brand und vor Janhagelschlag! Die animalische Blindheit hat aufgehört, die gesellschaftliche Vorsicht ist mißthätig worden! Eine junge Sonne ist Euch aufgegangen, die gesegnete Verkünderin eines schönen Morgenrots, der ersehnte Vorbote eines gewitterlosen Tages, an dem Licht statt Blitz, Eintracht anstatt Kampf, Versöhnung anstatt Verfolgung herrschen wird!

Der junge gekrönte, liebliche Tag naht nicht als ein Verhängnis, sondern als eine Vorsehung, nicht als eine Ahndung, sondern als eine Sendung, nicht als eine Sonne allein, sondern als ein Regenbogen, der gerade auf dem dunkeln Hintergrunde und auf den noch fallenden Thränentropfen die strahlende Friedenspforte aufbaut, als Gnadenbund und göttliches Zeichen der Versöhnung!

So geht denn einig und friedlich dem neuen Tag entgegen; Sonn' im Auge, Liebe im Herzen, Glaub' in der Seele, Licht im Busen, Vertrauen im Gemüte, wahre Freiheit im Gedanken, Treue und Ausdauer im Wollen, und die Offenbarung einer sonnigen Zukunft wird wahr und klar werden!"

So ungefähr sprach der Prophet und Gott vergab allen, die gefehlt hatten in der Stadt Ninive, denn das Alphabet göttlicher Tugend beginnt beim himmlischen Worte: Amnestie!

Jonas aber verdroß es, daß Gott Verzeihung angedeihen ließ, ja, es giebt solche Heilige auch, die der Versöhnung grollend entgegentreten, und Jonas wandelte aus der Stadt und lagerte sich unter einem Kürbis ein; als aber der Kürbis verdorrte, weinte der Prophet und Gott sprach: „Dich dauert ein zu Grunde gegangener Kürbis, und mich soll nicht erbarmen eine Stadt, die tausend und tausend Einwohner hat?!“ Das, m. f. H. u. H., heißt gesprochen wie ein Gott!

Welche Geschichte ist jetzt eine kuriosere Geschichte: die Weltgeschichte oder die Geldgeschichte?

Die ganze Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, reimt sich auf Geld! Das ist eine alte Geschichte, aber unsere alten Geschichten sind doch noch immer angenehmer als unsere neue Geschichte; das ist auch schon eine alte Geschichte!

Überhaupt sind alle unsere jetzigen neuen Geschichten lauter alte Geschichten, z. B. die allerneueste orientalische Frage, wenn man den Taufschein nachsieht, ist sie auch schon eine alte Geschichte.

Es geht mit der orientalischen Frage wie mit jenem Pferde. Ein Bauer wollte nämlich seinem Pferd das Essen abgewöhnen, er entzog ihm erst die Gewalt über Heu und Gras, dann entzog er ihm alle orthodoxen Erdäpfel. Drei Tage lang hielt das Pferd diesen historischen status quo aus, am vierten Tage nahm es sich die Freiheit, seine frühere Selbständigkeit zu behaupten und in's Gras zu beißen. Der Bauer hätte das Roß gerne wieder auf den status quo ante gebracht, und rief verwundert aus: „Es ist merkwürdig, es war so schön an den Hunger gewöhnt, da ist es unvorsichtigerweise an einer Eventualität gestorben!"

Die alte orientalische Frage war schon so schön an Altersschwäche gewöhnt, sie hätte mit dieser Altersschwäche so schön fortzittern können, da stirbt sie an der Jugendfreundschaft.

Ich habe gesagt, m. f. H. u. H., die ganze Welt reimt sich auf Geld! Jetzt werden Sie begreifen, warum die ganze Welt jetzt ungereimt ist! Die ganze Welt geht jetzt herum wie ein unglücklich geliebter Dichter und sucht ihren Reim Geld! Sie sucht in allen Taschen, aber es reimt sich nichts.

Die reiche Welt sagte zum Geld: „Reim dich oder ich freß' dich!" und die reiche Welt hat das Geld ganz allein gefressen, und die andere Welt sagt: „Ich wünsche wohl gespeis't zu haben.."

Es ist sonderbar, m. f. H u. H., die reichen Leute essen das Geld und den armen Leuten thut davon der Magen weh! Die reichen Leute speisen das Geld und die armen haben das Verdauungsfieber.

Die Weltgeschichte, m. f. H. u. H., ist ganz wie die Geldgeschichte! — Wenn man in der Weltgeschichte ganz weit zurück-

geht, kommt man zum Fabelreich; wir ſind jetzt in der Geldgeſchichte ſo weit zurückgegangen, daß es in's Fabelhafte geht!

Jeder Fabel aber muß eine Moral zu grunde liegen, welche Moral liegt nun der Fabel „Kein Geld" zu grunde?

Ich bitte Sie, m. f. H. u. H., das von mir zu erfahren; in dieſer Beziehung bin ich der moraliſchſte unter Ihnen, wenn Sie es erlauben!

Die Moral von der Fabel „Kein Geld" iſt der große Grundſatz alles Fleißes und aller Induſtrie, nämlich: „Der Menſch ſoll ſeine Hände nicht in die Taſche ſtecken! Der Menſch muß nicht in's Leere hineinſpekulieren!

Wenn man in der Weltgeſchichte ganz zurückgeht, gelangt man zum erſten Menſchen, wenn man in der Geldgeſchichte ſoweit zurückgeht als man kann, kommt man zum letzten Menſchen!

Adam, m. f. H. u. H., war der erſte Menſch, der kein Geld hatte, deshalb hat er ſo gut geſchlafen! Er hat ſich gedacht, was kann man mir nehmen?

Aber wenn der Menſch Unglück hat,
Da findet ein Wunder ſtatt,
Er legt ſich nieder im Paradies,
Und ſchlummert ſanft und ſchlummert ſüß,
Und ſchläft geſund an Seel und Leib,
Und ſteht dann auf und hat ein Weib!

Aber glauben Sie nicht, m. f. H. u. H., daß Adam und Eva ihr Paradies fühlten, für Adam und Eva gab es kein Paradies, denn ſie hatten keine Kindheit, ſie waren nie Kinder! Wer nie ein Kind geweſen iſt, dem fehlt das wahre Paradies der Seelen: die Erinnerung!

Können Sie ſich ein Paradies denken, in welchem für den Menſchen kein Baum der Rückerinnerung blüht? Wie kann es ein Paradies für ein Herz geben, das ſich an keinen Vater zu erinnern hat, an kein Wiegenlied, an kein Kindermärchen, an kein Weihnachtsbäumchen, an keine Seifenblaſen?

Ein Menſch ohne Kindheit iſt ein Buch ohne Vorrede und Einleitung, ein Tag, der keine Morgenröte hatte, ein Baum, der nie geblüht hat.

Das Paradies ſteht nicht um uns, es ſteht in uns. Es iſt falſch zu ſagen, der Menſch kommt ins Paradies oder in die Hölle! Man muß ſagen: „Das Paradies oder die Hölle kommt in dieſen Menſchen!"

Im Herzen des Menſchen ſteht ein Eden, ein Garten Gottes, und inmitten des Gartens, im Herzen, ſteht der Baum des Lebens und der Baum des Erkenntniſſes, und im Herzen des Menſchen d'rin lebt die Schlange, die ihn reizt, die Zankäpfel und Schlafäpfel zu pflücken, und im Herzen des Menſchen d'rinnen

wandelt die Stimme Gottes warnend und fragend: wo bist Du? Und der Gott im Herzen selbst ist es, der nicht den Menschen aus dem Paradies jagt, sondern der das Paradies aus dem Herzen verjagt, und das Herz hinter dem Paradies abschließt.

Alle Kriegs- und Friedensstimmen im menschlichen Herzen, m. j. H. u. H., erschallen als Fragen und Fragezeichen; eine jede Frage im Leben, in der Weltgeschichte, in der Geldgeschichte, in der Herzgeschichte ist nichts als eine Lockangel, eine Schlinge. Ein jedes Fragezeichen ist ein Ding, das an beiden Seiten einen Haken hat und woran man also auf jeden Fall hängen bleibt. Eine jede Frage ist der Anfang einer Kriegserklärung! Der Himmel hat Adam gefragt „Wo bist Du?" um ihn aus dem Paradies zu vertreiben. Er hat Kain gefragt: „Wo ist dein Bruder Abel?" um Kain flüchtig und unstät zu machen. Bei jeder Hochzeit gehen zwei Fragen voraus: „Willst Du ihn?" — „Willst Du sie?" und dann geht der Krieg los! Eine jede Frage ist ein casus belli. Ich habe alle Fragen der Welt- und Geldgeschichte durchstudiert und bin dadurch zu der Erfahrung gelangt, daß, wenn mich jemand fragt: „Wie befinden sie sich?" ich mich auf den Kriegsfuß setze und ein Anlehen ausschreibe. Wenn man mit den Frauenzimmern Krieg führen will, hat man nichts als eine Frage dazu nötig: „Mein Fräulein, wie alt sind Sie?"

Die Verfasserin der Weltgeschichte selbst, wenn sie wissen will, wie die Weltgeschichte steht, gebraucht eine Frage dazu, sie geht auf die Börse und fragt: Wie steh'n die Aktien? Stehen sie, so steht die Weltgeschichte, gehen sie, so geht die Weltgeschichte, steigen sie, so steigt die Weltgeschichte, und fallen sie, so fällt die Weltgeschichte! Und wenn einmal Rothschild alle Aktien aufkauft, so wird die Weltgeschichte in Ruhestand versetzt: mit erhöhtem Charakter als „Waise aus Lowood"!

Welches war die erste brennende Frage?

Die erste brennende Frage fand zwischen Abraham und Isaak statt. Abraham sollte seinen eigenen Sohn als Brandopfer darbringen. Er stand sehr früh auf, sattelte einen Esel und seinen Sohn, und er spaltete Holz und machte ein großes Feuer an; da fragte Isaak: „Da ist Holz und Feuer und alles brennt schon, aber wo ist das Opfer, wo ist das Schaf?" Das war die erste brennende Frage; denn bei solchen brennenden Fragen ist immer der Kern der Frage: „Wo ist das Schaf, das geopfert werden soll?"

Alle Fragen sind brennende Fragen, einige sagen, das Feuer ist zufällig entstanden, die andern sagen, es wäre gelegt, beides ist nicht wahr, es geht natürlich zu, daß die Fragen brennen, es geht ihnen wie Heu, sie sind so lang auf einem Haufen gelegen, bis sie aus Fäulnis zu brennen anfangen.

Wenn so eine Frage irgendwo in der Weltgeschichte brennt, da kommen die Diplomaten, das sind die Löschanstalten; denn

warum nennt man Löschanstalten Löschanstalten, sie machen immer nur Anstalten! Bei diesen Fragen, die brennen, ist mir immer ein verschiedener Sprachgebrauch klar geworden. Man sagt nämlich von den Löschanstalten: „da kommen die Feuerspritzen!“ — man sagt aber nicht: „da kommen die Wasserspritzen!“ Das ist bei einer politischen brennenden Frage ganz in der Ordnung: wie so eine Frage brennt, kommt gleich ganz Europa mit den Stadtspritzen zu Hilfe, aber die einen kommen mit Wasserspritzen und helfen löschen, die andern kommen mit Feuerspritzen und helfen brennen.

Bei so einem Feuer muß man sich in acht nehmen, daß sich unter die, welche löschen, keine Diebe einschleichen, welche die Gelegenheit benutzen!

Der brennende Orient mit seinen Feinden erinnert mich an ein Schulexamen, dem ich einmal beiwohnte. Der Schullehrer fragte: „Wenn mich jemand von rückwärts in den Bach stößt, was ist dieser Mann?“ Der Knabe erwiderte: „Das ist mein Feind!“ — „Bravo, mein Sohn,“ erwiderte der Schullehrer, „und wer ist dein Freund, mein Sohn?“ — „Mein Freund ist, der mich von vorne hinein stößt!“

In der brennenden Frage der Weltgeschichte sind die Diplomaten die Löschanstalten! Aber in der Geldgeschichte giebt es auch brennende Fragen! Die erste brennende Geldfrage war folgende: Als Abrahams Frau starb, kaufte er einen Begräbnisplatz von Ephron, und als er bezahlen wollte, sagte Ephron: „Was sind 400 Sekel Silbergeld zwischen dir und mir?“

Ephron hat nicht gefragt: „Was ist die Bagatelle?“ um ihm das Geld zu schenken! Gott bewahre! Er hat sich bloß erst erkundigt, wie das Silber steht!

Abraham, der seine Frau in dem gekauften Grundstück begrub, sagte, ich bezahle das Geld mit Vergnügen, für 400 Silbersekel mache ich ein glänzendes Geschäft.

Die brennendste Geldfrage ist wie ich schon einmal sagte, die Frage: „Wo nimmt man Geld her?“

Schon vor einem Jahre habe ich das Vergnügen gehabt, Ihnen diese Frage vorzulegen, aber ich habe nicht das Vergnügen gehabt, daß Sie mir darauf eine befriedigende Antwort gegeben hätten.

Ich wiederhole Ihnen also die Frage und sage mit König Philipp: „Ich gebe Ihnen zehn Jahre Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken!“

Die Frage: wo nimmt man Geld her, ist auch dieselbe Frage, die der Mensch frei hat an das Schicksal, wenn er dem Weltgeist näher steht als sonst; aber glauben Sie, das Schicksal giebt eine Antwort? So wenig wie Sie, m. s. H. u. H.! Vierzig Jahre nacheinander frage ich das Schicksal schon: „Verehrtes Schicksal, ich

bin so frei, die große Frage, die man an Sie frei hat, zu fragen: „Wo nimmt man Geld her?“ Aber das Schicksal macht das Maul nicht auf, nicht das Maul und nicht die Tasche; das ist eine empfindliche Maultasche! Wenn man diese Frage: „Wo nimmt man Geld her?“ an das Schicksal stellt, so ist wohl möglich, daß man dem Weltgeist nahe steht, aber man steht dadurch nicht näher dem Geldgeist!

Vom Himmel wird einmal jedem Menschen Geist gegeben; er hat den Menschen den Geist durch die Nase eingeblasen! Wenn der Mensch niest, so ist das nichts als ein Zeichen, daß der Geist gerne heraus möchte, darum wenn jemand niest, glaubt man, er will etwas Geistreiches unternehmen, und sagt mitleidig: „Helf Gott!“ Darum bekommen die geistreichen Menschen die meisten Nasen. Jene Nase, die ein Mann von Geist bekommt, ist nichts als die Bedeutung: „Du hast von der Natur eine Nase, durch die dir der Geist eingeblasen wurde, hier hast du eine, durch die dir der Geist ausgeblasen wird.“

Wenn der Mensch geboren wird, m. f. H. u. H., läuft die Natur in die Apotheke und sucht unter den Geistern, die sie ihm in die Nase blasen soll; da steht Weltgeist, Geldgeist, Lebensgeist, Flattergeist, Schwindelgeist, politischer Geist u. s. w. Darauf geht die Blaserei an! Nun kömmts auf die Bauart der Nase an, wie viel Geist durch sie durchgeblasen werden kann! Wenn ich nicht ein lebendiges Beispiel vom Gegenteil wäre, würde ich sagen: je breiter die Nase, desto mehr Geist wird ihr eingeblasen.

Weil dem Menschen der Geist durch die Nase eingeblasen wird, muß durch die Nase auch erkannt werden, ob er wirklich tot ist oder den Geist aufgegeben hat, man legt ihm nämlich eine Feder unter die Nase, ob er sie wegbläst oder nicht.

Einem Gelehrten, dem der Geist der Wissenschaft eingeblasen wurde, m. f. H. u. H., fehlt immer etwas, entweder die frische Gesichtsfarbe, oder der Atem, oder eine ordentliche Köchin, oder ein Diktionär, oder ein Rockknopf, und wenn ihm gar nichts fehlt, so fehlt ihm mindestens der gesunde Menschenverstand.

Wie weiß man, m. f. H. u. H., was ein gesunder Menschenverstand ist oder ein kranker Menschenverstand?

Was ist überhaupt Gesundheit? Gesundheit ist Unbewußtheit der Körperlichkeit, man muß von sich gar nichts spüren, dann ist man gesund; wenn man spürt, daß man einen Fuß hat, dann thut einem der Fuß weh, wenn man spürt, daß man einen Magen hat, dann thut einem der Magen weh, wenn man spürt, daß man einen Kopf hat, dann thut einem der Kopf weh, wenn man spürt, daß man eine Frau hat, dann thut einem die Frau weh u. s. w. So ists auch mit dem Verstand, sobald man spürt, daß man Verstand hat, so thut einem der Verstand weh; ja sobald nur die anderen spüren, daß wir Verstand haben, so thut er uns schon

o h! Also ein gesunder Menschenverstand ist, wenn der Mensch gar nicht erinnert wird, daß er Verstand hat.

Ich versichere Sie, m. s. H. u. H., jedem gescheidten Menschen thut sein gesunder Verstand weh, wenn er sich in der Welt umsieht und alle die kranken Verstände ansieht, die alles bekommen und denen alles nachgiebt, wie man allen Kranken viel nachgiebt, während der gesunde Verstand gar nichts bekömmt.

Die Welt ist in Beziehung des Verstandes ein allgemeines Krankenhaus, viele gesunde Menschenverstände stellen sich krank, weil sie als gesund gar nichts mehr zu leben haben! Für einen kranken Verstand giebt es auch Doktoren, sie heißen Irrenärzte, d. h. Ärzte, die sich immer irren! Sie stehen vor dem Kopf, wenn etwas drinnen gesprungen ist, wie jemand vor der Thür eines verschlossenen Zimmers, in welchem er etwas klirren hörte, sie schauen durchs Schlüsselloch, durch die Augen, durch den Puls u. s. w. in den verschlossenen Kopf, und nun raten sie, was kann da drinnen zerbrochen oder gesprungen sein, und richtig irren sie sich fast immer. Aber die Irrenärzte sind doch glücklich in ihren Kuren, wie sie anfangen, so einen bettlägerigen Kranken zu behandeln, wird er gleich gesund, d. h. geht er gleich aus! —

Man sagt, der Doktor darf kein Herz haben, nichts lieben, nichts hassen; es ist nicht wahr, ein jeder Doktor liebt wenigstens einmal in seinem Leben leidenschaftlich, mit aller Jugendglut, mit Schwärmerei: seinen ersten Patienten!

Diese seine erste Liebe ist die schönste Zeit seines Lebens! Wie liebt er seinen Gegenstand, den einzigen Gegenstand seiner Liebe, alles verschreibt er ihm, und er heuchelt nicht, wenn er sagt: ich liebe dich bis zum Tod!

Die Liebe, m. s. H. u. H., spielt in der Weltgeschichte und Geldgeschichte eine große Rolle!

Für einen Weltmann, der die Welt, den Weltlauf kennt, ist es eine große Weltweisheit, so oft und so viel zu lieben, als es möglich ist. Je öfter der Mann geliebt hat, ein desto größerer Philosoph wird er, ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, m. s. H. u. H., wenn der Mensch so dreißig bis vierzig Jahre lang in jedem Jahr so ein paar Liebschaften aufgearbeitet hat, dann ist er ein Philosoph, er ist nämlich darauf vorbereitet und daran gewöhnt, bei jeder Gelegenheit — vergessen zu werden.

Was ist die echte Liebe? Der Mensch sucht schon in der ersten Kindheit ein zweites Herz, sein Herz sucht nach einem andern Herz, es schickt des Nachts seine Träume, des Morgens seine Lerchen, des Abends seine Glockentöne und zu jeder Zeit seine weichen Stunden und lieblichen Gedanken ihm zu, und die zwei Herzen stehen wie zwei Flammen auf getrennten Bergen und dazwischen Wiesen, Sturzbäche und Abgründe; über ihnen ziehen Sterne auf und nieder, Nachtigallenklänge, Echotöne, Gedanken

schiffen hinüber und herüber, und plötzlich rückt ein lächelndes Engel die Berge nahe, die Flammen spielen.

Flammen spielen ineinander, die Herzen umfassen sich, aber sprechen können sie nicht, aber die zwei Herzen sind unter vier Augen allein, und die vier Augen weinen eine Thräne, und die vier Augensterne ziehen durch einen Himmel und dieser Himmel ist ein Himmel in zwei Herzen und das ist die Liebe!

Das ist die echte, reine Liebe; aber es giebt auch eine gemischte Liebe, wie es eine gemischte Ehe giebt.

Manche Frauenherzen sind wie die Zeitungen, sie leben nur immer von Neuigkeiten! Wenn sie gar nichts neues haben, so machen sie sich eine falsche telegraphische Depesche!

Jetzt, m. f. H. u. H., ist bei den Männern die Liebe aus der Weltgeschichte in die Geldgeschichte übergegangen.

Heiraten muß jeder Mann, man darf sich nicht selbstsüchtig einer allgemeinen Kalamität entziehen.

Die Liebe ist jetzt eine Zigeunerin, sie wahrsagt nur aus der Hand und nur wenn man Geld darauf legt. Der Beweis, daß ein Mädchen jetzt geliebt wird, liegt auf der Hand!

Geld! Geld! Die Männer wollen jetzt beim Austausch der Herzen noch etwas darauf haben!

Man sollte eine Mädchen-Börse errichten, wo man auf Mädchen wie Nordbahn auf Zeit abschließt! Das Heiraten ist bei den jetzigen Männern ein Börsengeschäft geworden!

Es wäre für die verheirateten Männer sehr gut, wenn auch die Frauen auf der Börse als Nordbahn betrachtet würden, wenn sie ihre Frauen auf eine Zeit lang in die Kost geben könnten!

Unsere Jünglinge, wenn sie lieben, sie fordern keine Gegenliebe, sie begnügen sich mit Gegengeld. —

Geld ist die Weltseele!

Dem Jüngling ist seine Geliebte die Welt, aber er sieht nur auf die Seele, aufs Geld! Sie muß ihm die Seele verschreiben und in der Ehe liebt er sie aufrichtig und treu so lange, bis ihr die Seele ausgegangen ist.

Sprichwörter-Philosophie, Gedanken und Meinungen des Herrn von Holofernes, als er des Morgens aufstand und bemerkte, daß er keinen Kopf mehr hat.

Es giebt viele Menschen, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen, die des Morgens früh aufstehen und keinen Kopf haben, allein sie bemerkens gar nicht; sie gehen wie immer auf das Amt, ins Bureau, und bemerken gar nicht, daß sie keinen Kopf haben, er fehlt ihnen bei ihrer Arbeit gar nicht, und doch gehen sie eine Stnnde früher vom Büreau nach Hause und sagen, der Kopf thut ihnen weh. Es ist aber nicht wahr, m. f. H. u. H., der Kopf ist ein guter Kerl, wer ihm nicht weh thut, dem thut er auch nicht weh.

Als Holofernes aufstand, bemerkte er nicht sogleich, daß er keinen Kopf habe, er bemerkte es nicht früher, als bis sein Barbier kam, da setzte er sich nieder und sein Barbier sagte: „Verzeihen Euer Gnaden, Sie haben heute ja keinen Kopf."

Im gewöhnlichen Leben, m. f. H. u. H., werden die Menschen ohne Kopf am meisten barbiert, und gerade die Leute vom Kopf, die sich selbst rasieren, die schneiden sich am meisten.

Mit gar nichts auf der Welt, m. f. H. u. H., ist eine solche Revolution vorgegangen, als mit den Haaren, kein Boden ist so umgewühlt und umgekehrt worden, als der Haarboden; früher haben die Männer ihren gesetzlichen Haarboden oben auf dem Kopfe gehabt, und im Gesicht bloß einen provisorischen Haarboden, jetzt haben sie die Sache umgekehrt: oben auf dem Kopf gar nichts, im Kopf ditto gar nichts, und bloß im Gesicht einen gesetzlichen Waldboden, auf der oberen Halbkugel gar keine Vegetation, wenn unser Herrgott von oben herab auf unsere Männer sieht, bemerkt er kein gutes Haar an ihnen.

Warum gehen jetzt gerade den gescheidtesten Männern die Haare aus? Weil die Haare auch gescheidt sind und denken sich, wenn wir lang zu Hause sind, gehts uns schlecht, da gehen wir lieber aus. Warum, m. f. H. u. H., dürfen die Frauen lange Haare haben und die Männer nicht? Weil die Frauen sagen: unsere Haare sind gutgesinnte Haare, da werden lauter Zöpfe daraus; ein Männerzopf aber wird nicht eher ein rechter Zopf

bis er recht gewichst und gebunden wird, und wenn er recht lang Zopf ist, wächst er bis zum Kreuz.

Als Holofernes erwachte und hörte, daß er keinen Kopf hat, sagte er: „Was Teufel, wo hab' ich meinen Kopf hingelegt? Das wird vielleicht meine Frau wissen," und rief: „Judith, Juditz! Hast du meinen Kopf nicht gesehen?" Allein eben Judith hat ihm den Kopf abgeschnitten.

Was Juith wohl mit dem gestohlenen Kopfe des Holofernes machen wollte? Sie wollte ihn wahrscheinlich verkaufen, denn sie hat ihn sogleich zu den Juden getragen. Holofernes war gegen andere Männer noch glücklich daran; andere Männer verlieren nach der Hochzeit bloß den Kopf und behalten die Frau, Holofernes hat wenigstens beide auf einmal verloren.

Das Erste, m. f. H. u. H., was man in der Liebe verliert, ist der Kopf. Zwei Verliebte könnten jahrelange leben, ohne Kopfsteuer zu bezahlen, aber wie sie heiraten, finden sie die Köpfe plötzlich wieder, aber meistens vertauschen sie sie in der Geschwindigkeit: sie setzt seinen Kopf auf und er setzt ihren Kopf auf, und wenn er Kopfweh hat, muß er eigentlich zu der Frau sagen: „Mein Kind, Dein Kopf thut mir weh", und kratzt sich ihren Kopf hinter seinen Ohren.

Als Holofernes erwachte, sagte er: „Jetzt hab' ich keinen Kopf und keine Frau, jetzt kann ich ein ruhiges Leben führen; ich pensioniere mich selbst. Ich ergreife die Gelegenheit, daß ich keinen Kopf habe, und werde ein Philosoph."

Wahrscheinlich, m. f. H. u. H., war Holofernes im Jahre 1848 im Frankfurter Reichstag, und da hörte er, wie gerade die Professoren der Philosophie am kopflosesten gesprochen haben und da dachte er: „Ist das die deutsche Philosophie? Das kann ich auch; ich werde ein deutscher Philosoph."

Diese deutschen Philosophen saßen in Frankfurt und Erfurt in der Peterskirche und Paulskirche, und machten überall eine halbe Portion Reichstag, und wenn er je zu stande gekommen wäre, so hätte er seinen Geburtstag an Portiuncula gefeiert und seinen Namenstag an Peter und Paul.

In Frankfurt ist der Sitz der Weisheit, dort lebt Salomon der Weise, Salomon Rothschild nämlich. Schon Aristoteles sagte: „Die höchste Blüte der Weisheit ist die Spekulation," also ein Spekulant ist nichts als ein Philosoph in Blüte.

Früher, m. f. H. u. H., hat es drei Natur-Reiche gegeben: Das Tierreich, das Pflanzenreich und das Steinreich; jetzt giebt es nur zwei Reiche in der Natur: Rothschild und Sina, die sind zugleich steinreich; die andern Menschen sind die Armen der Natur, aber ohne die Arme der Armen könnten die armen Reichen nicht ausreichen!

auch ein Philosoph werden und die deutsche Philosophie studieren. Wie fing er das an? Er studierte die deutschen Sprichwörter. In den Sprichwörtern eines Volkes liegt seine Weisheit, seine Politik, sein Charakter. Ich habe schon einmal bemerkt, daß der Deutsche lauter knechtische, demütige, niederbeugende, hungerleiderische, Leib und Seel' zusammenzwickende Sprichwörter hat. Zum Beispiel: „Besser ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache." — „Es gehen viel fromme Schafe in einen engen Stall." — „Besser einäugig als blind." — „Nichts für die Augen gut." — „Hunger ist der beste Koch." — „Der Gerechte muß viel leiden." — „Man muß sich strecken nach der Decken." — „Herrendienst geht vor Gottesdienst." — „Eile mit Weile." — „Man muß des Guten nicht zu viel thun." — „Wer's Kleine nicht ehrt, ist's Große nicht wert." — „Besser ist den Arm brechen, als den Hals." — „Armut ist für's Podagra gut" u. s. w., lauter diätetische, nüchterne und höchst gutgesinnte Sprichwörter, jedes einzelne davon könnte Gemeinderat werden.

Ein deutsches Sprichwort sagt: „Wen Gott lieb hat, den straft er!" Gott, wie lieb hat uns Gott! — Ein Mann hat einmal seine Frau ungemein geliebt. Wenn sie ausgehen wollte, litt er es nicht, aus Liebe, sie könnte sich verkühlen; wenn sie auf den Ball gehen wollte, gab er's nicht zu, aus Liebe, sie könnte eine Bekanntschaft machen; wenn sie ein neues Kleid haben wollte, machte er ihr keines, aus Liebe, um ihr zu beweisen, daß sie ihm auch in einem alten Kleide gefalle; endlich sagte die Frau zu ihm: „Ich bitte dich, lieber Mann, wenn du mich wirklich liebst, so liebe mich mir zu Liebe weniger!" Wir Deutschen werden zum lieben Herrgott auch sagen: „Lieber Gott, wenn du uns wirklich liebst, liebe uns weniger!"

Mit diesem steht ein anderes Sprichwort in Verbindung: „Wen Gott lieb hat, schickt er in die Welt!" — man meint nicht in die neue Welt damit, — sondern bloß die Welt! In welche Welt schickt er ihn dann: in die gelehrte Welt! Denn da er ihn liebt, straft er ihn, und jemanden in die gelehrte Welt schicken, ist so gut, wie jemanden auf die Festung schicken!

Die Welt! die Welt! m. s. H. u. H.! Wir haben eine große Welt, eine schöne Welt, eine gelehrte Welt, die Frauenwelt und die Geisterwelt!

Die große Welt und die kleine Welt verhält sich wie das große Geld und das kleine Geld; alles Große ist verschwunden, nur das kleine zirkuliert noch!

„Die schöne Welt!" Sieht man, wer sich alles zur schönen Welt rechnet, so muß man von der Schönheit einen häßlichen Begriff bekommen!

Die schöne Welt besteht eigentlich nur aus der Frauen-Welt. Wenn's keine Frauen gäbe, das wäre eine schöne Welt! Frauen

und Geld regieren die Welt! Geld giebt's jetzt keines mehr, darum wird die Welt jetzt nur halb regiert, und die andere Hälfte regieren die Frauen, eine schöne Regierung! Der Mann, der über vierzig Jahre alt ist, wird bei der Regierung nicht mehr angestellt! Die Regierung der Frau hat kuriose Minister: der Mann ist für den Krieg da, und dabei hat er das Portefeuille der Finanzen, der Hausfreund ist Minister des Kultus und besorgt dabei das Auswärtige; die Frauen regieren aber ganz anders, wie alle Regenten, bei allen Regenten ist der herkömmliche Stil, zu sagen: „Wir haben geruht!" Die Frauen ruhen niemals, und der Mann hat auf Erden nicht eher Ruh, bis sie unter der Erde Ruh' hat! Eigentlich sollte der Mann auf das Grab seiner Frau nicht die Worte setzen:

„Hier ruht sie!"

sondern lieber:

„Hier ruh' ich!"

Und doch wär' die Welt ohne Frau nicht die Welt, wär' die Liebe nicht Liebe!

Das hat unser Herrgott auch erfahren, und ist durch Erfahrung klug geworden. Er hat erst probiert, und hat bloß einen Mann erschaffen, und hat zu ihm gesagt: „Du sollst Herr sein und herrschen über das liebe Vieh!" und er hat sich gleich schlafen gelegt! „Na," sagte der Himmel, „den Schlaf werd' ich dem Kerl vertreiben!" und gab ihm eine Frau! Es geht doch nichts über einen ruhigen Schlaf! Die erste Frau hatte also die Regierung unternommen und nach dem Reichsapfel gegriffen.

Warum hat Eva für Adam gerade einen Apfel und keine andere Frucht gepflückt? Weil sie sich gedacht hat, die Schlafmütze wird einen Apfel im Schlafrocke am liebsten haben! Ja, m. f. H. u. H., ein Stückchen von jenem Apfel steckt noch jetzt jedem Manne im Krüpfel!

Aber was war Adam, bevor die Frau erschaffen wurde? Ein Patzenlippel! Durch die Frau ist er erst ein fühlendes, denkendes Wesen geworden; durch sie lernte er den Himmel kennen, die Erde schätzen, die Blumen bewundern, die Nachtigallen belauschen, die Sterne mit Sehnsucht betrachten. Durch sie wurde er erst ein Mensch, ein fühlender, ein liebender, ein lachender, ein weinender, ja, durch sie wurde er nicht nur ein Mensch, sondern, was für die Frau noch mehr ist —, ein Schneider!

Er hat sich gleich Kleider gemacht, und als er dem Himmel die Schneider-Rechnung brachte, sagte Gott: „A conto wirst du das Paradies verlassen!"

Aber Gott ist immer milde, die Frau durfte mit gehen! Eva nahm schnell aus dem Paradiese ein Stückchen blauen Himmel im Auge, einen Stern im Blicke, ein Blümchen auf den Wangen

und einen lautern Tautropfen im Herzen mit, und seit dazumal bringen die Frauen überall ein Stückchen Paradies mit!

Gott wollte den Menschen als sein Ebenbild machen, und schuf den Mann, das war aber eine noch nicht gelungene Gipsfigur; nachdem Gott an dem Gips sich versucht, schuf er sein gelungenes Ebenbild in Alabaster: das Weib; sie ist das Bild Gottes: Ein Engel als Kind eine Grazie als Mädchen, ein Genius als Frau, eine Gottheit als Mutter und ein Orakel als Matrone!

Ein anderes Sprichwort sagt: „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden!“ Nun aber hat Gott Deutschland und Schleswig zusammengefügt, und die Menschen scheiden es doch. Das Sprichwort sagt: „Ehen werden im Himmel geschlossen,“ also werden Mann und Frau von Gott zusammengefügt, und die Menschen scheiden sie doch zuweilen!

Aber wie vieles wird getrennt im Leben, und bloß durch die Zeit! Die Zeit ist das zertrennende Element! Liebe und Treue waren vor der Zeit ungetrennlich! Die Zeit hat zwei verschiedene Dinge aus ihnen gemacht. Liebe und Treue sind wie Beinkleid und Strumpf, vor Zeiten waren beide nur eines, mit der Zeit hat man sie getrennt! Die Liebe ist eine Pantalon für sich, und die Treue ein Strumpf für sich.

Ein Frauenherz, m. f. H. u. H., braucht, um recht glücklich zu sein: drei Männer:

Zum Geliebten, den sie lieben soll: einen schönen Mann;

zum Anbeter, der sie lieben und amüsieren soll: einen geistreichen Mann,

und zum Heiraten: einen dummen Mann!

Was ist das Unglück unserer jetzigen Ehen? Daß die Männer sich selbst nicht angehören! Denn um eine Frau glücklich zu machen, muß man sich ihr ganz geben, um sich aber einem anderen ganz geben zu können, muß man sich erst ganz selbst angehören! Darum, m. f. H. u. H., eine schlechte Ehe ist kein Unglück, sondern bloß ein Rechnungsfehler!

Ein anderes Sprichwort sagt: „Tugend hat nicht Tugend,“ bloß wir haben keine Tugend mehr! Und der Weg zur Tugend ist so weit, so weit! So weit, wie von Justitia zur Entscheidung eines Prozesses in letzter Instanz! — Tugenden sind die Berge des Lebens!

Mit den großen Tugenden, m. f. H. u. H., geht der Mensch um wie mit den großen Bergen! Der Mensch staunt sie an, bewundert sie, schaut zu ihnen andächtig empor, dann geht er bequem um sie herum und läßt sie links liegen.

Endlich sagt ein Sprichwort:

„Die Liebe und das Glück sind blind!“

Das ist lieb, daß das Glück blind ist, und es ist ein Glück, daß die Liebe blind ist, sonst käme Unsereins gar um jeden guten

Wissen! Es ist unbegreiflich! Die Liebenden sind also blind, und so lange sie blind sind, sehen sie sich gegenseitig stets an, wenn sie heiraten, gehen ihnen die Augen auf und sie sehen sich gar nicht mehr an!

Das Glück, m. f. H. u. H., geht meistens mit seinen Reichtümern und Schätzen um wie der Bauer mit seinem Geld! Wenn ein Bauer Geld hat, wohin giebt er's? Giebt er's in eine Mahagoni-Schatulle? Giebt er's in ein Maroquin-Portefeuille? Nein, wohin giebt er's denn? Er vergräbt's im Mist, in den Düngerhaufen, an den allerschlechtesten Orten; so macht's das Glück mit seinen Schätzen!

Glück! Man sagt: „Manche Männer machen bei Frauen Glück!" Worin liegt das Geheimnis dieses Glückes? In dem Glück des Geheimnisses!

Durch drei Wege zieht das Glück der Liebe in ein Frauenherz ein: durch die Geheimtreppe der Verschwiegenheit, durch den langen Korridor der Ausdauer und durch den Waffensaal ewig blanker Aufmerksamkeiten. Es sind nicht immer große Opfer, Blut, Leben oder Heldenthaten, durch die man Frauenherzen gewinnt; treue, stets fortanhaltende Aufmerksamkeiten, fortwährendes Belauschen der kleinen und winzigen Wünsche, ein flüchtiger Gedanke im Entstehen erraten, eine Caprice, im Auftauchen verwirklicht, entscheiden oft über eine Zukunft, über das Schicksal eines Herzens!

Das Glück ist blind, das blinde Glück hat mir heute einen so liebenswürdigen Zirkel zugeführt. Sie wünschen mir Glück! Glück, daß ich 57 Jahre alt geworden bin! Ich küß die Hand! Weniger Glück wär' mehr Glück! Indessen was ist zu thun? Geboren werden, das ist der Menschen allgemeiner Geburtsfehler! An dem hat man all' sein Lebtag zu kurieren und laborieren! Die Phrase: „Ich gratuliere zum 57. Geburtstag", ist nur eine höfliche noble Umschreibung und heißt eigentlich: Jetzt werden's aber doch a Ruh' geben vom Leben und Lieben?"

Seien Sie ruhig, m. f. H. u. H., die Liebe ist blind; und ich werde schon dafür sorgen, daß meine Geliebte zu keiner guten Brille kommt und zu keinem Augenarzt geht! Doch hab' ich mir die Freiheit genommen, heute ein kleines Glücksspiel zu errichten, eine kleine Lotterie; für Damen: lauter Gewinnste; nehmen Sie Ihre Lose ruhig hin, fürchten Sie nichts, ich bin nicht unter den Gewinnsten, sonst könnte die Dame, die dieses Los trifft, mit Thella ausrufen:

„Ist das das Los des Schönen auf der Erde?"

Sympathie, Antipathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie, oder: Auf wie vielerlei Weise kann man zu dem Menschen sagen: Gieb's Geld her!

Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen, werde ich Sie durch diese meine Vorlesung ganz in die Lage jener Unglücklichen zu versetzen suchen, für welche Sie mir Ihre edle und freundliche Teilnahme schenken. Meine Vorlesung nämlich wird erst Ihre etwaige Erwartung aufs Eis führen, da wird sie einen gewaltigen Stoß bekommen, und nach diesem Eis-Stoß kommt sogleich das ungeheure Wasser, wovor selbst der dritte Stock nicht sicher ist: rette sich, wer schwimmen kann! Jedoch findet ein großer Unterschied zwischen jenem Wasser und diesem statt, jenes Wasser hat tausende hingerissen, dieses Wasser wird keinen einzigen hinreißen; dort fanden viele, und hier nur wenige Einfälle statt, das ist aber nicht zu verwundern, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn man weiß, daß dort alles auf Sand gebaut war, ich aber baue auf edle Herzen, und das ist ein fester Grund

Schon einmal, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben Sie mir Ihre gefällige Aufmerksamkeit zum Besten der Wr.-Neustadt geschenkt, heute schenken Sie mir dieselbe zum Besten der Überschwemmten. Ihre Güte hat also bei mir die Feuer- und Wasser-Probe bestanden, und diese meine Lese-Probe ist zugleich Ihre Gold- und Geduld-Probe. Aus doppeltem Grunde lese ich gerne zum Besten anderer vor Ihnen: 1. weil man nie besser liest, als wenn man für das Beste vor den Besten liest, und 2. weil man dann nicht von dem Vorleser sagen kann: er liest nicht zum Besten!

Alles ergreift jetzt die Gelegenheit, alles zum Besten zu haben, und alle Künste Wissenschaften und Systeme sind nichts als gute, bessere, und allerbeste Variationen auf das Thema: „Liebe Menschheit, gieb das Geld her!"

Nicht nur bei dieser, leider zu traurigen Veranlassung, sondern auch sonst im Leben, sind zum Beispiel alle Konzertzettel doch nichts, als gedruckte Pistolen mit der Inschrift: „Liebe Menschheit, gieb das Geld her!" Es wird von allen Seiten blind ge-

laden, dann geht's los. Die meisten blitzen ab. — Die so überhandnehmenden musikalisch-deklamatorischen Konzerte, das sind die Pistolen mit zwei Läufen, das Publikum läuft am Ende auch fort, das ist der dritte Lauf.

In 50 Jahren, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen wird es zum Beispiel gar keine Räuber mehr geben; wenn ein Reisender durch einen Wald fahren wird, werden sechs Räuber mit einem Konzertzettel kommen und werden ihn höflich einladen zu einer musikalisch-deklamatorischen Akademie, zum Besten einer heruntergekommenen Räuberfamilie, mit folgendem Programm:

1. Arie aus „Robert der Teufel": „Ach, das Geld ist nur Chimäre," vorgetragen von einem dreijährigen Räuberchen, welches seit fünf Jahren auf einer Kunstreise begriffen ist.

2. Monolog aus Hamlet: „Gehört das Geld sein oder nicht sein, das ist die Frage!" vorgetragen von einem Mordkünstler!

3. Humoristische Vorlesung einer geladenen Flinte über das ungeladene Thema: „Schieß mir Geld vor!" — Sämtliche mitwirkende Räuber haben aus Rücksicht für den Unternehmer ihre Partien und ihren Anteil übernommen.

Überhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind alle neuen Systeme und Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft nichts, als eben so viele Umlaute der Ausrufung: Gieb's Geld her! Sympathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie sind nichts, als neue Fragezeichen: Wie soll der Mensch das Geld herschaffen?

Meine heutige Vorlesung, der Versuch, Wasser mit Wasser zu heilen, reiht sich diesen Systemen ebenfalls an. Das Wasser, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gleicht gewissermaßen dem Verstande. Man sagt: Kriegsnot, das heißt Überfluß an Krieg, Feuersnot, Überfluß an Feuer, Hungersnot, Überfluß an Hunger, allein Wassersnot heißt ebenso gut Mangel an Wasser als Überfluß an Wasser; gerade wie bei dem Verstande, Überfluß an Verstand ist ebenso ein Unglück, als Mangel an Verstand, und es gäbe oft Gelegenheiten, Konzerte zu veranstalten, zum Besten der Verunglückten durch Verstandes-Überfluß. Es ist sonderbar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, man bauet barmherzige Anstalten für jene, welche Mangel an Verstand haben, da braucht man große Lokale, warum bauet man keine barmherzigen Anstalten für jene Unglücklichen, welche Überfluß an Verstand haben, da braucht man nur ein ganz kleines Lokal.

Aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist es denn mit dem Glücke nicht ebenso? Ist nicht Überfluß an Glück eben ein solches Unglück, als Mangel an Glück? Glück und Gold müssen einen Zusatz von harten Metallen haben, wenn sie fest und dauernd sein sollen! Stehendes Unglück ist ein stehender Sumpf, in dem das menschliche Herz verwest, beständige Glücks-Fälle sind wie

Waſſer-Fälle, in denen das menſchliche Herz verſteinert. Das menſchliche Leben iſt ein Baum, ſein Blatt will ein anderes Wetter, ſeine Blüte will ein anderes Wetter, und ſeine Frucht will wieder ein anderes Wetter. Es iſt eine traurige Bemerkung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das Glück geht wie ein Pilger durchs Leben, allein und einſam, und klopft nur an einzelne Thüren an. Das Unglück aber zieht durch die Welt wie eine Karawane, wie ein Kranichzug. Auch auf der Erde ſtehen die Glücksſterne allein und entfernt aus einander, die Unſterne aber viel und dicht beiſammen, ſo wie am Himmel die leuchtenden Morgen- und Abendſterne allein durch den Himmel wandeln, das Regengeſtirn aber und die Nebelſterne ſtehen in Maſſen zuſammen! Ein einzelner aus Millionen gewinnt das große Los, ein einziger aus Millionen beerbt einen Onkel aus Oſtindien, ein einziger aus Millionen macht eine glückliche Heirat, aber die Peſt rafft Millionen hin, Feuer, Waſſer, Vulkane zerſtören das Glück von Tauſenden. Und dennoch vergeſſen wir es unſerem Nebenmenſchen in Jahren nicht, wenn er ein Glück gemacht hat, ein Fremder und ein Unglück aber ſind uns nur in den erſten drei Tagen intereſſant. Es giebt ein Unglück, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welches alle Menſchen, ohne Ausnahme, von Grund aus erſchüttert — ein Erdbeben!

Ein jedes neue Syſtem iſt ein neues Unglück. Was heißt ein Syſtem? Mehrere gleichartige Begriffe in einen einzelnen Zuſammenhang gebracht; oder deutlicher erklärt: mehrere einzelne zerbrochene Seſſel, auf welchen niemand allein ſitzen kann, in eine lange Bank zuſammengenagelt, auf welcher alle miteinander nicht ſitzen können.

Die Homöopathie iſt ein neues Syſtem.

Die Allopathie ſagt zu ihren Patienten: „Gieb's Geld her mit Scheffeln.“ Die Homöopathie ſagt: „Gieb's Geld her in Löffeln.“ Die beſte Auskunft über Allopathie und Homöopathie giebt die vierte Auflage des Brockhaus'ſchen Konverſations-Lexikons. Bei der Rubrik Allopathie heißt es: ſuche Homöopathie, und bei Homöopathie heißt es: ſuche Allopathie; ſie ſind beide mit Recht geſucht, die Homöopathie ſowohl als die Allopathie, obwohl ſie nicht im Leben, wie im Konverſations-Lexikon, jene, die ſie ſuchen, ſich gegenſeitig zuſchicken.

Die Philoſophie, das Jus und die Medizin ſind die drei Grundſtücke des menſchlichen Weſtes. Die Philoſophie iſt ein Wald, je tiefer man eindringt, deſto finſterer und unſicherer. Das Jus iſt ein Obſtgarten, in dem die Bäume Früchte tragen; und die Medizin iſt ein Kartoffelfeld, die Früchte liegen in der Erde!

Der Allopath ſagt zu ſeinem Kranken: „Friß Vogel oder ſtirb!“ Der Homöopath ſagt zu ſeinem Kranken: „Iß Vogel

nicht oder stirbt" Und der Hydropath sagt: „Trink' Vogel oder stirb!"

In der Allopathie sind die Kranken wie die schlecht verwalteten Theaterkassen: sie nehmen viel ein, aber es giebt nicht viel aus. In der Homöopathie sind die Kranken wie die reisenden Geschäfts-Kommis: sie nehmen wenig ein, aber sie erhalten sich von den Diäten. Die Allopathie giebt Medizin, die Homöopathie giebt Versicherungen; die Allopathie braucht Apotheken, aber die Homöopathie braucht Hypotheken.

Unsere Schriftsteller, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind fast alle Homöopathen, sie wollen die kranke Zeit kurieren, und geben ihr solche Mittel, von denen eine gesunde Zeit krank werden muß.

Die Mehrzahl jedoch unserer Schriftsteller sind nicht nur Homöopathen, sondern auch Hydropathen, jede Buchhandlung ist ein Gräfenberg, und jeder Buchhändler ein Prießnitz.

Allopathie, Homöopathie und Hydropathie sind die drei Mahlmühlen der Medizin. Allopathie die Windmühle, Homöopathie die Pulvermühle, und Hydropathie die Wassermühle. Allopathie und Homöopathie zusammen machen die Zwickmühle. Im Genre der Hydropathie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wäre ein literarisches Gräfenberg für schreibkranke Schriftsteller eine wohlthätige Anstalt. Ein Schriftsteller, der an der Schreibsucht leidet, müßte folgendermaßen kuriert werden: Des Morgens gießt man ihm erst einen gestandenen Roman von der Frau von Chézy über den Kopf, gleich darauf bringt man ihm zwölf Seidel frische Journale bei, dann wird er in nasse Makulatur-Matratzen aus Preis-Novellen eingewickelt und tüchtig durchgewalkt, dann fährt man ihn in ein Bad aus Briefen von Verstorbenen und Lebendigen, sodann bekommt er ein Douche-Bad aus Musen Almanachen und Albums, dann kommt er unter die dramatische Brause, und vor dem Schlafengehen trinkt er vier Gläser moderne Humoristik. Wenn der Patient diese Kur sechs Wochen aushält, ist er kuriert, und schreibt sein Lebtag nicht wieder.

Woran liegt es aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß man jetzt so viel allopathische, homöopathische und hydropathische Kuren hat, und gar keine sympathische? Das kommt daher, weil sich jetzt unsere Männer und Frauen ohne alle Sympathie die Kur machen. Bei den Frauen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, findet die Homöopathie den meisten Anklang, weil sie, was Scherz und Ernst auch gegen sie sagen mag, auf jeden Fall eine geistreiche Erscheinung bleibt, und die Frauen im allgemeinen alles Geistreiche schneller und lebhafter erfassen, als die Männer. Die Homöopathen mögen daher wie die geistreichen Männer viel geliebt werden, aber vielleicht auch, wie jene, selten geheiratet, weil sie beide — wenig verschreiben.

Die Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist eine allopathische Krankheit, die von der Ehe homöopathisch kuriert wird. Was heißt denn eine „Heirat aus Liebe?“ das heißt: „Heirat, und aus Liebe.“ Unsere Liebhaber sagen zu den Töchtern reicher Eltern: „Mädchen, nimm mein Herz hin!“ das ist wieder eine Variation auf das Thema: „Vater, gieb dein Geld her!“ Plato sagt: „Wenn sich zwei Herzen lieben, so haben sie sich schon einst in einer andern Weise geliebt, und haben sich hier bloß wieder gefunden.“ Das ist ein Finden, bei dem der redliche Finder nicht immer belohnt wird; allein, wie kommt es, daß man in einer andern Welt gewiß nur ein Herz geliebt hat, und hier mehrere wieder findet? Dieses Wiederfinden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, erinnert an eine bekannte Anekdote. Es fand einmal jemand einen Dukaten: als er ihn zum Wechsler brachte, sagte dieser: „Der Dukaten ist nicht vollwichtig, Sie müssen zwölf Kreuzer daran verlieren.“ — Einige Zeit darauf fand er wieder einen Dukaten, er ließ ihn aber liegen, und sagte: Ich heb' dich nicht auf, soll ich wieder zwölf Kreuzer verlieren?“ So geht es Vielen mit den vielen Herzen, die sie wieder finden, sie lassen es am Ende liegen, indem sie ausrufen: „Soll ich wieder zwölf Kreuzer verlieren?“

Der Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist das widersinnigste Geschöpf in der Natur, der unedelsten Triebe schämt er sich nicht, den Mund und den Magen speist er öffentlich, sein Herz aber, seine Liebe, seine Sehnsucht zu nähren, das schämt er sich, und sucht das Geheimnis, gerade im Gegensatze mit der gewiß zarten Blumenwelt. Die Lilie erschließt ihren weißen Schoß, und die Rose ihren glühenden Busen, frei dem Hauch der Liebe, die Wurzel aber, mit der sie speist und trinkt, verschließt sie schamhaft in der Nacht der Erde. So unterschieden sich auch in der Liebe die Männer von den Frauen. Die Frauen, diese Phantasie-Blumen der Putzmacherin Natur, verhüllen ihre glückliche Liebe in stille Schwärmerei, und ihre unglückliche Liebe in durchsichtige Wehmut. Die Männer aber verhüllen ihre glückliche Liebe in undurchdringlichen Egoismus, und ihre unglückliche Liebe in undurchdringlichen Tabakdampf. Die Männer nennen die Frauen ihre Gottheit, aber die Opfer soll man ihnen selbst bringen, und in Hinsicht der Opfer sind die Frauenzimmer oft umgekehrte Isaks. Isak erkaufte sein Opfer mit einem Schaf, viele Frauenzimmer müssen ihr Schaf noch mit einem Opfer erkaufen! Unter den Männern giebt es mehr falsche Liebhaber und mehr falsche Freunde, und unter den Frauenzimmern giebt es bloß mehr falsche Thränen und mehr falsche Ohnmachten. Die falschen Liebhaber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind wie die schlechten Wettergläser, sie stehen auf Veränderlich, zeigen auf Beständig, steigen auf Wärme und sinken unter Null. — Die

falschen Freunde sind wie die Ferngläser, auf der einen Seite vergrößern sie ihren Gegenstand bei Nahe, und auf der andern Seite verkleinern sie ihn bei Weitem. — Die falschen Ohnmachten der Frauen sind auch nichts, als Bittschriften mit geschlossenen Augen, und sagen im Grunde wieder nichts anderes, als: „Lieber Mann, giebs Geld her!“ Die falschen Frauenthränen aber sind bald zu erkennen; wenn die Frauen weinen und schweigen, so sind das stille Wasser, sie sind tief und quellen aus dem Herzen: wenn die Frauen aber weinen und reden, dann hat es nichts zu bedeuten, denn Frauenthränen mit langen Reden, und Rosenwasser mit langen Empfehlungen sind niemals echt! — Frauen, die weinen und sprechen auf einmal, sind Wolken, die unter dem Regen donnern, beides schadet nicht.

Überhaupt sind im menschlichen Leben die Frauen die Wolken, die Männer der Wind, der ihnen nachjagt.

Jedes einzelne Frauenzimmer und jedes einzelne Wölkchen dienet nur dazu, unsern Lebenshimmel zu verschönern, eine Einförmigkeit zu unterbrechen, und seinen Reiz zu erhöhen; wenn aber viele Frauen und viele Wolken zusammenkommen, wenn sie sich gegenseitig entleeren, dann ist das Ungewitter fertig. Von den Frauenzimmern und den Wolken sind die schwarzen und die brünetten die Blitz- und Feuerwolken; die gelben und blonden, die näselnden und schmollenden, sie grollen ganz still fort, bis sie uns das Haupt gewaschen haben: die grauen sind die Donnerwolken; die edlen, die lautern, die erhabenen der Frauen, das sind die hochgehenden Wolken, sie kommen dem Himmel am nächsten, durch sie fällt Mondenschein und Sternenlicht milder auf die Erde, durch sie allein vermag das Aug' in die Sonne zu schauen, und wenn diese hochgehenden Wolken regnen, so sind es segensreiche Thränen. Diese Wolken sind die Töchter der Sonne, und wer die Töchter haben will, der muß der Mutter klar ins Auge sehen können! So, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist auch die schönste, die herrlichste Frau im Leben: „die Wohlthätigkeit“, die Tochter des Unglücks, und wir müssen der Tochter halber uns mit dem Unglück befreunden. Und wächst dann nicht im ganzen Leben jedes Glück an der Grenze eines Unglücks, jede Freude am Rande eines Kummers, jedes Blümchen an den Lippen eines Abgrundes, und das Leben selbst am Saume des Grabes?

Die Züge der wahren Menschheit sind nicht aus dem Glücke zu erkennen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, denn das Glück ist ein Porträtmaler, es schmeichelt; die Züge der wahren Menschheit erkennt man nur aus dem Unglücke, denn das Unglück ist ein Steckbrief, der den Menschen verfolgt, und Steckbriefe zeichnen gräßlich aber wahr!

Die Freude ſieht auf dem menſchlichen Antlitz aus, wie ein weltliches Lied, der Schmerz aber wie ein Gebet; in den Freudenthränen ſpiegelt ſich bloß die Erde ab, in den Schmerzensthränen aber der Himmel.

Das ganze Unglück der Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kommt von drei ſchlechten Einrichtungen der Welt her:

1. Daß man die Häuſer von unten hinauf bauet und nicht von oben hinab.

2. Daß in unſeren Luſt- und Trauerſpielen der letzte Akt nicht zuerſt ſpielt.

3. Endlich, daß die Menſchen ihre Leichenreden und Leichenſteine erſt nach dem Tode bekommen, und nicht ſogleich, wenn ſie geboren werden.

Bedenken Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn unſere Hausherren anfingen, von oben hinab zu bauen, ſo würden ſie ſogleich ſehen, daß ihnen der Bau zu hoch kommt; wenn der Hausherr, bevor ſein Haus gebaut iſt, ſchon auf dem Dache desſelben ſtände, ſo bekäme er eine Überſicht über das Ganze; überhaupt müſſen die Hausherren ſchon vor dem Bau auf dem Hauſe ſtehen, denn bevor ſie noch bauen, nehmen ſie doch ſchon Gelder darauf auf, und bis ſie von Grund auf zum Hauſe kommen, gehen ſie vom Hauſe aus zu grund. Jeder Hausherr iſt das Jahr hindurch viermal eine Variation auf das gewohnte und bewährte Thema: „Liebe Partei, gieb uns unparteiiſch dein Geld her“, oder: „Der Menſch muß immer höher hinauf!“ und jeder Einwohner iſt das ganze Jahr nichts, als eine ſtets geſteigerte Erwartung.

Wie angenehm wäre es nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn in unſeren Luſtſpielen der letzte Aufzug zuerſt käme! Ich will damit nicht ſagen, daß die andern Akte dadurch beſſer würden, ſondern, daß ſie überhaupt dann gar nicht kämen; denn in einem Luſtſpiele ſollte man in den erſten Akten den Knoten ſchürzen und in dem letzten Akte ihn löſen; in unſeren Luſtſpielen aber handelt es ſich nie um einen Knoten, ſondern um Schürzen!

Das ſchlimmſte aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt das dritte, daß die Menſchen ihre Leichenreden und Leichenſteine erſt nach dem Tode erhalten, und nicht nach ihrer Geburt! — Man ſollte jedem Menſchen, ſogleich, wie er geboren wird, ſeinen Leichenſtein vor die Thür ſetzen, ganz mit der Inſchrift, die er nach ſeinem Tode bekäme. Eine Stadt von ſolchen Leichenſteinen wäre eine große Schule der Moral, ſie würde das Leben nicht zum Gottesacker, ſondern zum Acker Gottes machen, und jedes Haus zum Friedhof; an dieſen Leichenſteinen ſollte man die Kinder leſen lernen, ſo würden ſich die Menſchen gewöhnen, im

Leben das zu werden, was von ihnen nach dem Tode gesagt worden ist! Ein jeder Mann würde alle Tage von sich lesen: „Hier liegt der edle, gerechte, wohlthätige Herr so, so; sein Herz war lauter, sein Wandel gerecht, er war der Erde und des Himmels wert. Friede seiner Asche!“ — Jede Frau würde von sich lesen: „Hier ruht die Blume der Frauen, das edelste Herz, die getreueste Geliebte, die zärtlichste Gattin, die liebevollste Mutter u. s. w. u. s. w.; dann würden sich alle Lebendigen vor sich selbst als Toten schämen, und so leben, daß sie ihrer Grabschrift wert werden. Überhaupt sollte man jedem Manne am Tage seiner Heirat einen Leichenstein setzen, mit der Inschrift:

„Hier unter diesem Leichenstein
Ging dieser Mann zur Prüfung ein.
Er wartet auf die ewige Ruh',
Er drückt erst ein, dann beide Augen zu!“

Früher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, heiratete man aus Homöpathie, Sympathie und Antipathie. Die Homöopathie giebt den Kranken jene Mittel, welche bei gesunden Menschen dieselbe Krankheit hervorbringen. Wenn also zwei Menschen eine gegenseitige Antipathie gegen sich haben, so muß diese Antipathie dadurch geheilt werden, daß sie sich heiraten, denn die Heirat bringt bei gleichgiltigen Menschen eine Antipathie hervor. Das Gesetz der Herzens-Homöopathie heißt also: „Liebe aus Sympathie und heirate aus Antipathie.“ — Hufeland sagt: „Die Sympathie besteht in der Wechselwirkung zweier Dinge oder Wesen, die Antipathie aber besteht in der Atmosphäre, die sich um ein gewisses Wesen bildet, und die wir nicht ertragen können.“ Die zarteste Sympathie besteht also zwischen Schuldnern und Gläubigern, denn diese stehen in beständiger Wechselbeziehung, wenn aber der Wechsel fällig ist, bildet sich um den Gläubiger eine Atmosphäre, die der Schuldner nicht ertragen kann. Die Sympathie des Gläubigers ist also nur eine Variation auf das Thema: „Gieb mir mein Geld schon!“ und die Antipathie des Schuldners eine Variation auf das Thema: „Laß mir dein Geld noch!“

Die Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sagen oft: „Ich weiß nicht, warum? aber gegen diesen Menschen habe ich eine Antipathie!“ Aber selten sagt jemand: „Ich weiß nicht, warum? aber für diesen Menschen habe ich eine Sympathie!“ Für die Antipathie hat der Mensch ein Augenmaß, aber nicht für die Sympathie. — So räumen viele Menschen leider in ihrem Herzen der Liebe bloß die gesetzgebende Gewalt ein, dem Hasse aber die vollstreckende Gewalt. Überhaupt hat von den Leidenschaften in den Herzenskammern das Haus der Gemeinen leider das Übergewicht über das Haus der Edlen.

In unserem Herzen in diesem Konzert-Saale der Leidenschaften, deklamieren stets drei große Schauspielerinnen auf einmal: die Erinnerung deklamiert den Epilog der Vergangenheit, die Täuschung den Monolog der Gegenwart, und die Hoffnung den Prolog der Zukunft; aber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind bloß drei Silben der großen Charade der Zeit, welche uns in dieser Welt aufgegeben wird, deren Auflösung aber erst in einer anderen Welt folgt.

Der Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, geht wie ein Kabinets-Kurier des Himmels durch das Leben, er trägt seine Sendung versiegelt mit sich, er kennt den Inhalt seiner Depesche nicht, bloß derjenige edle Mensch, dessen Herz schon auf dieser Erde magnetisch wach geworden ist, der legt diese Depesche gläubig auf die Herzgrube, und liest ihren Inhalt mit geschlossenen Augen. Die Kunst, glücklich zu sein, besteht, möchte ich sagen, in den Sympathie-Mitteln, zu dem Leben zu sagen: „Dasein, gieb dein Geld her!"

Das Geld des Daseins, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, besteht darin: der Vergangenheit den Glanz der Zukunft den Duft, und der Gegenwart den Geschmack abzugewinnen.

Jede gegenwärtige Stunde im Leben ist bloß die Erzählung der gewesenen Stunde und das Programm der kommenden Stunde, zwischen Erzählung und Programm dämmert unser Leben hin, wie ein Traum zwischen der entschwindenden Nacht und der kommenden Morgenröte, und sammelt wie die Biene in der Dämmerung den süßesten Honig für seine Herzenszelle.

Das Leben ist süß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, aber es giebt etwas, das noch süßer ist, es ist die Liebe. Die Liebe ist süß, aber es giebt etwas, das noch süßer ist, es ist die Versöhnung. Die Versöhnung ist süß, aber es giebt etwas, das noch süßer ist, es ist das Bewußtsein. Das Bewußtsein ist süß, aber es giebt etwas, das noch süßer und das Süßeste ist, es ist das Lächeln der Dankbarkeit unter den Thränen des getrösteten Unglücks. Nur der Sehende kann den Blinden begreifen, nur der Gläubige den Ungläubigen bemitleiden, und nur der Glückliche sich an dem dankbaren Lächeln des getrösteten Unglückes erfreuen.

Und so möge denn meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dieses Lächeln heute begleiten, und Ihnen widerstrahlen aus dem Lächeln eines geliebten Angesichts aus dem Lächeln eines geliebten Freundes, aus dem Lächeln eines zärtlichen Gatten, aus dem Lächeln eines holden Kindes, oder aus Ihrem eigenen Lächeln, wenn Sie abends auf ihrem Kissen, auf diesem Erdgeschoß aller Träume und Luftschlösser, im Bewußtsein einer edlen That entschlummern.

Dur- und Molltöne aus dem großen Konzert des Lebens und des Schicksals, zum Besten der drei Blinden: „Liebe, Glück und Gerechtigkeit."

Ein großes Konzert, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist wie ein großes Diner, man sitzt sehr lange und genießt sehr wenig, und bei beiden ist man gewöhnlich satt, wenn man hinaus, und hungerig, wenn man fortgeht.

Bei einem großen Diner, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, muß unser Magen eine gesunde Natur haben, bei einem großen Konzert muß unsere Natur einen gesunden Magen haben. Die Konzerte sind jetzt eine Krankheit aus dem F, — sie erscheinen in Fasten und im Frühlinge, um diese Zeit grassieren viele Krankheiten: Blattern, Scharlach, Friesel, Masern und Konzerte. Es ist aber eine sonderbare Krankheit, die Konzertkrankheit, je mehr sie einnimmt, desto öfter wird sie rezidiv und kommt wieder.

Ein Konzert ist nichts als ein gesungener und in Musik gesetzter Stockschnupfen, man kann sich gerade über nichts beklagen, aber es ist einem doch nicht recht wohl dabei; auf jeden Fall ist es ratsam, zu Hause zu bleiben, und sehr oft wird man beide nicht eher los, bis man — schwitzt.

Ein Stockschnupfen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist aber manchmal ein wohlthätiges Übel, und so auch die Konzerte, die zu wohlthätigen Zwecken gegeben werden, und es werden jetzt, Gottlob, so viel Wohlthätigkeits-Konzerte gegeben, daß ich nächstens ein Konzert geben werde zum Besten des durch Wohlthätigkeits-Konzerte verunglückten Publikums.

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist eine große, beschwerliche, gefährliche Alpenreise; sie führt über steile Höhen, neben schwindelerregenden Abgründen hin, — man schaut mit Schauer hinauf, mit Entsetzen hinab, und nur die Maultiere und Tiere gehen sichern Schrittes ihren Weg vorwärts.

Dem Menschen aber hat das Schicksal den Alpenstock: Geduld, mit den zwei Spitzen: Hoffnung und Glaube, mitgegeben, und drei Alpenführer, die aber alle drei blind sind: „Liebe, Glück, Gerechtigkeit".

Die Liebe geht auf der linken Seite, denn da ist das Herz,

und in der Herzenskammer selbst sitzt die Liebe auch auf der linken Seite, denn sie gehört zur Opposition des Lebens; — und das Glück geht auf der rechten Seite, denn ohne Glück findet man am Menschen gar die rechte Seite nicht heraus, und die Gerechtigkeit geht, wie unser Schatten, bald vor bald hinter uns her, je nachdem die Sonne unseres Glückes vor uns aufgeht, oder hinter uns untergeht, denn die irdische Gerechtigkeit ist in einer Beziehung gewiß eine Erscheinung aus dem Elysium, in der Beziehung nämlich, daß sie ein Schatten ist! —

„Liebe, Glück und Gerechtigkeit", meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind die drei blinden Führer des Lebens.

Wenn die Liebe sagt: „Geh' links!" und das Glück sagt: „Geh' rechts!" so sagt die Gerechtigkeit: „Der Mittelweg ist der beste!" das heißt der Weg, der zu „Mittel" führt, ist der beste!

Liebe, Glück und Gerechtigkeit sind nur für die Menschen blind, unter sich sehen sie sehr gut. Die Liebe sieht sich mit dem Glück sehr vor, die weise Gerechtigkeit sieht dem Glück sehr viel nach, und das Glück sieht, daß einem bei Liebe und Gerechtigkeit Hören und Sehen vergehen kann.

Vier Augen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sehen mehr als zwei, und das ist sonderbarer Weise auch bei diesen Blinden der Fall.

Wenn die blinde Liebe mit dem blinden Glücke sich vereinigt, so sieht das entstandene: „Liebesglück", daß diese Liebe keine Liebe, und dieses Glück kein Glück ist, und wenn die Gerechtigkeit mit der Liebe zusammenkommt, so sieht die: „Gerechtigkeitsliebe", daß man unter vier Augen dem Glück zuerst auf die Hand und dann durch die Finger sehen muß.

Die Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat verbundene Augen, und das ist eine weise Einrichtung der Vorsehung, denn aber jeder Minute der Liebe hängen tausend gezückte Schwerter im Leben. Die Menschen alle sind jede Minute bereit, den Henker der Liebe zu machen, und man bindet ja allen, die hingerichtet werden sollen, die Augen zu.

Die Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist das große Theaterstück des Lebens, mit dem Unterschiede vor allen andern Theaterstücken, daß in der Liebe diejenigen Stücke, in denen sich die Liebenden am Ende nicht bekommen, die Lustspiele sind, die Stücke aber, in welchen sich die Liebenden am Ende glücklich bekommen, die Trauerspiele werden.

Die Liebe ist ein Schauspiel, bei welchem die Proben nicht vorher gehen, sondern in den Zwischenakten gespielt werden, und bei welchen die Generalprobe, die Ehe, erst dann stattfindet, wenn man die Rolle schon zu Ende gespielt hat.

Zum Liebhaben gehören Zwei, — sowohl zwei Personen als zwei Sachen: „Liebe" und „Haben"; — Er muß lieben, Sie muß

haben, — wenn sein Lieben Gegenhaben findet, findet ihr Haben Gegenliebe.

Die Liebe ist blind, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, und dennoch fängt sie, wie das Zeichnen, stets beim Auge an. Der Augapfel ist der Reichsapfel der Liebe, der Stechapfel der Gefallsucht, der Gallapfel der Sehnsucht und der Zankapfel der Eifersucht, und hat der Mensch erst einmal den süßen Augapfel der Liebe gekostet, so muß er in alle andern sauern Äpfel beißen. Die Thränen sind der süße Apfelmost vom Augapfel der Liebe.

Der blinden Liebe hat die gütige Gottheit die Thränen gegeben und sagte ihr: „Siehe damit!" und durch diese Thränen sieht die blinde Liebe das Morgenrot der aufgehenden Sehnsucht und das Abendrot der Trauer um die untergehende Neigung.

In der Trauer, nicht in der und um die Liebe, sondern in Trauer nach der Liebe, da, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unterscheiden sich die Männer von den Frauen. Die Frauen trösten sich über den Verlust der Liebe bei Wasser, bei Thränen die Männer bei Wein. Das Mädchen sitzt am Sterbebette der Liebe, um mit ihr zu beten, der Mann sitzt an ihrem Sterbebette, um zu erfahren, ob sie ihm etwas vermache. Das Mädchen senkt in das Grab der Liebe bloß ihre Hoffnung, aber nicht die Erinnerung ein, der Mann begräbt mit seiner Liebe auch die Geliebte und die Erinnerung. Die Natur des Mädchens feiert den Untergang der Liebessonne, wie die Natur den Sonnenuntergang, durch wehmütige Ruhe, es wird eine klare, stille Nacht in ihrem Herzen, — der Mann aber sagt in der Liebe, wie König Philipp: „In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter!" —

Die Liebe ist die Weltgeschichte des weiblichen Herzens, und zugleich ihr Weltgericht, in dem männlichen Herzen hingegen ist die Liebe bloß eine Weltfabel, aber eine Fabel, bei welcher die Moral fehlt. Die Liebe ist bei den Frauen eine Himmelsleiter, bei den Männern ist sie zuerst eine Sturmleiter hinauf, und dann sogleich eine Feuerleiter, auf welcher man sich bloß herab rettet. Die Frauen hüllen ihre glückliche Liebe in einen jungfräulichen Schleier, und ihre unglückliche Liebe in einen Witwenschleier — die Männer verhüllen ihre glückliche Liebe in einen Weinnebel und ihre unglückliche Liebe in eine Tabakwolke. Auch in der Ehe, dieser Akademie der Liebe, in welcher man, wie in allen Akademien, bloß durch Disputieren seinen Grad erhält, steht der Mann freilich unter dem Pantoffel, aber die Frau unter dem Stiefel.

Man hört oft sagen: „das ist ein Pantoffelmann!" Niemand sagt: „das ist eine Stiefelfrau", und giebt es gegen einen Pantoffelmann wohl zwanzig Stiefelfrauen, denen der häusliche, heimliche Ratestiefel im stillen jede blühende Saat des Herzens und jedes Blümlein der zartern Empfindung hart und gebieterisch niederdrückt. In dem Herzen der flachsten Frauen findet der Mann

immer ein Echo, aber in dem Herzen der erhabensten Männer finden die Frauen höchstens eine Antwort.

Am Traualtar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nimmt der Mann dem blinden Gotte seine Binde ab, und bindet sie seiner Frau um die Augen, und die duldende, still leidende Frau nimmt diese Binde nur wieder ab, um sie als Wundbinde um ihr verwundetes Dasein zu binden.

Nicht das ist das Unglück, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Liebe blind ist, sondern daß die Ehe ein Augenarzt ist, und ihr den Star sticht. Gott Hymen sagt: „Es werde Licht!“ der Liebe geht ein kurioses Licht auf, sie löscht die Fackel aus und läßt dem Gotte der Ehe, auf allerhöchsten Befehl, die freiwillige Beleuchtung des äußern Schauplatzes über.

Das Glück, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist auch blind; die Liebe hat sich bloß die Augen blind geweint, aber das Glück ist blind geboren. Man sagt: „Der hat mehr Glück als Verstand“, — das ist unmöglich, — das Glück ist ja selbst der Verstand, der Verstand aber ist kein Glück, und das ist das Unglück.

„Unglück im Spiel ist Glück in der Liebe“, das ist sehr richtig; wer unglücklich spielt, macht keine Partie, und wenn er alle Honneurs hat, und das ist ja eben das Glück in der Liebe, daß man am Ende mit allen Honneurs die Partie doch nicht macht.

„Wer das Glück hat, führt die Braut nach Hause,“ wenn das Glück nicht blind wäre, so würde es die Braut nach ihrem Hause zurückführen, das wäre erst das wahre Glück. Glück und Unglück wandern mit einander, im Unglücke wird der Mensch erprobt, im Glück wird der Unmensch erprobt. Dieselbe Sonne des Glückes, die im Aufgehen und ersten Erscheinen das Herz des Menschen wie eine Rose aufschließt und mit zarter Empfindung übergießt, dieselbe Sonne, wenn sie hoch steigt, versengt sie dieses Herz, macht es bleich und welk.

„Glück und Glas, wie bald bricht das“, man muß eigentlich sagen: Glück, Glas und Herz, wie bald bricht das, — allein der Mensch geht am zertrümmerten Glücke, am zerschlagenen Glase und am zerbrochenen Herzen gleichgiltig vorüber und doch sind Glück, Glas und Herz nicht ergreifend, wenn sie ganz sind, und nur wenn sie gebrochen sind, schneiden sie das Leben wund und blutig.

Das Traurigste im Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist, daß das Glück blind ist, das Unglück stumm und die Glücklichen taub. Das Glück ist blind, und es ist ein Blinder, dem nicht einmal die Thräne gegeben ist, das Unglück aber hat Thränen, Thränen, die das blinde Glück nicht sieht, und daher auch nicht trocknet. Die Thränen sind das Rosenöl des Unglücks, es muß gepreßt werden. Niemand trocknet die Thräne der Rose, sie wird zum Honig in ihrem Kelche und heilt die eigenen Wunden,

so auch die Thräne im Auge des Unglücks, die niemand trocknet, sie kühlet heilend den eigenen Schmerz. —

Das Auge, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist der einzige Demant, den der Mensch nur nach seinem Feuer und nicht nach seinem Wasser schätzt, und dennoch wird die Göttlichkeit des Auges nicht in der Feuerprobe seiner Blitze, sondern in der Wasserprobe seiner Thränen erkannt. Wenn so ein Auge brennt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, besonders ein schönes weibliches Auge, da werden augenblicklich alle Männer Schornsteinfeger und Feuerkommissäre und stürzten sich mitten ins Feuer; — wenn aber ein Auge von Thränen überschwemmt wird, da ist kein einziger Wasserkommissär, der mit einem Rettungsboote kommt.

„Wem das Glück zu wohl will, den macht's zum Narren", und in dieser Hinsicht sehen wir erst, wie blind das Glück ist, es sieht oft nicht, daß einer schon ohnehin ein Narr ist, und kommt und macht ihn noch einmal zum Narren, darum ist der Mensch, der ein Narr war, und den das Glück noch einmal zum Narren machte, ein gemachter Mensch, der gar kein Narr ist. —

Aber nicht nur das Glück, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sondern auch die Gerechtigkeit ist blind. — Die Gerechtigkeit hat die Augen verbunden, das eben ist das Übel, daß die Augen mancher Gerechtigkeit der ganzen Welt verbunden sind.

Die Augen mancher Gerechtigkeit sind wie die Augen im Schweizerkäse, wo nichts ist, da sind diese Augen, wo etwas ist, da hat sie keine Augen.

Wenn die Augen mancher Gerechtigkeit sind wie die Augen im Schweizerkäse, so sind die Augen mancher Anwälte und Sachwalter wie die Augen auf den Suppen — ist die Suppe recht fett, so machen sie große Augen, ist die Suppe aber mager, so machen sie kleinwinzige Äuglein.

„Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig," das heißt, wenn Zwei einen Prozeß haben, so findet es immer der Eine billig, daß der Andere recht bezahlen muß.

„Thue Recht, scheue Niemand." — Kein Wort, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat bei den Männern und bei den Frauen eine so verschiedene Bedeutung, als das Wort: „Niemand." Die Männer verstehen unter Jemand: Niemand, die Frauen unter Niemand: Jemand. Man fragt einen Mann, von wem haben Sie diese saubere Geschichte? sagt er: von Jemand, so heißt das: von Niemand. Wenn man ein Frauenzimmer fragt: „an wen denken Sie?" sagt es: an Niemand, so heißt das an Jemand — so sagt auch die Gerechtigkeit: „Thue recht und scheue Niemand," das heißt: „Thue recht und scheue Jemand."

„Liebe, Glück und Gerechtigkeit", meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jedes dieser drei hat so seine eigene Sucht. Die Liebe

ihre Eifersucht, das Glück seine Prahlsucht, und die Gerechtigkeit ihre Sportelsucht. Die Liebe hat oft schon aufgehört, doch die Eifersucht dauert noch fort, und die Gerechtigkeit hat auch oft schon aufgehört, und die Sportelsucht dauert noch fort.

Ein guter Rechtsfreund ist wie ein guter Schachspieler, er gewinnt am Ende seine Partie, aber auf dem ganzen Brett ist nichts geblieben, als ein paar Bauern.

Ein Rechtsfreund ist mitunter wie ein Hausfreund — der Hausfreund meint das Haus nicht, und der Rechtsfreund meint das Recht nicht. Der Hausfreund heißt Hausfreund, weil er kommt, wenn der Freund nicht zu Hause ist, und der Rechtsfreund heißt Rechtsfreund, weil er nicht selten dann kommt, wenn der Freund nicht beim Recht ist.

In dem großen Konzerte meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welches das Leben diesen Blinden veranstaltet, wirken diese selbst auch mit. Die Liebe und die Gegenliebe spielen die vierhändige Ouverture zu jeder innigen Empfindung, die Gerechtigkeit deklamiert, rezitiert und zitiert und das Glück singt seine große Bravour-Arie mit Begleitung des vollen Orchesters. Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das Glück ist ein großer Bravoursänger, seine Stimme hat das meiste Metall, allein dieser Sänger wird auch oft plötzlich heiser und diese Heiserkeit ist kein Repertoirefieber, denn ein plötzlich heiser gewordenes Glück ist ein plötzlich laut gewordenes Unglück, denn der Mensch verliert dabei Stimme, Klang und Metall, aber die Methode bleibt ihm, und und es ist sehr traurig, mit der Methode des Glücks in die Schule des Unglücks zu gehen.

Das Glück in jedem Unglücke ist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß in jedem menschlichen Herzen eine Blume blüht, die, wie viele Blumen, gerade unter Wolken und Gewittern den reinsten Wohlgeruch aussendet: — es ist die Blume der Wohlthätigkeit.

Das Feuer ist stark, Wasser verlöscht es, Wasser ist stark, die Erde verschlingt es, die Erde ist stark, das Eisen durchwühlt sie, das Eisen ist stark, der Mensch zerbröckelt es, der Mensch ist stark, das Unglück beugt ihn, das Unglück ist stark, die Wohlthätigkeit bezwingt es, — die Wohlthätigkeit ist also stärker als Schicksal, Mensch und Unglück!

Die Wohlthätigkeit und die Dankbarkeit sind zwei Prediger, die aus allen Elementen zu dem Menschen predigen; — aus der Luft, denn die Luft giebt als Thauperlen wieder, was sie aus Qualm und Dunst empfangen hat, aus dem Feuer, denn es giebt als geläutertes Gold wieder, was es mit Schlacken empfing, aus der Erde, denn sie bezahlt mit Blüten, was sie als Moder empfangen, und aus dem Wasser, denn es trägt auf seinem wundgepeitschten Rücken seinen Reiniger ans Ziel!

Erhaben ist der Anblick der Luft, wenn das Morgenrot das

Antlitz des Himmels übergießt und die erwachende Schöpfung aufruft zur heiligen Frühmesse in dem Heiligtume der Natur!

Erhaben ist die Erde, wenn die Fackel des Abendrotes ihr zur Ruhe leuchtet und die goldenen Bettgardinen von den Bergen über ihr niederhängen; erhaben ist der Anblick des Feuers, wenn es in beneidenswerter Freiheit mit glühendem Odem wegschmilzt die Werke des Hochmuts, und erhaben ist der Anblick des Wassers, wenn in seinen tiefen und lautern Schoß der Himmel ausgeschüttet hat seine funkelnden Sterne, — erhaben aber ist der Anblick des Menschen, der seine volle Brust legt an eine leere Brust, und seine volle Hand in eine leere Hand, und sein volles Auge in ein leeres Auge, und am erhabensten ist der Anblick einer gebeugten Menschengestalt, die sich an einer andern emporrichtet, deren Blick zum Himmel und deren Thräne zu Boden fällt, und um deren zuckende Lippen die Wehmut zum Danke wird, der Dank zum Schweigen, und das Schweigen zum Gebet!

Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben sich heute zu einem solchen Zwecke hier versammelt. Sie haben sich und der Wohlthätigkeit einen neuen Kranz um das Haupt gewunden; aber auch mein Dank, mein inniger, herzlicher Dank für die rührende, hochherzige Teilnahme, die Sie der Sache der Menschheit schenken, unter welcher Form sie vor Ihnen erscheine auch dieser mein Dank werde zum Schweigen, ein Schweigen, wofür Sie mir gewiß wieder Dank wissen werden. Ich kann bei dem Anblicke von so vielen Herzen, die für Wohlthätigkeit schlagen, nicht anders als auch wohlthätig werden, ich schließe also diese Vorlesung, und das wird Ihnen sehr wohl thun!

Wachskerzen, Talgkerzen, Räucherkerzen, Himmelskerzen, Hochzeitskerzen, Grabeskerzen, Apollokerzen, Millykerzen. Stearinkerzen, oder: Woher kommt es, daß wir jetzt immer mehr Kerzen und immer weniger Lichter haben?

Die Geschichte des Lichtes und der Finsternis, meine höchstverehrten Hörer und Hörerinnen, ist ganz kurz. Zuerst ward die Erde unförmlich und finster, dann ward Licht, dann ward die Erde wieder förmlich finster und dann wurden wieder — Millykerzen!

Was haben wir bei diesem Tausch von Licht auf Kerzen drauf bekommen? Die Lichtputze. Eine Lichtputze, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat viel Ähnlichkeit mit einem Rezensenten; ist das Licht und das Werk gut, so braucht man weder Lichtputze noch Rezensenten; sind Licht und Werk schlecht, so nützt alles Rezensieren und Lichtputzen nichts; auch sind Rezensent und Lichtputze darin gleich, daß wenn sie viel geputzt haben, man sie zuweilen ausklopfen muß.

Darin unterscheiden sich unsere sogenannten Lichter von unsern Kerzen: unsere Kerzen müssen geputzt werden, unsere Lichter putzen sich gegenseitig, ein jedes unserer Lichter ist zugleich Lichtputze seines Kollegen.

Es ist ein Glück, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Astronomen zu ihren Tubussen und Fernröhren noch keine Fern-Lichtscheren erfunden haben. Ich bin überzeugt, wenn wir mit einer großen Lichtputze hinauf könnten in den Himmel, wir würden der Sonne und dem Mond schon alles Licht heruntergeputzt haben! Gewiß, wenn die Menschen in dem Himmel so wirtschaften könnten wie auf der Erde, wir hätten in fünfzig Jahren eine Stearin Sonne und einen Margarin Mond, und wir würden bald eine Einladung lesen:

„Milly-Kometen auf Aktien."

Das Pfund zu 40 kr. C. M.

Ein Komet, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist dazu beschaffen, auf Aktien beschaffen zu werden, denn er besteht aus einer lockeren Masse und am Anfang und am Ende aus einem

großen blauen Dunst! Einige Philosophen halten die Kometen für Seelen verstorbener Geister, die in die Höhe steigen, und auch in dieser Hinsicht sind sie den Aktien gleich, die auch oft arme Seelen sind, mit dem Unterschiede, daß sie nicht steigen!

Lange Zeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, waren die Philosophen nicht einig, ob die Henne oder das Ei früher erschaffen worden ist; ich bin leider, Gottlob! kein Philosoph, allein ich weiß ganz bestimmt, das Ei ist früher auf der Welt gewesen, denn wäre die Henne früher auf der Welt gewesen, sie hätte ihr Ei bloß auf Aktien gelegt; denn was ist die Aktiensucht anders, als ein Gackern und Krähen um ungelegte Eier? Bevor das Ei gelegt ist, krähen und gackern alle Hühner; wenn das Aktien-Ei einmal gelegt ist, kräht kein Hahn mehr darum.

Die Aktien-Unternehmungen, die Betrunkenheit und die Weltgeschichte sind darin gleich, daß sie alle drei mit einem Nebel anfangen, und daß sie dann ins Fabelhafte übergehen. Ein Betrunkener und Aktienspekulant sieht alles doppelt. Die Eisenbahnfahrten sind schon vom europäischen Nebel in einen europäischen Rausch übergegangen, und jede Eisenbahnfahrt ist ganz wie ein wahrer Rausch, sie fängt nämlich mit einem Pfiff an und hört mit einem Pfiff auf.

Es ist möglich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß das wahre Licht auf Aktien erschaffen wurde, daß deshalb das Kapital gar nicht mehr existiert, und daß alle unsere Kerzen bloß die Dividende desselben sind.

Wenn die Erfindung der Dampf- und Maschinenkraft ein stiller Vorwurf an die Schöpfung ist, daß sie zu viel Menschen gemacht hat, so ist die Erfindung der neuesten Kerzen ein erweiterter Vorwurf an die Schöpfung, daß sie auch zu viel Bienen gemacht hat. Keine Wachslichter, keine Bienen! Was wird der Staat mit seinen überflüssigen Bienen machen? Wenn die Bienen nicht Wachs, sondern Stearinsäure erzeugt hätten, würden die Menschen Wachs auf Aktien gemacht haben.

Die Wachskerzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind jetzt nur auf zwei Gattungen reduziert worden: auf Hochzeitskerzen und auf Todeskerzen. Die Hochzeit und der Tod sind auch darin gleich, daß der Mann vor beiden seinen letzten Willen zu machen hat. Bei der Hochzeit ist's des Mannes erster letzter Wille, bei dem Tode sein letzter letzter Wille. Der Mann hört am Altar das letzte „Ja" seiner Frau, dann kommt das immerwährende „Nein"! Der letzte Wille des Mannes ist der erste Wille, den die Frau auch will!

Jeder Mann geht so lang nach Körben aus, bis er den letzten Korb bekommt, und zwar am Hochzeitstag, nämlich: — den Maulkorb.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen, das ist recht, die

Hochzeitskerzen am Himmel sind zugleich die besten Ehehimmelskerzen: darum, weil die Ehen im Himmel geschlossen werden, giebt's bloß über der Sonne glückliche Ehen, aber keine unter der Sonne.

Die Männer, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, lieben die Sonne, und warum? Weil die Venus da zuweilen vorbei geht; die Frauen hingegen lieben den Mond, und warum? Weil er alle Monate einmal neu ist.

Das Herz der Mädchen ist wie eine Mimose, je reizbarer, desto leichter verschließt es sich: das Herz der Männer ist wie ein Schlagfluß, je reizbarer, desto gewisser die Lähmung. Ein Mädchenherz ist wie ein hölzerner Eimer; wovon es zum erstenmal erfüllt ist, das tropft und sickert gleich durch, man muß es ein paarmal füllen, bis der Inhalt festhält. Es geht den Mädchen mit der Liebe, wie es den Menschen mit dem Niesen geht. Wenn so ein Mädchenherz zum erstenmal niest, sagt die ganze Welt: „Helf' Gott!" dann darf es hundertmal niesen, bekümmert sich kein Mensch darum. In der Ehe hingegen wird nachher die erste Liebe zum wahren Heu- und Regenwinkel in diesem Herzen, alle Ungewitter, die gegen den Mann losbrechen, ziehen aus dieser Gegend her.

So ein Mädchenherz ist wie ein Theekessel, soll es zum erstenmal heiß werden und sieden, muß es eine große Flamme, ein großes Licht haben; wenn es einmal gekocht hat, dann kocht es bei jedem kleinen Spiritusflämmchen. Es ist falsch, wenn man glaubt, ein Mädchen, das schon unglücklich geliebt hat, sei schwer zu erobern; gerade ein solches Herz fängt gleich Feuer, so wie ein Licht nie leichter anzuzünden ist, als wenn man's eben erst ausgeblasen hat. Wenn ich von dem kalten und Eis-Herzen eines Mädchens höre, so denke ich mir: gut, die führt Eis, sie legt sich in der Herzensgrube eine Eisgrube an, bloß um dann die Liebhaber darauf zu legen, damit sie sich länger halten.

Uberhaupt ist der jetzige Weg der Liebe zur Ehe eine wahre Beutelschneiderei; zuerst führt der Strickbeutel mit dem Tabaksbeutel ein kleines Vorpostengefecht, dann kommt aber der Geldbeutel und schneidet dem Herzbeutel den Rückzug ab. Das Unglück in der Ehe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nur, daß die Eheleute ihre Leiden und Unpäßlichkeiten nicht zugleich haben; wenn die Frau Kopfweh hat und zu Hause bleiben muß, hat der Mann Magenweh und muß ausgehen; wenn sie Nervenübel hat und ins Seebad muß, hat er Leberleiden und muß nach Karlsbad; welche Harmonie aber würde in der Ehe herrschen, wenn Mann und Frau immer zugleich Zahnweh hätten, oder Keuchhusten, oder Leberverhärtungen! In jeder Ehe giebt es einen weiblichen und einen männlichen Reim, den weiblichen Reim bei der Frau: „Zunge" auf „Lunge", und den männlichen Reim beim Mann: „stumm" und „brumm"!

Das Herz eines Ehemannes, wenn es auch ganz seiner Frau eingeräumt ist, hat doch noch ein kleines Seiten-Kabinet mit separiertem Eingang. Wenn der Mann der Frau noch so entgegenkommt, so macht er's doch immer wie die frommen Pilger: wenn er drei Schritte vorwärts thut, so macht er gleich wieder einen zurück!

Man sagt, es giebt keine Märtyrer mehr, das ist wahr, allein es giebt leider noch Märtyrerinnen! Ach, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn wir sie nur alle kennten, die Märtyrerinnen im Kalender der Ehe, die nicht rot angestrichen sind! Wenn wir sie nur alle kennten, die Dulderinnen, deren Herz hinter dem einsamen, eingedruckten Brustgitter die Dornenkrone tief eingedruckt hat; wenn wir sie nur alle kennten, die verhüllten, eingemauerten Opfer der Liebloſigkeit, der Härte, der Roheit u. ſ. w., wie ſie ſtill und heimlich aus allen fünf Wunden ihrer Sinne bluten, wie für ſie jeder Tag ein neuer Grabgang iſt und jeder Schlaf eine kleine Kreuzabnahme, wie alle ihre Tücher nur Thränentücher ſind! Wenn wir ſie zählen könnten, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, alle die Thränen, welche der verheimlichte Schmerz in der Ehe vergießt: wenn wir ſie zählen könnten, alle die Thränen, welche leiſe und heiß in ſo manchen Strumpf mit eingeſtrickt werden; wenn wir ſie zählen könnten, alle die gepreßten Seufzer, die mit in jedes Tuch eingeſäumt werden; wenn wir den Schmerz hörten, der deſto lauter ſchreit, je ſtiller er iſt; wenn wir das Weh vernähmen, welches deſto höher ſteigt, aus je tieferer Tiefe es kommt, dann, dann, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, würden wir neben vielen glänzenden Boudoirs eine ſolche Märtyrerkapelle erblicken, und dann würden wir vor ſo mancher Frau niederknien und ſie verehren als Dulderin, als Heilige!

Ein jeder Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, feiert drei Hochzeiten im Leben, die erſte mit der Liebe zu zwanzig Jahren, die ſilberne Hochzeit mit der Hoffnung zu fünfundvierzig Jahren, und zu ſiebenzig Jahren die goldene Hochzeit mit dem Glauben. Die Grabeskerzen ſind zugleich die Hochzeitskerzen zu dieſer goldenen Hochzeit.

Amor hat eine Fackel, Hymen hat eine Fackel, und der Tod hat auch eine Fackel. Amor hat eine Talgfackel, die ſchmilzt ſchnell, Hymen hat eine Wachsfackel, die brennt dunkel, und der Tod hat eine Pechfackel, die läuft ab.

In der Geſellſchaft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind die Frauen die Himmelslichter, die Männer aber bloß die Windlichter. Die Frauen ſind ganz wie die Lichter, da, wo es am meiſten zieht, da ſchmelzen ſie am meiſten, und je mehr ſie geputzt werden, deſto lieber gehen ſie aus! In jeder Geſellſchaft kann man die Bemerkung machen, je kürzer die Lichter werden,

beſto länger werden allmählich die Geſichter, und oft läuft die Geſellſchaft ab, bevor noch die Lichter abgelaufen ſind.

Faſt jede große Geſellſchaft iſt nichts als eine beleuchtete Finſternis, eine in Kerzen geſetzte Frage: Wo ſind unſere Lichter? Ein jeder Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt eine Anekdote, die ſein Vater, Großvater und Ahnherr ſchon der Welt erzählt hat, jeder Tag iſt ein altes Zeitungsblatt aus der Weltgeſchichte, und jede Geſellſchaft iſt nichts als ein großes Picknick aus Notlüge, in welcher einer dem andern vorlügt, er unterhält ſich. Man ſagt: „Jeder Menſch hat ſein Schickſal"; es iſt nicht wahr, es giebt gar kein Schickſal, die Geſellſchaft des Menſchen iſt ſein Schickſal!

Ohne zwei Dinge könnte man in der Geſellſchaft nicht leben: ohne ſchöne Redensarten und ohne ſchöne Frauen. Ich betrachte eine jede große Geſellſchaft wie eine Erinnerung an eine Rheinreiſe. Auf dem großen Fahrwaſſer des Stoffes treibt das Dampfboot des Geſpräches, die Männer liefern Wind und Dampf, und an Kohlen kann nie Mangel ſein, denn man verbraucht nur die Kohlen, welche einer auf das Haupt des andern ſammelt! Die ſchönen Frauen, die auf beiden Seiten ſitzen, ſind die reizenden Ufer, bald blumig und pittoresk, bald erhaben und düſter, immer aber intereſſant; die alten Frauen ſind die ehrwürdigen Ruinen, die dem Ganzen einen romantiſchen Anblick gewähren; in dieſen Ruinen leben alte Sagen und ſchauderhafte Volksgeſchichten.

Viele Menſchen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, bringen zur Geſellſchaft eine ganze Schneiderwerkſtätte in ihrem Munde mit: den Faden des Geſprächs, die ſpitzige Nähnadel, dasſelbe einzufädeln, die Elle, die Ehre des Nebenmenſchen zu meſſen, die Schere, um dieſe Ehre ſogleich abzuſchneiden, und auch noch das Bügeleiſen, um mit glatter und heißer Zunge darüber hinzufahren!

Rouſſeau ſagt: „Der Menſch iſt ein geſelliges Tier." Er hätte hinzuſetzen ſollen: der junge Menſch. In der Jugend, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liebt man die Menſchen und vernachläſſigt die Menſchheit.

Je älter man wird, deſto mehr liebt man die Menſchheit, und zieht ſich aber von den Menſchen zurück, ſo wie der Menſch in der Jugend den bunten Lichtern nachjagt und nicht der Flamme, im Alter die wärmende Flamme ſucht und die bunten Lichter vermeidet.

Die Menſchheit iſt wie eine Ebene; wenn man in ihr ſteht, iſt ſie flach und langweilig, wenn man über ihr ſteht, wird ſie unendlich und erhaben, und das farblos Irdiſche erſcheint im himmliſchen Lichte.

Von den Himmelslichtern ſollte der Menſch lernen, wie ſeine Lebenslichter beſchaffen ſein ſollten; das Licht der Liebe, die Venus,

meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, warum ist sie der schönste Stern am Himmel? Weil sie der Sonne nicht bloß bei ihrem Aufgehen zur Seite bleibt, sondern weil sie auch mit ihr untergeht; weil sie nicht nur Morgenstern, sondern auch Abendstern ist. Von dem Regengestirn sollt' er lernen, daß man im Trüben und Dunkeln erst recht nah' zusammenrücken muß; von den Mond- und Sonnenfinsternissen soll er lernen, daß es nicht wahr ist, wenn man sagt, die großen Lichter haben sich verdunkelt, sondern, daß es immer nur die Erde ist, die mit ihrem dunklen Körper dazwischen getreten ist, und selbst von dem Regenbogen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, von dieser leuchtenden Amnestie nach gerechtem Zorn und Unwetter, von diesem Liebesschwur des Himmels an die Erde, soll der Mensch lernen, daß jede Versöhnung, wie der Regenbogen, am schönsten hervorgeht aus dunklem Hintergrunde, aus gebrochenen Strahlen und aus fallenden Thränen, daß jeder Liebesschwur, wie der Regenbogen, aus nichts bestehen sollte, als aus gebrochenen Strahlen und fallenden Thränentropfen aus dunklen Herzenwolken.

Was ist der Unterschied zwischen Licht und Flamme? Alle Lichter brennen herab, alle Flammen lodern hinauf, alle Trauerkerzen, Freudenkerzen und Apollokerzen brennen herunter, je länger sie brennen, desto mehr Asche bedeckt dann ihr Haupt, nur die Flamme der Menschenliebe brennt zum Himmel empor, sie ist der heilige Busch, der stets flammt und sich nie verzehrt, und sie überflammt alle Fortuna-, Amor- und Apollokerzen.

Apollokerzen! Wenn wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Mythologie unserer Stadt durchstöbern, stoßen wir auf eine sonderbare Götterlehre. Amor verkauft Gros de Naples und Mousselin de Laine; Merkur verkauft Häring und Sardellen; Fortuna handelt mit Reis und Zibeben; Zephyr bietet Messingknöpfe feil, Iris Zwirnfäden, und Apollo ist ein Seifensieder geworden!

Apollo hat lange geschwiegen, man wußte nicht, was das zu bedeuten hat, was er im Schilde führt, jetzt weiß man, was er im Schilde führt: zwei Pfund Kerzen! Warum haben die Seifensieder einen Löwen im Schild? Weil ein Seifensieder, wie die Löwen, keinen Hahn krähen hören kann. Denn wenn der Hahn kräht, wird Tag, und am Tag braucht man keine Kerzen.

Apollo heißt auch Phöbus, der Leuchtende, also jetzt, da er keine Lichter und keine Dichter mehr zum Leuchten hat, so hat er sich Kerzen angeschafft, um seinen Dichtern nach Haus zu leuchten.

Man glaubt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn man die Dichter hört, wie sie den Frühling besingen, es geschähe aus Begeisterung über die Wiederbelebung der Natur; das ist nicht an dem, sie freuen sich bloß, daß die Winternächte vorbei

ſind, in denen ſie kein Licht und kein Holz haben! Wenn ich unſere Frühlingsdichter ſingen höre:

„Holder Lenz, du Fürſt der Herzen,
Mit dem ſüßen Blumenſchein,
In die off'nen Menſchenherzen
Ziehſt du, wonnetrunken, ein.
Mai und Frühling, blühend ſchon,
Jubeln um den Himmelsthron."

ſo überſetze ich mir dieſe Zeilen in ihre urſprüngliche Sprache zurück, wie folgt:

„Holder Lenz, du Fürſt der Herzen,
Du mein ſüßer Blumenſchein,
Ich erſpar' ſchon fünf Pfund Kerzen,
Und ich heize nicht mehr ein.
Pelz und Mantel, dir zum Lohn,
Jubeln im Verſatzamt ſchon!"

Der Frühling, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt auch kein Narr, er läßt ſich auch nicht gern tauſend Gedichte vorleſen, darum läßt er ſich vor den Frühlingsdichtern ganz verleugnen! Der Frühling läßt ſie vom 22. März bis in den tiefen April vor der Thür ſtehen, läßt ſich nicht blicken, dann ruft er durch's Schlüſſelloch hinaus: „Meine Herren, ich bin nicht zu Haus!"

Der Frühling hat ſich zurückgezogen. er lebt einſam in Kalendern, Muſen-Almanachen und Taſchenbüchern, da ſtört ihn keine Seele. Man ſagt, der und jener iſt ein Weiberfeind; es iſt nicht wahr, es giebt nur einen Weiberfeind, und das iſt der Kalender, der kommt alle Jahr und ſagt ihnen eine Grobheit, und das noch dazu um drei Monate früher, ehe er die Erlaubnis dazu hat.

Ein Taſchenbuch hingegen iſt nichts, als eine dreiſilbige Buchhändler-Charade: Taſchen-Buch, ein Drittel iſt auf's Buch berechnet und zwei Drittel auf die Taſchen, der Buchhändler nämlich.

Die meiſten jetzigen Bücher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben alle nur einen Weg zu machen, vom Dieb zum Gefängnis, und vom Gefängnis zum Richtplatz, oder zu deutich: vom Verfaſſer zum Buchhändler, und vom Buchhändler zum Käshändler. In jeder Greißlerei iſt das jüngſte Gericht der Autoren. Der Greißler iſt die letzte Inſtanz, wenn der keine Würze hineinbringt, iſt alles vorbei! Es wäre überhaupt beſſer, anſtatt daß die Bücher vom Autor dem Rezenſenten und vom Rezenſenten dem Gewürzkrämer zugeſchickt werden, wenn die Bücher erſt zum Gewürzkrämer und dann erſt zum Rezenſenten kämen. Überhaupt zeigen die Rezenſenten immer nur an, wo das Buch erſchienen iſt; es wäre beſſer, wenn ſie einmal anzeigten, wohin das Buch

verschwunden ist! Neben dem Leipziger Meßkataloge der in jedem Jahr erschienenen Bücher sollte auch ein Makulaturkatalog erscheinen, mit den Namen aller Spezereihändler, die nichts sind, als die letzten Verleger aller Bücher und die eigentlichen Buchhandlungen, welche die Werke eines Dichters und seine Unsterblichkeit so recht unter's Volk bringen; darum lebt in jedem Dienstmädchen ein innerer Takt, wo die Lorbeerkränze der Dichter eigentlich hinkommen, und wenn es um zwei Groschen Zibeben kauft, so sagt es ganz richtig: „Ich bitt', geben's mir ein paar Lorbeerblätter d'rauf!"

Überhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sollte jeder Schriftsteller sein eigener Rezensent und sein eigener Makulaturverschleißer sein. Man schimpft gewöhnlich auf Rezensenten, die sich selbst beurteilen, aber das sind gewöhnlich die tugendhaftesten Menschen: erstens, wenn er sein eigenes Werk rezensiert, so weiß der Rezensent doch, welche Gedanken des Autors neu sind, und welche gestohlen; zweitens macht man den Rezensenten so oft den Vorwurf, daß sie die Werke, welche sie beurteilen, gar nicht lesen; dieser Vorwurf fällt gewiß weg, wenn man sich selbst rezensiert.

Allein, rezensiert sich nicht jeder Mensch alle Tage hundertmal selbst? Wenn der Mensch sagt: „Das will ich mir erst überlegen," so heißt das nichts, als: „Auf zwei oder drei Seiten später finden sich in mir gute Gedanken!" Wenn der Mensch sagt: „Ich bin ein guter Narr!" so ist es eine Selbstrezension, von der er überzeugt ist, man wird ihm als Rezensenten nur die Hälfte glauben; er meint, man wird das „gut" glauben, die Welt glaubt aber bloß den Narren. So oft der Mensch gähnt, so ist das eine Selbstrezension, und heißt, in Worte gesetzt:

„Diese Stelle ist in mir langweilig."

Die Langeweile, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, braucht die meisten Kerzen. Die Finsternis giebt der Phantasie, dem Geiste die glänzendsten Privilegien, und das Licht raubt sie wieder. Die Langeweile ist eine Tochter des Lichts, eine sogenannte Soiree ist nichts als eine mit Apollo- oder Milly- oder Wachskerzen beleuchtete Langeweile! —

Jeder trachtet, sein Licht leuchten zu lassen, wenn mans aber beim Licht betrachtet, ist man hinters Licht geführt, und wenn mans beim rechten Licht betrachtet, so hat einem in der ganzen Soiree niemand ein Licht aufgesteckt, als der — Bediente!

Der ewige Frieden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat auf nichts so segensreich eingewirkt, als auf die — Langeweile, und die ewige Langeweile wirkt auf nichts so segensreich ein, als auf die — Verleumdung!

Seitdem die Zeitungen an Gelegenheit zu Interesse, das heißt, zu Lügen, verloren haben, seitdem sie nicht heute 40000 Menschen

umbringen, um sie morgen wieder lebendig zu machen, seitdem hat es in der menschlichen Gesellschaft jedes einzelne Individuum übernommen, selbst ein Zeitungsblatt zu sein. Der Mund ist der Setzkasten, die Lunge ist die Dampfpresse, und die Zunge der Expeditionstisch dieser Zeitung; diese Zeitung wird mit scharfen Lettern und mit der vollkommensten Schwärze gedruckt

Ja meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die erste Zunge war die erste Schlange, so wie der erste Augapfel der erste Sündenapfel war; in dem Augapfel liegt der Text zur Tugend, zur Sünde, auf den Wangen steht der Kommentar zu diesem Text, und um die Augen schreibt die Zeit Randglossen. Die Zunge, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, setzt den ewigen Krieg im ewigen Frieden fort, den Bürgerkrieg gegen Freund, Nachbar und Verwandten!

Man sagt, es giebt keine Riesen mehr, es ist nicht wahr, man gehe nur in manche Gesellschaft, da findet man Maulriesen, die mit einer Kinnbacke zehntausend Namen totschlagen.

In keiner Zeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat die Verleumdung so um sich gegriffen, als jetzt. Die Verleumdung ist der Bandwurm der Gesellschaft, man wird seines Kopfes nie mächtig! Man läßt in jeder Gesellschaft alle Abwesenden Spießruten laufen und macht mit den Zungen türkische Musik dazu! Viele glauben, man müsse gegen Verlaumdung etwas thun, dagegen reden, sich verteidigen u. s. w., allein das ist ebenfalls wie mit dem Glockenläuten gegen den Blitz; man glaubt, es leitet den Blitz ab, allein es zieht ihn gerade noch mehr an.

Man verleumdet in der Gesellschaft wie in einem Pilgerzug, zuerst kommen die Kinder, dann die Mädchen, dann Männer und Frauen, dann zuletzt kommen die alten Weiber, die das größte Geschrei machen.

Die Verleumdung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist wie ein Truthahn, je mehr Farbe und Glanz ein Gegenstand hat, desto erboster wird sie und desto lauter kollert sie. Der Blitz und die Verleumdung treffen meist nur hohe Gegenstände. Eine Frau braucht nur eine hohe Schönheit zu sein, eine Person braucht nur einen hohen Rang einzunehmen, ein Mann braucht nur ein hohes Genie zu sein, und der erste Verleumdungsblitz trifft ihn ohne Schonung. Selbst die besten Menschen, wenn sie auch nicht mit Verleumdung blitzen, so wetterleuchten sie doch das nennt man wie das Wetterleuchten: sich abkühlen. Es ist sonderbar, um einen Menschen zu verleumden beginnt man damit, ihn ein bischen zu loben; man macht's mit den Menschen wie mit den Kastanien, man schneidet sie erst ein bischen, um sie dann besser zu braten. Alles haben die Menschen schon zur Verleumdung gemißbraucht: Philosophie, Poesie und Stenographie, und blos darum allein schon verdient die Musik eine göttliche Kunst genannt

zu werden, weil man mit Musik allein weder eine Verleumdung noch eine Zweideutigkeit sagen kann.

Die Sonne des Genies hat fast immer das Schicksal wie die Sonne selbst, man späht nach nichts eifriger, als nach ihren Flecken, man schließt die Augen zu, so lang sie bei uns weilt, und sieht ihr nur dann freundlich nach, wenn sie untergegangen ist.

Wenn in dem Brunnen der Gesellschaft die Menschen den Kopf und das Herz eines ausgezeichneten Mannes erschöpfen wollen, so gehen sie mit ihnen um, wie mit zwei Eimern in jedem anderen Brunnen; beide, Kopf und Herz, können sie nicht oben lassen, eines muß hinab: haben sie das Herz erhoben, so stoßen sie den Kopf hinab, müssen sie seinen Kopf erheben, so suchen sie sein Herz hinunterzubringen, und auch seinen Kopf halten sie nur oben, so lange er voll ist; wenn sie ihn mit durstigen Zügen ausgeleert haben, lassen sie ihn wieder sinken — Viele Menschen lieben auch die Dichter bloß so wie sie den Käse lieben, das heißt, sie finden ihn nur dann erst gut, wenn er von Würmern angegangen wird. Die Menschen hören nur dann auf, einen Stein auf ihre ausgezeichneten Geister zu werfen, wenn sie ihnen einen Stein setzen können.

Es ist thöricht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß man so viel Subskriptionen für Monumente großer Männer macht; wenn man sie nur sammeln wollte, alle die Steine, welche ihre Mitwelt auf sie warf, so würde auch der mittelmäßige Geist einen Stein wie eine Pyramide bekommen.

Was ist ein Monument? Es ist nicht ein Denkmal, das an die Verdienste des Toten erinnert, sondern ein Denkmal an die Undankbarkeit der Lebendigen.

In fünfzig Jahren wird vor lauter Monumenten die Erde aussehen wie ein Stachelschwein; allein jedes Monument ist nicht so sehr eine Ehre, die wir dem Toten erweisen sollen, als vielmehr eine jämmerliche Entschuldigung in Stein, und heißt: „Entschuldige, daß wir dir beim Leben kein Brot gaben, nach dem Tode geben wir dir dafür einen Stein vor!"

Es ist sonderbar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, der Mensch fühlt nicht eher Bei- und Mitleid mit dem Menschen, als bei seinem Tode; dann kommt aber der Nebenmensch und sagt: „Alle Beileids-Bezeigungen werden verbeten!"

Der Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sieht den Menschen nur dann in einem gnädigen Licht, wenn er ihm sein Grabeslicht anzündet, und nur dann zündet er ihm mit vollem Herzen die Räucherkerzen an, wenn er sie zu den Totenkerzen stellen kann. — Die Totenkerzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind beim Wachs geblieben, denn es ist der Mensch wie Wachs, bevor er zum Licht gelangt, muß er gebleicht werden.

Das Leben ist nichts, als die große Bleiche der Menschen; nach und nach bleichen sich Hoffnungen, Wangen, Haare, und dennoch denkt der Mensch nie daran, daß jedes Erröten nichts ist, als ein Vorspann mehr zum Erbleichen! So denkt auch kein Mensch daran, wenn er eine Uhr schlagen hört, daß jeder Uhrschlag nichts spielt, als wieder eine Note aus seinem Totenmarsche; so klettert der Mensch auch sein ganzes Leben lang von Berg zu Berg, um eine große Aussicht zu haben, und denkt nicht daran, daß er die größte Aussicht nur vom kleinsten Hügel haben kann, vom Grabeshügel, und so sieht der Mensch tausend Lichter und Flammen brennen und denkt nicht daran, daß alle brennenden Lichter nichts absetzen, als — Asche.

Was ist der Unterschied, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zwischen unseren brennenden, das heißt lebenden Lichtern und Dichtern und unsern Kerzen? Unsere Kerzen setzen sich selbst herab, unsere Lichter setzen sich bloß gegenseitig herab. Die Kerzen setzen sich nur um einen gewissen Preis herab, die Lichter setzen sich um jeden Preis herab! „Herabgesetzte Preise!" das ist jetzt der allgemeine Preisgesang! Wie das Publikum eine Sache preisliebt, wird der Preis herabgesetzt.

Man macht den meisten Kerzen den Vorwurf, daß man nichts bei ihnen sieht! Da sind die Menschen daran Schuld, sie zünden sie immer bei Nacht an, wenn es finster ist; man zünde sie einmal beim Tage an, dann werden alle Menschen sagen: „Bei diesen Kerzen sieht man prächtig, das liegt am Tage!"

Der Mensch ist undankbar gegen seine Beleuchtungsanstalten, sowie überhaupt gegen alle seine Anstalten, und meint sie entsprechen ihrem Namen nicht, das ist nicht wahr: alle Anstalten, entsprechen ihrem Namen, sie machen immer Anstalten, zum Beispiel: Beleuchtungs-Anstalten, Lösch-Anstalten, und ich bin überzeugt, wenn das Feuer zur gehörigen Zeit in die Anstalt käme, es wäre gleich gelöscht! Unsere Lösch-Eimer, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind wie unsere Thränen: bloß Lösch-Anstalten. Im Theater da strömen die Thränen bachweise bei dem Unglücke des Nebenmenschen; im wirklichen Leben, bei demselben wirklichen Unglück vergießt kein Auge eine Thräne; g'rad wie die Lösch-Eimer, wenn sie probiert werden, sind sie voll Wasser, wenn sie wirklich gebraucht werden, geben sie keinen Tropfen her. — Man irrt sich bloß in der Bedeutung des Wortes „Anstalt"; eine Anstalt ist gemacht, um dabei angestellt zu werden, und wir haben bloß Anstellungs-Anstalten.

Der Mensch geht oft an den ausgezeichnetsten Anstalten vorüber und denkt nicht daran. Wer denkt zum Beispiel, wenn er an einem recht feisten Ochsen vorüber geht, daß das eine lebendige Beleuchtungs-Anstalt ist? Jede Biene ist eine Wachskerzen-Anstalt, und jeder Ochs eine lebendige Talg- und Stearinkerzen-Fabrik!

Nicht nur alle unsere Kerzen sind bloß Beleuchtungs-Anstalten, sondern auch unsere Lichter, die geistigen Lichter, sind solche Beleuchtungs-Anstalten, die Anstalt steht der Beleuchtung im Licht. Wir hatten einmal ein großes, unsterbliches Licht: Shakespeare; darauf kamen die kritischen Beleuchtungs-Anstalten, die Apollokerzen: Johnson, Warburton u. s. w. beleuchteten den Shakespeare; dann kamen die Millykerzen: Voß, Eschenburg u. s. w und beleuchteten diese Apollokerzen; dann kamen die Stearinkerzen: Tieck, Horn u. s. w. und beleuchteten diese Millykerzen; jetzt kommen noch alle kritischen kleinen Margarinkerzen und beleuchteten wieder diese Kerzen; kurz, sie haben seit ein paar hundert Jahren den Shakespeare so beleuchtet, daß wir ganz im Dunkeln über ihn sind. So geht es uns auch mit unseren wirklichen Kerzen. Wenn wir ein Talglicht anzünden, so müssen wir zwei Wachskerzen dazu anzünden, um zu sehen, wie es brennt; um aber zu sehen, wie wir das sehen, müssen wir Apollokerzen dazu anzünden. Wenn wir diese Lichter nun mit acht Millykerzen beleuchten und um sechzehn brennende Stearinkerzen stellen, um nicht im Finstern zu tappen, dann, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, würde ich wohlmeinend geraten haben, eine kleine Laterne mitzubringen, um diese Sache bei Licht betrachten zu können!

Bei den Kerzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gehört es zur Sitte, das Ende nicht zu gebrauchen; nur die gemeinen Leute benützen die Endchen, sie haben kleine Lichtknechte dazu, die man „Profitchen" nennt, aber der gute Ton erfordert, das Ende wegzugeben! So machen wir es auch mit den geistigen Lichtern, wenn von einem geistigen Lichte etwas zu sehen ist, das Ende wollen wir nicht; darum gehen bei jeder Vorstellung so viele Menschen vor dem Ende weg; bei ihnen heißt Profitchen umgekehrt, sie profitieren vom Ende nicht! Besonders kitzlich ist eine solche Produktion, wenn sie die Mittagslinie zu passieren hat, da muß wie bei der Stadtlinie der Geist an den Magen Verzehrungssteuer abliefern, und viele Hörer denken bei dem Lesetisch nur an den Eßtisch.

Wirklich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sollte jemand es versuchen, vor dem Ende seiner Produktion, Vorlesung, Theaterstück, Oper u. s. w. eine kleine Pause zu machen und folgende Worte an das Publikum zu richten:

„Meine hochverehrten, gütigen, liebenswürdigen Zuhörer und Zuschauer! Mein Ende naht heran; es ist eine der frömmsten Pflichten, das selige Ende eines Menschen nicht zu stören; ich werde deshalb jetzt eine kleine Pause machen für denjenigen verehrten Teil, welcher vor dem Ende hinausgehen will, damit derjenige Teil, welcher mit Ergebung das selige Ende abzuwarten so geduldig ist, in diesem frommen Werke nicht gestört werde! Dafür bitte ich auch denjenigen verehrten Teil, welcher bis ans Ende zu

bleiben die Güte hat, die Fortgehenden in ihrem Genusse nicht zu stören, denn im Grunde ist das Fortgehen vor dem Ende auch ein Kompliment für die Sache: es sagt erstens, daß die Leute der Fortgang sehr interessiert, und daß sie sehr begierig auf den Ausgang sind!"

Wie! Sie benützten diese Pause nicht? So zähle ich diese Vorlesung zu meinen gewonnenen Schlachten: ich berechne aber meinen Sieg nicht nach der Zahl derer, die ich in die Flucht geschlagen, sondern nach der Anzahl derer, die auf dem Platze geblieben sind!

Ihre Güte, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat kein undankbares Herz getroffen; fürchten Sie nichts, alle diese Blätter, die Sie noch da sehen, sind unbeschrieben. Auf diesen Blättern rechts hielt ich eine Vorlesung zum besten der unglücklichen Menschheit, auf diesen Blättern links halte ich keine Vorlesung zum besten der glücklichen Menschheit! —

Naturkraft, Jugendkraft, Willenskraft, Geisteskraft, Liebeskraft, Glaubenskraft, Heldeskraft, Schnellkraft, Spannkraft, Federkraft, Maschinenkraft, Menschenkraft, Pferdekraft, Wasserkraft, Dampfkraft, oder: Wie viel außerordentliche Kräfte bedarf jetzt der Mensch, um ganz gewiß stecken zu bleiben?

Durch diese meine Vorlesung, meine hochgeehrten Hörer und Hörerinnen, werden Ihnen bald einige dieser genannten Kräfte klar werden. An der gespannten Erwartung, die Sie hierherzog, lernen Sie die Anziehungskraft und Spannkraft; wenn ich Sie nun um diese Erwartung schnellte, so lernen Sie auch die Schnellkraft, und indem ich meine Vorlesung beginne, erkennen Sie auch die ungeheure Dampf- und Wasserkraft! Diese Wasserkraft entspringt wieder aus meiner Federkraft, kraft welcher ich aus meiner Feder mit aller Pferdekraft, nichts hervorbringe als Willenskraft anstatt Geisteskraft.

Wenn nun diese Vorlesung, trotz allen Dampf- und Wasserkräften, dennoch stecken bleiben sollte, so ist es gut, daß Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eben durch diese Vorlesung doch wenigstens im Trocknen sind! —

Der Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat nie so viel Schwächen entwickelt als seitdem er so viel Kräfte erfunden hat! Und man kann von der neuesten Zeit sagen, daß sie alle ihre Kräfte dazu braucht, um alle ihre Schwächen zu Kraft zu bringen. Wir haben so viele Kunstkräfte, daß alle unsere Naturforscher aus Mangel an Naturkraft sich bloß um die Verdauungskraft bekümmern.

Naturkraft und Menschenkraft! Da jeder Mensch eine andere Natur hat, so braucht die Natur für jeden eine andere Naturkraft, und da manche ihre Natur alle Tage zehnmal ändern, so muß die Natur alle Tage zehn Kräfte für sie in Bereitschaft halten. Wie hoch aber die Naturkraft über der Menschenkraft steht, beweisen die Prozesse. Wie wenig Menschen erleben das Ende ihrer Prozesse, die Natur aber überlebt alle Naturprozesse! Zum Beispiel der Prozeß von Alkohol mit Kalk, die Natur beendigt ihn

in einem Augenblick. Wenn Alkohol und Kalk Menſchen wären, ſo würde Alkohol einen Advokaten haben und Kalk auch einen Advokaten, beide, Alkohol und Kalk, würden ſich chemiſch nicht nur ganz zerſetzen, ſondern verſetzen und auflöſen.

Die Kunſtkraft ruft Advokaten um Hilfe in der Not an, die Naturkraft ruft in der Not die Ärzte an. So ein wirklicher Prozeß iſt ganz wie ein Natur- oder chemiſcher Prozeß. Bei einem chemiſchen Prozeſſe heißen die Operationen: Auflöſung, Niederſchlagung, Verdampfen, ſchmelzen, ſublimieren; das iſt ganz wie bei den wirklichen Prozeſſen, während die Advokaten ſublimieren, löſen ſich die Gegenſtände auf, die Parteien werden niedergeſchlagen, die Koſten verdampfen und das Kapital ſchmilzt! Eine jede Krankheit iſt auch ein Prozeß, in welchem ſich Krankheit und Geſundheit um den Patienten ſtreiten, die Ärzte ſind die Advokaten, die der Patient als Kläger gegen die Krankheit als Geklagte zu Hilfe ruft; allein ſie irren ſich oft in der Partei und wirken für die Beklagte; die Rezepte ſind die Akten, in der Apotheke ſitzt der Reviſor, die Arzneimittel ſind die Rechtsmittel, und der Tod iſt die letzte Inſtanz. Der Unterſchied iſt nur der, viele Advokaten machen einen langen Prozeß, viele Ärzte machen einen kurzen Prozeß! Das Spiel der Advokaten iſt ein Schachſpiel, je geſchickter die Advokaten, deſto länger dauert die Partie; das Spiel der Ärzte iſt ein Billardſpiel, je geſchickter die Ärzte, deſto kürzer wird die Partie, denn ſie ſchneiden und machen alle in das große Eckloch der Erde.

Die ganze Größe der Naturkraft entwickelt ſich in unſern Naturdichtern; zu denen braucht man eine Roßkraft und eine ſtarke Natur. Was iſt der Unterſchied zwiſchen einem wahren Dichter und einem Naturdichter? Ein Naturdichter beſitzt ein Geſangsleben ohne Kunſtmittel, und der echte Dichter beſitzt die Geſangskunſt ohne Lebensmittel.

Naturkraft iſt gewöhnlich bei Jugendkraft; allein auch hierin, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind wir jetzt verkehrt: früher hatte man Jugendkraft und Altersſchwäche, jetzt ſind unſere Jünglinge ſo hinfällig und unſere Greiſe thun ſo baumſtark, daß man ſagen muß: Jugendſchwäche und Alterskraft. Gewiß iſt es, daß mehr Menſchen an Jugendſchwäche, als an Altersſchwäche ſterben.

Aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, man braucht auch im Alter mehr Kraft, als in der Jugend, ſo wie man am Ende der Tafel einen geſünderen Magen braucht, als am Anfange, ſo wie man am Abend mehr Stärkung braucht, als am Morgen, ſo wie man zum Schluß des Briefes mehr Energie als zum Beginne braucht, ſo wie die Krokodile im Alter immer ſtärker werden, weil ſie immer mehr Feinde bekommen, denn im Alter verläßt uns ein ſüßer Jugendfreund: der Schlaf,

und im Alter verlassen uns die Gespielen und Märchenerzähler unserer Jugend; die Träume, die Feenstücke und Divertissements zwischen den ersten Stücken des Daseins! Die Träume, diese Nachtschmetterlinge um die schlummernde Blume der Phantasie, das sind die einzigen hängenden Gärten in der Wüstenei des Schlafes. Das müßte ein entsetzlicher Mensch sein, dessen Auge keine Thräne, dessen Mund kein Lächeln, dessen Herz keine Schwäche und dessen Schlaf keinen Traum hat. Die Träume sind die Unterscheidungszeichen, um das Bett von dem Grabe zu unterscheiden. Die Träume aber sind die Morgengabe der Jugend, der Jugend- und Einbildungskraft, sie sind die Eisblumen an den bunten Glasscheiben der Geistes- und Liebeskraft

Niemand, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, schläft weniger und träumt mehr, als die Dichter und Verliebten. Die Wege von der Prosa des Lebens zu der Poesie der Liebe gehen alle durch den Traum, die Träume sind die blumigen Schrittspuren, welche der Gang der göttlichen Liebe in unserem Herzen zurückließ, sie sind die Inventur der begrabenen Liebe, und sie nehmen alle hinterlassenen kleinen Andenken auf einmal aus dem Erinnerungs-Resonanzboden auf!

Dichter und Verliebte, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, träumen ganz anders, als andere Menschen, denn die Ärzte sagen: Träume kommen aus dem Magen; bei Dichtern und Verliebten kommen Träume aber aus einem leeren Magen, die müssen also viel ätherischer und geistiger sein, als die Träume aus einem vollen Magen. Wenn es aber Dichter und Verliebte giebt, die doch etwas schwerer träumen, so kommt es daher, weil diesen vielleicht die Dichtkunst und die Liebe selbst in dem Magen liegt, daß sie ihn doch voll haben! Das sind die vier Lagen der Liebe, zuerst liegt sie uns in den Gedanken, dann liegt sie uns im Herzen, dann liegt sie uns so lang im Magen, bis sie uns im Rücken liegt, das ist die Liebeskraft!

Liebeskraft, das ist ein schlechter Ausdruck, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Kraft der Liebe besteht darin, daß sie schwach ist; die Liebe ist wie das schöne Geschlecht, ihre Stärke liegt in ihrer Schwäche!

Liebe und Dichtkunst, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind die Lichter, mit welchen der Mensch über das nächtlich finstere Lebensgebirge wandelt, an Abgründen und Teufelsbrücken vorbei; sie erhellen ihm den Weg und werfen einen wunderbaren Schein auf alle Höhen und Tiefen, der Himmel oben senkt sich herab, und die Tiefe unten steigt empor. Die Dichtkunst schreitet allein über diesen Lebensalp, mit unverbundenen Augen, mit sicherem Schritt, die Liebe aber muß immer einen Führer, ein Maultier oder Kameel mit haben, sie wird alle Augenblicke schwindelig, und

in der Mitte des Wegs kehrt ſie um und läßt ihr Kamel allein fortlaufen! —

Die Liebeskraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat eine mächtige Feindin und eine mächtige Gönnerin, eine mächtige Feindin an der Geiſteskraft und eine mächtige Gönnerin an der Einbildungskraft. Der Geiſt ſagt der Liebe, was an der Zeit iſt, und die Phantaſie auch; allein der Geiſt brummt es ihr zu wie eine Turmuhr, und die Phantaſie zeigt es ihr in Farben an wie eine Blumenuhr! Die großen Geiſter, die Dichter, lieben im Buche und im Gedichte beſſer, ſtärker und inniger, als im Leben; ſie machen es wie mächtige Staaten, kleine Summen beſtreiten ſie mit barer Münze, große Summen in Papier. Die Liebesſänger ſind wie die Opernſänger, je beſſer ſie ſingen, deſto ſchlechter agieren ſie. Überhaupt geht es mit der Liebe ſchon wie mit dem Lateiniſchen: ſie iſt eine tote Sprache, ſie wird nur noch geſchrieben, und ſelbſt das Herz, dieſe Dechiffrierkammer der Liebe, iſt in ſeiner Dechiffrier- und Rechenkunſt ſchon ganz irre.

Früher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat es in der Liebe eine Probe gegeben wie in der Rechnung; zum Beiſpiel bei der Addition der Liebe, wenn man Herz zu Herz addiert, war die Probe eine Subtraktion, man hat das Herz wieder abgezogen, um zu ſehen, wie die Rechnung ſteht; jetzt iſt die Probe bei einer ſolchen Addition nicht eine Subtraktion, ſondern auch eine Addition, man addiert noch einige Herzen dazu und ſieht dann, wie's zuſammengeht!

Wir würden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eine große Einſicht in die eigentümliche Naturkraft und Natur der Frauen gewinnen, wenn wir wüßten, welches Blümchen die erſte Frau im Paradieſe zuerſt pflückte, ob die zärtliche Roſe, die unſchuldige Lilie, die glühende Nelke, das ſchmachtende Vergißmeinnicht, das demütige Veilchen oder den courmachenden Ritterſporn! — So wie es überhaupt ſehr intereſſant wäre, nähere Details von dem erſten Menſchenpaar zu wiſſen, zum Beiſpiel, ob der erſte Mann von dem erſten Bären hat brummen gelernt, oder der erſte Bär vom erſten Mann? Wir würden auch Aufſchlüſſe über Adam's Treue erhalten, wenn wir wüßten, ob Eva's erſtes Schoßhündchen „Fidel“ oder „Fripon“ hieß! So wäre ich auch neugierig, von dieſem erſten Ehepaar zu wiſſen, ob er zuerſt gefragt hat: „Wie ſpät iſt ſchon?“ oder ſie: „Was iſt draußen für Wetter?“ Auch kann ich nicht begreifen, woher Adam, als er allen Tieren ihren Namen gab, und das geduldigſte aller Tiere herankam, gewußt hat, daß das ein Eſel iſt? Der Affe iſt gewiß der Apoll unter den Beſtien; nun mußte es eine komiſche Szene geweſen ſein, als der erſte Menſch und der erſte Affe ſich zum erſten Mal geſehen haben! Da hat der Menſch gewiß geglaubt, es hat ihn jemand ins Deutſche überſetzt, und gewiß war der erſte Affe auch der erſte Hausfreund!

Die Liebe der Frauenzimmer ist wie der Frühling, sie beginnt mit den mildesten Farben, mit den Schneeglöckchen, und hört oft, gerade wie der Frühling, bei den glühendsten Farben, bei den Nelken auf. Die Herzen unserer Mädchen sind wie neue Holzgefäße, die erste Liebe, mit der sie erfüllt werden, tropft und sickert ganz durch, bis das Herz erst verschwellt und verquellt ist.

Wie unterscheidet sich aber die Liebe der Frauen so zart und innig von der Liebe der Männer!

Im weiblichen Herzen ist die Ahnung die Wahrsagerin der Liebe, im männlichen Herzen ist es die Eitelkeit! Beim Manne ist die Liebe das Epigramm des Herzens, bei der Frau die Lebensgeschichte des Herzens. Die Männer bewundern das, was sie lieben, die Frauen lieben das, was sie bewundern! Die Frauen besitzen die Verstellungskunst, die Männer die Verstellungsnatur, und in dieser Hinsicht ist jede Liebschaft eine Wiederholung des Lustspiels: „Kunst und Natur"! Die Geliebte ist wie ein edler Baum, im Frühlinge der Liebe bringt sie ihm die Blüte des Herzens und im Liebesherbst die volle reife Herzensfrucht; der Liebhaber aber ist wie die Sonne, im Frühlinge der Liebe kommt er alle Tage früher, im Herbste der Liebe kommt er alle Tage später! Die Frauen lieben wie sie spazieren gehen, bloß um spazieren zu gehen, um des Reizes des Spazierengehens allein wegen. Männer lieben auch wie sie spazieren gehen, denn die Männer gehen nur aus zwei Gründen spazieren, entweder um Appetit zum Essen zu bekommen, oder um das Gegessene zu verdauen, so lieben sie auch entweder um zu einer Heirat zu kommen, oder um die Heirat zu verdauen! Bei den Frauen ist die Ehe nichts als die Forsetzung der Liebe, aber anstatt in fliegenden Blättern in Seide geheftet und zusammengebunden; bei dem Manne ist die Ehe nichts, als eine wohlfeilere und ordinärere Ausgabe der Liebe, auf Fließpapier, ohne illuminierte Bilder, mit eisernen Spangen! Die Herzen der Männer sind wie Folianten, je größer sie scheinen, desto weniger steht drinnen, lauter breite leere Prachtränder; die kleinsten Weiberherzen hingegen sind wie die niedlichen Sedezbuchlein, so klein sie scheinen, so viel Seiten haben sie, und sind auf allen Seiten bis an den Rand voll gedruckt.

Die Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist die Wendeltreppe von der Erde in den Himmel, aber der Glaube ist das Geländer an dieser Wendeltreppe, ohne Glaubenskraft stürzt man gar zu bald aus seinem Liebeshimmel herunter!

Die Glaubenskraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist die einzige echte Himmelskraft, die dem gebrechlichen Leben mitgegeben wurde.

Der Geist, die Vernunft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen sind die hölzernen Wegweiser in den Himmel, sie zeigen hin, aber sie gehen nicht mit; die Liebe ist der Geleitschein auf

den Weg in den Himmel, die Tugend iſt die Thorſchließerin am Himmel, aber keiner von allen dieſen tritt mit in den Audienzſaal des Himmels, als der Glaube, der das Kreditiv des Menſchen an dem Throne Gottes ſelbſt überreicht. Neben jeder Kapelle des Herzens iſt eine kleine Hölle aufgebaut, neben dem Wiſſen der Zweifel, neben der Liebe die Eiferſucht, neben der Tugend der Zorn über das Laſter, neben dem Glück der Neid, neben der Hoffnung die Furcht, neben dem Verſtand der Irrſinn, nur neben dem Glauben ſteht kein böſer Dämon, nur der Glaube wirft weder einen Schatten vor, noch hinter ſich, weil ſeine Sonne gerade über ſeinem Haupte am Himmel ſteht.

Wenn das Herz hier auf Erden alle ſeine Güter verloren hat, ſo iſt der Glaube der redliche Finder, der ſie im Himmel alle wieder findet und wieder bringt! Der Glaube iſt unſer Sonnenſchirm im Brennpunkte des Glückes, unſer Regenſchirm in dem Gewölke des Unglücks, unſer Jagdſchirm auf der wilden Jagd der Leidenſchaften, unſer Lichtſchirm vor den Strahlen der Verblendung, unſer Feuerſchirm vor der Glut der Verzweiflung und unſer Fallſchirm an dem Luftballon hochfliegender Hoffnungen. Die Liebe bekommt in der Wiege ſchon den Totenſchein, der Glaube erhält im Sarge erſt den Geburtsſchein! Die Glaubenskraft iſt die einzige Kraft, mit welcher Sie gewiß ans Ziel der irdiſchen Eiſenbahn anlangen, wenn uns auch alle andern Kräfte, als: Liebeskraft, Jugendkraft, Geldeskraft, Geiſteskraft u. ſ. w. ſtecken laſſen!

Geldeskraft! auch keine üble Kraft, man wird ſchon ſchwach, wenn man dieſe Kraft nur hört! Im weitern Sinne der Naturlehre nimmt man an, daß jede Kraft geiſtig iſt, das heißt unſichtbar. Inſofern iſt nun auch die Geldeskraft zur Hälfte geiſtig, das heißt, das Geld bleibt unſichtbar, aber ſeine Kraft iſt ſichtbar.

Mit dem Geld, da hat mich das Konverſations-Lexikon ſchön erwiſcht; ich ſchlage nach: „Geld“, „Geldſorten“, und da ſagt mir das Konverſations-Lexikon: „ſuche Geldmangel“. Nun findet ſich der Geldmangel ungeſucht! Den Artikel hat gewiß ein Dichter geſchrieben, bei dem wirklichen Geld ſpricht er von einem „idealen Umlauf“, und beim Geldmangel ſpricht er, er entſpringe aus der Moral, aus „moraliſchen Gründen“! Nun giebt es beim Geld nur einen idealen Umlauf, wenn man nämlich um Geld herumläuft und keine Idee hat, woher nehmen! Der Geldmangel aber aus der Moral iſt natürlich, denn überall, wo Geld eine Fabel iſt, iſt kein Geld die Moral dieſer Fabel. Ich glaube aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es entſpringt nicht viel Geldmangel aus Moral, aber es entſpringt ſehr viel Moral aus Geldmangel! Die Liebeskraft führt in dem Mädchenherzen nur die einfache Buchhalterei, die Geldeskraft die doppelte. Auf der Seite des Mädchens iſt das Soll, auf der Seite des Mannes das Haben. Die Mädchen lieben den, der ihnen nach-

geht, Thränen weint und seinen vollen Busen ausschüttet; aber sie heiraten den, welcher bei ihnen vorfährt. Demanten weint und und seine Brusttasche ausschüttet. Amor ist blind, darum sieht er mit den Fingern, weil er stockblind ist, will er auch steinreich sein.

Es giebt kein Liebesgedicht, welches auf Mädchen mehr Eindruck macht, als das Sonett oder Klinggedicht. Eine Herzbeuteleerweiterung ist den Frauenzimmern nicht so gefährlich, als eine Geldbeutelerweiterung!

Petrarca und Ernst Schulze haben es nicht gewußt, den rechten Klang in ihre Gedichte zu bringen. Wie wirkt zum Beispiel folgendes Gedicht:

Soll ich die Rose zu dir schicken,
Du Holde mit dem süßen Angesicht?
Die Rose könntest du zerpflücken,
Die Rose, nein, die Rose send' ich nicht!

Soll ich die Sterne zu dir senden,
Mit ihrem milden Liebeslicht?
Die Sterne könnten grell dich blenden,
Die Sterne, nein, die Sterne send' ich nicht!

Soll ich das Lied nun zu dir schicken,
Das mit dem Klang der Seele spricht?
Es kann doch mein Empfinden nicht ausdrücken,
Das Lied, ach nein, das send' ich nicht!

Soll ich dir hunderttausend Gulden schicken,
Mit ihrem schönen, reinen Goldgewicht?
Ja, ich will dir hunderttausend Gulden schicken,
Allein, mein liebes Kind, ich hab' sie nicht!

Ein solches Gedicht ist gewiß sehr sentimental, allein was ist es gegen die trockene Quittung:

„Für Herz und Hand des Fräuleins so und so zahle ich dato Hochzeitstag ein Nadelgeld von jährlich zehntausend Gulden."

Die Geldeskraft, die bringt eine Morgengabe, die Geisteskraft aber und die Liebeskraft, die sagen nur stets, wenn die Frau eine Gabe begehrt: Morgen! Die Geldeskraft braucht eine Aussteuer, aber bei der Geisteskraft ist's mit der Steuer aus! Die Geldeskraft bringt eine Mitgift, die Geisteskraft bringt bloß Gift mit, die Geldeskraft setzt ein Nadelgeld aus, die Geisteskraft sitzt auf Nadeln, wenn man von Geld spricht.

Die Geldeskraft ist die Federkraft in der großen Weltenuhr. Ich meine nicht die Federkraft von Schriftstellerfedern. Die Federkraft ist jene Kraft der Dinge, vermöge welcher sie nach jedem Druck und Stoß ihre vorige Lage wieder einnehmen, und diese

Federkraft iſt namentlich den Schriftſtellern eigen: wenn Gönner und Mäcene ſie auch aus ihrer Lage reißen, ſie fallen immer wieder in ihre Lage zurück, das iſt die Elaſtizität des Geiſtes! Die Federkraft beweiſt ſich auch als Liebeskraft, zum Beiſpiel ein Mann, welcher Straußfedern ſchenkt, iſt liebenswürdiger — als einer, welcher Maraboutfedern ſchenkt. Am meiſten Kraft beſitzen die Gansfedern. Jede Feder hat eine ſogenannte Seele in ſich; darum, wenn unſere jungen Herren bei der Gans keine Seele finden, tröſten ſie ſich mit der Seele, die ſie mit ihren Federn bekommen. Die Feder gehört bei dem Mann in die Hand, bei der Frau auf den Kopf, bei dem Mann hinter's Ohr, bei der Frau auf das Ohr.

Der Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſollte gar nie an einer Gans vorübergehen, ohne den Hut abzunehmen und zu ſagen: „Ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt!“ In jeder lebendigen Gans ſteckt eine große Autographenſammlung, in jedem Gänſeflügel ſteckt der nächſte Zeitgeiſt, und eine gebratene Gans iſt doch nichts, als die Witwe von verſchiedenen Schriftſtellern!

Die Frauen haben jetzt mehr als je ſich in der Federkraft verſucht, ſie ſchreiben faſt alle, das ſchadet nichts, ſie laſſens auch drucken, das ſchadet auch nichts, ſie laſſen ſich auch rezenſieren, das ſchadet auch nichts, aber ſie leſen auch, was ſie geſchrieben haben, und da ſie nur ſchreiben, was ſie geleſen haben, ſo ſchadets nichts, wenn ſie wieder leſen, was ſie geſchrieben haben! Im Grunde, ſagt man, iſt es ungerecht, daß man gegen das Schriftſtellern der Frauen ſo eifert. Es giebt ſo viele Frauen, die ſich ihre Hauben ſelbſt machen, andere, die ſich ihre Kleider ſelbſt machen, wieder andere, die ſich ihre Chemiſetten ſelbſt machen, warum ſoll es nicht auch Frauen geben, die ſich ihre Makulatur ſelbſt machen?! Mit dieſer Federkraft haben die Frauen mehr als Menſchenkraft!

Menſchenkraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Man braucht zu den jetzigen Menſchen unmenſchliche Kraft! Der Menſch wird von lauter Schwachheiten großgezogen! Wie an einem einzigen Druckfehler vier Menſchen arbeiten müſſen: der Schriftſteller, der Abſchreiber, der Setzer und der Korrektor, ſo müſſen an jedem Menſchen vier Dinge arbeiten, bis er ſeine Menſchenkraft erprobt, ob ſie nicht ſtecken bleibt: die Jugend, das Alter, das Glück und das Unglück! Die Jugend, das Kinderhäubchen des Lebens, das Alter die Trauerſchleppe des Lebens, das Glück das Ballkleid des Lebens, und das Unglück, der Haus- und Schlafrock des Lebens. Der Tod, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat bloß eine Senſe, mit dieſer mäht er die Zeit auf einmal ab, aber das Unglück hat eine Sichel und ſie mäht jede Minute des Lebens und jeden Halm der Menſchenkraft einzeln und nach und nach ab!

Jedes Glück kommt allein und auf einen Sprung, aber jedes Unglück kommt mit Ober- und Untergewehr und bringt einen langen Einquartierungszettel mit, und ein paar Kameraden, die es auch eingeladen hat! In dem Leben meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist es umgekehrt, wie in der Mythologie: in der Mythologie gehen die Glücksgötter und die Grazien zusammen die Dämonen allein, im Leben wandern die heitern Götter allein und die Dämonen schaarweise. Das Schicksal sucht sich die Menschen nicht aus, wenn es seine Süßigkeiten bietet, es füttert die Kanarienvögel und die Elephanten mit Zucker, aber es sucht sich die zartesten Herzen, die weichsten Herzen, die feinsten Gefühlsfäden, die empfindsamste Brust aus, wenn es seine Bitterkeiten bietet, wie das Gallus-Insekt sich nur an die zartesten Blätter ansetzt!

Und dennoch sind im Glücke schon edlere Menschenkräfte untergegangen, als im Unglück, so wie auf dem Wasser schon mehr Menschen verdurstet sind, als auf der Erde! Der Glückliche findet sich in dem Himmel, der Unglückliche findet seinen Himmel in sich! Der Unglückliche, der zu seiner Menschenkraft die Glaubenskraft part, sieht überall den Himmel wie die Sonne, im Meer, im Strom, in der Wolke, im Regenbogen, im gebrochenen Augapfel und in der brennenden Thräne

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die zerschlitzten Lebenshimmel sind die schönsten, die zerrissenen Herzen wie die zerrissensten Trauben die vollsten, und das stürmischste Leben wie die stürmischste See am erhabensten. Ja, Menschenkraft, Liebeskraft, Glaubenskraft und Geldeskraft wird nur im Unglück erprobt! Im Glück ist keine Rose ohne Dornen, aber im Unglück ist kein Dorn ohne Rose! In dem Sonnenschein des Glückes bekommt jedes Gefühl-Fensterchen im menschlichen Herzen hölzerne Läden aus Unglauben von außen, und finstere Rouleaux aus Selbstsucht von innen; im Unglück aber macht die Brust alle Thüren und Fenster auf zum Durchzuge des höheren Strahles, zur Aufnahme des reinen Lichtes! Die glücklichen Menschen setzen ihre Glückslichter auf, wie die Schiffe bei Nacht, daß sie nicht aneinander geraten sollen, die Unglücklichen hingegen stecken ihre Zeichen auf, wie die Perlenfischer, daß sie sich zusammenhalten und finden, wenns Not thut!

Ja, im Unglücke beweist sich Liebeskraft und Glaubenskraft; und die Geldeskraft? Ja, die Geldeskraft besteht ja eben darin, daß sie die Glaubensartikel als Handelsartikel betrachtet und die Liebesdienste als Sklavendienste!

Wenn das Geld lange bei den Menschen ist, wird das Geld zum Menschen, und der Mensch zum Gelde! Es ist sonderbar, die meisten Narrenhäuser sind da, wo die meiste Vernunft ist, die größte Sklaverei ist da, wo die Zeitungen die meiste Freiheit

haben, und die größte Geldschwäche ist da, wo die meisten Geldkräfte sind! So wie die Herren der Zeit oft die Sklaven der Minute sind, so sind die Herren von Millionen oft die Sklaven von einem Kreuzer! Ja, meine freundlichen Hören und Hörerinnen, ein Laster wird bald ausgerottet sein, der Undank, man giebt keine Gelegenheit dazu! Die Geldeskraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, macht alle anderen Kräfte zu Wasser und zu Dampf, oder zu Wasserkraft und Dampfkraft. Menschen und Wasser, wenn sie sich über Gebühr ausdehnen und breit machen, entwickeln Dampf, und dieser Dampf ist jetzt Kraft, mit welcher man der Geisteskraft, der Menschenkraft, der Pferdekraft und allen andern Kräften zeigt, auf welchem einfachen Mechanismus die Kunst beruht: stecken zu bleiben. Man braucht jetzt kein anderes Motiv, zu reisen, und kein anderes, stecken zu bleiben, als ein Loko-Motiv. Warum heißt es Lokomotiv? Weil diese Maschine immer ein Motiv findet, nur in Loko zu bleiben!

Auf der großen Eisenbahn vom Leben zum Tode heißt jetzt das neueste Lokomotiv: Wasser! Der Tod ist ein großer Müller, der die Menschen alle einsackt, und die Hydropathie ist Wasser auf seine Mühle! Eine solche Wasserkur ist gerade wie ein modernes lyrisches Gedicht, im Anfang wird man ganz heiß, man gerät in eine sentimentale Transpiration, und am Ende wird man mit kaltem Wasser übergossen! Es giebt Fälle, in welchen das Wasser Wunder wirkt, das sind die seltenen Wasserfälle der Natur, die sich alle unter die Erde verlieren!

Viele Menschen haben jetzt nichts als Wasser im Kopf, und sie sind nicht sicher, daß bei großer Kälte das Wasser gefriert, und bedenken Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das sonderbare Gefühl, wenn man mit einem Eisstoß im Kopf herumgeht! Da sind die Gedanken schön eingefroren, und wenn im Frühjahr der Eisstoß im Kopf aufgeht, ist wieder große Wassernot!

Jeder Staat, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat sein Wasserregal, das Recht, alle stehenden und fließenden Wasser im Lande für den Fiskus zu benützen; welches Regal bezieht der Staat vom Wasser im Kopfe? Freilich ist schon das ein Regal, daß da, wo Wasser ist, keine Gedanken sind, allein in so einem Wasserkopf können doch Schleußen, Mühler angelegt werden, und wenn auch das nicht, so kann er doch zum Stockfischfange dienen.

Der Himmel und die Ärzte arbeiten sich in die Hände; der Himmel hat aus Erde den Menschen gemacht, der Arzt macht den Menschen wieder zur Erde, die der Himmel wieder zu Menschen macht; alle mißlungenen Kuren kommen nur daher, weil die Ärzte manchmal nicht wissen, aus welcher Erde der Himmel gerade diesen Menschen gemacht hat, und sie behandeln zum Be-

spiel einen Menschen, den der Himmel aus Kieselerde gemacht hat, wie einen Menschen, der aus Kalkerde gemacht worden ist. — Die Hydropathen aber sagen so: der Mensch ist aus der Erde gekommen, die Erde ist aus dem Wasser gekommen, so soll der Mensch wieder durchs Wasser zu Erde werden!

Sie wünschen wahrscheinlich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß auch dieses Wasser schon verlaufen wäre, allein ich wollte Ihnen einen Beweis von der verheerenden Kraft des Wassers geben, sogleich soll bei diesem Wasser das laufende zu einem stehenden werden. Nun bleibt uns noch eine Kraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die „Gähn- und Nies-Kraft"! Wenn ein Mensch auch in gar nichts originell ist, so ist ers doch in der Art und Weise, wie er gähnt und niest! Das Niesen ist das manu propria der Nase! Ich will, wenn ich jemanden niesen höre, sogleich wissen, wie viel Geld er in der Tasche hat! Ein Millionär niest wie ein Donnerwetter, ein armer Schlucker niest wie ein Eichkätzchen. Ein reicher Mann bekommt auf sein Niesen sogleich von der ganzen Welt bare Bezahlung: „Zur Gesundheit!" Wenn ein armer Mann niest, bekommt er bloß eine Anweisung: „Helf Gott!" „Zur Gesundheit!" sollte man einem armen Mann auch nie sagen, denn zur Gesundheit braucht man gerade alles das, was ein armer Mann nicht hat. Manche Männer haben wahre Pianoforte-Nasen, auf dem rechten Flügel niesen sie Diskant, auf dem andern Baß, sie niesen mit einer übermenschlichen Kraft, es sind die Liszt's auf den Nasen! Die Frauen niesen alle Adagio, aber man siehts ihnen lange früher an, ihre Nase macht erst fünf Minuten Toilette! Das Niesen entsteht von dem Reiz, den ein Gegenstand auf unsere Augen hervorbringt; wenn ein Frauenzimmer also in unserer Gegenwart niest, so spricht ihre Liebe durch die Nase. Die Gähnkraft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, beruht auf Sympathie auf der Wechselwirkung verschiedener Organe; wenn ich zum Beispiel, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit meiner Vorlesung noch lange fortfahre, so dürften mir die Beweise Ihrer schmeichelhaften Sympathie nicht ausbleiben, und wenn ich noch lange fortfahren würde, würden Sie auch fortfahren.

Ich will also alle Kräfte anspannen und dann gewiß für immer stecken bleiben!

Die sieben alten Weisen als sieben moderne Narren.

Die Weisheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, besteht im Schweigen und Wissen. Wenn ich nun schweigen wollte, so würden Sie wissen, daß ich ein — Weiser bin. Ein Weiser ist jemand, der einem etwas weist. Ein Weltweiser ist wie ein Wegweiser. Der Wegweiser sagt: „Das ist der Weg!“ ohne daß er ihn selbst geht; ein Weltweiser sagt: „Das ist die Welt!“ er selbst aber hat gar keine Welt. Ein Weltweiser ist wie ein Uhrweiser, er will der ganzen Welt weisen, was an der Zeit ist, wenn es aber um und um kommt, so steht er auf demselben Punkt, von dem er ausgegangen.

Die Weisheit besteht aus: Weltweisheit, Schulweisheit und Lebensweisheit. Früher ging die Welt in die Schule des Lebens, jetzt sucht das Leben die Welt in der Schule, darum tritt man aus der Schule ohne Welt in das Leben.

Die Griechen waren die ersten Philosophen der Welt, sie konnten es auch leichter werden, als die Deutschen, denn sie brauchten weder griechisch noch deutsch zu lernen.

Früher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ging die studierende Jugend aus schweren Prüfungen über in die Philosophie, jetzt geht unsere studierende Jugend aus der Philosophie zu schweren Prüfungen über. In Griechenland wurden Philosophie und Medizin verschmolzen, bei uns sind sie getrennt; die Philosophie bebauet den Acker Gottes, die Medizin den Gottesacker. Die Philosophie und die Medizin drücken dasselbe in verschiedenen Worten aus. Die Philosophie sagt: der Mensch soll nur nicht viel ausgeben; die Medizin sagt: der Mensch soll nur viel einnehmen.

Der Tod schreibt zweimal an den Menschen, einmal durch die Philosophie, um ihn auf seine Ankunft vorzubereiten, aber er bestimmt weder den Weg noch die Stunde der Ankunft, sondern schreibt: „Das Nähere werde ich dir durch die Medizin melden!“ dann schreibt er durch die Medizin und bestimmt die Zeit und die Art der Ankunft, ob er auf der Achse kommt, das heißt auf der Achse, um die sich die Medizin dreht, nämlich die Apotheke, oder, ob er zu Wasser kommt, nämlich durch die — Hydropathie.

Jeder Schmerz im Menschen, meine freundlichen Hörer und

Hörerinnen, wird auf dreierlei Weise kuriert, allopathisch, hydropathisch und homöopathisch; allopathisch durch — Gesellschaft, hydropathisch durch — Thränen, homöopathisch durch — Einsamkeit. Die Einsamkeit ist die Homöopathie des Geistes und des Herzens. Eine große Gesellschaft ist wie eine allopathische Apotheke; man findet in ihr von allen Mitteln sehr viel, nur von den — Geistern sehr wenig.

Die Philosophie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Frauenzimmer; wenn sie keinen Grund mehr anzugeben weiß, fällt sie in — Ohnmacht. Die Philosophen bewegen sich in einem ewigen Zirkel, und dennoch, wenn sie in einen ordentlichen Zirkel kommen, so wissen sie sich nicht zu bewegen, sondern sie verstecken sich da in alle vier Winkel und suchen so die Quadratur des Zirkels. Die Weisen suchen die Wahrheit, die Narren reden die Wahrheit, wer ist nun mehr Narr? Der Weise, der etwas sucht, das jeder Narr ausplaudert, oder der Narr, der das ausplaudert, was die Weisen verschweigen? Sind die Weisen nicht rechte Narren, daß sie etwas suchen, bei dem der redliche Finder bestraft oder gebeten wird, es für sich zu behalten? Wenn die griechischen Weisen jetzt lebten, wir würden sie all für Narren halten. Wenn jetzt zum Beispiel Diogenes mit einer Laterne herumginge, um einen Menschen zu suchen, so würde man ihn, unnützen Lebenswandels wegen, auf dem Schub fortschicken. Im neunzehnten Jahrhundert fand man nur einen Menschen — Kaspar Hauser. — Diogenes hat seine Weisheit alle Tage aus demselben Fasse gezapft, unsere Philosophen zapfen alle Tage aus einem andern Faß. Unsere Philosophen philosophieren folgendermaßen: „Die Weisheit sucht die Wahrheit, die Wahrheit liegt im Wein, der Wein liegt im Faß, das Faß liegt im Keller, folglich muß man die Philosophie aus dem Keller holen. Es ist sonderbar, unsere Philosophen holen vom Wein und von der Wahrheit immer nur eine Halbe, und bekommen von beiden doch am Ende im gleichen Maße nur einen Nebel. Die Heidelberger Philosophie ist deshalb so groß, weil das Heidelberger Faß so groß ist. Darum sind unsere Kellner wahre Philosophen, denn die Philosophen verlangen von den Menschen immer mehr, als sie eigentlich schuldig sind.

Es ist sonderbar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit unseren Philosophen, sie suchen in jedem Felde neue Wahrheiten, aber immer im alten Weine, und nur in einem Felde suchen sie die alte Wahrheit im neuen Wein, nämlich im Heurigen, im Lerchenfeld.

Der Weise Bias, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war zu seiner Zeit auch kein Narr, er hatte zwei Sprüche, nämlich: „Lebe in beständiger Todesfurcht“, und: „Von deinem Freunde borge so spät als möglich Geld!“ Herr Bias mag sich lächer-

lich, seine beiden Sprüche heben sich gegenseitig auf, denn eben weil man alle Augenblicke fürchten muß, jetzt stirbt mein Freund, muß man sich so schnell wie möglich Geld von ihm ausleihen.

Es giebt nur eine große Schule des Schweigens, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen: den Tod, es giebt nur eine große Schule der Beredtsamkeit: das Schuldenmachen, und es giebt nur eine große Schule der Selbstverleugnug: das Schuldenbezahlen, denn da läßt man sich alle Augenblicke selbst verläugnen. Von den Toten soll man nichts als Gutes reden. Den berühmten Menschen gönnt man nur deshalb ewiges Leben, damit man ihnen nie etwas Gutes nachzusagen brauche. Das Lob, der Ruhm und die Anerkennung sind die Pensionen des Talentes, aber es ist mit ihnen umgekehrt, wie mit anderen Pensionen, man genießt sie selten im Vaterlande.

Die Philosophie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sagt, man soll den Blick zur Erde senken, das ist aber das Unglück im Leben. Wenn der Mensch den Blick nur zum Himmel erheben würde, so würde er bei jedem Totenfalle ersehen, daß sich die Erde unter uns nie öffnet, ohne daß sich auch der Himmel über uns öffnet.

Es ist keine Kunst, den Ball gegen den Himmel zu werfen, aber es ist eine Kunst, ihn aufzufangen, bevor er zur Erde fällt. Es ist kein Verdienst, den Blick gegen den Himmel zu werfen, aber es ist ein Verdienst, wenn der Himmel diesen Blick zurückweist, diesen Blick nicht in die Hölle fallen zu lassen. —

Der weise Periander sagt: Zwei Dinge sind schwer: „Geheimnis bewahren, und Frau bewahren!“ Periander war auch nicht recht gescheit, sonst würde er gesagt haben: „Bewahre das Geheimnis vor der Frau, so ist es wohl bewahrt!“ Aber wie man ein Geheimnis vor einer Frau bewahrt, das eben ist das große Geheimnis, und warum uns der weise Periander dieses Geheimnis verschwieg, das ist sein Geheimnis! —

Wenn jemand von etwas sagt: „Das kann ich nicht sagen!“ so fängt er schon an, es zu sagen; wenn jemand sagt: „Das kann ich nicht glauben!“ fängt er schon an, es zu glauben, und wenn jemand sagt: „Ich besitze eine Geliebte, ich besitze ein Geheimnis!“ der hat beide schon halb verraten. — Wer ein Frauenzimmer gewinnen will, der sage ihr nur: „In mir liegt ein großes Geheimnis, ich bin bloß sein Futteral, aber ich gebe das Geheimnis ohne Futteral nicht her.“ — Dann nimmt das Frauenzimmer wegen des Geheimnisses auch das Futteral. Die Frauen machen gerne aus ihrem Herzen ein Geheimnis, die Männer machen gerne aus ihrem Magen ein Geheimnis. Jede Frau will haben, daß der Mann ihr Herz erraten soll, jeder Mann will haben, daß die Frau seinen Magen erraten soll. Jeder Blick des Mannes soll sagen: „Herz, mein Herz, was willst du haben?“ jeder Blick der Frau

oft sagen: „Magen, mein Magen, was willst du haben?“ Auch im Erraten unterscheiden sich die Frauen zu ihrem Vorteil von den Männern. Die Männer erraten die Menschen nur, wenn sie sie hassen, die Frauen, wenn sie sie lieben. Unsere Männer machen es mit den Frauen, wie die Rezensenten mit den Büchern; sie beurteilen sie, ohne sie zu kennen; die Frauen machen es mit den Männern auch wie mit den Büchern, sie überschlagen das ganze Buch, und wollen bloß sehen, wie die Sache ausgeht. Im Herzen der Frauen ist die Liebe Hausfrau, sie wird nicht gesteigert und bleibt wohnen, im Herzen der Männer wohnt die Liebe zur Miete, sie steigern sie so lange, bis sie ganz auszieht. — Die Männerherzen sind wie große Armeen, wenn sie vorwärts marschieren und im Siege begriffen sind, werfen sie sich nur auf Hauptplätze und große Festungen; wenn sie im Rückzuge begriffen sind, nehmen sie jeden Gänsestall mit. Unsere liebenden Jünglinge sind wie die Bratbühner; wenn sie so recht gebraten sind, so tragen sie auswendig unter einem Flügel den Magen, und unter dem andern das Herz und die Leber; inwendig aber sind sie leer.

Die Männer sind selbst in der Liebe ein bischen grob, die Frauen sind selbst im Hasse artig. Ein Frauenzimmer ist wie ein Brief: wenn ein Brief auch noch so grob ist, so fängt er mit einem Kompliment an und hört mit einem Kompliment auf. Wenn das ganze Frauenzimmer auch sonst gar nichts von uns wissen will, den Kopf und den Fuß zeigt sie uns immer gerne von der schönsten Seite. Die Ehe selbst betrachten die Frauen als das letzte Avancement der Liebe, bei den Männern hingegen wird in der Ehe die Liebe bloß mit erhöhtem Charakter in Ruhestand gesetzt. Was die Männer an den Flitterwochen abgekürzt haben, das haben sie an den Riegeljahren zugelegt. Jede Partie ist vor der Heirat eine einfache Partie, nach der Heirat wird eine Partie à la guerre daraus. Bei dieser Partie gewinnt aber der, der sich am ersten verlauft. Es giebt Mädchen, gegen die das Schicksal nun einmal durchaus Partie genommen hat; wollen sie eine Landpartie machen, so regnet es, wollen sie eine Schlittenpartie machen, so taut es, wollen sie eine Whistpartie und eine Partie überhaupt machen, fehlt ihnen der Mann und Strohmann; aus Überdruß ergreifen sie endlich die eigene Partie, und machen alle zusammen eine Konire-Partie gegen das Schicksal und gegen die Männer, das heißt gegen ihre Schicksalsmänner und gegen ihr Männerschicksal. Die Ehe ist das Grab der Liebe, sagt man das ist ganz richtig, denn jeder bekommt sogleich sein Kreuz; allein auf diesem Grabe kann man nicht lesen: „hier ruhen sie!“

Gegen die häuslichen Leiden der Frauen giebt es keine heilenden, aber doch schmerzstillende Tropfen: die Thränen, und gegen die häuslichen Leiden der Männer giebt es nur ein großes Heil- und Linderungspflaster: das — Straßenpflaster. —

Ein anderer Weiser, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Pittakus, sagt: „Handle recht und schließe mit der Zeit ab! Wenn der weise Pittakus auf die Börse gegangen wäre, so würde er gesehen haben, daß der nicht recht handelt, der auf Zeit abschließt. — Allein Pittakus ging nicht auf die Börse, und darum allein war er schon der weise Pittakus.

Die griechische Weisheit bestand in „viel Wissen und wenig Handeln"! Unsere Weisheit besteht darin: „von nichts wissen, und mit allem handeln! — Die ganze Welt scheint jetzt aus der Schule des Aristoteles zu kommen, denn der weise Aristoteles lehrt „Die höchste Blüte der menschlichen Vernunft ist die Spekulation."

Pittakus, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat gut sagen: „Schließe mit der Zeit ab!" denn zu seiner Zeit hat es noch keinen Zeitgeist gegeben, jetzt aber hat jeder Tag vierundzwanzig Stunden und vierundzwanzig Zeitgeiste, und der Geist läßt sich nicht abschließen. Die Zeit wird jetzt nicht von der Mutter: „Weisheit", sondern vom Papa: „Geist" erzogen, und man weiß, daß Töchter, die von Vätern erzogen werden, selten gut erzogen sind.

Die Zeit ist die Kuriositäten-Kammer des Lebens: die Vergangenheit ist das — Naturalienkabinet, in ihm stehen die versteinerte Geschichte, die ausgestopften Erfahrungen, und die Skelette großer Thaten. Die Gegenwart ist die camera obscura unserer Wünsche und Hoffnungen, und die Zukunft ist das Schattenspiel der Phantasie. Es giebt eine bestimmte und eine unbestimmte Zeit, einen bestimmten und einen unbestimmten Geist; das Unglück bei unserem Zeitgeiste aber ist, daß immer zu bestimmten Zeiten ein unbestimmter Geist das Wort führen will! —

Ein anderer Weiser, Thales, hat zwei Sprüche: „Kenne dich selbst" und „Ich trage alles bei mir!" Wenn man alles bei sich trägt, kann man sich leicht kennen lernen, denn dann trägt man auch sein Ich bei sich. Bei uns aber ist unser Ich sehr oft geteilt, ein Teil von unserem Ich haben wir zu Hause in Bankaktien liegen, ein anderes Stück von unserem Ich liegt in der Sparkasse, noch ein Teil von unserem Ich wird erst drei Monate nach dato zahlbar, wie sollen wir da unser Ich kennen lernen?

Wenn wir die gesprochenen Worte sehen könnten, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, so würden wir sehen, daß jeder Mensch das Ich mit einem großen I ausspricht, und das Du mit einem kleinen d. Überhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn man zu jemand so recht vom Herzen du sagt, so macht man sein Ich fett, wer aber so recht vom Herzen Ich sagt, der läßt das Du verhungern. —

Ein anderer Weiser, Solon, sagt: „Man lobe niemand seines

Reichtums halber.“ Herr Solon wird erlauben, daß ihn die Journaliſten etwas auslachen

Die Deviſe der Journaliſten iſt: „Lobe jeden des Reichtums halber!“ nicht ſo ſehr, weil er reich iſt, ſondern damit ſie reich werden. Im Grunde aber loben unſere Journaliſten gewiß nicht des Reichtums halber, denn ſie loben ja am meiſten ſich ſelbſt. Die Journale gleichen darin den Uhren, daß ſie meiſtens repetieren, allein bei den Uhren erkennt man an ihrem Picken, daß ſie gehen: wenn aber die Journale unter einander zu picken anfangen, ſo iſt das ein Zeichen, daß ſie nicht gehen.

An nichts exiſtiert jetzt ein ſolcher Reichtum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, als an — Witz, und man kann annehmen, daß in einer Geſellſchaft von acht Perſonen neun Klavier ſpielen und zehn witzig ſind. Wenn einer aber wirklich witzig iſt, ſo werden alle ſchlechten Witze auf ſeine Firma gemacht, es geht ihm mit dem Witz wie Maria Farina in Köln mit dem Kölnerwaſſer, wo nur ſchlechte Kölnerwaſſer gemacht werden, hat ſie alle Maria Farina gemacht!

Der Witz aber iſt oft ein ſehr nötiges Lebenselement, zum Beiſpiel in der Ehe, denn der Witz beſteht in der Kunſt, zwei widerſprechende Gegenſtände zu vergleichen. Das Unglück in dem Witz der Ehe iſt nur das, daß bei den Frauen der Witz kommt, wenn der Mann ausgeht, und bei dem Manne der Witz ausgeht, wenn die Frau kommt. Die meiſten Journaliſten und Kritiker, die witzig ſein wollen, vergeſſen, daß der Witz bloß eine Schlittenpeitſche iſt zum Knallen, und keine Fuhrmannspeitſche zum — Zuſchlagen. Viele Journaliſten und Rezenſenten ſind wie die Kakadus, ſie ziehen die Klaue ein, wenn ſie gefüttert werden, und drücken ein Auge zu, wenn ſie zu trinken bekommen. Die witzigen Rezenſenten ſind wie die Mädchen, ſie lachen bloß, um zu zeigen, daß ſie Zähne haben, ſie beißen aber nur dann, wenn ſie nichts zu beißen haben. In der Kritik iſt es umgekehrt, wie in der Medizin. In der Medizin erregt die Ochſengalle den Hunger, in der Kritik erregt der Hunger die Ochſengalle. Viele Kritiker betrachten die Künſtler wie Schafe, ſie geben ihnen ſtatt Futter — Salz, und dennoch behandeln ſie ſie auch umgekehrt wie die Schafe, denn, wenn man die Schafe ſcheren will, wäſcht man ſie erſt, wenn die Kritiker die Künſtler ſcheren wollen, ſo waſchen ſie ſie gar nicht. Ein guter Satiriker überhaupt iſt wie ein gutes Tranchiermeſſer, je ſchärfer ſeine Schneide iſt, deſto breiter muß ſein Rücken ſein!

Der wahrhaft Witzige muß ſein wie das Weltmeer, wenn er lacht, müſſen ſich die goldenen Sterne in ihm abſpiegeln, und wenn er ſtürmt, muß er ſeine Wogen gegen den Himmel tragen. Leider gleichen viele nur darin dem Weltmeere, daß ſie bloß waſſerig und geſalzen ſind.

Das Weltmeer bringt uns noch zu einem Weltweisen, zu Kleobulus. Kleobulus sagt: „Das Meer ist falsch, die Erde treulos, auf den Himmel bau'!" Kleobulus würde von unsern Baumeistern schön ausgelacht werden! Alle Menschen bauen auf der Erde, und wie wenige bauen auf den Himmel, und das mit Recht, denn die Einwohner auf der Erde nehmen zu, die Einwohner in dem Himmel nehmen ab, und ich glaube gewiß, es stehen im Himmel jetzt viele Quartiere leer. Der Mensch baut lieber auf die Erde, weil er da gleich Geld darauf geliehen bekommt, der Himmel aber beschenkt, bezahlt den Menschen, aber er borgt ihm nichts.

Auf die Erde zu bauen, ist bei den meisten Menschen jetzt Grundsatz geworden, das heißt, wie sie einen Grund haben, nehmen sie auf den ersten Satz — Geld auf.

Wie viel wohlfeiler, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist es, auf den Himmel zu bauen, als auf die Erde. denn der Himmel schenkt uns nicht nur den Baugrund, sondern er hat uns auch alle Baumateriale freigegeben Diese Baumateriale sind: Tugend, Religion, Liebe, Dankbarkeit, Hoffnung, Vertrauen u. s. w. In uns und in unserem Innern befinden sich die Werkstätten, die Ziegelhütten und Brennöfen zu all diesen Baumaterialien: Glaube, Tugend, Hoffnung, Liebe, Dankbarkeit! Der Glaube ist der Grund des Gebäudes, je tiefer er in uns gegraben ist, desto fester stehen die Pfeiler. Die Tugend ist ganz allein die Kariatyde, auf deren Schultern das Gebäude ruht. Das Laster hat Hilfstruppen im Menschen: Blut, Begierde, Nerven, Sinne; die Tugend kämpft ganz allein gegen die Überzahl. Darum ist es edel von uns, die Partei des Einzelnen gegen die Überzahl zu ergreifen.

Der Haß im menschlichen Herzen ist ein Distelkopf, er sticht selbst mit der Blüte; die Liebe hingegen ist die Rose, selbst zerpflückt und gepreßt giebt sie duftendes Öl.

Die Hoffnung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist der Dorfjahrmarkt des menschlichen Lebens, es kommen ebenso viele Bettler hin, als Vornehme, allein nur die Bettler berauschen sich, die Vornehmen gehen nüchtern von dannen.

Die Wohlthätigkeit im menschlichen Herzen ist wie die segensreiche, herrliche, allwaltende Natur, ihre edelsten Werke schafft sie geheim, ihre Heilquellen erzeugt sie im tiefsten Busen, ihre funkelnden Steine schafft sie in der Nacht der Erde. So erzeugt die menschliche Wohlthätigkeit gerne still und geheim ihre Segensquellen und ihre gewonnenen Demanten des Dankes.

Die Dankbarkeit ist das Echo der Liebe, sie tönt nicht aus flachen, sondern bloß aus erhabenen Herzen zurück, und doch ist sie nicht bloß ein Echo, denn sie giebt nicht wie die Luft bloß einen Teil des Empfangenen zurück, sondern sie erstattet es wie die Erde zehnfach wieder. Nur die Toten giebt die Erde nicht zehnfach zurück, und das ist das Glück, denn sonst konnte uns

das Unglück passieren, daß uns die Erde die sieben Weisen Griechenlands plötzlich als siebzig Narren Deutschlands wieder erstehen läßt, und das würde uns sehr überraschen, denn unsere Philosophen stehen nicht bloß aus, als wenn sie aus der Erde kamen, sondern auch, als wenn sie vom Himmel gefallen wären. Ja, das ist gewiß besser auf die Erde zu bauen, als auf den Himmel, denn wenn uns einmal das Gebäude im Himmel einfällt, so sind wir auf ewig verloren, auf der Erde hingegen ist es umgekehrt, manches Haus steht dann erst recht gut, wenn es zwei-, dreimal gefallen ist! —

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, stürzt uns also, nach Abschluß all dieser weisen und närrischen Betrachtungen, in die Luft, das Glück ins Feuer, das Unglück ins Wasser, und der Tod in die Erde. Von dem Menschen in der Erde ganz allein kann man die beliebte Phrase unserer Autoren mit Recht anwenden: Er füllt seinen Platz aus," und wenn die Erde sagt: „Nehmen Sie gefälligst Platz," so ist das keine leere Redensart.

Das Wasser, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, behält keinen Toten, es wirft sie alle ans Ufer, die Erde behält auch keinen Toten, sie wirft sie alle ans Ufer. Wir sehen dieses Ufer nicht, denn dieses Ufer ist jenseits; der Strand des Himmels ist das Ufer der Erde, und an den Toten, welche die Erde an jenes Ufer auswirft, übt der Himmel sein Standrecht, aber der Himmel läßt Gnade vor Standrecht ergehen.

Die Erde, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist die große Familiengruft der ganzen Menschheit, die Erde giebt dem Menschen wieder das Körnlein, das er in ihren Schoß gelegt hat, und sie sollte dem Himmel nicht wiedergeben die Menschen, die er in ihre Urnen gelegt?

Der Winter, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen ist die große, traurige, stille Woche der Erde, nach welcher der Frühling kommt, dieses große Oster- und Auferstehungsfest, dann stehen alle Berge wie Osterberge, und alle Wälder wie Osterwälder, und alle Blumen wie Osterflammen.

Man sagt: Alles ist vergänglich auf Erden. Es ist nicht wahr, nichts ist vergänglich auf der Erde, nichts ist vergänglich in der Erde.

Warum giebt es kein Narrenhaus für verrückte Gedanken, kein Invalidenhaus für alte Gedanken, kein Zuchthaus für gestohlene Gedanken, kein Tierspital für kollerische Gedanken, keinen Aktienverein auf ungeborne Gedanken? u. s. w., u. s. w.

Es ist eine ausgemachte Sache, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, je weniger Geld der Mensch hat, desto mehr Gedanken hat er; wer sich kein Geld machen kann, der macht sich alle Gedanken, auf die der Mensch, der Geld hat, mit seinem Gedanken denkt, und wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jemanden tief in Gedanken sitzen sehen, so können Sie darauf rechnen, er sitzt nicht tief in Geld!

Die ganze Welt sagt laut, die halbe Welt hat kein Geld, und die halbe Welt weiß es, daß die ganze Welt kein Geld hat!

Warum haben jetzt die Wiener kein Geld? Weil sie die Börse verlegt haben!

Die Börse ist aus einer Gasse auf einen Platz gekommen, und auf diesem Kampfplatze ist eine große Merkwürdigkeit, nämlich: daß, je mehr Leute gefordert werden, je weniger bleiben auf dem Platze.

Früher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war das Unglück: kein Geld haben, eine Familientrauer, jetzt ist dieses Unglück eine Welt- und Landtrauer, mit dem Unterschiede, bei einer wirklichen Landtrauer dürfen nur die Großen öffentlich schwarz gehen und die Kleinen nicht, bei dieser Kleingeld-Landtrauer gehen die Kleinen öffentlich und die Großen insgeheim schwarz.

Den Punkt Geld, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sollte zwar ein Schriftsteller stets ganz umgehen, denn der Punkt Geld umgeht den Schriftsteller auch ganz, das ist ihr gegenseitiger Umgang! Allein da die Gedanken da anfangen wo das Geld aufhört, so ist die Schriftstellerei nichts anderes als eine zurückgetretene und auf das Gehirn übergegangene Geldbeuteligkeit!

Früher hat in den Taschen bloß Dämmerung geherrscht, man hat doch manchmal einen „Schein" gehabt, allein jetzt herrscht vollkommene Finsternis da, und zwar eine ägyptische Finsternis!

Als die handelnde Welt einst aus Ägypten zog, sagt die Weltgeschichte, nahm sie den Ägyptiern ihr Silber und Gold mit. Man glaubte damals, sie hätte sich das unrechtmäßig zugeeignet, allein sie hat alles vorausgesehen, und nahm es bloß als Entschädigung für die Dividende, die sie jetzt durch Ägypten verliert!

Man macht unserem Jahrhundert den schauderhaften Vorwurf, es giebt keine Gönner mehr; keine Fuggers, welche Gelehrte und Schriftsteller unterstützen; wie ungerecht! Eben das, daß sie ihnen nichts geben, geschieht aus reinem Eifer für die schriftstellerische Gedanken-Beförderung!

Zum Beweis für das Gesagte finden gewisse Künstler, zum Beispiel Tänzer, Sänger und dergleichen, noch große Gönner und Unterstützer, weil diese keine Gedanken brauchen und das Geld ihnen nicht schadet!

Indessen muß ich Sie, meinen freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach alledem doch darauf aufmerksam machen, daß es nicht auch umgekehrt die Folge ist, und daß nicht jeder, der keine guten Gedanken hat, viel Geld haben muß, sonst laufe ich Gefahr, Sie sagen nach dieser Vorlesung von mir:

„Der Mann muß Geld haben!"

Wenn mich jemand mit diesem Gedanken besuchen wollte, er würde bald von mir und dem Gedanken mit anderen Gedanken zurückkommen. Geld und Humor passen nicht zusammen, denn Jean Paul sagt:

„Humor ist eine eigene Menschenanschauung!"

Wer aber Geld hat, schaut die Menschen gar nicht an!

Da nun der Geldmangel jetzt so allgemein ist, daß man nicht über den Graben gehen kann, ohne Gefahr zu laufen, von guten Gedanken niedergefahren zu werden, so wäre es an der Zeit, auch im Reiche der Gedanken und Ideen solche industrielle und wohlthätige Anstalten zu errichten, wie es deren in der physischen Welt giebt.

Schlechte Menschen, sittenlose Menschen, zweideutige Menschen sind der Gesellschaft nicht so schädlich, als schlechte Gedanken, sittenlose Gedanken, zweideutige Gedanken, und doch haben wir keine Korrektions-Anstalt für solche Gedanken.

Der Mensch beurteilt den Menschen nach seinen Handlungen, die sind oft erzwungen; der Mensch muß den Menschen nach seinen Gedanken beurteilen. Eigentlich müßte der Mensch den andern nur nach dem beurteilen, was er aus dem Schlafe spricht.

Wenn wir von Cäsar und Napoleon, von Shakespeare und Goethe ein Verzeichnis aller ihrer Träume hätten, wir würden ihren Charakter aus diesen Träumen richtiger erkennen, als aus ihren Thaten und Schriften!

Mit den Gedanken ist schwer umzugehen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, und es geht den Schriftstellern mit den

Gedanken, wie den Männern mit ihren Frauen; es kostet weniger, zehn Frauen zu ernähren, als eine zu kleiden, und so ists mit den Gedanken auch, die Schriftsteller fassen eher zehn Gedanken, bis sie einen stylistisch kleiden können.

Worte sind die Kleider der Gedanken, wie wenig Schriftsteller aber wissen ihre Gedanken zu kleiden; sie kleiden einen brünetten Gedanken in ein rotes, und einen blonden Gedanken in ein gelbes Gewand! Kleider machen Leute und Gedanken. Bei dem Frauen-Anzug kann man sagen: je weniger Kleid, desto teurer der Anzug! und bei dem Schriftsteller: je unbedeutender der Gedanke desto kostbarer der Aufputz.

Der sogenannte blühende Styl der jetzigen Autoren ist nichts als ein Maskenball.

Man kann versichert sein, hinter der buntesten Maske stecken die ältesten Gedanken.

Diese alten Gedanken kommen als Spanier, Orientalen, Tiroler u. s. w. Wenn man ihnen nur ein bischen unter die Larve guckt, so sagt man: „Ach, ich kenne dich schon!"

Frankreichs Propaganda ist mit Recht lächerlich, aber eine fürchterliche Propaganda besitzt es, nämlich die Marchandes de Modes; so ein kleines Heer von Puphändlerinnen minirt von Paris aus ganz Teutschland und sprengt die ältesten Häuser in die Luft. Ebenso unterminiert der französische Stil der jetzigen Schriftsteller die deutsche Litteratur, so daß sie jeden Gedanken mit einem Aufputz aus der rue Vivienne herausputzt.

Man sagt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, der Mensch nimmt nichts mit in den Himmel, als seine Werke. Wenn unsere Schriftsteller alle ihre Werke in den Himmel nehmen, so verdient der Himmel den Himmel. Aber wenn alle Autoren ihre Werke mit in den Himmel nehmen, wo kommen uns Himmels-willen all die „hinterlassenen" Werke her? Man mußte so einem Schriftsteller nachrufen: „Sie haben noch was vergessen! Ihre Werke folgen Ihnen nach!"

Mit den Schriftstellern ist's wie mit den Menschen: nach dem Tode sagt man ihnen nichts Böses nach! —

Unter den Frauen sind die Schlafenden, unter den Narren die Eingesperrten, und unter den Schriftstellern die Gestorbenen am beliebtesten.

Überhaupt, weil man von den Toten nur Gutes sagen muß, wünscht man seinem bösesten Feind auch den Tod nicht! —

„Der Mensch ist ein Schauspieler und das Leben eine Schaubühne."

Diesen Gedanken sollte man auch schon wegen Entkräftung und Altersschwäche in ein Gedanken-Invalidenhaus geben. Allein man kann diesem Gedanken neue Seiten abgewinnen, zum Beispiel der Mensch betrachtet jeden Nebenmenschen als Schauspieler.

und applaudiert ihn am liebsten — beim Abgang von der Lebensbühne.

Im wirklichen Theater ist es so: wenn die Heldin unter die Haube kommt, ist das Stück ein Lustspiel, wenn sie unter die Erde kommt, ist es ein Trauerspiel; im Leben ist es anders, wenn die Heldin unter die Haube kommt, da fängt das Trauerspiel an. So ist die Lebensbühne bestellt. Die Liebe ist die Oper; denn was heißt eine Oper? Wenn Sachen so dumm sind, daß man sich schämt, sie zu sprechen, so singt man sie.

Die Liebe singt immer! Die Liebe hat auch das Schicksal wie unsere neuen Opern: bei der ersten Vorstellung laufen alle Menschen zusammen, und sie fällt glücklich durch; die zweite Vorstellung geht glücklich, aber es kümmert sich kein Mensch mehr um sie!

Bei der Liebe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind wie bei einem Gedicht bloß drei Sachen schwer: der Anfang, die Fortsetzung und das Ende!

Den Männern geht's mit ihrer Liebe auch wie den Theaterdirektionen: die erste Liebhaberin machte ihnen am meisten zu schaffen, die zweite, dritte und vierte Liebhaberin, die finden sich leicht!

Auch in der Liebe giebt es Gedanken und Ausdrücke, die man in ein Bürgerspital für spießbürgerliche Gedanken sperren sollte, zum Beispiel: „das weibliche Herz ist eine Festung, die mit Sturm eingenommen werden will", ein siecher, matter, hinkender Gedanke und Vergleich!

Wenn man ein weibliches Herz eine Festung nennt, so setzt man voraus, daß schon eine tüchtige Besatzung in demselben liegt!

Eine Festung, je mehr gemauerte Redouten zum Rückenfeuer sie hat, desto länger hält sie sich; unsere weiblichen Herzensfestungen hingegen werden durch die Redouten am meisten überrumpelt. Man bedient sich jetzt der weiblichen Herzen nicht mehr als Festungen zur Verteidigung, sondern zur Strafe, man schickt manche Männer zur Strafe auf diese Festung.

Die Männer hingegen, wenn sie ein Herz erobern wollen, wollen es meistens im Sturm, allein sie machen bloß Wind, und nicht jeder Wind ist ein Sturm. Wenn die Männer ein Herz erobert haben, so wollen sie nicht als Besatzung drin bleiben, sondern sie wollen es wie eine feindliche Festung schleifen und verlassen!

Wenn die Liebe eine Oper ist, so ist die Ehe ein Trauerspiel. Der Mann ist ein tragischer Held, denn Seneca sagt: „Es giebt keinen tragischern und erhabenern Anblick, als den Mann im ewigen Kampfe mit einem Unglück!"

Die Freundschaft ist eine Lokalposse, sie erhält sich durch Bierhausszenen, Weinlieder und Zweideutigkeiten. Die meiste Freund-

schaft der Männer, die sogenannte Jugend- und Schulfreundschaft, gründet sich auf nichts, als auf das Bewußtsein, daß man einst die meisten Prügel in Kompanie bekommen hat!

Sie sehen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wie lang ich diesen Gedanken ausgesponnen habe, und für solche Gedanken sollte man wieder ein Gedanken-Spinnhaus haben.

Sehr erwünscht wäre ein Versorgungshaus für alleinstehende, verwaiste Gedanken.

Man hat manchmal Gedanken, die nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geschwister haben; Gedanken, die einen so auf der Straße anpacken und versorgt sein wollen.

Solche alleinstehende Gedanken, die man nicht unterzubringen weiß, möchte ich alte Garçons nennen. So zum Beispiel stehen in meinem Gedanken-Album mehrere solche Gedanken, mit denen ich nicht weiß, wohin. Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, erlauben, so teile ich Ihnen einige solche isolierte Gedanken mit.

1.

Alle Menschen wären bescheiden, wenn sie in ihrem Leben nur ein einziges Mal gestorben wären! Dann würden sie sehen, wie leicht die Welt ohne sie besteht!

2.

Niemand schämt sich zu sagen: „mein Fuß ist mir eingeschlafen, mein Arm ist mir eingeschlafen u. s. w.," jeder aber schämt sich zu sagen: „mein Verstand ist mir eingeschlafen!" oder: „meine Nächstenliebe ist mir eingeschlafen!"

3.

Wenn seinem Nachbar ein Unglück zukommt, so sagt der Mensch: „das hat Gott gethan!" Wenn sein Nachbar aber ein Glück hat, so sagt er: „das ist der blinde Zufall!" Bei sich macht er's umgekehrt!

4.

Ein Gewitter in der Ehe ist, wie ein Gewitter in der Natur, nicht unangenehm; das Unangenehme dabei ist das oft darauf folgende nasse Wetter!

5.

Ein jeder Mensch hat Druckfehler und Schreibfehler, man sei in Gottesnamen gegen seine Schreibfehler so streng, als man will aber gegen die Druckfehler, die er im Drucke des Schicksals erhielt gegen diese Druckfehler sei man nachsichtig.

6.

Rezensenten und Schneider, wenn beide recht vornehm und modern sind, so schneiden sie bloß zu, und die Gesellen machen

die Stiche. Aber in einem Punkte sind die Schneider honetter als die Rezensenten — es giebt nämlich keine anonymen Schneider.

7.

Gepreßte Seufzer in goldenen Salons klingen schmerzlicher, als Seufzer in bürgerlichen Stuben, und Thränen in seidene Foulards vergossen, sind rührender, als Thränen in Baumwolltücher geweint.

8.

Unser Jahrhundert schreit immer um Licht! Es geht unserm Jahrhundert wie manchen Menschen, welche die ganze Nacht nicht schlafen können; sobald man aber Licht anzündet, schlafen sie gleich wieder ein!

9.

Die Frau nimmt in der Ehe den Namen des Mannes an, so wie ein Sieger den Namen der Schlacht annimmt, die er gewonnen hat.

10.

In den Trauerspielen wird sehr viel geweint, allein nur wenige weinen die Thränen des Dichters, die meisten bringen ihre eigenen Thränen, ihren Hauswein mit. Wenn ich Theaterdirektor wäre, solche, die ihre eigenen Thränen mitbringen, müßten mir mit dem Eintrittsgeld dafür auch noch Pfropfengeld bezahlen!

11.

Warum findet man in kleinen Städten mehr Menschenliebe, als in großen? Weil sie weniger an Nächstenliebe brauchen. In Wien muß man viermalhundert Tausend Nächste lieben, was kommt da auf Einen?! In Eipeldau braucht man bloß vierhundert zu lieben, das giebt aus!

12.

Ein Akademiegeber weiß jetzt wirklich nicht, was er sich wünschen soll: schönes Wetter und schlechte Gedanken, oder schlechtes Wetter und schöne Gedanken! Auf jeden Fall ist besser, ein kaltes Wetter und ein warmes Publikum, als ein warmes Wetter und ein kaltes Publikum.

13.

Warum ist es auf dem Lebensweg nicht wie auf dem Fahrweg? Auf dem Fahrweg müssen die leeren Wagen den vollen ausweichen, auf dem Lebensweg weichen die vollen Köpfe den leeren aus.

14.

Die Wohnungen sind so teuer geworden, daß das kleinste Herz noch ein Zimmer mit separatem Eingang vermiethet!

15.

Einem großen Talente geht es wie einem papiernen Drachen; je höher er sich erhebt, desto mehr Straßenjungen laufen zusammen, um ihn herunterzuziehen.

16.

Wenn es zum Sterben kommt, sind alle Menschen wahr, und bei dem Ausgange aus dem Leben, bei der letzten Thür, ist die Redensart gewiß erst: „Belieben Sie nur voraus zu spazieren!“

17.

Thränen erpressen ist das Vorrecht des Schicksals und der Menschen, Thränen vergießen das Vorrecht des Unglücks, Thränen trocknen das Vorrecht der Menschlichkeit, Thränen verhehlen das Vorrecht der Größe!

18.

Ein Narr macht zehn Narren, eine Närrin aber macht fünfhundert Närrinnen.

19.

Ein Genie ist wie ein Feuerstein voller Ecken, aber gerade die Ecken geben Funken.

20.

Am Baume der Erkenntnis schüttelt der Weise und schüttelt der Narr! Der Weise schüttelt ihn, um die Früchte herunter zu bekommen; der Thor, um die Maikäfer zu bekommen!

Für solche alleinstehende Gedanken sollte ein Versorgungshaus existieren, in welchem sie erzogen werden, bis jemand kommt, der gar keine Gedanken hat und sich einen oder zwei auswählt und an Kindesstatt annimmt.

Man würde dadurch dem Stehlen der Gedanken vorbeugen!

Man sagt, es ist schwer zu stehlen, wo der Herr selbst ein Dieb ist. Warum? Darum: wenn jemand von einem ehrlichen Manne in Wien stiehlt, so kann er die Sache ruhig in Pest verkaufen; wenn aber jemand von einem Diebe stiehlt, so weiß er nicht, wo jener diese Sachen gestohlen hat, und weiß auch nicht, wo er sie ohne Gefahr verkaufen kann.

So ist's auch mit dem Gedankenstehlen; es ist sehr schwer, einem Schriftsteller einen Gedanken zu stehlen, der selbst ein Dieb ist, denn man weiß dann nicht, wo man diesen Gedanken ruhig kann drucken lassen. Deshalb bestiehlt man nur die Alten; die jetzigen Schriftsteller untereinander bestehlen sich nicht, denn es könnte ihnen geraten, daß sie sich gegenseitig sagten: „Diesen Gedanken, den Sie gestohlen haben, den hab' ja ich gestohlen!“

Es giebt etwas auf der Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welches einzeln viel teurer und kostspieliger ist, als

zu zweien, zu dreien, zu sechsen. Was ist das? Eine schöne, einzige Tochter! Die kostet mehr, als wenn man sechse hat! So giebt es auch Menschen, die all ihr Lebtag nur eine einzige Idee, einen einzigen Gedanken gehabt haben, und so eine einzige Lebensidee kommt ungeheuer hoch! Man möchte die einzige Idee, wie die einzige Tochter gern an Mann bringen, allein man möchte sich auch nicht von ihr trennen bis die Tochter und die Idee alt geworden sind!

Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, giebt es keine Anstalt für herumlaufende, herrenlose Gedanken, namentlich für herrenlose Witze? Manchmal läuft ein Witz in der ganzen Stadt herum, kein Mensch weiß, wem er angehört. Wäre es nicht billig, daß jeder herumlaufende Witz ein Halsband haben müßte, mit dem Namen seines Herrn und der Hausnummer, von welcher er ausging! Oder noch besser, jeder Mensch müßte seinen Witz an einem Stricke führen, und, so wie man manchmal nicht weiß, führt der Herr den Hund spazieren, oder führt der Hund den Herrn spazieren, so weiß man manchmal auch nicht, führt der Mann den Witz zu weit, oder führt der Witz den Mann zu weit!

Die Welt kann nicht ohne Plage sein; grassiert nicht Hungersnot, so grassiert Krieg, grassiert kein Krieg, so grassiert die Cholera, und grassiert keine Cholera, so grassiert der Humor!

Jeder Mensch ist jetzt humoristisch, und so wie zur Zeit der Cholera, wer die Cholera nicht hatte, doch wenigstens an der Cholerine litt, so leidet jetzt jeder, wenn auch nicht an einem Humor, doch an einer gelinden Humorine! Sogar die Gelehrten fangen schon an, ihre aschfarbenen Theorien mit Humor auszuschlagen. Es ist wie mit den Crispins und Burnus: wenn auch der Stoff grau, müssen sie doch eine humoristisch-rote Cerise-Kapuze haben!

Eine andere wohlthätige Anstalt im Ideenreiche wäre ein Verein gegen „Gedanken-Quälerei"!

Mancher Autor schreibt ein Buch wie ein beladener Frachtwagen, und spannt einen einzigen Gedanken als Einspänner vor; dieser arme Einspänner soll nun den schweren Packwagen in die Welt hineinziehen.

Ein anderer nimmt einen ganz kleinwinzigen Gedanken und streckt ihn auf der Dehnleiter unbarmherzig aus, bis er lang und dünn geworden ist, daß er einen Stock nebenan braucht, um den Gedanken daran zu binden.

Wie gequält wird nicht die arme lyrische Poesie! Alle unsere Dichter glauben, sie müssen unglücklich lieben um glücklich zu singen; im Grunde aber lieben sie glücklich und singen unglücklich!

Wenn unsere jungen Dichter unglücklich lieben, so wollen sie

alle ins Waſſer ſpringen, allein ſie ſchreiben ſich erſt das Waſſer dazu.

Unſere jungen Autoren ſind alle Nachtigallen, allein die wahren Nachtigallen ſingen bloß vom grünen Baum, ſie aber ſingen auch vom Purzelbaum. Was giebt ihnen nicht alles Stoff zu Liebesklängen? Wenn ſie ein Mädchen zum erſtenmal ſehen, dann dasſelbe beſuchen wollen und der Vater ſie bei der Thür hinauswirft, nennen ſie das eine unglückliche Liebe und ſingen ſogleich:

„Klage und Herzeleid."

Als mich der Vater der Holden die Treppe hinab fallen ließ

Sehnſucht hat mit ſüßem Wahn
Mir das Herz umflogen,
Daß ich ihrer holden Bahn
Liebend nachgezogen.

Sehnſucht will mein Herz umfah'n,
Kann ihr nicht entrinnen,
Ihrem Leben unterthan
Iſt mein Sein und Sinnen!

Sehnſucht wiegt ſich gleich dem Schwan
Auf des Herzens Welle,
Und ich ſteh', bricht Tag heran,
Schon auf ihrer Schwelle.

Sehnſucht klopft ganz ſachte an;
Wie ich hin mich ſchleppe,
Da kommt Vater Grobian,
Wirft mich 'nab die Treppe.

Auch außer dieſem Verein gegen lyriſche Gedanken-Quälerei wäre noch eine ſehr wohlthätige Anſtalt:

„Eine Leih-Bibliothek für Geſellſchafts-Gedanken!"

wo man ſich auf Salon-Gedanken, Diner-Gedanken, Souper-Gedanken, Tanz-Gedanken u. ſ. w. abonnieren könnte, ſehr zweckmäßig.

Es wird jemand plötzlich eingeladen, er hat weder einen dunklen Frack, noch einen hellen Gedanken, er bekommt aber beim Schneider für ein Billiges einen ganzen Anzug ſamt Glacé-Handſchuhen auf 24 Stunden, warum ſollte er nicht auch einige Ideen und ein paar Glacé-Gedanken zu leihen bekommen?

Man ſteckt die Gedanken in die Taſche und bei Gelegenheit giebt man ſie aus! Und man kann verſichert ſein, daß in der Geſellſchaft die Gedanken weniger ſtrapaziert werden, als die Kleider!

In der Gesellschaft sind die Menschen lauter Buchbinder: sie binden allen Menschen ihren Titel hinter'm Rücken auf.

Unsere jetzigen Gesellschaften, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zeigen, welch ein ungeheures Mißtrauen unter den Menschen gegenseitig herrscht. Beim Hineingehen bekommt man eine Nummer, damit der Bediente uns den Mantel nicht ableugne, den Hut muß man beständig in der Hand haben, damit einem der andere ihn nicht mit seinem schlechten vertausche, und einen Stock halte man in der Hand, damit man nicht wehrlos ist, wenn uns jemand räuberisch anfallen sollte! Wenn der Mensch vierhändig wäre, so würde er sich mit der dritten Hand noch die Taschen zuhalten, und in der vierten würde er sein Testament halten, für den Fall, daß er nicht mit dem Leben davonkommt! Mit welcher Hand soll nun der Mensch, welcher vier Stunden lang in der einen Hand einen Hut, in der andern Hand einen Stock halten muß, noch einen Gedanken hernehmen? Wäre es also nicht eine Wohlthat, wenn sich ein solcher Mann für den Abend zwei, drei Gedanken aus der Anstalt bringen lassen könnte?

Wie wohlthätig wäre eine „Kleinkinder-Bewahr-Anstalt" für ungezogene Gedanken, und endlich eine „Assekuranz-Gesellschaft" gegen humoristische Vorlesungen?

Wenn man bedenkt, daß eine gewisse Anzahl von Menschen jährlich regelmäßig einmal im Jahre vom Vorlesungs-Unglück heimgesucht wird, so dürfte eine solche „Versicherungs-Anstalt" eine kleine Prämie wert sein!

Indessen, was eine solche „Versicherungs-Anstalt" erschwert, ist der Umstand, daß man nicht weiß, ob eine humoristische Vorlesung zu einer Land-Assekuranz oder Wasser-Assekuranz gehört. Auf jeden Fall hat Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, meine heutige Vorlesung aufs Glatteis geführt, ich ende also, um Sie so schnell als möglich wieder zurückzuführen! Bis eine solche Versicherungs-Anstalt ins Leben tritt, nehmen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Versicherung hin, daß ich soeben ende, um Sie in Sicherheit zu bringen!

Bademantel-Gedanken in verschiedenen Wärmegraden.

Über den Einfluß des Badelebens auf die Kultur der Menschen, das heißt auf die Hautkultur.

Es giebt keinen glänzendern Beweis dafür, „daß Mann und Weib ein Leib ist", als das Badeleben überhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen; denn kaum ist zum Beispiel die Frau acht Tage in Baden, so spürt der Mann in Wien schon eine Erleichterung!

Während sich die Frau in Baden zerstreut, kann sich der Mann in Wien sammeln, und was der Mann in Wien sammelt, kann die Frau in Baden zerstreuen!

Das Badner Heilwasser, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, übt vorzüglich einen großen Reiz auf die Haut, deshalb geht vielleicht manche reizlose Haut hieher, in der Meinung, sie wird hier einen neuen Reiz bekommen: die Kraft aber, welche das Bad auf die aussaugenden Gefäße ausübt, erstreckt sich wieder von der Frau auf den Mann, denn ihr Aufenthalt in einem Badeorte saugt oft seine Silber- und Goldgefäße in der Stadt auf!

Über die Entstehung der warmen Quellen überhaupt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind die Naturforscher noch nicht einig.

Die Naturforscher sagen, die warmen Quellen entstehen durch einen Prozeß, entweder durch einen vulkanischen Prozeß, oder durch einen Lebensprozeß der Erde, wodurch die Metalle zersetzt werden. Ja, es geht in der Erde, wie auf der Erde, so ein Prozeß macht alles zu Wasser, indem alle Metalle dabei zer- und versetzt werden! Also die Erde hat auch einen Prozeß?

Nun so ist bewiesen, daß sie große Hilfsquellen haben muß, sonst wäre sie längst zu grunde gegangen.

Dieser Prozeß der Erde ist der einzige Prozeß, aus dem ein Glück für die Menschheit entsteht, und hier hat endlich einmal ein Doktor der Rechte den Doktoren der Medizin eine wahre unerschöpfliche Quelle geöffnet!

Man vergesse ja nicht, wenn man badet oder trinkt, dabei zu denken, daß diese Tropfen große Thränen sind, welche die Erde über ihren ewigen Prozeß vergießt!

Und wie oft im Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, badet sich der Mensch nicht in den Thränen der andern? Wie manche Thräne, die als Balsam aus dem Auge eines Menschen quillt, schleift sich der Nebenmensch nicht um zum wasserhellen Demant an seinem Ringfinger? Wie manche Zähre, welche die Schicksalspresse aus der geknickten Rose eines Lebens preßt, tropft nicht als Balsam und Tau in die volle Knospe eines andern Lebens?

Wie manchen Dornenkranz, an dem noch die Bluttropfen eines zerritzten Menschenherzens hängen, flicht nicht der Mensch als Festkranz um sein glückliches Haupt? Das ist ja eben das Schmerzliche im Leben, daß selten unser Lebenswagen dahinrollt, ohne daß an seiner Deichsel neben unserem Freudenpfad das Trauerroß unseres Nächsten mitziehen muß, daß selten eine Freudensaat für uns aufgeht, die nicht unter dem Dünger von fremdem Schmerz und Leid emporschoß, und daß selten ein milder Regen unsere Herzensflur erquickt, der nicht aus dem zerrissenen Himmel eines anderen Herzens kommt! — So stürzen auch nur aus der zerrissenen Brust der Erde die Quellen hervor, welche uns Heil und Segen spenden.

Ein jedes Studium, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, erfordert seine Quellen, und das Studium der Menschenkenntnis hat keine bessern Quellen, als eben alle Gesundheits-, Bade- und Trink-Quellen!

Nach dem Bade öffnen sich nicht nur die Hautporen, sondern auch die Herzensporen; der Mensch im Bademantel ist wahrer, als der Mensch im vollen Anzuge, und besonders die Frauenzimmer. je mehr sie fremden „litter anziehen, desto mehr ziehen sie von ihrem eigenen schönen „Ich" aus; sie sind wie ein Magnet, je mehr sie anziehen, desto schwächer wird ihre innere Kraft; deshalb suche man die Frauenzimmer nie zu rühren oder zu versöhnen, wenn sie in Gala sind: die Frauenzimmer und die Ungewitter sind im Anzuge am fürchterlichsten!

Wenn die Frauen auf's Land gehen, nehmen sie von der Stadt nichts mit, als Alles — das heißt Schneider, Schuster, Marchand de modes, und lassen gar nichts zurück, als Nichts, das heißt ihre Wirtschaft und ihren Mann.

Die Wiener Ehen sind, wie die Krebse, am besten in den Monaten Mai, Juni, Juli, August, da gehen die Frauen auf's Land, und die Männer genießen in der Stadt den allgemeinen Landfrieden. Die Wiener Frauen sind im Sommer wie echter Malaga, sie werden nicht eher gut, als bis sie die Linie passiert haben! —

Indessen, wie sieht's mit dem Land- und Badeleben der Männer aus?

Wie kommt's, daß unsere Männer nie trockener sind, als im

Bade? Daß sie nie weniger Leben haben, als im Landleben, und daß sich jeder von ihnen nie mehr langweilt, als wenn sie grade zusammenkommen, um sich zu unterhalten?

Unsere Männer glauben, wenn sie in einem Badeorte herumlaufen, in einem leinenen quadrillierten Kittel wie eine schottische Ballade, so haben sie alles gethan, was die Menschheit für den Glanz eines Badeortes thun kann; aber es giebt schönere Talente, als einen gewürfelten Drillrock, und liebenswürdigere Eigenschaften, als grüne Pantoffel!

Es ist in einem Badeorte nicht genug, daß man sich warm hält, man muß auch die Gesellschaft warm halten, und es reicht nicht hin, alle Tage im Park von zwölf bis ein Uhr hin und wieder zu gehen, sich dann auf eine Bank bescheiden selbst im Schatten zu setzen; denn so ist die Konversation durch die Bank dahin!

Wenn die Menschen die Natur besingen, so glauben sie, sie müssen in den Naturstand zurückkehren, und werden Naturmenschen, das heißt Menschen, zu denen man eine gesunde Natur braucht.

Die Natur, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Gebäude mit drei Stockwerken und einem Bodenzimmer oder Aussicht, nämlich: Wasser, Erde, Luft und Himmel!

Der gütige Hausherr hat dem Menschen die Erde, die bel étage zur Wohnung angewiesen, und diese Wohnung ist unten mit einem geheimen Gemache versehen, man nennt's das Grab. Da geht der Einwohner zur Ruh, wenn er oben lang genug gewohnt hat, aber dieses geheime Gemach hat auch einen Ausgang, und dieser führt wieder auf die Aussicht — in den Himmel; und der Hausherr verlangt keinen andern Zins, als daß man eine friedliche Partei sei und gute Nachbarschaft halte — aber der sündige Mensch denkt nicht eher ans Bodenzimmer, als bis ihm das Wasser an den Hals geht, und er Blicke, Wünsche und Gebete als Rettungsleiter anlegt, um hinaufzuklettern! Und der Hausherr ist kein Hausherr vom Graben, er steigert seine Partei nicht, wenn irgend ein Haus abgerissen wird, und er kündigt nur alle siebzig Jahre einmal auf, da kommt der Hausmeister Tod mit seinen zwei gerichtlichen Zeugen: „Doktor und Apotheker", und sagt: „Es ist Ziehzeit!" Und der Mensch steigt von der bel étage in den Keller hinab, und da hat er wieder sein Interimsquartier, bis der Hausherr ihn herauf nimmt zu sich ins Bodenzimmer: in den Himmel!

In einem Badeorte aber ist der Mensch in allen Stockwerken der Natur heimisch, ein wahres Amphibium; einen halben Tag lebt er im Wasser, und einen halben Tag in der Luft, im Park ist er auf der Erde, und beim Essen ist er in seinem Himmel!

Viele unserer jungen Badeherren, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind wie die Badekessel, sie geben nicht eher einen

Ton von sich, bis sie voll von Wasser sind, und man ihnen einheizt, daß sie kochen. Wie sie sich dem schönen Geschlechte nähern und umgehen sollen, lernen sie weder im Frauenbad, noch im Dunstbad, und sprechen sie Eine an, so glaubt sie gewiß, er kommt aus dem Tropfbad! —

Anstatt den Umgang mit dem schönen Geschlecht praktizieren sie den Herumgang um das schöne Geschlecht!

Überhaupt sind die Wirkungen der Schwefelbäder auf Liebe, Geselligkeit, Umgang, Geist und Grazie sehr verschieden.

Zu einem Liebesgeständnis ist ein Schwefelbad wie vorgeschrieben, denn es macht bei dem galanten Ritter: erst Angstgefühl, dann Brustbeklemmung, dann geht's in einen Schwindel aus, und verweilt man zu lange, überfällt Einen ein kleiner Schauer. Gewiß wirken die Bäder nicht bloß auf Milz und Leber, sondern auch auf Herz und Hirn! Warum soll der Schwefel bloß eine Leberverhärtung kurieren, und nicht auch eine Herzverhärtung? —

Es ist sonderbar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Natur es mit den unedlen Leidenschaften besser gemeint hat, als mit den edlen; der Sitz des Hasses, des Zornes, der Galle ist groß und bequem in Milz und Leber, und wie klein ist das Herz, der Sitz der Liebe und der Großmut? Wenn die Leber verdorben ist, zeigt es die Natur gütig durch Leberflecken an, aber wenn das Herz noch so sehr verdorben ist, kommen keine Herzflecken hervor! — Das Herz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat zwei Kammern. Die Frauenzimmer haben eine zur Garderobe und die andere zur Kaffeestube gemacht. Die Männer machen aus der einen ein Spielzimmer und aus der andern ein Rauchzimmer. Zum Glück nehmen die Herzkrankheiten unserer Männer einen ganz andern Verlauf, als ihre Leberkrankheiten. Die Leberkrankheiten endigen meistens mit Wassersucht, die Herzkrankheiten mit Weinsucht! Es geht dem kranken Herzen unserer Männer, wie es einem meiner Bekannten mit seiner kranken Leber ging. Dieser litt nämlich lange an der Leber, er konsultierte alle Ärzte vergebens, endlich reiste er nach Berlin zu einem berühmten Arzte, der untersuchte ihn und rief endlich erstaunt aus: „Es ist unerhört! Sie haben gar keine Leber!“ Man kann sich den Schrecken meines Freundes denken, der wegen plötzlichen Mangels an Leber ganz trostlos war. Nachdem ihn auch dieser Arzt lange erfolglos behandelte, reiste er nach Heidelberg zu einem renommierten Professor der Medizin, dieser untersuchte ihn noch strenger und länger und rief endlich noch erstaunter aus: „Es ist unerhört! Sie haben zwei Lebern!“ So sind die Herzkrankheiten unserer Männer, entweder weil sie gar keines, oder weil sie mehrere haben. Wenn unsere Männer ihr Herz verschenken, so machen sie es wie die guten Wirte, wenn sie Einem eine Flasche Wein verehren: das leere Herz bitten sie sich wieder zurück aus! Der Mann

schneidet gleich aus dem Sterbekleide einer alten Liebschaft schon Windeln für eine neuzugebärende Liebschaft. Die Frauen hingegen lieben bloß einmal aus Spaß, und einmal aus Ernst. Das erste Mal messen sie ihr Herz bloß, um zu sehen, wieviel hineingeht, und dann füllen sie es aus mit dem rechten Inhalt.

Das weibliche Herz liegt leider da wie ein Einschreibbuch auf dem Brocken- oder Schneeberg Wie wenig Männer zeichnen da etwas Erhabenes ein, und kommt auch einmal jemand, der einen Göttergedanken in ein solches Herz einschreibt, so schreibt gleich auf der Rückseite jemand eine Gemeinheit, einen rohen Scherz ꝛc., und da bleibt dem armen weiblichen Herzen nichts übrig, als das ganze Blatt mitsamt dem göttlichen Gedanken herauszureißen!

Die Wirkung des Schwefelbades auf die Kokettier-Organe ist erstaunlich!

Ich habe Frauenzimmer gekannt, die mit völliger Lähmung der Augenlider hierherkamen; ich glaubte, ihre Augen hätten Eisenbahnaktien, so niedergeschlagen waren sie immer, sie hatten von der Augensprache so wenig gewußt, als ob sie ihre Muttersprache wäre.

Also, sie kokettierte so ganz und gar nicht, daß sie ihre Blicke beim Kopf nahm und zu Boden schlug. Nach den ersten acht Tagen gingen die Blicke schon im Park herum, ohne Krücken, und nach abermals acht Tagen hatten sie mit dem linken Aug' alle Männer umzingelt, mit dem rechten sie zu Gefangenen gemacht, und noch mit einem dritten Aug', welches ich früher gar nicht gesehen habe, sie auf Ehrenwort entlassen, daß sie keiner andern Fahne dienen wollen. Ich habe mich erkundigt, was bei ihnen so gewirkt hätte, und man sagte mir, sie haben aus dem Ursprung geschöpft!

Was die Bäder und die Quellen auf den Geist für Wirkung machen, werde ich die Ehre haben, Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gleich zu beweisen, indem ich Ihnen meine verschiedenen Bademantel-Gedanken mitteile, wie sie mir in verschiedenen Bädern nach dem Wärmegrad einfielen; Sie werden schon vorlieb nehmen, es sind wahre Fischgedanken, wie sie eben aus dem Wasser kommen. Geschwind, sonst werden sie trocken.

Kühle Gedanken im Leopoldbad.

Temperatur: 26 Grad.

1.

Niemand hat einen schlechteren Bedienten, als wer sein eigener Herr ist.

2.

Welches ist die häuslichste Person der Stadt Wien? — Der

Geldmangel; man bemerkt ihn nie an einem öffentlichen Orte, aber stets und überall zu Hause.

3.

Nicht jeder Mensch kann ein Schriftsteller sein, aber jeder Schriftsteller könnte ein Mensch sein.

4.

Was nennt man jetzt die „goldene Mittelstraße"? — Die Straße, die zu goldenen Mitteln führt.

5.

Für die Industrie geschieht Alles, nichts für die Moral, Alles für den Handel, nichts für den Wandel. Darum sind die Handelsartikel zu Glaubensartikeln geworden, und die Glaubensartikel zu Handelsartikeln.

6.

Vor Zeiten, da waren noch gute Zeiten, da gingen sechzig auf ein Schock, dreißig auf ein Mandel, zwölf auf ein Dutzend und zwei auf ein Ehepaar!

Laue Gedanken im Antonibad.

Temperatur: 27 Grad.

1.

Nie ist das Urteil der Menschen weniger wert gewesen, als seit Erfindung des Papiergeldes, denn sie urteilen alle nach dem Schein.

2.

Menschen und Kornähren sind gleich: je leerer der Kopf, desto leichter und tiefer bücken sie sich.

3.

Was ist für ein Unterschied zwischen einem Kourmacher und einem Verliebten? — Der Kourmacher hat immer reine, der Verliebte hat immer schmutzige Wäsche.

4.

Diogenes trug nicht nur eine Laterne, mit welcher er Menschen suchte, sondern für den Fall, daß er Menschen finden sollte, trug er auch einen — Knittel!

Gedanken im Frauenbad.

Temperatur: 26 Grad.

1.

Die Frauenzimmer wissen einen gescheiten Menschen nicht eher zu schätzen, bis sie einen — dummen Kerl geheiratet haben.

2.

Was ist der Unterschied zwischen einem Frauenzimmer und einem brennenden Licht? — Ein brennendes Licht brennt für den, von dem es geputzt wird; ein Frauenzimmer hingegen wird oft von diesem geputzt und brennt für einen andern.

3.

Es giebt eine Klasse Frauenzimmer, die machen's mit ihren Kleidern, wie gewisse Engros-Händler mit ihrem Warenlager: wenn die Liebhaber nicht kommen, fangen sie an — auszuschneiden!

4.

Die Schönheit einer Frau und die Schönheit eines Witzes wird nur erkannt, wenn viele beisammen sind.

5.

Im allgemeinen sind die Frauen ganz andere Männer, als die Männer, und die Männer ganz tüchtigere Weiber, als die Weiber!

6.

Jede Frau ist ein Buch, noch so schön und noch so gut, hintendrein doch immer ein — kleines Fehlerverzeichnis.

Armselige Gedanken im Bettlerbad.

1.

Die Großmut ist eine liederliche Person: wenn man ihr keine Schranken setzt, geht sie durch!

2.

Geld und Kredit! Zwei rare Sachen! Geld braucht man am meisten, wenn man's nicht hat, und Kredit hat man am meisten, wenn man ihn nicht braucht!

3.

Eine der elendesten Redensarten des Menschen ist, wenn er sagt: „Dieser Mensch verdient kein Mitleid!" Mitleid und verdienen! Mitleid muß man schenken, nur Tagelohn muß verdient werden.

4.

Die Menschen weinen viel über das Unglück anderer Menschen, aber nur im Theater; ihre Augen sind wie die Feuerspritzen: wenn sie probiert werden, geben sie alle gut, wenn's aber wirklich brennt, geben sie oft keinen Tropfen her!

Stundenbad-Gedanken, zu denen man allein sein muß. Temperatur: 29 Grad.

1.

Um Menschen kennen zu lernen, muß man mit ihnen umgehen; um sie zu lieben, muß man ihnen Gutes thun; aber um sie achten zu können, muß man sie — meiden.

2.

Die Menschen beurteilen den Menschen liederlicher, als ein Theaterstück; bei einem Theaterstück warten sie wenigstens sein Ende ab, bevor sie aburteilen, bei einem Menschen aber nicht.

3.

Es ist ein großes Glück, daß die Lüge noch nicht ganz ausgestorben ist, sonst wüßte die Welt gar nicht mehr, was — Wahrheit ist.

4.

Der Geist des Publikums wird satt vom Hunger des — Dichters, der Hunger des Dichters wird hingegen nicht satt vom — Geist des Publikums.

Ursprung-Gedanken mit Karlsbader Salz.

1.

Warum fallen den Männern die Haare früher aus, wie den Frauen? — Weil sie sich den Kopf mehr kratzen müssen.

2.

Es giebt Leute, die alle geistreichen und ausgezeichneten Menschen hassen; sie sind wie die Lämmergeier, sie fallen ihre Beute nur dann wütend an, wenn sie sich erheben und hoch fliegen!

3.

Die Dummheit ist eine solidere Eigenschaft, als die Klugheit, der Geist leidet an Altersschwäche, aber ein dummer Kerl nimmt im Alter an Dummheit immer zu.

4.

Die Frauenzimmer sind und gleichen allen Getränken: Sie sind wie der Kaffee: am Tage machen sie Kopfweh und am Abend echauffieren sie! Sie sind wie Bier: wenn sie einmal in der Jugend nicht einschlagen, so ist Malz und Hopfen verloren; sie sind wie der Wein: sie berauschen, und nachher kommt der Katzenjammer; und sie sind wie das Wasser: die Stillen sind betrüglich, die Lauten sind störend, die Tiefen sind gefährlich, und nur bei den Seichten kann man bis auf den Grund schauen! Die Männer sind wie Kaffee, aber die meisten sind eine Melange, und am unleidlichsten sind sie, wenn sie Grundsätze haben wollen!

Große gewaltige Wohlthätigkeits-Akademie und Vorlesung von Menschen und Tieren in der Arche Noah, zum Besten der ersten großen Überschwemmung.

Humoristische Vorlesung.

Es ist nichts als billig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Dichter zum Besten der Überschwemmten wirken, da sie an der ersten Überschwemmung, an der Sündflut, schuldig sind: denn der Himmel, so heißt es, brachte die Sündflut über die Menschen, weil er sah, daß ihr „Dichten schlecht war von Jugend auf!"

Es war eine homöopathische Kur, Wasser wieder mit Wasser behandelt!

Da die schlechten Dichter an Überschwemmungen schuldig sind, so werden Sie sich nicht wundern, daß jetzt ganz Deutschland überschwemmt wird! Daß wir hier in Wien verschont geblieben sind, darauf, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sollten sich die Dichter nichts zu gute thun; denn der Himmel hält bei solchen Gelegenheiten alle Wiener für vortreffliche Schriftsteller, da er nichts von ihnen sieht, als gute Werke!

Aber auch für die Hungrigen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es ist natürlich, daß die Dichter etwas thun müssen; denn ein deutscher Dichter leidet nur deshalb keinen Hunger, weil ihm der Appetit vergeht. Besonders müssen satirische Schriftsteller für die Hungrigen Mitleid empfinden; denn sie wissen am besten, was das heißt: nichts zu beißen zu haben!

Die Sympathie für die Hungerleidenden ist aus einer Ursache geringer: weil die reichen Leute es für ein Glück halten, wenn sie einmal Hunger haben! Die reichen Menschen gehen bloß deshalb spazieren, um Hunger zu bekommen, sie halten den Hunger für eine Gabe Gottes!

Aber nicht nur der Magen hat Hunger, alles andere am Menschen hat auch seinen Hunger; der Hunger der Augen heißt Schaulust, der Hunger der Ohren heißt Neugierde, der Hunger der Nase heißt Nasenweisheit, der Hunger der Seele heißt Hoffnung, der Hunger des Herzens heißt Liebe, der Hunger der Liebe

heißt Sehnsucht, der Hunger des Geistes heißt Einbildungskraft, und der Hunger der fünf Finger heißt Gerechtigkeit, das ist der sogenannte „Heißhunger", welcher sich dadurch auszeichnet, daß man seine Forderungen gar nicht befriedigen kann.

Die erste große Überschwemmung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, fiel auch in die Fasten, denn sie fand statt, als das „Ende alles Fleisches" herangekommen war

Hundertzwanzig Jahre früher wurde die Sündflut verkündigt, und Noah hatte also vollkommen Zeit, seine Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen; jetzt ist dazu freilich das menschliche Leben zu kurz! Bis man jetzt die Vorsichtsmaßregeln ergreift, hat in der Regel die Vorsicht das Maß schon vollgeschenkt!

Ja, das menschliche Leben ist für alle unsere Anstalten und Maßregeln zu kurz! Was kann man in siebzig Jahren zu stande bringen? Bis man dreimal mit sich zu Rate geht, dreimal mit anderen zu Rate sitzt, bis der Beschluß endlich im Rate steht, und dann durch alle Räte läuft, indessen hat der Ratschluß des Herrn den Menschen schon selber geholfen.

Methusalem, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das wäre für unsere Zeiten ein Mensch gewesen, der hat neunhundertneunundsechzig Jahre gelebt!

Zu vierzig Jahren, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird der Mensch gescheit, von dem Augenblicke an taugt er schon zu keiner Bedienstung mehr. die anderen dreißig Jahre, die der Mensch gescheit ist, ist er ein solcher Narr, sich darüber zu grämen, daß er nicht früher gescheit geworden ist! Und er sollte froh sein, daß er erst zu vierzig Jahren gescheit wird; denn würde der Mensch zu zwanzig Jahren gescheit, so würde er zu fünfzig Jahren sterben, denn länger als dreißig Jahre hält's kein gescheiter Mensch auf der Welt aus!

Wissen Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wodurch Methusalem ein Alter von neunhundertneunundsechzig Jahren erreicht hat? Ich weiß das probate Mittel, wodurch er das erreicht hat, und will es Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, aus besonderer Verehrung mitteilen: Methusalem wurde deshalb so alt, weil er erst zu hundertsechsundachtzig Jahren geheiratet hat! Wer diese Diät befolgt, dem verbürge ich ein eben so hohes Alter!

Es ist sonderbar, wir finden bloß, wie alt Herr Methusalem wurde; wie alt aber die Frau von Methusalem wurde, davon wissen wir nichts! Ich schließe überhaupt aus dem Alter der damaliger Männer, daß die Frauen kein hohes Alter erreicht haben müssen!

Alle Geschöpfe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat der Himmel ganz allein hervorgebracht, nur bei dem Menschen zog er alle Engel zu Rate und sagte: „Wir wollen einen Menschen

schaffen.“ Bloß deshalb, damit sie nachher, als der Mensch nicht geraten war, die Schuld einer auf den andern schieben könnten.

Sie schufen den Menschen aus Erde, nicht aus dem Himmel, daß seine Plane nicht den ganzen Erdball umfassen sollen; nicht aus der Luft, damit nicht Donner und Blitz seine Brust zerreiße; nicht aus Feuer, damit er nicht glühende Kohlen sammle aufs Haupt des Nächsten; nicht aus dem Wasser, damit sein glattes Angesicht nicht bedecke die Ungeheuer und Scheusale in der Tiefe des Herzens, sondern aus der Erde, damit er sei wohlthätig wie die Erde, die ihre reichen Adern ergießt im Stillen und Verborgenen: damit er sei dankbar wie die Erde, die für ein Körnchen, das man ihr schenkt, zehnfachen Dank wiedergiebt; damit er sei verzeihungsvoll wie die Erde, die selbst denjenigen, der ihre Brust durchbohrt, belohnt mit dem Brunnen der Gnade! Damit er sei treu wie die Erde, die, wenn sie ihr Geliebter, der Tag, verläßt, den Witwenschleier über das Antlitz zieht, den Blumen die Lippen verschließt, und wenn der Tag wiederkehrt, ihn empfängt mit den frischen Tauthränen, die des Nachts sie geweint! Und als der Mensch fertig war, nahmen die Engel zu seinen Augen ein Stückchen Himmel mit seinem Licht, zu seinen Ohren ein bischen Luft mit ihrem Schall, und zu seinen Lippen einen Hauch des Feuers mit seiner Flamme, und das Herz befeuchteten sie mit einem Tropfen aus der Tiefe des Meeres, und darum ist im menschlichen Herzen wundersame Ebbe und Flut, deshalb giebt das Herz sodann den Tropfen als Thräne wieder zurück dem Himmel des Auges!

Und als der Mensch fertig war, war er König! Herrscher über alle kleinen und großen Tiere!

Der erste Mensch war der König der Schöpfung! Gehorsamer Diener! Damals hatte der Mensch noch keine Frau, da ist's keine Kunst, ein König zu sein! Allein er bekam bald Langeweile, selbst die kleinen und großen Tiere um ihn her langweilten ihn, und er verfiel in einen tiefen Schlaf!

Es war kein gesunder Schlaf! Als Garçon legte er sich nieder, und als Ehemann stand er auf! Daher kommt das Sprichwort: „Die Nacht ist keines Menschen Freund!“

Die Rippe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dient beim Menschen hauptsächlich zum Schutz der Lunge, und darum ist bei den Frauen, deren erste ganz aus der Rippe gemacht wurde, die Lunge der gesundeste Teil.

Wenn das Weib nicht gewesen wäre, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wären wir alle zwar noch im Paradiese, aber bloß als Vieh! Der Himmel hat bloß den ersten Mann erschaffen, die Frau hat aus dem ersten Mann den ersten Menschen gemacht! Der Mann ginge noch heute um den Baum der Erkenntnis herum, wie um den heißen Brei; ohne Frau hätte der Mann nie erfah-

ren, was der Unterschied ist zwischen Gut und Übel, das heißt, zwischen ledig und verheiratet! Ohne Frau wären wir alle noch im lieben Stande der Natur, das ist der Stand der Dummheit ohne Unterschied des Standes!

Adam und Eva, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, waren die ersten Mitglieder des Schutzvereines, sie kleideten sich nur in inländische Fabrikate!

Man muß zugeben, daß bei dem damaligen Mangel an inländischen Fabriken dieses Unternehmen nichts anderes war, als reiner — nackter Patriotismus!

Das schöne Geschlecht war aber auch mit Schuld an der ersten Überschwemmung, denn „die Söhne der Riesen und Großen", heißt es, „sahen die Töchter der Menschen, daß sie schön sind," und davon kam das Unheil; ja, die Großen lieben das Schöne — darin sind sie ja eben groß. Also, weil die Menschentöchter schön und die Dichter schlecht waren, kam die erste große Überschwemmung! Die schönen Böhminnen sind also selbst an dieser Überschwemmung Schuld.

Bei der ersten großen Überschwemmung rettete sich nur Noah in einem Gebäude, das der Himmel ihn bauen hieß. Von diesem Gebäude könnten alle unsere Hausherren lernen, wie man eigentlich bauen soll; denn da wurde angegeben: ein großes Fenster, die Thür in der Mitte, mit Kammern und drei Böden. Jetzt bauen unsere Hausherren lauter Fenster, die Thüren nicht in der Mitte, keine Kammer und ja keinen Boden!

Man sagt, unsere Häuser sind nicht auf Solidität gebaut; da thut man ihnen Unrecht, die neuen Häuser sind nur für solide Leute gebaut, denn sie haben nur lauter Fenster und Thüren und gar keine Wand, und in einem Hause, wo keine Wand ist, kann man gar nichts anstellen!

Die Hausherren bauen alle nur auf den Zins; da haben sie Recht, daß sie das während des Bauens thun; denn wenn die Leute einmal d'rin wohnen, können sie auf den Zins nicht mehr baun!

Noah nahm in die Arche von jeder Gattung ein Paar; ein „Männlein" und ein „Fräulein", kein Ehepaar, damit sie während der Zeit keine Langeweile haben sollten. Dann kam die Überschwemmung und richtete große Verheerung an!

Da beschlossen die Menschen und Tiere in der Arche ein großes Konzert zum Besten der Verunglückten zu veranstalten.

Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, werden vielleicht nicht wissen, was das ist: ein

„Wohlthätigkeits-Konzert",

denn es ist eine gar große Seltenheit. Ein Wohlthätigkeits-Konzert ist gewöhnlich ein Konzert, bei dem der Unternehmer sich denkt: „Bei diesem Unglücke kann ich mir wohlthun; da hab' ich eine

schlechte Dichtung, eine schlechte Komposition, ein schlechtes Werk, auf eine andere Weise kann ichs nicht ins Publikum bringen, jetzt ist das Publikum an Unglück gewöhnt, soll es das auch noch genießen! Ich werde nächstens eine Akademie veranstalten zum Besten des Publikums, welches durch Zum-Besten-Akademien zum Besten gehalten wird."

Also in der Arche versammelte sich auch ein Kreis von Künstlern und Dilettanten, um eine große Akademie zu veranstalten. Noah arrangierte das Konzert und zwar ohne alle Nebenzwecke; Noah brauchte nichts, denn Noah hatte drei Schwiegertöchter; wer aber drei Schwiegertöchter bei sich wohnen hat, der hat gewiß genug. Das Lokal in der Arche Noah war gerade wie unser Musikvereinssaal von innen und von außen voll Pech, und die Stöcke auch zum Hinaufklettern eingerichtet. Da die Arche nicht groß war und die Großmut nicht zu weit gehen konnte, so wurden der Großmut keine Schranken gesetzt. Von der Großmut sollte der Mensch lernen, daß alle Schranken überflüssig sind; gerade wenn einem keine Schranken gesetzt werden, hält er sich von selbst in den Schranken!

Die „Klapperschlange" schrieb eine eigene Ouverture zu der romantischen Oper: „Klappern gehört zum Handwerk"; sie war im italienischen Stil gehalten, denn die Mehrzahl des Publikums in der Arche konnte die deutsche Musik nicht leiden.

Darauf kam das „Pferd", das deklamierte nicht, sang nicht, tanzte nicht, las nicht vor, sondern sagte: „Ich bin ein Roß, ich thue gar nichts, ich brauche keinen Geist, zu mir braucht man keinen Geist, ich zieh'!" Das ist die Pferdekraft! Das Pferd ist einen Tag früher als der Mensch erschaffen worden; denn wenn der Mensch einen Tag früher als das Pferd erschaffen worden wäre, er hätte den einen Tag ohne Pferd gar nicht leben können!

Die Natur, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sorgt für alles voraus, deshalb hat sie in unserer Prater-Allee nichts wachsen lassen, als Roßkastanien!

Das Roß muß da die Pfote hergeben, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen; zu Pferd die Kur machen, das ist eine wahre Roßkur!

In unserem Prater, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, giebt es eine Fahr-Allee, eine Reit-Allee und eine Geh-Allee. Die Frau fährt, der Mann geht, der Anbeter reitet; denn die Frau denkt: wenn ich meinen Mann gehen lasse und meinen Adorateur aufsitzen lasse, dann fahr' ich am besten!

Es ist sonderbar, Apollo macht gar kein Glück, es kümmert sich niemand um ihn, und er ist ja auch ein englischer Reiter, der Pegasus ist ja auch ein Reitpferd! Allein der Pegasus taugt nicht zur englischen Reiterei, denn der Pegasus ist nie zügellos!

Nun kam Nr. 3: eine Gesangspièce von einer „Nachtigall";

es war ein Stück, das man jetzt noch von vielen Sängerinnen hört, nämlich Variationen über das Thema: „mi manca la voce". Sie sang so ausgezeichnet, daß man die Worte zwar nicht verstand, aber doch begriff. Sie werden sich wundern, daß die Sängerin ein italienisches Gesangsstück vortrug, da in der Arche doch ein deutsches Publikum war; denn daß es Deutsche waren, ist schon daraus ersichtlich, daß der Himmel erst zu allerletzt an sie gedacht hat! Wer liebt aber mehr italienische Musik, als ein deutsches Publikum?

Das deutsche Volk, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein urweltliches Volk, ein Urvolk; zum Beweis, daß es ein Urvolk ist, weiß es niemals, wieviel es geschlagen hat!

Nr. 4 spielte der Vogel Strauß", und da alles paarweise da war, so blieb keine Tänzerin sitzen! Es war aber „Strauß Vater"; denn dazumal war man noch so in der Bildung zurück, daß der Sohn tanzen mußte, wie der Vater geigte!

Bei dieser Gelegenheit spielte der „Strauß" zum erstenmale den Walzer:

„Die Schwimmer".

Man weiß wirklich von unseren Tänzern gar nicht recht, ob sie tanzen oder schwimmen; denn manche tanzen so lange, bis sie zu grunde gehen; und gar viele tanzen an ihrem Stricke!

Nr. 5 kam der „Elephant", der bekanntlich ein starkes Gedächtnis hat, und las über Mnemotechnik, oder die Kunst, nichts zu vergessen. „Die Kunst der Mnemotechnik", so sprach der Elephant, „besteht in der Kunst, dasjenige zu behalten, was man einmal begriffen hat. Dazu, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, haben alle Menschen Talent; alles zu behalten, was sie einmal begriffen haben! Diese Kunst ist aber jetzt ganz überflüssig; denn die Welt besteht jetzt aus zweierlei Menschen, aus Gläubigern und aus Schuldnern. Die Gläubiger haben ohnehin ein offenes Gedächtnis, die Gläubiger sind die Vergißmeinnichte der Menschheit, ganz blau angelaufen!

Die Gläubiger brauchen also die Kunst nicht, und die Schuldner auch nicht; denn die haben ja das Talent von der Natur, alles zu behalten!

Diese Kunst, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, besteht darin, daß man bei historischen Daten, wo man das Jahrtausend nicht verfehlen kann, die Tausende wegwirft, und bei den Dingen, wo man das Jahrhundert nicht verwechseln kann, die Hunderte wegwirft. Ich kann also die Kunst gar nie erlernen, denn ich habe gar nichts wegzuwerfen.

Darauf kam Nr. 6: „das Ameisentier", als Naturforscher und Historiograph, und hielt einen Vortrag über die griechischen Weisen, und ob sie im Klima des neunzehnten Jahrhunderts gedeihen. Er

fand es ſonderbar, daß die Sokrateſſe ſich nicht fortpflanzten, die Xantippen aber auch im jetzigen Klima geraten!

Wieland, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat es für einen ſchönen Zug der Xantippe gehalten, daß ſie ſo weinte und lamentierte, als Sokrates durch den Giftbecher umkommen ſollte; ich finde das natürlich, ſie hielt das für einen Eingriff in ihre Rechte.

Der Vorträger ſuchte aus den Deviſen und Sprüchen der griechiſchen Weiſen zu beweiſen, daß ſie eigentlich gar keine Griechen, ſondern moderne Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts waren!

Thales ſagte: „Kenne dich ſelbſt! Das war ein Berliner, die kennen niemand als ſich ſelbſt!

Anaximander ſagte: „Nur Der iſt verſtändig, der mit allem zufrieden iſt!“ Das war ein Galleriebewohner des Joſephſtädter Theaters, die ſind mit allem zufrieden!

Diagoras ſagte: „Alles, was die Natur erfunden, geht von uns aus!“ Das war ein Böhme, was erfunden wird, geht von den Böhmen aus!

Lyſander ſagte: „Der Menſch muß ſeine Anlagen der Natur überlaſſen!“ Das war ein Badner, die überlaſſen alle ihre Anlagen der Natur!

Anaxagoras ſagte: „Alles muß ſich in Urſtoff kleiden!“ Das war ein Mitglied des Schutzvereins!

Kleobulus ſagte: „Auf den Himmel ſollte man bauen“, das war ein Sieveringer, die wollen nur haben, man ſoll auf den Himmel bauen!

Chryſoſtomus ſagte: „Die Anmut iſt eine Unbefangenheit!“ Das iſt ein jetziger Journaliſt; ſie ſind ſo anmutig, weil ſie ſo unbefangen ſind.

Der Philoſoph Bias endlich war ein Jude, der ſagte nur zwei Worte: „Handle recht!“

Nun kam Nr. 7: der Wolf als Improviſator. Der konnte doch ſagen: „Reim' dich, oder ich freſſ' dich!“ Sie können ſich doch denken, daß bei einem ſo gemiſchten Publikum, wie es in der Arche Noah zugegen war, die Themata, die dem Improviſator gegeben wurden, mitunter ganz ſonderbar waren. Wir wollen einige anführen:

1.

Unterſuchung eines reiſenden Naturforſchers, warum man niemals auf ſeinen Reiſen in irgend einem Wirtshauſe einen Stiefelknecht findet, der einem zum Fuß paßt.

2.

Wenn der Engel der Auferſtehung die Grätzer aufwecken wird, werden die Grätzer liegen bleiben oder nicht? und umgekehrt.

3.

Betrachtungen über das Überhandnehmen der Philister, und wo ist Samsons anderer halber Eselskinnbacken hingekommen?

4.

Akademische Abhandlung, ob man das Meer austrocknen könnte, wenn man ihm den Alserbach abschneidet!

5.

Warum wachsen die Menschen von unten hinauf und nicht von oben herunter?

6.

Betrachtungen bei einer Barbierstube, bei der Anzeige: „Billige Blutegel!"

7.

Beweis, daß die Deutschen den Shakespeare schlecht übersetzen, daraus gezogen, daß die Deutschen statt Shakespeares: „Jeder Zoll ein König" übersetzen: „Jeder König ein Zoll!"

8.

Und endlich das bekannte Thema: Gedanken des Holofernes, als er des Morgens früh aufstand und bemerkte, daß er keinen Kopf mehr hatte.

Dieses letzte Thema, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist schon vor vielen Monaten einem Improvisator aufgegeben worden, und in diesen Paar Monaten habe ich mich auf diese Improvisation vorbereitet!

Daß Leute in der Früh ohne Kopf aufstehen, ist gar nichts so sonderbares; das Wunder dabei ist, daß es jemand merkt! Es ist bekannt, daß man am besten schläft, wenn man sich ohne Kopf niederlegt; denn Leute mit Kopf wissen oft nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen.

In der Hochzeitsnacht hat Judith dem Herrn Gemahl den Kopf abgeschnitten; das ist nichts neues, darum ist ja im menschlichen Leben jede Ehe ein Haupt-Abschnitt!

Holofernes stand auf, bemerkte, daß er keinen Kopf hatte, und fühlte sich recht vergnügt; denn er hatte zwar keinen Kopf mehr, aber auch keine Frau!

Als Holofernes in der Früh aufstand, bemerkte er gar nicht, daß er keinen Kopf hatte, bis sein Barbier kam. Er setzte sich nieder, und als der Barbier fragte: „Wo haben Euer Gnaden Ihren Kopf?" da erst merkte Holofernes, daß er keinen Kopf habe, welches ihn nach und nach sehr überraschte! Allein er sagte zu dem Barbier: „Machen Sie sich nichts daraus; gerade die Leute, die keinen Kopf haben, die sind am leichtesten zu barbieren!"

In der Stadt Wien, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, stehen jetzt sehr wenig Leute in der Früh ohne Kopf auf; denn es stehen wenig Leute früh auf.

Als der Barbier wegging, brachte man dem Herrn Holofernes die Journale, er sagte: „Gebt sie her, zu dieser Lektüre braucht man auch keinen Kopf!“ Darauf setzte er sich an seinen Schreibtisch, um ein großes Referat auszuarbeiten, auch dabei genierte es ihn nicht, daß er keinen Kopf mehr hatte; nur als der Bediente ihm die Meerschaumpfeife brachte und sie anbrannte, da zum erstenmale fehlte ihm der Kopf zu diesem tête-à-tête. Es ist wirklich gut, daß das Tabakrauchen erfunden worden ist, sonst wüßten viele Männer gar nicht, zu was sie einen Kopf haben. Der Kopf der Raucher und der Meerschaumkopf, sie rauchen sich beide gegenseitig braun; jetzt raucht man bloß deshalb Cigarren, weil man an keinen Kopf erinnert sein will.

Abends im Theater vermißte Holofernes auch seinen Kopf nur einmal, als er die Hände über den Kopf zusammenschlagen wollte; als er sich abends niederlegte und man ihm angenehme Ruhe wünschte, sagte er: „Überflüssig; ich hab' ja ohnehin keinen Kopf!“

Die wahrhaften und lügenhaften Erscheinungen unserer Gegenwart und Zukunft, als: Industrie, Kebus, Tantième, Rinderpest, Akademien, Illustrationen, Roßfleischesser, politische Lieder und die nächste Erscheinung der deutschen Flotte auf dem Eiserbache.

Zwei Ochsen und neun Ochsen sind elf Ochsen; elf Ochsen und siebzehn Ochsen sind achtundzwanzig Ochsen; achtundzwanzig Ochsen und sechsunddreißig Ochsen sind vierundsechzig Ochsen; vierundsechzig Ochsen und sechsunddreißig Ochsen machen hundert Ochsen! Das, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war die erste Kopfrechnung, die mir mein Lehrer aufgegeben hatte; dann fragte er weiter: „Wenn ich von hundert Ochsen neunundneunzig Ochsen wegnehme, wie viel bleiben?" — „Bleibt ein Ochs, Herr Lehrer!" — „Richtig, ein Ochs; du hast einen guten Kopf, Junge!"

So hat sich mein Scharfsinn in der frühesten Jugend an Ochsen geübt! Seit jener Zeit, wenn ich etwas rechnen soll, ist mir gerade, als ob ich hundert Ochsen im Kopf hätte! Hundert Ochsen! Ein Ehrfurcht gebietender Verein! Hundert Ochsen hat Pythagoras geopfert, als er seinen großen, wahren Lehrsatz erfunden! Seit dieser Zeit sind die Ochsen gegen die Wahrheit eingenommen! Wenn man jetzt bei jeder Empfindung hundert Ochsen opfern wollte, es würde bald keiner mehr da sein zu einer neuen Empfindung! Pythagoras hatte der Wahrheit hundert Ochsen geopfert, jetzt werden oft hundert Wahrheiten einem Ochsen geopfert! Pythagoras hatte Recht, die Ochsen zu opfern, er und seine Schule haben kein Fleisch gegessen!

Wir aber leben in einer fleischfressenden Zeit, wo die Preise des Schlachtviehes immer steigen, und die Teuerung des Fleisches hat ihren Grund bloß in der Hochschätzung der Ochsen!

Pythagoras aß kein Tierfleisch, weil er an die Seelenwanderung glaubte und meinte, in jedem Tiere könnte eine menschliche Seele stecken; ich glaube, wenn die Tiere einen Pythagoras hätten, sie würden auch kein Menschenfleisch essen, weil in jedem Menschen ein Tier stecken könnte!

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, in jeder menschlichen Seele steckt irgend ein Tier. Eine jede Leidenschaft im

Menschen ist ein Tier; denn die Leidenschaften sind nur auf dem Theater höflich, nur unsere Bühnendichter richten die wildesten Leidenschaften wie die zahmen Gimpel ab, und die Raserei der Liebe ersticht sich vor dem Souffleur mit aller Grazie eines Gorsky'schen Tänzers — im Leben aber, im wirklichen Leben sind die Leidenschaften im Menschen bedeutend grob, so grob, daß sie alle Augenblick Rezensenten werden könnten!

In jedem Menschen steckt eine ganze Menagerie: in dem Magen der Wolf, im Herzen der Tiger, im Auge der Nimmersatt, in den Gedanken das Chamäleon, in den Sinnen das Stachelтier, in der Zunge die Klapperschlange, in den Nerven der Zitteral, in den Händen der Vogel Greif, im Gewissen das Nagetier und in den Beinen die Tarantel!

In der wirklichen Menagerie ist nur einmal im Tag Fütterungszeit, in der Menagerie im Menschen aber ist jeden Augenblick Fütterungsstunde: die Augen, die Ohren, die Sinne, das Herz, alles will den ganzen Tag gefüttert werden, und alle diese Tiere in uns sind gefährlicher zu füttern als die wirklichen, denn sie essen bloß — Menschenfleisch! Alle Leidenschaften sind Menschenfresser! Das ist die pythagoräische Seelenwanderung!

Pythagoras sagt: „Die Seele der Welt besteht in Zahlen"; jetzt besteht aber die Seele der Welt in Nicht-Zahlen! Pythagoras hat alles in Zahlen eingeteilt: „Die Gerechtigkeit," sagt er, „besteht in Vervielfältigung der Zahlen." Dieser dunkle Satz wird uns bei unsern Advokaten klar; denn so oft man von ihnen Gerechtigkeit will, muß man immer die Zahlen vervielfältigen!

Pythagoras, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war der Erste, der eine „Akademie" veranstaltet hat: diese Akademie zeichnete sich von den jetzt veranstalteten Akademien besonders dadurch vorteilhaft aus, daß die Besucher, wenn sie in derselben nichts Neues gehört hatten, ihr Geld an der Kasse zurück bekommen haben.

Ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kann mich darauf nicht einlassen; denn wenn ich Ihnen das Geld zurückgeben wollte, so hätten Sie gewiß was Neues gelernt, und ich brauchte Ihnen das Geld nicht zurückzugeben!

Pythagoras hatte auch „Musikpiècen" in seinen Akademien, aber da alle, die zu dieser Akademie Zutritt hatten, wenigstens achtzehn Jahre alt sein mußten, so hat kein kleines Kind Klavier gespielt. Pythagoras setzte die Musik mit der Mathematik in Einklang, er bezog die Musik auf rechte, stumpfe und spitze Winkel, wahrscheinlich hatte er schon von unserer jetzigen Zeit eine Idee; denn jetzt kann man mathematisch ausrechnen, wo jetzt keine Musik gemacht wird, das ist schon ein — rechter Winkel!

Pythagoras hatte gut Akademien geben, damals war alles

neu! Was müßte jetzt geboten werden, das neu ist! Was seit der Erfindung der Windmühlen bis zur Erfindung der Tantièmen Neues erfunden, gedacht und gesagt worden ist, das haben wir Schriftsteller dem Publikum schon alles als neu wieder erzählt! Nach der Erfindung der Tantièmen ist der menschliche Geist erschöpft, er ist rein kaput, tot! Er ist aber in großer Armut gestorben, er hat gar nichts hinterlassen, als Rebus, die er nach seinem letzten Willen den Mäßigkeits-Vereinen vermachte, welche sich alles Geistigen enthalten, worauf die Rebus denn auch richtig unter uns Journalisten ausgeteilt wurden!

Zwei Liebende, wenn sie beisammen sind, werden gewiß die Zeit nicht damit zubringen, Rebus aufzulösen; Rebus sind eine Unterhaltung für Eheleute, die geben einander Rebus aufzulösen, und jeder Mann muß sich den Kopf zerbrechen über das, was sein Weib für „Mandeln macht"! Ein Rebus ist ein ehrlicher Mensch, ein Mensch, der so dumm ist, wie er ausschaut!

Ich hoffe, man wird auch für die Rebus eine Tantième aussetzen: wer den Rebus löst, erhält zehn Prozent von dem Geiste desjenigen, der den Rebus gemacht hat!

Es ist interessant, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, man hat lange geglaubt, die Tantième würde Bühnendichter hervorbringen allein die Bühne hat bloß Tantièmen-Dichter hervorgebracht! So lange keine Tantième war, haben die Theaterdichter das Interesse ihrer Stücke im Auge gehabt, jetzt sehen sie bloß auf die Prozente des Stückes und nicht auf seine Interessen! Es ist mit dem geistigen Baum der Erkenntnis wie mit jedem Baum: der Baum im ganzen ist frisch und stark und steht gerade, aber alle Späne, die wir von ihm herunter hauen, werden krumm! Alle die einzelnen Späne, die wir von unserem Zeiterkenntnisbaume abhauen: Vereine, politische Lieder, Tantième, Sprachenkampf, deutsche Flotte, alle diese abgehauenen Stücke werfen sich gleich krumm und sind nicht zu gebrauchen, eben weil sie zu scharf und zu rasch vom Zaun gebrochen und vom Baum gehauen sind!

Unser Zeitgeist ist derjenige Gaul, den der Jude nicht kaufen wollte, weil der Gaul zehn Meilen weit läuft, er aber nur zwei Meilen weit wohnt!

Schon mit dem Baume der Erkenntnis im Paradiese war dies derselbe Fall; hätte die erste Frau den Apfel nur nicht zu früh und halbreif gepflückt! Von daher schreiben sich die Eva's und die Äpfel im Schlafrocke! Gleich nach dem Apfelgriff fing der Hader an, und Eva begann zu zanken; was Wunder? war sie doch das erste Apfelweib!

Sie, die erste Frau, sie verschlang ihren halben Apfel ganz geschwind, aber der Mann hatte dran zu würgen, daß er ihm noch heutigen Tags im Halse steckt!

Adam war im Paradiese! Seine Frau hat keinen Schneider

und keinen Schuster gebraucht, und wenn die Frauen keine Schneider und Schuster brauchten, so glaubten alle Männer noch, sie wären im Paradiese. Die Schlange hat sich an Eva gewendet und nicht an Adam, sie hat Adam die Hälfte gegeben; wenn Adam den Apfel bekommen hätte, er hätte ihr keinen Bissen davon gegeben; denn die Männer genießen die verbotenen Früchte gerne ganz allein!

Das erste Menschenpaar, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hatte eine große Aufgabe, tugendhaft zu sein, weil es gleich mit allen Zähnen auf die Welt gekommen ist! Die Zähne und die Tugend sind persönliche Feinde; darum ist der Mensch nur tugendhaft als Kind, wenn er noch keine Zähne hat, und im Alter, wenn er schon keine mehr hat! Die Zahnärzte sind die Tugendverbreiter der Welt, mit jedem Zahne reißen sie ein Laster aus; es ist nur schade, daß sie wieder so viele falsche Laster einsetzen!

Ein jeder hohle Zahn ist ein Meilenzeiger in die Tugend! Darum werden die hohlen Zähne mit Gold plombiert, weil Gold ein bewährtes Mittel gegen die Tugend ist!

Bei dieser Gelegenheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich die Frage erörtern: Warum läßt sich niemand so oft in die Zeitung setzen, als die Zahnärzte?

Weil sie so denken: Wenn wir uns so oft in die Journale setzen, daß das Publikum glaubt, wir sind Mitarbeiter, so wird es gleich wissen, daß wir gut reißen können!

Die Frauenzimmer haben ganz extra Zahnärzte, die Schneider nämlich: wenn einem Frauenzimmer der „Zahn der Zeit" wehe thut, schickt es um den Schneider! Wenn so ein Frauenschneider den Zahn der Zeit bei der Frau putzt, bekommt der Mann Zahnklappern!

Es ist eine praktische Bemerkung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, je schlechter ein Arzt ist, desto größer ist er als Zahnarzt; denn wenn ein ganz schlechter Arzt jemand behandelt, so thut diesem bald kein Zahn mehr weh!

Die vielen Ärzte, die man jetzt alle Augenblicke sieht, sind auch bloß der Tugend wegen auf der Welt; denn die erste Tugend ist: „Du sollst den Tod stets vor Augen haben!"

Wissen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, warum unsere jetzigen jungen Männer, die viel Haare auf den Zähnen, aber wenig auf dem Kopfe haben, schon in der Jugend den Tod so fürchten? — Weil die Haare auf ihrem Haupt gezählt sind!!

Die vielen und neuen Heilarten, die wir vom Baume der Erkenntnis hauen, werfen sich auch alle krumm; alle diese neuen Systeme sind bloß Mittel gegen die Übervölkerung der Erde! —

Man sagt, Europa ist mit Menschen überfüllt, darum müssen sie auswandern. Wahnsinn! Wenn Europa mit Menschen überfüllt ist, warum sind unsere Konzerte leer, unsere Theater leer?

Geht man an einem Schneider vorbei, so fehlen noch alle Menschen, die in die Kleider hineingehen sollen, gehen wir an einer Marchande de modes vorbei, so fehlen noch alle Köpfchen und Schädel, welche die Hüte und Hauben aufsetzen sollen; gehen wir an einer Uhrenhandlung vorüber, so fehlen die Menschen, die sie brauchen; fragt man die Ärzte, fehlen ihnen die Kranken; fragt man die Gasthäuser, fehlen ihnen die Gesunden; fragt man die Sargtischler, so fehlen ihnen die Toten. Geht man an unsern Journalen vorbei, so fehlen ihnen die Pränumeranten; geht man an unseren Mädchen vorüber, fehlen ihnen die Freier; fragt man die Ehefrauen, so fehlen ihnen oft die eigenen Männer! Wie kann bei diesen Umständen Europa mit Menschen überfüllt sein?

Ach, wir wollen nicht klagen über zu viel Menschen; denn der Mensch kann alles entbehren, nur den Menschen nicht.

Was heißt geboren werden? — Den Platz zu seinem Grabe belegen!

Der Mensch ist nichts, als ein Grenzjäger auf der Grenze von Diesseits und Jenseits; der Tod ist nichts, als ein Retourbillet aus dem Leben in den Himmel, und nur der Selbstmörder geht ohne Retourbillet aus dem Leben!

Es ist eine traurige Beobachtung um die Existenz des Menschen: er kommt aus Staub, kämpft siebzig Jahre gegen Staub und macht sich endlich aus dem Staube, um sich selbst zu Staub zu machen!

Der Mensch fürchtet den Tod nicht so sehr, als das Sterben, und auch das würde man viel weniger fürchten, wenn man bedächte, daß das Sterben nicht nur ein Todeskampf ist, sondern ein Gottesgericht!

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es giebt noch Gottesgerichte, Ordalien im Leben; man gehe nur in die Theestunden unserer Frauen, da müssen alle Abwesenden stundenlang in diesem Theewasser aushalten, mit allen glühenden Kohlen, die ihnen aufs Haupt gesammelt werden; das sind wahre Wasser- und Feuerproben!

In den Gesellschaften unserer Frauen werden auch die Zeitaufgaben abgehandelt: Mündlichkeit und Öffentlichkeit, und vor allem der Sprachenkampf: jede will allein sprechen.

Worin, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unterscheidet sich unsere Zeit von der einstigen patriarchalischen?

Dazumal ist Babel und sein Turm nicht fertig geworden wegen des Sprachenkampfes, jetzt wurde gerade durch den Sprachenkampf der Turm von Babel fertig!

Wenn Zwei streiten, wer ist am erbittertsten? Der gar keine Worte hat und findet; so ist es in unserem Sprachenkampfe: am erbittertsten ist die Sprache, die keine Worte hat!

So ist unsere Zeit! Wir haben Sänger ohne Stimme, Lieder

ohne Worte, Worte ohne Sinn, Sinn ohne Zweck, Tantièmen ohne Dichter, deutsche Flotten ohne Wasser und Humoristen ohne Humor!

Andere Schranken, andere Gedanken! Darum ist die deutsche Nation so gedankenreich, weil sie so viel Schranken hat! Ich habe im vorigen Jahre von Frankfurt am Main bis Homburg an der Höhe — eine Stunde Weges — fünf oder sechs verschiedene Gedanken haben müssen!

Gedanken, Pflanzen und Menschen haben dreierlei Bestimmungen: sättigende Menschen, Pflanzen und Gedanken für die Lebensküche, heilsame und erquickende Gedanken für die Lebensapotheke, verschönernde, duftende, blühende Menschen, Pflanzen und Gedanken für den Lebens-Zier- und Blumengarten!

Wie erheiternd und erfrischend sind blühende Blumen und Gedanken in den engen Zimmern unseres Daseins! Ach, der Mensch gönnt leider dem Menschen die Blumen nicht, so lange sie frisch sind und ihren Blütenduft ausatmen, er gönnt dem Menschen nur die getrockneten Blumen als Thee und rektifiziert in Apothekengeist!

Die Frauenzimmer sind für den Blumengarten des Lebens, und auch ihre Gedanken sind Blüten, Blumen, fliegende Sommerfäden, flatternde Blumenseelen; jedes Frauenzimmer ist eine inwendige dramatische Dichterin, ihre Phantasie erfindet Personen, ihr Gefühl Situationen, ihr Herz souffliert, ihre Empfindungen spielen die Hauptrollen, und die Eitelkeit ruft Bravo!

Die Frauen haben gezeigt, daß sie zu allem Talent und Geist haben, und doch haben die Frauen noch nie etwas erfunden! — nur daß sie das „schwache Geschlecht" sind, haben sie rein erfunden!

Die deutschen Frauen und die deutschen Philosophen sind nicht durch Denken so grundgescheit worden, sondern durch Sitzen!

Wenn man sitzt, wächst Einem der Verstand über den Kopf! Die ganze deutsche Philosophie beruht auf Sitzen. Hegel sagt, das Ich setzt sich, und Schelling sagt, das Nichtich setzt sich. Gesetzt aber, das Ich setzt sich, und das Nichtich setzt sich nicht, so sitzt der Mensch zwischen zwei Gedankenstühlen auf dem Boden! Man sagt, die Gedanken kommen aus dem Magen! Wer pastetenfähig ist, hat noblere Gedanken, als wer bloß erdäpfelfähig ist! Einem jedem Buche kann man abmerken, ob der Verfasser ebenso viel Champagner getrunken, als seine Helden!

Unseren jetzigen Volksstücken riecht man das Märzenbier auf jeder Zeile heraus!

Zu allen Zeiten bringt die Zeit ihr Bedürfnis hervor an großen Männern, an großen Thaten; nur die Zeit der Volksbühne ist ganz vorüber. Unsere Volksdichter sind in einem großen Irrtume befangen; sie glauben im Bierhause das Volk kennen zu

lernen, allein sie lernen bloß das Bier kennen; dafür aber lernt das Volk sie kennen, daher kennt das Volk die Dichter viel besser, als die Dichter das Volk.

Viele von diesen Volksdichtern schildern nicht das Volk, sondern einzelne Persönlichkeiten, und nur auf dem Volks-Theaterzettel ganz allein ist die Bezeichnung „Personen" richtig!

Ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kann hier nicht umhin, eine harte Anklage zu erheben, aber eine wahre. Ein großer Teil des Publikums ist Mitursache an diesem Unfuge! Das Publikum applaudiert, wenn eine Privatperson aus seiner Mitte herausgerissen und der Lachlust vorgeworfen wird; das Publikum vergißt, daß jeder Einzelne denken sollte: heute dir, morgen mir!

Keine menschliche Überwachung, so sagte ich schon einmal, kann die persönlichen und unziemlichen Beziehungen eines böswilligen Autors überwachen: das Publikum ist die letzte Instanz über Tod und Leben alles dessen, was öffentliche Sittlichkeit und Sicherheit betrifft, das Publikum ist der Kassationshof alles Unwürdigen. Das bessere und gebildetere Publikum muß sich selbst gegen die strotzende, umsichfressende Trivialität und gegen die persönlichen Angriffe schützen, es muß das Gemeine entschieden zurückweisen: das ist es seiner eigenen Würde, der Achtung für das gesellige Leben, der Achtung seiner eigenen Bildung schuldig.

Bei solchen Fällen wäre ein Schutzverein nötig, um sich in seinem Nächsten, und seinen Nächsten in sich vor solchen Unbilden zu schützen und zu sichern! Allein auf dem großen Speisezettel der Liebe steht die „Nächstenliebe" unter den kalten Speisen; die Nächstenliebe ist die Homöopathie unter den Leidenschaften, sie behandelt die Leute mit Decillionteilchen. Es sind schon viel Menschen aus Liebe närrisch geworden, aber noch niemand aus Nächstenliebe! Die Nächstenliebe dehnt sich auch über's Meer aus; Frankreich bringt Algier den Schutz auf, den Algier nicht braucht, und nimmt Marokko dafür den Schirm, den Marokko braucht!

Die Nächstenliebe dehnt sich auf die Rinderpest aus; man sagt, die Rinderpest ist ein Typhus, warum sagt der Mensch nicht: „der Typhus ist eine Rinderpest"!?

Die Nächstenliebe fängt bei sich selbst an; haben Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, schon schriftlich mit sich selbst gesprochen? Belauschen Sie sich einmal wenn Sie mit sich selber sprechen, so werden Sie hören, daß Sie das Du und Ich mit großen Anfangsbuchstaben reden! Eine winzige Regel der Bescheidenheit ist daran schuld, daß die Menschen so viel Böses von dem Nächsten reden! „Man soll sich nicht selbst loben!" Dieser Satz ist an allen bösen Nachreden schuld; da der Mensch sich nicht selbst

loben kann, ſo kann er ſich nicht anders hervorthun, als wenn er die andern herabſetzt!

Wenn jeder Menſch ſich ſo recht nach Luſt loben könnte, jeder würde bloß ſich loben, und gar keine Zeit finden, von anderen Böſes zu reden. Daß ſich die Schriftſteller gegenſeitig ſo heruntermachen, kommt auch daher, daß ſie ſich nicht ſelbſt loben dürfen! Wenn wir Schriftſteller uns ſo recht nach Herzensluſt loben könnten, wir würden unſere Journale nur mit unſerem Lobe anfüllen und niemand herunterreißen, und das Gute dabei wäre, daß wir aus innerer Überzeugung ſchreiben würden, und Wahrheit zu ſagen glaubten.

Die Liebe des Nächſten fängt beim Tode des Nächſten an; gar oft iſt die letzte Ehre auch die erſte Ehre, die man ihm erweiſt! Man ſoll von den Toten nichts als Gutes ſagen, aber man muß ſehr vorſichtig ſein und nicht gleich nach ſeinem Tode Gutes von ihm reden, man kann nicht wiſſen, ob er nicht bloß ſcheintot iſt.

Der Tod wird ſehr paſſend mit einer Senſe abgebildet, weil alles Fleiſch Heu iſt, und in dieſer Beziehung wird man auch in unſern Gaſthäuſern daran erinnert: „Alles Fleiſch iſt Heu!“ —

Die Frauen ſollten die Liebe ihrer Männer nicht beurteilen, bis ſie geleſen haben, was ihnen der Mann für eine Grabſchrift geſetzt hat! Ich habe in M. das Vertrauen einer Frau beſeſſen, die ihren Hausgebrauch bei mir nahm, das heißt, ſie ließ ſich die Grabſchriften für drei Männer bei mir machen. Auf jeden Grabſtein ſetzte ſie: „Ich folge dir bald nach!“

Als ſie die Grabſchrift für den dritten Mann beſtellte, mit dem Anhange: „Ich folge dir bald nach!“ fragte ich ſie: „Spielen Sie, gnädige Frau, Whiſt?“ — „Warum?“ fragte ſie. „Nun,“ erwiderte ich, „ich glaube, Sie ſuchen den vierten Mann!“

Charon, der die Toten über den Acheron ſetzt, iſt gerade, wie alle unſere Überſetzer: was er bringt, iſt begraben, und beide liefern von ihren Stücken nur den Schatten!

Unſere Überſetzer gehen an dem Sprachenkampf zu grunde. Ein Originaldichter hat nur mit einer Sprache zu kämpfen, die Überſetzer mit zwei Sprachen, und da erliegen ſie der Übermacht! Charon überſetzt in einem Kahn; wenn alle unſere Überſetzer auch einen Kahn haben müßten, ſo hätten wir bald eine große Flotte beiſammen!

Ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, denke mir die deutſche Flotte, vermittelſt welcher wir Deutſchland in Amerika entdecken wollen, folgendermaßen: Ein Schiff iſt an und für ſich ein Sinnbild unſerer europäiſchen Zuſtände, ein Ding, das nicht Hand noch Fuß hat und dennoch geht, und das über'n Bauch im Waſſer ſteckt! Die europäiſchen Freiheitsredner bilden den Schnabel,

die Schriftsteller den Kiel, und die politischen Zeitungen machen den Wind!

Die Natur selbst hat Deutschland auf eine große Handels- und Kriegsflotte angewiesen; dazu hat die Natur die Donau sich in Sümpfen und den Rhein in Sand verlieren lassen, dazu hat sie die Lüneburger Haide bereits reguliert, den Schiffbauerdamm an der Berliner Spree und das Wiener Schanzel zu Häfen eigens angewiesen, den Alserbach zum Canal grande bestimmt. Daß wir zu einer Seemacht geboren und bestimmt sind und schon einmal große Schiffahrt hatten, ist bekannt, da die Arche Noah schon einst aus Deutschland auslief; denn daß die Arche eine deutsche Unternehmung war, geht daraus hervor, daß schon vom lieben Himmel bestimmt war, sie soll inwendig und auswendig Pech haben!

In der Arche war auch die erste Naturforscher-Gesellschaft, von allen Gattungen ein Paar, und deshalb wurde ihr auch gesagt: „Ihr sollt allerlei Speisen mitnehmen, was man nur essen kann."

Unsere Naturforscher untersuchen nicht sowohl, wie die Sache ist, als wie man die Sache ißt! Essen und Trinken sind deutsche Tugenden, und da ich nicht gerne jemand von einer Tugend lange zurückhalte, so schließe ich diese Vorlesung, damit Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gleich recht tugendhaft sein können!

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Einleitung 3

Biographisches.

Seite

Lebende Bilder aus meiner Selbstbiographie 5

Meine erste Liebe, oder: „Was guter Essig werden soll, wird früh sauer" . . 18

Seite

Kleine Polizei- und Censurgeschichten 30

Meine Memoiren 34

Kleine Romane.

Seite

Die zwei Karnevals-Nächte. . 69

Der Leichenmaler 83

Die Unbekannte 90

Bildhauer, oder Herztrieb und Weltlieb 103

Seite

Magyar vagyok! 141

Guitarre und Tamburin, oder geistige Abendmusik 147

Eine Eroberung 156

Die Zigeunerin 161

Humoristische Vorlesungen.

Seite

Der Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr 179

Leben, Liebe, Langeweile, oder: Die Kunst, in dreiviertel Stunden vollkommen langweilig zu werden 189

Über den Einfluß des Halley'schen Kometen auf unsere diesjährigen Winterunterhaltungen . . . 197

Sylvesterabend-Variationen über Glaube, Glück, Geld und Geist 206

Betrachtungen über den Mangel an Menschheit bei dem Überfluß an Menschen 218

Konditorei des Jokus. Die Organe des Viehgehirnes. Eine Karnevalsschwankvorlesung über die Schädellehre d. Schafe und Ochsen 223

Die vier W des menschlichen Lebens 229

Nagelneue Variationen auf die vier Weh (W) des Lebens: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit . 239

Die ägyptische Finsternis bei Gaslichtbeleuchtung und d. Docht in d. Laterne 244

Seite

Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini . . . 249

Natürliche Betrachtungen über Tierwelt, Pflanzenwelt, Steinwelt, als drei Reiche der Natur, und über Schriftsteller, Verliebte und Ehemänner, als drei Arme der Natur, oder: Wo kommt all unsere Natur hin, und wo kommen alle unsere Naturforscher her? . . . . .

Geburts-Schein, Impfungs-Schein, Schul-Schein, Wander-Schein, Heimats-Schein, Geleits-Schein, Schuld-Schein, Post-Schein, Empfang-Schein, Trau-Schein, Toten-Schein, oder: Wie soll der Mensch auch nur zu einem bischen Wahrheit kommen, wenn er sein ganzes Leben lang nichts zu thun hat, als „Schein" zu sammeln?! 265

Die erste allgemeine Stände-Ver-

Seite

sammlung in der Arche Noah, oder: Wenn ein Reichstag keine Hand und keinen Fuß hat, wie kann er eine Rechte und eine Linke haben? 293

Der Genius der Liebe im Sumpoldskirchner Tunnel, oder: Der Steeple-Kuk mit Hindernissen 298

Höchst vorsichtige Gedanken und frugale Witze des armen Propheten Jonas während seines Ausnahmszustandes im Walfischbauche 303

Welche Geschichte ist jetzt eine kuriosere Geschichte: Die Weltgeschicht- oder die Geldgeschichte? 309

Sprichwörter-Philosophie, Gedanken und Meinungen des Herrn von Holofernes, als er des Morgens aufstand und bemerkte, daß er keinen Kopf mehr hat 307

Sympathie, Antipathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie, oder: Auf wie vielerlei Weise kann man zu dem Menschen sagen: Gieb's Geld her! . . 313

Dur- und Molltöne aus dem großen Konzert des Lebens und des Schicksals, zum Besten der drei Blinden: „Liebe, Glück und Gerechtigkeit" 321

Wachskerzen, Talgkerzen, Räucherkerzen, Himmelskerzen, Hochzeitskerzen, Grabeskerzen, Apollokerzen, Milchkerzen, Stearinkerzen, oder: Woher kommt es, daß wir jetzt immer mehr Kerzen und immer weniger Lichter haben? 330

Naturkraft, Jugendkraft, Willenskraft, Geisteskraft, Liebeskraft, Glaubenskraft, Geldeskraft, Schnellkraft, Spannkraft, Federkraft, Maschinenkraft, Menschenkraft, Pferdekraft, Wasserkraft, Dampfkraft, oder: Wie viel außerordentliche Kräfte bedarf jetzt der Mensch, um ganz gewiß stecken zu bleiben? . . 342

Die sieben alten Weisen als sieben moderne Narren 353

Warum giebt es kein Narrenhaus für verrückte Gedanken, kein Invalidenhaus für alte Gedanken, kein Zuchthaus für gestohlene Gedanken, kein Tierspital für kollerische Gedanken, keinen Aktienverein für ungeborne Gedanken? u. s. w. u. s. w. . . 361

Badenant I.-Gedanken in verschiedenen Wärmegraden. Über den Einfluß des Badelebens auf die Kultur des Menschen, das heißt auf die Hautkultur 371

Große gewaltige Wohlthätigkeits-Akademie und Vorlesung von Menschen und Tieren in der Arche Noah, zum Besten der ersten großen Überschwemmung 379

Die wahrhaften und lügenhaften Erscheinungen unserer Gegenwart und Zukunft, als: Industrie, Rebus, Tantième, Rinderpest, Akademien, Illustrationen, Roßfleischesser, politische Lieder und die nächste Erscheinung der deutschen Flotte auf dem Ilserbache 388

M. G. Saphir's

humoriſtiſche Schriften

in vier Bänden.

Ausgewählt und herausgegeben

von

Dr. Karl Meyerſtein.

Universitäts-Bibliothek Berlin.

Zweiter Band.

Humoriſtiſche Vorleſungen II. Humoriſtiſche Erzählungen I.

1901. 1457.

Berlin.
J. Gnadenfeld & Co.

Humoriſtiſche Vorleſungen.

II. Teil.

Welcher von den vielen neuerschienenen Kometen wird zuerst mit unserer Erde anstoßen, der mit dem Kopfe oder der ohne Kopf?

Die Menschen, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen, stoßen in der Welt nur mit zwei Dingen an: mit dem Kopfe und mit dem Schienbein Und mit beiden stoßen sie nur dann an, wenn sie rasch vorwärts wollen. Viele Menschen, die mit nichts in der Welt und auch mit der Welt nicht zufrieden sind, haben auch die Natur bekrittelt, daß sie den Bau des Menschen hätte zweckmäßiger einrichten können. Es ist wirklich ein Glück, daß der Mensch nicht auf Aktien gebaut worden ist, er wäre sonst gar nicht fertig geworden'

So hat man es der Natur verdacht, daß der Mensch die Nase nicht zum Abschrauben trägt, damit er den Tabak nur so von oben hineinschütten könnte! Andere, die wahrscheinlich oft angestoßen haben, tadelten wieder, daß der Mensch das Schienbein vorne hat, wo er so leicht anstößt, und nicht rückwärts, wo der Mensch vor der Sündflut die Waden hatte.

Andere wieder wollten, der Mensch sollte die Augen auf dem Rücken haben, denn was vor ihm geschieht, das sieht er ja ohnehin! Der Mensch hätte die beiden Ohren an den Füßen haben sollen, damit er, wenn er Schauspieler wird, den Souffleur besser hören könne. Wieder andere meinen, der Mensch hätte alle zehn Finger auf der rechten Hand haben sollen, da die Linke ohnehin nicht wissen soll, was die Rechte thut! Auf jeden Fall ist es ein Uebelstand, daß die beiden Parteien „Hören" und „Sehen" leider im Kopf einlogiert sind, da den Menschen vom Kopf in dieser Welt gar zu oft hören und sehen vergeht!

Die Sternseher, m. s. H u. H., sehen" wenn ein schöner Abend ist, in den Himmel mit einem Fernrohr, um die Wunder des Himmels zu betrachten und die Bewegung der Himmelskörper allein, wenn ein schöner Abend ist, kann man ohne Fernglas seine Wunder auf der Erde sehen!

Wenn unter den Menschen ein Genie, ein Stern, erscheint, dann ist jeder Mensch ein Fernrohr: von der einen Seite ver-

größert er seine Flecken, von der andern Seite verkleinert er seine Glanzpunkte!

Die Astronomie wird durch die Sternwarten sehr befördert. Warum, m. s. H. u. H., heißen diese Gebäude Sternwarten? Weil der Astronom hinaufsteigt und sagt: „Stern, warte!“ Wenn der Stern so gut sein will, zu warten, so sieht ihn der Sternseher von Kopf bis zu Fuß an, und macht sich einen Knopf ins Sacktuch, damit er ihn nicht vergißt, wenn er ihn wiedersieht; will aber der Stern nicht warten, so haben beide ihren Weg umsonst gemacht.

Die Astronomie ist die Polizei des Himmels, die Sterne stehen unter ihrer Aufsicht, und kein Komet darf länger ausbleiben, als sein Paß lautet; bleibt er aber länger aus, was thun die Astronomen? Sie verlängern ihm den Paß; aber wenn er einmal der Erde so nahe kommen wird, daß sie ihn festnehmen, dann mag er dem Himmel danken, wenn er mit einem Puzer davon kömmt.

Wenn die Astronomen Zusammengruppierungen bemerken, wenn ein Haufe beisammen steht, da sind sie gleich hinterher, und bringens gleich heraus, daß das mehr als einer ist; haben sie doch schon richtig herausgebracht, daß bei einer jeden Sterngruppe auch ein paar Trabanten dabei sind!

Die Menschen sind Heuchler mit ihrem Wissen, mit ihren Empfindungen, mit ihren Gläsern und Ferngläsern. Sie sagen: die Ferngläser vergrößern die Sterne, es ist nicht wahr, sie vergrößern sie eigentlich nicht, sie ziehen sie nur herunter, und dadurch glauben sie ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Weil der Mensch der Sonne nicht ins Angesicht sehen kann, so schwärzt er doch das Glas an, durch welches er die Sonne ansieht!

Der erste Atemzug des Menschen schließt eine Welt vor ihm auf, und sein letzter Atemzug schließt eine Welt vor ihm zu und eine Welt vor ihm auf, und in beiden Welten stehen unendliche Sterne über seinem Haupte; in seinem Wiegenhimmel die süßen Sterne des Mutterauges, in seinem Bethimmel die Zwillinge Schlaf und Traum, in seinem Trag- und Bethimmel das Sternbild der heiligen Jungfrau, in seinem Thronhimmel das Sternbild der gerechten Wage, in seinem Sterbebetthimmel das Sternbild des Schwans mit dem Schwanengesang von jenseits, und in dem großen, wirklichen blauen Weltenhimmel die heilige Schrift der ewigen Sterne, und in diesen Sternen ist zu lesen die Leseprobe von der Darstellung im Tempel des ewigen Lebens! Und dennoch, nachdem der Mensch durch Jahrtausende erfahren hat, daß jeder Sternenschein ein Lichtblick des Himmels ist, daß die Sterne eben so viele über uns wachende Mutteraugen der Vorsehung sind, trotz dem allen erschrickt er, wenn ein neuer Stern erscheint, und

sagt: es bedeute Unglück! Kann ein neues Blümchen, mit dem ein Vater seine Kinder überrascht, ein Unglück bedeuten?

Die Gastfreundschaft der Menschen ist großartig! Kaum als so ein neuer Gast erscheint, rechnen sie nur geschwind aus, wann er sich wieder entfernen wird! Wenn so ein neuer Komet oder Haarstern erscheint, so lorgnetieren ihn die Astronomen und sagen: „Entschuldigen Sie gefälligst, haben wir nicht schon einmal das Vergnügen gehabt? Sie kommen uns so bekannt vor!" Wenn der Haarstern sagt: „Nein!" so fährt der Astronom fort: „Ach, Sie haben eine frappante Ähnlichkeit mit dem anderen Kometen — wie heißt er nur!?" u. s. w. Wenn der neue Komet eine Weile da ist, so wissen sie nicht nur, daß er gekommen ist, sondern auch, daß er hat kommen müssen, und daß es eigentlich schon ein alter, abgetragener Komet ist.

Letzthin, m. f. H. u. H., ist so ein neuer Planet gekommen, der die Astronomen sehr in Verlegenheit setzte; er wurde zuerst bei den „Fischen" gesehen, da haben ihn die Astronomen aufgefischt, allein sie wußten seinen Namen nicht. Der Schalk, deshalb hat er sich an die Fische gehalten, damit sie nichts aussagen sollten. Nun wußten sie lange nicht, wie sie ihn heißen sollten, das war eine namenlose Verlegenheit! Wenn Sie, m. f. H. u. H., die Stationen lesen, die diesem neuen Kometen auf seiner Bahn angewiesen sind, so glauben Sie, es ist ein Reisender, der in Wien ein Gasthaus sucht. Es heißt: am 13. kömmt er in die „Krone", dann am 14. wird er beim „Adler" zu finden sein, und am 15., 16. u. s. w. hält er sich beim „Schwan" auf! Aber da macht er's, wie manche reisende Sterne oder Künstler, vom „Schwane" verschwindet er plötzlich! Und wer weiß, ob die Erde nicht die Zeche bezahlen muß!

Was die Astronomen von 1846 sehr beschäftigt, ist ein Komet, der ganz ohne Kopf erschien. Sie wissen nicht, wie er geht, wie er kömmt, sie können seiner Entfernung nicht nachspüren, denn das ist gar nicht zu berechnen, wie weit man ohne Kopf kommen kann!

Die Stockfischfänger hauen dem Stockfisch vor allem den Kopf ab, weil er weit in die Welt kommen soll!

Was der Mensch nicht im Kopfe hat, muß er in den Füßen haben, und auf jeden Fall ist der Verstand, den man in den Füßen hat, gangbarer als der im Kopfe.

Als Leib und Seele sich vermählten, hat ihnen die Schöpfung drei Hausgeräte zur Aussteuer gegeben: den Kopf, das Herz und den Magen. Daran, wie der Mensch diese Möbel gestellt hat, erkennt man ihn ganz, der Magen liegt ihm viel näher am Herzen, als der Kopf.

Den Magen hat er unter Dach gebracht, für den Magen braucht er das ganze Jahr kein Paraplnie, aber der gute Kopf

wird alle Augenblicke von den Menschen oder vom lieben Himmel gewaschen. Ein unruhiger Kopf wird unter Aufsicht gestellt, aber niemand bekümmert sich um die unruhigen Mägen!

Bei der Kindererziehung bekümmert sich der Vater, daß der Kopf nicht verdorben wird, wenige aber bekümmern sich, daß das Herz nicht verdorben werde! Man hat Sprachmeister, welche die Kinder sprechen lehren, Tanzmeister, welche sie gehen lehren, Schwimm-Meister, die sie schwimmen lehren, Hofmeister, die sie denken lehren; aber man hat keine Herzmeister, die sie fühlen und empfinden lehren; man hat keine Seelenmeister, und doch wird nur mancher Kopf unfähig geboren, bei dem alle Bildung nichts nützt, aber das Herz, die Seele des Kindes kömmt immer mit den besten Fähigkeiten zur Welt.

Unter den Seelen giebts keine Neger, alle Seelen werden weiß geboren, schwarz werden sie erst durch Bildung und Erziehung, durch den Sonnenstich der heißen Bildungszone!

Man kann gar nie genug von und über Kinderherzen sagen und denken! Die Kinder sind nicht nur der Boden der Menschheit, sondern auch ihre Blumen nnd ihr Kranz. Was ist der Schmerz? Bei dem Manne eine Grimasse, bei der Frau eine Ungezogenheit und bei dem Kinde herzzerreißende Wehmut! — Was ist die Freude? Bei dem Manne eine Erholung, bei der Frau ein Geschäft, bei dem Greise ein Erhaltungsmittel, und nur bei dem Kinde ist die Freude eine Gottheit, da lächelt, da weint sie, da tanzt sie, da jubelt sie!

Nicht nur Vater Adam ist aus dem Paradiese gejagt worden, sondern jeder Mensch wird einmal im Leben aus dem Paradiese gejagt, und das geschieht in dem Augenblick, wo er aufhört, ein Kind zu sein! Das letzte Lächeln des Kindes ist der erste Seufzer des Mannes. Ein jeder Mensch ist nur Herr in gewisser Beziehung, der Jüngling ist Herr im Tanzsaal, das Mädchen in der Seufzerlaube, die Frau im Pantoffel, der Mann im Kassezimmer, der Greis im Rollsessel, aber das Kind ist der Herr der ganzen Welt, es ist Herr über alle Köpfe, und über alle Herzen!

Glauben Sie mir gewiß, m. f. H. u. H., man kann mit dem Herzen die Welt besser regieren, als mit dem Kopfe; dem Kopfe muß man gehorchen, dem Herzen aber braucht man bloß zu folgen!

Der Kopf läuft oft mit dem Herzen davon, aber der Kopf ist ein Egoist, er schaut vornehm auf das Herz herab!

Um im Leben glücklich zu sein, braucht man zwei volle Sachen und zwei leere Sachen, ein leeres Herz und einen leeren Kopf, aber einen vollen Magen und eine volle Tasche.

Ich glaube, man nimmt bloß deshalb bei einem Komplimente den Hut herunter, weil man glaubt, dem andern ein Kompliment zu machen, wenn man seinem eigenen Kopfe eine Blöße giebt!

In jedem Komplimente, ſagte Jean Paul, liegt ein Zauber für den andern: es iſt wahr, jeder Hut iſt ein Zauberhut, beſonders jeder Fürſtenhut iſt ein wahrer Döblerhut, mit jedem Hutabnehmen eines leutſeligen Fürſten wirft er dem andern ein angenehmes Sträußchen und wieder ein Sträuschen hin.

Wiſſen Sie, m. ſ. H. u. H., warum die großen Herren gerne Komplimente freundlich erwidern und den Hut abnehmen und die kleinen Herrchen kaum den Hut rücken?

Weil dieſe letzteren ſo aufgeblaſen ſind, daß ſie fürchten, wenn ſie oben den Deckel wegnehmen, fährt aller Wind heraus!

Warum hatten einſt die Doktorhüte alle drei Spitzen oder Ecken? Weil die Doktoren ſo lange zwiſchen zwei Fällen wählen, bis der dritte Fall von ſelber kömmt. Der Doktor der Medizin zählt an den Hutſpitzen aus, wem er zu Hilfe kommen ſoll: dem Kranken oder der Krankheit, bis er an den dritten Spitz kommt, iſt der Kranke ſchon am — Währinger Spitz. Der Doktor der Rechte ſucht an allen Ecken das Recht zuſammen. An der einen Ecke das poſitive Recht, an der andern Ecke das ideale Recht, und an der letzten Ecke erwiſcht er gerade das poſitive Unrecht.

Der Doktor der Philoſophie ſpitzt auf die Wahrheit, er ſucht ſie in der Spitzfindigkeit der Logik und findet ſie nicht, er ſucht ſie auf der äußerſten Spitze der Idee, keine Idee! endlich ſucht er die Wahrheit im Wein, und da kommt er auf den wahren — Spitz!

Man ſieht alſo, daß der Menſch bloß durch ſeinen Kopf auf der Erde in Verlegenheit kömmt. Jener Komet ohne Kopf würde alſo nicht bloß im Himmel, wo der Kopf ohnehin nichts gilt, ſondern auch auf der Erde ſeine Karrière machen. Dieſer Komet ſteht in der Neigung zur „Venus“. Über eine ſolche Neigung haben ſchon mehr Leute den Kopf verloren. Durch die Neigung zur Venus ſtellt er ſich bloß, als ob er keinen Kopf hätte, um ſich die Venus geneigt zu machen.

Von dieſem Kometen ohne Kopf iſt es ſehr zu befürchten, daß er hofft, auf der Erde ſein Unterkommen zu finden! Das iſt ein Mann, wie ihn die Erde braucht, ein ſchwaches Licht, ohne Kopf, mit einer ſehr langſamen Vorwärtsbewegung! Wenn der Komet einen Kopf hätte, die Erde müßte einen Preis darauf ſetzen.

Allein, welch ein Schrecken ergriff in dieſem Jahre unſere Aſtronomen, als ſie einen Kometen mit zwei Köpfen ſahen! Schauderhaft! Wenn den Aſtronomen ſchon bei einem Kopfe der Verſtand ſtillſteht, wie erſt bei zwei Köpfen!

Es geſchieht zuweilen auch auf Erden, daß ein Kind mit zwei Köpfen geboren wird, allein die weiſe Natur läßt ſolche Kinder nicht leben. Ja, wenn man ſicher wüßte und die Beruhigung hätte, daß es zwei Dummköpfe werden, ein Menſch mit zwei Dummköpfen, den müßte das Glück gerne haben! Schon die öffent-

liche Sicherheit gebietet, solch ein Monstrum nicht groß werden zu lassen, denn es könnten ja zwei gescheite Köpfe werden!

Aber in welche Konflikte könnte ein Mensch mit zwei Köpfen im Leben geraten, m. f. H. u. H? — Setzen wir den Fall, er wird mit dem einen Kopfe ein Bertoletti, ein Flohdreſſierer, und mit dem andern Kopfe wird er ein Mitglied des Antitierquälerei-Vereins — welch ein Krieg! Oder der eine wird Theaterdirektor, der andere Theaterrezenſent — welch ein Tête-à-tête! Sie hätten es jedoch bequem: ſie könnten ſich gut in den Haaren liegen. Oder er iſt mit dem einen Kopfe verheiratet und mit dem andern ſein eigner Hausfreund, und kann ſich gar nie aus dem Wege gehen.

Es könnte aber immer Fälle geben, wo Menſchen mit zwei Köpfen g'rad gut zuſammen paſſen, z. B. man wird mit dem einen Kopfe Arzt und mit dem zweiten Advokat: während nun der Arzt auf der einen Seite das Rezept ſchreibt, ſchreibt der Advokat auf der andern Seite das Teſtament. Die Börſemänner können mit dem einen Liebhaber ſein und mit dem andern Kontremineurs: wenn ein Kopf zu Hauſe bleibt, kann der andere auf die Börſe gehen!

Wenn nun auf der Erde ſchon ſolche Konfuſion iſt, wenn ein Menſch zwei Köpfe hat, was muß erſt von einem Kometen zu befürchten ſein, der zwei Köpfe hat. Die zwei Köpfe des Kometen ſind durch einen leichten Nebel verbunden — das iſt eine alte Methode, eine alte Erfahrung der Kopfverbindungen!

Denn warum ſind jetzt alle litterariſchen Verbindungen auf Feſteſſen und Feſttrinken gegründet? Auch weil die verſchiedenſten Köpfe durch einen tüchtigen Nebel als verbunden erſcheinen!

Man glaubt auch, es ſind zwei Künſtler, die auf Gaſtrollen kommen; die Aſtronomen, die ſie ſehen wollen, müſſen auch ihre Plätze bedeutend erhöhen.

Warum laſſen ſich jetzt die unbedeutendſten Virtuoſen und Dichter gleich lithographieren? — Damit das Ding doch ein Geſicht habe.

Ich für meinen Teil, ich bin kein Sternſeher, aber auf Köpfe verſtehe ich mich ein wenig, und ich bin feſt überzeugt, die zwei Köpfe ſind nichts als Waſſerköpfe! Denn dieſer Komet, der Biela'ſche, kommt alle ſechs Jahre wieder, zwei gute Köpfe aber kommen in der Welt nicht ſo häufig wieder!

Wird nun dieſer hohe Komet mit ſeinen Köpfen der Erde nahe kommen? Schwerlich! Denn die Erde hat für höhere Köpfe mehr Abſtoßendes als Anziehendes!

Und wenn auch die Köpfe mit der Erde in Berührung kommen, ſo werden die Erde und die Menſchen den Kometen eher ruinieren, als der Komet die Menſchen! Wieviel große Lichter und Sterne hat nicht ſchon ruiniert!

Der Mensch ruiniert alles! Nur die Ruinen nicht! Was die Zeit baut, das reißt er ein; was die Zeit einreißen will, das baut er wieder auf! Und doch verewigt sich die Weltgeschichte nur durch Ruinen; so wie ein großer Mann mehr durch Anekdoten als durch seine Werke populär und verewigt wird! Jede Ruine wird zum Monument, und jedes Monument zur Ruine Der Astronom Gruithuisen hat auch im Monde Ruinen entdeckt, das glaube ich — der Mann im Monde muß schon eine schöne Ruine sein!

Woher, m. s. H. u. H., wissen wir, daß im Monde ein Mann ist und nicht eine Frau? Weil bekanntlich im Monde die Atmosphäre so dünn ist, daß man in ihr nicht sprechen kann, also keine Frau da existieren kann. Die Astronomen sagen, jeder Mann und jede Frau haben ihren Stern am Himmel, — das muß wahr sein, darum giebt es unter den Sternen einen „Hasen", einen „Bären", einen „Fuhrmann", ein „Chamäleon", einen „Pfau", eine „Gans", einen „Drachen", einen „kleinen Hund" und einen „großen Hund"!

Die Astronomen sind zugleich auch die Wettermacher, und in dieser Beziehung sind sie wie die Eheleute, wenn sie schon ganz nahe brummen hören, so wissen sie, daß es ein Donnerwetter geben wird. Eine Frau und Gewitter sind am bedenklichsten, wenn sie sich zusammenziehen, und am fürchterlichsten, wenn sie im Anzuge sind Allein wenn sie anfangen, sich zu entladen, da kühlen sie sich auch ab, und es geht mit einem kleinen Schauer vorüber.

Was heuer am Himmel vorgeht, das ist entsetzlich! Saturn regiert: Saturn, der die Menschen gelehrt hat: Geld machen. Wer aber Geld machen kann, regiert immer im Himmel und auf der Erde! Eigentlich ist es so: das große Geld herrscht, und das kleine Geld regiert! Die Welt ist aber jetzt verkehrt. Jeder klagt über Geldmangel, und doch will jeder regieren! Die Menschen sollen alle gleich sein, d. h. hast du nichts, und ich nichts, so sind wir ohnehin gleich; hast du etwas und ich nichts, so teilen wir gleich; hast du nichts und ich habe etwas, so teilen wir gleich: Du behaltst deinen Teil und ich meinen Teil!

Wenn es heißt, den andern Menschen etwas wegnehmen, so sind die Menschen alle gleich dabei; wenn es aber heißt, den andern Menschen etwas ablassen, geben, überlassen, so sind die Menschen immer lieber später als gleich dabei, dann sind alle Menschen gleich!

Unter der Regierung des Saturnus wird also das Geld auch unter den Sternen regieren; da werden also gewiß viele Ehen geschlossen werden, und der Ring, den bloß Saturnus hat, ist gewiß ein Trauring. Allein Saturnus hat gut Heiraten schließen, er kann Geld machen und im Notfalle ist er der Mann, der seine

Kinder, wenn er ſie nicht ernähren kann, in Gottes Namen aufißt.

Im Himmel regiert gewiß das Geld auch, daher die Fixſterne fix angeſtellt ſind, und etwas Fixes haben. Die armen Wandelſterne aber ſind bloß ſupernumeräre Sterne, Praktikanten, ſie dienen ſchon unzählige Jahre und haben keine feſte Stellung; die Sternſchnuppen aber, das ſind jene Sterne, die gar nichts haben, welche die andern Sterne alle vertröſten und ſagen: „Helf Gott!“ ſo daß ein ſolcher Stern glaubt, er habe genieſt, worauf er ſich gleich ſchneuzt! Oder er ſchießt ſich eine Kugel durch den Kopf, dann heißts auch zuweilen ein Sternſchuß!

Die Sonnenfinsternis und der Weltuntergang,

oder:

Wenn morgen abends die Welt glücklich zu grund gegangen sein wird, was wird übermorgen früh der Gemeinderat thun, um es zu verhüten? —

Unmöglich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kann ich morgen die Welt so mir nichts dir nichts zu grunde geben lassen, ohne auch mein Scherflein zu diesem menschenfreundlichen Unternehmen beizutragen. Es wundert mich ein bischen von unserem lieben Herrgott, daß er ein so seltenes, hier noch nie gesehenes Schauspiel nicht zum Besten eines wohlthätigen Zweckes veranstaltet. Wie herrlich könnte man dieses Schauspiel ankündigen? Zum Beispiel: Morgen wird aufgeführt zum Besten der Badener Beleuchtung: „Große totale Finsternis." Sie erstreckt sich von der nordwestlichen Parkstraße südwestlich bis Dörfel und nordwestlich bis Weikersdorf und noch weiter. Sie beginnt, wenn der Abendstern so steht, daß er den Laternanzünder bedeckt, erreicht ihren Mittelpunkt, wenn das Siebengestirn aus der Reunion nach Hause geht, und endet, wenn der Wassermann in's Zeichen der Milchmariandl tritt.

Daß der liebe Herrgott dieses Schauspiel nicht zum Besten eines wohlthätigen Zweckes gibt, beweist, daß er auf keine Medaille spekuliert. Es wundert mich wirklich, m. f. H. u. H., daß der liebe Himmel noch keine Medaille bekommen hat, was ist der Himmel nicht für ein gutgesinnter Mann. In seinem Verwaltungsrat, im „Tierreiche", hat er einen „Krebs" und einen „Schütz", also einen „Reaktionär" und einen „Konstabler". Die Sterne, die sich der Bewegung gar nicht angeschlossen, bekommen eine fixe Anstellung als „Fixsterne". Diese angestellten Sterne sind sonderbar, die Astronomen behaupten, wenn man sie in der Nähe betrachtet, sind's gar keine großen Lichter! Die Anzahl dieser fix angestellten Sterne ist unsehener groß Der Himmel hat ungefähr 18 Millionen solcher angestellter Beamten. Nun können Sie sich denken, was der Himmel in einem Jahr für ein

Geld brauchen muß. Und das sind erst nur die öffentlichen Ausgaben. Was müssen nicht erst die geheimen Fonds ausmachen? Für alle die geheimen Lichtlein, die wir gar nicht sehen? Für die Kometen, diese reisenden Agenten? Wir sehen am Himmel nur den „kleinen Hund" und den „großen Hund", aber die kleinen Spitzel sehen wir nicht, die am Himmel so herumschnuppern, die in der Milchstraße auf und ab spazieren und achtgeben, wenn sich ein Stern nur schneuzt. Ja der Himmel ist gutgesinnt, taucht irgendwo ein neues Licht auf, gleich müssen die Astronomen ihm einen „Trabanten" zur Bedeckung geben. Der Erde traut der Himmel gar nicht. Er stellt sie unter polizeiliche Aufsicht, der Mond muß sie beständig begleiten. Der „Mann im Monde" ist nichts, als ein Konstabler der Erde, der sie stets begleitet, und die Astronomen zweifeln noch, ob im Mond zivilisierte Menschen wohnen! Ich hatte die Ehre, m. f. H. u. H., ein genauer Bekannter des Astronomen Gruithuisen zu sein. Er besaß das beste Fernrohr und die schönste Tochter, die man sich denken kann. — Und ich studierte mit Leidenschaft die Sternguckerei. In einer schönen Mondnacht bewies er uns, daß im Monde denkende Wesen wohnen. Ich sagte endlich, nachdem wir den Mond zwei Stunden lang angeschaut hatten: Herr Professor, Sie wissen bloß, daß die Leute da oben denken Ich weiß mehr — ich weiß sogar, was sie sich jetzt denken. Nun, was denn? fragte er. Wenn die Leute da oben bemerken, wie ich so hinaufschaue, so denken sich die Leute oben, der Saphir da unten ist ein Narr, er sitzt neben einer schönen Dame, und schaut stundenlang in den Mond hinein! —

Der Mond, m. f H. u. H., das ist ein Vokativus! Mit der Sonne ist er verheiratet, und die Erde begleitet er. Aber es ist keine Gefahr dabei. Er begleitet sie in einer respektvollen Entfernung von 50000 Meilen. Wenn die schöne Erde von dieser Liebe noch nicht gerührt ist, so ist sie wert, daß sie morgen zu Grunde geh[illegible]nd erst dann dort mit ihm zusammenkömmt.

Das wird eine schöne Zusammenkunft sein! Nachdem er ihr 6000 Jahre immer 50000 Meilen weit vom Leib nachgegangen ist, werden sie sich endlich in die Arme stürzen, aber bloß, um mit einander zu Grunde zu gehen. Zu spät!! Sie hätte zwar bis morgen noch 24 Stunden Zeit, wenn sie auf meine Vorstellung hören wollte, wenn die schöne, reizende Erde sich noch rühren ließe, es hat doch so lange geregnet, sie müßte endlich erweicht sein, gäb' sie ihm noch einen Wink, bevor es zu spät wird.

Zu spät ist in der Liebe auch ein Unglück, wie in der Politik. Die deutsche Politik, m. f. H. u. H., das ist die europäische Jammer-Pepi. Sie steckt all ihr Lebtag zwischen den „Schranken" und dem „Durchbruch", und wenn man guten Kaffee haben will, kömmt man zu spät.

Das „zu spät", m. f. H. u. H., ist ein großes Unglück in der

Politik, aber ein noch größeres Unglück ist das „Zu gleich“. Die Partei, die alles auf später verschiebt, geht durch „zu spät“ zu grunde, und die Partei, die alles „gleich“ haben will, geht durch „zu gleich“ zu grunde, daß sie alles zu sehr gleich haben will. Diese ungenügsame Zugleich-Partei will von dem Kern sogleich den Baum, von der Blüte sogleich die Frucht, von der Saat sogleich die Ernte, von dem Wunsch sogleich die Erfüllung, von der Liebe sogleich die Gewährung. Reif soll alles sein, aber zeitigen soll gar nichts.

Gott selbst hat auch nicht alles gleich erschaffen. Gott selbst hat eingesehen, daß nach dem Chaos nicht sogleich Licht und Pflanze und Tier und Mensch und Weltgeist fix und fertig da stehen kann. —

Glauben Sie nicht, m. f. H. u. H., daß Gott im Himmel, der Vater des Lichtes und der Weisheit, „den Baum der Erkenntnis“ dem Menschen ganz und für immer verbieten wollte. Er wollte nur nicht, daß der Mensch die Frucht vo der Reife pflücken sollte Aber Adam wollte den Apfel auch gleich, und das war die Sünde. —

Die Menschen, die alles gleich wollen, sind wie die Gäste in einem Gasthause; was sie auch immer begehren, schreien sie bei allem: „Aber gleich!“ wenn sie auch wissen, das kann noch gar nicht fertig und ausgekocht sein. Die anderen, die immer „später“ sagen, das sind die Oberkellner Sie versprechen alles und sagen: „Warten Euer Gnaden lieber ein bißl, es steckt eben ein delikates junges Gesetzel am Spieß!“ Und zwischen diesen zwei Stühlen, „zu spät“ und „zu gleich“, sitzt indessen die Welt auf gar nichts, und es ist ein wahres Glück, daß sie zu grunde geht, denn sonst wüßte sie nicht, wohin sie gehen soll. Also morgen, m. f. H. u. H., ist's aus.

Morgen realisiert sich endlich der Gesammt-Eintritt aller Völker in die allgemeine Zugrundgeherei. Ich habe Sie, m. f. H. u. H., heute zum letztenmale um mich versammelt. Wir sahen uns heute zum letztenmale, ist das nicht recht betrübt? Wir wollen uns heute noch gegenseitig gut anschauen. Ob wir uns übermorgen nach dem Weltuntergange noch erkennen werden? Ich zweifle daran, denn jetzt ist die Welt nur halb zu grunde gegangen, und die Leut sind schon nicht zu erkennen.

In Hinsicht der Farbenlehre und des Farbenspiels, m. f. H. u. H., hat uns die menschliche Natur, diese Geheimschrift Gottes, die unfehlbarste Lehre gegeben — Das Angesicht des Menschen ist das offen aufgeschlagene Hauptbuch über die Ausgabe und Einnahme seiner Empfindungen, da liegen das Soll und Haben seiner Leidenschaften und Begierden vor uns da, auf der Stirn sind die Gedanken eingetragen — in den Augen steht die Stenographie der Liebe und des Hasses — um den Mund spielt der Rechen-

schaftsbericht über Spott, Hohn, Güte u. s. w. Aber durch welches Zeichen giebt sich die Schuld, die innere Schuld, des Herzens tiefste Schuld auf dem Angesichte kund? Durch den Farbenwechsel! Dieser Farbenwechsel ist ein Wechsel nach Sicht gezogen, und im Gewissen sitzt sein Wechselgericht und sein jüngstes Gericht. —

Morgen Abend, m. s. H. u. H., steh'n wir alle vor dem jüngsten Gericht, welches wahrscheinlich auch öffentlich und mündlich sein wird, morgen sitzen wir alle, m. s. H. u H., auf der langen und harten Bank der Angeklagten. Eine Bank, welche die Staatsschulden nicht übernimmt, eine Bank, wo die Reichen die größten Dividenden beziehen werden.

Morgen, wenn Sie, m. s. H. u. H., auf dieser harten Bank sitzen werden, da werde ich eine große Satisfaktion erleben, denn da denkt sich mancher: da sitz' ich doch noch lieber in einer Saphir'schen Vorlesung! — Morgen werden wir nicht nur alle Angeklagte sein, sondern wir werden auch einer gegen den andern zeugen müssen. —

Wie wäre es, m. s. H. u. H., wenn wir uns heute ein bischen gegenseitig verabredeten, was wir morgen über uns aussagen wollen?

Alle gescheiten Leute lachen über das Vorurteil, daß morgen die Welt untergehen soll. aber ich bin fest überzeugt, daß, wenn morgen Nachmittag um 3 Uhr zufällig ein starkes Donnerwetter kömmt, die größten Philosophen innerlich ein bischen Gedärmezwicken spüren werden, und kein Mensch wird sich so rein, so tugendhaft und heilig fühlen, um ganz ruhig zu sein, nicht einmal ich.

Also morgen, ich bleib' dabei, morgen um drei Uhr schlägt für die Welt die Polizeistunde, morgen ist's „letzte Fensterl'n". Aus ist's mit der Welt und wie Schade, gerade jetzt! wenn unser Herrgott nur noch 14 Tage gewartet hätte! Da kommt der Baron Rothschild nach Wien und schließt vielleicht ein neues Anlehen mit ihm ab!

Nur noch eine kurze Zeit wenn der Himmel Geduld hätte, da wären in Preußen die Provinzial-Landtage einberufen, die liebe Cholera kehrt auch nach und nach von ihrer Landpartie zurück, und in Wien würde vielleicht das Fleisch noch um einen Kreuzer teurer werden, da man so viel für das liebe Vieh thut!!

Ist es nicht grausam vom Schicksal, die Welt gerade in dem Augenblicke zu grunde gehen zu lassen, wo man so viel für die Ausbildung des Rindviehes, für die Erziehung der jungen Ochsen thut? Man errichtet jetzt schon „Kleinkälber-Bewahranstalten", Gymnasialklassen für junge Öchslein, und die armen Schullehrer haben Hoffnung daß sie als Rinderhirten eine bessere Anstellung bekommen. Was hätte das liebe Vieh jetzt nicht für eine schöne Zukunft vor sich? Was würden die jungen Öchslein, die nach der

neuen Zeit erzogen würden, für eine ausgezeichnete Generation! Ach wer jetzt noch jung wäre! Aber die Ochsen tragen viel zur Aufklärung bei. Die Ochsen werden nur für die nächste Aufklärung so sorgfältig erzogen. Dieser Studienplan ist ganz einfach, man mästet zuerst den Ochsen, bis er fett wird, dann wird er vor den Kopf geschlagen, dann läßt man sein Fett aus, dann macht man aus dem Fett Kerzen, dann steckt man die Kerzen in die Laterne, dann zündet man die Laterne an, und so ist der Ochs in der Laterne ein Mittel zur Aufklärung.

Morgen, m. s. H. u. H., geht die Welt bei der Sonnenfinsternis zu grunde, wieder ein schlagender Beweis, daß die Welt nicht durch das Licht zu grunde geht, sondern durch die Finsternis.

Die Welt ist sonderbar, das heißt die Menschen! Weil man mit dem Lichte alles in Brand stecken kann, so verbieten sie nicht das Brandstiften, sondern lieber gleich das Licht — Weil die Freiheit viele Leute berauscht gemacht hat, so verbieten sie nicht den Rausch der Freiheit, sondern lieber gleich den Durst. — Aber sie wissen nicht, daß es Krankheiten giebt, die sich an das ihnen angewiesene Lokal gar nicht halten, es giebt kopflose Leute, die Kopfweh haben, herzlose Menschen, die noch Herzklopfen haben, und Männer ohne Waden bekommen auch den Wadenkrampf.

Man sagt: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang. Das ist nicht ganz wahr. — Ich kenne Leute, die viel Wein trinken und bedeutende Narren sind, ich kenne Leute, die Weiber ungeheuer lieben, und ungeheure Narren sind; mein Sinnspruch lautet anders, mein Sinnspruch lautet:

Wer nicht liebet Kinder, Blumen und Freiheit, bleibt ein böser Mensch sein Lebelang.

Kinder sind die Blumen des Lebens, Blumen sind die Kinder der Sonne, und die Freiheit ist das Kind des Himmels und die Rose der Erde. D'rum soll der Mensch die Blumen an die Brust nehmen, wie die Kinder, und an Kindern sich ergötzen, wie an Blumen, und die Freiheit genießen, wie er die Rose genießt.

Wer den Reiz, den Duft, das Blätterlicht, das süße Liebes- und Lebensgeheimnis der Rose rein und voll genießen will, der laß' ihr Zeit, sich lieblich zu entfalten, aus der grünen Knospe dem erwachenden Tageslichte entgegenzuschwellen, dann das schöngekrönte Haupt zu erheben und zu rufen: Ich bin die Königin der Blumen.

Aber wer die Rose der Freiheit vor ihrer freiwilligen Entwicklung gewaltsam mit den Nägeln aus der Knospe kratzt, der wird keine Rose bekommen, sondern zerbröckeltes Blattwerk, und der Geist der gemordeten Rose wird ihm zurufen: „Wehe, daß du mich voreilig aus der grünen Wiege gerissen und meine Zukunft verstümmelt hast."

Die Freiheit ist eine Frau, der Zeitgeist ist ein Mann, und glauben Sie mir, m. f. H. u. H., wo eine Frau entartet ist, ist es des Mannes Schuld. Das Weib ist ein Gnadengeschenk des Himmels an das Leben, und was der Himmel schenkt, kann an sich nicht böse sein. Das Herz des Weibes ist von Natur gut, ihre Seele klar, ihr Gemüt lauter, ihr Gedanke rein, ihre Empfindung sanft, ihr Wollen edel, und ihr Lieben echt und beseligend: aber das Weib, dieses Geschenk des Himmels, ist wie der Tautropfen des Himmels, fällt dieser Tautropfen in das Herz der Rose, wird er zum Demant an ihrer Brust, fällt er in das offene Herz der edlen Muschel, wird er zur euchtenden Perle, fällt er aber in einen Sumpf, so wird er selbst zum Schlamme. —

So ist es mit dem Herzen der Frau. Fällt es an ein empfängliches, lauteres und liebevolles Herz, wird es zum Demant, zur Perle, fällt es aber an ein rohes, liebeloses, gemeines, dann geht die unheilige Wandlung vor, und es wird selbst dem Staub zur Beute.

Und so auch ist's mit dem Götterweibe „Freiheit". Sie ist selbst entadelt worden, weil sie noch den Mann leider nicht gefunden hat, der ihre Götterſendung versteht, und sie durch's Leben zu führen weiß in ihrer ganzen Reinheit und Heiligkeit.

So, m. f. H. u. H., ist's gegangen, seit die Welt steht, und so wird es gehen, bis die Welt zu gehen aufhört, oder gar untergeht.

Durch was erhält Gott die Welt? Schiller sagt: „durch Hunger und durch Liebe." — Schiller konnte das wissen, denn erstens war er ein Dichter, die verkehren sehr viel in Liebe, dann war er ein deutscher Dichter, die wissen auch, was Hunger ist. — Hunger und Liebe! Die Liebe ist der Hunger des Herzens und der Hunger ist die Liebe des Magens. Die wahrhaft Liebenden behaupten, sie verspüren gar keinen Hunger, das ist mir in meiner Praxis nicht vorgekommen. Aber das Gegenteil ist ganz gewiß: die wahrhaft Hungrigen verspüren keine Liebe. —

Die Welt wird also durch den Hunger erhalten, welch' einen schönen, edlen, göttlichen Beruf haben deshalb alle unsere Praktikanten! Sie müssen die Welt erhalten. Einem jeden Praktikanten sollte man folgende Grabschrift setzen:

Hier liegt ein Menschenfreund,
Ein Märtyrer, ein Held,
Er starb an chronischer Erhaltung
Der Welt.

Die Welt, m. f. H. u. H., wird von drei Regenten regiert. Die Liebe regiert die Welt, die Dummheit regiert die Welt und das Geld regiert die Welt, und wo Viele regieren, muß die Welt zu grunde gehen. Einer muß regieren im Himmel und auf Erden, das ist das Gesetz der Welt.

Die drei Regierungen, Liebe, Dummheit und Geld unterstützen sich gegenseitig. Die Liebe wird von der Dummheit unterstützt, und die Dummheit vom Geld. Das Geld aber braucht keine Unterstützung, das ist ein Philosoph und ist sich selbst genug. Geld ist die Weltseele, und daß diese Seele unsterblich ist, haben wir schriftlich, schwarz auf weiß auf dem Papier. —

Geld regiert die Welt. Also Papier regiert die Welt, und es ist ein Glück, daß feines Papier, Velinpapier, die Welt regiert, vor drei Jahren wollte sogar schon das Packpapier regieren.

Früher, m. f. H. u. H., hat die Welt bloß den Körper begraben, jetzt vergräbt die Welt ihre Seele in die Erde, es ist aber sonderbar, je tiefer die Bankiers diese Seele begraben, desto mehr steigt sie in die Höhe.

Die erste Regentin der Welt: die Liebe, hat das Privilegium, die menschliche Seele bis zum Himmel zu erheben. Das ist schon recht, aber wenn sie sie bis zum Himmel erhoben hat, läßt sie sie aus Ungeschick wieder fallen, und die Seele ist wie vom Himmel gefallen. —

Überhaupt ist es mit den moralischen und geistigen Privilegien sonderbar: die schönen Frauen haben ein Privilegium, dumm zu sein, und die Genies haben ein Privilegium, häßlich zu sein. — Das erste Privilegium kann man sich gefallen lassen, daß die schönen Frauen dumm sein dürfen, denn eine dumme Schönheit bleibt doch noch immer eine schöne Dummheit, aber das Privilegium, daß die Genies häßlich sein dürfen, ist schlecht eingerichtet, man kann's leider nicht, wie alle andern Privilegien, nach zehn Jahren zurücklegen.

Das erste, was man in der Liebe verliert, ist der Kopf. Die Liebenden und die Stockfische kommen durch die ganze Welt ohne Kopf. Nur wenn die Liebenden heiraten, finden sie ihre Köpfe wieder, aber in der Geschwindigkeit vertauschen sie sie. Sie setzt seinen Kopf auf und er setzt ihren Kopf auf. Wenn dem Mann der Kopf weh thut, so muß er zu der Frau sagen: Mein Kind, dein Kopf thut mir weh.

Glauben Sie mir, m. f. H. u. H., wenn die Welt morgen zu grunde geht, so geht sie nicht wegen Mangels an Hunger zu grunde, sondern wegen Mangels an Liebe, an Menschenliebe, an Wahrheitsliebe, an Freiheitsliebe, an Gerechtigkeitsliebe. Leider kann nicht geleugnet werden, daß in den letzten drei Jahren alle Blumen aus dem menschlichen Herzen ausgerottet wurden, und nur das Unkraut kleinlicher Leidenschaften blühend fortwuchert. Seitdem die Gemüter in die heiße Zone der Parteiung getreten sind, leben in ihnen auch nur die wilden und reißenden Tiere der heißen Zone; hinter den aufgerissenen Eisenstäben des menschlichen Brustgitters lauert mit funkelnden, alles verschlingenden Augen die alles umstrickende Schlange „Selbstsucht"! Der Egoismus

des Menschen hat wie ein Schwamm alle Liebe nur in sich selbst eingezogen, und giebt, wenn er berührt wird, diese Liebe als Schmutz nur wieder zurück.

Da sieht der liebe Himmel auf diese Welt herunter und sagt: Es ist schon besser, wenn sie zu grunde geht!

Bei diesem Zugrundegehen der Welt ist mir nur um einen Menschen leid, um mich, denn wenn die Welt zu grunde geht, ich bin unschuldig, ich lasse die Welt nicht gehen. Ich habe gehofft, es wird mit dem Untergange der Welt so gehen, wie mit dem Untergange von Sodom und Gomorrha. Bevor Sodom zu grunde gegangen ist, kam ein Engel und suchte den Gerechten, den Loth, und hat ihn aus der Stadt geführt, und so habe ich gehofft, es wird ein Engel kommen, um mich vor seinem Untergange herauszuführen. Aber die Engel müssen rein auf mich vergessen haben.

Beim Untergange von Sodom durften Loth und seine Frau sich nicht umsehen. Das zu empfehlen, ist zwar jetzt überflüssig, wenn jetzt jemand zu grunde geht, sieht sich ohnhin keiner nach ihm um. Es ist nur wegen der Frau und wegen dem Salz.

Loth's Frau ist darüber, daß sie sich umgesehen, zu Salzstein geworden, um ihrem Manne nach dem Tode noch das Leben zu versalzen. Wenn jetzt jede Frau, die sich umsieht, zu Salzstein würde, könnte das Salzmonopol gar nicht in's Leben treten.

Ich habe mir vorgenommen, m. f. H. u. H., die Sonnenfinsternis und den Weltuntergang morgen nur in sehr großer Gesellschaft zuzubringen, denn die Astronomen können nicht genug davon erzählen, wie sich die verschiedenartigsten Tiere in diesem Augenblicke benehmen werden. —

In diesem Augenblicke wird man also ganz genau unterscheiden können, was für ein Tier sein Nebenmensch ist. Geben Sie acht, m. f. H. u. H., Sie werden kuriose Beobachtungen an verschiedenen Tieren machen. Die Reaktionäre werden an allen Gliedern zittern und die Ohren hängen lassen, die Wühler werden heulen und mit dem Kopf in die Erde graben, die Demokraten werden brüllen und in ihren Ställen unruhig werden, die Zeitungsschreiber werden dumpf seufzen und an allen Vieren zappeln, die Papierspekulanten werden sich mit vielem Geschrei auf die Hinterfüße stellen, die Spitzel werden mit unsicherem Blick und heraushängender Zunge herumlaufen, die Denunzianten werden zum ersten Mal das Futter verschmähen, sie werden in's Gebüsch sich verkriechen, damit der liebe Himmel sie nicht finde, die Humoristen werden alle vier Füße über dem Kopf zusammenschlagen, wie ein Schriftsteller, der an der Lesedürre leidet. Das alles werden wir morgen im Finstern ganz hell und klar sehen. —

Der Mensch sagt: es ist eine Sonnenfinsternis, doch es ist eigentlich eine Erdfinsternis, aber f. ist der Mensch, wenn er nicht

gut sieht, sagt er, das Licht brennt schlecht; wenn der Opernguckschlecht ist, sagt er, die Sängerin ist nicht schön. —

Da haben die Menschen schon dunkle und schwarze Gläser bereitet, um in die Sonne zu schauen. Der Mensch kann kein Licht ansehen, ohne wenigstens das Mittel, wodurch er es sieht, anzuschwärzen.

Die Astronomen machen es auch so, wie die Menschen, das Licht selbst an der Sonne haben sie nicht ergründet, wohl aber ihre Flecken genau gezählt und ergründet. Das ist der Trost des Menschen, er entschuldigt seine Leberflecken mit den Sonnenflecken. Er gönnt der Sonne ihr Licht, wenn er nur die Beruhigung hat, ihre Flecken zu kennen. — Der Mensch erlaubt seinem Mitmenschen große Vorzüge nur dann, wenn er als Zuwage auch große Fehler dazu bekommt. Er erlaubt dem Menschen große Tugenden, wenn er ihm ein paar Laster dazu einquartieren kann, und erlaubt dem Genie große Talente, wenn er ihm dazu ein paar Gebrechen mit Ober- und Untergewehr hinstellen kann. — An der Sonne selbst liebt der Mensch bloß am meisten den Untergang, und wie viel mehr Sonnen sieht der Mensch in seinem Leben untergehn, als aufgehn.

Nur bei dem letzten Blick der Sonne kann ihr der Mensch freundlich, ganz offen in's Auge sehn, so wie er auch dem Menschen nur beim letzten Blick freundlich in's Gesicht sieht. Der Mensch soll aber bedenken, daß jeder Blick auch der letzte sein kann, der Mensch sollte in jedem Augenblicke über sein Letztes folgende vier Fragen an sich stellen:

Wo wird meine letzte Rose sprießen?
Was wird mein letzter Wunsch hier sein?
Wem wird meine letzte Thräne fließen?
Wer spricht im Tod den letzten Trost mir ein?

Aber der Mensch denkt an das Letzte nur zu allerletzt. Allein morgen ist nun das Allerletzt, wenn nicht übermorgen auf allgemeines Verlangen dieses schlechte Stück und die Finsternis wiederholt werden muß.

Aber, m. f. H. u. H., wir, hier bei uns, werden keine totale Finsternis sehen, keine volle, nur einen Teil, da sieht man unser Schicksal, nicht einmal eine Sonnenfinsternis bringen wir al pari, auch da müssen wir ein paar Prozent verlieren. Nur in Galizien ist totale Sonnenfinsternis, und warum nur in Galizien?! Das hat der Himmel nur der totalen Sonnenfinsternis zu lieb gethan, die totale Sonnenfinsternis hat noch keine Ruthenen gesehen, und der liebe Himmel wollte ihr die Freude machen, diese neuen Mürzmenschen zu sehen. —

Morgen, m. f. H. u. H., wenn die Welt untergeht, möchte ich jemand sein, der ich sonst um keinen Preis der Welt sein möchte.

Wer? Raten Sie? Morgen beim Untergang der Welt möchte ich nicht der „Humoriſt" ſein wollen, ſondern bloß der „Zuſchauer".*)

Ich ſchmeichle mir noch immer, daß aus der ganzen Geſchichte morgen nichts wird; ich glaube, das Zugrundgehn der Welt iſt eine deutſche Erfindung, weil ſie noch die Grundrechte ſuchen! Und wenn der Weltuntergang eine deutſche Erfindung iſt, wird die ganze Welt davon Gebrauch machen, nur der Deutſche nicht, denn er hat alles vergebens erfunden! Er hat die Uhren erfunden und darf nicht wiſſen, wie viel es geſchlagen hat; er hat die Buchdruckerkunſt erfunden und darf nichts drucken laſſen, und er hat das Pulver erfunden und darf kein halb Lot Pulver im Haus haben!

Nur von einer Erfindung darf er Gebrauch machen, er hat nämlich das Bier erfunden, und viel Bier zu trinken erlaubt man ihm, und warum? Weil man ſonſt nicht wüßte, was man anfangen ſoll mit allen „Plutzern", die man macht.

Ich bin überzeugt, wenn die Welt morgen zu grunde geht, der Deutſche geht erſt übermorgen zu grunde! Preußen wird zwar Einſprache thun, aber übermorgen wird's doch ganz gut mit zu grunde gehn.

Wenn man morgen bei der großen letzten Unterhaltung die emanzipierten Israeliten fragen wird, die gewiß auch bei dieſer Unterhaltung die beſten Sitze und Logen haben werden, wenn man dieſe Emanzipierten fragen wird: wollt ihr mit den Juden oder mit den Chriſten zu grunde gehn? So werden ſie gewiß ſagen: wie heißt? Wir genießen erſt zwei Jahre die gleichen Rechte wie die Chriſten und ſollen ſchon mit ihnen zu grunde gehn? Von der Unterhaltung wollen wir nichts wiſſen!

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, ein Vorurteil zu bekämpfen, welches ſeit langer Zeit beſteht. Man machte nämlich, als es noch finſter war, den Juden den Vorwurf, daß ſie überall dabei ſind, daß ſie zerſtreuungsſüchtig ſind, daß ſie bei jeder Zerſtreuung die beſten Plätze haben u. ſ. w. Das iſt recht ungerecht, dieſe Zerſtreuung iſt nicht weltlicher Drang, ſie erfüllen nur ihr von Gott beſtimmtes Geſchick, denn es heißt in der Schrift von den Juden: „Du ſollſt ein Volk ſein, das ſich zerſtreut unter allen Nationen!" Und wer ſich mit andern Nationen zerſtreut, muß auch mit andern Nationen zu grunde gehn.

Ich, m. ſ. H. u. H., weiß nur nicht, mit welcher Welt ich zu grunde gehn ſoll, ob mit der großen Welt, ob mit der ſchönen Welt, ob mit der gelehrten Welt! Das beſte iſt, ich gehe mit der Kaufmannswelt zu grunde, denn wenn ein Kaufmann zu grunde gegangen iſt, fängt er erſt an gut zu leben!

---

*) Titel einer ſeiner Zeit in Öſterreich allgemein verbreiteten Zeitſchrift. Der Herausgeber.

Sie sehen, m. f. H. u. H., ich wehre mich genug gegen dieses Schauspiel morgen, allein es nützt nichts; ich habe mich schon gegen mehr schlechte Schauspiele gewehrt und sie sind doch aufgeführt worden.

Also, m. f. H. u. H., es nützt nichts, wir müssen uns trennen! Fassen Sie sich! Halten Sie Ihre Thränen zurück, Sie werden sie schon noch besser brauchen können.

Leben Sie wohl und reden Sie mir nichts Böses nach! Was haben Sie davon? Ich weiß, wenn ich morgen werde gestorben sein, werden Sie übermorgen alles Gute von mir sagen; drum bitte ich, lassen Sie sich denken, ich bin gestern gestorben! Wenn ich Sie je durch meine humoristische Vorlesung um die Zeit gebracht, entschuldigen Sie mich, es thut mir wirklich leid; wenn ich mich je unterfangen habe, ein bischen gescheit zu sein, verzeihen Sie mir's, es hat mir selbst weh gethan; ich bereue es hier auf meinem letzten Blatt aber zu spät. Dummheiten, die der Mensch begeht kann er wieder gut machen, aber Gescheitheiten, die kann er nicht gut machen, die muß er ewig büßen.

Also nochmal, leben Sie wohl, mein Testament ist bald gemacht. Meine Aktiva vermache ich an meinen Passiven Widerstand; von meinen beiden Händen soll man die Linke begraben, weil sie alle begraben sind, und die Rechte soll man in Spiritus setzen für die nächste preußische Kammer; meinen Teil von der deutschen Einheit soll man unter Glas und Rahmen machen und in den Rauchfang hängen; meine Anwartschaft auf eine Deputiertenstelle soll man in Spiritus setzen, damit sie sich lange hält, alle dummen Streiche, die ich noch unbenutzt hinterlassen, vermache ich der europäischen Vorsehung. Ihnen, m. f. H. u. H., möchte ich gern mein Herz vermachen, aber erstens haben Sie nichts daran, zweitens ist nicht mehr viel daran, also kann ich Ihnen nichts widmen, als mein letztes Wort, und das werden Sie gewiß zu schätzen wissen.

Kriegen, Erhalten, Erwerben, Verdienen und Bekommen,

oder:

Wenn alle Menschen auf der Welt schon das bekommen hätten, was sie verdient haben, wer hätte noch keine 25 bekommen?

Was ist das Erste, m. f. H. u. H., das der Mensch im Leben kriegt? Er kriegt Zähne! Was ist das Letzte, das der Mensch bekommt? Er bekommt einen Grabstein. Von der Zeit an, daß die Menschen ihre Zähne kriegen, bis sie ihre Grabsteine bekommen, ist ihr ganzes Leben ein Wettrennen mit Hindernissen nach Erwerben, Erhalten, Empfangen, Verdienen, Kriegen und Bekommen.

Zuerst erhält der Mensch eine Erziehung oder eine Anstellung, dann erwirbt der Mensch ein Vermögen, dadurch kriegt er den letzten Zahn, d. h. eine Frau, dadurch bekömmt er einen Hausfreund und durch den Hausfreund verdient er die Strafe dafür, daß er geheiratet hat.

Zuerst kriegt der Mensch Zähne, um sich durchs Leben durchzubeißen, dann bekömmt er eine Anstellung, um etwas zu beißen zu haben, dann erhält er eine Frau, um sich mit ihr herumzubeißen, dann einen Hausfreund, der ihn herausbeißt, dann einen Grabstein, um ins Gras zu beißen!

Die Zähne sind aber nicht bloß zum Beißen da, sondern um deutlich aussprechen zu können. Wer keine Zähne hat, kann sich nicht deutlich aussprechen. Die deutsche Litteratur zum Beispiel, m. f. H. u. H., hat keine Zähne, darum kann sie sich auch nicht deutlich aussprechen. Wodurch, m. f. H. u. H., haben die deutschen Litteraten die Zähne verloren? Weil sie so viele harte Nüsse knacken müssen!

Die Litteratur hat früher einen weiblichen Zahnarzt gehabt: Die Zensur! Sie kurierte, ohne daß sie den mindesten Schmerz dabei hatte! Sie riß die Zähne mit einer Leichtigkeit heraus, der Patient blieb bei sich zu Hause und die Frau Doktorin riß ihm bei ihr zu Hause die schönsten Backenzähne aus.

Sprechen, m. f. H. u. H., ist eine schwierige Profession, die liebe Natur hat dem Menschen zu dieser Profession fünf Werk-

zeuge, fünf Sprachwerkzeuge mitgegeben: die Kehle, den Gaumen, die Zunge, die Zähne und die Lippen; die rohe Natur, die Bestie im Menschen, hat auch fünf Sprachwerkzeuge: die fünf Sinne! Aber es giebt noch andere fünf allgemeine Sprachwerkzeuge: Kleines Geld, großes Geld, ein Schafsgesicht, ein Katzenbuckel und eine Ohrfeige. Bei mir stellen sich manchmal ganz eigene fünf Sprachwerkzeuge ein, nämlich: Kopf, Achsel, Nase, Gesicht und Maul, und zwar spreche ich mit diesen fünf Sprachwerkzeugen auf verschiedene Weise: Ich schüttle den Kopf, ich zucke die Achsel, ich rümpfe die Nase, ich schneide das Gesicht und halts Maul! Das ist doch deutlich gesprochen?

Wenn der Mensch, m. f. H. u. H., seine Zähne glücklich bekommen hat, dann erhält er eine Erziehung, jetzt erhält jeder Mensch eine Erziehung. Wenn Sie, m. f. H. u. H., so viele Menschen sehen, die keine Erziehung haben, so glauben Sie nicht, diese hätten keine Erziehung erhalten, aber die Erziehung hat sie nicht erhalten, sie sind der Erziehung durchgegangen!

Man hat jetzt zu den Kindern Lehrer und Hofmeister. Mit den Lehrern ists oft so: Das Kind ist leer und sie sind noch leerer! Mit den Hofmeistern ists so: Sie machen der Frau den Hof, darin sind sie Meister.

Nie ist auf die Kinder mehr Geld und weniger Liebe verwendet worden, als jetzt! Unsere vornehmen Frauen lassen die Kinder per procura lieben! Als Säugling säugt sie die Amme per procura der Mutter! Wenn sie zu gehen anfangen, lehrt sie eine Kindsfrau per procura der Mutter gehen! Wenn sie erzogen werden sollen, erzieht sie eine Gouvernante per procura der Mutter. Eine jede Erzieherin ist nichts, als ein Beweis, der Hand und Fuß hat, daß die Mutter nicht imstande ist, ihr Kind zu erziehen. Bei der Zärtlichkeit, welche die jetzigen Mütter für ihre zarten Kinder haben, schaut nichts heraus, als die kleinen Kniee und Waden. Viele Mütter sind jetzt nur die Kostümschneider ihrer Kinder. Wie sollen die Kinder erzogen werden? Nach welcher Methode? Nach welchem System? Mit Milch? Mit Wasser? — Unsinn! Mit nichts als mit Liebe, aber mit Liebe aus erster Hand, nicht vom Vorläufer. —

Das Kind ist das Hauptbuch der Mutter, im Kinde steht das „Soll und Haben" der Mutterpflicht. Aus dem Kinde kann man jeden Augenblick die Aktiva und Passiva der Mutterpflicht erkennen. Die Erziehung eines Kindes ist das angenehmste Geschäft. Kinderseelen sind wie Rosenholz, sie streuen Wohlgeruch und Duft aus, indem man sie schnitzt und formt.

Die Kinder sind Ursache, daß der Himmel die Welt noch nicht zerstört hat.

In Kindern allein kann man den Himmel finden, denn die Kinder haben noch keinen Himmel verloren, die Sprache der Kin-

der iſt Muſik, und was hat die Muſik vor der Sprache voraus? Die Muſik kann nichts Unſittliches ausdrücken, ſo wie die Sprache der Kinder. Ich kann mir das Paradies nicht denken, es waren keine Kinder darin. Wenn Eva im Paradieſe ein Kind gehabt hätte, die Schlange würde ſie nicht verlockt haben. Liebe iſt das Klima für die Kinder, die Erziehung iſt bloß ihr Treibhaus!

Man ſchickt die Kinder in die Schule! Schulbildung iſt die Loſung!

Wenn die Kinder in der Schule auch nicht immer Wiſſen erhalten, ſo erhalten ſie doch immer Zeugniſſe, und Zeugniſſe ſind nötiger als Wiſſen. Zeugniſſe kann man beilegen, nummerieren, aber Wiſſen nicht. Wiſſen iſt für die Bahn, Zeugniſſe für's Ziel!

Ich habe einmal mit einem Mäcen folgendes Geſpräch geführt:

Er fragte:

„Haben Sie die Schulen abſolviert?"

„Nein, ſie ſcheinen mir ſo viel Sünden zu haben, daß ich ſie unmöglich abſolvieren kann."

„Haben Sie die hohe Schule beſucht?"

„Nein, aber die hohe Schule hat mich beſucht; zum Glück war ich nicht zu Hauſe und daher habe ich doch noch etwas gelernt."

„Sind Sie ſchon lange deutſcher Schriftſteller?"

„Noch nicht ſo lang, um ſchon Hungers geſtorben zu ſein."

„Auf was werden Sie ſich bei den jetzigen Zeitläuften legen?"

„Aufs Ohr!"

Das Ohr, m. f. H. u. H., iſt für den Schriftſteller ein wichtiger Artikel!

Der Menſch muß ſich ſo viel hinters Ohr ſchreiben, daß man gar nicht Platz genug hat, wenn man nicht zum Glück ein Eſel iſt!

Ich habe mir ſo viel hinters Ohr geſchrieben, wenn Sie das alles leſen könnten, m. f. H. u. H., ſo ſchmeichle ich mir, daß Sie vor meinen Ohren Reſpekt bekämen!

Damit das alles der Nachwelt nicht verloren gehe, werde ich nach meinem Tode ein Werk erſcheinen laſſen:

M. G. Saphirs
ſämtliche hinterlaſſene Ohren.

In Groß-Folio, mit gothiſchen Lettern, auf Groß-Velin-Haut.

Dann werden meine Ohren erſt jene Anerkennung erhalten, die man dem Großen bei Lebzeiten ſo gerne verſagt.

Weil wir gerade von Anerkennung erhalten ſprechen, ſo ſei auch von dem Vorurteil geſprochen, daß man ſagt, die Welt zollt dem ausgezeichneten Talente keine Anerkennung; es iſt nicht wahr. Man leiſte nur 'was Ausgezeichnetes, die Anerkennung bleib-

nicht aus! Haben Sie schon gesehen, daß die Welt einem ausgezeichnetsten Dummkopfe ihre Anerkennung vorenthalten hat? Hat je ein ausgezeichneter häßlicher Mensch Ursache, sich über Mangel an Anerkennung zu beklagen? Nicht einmal jene Zeitungen und Bücher, die kein Mensch liest, können sagen, man läßt ihnen keine Gerechtigkeit widerfahren!

Was ist ein Narrenhaus anders, als eine öffentliche Anerkennung hervorragender Talente? Freilich kann man nicht jeden gewöhnlichen Narren auszeichnen! Bloß die großen! Was ist der Schuldturm anders, als eine öffentliche Anerkennung der unbezahlbaren Talente?

Nur mittelmäßige Talente klagen, daß sie verkannte Genies sind! Glauben Sie, m. f. H. u. H., es gehen in der Stadt Wien viel mehr unbezahlte Wechsel, als verkannte Genies herum!

Es giebt viel Leute von Genie, aber sie haben das Unglück, sie können mit ihrem Genie nicht unter vier Augen sein, es kommt immer eine Dummheit dazwischen! Und deshalb bekömmt die Welt keine Kinder von ihnen.

Man sagt, zum Dichter muß man geboren sein; es ist nicht wahr, zur Dummheit muß man geboren sein. Zum Dichten ist gescheiter, nicht geboren zu sein

Die Dichtkunst kann man lernen; sehen Sie nur unsere Dichter an, keiner ist dazu geboren, aber sie haben's gelernt. Lust, Brust, blühen, glühen, Pomade, Parade, Grazie, Akazie, Jerusalem, Methusalem; aber die Dummheit kann man nicht lernen! Die Dummheit ist eine Gabe Gottes!

Wen Gott liebt, der wird dumm, ohne studiert zu haben! Die Dummheit ist wie die Schönheit, beide sind an und für sich kein Verdienst, aber es sind Empfehlungsbriefe!

Ein dummer Mann und eine schöne Frau bleiben nicht sitzen! Sie erhalten beide ihre Stellung! Die Dummheit ist so gut wie eine Kaution!

Schönheit vergeht, Dummheit besteht! Eine schöne Frau nimmt mit der Zeit ab, aber ein dummer Mann ist eine große Wirtschaft, etwas, das ewig hält! Gar nichts erhält den Leib so lang und fest, als die Dummheit.

Die dummen Männer erhalten alles von der besten Sorte, sie bekommen die ruhigsten Plätze, die schönsten Weiber und die wohlgenährtesten Backen!

Die dummen Männer haben auch das Glück vor andern Männern voraus, sie sind nicht verliebt! Zum Beweis, es sind schon viele Menschen aus Liebe närrisch geworden, aber niemals wird man aus Liebe dumm.

Liebe erwerben, m. f. H. u. H. ist leicht, Liebe empfangen noch leichter, Liebe verdienen ist schwer, Liebe erhalten, dauernd erhalten, noch schwerer!

Es giebt in der Liebe einen Fingerhandschuh und einen sogenannten Fäustling für die ganze Hand: Der Fingerhandschuh der Liebe ist für die fünf abgesonderten Finger der Liebe: Elternliebe, Gattenliebe, Geschwisterliebe, Freundesliebe und Geschlechtsliebe. Diese sind nur immer für eine Hand, aber Menschenliebe ist der Fausthandschuh für alle Hände, für alle Menschen; nur die allgemeine Menschenliebe ist die Blume, die grüne Wurzeln im Herzen hat; jede andere trägt einen Kranz in der Rechten, aber einen Dolch in der Linken. Jede andere Liebe hört auf dem einen Ohr besser, als auf dem andern; jede andere Liebe steht mit einem „Wenn" auf und legt sich mit einem „Aber" nieder; jede andere Liebe ist ein Mitlauter, die Menschenliebe allein ist ein Selbstlauter. Nur die wahre Menschenliebe ist der Himmelsspiegel im Herzen; wenn dies Herz auch bricht, so spiegelt sich die Menschheit erst noch mehr ab in jedem einzelnen gebrochenen Herzensteile! Aber wie fängt man an, die Menschen zu lieben? Wenn man gelernt, die Menschen alle gründlich zu verachten.

Die Menschheit ist ein großer, erhabener Baum, ein g'rade in den Himmel hineinwachsender Stamm, aber die Menschen sind wie Spähne von dem Baume, sie werfen sich alle krumm und schief. Wenn man lange gegangen ist, gebeugt durch den Korridor des dunklen Lebens, wenn man lange wie eine schlagende Nachtigall fortgezogen ist unter gewitterschweren Wolken, wenn man im Sturm des Lebens erst alle trügerischen Güter über Bord geworfen hat, wenn man in diesem Sturm selbst alle Gefangenen des Herzens befreit und aufgegeben hat, wenn man durch Schmerzen gegangen ist, die kein Trost lindert, durch Erfahrungen, die keine Thräne auflöst, durch Erkenntnisse, die kein Gebet wegscheucht, dann, dann erst wird die Thräne der völligen Resignation, welche in die finstere Höhle unseres Herzens fällt, zum leuchtenden Tropfsteine und bildet, wie viele Tropfsteine in dieser dunklen Grotte, Altäre und Kapellen der wahren Menschenliebe! Dann bricht der Mensch den Stachel in seiner Brust ab, in Liebe für alle Wesen, und das ist die wahre Biographie des Wunderwesens, genannt Humor!

Den Witz erhält der Mensch von der Natur, die Satire empfängt er durch die Erfahrung, aber den Humor erwirbt der Mensch nur durch Schmerz, Wunden und Bitterkeit, nur unter der scharfen und schneidenden Presse des Schicksals giebt der Olivenkern des Humors sein süßestes, reinstes Öl! Witz und Satire sind nur Ober- und Untergewehr des Humors.

Jetzt, m. s. H. u. H., sind die drei Alliierten: Humor, Witz und Satire, wieder auf drei Schüsseln beschränkt! Sie müssen wieder bloß von drei Gerichten ihre offene Tafel anrichten; diese drei Freischießen der Satire heißen: Frauen, Ärzte und Advokaten!

Drei reiche Fundgruben zwar, rechte Kalifornien für die Satire, aber ungeheuer ausgebeutet.

Die Frauen, die Ärzte und die Advokaten werden es mir schon verzeihen, aber ich muß von ihnen leben! — Das wird ein Leben werden!

Frauen, Ärzte und Advokaten, die können einen schon witzigen! Aber es sind alle Witze über sie bereits gemacht worden, und wenn man noch neue machen könnte, so wäre das nur ein Kompliment für sie!

Wer mit Frauen anfängt, der braucht keinen Doktor, denn er ist inkurabel, er braucht keinen Advokaten, denn er verliert schon von selbst den Prozeß!

Der Mensch wird geboren, um eine Frau zu nehmen, denn es heißt: Der Mensch ist zu leiden geboren! Darum weint der Mensch gleich, wenn er geboren wird, das ist schon sein Hochzeitsgeschrei!

Der Mensch muß heiraten, um geboren zu werden, und geboren werden, um zu heiraten, nur Adam hätte nicht heiraten müssen, denn er wurde nicht geboren, er wurde vom Himmel aus Staub gemacht, wenn er aber wach gewesen wäre, wie er seine Frau bekommen, hätte er sich selbst aus dem Staube gemacht!

Zu 25 Jahren feiert man die silberne Hochzeit, zu 50 Jahren die goldene Hochzeit. Warum? Wenn der Mann die Frau 25 Jahre hat, ist sie ihm auf jeden Fall wie Silber, entweder so erprobt wie Silber, oder er möchte sie am liebsten versetzen wie sein Silber; und wenn der Mann die Frau 50 Jahre hat, ist sie ihm wie Gold, er sagt wie mancher reiche Mann: Mein Silber rühre ich nicht an!

Ein Frauenherz, wenn es verheiratet ist, scheint für die Liebe tot, aber es feiert, wie viele Länder, seine Wiedergeburt in Form einer Anleihe.

Das Herz und die Augen der Frauenzimmer sind gerade wie die Quartiere und ihre Wohnungszettel an den Hausthüren; wenn das Quartier im Herzen auch schon vergeben ist, in den Augen, in den Blicken lassen sie den Zettel noch immer hängen: „Da ist ein Quartier zu vermieten! Kömmt dann jemand, so heißts: „Es ist mir leid, für heuer ists vergeben, vielleicht im nächsten Jahre wirds mir ein Vergnügen sein!

Wenn die Frauen sind wie die Quartiere, so die Ärzte wie die Fremdenlisten. Die Ärzte reden nur von den Patienten, die bei ihnen gut angekommen sind, und von den Patienten, die in die bessere Welt abgereist sind, sagen sie nichts.

Warum reden die Ärzte bei den Konsilien lateinisch? Damit sich die Patienten an tote Sprachen gewöhnen. Warum reden die Advokaten lateinisch? Weil die lateinische Küche die teuerste ist.

Die Ärzte sind die Hebammen des Jenseits, sie befördern die Geburten für jene Welt. Die Ärzte sind jene Personen, die der Tod für sein Leben gern hat.

Was heißt Leben? Leben heißt den Platz für den Tod belegen: Das Leben liegt zwischen zwei Widerscheinen, zwischen Geburtsschein und Totenschein; der Geburtsschein ist bloß der Geleitsschein für die Erdenwanderung, aber der Totenschein ist der Heimatsschein des Himmels!

Gleich wie der Mensch geboren wird, wird er zum Tod verurteilt, entweder zu einem natürlichen Tod durch Ärzte und Apotheker, oder zu einem unnatürlichen durch Alter; erst wenn der Mensch stirbt, wird er vom Himmel zum ewigen Leben begnadigt, durchs ganze Leben aber geht der Mensch wie ein Verurteilter herum, und das Licht in der menschlichen Seele ist im Erdenleben fast nur die Laterne des Verurteilten in der Brust, nach der die Kugeln am sichersten zielen.

Das letzte, was der Mensch bekömmt, ist der Grabstein. Was ist ein Grabstein? Die letzte Lüge, die man dem Menschen ins Reich der Wahrheit mitgiebt!

Der Mensch kömmt dem Menschen nie so gelegen, als wenn er da unten liegt!

Der Mensch vergönnt es selten dem Menschen, daß er etwas erwartet und auf etwas wartet, nur eine Erwartung gönnt er dem Menschen, wenn auf seinem Grabstein liest: „Hier wartet er auf seine Auferstehung!" Wart' du nur da unten, ich werde noch oben warten!

Aber ich glaube, m. f. H. u. H., Sie warten auch schon ungeduldig auf meine Auferstehung. Gut! Wenn Sie vielleicht eingeschlafen sind, so ende ich diese Vorlesung mit meiner Auferstehung und mit Ihrer Auferweckung!

Der Katzenjammer nach dem Börsenrausche;

oder:

„Warst nit aufg'stiegen warst nit abig'fallen!"

Eine Börsenvorlesung, gehalten auf der Stiege des Börsenhauses.

Sie wandern rastlos hin und her
Abwechselnd voll und wieder leer!"

Schiller.

„Lieben Freunde, es gab schön're Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!"

Schiller.

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle,
Bewahrt die kindlich reine Seele!"

Schiller.

„Hier wird der Reiche schnell zum Armen,
Und der Ärmste dem Fürsten gleich;
Wie der Wind mit Gedankenschnelle
Läuft um die ganze Windesrose,
Wechseln hier des Geschickes Lose!"

Schiller.

Kein Ort der Welt, meine freundlichen Hörer, ist so zu erbaulichen und moralischen Betrachtungen geeignet, als diese Stiege! Diese Stiege, die Skala des Reichtums und der Armut, diese Stiege, die man, wie den Berg Sinai, schwerer hinunter als hinaufsteigt, diese Stiege, die wie die Mollionleiter fast immer hinabgeht, diese Stiege, der „Wendekreis des Krebses", wenn die Papiere zurückgehen, diese Stiege ist der Punkt, den ich mir zu meiner Vorlesung ausersehen habe, da sitz' ich und „blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab!"

Hier

„Auf dieſe Stufen von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet,
Denn hier iſt keine Heimat, jeder treibt
Sich an dem andern raſch und fremd vorüber
Und fragt nicht nach ſeinem Schmerz! — Hier geht
Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geſchürzte Rentner, der eilende Senſal,
Der düſt're Bahnmann und der heit're Aktionär,
Der Nehmer mit der ſchwerbelad'nen Koſt u. ſ. w.

Ich ſitze da, am Tage des Falles von Jeruſalem, und ſinge meine Kino's:

„Die Wege Sion's ſind verödet!"

Auch ich ſpekuliere mit Papieren, m. f. H. u. H., aber ich könnte Monate, Jahre lang hier ſitzen, niemand wird meine Papiere in die Koſt nehmen oder geben, niemand wird mit mir auf Zeit abſchließen.

Der heutige Augenblick, m. f. H. u. H., iſt günſtig, günſtig zu Betrachtungen über die Wandelbarkeit des Geſchickes, über den Umſturz der Dinge, über das rollende Rad des Glückes, kurz, zu den rührendſten Variationen auf das Thema: „Warſt nit aufig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen!"

Das Leben, m. f. H. u. H., iſt ein Traum, die Börſe iſt ein Rauſch: man ſieht alles doppelt, man glaubt oft, man iſt dick, und man iſt doch nur geſchwollen, man glaubt oft, die ganze Welt gehört uns und das iſt ein Aberglaube, denn in der ganzen Welt gehört uns gar nichts, man glaubt, die ganze Welt dreht ſich um uns herum, und es iſt ein Schwindel; in dieſem Rauſche halten wir die Börſe für den Himmel, und den Himmel für eine Börſe; der Mond iſt ein wahrer Börſenſpekulant, darum erſcheint er bald mit vollen, bald mit leeren Taſchen, und oft iſt er ganz auf dem letzten Viertel; darum nimmt er abwechſelnd ab und zu; die Wandelſterne ſind Senſale, die ewig ihren Ringkreis gehen, und die Sterne, die ſich ſchneuzen und verſchwinden, ſind die ehrenwerten Männer, welche ausbleiben! Ich glaube ſelbſt, daß der Himmel eine Börſe iſt, denn er iſt ewig in einen blauen Dunſt gehüllt!

In den Himmel der Börſe, m. f. H. u. H., führt eine Himmelsleiter, eine ſogenannte „Stellage", von der ſchon Schiller ſang:

„Sie baut ſich auf im Augenblicke
Und ſchwindelnd ſteigt ſie in die Höh'."

Aber, m. f. H. u. H., auf eine Stellage muß man behutſam ſteigen, denn je mehr man dem Schwindel unterworfen iſt, deſto

eher purzelt man herunter; und wenn man so unten an der Stellage liegt, so reicht einem kein „Liebhaber“ und kein „Contremineur“ die Hand, um einem wieder auf die Stellage hinauf zu helfen, sondern jeder lächelt höhnisch und sagt:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!“

Ja, m. f. H. u. H., das „warst nit aufig'stiegen“ ist ein wahrer Konfuciusspruch, und ist überall anzuwenden! Hier steigt ein Mann, der seine jährlichen paarmalhunderttausend Renten hat, auf den Pegasus hinauf: er spornt den Pegasus, er reißt ihn an der Trense hin und her, er kitzelt ihn, er peitscht ihn, der Pegasus bäumt sich, der Reiter liegt am Boden, streckt alle Viere von sich, und die Zuschauer rufen hohnlachend:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!“

Ja, m. f. H. u. H., wer da auf dieser Stiege auf- und absteigt, der muß daran denken, daß er auf einem Luftballon in die Höhe getrieben wird, von Wind und Dampf, und daß an diesem Luftballon kein „Fallschirm“ angebracht werden kann! Wer auf diesem Luftballon aufsteigt, muß einen guten Pelz haben! Er muß gefaßt sein, von jedem Windstoß dahin und dorthin getrieben zu werden, er kann nie wissen, wo, wann und wie er herunterkommt; — er kann nicht wissen, wo er hängen bleibt; er muß einen langen Atem zum Aushalten haben, — und wenn alle Stricke reißen, das Papier am Ballon platzt, und der Luftsegler von seiner Chaussee in die Vaisse fällt, so heißts wieder:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!“

Ja, m. f. H. u. H., die Börse ist ein Frauenzimmer, je mehr Liebhaber sich bei ihr einfinden, desto verführerischer scheint sie der Welt, allein endlich bleiben auf der Börse und bei dem Frauenzimmer die Liebhaber und Spekulanten aus, nur wenige solide, feste Männer halten aus, eine Öde tritt ein, die Scharen sind gelichtet,

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette!

Ach, und es ist doch ein Unterschied, nämlich: wenn bei einem Frauenzimmer einer ausbleibt, so bleibt er allein aus, aber wenn auf der Börse einer ausbleibt, so bleibt er „mit noch“ aus, er nimmt kein süßes Angedenken mit, aber er läßt ein bitteres Angedenken zurück!

Aber wenn man die Börse sieht in ihrem Flor, Ilion im Glanz, welches Leben, d. h., wenn einer leben will, muß er den andern treiben! Welches Lärmen, welches Tosen:

„Wer zählt die Völker, wer die Namen.
Die handelnd hier zusammenkamen?
Vom Lerchenfeld, vom Thury-Paß,
Vom Latzendorf und von der Judengaß',
Von Nikolsburg's entleg'ner Küste,
Von allen Dörfern kommen sie,
Selbst der da feil hat Gänsebrüste,
Kommt fragend her: „wie stehen sie?"

Aber wenn der Tag kömmt:

„Dies irae, dies illa.
Tag des Schreckens, Tag des Zornes!"

Der Tag der großen Abrechnung, der Vorabend des großen Jomkipurs, an dem jeder seine Schläge kriegt, wo einer dem andern seine Schläge austeilt, ja wo sie die Schläge gar nicht zählen, ob Neununddreißiger oder Vierziger; an diesem Tage, wo einem die Schuhe zu weit werden und man sich auf die Strümpfe macht, an diesem Tage, da ist Ilion wüst und verwaiset. Große Zahnlücken sind in den Reihen zu bemerken; wie nach einer Schlacht fragen sich die auf dem Platz Gebliebenen um die Zahl der Toten, Hartbleſſierten und Vermißten mit Zahlen und Zahlungen! Und mancher, der

„Mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Der hat nicht mehr geschrieben,
Und ist zu Hauf' geblieben!"

Und ist zu Hause geblieben! Ach, wer schildert, wer gießt ein Bild von einem solchen zu Hause Gebliebenen?

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er die Börs' noch sah!

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Atems Hauch,
Als er noch schrie, der Dreiste:
„Ich nehm' mit Vierzig auch!"

Wo die Augen, falkenhelle,
Die auf der Aktie Spur
Waren von der Börsen-Stelle,
Bis auf die Grünanger-Flur?

Dieſe Arme mit dem Zettel,
Mit „Dividend“ und „Schluß“?
Seht, zu Ende iſt der Bettel,
Und er thut mehr keinen Schuß!

Wohl ihm! Er iſt heimgegangen,
Wo kein Koſtherr frißt,
Wo noch, eh' ein Jahr vergangen,
Mancher von uns iſt! —

Sitzt zu Hauſ' dermalen,
Läßt uns hier allein,
Daß wir hier bezahlen
Die „Differenzen“ fein!

Und ſo geht denn der Chineſer
Einſt hinab ins Grab,
Als nähm' er Livorneſer
Mit ſich noch hinab!

Industrie-Ausstellung

inländisch fabrizierten Gattungen von Liebe, als: Freundesliebe, Elternliebe, platonische Liebe, Ordnungsliebe, Kriegs- und Friedensliebe, Gerechtigkeitsliebe, Kunstliebe, Gesundheitsliebe und Menschenliebe.

Vor allem, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, muß ich Sie ganz submissest um Entschuldigung bitten, daß ich Ihnen von Dingen spreche, die gar nicht existieren! Allein, glauben Sie mir, man findet noch Liebe! Und wo? Im „Konversations-Lexikon", da finden Sie noch „Liebe" zwischen „Lichtmeß" und „Lindwurm"!

Im Konversations-Lexikon, m. f. H. u H., da finden Sie die „Liebe" gerade wie in manchen Frauenherzen, nämlich in der „achten Original-Auflage"! Schiller sagt: „Die Welt wird erhalten durch Hunger und durch Liebe!" Es ist gut eingerichtet, m. f. H. u. H., die Welt wäre schon lange zu grunde gegangen, aber die gütige Natur erhält das Gleichgewicht! Da es immer weniger Menschen giebt, welche lieben, so giebt es daher immer mehr Menschen, welche hungern, und so erhält sich die Welt!

Hunger und Liebe erhalten die Welt! Nun wissen wir also, m. f. H. u. H., wem wir die Erhaltung der Welt zu verdanken haben! Wenn so ein armer Teufel, der nichts zu essen hat, recht bis über die Ohren verliebt ist, der erhält die ganze Welt, nur sich nicht!

Wenn ein Hungriger verliebt ist, bei dem hat der Magen Herzklopfen und das Herz hat den Magenkrampf.

Wenn ich so unbescheiden sein darf, Ihnen zu sagen, daß ich ein Dichter bin, so werden Sie mir ohne Zeugnis glauben, daß ich einigemale damit beschäftigt gewesen, zu lieben, und wenn ich Ihnen ferner sage, daß ich ein deutscher Dichter bin, so werden Sie mir ohne Magerkeits-Zeugnis glauben, daß ich einigemale gehungert habe, ich kann mir also schmeicheln, mehr als einmal

die Welt erhalten zu haben! Darum, m. f. H. u. H., soll die Welt nicht lachen, wenn ich in meinem Alter noch liebe! Um die Welt zu erhalten, muß man alle Opfer bringen! Je älter der Mensch wird, desto mehr muß er lieben, denn im Alter nimmt der Appetit ab, da kann man also durch Hunger die Welt nicht mehr erhalten, darum muß man alles mögliche thun, um sie durch Liebe zu erhalten! Wenn Sie also, m. f. H. u. H., einem alten Mann begegnen, der in Liebe prasselt wie altes Holz, so müssen Sie allen Respekt haben, denn der muß Sie erhalten!

Nach Schiller, m. f. H. u. H., könnte man doch noch immer lieben, auch nach der Erklärung, welche das Konversationsblatt von dem Wesen der Liebe giebt, dürfte es nicht schwer sein!

Nach dem Konversations-Lexikon ist die Liebe nichts als: „ein ewiger Drang nach einem freien Wesen"! Und wahrhaftig, die Männer lieben jetzt das freie Wesen im Umgang so, daß der freie Drang vollauf zu thun hat!

Adam und Eva haben zu allererst die Welt durch Hunger und durch Liebe erhalten, denn der Hunger hat sie angetrieben, den Apfel zu essen!

Adam und Eva waren die ersten Muster der Gattenliebe! Er hat an kein anderes Frauenzimmer gedacht, und sie hat auf keinen anderen Mann gesehen! Auch war Adam gar nicht eifersüchtig! Nicht einmal auf die Affen, die seine Hausfreunde waren, denn für einen eifersüchtigen Mann ist auch ein Affe ein fürchterlicher Gegenstand!

Liebe und Ehe! Liebe ist die Ouverture zur Oper der Ehe! Allein jetzt trifft sich's oft, daß eine Oper gegeben wird und eine ganz fremde Ouverture dazu! Ja, manche Ehe-Oper wird ganz ohne Ouverture gegeben!

Was ist die Liebe? Fragt die Blumen, und sie können nichts antworten, aber sie duften; fragt die Nachtigallen, und sie können nichts antworten, aber sie singen; fragt die Sterne, und sie können nichts antworten, aber sie leuchten; fragt die Wolken, und sie können nichts antworten, aber sie brechen; fragt die Herzen, und sie können nichts antworten, aber sie seufzen; fragt die Augen, und sie können nichts antworten, aber sie weinen! Was ist also die Liebe? Die Blume sagt zu ihr: für dich blüh' ich, der Stern: für dich glüh' ich; die Nachtigall: für dich sing' ich; die Quelle: für dich spring' ich; der Bach sagt: dir rausch' ich; das Echo sagt: dir lausch' ich, die Thräne sagt: für dich sprech' ich; und das Herz sagt: für dich brech' ich!

Die wahre Liebe hat fünf Selbstlauter: Sehnen, Seufzen, Weinen, Wünschen, Träumen! Alle Blumen und alle Sterne sind ihre Mitlauter; Ahnungen, Gedanken, fliegende Wolken, rauschende Bäche sind ihre Worte, der Schmerz ist ihre Sprachlehre, und

Schweigen, Einſamkeit und Dämmerung ſind ihre drei Freunde, mit denen ſie ſich im Sprechen übt!

Das Gold, m. f. H u. H., wird nicht in Baljam, ſondern im Feuer erprobt; ein Schiff wird nicht in Windſtille erprobt, ſondern im Unglück; die Beſcheidenheit wird nicht beim Lobe erkannt, ſondern beim Tadel; und die wahre Liebe wird nicht erprobt am Sonnenglanze der Beglückung, ſondern an der Waſſerprobe der Thräne! Es iſt das Muttermal echter heiliger Liebe, daß ſie aus dem zerriſſenen Herzen am glühendſten und heißeſten entſpringt, ſowie aus zerriſſenen Felſen und zerklüftetem Geſtein die heißeſte Quelle hervorſprudelt!

Die Ehe, m. f. H. u. H., iſt der Pruth der Liebe; wenn der einmal überſchritten iſt, müſſen beide Parteien ſtets unter Waſſer ſteh'n. Die Ehe iſt ein bewaffneter Friede.

Mann und Weib, m. f. H. u. H., ſind ein Paar, Mann und Weib ſind wie ein Zwillingspaar, das am Rückgrat zugewachſen iſt; beide haben ein und dasſelbe Kreuz!

Der Krieg in der Ehe führt uns gleich zur Kriegs- und Friedensliebe!

Aus dem Krieg in der Ehe, m. f. H. u. H., will ich Ihnen das Wort „Junggeſelle" erklären. Haben Sie noch nicht darüber nachgedacht, wie ſonderbar die Benennungen der beiden Geſchlechter ſind? Warum ſagt man „Frauenzimmer" von einem weiblichen Weſen, und von einem männlichen Weſen nicht auch „Männerzimmer"? Warum ſagt man hingegen „Junggeſelle" und nicht „Mädchengeſelle"?

Aber nur die Frauen ſind in der Liebe ſogleich Meiſterinnen, die Männer ſind jahrelang zuerſt Lehrbuben, und bekommen von der Meiſterin oft gar viele Kopfbeutler, bis ſie Geſellen werden; bis ſie Meiſter werden wollen, müſſen ſie erſt lange wandern, und da die Ehe ein Krieg iſt, ſo müſſen dieſe Junggeſellen erſt auf die Wanderſchaft gehen, denn ſie müſſen für den Eheſtand fechten lernen!

Aber es giebt gar keinen Junggeſellen mehr, es giebt nur alte Junggeſellen und junge Altgeſellen!

Ebenſo gerechtfertigt als der Name Junggeſelle iſt der Name „Frauenzimmer", denn die Frauen und die Frauenherzen ſind wie die Zimmer. So ein Frauenherz hat, wie ein Zimmer, mehr Fenſter als Thüren, es ſchaut mehr heraus, als hineingeht; gar viele Frauen ſind wie die Zimmer, ſie werden geputzt und ſchön zuſammengeräumt, wenn Fremde kommen, für den Mann ſind ſie ungeputzt und unaufgeräumt gut genug! Die Frauen ſind die Zimmer, und ihre Männer ſind nichts als die — Zimmerputzer, — ſie putzen ſie für andere! So ein Frauenherz iſt wie ein Zimmer mit einer großen Flügelthür für den Herrn Gemahl und noch einem Separat-Eingang. Viele Frauenherzen ſind wie ein

Badner Mietzimmer; selten daß ein Stück Möbel d'rin ist, das nicht wackelt; — gut zu versperren ist gar nichts; wenn man die Fenster noch so gut zumacht, es zieht in dem Herzen doch von allen Seiten und ist windig. Und so ein Herz ist auch darin wie ein Badner Zimmer, wenn es auch jetzt bewohnt ist, in den Augen lassen sie den Zettel doch hängen: „Hier ist ein Herz zu vergeben!“ Man kann nicht wissen, wann der auszieht!

Die Kriegsliebe in der Ehe zeigt sich erst immer mit einem Wortgefecht! Da bleiben die Frauen immer Sieger mit der Zunge! Man kann sagen: sie umzüngeln den Feind!

Manchmal schlagen die Frauen in der Ehe Allarm für gar nichts, bloß um zu sehen, ob zur Zeit der wirklichen Gefahr alles gut gehen wird, dann bekömmt der Mann eine Tageslöhnung!

Es giebt nur ein Mittel, die Frauen zum Schweigen zu bringen, nämlich: sie ausreden zu lassen! Das dauert freilich lange, aber am Ende nützt es doch, und der Zungenstillstand führt zum Frieden!

Der Krieg in der Ehe, m. s. H. u. H., ist so gut ein Naturgesetz wie der Krieg überhaupt! Die Welt ist auf Krieg angewiesen! Der ewige Frieden ist gerade eine solche Redensart wie die ewige Treue! Eine schöne Idee, aber nicht praktisch! Wenn der ewige Frieden zustande käme so wären am Ende zu viel Männer auf der Welt, und wenn die ewige Treue zustande käme, wären am Ende zu viel Weiber auf der Welt! Zu viel Weiber kann's aber gar nicht auf der Welt geben, folglich ist die ewige Treue und das Silbergeld eine Chimäre!

Jetzt m. s. H. u. H., in dem eisernen Zeitalter, wo der Mensch nur so kurze Zeit auf der Welt ist, wo der Mensch, und wenn er noch so diät lebt, und wenn er auch nie eine Frau, und nie einen Arzt nimmt, doch nicht länger als siebzig Jahre lebt, ist die Treue bis zum Grab eine Bagatelle; aber versetzen Sie sich in die Lage von Methusalem, der 930 Jahre gelebt hat, wenn der hätte wollen die Treue bis zum Grabe halten, er hätt's gar nicht erlebt! Wie viel ewige Treue würde jetzt ein Mann zerreißen und abtragen, bis er 900 Jahre alt wird?

Friede ist nur in der Ewigkeit, das ist der ewige Friede, in der Zeitlichkeit ist Krieg von Zeit zu Zeit so nötig wie ein Ungewitter in der Atmosphäre! Vom Anbeginn der Welt ist und war Krieg! Jakob und Esau haben schon im Mutterleib den Nationalkrieg begonnen!

Überhaupt hat man in der patriarchalischen Zeit mit ganz anderen Waffen gekämpft, und anders Frieden geschlossen! Simson hat gegen seine Feinde keine andere Waffe gehabt, als eine Eselskinnbacke: wenn eine Eselskinnbacke jetzt noch als eine Waffe angesehen würde, wieviel tausend Menschen würden nicht wegen heimlichem Waffenbesitz bestraft werden?!

Deutschland hat durch seinen Frieden mehr gelitten, als durch seine Kriege, Deutschland verdankt sein Wohlbefinden viel mehr den westphälischen Schinken, als dem westphälischen Frieden!

Leider glauben wir sogar, daß die Ordnungsliebe der Friedensliebe jetzt quer in den Weg tritt, d. h. insoferne, daß jetzt jedermann bewaffnet sein muß, bewaffnet mit Kraft, mit Mut, mit Energie und klarer Erkenntnis der Dinge, um seine Familie zu verteidigen. Denn jeder Mensch, m. f. H. u H., hat drei Familien, eine giebt ihm die Natur, eine das Herz und eine die Gesinnung; und diese Familie, die uns die Gesinnung giebt, die bildet das Familiendrama der Gegenwart, alle, die zu einer Familiengesinnung gehören, müssen stets in Geist und Rede bewaffnet sein gegen den Krieg, den das Scheidewasser mit der Farbe, der Moder mit dem Stoff, der wilde Strom mit dem Damm, das Erdbeben mit allem Bestehenden, und die Brandstifter gegen die Feuerwächter haben.

Nur dann, wenn die Weltfamilie der Bessern und Lautern die Familie besiegt haben wird, welche unter der Herrschaft brennender Worte steht, unter der Disziplin des rohen Egoismus, unter der Subordination des Irrseins und unter der Nebelkappe der allgemeinen Zertrümmerung, dann erst wird es Zeit sein, die Menschen zu entwaffnen! Dann wird der ewige Friede noch eine halbe Ewigkeit lang nicht da sein, und bis die andere halbe Ewigkeit kommen wird, wird's auch noch eine lange Zeit dauern, aber dann! dann! dann wird ewiger Friede sein! Dann wird, wie der Prophet sagt: dann wird der „weiße Wolf" beim „goldenen Lamm" wohnen, der „schwarze Hund" wird mit der „weißen Katze" eine Friedenspfeife rauchen; die Schafe werden keinen Husten und die Katzen keinen Jammer mehr haben, die Tenoristen werden ihre Stimme und die Ehemänner ihre Geduld nicht mehr verlieren: die Hausherren werden nicht mehr steigern und der Vesuv wird anstatt Feuer Makkaroni auswerfen; die politischen Blätter werden von ihren Enten leben, und der dümmste Mensch wird so klug sein wie jeder Esel; der Antitierquälerverein wird sich auflösen und jedes Vieh wird sich seines Herrn erbarmen; Mann und Frau werden aus einer Schüssel essen, der Regenbogen und der Steuerbogen werden Hand in Hand gehen und gerne gesehen werden; die englische und die französische Flotte werden wie die Juden durchs rote Meer gehen und werden sich die Füße nicht naß machen; der Staub in Baden wird von selbst zum Brunnen kommen und sich niedersetzen; Baden, Weikersdorf, Guttenbrunn und Dörfel werden ein einiges Deutschland ausmachen; die Mineral-Schwimmschule wird den Vöslauer Teich umarmen, als wäre es ihre Kousine; die Juden werden alle Häuser in Baden haben und die Börse wird auf den Ursprung verlegt; keine Laterne wird ausgehen; im Park wird jeden Mittag Tugend mit

Schwefelgeruch ſich miſchen bis Mitternacht; und in den Badelisten werden die Titel aufgehoben ſein, und jeder, der d'rin ſteht, wird ein Menſch ſein!

Die ſieben Weiſen Griechenlands werden die ſieben Mädchen in Uniform heiraten und lauter Gemeinderäte erzeugen; die fünf Weltteile werden in einen Band gebunden werden und als ſechſter Teil von Rinaldo Rinaldini erſcheinen. Rothſchild wird ſchreien: Um Gotteswillen, wer will Geld geliehen haben? und nicht ein Schullehrer oder Finanzminiſter wird ſagen: Ich! Die Wallachen, Hanaken, Wenden, Tunguſen und alle ſlaviſchen Völker werden ſingen: Wo iſt das deutſche Vaterland?

Alle Männer werden barfuß auf den Pfad der Tugend gehen, wodurch die Annehmlichkeit entſteht, daß die Frauen im Park nicht verurteilt ſind zu täglicher Strumpfſtrickarbeit in leichten Schweißen. Der Weg durch die Krainerhütte wird geſchottert werden mit ebenen Ballettänzerinnen und Leitartikeln, damit die Wiener Pferde wandeln auf Roſen und Vergißmeinnicht; die „Moriz-Ruh" wird eine Walhalla ſein, in welcher alle Mäcene Badens ein Table d'hôte errichten werden, das Kouvert zu drei Kreuzer mit Wein, Reunion und geſelligem Scheintod; die große allgemeine Jammerpepi, welche in Europa immer da wohnt, wo etwas zum Durchbruch kommt, wird in die Milchſtraße verſetzt, und in der ganzen Welt wird ſein ein gelobtes Land, wo da fließt ſaure Milch, bitterer Honig und unterirdiſcher Überfluß!

An die ewige Friedensliebe ſchließt ſich die ewige Gerechtigkeit, die Gerechtigkeitsliebe an!

Die Liebe zur Gerechtigkeit iſt eine unglückliche Liebe! Sie findet keine Gegenliebe! Die Gerechtigkeit iſt eine kurioſe Frau! Sie läßt ſich lieben, aber ſie erhört ſelten jemanden.

Die Gerechtigkeit hat Hausfreunde: Das ſind Rechtsfreunde! Die Doktoren der Gerechtigkeit. Die Advokaten ſind alſo Frauenärzte! Aber, ſie ſind wie alle Frauenärzte, ſie behandeln ihre Patientin, die Gerechtigkeit, ganz lang, ſie laſſen ſie gern lange krank, damit ſie ihr nur immer verſchreiben können.

Den Menſchen, m. f. H. u. H., gehts mit den Krankheiten, wie mit einer böſen Frau. Wenn ein Mann mit der böſen Frau zankt, ruft der arme Teufel den Schwiegervater zu Hilfe, der Schwiegervater bringt die Schwiegermutter mit und nun hat der arme Teufel anſtatt gegen eine, gegen drei Perſonen zu kämpfen.

So iſts mit der Krankheit; wenn der Menſch die Krankheit verſpürt, ruft er den Schwiegervater der Krankheit, den Doktor, zu Hilfe. Dieſer bringt die Schwiegermutter, die Medizin mit, und nun hat der Patient gegen drei, gegen die Krankheit, gegen den Doktor und gegen die Medizin zu kämpfen!

Es giebt Allopathen, Homöopathen und Hydropathen. Alle drei befördern den Menschen in den Himmel!

Die Allopathen durch beständige, geheimnisvolle Eingebungen.

Die Homöopathen durch anhaltendes Fasten.

Und die Hydropathen sagen also: Der Mensch ist aus der Erde gekommen, die Erde ist aus Wasser gekommen, ergo fort wieder mit dem Menschen durchs Wasser in die Erde.

Aber die Allopathen, m. f. H. u. H., sind doch bessere Menschen als die Homöopathen; die Homöopathen lassen gar keinen Menschen leben, die Allopathen aber, wenn sie auch die Patienten nicht leben lassen, so lassen sie doch die Apotheker leben!

Menschenliebe! Was ist das für eine Liebe! Ist Menschenliebe und Nächstenliebe eins und dasselbe? Nein! Nach dem Gesetze der Nächstenliebe braucht man bloß seinen Nachbar zu lieben, aber die Menschenliebe geht noch weiter, die geht bis über die Straße, bis ein paar Meilen weit!

Man soll alle Menschen lieben! Ich bitte Sie, m. f. H. u. H., schauen Sie sich alle Menschen an und sagen Sie mir, ob das nicht viel begehrt ist! Der Himmel wird nicht unbillig sein Man thut, was man kann; jeder Mann liebt so viel Frauen als möglich, jede Frau liebt so viel Männer als möglich, aber das Herz hat auch seinen Rubicon! Es hat mich ohnehin längst verdrossen, daß man sagt: „Alle Menschen sind Brüder", und nicht „Alle Menschen sind Schwestern!" Man trinkt Bruderschaft und nicht Schwesterschaft! Das kommt vom Egoismus der Männer! Sie glauben ganz allein zu fühlen, was die Menschenliebe unter Brüdern wert ist!

Und doch wohnt die Fürstin Menschenliebe mit ihrer Hofdame, der Barmherzigkeit, und mit ihrer Palastdame, der Aufopferung, und ihrer Schlüsseldame, der Hingebung, nur im Frauenherzen! Die Männer genießen von der Menschenliebe nur den Genuß und nicht das Leid, aber das Herz der Frau, wenn es in Menschenliebe aufgeht, genießt nicht nur den Duft der Blüte, nicht nur den Sammt der Blätter, nicht nur die Zartheit des Kelches, nicht nur die Süßigkeit der Frucht, sondern auch die Wunde der Rinde, die Bitterkeit der Wurzel, den Schmerz des herben Zerknickens und Hinwelkens! Die Männer weinen höchstens nur über sich, ihre Thränen sind nur das ausgetretene Wasser des Schmerzes und Mitleids mit sich selbst, oder das Haderwasser mit dem Geschick, aber die Thränen der Frauen sind das heilige Taufwasser fremder Leiden, fremder Schmerzen!

Man soll alle Menschen lieben! Das ist eine schwere Aufgabe! Und gerade die Nächsten sind am wenigsten zu lieben, weil man sie am besten kennt! Es ist für einen Wiener leicht, alle Madrider, Londoner, Dublinger Menschen zu lieben! Die Menschen sind wie die Raschanzger-Äpfel, wenn sie gut bleiben sollen, müssen sie

einzeln bleiben; wenn viele zusammen im Hause bleiben, verderben sie, faulen an und einer verdirbt den andern.

Die Menschen aber, m. s. H. u. H., wären viel verträglicher und würden besser harmonieren, wenn sie alle ihre Leiden und Gebrechen zugleich hätten und bekämen; z. B. wenn alle Menschen auf einmal nies'ten, wenn alle Menschen sich auf einmal die Zähne herausreißen ließen; wenn alle Menschen zugleich in derselben Minute Seitenstechen, oder Gliederreißen, oder den Wadenkrampf, oder eine Frau bekämen, dadurch würde ungeheuer viel Sympathie unter den Menschen sein; dadurch würden sich die Menschen immer dasselbe wünschen, aber so ist kein Einklang unter den Menschen. Wenn der eine nies't, heiratet der andere, wenn der nies't, sagt der andere: helf' Gott! und während der eine heiratet, sagt der andere: ich gratuliere! Und es sollte doch verkehrt sein, wenn einer nies't, sollte man ihm gratulieren, und wenn einer heiratet, sollte man sagen. helf Gott!

Auch wird die Harmonie des Menschen sehr gestört durch die verschiedenen Bärte der jetzigen Männer! Früher haben sie den Zopf hinten am Nacken getragen, jetzt tragen sie den Zopf vorne am Kinn und unter der Nase. Früher war der Zopf hinten am Menschen das Register des Kopfes, jetzt ist der Zopf vorne die Vorrede des Kopfes und oft auch sein Inhalt!

Die griechischen Philosophen trugen alle lange Bärte und schwuren stets nur: „Bei meinem Barte! Die jetzigen Männer sind zwar keine Philosophen, aber sie tragen doch lange Bärte, bei vielen ists wie mit den Waizenähren, je leerer der Kopf, desto länger der Bart! Die Männer schwören den Frauen Liebe, sie schwören auch bei ihrem Bart! Darauf lassen sie sich die Liebe mit dem Bart abscheeren!

Dieser Umstand wirkt auch auf die Liebe und Menschenliebe ein, mancher Mann wird im Barte geliebt, und wenn er sich rasieren läßt, sieht das Mädchen erst, daß sie den Bart geliebt hat und daß ihre Liebe früher von gar keinem „Gesichtspunkt" ausging.

Wenn alle Menschen sich auf einmal barbieren ließen, die ganze Menschheit bekäme ein anderes Gesicht!

Auch ist es für alle Menschen ein Unglück, daß, während ein Mensch wacht, der andere schläft, während der eine träumt, schnarcht der andere! Wenn ein Mensch steht, geht der andere, wenn der eine geht, kriecht der andere, wenn der kriecht, sitzt der andere! Wie schön ruhig wär' die Welt, wenn alle Weiber schlafen und alle Menschen sitzen möchten!

Der große Naturforscher Buffon sagt: „Wenn man sitzt, hört man mehr und besser, wenn man geht, sieht man besser." Sie, m. s. H. u. H., werden sich aber nicht wundern, daß ich mein Lebtag in der Welt viel mehr gehört habe, als Sie!

Mit Schlafen und Wachen iſt es ebenſo!

Die Frauen ſchlafen, die Männer nicht; denn man ſagt wohl: die Blumen ſchlafen, aber nicht: die Kürbiſſe ſchlafen! Die Männer hören bloß auf zu wachen; ſie raſten, aber ſie ſchlafen nicht. Bei den Frauen ſind die Träume Herzenslieder ohne Worte, bei den Männern ſind die Träume bloß Truth mit obligatoriſcher Schnarchbegleitung.

Es iſt ſonderbar, m. f. H. u H, die ganze Welt meint, der Traum gehört zum Schlaf, und es iſt nicht wahr, der Traum gehört dem Wachen an! Der Traum iſt die Vignette des Erwachens, er iſt der Thürſteher an der Pforte des Morgens und meldet in das umdunkelte Seelengemach die Gedanken und Gefühle des Tages an!

Allein ich fürchte, Sie verklagen mich, m. f. H. u. H., und ſagen: Sieh her, wir ſchlafen ſchon alle; daher ſchließe ich, um Sie aufgeweckt zu machen.

Vermählungs- und Trennungs-Geschichte der Frau „Zeit“ und des Herrn „Geistes“,

oder:

Muß man jetzt sagen: „Der Geist hat die Zeit aufgegeben,“ oder: „Die Zeit hat den Geist aufgegeben.“

Der erste Mensch, meine freundlichen Hörer u. Hörerinnen, Adam, ist verheiratet auf die Welt gekommen, er brachte seine Frau: die Rippe, mit auf die Welt; während er schlief, wurde ihm sein Weib von der Seite genommen, und als er erwachte, war sie wieder bei ihm, das passiert schon manchmal so.

Seitdem weint jeder Mensch, wie er auf die Welt kommt, weil er glaubt, sein Weib ist mit ihm gekommen; wenn er aber sieht, daß das nicht der Fall ist, überläßt er sich einem erquickenden, ruhigen Schlaf.

Es giebt im Rangunterschiede des menschlichen Lebens nur drei Stände, m. f. H. u. H., der „ledige Stand“, der „Ehestand“ und der „Witwerstand“. Der ledige Stand das ist der „Herren-Stand“, der ist Mann und Weib ein Leib, eine Seele und vier Füße.

Das Glück der Ehe besteht also darin, daß man die zwei Füße findet, die einem noch fehlen, daß, wenn einem Manne die Vorderfüße fehlen er nicht eine Frau bekommt, der dieselben Füße fehlen, sonst setzen sie sich in der Ehe beide auf die Hinterfüße und sind unglücklich.

Und weil man also beim Werben immer die zwei fehlenden Füße sucht, sagt man auch, er geht auf Freiers Füßen, und darum fällt man der Braut zu Füßen!

Das Unglück ist aber oft: Der Freier sucht den Münzfuß und der Mann findet den Kriegsfuß! Wir wissen also genau, m. f. H. u. H., wie groß das Glück der Ehe ist, es ist nämlich vier Fuß, zwei Schuh und einen Pantoffel groß!

Einige Zeit nach der Vermählung fängt das Unglück an; alle vier Füße fangen an, auswärts zu gehen, aber jedes Paar auf einer andern Seite, und da fangen die vier Füße zum erstenmale an zu stolpern.

Wie ist die Stufenfolge von Tier, Mensch und Engel? Das Tier hat vier Füße, der Mensch hat zwei Füße, der Engel hat sogar keine Füße, sondern Flügel.

M. f. H. u. H., es ist gar kein Verdienst, ein Engel zu sein und nicht zu stolpern, wenn man Flügel hat und keine Füße. Man stolpert bloß mit den Füßen, man wird bloß gefangen in Fußangeln und die Prügel werden einem nur zwischen die Füße, nie zwischen die Flügel geworfen!

So ein Engel macht sich ein Verdienst daraus, daß er nicht stolpert. Lächerlich! über was soll er stolpern? Er hat keinen Hunger, er hat keinen Durst, er braucht keinen Schneider und keinen Schuster, er geht nicht den Weg des Fleisches, er geht nicht den Weg des Rechtes, also über was soll er stolpern? Aber wenn die Engel auch nicht stolpern, so fallen sie doch; und ein gefallener Mensch ist kein so trauriger Anblick als ein gefallener Engel! Ein gefallener Mensch fällt wieder unter Menschen, aber ein gefallener Engel fällt unter Teufel.

Wenn ein Mensch gefallen ist, so bleibt er doch selbst noch Mensch und findet unter den Menschen Milde, unter den Sternen Trost, unter den Engeln Fürsprecher, aber wenn ein Engel gefallen ist, so wird er selbst zum Teufel, und das ist der Teufel!

Glauben Sie mir, m. f. H. u. H., stolpern kann der Mensch allein, von selbst, dazu braucht er keine Mitarbeiter; fallen aber thut ein Mensch nie von selbst, da hilft man ihm gewöhnlich dazu; wo ein Mensch fällt, haben ihm sicher andere Menschen ihre gütige Unterstützung nicht versagt! Fallen thun wenig Menschen, gefällt aber werden sehr viele!

Wieviel Bäume und wieviel Menschen, m. f. H. u. H., werden im Leben gestürzt und gefällt, um denen, die sie stürzen, zur Brücke zur dienen, die sie als Brücke mit Füßen treten, und wenn sie über ihnen hinweggegangen sind, sie hinter sich abbrechen und in den Strom der Vergessenheit schleudern! —

Es giebt gefallene Größen, gestürzte Größen und gepurzelte Größen.

Die gefallene Größe kann auch auf flacher Erde fallen, eine gestürzte Größe muß auf einer Höhe gestanden und eine gepurzelte Größe muß bloß durch einen Purzelbaum in die Höhe gekommen sein.

Wenn man gesehen hat, wie viel Größen seit einigen Jahren gestolpert sind, so scheint das kaum begreiflich; die Leute sagen freilich: ein gutes Pferd stolpert auch; das mag sein, aber ein ganzer Stall soll nicht stolpern!

An zwei Dingen, m. f. H. u. H., merkt man, daß der Mensch das schadenfrohe Geschöpf der Erde ist: wenn Jemand stolpert, lacht er, und wenn Jemand Hochzeit hat, tanzt er.

Im ganzen Universum erklärt ein Geschöpf das andere, ein

Philosoph erklärt den andern, darum weiß man noch immer nicht, was die Philosophie eigentlich ist; ein Verbrechen erklärt das andere, eine Krankheit erklärt die andere, ein Weib erklärt das andere und zugleich den Mann. Die Frauen sind nur da, um die Männer zu erklären, die Frauen sind erschaffen, um die Männer aus dem Tierischen in's Menschliche zu übersetzen; freilich machen sie's wie alle Übersetzer, sie erlauben sich Eigenmächtigkeiten, oft wenn sie einen Mann ganz und gar übersetzt haben, so ist's ein ganz anderes Stück; im Original war er ein Lustspiel, die Frau hat ihn zum Trauerspiel umgearbeitet.

Der Verlauf der Liebe und Ehe ist ein ganzes Theater-Repertoire: die Liebe beginnt mit einer „Pantomime", zuerst schneiden sich die Liebenden allerhand Gesichter; dann kommt das „Ballett", die Liebenden tanzen miteinander; dann kommt „die Oper", der Liebende fängt zu singen an, die Eltern hören den Sänger, sie fragen aber: „Wie sieht's mit den Musikanten aus?" Dann am Hochzeittag kommt das „Melodrama", Thränen und Effektszenen; nach der Hochzeit wird das Ding ein „Trauerspiel" und noch später ein stehendes „Spektakelstück"!

Die Liebe, m. f. H. u. H., ist bei dem Menschen der Finger und nicht die Hand, das Sehen und nicht das Auge, das Lächeln und nicht der Mund, das Erinnern und nicht das Denken, die Thränen und nicht das Weinen, das Hoffen und nicht die Hoffnung, das Gewähren und nicht die Gewährung.

Manchmal wird so ein Mann, wie ein französisches Stück in Deutschland, von zwei, drei, vier Frauen zugleich übersetzt. Der Eine übersetzt ihn frei, die Andere überträgt ihn, und dann will sie ihn nicht, wenn er übertragen ist. Kurz, jede übersetzt ihn für ihr Haustheater, aber keine übersetzt ihn — treu! Welch' ein Unterschied, m. f. H. u. H., ist zwischen der Liebe des Mannes und der der Frauen! Die Männer bewundern alles, was sie lieben, die Frauen lieben alles, was sie bewundern, und sie bewundern so viel! Es giebt jetzt so viele Wundermänner!

Die Liebe der Frau speis't nach der Karte, die Liebe des Mannes speis't table d'hôte, sie werfen nach einem Gericht lange Zeit lüsterne Blicke, sie verfolgen es mit den Augen, der Mund wird ihnen wässerig, aber bis die Schüssel an sie kommt, ist für sie nichts geblieben.

Ein jeder Mann, m. f. H. u. H., lebt nicht nur in der Bigamie, sondern hat sogar drei Frauen, denen er abwechselnd in die Arme fällt und zu Füßen stolpert. Die Gegenwart ist seine Ehefrau; was sie thut, ist ihm nicht recht, er hat ewig mit ihr zanken. Die Zukunft ist seine Geliebte; er hofft das Höchste von ihr, er sehnt sich nach ihr, er kann ihre Ankunft kaum erwarten. Die Vergangenheit ist seine verstorbene erste Frau, an die er immer denkt, und wenn er mit der Gegenwart zankt, sagt er sogleich: „Ach, du

lieber Himmel, wenn ich an meine Gottselige denk'! Die war anders!" Aber es ist nicht wahr, m. s. H. u. H. Wie erschrecken würde mancher Mann, wenn seine Gottselige einmal als Geist auf Gastrollen zurückkäme! Wie gerne würde dann der gescheiteste Mann die Gegenwart des Geistes verlieren. Ebenso würde der Mensch zum Tode erschrecken, wenn die von ihm gepriesene Vergangenheit ihm zurückkäme! Und so stolpert und stürzt der Mensch von einem Irrtum in den andern.

Wenn aber ein Mensch einmal in einen Irrtum gefallen ist, so geht er nicht so bald von dem Gedanken ab, an dem er sich geirrt hat; so ist der Mensch, wenn er stolpert, sieht er sich den Platz noch lange an, auf dem er gestolpert ist! Aber irren ist menschlich, stolpern ist menschlich; stolpern ist gar nichts als ein Irrtum der Füße und ein Irren ist nichts als ein Stolpern der Gedanken. Wer in Gedanken geht, der stolpert, darum ist für Menschen, die viel Gedanken haben, gut, wenn sie — sitzen.

Sitzen ist nichts als ein Präservativ gegen das Stolpern. Jeder Mensch wird, gleich wie er geboren wird, zum Tode verurteilt, gleich wie er zu reden anfängt, wird er zum Schweigen verurteilt, am Studiertisch, am Schreibtisch, am Amtstisch, kurz, der Mensch ist ein von der Natur zum Sitzen bestimmtes Geschöpf, aber er wird zu seiner Bestimmung nicht erzogen!

Der Mensch lernt sprechen — zu was? Der Mensch lernt lesen — zu was? Der Mensch lernt schreiben — zu was? Alles lernt er, was er nicht brauchen kann, nur sitzen lernt er nicht. Er hat einen Fechtlehrer, einen Schreiblehrer, einen Reitlehrer, nur keinen Sitzlehrer, und der Mensch sitzt doch so viel im Leben, er sitzt auf der Eselsbank, er sitzt über Büchern, er sitzt in der Wolle, er sitzt in der Tinte, er sitzt zu Gericht, er sitzt zu Rat; dem Maler muß man sitzen: ist man verliebt, so läßt einen der Verstand sitzen; ist man witzig, so läßt uns der Witz sitzen! — Bei den Buchdruckereien sind jetzt wenig Drucker beschäftigt, aber desto mehr Setzer, und doch hält man seinen Kindern keinen Sitzmeister! Deshalb weiß der Mensch auch gar nicht, wo er seinen Sitz nehmen soll, und geht so mit lauter Stolpern durch die holperige Welt.

Wenn jemand stolpert, m. s. H. u. H., sagen die Leute: „Hier liegt ein Musikant begraben!" Das haben sich die Leute beim Trinken gemerkt: bis beim Trinken ein Musikant unten liegt, kann kein anderer Mensch zwei Schritte gehen, ohne zu stolpern! Man sagt, m. s. H. u. H., die vom Wein Betrunkenen fallen vorwärts, die vom Bier Betrunkenen fallen rückwärts. Ist das wahr, können Sie mir gefälligst darüber nähere Daten mitteilen? Woher mag diese sonderbare Erscheinung kommen? Vielleicht daher: Im Weine liegt Wahrheit und mit der Wahrheit wird man immer auf's Maul gelegt! Aber im Biere -- was liegt im Biere? Im

Biere liegt Grobheit; und da giebt's verschiedene Gusto, Schwechater Grobheit, Liesinger Grobheit, Jedlersee Grobheit, doppelte Grobheit, Lager-Grobheit und Märzen-Grobheit. Am teuersten ist die Plutzer-Grobheit; denn, m. f. H. u. H., nie sind die Leute gröber, als wenn man sie eben bei einem Plutzer erwischt; also wenn einer vom Bier berauscht ist, fällt er auf den Rücken aus Grobheit, um zu zeigen, er schämt sich nicht einmal vor dem Himmel.

Warum stößt man mit dem Wein und nicht beim Bier an? Weil der Wein in den Kopf steigt, und das ist anstößig, aber das Bier geht in den Bauch, mit dem Bauche stößt man nirgends an.

Ich bin letzthin gefragt worden, woher der Gebrauch des „Anstoßens," des „Gläserklirrens" beim Weintrinken kommt, und ich antwortete wie folgt:

Einst kamen bei einem Glase Wein
Die fünf Sinne zusammen im schönen Verein,
Um beim Politisieren und Kannengießen
Das Blut der Trauben zu vergießen.
Und wie sie so sitzen zur fröhlichen Stund',
Hat seinen Genuß jeglicher Sinn im Grund;
Das Sehen nimmt das Glas vor das Gesicht,
Hält's zum Licht empor und spricht:
„Wie sich der Lichtstrahl in dem Golde bricht,
Man sollte glauben, es wär ein Sonnen-Fluß!"
Und so hat das Sehen beim Wein seinen Genuß.
Darauf greift der liebe Geruch zu seinem Glase,
Führt es hin und wieder unter der Nase,
Und spricht erfreut, zu des Weines Ruhme:
„Welcher Duft! Welch' eine Blume!
Es riecht wie Moschus und wie Muskatnuß!"
Und so hat der Geruch beim Wein auch seinen Genuß!
Drauf kommt das Schmecken, der lock're Junge,
Versucht den Wein, schnalzt mit der Zunge,
Und sagt: „Das ist süß und feurig wie ein Liebeskuß!"
Und so hat das Schmecken auch beim Wein seinen Genuß
Ein wenig später kommt das Gefühl auch herfür,
Nachdem es getrunken Gläschen drei oder vier,
Und sagt: „Nun wird mir so wohl und so laulich,
Es wird mir im Herzen so magdlich und fraulich,
Ich hege Gedanken, die gar nicht erbaulich,
Das ist so wonniglich, also: bibimus!"
Und so hat das Gefühl auch beim Wein seinen Genuß.
Nur das Gehör schaut ganz verdrießlich drein,
Nur das Gehör hat keinen Genuß bei dem Wein,

Darob von Zorn und Unmut höchlich entbrannt,
Will es das Glas ihnen ſchlagen aus der Hand;
Jedoch wie es mit ſeinem Glas an die andern ſchlägt,
Klingt es ſo lieblich, ſo melodiſch bewegt,
Daß das Gehör ſich an dem Wohllaut labt und letzt,
Und verſöhnt ruft ers zu den andern Sinnen jetzt
„Stoßt an, ſtoßt an, zum Friedensſchluß!“
Und ſo haben alle fünf Sinne beim Wein ihren Genuß!

Man ſagt: „Wer in ſeinem Leben keinen Rauſch hat gehabt, der iſt kein braver Mann!“ So iſt's mit dem Weinrauſch, mit dem Liebesrauſch, mit dem Freiheitsrauſch.

Welcher Wiener hat im Jahre 1848 nicht einen Rauſch gehabt, und was ſind's jetzt für brave Leute! Gar nicht zu ſagen!

Aber es geht ſonderbar damit! Die ſich dazumal einen tüchtigen Haarbeutel getrunken haben, die haben jetzt einen langen Zopf, und die dazumal nüchtern blieben, haben jetzt einen Katzenjammer!

Was iſt das: ein Katzenjammer? Warum, m. f. H. u. H., heißt der Zuſtand nach dem Rauſch: der „Katzenjammer?“

Wann jammern die Katzen am meiſten? Die Katzen und die Dichter jammern am meiſten, wenn ſie verliebt und hungrig ſind, und die liebe Maus nicht fangen können! Aber es iſt bei den Katzen nicht wie bei den Menſchen. Nur wenn der Menſch einen andern Menſchen lachen hört, kommt er und fragt: „Warum lachſt Du? Laß mich mitlachen!“ Aber wenn er einen andern Menſchen jammern hört, jammert er nicht mit. Bei den Katzen iſt's aber anders, wie eine Katze nur zu jammern anfängt, kommen alle Katzen der ganzen freien Gemeinde und jammern mit; warum? Die Katzen ſind klug; ſie wiſſen, bei der jetzigen Zeit braucht man gar niemanden zu fragen: „Warum jammerſt Du?“ ſondern man ſoll gleich mitjammern.

Hat man jetzt auch nicht Urſache, wird man ſpäter Urſache haben. So iſt's mit dem Katzenjammer nach dem Rauſche; zuerſt, wenn man aus der Beſoffenheit erwacht, fängt die Geldkatze an zu jammern, dann kommt gleich alles und jammert mit, der Kopf jammert, der Magen jammert, die Kehle jammert, alle Glieder jammern und alle fünf Sinne ſchreien: „Miau!“ und bringen dem wüſten Kopf eine Katzenmuſik.

Im Weinrauſche hält der Menſch den Himmel für eine Baßgeige, im Liebesrauſche hält der Menſch eine Baßgeige für den Himmel und im Freiheitsrauſch will er haben, der Himmel ſoll nach einer Baßgeige tanzen.

Wer von Wein berauſcht iſt, ſtolpert und fällt vom Seſſel, wer von Liebe berauſcht iſt, ſtolpert und fällt aus den Wolken, und

wer von Freiheit berauscht ist, stolpert und fällt aus einem Extrem in's andere!

Es ist überhaupt mit dem Straucheln, Stolpern und Fallen sonderbar: — Wenn ein Ehemann strauchelt, fällt er in die Rolle der Zärtlichkeit; nie ist ein Kaufmann mit seinen Kunden und ein Mann mit seinem Weibe galanter, als wenn sie sie eben betrogen haben. Eine Ehefrau aber, wenn sie gestrauchelt, fällt sie zur Entschuldigung in Ohnmacht.

Es ist mit dem Freiheitsrausch wie mit dem Weinrausch, man mag sich noch so weiß waschen, ein bischen rot bleibt ewig, sowie die Weintrinker, wenn sie auch später lauter weißen Wein trinken, bekommen sie doch eine rote Nase!

Mit dem Liebesrausch ist's auch wie mit dem Weinrausch; von den alten Weinen und von alten Weibern wird man nicht berauscht, aber von den jungen. Die Männerherzen sind wahre Lerchenfelder, sie lieben am meisten die Heurigen!

Das weibliche Herz ist die Rose, die Liebe ist die Rose, die Liebe ist die Sonne dieser Rose, und die Sonne der Liebe, die beim Aufgehen das Herz rot färbt, zieht ihm beim Untergehen wieder die Farbe aus!

Was ist die Rose? Der Frühling küßte die Erde, die Erde errötet, und das Erröten wird zur Rose.

Was ist ein Kuß? Ein Kuß ist eine Rose, welche die Liebe in zwei Hälften teilt, sie an zwei verschiedenen Herzen austeilt und sagt: „Sucht und findet Euch zusammen.“ Wenn sich nun die zwei halben Rosen suchen und sich auf den Lippen von zwei Wesen zusammenfinden, so wird ein Kuß der Liebe daraus.

Die Frauen haben mehr Liebe, die Männer haben mehr Geliebte; das Herz der Frauen ist ein Zeughaus ohne Armee, das Herz der Männer eine Armee ohne Zeughaus!

Darum straucheln die Frauenherzen viel öfter als die Männerherzen, weil sie von so vielen Seiten angegriffen und verfolgt werden.

Der Prophet sagt: „Der Ungläubige wird geh'n im Finstern, sein Weg wird glitschig und schlüpfrig sein, und ein Rache-Engel wird ihn verfolgen.“

Das hab' ich vom Propheten sonderbar gefunden. Wenn's finster ist und der Weg ist glitschig und schlüpfrig, so wird der Mensch schon von sich selbst stürzen und fallen, wozu braucht ihn noch ein Engel zu verfolgen?

Daraus hab' ich gelernt, daß die Engel auch stolpern und fallen, wenn es finster und glitschig ist, also bleibt sich's gleich, wenn für den Verfolgten und den Verfolger gleich glitschig ist.

Aber glauben Sie mir, die Engel verfolgen keinen, besonders nicht, wenn der Weg finster ist, das ist nur das Geschäft der Menschen, den, der stolpert, noch zu verfolgen.

Nur die Lebensmänner verfolgen oft Frauenzimmer, wenn der Weg finster ist, aber nicht als Rache-Engel und gar nicht als Engel, sondern um ihr Herz einzuholen und auszuholen.

Die Frauen sind die Engel des Lebens und sie verfolgen die Männer am liebsten, auch wenn's finster und glitschig ist, und da stolpern die Männerherzen und fallen ihnen zu Füßen!

Aber die Männer müssen vorsichtig sein: Wenn sie in ein weibliches Herz einziehen, so müssen sie sich sicher stellen; die Weiberherzen sind wie die Wiener Hausherren, wenn man sich so ein Herz hat schön herrichten lassen, steigern sie einen gleich oder kündigen ganz auf.

Die „Liebe" ist weiblichen Geschlechtes, der Haß ist ein Mann; es macht den Frauen Ehre, daß die Tugend in allen Sprachen weiblichen Geschlechtes ist; darum gehen die Männer mit der Tugend um, wie sie mit den Damen umgehen; sie sagen, wo Damen dabei sind, ist man geniert! Zu einem tugendhaften Mann gehören drei Dinge: Übersättigung, Philosophie und Podagra.

Aber auch der tugendhafteste Mensch stolpert, und es heißt ja: Auch der Gerechte strauchelt, und der Gerechte muß mehr straucheln als jeder andere, denn der Weg Rechtens, das ist der Weg, der finster ist und glitschig; der Rechtsweg ist durch die schweren Frachtwagen ganz ausgefahren worden; die Rechtsfreunde, das sind die schweren Fuhrleute, sie führen den Prozeß ganz langsam, alle Tage eine Meile, alle Stund' ein Wirtshäusel!

Nichts schadet dem Menschen mehr als seine Freunde; bloß die Freunde richten einen zu grund; die Rechtsfreunde ruinieren das Recht, die Kunstfreunde ruinieren die Kunst, die Lichtfreunde ruinieren das Licht, und die Hausfreunde ruinieren das Haus!

Aber nicht nur auf dem Wege des Rechtes, auf allen Lebenswegen werden einem Steine in den Weg geworfen, über die man stolpern muß: aber bloß kleine Steinchen, nicht Berge und Felsen. Wenn uns jemand einen Berg in den Weg wirft, über den stolpert man nicht. Jeder Mensch ist ein Napoleon, den Simplon übersteigt er, aber über die kleinen Meer-Steinchen und Insel-Steinchen fällt er in den Tod!

Berge! Höhen! Es geht mit den moralischen Höhen wie mit den physischen, in der physischen nehmen die Berge ab und die Gletscher nehmen zu, in der moralischen Welt nehmen die Erhabenheiten ab und die Hoheiten nehmen zu.

Berge und Höhen sind einem starken Geiste große Hindernisse, und die Hindernisse sind in der Welt, um überwunden zu werden, aber kleine Steinchen in den Weg geworfen, die übersieht das Auge, dessen Blick nicht im Staube kriecht.

Es giebt nur ein Mittel, nicht zu stolpern, das ist: „Kriechen"; haben Sie schon einen Wurm gesehen, der gestolpert wäre?

Aber nichts in der Welt strauchelt und stolpert mehr als der Witz, und ein guter Humorist stolpert auch, geschweige ein schlechter: Sie lachen? Sie haben gut lachen, Sie sitzen hier, bevor der Humorist stolpert, der Humorist sitzt aber nachher.

Es ist ein Unterschied zwischen dem, der Witz macht, und dem, der Witz hat; der, welcher Witz macht, der nimmt sich vor, einen Witz zu machen, er denkt nach, er sitzt d'rüber, und dann macht er einen Witz, der wahrhaft Witzige, der macht zuerst den Witz und sitzt dann d'rüber.

Die Emanzipation der Frauen als Konversations- und Rede-Stoff, oder: So lang man lebt, darf man nicht reden; wenn man schläft, soll man nicht reden; wenn man tot ist, kann man nicht reden; also wann soll man reden?

Humoristische Vorlesung.

Der Himmel, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat dem Menschen zwei Gaben geschenkt, um ihn über die Tierwelt zu erheben: das „Denken" und das „Sprechen". Da der Mann zuerst erschaffen wurde, so hat er für sich das beste genommen das Denken; die Frau kam später und bekam das „Sprechen"; darum ist „der Gedanke" männlich, „die Sprache" weiblich; drum heißt's „Muttersprache", und nicht „Vatersprache". Wenn sich der Mann „Gedanke" mit der Frau „Sprache" vermählt, so steht der Gedanke gar oft unter dem Pantoffel der Sprache und hat nichts mehr zu sagen!

Der erste Mensch hatte ein sonderbares Schicksal mit der Gabe des Sprechens: als er noch allein war, hatte er niemand, mit dem er sprechen konnte, und als die erste Frau erschaffen wurde, kam er nicht mehr zum Sprechen!

Darum sind bei jeder Vermählung drei Epochen: die Bedenkzeit, das Versprechen, die Trauung. In der „Bedenkzeit" denkt sie: es ist doch schon Zeit; nach dem „Versprechen" verspricht er sich, er hat doch noch zu sprechen; und nach der „Trauung" traut er sich nicht mehr zu sprechen.

Wer macht den besten Gebrauch vom Denken? Der sich zur rechten Zeit dumm stellt! Und wer macht den besten Gebrauch vom Sprechen? Wer sich zur rechten Zeit stumm stellt.

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hier mich vielleicht fragen sollten, warum ich in diesem Augenblicke nicht den besten Gebrauch von der Sprache mache und mich stumm stelle, so ist es bei der Antwort dieser Frage gerade die rechte Zeit daß ich mich stumm stelle.

Man muß meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eigentlich so sagen: Um die Frauen von den anderen Wesen zu unterscheiden, gab ihnen der Himmel das Denken und das Sprechen,

und um die Männer von den Frauen zu unterscheiden, gab ihnen der Himmel das Denken und Schweigen!

Bei der Trauung sind beide Teile sehr einsilbig, sie sagen beide nämlich nichts, als die eine Silbe: „Ja!“ Der Mann wird zuerst gefragt; denn wenn sie einmal ja gesagt hat, so hat er nichts mehr zu sagen. Er sagt zuerst gedehnt: „Ja!“, dann sagt sie rasch: „Ja!“ Also eine lange und eine kurze Silbe. Er denkt noch lange an dies „Ja“, sie hat's rasch vergessen. Die Trauung ist also ein Trauerspiel in Trochäen, in einem Aufzug, mit anderthalb Personen und zwei Silben. Nach der Hochzeit traut er sich gar keine Silbe zu sagen; dafür aber spricht sie ohne Zeit- und Silbenmaß! —

Im Theater-Leben und Lieben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist es so: wenn sie unter die Haube kommt, ist es ein Lustspiel; wenn sie unter die Erde kommt, ist's ein Trauerspiel; im Drama der Ehe aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist es anders; wenn sie unter die Haube kommt, fängt das Trauerspiel an; wenn sie unter die Erde kommt, ist's ein Lustspiel!

Was ist die Liebe? Zwei Herzen und ein Schlag? Was ist die Ehe? Zwei Herzen und ein fürchterlicher Schlag!

Die Frauen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wollen jetzt dasselbe Recht haben, das die Männer haben. Dafür wollen unsere Männer dasselbe Unrecht haben, wie die Frauen. Es giebt gar keine schlimmeren Männer, als unsere Weiber, und es giebt gar keine schlimmeren Weiber, als unsere Männer.

Den egoistischen Männern aber genügt es nicht, die Frauen zu quälen; die gönnen ihnen auch den magnetischen Ableiter des Schmerzes, das Reden, nicht!

Es ist wahr, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, der Mensch kann mit seinem Schmerze reden, er kann sich mit seinem Schmerze bereden, ihn überreden. Wenn man ein Weh bespricht, ausspricht, durchspricht, so mildert man es; deshalb reden die Weiber so viel und so gern von ihren Männern!

Der Mann nur hat nicht mehr als fünf Sprachwerkzeuge: es sind lauter Mitlauter; aber die Frauen haben mehr als fünf Sprachwerkzeuge, sie haben auch Vokale, mit denen sie sprechen: die zwei Augen, das Lächeln, der Seufzer und die Thräne sind die fünf Selbstlauter der Frauensprache. An den Frauen spricht alles, die Fußspitze und die Fingerspitze, ja, um die Nase eines Frauenzimmers zu verstehen, muß man bei Sankt Anna sechs Klassen mit Vorzug durchgemacht haben. Jede Frauenzimmer-Nase ist ein geborner Cicero! Was kann ein Mann mit seiner Nase machen? Nichts! Und wenn er alle Tage zehn Nasen bekommt, er benützt sie nicht! Allein die Nase eines Frauenzimmers spricht, plaudert, deklamiert! Im häuslichen Leben ist die

Naſe der Weiber ein ganzer Barometer, ſie ſteigt auf den Siedpunkt, fällt auf den Gefrierpunkt, ſie zeigt Regen, Wind, trübes Wetter, Sonnenſchein und Sturm an. Wenn die Frau ſchmollt, ſo redet ſie bloß mit der Naſe, und der Übergang vom ſchwülen, ſchweigenden Schmollen zum ſtürmiſchen Reden geſchieht dadurch, daß die Frau zu nieſen anfängt; wenn die Frau nieſt, muß man zum Manne ſagen: „Helf' Gott!“

Ein Mann nieſt aus dem Stegreife, ſeine Naſe nieſt im Negligée. Bevor aber eine Frau nieſt, macht ihre Naſe fünf Minuten lang Toilette.

Man ſagt, die Frauenzimmer können kein Geheimnis verſchweigen, Unſinn! Man frage Männer, die zwanzig bis dreißig Jahre verheiratet ſind, ob ihnen ihre Frau je ihr Geheimnis verraten hat?

Die Männer wollen, daß die Frauen bloß ſchweigen, aber nichts verſchweigen; daß ſie nichts reden und alles verreden ſollen. Das iſt wieder eines der Vorrechte der Männer!

Wenn man von der Emanzipation der Frauen ſpricht, wenn man ſagt: „Es wäre Zeit, daß unſere Frauen etwas mehr Rechte bekämen,“ ſo verſtehe ich darunter: „Es wäre Zeit, daß unſere Männer etwas Rechtes lernten!“

Es iſt leider ſo weit gekommen mit unſerer Männerwelt, daß man die Emanzipation der Frauen nicht ſo deuten muß als wäre es zu wünſchen, die Männer ſollten den Frauen gleiche Rechte wie allen Männern angedeihen laſſen; nein, es wäre bloß zu wünſchen, daß die Männer jetzt ihren Frauen gleiche Rechte wie ihren Pferden einräumten!

Für wen leben jetzt die Männer? Für ihre Frauen, für ihre Kinder, für ihre Familie? Nein, für ihre Pferde, für ihre Kutſcher, für ihre Bereiter!

Wem gilt der erſte Morgenbeſuch? Dem Boudoir der Frau? Nein, dem Boudoir ſeines Pferdes! Weilt er ſtundenlang bei der Toilette ſeiner Geliebten? Nein, er ergötzt ſich ſtundenlang an der Toilette ſeines geſattelten Schimmels! Bekümmert er ſich täglich um die Pflege und Erziehung ſeiner Kinder? Nein, er bekümmert ſich täglich um das Daſein und die Erziehung ſeiner Fohlen! Es mag ein ſüßes Gefühl ſein, Genie zum Reitknecht zu beſitzen, es mag eine erhabene Empfindung ſein, ein großer Kutſcher zu ſein; aber der Menſch war früher Menſch und dann erſt Reitknecht, früher Weltbürger und dann erſt Kutſcher!

Als der Himmel ſprach: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei,“ hat er ihm kein Pferd zum Geſellſchafter gegeben; er ſagte: „Du ſollſt über die Tiere herrſchen,“ und nicht: „Das Tier ſoll dich beherrſchen!“ Das Roß iſt dazu da, um den Menſchen zu ziehen; aber der Menſch iſt nicht dazu da, um das Roß zu ziehen!

Und wenn es schon einen unwiderstehlichen Reiz hat, einen Wildfang zu zügeln, warum fangen sie nicht bei sich selbst an?

Man kann jetzt die Männer einteilen in zweifüßige, in vierfüßige und in sechsfüßige! Es erscheinen überhaupt wieder mythologische Figuren in der Welt, zum Beispiel die Wesen, die halb Mensch und halb Fisch sind, die Hydropathen; hie und da taucht auch ein Ochs auf, der Europa auf die Schulter nehmen und verführen will; ein schönes Frauenzimmer, das Jupiter als eine Kuh herumgehen läßt, findet man auch zuweilen; Narcisse, die in sich selbst verliebt sind, giebt's auch genug, und manche Männer sind jetzt die Centauren, wie sie Pindar schildert: die struppigbärtigen, roßleibigen Wesen, einherstürmend auf sechs Füßen!

Ach, auch das Geschlecht der Riesen ist nicht ausgestorben, und auch das Geschlecht der Zwerge nicht. Es giebt noch Zwerge; die Ohnmacht, die Furcht, die Armut, die Dienstbarkeit, und es giebt noch Riesen: die Gewalt, die Willkür, die Unduldsamkeit, der Hochmut, der Aberglaube, das Vorurteil, das ist das Geschlecht der Riesen auf der Erde, welche sich Söhne der Götter dünken, und die von der Sündflut leider nicht vertilgt wurden!

Aber die Menschheit selbst, die Menschen, die wahren Menschen sind Titanen; jeder Mensch ist ein Titan, die Erde ist nur seine Mutter, der Himmel aber ist sein Vater!

Die Mutter Erde säugt ihn, nährt ihn, zieht ihn groß, verzärtelt ihn; aber der Vater Himmel unterrichtet ihn und schickt ihn in die Schicksalsschule, und straft ihn, weil er ihn liebt!

Wenn der Vater, der Himmel, zürnt, da verbirgt der Mensch sein Angesicht an dem Busen der Mutter Erde; aber wenn der Himmel freundlich ist, da erhebt der Mensch das Haupt zum Vater empor! Wenn der Mensch stirbt, so senkt die Mutter Erde sein Erdenteil in eine große Familiengruft, aber sein Himmelsteil nimmt der Vater hinauf zu sich, und die Thränen dieses Himmelsteils fallen allnächtlich nieder auf das blasse Antlitz der Mutter, und der Mensch nennt diese Thränen Morgentau.

Das Herz der edlen Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat alle Tugenden vom Vater Himmel und von der Mutter Erde! Es trägt wie die Erde die Blüten und Blumen der Empfindung, der Liebe, der Poesie außen zum Ergötzen der andern und die Wurzeln, Knollen und Fäulnisse und Unholde des Unglücks, des Kummers verdeckt und tief vergraben, und hat wie der Himmel selbst in den Nächten des Unglücks den Mond der Hoffnung als Bürgen der wiederkehrenden, ewigen Sonne.

So ist das Herz der edlen, veredelten Menschen.

Wie sonderbar also ist es, daß selbst unsere veredelten Frauen wünschen können, gleiche Rechte mit unsern veredelten Männern zu haben!

Rechte! Gleiche Rechte! Wahnsinn! Es giebt keine gleichen

Rechte, man bekommt nie gleich Recht, man bekommt bloß gleich Unrecht. Gleiche Rechte! Kein Recht sieht dem andern gleich; aber ein Unrecht sieht dem andern gleich; also „Emanzipation der Frauen" heißt: die Frauen wollen wie die Männer spät Recht und gleich Unrecht haben! Eine Frau studiert zuerst darauf, wie sie ihr Recht behaupte: dann studiert sie darauf, daß sie auch das Recht ihres Mannes für sich behaupte, und so ist jede Frau ausstudierter Doktor beider Rechte!

Die Jurisprudenz der Frauen in der Ehe ist, wie jede Jurisprudenz, rational und historisch; rational: sie wendet das Gesetz der Vernunft auf das häusliche Verhältnis an: die menschliche Vernunft hat ein Gesetz: „in einer guten Ehe muß nur ein Wille herrschen!" Das wendet sie auf ihr häusliches Verhältnis an; sie hat den Willen, den ersten Willen, und er hat auch einen Willen, den letzten Willen; nach dieser rationalen Basis kommt die historische Basis. Die Frau geht zurück in die Blätter der Geschichte: mein Vater war ein Simandel, dein Vater war ein Simandel, sein Vater war ein Simandel, unsere Väter waren Simandel, eure Väter waren Simandel, und auf diese historische Basis gründet sie ihr positives Recht.

In einer Ehe werden drei Rechte praktiziert. Von Mann und Frau zusammen das Kriegsrecht; von der Frau und dem Hausfreunde das Privatrecht, und von dem Manne mit dem ganzen weiblichen Volke das Völkerrecht.

Der Mensch im allgemeinen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat schöne, große erhabene Rechte, Naturrechte und sittliche Rechte, geistige Rechte und Tugendrechte, aber er ist nicht stolz auf seine Rechte, er besteht nur auf seine Anrechte und ist nur stolz auf seine Vorrechte!

Die Gerechtigkeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat nur eine Gegnerin: die Ungerechtigkeit; das Recht aber hat zwei Gegner: das Unrecht und das Vorrecht.

Bei dem Zweikampf der Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit sind die Advokaten die Sekundanten; die Ungerechtigkeit ist die Person, welche fordert, die Gerechtigkeit als Geforderte, hat die Wahl der Waffen; sie wählt zum Verdrusse der Advokaten Pistolen, denn Pistolen machen kurzen Prozeß. Bevor die beiden aufeinander schießen lassen die Sekundanten, die Advokaten, die Pistolen beiderseits probieren: beide Parteien müssen ihnen vorschießen.

Bei einem gewöhnlichen Duell, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nur ein Doktor zugegen; hier bei diesem Duell sind zwei Doktoren da, und das ist ganz natürlich; bei einem gewöhnlichen Duell pflegt sich nur einer zu verbluten, bei einem Prozeß verbluten sich zwei. Nun geht die Geschichte an, die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit schießen aufeinander los, und das Resultat, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist auf

jeden Fall traurig; denn siegt die Ungerechtigkeit, so ist die Gerechtigkeit erschossen, und selbst beim Sieg der Gerechtigkeit bleibt die Ungerechtigkeit auf dem Platze, und die Gerechtigkeit muß sich verstecken. Das ist so die Natur der Gerechtigkeit!

Die Frauen im allgemeinen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, machen auch weniger Gebrauch von ihren Rechten, nämlich vom Rechte der Gattin, der Mutter, der Hausfrau, als von ihrem Vorrechte: zu reden. Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen; darum schweigen die Mädchen und fangen zu reden an, sobald sie heiraten. Warum heiraten unsere jungen Männer jetzt gar nicht? Weil sie den ewigen Frieden nicht unterbrechen wollen; denn selbst die beste Ehe ist bloß ein bewaffneter Friede. Ein Ehepaar feiert jede Woche den siebentägigen Krieg, und nur Sonntag geht der Mann aus, denn es heißt: am siebenten Tag sollst du ruhen!

Es ist ein Unglück in dem Krieg der Ehe; der Mann zieht mit bewaffneten Augen gegen die kleinen Fehler der Frau ins Feld, und die Frauen betrachten die Männer als Kriegsgefangene und sind froh, wenn sie sie auswechseln können. Die Frauenherzen sind die Festungen; da aber unsere Männer nicht kräftig genug sind, um die Festung zu erobern, und nicht liebenswürdig genug, um die Festung einzunehmen, so geben unsere Männer den Frauen weder Nahrung für den Geist, noch Nahrung für das Herz, um so die Festung auszuhungern!

Was ist der Unterschied zwischen ledigen Männern und verheirateten Männern? Die ledigen sind auf ihrer Festung in Garnison, die verheirateten sind auf ihrer Festung — verurteilt!

Die Frauen sind die Phantasieblumen der Schöpfung, aber die Männer sind keine Phantasie-Schmetterlinge der Schöpfung. Es gehört viel Phantasie dazu, sie für Schmetterlinge zu halten; sie flattern nicht mehr, sie gaukeln nicht mehr, und sie kreisen überhaupt um keine Rose mehr, da man nicht gut um die Rose zu Pferde herumreiten kann, und flattern und gaukeln muß man zu Fuß!

Wenn die Frauen jetzt ganz so wie die Männer sein wollen, so müssen sie in Gesellschaften sich um keine andere Dame bekümmern, als um coeur-dame, für niemand einiges Feuer entwickeln, als für ihre Cigarren, keinen Kopf so schön finden, als ihren Pfeifenkopf und ihren eigenen, jenen stets voll und diesen hübsch leer erhalten, und mit niemandem reden, als mit sich selbst reden, keine pikante Antwort zu befürchten haben!

Unsere jungen Männer sind sehr schweigsam, und sie lassen sich deshalb große Bärte wachsen, damit man wenigstens glaube, sie sprechen etwas in den Bart hinein!

Sieben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, so sagen die

neueren Ärzte, reden säuert das Blut, man atmet beim Reden Lebensluft ein und atmet Stickstoff aus. Ja wohl, reden säuert das Blut: wenn das Weib spricht, wird dem Manne das Leben blutsauer! Beim Reden atmen die Frauen Lebensluft ein und Stickstoff aus; drum reden sie so viel in freier Luft, da giebts saures Blut bei saurer Milch, und da atmen sie den Stoff aus, an dem sie sonst ersticken!

Noch eine Sprache haben die Frauenzimmer: Thränen; wenn die Frauen bloß weinen und nicht reden, da sind die Thränen Selbstlauter, sie quellen aus dem Herzen; wenn sie aber weinen und dabei reden, so sind die Thränen Mitlauter, sie bedeuten an und für sich nichts; denn Thränen mit langen Reden und Köllnerwasser mit langer Empfehlung sind niemals echt; wenn die Frauen beim Weinen reden, so sind sie Wolken, die zugleich regnen und donnern, die schaden nicht.

Allein was haben die armen Frauen für andere Ableiter gegen so viele Gewitter und Ungewitter im Leben in der Ehe, als das bischen reden, als das Wort, dieses Ventil für die Überfüllung des weiblichen Herzens an Kummer, an Kränkung, an heimlichem Weh!

Das Sprechen ist das Fontanell in dem krankhaften Zustande der heimlichen Leiden des Weibes.

Es giebt Wunden, die man stets offen halten muß, wenn sie nicht tödlich werden sollen, und die verwundete Seele so manchen gekränkten Weibes wird nur dadurch nicht getötet, daß sie durch Reden offen gehalten wird! Der wehmütigste, der zerreißendste Anblick im Leben ist ein schweigender Mund unter einem weinenden Auge! Und wer mehr, als die Frauen, trägt den stummen Schmerz dem schreiendsten Unrecht entgegen! Das Trauersiegel des stummen Schmerzes vor der Lippe spricht lauter als der aufgebrochene Brief des lautklagenden Herzens, und das verhehlende Taschentuch vor dem Auge ist rührender, als die offene Thräne in dem Auge! Es ist leider nur zu oft der Fall im Leben, daß die unglückliche Frau keinen anderen Ort hat, um sich frei durch das fromme Wort zu erleichtern, als die Kirche, und keinen andern Ort, um frei zu weinen, als das Theater! Das edle Frauenherz ist wie die edle Muschel: es verschließt die Wunde, die ihm gebohrt wird, mit einer Perle, mit einer Thräne.

Der Mensch sieht nur die Rose, die der Mann offen an die Brust der Frauen steckt, und ahnt nicht, daß eben die Rose auf ihrer Brust zum Dolch in ihrer Brust wird! Nicht die großen Leiden sinds, welche das Unglück der Frauen ausmachen, nein, das unermeßliche Heer der kleinen Leiden, der sich wiederholenden, winzigen Kränkungen, der stets wiederkehrende Tropfenfall von prickelnden Anlässen, die feinen Nadelstichelchen und die aufeinanderfolgenden, herzlosen Vernachlässigungen nnd Neckereien sind es,

die nach und nach das geduldigſte, ſanfteſte und edelſte Herz auswaſchen, untergraben, minieren und durchbohren! Die größten Märtyrerinnen ſind die, welche mit den kleinſten Folterwerkzeugen gequält werden!

Und das iſt wieder nicht das Recht, ſondern das Vorrecht und Unrecht der Männer, und von einer Emanzipation in dieſem Sinne könnte das gefühlvolle, weibliche Herz nicht einmal Gebrauch machen!

Jeder Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſei zufrieden mit ſeinen Rechten und Vorrechten, nicht nur der Menſch, ſondern auch der Geiſt ſoll zufrieden ſein mit ſeinen Vorrechten! Alles hat ſein Vorrecht: der Ernſt und der Scherz, der Witz, das Genie und die Dummheit! Der Ernſt hat das Vorrecht, mitten in den Scherz hineinzugreifen und mitten in den Becher des Lachens eine helle Thräne zu werfen; der Scherz hat das Recht, wie die italieniſchen Masken, gerade die er liebt mit ſeinen Kügelchen zu treffen; der Scherz iſt der äußere Überzug der Sache, er muß rein ſein und immer ſein und glänzend, denn er will gefallen; aber der Ernſt iſt das Unterfutter der Sache, das muß ſolid ſein, dichter Stoff, denn es muß warm machen und halten, und dieſer Überzug und dieſes Unterfutter zuſammen macht das beliebte Kleidungsſtück: Humor!

Wir haben jetzt viele ſolche Kleidungsſtücke ohne Überzug, zu dem das Unterfutter fehlt; man nennt ſie „humoriſtiſche Vorleſungen“. Es giebt viele Menſchen, die humoriſtiſch ſein müſſen, ohne je einen guten Einfall zu haben. Daß ſich ſolche Menſchen noch nicht eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen haben, kommt eben daher, weil ſie keinen guten Einfall haben! Das Genie hat auch ſein Vorrecht, zum Beiſpiel, ein Genie darf häßlich ſein, das Genie muß nur von dieſem Vorrechte keinen Mißbrauch machen! Die Schönheit hat auch ihr Vorrecht, ſie darf dumm ſein, und die ſchönen Frauenzimmer können in dem Spiegel ſehen, wie dumm ſie ſein dürfen! Die ſehr ſchönen Mädchen warten den ganzen Tag auf einen Mann, der ebenſo ſchön und ſo dumm iſt, ſie warten täglich darauf, wie die Juden auf den Meſſias und auf die Poſt!

Die Dummheit hat auch ihre Vorrechte; wenn ein dummer Kerl ſchweigt, ſo iſt er ſo geſcheit, wie der klügſte Mann! Die ſchönen Frauen lieben einen geiſtreichen Mann, verlieben ſich in einen ſchönen Mann und heiraten einen dummen Mann.

Das thun ſie bloß aus Wirtſchaftlichkeit; der Geiſt eines Mannes nützt ſich ab, ſchießt ab, das iſt keine Wirtſchaft; die Dummheit eines Mannes iſt ein Zeug, das ſich ewig hält.

Wenn man von den Talenten eines Mannes ſpricht, ſo ſagt man: „Und was hat er für eine ſchöne Frau!“ Und wenn man

von den Schönheiten einer Frau spricht, so sagt man: „Und hat sie für einen dummen Mann!“

Ein gescheiter Mann schämt sich, wenn er eine dumme [illegible] hat; die gescheitesten Frauen prunken mit ihren dummen Männ[illegible] sie nehmen ihn überall mit, als wollten sie sagen; „Seht wie gescheit ich bin, ich hab' den Dümmsten erwischt!“

Ein anderes Vorrecht der Dummheit ist, je unwissender dummer Mensch ist, desto besser für ihn; denn wenn ein Dum[illegible] keine fremde Sprache spricht, so wissen nur seine Landsleute, er dumm ist; wenn er französisch und englisch spricht, so erfa[illegible] es auch die Franzosen und Engländer. Wenn ein Dumme[illegible] Wien nicht schreiben kann, so weiß man es nur in Wien; n[illegible] er schreiben kann, so schreibt er Briefe, und man weiß es auch Paris u. s. w., daß er ein dummer Kerl ist.

Der Witz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat [illegible] sein Vorrecht: er darf Harzard-Spiele spielen; er spielt nämlich mit dem Verstande, und das ist ein gewagtes Spiel.

Der Witz kann nicht studiert werden; das ist ein Glück, s[illegible] würden wir sechs Jahre in den Schulen Vorlesungen über [illegible] Witz haben, die einen mit Witz umbringen!

Warum lieben die Frauen den Witz? Weil der Witz sich [illegible] hunderten seinen Mann herausſucht und ihn mitnimmt!

Hier aber muß ich schließen, sonst könnten Sie den Entsch[illegible] fassen, keine Vorlesung mehr anzuhören. Daß man in den V[illegible] lesungen gewitzigt wird, versteht sich jetzt am Ende!

ie viel Frauen, wie viel Minister und wie viel selnüsse muß man kaufen, bis man ein paar gute darunter findet?

Die Frauen und die Haselnuß-Sträuche, meine freundlichen rer und Hörerinnen, sind sich sehr ähnlich; zuerst, im Anfange, sie geschmeidig, zart, sanft und lassen sich biegen; aber mit Zeit werden sie tüchtige Haselstöcke, und nehmen uns als echte dinger unter die Fuchtel.

Das Schicksal, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, giebt Menschen verschiedene Nüsse zu knacken! Nur so lang der nsch keine Zähne hat, nur als Kind braucht er weder in einen ern Apfel, noch in eine harte Nuß zu beißen, aber von dem genblicke an, als der Mensch alle seine Zähne hat, ist er ein enslänglicher „Nußknacker", und nur wenn der Mensch wieder e Zähne hat, im hohen Alter, hört er auf, Nußknacker zu sein, l er sich im Leben schon alle Zähne ausgebissen hat. Die nner sind die großen plumpen Wallnüsse im Leben, man sieht ihnen mehr auf die Schale als auf den Kern; die Frauen- mer lieben sie, wenn sie frisch und weich sind, und am liebsten ben sie sie, wenn sie sich recht leicht — schälen lassen! Ja, viele handeln die Männer ganz wie Wallnüsse, sie legen gerne die gen ein mit Zucker und Süßigkeit!

Die Frauenzimmer aber sind die „Haselnüsse", sie wachsen ht auf einem Baume, weil sie wissen, daß nur wenig Männer umkrazler sind, sie wachsen auf Sträuchen, und will man die selnüsse pflücken, so braucht man nur auf den Strauch zu lagen.

Minister sind oft auch nichts als „Nußknacker", sie knacken, sie cken, aber die Nuß ist zu hart!

Was ist eigentlich „Ministerrat"?

Eine Versammlung von verschiedenen Nußknackern, bei welcher er eine Menge harte Nüsse in seinem Portefeuille mitbringt.

Nun fühlt jeder Minister dem andern auf den Zahn, denn jeder möchte seine Nuß vom Herrn Kollegen aufknacken lassen.

Der Kriegs-Nußknacker sagt: an meiner harten Nuß soll sich der Finanz-Nußknacker den Zahn ausbeißen. Der Nuß-Knacker des öffentlichen Unterrichts soll für den Nußknacker der Arbeit knacken, da entdeckt der letztere, daß der Nußknacker des Unterrichts keine Weisheitszähne hat. Der Nußknacker des Innern denkt sich im Innern: ich laß die harte Nuß noch lang im Stroh liegen, der Zahn der Zeit wird diese Nuß schon knacken. Der Nußknacker des Auswärtigen denkt sich, da wir einige Zahnlücken haben, die mir nicht gestatten, diese harte Nuß zu knacken, so werden wir uns künstliche, fremde, gute Zähne einsetzen, um die Nuß zu knacken.

Es giebt auch Nußknacker, welche die Nuß gar nicht knacken sollen, sondern bloß Ehren-Nußknacker sind, das sind die Nußknacker ohne Portefeuille.

In jedem Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, stecken viele Menschen und noch mehr Unmenschen, ein jeder Mensch ist ein Futteral von verschiedenen Leuten! In jedem Menschen steckt erstens ein Bau- und Maurermeister; wenn irgendwo ein Haus, ein Schloß u. s. w. gebaut wird, bleibt alle Augenblicke ein Vorübergehender stehen, der mit bauen hilft, der dem andern zeigt, was gebaut wird, warum gebaut wird und wie es gebaut wird!

Jetzt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist übrigens schwer bauen! Auf die Erde kann man nicht bauen, denn wie man gräbt, kommt man bis auf den Hals in Wasser; auf den Himmel kann man auch nicht bauen, denn wenn es wahr ist, daß Kinder und die Armen allein in den Himmel kommen, so wird es im Himmel vor Proletariern gar nicht auszuhalten sein.

Ein sehr schlechter Bauplatz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist der Mensch überhaupt; wo ein Mensch auf den andern baut, ist das Gebäude noch stets eingestürzt, denn bei dem Menschen ist Grund und Boden verdorben.

Ein noch schlechterer Bauplatz ist das Versprechen eines Großen der Erde; wer auf so ein Versprechen bauen will, soll sich nur gleich selbst zu dem Grundstein in die Erde legen!

Aus allem in der Welt läßt sich was machen, aus Stroh lassen sich Hüte machen, aus Erdäpfeln Brot, aus Knochen Mehl, aus Lumpen Papier und Millionäre, ja sogar aus einem freisinnigen Menschen läßt sich was machen, nämlich ein Arrestant, nur aus dem Versprechen eines Großen läßt sich gar nichts machen, oder höchstens ein schlechtes Journal, weil das auch nicht — gehalten wird! Der allerschlechteste Bauplatz aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein „Frauenzimmer-Herz"! Das

ist natürlich, auf einen Ort, wo beständig Erdbeben ist, soll man nicht bauen! In so einem Frauenherzen ist beständig Erdbeben, so ein Frauenherz zittert beständig. Zittert es nicht für sich, zittert es für einen andern; bald zittert es aus Kälte, bald zittert es aus Hitze; bald zittert's, weil ihm die Decke zu leicht ist, bald zittert's, weil es zu stark zugedeckt worden ist; bald zittert's aus Furcht, bald aus Hoffnung; bald zittert's für seine Unschuld, bald zittert's für seine Schuld; bald zittert's für einen, bald zittert's paarweise, für zwei, drei. Schon das erste Weib Eva hat gezittert, sie hat auf den Apfel so lange gezittert, bis sie ihn gekriegt hat! Als unser Herr Gott Adam erschuf, verbot er ihm von dem Baume zu essen, allein um desto sicherer zu sein, gab er Adam im Schlaf eine Frau, in der Hoffnung, daß ihm dann aller Appetit vergehen wird!

Woher kommt es, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß die Frauen besser und länger schlafen als die Männer? Weil die Männer noch immer daran denken, welches Malheur dem ersten Mann im Schlaf passiert ist!

Eva, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, war die erste demokratische Frau der Welt, sie hat gleich mit der Schlange einen demokratischen Klub gebildet, in welchem beschlossen wurde, auf Gott nichts zu geben, sich alles zu erlauben, was bis jetzt verboten war, den Reichsapfel herunterzureißen und zu verschlingen, dann ist sie gleich zu Adam gekommen mit einer Sturmpetition, er soll auch in den sauern Apfel beißen!

Natürlich wurde so endlich die Langmut des Himmels erschöpft! Er versetzte das Paradies in Belagerungszustand, stellte einen regulären Engel mit dem bloßen Schwert als Wache, und erließ eine Proklamation an die Bewohner des Paradieses, in welcher er nicht nur die Schuldigen Eva und die Schlange verurteilte, sondern auch der gutgesinnte Adam mußte solidarisch die Unkosten bezahlen: zugleich wurde der Boden des Paradieses verflucht, Adam und Eva ausgewiesen, und die Zeitungen sagten dann: „Die Ruhe herrscht im Paradies!“ Ruhe! Ruhe! Waffenstillstand! Friede! Ordnung! Was ist Ruhe? Wo kann der Mensch endlich ausruhen? An zwei Orten: als Toter im Grab und als Beamter im Bureau! Man sollte an jede Bureauthür einen Grabstein setzen: „Hier ruht in Gott der Vortreffliche so und so, hier ist bloß seine sterbliche Hülle, seine arme Seele ist anderwärts!“

In der Ehe herrscht entweder Krieg oder bewaffneter Friede. In der Ehe ist der Mann Finanz-Minister, sie führt das Pantoffel-Regiment, und der Hausfreund ist Minister des geheimen Kabinetts! Mit diesem Kabinetts-Minister nimmt die Frau oft einen Minister-Wechsel vor, das sind lauter Solo-Wechsel, sie werden alle von der Frau auf sich gezogen!

Wissen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, in wiefern oft Minister und Pantoffel sich gleichen?

Bei Minister und Pantoffel macht man oft die Erfahrung, daß die abgetretenen die besten waren! Es giebt verantwortliche Minister, von denen es heißt, daß sie der Volkskammer verantwortlich sind es giebt aber auch Pantoffeln, von denen es heißt, daß sie der Hauskammer, dem Mann verantwortlich sind! Allein wie verantworten sich diese meist? Wenn ein Pantoffel über sein Regiment interpelliert wird, redet er einen Stiefel zusammen, daß die Kammer am Ende selbst nicht weiß, wo sie der Schuh drückt!

Sehr oft sind die Kammer-Mitglieder bloß Kammerdiener und Anmelder, sie melden dem Volke an: „die Verbesserungen stehen vor der Thür," aber die Regierungen sind sehr überhäuft von Geschäften und sie lassen die Verbesserungen so lange vor der Kammer-Thür stehen, bis die Verbesserungen keine Thürsteher mehr sein wollen, und sagen: Wir werden ein andermal kommen!

Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, tragen die Kammerherren den Schlüssel auf dem Rücken?

Weil viele von ihnen nur zu jener Zeit den Schlüssel haben, die hinter ihnen liegt; das ist ein goldener Schlüssel an einem goldenen Knopf zu einer eisernen Zeit mit einem eisernen Zopf!

Die Regierungen haben zwei Kammern für sich: die Schatzkammer und die Pulverkammer, und das Volk hat auch zwei Kammern, die Schlafkammer und die Camera obscura, in welcher man alles verkehrt sieht. Die Deutschen haben von jeher die Freiheit nur durch zwei Mittel erobern wollen: durch Faustrecht und durch Philosophie, darum schwankt bei ihnen jede Unternehmung zwischen Unsterblichkeit und Galgen. Der Deutsche ist ein Phlegmatiker bei allem was möglich ist und ein Fanatiker bei allem was unmöglich ist! Deutschland hat nicht nur seine Komödien aus dem Französischen übersetzt, sondern auch die Revolutions- und die Republik-Tragödien! Aber auch hier hat sich bestätigt, daß die deutschen Komödianten niemals so schlecht als in französischen Stücken spielen! Der Franzose weiß, daß er Komödie spielt; er hat mit dem Königtum Komödie gespielt, mit dem Kaisertum, mit der Konstitution, mit der Restauration, mit der Republik, er spielt seine Komödie für Alle, für die Loge, für Parterre u. s. w. Der Deutsche spielt bloß für die Gallerie, darum übertreibt und schreit er so! Der deutsche Redner in den Kammern weiß, daß das Gallerie-Publikum desto mehr applaudiert, je mehr gebrüllt wird, und wenn er es so weit bringt, daß man ihn gar nicht versteht, dann ist der Applaus unermeßlich!

Es ist ein großes Unglück, daß im Jahre 1848 die Fürsten die Wahrheit für eine Komödie und das Volk die Komödie für eine Wahrheit hielt! Aber das Volk hat damals das Volksstück: „Freiheit" nur aus Zeitungen und aus der „Leseprobe" gekannt, und da haben sie weder den Geist des Stückes noch seine wahre Tendenz erkannt. Die Demokraten waren bloß Coulissenreißer der Freiheit, sie haben auf den Souffleur gespielt, und ihr Souffleur war ein roter Dämon, der ihnen seinen Atem einblies. Die Regierungen aber haben ihre Rolle besser gespielt, weil sie erst viel „General-Proben" gehabt, bis sie ihre „Stücke" aufführten. Bei allen diesen dramatischen Vorstellungen waren die ruhigen Zuschauer am meisten zu bedauern; sie haben die Komödie nicht bestellt, nicht verlangt, sie machte ihnen kein Vergnügen, und doch mußten sie nicht nur die Theaterkosten bezahlen, sondern sie mußten auch bei jenen Stellen applaudieren, die ihnen zuwider waren! Aber welchen demoralisierenden Einfluß hatte die Komödie der Ultra-Liberalen, die Wühler- und Umsturz-Komödie nicht auf das große Publikum?! Das Auflösen aller Bande, das Entwurzeln jeder Pflanzung, das Zertreten jeder Blume, die Entartung alles Heiligen, das Beflecken jeder Reinheit, die Verleumdung jeder Größe, das Ausjäten jedes Glaubens, das Abwerfen jeder Pflicht, die Betäubung jedes Ernstes, die Verhöhnung jeder Tugend und die Zerfaserung jedes Bandes, welches den Menschen an den Menschen, den Mann an das Weib, das Kind an die Familie, das Volk an seinen angestammten Herrscher, den Armen an seine Wohlthäter, die Erde an den Himmel, den Lebenden an Gott und den Sterbenden an das Jenseits knüpften! Alle diese Bande wurden zerhaut und der Mensch zu einem Tier erniedrigt, in welchem der Gedanke zum Egoismus wurde, der Wille zum Bewußtsein, der Instinkt zur Religion, die Begeisterung zum Wahnwitz, das Wort zu Gift, die That zu Eiter und der göttliche Funke Freiheit zum Fackelträger von Anarchie und Terrorismus!

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, diejenige Umsturzpartei, die das nicht vorausgesehen und uns in diesen Zustand gebracht hat, wird nicht nur vom Kriegsgerichte verurteilt, sondern sie ist vom Himmel zum Schafott bestimmt, weil ihr die Vorsehung schon die Augen verbunden hat!

Und so stehen wir verdutzt zwischen den Ultra-Liberalen und Ultra-Konservativen!

Diese Ultra-Konservativen wollen alle wieder sich in den vormärzlichen Zustand hineintauchen, und wenn man ihnen sagt: Es geht nicht, so fragen sie: Warum ist's früher gegangen? Das mahnt an folgende Anekdote: Ein Ungar machte eine Flasche Champagner auf und da schäumte es über, die Mousſade bedeckte Tisch und Teller. Der Ungar bemühte sich, dies wieder in die Flasche zurück zu bringen, und als man ihm sagte: das geht nicht, sagte

er: „Warum nicht, war ja früher auch drinn?!“ Beide Parteien gehen in's Extreme, die Ultra-Liberalen wollen keine Blondine lieben, die schwarze Augen hat, weil sie schwarzgelb ist, und die Ultra-Konservativen versetzen einen Stieglitz in Anklagestand, weil er eine rote Kappe trägt! Wir sind jetzt in einem Zustande, in dem man von den Menschen sagen kann: die Gescheitesten sind die, welche im Narrenhaus sitzen, die Reichsten sind die, welche im Armenhaus sitzen und am Freiesten sind die, welche im Polizeihaus sitzen.

Etwas über die Kunst, mit Unmenschen umzugehen.

Knigge schrieb, wie Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, alle wissen, ein Buch über die Kunst, mit Menschen umzugehen. Ich glaube aber, für den wirklichen Menschen bedarf es keiner Kunst, wieder mit einem wirklichen Menschen umzugehen, denn das Menschliche im Menschen bedarf keiner Kunst, um sich gegenseitig anzuziehen und zu verständigen. Der Mensch im Kaiser und der Mensch im Bettler können sich sehr wohl begegnen, ohne ein Ceremonienbuch nötig zu haben.

Wir brauchen fast eher ein Buch über die Kunst, mit solchen Menschen umzugehen, die nach Knigge's Kunst oder überhaupt nach einer Kunst mit uns umgehen. — Leider haben wir die Kunst, mit Menschen umzugehen, so weit getrieben, daß aus ihr eine Kunst geworden ist, die Menschen zu umgehen, welches oft unumgänglich notwendig ist.

Man schreibe aber lieber ein Buch: „Über die Kunst, mit Unmenschen umzugehen."

Denn es giebt mehr Unmenschen als Menschen, und jeder Mensch ist nur einen kleinen Teil seines Lebens ein wirklicher Mensch.

Um Ihnen dieses anschaulicher zu machen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich Ihnen die Art und Weise, wie der Mensch zu seinen Lebensjahren und zu ihrer Art und Bestimmung gekommen ist, aus einer zu mir gelangten Tradition mitteilen.

Im Anfange war, nach unserm Ausdruck, Himmel und Erde, freilich eine sonderbare Zusammenstellung! Himmel und Erde! eine Million und ein Pfennig! ein Chimborasso und ein Maulwurfshügel! allein da wir Menschen diesen Maulwurfshügel bewohnen, so haben wir ihn keck dem Himmel gleichgestellt. Also erst war Himmel und Erde, und dann wurde alle Wesenheit und zuletzt erst der Mensch erschaffen, damit er nicht zusehe, etwas ablerne und nachahme. Denn der Mensch, der König der Schöpfung, ist ein nachahmendes Tier, er sah, daß die Schöpfung sogleich nach seiner Erschaffung ruhte, sogleich hat er auch geruht, er war also der erste König, der geruht hat zu ruhen.

Darauf rief der gütige Schöpfer alle lebenden Wesen vor sich, um allen Gattungen ihre Lebensweise, Lebensjahre und Namen zu bestimmen. Die Reihe begann mit dem Menschen, und der gütige Schöpfer sprach:

„Du sollst sein der Herr der Schöpfung, alles ist dir freigegeben, du bist begabt mit den zwei edelsten Dingen: Vernunft und Sprache; du sollst aufrecht gehend das Antlitz des Himmels schauen und anbeten, — dein Name ist Mensch, und deiner Lebensjahre sind dreißig." —

Der lebensgierige Mensch aber weinte vor dem Schöpfer und sprach: „Wenn ich soll sein der König der Schöpfung und begabt mit solchen Vorzügen, warum sind meiner Lebensjahre so wenige?

Der Schöpfer aber lächelte milde und hieß ihn zur Seite treten, bis er auch andern Geschöpfen Namen und Jahre erteilt habe. Da kam die Reihe auch an den Esel, und der Schöpfer sprach:

„Du sollst Lasten tragen und Lasten führen, im Schweiße deines Angesichts sollst du die Säcke in das Haus schleppen, Dornen und Disteln sollst du essen, an nichts anderes denken, als an deine Last, dein Name ist Esel und deiner Lebensjahre sind vierzig!" Da meinte der arme Esel bitterlich und sprach:

„Soll ich führen so elendes Leben, so leidensvolle Tage, wozu mir noch die Last der Jahre? Nimm, o nimm mir die Hälfte derselben!"

Da trat der Mensch heran, der lebensgierige, und bat um die zwanzig Jahre des Esels, und der Schöpfer lächelte milde und gab sie ihm.

Da kam die Reihe an den Hund, und der Schöpfer sprach:

„Du sollst auf dem Schatze liegen und das Haus ängstlich bewachen, du sollst jeden Schatten anbellen und anknurren, und Beine und Knochen essen, dein Name ist Hund, und deiner Lebensjahre sind dreißig."

Da weinte der arme Hund bitterlich und sprach:

„Soll ich führen so elendes Leben und hinschleppen so kummervolle Jahre, wozu mir noch die Last der Jahre? Nimm, o nimm mir zwanzig von ihnen ab."

Da trat der Mensch heran, der lebensgierige, und bat um die zwanzig Jahre des Hundes, und der Schöpfer lächelte milde und gab sie ihm.

Zuletzt kam auch die Reihe an den Affen, und der Schöpfer sprach:

„Du sollst Gestalt und Aussehen haben wie ein Mensch, aber du sollst nur sein lächerlicher Schatten sein, du sollst sein ein Spiel und Spott der Kinder, du sollst an dem Stabe tanzen, dein Name ist Affe und deiner Lebensjahre sind achtzig."

Da weinte der arme Affe bitterlich und sprach:

„Soll ich führen ſo elendes Leben, ein lächerlicher Schatten des Menſchen, wozu die Laſt der Jahre? Nimm, o nimm dreißig von ihnen ab!"

Da trat der Menſch heran, der lebensgierige, und bat um die dreißig Jahre des Affen, und der Schöpfer lächelte milde und gab ſie ihm.

Dieſes, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind auch die Lebensjahre der Menſchen. Bis zum dreißigſten Jahre iſt er glücklich, in der ſchönſten, reizendſten Bedeutung des Wortes. Vom Frührot der Jugend umflutet, ſchaut er hinein in die blumenüberbaute, blau gemalte Zukunft, ſchwimmt er kräftig und froh hinein in den üppigen Strom des Lebens, und ſein Lebensſchiff, von den fünf offenen Sinnen fröhlich bewimpelt, ſegelt raſch über die lachende Flut, die Hoffnung führt das Steuer, Geſundheit das Ruder, und Mut und Kraft ſpannen die vollgeſchwellten Segel. Das ſind die eigentlichen wahren Menſchenjahre

Von dreißig bis fünfzig Jahren ſpannt ihn die drückende Sorge an den knarrenden Pflug. Er muß heranſchleppen die ſauer erworbene Laſt und die Säcke mühſam karren nach dem harrenden Hauſe, er denkt an nichts als an das Hineinbringen der Laſt, im Schweiße des Angeſichts labt ihn kaum das Waſſer des Quells, das ſind nun die Eſelsjahre, die er dem Eſel abgebettelt.

Von fünfzig bis ſiebenzig da liegt der Menſch wie ein Drache auf ſeinem Schatze, ängſtlich bewacht er das Haus, bellt jeden mißtrauiſch an, hält den Mond für eine Diebeslaterne, gönnt ſich auf ſeinen Schätzen kaum Beine und Knochen, das ſind die Hundsjahre, die er dem Hunde abgebettelt.

Von ſiebzig bis hundert da lebt der Menſch das unleſerliche Poſtſkriptum des Lebens, er iſt nur noch der Schatten eines Menſchen, er iſt oft das Spiel der Kinder, das endlich ſind die Affenjahre, die er dem Affen abgebettelt hat. Das ſind alſo unſere Lebensjahre!

Und nun, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, von dieſen dreißig Jahren geht die Hälfte als Kindheit unbemerkt vorüber, von dieſen fünfzehn Jahren verſchlafen wir ein Dritteil, bleiben zehn Jahre, von dieſen zehn Jahren gehen wieder fünfe in animaliſchen Beſchäftigungen und Leidenſchaften dahin, wir ſind alſo, wenn wir wirklich Menſchen ſind, durchs ganze Leben nur fünf Jahre Menſchen, in dieſen fünf Jahren ſtoßen wir höchſtens alle Jahre eine Stunde wieder auf einen Menſchen, und zu dieſen fünf Stunden, die wir all' unſer Leben lang mit Menſchen umzugehen haben, müſſen wir eine Kunſt lernen, und dieſe Kunſt aus einem Buche lernen, welches man in 48 Stunden kaum durchlieſt!

Ungeheure Ironie!

Aber eine Kunſt, eine tiefe, eine unendliche, eine nie aus-

zulernende, eine Kunſt aller Künſte iſt die, mit Unmenſchen umzugehen!

Es giebt nur einerlei Menſchen, ſowie es nur einerlei Wahrheit giebt, aber es giebt tauſenderlei Unmenſchen, ſowie die Lüge tauſendgeſtaltig iſt. Es giebt regierende Unmenſchen, ſklaviſche Unmenſchen, fanatiſche Unmenſchen, atheiſtiſche Unmenſchen, miniſterielle Unmenſchen, liberale Unmenſchen und Ultra-Unmenſchen, reiche Unmenſchen und arme Unmenſchen, verliebte Unmenſchen und verheiratete Unmenſchen, ja es giebt ſogar zärtliche Unmenſchen, ſchweigende Unmenſchen, ſprechende Unmenſchen, ſchreibende Unmenſchen und rezenſierende Unmenſchen; und nun nehmen wir noch die große Anzahl von Kunſt-Unmenſchen, lyriſche Unmenſchen, dramatiſche Unmenſchen, witzige Unmenſchen, theatraliſche Unmenſchen, und endlich noch leſende und vorleſende Unmenſchen.

Welche Kunſt lehrt uns, mit allen dieſen Unmenſchen umzugehen?

Mit regierenden, miniſteriellen und fanatiſchen Unmenſchen giebt es Gott Lob keinen eigentlichen Umgang, iſt man nicht ſo glücklich, ſie umgehen zu können, ſo lerne man die Kunſt, ſie zu umkriechen. Die Kunſt, mit reichen Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, ſelbſt ein reicher Unmenſch zu ſein, und hat man die Kunſt, reich zu ſein, ſo gelernt daß man zweimal ſo reich iſt als die reichen Unmenſchen, ſo verzeihen ſie es ſogar, wenn man ein reicher Menſch iſt.

Die reichen Unmenſchen verlangen keine poſitive Tugend; um mit ihnen gut auszukommen, braucht man bloß negative Tugenden: Nichts wünſchen, nichts wollen, nichts borgen, nichts begehren und nichts fordern.

Die Kunſt, mit verliebten Unmenſchen umzugehen, beſteht in einem fortdauernden Zuhören und in einem mechaniſchen „Ja“ auf alle Fragen.

Ich habe oft in dem Umgange mit verliebten Unmenſchen ganze Bücher geſchrieben, während ſie mir das ſchon tauſendmal Erzählte wieder erzählten, und nur alle ſechs Minuten einmal „Ja“ geantwortet.

„Haſt du geſehen, wie ſie ſich umſah?“ Ja! — „Heute ſah ſie himmliſch aus!“ Ja! — „Hat ſie geſtern im Theater nicht ſtets herunter geſehen?“ Ja! — „Glaubſt du, ſie wird mir ſchreiben?“ Ja! — „Ob ſie wohl oft an mich denkt?“ Ja! u. ſ. w.

Die Kunſt, mit verheirateten Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, nicht mit ihnen umzugehen; denn man mag es mit den Verheirateten machen, wie man will, ſo geht es einem wie der Sache, die zwiſchen die beiden Teile einer Schere kommt: die Sache wird zerſchnitten, die beiden Teile aber ſind es gewohnt, ſich gegenſeitig zu ſcheren, ſie fahren ewig auf einander los und trennen ſich, um von neuem auf einander loszufahren.

Die Kunſt, mit zärtlichen Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, daß man ſtets ein Reiſebeſteck bei ſich führe, in dem ein zugeſpitzter Seufzer, ein halber Blick gegen den Himmel, eine Gabel aus O und Ach, und ein Fläſchchen Thränenwaſſer ſich befindet. Es giebt männliche zärtliche Unmenſchen, das ſind ſolche, die ihre Reitpferde und Jagdhunde zärtlicher behandeln als ihre Frauen, Freunde und Domeſtiken, und es giebt weibliche zärtliche Unmenſchen, die mit ihren Möpſen und Kanarienvögeln zärtlicher umgehen als mit ihren Männern, Freundinnen und Stubenmädchen. Ich ſelbſt wohnte einmal einer drolligen zärtlichen Szene einer zärtlichen Unmenſchin bei.

Eine engagementloſe Mücke nämlich hatte ſich die Freiheit genommen, in ihrem Zimmer zu privatiſieren; die zärtlichen Nerven aber der Allergnädigſten konnten ihr Sumſen nicht ertragen, Jean und Jacques und Liſette wurden aufgeboten, die Mücke zu fangen. Jean war ſo glücklich, die Mücke zu bekommen, und die Allerzärtlichſte ſagte beſorgt: „Es iſt dem Tierchen doch nichts geſchehen? Trag er es hinaus und geb' er ihm die goldene Freiheit wieder!“

Jean ſpazierte mit der kleinen Freiheits-Kandidatin ab, kam nach einigen Augenblicken mitſamt der Mücke wieder zurück, ließ ſie der gnädigen Frau unter der Naſe wieder los, indem er ſagte: „Gnädige Frau, es regnet draußen!“ Dieſe Zärtlichkeit Jeans machte einen ſolchen zärtlichen Eindruck auf ſie, daß ſie ihm die zärtlichſte Maulſchelle gab, die je aus zärtlichen Händen verabreicht wurde. Hätte Jean ein Buch geleſen über die Kunſt, mit zärtlichen Unmenſchen umzugehen, ſo hätte dieſe Zärtlichkeit weniger Eindruck auf ihn gemacht. — Die Kunſt, mit dramatiſchen Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, ſo gar keinen Charakter zu haben, alle ihre Charaktere vortrefflich zu finden, und von allen ihren Stücken zu glauben, es wären Juden, das heißt, ſie hätten eine Handlung.

Die Kunſt, mit witzigen Unmenſchen umzugehen, zerfällt in zwei Arten. Es handelt ſich darum, ob der Mann bloß unmenſchlich witzig oder witzig unmenſchlich iſt; iſt er witzig unmenſchlich, ſo beſteht die Kunſt, mit ihm umzugehen, in der Kunſt: nicht mit ihm umzugehen, wo ſich dann das Unmenſchliche abſtreift und bloß das Witzige bleibt. Die Kunſt, mit Theater-Unmenſchen umzugehen, beſteht darin, daß man ſo thue, als glaube man, es giebt nichts höheres im Leben als das Theater, keine heiligere Perſon als einen Theatermenſchen, keine wichtigere Angelegenheit als das Theater, und keine Seligkeit ohne Theater.

Die Kunſt, mit leſenden Unmenſchen umzugehen, iſt ſchwer zu ermitteln. Es giebt unzählige Sorten leſender Unmenſchen. Die geſchichtefreſſenden Leſer, d. h. die, ſo nur die Geſchichte wiſſen wollen, und bei dem Kopf der Erzählung ſogleich nach dem Ende

greifen. Die Stückleser und Buchdüftler das sind die, welche ein bischen Lektüre wie Eau de Cologne auf das Jabot spritzen, oder aufs Taschentuch, damit es in Gesellschaft ausdüfte und die Leute sagen:

Wo kaufen Sie diesen Lektüre-Parfüm?

Dann sind die menschenfressenden Leser, denen nicht eher wohl ist, als bis der Autor ein paar Dutzend Liebhaber ersäuft oder erschießt.

Dann kommen die Leser, die sich gleich jeden Charakter, den sie eben lesen, anprobieren, wie er ihnen ansteht, ihn drei oder vier Tage tragen, und dann wieder einen neuen anziehen. Die weiblichen lesenden Unmenschen sind die Leserinnen à la Meidinger, denn ein großer Teil des schönen Geschlechts lernt aus den Büchern nur die Wörter und Gesprächsformeln, selten aber die Regeln und Grundsätze.

Die Kunst, mit vorlesenden Unmenschen umzugehen, besteht darinnen, zu thun als ob man hörte, und an andere Dinge zu denken, als ob man nichts hörte; das Verhören ist ihnen also nicht zu verdenken, und in dieser leichten Kunst des Nicht-Zuhörens will ich Ihre stillen Wünsche erhören und aufhören.

Das Gesellschaftsspiel in der Arche Noah.

Wenn Sie mich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, fragen würden, woher sich meine Nachrichten aus der Arche Noah schreiben, so könnte ich mit einer gewissen historischen Wichtigkeit das chaldäische Xeiiothras oder den indischen Man-Sotti-Brata oder den Fohi der Chinesen, oder den griechischen Dionysius citieren, von denen mir traditionelle Kunde kam; allein ich gestehe aufrichtig, daß ich meine Nachrichten unmittelbar einer kleinen hebräischen Legendensammlung verdanke, in welcher einer der ersten und gottgelehrtesten Rabbi's dieser Nation erzählt; vor der Sündflut wären alle Raben weiß gewesen, in der Arche Noah aber sollten alle lebenden Geschöpfe während der ganzen göttlichen Strafzeit nur die lautersten Liebesgedanken hegen; der Rabe jedoch mit seiner Geliebten hegten irdische Liebesgedanken und wurden dafür mit der Farbe der Sünde, mit der Schwärze bestraft.

Seitdem ich dieses gelesen hatte, konnte ich keinen Raben ohne Gefühl des menschlichen Mitleids sehen, da er das erste angeschwärzte Wesen der Schöpfung war. Ich schaffte mir mit meiner ungemeinen Leidenschaftlichkeit alle ausgestopften Raben an, deren ich nur habhaft werden konnte. Meine Rabensammlung war schon

ansehnlich angewachsen, als ich eines abends nach Hause kam und etwas in meinem Zimmer herumgehen hörte. Es war ein großer Rabe, der von den Gestellen stieg und sich mir als wohl konserviertes Original-Exemplar des Raben aus der Arche Noah präsentierte.

Nach der ersten freudigen Überraschung ließ ich mir eine nähere Schilderung des geselligen Lebens in der Arche Noah machen.

Im Anfange scheint es, sagte mein Rabe, als ob in einem Schiffe die Geselligkeit viel fröhlicher sei als sonst irgendwo; denn erstens ist eine Wasserpartie im Grunde nicht so trocken als eine Landpartie; zweitens wird man auf einem Schiffe viel eher flott; drittens setzen auf einem Schiffe die Damen ein, daß eigentlich ein Mann das Steuerruder führen müsse; viertens sehen die Trotzigen und Spröden, daß man zuweilen die Segel streichen muß; fünftens merken auch die am wenigsten Klugen sogleich, woher der Wind bläst, und letztens und hauptsächlich endlich wird auf einem Schiffe selbst der dümmste Mensch oft verschlagen.

Wir gingen also ziemlich gefaßt in die Arche, lauter liebende Pärchen. Noah und Madame Noachida, Löwe und Löwin, Bär und Bärin, Esel und Eselin, Gimpel und Gimpelin, Gänserich und Gans, Rabe und Rabin, kurz, immer zwei liebende Herzen zogen wir ein, und begannen unser eingezogenes Leben.

Am ersten Tage hatten wir vollauf zu reden von dem außerordentlichen Wetter. Aber schon am zweiten Tage, da es nichts als regnete, wurde auch das Gespräch über das Wetter zu Wasser, und wir liebten und sprachen von unserer Liebe. Der Löwe lag zu den Füßen der Bärin, der Bär schmachtete mit der Löwin, der Esel liebäugelte mit der Wölfin, das Dromedar seufzte mit der Leopardin, der Gimpel las der Schwalbe ein Sonett vor, der Wiedehopf ritt vor den Fenstern der Gans auf und ab; kurz, in der ganzen Arche herrschte eine platonische Liebe, ein allgemeines Herzklopfen schlug an die Seitenwände und die Seufzer wurden statt Ballast in die Kajüte gepackt. Allein schon am dritten Tage langweilte diese allgemeine Liebe. Der Löwe schlummerte zu den Füßen der Bärin, die Löwin schnarchte bei den Zärtlichkeiten des Bären, die Eselin gähnte und las Claurens Mimili; das verliebte Dromedar zählte die Fensterscheiben, die Gans nasenstüberte aus Langeweile den Gimpel, der Wiedehopf und ich wir spielten Langen Puff, und Noah samt Madame Noachida gingen in der Arche herum und sammelten die Federn, die uns ausfielen, zu einer künftigen Federhandlung.

Da kam der Bönhase auf den genialen Gedanken: „Laßt uns Gesellschaftsspiele spielen!“ Da war allgemeines Entzücken! „Oui!“ rief das Fräulein Gans aus. „Oui! des jeux innocents!“ „Einzig!“ schrie der Gimpel. „Pfänderspiel!“ „Yes!“ blökte das Schaf,

„some jesting ploy!" „Rätsel lösen und Witze machen!" schrie der Esel u. s. w.

Jeder wollte etwas Anderes.

Endlich vereinigten sie sich dahin, daß sie Theater spielen wollten. Sogleich wurde das Theater erbaut; die Blindschleichen und die Maulwürfe machten die Lokal-Baukommission, General Direktor wurde der Walfisch. Der Ochs, das Schaf, der Bär, der Stockfisch und der Gimpel wurden Regisseurs. Der Ochs prüfte die neuen Stücke, das Schaf besorgte die militärischen Märsche und Evolutionen, der Gimpel wohnte den Proben bei, der Bär besorgte die Damengarderobe und der Stockfisch endlich strich die Stücke zusammen. Zwei Kassiere wurden angestellt, der Habicht und der Rabe, der Esel wurde Sekretär und Geheimschreiber und die Klapperschlange Souffleuse.

Der Storch spielte erste Helden, der Bock die Liebhaber, die Gans Liebhaberinnen, die Schwarzamsel komische Alte, der Schöps den Intriguant, der Elefant zärtliche Väter und das Murmeltier den spanischen Grazioso. Der Frosch erschien als erster Tenorist, das Feldwiesel als Baßsänger, die Grille als Altstimme, die Dohle als Primadonna, und der Schuhu als Comico Buffo. Als Theater-Kompositeur wurde die diebische Elster angestellt, und als Theaterdichter das Faultier.

Elentiere, Kröten, Feldwiesel und Kameele bekamen Freibillette, dafür mußten sie immer mit den Pfoten aneinander schlagen.

Nun wurden Stücke einstudiert und Opern angesagt, aber, o Himmel, die Grille wurde plötzlich heiser, und der Frosch erkältete sich; die Gans konnte ihre Rolle nicht, der Elefant fiel in Ohnmacht, der Storch konnte nicht auf die Beine kommen, der Gimpel und das Schaf bekamen Streit, der General-Direktor Walfisch ließ sich von dem Strom fortreißen, und das Theater zerfiel.

Der Luchs schlug also ein anderes Gesellschaftsspiel vor:

„Lebende Bilder, mit Unterschriften aus den beliebtesten neuesten Werken der Dichter und Autoren. Das ging ein Weilchen. Z. B. die Zibetkatze als „Elisabeth" und ein Kaninchen als „Posa" mit der Unterschrift:

„Das Leben ist doch schön!"

Oder das Schaf als „Carlos" und der Esel als „Posa" mit den Worten:

„Arm in Arm mit dir, so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Oder eine Szene aus „Corneille's Cinna":

Ein Gimpel als „Augustus" reicht einem Stockfisch als „Cinna" die Hand mit den berühmten Worten: „Soyons ami, Cinna!"

Oder eine Nachteule als „Julie auf dem Balkon" und ein Faultier als „Romeo" mit dem Nachruf: „O sweet Romeo!"

Oder ein Hamſter als „Egmont“ und eine Ente als „Klärchen“ mit der Unterſchrift:

„Selig allein iſt die Seele, die liebt.“

Oder eine Schnecke als „Prinzeſſin von Navarra“, ein Krebs als „Page“ mit dem Ausruf:

„Welche Luſt gewährt das Reiſen!“

Oder ein Biber, der eine Fledermaus zum Altar führt mit den Worten:

„Wer ein holdes Weib errungen, miſche ſeinen Jubel ein!“

Auch dieſes Spiel ermüdete die Geſellſchaft bald, man ſchlug Rätſel und jeux d'esprit vor; der Ochs war für die „Blinde Kuh“, die Tauben waren für das „Muſikmachen“, der Fuchs für das: „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg“, der Haſe wollte „Soldaten“ ſpielen, der Maulwurf war für das „Suchen und Verloren“ u. ſ. w.

Auch dieſes ging nicht recht von ſtatten, und die erſte liebe Langeweile und erſte langweilige Liebe kehrte wieder zurück.

Ein Spürhund, der als geheime Polizei in der Arche war, ſchwärzte mich an, indem er vorgab, ich hätte mich ſchon längſt in ſtiller Liebe mit meiner Geliebten entfernt. Noah ſtieß mich aus der Arche unter dem Vorwande, ich ſolle ſehen, ob die Erde ſchon trocken wäre; da dies aber nicht der Fall war, und ich kein Blatt vor den Mund nahm, und es ihm trocken ſagte, daß es noch nicht trocken ſei, erklärte er mich für einen „unheiligen Vogel!“

Hier endete der Rabe ſeine Erzählung und ſah mich mitleidheiſchend an; ich aber ſagte: „Mein lieber Rabe, es ſind ſeit deiner Zeit bis jetzt ſchon viel unſchuldigere und weißere Geſchöpfe als du biſt, gerade weil ſie zu viel Weisheit beſaßen, ſchwarz gemacht worden, und ſie konnten auch eben ſo wenig wie du auf's Trock'ne kommen.“ Darauf erzählte mir der Rabe noch ſo manches Intereſſante, welches ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt ſchon aus dem einfachen Grunde nicht mitteilen kann, weil es mir faſt ſcheint, als ſetzten Sie einigen Zweifel in die Wahrheit dieſer Begebenheit.

Ich gönne Ihnen daher ein paar Augenblicke Zeit, darüber nachzudenken, bis ich Ihnen einen ebenſo wunderbaren Briefwechſel mitteile, der mir auf einem meiner Ausflüge in das Land der Phantaſie in die Hände fiel. —

Kleine Briefe großer Mächte.

Korrespondenzen aus der Bandschachtel einer Seidenhandlung.

Erster Brief.

Das Band der Freundschaft an das Band der Liebe.

Teuerstes, innigverwandtes Band!

Schon längst wollte ich dich fragen, ob es dir auch so schlecht geht, wie mir. Ich bin fast ganz außer Mode gekommen. Seit Jahren bin ich ein Artikel, nach welchem keine Nachfrage geschieht, und ich befürchte fast, man wird mich gar nicht mehr fabrizieren. Ich muß weinen, wenn ich der guten alten Mode gedenke, wo fast kein Mensch war, der mich nicht wenigstens einmal eine Zeit lang getragen hätte: jetzt aber bin ich durch das Maschinenwesen, bei dem man alle Menschen entbehren kann, ganz aus der Mode gekommen. Wie geht es denn dir, meine gute Cousine?

Antworte bald deinem unglücklichen

Bande der Freundschaft.

Zweiter Brief.

Das Band der Liebe an das Band der Ehe.

Hochverehrter Vetter!

Beifolgendes Schreiben erhielt ich von dem Bande der Freundschaft. Ich kann leider nichts für dasselbe thun, denn ich selbst werde auch nicht mehr stark getragen! Keine Festigkeit, keine Dauer! Wenn man mich zwei Tage trägt, so reiße ich entzwei. Die Menschen wollen mich als Schleifen und Schlupfen auf Bällen u. s. w. zum Putz, aber nicht als Bindband, nicht als Band, das sie fest umschlingt.

Trotz dem allen bin ich doch bereit, für das arme Band der Freundschaft etwas herzugeben, wenn wir alle etwas zusammenschießen.

Deine Cousine,

das Band der Liebe.

Dritter Brief.

Antwort des Bandes der Ehe an das Band der Liebe.

Leider kann ich dir nichts zusammenschießen, denn ich selbst bin schon so abgeschossen, daß ich meine Urfarbe nicht erkenne. Man geht so schlecht mit mir um, daß, wenn ich am Hochzeitstage als Rosaband erscheine, ich in acht Tagen schon aschgrau oder lila bin. Kommt ja einmal jemand, der mich kauft, so darf ich aus keinem seidenen Stoffe gewoben sein; nur wenn ich aus Gold bin, da wollen sie mich schon tragen, aber auch da soll ich nur zur Besatzung dienen, aber nicht als Schärpe, die das Herz und die Brust umschließt. Da ich also nur mit Not meine eigene Selbsterhaltung bestreite, so kann ich nichts für das Band der Freundschaft thun. Ich verbleibe dein u. s. w.

Vierter Brief.

Das Band der Natur an das Band des Eigennutzes.

Euer Hoch- und Wohlgeboren!

Ein abgetragenes Band, welches durch überhandnehmende Verfeinerung aller Dinge ganz locker geworden ist, das fädenscheinige Band der Natur bittet bei Euer Hochgeboren um eine kleine Unterstützung als Unterfutter, damit es nicht ganz entzwei gehe. Ich liege in verschiedenen Mustern auf dem Lager fertig, aber niemand läßt mich mehr an seinen Leib kommen, und alle sagen, das gewässerte Band der Natur passe nicht mehr für das blühende Antlitz der Aufklärung; auch wäre es zu altmodisch gewebt und mit altfränkischen Dessins verunstaltet. Erbarmen sich

Euer Hochgeboren

Ihres ganz demütig ergebenen
Bandes der Natur.

Fünfter Brief.

Das Band des Eigennutzes an das Band der Wollust.

Da erhalte ich eben wieder so einen Bettelbrief von einem Bande der Natur. Ich habe gar nie mit irgend einem Bande der Natur im Verkehr gestanden, und kenne diese Art Bänder aus Leinen und Schafwolle gar nicht. Halten Sie mir, meine einzige Freundin, dieses grobe Bortenvolk vom Leibe, denn Ihnen habe ich alle meine Angelegenheiten anvertraut.

Ihr in Sehnsucht aufgelöstes
Band des Eigennutzes.

Anderweitige sonderbare Korrespondenzen.

Sechster Brief.

Der Herbst der Schönheit an den Zahn der Zeit.

Hochgebietender, gestrenger Herr!

Ich sehe schon, wie Euer Hochgeboren den Zahn auf mich spitzen, allein gehen Sie doch diesmal bei mir vorbei. Überhaupt seine Gebieterin, die Frau Zeit, sollte sich schämen, die alte Kokette, die mit ihrem einzigen Zahne noch so auf alles verbissen ist. Sie soll sich einmal selbst auf den Zahn fühlen, sie ist schon so viele tausend Jahre alt und thut noch immer so jung und macht die neueste Mode mit; aber wenn sie sieht, daß eine andere Schönheit auch lange mitläuft, da will sie sich vor Neid gleich an ihr den Zahn ausbeißen. Es wäre wirklich Zeit, daß die Zeit mit ihrem Zahn einpackte.

Auf jeden Fall aber hoffe ich, daß Sie vorderhand noch viel Dringenderes zu thun haben, als sich zu mir zu bemühen. Sie könnten sonst lange Zähne bekommen. In der Hoffnung, daß ich noch lange nicht das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen, bin ich u. s. w.

Siebenter Brief.

Der Münzfuß an die Hand der Gerechtigkeit.

An diesem Händedruck, der sich auf mehreren Münzen fußt, werden Sie ersehen, worauf es eigentlich gemünzt ist. Ich gebe Ihnen hiermit unter den Fuß, wie Sie, meine teuerste Hand der Gerechtigkeit, für mich handeln sollen. Die Gerechtigkeit hat zwei Hände, eine linke und eine rechte; seien Sie mit der Rechten so link, als Sie immer wollen, aber die Linke ist es gerade, die mir recht ist und auf welche ich mich fuße. Nur wenn die Hand der Gerechtigkeit sich durch den Münzfuß leiten läßt, hat die Sache Hand und Fuß, mit welchen ich die Ehre habe zu sein u. s. w.

Achter Brief.

Das Pfand der Liebe an die Stimme des Blutes.

Mein geliebter Gönner!

Sie scheinen mir seit kurzem so heiser, so belegt, daß ich besorge, Sie werden bald keinen vernehmlichen Laut von sich hören lassen können. Das wäre für ein Pfand der Liebe, auf welches

man in Leihhäusern nichts bekömmt, ein großes Unglück. Sehen Sie also, daß Sie ja Ihre Stimme nicht verlieren, halten Sie sich hübsch warm und trinken Sie einen Thee, der Ihnen die Brust vor Trockenheit schützt. Ich will Ihnen gerne Süßigkeiten schicken, die auflösend wirken, damit nur Ihre Stimme ja nicht an Klang und Metall verliere.

Ihr zärtliches Pfand der Liebe ꝛc.

Neunter Brief.

Der Bau eines Mädchens an die Lokal-Bau und Lokal-Schneider-Kommission.

Hochlöbliche Lokal-Bau- und Lokal-Schneider-Kommission!

Die Frauenzimmer und die Häuser in München sind größtenteils sehr schön gebaut, allein bevor jene unter die Haube und diese unter das Dach kommen, fällt beiden nicht gar selten etwas ein, was auffallend für ihre Hinfälligkeit spricht und ihren Bau verdirbt. Eine Lokal-Bau- und Lokal-Schneider-Kommission sollten solche Vorfälle auf jeden Fall voraussehen. Was hilft es, wenn man noch so schön gebaut ist, wenn der Bau zu locker ist? Eine Lokal-Bau- und Lokal-Schneider-Kommission wird also höflichst ersucht, bei solchen Fällen nicht nur die eigenen Felle zu salvieren, sondern statt des Splitterrichtens die wirklichen Balken und Dachstühle in ihren Augen zu haben. Ich schließe in der Hoffnung, daß ich auf keinen Fall irgend eine Kommission für Sie haben werde.

E. u. s. w.

Zehnter Brief.

Die Langeweile des Publikums an das Ende der Vorlesung.

Vielgeliebtes, hocherſehntes Ende!

Mit herzlicher Ungeduld harren wir Ihrer erwünschten Ankunft entgegen, wir hoffen, daß Sie kein Unfall verhindern wird, recht bald bei uns einzutreffen. Sie können sehr bald anlangen, denn Sie haben einen sehr trockenen Weg genommen, und wenn Sie sehr bald bei uns ankämen, würden Sie sehr gut ankommen.

In Entgegenharrung Ihrer endlichen Ankunft verharre ich

Ihre ergebenste Dienerin u. s. w.

Elfter Brief.

Antwort.

Das Ende der Vorlesung an die Langeweile des Publikums.

Verehrtestes Fräulein Langeweile!

Sie werden bei meiner Vorlesung zwei Dinge bemerkt haben, nämlich, daß verhältnismäßig, wie die Lichter immer kürzer wurden, die Zeit immer länger wurde. Sowie im gleichen Verhältnisse die Seifensieder immer dicker werden, je dünner ihre Kerzen werden, sodaß am Ende die Seifensieder vor Dickheit und die Kerzen vor Dünnheit nicht mehr gehen können.

Beim Lichte betrachtet, meine hochverehrteste Langeweile, ist es in unserer Zeit ein Verdienst, die Zeit lang zu machen. Denn die Länge ist das einzige Maß unserer Zeit, die weder Höhe noch Tiefe hat. Zuletzt würde man doch gerade durch die Länge der Zeit den Kürzern ziehen. Ich habe also die Ehre, meine hochverehrte Langeweile, Ihnen anzuzeigen, daß soeben im besten Wohlsein angelangt ist

Dero ganz ergebenstes

Ende

Marinierte Redensarten und Sprichwörter, nebst Betrachtungen über Dilettantismus und Stroh.

Die Sprachreiniger haben den Versuch gemacht, die deutsche Sprache von allem Fremdartigen zu reinigen und alles auszuscheiden, was uns so von fremder Zwingherrschaft anhängt.

Opitz und Philipp von Zesen begannen, die fruchtbringende Gesellschaft in Weimar und die Pegnitzritter in Nürnberg hatten denselben Zweck; warum sollten wir nicht einmal die Sprache reinigen von den bestehenden „Sprichwörtern" und „Redensarten", die wohl ehedem Wahr-Wörter gewesen sein mögen, aber es jetzt nicht mehr sind, und von Redensarten, die bloß Reden sind, um Unarten für artig einzureden. Die frühen Sprichwörter müssen wir ebenso ablegen, wie die Reifröcke und die Allonge-Perrücken.

Ein großer Arzt behauptet, der Mensch sei alle sieben Jahre ein anderer, so sehr verwandle sich während dieser Zeit sein physisches Wesen; wir müßten also auch alle sieben Jahre andere Sprichwörter haben. Überhaupt liegt in diesem Ausspruch, daß der Mensch alle sieben Jahre komplett ein anderer ist, großer Stoff zum Nachdenken. Wenn einer sieben Jahre verheiratet ist, so hat er nach diesem siebenjährigen Krieg plötzlich eine andere Frau, vielleicht heißt auch eine böse Frau deshalb die böse Sieben: denn im achten Jahre ist sie eine andere. Daher müssen wir uns auch gar nicht wundern, wenn einer sieben Jahre Theologie studiert und dann Forstmeister wird; wenn der andere sieben Jahre Medizin studiert und dann Landwirt wird, oder wenn der dritte, wie der Pater Veit in Wien, sieben Jahre Direktor der Tierarzneischule ist, und dann Prediger bei den Jesuiten wird. Das ist ja sodann ein anderer Mensch, und der gute Prediger, welcher die Angelegenheiten des Tierreichs mit denen des Himmelreichs vertauschte, hat das Kurieren der kranken Tierchen, die zu ihm kamen, ganz vergessen. Die siebenjährige Verwechslung bringt uns auch dahin, daß wir uns gar nicht mehr wundern, wenn wir eine Liebschaft sehen, die sieben Jahre gedauert hat und plötzlich aufhört, da es nun zwei ganz andere sind; oder wenn man einem ehrlichen Kerl sieben Jahre lang Hoffnung auf ein Amt machte, und es im achten Jahre einem andern vergiebt; oder wenn ein Regent seinen Günstling plötzlich fallen läßt, das geht

ganz natürlich zu, das sind ja dieselben Menschen nicht mehr. Wie sollen also Sprichwörter, die schon hundert und mehrere Jahre alt sind, zu uns, die wir alle sieben Jahre andere Menschen sind, passen?

Ich will Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ein Paar Sprichwörter vorführen, und dann urteilen Sie selbst, ob wir sie nicht aus unseren Sprichwortbüchern ausmerzen müssen. Z. B:

„Nach Regen folgt Sonnenschein."

Das Sprichwort taugt schon an und für sich nichts, denn wenn es wahr ist, daß nach Regen Sonnenschein folgt, so geht natürlich daraus ebenso wahr hervor, daß nach Sonnenschein Regen folgt. Wo liegt sodann unser Trost? Ist es denn aber auch wahr, daß nach Regen Sonnenschein folgt?

So lange man von einem Menschen weiß, daß er glücklich ist, daß, so wie man sagt, die Sonne vor seiner Thür scheint, da folgt lauter Sonnenschein; wo er hinkommt, ist Sonnenschein für ihn, hier ist es die heiße Sonne eines Vornehmen, dort die lieblich strahlende und doch verzehrende Gluisonne eines großen Auges, kurz, er müßte eigentlich einen Sonnenschirm stets bei sich tragen. Wenn aber die Sonne von der Thür desselben weggeht, und Regen des Unglücks stürzt aus den schwarzen Wolken des Schicksals über ihn nieder, wo scheint ihm da noch eine Sonne? Dieser Regen zieht für ihn alle Gattungen Regen mit, alle seine Hoffnungen zerstäuben; so hat er einen Staubregen; und wo er sich zeigt, weicht man ihm aus und macht ihm Platz, da hat er auch den Platzregen! Die feiste vornehme Sonne hat sich ganz verhüllt, und das schöne Sommerauge hat den Wimpervorhang über sich und über die vergangenen Zeiten gesenkt. Wenns hoch kommt, schenken ihm seine Freunde drei Regensburger, die einen Groschen ausmachen. Ist demselben das Sprichwort: „Nach Sonnenschein folgt Regen" ein Wahrwort?

Nehmen wir ein zweites Sprichwort:

„Mann und Weib ist ein Leib."

Ein schönes Sprüchlein, allein, es muß auch schon quiesziert werden. Vor allem weiß man nicht, ob auf ein jetziges Ehepaar der Ausdruck: „Mann und Weib" auch paßt; bald weiß man nicht, welches der Mann ist und welches die Frau, bald ist sie auch ein Mann, da müßte es heißen: „Mann und Mann ist ein Leib."

Bald ist er auch ein Weib, da müßte es heißen: „Weib und Weib ist ein Leib."

Aber betrachten wir ferner ein Ehepaar à la Mode: er wohnt im rechten Flügel, sie wohnt im linken Flügel, wie ist das nun ein Leib? Betrachten wir ein solches Ehepaar im Theater. Das Weib sitzt im ersten Logenrang und hinter ihr ein charmanter

Mann, der ihr im Zwischenakt den Hof macht; der Mann ist im zweiten oder dritten Logenrang und vor ihm eine Dame, welcher er den Hof macht; kann also ein Leib sich im ersten Logenrang sich den Hof machen lassen, und zu gleicher Zeit im dritten Rang selbst den Hof machen?

Sehen wir ein solches Ehepaar auf Landpartien: sie sitzt zu Pferde, und hinter ihr her galoppieren mehrere, welche die kühne Roßbändigerin bewundern; er setzt in einer Gondel ein paar wasserlustige Damen über die bläuliche Flut und hofft, daß seine Übersetzung mit dem Original belohnt werde; kann nun ein Leib zu gleicher Zeit Galopp reiten und Damen in einer Wasser-Übersetzung liefern?

Das Sprichwort sagt auch bloß: „Mann und Weib ist ein Leib", aber nicht auch eine Seele. Nun kann aber an diesem einen Leibe das Weib die rechte Hand und der Mann die linke Hand sein, und es ist ehelich-christlich, daß die linke Hand nie wisse, was die rechte thut.

Wenn das Weib Frauenbesuch bekommt, so sagt er: „Mann und Weib ist ein Leib, die besuchen mich, ich geh' nicht von der Stelle"; wenn der Mann sich eine Summe zu einem Überrock erspart hat, so sagt das Weib: „Mann und Weib ist ein Leib, den Überrock werd' ich mir machen lassen". Wenn eine Frau eine zärtliche Freundin hat und sie oft umarmt, so sagt der Mann: „Mann und Weib ist ein Leib" und umarmt sie auch; wenn die Frau krank ist und Freund Hain kommt, um sie zu holen, so lispelt sie: „Mann und Weib ist ein Leib, so nimm gefälligst seinen Leib dort!"

Wenn der Mann ein Dichter ist, der die ganze Menschheit liebt, so sagt sie: „Mann und Weib ist ein Leib, ich muß nun auch gerade eine Hälfte der Menschheit, die auf mich kommt, lieben." Dies Sprichwort hält also auch nicht Stich.

Betrachten wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nun das Sprichwort:

„Geh' nicht viel in Nachbars Haus, du trägst wenig Ehr' heraus."

Erstens können wir jetzt noch gar nicht mit Bestimmtheit sagen „des Nachbars Haus"; wenn wir alle Ewiggelder und Hypothekengelder wüßten, die auf des Nachbars Haus lasten, so wüßten wir, daß des Nachbars Haus nicht das Haus des Nachbars ist, es ist das Haus nach borg, aber nicht nach baar.

Vielleicht führt uns diese Betrachtung zu der Ursache, warum jetzt so viele Häuser fallen.

Ein jeder Fall entsteht dadurch, daß alle Körper, vermöge ihrer Schwere, dem Mittelpunkte der Erde zustreben. Die Erde aber ist nichts als ein Kaufmannsstand, denn der Kaufmannsstand ist der einzige, der sich stets um seine eigene Achse dreht. Der

Mittelpunkt des Kaufmannsſtandes aber iſt der Kredit, folglich beſteht der Mittelpunkt der Erde aus Kredit; es iſt alſo ſehr natürlich, daß die Häuſer deshalb fallen, weil ſie zu viel Beſtreben nach dieſem Mittelpunkte der Erde in ſich tragen.

Ich komme von dieſem Einfall, welcher auch vermöge ſeiner Schwere mich zu einem Abfall von meinem Sprichworte verleitete, wieder zu demſelben zurück. Es iſt nicht wahr, daß man wenig Ehre herausträgt, wenn man viel in Nachbars Haus geht, wir tragen ſehr viel Ehre heraus, nicht etwa unſere, ſondern die Ehre, die wir nun dem Nachbarhauſe abzuſchneiden gedenken. Iſt zum Unglück die Nachbarhaus-Ehre zu kurz, um ihr noch etwas abſchneiden zu können, ſo ſchneiden wir im Nachbarhauſe andere Ehren von Unbekannten und Bekannten ab und nehmen ſie mit; es muß alſo heißen: „Geh' viel ins Nachbarhaus, ſo trägſt du viel Ehr' heraus!"

Was meinen Sie von dem Sprichworte:

„Ehrlich währt am längſten?"

Iſt Ehrlichkeit ein Kleid, welches lange währt, weil man es ſelten anzieht?

Jetzt ſollte es eigentlich heißen: „Ehrlich hat am längſten gewährt!"

Bis man ehrlich zu etwas kommt, da währt es am längſten, und da die Ehrlichkeit uns langweilt, ſo währt ſie wieder am längſten.

„Es fällt kein Gelehrter vom Himmel."

Auch ein erlogenes Sprichwort; unſere Gelehrten fallen uns alle vom Himmel herunter, und die wenigen Gelehrten, die wirklich von den Schulen fallen, haben alle Augenblicke Urſache, wie aus dem Himmel gefallen zu ſein. Überhaupt der Himmel läßt niemanden ſo fallen, als eben ſeine Gelehrten, daher ſehen wir ſo viele Gelehrte, die auf den Kopf gefallen ſind, und es iſt ein wahres Glück, daß die Gelehrten ſelten ſchwer ſind, und bei ihrer ſpezifiſchen Leichtigkeit ſanft auf die Naſe fallen.

„Müßiggang iſt aller Laſter Anfang."

Das iſt auch nicht wahr! In unſerer Zeit, wo Trinken, Spielen, Fluchen, Verleumden, Verführen u. ſ. w. zum Geſchäfte geworden iſt, da muß es heißen:

„Müßiggang iſt aller Tugend Anfang."

„Wers Glück hat, führt die Braut nach Haus!"

In dieſem Sprichworte liegt ſchon ausgedrückt, daß nur ein Menſch, der immer Glück hat, eine Braut nach Hauſe führen ſoll, ſo wie ein Menſch, der einmal Glück hat, auch in die Lotterie ſetzen ſoll, vielleicht macht er gerade einen Treffer. Sonſt müßte es heißen: „Wer das Glück hat, der führt die Braut nach Haus, d. h. nach Haus zurück, woher er ſie geholt."

Das Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geschlossen" hängt mit dem Sprichworte:

„Auf den Himmel muß man bauen, nur der Himmel fügt das Ende", und dieses mit dem dritten Sprichworte: „Der Himmel hängt voll Geigen" genau zusammen.

Im Himmel sind gut Ehen zu schließen, denn der Himmel fügt auch das Ende. Weil im Himmel Ehen geschlossen werden, hängt der Himmel voll Geigen, denn die Geige ist das Symbol der Ehe, weil bei ihr die Eh-(E)Saite die dünnste ist, und diejenige, die am leichtesten zerreißt. — Auf den Himmel ist gut bauen, weil Ehen in ihm geschlossen werden; denn Ehen schließen ist schon der letzte Einfall, sodann läßt sich ohne Gefahr bauen. Eben weil die Ehen im Himmel geschlossen werden, sind unsere Eheleute nachher wie aus dem Himmel gefallen, und eben bis die Ehen vom Himmel auf die Erde kommen, sind sie wie der Hagel eiskalt geworden. Da nun die Ehen auf die Erde fielen, die Geigen aber im Himmel hängen geblieben sind, so spielen wir für unsere Erden-Ehe bloß den Kontrabaß!

Die Ehen werden also im Himmel geschlossen und als Gefangene paarweise aneinander geschlossen auf die Erde geschickt.

Nach dieser kleinen Heerschau der Sprichwörter wollen wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, noch eine winzige Revue über die Redensarten halten, die wir täglich und stündlich im Munde führen, um zu sehen, was wir eigentlich mit ihnen so in Wahrheit meinen.

„Ihr gehorsamster Diener!" Das hören wir täglich hundertmal; nun aber erstens, wer erlaubt sogleich jedem, mein Diener zu sein?

Wenn ich einen Diener annehme, so muß er mir Atteste und Zeugnisse bringen; wenn also jemand auf der Straße zu uns sagt: „Gehorsamer Diener!" so sollten wir ihm sogleich seine Atteste und Zeugnisse abfordern, ob er ein ehrlicher treuer Kerl ist, den wir zum gehorsamsten Diener haben wollen. Fordern wir aber einmal von einem solchen „gehorsamsten Diener" den kleinsten Dienst, so würden wir von seiner Dienerschaft schöne Proben bekommen. Ein Minister sagt uns:

„Ihr ganz gehorsamster Diener!"

Eine Stunde darauf könnte er durch ein einziges Wörtchen, durch einen Federzug uns einen Dienst leisten, er thut's gewiß nicht.

Also das gewöhnliche „Ihr gehorsamster Diener" heißt nichts als: „Was scher' ich mich um den Kerl!"

Dabei nehmen wir den Hut ab, damit der Himmel unsere Gedanken sehe, und bücken uns dazu, als wollten wir es mit dem Kreuze bestätigen.

„Ach! ich freue mich unendlich, Sie endlich einmal wiederzusehen!"

Das heißt nichts anders, als „Himmel Herrgott! iſt der Menſch denn ſchon wieder da!"

„Sie ſehen heute aus, wie das liebe Leben!"

Mit andern Worten geſagt: „Der ſchaut aus, daß einem übel werden möchte."

„Ach, wie geht's denn Ihren lieben kleinen Goldjungen?"

Zu deutſch: „Lebt denn die Meerkatzenbrut auch noch?"

„Wollen Sie nicht gefälligſt Platz nehmen?" oder richtig überſetzt: „Wären Sie ſchon dort, wo der Pfeffer wächſt!"

„Erzeigen Sie mir die Ehre, nächſten Sonntag meinen Tiſch zu beglücken!" das heißt: „Einmal muß ich die verfluchte Schuldigkeit doch vom Halſe bekommen!"

„Ach, welch' glücklicher Zufall! ſeh' ich Sie ſchon wieder?" ſoll heißen: „Hol' dich der Kukuk, alle drei Spann weit ſieht man das konfiszierte Geſicht!"

„Das muß man geſtehen, Ihr Geſchmack, ſich zu kleiden, iſt unique!" oder richtiger ausgedrückt: „Der Pavian kleidet ſich wie ein wahnſinniger Tuſchkaſten!"

„Mein Fräulein, mit Ihnen zu tanzen iſt ein Genuß!" auf gut deutſch: „Mamſell, ich wollt', Sie wären ohne Beine auf die Welt gekommen!"

„Ach, Freund, ich habe mich in Ihrer Vorleſung göttlich unterhalten!" will eben ſo viel ſagen als: „Ich habe mich gelangweilt wie ein Mops!"

„Sie haben den vortrefflichſten Keller in der ganzen Stadt;" oder auch: „Der Teufel hol' Ihren Kräzer!"

So ungefähr, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt die eigentliche und richtige Auslegung unſerer gewöhnlichen Redensarten, mit welchen wir uns abſpeiſen und mit denen wir durch's ganze liebe Leben leeres Stroh dreſchen.

Selbſt die Redensart „leeres Stroh dreſchen" bringt mich auf die Falſchheit des Ausdruckes „leeres Stroh dreſchen", ſo wie überhaupt auf das große Unrecht, welches wir Menſchen dem Stroh anthun.

Ich weiß nicht, wie es aber immer kommt, daß ich nie an leeres Stroh denken kann, ohne daß mir der Dilettantismus einfällt, ſo wie ich auch nie an Dilettantismus denken kann, ohne daß ich leeres Stroh vor mir ſehe.

Ich meine hier nicht jenes Dilettieren, wenn die Jugend den ſüßen Reizen der holden, lebenverſchönernden Künſte obliegt, ich rede hier nicht von den angenehmen Stunden, die uns in häuslichen Kreiſen durch den Zauber des Geſanges, durch den Reiz der Muſik ſo herz- und geiſterhebend ausgefüllt werden; denn wer iſt ein ſolcher Barbar, dem ſegens- und gemütsreichen Einfluſſe ſolcher geſelligen Stunden, in welchen die ſanfteren Schweſterkünſte den Pendelſchlag der Zeit beflügeln, zu widerſtehen? Wer über-

läßt ſich nicht gerne den milden Eindrücken eines gut geſungenen Liedes, einer fertig geſpielten Kompoſition auf irgend einem angenehmen Inſtrumente, oder den lieblichen Phantaſien einer gut vorgetragenen Dichtung?

Ich mag nur jenen Dilettantismus nicht leiden, der den Kindern ſeiltänzermäßig eingebläut wird, damit ſie ihn in Geſellſchaften ausſchwitzen ſollen; jenen Dilettantismus, der in Kunſtſtücken und Purzel-Bäumen uns vorgemacht wird; jenen Dilettantismus, der nicht zur Kunſt führt und auch dieſe göttliche Abſtammung nicht verrät, ſondern der eine krampfhafte Verzerrung des hohen Ideals iſt, jenes rachitiſche, engliſchgliedrige Geſpenſt, das uns aus Kinderſtuben entgegenkriecht und uns zum innigen Mitleid bewegt. Der Norden iſt der Brütofen dieſer geſelligen Ungeheuer. Mir lag immer zwei Tage früher ein Alpengebirg auf der Bruſt, wenn ich zu Thee mit Bildung, und Pumpernikel mit Dilettantismus gebeten wurde. In Norddeutſchland iſt es eine wahre Dilettantenhatze, auf jeder Butterbemme kriecht ein Dilettant herum, und mit jedem Biſſen Schlagwurſt muß man einen Dilettanten, oder wie ſie eigentlich heißen ſollten: einen Delinquenten hinunterſchlucken.

Zum Spaß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich Ihnen einen ſolchen äſthetiſchen Delinquenten-Thee-Abend mitteilen, den ich in einer nicht unbedeutenden norddeutſchen Stadt mitzumachen das horrende Glück hatte.

Die Frau Legationsrätin, bei welcher dieſe mörderiſche Dilettantenſchlacht vorging, war bekannt für eine Schönheit vom dritten Waſſer, und ihr Thee für eine Schönheit vom erſten Waſſer, ihr Herr Gemahl für ſehr fett und ihr Butterbrot für ſehr mager; allein da ſie eine Nichte hatte, mit Augen ſchwarz wie die Nacht, Wangen friſch wie der Morgen, Lippen glühend wie der Mittag, und einem Herzen milde wie der Abend, nahm ich gewöhnlich die Einladung der Tante an und machte mit Nichten den Tantalus.

Kaum ſaß ich ein Paar Minuten, als angekündigt wurde, es ſei eine dilettierende muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung arrangiert. Ich fühlte, wie ich blaß wurde, und ſagte zu einer neben mir ſitzenden Auskultatorfrau: „Die Erfindung der Dilettanten iſt doch ſehr heilſam!“

Die Auskultatorfrau lächelte: „Die Entdeckung wollen Sie ſagen!“ Die Schlacht begann.

Ein Hausvetter, ein Dilettant von Profeſſion, hatte einen Prolog gedichtet. Zwei Bogen Papier drohten wie zwei Jahrhunderte in ſeiner Hand. Ich empfahl meine Seele Gott und hörte zu. Der Vetter war ein Mordvetter! Er ſtand da wie eine Zugſpitze, Bäche Schweiß rannen ihm von dem hohen Haupte, der Vetter mußte eine Lunge gehabt haben wie ein Rhinoceros, er war nicht zum Umbringen! Endlich ſchleuderte er wie ein

Vulkan das letzte Wort über unsere Häupter hin. „Brave! Brave!“ schrie alles, und die Auskultatorfrau sagte zu mir:

„Die Idee dieser Denkungsart hat Ähnlichkeit mit dem Marquis von Posaert in Goethes Emilia Galotti!“ „Richtig! meine Gnädige!“ sagte ich, „auch etwas mit Caroline Moor in Klopstocks Rinaldo Rinaldini.“

Nun kam die Tochter des Hauses und sang „Mathissons Adelaide“ mit Musik von Beethoven. Nun gehört gerade dieses Lied mit dieser Musik zu den zartesten Schätzen der Poesie und der Musik, und ein Messerstich durchfuhr meine Brust, als der erste Ton wie aus einer geplatzten Fischblase aus ihrer Kehle kam. Bei dem Refrain „Adelaide“ legte sie das Köpfchen immer wie eine Tischklappe auf die linke Schulter und tremulierte das Wort heraus, daß ich glaubte, die gute „Adelaide“ werde ganz zerbröckelt herausfallen.“

„Süperbe! süperbe!“ schrie alles. „O,“ sagte die Auskultatorfrau, „wenn das nur Eiland Beethoven hören könnte, ich selbst würde um diesen Preis es nicht hören!“

„Da zerteile ich Ihre Empfindsamkeiten!“ war meine Antwort.

Nun wollte das zehnjährige Töchterchen etwas deklamieren, bloß eine Kleinigkeit: „Schillers Glocke“!

Ich hätte in diesem Augenblicke eine halbe Million für einen gelinden Nervenschlag gegeben.

Die Kleine begann:

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!

„Wie nennt sich das auf deutsch?“ fragte mich die Auskultatorfrau.

„Es heißt,“ sagte ich: „Die Lebenden ennuyier' ich, die Toten maltraitier' ich, und das Donnerwetter parodier' ich!“ — „Ach,“ sagte sie, „der Schiller war doch ein sehr moralischer Mensch!“

Zum Unglück wußten alle die Glocke auswendig, und jeder half ein; bei der Stelle:

„Der Wahn ist kurz“

sah die Auskultatorfrau ihren Mann an, welcher wirklich etwas kürzlich war, und bei den Worten:

„Die Reu' ist lang!“

streckte sie die Arme aus, als wollte sie anzeigen, wie lang die Reue sei.

Bei dem Schlusse:

„Friede sei ihr erst' Geläute!“ läutete die ganze Gesellschaft mit: ‚Charmant! Charmant!“ hieß es ringsum.

„Ja,“ sagte die Auskultatorfrau zu mir, „die Glocke ist doch ein schönes Epigramm und man kann die ganze Naturgeschichte aus ihr lernen! „Ja! meine Gnädigste!“ erwiderte ich, „und besonders für die Feuer-Kommission und Schornsteinfeger ist es ein wahres Lehrbuch!“

Nun deklamierten zwei Damen den Dialog der Königinnen in „Maria Stuart". Das köſtlichſte dabei war, daß die eine im Eifer ſagte: „Dort legt ein Schiffer ſeinen Nachen an!" Dabei ſpreizte ſie die Hand grad aus, und alles folgte unwillkürlich dieſer Bewegung, und die Frau Legationsrätin ſaß wirklich mit offenem Maul da

Die Auskultatorfrau meinte wieder, die eine hätte mehr Talent zum Gekünſteln, die andere aber wäre bloß neutral.

Noch waren meine Leiden nicht zu Ende. Die Frau Legationsrätin ſpielten Guitarre und ſangen die „Leonore" mit Muſik von Zumſteeg dazu. Sie lag ganz über der Guitarre und ruderte mit dem Ellenbogen, als ob ſie ſchwimmen wollte; bei den Worten: „Die Toten reiten ſchnell" geriet ſie ſtets in Feuer, und ich glaubte alle Augenblicke, die Frau Legationsrätin würde auf der Guitarre zum Fenſter hinausreiten. „Göttlich! göttlich!" ſchrie alles.

Die Auskultatorfrau ſagte: „Man ſieht doch gleich, wer bürgerlich iſt, der bringt ſeinen Rappen mit ins Gedicht!"

„O," ſagte ich, „der Rappe iſt kein gewöhnlicher Rapp; der Rapp iſt von gutem Haus, bloß ein Geiſt und aus der Familie des General Rapp."

Zum Schluſſe tanzten noch zwei Kinder die Gavotte, wie ein Paar exerzierende Regenwürmer. Es war eine wahre Seelenangſt, es anzuſchauen.

Die Auskultatorfrau drückte mir in Verzückung die Hand und liſpelte:

„Ach, was iſt die Jugend reizend, wenn ſie noch elaſtiſch iſt!"

„Tanzen Sie auch?" fragte ich ſie und warf einen Seitenblick auf ihre dubiöſe Elaſtizität.

„Früher," ſagte ſie, „hab' ich es oft als eine gymnaſtiſche Übung getrieben."

Da trat die Frau Legationsrätin zu mir heran und ſprach:

„Der Herr Doktor müſſen ſchon heute mit dem Wenigen vorlieb nehmen!" „Ach," ſagte ich, „gnädige Frau, das muß man Ihnen laſſen: es verſteht es kein Menſch ſo wie Sie, eine Geſellſchaft zu amüſieren!"

„Schmeichler!" ſagte ſie, warf mir ein leeres Bonbonpapier an den Kopf und ging von dannen.

Dieſes Bild eines nordiſchen Dilettanten-Thees, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt wahrlich nicht mit zu grellen Farben geſchildert, und der Ausdruck dafür: „leeres Stroh dreſchen" iſt ein ſehr gelinder, denn das einförmige Klappern, welches durch dieſes Dreſchen entſteht, iſt bei weitem nicht ſo qualvoll, als jenes Angſt- und Peingeſchrei wütiger Dilettanten.

Nun komme ich darauf zurück, daß es mir ſehr ſchmerzlich iſt, das gute liebe Stroh ſo gering geſchätzt, ſo verachtet zu wiſſen. Das Stroh iſt nichts anderes, als ein umgekehrter Parvenu, ein

vom Unglück gebeugtes, um alle seine Glücksgüter gekommenes Wesen. Es stammt aus einer der ersten Familien des Landes, vom Getreide ab.

Wie blühend war der Zustand des unglücklichen Strohs, als es noch Getreide war! Alles machte ihm den Hof, Jung und Alt wallfahrtete zu ihm hinaus und freute sich seines Wohlstandes. Dichter besangen seine goldenen Wogen, und schäkernde Mädchen spielten in seiner grünenden Saat.

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, einen Strohhalm an; so lange er noch ungeschnitten im Felde steht, ist er das Bild der Menschen; denn die Korn- und Weizenähre, die körnerreich ist, die so zu sagen etwas im Kopfe hat, die neigt das gefüllte Haupt bescheiden zu Boden, in demütig gekrümmter Stellung steht sie in der Reihe der andern da; sehen Sie aber die leere Ähre an, die gar nichts im Kopfe hat, wie hoch und stolz emporgeschossen sie das Haupt erhebt und anmaßend um sich blickt, gerade wie bei den Menschen!

Also, so lange das Stroh etwas besitzt, schätzen wir es, kaum ist es durch unsere eigene Grausamkeit um sein bischen Vermögen gekommen so verachten wir es, so verfolgen wir es.

Wie soll aber das Stroh mehr sein als Stroh, da es stets nur mit Flegeln umgeht? Aber betrachtet nur die Strohe unter einander, und gestehet, daß die Strohe besser sind und edler als die Menschen.

Sehen Sie einmal die verschiedenen Strohe an, Weizenstroh, Kornstroh, Haferstroh, Roggenstroh, Bohnenstroh, Erbsenstroh, Dünkelstroh u. s. w., giebt es Parteienhaß, Religions-Verfolgung und Rangneid unter ihnen?

Hat je das hohe Weizenstroh zu dem niedern Haferstroh gesagt:

„Ich bin hochgebornes Stroh, und du bist nur bürgerliches Stroh!?“ Hat je Kornstroh zu Dünkelstroh gesagt: „Mein Korn allein macht die Menschheit selig, dein Dünkel ist einfach, du hast den unrechten Glauben, man muß dich ausrotten!?“

Dreschen die Strohe also nicht weniger leere Strohe, als wir Menschen? — Wir hoffärtigen und nichtigen Menschen reden uns doch ein, daß an dem Tage der Garben, nach der großen Ernte, wenn wir alle nichts sein werden als ausgedroschenes Stroh, auch dann reden wir uns noch ein, daß ein Stroh seliger werden wird, als die andern!

Ihnen aber, meine freundlichen Hörerinnen, lege ich das Stroh besonders an's Herz. Ihnen empfehl' ich meinen gedemütigten Klienten, an Ihrer Milde soll sich das Stroh wieder aufrichten. O, meine freundlichen Hörerinnen, gedenken Sie jener goldenen jüngträumerischen Zeit, jener dichterischen Tage, wo ein liebend Herz und eine Strohhütte alle, alle Ihre Wünsche umfaßte?

Ich weiß nicht, meine freundlichen Hörerinnen, ob Sie je eine Strohhütte und ein liebendes Herz in Natura gesehen haben, denn seitdem die Feuerassekuranzen entstanden, hat man sie beide verbannt, weil sie zu leicht Feuer fangen.

Aber es hat früher vielleicht dergleichen Dinge, als liebende Herzen und Strohhütten, gegeben, und man sagt sogar, daß in dem Museum zu Berlin ein dergleichen liebend Herz wirklich aufbewahrt wird.

Wundern Sie sich nicht, meine freundlichen Hörerinnen, daß gerade ich mich der verbannten Strohdächer so annehme, denn wir Dichter sind die nächsten Anverwandten aller Dächer, da wir zunächst unter ihnen wohnen.

Mit den Strohdächern ist die Regierung der Dichter verschwunden, wir nur versetzten die Liebe unter ein Strohdach. In früherer Zeit da kannte man auch die Wetterableiter noch nicht, da zuckte noch einmal der göttliche Funke vom Himmel und zündete sein Opfer an; jetzt aber haben die Häuser eiserne und die Herzen goldene Blitzableiter, und dennoch gab es nie so viel häusliche Donnerwetter, als eben jetzt. Ich glaube, liebende Herzen und Mispel halten sich nur in Stroh am längsten. Es ist daher schade, daß die Liebe im Herzen und nicht im Kopfe wohnt, sonst würde sie sich doch noch in manchen Strohköpfen erhalten haben.

Es wird Ihnen nicht entgangen sein, meine freundlichen Hörerinnen, daß wir jetzt auch eine Art Liebe haben, die sich eben jetzt im Monat Mai zu zeigen anfängt, und die wie die Krebse in den Monaten ohne R., Mai, Juni, Juli und August, so ziemlich gut schmeckt. Das kommt daher, meine freundlichen Hörerinnen, weil Sie in diesen Monaten auch eine Art Strohdächer auf dem Kopfe tragen, Strohhüte. Liebe und Stroh ziehen sich nun einmal ausgemacht gegenseitig an.

Ein Frauenzimmer im Strohhut verliebt sich um drei Achtel Zeit wenigstens schneller, als ein Frauenzimmer im Sammt- oder Atlas- oder Plüschhut. Von den Damen in Filzhüten red' ich gar nicht, denn ein Filz weiß nie was von Liebe. Es giebt kein Frauenzimmer, welches im Strohhute nicht schäferlicher gesinnt wäre, als sonst, trotzdem, daß die Strohhüte aus Stroh ohne Bart gemacht werden.

Gewiß steht Liebe und Stroh in geheimer magnetischer Verbindung; denn wann liebt der Mann seine Frau am zärtlichsten? wann ist sie ihm am liebsten? Wenn er Strohwitwer ist.

O, das Wort „Stroh" ist ein gewichtiges Wort, und oft ist bei einer Partie Whist der Strohmann der interessanteste unter den andern drei alliierten Mächten! Ich bitte also, das Stroh nicht so ganz mit Füßen zu treten, und um Sie, meine freundlichen Hörerinnen, ganz mit dem Stroh zu versöhnen, sollen Sie so eben das letzte Wort darüber haben.

Das Desiderienbuch des Schicksals.

Das Schicksal hat in neuerer Zeit ein ganz eigenes Schicksal gehabt! Unsere guten Voreltern haben gar kein Schicksal gehabt, jetzt hat jeder Lump ein Schicksal. Unsere Voreltern hatten eine Vorsehung, eine liebe, einfache, bequeme, heilsame Tracht, sie befanden sich dabei wohl an Leib und Seele. Jetzt haben wir einen Schicksals-Schneider, wir tragen Fatums! Man trägt sie verschieden: Spinozistisches Fatum, astrologisches Fatum, vernünftiges Fatum, griechisches Fatum und türkisches Fatum.

Das türkische Fatum hat in neuerer Zeit russische Bäder genommen und ist dadurch außer Mode gekommen, dafür wird das griechische Fatum durch englische Wichs (Whigs) in neuem Glanz erscheinen.

Dieses gute Schicksal muß alles gethan haben! Wenn wir unsere Köchin fragen: warum ist aber der Eierkuchen verbrannt? so sagt sie:

„Ich hab' doch ein eigenes Schicksal mit meinen Eierkuchen!"

Da läßt sich nichts mehr sagen! Das Schicksal hat die Eierkuchen verbrannt!

Letzthin stürzte mein Barbier, mit Thränen in den Augen, in mein Zimmer, streckte das Messer in die Höhe und rief mit allem Pathos des verzweifelnden Barbiertums:

„O Schicksal, das ist schmutzig von dir!"

Er hatte nämlich ein Viertellos in vier Ziehungen durchgespielt, ohne daß es gewann, in der fünften spielte er es nicht mehr, und es gewann 12,000 Thaler. Noch einmal rief er:

„Schicksal, das ist schmutzig!" und stürzte aus dem Zimmer.

Ich lachte den Barbier aus.

Eine Stunde darauf bekam ich eine Zustellung von der Polizei, ich sollte mich auf acht Tage zur Ruhe setzen, weil ich in Gegenwart des Publikum geniest hatte, und wenn ein Schriftsteller niest, so sagt jede Polizei: „Zur Genesung!" Die Genesung aber bedarf vor allem Ruhe und Abgeschiedenheit. Dazu mußte ich noch im voraus 4 fl. 30 kr. bezahlen.

„O Barbier, Barbier," rief ich aus, „o Schicksal, das ist schmutzig von dir"!

Ich stürzte in den englischen Garten, und es kam mir vor, als ob auf jedem Blatte ein Schicksal säße und mich auslachte. Plötzlich schlägt mir jemand auf die Schulter: „Guten Abend!" Ich sah mich verdrießlich um, ein junger Mensch, den ich auf den ersten Augenblick für einen Seiltänzer hielt, stand vor mir.

„Mit wem hab' ich die Ehre, zu sprechen?" fragt ich.

„Ich," erwiderte er, „ich bin das Schicksal, und will dir beweisen, daß ich nicht so schmutzig bin, wie du meinst. Hier hast

du den Schlüssel zu meinem Bureau, mache du das Schicksal, merk' auf, was alle Leute in mein Desiderienbuch einschreiben, und dann sage mir, ob das Schicksal eines Schicksals zu beneiden ist; ich aber geh' indessen auf die Polizei und lass' mir zur Ruhe setzen."

Und so geschah es auch.

„Donnerwetter!" dacht' ich, „wenn die Polizei wüßte, daß sie das Schicksal eingesperrt hat, der Kerl müßte bei Wasser und Brot ätzen."

Ich setzte mich auf das Bureau des Schicksals, das Desiderienbuch lag da, und daneben eine große Riesenfeder, mit welcher sich alle Menschen in das Buch einschrieben. Ich war noch nicht lange da, als schon das Heer der Einschreibenden ankam.

Zuerst kamen die Gärteninhaber um die Stadt München und baten dringend um schönes Wetter. Darauf kamen die Schuster, die Fiaker und die Parapluiehändler und baten um schlechtes Wetter. Dann kamen die armen Leute und baten um einen warmen Winter, und gleich darauf die Holzhändler, und baten um einen sehr strengen Winter. Jetzt kamen die Speisewirte, die Wildpreth händler und Weinhändler und wünschten Gesundheit und einen guten Magen für die ganze Menschheit, und sogleich hinterher die Ärzte, die Apotheker und die Totengräber und wünschten allgemeine Magenverderbnis und tödliche Langeweile. Nun zogen Bauern, Künstler und Handwerker heran und flehten um Frieden, und eine Minute darauf kamen Soldaten, Advokaten, Spekulanten und Lieferanten und baten um Krieg und Verheerung. Darauf kamen Theater-Direktoren und baten um gute Stücke, aber die Rezensenten erbaten sich gleich hinterdrein lauter schlechte Stücke. Darauf kamen sämtliche Mädchen und schrieen: „O gutes Schicksal, nur Männer!" aber die Männer folgten und schrieen, und schrieen:

„O gutes Schicksal, nur keine Weiber!"

Nun kam eine schöne Aktrice und bat um Applaus, aber sogleich kam eine noch schönere und bat, diese möcht' ausgezischt werden.

Nun kamen mehrere Zeitungsblätter und wünschten, die Abonnenten möchten zunehmen, und die Abonnenten verlangten, die Blätter sollten abnehmen.

Da kam auch die sämtliche getaufte Judenheit aus England und bat, die Emanzipation der Juden möchte nicht durchgehen, denn sonst hätten sie sich umsonst taufen lassen, aber auch der Genius der englischen Nation erschien und sprach:

„Da die englische Nation doch eigentlich aus lauter Juden besteht, so wüßte man nicht, warum ein kleiner Teil dieser Juden nicht emanzipiert werden sollte."

Auch die Griechen kamen und schrieben in das Desiderienbuch ein, man hätte so lange mit ihnen „Learté" gespielt, aber ohne

König, jetzt wollten sie einen König haben, aber er sollte nicht wie ein Kartenkönig in französischen Karten zwei Köpfe haben, z. B. einen englischen und einen griechischen; denn diese zwei Kartenköpfe stehen gewöhnlich gegen einander gerichtet.

Die Völker kamen und baten um eine öffentliche Gerichtsbarkeit, und die Juristen baten um eine geheime Gerichtsbarkeit.

Kurz, die Wünsche Aller liefen sich gerade entgegen, und ich überdachte eben, wie zu bedauern das Schicksal sei, und wie unrecht wir demselben thun, als das Schicksal selbst hereinstürzte und auch etwas in das Desiderienbuch des Schicksals einschrieb. Das Schicksal wünschte nämlich selbst wieder Schicksal zu werden, „denn," sagte es, „es ist doch besser, wenn das Schicksal die Polizei in Händen hat, als wenn die Polizei das Schicksal in der Hand hat." Dagegen ließ sich nichts einwenden, ich räumte dem Schicksal seinen Platz wieder ein, und es stellte mir frei, auch einen Wunsch in das Desiderienbuch einzuschreiben, er sollte erfüllt werden. Einen Augenblick wurde mir ganz schwindlich, goldene Berge lagen vor meiner Phantasie, Zauberschlösser bauten sich vor mir auf! Titel und Orden flammten vor meinen Augen, aus dem verfallenen Grabe meines Herzens stiegen selige Gestalten heraus, Lorbeerbäume winkten mit ihrem tiefsinnigen Grün, paradiesische Tempe-Thäler lockten mit Farbenspiel und duft'gen Blütenströmen, aber an dem jungen Zweig einer grünen Weide hing eine einfache Leier, und aus ihren Saiten klang es mir zu wie Freundesruf aus der Ferne, wie Muttergruß vom Jenseits, wie Kirchentrost am Grabesrand, und aller Flitter zerstob um mich herum.

Echo, Schatten, Spiegel, Affe und Schriftsteller.

Der Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird von fünf Dingen nachgeahmt, aufgefaßt und wiedergegeben: vom Echo, vom Schatten, vom Spiegel, vom Affen und vom — Schriftsteller!

Das Echo zeigt dem Menschen, wie die Frauenzimmer sind, man mag reden oder schreien, so viel man will, das letzte Wort haben sie; der Schatten zeigt, wie die Freunde sind; wenn unsere Sonne scheint, sind sie immer vor, um und neben uns. wenn unsere Sonne sinkt, machen sie lange Beine und verschwinden endlich; der Spiegel zeigt, wie die Menschen überhaupt sind, sie spiegeln sich nur da gerne, wo was herausschaut; die Affen zeigen uns, daß Menschen ohne Verstand und Sprache Affen darstellen, und die Schriftsteller wollen uns Affen mit Verstand und Sprache als Menschen darstellen!

Mit dem Menschen ist's oft wie mit dem Echo; an flache Menschen und an flache Gegenden soll man kein Wort verlieren, man findet kein Echo bei ihnen!

Die Echo war eine Tochter der Erde und ist von Juno in einen Berg verwandelt worden, der die letzten Worte widerhallt, weil sie schwatzhaftig war. Wenn jetzt alle Erdentöchter, welche schwatzen, in einen Berg verwandelt würden, wir würden in jedem Salon eine kleine Schweiz haben!

Nach andern Mythologen hatte sich die Echo aus unglücklicher Liebe so gegrämt, daß nichts von ihr übrig geblieben ist, als die Stimme. Es wäre sehr gut, wenn wir bei unsern Opern lauter Echo's engagieren könnten, bei denen, wenn sie unglücklich lieben, doch die Stimme übrig bleibt! —

Es ist ein zufälliges Glück, daß die Echo ein liebendes Mädchen war und also dieselben Worte wiederholte, die ihr der Geliebte zurief. Wenn die Echo eine Ehefrau gewesen wäre, so hätten wir jetzt ein ganz konträres Echo, und auf die Frage z. B.: „Bist nun gut, ja?" würde das Echo sein: „Nein, just nicht!"

Unsere jetzigen Schriftstellerinnen scheinen lauter Echo's gewesen zu sein, sie haben die Musen so lange geliebt, bis im buchstäblichen Sinne des Wortes nichts von ihnen übrig geblieben ist, als eine Stimme, die alles wiederholt, was sie gehört hat!

Nach dem Echo, m. f. H. u. H., ist es der Schatten, der den Menschen wiedergiebt, und die liebe Sonne, die jetzt zur Photographie-Händlerin geworden, war schon viel früher eine Silhouetten-Künstlerin.

Es ist traurig, m. f. H. u. H., daß nur der Schatten des Menschen das treueste Bild von ihm liefert! In unsern Gesellschaften werden lauter Schattenrisse gemacht, die Schatten der Anwesenden werden heruntergerissen. Es ist charakteristisch, daß auch diese Schattenrisse nur im Profil gemacht werden, man sieht seinem Gegenstand nie gerade ins Angesicht, sondern wirft nur Seitenblicke auf ihn, die Männer machen diese Schattenrisse aus freier Hand, die Frauen mit dem Storchenschnabel!

Das ist die Hauptbeschäftigung in vielen Gesellschaften: Porträtieren, aber der Gegenstand braucht nicht zu sitzen, im Gegenteil, je entfernter die Person ist, desto ähnlicher malt man sie, ja man hat diese Konversations-Malerei so weit gebracht, daß man seine Leute nicht en profil, auch nicht en face nimmt, sondern hinterm Rücken schneidet man die besten Gesichter. Zu dieser Malerei giebt's in der Gesellschaft jetzt bewunderungswerte Pinsel!

In vielen Gesellschaften spielt das Schneiden eine große Rolle! Die hungrigen Gäste sehen oft mit wahrem Schmerz, daß man nichts aufschneidet, als sich selbst; nach diesem Aufschneiden schneidet man die abgemalten Schattenrisse, dann schneidet man ab, die guten Namen. Die Leute sind aber vorsichtig, da sie wissen, daß man in Gesellschaft den guten Namen abschneidet, so bringen sie aus Vorsicht gar keinen mit!

Auch die Schriftsteller gehen jetzt mit ihrem Namen sehr vorsichtig um, sie setzen ihn bei ihren Aufsätzen nicht mehr hinten, sondern vorne.

Sie machen es mit ihren Namen, wie vorsichtige Reisende mit ihrem Felleisen; da die Straße nicht sicher ist vor Rezensenten, welche den guten Namen abschneiden, so schnallen sie ihn nicht hinten auf, sondern vorne auf den Kutschbock.

Die modernen Schriftsteller malen meist mit starken Schatten, in schwarzer Kreide, allein sie machen's wie die Wirte, sie tragen stark auf, und malen mit doppelter Kreide. Die Frauen entwerfen statt eines Porträts einen Steckbrief.

Die Menschen malen die Menschen in Öl, aber in siedendem Öl!

Der Verstand malt den Menschen zum Sprechen ähnlich, die Liebe zum Küssen ähnlich und der Haß zum Verwünschen ähnlich. Der Geist malt unparteiisch, die Liebe schmeichelt, und der Haß karrikiert. Bei den Porträten, welche die Liebe ausstellt, stellt jeder Mensch was aus, wenige geben die Ähnlichkeit zu; bei den Porträten, die der Haß ausstellt, schreit die ganze Welt: „frappant ähnlich!" überhaupt, wenn der Mensch auf Haß, auf

schlechte Schilderung, auf Verläumdung eingeladen wird, da macht er keine Umstände und speis't gleich mit; aber wenn man ihn auf Liebe einladet, auf eine Schüssel Gutes, welches man auf jemand angerichtet hat, da läßt er sich lang nötigen, und kann keinen Bissen herunterwürgen. Die üble Nachrede ist wie eine Zigarre, die ganze Welt bietet sie einem an, allein jeder hat dazu sein eigenes — Mundstück!

Wenn man von einem Menschen etwas Schlechtes erzählt, so findet man lauter Gläubige, erzählt man aber was Gutes, so findet man lauter Kriminalrichter, man muß Zeugen stellen, und alles geschrieben bringen. Jedoch sind die Menschen noch schlimmer, als die Kriminalrichter; diese, wenn einmal jemand zum Tod verurteilt ist, lassen ihn in Ruhe, die Menschen aber reden nicht eher Gutes von Jemand, als bis er ganz durch und durch gestorben ist!

Es sollte nicht nur eine Lebensversicherungs-Anstalt geben, sondern auch eine „Todes-Versicherungs-Anstalt", in welcher man sich für eine gewisse Summe, die man den Armen giebt, für tot erklären lassen könnte, damit man Gutes von einem rede! So ein versicherter Toter könnte ruhig leben, er müßte nur stets seinen Schein bei sich haben, daß er ein Toter ist. Durch eine solche „Toten-Anstalt würde sehr viel gewonnen werden; je schlechter ein Mensch ist, desto mehr müßte er bezahlen, um ein Toter zu sein!

Für die Schriftsteller besonders aber, m. f. H. u. H., ist der Tod ein wahres Freudenleben. Viele Menschen wissen nicht, daß ein Schriftsteller lebt, bis sie es durch seinen Tod erfahren. Viele wissen nicht, was sie an einem Schriftsteller für einen Schatz haben, bis sie hören, daß der Schatz vergraben ist; sie lieben oft die Schriftsteller wie den Käse nur dann, wenn sie Würmer haben!

Leider ist es bei Schriftstellern nicht wie bei andern Menschen, ihre Werke folgen ihnen leider nicht nach, und die gestorbenen Dichter haben ihre Schatten in der Unterwelt und in der Oberwelt! — —

Der dritte Nachahmer des Menschen, m. f. H. u. H., ist der Spiegel! An dem Spiegel erkennen wir, daß nur die geschliffene und polierte Oberflächlichkeit des Menschen stets und zu jeder Zeit den Gesichtspunkt auffaßt und erwidert, der ihm mitgeteilt wird.

Der Spiegel ist das Gewissen der Frauenzimmer, sie unternehmen nichts, ohne dies ihr Gewissen zu rate zu ziehen. In der Jugend sind sie sehr gewissenhaft. In der Jugend haben sie Gewissensfreiheit, in welches Gewissen sie auch hineinschauen, in Handgewissen und Wandgewissen, ihr Gewissen beunruhigt sie nicht; zu 40 Jahren fängt dies Gewissen an, ihnen Vorwürfe zu machen, zu 50 Jahren bekommen sie Gewissensstrupel, zu 60 stellen

ſich Gewiſſensbiſſe ein, und nachher ſehen ſie gar nicht mehr ins Gewiſſen hinein!

Der Spiegel iſt die erſte Inſtanz der Eitelkeit. Der Spiegel iſt und urteilt gerecht, allein man appelliert gegen ein gerechtes Urteil ebenſo gut, als gegen ein ungerechtes; wenn die Frauen den Urteilsſpruch des Spiegels ungerecht finden, ſo appellieren ſie an einen reinen, unbefangenen, höheren Spiegel, an das Auge. Das Auge iſt die letzte Inſtanz, der Kaſſations- oder Beſtätigungshof aller andern Urteile.

Die menſchlichen Augen allein ſind gerecht und unbeſtechlich, und warum? Weil ſie nicht in Häuſern und Paläſten wohnen, ſondern in — Höhlen, und weil jeder Verſuch, ſich durch etwas Strahlendes den Weg dahin zu bahnen, viermal bricht, deshalb hat der Himmel dem Auge auch die allerwohlthätigſten Anſtalten anvertraut — die Pupillen!

Man ſagt zwar, die Gerechtigkeit iſt blind, ſie iſt aber nur inſoferne blind, wie ein blinder Spiegel, es ſchaut nichts heraus!

Wenn man Ihnen, m. ſ. H. u. H., ein Piſtol auf die Bruſt ſetzen möchte und fragte: „Was iſt dir lieber, wähle, ein Arzt oder ein Advokat?“ welche Antwort würden Sie geben? G'rade dieſelbe, als wenn Ihnen jemand ein Piſtol auf die Bruſt ſetzte und ſagte: „La bourse ou la vie!“

Wir haben Zeitſpiegel, Hohlſpiegel, Waſſerſpiegel und — Schwabenſpiegel u. ſ. w.

Der Zeitſpiegel unſerer Zeit iſt ein Hohlſpiegel, er zeigt uns alles vergrößert, verzerrt, auf den Kopf geſtellt!

Die Zeit iſt ein Spiegel, und die Uhren, welche die Zeit anzeigen, Spiegel des Spiegels!

Ein jeder Menſch iſt eine Uhr, eine Zeituhr, mit einem Siebzigjahr-Zifferblatt! Um jedes Menſchenantlitz läuft der Sekundenzeiger des Schmerzes ſchnell und oft herum, und der Stunden- und Jahrzeiger der Freude nur langſam und bedächtig, und der Umlauf dieſer Zeiger iſt auf dem Angeſichte wie auf einem Zifferblatte durch kleine Strichelchen angezeigt!

Die Männer ſind die Turmuhren, ſie zeigen aber bloß Sturm, Ungewitter, Feuer u. ſ. w. an; die Frauen hingegen ſind die Blumenuhren, ſie zeigen durch Öffnen und Zuſchließen ihres Herzenskelches die Stunde des heitern Lichtes und die Minute der trüben Dämmerung an. Es ſind Sonnen-Uhren, die das Haupt nach dem Lichte wenden, Flöten- und Muſik-Uhren, das reine Glockenſpiel ihres Gemütes ertönt mild und wehmütig, wenn die Hand des Schickſals daran drückt!

Viele unſerer jetzigen Mädchen ſind Tanzſaal-Uhren, ihr ganzer Mechanismus beruht auf — Walzen, es ſind Walzenuhren! Jetzt iſt's mit den Mädchen kurios! Sie werden 18 Jahre lang aufgezogen und gehen doch nicht!

Die Schriftsteller sollen die Taschenuhren der Zeit sein! Allein sie sehen an ihren Taschen, daß ihre Zeit noch nicht geschlagen hat!

Es giebt gewisse Schriftsteller und Maximen, die wie die Sanduhren sind, wenn man sie umkehrt, zeigen sie wieder dieselbe Zeit an.

Mit nichts geht der Mensch leichtfertiger um, als mit der Zeit! Er träumt über verlorene Freunde, aber nicht über verlorene Stunden, und doch hat er Hoffnung, die verlorenen Freunde einst wieder zu finden, die verlorenen Stunden aber stehen von den Toten nicht auf, man sieht sie niemals wieder!

Jede Stunde hat zwei Flügel, von welchen uns der eine aufwärts in den Himmel, der andere abwärts in den Orcus tragen kann! Jede Nacht ist eine Grablegung, jeder Schlaf eine Kreuzesabnahme, jeder Morgen eine Himmelfahrt und jede Minute Zeit ist ein zurückgelegter Pilgergang in die Stadt Gottes!

Jede Minute Zeit schaut uns reizend aus der Spiegelwelle des Lebens an und taucht auf ewig unter! Ja, m. f. H. u. H., auch das Wasser hat einen Spiegel, der Himmel aber giebt einen Beweis von Demut und spiegelt sich ebenso gern in dem kleinen Schauspiegelchen als im großen Kolossalspiegel des Weltmeeres ab! Am liebsten aber spiegelt sich der Himmel im Wasserspiegel der menschlichen Thräne!

Man sagt, der Vorzug des Menschen vor dem Tiere besteht im Denken und Reden, nein, sein göttlichster Vorzug besteht im Weinen! Der Affe denkt nicht, spricht nicht — weint nicht!

Wir kommen nun zu dem vierten Nachahmer des Menschen — zum Affen.

Man könnte die Affen die Inkunabeln der Menschen nennen; wir sehen an dem Affen, wie wir vielleicht in der ganz ersten Ausgabe ausgesehen haben! Wer weiß, in wie viel verbesserten Ausgaben der Affe herauskam, bis er als Mensch in Groß-Folio erschien, und wie viele Druckfehler sind noch im Menschen, welche an die erste Ausgabe erinnern!

Gewiß gilt unter den Bestien der Affe als ein Apoll! Und so giebt's auch im Menschenleben keinen Affen, der nicht für irgend jemand ein Adonis wäre!

Ich habe schon oft darüber nachgedacht, ob der erste Mensch auf seinen Hausfreund, den Affen, nicht eifersüchtig war. Man denke sich ganz in die Situation hinein: in der ganzen Schöpfung niemand als die Frau mit ihrem Ehemann, und der Affe wird gefährlich erscheinen! Buffon hat ein Kennzeichen angegeben, worin sich der Bau des Affen von dem des Menschen unterscheidet; der Affe nämlich, sagt er, hat keine Waden!

Seit Buffon ist dieses Unterscheidungszeichen abgekommen; wir haben uns den Affen bedeutend genähert! — Man sagt, ein Affe ist ein halber Mensch, so wären zwei Affen ein ganzer Mensch!

Ein Glück iſt es, daß es unter den Affen keine Schriftſteller giebt, die Affen haben vier Arme, die hätten was zuſammengeſchrieben! Die Affen ſcheinen von Natur zur jetzigen Schriftſtellerei geboren, denn ſie ſpringen von einem Zweig zum andern und leben größtenteils von — Blättern.

Da ſind wir nun endlich, m. f. H. u. H., bei den fünften Weſen, welche die Menſchen auffaſſen und wiedergeben, bei den — Schriftſtellern!

Der wahre Dichter, ſagt man, muß geboren werden; ja wohl! Bei dem jetzigen Zuſtand unſerer Dichter muß man ſagen: die wahren Dichter müſſen noch geboren werden!

Die Natur iſt das Buch der Dichter; ja wohl, für die deutſchen Dichter iſt es ein deutſches Buch mit lateiniſchen Lettern! Poeſie iſt eine Blume in der Natur, die keine Zeit zerſtört, kein Sturm ſtreift von dieſer Blume ein Blatt ab, keine Nacht ſenkt ihren Kelch, und kein ſengender Strahl zieht ihr die Farben aus!

Die ſchriftſtelleriſchen Frauenzimmer haben das Privilegium, ſich mit fremden Federn ſchmücken zu dürfen! Die Natur hat den Frauen zwei Winke gegeben, daß ſie nicht ſchreiben ſollen: Erſtens kann ein Frauenzimmer ebenſo wenig lernen, eine gute Feder ſchneiden, als ein Mann einen Strumpf gut um die Ferſe ſtricken! Zweitens:

Als von ſeinem Strahlenthrone
Seinem armen Erdenſohne
Gott das Weib zur Seite gab,
Daß es aus dem Garten Eden
Mit ſich nehme Blumenfäden,
Ihn zu leiten bis an's Grab,
Gab er ihr den reichſten Segen
Mit auf ihren Erdenwegen,
Stattet ſie mit Gaben aus,
Daß ſie ſei des Lebens Blume,
Gnadenbild im Heiligtume,
Engel in dem Erdenhaus;
Und den Frauen er verlieh:
Körper-Symmetrie,
Seelenharmonie,
Herzensſympathie,
Stimmenmelodie,
Lebenspoeſie,
Jede Art Magie,
Nur nicht — Orthographie!

Die Schreibfedern unſerer Schriftſtellerinnen bringen die Natur ihrer Mütter mit in die Schriftſtellerei: die Gänſe nämlich, gerade wenn ſie ſich erheben wollen, ſchnattern ſie am meiſten!

Es geht den Schriftstellerinnen mit dem Faden ihres Gegenstandes, wie es dem Eulenspiegel erging, sie vergessen, am Ende einen Knopf zu machen. Wenn man den Faden eines solchen Frauenbuches aufnimmt, ist's gerade, als wenn man einen Faden aufnimmt von einem Knäuel, der am Boden liegt, man wickelt und wickelt, und der Knäuel rollt am Boden immer weiter von uns fort.

Keine Schriftstellerin der Welt kann einen Mann charakteristisch fest schildern. Es ist ein Unglück: im ersten Band verlieben sie sich in den Mann, den sie schildern, da ist's ein Engel, und sie beschäftigen sich stets mit ihm. Im zweiten heiraten sie ihn und verlieren alle Lust an ihm, und im dritten Bande sind sie schon ganz von ihm geschieden.

Zu was die Frauen schriftstellerisch am meisten Beruf haben, ist: zu Biographen. In den meisten Frauenzimmern steckt eine Lebensgeschichte ihrer Nachbarinnen, und jede Frau ist ein Plutarch für ihr Stadtviertel.

Es ist erstaunlich, von wie wenigem ein Schriftsteller sein Leben fristet, zur Hälfte lebt er von dem Geist seiner Schriften, und zur Hälfte vom Geschmack des großen Publikums!

Gewisse Schriftsteller sind wie Kameele, sie erhalten sich in der Wüste des Lebens durch den Wasserbehälter, den sie in sich führen. Die Menschen vergönnen den Schriftstellern alles, was sie nicht selbst genießen können oder wollen: Bescheidenheit, Lorbeern, Nachwelt und ungemeine Magerkeit! Sie halten die Schriftsteller für Oedenburger Früchte, von denen die gedörrten die besten sind! Ein fetter Gaul, ein fetter Dichter und ein fetter Liebhaber ziehen selten stark. —

Geld darf ein Genie durchaus nicht haben. Denn was ist ein Genie? Jemand, der neue Bahnen schafft, und bei den neuen Bahnen hat noch jeder das Geld verloren! Die Genies thun meist auch Recht daran, daß sie kein Geld besitzen, denn Geld repräsentiert die äußern Güter, die Genies aber haben oft Ursache zu wünschen, daß ihre äußern Güter nicht repräsentiert werden!

Gewiß, m. f. H. u. H., steckt in jedem Schriftsteller eine ganze Sammlung von verschiedenen Anstalten.

Zuerst steckt in ihm eine „Sparkasse", d. h., er erspart eine Kasse! Die Staatskasse und die Kasse des Genies sind ideale Begriffe.

Ferner steckt in ihm eine „Lebensversicherungs-Anstalt", d. h., er muß Anstalt machen, sein Leben zu versichern, sonst stirbt er Hungers!

Ferner steckt in dem Schriftsteller eine „Hagelschaden-Versicherungs-Anstalt", er muß sich selbst versichern, daß ihm der Jahhagel keinen Schaden thun kann!

Ferner ſteckt in ihm eine „Kinderbewahr-Anſtalt“, er muß nämlich ſeine eigenen geiſtigen Kinder groß ziehen. Man weiß, was für ungezogene Rangen das oft ſind! Die Geiſteskindlein unſerer Schriftſteller ſind ſonderbar beſchaffen, je älter ſie werden, je weniger gehen ſie! Das macht, daß ſie beim Waſſer aufgezogen ſind! Es geht manchen Büchern wie manchen Kindern, man hat ihnen nichts vorzuwerfen, als — ihren Vater! Ein Autor hat eine wahre Affenliebe zu ſeinen Kindlein. Es geht mit Büchern, wie mit Kindern; man ſagt oft, das Buch ſieht ſeinem Autor nicht ähnlich! Es ſieht ihm ſchon ähnlich, wenn wir den eigentlichen Autor nur wüßten! Von einem Buche und von einem Kinde verlangt man vor allem „Mutterwitz“ — Warum ſagt man von den Kindern, ſie haben „Mutterwitz“, und nicht „Vaterwitz“? — Weil, wenn der Mann witzig iſt, er erſt durch ſeine Frau gewitzigt wurde.

Die deutſche Dichterzunft hat jetzt eine neue Fabrikation in Schwung gebracht: Improviſation!

Poeſie iſt Schaum! Ja, Champagner-Schaum, Meerſchaum, von dem Schlag der bewegten Herzenswellen an dem blühenden Ufer der Zeit hervorgebracht.

Improviſation aber iſt Bierſchaum, man muß ihn wegblaſen! Improviſation, dieſes Naturſchnitzel à la minute, iſt blühende Schwindſucht! Es hat noch etwas gefehlt, um die Dichtkunſt zu erniedrigen, und das iſt die Improviſation! Ich bin überzeugt, wenn die Henne öffentlich Eier legte, die Leute würden ſagen: „Was iſt das für eine Kunſt, wenn wir ſo gackern wollten, könnten wir auch Eier legen!“ Die Poeſie iſt eine ſchamhafte, keuſche, heilige Perſon, ſie beſpricht ſich nur geheim und im ſtillen mit uns! Das beſte Gedicht, das je improviſiert worden iſt, iſt ſchlecht gegen das ſchlechteſte Gedicht, das je gedruckt worden iſt. Improviſieren heißt: das himmliſche Reich der Götter in einem chineſiſchen Hölzelſpiel zur Schau ſtellen.

Aber, m. f. H. u. H., unſeren Schriftſtellern öffnet ſich jetzt ein wirklich himmliſches Reich für ihre Dichtungen: China! Ich bin überzeugt, wir werden bald in unſeren „vaterländiſchen Muſen-Almanachen“ lauter chineſiſche Novellen leſen: Die arabiſchen, perſiſchen und ſonſtigen orientaliſchen Scheik-, Gazellen- und Kameel-Poeſien werden, Gottlob, ein bischen in den Hintergrund treten, und anſtatt der zebraartigen Ghaſelen werden wir neue Formen bekommen: Mandarin-Gedichte von geblümtem Atlas mit Pfauenfedern und Glöcklein beſetzt.

Denken Sie ſich, die Chineſen haben 18 000 000 Bände Litteratur! Bis die alle ausgeſtohlen, geplündert, überſetzt werden! Was ſagen unſere Chineſer dazu?

Für die Lyrik wird es einige Schwierigkeiten geben, beſonders mit den Namen. Im Deutſchen reimen ſich die Frauennamen

ſo ſchön; auf Adelaide: Brate, koche, ſiede; auf Nanette: Bettel auf Suſanne: Tanne; auf Erneſtine: holde Miene; auf Kathrein: ſtell' die Geigen ein u. ſ. w.

Aber mit den chineſiſchen Namen wird die deutſche Poeſie einen harten Kampf haben! z. B. die Geliebte heißt:

„Tien-li-king-stung-tschang-tseng-hoa!"

Wie beſingt man einen ſolchen Namen? Aber die Dichter werden ſich ſchon helfen, ſie werden ſingen:

„Die Nerven beben und die Glieder zittern,
Wenn ich dich ſeh', wo Zibetkatzen gehen um!
Wie du kaur'ſt hinter Opiumſtaudengittern,
Im Schatten liegſt vom roten Capſicum!
Und trunken fühl' ichs vor den Augen flittern,
Als ging ein Keſſel Thee im Kopf herum,
Dein Anblick macht mich trunken, wie einſt Noah,
O ma chère Tien-li-king-tschang-steng-hoa!"

Vielleicht ſehen wir auch bald eine chineſiſche Schauſpielertruppe hier, deren Vorſtellungen gewiß ſehr beſucht würden, damit man glaube, wir ſprechen alle perfekt chineſiſch! Vielleicht kömmt auch einmal ein chineſiſcher Humoriſt. In China wächſt der Humor wild, man nennt ihn dort Bambusrohr! Er erreicht dort eine Höhe von 60 Fuß, ſo hoch erhebt ſich hier der Humor nicht!

Vielleicht hören Sie, m. ſ. H. u. H., bald eine chineſiſche Vorleſung!

Eine humoriſtiſche Vorleſung, m. ſ. H. u. H., muß in einer Beziehung gewiſſermaßen etwas Chineſiſches an ſich haben. Es bekommt dabei nämlich ſo mancher ſeinen Thee! Allein es iſt nicht bös gemeint und iſt geſund, überdies, m. ſ H. u. H., ſehen Sie, die Theeblätter gehen zu Ende, mein letztes Blatt iſt gewiß Ihr Herzblatt!

Abhandlung über die epidemische Verbreitung des Witzes und des Humors, oder: „Wenn die ganze Welt witzig ist, wovon soll ich leben?“

Witz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist, wie Jean Paul sagt das Vermögen, den Verstand anzuschauen.

Jean Paul meint: der Witzige muß seinen eigenen Verstand anschauen; die Menschen aber meinen, man muß den Verstand des anderen anschauen, und wenn jetzt einer den Verstand des andern anschaut, da muß er witzig werden, und wenn er noch so dumm ist!

Ein Ding, welches feststeht, ist besser anzuschauen, als ein Ding, welches geht und sich bewegt; deshalb macht die ganze Welt Witze, daß einem der Verstand still steht, und dann schauen sie ihn an, das ist der Witz.

Der Witz, sagt Bouterweck, wagt sich nicht aufs Feld der Spekulation; da aber jetzt bei dem Zustand unseres Merkantils kein Mensch eine Spekulation zu machen wagt, so ist jetzt eine gute Spekulation für den Witz.

Kein Mensch ist witziger, als ein herabgekommener Spekulant, auf der Börse werden nur dann gute Witze gemacht, wenn schlechte Geschäfte gemacht werden.

Wenn man auf der Nordbahn und auf der Südbahn verunglückt, so versucht mans mit der humoristischen Bahn, und auf dieser Bahn hat man den Vorteil, daß man Dampf und Wasser selbst bereitet.

So viel scheint gewiß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß der Witz da anfängt, wo das Geld aufhört. Je mehr Geldmangel, desto mehr Witzüberfluß. Glauben Sie nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß ich mir da ein verstecktes Kompliment machen will, denn ich habe bloß gesagt, daß der Witz da anfängt, wo das Geld aufhört; diese Bemerkung zerfällt aber dort, wo Geld gar nicht angefangen hat!

Bestimmt ist es, Geld in der Tasche ist für alle Fälle gut, nur nicht für Einfälle.

Wenn ein Millionär in die Tasche greift, hat er die besten Köpfe in der Hand, sie stehen ihm alle zu Gebote, und er kann

daher den eigenen ganz entbehren; ein armer Teufel aber, der in die Tasche greift, der findet nirgends einen Kopf, der trägt den Kopfschmerz in der Tasche, und ihm bleibt keine Zuflucht, als zu seinem eigenen Kopfe! So ein armer, geistreicher Teufel, der lebt von seiner eigenen Kopfsteuer, und von dieser Kopfsteuer muß er auch sein Taschengeld bestreiten.

Wenn ein Millionär sagt: „Mein Kopf steht mir auf hundert Gegenstände", so hat er vollkommen Recht, denn bald steh'n seine Köpfe auf Gold, bald auf Silber, bald auf Kupfer u. s. w.: allein dem armen, geistreichen Teufel steht sein Kopf nur auf einen Gegenstand, auf ihn selbst, und das ist für die Welt kein Gegenstand.

Darum aber hat der Arme wieder einen Vorteil über den Reichen, er kann nämlich nur einmal seinen Kopf verlieren, entweder er redet sich um den Kopf, oder er schreibt sich um den Kopf, oder er rennt mit dem Kopf an die Wand an, oder er verliert sich, das heißt, er setzt sich einen andern Kopf in den Kopf, und der Einwohner wirft den Hausherrn bei der Thür 'naus, kurz, er kann vom Schicksal nur um einen Kopf gebracht werden; ein armer Reicher aber kann vom Schicksale alle Tage geköpft werden. Heute köpft man ihm die silbernen Köpfe, morgen köpft man ihm die goldenen Köpfe u. s. w., und bis er zu seinem eigenen kommt, ist das Schicksal schon müde und bemüht sich wegen dieses kleinen Geldes nicht weiter.

Wer kann aber leichter witzig sein, als wer nichts mehr zu verlieren hat, nicht einmal mehr einen Kopf? Darin dürfte also die grassierende Witzsucht jetzt liegen.

Man kann wirklich jetzt kein Kind ausschicken, ohne ihm einzuschärfen: „Gieb Acht, daß dich kein Witziger beißt!" Man kann kein Journal lesen, ohne auf einen Humoristen „au naturel", oder auf einen Humoristen „à la langue de boeuf", oder auf einen „Humoristen mit Semmelbröfel" u. s. w. zu stoßen, und es sind lauter geborene Humoristen, denn erstens, wenn sie nicht geboren wären, so wären sie keine Humoristen, und wenn sie keine Humoristen wären, so wüßte man nicht, zu was sie geboren sind.

Die meisten aber sind wirkliche Humoristen; denn der Humor besteht aus einer zweifachen Mischung von Weinerlichem und Lächerlichem, und wenn man diese Sachen liest, weiß man wirklich nicht, soll man weinen oder lachen!

Sieht man an einem öffentlichen Orte vier junge Leute beisammensitzen, so kann man fest überzeugt sein, zwei sind Rezensenten und drei Humoristen, und alle zusammen ziehen sich die Röcke aus und schürzen sich die Ärmel in die Höhe, um Witze zu machen! Mir sagte letzthin jemand ganz selig: „Meine Kinder haben Gottlob großes Talent, besonders aber sind sie sehr witzig." Ich fragte,

wie alt sie wären, und er sagte mir: „Das Mädchen ist bald drei Jahr' und der Bub' vier Monat'!"

Ich bin überzeugt, wenn der Bub' fünf Monate alt wird, der Papa schickt ihn unter die Rezensenten, und viele unserer Journale haben gerne eine kleine rezensierende Kinderbewahranstalt; sie betrachten die Rezensenten wie die Gurken und sagen: wenn sie scharf sein und beißen sollen, müssen sie unreif eingelegt werden. Unsere Rezensenten sind von Kindesbeinen auf schon mit und unter Rezensenten groß geworden und man kann von den meisten sagen: sie sind unter der Kritik aufgewachsen!

Die meisten unserer Rezensenten sind wie die Wagenräder, sie drehen sich stets um ihre eigene Achse, je geringer der Gegenstand ist, den sie führen, desto größeres Geklapper machen sie und wenn man sie nicht oft schmiert, kommen sie in Feuer!

Die Rezensenten sind die Ärzte des Geistes, die wirklichen Ärzte werden eingeteilt in theoretische und praktische, die Rezensenten meist nur in praktische, das heißt, sie gehen alle vom Praktizieren aus!

Der wirkliche Arzt weiß die Mittel ausfindig zu machen, die er dem Patienten eingiebt, bei dem rezensierenden Arzt muß der Patient die Mittel kennen, die er dem Doktor eingiebt. Beide Ärzte sind nur zuweilen darin gleich, daß sie lateinisch konsultieren und verschreiben, die Krankheit aber bloß deutsch spricht, und die Patienten also bloß an der lateinischen Grammatik sterben!

So wie fast jeder Arzt eine Lieblingskrankheit, die er überall zuerst erblickt, und ein Lieblingsmittel, das er fast überall anwendet, hat, so haben jetzt unsere Rezenienten auch ein Lieblingsmittel, das sie allen ihren Rezepten beimischen: Witz; und da sie dieses Mittel nicht selbst fabrizieren, so müssen sie es erst immer sich selbst verschreiben, und da giebt's denn Apotheken: beim Lessing, beim Jean Paul, beim Hippel u. s. w., wo man diesen Witz bekommt und ihn dann verdünnt und diluiert weiter verschreibt.

Der Witz, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Geschenk der Natur. Es scheint: die Natur schenkt diese Gabe nur jenen Menschen, denen sie sonst gar nichts geschenkt hat. Das ist von der Natur eine schlechte Natur und ein guter Witz.

Ja, so wie sich in einer Apotheke die Geister meist in kleinen Gefäßen vorfinden, so erscheint Geist und Witz auch am öftersten in Menschen mit kleinem Format. Die Duodez-Menschen sind gewöhnlich inhaltsreicher, als die Folio-Menschen. Ein Foliant hat gewöhnlich oben einen breiten Rand, auf dem nichts steht, und lange, hohe Menschen sind oft wie hohe Häuser: oben, unter'm Dach steht alles leer.

Das ganze Heer der berühmten Witz-Menschen waren kleine

Tröpfchen, die deshalb leicht überſprudelten: Swift, Pope, Voltaire, Leſſing, Mendelsſohn, Lichtenberg u. ſ. w.

Der Witz iſt gar vielerlei Art. Wir haben Mutterwitz und nicht Vaterwitz, man ſagt Mutterſprache und nicht Vaterſprache; denn man kann überzeugt ſein, wenn ein Kind witzig iſt oder viel ſpricht, es hat dieſe Eigenſchaft eher von der Mutter, als vom Vater; denn daß der Vater ſchweigen muß, wenn die Mutter ſpricht, das iſt eben der allgemeine Mutterwitz!

Die Frauen ſind im Allgemeinen witziger, als die Männer, und lieben auch den Witz mehr. Die Nähnadeln, Stricknadeln und Stecknadeln haben ſie auf das Spitze und Stechende hingewieſen.

Es giebt drei Dinge, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche alle anderen Dinge in der Welt gleich zu machen ſuchen: Witz und Wein und Weiber. Dieſe drei Gewalten haben ſchon viel Unterſchiede und Klüfte aufgehoben. Den echten Witz und den echten Humor erkennt man wie den echten Wein daran, daß er im Alter beſſer wird und milder.

Das ſicherſte Zeichen eines flachen Witzlings iſt, wenn er im Alter ausraucht und fad wird. Im Witz wie im Weine liegt Wahrheit, drum ſtoßt man mit beiden an! Allein beim Weine liegt die Wahrheit am Boden, man trinkt oben den Wein weg und läßt unten die Wahrheit liegen; aber beim Witz liegt die Wahrheit oben auf. Die Weiber aber ſollten mit dem Witz auch ſo umgehen, wie mit dem Wein, ſie ſollten bloß an ihm nippen, niemals trinken. Die Grazien ſind Frauenzimmer, und ſo wie in England die Frauenzimmer den Tiſch verlaſſen, wenn der Wein kommt, ſo verlaſſen die Grazien den weiblichen Putz-, Thee- und Geſellſchaftstiſch, wenn der Witz kommt!

Die Frauen ſollten den Witz und die Witzigen lieben wie Waffen und Helden, die ſich mit Degen und Piſtolen tapfer halten, aber ſelbſt ſollen ſie dieſe Waffen nicht führen.

Witzmacher von Profeſſion wiſſen den Witz gar nicht einmal zu kleiden; denn alten Weibern und alten Witzen nützt das viele Herausputzen nichts, junge Weiber und junge Witze hingegen ſind ungeputzt am hübſcheſten. Ein ſchöner Witz iſt im Negligé am reizendſten.

Die Koketterie iſt die Mathematik der Gefallſucht, ſie findet ſich in jedem Winkel, und der Witz iſt die Koketterie des Geiſtes, ſie ſteht nur dem wirklich Schönen gut an.

Es giebt ganze Völker, die einen Grundton von Witz haben, ſo die Öſterreicher, ſo die Berliner.

Allein der Unterſchied liegt ſowohl in der Form als in dem Weſen. Der Öſterreicher iſt ſo ſehr witzig, daß er aus lauter Witz zuweilen boshaft wird; der Nordländer iſt ſo lange boshaft, bis er vor lauter Bosheit am Ende ſogar witzig wird; der Witz der

Nordländer ist ein harter Stein, er erhält seine Form bloß durch schwere Hammerschläge, der österreichische Witz besteht aus weichen Tropfen, sie erhalten ihre Form, ihre Rundung durch den leichten Umschwung um sich selbst.

Der nordländische Witz verzeiht nie, nicht dem Schmerze, nicht dem Unglücke, er wäscht den Gegenstand seines Witz in seinen eigenen Thränen, er rädert bloß mit dem Unglücksrade; der österreichische Witz macht nur über die Glücklichen einen Witz, er rädert bloß mit dem Glücksrade, aber er verstummt, wenn er dem Schmerze begegnet, und seine Spitze zersplittert an dem leisesten Seufzer; der nordländische Witz ist wie Schlachtgesang, man muß dabei verwunden; der österreichische Witz ist wie ein Strauß'scher Walzer, man ißt Backhendel dabei.

Es ist sonderbar mit dem Volkswitz! Wer macht ihn? Wie entsteht er?

Man erwacht früh Morgens und findet einen Witz vor der Thür liegen! Es ist aber gerade verkehrt wie sonst mit solchem Funde. Gewöhnlich werden nur solche Menschen, die selbst keine Kinder haben, mit solchen Gaben beschenkt; die elternlosen Witze aber werden leider gewöhnlich nur jenen vor die Thür gelegt, die ohnehin solche ungezogene Rangen haben.

Es giebt Witze, die wie Stroh von unten hinauf dienen, sie werden am ebenen, flachen Boden des Volkes geschnitten und kommen zuletzt als Florentiner Hüte in die höchsten Gesellschaften, und es giebt Witze, die wie Samt von oben herunter dienen, die zuerst neu als Galaputz in großen Zirkeln erscheinen, und die nach und nach abgeschlossen und zu Wirtslappchen werden.

Gegen nichts sträuben sich Dichter und Künstler, das heißt die mittelmäßigen, so sehr, als gegen witzige Kritiken; sie sagen alle: eine gründliche Kritik lasse ich mir gefallen, nur keine witzige, das heißt: mit Brotrinden könnt ihr mir die Flecken putzen und reiben, nur nicht mit Kölnerwasser oder Spiritus!

Auf jeden Fall ist eine gründliche Kritik, besonders wenn sie tadelt, dem Künstler lieber; denn bis so eine gründliche Kritik ihr Feuerzeug zusammensucht: Stahl, Stein, Schwamm u. s. w., und immer klimpert, und alle fünf Minuten einen Funken herausschlägt, ist der Leser schon eingeschlafen, währenddem eine witzige Kritik mit ihrem chemischen Feuerzeug in einem Nu den ganzen Gegenstand beleuchtet, und der Leser auf einmal in vollem Lichte steht.

Der Witz, der wahre Witz, ist wie der Sturmwind, nur die kleinen Lichter bläst er aus, die großen facht er an. Der wahre Witz ist nur die Verkürzung des Ausdruckes, der falsche Witz ist die Verkürzung des Gedankens!

Der Fluch an unseren allgemeinen witzigen Rezensenten ist, daß sie vom witzigen Jupiter, welchen sie nachahmen, bloß den

Donner gelernt haben, aber nicht den Blitz, und daß sie vergessen, daß Jupiter, wenn er im Donnerwagen einherfährt, Donner-Pferde vorspannt, aber nicht Donner-Esel!

Aber nicht nur der Witz ist jetzt schon ein Gemeingut der ganzen Welt, sondern auch der Humor! Und obwohl es gegen mein Interesse ist, so teile ich Ihnen doch Folgendes mit. Man kann alle Wochen hier in den Vorstädten bei Soundso eine „humoristische Vorlesung" um sechs Kreuzer hören.

Sie sehen, daß man dem Witz mit Unrecht den Vorwurf macht, er sei ungerecht. Sie werden selbst finden, daß hier der Witz vielleicht nicht ganz gerecht, aber doch gewiß gar billig ist!

Fast in jedem Hause, in jeder Familie hält man sich jetzt eine Köchin, ein Stubenmädel, einen Lance-Tänzer und einen Privat-Humoristen!

Wenn man den Haus-Humoristen entläßt, so bekommt er ein Zeugnis: „Vorzeiger dieses, Soundso, hat bei mir drei Monate als Haus-Humorist in Diensten gestanden, hat sich während dieser Zeit sehr humoristisch aufgeführt und ist stets zu meiner Zufriedenheit witzig gewesen. Derselbe ist von mir gesund entlassen, und wünscht sich zu verbessern."

Die Alltagswitzmacher haben gewöhnlich bloß ein Thema: „Frauen und Liebe".

Diese Bonmots-Jäger, die den Hirschfänger nicht als Waffe, sondern als Livree tragen, glauben mit dem Windspiel: Witz, dieses edle Wild, zu erlegen. Die Frauen haben in der Gesellschaft das Schicksal, wie die Bilder in einer Kunstausstellung: es kommt viel darauf an, in welches Licht sie gehängt werden. Leider gehen die Männer mit den Frauenbildern um, wie die Maler mit den wirklichen: sie suchen jetzt ihre Kunst in tiefen und starken Schatten. In jeder Hinsicht, wie das weibliche Geschlecht jetzt von unseren jungen Männern in ihren Witz-Picknicks geschildert wird, kann man wirklich sagen: „Je größer der Pinsel, desto greller das Bild!"

Sie machen sich über alles lustig, über Frauenliebe, Frauentugend, Frauenehre und Frauenthränen. Der wahre Witz führt bloß scheinbar Krieg gegen das Schöne, um das durch Waffen zu erhalten, was er durch Unterhandlungen nicht bekommen kann. Der wahre Witz und der echte Humor wissen zwar, daß an einem musikalischen Instrumente immer etwas zu stimmen und aufzuziehen ist; — allein der echte Witz stimmt sie wie eine Flöte oder wie eine Aeolsharfe, indem er sie ein bischen stärker oder seichter schraubt. Der falsche Witz will sie wie eine Harfe stimmen — mit Fußtritten.

Der Humor sagt: „Als der Himmel die Erde von sich in die Tiefe sinken ließ, erschuf er die Frauen, damit er stets Anfaßpunkte habe, um die Erde wieder zu sich emporzuziehen. Darum

sehen die Frauen in jedem Sterne ein goldenes Wägelchen, an dem sie schon hier etwas für den Himmel hinhängen, eine Hoffnung, eine Sehnsucht, einen Wunsch, ein stilles Gebet, eine Thräne."

Der wahre Humor sieht in jeder Frauenthräne eine Krankheitsgeschichte, in jedem Frauenseufzer einen Paragraph von ihrem zerrissenen Herzblatte, und in jedem blassen Frauenangesicht den thränengebleichten Vorhang vor dem heimlichen Trauerspiel im Herzen.

In manchem einsamen Frauenherzen, welches wehrlos vom feigen Witz angefallen wird, sieht der tiefe Humor die von der Flut der Liebe einsam am Ufer zurückgelassene Muschel, deren Perle kein Taucher fand, und die zur ewigen, steinernen Thräne wird.

Ebenso wie sich der falsche Witz über die vereinsamten Mädchen gerne lustig macht, ebenso macht es wahrer Witz gerne mit den älteren Frauen.

Der Mann findet seine eigenen Runzeln nie legitim, und in keinem Kampf ist der Mann der Frau so überlegen, als im Kampf gegen die anrückenden Jahre!

Die Frauenzimmer sehen alle jeden Morgen ihren Haushaltungskonto nach, und wenn sie nur in einem Augen- oder Lippenwinkel eines jener kleinen Gedankenstrichelchen finden, welches die Jahre dahinsetzen, um Zeit zum Nachdenken zu geben, so bauen sie gleich vor: der Gedankenstrich wird ausgefüllt oder wegradiert. Die Männer aber machen alle Jahre einmal Kasse, und da finden sie denn eine lange Leiter von Gedankenstrichen und sind in Verzweiflung.

Saturnus ist ein Mann und schreibt, wie alle Männer, den Frauen mit doppelter Kreide an, auch die Zeit!

Die Frauen altern früher, als die Männer, denn die Zeit tötet die Blumen früher, als die Himbeerstauden. Aber die Männer sind undankbar, sie vergessen, daß die Frauen, wie die Natur, für die abgestreiften Blüten mit einer Frucht entschädigen.

Der Witz verspottet die Liebe, aber er ist oft genötigt, aus Amors Binde, die er zur Feldbinde machte, eine Wundbinde zu machen!

Wenn das Herz brennt, soll der Witz nicht im Kopfe herumarbeiten, denn wenn auf dem Herd Feuer ist, kann man den Rauchfang nicht kehren.

Ein Kuß, ein Witz, eine Wahrheit und eine Ohrfeige haben ähnlich verschiedene Schicksale. Ein Kuß und eine Wahrheit ist nur unter vier Augen köstlich, ein Witz und eine Ohrfeige hingegen haben nur unter vier Augen Wert. Der gewaltsam Witzige zündet ein Haus an, um einen Erdapfel dabei zu kochen, der

wahre Witzige zündet ein bischen Spiritus an und kann dabei den fettesten Ochsen braten!

Es war von jeher das Los der wahrhaft witzigen und humoristischen Menschen, daß sie ein Heer von Nachahmern nach sich zogen, die alle mit schlechtem Witz über ihr Vorbild herziehen; wenn ein Läufer seine Fackel wegwirft, zünden hundert Gassenjungen ihr Stümpfchen Licht daran an und verfolgen ihn dann mit dem, was er weggeworfen hat! Eine außerordentliche Geringschätzung, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, affektieren unsere Gelehrten und Poeten gegen den Witz, sie sind wie die vornehmen Köchinnen, die sagen: „Salzen kann sich jeder sein Essen selbst!“

Die meisten Gelehrten haben den Geist zu Hause liegen im Ganzen, wie ein Stück Tuch; der Witz aber schneidet sich aus seinem Stücke Tuch einen Mantel für die Kälte, einen Gehrock für die Promenade, einen Frack für den Salon und einen Kaput für den Herbst, und behält noch immer ein Paar Ellen Geist, um dem Witze nachzuhelfen.

Wehe aber der gesamten Menschheit, wenn es irgend einem Gelehrten arriviert, daß ihm ein Witz entfährt:

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist der Strahl vom Blitz,
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken
Ist ein Gelehrter mit einem Witz!

Er macht es dann mit diesem Witz wie die armen Leute mit ihren Erdäpfeln! Am Montag machen sie daraus Erdäpfelbrot, am Dienstag Erdäpfeltorte, am Mittwoch Erdäpfelreis, am Donnerstag Erdäpfelschmarrn u. s. w. Derselbe Witz kommt immer wieder zu Tisch! Der Witz ist ein Schaum, und weil der Witz ein Schaum ist, so schlagen alle Menschen jetzt alle Gegenstände zu Schaum, allein sie vergessen, daß aus dem sonnenübergoldeten Meerschaum und nicht aus dem widerlichen Seifenschaum die Schönheit emporstieg, und daß ein Mensch von Geschmack nur den Champagnerschaum mitschlürft, den Bierschaum aber abbläst.

Man wirft oft den witzigen Leuten vor, ihr Witz sei ohne Nutzen und überladen; das heißt einem Blumengarten vorwerfen, daß keine Pastinak in ihm wächst, und eine Sommernacht schelten, daß man ihre Sterne nicht zählen kann. Ein echter Schönheitskenner und ein wahrer Witzkenner weiß, daß die Schönheit der Frauen und die Schönheit der Witze dann erst am besten zu beurteilen ist, wenn viele bei einander sind.

Eine sehr sonderbare Forderung ist es, wenn man vom Witz verlangt, er soll durchaus gutmütig sein! Haben Sie schon ein witziges Lamm gesehen, oder ein pikantes Schaf, oder einen humoristischen Hammel?

Es geht jetzt schon mit dem Witz und mit dem Humor, wie es zu Paris mit der Crispine und dem Bacchus ging: weil schon jeder Dienstbote Witz und Humor trägt, so wird bald gar kein Geschäft mit ihm zu machen sein. Der Platz ist mit diesem Artikel vielfach überfuhrt worden, es macht ein jeder in diesem Artikel. Ich habe mich daher entschlossen, mein ganzes Warenlager aufzuräumen. Ich habe noch einen kleinen Vorrat von Gedanken und Einfällen, den ich Ihnen jetzt anzubieten die Ehre habe! Großer Ausverkauf! Fort mit Schaden!

1.

Ein jeder Mensch ist einmal im Jahre ein Genie, leider aber verschlafen die meisten Menschen diesen Augenblick oft.

2.

Das Schicksal ist oft praktisch zu unserem besten; wenn uns etwas übers Quer kommt, giebt es uns zu unserem besten einen Puff in den Rücken.

3.

Seitdem Wasser ein Heilmittel ist, weiß ich, woher sich alle jungen Schriftsteller Doktor schreiben.

4.

Wenn unsere Mädchen im Schmerz um einen verlorenen Geliebten in Thränen schwimmen, so ist dieser Schmerz ein Tuch er geht im Wasser ganz ein.

5.

Der menschliche Geist ist wie eine Spinne, er hat nur einen Faden für den Weg, den er zurückgelegt hat, aber keinen vor sich.

6.

Was ist Hoffnung? Eine Vorrede zur Kultur des Faullenzens.

7.

Die menschliche Seele hat viel Dämonen: die Tugend ist ihr Majoratsgut, die Liebe ist ihr Frühlings- und Sommer-Palais, die Freundschaft ist ihr sans souci, und die Religion ist ihr Witwensitz.

8.

Es giebt viele Kinder, die ihrem Vater nicht gleichsehen; zum Beispiel das spanische Rohr ist der Vater der türkischen Justiz die Ungeduld des Mannes ist die Mutter der himmlischen Geduld der Frau, und das römische Recht ist zuweilen der Vater von manchem deutschen Unrecht.

9.

Wer von einem Menſchen etwas haben will, muß nie ſein Herz allein oder ſeinen Kopf allein in Anſpruch nehmen, ſondern immer ſeinen Geiſt und ſein Gefühl, wie ein Bettler, der nichts bekommt, wenn er einen Alleinſtehenden anſpricht, aber wenn er zwei zuſammen anbettelt, ſo ſchämt ſich einer vor dem andern

1.

Der Unglückliche hat ein Glück; er hat keinen Schmarotzer; die Natur ſelbſt hat den Fingerzeig dazu gegeben; die Cypreſſe hat keine Würmer.

11.

Die Ehe iſt, nach Plato, ein Wiederfinden; das mag wahr ſein, aber der redliche Finder wird ſelten belohnt.

12.

Jeder Schlaf iſt eine kleine Terminabzahlung der großen Schuld des Todes.

13.

Die beſten Jahre der Frauen ſind die ſchlechteſten Jahre für ihre Männer; denn wie eine Frau in die beſten Jahre kommt, kommt ſie auch in die beſten Kleider und in die beſten Schneider.

14.

Der Menſch macht dem Himmel nur Gegenbeſuche, das heißt, er denkt an ihn, wenn der Himmel ihn erſt heimſucht; allein eine Visite de reconnaissance, eine Dank- und Erkenntnis-Viſite bekommt der Himmel ſelten.

15.

Man ſagt, das Strandrecht habe aufgehört; es iſt nicht wahr: kaum ſtrandet ein Wunſch, eine Hoffnung, ſo kommen Tauſende ans Ufer, um aus dieſem Schiffbruche für ſich zu fiſchen.

16.

Viele Menſchen ſind beſſer, als ihr Ruf, und zwar bloß darum, weil ihr Ruf noch ſchlechter iſt, als ſie.

17

Auch der elendeſte Menſch erfährt erſt in der Todesſtunde, wie ſchön ſein Leben iſt, ſo wie der ärmſte Menſch, wenn er zu Georgi oder Michaeli auszieht, doch noch immer reicher iſt, als man anfangs glaubte.

18.

Sollte man an Gott nicht glauben, weil man ihn nicht ſieht? Der Blinde ſieht auch die Sonne nicht, allein er fühlt ihre warmen Strahlen.

19.

Wollen Sie wiſſen, was ein verdorbener Frack, ein zerſplitſſener und fleckenvoller Pelz für eine Empfindung haben, wenn ſie ein ganzes Stück feines, engliſches Tuch ſehen? — Dieſelbe Empfindung, die ein fertiger, großer Menſch beim Anblick eines Kindes hat. Er ſieht, welch' himmliſcher Stoff in ihm verdorben worden iſt! Die Kinderſtuben, das ſind die Tuchmagazine, die Geſellſchaftsſtuben ſind teils Kinder-, teils Trödler-Markt. Das Schickſal iſt der Männerſchneider, der Umgang iſt der Frauenſchneider; eine Frau wird das, was ihr Umgang aus ihr macht. Die Männer haben einen Schneider; die Frauen haben aber leider gewöhnlich fünf bis ſechs Schneider auf einmal!

20.

Das weibliche Herz iſt ein Meer, tief, mit Perlen im Grunde und ſtürmiſch. Der Sturm auf dieſem Meere iſt gefährlich, aber er hat ſein Erhabenes, ſeinen ſüßen Schauer. Was aber entſetzlicher und unerträglicher auf dieſem Meere iſt, das iſt — die Windſtille.

21.

In dem Bau des Menſchen bewohnt das Talent nur einen Stock oder einen Flügel. Muſiktalent wohnt im Ohr, Malertalent im Auge, Improviſationstalent im Gedächtnis u. ſ. w., nur das Genie bewohnt das ganze Haus.

22.

Die ſogenannten ſpröden und kalten Frauenzimmer legen nur darum in ihrem Herzen eine Eisgrube an, damit ſie dann ihre Liebhaber ſpäter deſto länger erhalten und friſch bleiben.

23.

Die Liebe iſt die Speiſeröhre des Herzens, die Ehe die Luftröhre; es iſt eine große Fatalität, wenn einem etwas Unrechtes in die Luftröhre kommt.

24.

Wenn ich die Bücher leſe, die jetzt geſchrieben werden, erinnere ich mich immer daran, wie mir mein Jugendlehrer die Rechtſchreibung beibrachte. „Wo ein Komma iſt," ſagte er, „iſt der Verſtand halb aus, und wo ein Punkt iſt, iſt der Verſtand ganz aus."

25.

Ein fetter Gaul und ein fetter Dichter paradieren wohl, aber ſie ziehen ſelten ſtark.

26.

Ein Häring, eine Gassen-Neuigkeit und ein Witz haben nur drei Respekttage, am vierten Tage sind sie schon anrüchtig. Die Frauen haben auch drei Respekttage, das heißt drei Tage, an welchen sie ihren Männern Respekt beweisen, an seinem Hochzeitstag, an seinem Geburtstag und endlich an seinem Sterbetag.

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt, am Ende der Vorlesung, die Bemerkung machen sollten, daß nur die Hälfte derselben gesunden Witz hatte, so werden Sie es natürlich finden, daß ich die andere Hälfte dem Spital widmete!

Leichtfaßlicher Unterricht und Anweisung

für ein

sehr geehrtes Publikum, sich in Zukunft die humoristischen Vorlesungen selbst auf die schmackhafteste Weise bereiten zu können, und kein Geld dafür ausgeben zu müssen.

Ohne Ihre außerordentliche Belesenheit, m. f. H. u. H., im Entferntesten in Zweifel ziehen zu wollen, wage ich es dennoch, daran zu zweifeln, daß Sie alle die neueste Auflage der „vollständigen Wiener Köchin" gelesen haben, besonders von dem weiblichen Geschlechte bezweifle ich das, eher noch einer von den Herren! Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich jede neue Auflage dieses Buches neuerdings aufmerksam durchgelesen habe. Daß dieses Interesse aber bloß dem Werke und nicht der Verfasserin gilt, mögen meine hochverehrten H. u. H. daraus entnehmen, daß auf dem Titelblatte steht:

„Verfaßt nach eigener 45jähriger Erfahrung."

Man sagt, die Erfahrung ist die Mutter der Weisheit, das ist möglich, ich habe diese Erfahrung noch nicht gemacht, aber gewiß ists, daß sie die Großmutter der Dummheit ist. Wir haben im neunzehnten Jahrhundert Erfahrungen gemacht, die man sonst in drei Jahrhunderten nicht gemacht hat: wenn jede dieser Erfahrungen die Mutter einer Weisheit wäre, wo stecken die vielen Weisheiten unseres Jahrhunderts?

Allein in der Küche, in der Kochkunst, da, m. f. H. u. H., da ist jede Erfahrung die Mutter irgend einer Weisheit.

Die Verschwender können aus dem Kochbuch lernen: wie man durchschlägt; die unglücklichen Liebhaber, wie man abbrennt; die Journalisten, wie man „Gebackenes Heu" bereitet, und um auf dem Lebensweg überhaupt fortzukommen und sein Recht zu behaupten, lese man nur in dem Kochbuch:

„Anweisung der verschiedenen Arten — zu spicken."

Selbst für eine gewisse Gattung von Frauenzimmern giebt das Kochbuch goldene Lebensregeln z. B. in dem Artikel

„junge Gans"

sagt es: das erste und hauptsächlichste ist, daß sie „schön gepupt“ erscheine! „Ferner lasse man sie bei leichterem Feuer etwas anlaufen!“

Was ist ein Kochbuch denn anders als eine Ergänzung des Himmelsspruches, der den Menschen hat gemacht zum Herrn über Tiere, Vögel und Fische; man wird aber nur von dem ganz Herr, was man verschlingen kann, und das Kochbuch ist eine Art Machiavell, es sagt: wenn du Herr aller dieser Geschöpfe bist, so werde ich dich lehren, wie man sie zurichtet!

Ich habe mich durch das Kochbuch durchgebissen und meine Mühe wurde belohnt, besonders als ich zu den „Stockfischen“ kam. Die Anweisung der Wiener Köchin, wie man den Stockfisch bereitet, ist ganz dieselbe, wie man eine „humoristische Vorlesung“ macht; denn diese Anweisung lautet buchstäblich Seite 215 also:

„Nimm einen beliebigen Stockfisch; wasche ihm die Haut tüchtig, gieße eine tüchtige Lauge d'rauf, dann verteile ihn in einzelnen Blättern auf Papier, streue Salz und kleingehacktes Gewürz d'rauf, und so immer wieder ein Blatt Stockfisch um das andere, und dann gieße eine beliebige Sauce darüber, beim Auftragen aber gieb auf die Form gut acht, löse es vom Papier langsam unzerbröckelt ab, und richte es an.“

Ich muß gestehen, ich habe meine Vorlesung ganz nach diesem Modell zugeschnitten.

Nur eins hat mich von der „Wiener Köchin“ verdrossen, und ich glaube, sie muß bei einem kuriosen Patron Köchin gewesen sein, denn gleich darauf spricht sie von den „feinen Hechten“ und sagt: „in manchen großen Küchen behandelt man sie ganz wie die Stockfische!“

Seit einer langen Reihe von Jahren, m. f. H. u. H., halte ich „humoristische Vorlesungen“. Zum Danke nun für Ihre schmeichelhafte und wohlwollende Aufmerksamkeit will ich Ihnen nunmehr mein Geheimnis offenbaren, ich will Ihnen sagen, wie man das Ding macht, was man dazu nimmt, wie mans verarbeitet, was für Essenzen dazu kommen, und wie sie überhaupt im ganzen bereitet werden

Nach dieser meiner Anweisung, hoffe ich, wird jeder einzelne von Ihnen, m. f. H. u H. sich seine humoristische Vorlesung für sich und seine Familie selbst zubereiten, und wird dazu nicht nötig haben, einen Schritt aus dem Hause zu machen.

Man nehme zuerst einen Gegenstand. — Was für einen? Das ist kein Gegenstand! Was heißt ein Gegenstand? „Was einem entgegensteht, hinderlich ist“, in einer guten Ehe z. B. ist die Frau der einzige Gegenstand des Mannes!

In der Philosophie heißt ein Gegenstand alles, was sich nur denken läßt; Sie können also alle diesen Gegenstand nehmen, nur das nicht, daß der neue Komet ohne Kopf, welchen man entdeckt

hat, irgendwo anstoßen könnte, denn daß jemand ohne Kopf nicht ohne Anstoß durch die Welt kommen sollte, das läßt sich nicht denken.

Wenn Sie aber zum Unglück gar keinen Gegenstand haben, so setzen Sie sich nur nieder und schreiben, so mache ichs wenigstens.

Sie wissen gar nicht, m. f. H. u. H., wie viel Menschen sich täglich ans Büreau setzen, die keinen Gegenstand haben und nicht wissen, was sie schreiben sollen, und sie schreiben sechs Stunden lang in einem fort, und wenn sie aufstehen, ist noch immer kein Gegenstand; dann gehen sie nach Hause und sagen: „Ich hab' so viel gearbeitet, ich spüre gar keinen Kopf."

Wenn Sie, m. f. H. u. H., den Gegenstand zur Vorlesung haben, so legen Sie den Stoff in eine Schüssel, und die Gewürze in eine andere. z. B. Gegenstände zur Vorlesung sind:

Frauen, Advokaten, Ärzte, Eisenbahnen, Dampf, Liebe, Ehe, Geldmangel, politische Anspielungen, Theaterzustände, Emanzipation, Industrie, Deutschland, u. s. w., lauter Dinge, die mit dem „Zeitgeist" gehen. Man fürchte nicht darin zu weit zu gehen, denn unser Zeitgeist ist ein Industrieller, und zwar seines Metiers ist er ein Seiler, er geht immer auf gerader Bahn fort, aber rückwärts, und dabei dreht er Stricke.

Mit dem Rückwärtsgehen, m. f. H. u. H., ist es ganz eigen, man sagt: „Der Zeitgeist geht wie ein Krebs rückwärts"; das ist Verleumdung, der Krebs geht gar nicht rückwärts; der Zeitgeist und der Krebs gehen nicht rückwärts, sondern sie bewegen sich bloß verkehrt vorwärts!

Haben Sie, m. f. H. u. H., einmal „den Zeitgeist" z. B. zum Thema Ihrer Vorlesung genommen, dann setzen Sie sich getrost nieder und nehmen Sie sich gefälligst zuerst die Silbe „Zeit" und ein paar große Hände voll „Geist", mischen das Ding durcheinander und nehmen den Zeitgeist dann in die Arbeit! Unser Zeitgeist ist ein gutes Thema für eine Vorlesung, denn er ist an schlechte Witze gewöhnt!

Der Deutsche glaubt, er hat einen Zeitgeist, allein für den Deutschen giebt es gar keine Zeit, sondern bloß ein Datum, wir haben bloß einen „Datumgeist". Wir kennen die Zeit selbst gar nicht, sondern bloß ihre zwei Töchter: die „Langeweile" und die „Kurzweile". Die Kurzweile ist die angenehmste, die Langeweile die nützlichste. Die Langeweile, m. f. H. u. H., ist das wohlthätigste Frauenzimmer der Erde; sie allein füllt alle Konzerte und Akademien, denn der Mensch will nie Langeweile zu Hause haben, lieber genießt er sie in guter Gesellschaft! Die Zeit ist wie eine Komödiantin, sie hat sich mit dem Geiste bloß vermählt, um sich auf dem Theaterzettel des Lebens „Mad. Zeit-Geist" zu schreiben, und da sie sich so schreiben kann, hat sie den Geist wie-

der ſitzen laſſen, welcher glaubte, durch und mit der Zeit ein fixes Engagement zu bekommen, dieſer iſt nun ganz ohne Anſtellung, nicht einmal außerordentlicher Profeſſor der unentdeckten Wiſſenſchaften.

Die Zeit, m. f. H. u. H., iſt der Theatervorhang zwiſchen dieſem Leben und dem jenſeitigen, der menſchliche Geiſt iſt es, welcher dieſen Vorhang aufzieht und die Menſchen ſchon von hier aus einen Blick in jene Welt thun läßt, das iſt der Geiſt des Glaubens. Es giebt noch einen anderen Geiſt, welcher dieſen Vorhang zwiſchen dieſer und jener Welt ganz kurz abſchneidet, das iſt der Geiſt der Medizin!

Keine Unterhaltung verkürzt die Zeit ſo als ein Doktor.

Zeit und Zeiſt! Man wird in eine Geſellſchaft gebeten und ſagt: „Entſchuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit," aber niemand ſagt: „Ich habe heute keinen Geiſt!" Am Ende ſagt man: „Ach, bei Ihnen vergeht einem die Zeit ſo geſchwind," und man ſollte doch ſagen: „Ach, bei Ihnen vergeht einem der Geiſt ſo geſchwind!"

Es wird von unſerm Geiſte ſo viel für die Zeit gethan! Alle Erfindungen gehen darauf aus, Hände und Zeit zu erſparen, dafür wird auch von der Zeit alles gethan, um Geiſt zu erſparen! Früher hatte unſer Zeitgeiſt Pferdekraft, er blieb freilich manchmal ſtecken, aber mit Vorſpann brachte man ihn vorwärts; jetzt hat unſer Zeitgeiſt den Dampf, und wenn er jetzt ſtecken bleibt, geht ihm der Atem ganz aus! Die Zeit fährt mit der Eiſenbahn durchs Leben, aber mit dem Bettelzug, der Geiſt aber fährt mit einem Separat-Train, er hält nirgends lange an!

Wenn Sie, m. f. H. u. H., Ihren Gegenſtand auf ſolche Weiſe zubereitet haben, dann richten Sie ſich auf der anderen Seite die Zuthaten her, als da ſind: Frohe Laune, Humor, Scharfſinnn, Einfälle, Pikanterien, Gemüt, Satire, ſchlagender Witz u. ſ. w. Dieſe Dinge ſind leicht zu haben, aber ſchwer zu bekommen; daß man aber auch mit ganz winzigen Teilen von denſelben auskömmt, davon finden Sie ſoeben den Beweis!

Frohe Laune, m. f. H. u. H., iſt vorherrſchend in der Welt. Es giebt mehr ledige Menſchen als Verheiratete! Die jährlichen Trauungen verhalten ſich zur Bevölkerung wie 1 zu 132, folglich hat Wien bei der Bevölkerung von 400000 Seelen jährlich 396 tauſend ledige Leute mit froher Laune, und nur 4000 übelgelaunte Menſchen!

Zur wirkſamern Darſtellung aber müſſen Sie die Güte haben, die Laune mit dem Witz zu verbinden, nicht zu verheiraten, denn ſonſt gäbe das einen ſchlechten Witz!

Wenn Sie, m. f. H. u. H., die frohe Laune nur bei ledigen Menſchen ſuchen, ſo müſſen Sie den Witz nur bei Verheirateten ſuchen, denn dieſe ſind bereits gewitzigt worden!

Witz ist Farbe; mit Witz müssen Sie die Sache färben, aber es muß echte Farbe sein, Witz, der im Waschen nicht ausgeht; denn der Witz ist wie ein unglücklicher Ehemann: wenn der einmal ausgeht, kömmt er sobald nicht zurück!

Wegen des Humors, m. f. H. u. H., dürfen Sie keinen Augenblick in Verlegenheit sein, den bekommen Sie jetzt schon auf der Gemeinde! Sie werden bemerken, daß der meiste Humor jetzt nach dem Wochenmarkte riecht! Humor ist Feuchtigkeit, d'rum nehmen unsere Humoristen so zu, denn es werden jetzt so viele neue Häuser gebaut, die alle feucht sind, alle, die da hineinziehen, werden lauter Humoristen, und zwar Humoristen von Haus aus!

Auch die Hausherren sind Humoristen, und wie gehen sie mit dieser Feuchtigkeit um, um sie zu bemänteln, lassen sie die Wände mit blumigen Redensarten spalieren, aber das ist der Sieg des echten Humors, er schlägt am Ende doch durch!

Zum Humor, m. f. H. u. H., nehmen Sie gefälligst Ernst und Scherz, und wenn ich Ihnen heute auch keinen ausgezeichneten Scherz gebracht habe, so brachte ich Ihnen doch einen ausgezeichneten Ernst!*)

Wenn Sie, m. f. H. u. H., dieses alles bereitet haben, dann nehmen Sie ein paar Dutzend neue gute Gedanken, das findet sich in jeder Haushaltung!

Die Gedanken sind bescheidener Herkunft, viele große Gedanken werden im kleinen Gehirne geboren! Das Geld und die Gedanken sind die zwei Zeiger an der großen Weltenuhr, die jetzt nur eine Taschenuhr ist! Der Gedanke ist der Monatzeiger, ein solider Mensch braucht nichts als alle Monat einen guten Gedanken, und im Februar, der nur 28 Tage hat, nicht einmal diesen ganz! Ich kenne viele Menschen, die große Revenuen haben, und aus Geiz monatlich nicht einmal einen guten Gedanken ausgeben! Das Geld aber ist der Minutenzeiger, der Mensch braucht in jeder Minute Geld! Man bekömmt für Geld eher gute Gedanken, als für gute Gedanken Geld! Man hat eine Sparkasse für Menschen, die wenig Geld haben, da legt sich ein armer Teufel sein Geld hinein, um es im Notfalle wieder zu haben; warum hat man keine Sparkasse für Leute, die arm an Gedanken sind? Hat nun so ein armer Teufel einen Gedanken, so legt er ihn in die Sparkasse, das sollte auch jeder Gedankenreiche thun, denn man kann nicht wissen, wie man plötzlich einen guten Gedanken braucht und keinen hat!

Mit dem letzten Kreuzer, den der Mensch ausgiebt, stellt sich der erste Gedanke ein! Darum sehen die Genies immer, daß sie geschwind den letzten Kreuzer ausgeben!

Ebenso ist's mit den guten „Einfällen": wie der Mensch kein

*) Den Violinspieler „Ernst".

Geld hat, fallen ihm tausend Dinge ein! Es gehört also zu einer humoristischen Vorlesung vor allem ein bedeutender Geldmangel! Ich glaube also schwerlich, daß sich viel Liebhaber zu diesem Fache finden werden.

Der Geldmangel, m. f. H. u. H., ist ein kostspieliges Gewürz! Manche Menschen haben den Geldmangel schon mit Millionen erkauft! Dieser erkaufte Geldmangel, m. f. H. u. H., ist aber nicht der echte Gedankenerzeuger! Zu guten Gedanken muß der Geldmangel legitim, ein angebornes Talent sein, das sich in der Welt zum Genie herangebildet hat! Der Geldmangel aber ist jetzt eine solche populäre Tugend geworden, daß eben dadurch jeder Mensch auf allerlei Gedanken kömmt, und einer dem andern darüber humoristische Vorlesungen halten kann!

Um Ihnen aber, m. f. H. u. H., die Selbstverfertigung der humoristischen Vorlesungen noch zu erleichtern, werde ich Ihnen zu den angeführten Gegenständen der Vorlesungen noch eine kleine „Gedankenmusterzeichnung" mitgeben, nach welcher Sie sich sodann die ferneren Gedanken zu den Gegenständen selbst vollenden können!

Sie nehmen z. B. „die Frauen" zum Stoff Ihrer Vorlesung: das ist ein großes Thema, und so oft dieses Thema schon da war, es ist uns immer wieder interessant! Nur kömmt es darauf an, wie Sie diesen Stoff behandeln. Denn glauben Sie mir, jeder Mann ist der Arzt seiner Frau, wenn sie übler wird und zu grunde geht, so geschieht's durch seine schlechte Behandlung.

Für diese Rubrik „Frauen" nehmen Sie ein paar Gedanken und Aphorismen und verweben sie geschickt in das Ganze. Z. B.

1.

Welches ist das härteste Handwerk im Leben?
Wenn sich zwei Leute vor dem Altar auf ewig die Hände reichen!

2.

Manche Frauenherzen sind wie die Oster-Eier: rot, hart und kalt!

3.

Die Ehe ist ein Krieg; die beste Ehe ist nichts als ein bewaffneter Frieden!

4.

Nach einer glücklich überstandenen Gefahr, da zeigt sich der Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht! Nach einer glücklich überstandenen Gefahr gehen die Männer ins Weinhaus, die Frauen ins Bethaus!

5.

Die Männer glauben, sie sind geboren, um glücklich zu sein, und die Frauen glauben, sie seien bloß geboren, um glücklich zu machen!

6.

In jedem Frauenherzen ruht ein Schatz von Tugend und Liebe und Frömmigkeit, und in ihren Augen brennt die Zauberflamme über diesem Schatz; aber nur wenige Männer besitzen den Zauberstab, diesen Schatz zu heben, und nur zu oft sinkt dieser Schatz durch die Entheiligung der Hebeformel für ewig zurück, und das Herz bricht darüber entzwei!

7.

Wenn die Männer geringschätzig von Frauen reden, so sollten sie sich tief in ihre Seele hinein schämen, daß sie ihnen doch das Heiligste anvertrauen, was sie im Leben haben: die Erziehung ihrer Kinder!

8.

Warum führen die Frauen das Hausregiment? Weil sie geübt sind im Anführen!

9.

Man sagt, die Frauen seien jetzt nicht mehr so arbeitsam, wie in den patriarchalischen Zeiten — es ist nicht wahr, sie haben bloß die Handarbeit geändert; vor Zeiten haben sie sich mit dem Spinnen abgegeben, jetzt mit dem Hecheln!

10.

Man sagt „Liebe und Treue", als ob das zwei verschiedene Dinge wären; allein das ist nicht der Fall, Treue ist bloß das erste Abonnement auf die Liebe. Bei neuen Stücken haben die Frauenzimmer aber oft „Abonnement suspendu".

11

Mit dem Alter der Frauen ist's kurios: Ich kenne viele Frauen, mit denen ich an einem Tage desselben Jahres geboren worden bin, und jetzt sind sie alle um zehn Jahre jünger als ich. In dieser Beziehung habe ich letzthin eine drollige Erfahrung gemacht; ich gehe mit drei Frauen vor einer Lotterie-Kollektur vorüber, und ich mache ihnen den Vorschlag, ihr Alter auf eine Terne secco zu setzen; die eine ist 29 Jahre alt, die andere 17, und die dritte 32, als die Ziehung war, kam nicht eine dieser Zahlen heraus, aber ich sah, daß, wenn diese Frauen ihr wahres Alter angegeben hätten, ich eine große Terne gemacht hätte!!

12.

Die Ehe ist das Grab der Liebe, und die Frau ist sogleich das Kreuz darauf!

Aus einer eben ſolchen Zucker- und Pfeffer-Streubüchſe, m. ſ. H. u. H. ſtreuen Sie Gedanken und Aphorismen über die andern Gegenſtände, z. B. „Ärzte, Advokaten“ u. ſ. w.

1.

Drei Dinge braucht man im Leben nicht zu thun: Den Schnee braucht man nicht wegzuſchaufeln, er geht zuletzt von ſelbſt weg; den Mädchen braucht man keinen Mann zu geben, am Ende nehmen ſie ſich ſelbſt einen, und drittens braucht man ſich keinen Arzt zu nehmen — der Menſch ſtirbt endlich auch ohnehin!

2.

Woher kommt der Ausdruck: Doktor beider Rechte? Weil eigentlich die Linke nicht wiſſen ſollte; was die Rechte thut; darum ſagen manche Advokaten, bei denen die Linke ſehr wohl weiß, was die Rechte thut, meine Hände ſind beide Rechte.

3.

Bei einem jeden Konſilium der Ärzte kommt noch ein zweites Konſilium zu ſtande: Der Kranke nämlich bekommt das Consilium abeundi!

4.

Was ſind viele Doktor-Equipagen, die in der Stadt herumfahren? Eine geſunde Lüge mit Vorſpann! Es giebt viele Ärzte, die mehr Pferde haben als Patienten, das iſt auch natürlich, ſie behandeln ſie nicht ſelbſt!

5.

Es iſt mit dem Geiſte der Menſchen ſonderbar: nach dem Tode erhält er den Menſchen unſterblich und ewig, im Leben aber verzehrt er ihn und richtet ihn zu grunde; ſo kam ein Taglöhner zu einem Arzte, und dieſer verbot ihm den Branntwein, weil er den Magen verzehrt; da ſah der Taglöhner einen Magen in einem Spiritusglaſe ſtehen und er ſagte: „Kurios mit dem Branntwein, da bewahrt er den Magen auf, und nur meinen verzehrt er!“

6.

Es geht mit den berühmten Ärzten wie mit den berühmten Helden: die Gefallenen und Begrabenen haben gekämpft und ſie werden gekrönt!

7.

Wo iſt die größte mediziniſche Bibliothek? In der Erde. Ein jeder Toter iſt ein mediziniſches Werk!

Eben ſolche Gedanken und Aphorismen kneten Sie und miſchen Sie fein unter die andern Beſtandteile der Vorleſung, als z. B. Liebe, Leben, Geiſt, Gefühl u. ſ. w.

1.

Mit der Liebe ist's wie mit der lateinischen Sprache: sie wird nur noch geschrieben!

2.

Die Großen der Erde haben vom Himmel Eins angenommen: sie geben dem Menschen Hoffnung, allein der Himmel kann Hoffnung geben, denn er weiß, wie lange der Mensch lebt, die Großen der Erde wissen das aber nicht.

3.

Woran leiden unsere modernen Dramen? An der blühenden Schwindsucht!

4.

Die Menschheit ist eine Ebene, wenn man in ihr steht, ist sie flach; man erhebe sich über sie, und sie erscheint uns selbst erhaben!

5.

Ein jeder Mann betrachtet seine Frau als das Rezensions-Exemplar des ganzes Geschlechtes!

6.

Das Wörterbuch des menschlichen Glückes ist abgeschlossen, es ist vollendet; von dem Lexikon des menschlichen Unglückes aber erscheinen stets „Supplementbände". Das Glück ist ein Hagestolz, das Unglück aber ist ein starker Familienvater; darum aber auch ist das Glück egoistisch, und das Unglück teilnehmend und mitfühlend!

7.

Die Seele und der Leib vermählen sich bei der Geburt des Menschen, und der Mensch hat 70 Jahre lang die Hochzeitskosten zu bezahlen!

8.

Wenn Schönheit und Unschuld sich auf einem Frauenantlitze umarmen, feiern die Augen darüber glänzende Illumination, das Erröten zieht als Ehrenwache auf, und das Herz pocht auf seinen eigenen Wert.

9.

Es giebt kein edleres Wesen, als ein Frauenzimmer, es putzt sich oft bloß seiner ärgsten Feindin zu Liebe!

10.

Warum spielen die Kunstreiter gewöhnlich im roten Hause? Damit das Haus nicht mehr erröte, daß von vielen den Rossen mehr Auszeichnung widerfährt, als je einer würdigen Kunst und

11.

Die Medizin bringt gewiß sehr viel Licht in die Welt, denn durch sie wird die Menschheit sehr gelichtet!

12.

Warum nehmen jetzt Leute von Bildung gleich wenn sie in's Theater treten den Hut ab?

Damit sich ihr Haar ganz bequem sträuben könne.

13.

Warum sehen sich die Frauen selten um, wenn sie spazieren gehen, die Männer aber immer?

Weil die Männer von Orpheus gehört haben, welcher, weil er sich umsah, seine Frau verloren hat!

Sie sehen, m. f. H. u. H., wie leicht und mit wenig Unkosten die Zubereitung einer humoristischen Vorlesung verbunden ist; wenn Sie alles durcheinander gerüttelt, verbunden und mit einer angenehmen Farbe überzogen haben, dann suchen Sie einen guten Schluß! Wenn Sie zum Schlusse der Akademie lesen, dann können Sie mit Adam Riese darauf rechnen, daß viele nach und nach hinziehen in das Land, wo die Citronen, d. h. die Diners blühen!

Wenn Sie dieses bemerken, m. f. H. u. H., dann suchen Sie nicht lange erst herum, wie Sie enden sollen, sondern schließen Sie sicher, je eher Sie enden, desto besser, denn das ist der sicherste Schluß!

Humoristische Erzählungen.

I. Teil.

Humoristisch-satyrischer Bilderkasten.

1.

Der Allerweltsmann.

Es giebt Leute, die man nur „die Beliebten“ nennt; es sind die Badeschwämme der menschlichen Gesellschaft, sie lassen sich füllen und auspressen von jeder Sache und von jedermann. Solche Allerweltsleute werden stark konsumiert; man findet sie wie Weißbier fast in jedem Hause: man achtet sie nicht, aber man hat sie gerne um sich, wie ein Handbesteck, das man zu allen Dingen gebraucht und gebrauchen kann. Ein solcher „Allerweltsmann“ muß von Jugend auf dazu erzogen werden, ein Allerweltsmann zu sein. So wie man von den Lausern erzählt, daß ihnen die Milz oder Leber herausgeschnitten wird, so muß dem Allerweltsmann Herz und Gehirn herausgeschnitten werden, wenn er ein tüchtiger Allerweltsmann werden soll. Es wird damit angefangen, daß er schon in der Jugend zu einem Allerweltskinde erzogen wird Ein solches Allerweltskind muß alle Augenblicke einen „schönen Tiener!“ machen, dabei die Beinchen einknicken, wie eine alte Jungfer; es muß alle Augenblicke „danke schön!“ sagen, muß alle ledernen Hände und alle Schnupftabakfinger der Gesellschaft abküssen, muß jeden Kerl „Onkel!“ und jede Furie „Tante!“ nennen; es darf nichts begehren, damit es nur ja nicht lerne, einen eigenen Willen haben; es darf nicht laut und wacker herum rumoren, damit sich nur ja keine thätige Kraft entwickle; es darf bei Leibe nicht widersprechen, und wenn es auch Recht hat, das schickt sich nicht! Es giebt jedem die Hand, und geht zu jedem wie ein Möpschen; ein solches Allerweltskind wird einmal gewiß ein Allerweltsmann! Nach dem Allerweltskinde wird er ein Allerweltsjüngling. Ein solcher Allerweltsjüngling macht pflichtmäßig allen Mädchen seines Reviers die Cour, bringt regelmäßig allen zu ihrem Geburtstage ein Ständchen, besorgt ihnen Musikalien, pflegt ihre Blumen, füttert ihre Kanarienvögel, hält

ihnen die Elle, wenn sie Band messen, bringt ihnen die Bücher aus der Leihbibliothek, holt die Theater- und Konzertbillette, arrangiert die Pfänderspiele, tanzt bei Quadrillen vor, sendet den Klavierstimmer in's Haus, wählt Stickmuster, fädelt Perlen auf Seide, giebt den Goldfischen Wasser, vertreibt Sommersprossen und Leberflecken u. s. w. u. s. w. Ein solcher Allerweltsjüngling hat die größte Anlage zu einem Allerweltsmann!

Ein „Allerweltsmann" ist und ißt in jedem Hause, wo man gut ist und ißt. Er findet alle Gerüchte und alle Meinungen gleich vortrefflich; er lobt alles, was die Hausfrau lobt, und tadelt alles, was sie tadelt. Ein solcher Allerweltsmann ist die Toleranz selbst. Religionsfreiheit ist sein Prinzip; Jude oder Christ, das gilt ihm gleich, wenn der Tisch nur menschlich ist. Ein solcher Allerweltsmann schimpft auf A., wenn B. auf ihn schimpft, und lobt ihn, wenn ihn C. lobt. Er beklatscht einen Künstler, weil sein Nachbar klatscht, und tadelt ihn beim Abendessen, weil sein vis-à-vis ihn tadelt. Er sagt in einem Atemzug Ja und Nein auf eben dieselbe Sache zu zwei verschiedenen Personen. Ein solcher Allerweltsmann liest vor, macht Kartenkunststücke, putzt die Lichter, stellt die Stühle zurecht, giebt Gesellschaftsspiele an, findet alle Dilettanten himmlisch, und macht sich heimlich darüber lustig; er geht aus einer Gesellschaft in die andere, wie eine Münze ohne Gepräge, meint des Morgens, was sein Nachbar zur Rechten meint, und am Abend beschwört er dem Nachbar links das Gegenteil. Er dringt sich allen angekommenen Künstlern und Künstlerinnen auf, besorgt ihnen Lohnwagen, Visitenkarten; führt sie in Zirkel ein, macht Parteien für sie, wirbt Claqueurs für sie, betreibt die Insertionen, küßt ihnen zehntausendmal die Hand u. s. w. Ein solcher Allerweltsmann hat immer ein Lächeln für jedermann, und wenn er den Rücken gekehrt hat, zuckt er die Achseln; er ist das Organ von Gesellschaften, er widerspricht nur solchen Sachen, von denen er haben will, daß sie stark behauptet werden sollen; er beleidigt bloß, um rührend abzubitten. Ein solcher Allerweltsmann ist wie eine Serviette für jedermann; ein Rechenpfennig, der heute für diesen, morgen für jenen zählt; ein leerer Spiegel, der stets das zurücksehen läßt, was in ihn hineinschaut; seine Seele ist wie gesottene Butter, sie nimmt jeden Eindruck an, und rinnt sogleich wieder in einander; sein Urteil ist wie ein Botenläufer, der heute für diesen und morgen für jenen sich die Füße abläuft und sein Herz ist wie ein Durchhaus, das alles durchpassieren läßt, und nichts festhält. Ein solcher Allerweltsmann ist beliebt, denn er bezeugt alles, wozu man ihn aufruft, und von einem solchen sagt Madame A. zu Madame B.: „Kennen Sie den Herrn X.? Das ist ein lieber Mann; die Gütigkeit selbst!" Und Madame A. erwidert: „O ja, ich kenne ihn, ein gemütlicher Mensch! Morgen Mittag wird er bei mir essen!"

2.

Der weibliche Wildfang und die männliche Kokette.

Alles in der Natur und im Leben ſcheint ausgetauſcht oder verwechſelt worden zu ſein. Der Sommer iſt kalt, der Winter warm, und unſere Tage ſind finſter, die Nächte erhellt; die Kinder thun groß, die Großen kindiſch; die Weiber ſind männlich, und die Männer weiblich; daher tragen die Damen Reitkleider und die Männer Damenmäntel. Wenn ich nicht hörte, daß Sibylla Fräulein genannt wird, ich würde ſie Muſje heißen, und wenn ich nicht hörte, daß Midor Monſieur tituliert wird, ich würde ihn nur Mamſell nennen. Sibylla ſteht des Morgens auf, und greift — nach dem Morgengebet? Nein! — nach den Tageszeitungen. Darauf zieht ſie an — die Schürze? Nein! — die Schreibeärmel, und geht — in die Küche? Nein! — in das Schreibezimmer; da ſchreibt ſie — einen Waſchzettel? Nein! — eine Rezenſion! Bald darauf ſpielt ſie — Pianoforte? Nein! — eine Partie Billard; dann macht ſie — Gurken ein? Nein! — den Roten in's Eckloch. Darauf nimmt ſie Lektion im Tanzen? Nein! — im Fechten! Sodann ruft ſie — der Haushälterin? Nein! — dem Reitknechte, und ſetzt ſich — an den Nähtiſch? Nein! — auf's Pferd, und eilt hinaus — in die Speiſekammer? Nein! — in den Tiergarten! Nachdem ſie ein paar Stunden in kurzem Trab, in geſtrecktem Galopp, und auch ventre à terre geritten, wobei dem zarten Mündchen alle Kunſtwörter der edlen Stallkunſt entſchlüpften, geht's nach Hauſe. Am Tiſche trinkt ſie ein paar Gläſer Wein, prüft ihn mit einer Kennermiene und mit der Zunge ſchmeckend. Abends klatſcht ſie im Theater, wie ein Mann, und ruft laut: „Bravo!“ oder ſpielt eine Partie Whiſt oder Hazard, und lieſt noch im Bette ein Buch über die Dreſſur der Pferde! Soll man nun ein ſolches Weſen Mamſell oder Muſje nennen?

Das männliche Geſchlecht, entrüſtet darüber, daß die ſchwachen Weſen, Frauenzimmer genannt, ſich ihrer Weiblichkeit ganz entäußernd, zu Männern, Reitern und Jägern ſich ausbilden, rächen ſich dadurch, daß ſie ſich ſelbſt zu Frauenzimmern umbilden, und manche unſerer jungen Herren haben die Manieren des weiblichen Geſchlechtes ſo eigen, daß ſie es zur Virtuoſität darin gebracht haben. So giebt es eine Anzahl junger Leute, die förmliche Koketten ſind. Wir wollen Melindor ein wenig näher betrachten, und wir bemerken alles an ihm, was wir bei einem Frauenzimmer mit dem Namen Kokette bezeichnen. Melindor wollte ausgehen (wir wollen einen Blick in die Werkſtätte ſeines Seins und in ſein Ankleidezimmer werfen), Jean und mehrere Stühle ſind vollgepackt mit Kleidern; das Halstuch und die Nadel iſt endlich in Ordnung; nun wird die Weſte angezogen, wieder ausgezogen, eine

ändere probiert, eine gelbe Unterweste zu einer weißen Oberweste, oder eine weiße Unterweste zu einer schwarzen Oberweste u. s. w., die Uhrkette wird um den Hals geschlungen, und durch ein Westenknopfloch gezogen: noch wird sie zu wenig gesehen, sie wird also in ein anderes Knopfloch gezogen; nun bildet sie aber keinen Zirkel über der Weste: sie wird also noch einmal durchs Knopfloch und durch den Kopf der Busennadel gezogen, und die geheimnisvolle unwiderstehliche Chiffre ist fertig. Der Leibrock sitzt endlich auch, und von dem Taschentuche wird der gestickte Zipfel hervorgesucht, und mit einer Rückendrehung nach dem Spiegel so postiert, daß er aus der Tasche wie ein Täubchen aus dem Neste hervorguckt. Ein gelber Handschuh wird angezogen, der Hut aufgesetzt, umgedreht, abgeputzt, noch einmal in den Spiegel geguckt, und Melindor geht aus. Auf der Straße wird in conspectu populi noch in den anderen Handschuh hineingeblasen, und derselbe sanft an die Finger gezogen. Nun geht Melindor — kokettieren. Er geht die Linden entlang: drüben gehen zwei Damen, er schlängelt schnell hinüber, wirft ihnen einen Diagonalblick zu, zieht den Handschuh von der Hand, und haucht, wie in Gedanken, seinen Siegelring an; er geht einige Schritte vor den Damen, um seine Taille zu präsentieren, grüßt einige Damen, die vorüberfahren, ohne sie zu kennen, und blickt noch einmal nach den Damen zurück. Plötzlich sieht er auf der andern Seite ein Frauenzimmer, das zufällig nach der Seite hinsah, wo er ging. Das war ein Wink! Er schwebt hinüber, umzüngelt sie, zieht das feine Taschentuch bei dem Zipfel heraus, und entfaltet seine Weisheit. Darauf geht er vor ihr, dreht die Steine seiner Ringe nach der flachen Hand, legt diese nachlässig auf den Rücken, und läßt das Feuer der Steine für sich sprechen. Da lächeln drei Damen an einem Fenster in der ersten Etage. Das gilt ihm, er säuselt aus den Linden heraus, hüpft, die Füße hübsch auswärts, über die Straße, und präsentiert sich dem Fenster. Zum Glück kommt ein Bettler, und zum allererstenmale fühlt er sich bewogen, Almosen zu geben, bloß um da verweilen zu können. Er zieht erst die Handschuhe ab, dann ein seidenes Börschen heraus, und macht es langsam auf, sucht die kleinste Münze, und läßt sie graziös in die Hand des Armen gleiten. Dabei läßt er wohlweislich seinen Handschuh fallen, um den Fensterdamen seine Tournure beim Aufheben zu zeigen. Aber das Hauptmanöver einer solchen männlichen Kokette ist abends im Theater. Melindor steht im ersten Range, die gelben Handschuhe wie zwei Glaslaternen immer vor sich erhoben, wie ein aufwartender Bär. Die beiden gelben Handschuhhände dürfen nie unter die Brüstung kommen; zuweilen legt er sie auf die Brüstung, und trommelt mit den zehn gelben Deutschölzchen den Takt zur Musik. Nun kömmt das Opernglas, das wird erst mit dem weichen Taschentuche zart zwischen die zwei Finger ge-

nommen, während die andern drei gespreizt abstehen. Rechts sitzt eine Dame, links ein Mädchen, gegenüber mehrere Damen, und einen Rang höher gegenüber sind auch mehrere niedliche Gesichtchen. O, du armer Herr Kokette! Wo blickst du zuerst hin? Wo verweilt dein Blick am längsten?! Jeden vorüberschweifenden Blick hält er an, und glaubt, er sei an ihn spediert, und immer streicht er sein Lockenköpfchen, das wie eine verlorene Schildwache auf dem Gehirne steht, nach jener Gegend hin, in der er mit jemand zu kokettiren glaubt. Im Zwischenakte geht er auf die andere Seite im ersten Range, und läßt die gelben Handschuhe vis-à-vis hinüber spielen und blitzen. Selten sieht er auf die Bühne, immer nach dem Publikum, noch seltener lispelt er jungfräulich ein dünnes „charmant". Er hüstelt und nimmt einen Bonbon aus der Tasche, oder er nimmt ein Flacon vor die Nase, daß sich der Geruch über die ganze Loge verbreitet, und ein seliges Lächeln lagert sich auf sein leeres Gesicht, wenn die Damen es zu bemerken scheinen. Wenn das Stück zu Ende geht, schlägt er sich den Rockkragen in die Höhe, denn sie — das heißt, er hat zarte Nerven und ist empfindlich gegen die Zugluft Bevor er herausgeht, hält er es für Schuldigkeit, noch mit einem Rundblick von allen Damen Abschied zu nehmen; darauf geht er nach Hause und zieht behaglich die gelben Handschuhe aus mit deren Spiel er heute sehr zufrieden war. Nun aber frage ich: Soll man eine solche männliche Kokette „Musje" oder „Mamsell" nennen?

3.

Aufklärlinge und Dummfreche.

So bezeichne ich zwei Gattungen Pilzlinge in dem schönen Eden der Menschheit, zwei Harzausflüße aus dem herrlichen Lebens- und Erkenntnisbaume, zwei Stadt- und Landplagen, für deren Abschaffung man allgemeine Buß- und Fasttage anordnen sollte. Wie soll ich den Aufklärling schildern? Er wandelt in tausend Gestalten herum, flattert als Libelle um das Waschbecken der Schönen kriecht als Blindschleiche um die Füße der Vornehmen, lauscht als Wegelagerer an Promenaden und Spaziergängen, peroriert als Prediger in Kaffee- und Gasthäusern, und lauscht wie eine Tigerkatze selbst an den heiligen, gottgeweihten Stellen der Andacht auf den Raub seiner Lüste.

Aufklärlinge heiße ich diese Gattung, zu der leider ein großer Teil der jetzigen Jugend gehört, darum, weil nur der falsche Begriff von Aufklärung, den sie hegen, ihre Verbildung, ihre moralische und geistige korrupte Erziehung und hauptsächlich die Vernachlässigung der höchsten Glückseligkeit, der höchsten Tugend und des höchsten Gutes dieses Lebens: der Religion, sie nackt an Geist und Seele, allen besseren verächtlich und ekelhaft, hinausstößt in die Wüstenei ihres lebensleeren Lebens und ihres daseinlosen De-

seins! Wie schmerzlich, wie seelenverletzend ist es nicht oft jedem guten Menschen, dem Religion, Tugend und Unschuld, diese göttliche und erhabene Dreieinigkeit, nicht zu leeren Spielmarken herabgesunken, wie schmerzlich wehe muß es einem solchen thun, wenn er das Heer von jungen Schöngeistern darin Triumphe suchen sieht, wenn sie mit schamlosem Gewitzel das Allerheiligste verletzen, wenn sie es rühmlich finden, durch fade, erbärmliche und prangerwürdige Spötterei über manche, der Anbetung sanktionierte Gegenstände einen sie umgebenden Kreis von herzlosen und frechen Burschen zu einem wiehernden Gelächter zu bringen: wenn sie ihr Schwefelhölzchen an der großen Leuchte der Aufklärung anzuzünden wähnen; wenn sie durch Unglauben und hirnloses Zweifelgewäsch ihren illuminierten Geist dokumentieren; wenn sie mit flachem Schnabel aus den Faulsümpfen und Torfgründen einer Schandlitteratur schöpfen, und es den Gesetzen der Tugend und Moral als Fluchwasser ins Gesicht spritzen; wenn sie mit frechem Hohn ihre Leibsentenz und Lieblingsmetapher: „Es giebt keine weibliche Tugend" ausschnarren und ausnäseln, mit Schandflosklein und Odoardo-Gelächter selbst ihre bessere, innere Stimme übertäuben, und wie das Echo zu Grenoble jeden Laster- und Schmähton ein dutzendmal aushallen und einen Tugendton kaum ein halbes mal; wenn sie aller Schamhaftigkeit entwöhnt, im Grunde des leeren Herzens vernichtet, den Glauben an jungfräuliche Unschuld und weibliche Würde, selbst in der heiligen, gefühlerläuternden und herzerweiternden Umgebung reiner und erhabener Frauentugend, sich nicht entblöden, mit Anspielungen und Zweideutigkeiten diesen reinen Äther anzuhauchen, und das ekle Spinngewebe über diese Ehrenpreis- und Augentrostblume hineinzuziehen; wem muß sich bei solchen Anlässen die Faust nicht unwillkurlich ballen, wenn ihm diese Bohrwürmer und Giftmolche die Atmosphäre verpesten, wenn sie in der Verrenktheit ihrer Bildung, in ihrer Afteraufklärung selbst das Beste, das Moralischste, zu ihren Zwecken zu verdrehen wissen, und wie der blinde Belisar in Hadrians Mausoleum sich mit den Meisterwerken Praxiteles und Lysippus verteidigte, selbst die herrlichsten Grundsätze in schimpfliche Bolzen zuspitzen und losschießen? Diese Aufklärlinge, deren Namen Legion ist, und die wie Flugsand in alle Häuser dringen, durch die engsten Räume schlüpfen, und denen nichts unzugänglich ist, sind das der Moral und der Tugend, was ihre Stiefbruder, die „Dummfrechen", dem geselligen Leben, den tables d'hôtes und überhaupt allen öffentlichen Kreisen sind. Die Frage: „Ist ein Dummer oder ein Narr erträglicher?" ist mir schon längst zu Gunsten des Narren entschieden. Ein Narr ist wenigstens erötlich, er ist ein verdorbenes Kaleidoskop, die Formen sind zwar nicht geregelt, aber es ist Farbenmischung; eben das Groteske des Durcheinanderfallens bringt wenigstens Ab-

wechslung; ein Dummer aber ist ein ausgelöschtes Unschlittlicht, dem der Docht fehlt, es ist unmöglich, mehr Licht in das Talggesicht zu bringen.

Ein Narr ist ein Harlekin, unter tausend närrischen Springen wird doch einer gefallen; aber ein Dummer ist ein Bleimännchen, fällt immer wieder in die nämliche Holzstellung zurück; wenn also schon der friedliche Dumme, das reine Schafgesicht, dem Narren zurücksteht, wie muß nicht erst der Dummfreche, das Melangegesicht der Naseweisheit und Bengelei, der Gesellschaft ein unerträgliches Überbein sein? Man denke sich einen dummfrechen Menschen, dem die Augen in ewiger Schadenfreude herausglotzen, der stets blöde unter seistem Gesichtsspeck lächelt, der die Schöpsnasenflügel immer lauernd und witternd aufzieht, der sich wie ein Holzkeil in die Gesellschaft einzwängt, überall mit Dreistigkeit mitspricht, aber überall eine Dummheit, eine Plattheit, die nicht einmal Lachen erregt, ausstößt, die diese liebenswürdige Dummheit durch eine noble Frechheit schattiert; der ausholt und aushorcht, in seiner unbeschreiblich zarten Dummheit aber alles mißversteht und gerade das Gegenteil hört, von dem was gesagt wird; man denke sich ein solches Mondkalb menschlicher Vernunft in einer heiteren Abendgesellschaft, das zu jeder geselligen Gesprächstanze einen eigenen dummfrechen Refrain extemporiert; man denke sich noch den Verdruß dazu, diesen Refrain nicht aus der Gesellschaft ausstreichen zu können, und man wird gestehen, daß auch der Dummfreche ein wahres Ungeheuer auf den Sozietäts-Inseln des menschlichen Lebens ist, und daß er zu Zeiten der Athenienser, gleich den unförmigen Kindern, ins Wasser hätte geworfen werden müssen.

4.

Der Mensch und seine Lebensjahre.

Als der ewige Schöpfer seine Schöpfung sah, daß sie wohlgemacht sei, rief er den Menschen und alle Kreaturen vor sich, um die Lebensart und die Jahre zu bestimmen, die sie auf Erden zu leben hatten. Der Mensch trat hin vor den Ewigen und dieser sprach in Weisheit und Milde: „Du Mensch bist der König der Schöpfung, dir verleihe ich die aufrechte, edle Gestalt. Dir wird die Gabe des Denkens und die Gabe des Sprechens, dir ist alles unterthänig, das Gewilde des Feldes, das Geflügel am Himmel, das Gewürm der Erde und alles, was im Wasser lebt. Du beherrschest jedes lebende Wesen, das Kraut des Feldes und die Früchte des Baumes sind dein Eigentum und deine Lebensjahre auf Erden sollen sein dreißig!“ Da trat der Mensch murrend zur Seite: „Soll ich sein der König der Schöpfung und genießen des Daseins Reiz und Fülle, was nützet mir die kurze Spanne Zeit von dreißig Jahren!?“ So murrte der Mensch und betrachtete

neidend die andern Tiere, von denen vielen der Ewige ein weit längeres Leben schenkte. Da kam auch der Esel an die Reihe und der Ewige sprach: „Du sollst Plagen und Mühe erdulden, sollst Lasten schleppen und Lasten tragen, erliegen unter den Streichen des Treibers, sollst schwitzen und keuchen und wenig Ruhe dir gönnen, magere Kost aus Dornen und Disteln ist deine Speise und deine Lebensjahre auf Erden sollen sein fünfzig!" Da fiel das arme Tier auf die Erde und flehte: „Barmherziger Schöpfer, soll ich so elendes Leben dulden, soll für Schweiß und Streiche Dornen essen und Disteln, und so langes Leben führen? O, nimm mir zwanzig Jahre von meinem Leben!" Und der Mensch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Esel nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Nun kam auch die Reihe an den Hund, und der Ewige sprach: „Du sollst das Haus hüten und auf den Schätzen gefesselt liegen, du sollst selbst dem Mond nicht trauen und jeden Schatten anbellen. Beine sollst du nagen und Knochen, und deine Lebensjahre auf Erden sollen sein vierzig!" Da fiel der arme Hund auf die Kniee und flehte: „Barmherziger Schöpfer! sollen meine Lebensjahre so elend sein, soll ich das Haus und den Schatz nur bewachen, Beine nagen und den Schatten anbellen, o, so verringere meine Lebensjahre um zwanzig!" Und der Mensch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Hund nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Da traf die Reihe endlich den Affen, und der Ewige sprach: „Du sollst bloß aussehen wie ein Mensch, aber du sollst blöde sein und kindisch, sollst mit gekrümmtem Rücken einhergehen, du sollst ein Spiel sein der Kinder, und eine Belustigung der Leute, und deine Lebensjahre auf Erden sollen sein zehzig!" Da fiel der arme Affe auf die Kniee und flehte: „Barmherziger Schöpfer, soll ich bloß aussehen wie ein Mensch, blöde sein und ein Spiel der Kinder und Thoren, o, so mindere die Zahl meiner Jahre um dreißig!" Und der Mensch, der Lebensgierige, trat wieder heran und bat um die dreißig Jahre, die der Affe nicht haben wollte und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte.

Als alle Tiere zogen von dannen nach ihrer Bestimmung, lebte der Mensch wie ein König der Schöpfung seine dreißig Menschenjahre, sorglos in heiterer Jugend. Da nahen die Jahre von dreißig bis funfzig heran, da muß der Mensch sich mühen und plagen, er muß hereintragen den Bedarf, täglich Speise genießen, schwere Streiche erdulden, um zusammen zu schleppen sein bischen Brot. Das sind die Eselsjahre. Und hat er bis fünfzig Jahre etwas gesammelt, dann liegt der Mensch auf seinem Schatze und bewacht das Haus, traut dem Monde nicht, jeder Schatten ist ihm verdächtig, er bellt jeden Nahenden an und gönnt sich kaum ein

paar Knochen. Das sind die Hundejahre. Lebt der Mensch über die siebzig, so verliert er seine Vernunft, er wird blöde und kindisch, geht mit gekrümmtem Rücken, wird ein Spiel der Kinder und Thoren. Das endlich sind die Äffenjahre.

5.

Der Zugemüse-Mann.

Es giebt Menschen, die bloß Zugemüse sind, als Zugemüse in Gesellschaften kommen, als Zugemüse an Mittagstafeln paradieren, kurz, die bloß als Zugemüse in jeder Gesellschaft zu finden sind. Ein solcher Zugemüsemann gehört weder zu den Kraftbrühen der geistigen Konversation, noch zu der Sauce piquante der beliebten Médisance, noch zu dem Konfekte der geselligen Scherze, er ist nichts weniger und nichts mehr als — Zugemüse, weder für den Hunger noch für den Durst; allein es ist schon so gebräuchlich, man hat nun einmal Zugemüse, es ist schon so eingeführt und niemand will das Zugemüse abschaffen, obwohl es nur wenige genießen. Solche Leute sind die unschädlichsten, die unnützlichsten; die ganze Welt liebt sie, niemand haßt sie; sie stiften nichts Böses, sie stiften nichts Gutes. Es sind Pagoden mit einer ewigen Ja-Bewegung des Kopfes. Sie kommen mir bei Tische vor, wie die Brotkügelchen, die man zwischen den Fingern dreht, ohne irgend etwas dabei zu empfinden, oder wie die Zahnstocher, mit denen man sich gedankenlos die Zähne stört. Ein solcher Zugemüsemann muß aber alles sein: ein Adreßkalender, ein Intelligenzblatt, ein passe par tout, kurz ein lebendiger Plan der Stadt mit allen ihren Straßen, Gassen, Häusern, Promenaden und Konditoreien. Er muß wie die bekannte Rarität auf zwölf Seiten aufzumachen sein, und auf jeder Seite muß eine ganze Bibel voll Neuigkeiten abzulesen sein. Ein solcher Zugemüsemann darf eigentlich keine eigene Farbe haben, er nimmt wie ein Chamäleon immer die Farbe des Gegenstandes an, dem er nahe ist; er kann als Rot-, Grün- und Blaukohl paradieren, wie eben die Humorfarbe des Tisches ist. In Gesellschaften nimmt er den eintretenden Damen das Umschlagetuch ab, weiset ihnen einen Sitz an, versichert jeder, es sei eben von ihr die Rede gewesen, streicht einen freundlichen Blick ein und zieht sich auf seinen Posten zurück. Fällt ein Taschentuch zu Boden, stürzt er wie ein Geier darauf los, übergiebt es der Dame, erhält ein Lächeln, und zieht sich mit seinem Raube selig zurück. Bei Tische, zwischen zwei Damen, sitzt er steif wie eine Feuermauer, sieht mit einem Auge rechts, mit dem andern links, reicht Wein, Wasser, Essig, Öl, auch Salz, nur kein attisches. Wie Buridans Esel zwischen zwei Bündeln Heu, ißt er selbst nicht einen Bissen und ist bloß Kellerrendant seiner Nachbarinnen. Wenn die Tafel aufgehoben wird, schlägt er die Volte, indem er mit blitzesschnelle seinen und der Damen Sessel hinter

ſich bringt und zugleich wie ein Enterhaken in den Arm ſeiner Dame und mit ihr von dannen fährt. Beim Spiel iſt er Marqueur, Whiſtmarke und Boſtontafel, er verliert und verſichert, gewonnen zu haben. Nach dem Spiel apportiert er die Muffe, den Hut und die Mantille, verſichert, der Wagen ſei eben vorgefahren, führt die Damen an den Wagen, bittet ſie noch einmal, das Tuch feſt umzunehmen, da es ſehr kalt ſei, empfängt einen blanken Dank, und ſo macht er den Schlußpunkt der Geſellſchaft und zieht ſich zurück in ſeine friedliche Hütte. Ein ſolcher Zugemüſemann muß Rechnung halten über alle Liebſchaften der Stadt. Der Theater-Friſeur muß ihn friſieren, damit er alle Heiſerkeiten erfährt: mit diplomatiſchem Scharfblick überſieht er alle gewonnenen und verlorenen Vielliebchen, und was dabei geſchenkt wurde; mit geometriſcher Genauigkeit giebt er die Größe der Shawls, Ringe und Perlen an, die alle Bräutigame ſeines Stadtviertels ihren Bräuten ſchenken. Er hat die perſönliche Bekanntſchaft gemacht von allen Hampelmännern, welche die Kinder zu Weihnachten geſchenkt bekamen; auf zweihundert Schritte erkennt er ſympathetiſch alle Droſchken und Reitpferde; mit Tagesanbruch muß er es ſchon wiſſen, wer geſtern Abends im Whiſt einen Schlemm verſchenkte, weil er ſtatt Coeurdame Pikeacht ausſpielte; er muß zu jeder Minute des Tages wiſſen, wer heute die friſcheſten Auſtern und den beſten Kaviar hat u. ſ. w. Ein ſolcher Zugemüſemann ſcheint oft in mehreren Auflagen zu exiſtieren; geht man Unter den Linden, ſteigt er allda herum; geht man im Tiergarten, ſieht man ihn im Tiergarten reiten; iſt man in Charlottenburg, fährt er im Cabriolet in Charlottenburg herum; iſt man in Strahlow oder Treptow, ſchwimmt er in einem Nachen auf der Spree heraus. Er iſt in einem und demſelben Augenblick im Theater, im Konzert, in den Vorleſungen, bei der Liedertafel, auf der Börſenhalle und in einigen Abendzirkeln. Er ſpricht mit einem, hört auf einen zweiten, ſieht nach einem dritten, greift nach einem vierten und ſteigt zugleich auf einen fünften los. Solche Allerweltsmenſchen und Zugemüſemänner ſind übrigens wie Auslegekäſten, die des Tages über mit Neuigkeiten angefüllt, in die Welt hinausgeſchoben und des Nachts hereingezogen werden. Es ſind die Buchdruckerſpatien in dem Buche der Menſchheit, ſie bedeuten gar nichts, ſind nichts, doch müſſen ſie da ſein zur Deutlichkeit und Leſerlichkeit der andern; ſie ſind vom Schöpfer ſo ausgeſäet, wie Rübſamen in den Zwiſchenraum edler Gewächſe, ſie füllen den leeren Platz aus, ohne den beſſern Pflanzen zu ſchaden.

6.

Der Gelegenheitsdichter.

Mit den Gelegenheitsdichtern geht es uns wie mit den Ärzten, es giebt faſt mehr Ärzte als Kranke, ſo giebt es auch mehr Dich-

tur als Gelegenheiten. „Man betrachte nur einmal bei Gelegenheit eine Gelegenheit, als z. B. ein Jubelfest, eine gewonnene Schlacht, ein Todesmahl, und zähle die Gelegenheitsdichter, die diese eine Gelegenheit befangen! Bei dieser Gelegenheit wird denn gelegentlich zusammengestohlen, was einem eben gelegen ist, denn: Gelegenheit macht Diebe! Ich habe mir die Mühe, nein die Pein gemacht, seit Jahren alle Wiegen-, Hochzeits-, Geburts-, Kindtaufs-, Namens-, Neujahrs-, silberne und goldene Hochzeits-, Krönungs-, Todes- und Todestagsfestgedichte zu sammeln, habe sie alle im Schweiße meines Angesichts und mit zerknirschtem Gemüt noch einmal gelesen, um ungefähr den Umriß heraus zu bekommen, nach dem sie alle gemacht sind. Sie hatten alle eine gewisse Familienähnlichkeit, und ich fand, daß alle ihre Väter einen Katzenbuckel hatten. Ich habe den Generalzuschnitt dieser Dinge gefunden, die Grundrisse und das Urbauholz, und es ist mir ein wahres Vergnügen, meinen Lesern und besonders meinen schönen Leserinnen den Plan und das Bauholz aller Minuten-Kinder und à propos-Geburten mitzuteilen. Man kommt so oft in die betrübte süße Notwendigkeit, ein Gelegenheitsgedicht machen zu müssen, daß man die Materialien dazu, wie Schmalz und Eier, in jeder soliden Wirtschaft finden muß, man wird jetzt so oft ganz unvermutet Vater, Mutter u. s. w., man wird über Nacht oft hoch- und wohlgeboren, man kriegt so mir nichts, dir nichts einen Namen, man wird in einer kurzen Sommernacht so oft aus dem Siegreif gekrönt, daß man zu allen diesen Vater-, Geburts-, Namens- und Krönungstagsfreuden sogleich ein Gedichtlein aus dem Ärmel schütteln muß. Folgende Grundpflöcke und Giebelbalken werden jedem bald den Grundriß lehren, woraus leicht ein Gelegenheits-Gebäude zu machen ist.

Bauholz zu einem Wiegengedicht: Drei Strophen. —
Erste Strophe. Grundpflock: Vaterliebe.
Seitenbretter: Liebe, Flamm', Triebe, Stamm.
Zweite Strophe. Grundpflock: Mutterliebe.
Seitenbretter: Freuden, Lust, Leiden, Brust.
Dritte Strophe. Grundpflock: Enkelfreuden.
Seitenbretter; Henkel, rinnt, Enkel, Kind.

Dieses von der ersten Sorte dieser Gattung, es wird sich dasselbe leicht ein jeder für seine Gelegenheit zurecht hobeln können.

Bauholz zu einem Hochzeitsgedichte. Zu einem solchen Gedichte muß junges, frisches Bauholz genommen werden, da alle Frauen, wie grünes Holz, am Hochzeitstage zugleich weinen und brennen. Zu einem solchen Gedichte sind vier Strophen nötig.

Erste Strophe. Grundpflock: Aufruhr der Musen.
Seitenbretter: Musen, Reich, Musen, weich, Leyer, Freier.
Zweite Strophe. Grundpflock: Minnelohn.
Seitenbretter: Cythere, bloß, auf Ehre, Schoß, Ringe, singe

Dritte Strophe. Grundpflock: Ehefreuden.
Seitenbretter: Stunden, ſchlägt, entbunden, hegt, Segen, Regen.
Vierte Strophe. Grundpflock: Zukunft.
Seitenbretter: Jugend, einſt, Tugend, weinſt, weiſe, Greiſe.

In der erſten Strophe ruft man in ſeiner Not Apoll und die Muſen an. Dieſes Zehnaufgebot iſt ein Entrechat zu der Strophen-Quadrille, das Übrige wattiert man nach Belieben aus, ſollte es zu kurz ſein, läßt man etwas größere Buchſtaben ſetzen. Anfang und Ende wird mit Stöcken und Buchhändler-Verzierungen vermehrt, zwiſchen die Strophen kommen einige Sternchen u. ſ. w.

Bauholz zu einem Geburtstagsgedicht. Das Maß nimmt der Verfaſſer an dem Kuchen oder Braten, der zu dieſem Feſte bereitet wird, da das Gedicht gewöhnlich Arm in Arm mit einem von dieſen auf der Tafel erſcheint. Drei Strophen reichen gewöhnlich hin.

Erſte Strophe. Grundpflock: Geboren werden.
Seitenbretter: Geboren, Welt, erkoren, Held, Sonnenſchein, Wonne ſein.
Zweite Strophe. Grundpflock: Daſein.
Seitenbretter: Weſen, iſt, erleſen, küßt, Beſchwerdenzahl, Erdenthal.
Dritte Strophe. Grundpflock: Glückwunſch.
Seitenbretter: Wundert, Art, hundert, zart, Welt und Blut, Geld und Gut.

Dieſe Gedichte geraten um ſo leichter, da der Dichter alles mitfühlt, Geburtsſchmerzen und Geburtsfreuden.

Bauholz zu einem Leichengedicht. Vier Strophen.
Erſte Strophe. Grundpflock: Naſenſtüber für den Tod.
Seitenbretter: Jahre, rot, wahre, Not, Bahre, tot, Eiche, Leiche.
Zweite Strophe. Grundpflock: Trauergeſchrei.
Seitenbretter: Hammer, Herz', Jammer, Schmerz, Kammer, Herz, Zähren, nähren.
Dritte Strophe. Grundpflock: Totenlob.
Seitenbretter: Weiſe, gelind, Kreiſe, Kind, leiſe, blind, Gaben laben.
Vierte Strophe. Grundpflock: Troſt.
Seitenbretter: Fröhlich, fort, ſelig, dort, allmählich, Ort, Getümmel, Himmel.

Dieſe Leichengedichte ſind den Erben am nützlichſten, ſie finden doch Stoff, wirklich zu weinen, und iſt der Geſtorbene nur ſcheintot, ſo überlebt er doch ein ſolches Gedicht nicht. Das Gedicht wird ſchwarz eingefaßt und mit einem Stundenglaſe verziert. Ja, man könnte auch den Verfaſſer dazu abdrucken, um die Zeit darzuſtellen, wie ſie kurz und lang wird.

Bauholz zu Schmarotzer- und Magengedichten.
Dazu sind Sonnette die beste Form.
Grundpflock: Kriecherei.

Seitenbretter: Alexander
lagern,
hagern
mit einander,
Mäander
Magern
Gagern
Brander!
Helden
melden
Aeonen,
beglücken
entzücken
Millionen!

Ein solches Gedicht einem reichen Mäcen auf die Schulter gepicht, zieht wie ein Vesikativ, d. h. es zieht etwas seiner Säfte, id est Kräfte, id est Vermögen, zu deutsch: „Geld" an sich.

Bauholz zu Theaterfesten und Prologen.
Gar nicht in Strophen, langer Redetalar.
Grundpflock: Kunst ohne Welt, Welt ohne Kunst.

Seitenbretter: Gränze
sticht,
Kränze
flicht,
Bühne
fiel,
Miene
Spiel,
erweiten
Feld,
bedeuten
Welt,
Bretter
Kunst,
Wetter
Dunst,
versifizieren,
sittig,
applaudieren
bitt' ich u. s. w.

Die letzten Zeilen müssen immer eine Bettelei an das Publikum enthalten, um Beifall, um Nachsicht, um Klatschen ꝛc. Man

braucht nur alte abgetragene Prologe ein wenig auszuklopfen und aufzuputzen, dem lieben Zuschauer gerade auf den Kopf zuzusagen: er ist hochweise, einsichtsvoll, gelehrt, scharfsinnig, so wird der Dichter herausgerufen.

Bei allen diesen Gedichten ist nicht zu vergessen, daß man der Person, der man eine Artigkeit zudenkt, nur keck ganze Tiegel Schmeichel- und Speichelsaft ins Gesicht werfe, probatum est.

7.

Die männliche Kokette.

Weiber haben Launen, das, glaube ich, hat schon Adam von Eva gesagt und seitdem sagen es alle Männer; aber haben wir Männer keine Launen? Nur verhalten sich Männerlaunen zu Weiberlaunen wie Sturmwind zum Abendweste, wie Kanonendonner zum Zirpen eines Heimchens, wie Hagelwolken zu einem Mondhof. Allein wir Männer führen die Feder, und so heißt es denn in dem Kodex der Schriftsteller: „Weiber haben Launen!" Ebenso verhält es sich mit dem Ehrentitel „Kokette!" den wir so verschwenderisch jedem Frauenzimmer, das sich des freien Gebrauchs ihrer Augen bedient, beilegen. Wahrhaftig, wenn Frauen kokettieren, so haben sie doch, wenn auch nur scheinbar, den Vorwand, von der Natur darauf angewiesen zu sein: zu gefallen und gefallen zu wollen, durch Schönheit zu fesseln, durch Anmut zu regieren und durch Liebenswürdigkeit die Stärke zu ersetzen, durch welche die Männer sie unterjochen mögen. Aber was soll man von Männern denken, die Koketten sind? Die Zahl solcher männlichen Koketten ist Legion! Es giebt Kokettenjünglinge, Kokettenmänner und Kokettengreise. Die Tag-Lebensgeschichte einer männlichen Kokette ist höchst merkwürdig und thatenreich! Er-sie steht des Morgens auf, nein noch nicht, gegen neun Uhr schlägt er-sie die Augen auf und ruft: „Johann!" Johann kommt und muß Bericht erstatten, ob heute draußen Frack-, Oberrock- oder Mantelwetter ist. Nach diesem meteorologischen Morgenunterrichte wird mit Johann über die Kunst des Kostüms ein gewichtiges Wort abgehandelt. Darauf erhebt er-sie sich, windet die Papillotten aus seinen Locken und nun beginnt der erste Elementarunterricht in der Optik aus dem Hilfsbuche eines Handspiegels, den Johann in das Bett reicht. Darauf begiebt sich das Pedal auf die Reise, und in halbsitzender Stellung im Bette wird schon für die Kunst gesorgt und gefragt: „Was ist heute für Theater?" Endlich ist er-sie ganz aus den Federn getreten, dem großen Trumeaux-Spiegel die erste Morgenaudienz in Lebensgröße erteilt und mit einem Lächeln demselben seine Affektion angedeutet worden. Das Frühstück und Walter Scott erscheinen, das erste wird zu, das zweite neben sich genommen, und in nachlässiger Halbsituation

auf dem Sofa wird für den unvorgesehenen Fall eines Überfalls Walter Scott auf dem Tische aufgeschlagen und mit dem seidenen Taschentuche die Ringe geputzt und wieder angehaucht, die Uhr aufgezogen, die Lorgnette in Ordnung gesetzt, die eingebogene Busennadel aufgerichtet, kurz das ganze Munitionskorps für die große Tagesschlacht in Schlagfertigkeit gesetzt. Er-sie erhebt sich noch einmal, sucht die Bonbons, die von gestern Abend noch zerstreut auf dem Tische liegen, zusammen, liest und ordnet die Visitenkarten am Spiegel noch einmal, legt sich Konzert- und Redoutenbillette zurecht, wirft in liebenswürdiger Desordre ein buntes Tuch um den Hals, öffnet das Fenster und zeigt sich im reizenden Déshabillé dem Volke, der Nachbarschaft und dem vis-à-vis. Unter diesen mannigfachen Lasten der kostbaren Morgenstunden ist die elfte Stunde, welche die Raupe zum Schmetterling machen soll, herangerückt, und unsere männliche Kokette, die bis jetzt als Broschüre herumging, wird bald in Prachteinband erscheinen. Schon legt Johann die geübte Hand an den Lockenbau! Jedes geringelte Haar muß eine Wolfsgrube für ein weibliches Herz, jede Locke eine Schießscharte der Liebesgötter und der ganze sinnige und verschlungene Bau eine Mauer manu propria werden. Wenn endlich dem Gotte der Toilette die Kopfsteuer entrichtet worden ist, geht es an die große Dechiffrier- und Hieroglyphen-Kunst, an das Binden der Halstuchschleife! Tausend kühne Entwürfe kreuzen sich in Johanns Kopfe, und tausendmal verwirft er-sie die Pläne seines Feldherrn! Tausend sinnige Umrisse entwirft Johann und tausendmal verwirft er-sie die kecken Erzeugnisse seines genialen Baumeisters! Eine eigene Schöpfung soll entstehen! Eine neue Kunstepoche soll in der Architektonik der Halstuchschleife heranrücken! Noch liegt es dunkel vor dem Auge seiner innern Anschauung, aber die Kraft siegt und unbewußt aus dem Instinkte des Genies bildet sich unter den Händen er-sie's eine Schöpfung groß und unvergleichlich gleich den hängenden Gärten der Semiramis, gleich den verschlungenen Zügen auf den Pharaonen Ägyptens, gleich dem sinnigen Gebäude Salomonis aus den Zedern Libanons! Nun fehlt noch die Weste; Johann bringt eine, aber immer noch nicht die rechte. Wie Göthe's Zauberbesen sein Wasser, holt Johann immer neue Westen. Vergebens! noch will keine harmonisch zu dem Tuche passen. Nun „steu're nur zu, mutiger Segler, immer nach Westen!" Endlich ist eine gefunden, ein Lächeln der Seligen schwebt über das Antlitz unserer männlichen Kokette, der Frack wird angezogen, die Ringe angesteckt, in sich selbst verliebt, legt er-sie sich selbst in goldene Ketten und ein großer Uhrkarneol glänzt wie ein Briefsiegel an dem letzten Westenknopf. Endlich bläst er in die neuen Handschuhe und tritt hinaus in's freie Leben. Doch halt! o ihr Götter! Er eilt zurück — er vergaß — ha! er vergaß Eau de Cologne auf die Frack-

klappe zu schütten; nun ist auch diese letzte Ölung geschehen und es geht hinaus in die Welt, wo

Schöne Frauen
Sind zu schauen!

Nun mischt er-sie sich in die Reihen der Damen, in der unumstößlichen Überzeugung, jeder Blick, der an ihm vorüberstreift, sei eine geheime Botschaft der Liebe. Nicht auf eine ist es abgesehen, ganze Kolonnaden Frauenherzen müssen stürzen. Hier wird kokettiert, dort hingelächelt, herüber gewinkt, hinüber geblinzelt. Hier geht ein Mädchen, husch ist er vor ihr und präsentiert seine Taille; da geht eine Dame, husch ist er ihr zur Seite und spricht mit einem Freunde ganz laut, in der Gewißheit, seine Stimme, seine Worte müssen sie bezaubern; dort fahren zwei Frauen, husch steht er an der Straße, lüftet wie zufällig den Hut, um sein schönes Haar zu zeigen; drüben sitzt ein Kreis des schönen Geschlechts, husch streicht er durch, zieht sein Taschentuch und ein aromatisches Luftband soll den Zirkel bezaubern. Ein Frauenzimmer sieht sich zufällig um, nun ist es gewiß, er hat eine Eroberung gemacht, und er geht immer hinter ihr drein. Da begegnet ihm ein anderes Mädchen, das eben, wie er sie erblickt, über etwas lächelt. Ja, das ist eine Avance; er dreht nun um und verfolgt diese. Da winkt eine dritte einer vierten zu; er nimmt den Wink in Beschlag für sich, und wird ein Trabant dieses neuen Gestirns. So will die männliche Kokette alles bezaubern, so sieht er-sie überall Huldigung, geheime Neigung und Abenteuer. Abends im Theater ist die männliche Kokette in ewiger Bewegung, stets auf der Lauer, umherspähend wie und wo er-sie wohl verstohlen beobachtet wird, und wie viel weibliche Augen sich an diesen Reizen geheim satt schwelgen. Er-sie schickt seine Lorgnette auf die Entdeckungsreise aus, und diese kehrt immer mit neuen Siegen zurück. Dort scheint aus einer Loge ein Äuglein auf ihn gerichtet, flugs eilt er-sie hin und stellt sich wie ein Karyatide unter die Loge. Da blitzt etwas unter einem Damenhute vom ersten Range herab; flugs fliegt er auf die entgegengesetzte Seite hinauf und seine Blicke schwimmen wie Leander durch den Hellespont des Theaterraumes hinüber. Da hebt sich der Blick einer Tänzerin gerade in der Richtung gegen ihn in die Höhe; flugs ist er im Parquet auf der ersten Reihe, und wirft seine Augen wie Enterhaken über das Orchester hinüber. Da hustete ein Mädchen auf der zweiten oder dritten Bank; ha, das war ein Zeichen! Er sieht sich um und manövriert so lange, bis er die Holde erblickt, auf die er einen solchen Eindruck gemacht hat! So ist die männliche Kokette stets beschäftigt, Eroberungen zu machen, zu liebeln ohne zu lieben, zu kokettieren u. s. w. Solche Exemplare giebt es zu Hunderten in jeder Stadt, und doch heißt es nur: die Frauen sind Kokketen!

8.

Die männliche Schöne.

„Eine Tugend genüget dem Weib, sie ist da, sie erscheint lieblich dem Herzen, dem Auge lieblich erscheine sie stets."
Schiller.

Schönheit ist das Gnadenband der Natur, der Freibrief der Schöpfung, ein passe-par-tout des Lebens. Allein Schönheit ist eben wie ein Empfehlungsschreiben, bloß die Gelegenheitsgeberin der ersten Bekanntschaft; derjenige, der diesen Brief mitbringt, muß dann ihn selbst erst rechtfertigen, sein Geist, sein Herz, seine Gesinnungen, sein Betragen, kurz sein ganzes Wesen muß auch schön sein, wenn er dem Empfehlungsschreiben entsprechen soll.

Schönheit allein ist ein Bild ohne Seele, eine Landschaft ohne Licht und Schatten, ein Himmel ohne Sonnen-, Mond- und Sternenlicht; eine Blume ohne Duft; ein Sommer ohne Frucht, ein Meer ohne Salz; ein Wechsel ohne Accept; ein Auge ohne Leben; ein Spiegel ohne Bild; kurz ein gemaltes Feuer.

„Bei des stillen Reizes Mangel
Zieht kein schönes Angesicht,
Denn der Bissen sonder Angel
Lockt wohl, aber fänget nicht." —

Bei dem Manne ist Männlichkeit,
Bei den Frauen Weiblichkeit,

jener stille Reiz, der den anziehenden Haken an der Angel der Schönheit macht. Weiblichkeit ist Lieblichkeit. Man sagt nicht: „Das ist ein lieblicher Mann!" ebenso wenig wie man sagt: „Das ist ein liebliches Schwert!" aber man sagt: „Das ist ein liebliches Mädchen!" so gut wie man sagt: „Das ist eine liebliche Blume!" — Diese Lieblichkeit läßt sich nicht beschreiben, nicht andeuten, nicht malen, ebenso wenig als sie sich erringen, erwerben, erhaschen oder ertünsteln läßt. Diese Lieblichkeit ist das Nadelgeld der verschwenderischen Schöpfung an ihre liebsten Töchter. Sie ist die unschätzbare Mitgift für ihr ganzes Leben; ihr Brautkleid und Witwengehalt; sie ist die süße herrliche Ausstattung ihres ganzen Daseins

Lieblich kann das schöne Geschlecht nur dadurch sein, daß es unaffektiert weiblich ist Weiblichkeit im zarten Sinne des zarten Wortes ist der feine Glanz, den eine Person des schönen Geschlechts auf dem Psyche-Flügel ihres Wesens trägt. Er wird nicht begriffen, nicht befaßt, aber er schimmert freundlich und wohlthuend, glänzend und doch einfach uns entgegen. Wo daher dieser Götterzirkel der weiblichen Anmut in der Toilette einer Schönen fehlt, ist Schönheit nichts, als ein nichts geltendes Formular.

Hier sehen wir Azilia. Sie ist schön, wie eine Juno, ein

roſiges Antlitz, durch zwei blitzende Augen beleuchtet, wird von dem Dunkel mächtiger Locken noch mehr gehoben; die Geſtalt iſt verkörperte Harmonie; ſie beſitzt dabei Geiſt und Wiſſen, aber es fehlt ihr Weiblichkeit; ſie iſt männlich, thut männlich und ringt nach Männlichkeit; und ihre ganze Schönheit ſteht da, wie ein prächtiger Göttertempel, in welchem ein fremdes Götzenbild verehrt wird, und wir bedauern bloß, daß dieſer Tempel ſo ſchön iſt.

Azilia liebt alles Unweibliche. Sie fährt nicht etwa, nein, ſie reitet, ſie ſpielt nicht etwa Klavier, nein, die Violine; ſie ſpricht nicht etwa, nein, ſie donnert; wenn ſie geht, ſo ſchreitet ſie aus wie ein Feldwebel; wenn ſie ſitzt, ſo wiegt ſie ſich auf dem Stuhle, wie ein Mann; wenn ſie ſpielt, ſo ſchlägt ſie mit den Karten heftig auf den Tiſch; wenn ſie ißt, ſo ißt ſie mit Haſt; wenn ſie trinkt, ſo leert ſie das ganze Glas auf einmal; wenn ſie disputiert, ſo fährt ſie mit den Händen in die Luft, wie eine Windmühle; im Theater geht ſie wie ein Mann von einem Sitz zum andern, ſtellt ſich in den Zwiſchenakten auf und lorgnettiert umher, urteilt laut und viel; wenn ſie tanzt, ſo betreibt ſie es wie eine Arbeit, ſtundenlange, die tollſten Tänze, und lacht die Herren aus, daß ſie früher ermüden als ſie: iſt ſie in Geſellſchaft, ſo nimmt ſie auch eine Priſe: in der größten Geſellſchaft ſitzt ſie mit übergeſchlagenen Beinen; im Konzerte applaudiert ſie laut und anhaltend; wenn ſie ſchreibt, ſo ſind es kecke Züge mit langen, auslaufenden Strichen; iſt eine Exekution oder Hinrichtung, ſie muß dabei ſein, und erzählt dann, wie ſie ſie bis zum letzten Augenblicke mit anſah; ihre Kleidung iſt ſtets ſchreiend und von auffallendem Schnitt; ſie ſticht und ſchlägt, ſie ſpielt Billard und Pharao, ſie ſpricht wie verteufelt von Krieg und Türkenſchädel; kurz Azilia iſt — ein ſchöner Mann!

Ihre Tournüre iſt ſcharf, eckig, ohne Rundung, ohne Grazie; ihre Stimme iſt ſchroff, hart, ohne Milde, ohne zarten Wohlklang; ihr ganzes Weſen iſt ſtark, beſtimmt, ausgetrieben und amazonenhaft, ohne Duft, ohne Zartheit, ohne Annehmlichkeit, ohne Reiz. Azilia hat Bewunderer, aber keine Verehrer; tauſend Anbeter, aber nicht einen Liebhaber; man ſieht ſie denken und hört ſie fühlen, aber man denkt und fühlt nicht mit, weil ſie frevelnd aus ihren Grenzen getreten und eine Bilderſtürmerin der ſanften, zarten, weiblichen Natur wurde. Azilia hat viele Kurmacher, aber ſie wird keinen Mann bekommen, denn es will jedermann eine Mutter, aber nicht noch einen Vater für ſeine Kinder.

3.

Der Süßling und der Sauertopf.

Wer kennt nicht Herrn Fontmann? und wer ihn kennt, hat der ihn je anders als ſüß gefunden? Ein ewiges Lächeln zieht ſich

wie ein Honigkreis, nichts bedeutend und ausdruckslos um seine Lippen; die Augen sind in einer starken oscillierenden Bewegung, ich möchte es ein Augenzwingen nennen, seine Worte sind immer verzuckert, und sein Mund gleicht einer Konditorei, aus welcher für die ganze Welt bloß Süßigkeiten herausgehen. Er trifft uns morgens auf der Straße, fällt uns um den Hals, küßt uns, ist entzückt, schwört: „Morgenstunde hat Gold im Munde!“ Wir nämlich sind das Gold; er erzählt, er habe die Nacht von uns geträumt, das kam aber daher, weil er den vorigen Abend so viel Liebes und Gutes von uns gesprochen u. s. w.; er fragt mit demselben Syrupgesichte: „Wie befindet sich Ihre englische Frau Gemahlin, Ihre himmlische kleine Luise, Ihr niedlicher Jockey und Ihr herrlicher Grauschimmel?“ Er findet unsern Leibrock exzellent, unsere Halsbinde einzig und unser Aussehen deliziös! Beim Abschied küßt er uns wieder, lächelt uns noch einmal selig an, und stürzt auf einen andern zu, um ihn zu überzuckern. Wir treffen ihn des Mittags, er ist entzückt, preist die köstliche Luft, die uns ihm zuführt, lächelt selig, schwört, uns schon in einer Ewigkeit nicht gesehen zu haben, drückt uns eifrig die Hand, fragt, wo wir essen, und versichert, obwohl er da und dort ausgebeten ist, so zieht er doch unsere genußreiche Gesellschaft vor und speist mit uns in der Restauration. Des Abends trifft er uns im Theater, preist den Tag selig, grüßt ganz verklärt eine Dame rechts, reicht der andern links, ganz aufgelöst, den Zettel hin u. s. w.

Gegen Vornehm und Gering, gegen Reich und Arm ist ein solcher Süßling dieselbe Honigscheibe; er lächelt, wenn er eine Prise nimmt, er lächelt, wenn er eine anbietet, er lächelt, wenn er ein Kompliment macht, er lächelt, wenn man ihm eine Sottise sagt, er lächelt, wenn er einem etwas gewährt; er lächelt, wenn er einem etwas abschlägt; er lächelt, wenn er sich amüsiert; er lächelt, wenn er gähnt; er unterschreibt im nötigen Falle ein Todesurteil und lächelt, und giebt dem Bedienten eine Maulschelle und lächelt; ja, ich glaube, wenn ihn einst der Engel der Auferstehung erweckt, es ist ein Lächeln, mit dem er ihn begrüßt; wenn man ihn des Nachts mit dem Rufe: „Feuer“! aufweckt, er fragt: „Feuer“? und lächelt. Ein Mörder packt ihn bei der Gurgel und ruft: La bourse ou la vie! er reicht die Börse hin und lächelt. Eine solche ausgewässerte Süßigkeit ist jedem Vernünftigen ein ekelhaftes Ding! es ist die kandierte Seelennichtigkeit, eine Mienenverflachung, ein gepräge-loses Schaustück nichtssagender Seelen.

Sehen wir hingegen Herrn Holzapfel, den Sauertopf an! Er sieht beständig aus wie ein angelaufenes Doppelfenster in Dezembertagen. Man glaubt stets, es zieht ihm jemand die linken Fußzehen beim rechten Nasenflügel heraus. Immer trübe, immer mit einem Leichenbittergesicht. Wenn er sagt: „Ich freue mich, Sie zu sehen!“ so klingt es, als sagt er: „Scheren Sie sich zum

Teufel!“ Wenn er uns zu unserer Verlobung Glück wünscht, so meint man, er kündigt uns den Tod eines Freundes an; wenn er einen Lottogewinn macht, so ist er verdrießlich, daß es nicht mehr war; erbt er unvermutet eine Summe, so jammert er, daß er Miterben hat; wenn es regnet, sieht er aus wie ein Rohr, und wenn schönes Wetter ist, ist er ärgerlich, daß es nicht immer so bleiben wird. Ist seine Frau zärtlich, so nennt er es überlästig, ist sie gleichgiltig, so schilt er sie aus. Bringt ihm der Bediente den Leibrock, so wollte er den Oberrock, und bringt er den Oberrock, so will er den Mantel.

Kurz sein ganzes Wesen ist Essig, und sein Humor ist die Essigmutter, die stets neue Säuren erzeugt. Er ist verdrießlich, daß er nicht froh ist, und ist froh, daß er verdrießlich ist! Er ärgert sich, wenn ein anderer lacht, und brummt, wenn andere trillern. Er ißt, er trinkt, aber stets, als ob er damit ein Opfer brächte! Er tanzt sogar, aber mit einem Ausdruck der Resignation! Er macht eine Liebeserklärung, mit einer Miene, die sagt: „Das ist doch fatal!“ Er küßt die schönsten Lippen mit dem Unmute, mit dem ein anderer Rhabarber trinkt! Kurz, alles widert ihn an, er findet an nichts Lust, niemand gefällt ihm, nichts erheitert ihn, er geht durchs Leben wie eine dunkle Wolke, seine Existenz ist personifizierter Sauerteig, jeder Blick ist ein Essigstich, und jedes Wort hat eine stringierende Säure.

Beide, der Süßling und der Sauertopf, gehören zu den Überbeinen des geselligen Lebens, wovon das eine durch ewiges Kitzeln, das andere durch ewiges Stechen das Leben verkümmert.

Lebende Bilder.

1.

Der Pantoffelmann.

Das einzige Regiment, welches ohne Pulver und Blei, ohne Degen und Kanonen die ganze Welt beherrscht, ist das Pantoffelregiment. Dieses Regiment hat die Pfeile in den Augen, die Schwerter im Mund, den Kanonendonner auf den Lippen, heißes Blei in den Thränen, und ohne Patrontasche ihren Patron doch immer in der Tasche. Da dieses Regiment aus Frauen besteht, so halten sie sehr auf gute Mannszucht, und liegen lieber in Garnison, als sie im Felde stehen.

Dieses Pantoffelregiment sucht immer seinen Mann heraus, den es kriegerisch besiegt, ein solcher Mann heißt in der Konversationssprache ein Pantoffelmann, in der höheren Mundart: ein zärtlicher Gatte, im reinen Hochdeutsch: un mari comme il faut.

Wer du auch sein magst, lieber Leser, wenn du schon den Wunderring hast, den man an den kleinen Finger steckt, und der dir doch Händ' und Füße bindet, du bist entweder ein Pantoffelmann oder ein Pantöffelchenmann. Denn glaube mir, die gemütlichste, die sanfteste, die allernachgiebigste Frau hat ein kleines Pantöffelchen, und das kleinste Pantöffelchen des sanftesten Eheweibchens tritt eine Männergeduld nieder.

Wir stehen alle unter dem Pantoffel: die Pantoffelnüancen von dem einer Frau, Geliebten oder Haushälterin sind zart schattiert und schwer zu unterscheiden.

Indessen aber giebt es Pantoffelmänner, die es zu einer bedeutenden Höhe in ihrem Berufe gebracht haben, und die zuweilen ein wahres Ideal eines Pantoffelmannes genannt werden können.

Alcidor hat ein doppeltes Unglück, erstens hat er eine Frau, zweitens hat er eine schöne Frau; dabei ist das ein Glück, daß er keine Frau hat, sondern einen Herrn. Alcidor verhält sich zu seiner Frau, wie Amerikus zu Amerika, er hat ihr seinen Namen

gegeben, sonst hat er ihr nichts zu befehlen. Des Morgens steht er auf, schleicht leise aus dem Zimmer, schaut in die Kinderstube, weckt die Magd auf, giebt den Kaffee heraus, und erwartet in Demut das Erwachen seiner Frau. Wie sie die Augen aufschlägt, ist er niedergeschlagen, wie sie aufsteht, stehen alle seine Leiden mit auf. Er will ausgehen; unter vielen versteckten Anspielungen auf diesen kühnen Wunsch erkundigt erkundigt er sich, was sie vorhabe, und erfährt, er müsse zu Hause bleiben, weil sie notwendig ausgehen müsse. Er will in Geduld eine Pfeife rauchen, da muß er ins Hinterstübchen flüchten. Gegen elf Uhr wird ihm erlaubt auszugehen, und sie steckt ihm einige Groschen in die Tasche mit der Ermahnung, keine unnützen Ausgaben zu machen. Er trifft auf der Straße einen lang entbehrten Freund, er möchte ihn gerne zu Tische mitnehmen, allein er wagt es nicht — seine Frau würde ihn ausschelten. Der Freund bittet ihn, mit ihm zu speisen, er wagt es wieder nicht, seine Frau könnte böse sein.

Ein Freund ladet ihn auf Nachmittag zu einem Spaziergang, er kann es nicht bestimmt versprechen, er muß erst seine Frau fragen. Es wird eine Subskription zu irgend etwas eröffnet, er darf nicht unterzeichnen, ohne die Erlaubnis seiner Frau. Er soll für seine Kinder einen Hofmeister nehmen, er muß seine Frau bitten, ihn über seine Kenntnisse ins rechte Licht zu setzen. Ein paar Freunde wollen ihn abends besuchen, er lehnt es ab, aus Furcht vor seiner Frau. Die Bürger errichteten einen Lesеklubb, er darf nicht hingehen, weil seine Frau nicht hingeht. Er hat eine Equipage, aber wenn er ausfahren will, erkundigt er sich erst bei dem Kutscher, ob die gnädige Frau noch nichts bestimmt hat. Wenn er ins Theater gehen will, muß er acht Tage früher darauf anspielen, die Hand küssen und den freundlichen Augenblick abpassen, ihre Erlaubnis zu erhalten. Sein Bedienter bittet um die Erlaubnis auszugehen, er getraut sich nicht, sie ohne Vorwissen seiner Frau zu geben. Seine Frau geht spazieren, er reicht ihr den Shawl, die Handschuhe, und fragt schüchtern, ob er sie begleiten dürfe.

Des Morgens muß er den Mops waschen, die Kanarienvögel füttern, die Seidenwürmer reinigen, das Klavier stimmen, den Faden aufwickeln, die Blumen begießen, die Noten zusammenlegen, in die Leihbibliothek gehen, ihr das Perspektiv putzen, die argandischen Lampen reinigen und die Visitenkarten in Ordnung stecken: kommt sie nach Hause, und er hat alles gut gemacht, darf er nachmittags ein halbes Stündchen ausgehen.

Er getraut sich seinen Kindern keine Unart zu wehren, keine Lehren zu geben und kein Geschenk zu machen. Kurz, er hat gar keinen Willen, bloß seinen letzten Willen, der zugleich sein erster ist.

2.

Der Tauſendſapperments-Alles- und Nochmehrwiſſer.

Gewiß, lieber Leſer, ſind dir ſchon allerlei Menſchenexemplare vorgekommen, von denen du nicht weißt, wozu ſie der liebe Herrgott in das Herbarium des irdiſchen Lebens eingeſchaltet hat. Es ſcheint, als wären ſie zu nichts da, als um uns in Geduld und chriſtlicher Demut zu prüfen. Man kann ſie nicht anders nennen, als Lebensgeißeln; wir müſſen ſie als Fügungen des Himmels, als eine Sendung des göttlichen Grimms ertragen und dulden. Ich thue aber noch mehr, ich benütze ſie. Ich betrachte ſie als Honorarſtoff des ewigen Vaters, den er ſeinem armen humoriſtiſchen Söhnlein hienieden beſchert. Ich ſehe in jedem Narren, in jedem Gecken, in jeder ſogenannten Lebensgeißel eine Anweiſung der weiſen Natur, an den Humor oder an den Witz, drei Tage nach Sicht eine gewiſſe Summe aus ihnen zu ziehen. Ein Narr, mein guter Leſer, iſt ein herrlicher Menſch, ein wucherndes Exemplar für die Satire; nur mit dem dummen Menſchen iſt nichts anzufangen. Die Narren, das ſind meine Leute: die Narren, das ſind meine Majoratsgüter. Die werfen mir jährlich ſo und ſo viel ab. Das iſt eine lebenslängliche Verſorgung! Es giebt viele Menſchen, die Reiſen machen, um ausgezeichnete Menſchen kennen zu lernen; das iſt wahrlich nicht der Mühe wert. Die ausgezeichneten Menſchen ſehen ſich am Geiſte faſt alle ähnlich. Aber ich reiſe, um Narren kennen zu lernen, und dieſe Narren müſſen mir noch die Reiſe bezahlen!

Manchmal ſitz' ich an einer Table d'hôte und lerne ein neues Exemplar Narren kennen. Da ſchätz' ich ihn gleich, und frage mich: „wie viel kann dir der Narr in Bauſch und Bogen einbringen?“ Iſt es ein ergiebiger Narr mit fettem Boden, ſo trink' ich ſogleich ein Glas Champagner, und der Narr ahnt nicht, daß er mir ihn bezahlt.

Ich werde, lieber Leſer, alſo zuweilen einen ſolchen Narren oder eine ſolche Lebensgeißel bei dir verſilbern. Ich werde dir alle acht oder vierzehn Tage einen Narren in Eſſig und Öl vorſetzen, wie ſie mir gerade im Leben unter die Schreibehände liefen.

Mit fünfzig Narren jährlich leb' ich prächtig; für zehn Narren mehr ſchaff' ich mir ſchon eine Equipage an.

Letzthin hielt ich um die Hand eines Mädchens an: „Haben Sie ein beſtimmtes Einkommen?“ fragte der Vater. Ich führte ihn nach Hauſe, ſchloß meine Kiſten und Kaſten auf, und zeigte ihm, wie viel Narren und Geiſeln ich ſchon für den Winter getrocknet beiſeite gelegt hatte, führte ihn ſodann in der Stadt herum, und zeigte ihm, wie viel dergleichen „Bons“ ich noch für herumlaufen hatte; da ſagte mir der Vater des Mädchen: „Ja

habe, Sie haben eine lebenslängliche Versorgung, Sie sollen meine Tochter haben!“ Ich war außer mir vor Freude darüber, daß ich eine Frau bekam, und nahm mir vor, mich deshalb auch sogleich als Narren zu benützen.

Heute, mein lieber Leser, will ich einen Mann bei dir zu Geld machen, der alles weiß, und noch mehr! Nicht wahr, ein solcher Alles- und Nochmehrwisser ist eine Rarität? Bloß alles zu wissen, ist heutzutage keine Kunst, dazu braucht man bloß das Konversations-Lexikon, aber noch mehr zu wissen als alles, das ist der Plunder! Noch mehr als alles steht nicht einmal in dem neuesten Supplementband des Konversations-Lexikons, und doch weiß es mein Wundermann!

Ich hatte auf meinen Reisen das Glück, oft mit diesem Alles- und Nochmehrwisser an einer Table d'hôte zu speisen, und ich konnte Gott nicht genug danken, daß er in seiner großen Schöpfung nur ein Exemplar eines Alles- und Nochmehrwissers erschuf; gäbe es zwei auf Erden, man würde bald eine Hungersnot verspüren; denn ein solcher Alles- und Nochmehrwisser hat alle Wissenschaften so verschlungen, daß das Verschlingen ihm zur zweiten Natur geworden. Er betrachtet aber alle Gegenstände im Leben wissenschaftlich und verschlingt sie. Suppe, Fleisch, Gemüse, Braten, Salat, Käse, Dessert, kurz alles, was auf dem Tisch steht, ist ihm wissenschaftlich bekannt, und wissenschaftlich weiß er alle Bestandteile u. s. w. Daher verschlingt er sie wissenschaftlich, so daß er auch alles und noch mehr ißt. Von der Suppe z. B. weiß er, und beweist es laut perorierend, daß sie heiß ist und daß sie naß ist! Das weiß zwar jeder Mensch, aber er weiß noch mehr, er weiß, warum sie heiß ist, und warum sie naß ist, und er beweist es laut perorierend: weil sie beim Feuer stand, und weil sie im Grunde aus Wasser besteht! Das weiß zwar jeder Mensch, aber er weiß noch mehr. Er kennt die Augensprache der Fettaugen auf der Suppe, und kommt von diesen Augen auf Cocles, der nur ein Auge, auf Belisar, der gar keine Augen auf Argus, der tausend Augen hatte, auf die Augen eines Pfauenschweifes, auf die Augen im Käse, auf das Auge des Polyphem, auf die großen Augen, die Cäsar machte, als er ausrief „Auch du, mein Sohn Brutus!?“ und auf die kleinen Augen, die Dido machte, als sie mit Aeneas in der Höhle sich verhöhlte. Er kömmt von diesen Augen auf die Hühneraugen des Achilles, und er beweist aus seiner Kenntnis des Noch mehr als Alles, welche Augen der liebe Herrgott machte, als „er sah, daß alles gut gemacht sei!“ Dabei schreit er so, daß allen Leuten das Maul offen stehen bleibt, und indessen ißt er die ganze Suppe und noch mehr!

Beim Rindfleisch weiß er sogleich, ob und warum es hart oder weich ist. Das weiß zwar jeder Mensch, allein er weiß noch mehr. Er weiß und beweist es laut perorierend, daß es deshalb

hart, weil es zu wenig, und deshalb weich, weil es zu viel gekocht hat.

Er hat den Ochsen, von dem dieses Rindfleisch ist, persönlich gekannt, er kommt von diesem Fleische auf das Fleisch der Rubenschen Bilder, auf das Fleisch der Ariadne von Danneker, auf die fleischliche Lust, auf die eingefleischten Liberalen, auf das Fleisch der Brandopfer in der Stiftshütte, auf das Fleischessen in den Festtagen, auf das Befleischen eines architektonischen Gerippes ꝛc. Dabei schreit er so laut, daß allen Leuten das Maul offen bleibt, und indessen ißt er das ganze Fleisch und noch mehr! Bei den Mehlspeisen weiß er sogleich ob es Schwarzmehl oder Weißmehl war; das weiß zwar jeder Mensch, allein er weiß noch mehr, er weiß, warum es Weißmehl oder Schwarzmehl ist. Er schließt daraus auf den Charakter der Köchin und auf ihren loyalen Sinn. Er kommt von dieser Mehlspeise auf das Mehl, von welchem Sarah den drei Engeln Kuchen buk; er hat das Mehl selbst gesehen und chemisch zerlegt. Von Sarah springt er auf Robinson und sein Mehl davon besitzt er selbst noch eine Handvoll; von Robinson schwingt er sich nach Unalaschka wo sie Mehl aus Baumrinden haben, und wovon er selbst zwei Laib gebacken hat. Von Unalaschka giebt er sich einen höheren Schwung nach dem alten Rom, wo sich die Vestalinnen mit Mehl puderten, und er besitzt selbst noch einen solchen vestalischen Mehlpuderzopf! Von da läßt er sich in den Mehltau herab, und erklärt, wie er eigentlich vom Himmel des Morgens auf die Erde falle, und wie er selbst einmal einen künstlichen Mehltau fallen ließ, der alle Pflanzen täuschte. Von dem Mehltau kriecht er zu den Mehlwürmern über, und behauptet, er selbst habe mehrere Mehlwürmer schon gemacht u. s. w. Dabei schreit er so laut, daß den Leuten das Maul offen stehen bleibt, und indessen ißt er die ganze Mehlspeise und noch mehr. Beim Braten weiß er sogleich, ob es ein Hasenbraten oder eine Lerche ist; das weiß zwar jeder Mensch, allein er weiß noch mehr er weiß, warum es kein Hase oder keine Lerche ist. Von diesem Braten kömmt er mit vieler Eigenliebe auf den gebratenen Ochsen der vielen Freier Penelopes, von dem er eine lithographierte Abbildung besitzt; auf die gebratene Hand des Mutius Scävola, von der er noch einen halbverbrannten Daumennagel besitzt; auf das halb gebratene Kalbfleisch, welches die Juden an Ostern essen müssen, und wovon er selbst aus Wißbegierde einmal acht Pfund verzehrte; auf den Braten, den es für die Menschheit gäbe, wenn alle Freiheit abgeschlachtet würde u. s. w. Dabei schreit er so, daß den Leuten das Maul offen stehen bleibt, und er ißt den Braten und noch mehr!

Kurz, mein lieber Leser, er weiß alles und immer noch ein bischen mehr. Wir wissen alle, daß die Welt aus Nichts erschaffen wurde; allein er weiß noch mehr, er weiß, wie das Nichts

aufsah, was es für ein Nichts war, und wieso es eigentlich Nichts war. Ja, er giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er unserem lieben Herrgott eigentlich dabei mit an die Hand ging, wie er aus dem Nichts die Welt erschuf.

Wäre es also nicht schade, lieber Leser, wenn ich dir die kleine Beschreibung dieses Alles- und Nochmehrwissers vorenthalten hätte?

3.

Der Glückspilz und der Unglücksvogel.

Alidor ist ein Glückspilz, Alfred ein Unglücksvogel; was jener unternimmt, gelingt, was dieser unternimmt, schlägt fehl. Unternimmt jener gar nichts, so dringt das Glück wie Sonnenstäubchen durch seine verschlossenen Fenster, und unternimmt dieser gar nichts, so stürmt das Unglück doch wie ein Samum über ihn herein. Alfred spielt das ganze Jahr in allen Lotterien und gewinnt nie eine Ambe; Alidor wird gegen seinen Willen ein Los aufgenötigt, und er gewinnt den großen Treffer. Alfred bewirbt sich das ganze Jahr mühselig um ein Amt und erhält keines! Alidor bewirbt sich gar nicht, allein der Fürst bemerkt zufällig einen Zug um Alidors Nase, der ihn an eine teuere Person erinnert, und schenkt ihm Amt und Titel. Alfred soll mit einem großen Herrn eine Reise antreten, da stirbt der große Herr; nach langem Schmachten und Sehnen soll er endlich die erste Unterredung mit seiner Geliebten haben, da fällt er, verstaucht sich den Fuß und kann nicht ausgehen; sein erstes Stück soll nach langem Bestreben zum erstenmal gegeben werden, an demselben Tag brennt das Theater ab; ein reicher Buchhändler kauft ihm endlich das Manuskript ab, das Buch ist gedruckt, der Buchhändler macht Bankerott; ein Fürst will ihn zu seinem Privatsekretär machen, da bricht eine Revolution aus, und der Fürst braucht keinen Sekretär; er sucht eine Anstellung im Militär, weil gerade Krieg ist, plötzlich heißt es: Frieden! Eine Sängerin, die beim Minister in Gnade steht, will etwas für ihn thun, da kömmt eine Tänzerin und verdrängt die Sängerin: nach jahrelangem Solizitieren soll er endlich Zensor werden, da wird die Preßfreiheit im Lande eingeführt; kurz, Alfred ist ein wahrer Unglücksvogel selbst in den kleinsten Kleinigkeiten. Will er spazieren gehn, so regnet es, freut er sich auf ein Mittagessen, so wird es plötzlich abgesagt; hat er mit vieler Zierlichkeit und Mühe etwas ganz nett geschrieben, so schüttet er am Ende das Tintenfaß statt des Sandes darüber; freut er sich auf ein Theater, so wird die Hauptperson unpäßlich; will er einer Dame ein artiges Kompliment machen, so fällt ihm sein Hut aus der Hand; will er einem Wagen ausweichen, so tritt er einem Herrn auf den Fuß, er macht eine entschuldigende Verbeugung und wirft ein Mädchen in das Ladenfenster hinein; setzt er sich zu Pferde, so springt der Gurt; zieht er einen neuen Rock

an, so wirft der Bediente die Schüssel darüber; läßt er sich rasieren, so wird er geschnitten; läßt er sich Blutegel setzen, so packt keiner an; will er gerade zu einem Fenster hinaussehen, so verliert er das Glas aus der Brille, ja Alfreds Leben ist eine Reihe von fehlgeschlagenen Unternehmungen. Alidor hingegen thut nichts, bewirbt sich um nichts, geht auf nichts aus, und die gebratenen Tauben fliegen ihm ins Maul, er ist in allem gerade das Gegenspiel von Alfred, im Schlaf und Traum und Tändeln fallen ihm des Lebens Güter, des Lebens Freuden zu, kurz, der eine ist ein Glückspilz, und der andere ein Unglücksvogel.

4.

Der Eckgast.

Ich habe dem Leser schon einmal das Bild eines Menschen geliefert, der ein Unglücksvogel ist, dem das Butterbrot immer auf die rechte Seite fällt, der immer etwas umschüttet, ausgießt, jemanden auf den Fuß tritt, die Tinte statt des Sandes auf das Papier gießt, den Damen die Schleppe abreißt, sich auf den Mops setzt, beim Komplimentemachen ausglitscht und fällt u. s. w. Jeder Leser kennt eine Anzahl solcher Menschen, die recht gescheit sind, und noch nie dazu kamen, ein gescheites Wort zu sagen, die recht liebenswürdig sein können, aber nie die Gelegenheit dazu zu ergreifen wissen, die alles Glück verdienen, die aber vom Schicksal ausersehen sind, nichts als Unschickliches zu thun, nichts als Linkisches zu sagen, nichts als Fatales zu erfahren.

So habe ich einen Mann kennen gelernt, der ein zärtlicher Liebhaber, ein geschickter Musiker, ein braver Mensch und ein starker Esser war. Man weiß, daß man ein starker Esser und doch sonst ein ordentlicher Mensch sein kann, d. h. wenn man stark gegessen hat, oder wenn man die Aussicht hat, stark essen zu können. Stark essen ist nicht die kleinste Schwäche des Menschen, und ich muß gestehen, daß ich viele Schwächen habe, nur die nicht, stark zu essen, aber eine Schwäche, die noch schwächer ist als diese Schwäche, nämlich einen starken Esser zu beneiden.

Stark essen ist nichts als ein thätiges Loblied auf die Schöpfung, ein Te Deum laudamus mit vollen Backen angestimmt, eine Hymne an die Natur mit einem Akkompagnement von zweiunddreißig Zähnen. Wenn ich einen starken Esser essen sehe ist er mir ein erhabeneres Schauspiel, als ob ich ein majestätisches Gewitter herannahen sähe. Ein stiller Ernst lagert sich wie ein dunkles Gewölke um seine Stirn, eine drückende Schwüle lagert sich um seine Schläfe, und bis die Suppe kömmt, scheint durch die ganze Natur — ein Gedankenstrich zu gehen. Endlich kömmt die Suppe, er fährt mit dem Löffel wie ein Taucher hinab in das Meer und holt sich vom Grunde herauf die schönste Perle.

Dann kommt das Rindfleisch u. s. w. Das Gewitter bricht

los, mein Mann schlägt ein, wie ein Blitz: „Die höchste Spitze zieht ihn an!“ Saucen folgen nun wie Platzregen nach der Explosion, dann verbreitet er sich mit einer eben solchen Allumfassenheit über Gemüse, Mehlspeise, Braten, Konfekt, kurz, er umfaßt alle Zweige der Landwirtschaft und der Kochkunst; nach und nach ißt oder ißt er ruhiger, das Gewitter ist vorüber, und ein heiterer Sonnenstrahl lagert sich um seine Stirn: ich sehe das Schauspiel eines Gewitters mit an, welches verheerend über den Tisch zog und jetzt eine feierliche Stille und Leere zurückläßt.

Also: einen solchen starken Esser habe ich kennen gelernt, der aber dabei auch ein besonderes Unglück hatte, daß er stets ein „Eckgast“ war! An Gasttafeln und in Restaurationen, bei Diners und Soirees, traf sich's immer, daß er an der Ecke des Tisches saß, an der äußersten Spitze. Der arme Mann! Wer schildert seine Leiden! Bis die Suppe an ihn kam, waren fast alle konsistenziöse Weltteile herausgefischt! Mit einem Schwanenhalse biegt er sich in die Terrine hinein:

„Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
und alles hatte seine Herren!“

Von beiden Seiten sieht er nun „durch der Hände lange Kette“ zwei Schüsseln auf sich zueilen, sie nahen — sie kommen — schon sind sie da. — O Unglücklicher! In der einen ist fast nichts, und in der andern gar nichts mehr! O getäuschte Hoffnung! stiller Skorpion! Möge keine edle Seele dich erproben! Da wird das Rindfleisch herumgereicht. Das Rindfleisch, das erste und wichtigste Postulat der Eßgesetze! Wie eine Klapperschlange sieht er mit glühenden Augen dem heranrückenden Marqueur entgegen, schon hat er sich über zehn Nachbaren hinüber ein voluminöses Stück ausersehen; allein ein ganz unansehnlicher, blasser Bösewicht, dem man eine solche That gar nicht zugetraut hätte, gabelt es heraus, ein leiser Krampf durchzuckt meinen Eckgast; er faßt sich, die Schüssel rechts ist schon da, er steckt die dreispitzige Waffe aus, und „ha hi, Hohngelächter der Hölle“, bloß einiges Rindfleisch-Charpie liegt da, kleine Fäden, wie ein alter Weibersommer! Entsetzt wendet er sich nach der zweiten Schüssel, die von der linken Seite herdefiliert; o, ungeheure Ironie! In dieser Schüssel ist nichts als ein Zweig Petersilien, der Kranz eines ruhmvoll dagewesenen Rindfleisches. Neue Schmerzen, neue Resignation, neue Hoffnung und ein Fricassée, welches der Marqueur herumreicht. Da ist er schon, schon hört er seinen Atem, schon unterscheidet er in den verworrenen Fricassémassen eine niedliche alabasterweiße Hühnerbrust; an dieser Brust will er seinen Schmerz verbeißen. Da ist der Marqueur, aber, o unglücklicher Eckgast! Er sitzt an der Spitze des Tisches, im Einbiegen stößt der Marqueur an den Stuhl, die Hühnerbrust liegt am Boden und die Sauce auf dem schwarzen Frack unseres Schmärtyrers. Er wischt sich das Maul

und den Frack ab, und lauert einem zweiten Marqueur auf, der eine dampfende Mehlspeise herumreicht; man ist hart bei ihm, aber, o unglückseligster Eckgast! an der Spitze des Tisches muß der Marqueur eine Schwenkung machen, und so wendet er sich von seinem Nachbar rechts gerade zu dem Nachbar links und umzingelt in der Schwenkung gerade meinen Eckgast!

Verzweiflung malt sich auf seinem Antlitz. Da leuchtet der Braten ihm glänzend wie eine junge Hoffnung nach; er starrt dem Braten und allen seinen gefährlichen Bewegungen entgegen, die Schüssel kommt endlich auch an; ihm lächelt ein gebratener Apfel, der in dem Braten steckt, freundlich und ironisch, dem Braten folgt sogleich die Salatschüssel, in welcher mein unglücklicher Patron ein bischen abgelaufenes Öl findet, gleichsam um seiner Hoffnung die letzte Ölung zu geben. In höchster Raserei will sich mein Eckgast erheben, um fortzugehen, allein als Letzter am Tische sitzt er am nächsten zur Musik, die da ist, und er ist der Erste, dem das Notenblatt hingelegt wird! Welch ein Glück, ein Eckgast zu sein!

5.

Der Visiten-Mörder.

Wenn mir jemand sagt: „ich werde mir das Vergnügen machen, Sie zu besuchen," so antworte ich gewöhnlich: „O Sie sind gar zu gütig, das gebe ich durchaus nicht zu, ich werde mir die Ehre geben, Sie zu besuchen!" — Nun denkt der Mann, ich sei ein recht feiner, artiger, höchst höflicher Mensch! Er irrt sich aber; wenn ich dieses sage, bin ich ein maskierter Grobian. Wenn ich einen Besuch mache, so kann ich gehen, wenn und wann ich will; empfange ich aber einen Besuch, so muß ich warten, bis der andere geht, deshalb mache ich lieber zehn Besuche, als ich einen empfange! Wenn man einen litterarischen Ruf hat, und sei er auch so klein wie die Fürstentümer Reuß-Schleiz, Reuß-Greiz u. s. w., oder so klein, wie die Größe der neuen churhessischen Konstitution, so glaubt doch jeder reisende Student in den Vakanzen, jeder Reisebeschreiber und jeder Weinreisende, er müsse dieses Wesen begucken, wie eine alte Ruine oder wie einen verfallenen Krater. Da kommen sie, gucken uns an, stecken einige unserer Worte und unserer Blatternarben ein, packen sie in ihre Reiseranzen und bringen sie zu Hause ihren Kindern oder Söhnen mit. Da erzählen sie: „In München hab' ich Dampfnudeln gegessen und den Saphir gesehen, er war gerade nicht bei Witz, und hat drei Blatternarben auf der linken Seite der Nase!"

Unter allen Besuchen aber, mit denen mich Fremde und Unfremde in der Geduld unterrichten, zeichnet sich Herr Eierweiß auf eine grausam klassische Weise aus. Ich glaube nicht anders, als er ist von einigen schlechten Komödianten gemietet worden, mich

durch seine Besuche langsam, mit wahrer Barbarei aus dem Lande hinaus zu langweilen; es ist ein schleichendes Gift, das sie mir beibringen, und wenn ich langsam dahin schwinde, wie die preußische Staats-Zeitung nachdem sie keine Polen- und Cholera-Neuigkeiten mehr hat, so sind es die Visiten des Herrn Eierweiß, die mich nach und nach aufzehren und abmagern. Es wird dann grausamlich zu lesen sein, wenn es in den Zeitungen heißen wird:

„Es hat dem ewigen Ratschlusse gefallen, den bekannten Schriftsteller Saphir, im 3-sten Lebensjahre, nach langen Leiden, an einer langwierigen Visiten-Auszehrung von hier abzurufen."

Ich glaube an eine Vorherbestimmung, so z. B. glaube ich, daß bei Napoleons Geburt im Himmel schon bestimmt wurde, daß Sir Hudson Lowe bei seiner Rücklunft von Helena seinethalben auf öffentlicher Straße geprügelt werde. So glaube ich, daß als ein französischer Bauer einen Pfirsichbaum pflanzte, über dessen Pfirsichkern Dlle. Sonntag in Paris stolperte, es schon von der Vorsehung beschlossen wurde, daß sie über den Kern stolpern müsse, damit die Berliner von der neuen Religionssekte in Anbetung einer zweiten heiligen Jungfrau zurückkämen. So glaube ich auch, daß bei meiner Geburt schon vom Himmel beschlossen wurde, ich müßte in meinem Blütenalter, d. h. wenn die Blüten altern, durch die Visiten des Herrn Eierweiß vom Leben zum Tode hinübergesprochen werden!

Herr Eierweiß klingelt, mein Bedienter macht ihm auf, allein ehe er ihn anmeldet, hat ihn Herr Eierweiß behend umzingelt und klopft an meine Thür. Ich rufe zerstreut: „Herein!" trotzdem ich nicht zu Hause bin, er glitscht herein von der Thür bis zu meinem Schreibtisch, und husch! sitzt er plötzlich wie ein Tintenfleck auf meinem Sofa. „Ich störe doch nicht?" fragt Eierweiß, und ohne meine Antwort abzuwarten, fährt er fort: „Ich gehe sogleich wieder" — da kann ich bestimmt während der Zeit mich zweimal rasieren lassen. Ich nehme meine gute ehrliche deutsche Geduld zur Hand, die ich nur zuweilen anziehe, z. B. in einer Vorlesung von Karl Holtei, oder wenn der Bräutigam von Mexiko aufgeführt wird, oder wenn in der Deputiertenkammer über die Schubfuhren debattiert wird, oder wenn ich bei der Frau von X. zum Thee bin und die Tochter Klavier arbeitet u. s. w.

Dann steht Herr Eierweiß auf, tritt an den Spiegel, liest meine Visitenkarten durch und sagt dann: „Ach, was haben Sie für Visitenkarten, ich hab' auch sehr viele! —" „So?" erwidere ich, und lächle wie ein melancholischer Tiegliß. Nun nimmt Herr Eierweiß meine Uhr in die Hand: „Ach, eine schöne Uhr! eine Cylinder? ich habe auch eine ähnliche, sie ist jetzt beim Uhrmacher!" — „So?" erwidere ich, und fahre fort zu lächeln, daß

mir die Haut schaudert. „Ach, was haben Sie hier für ein Porträt?“ ruft nun Herr Eierweiß aus, und stöbert unter mehreren Bildnissen auf dem Spiegeltische herum. „Ist das Ihre Geliebte? Ihre Schwester? Eine Schauspielerin? Eine Sängerin? Eine Tänzerin? Ist sie hier? in Berlin? in Wien? Ich lächle mit Grazie immer fort, aber mein innerstes Eingeweide brennt schon vor Grimm. „O!“ eierweißt er weiter fort, „ich hab' auch mehrere Porträts, o!“ — „So?“ frage ich gedehnt, und indessen hat sich Herr Eierweiß schon meines Perspektives bemächtigt: „Ach, ist das ein Pariser? ein Londoner? sehen Sie gut d'rauf?“ — „So, so!“ sage ich, und schon hat Herr Eierweiß mein Petschaft in seinen Krallen: „Haben Sie das Siegel hier stechen lassen? drückt es sich gut ab? Ich habe auch ein ähnliches, aber auf Stahl.“ — So?“ repliziere ich unermüdlich fort. Nun geht's auf meinen Handspiegel los: „Haben Sie auch einen Handspiegel? ich kann mich auch ohne Handspiegel nicht anziehen!“ — „So?“ — Plötzlich fährt Herr Eierweiß über einen daliegenden Brief her: „Eine schöne Adresse, das ist gewiß eine Frauenhand; die Frauenhände kenne ich, ich bekomme so viele Briefe von Frauenhänden!“ — „So?“ — „O! einen Dolch haben Sie auch?“ schreit Herr Eierweiß nun auf, und packt meinen Dolch mit einer rednerischen Wut, „ich führe auch stets einen bei mir, gerade heute nicht.“ — „So?“ —

So geht es stundenlang fort, er stöbert alles durch, faßt alles an, sucht alles auf, guckt unter den Tisch, unter das Sofa, hebt die seidene Decke des Bettes empor, zieht die Schubfächer auf, bedient sich meines Kölner Wassers, probiert mein Federmesser, untersucht mein Feuerzeug, schlägt alle Bücher auf, läßt meine Uhr repetieren, und alles hat er auch so oder ähnlich, und ist nicht von der Stelle zu bringen. Kommt jemand, so sagt er: „Genieren Sie sich nicht, gehen Sie mit dem Herren in's Nebenzimmer, ich will schon hier warten, ich habe keine Eile.“

Dabei fühle ich, wie meine Kräfte immer abnehmen, wie ich mich immer schwächer fühle, und ich fürchte, ich bleib' ihm einmal unter dem Besuch! Dann sagt Herr Eierweiß vielleicht noch: „Ach, hat Sie der Schlag gerührt? mich hat auch einmal der Schlag gerührt!“

Ich habe aber jetzt ein Mittel ausspintisiert, ihn bald los zu werden, wenn er kommt. Die Not ist erfinderisch. Ich habe mir nämlich einen vollkommenen Frauenanzug verschafft. Einen großen Hut à la Zugspitz, einen Shawl, eine Enveloppe u. s. w. Wenn nun Herr Eierweiß bei mir ist, so muß sich mein Bedienter als Frauenzimmer verkleiden und verschämt den Kopf mit dem Hute zur Thür hereinstecken, dann plötzlich zurückfahren. Ich gehe sodann hinaus, komme zurück und sage zu Herrn Eierweiß: „Ach, Sie entschuldigen, eine Dame wünscht mich dringend zu sprechen!“

Ich hoffe, das hilft. Hilft es aber nicht, so weine mir eine Thräne nach, gefühlvolle Leserin, denn dann hat mich Herr Eierweiß zu tot besucht, und mein nächster Horizont wird dann beginnen: „Ich bin tot, liebe Leserin!“

6.

Der Judenfeind.

Der gütige Himmel hat jedem Geschöpfe seine Waffen, jedem Pflänzchen seine Eigenschaft und jedem Menschen seine eigentümliche Seite gegeben, von welcher er sich liebenswürdig und geltend machen kann. Von der Milbe bis zum Mammut, von dem Ysop, der an der Wand kriecht, bis zur herrlichen Zeder, von dem Kretin bis zum Sokrates ist kein Wesen auf der Stufenleiter der Schöpfung ganz reizentblößt, ganz interessenackt, ganz unbemerkenswert. Sehen wir zum Beispiel den bläßlichen Herrn Spindelfuß an. Er ist fade, wie ein kaltes Kataplasma; abgeschmackt wie ein altgebackener Grieskuchen; roh wie ein Russe, der in Rußland für roh gilt; hirnlos wie eine ausgewachsene Mumie; langweilig wie eine Cholera-Quarantaine; ignorant wie ein Mameluk und arrogant wie ein neugebackener Adel. Er ist so unbedeutend, daß der liebe Tod einstens große Mühe haben wird, ihn heraus zu finden, und daß er bei der Wiederauferstehung gewiß liegen bleibt, ohne daß es die liebe Vorsehung bemerken wird.

Allein auch dieser personifizierten Null, dieser in Fleischmakulatur einhergehenden Nichtigkeit hat die gütige Allbarmherzigkeit Gottes eine Seite gegeben, von welcher er sich bemerkbar machen kann, — er ist nämlich ein Judenfeind.

Auf eine wohlfeilere Weise kann ein charakterloser Mensch nicht zu einem Charakter kommen. Man fragt sich in Gesellschaft: wer ist denn dieses Schattenspiel von einem Menschen? Ist er ein Gelehrter? nein! — Ist er ein Dichter? nein! — Ist er ein Gutsbesitzer? nein! — Ist er ein Bankier? nein! — Ist er ein Handwerker? nein! — Ein Künstler? nein! — Ein Doktor! nein! — Ein Advokat? nein! — Ei, was ist er denn? — O! er ist ein Judenfeind! Da hat er plötzlich einen Charakter.

Mit dieser Judenfeindschaft macht sich Musje Spindelfuß höchst liebenswürdig. Wenn er nach und nach seinen seit dreißig Jahren an alle Frauenzimmer spedierten Liebreiz aufgezehrt sieht, wenn seine vierzig tausend Liebeserklärungen auf der Post liegen geblieben sind, wenn alle seine Heiratsbewerbungen unerbrochen auf Eilwagen wieder zurückarrivierten, da nimmt sein zusammengeschnürter Geist sich zusammen, er tritt vor den Spiegel, setzt den Hut hochverwegen schräg auf sein Kopfgestell, streicht sich den Backenbart in die Wangenhöhlen, die, fleischlos wie ein Fastentisch, ihre eigenen Einfälle belächeln, und sagt zu sich selbst: „Ich bin doch ein liebreizendes Bürschchen, und es kann mir kein Mensch

abſprechen, daß ich ein intereſſanter Judenfeind bin!“ — Der gute Muſje Spindelfuß kann alles ertragen, bedeutende Grobheiten, zarte Händel, Fingerfamiliaritäten mit ſeinen intereſſanten Monſcheinwangen, er ſucht ſogar ſelbſt gern allerlei Hader und Stänkereien an allen Orten, bei allen Gelegenheiten, kurz das Allergemeinſte iſt ſeiner zarten Seele angenehm, bloß gegen Juden ſind ſeine Nerven reizbar! All' ſein Witz, all' ſein Mut, alle ſeine Einfälle, all' ſeine Beredſamkeit, all' ſein ſanftſeliges Lächeln drehet ſich um die Juden herum, und wenn ihm einmal die Juden den verdammten Streich ſpielen wollten, ganz auszuſterben, er wäre das geſchlagenſte, erbärmlichſte, miſerabelſte Männchen aller fünf Weltteile, er hörte auf, etwas zu ſein, er müßte ſtumm herumwandeln!

An der Table d'hôte verzehrt er die Juden als Salz, als Salat, Deſſert. Lieſt er auf der Karte „Judenfiſch mit brauner Sauce“, dann iſt er geborgen, ſein Leben beginnt; er weiß, von was er ſprechen ſoll! Er bedauert, daß man „Judenfiſch mit brauner Sauce“ hat, denn er würde viel lieber „braune Juden mit Fiſchſauce“ eſſen. Iſt der gute Spindelfuß auf einem Platze, wo keine Juden ſind, ſo dreht er ſich wie ein von der Sonne aller Farbe ausgezogener Regenſchirm herum, und bemerkt, es iſt gottlob kein Jude da. Dabei lächelt er ſelig wie ein gedörrter Schwarzreiter, denn nun weiß er, was er ſprechen ſoll; die Damen, die ſo unglücklich ſind, ihn anhören zu müſſen, wiſſen nun, daß ſein Mund von Juden überfließt.

Iſt er an einem Orte, wo Juden ſind, o, da iſt er erſt recht glücklich! Denn nun kann er gleich zu ſprechen anfangen, ohne erſt Leibzwicken zu haben. Denn in ſeiner endloſen Fadheit nicht einmal geſchickt genug, noch vom Wetter oder von der Cholera zu ſprechen, ſind es nur die armen Juden oder vielmehr die reichen Juden, die ſich ihm auf die Sprachwerkzeuge geſchlagen haben! Er ſagt erſt: „Ach, es wäre hier ſchön, wenn nur nicht ſo viel Juden da wären!“ Nach dieſer Geiſtesanſtrengung ruht er auf ſeinen Rednerlorbeeren aus; dann wendet er ſich in ſeiner überſchwenglichen Liebenswürdigkeit zu einer andern Dame, und ſendet ihr poſtfrei die Bemerkung hin: „Überall ſind Juden!“ — Hierauf knickt er, erſchöpft von dieſem Aufwand an Witz und poſitivem Wiſſen, wie ein Taſchenmeſſer zuſammen, erholt ſich nach einigen Augenblicken, und frankiert an eine dritte unglückliche Dame die Worte: „Daß doch die Juden überall ſind!“ Nachdem er ſich nun ſelbſt über die Fülle ſeiner Genialität angeſtaunt, wendet er ſich zu dem vierten bedauernswerten Gegenſtande ſeiner intereſſanten Aufmerkſamkeit mit dem brillanten Einfall: „Müſſen denn überall Juden ſein?!“ Darauf drängt er ſich wie eine maskierte Sardelle durch die Reihen bis an das andere Ende des Saales und näſelt mit unendlicher Grazie einer beklagenswerten Dame

das herrliche bon mot hin: „Findet man doch Juden überall!“ — Ich glaube, wenn Musje Spindelfuß einst auf der letzten Poststation des Lebens angelangt sein wird, schnüffelt er dem Tode noch die Worte zu: „Sind hier keine Juden?“

Da überhaupt der Judenhaß da anfängt, wo die gesunde Vernunft aufhört, so kann der Leser sicher darauf rechnen, daß, wo er das Wort „Jud“ ausgestoßen hat, da hat der Verstand des Sprechers entweder noch nicht angefangen, oder er ist bereits zu Ende. Wo das Herz und der Geist gleich dumm und stumm sind oder zu werden beginnen, und bloß die fünf Sprachwerkzeuge für Kopf und Herz provisorisch das Wort führen, da ist immer das Feldgeschrei: „Jude! Jude!“

Musje Spindelfuß aber läuft als mathematischer Beweis des eben Gesagten unter uns herum. Es ist das drolligste und lächerlichste Exemplar dieser Rasse auf Erden, und sollten wir im Verlaufe der Zeit entdecken, daß er sich in dieser Wissenschaft vervollkommne, so werden wir Buffons Naturgeschichte mit einer lithographierten Abbildung dieses Prachtexemplars von einem Judenfeinde gelegentlich vermehren.

Sechse treffen!

Ein halb Dutzend getroffene Lebens-Bauern

I.

Der Gassen-Philanthrop.

Man sagt, es giebt keine Menschenfreunde, es ist nicht wahr! Giebt es nur erst Menschen, die Menschenfreunde finden sich schon. — Es giebt, Gottlob, außer den Totengräbern auch noch Menschenfreunde genug; sie sind nur nicht zugänglich, sie wohnen hinter vier Mauern, hinter sechs Thüren, hinter acht Domestiken. Aber der Himmel sieht ihr Herz, und wenn wir einst in den Himmel kommen, so werden wir es auch sehen; bis dahin eine kleine Geduld.

Von den eingemauerten Menschenfreunden rede ich also nicht. Das sind Gala-Exemplare von Menschenfreunden, die nicht in Gebrauch genommen werden. Ich rede von den Menschenfreunden auf der Gasse, von den Menschenfreunden zum täglichen Gebrauch: von den Menschenfreunden aus Müßiggang endlich.

Herr Stutzhütl ist ein solcher Gassen-Philanthrop; er hat nichts zu thun, als menschenfreundlich zu sein; er ist von früh morgens bis spät abends menschenfreundlich Sein Müßiggang ist sein Menschenfreundschafts-Patent.

Stutzhütl geht des Morgens sehr früh ins Kaffeehaus. Hier hilft er dem Marqueur die Zeitungen in die Rahmen einheften, hängt die Theaterzettel auf, geht zu zwei bekannten Damen und läßt ihnen durch das Stubenmädchen hineinsagen, daß wegen einer plötzlichen Unpäßlichkeit die gestern angekündigte Oper heute nicht gegeben wird.

Auf dem Lobkowitzplatz fährt ein schwerer Wagen, Stutzhütl benachrichtigt den Kutscher, daß hinten ein Bagagestück losgegangen ist, und geht mit erleichtertem Herzen in die Klostergasse; ein Fiaker kommt ihm entgegen. Stutzhütl, der sein rettendes Auge überall hat, bemerkt, daß dem Handgaul das Hufeisen locker werde; er warnt den Fiaker menschenfreundlich und schwenkt sich auf den Markt hin. Da läuft ihm ein kleiner Hund zu und be-

ſchnuppert ihn: „Du haſt gewiß deinen Herrn verloren!“ Stutzhütl macht die Thür vom Leibenfroſtſchen Kaffeehaus auf und ruft hinein: „Hat einer von den Herren ſeinen Hund verloren, einen Pintſcher?“

Aber damit iſt Stutzhütls Menſchenfreundlichkeit noch nicht erſchöpft: in der Plankengaſſe hält eine Equipage, der Kutſcher will abſteigen, den Schlag zu öffnen; die Pferde wollen nicht halten, Stutzhütl ruft ihm zu: „Nur ſitzen bleiben!“ eilt hin, macht den Kutſchenſchlag auf, ſchlägt den Antritt herab und eilt mit beflügeltem Schritt in die Seilergaſſe. Vor ihm geht eine Dame, welcher ihr großes Umſchlagetuch von den Schultern herunterrutſcht Stutzhütl, der Retter in Gefahr, ſpringt heran, lächelt und ſagt. „Euer Gnaden, Ihr Tuch fällt in den Moraſt!“ Kaum iſt dieſe menſchliche Handlung vollbracht, ſo erblickt Stutzhütls unglücksforſchendes Auge einen ſchwankenden Blumentopf an den Fenſtern des vierten Stockwerkes, er läuft hinauf, läßt das Dienſtmädchen herausrufen und hineinſagen, man möchte den Blumentopf wegnehmen, es könnte ein Unglück geſchehen.

Kaum hat ſein beflügelter Fuß die mütterliche Erde wieder geküßt, ſo iſt ſchon wieder Gelegenheit da, Unglück zu verhüten. Ein Mann geht vor ihm, dem das ſeid'ne Taſchentuch heraushängt; Stutzhütl, raſtlos unglückverhütend, läuft ihm nach und ſagt: „Mein Herr, geben Sie acht, Ihr Taſchentuch!“ — und ſchon iſt er in der Quergaſſe, die in die Spiegelgaſſe führt: ein guter Engel hat ſeine Schritte hierhergeleitet, denn im dritten Stockwerk hängt ein Maurer, der das Haus weißt, und unten geht eine ſchwarzgekleidete Frau. Stutzhütl ſpringt hinzu, faßt ſie am Arm und ruft aus: „Gnädige Frau, Sie werden voll mit Kalk geſpritzt!“ — Geſagt, gerettet, und dahin geht er mit dem ſüßen Lohn im Herzen, in die Spiegelgaſſe. Da ſtehen zwei Obſtweiber in einem Hausthore, und aus demſelben wird ein Wagen rückwärts herausgeſchoben! Stutzhütl packt beide an: „Aber, Weiberl, wollt Ihr denn von rückwärts gerädert werden?!“ Und wie ein Blitz iſt er aus der Spiegelgaſſe am Graben bei der Theaterzettel-Ecke. Ein kleiner Junge ſtellt ſich auf die Fußſpitzen, um die Zettel zu leſen: Stutzhütl naht ſich ihm: „Sie können wohl nicht ſo hoch hinauf?“ Nun lieſt er ihm alle Theaterzettel, alle Ball-Anzeigen, alle verlorenen Hunde und zahnärztlichen Anzeigen vor, und nimmt ſeinen philantropiſchen Weg auf den Stock-im-Eiſen-Platz. Hier ſteht jemand und ſchaut nach der Uhr: allein es iſt neblig, Stutzhütl geht auf ihn zu, nimmt die Uhr heraus, lächelt, ſpricht: „Dreiviertel auf Zwölfe!“ und eilt fort auf den Stephansplatz. Hier hat der Wind jemandem den Hut vom Kopfe gewirbelt; Stutzhütl wirbelt dem Hute nach, erreicht ihn, reinigt ihn vom Schnee, bringt ihn ſeinem Eigentümer, lächelt, ſpricht: „Ja, auf dem Stephansplatz iſts gefährlich!“ und verſchwindet in die

Rotenturmstraße. Da schlägt der Wind ein offenstehendes Halbfenster hin und her; Stutzhütl steigt die Treppe hinauf und ruft in das Vorzimmer hinein: „Der Wind wird Ihnen die Fensterscheiben einschlagen!“ Auf dem Kienmarkte angelangt, sieht das alles umfassende Auge Stutzhütls einen Quartierzettel, welcher umgekehrt, mit der Schrift an die Wand hängt: er geht ins Haus, sieht den Hausmeister, lächelt, spricht: „Die Quartierzettel hängen umgekehrt, das nützt nichts!“ und wandelt seinen Gang weiter, bis zum Rotenturmthore; hier spricht ihn jemand an: „Entschuldigen Sie, komme ich hier recht in die Teinfaltstraße?“ — Stutzhütls Antlitz verklärt sich, die Sonne der Menschenfreundlichkeit leuchtet aus seinen Zügen. „In die Teinfaltstraße? Das ist gerade mein Weg auch; belieben nur mit mir zu spazieren.“ Und er führt den Mann vom Rotenturmthore bis in die Teinfaltstraße. Auf dem Rückwege in der Renngasse steht ein kleines Kind und spielt im Schnee; er fragt es, wem es angehöre, geht zu dessen Eltern ins Haus hinein und warnt sie: „Das Kind wird sich die Füßlein erfrieren!“ Auf der hohen Brücke raufen zwei Schusterbuben miteinander. Stutzhütl tritt wie ein Genius des Friedens zwischen die ergrimmten Schusterbuben, Versöhnung träufelt von seinen Lippen, und die Schusterbuben?

„Und in den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerz und vor Freude!“

Im Nachhausegehen, schon in der Dämmerung, schlägt er noch jemand schnell auf die Schulter, lächelt und spricht: „Sie haben sich da hinten ganz weiß gemacht!“ und entschlüpft der dankenden Erkenntlichkeit.

Kurz, Stutzhütl ist die personifizierte Menschenfreundlichkeit, die in Fleisch und Bein gesetzte Philanthropie, eine wandelnde Vorsehung, ein Gassen-Genius. Den ganzen Tag bescheint die Sonne seine menschenfreundliche Laufbahn, und wenn sie die Sonne nicht beleuchtet, so beleuchtet sie die Abendlampe, denn am Abend wandelt Stutzhütl von einem Theater ins andere, und ruft dann allen Bekannten im Nachhausegehen zu:

„Im — Theater wars leer, im — Theater wars voll! Gute Nacht!“

Gute Nacht, schlaf wohl, Stutzhütl, nach getaner Arbeit ist gut ruhen!

8.

Der Anekdoten-Krampus.

Der Herr Zindelkleber wirft jährlich einige tausend Anekdoten ab. Wie der Zwetschkenbaum Zwetschken trägt, so trägt Herr Zindelkleber Anekdoten. Man braucht ihn nur zu schütteln, so fallen sie zu hunderten herunter. Es braucht nur ein leiser Wind zu wehen, so fallen sie zu Boden.

Aber der Zwetschkenbaum steht fest, und wer keine Zwetschken will, der geht nicht hin, der schüttelt ihn nicht. Herr Zindelkleber jedoch steht nicht fest, er ist ein wandelnder Zwetschkenbaum; wenn er nicht geschüttelt wird, so schüttelt er sich selbst, und die Anekdoten fallen grün, gelb, halbreif, verfault auf die Häupter unschuldiger Menschen herab. Die Zwetschken haben doch Kern; aber Zindelklebers Anekdoten sind Zwetschken ohne Kern. Ein Zwetschkenbaum giebt im Winter Ruh. Zindelkleber treibt fortwährend Anekdoten, im Winter, im Sommer, im Herbst, im Frühling, und in der fünften Jahreszeit, in den Hundstagen!

Ein Zwetschkenbaum trägt alle Jahre frische Zwetschken, Zindelkleber trägt alle Jahre dieselben Anekdoten! Ein Zwetschkenbaum, je älter er wird, desto weniger Zwetschken giebt er; Zindelkleber, je älter wird, desto mehr Anekdoten trägt er! Zindelkleber ist ein wahrer Anekdoten-Krampus, ein Anekdoten-Wau-Wau, ein Anekdoten-Haifisch: wenn er das Maul aufmacht, verschlingt er eine ganze Gesellschaft mit Haut und Haar! Und Zindelkleber macht das Maul fleißig auf, Zindelkleber thut nichts, als das Maul aufmachen, und wenn er das Maul zumacht, so macht er das Maul nur zu, um das Maul aufzumachen.

Wo Herr Zindelkleber wohnt? Er wohnt nicht: sein Reich ist nicht von einer bestimmten Wohnung. Des Morgens läßt er im Kaffeehause Anekdoten fallen, des Mittags schüttelt er sich Anekdoten auf der Bastei herab, bei Tische streut er Anekdoten aus, abends pflastert er die Zirkel mit Anekdoten, und in der Nacht erzählt er sich selbst einige Anekdoten.

Wo Herr Zindelkleber weilt? Er weilt nirgends, wie ein Wolkenbruch entladet er sich seiner Anekdoten über die Paläste der Reichen und über die Hütten der Armen, und zieht, furchtbar drohend, seinen Schreckensweg weiter fort!

Was Herr Zindelkleber ist? Er ist Kommandant der vereinigten Postbüchel, Feldwebel der vademecumatischen Wissenschaften, Magister der freien Albernheiten, General-Einbalsamierer aller verstorbenen Bonmots und öffentliches Mitglied mehrerer geheimen Unanständigkeiten.

Von was Herr Zindelkleber lebt? Er lebt von dem Fett magerer Anekdoten, von dem Fleisch abgenagter Einfälle, von dem Überfluß an Witzmangel, von dem Reichtum an Geistesarmut, von der üppigen Vegetation kahler Gedanken, von dem Safte ausgedorrter Bonmots; von der Fülle leerer Wortspiele, und von der steten Abwechslung seines ewigen Einerlei!

Wo man Herrn Zindelkleber findet? Man findet ihn überall, wo man ihn nicht sucht; man findet ihn überall, wo er nichts verloren hat; man findet ihn überall, wo der redliche Finder sehr belohnt wäre, wenn er ihn nicht fände, und wo wir ihn finden, sind wir ihm ein gefundenes Essen.

Letzthin ging ich des Morgens um sechs Uhr, einen Freund auf die Post zu begleiten; es herrschte überall Stille und Ruhe; man sah keinen Menschen, ich war mir keines Unheils gewärtig, nicht einmal die Journal-Austräger gingen noch an ihr Geschäft, bloß hie und da ging ein Milchweib und trug Wasser auf unsere Kaffeemühlen, da, als ich um das Essig-Gäßchen bog, fiel der Anekdoten-Krampus wie vom Himmel vor mir nieder.

„Ach, guten Morgen! wohin?"

„Auf die Post!"

„Auf die Post! Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen. Einmal fuhr jemand auf die Post u. s. w."

Nun erzählte er mir eine Anekdote, von der ich meinem Großvater auf seinem Totenbette versprach, sie keinem Menschen mehr zu erzählen, weil er sie von seinem Großvater geerbt hatte. Ich will von dannen, er fragt: „Haben Sie denn so viel zu thun?"

„Wie Sie sehen!"

„Wie ich sehe! Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen!" Und eine Anekdote wälzt sich von seiner Brust, die vor Altersschwäche schon nicht mehr gehen kann. Ich hüpfe immer vorwärts, er mit, und Anekdoten auf Anekdoten rinnen auf mich herab, bis ich auf die Post komme und meinem Freunde zurufe:

„Dort legt ein Kutscher seine Pferde an,
Dies elende Fahrzeug könnte mich retten!"

Ein andermal ging ich auf der Bastei, Mittag, als es furchtbar schneite, in der Gewißheit, jetzt niemand da zu finden. Auf einmal steht eine Gestalt vor mir: es war der Anekdoten-Krampus.

„Jetzt spazieren?"

„Ja, ich liebe dieſes Unwetter!“

„Unwetter? Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen.“

Darauf erzählte er mir eine Anekdote, die einſt Noah in der Arche erzählte, und Frau Noah darauf erwiderte: „Ich bitte dich, dieſe Anekdote habe ich ſchon in Müchlers Anekdoten-Almanach geleſen!“

Da ich ſchon beim Karolinenthor war und heruntergehen wollte, ergriff er mich abermals wie ein gigantiſches Schickſal und wollte mir noch eine ſeiner langen Anekdoten erzählen, da half ich mir mit einem Staatsſtreich und ſagte: „Entſchuldigen Sie, ich kann Ihre Anekdote nicht aushören, denn ich muß im nächſten Frühjahr verreiſen!“ —

Wieder einmal war es nachts um halb zwölf Uhr, ich kam aus einer luſtigen Geſellſchaft ganz traurig nach Hauſe, man hörte und ſah niemand in den Straßen, bloß zwei Nachtwächter riefen ſich zu: „Schlafen Sie wohl, angenehme Ruh'!“ Ich ſelbſt ging nach Hauſe und dachte nichts, als: „Ich bin doch neugierig, was morgen in meinem Humoriſten ſtehen wird“ — da taucht der Anekdoten-Krampus vor mir auf:

„Woher ſo ſpät?“

„Aus einer kleinen Unterhaltung!“

„Kleine Unterhaltung? Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen.“

Nun erzählt er mir eine Anekdote, die in Pompeji jemand ſeinen Tiſchgenoſſen erzählte, als ſie gerade verſchüttet wurden. Dabei haltet er mich am Ärmel meines Mantels – deſſen Schickſal ich nächſtens erzählen werde — und begleitet mich nach Hauſe. Ich läute an. „Haben Sie keinen Hausſchlüſſel? Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen!“ Mein Hausmeiſter, der ſo alt war, als ob er eine Anekdote des Herrn Zindelkleber wäre, und dabei ſo feſt ſchlief, als hätte ihm Herr Zindelkleber eben die Anekdote erzählt, kam endlich und ich ſchlüpfte in das Haus; ich war ſchon auf der Treppe, da hörte ich noch, wie Herr Zindelkleber zum Hausmeiſter ſagte: „Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen!“

2.

Der Fragen-Donnerer und der Blitzableiter.

Mein erster Satz ist, in der Welt
Die Frager zu vermeiden.

Goethe.

Es giebt Leute in der Welt, welche unter der Konstellation eines Fragezeichens geboren worden sein müssen; wenn sie gar nichts mehr zu fragen wissen, streichen sie uns mit der Hand an dem Rockärmel herab und fragen: „Was kostet die Elle von diesem Tuche?“

Schon das Sprichwort sagt: ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können. Es ist bei der Sache aber ein Glück, daß es diesen Fragern gar um keine Antwort zu thun ist. Aber dennoch sind sie eine wahre Land- und Stadtplage!

Es war im Saal des Musikvereines. Ich stand am Orchester. Mit dem rechten Ohr sah ich der Musik entgegen, und mit dem linken Auge hörte ich, was auf der Gallerie gesprochen wurde. Der Saal war noch halb leer. Da kam Herr Schneppermaul auf mich zu; indem er den Kopf vorwärts neigte und die Kniespitzen auswärts streckte, sah er fast aus wie ein großes Fragezeichen (?). Noch einen Ruck, jetzt hatte er mich, der Fragen-Donnerer.

Er. Belieben Sie auch da zu sein?
Ich. O ja.
Er. Erwarten Sie heute viel Genuß?
Ich. Ich? So!
Er. Belieben keinen Sperrsitz zu haben?
Ich. Ich, o nein
Er. Belieben alle Konzerte zu besuchen?
Ich Alle nicht.
Er. Waren Sie gestern in der Oper?
Ich. Nein.
Er. Haben die Gewogenheit, was belieben von dem Schriftsteller *** zu halten?

Das war eine schwierige Passage! Da war mit „Ja“ oder „Nein“ nicht hinüber zu kommen. Bei solchen Gelegenheiten habe

ich eine eigene Antwort, sie läßt sich aber leider nicht gut wiederholen, denn Buchstaben und Zeichen geben diesen kunstartikulierten unartikulierten Naturlaut nicht wieder. Es ist ein „Hum!“ und ein „Oh!“ und ein „So!“ und ein „I nu!“ in eine lang gehaltene Nasenpassage verschmolzen und in einer verbebenden Kehlkopf-Fermate ausgehend. Es ist ein Ton, wie wenn eine etwas rostige Maultrommel mit einem auf dem Tisch gekreiselten Messingknopf ein zärtliches Duett singt.

Ich kann diesen in seiner Art einzigen, von mir selbst erfundenen Antwort-Kontrebaß nicht beschreiben; dem neugierigen Leser bin ich bereit, ihn denselben hören zu lassen, wenn er mir das Vergnügen schenkt, mich zu besuchen. Für auswärtige Leser bin ich bereit, denselben lithographiert beilegen zu lassen, aber erst wenn frisch pränumeriert werden soll.

Um aber doch ein Sumbol dieses Unaussprechlichen zu geben, habe ich versucht, diesen Laut in Musik zu setzen, und zwar folgendermaßen:

Ich.

Der geneigte Leser wird mich nun auch als Kompositeur schätzen und lieben lernen. Diese Komposition, die ich in einer einzigen Winternacht zuwege brachte, paßt zu allen unsern Operntexten, und kann noch nebenbei als musikalische Antwort der Preisfrage:

„Ist Riesen auch Musik?“

gebraucht werden. Ich werde diese Komposition stechen lassen, und sie als Extra-Beilage meinen Lesern mitteilen, aber erst, wenn frisch pränumeriert werden soll.

Die Fragen des Fragen-Donnerers stürmten von neuem los.

Er. Haben die Gewogenheit, schon viel Pränumeranten zu haben?

Ich.

Er. Belieben gar keine Mitarbeiter zu haben?

Ich.

Er. Sie belieben gewiß in der Nacht viel zu arbeiten?

Ich.

Er. Haben die Gewogenheit, was halten Sie von Logogryphen überhaupt?

Ich.

Das Ding wurde mir endlich doch zu bunt, ich machte einen coup d'état. Ich that, als ob ich eine Dame auf der Gallerie grüßte, nickte, machte ein Zeichen mit der Hand, ob ich hinaufkommen sollte, nickte wieder mit dem Kopfe und sagte plötzlich zu dem Fragen-Donnerer:

„Belieben zu entschuldigen, da oben winkt eine Dame.“ Ich eilte rasch vorwärts, indem er mir noch zurief:

„Belieben Ihre Geliebte zu sein?“

Ich kam glücklich auf der Gallerie an und lehnte mich ganz erschöpft in einen Winkel. Ich mochte kaum fünf Minuten da gestanden haben, als ich plötzlich die Frage hinter mir hörte:

„Belieben sich getäuscht zu haben?“

Mich überfiel eine tödliche Angst! In den nächsten fünf Minuten hatte er mich nach meinem Schneider, nach meiner Wäscherin, nach meinen Studien u. s. w. gefragt! Da sah ich plötzlich Kousin Wilhelm im Saale stehen, ich winkte ihn herauf, um ihn als Blitzableiter gegen den Fragen-Donnerer zu gebrauchen. Kousin Wilhelm kam, Herr Schneppermaul fiel sogleich wie ein Schröpfkopf auf seinen Nacken und versetzte ihm die Frage:

„Haben die Gewogenheit, ein Kousin von Herrn S. zu sein? mütterlicher Seite? leibliches Geschwister-Kind? belieben ein Ungar zu sein? u. s. w.“

Kousin Wilhelm war noch frisch, noch ganz unausgefragt, er konnte schon noch einen Hieb ertragen, ich überließ ihn dem Fragen-Donnerer und schlich mich davon. Nach einer Viertelstunde sah ich ihn blaß und erschöpft den Konzertsaal verlassen, ich ging ihm nach, klopfte ihm auf die Schulter und fragte:

„Belieben sehr angegriffen zu sein?!“

4

Herr von Bumihl, der Viſiten-Igel, oder: „Nur fünf Minuten!“

Wenn mein Bedienter hereintritt und ſagt: „Herr von Bumihl wünſcht E. G. zu ſprechen!“ lächelt er ironiſch, und die Schadenfreude glänzt ihm aus den Augen.

Herr von Bumihl iſt ein wahrer Viſiten-Igel. Bevor er ſich feſtſetzt, ſucht und ſchnuppert er überall herum und windet ſich in tauſend Krümmungen, hat er aber einmal gepackt, ſo ſitzt er feſt und ſaugt ſich voll, und fällt nicht ab, bis er an unſerem Blut ſich ſatt geſogen hat.

Herr von Bumihl tritt herein: „Nur fünf Minuten, mein Verehrteſter!“

Nur fünf Minuten! Wieviel „fünf Minuten“ lebt denn der Menſch in ſeinen ſiebzig Jahren? Nur fünf Minuten! In fünf Minuten ſpringt die Minerva aus dem Haupte Jupiters; in fünf Minuten geht ein Liſſabon unter!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns unſere Geliebte mit einem „Ja!“ beglücken, und wir ſind auf ewig verloren; in fünf Minuten kann ſie uns einen Korb geben, und wir ſind auf ewig gerettet!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann man einen dreißigjährigen Krieg verlieren; in fünf Minuten kann man den Himmel gewinnen!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann man eine reine Seele vergiften; in fünf Minuten kann man eine gebeugte Seele aufrichten!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann man den Plan zu einer „Ilias“ gebären; in fünf Minuten kann man die Bibliothek zu Alexandrien zerſtören!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns jeder unſerer fünf Sinne fünfmal zum Entzücken und fünfmal zur Verzweiflung bringen!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns das volle Herz zu einem Geſtändniſſe hinreißen, welches fünfzehn Jahre voll Reue nicht ungeſtanden machen!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns der ſchwarze

Kaffee und die blonde Geliebte erkalten: in fünf Minuten könnten uns zehn Gläubiger begegnen: in fünf Minuten können wir zehnmal beim Rigorosum durchfallen; in fünf Minuten können wir tausend Abonnenten verlieren; in fünf Minuten können wir um die schönsten Hoffnungen und um die sichersten Kapitalien betrogen werden; in fünf Minuten können wir zehn mündliche und einen schriftlichen dummen Streich gemacht haben; in fünf Minuten können wir uns bequem achtmal blamieren; in fünf Minuten läugnet ein Mädchen sechs Jahre von ihrem Alter, und in fünf Minuten bricht Mancher zehnmal sein Ehrenwort!

Nur fünf Minuten!

O Bumitzl! Bumitzl!

Also da ist er, Herr von Bumitzl. „Nur fünf Minuten, mein Verehrtester!"

Ich lächle frugal und sage: „Was steht zu Diensten?"

Da fängt Herr Bumitzl an, die Ouverture zu reden:

„Ach, ich weiß. Sie sind sehr beschäftigt; ich weiß, Ihre Zeit ist kostbar; ich weiß, was Sie alles zu thun haben; o, ich weiß das sehr wohl; o ich weiß, was das heißt: redigieren! ich weiß, was das sagen will; o ich weiß, was da alles vorkommt, ich weiß —"

„Ich bitte unterthänigst, mit was kann ich dienen?"

„Ach, nur fünf Minuten! Ich weiß, was die Zeit ist, ich weiß dieses Gut zu schätzen, o ich weiß dieses unschätzbare Kleinod zu würdigen, ich weiß —"

„Darf ich Sie bitten, mir gefälligst sagen zu wollen?" —

„Ach, ich bin gleich fertig, nur fünf Minuten! Ich weiß, daß tausend Gegenstände Sie beschäftigen; ich weiß, wie ein solches Geschäft die Zeit in Anspruch nimmt; o ich weiß —"

Da bringt mein Bedienter einen Brief, ich sage: „Sie entschuldigen!" Bumitzl erwidert:

„O ich weiß, daß diese Sachen sich nicht verschieben lassen; ich weiß, was ein Brief manchmal zu bedeuten hat, o ich weiß u. s. w."

Ich lese den Brief, indessen macht Herr von Bumitzl mit meinem Bücherschrank Bekanntschaft, zieht die Einbände heraus, schlägt die Wörterbücher auf, zählt die Almanache, prüft die Einbände. Ich bin indessen mit dem Briefelesen fertig. Bumitzl dreht sich um: „Haben Sie auch die Leinwandrücken so gern bei den Büchern?"

„O ja!"

„Sie können hier nicht recht einbinden, denn — —"

„Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, was mir die Ehre verschafft, ich bin etwas zerstreut" —

„O, ich bin sogleich fertig, nur fünf Minuten; ich weiß, daß Sie viel geplagt sein müssen, ich weiß, wie sich so was

überhäuft, o ich weiß, Sie bekommen gewiß manchmal lästige Besuche —"

„O, es trifft sich zuweilen: also, Sie wünschen?" —

In diesem Augenblicke bringt man mir die Korrektur des nächst zu erscheinenden Blattes, ich ergreife mit Entzücken diese Gelegenheit und sage mit aller Courtoisie eines Hofmanns Ludwigs XIV.:

„Sie sehen, hochgeehrter Herr von Bumitzl, wie dringend ich beschäftigt bin, wollten Sie mir nicht in Kürze ꝛc."

Aber der ehrenfeste Visiten-Igel macht nun erst recht Anstalten, sich für fünf Minuten über die Ewigkeit anzusiedeln! „O," sagt er, „genieren Sie sich nicht, ich kann warten! Ich weiß, was eine Korrektur zu bedeuten hat, ich weiß, das leidet keinen Aufschub; o ich weiß sehr gut, o genieren Sie sich nicht, ich werde mich indes ein bischen in Ihrem Atelier umsehen!"

Ich muß mich in mein Schicksal ergeben, ich setze mich an die Korrektur, indessen Herr von Bumitzl in meinem Zimmer herum bumitzelt! Erst beschaut er die Bilder, dann betastet er die Büsten an Nasen und Ohren, dann riecht er zu allen Blumen und bricht eine Knospe ab, dann sieht er meine Visitenkarten durch, dann nimmt er meine Ringe vom porte-bijoux, reibt sie am Rockärmel und läßt sie gegen das Fenster spielen; dann naht er sich meinem Pulte: „Sie entschuldigen!" und zieht mir sachte die Zeitschriften unter dem Papier, auf welchem ich schreibe, hervor; dann nimmt er mein Siegel und drückt es sich in der flachen Hand ab; kurz, er ist unerschöpflich in Selbstbeschäftigung. Endlich bin ich fertig, und ich bitte ihn nun ernstlich: „Sie sehen, wie unendlich ich mit Geschäften überhäuft bin, wenn Sie nun Ihren Wunsch aussprechen wollen —"

„O, es ist eine Kleinigkeit, für Sie wenigstens, ich wollte lange nicht kommen, allein ich dachte doch wieder, denn es ist ein eigenes Ding, Sie werden etwas befremdet sein, jedoch ein Mann von solcher Erfahrung —, es ist zwar Ihr Fach nicht, ich weiß, daß Sie dazu wenig Zeit haben, ich weiß, daß solche Kleinigkeiten, o ich weiß recht gut —"

Da kommt die Post, Briefe, Zeitungen, Papiere, jede Ader in mir zittert vor Ungeduld, Bumitzl sagt: „O, genieren Sie sich nicht, ich weiß, die Post ist ein wichtiges Ding, ich weiß, was manchmal von einem Brief abhängt, o ich weiß recht gut —" und Bumitzl lehnt sich in die Ecke meines Divans, als wollte er nun da in endlich gefundener Gemütsruhe das Ende seiner Tage erwarten. Verzweiflung bemächtigt sich meiner, da sendet der Himmel seine gnädige Rettung: mein Buchdrucker kommt mit der Monatsrechnung. Ich raffe allen Mut der Verzweiflung zusammen und sage: „Herr von Bumitzl, ich habe jetzt eine Rechnung

abzuſchließen, die wenigſtens vier Stunden dauert, ich bin untröſtlich, allein —“

Bumizl ſpringt auf und ſagt: „O, genieren Sie ſich nicht, ich gehe indeſſen hinüber ins Kaffeehaus, ich weiß, was eine Rechnung für Zeit braucht, ich weiß, ſo eine Monatsrechnung, o ich weiß recht gut, ich bitte, genieren Sie ſich nicht, ich komme ſodann wieder, wenn Sie erlauben, nur fünf Minuten!“ Fort iſt er, ich atme, aber unter dem Schwerte des Damokles; wenn ein Schritt durch die Straßen hallt, ſo fahr' ich zuſammen und ſeufze: „O, ihr gütigen Götter, alles, nur nicht Bumizl!“

8.

Das Kaffee-Krüglein der Witwe im Krapfenwaldel, oder: Was kann die menschliche Macht aus einer Portion Kaffee nicht alles machen? „Wo Zwei nichts essen, da können noch Sechse nichts miteſſen.“

Es giebt viele Menſchen, die, wenn ſie auf dem Lande wohnen, eine Art Maultier- und Saumroß-Natur annehmen, und die nicht eher ruhen können, bis ſie alle Tage drei Berge und ſechs Hügel erkletiert haben.

Das Maultier in mir iſt befriedigt. Ich habe mein innerliches Maultier die Appenninen, die Schweizerberge, die Tyroleralpen, das Veltelin, das Rieſengebirge, den Harz mit dem Brocken, die Karpathen, die Rheinberge, das Taunusgebirge, die ſchleſiſchen Gebirge, das bayeriſche Hochgebirge, die Rügner Kreideberge, den Berg Sinai und den Templower Berg bei Berlin beſteigen laſſen. Mein Maultier iſt ſatt. Ich beſteige keinen Berg mehr. Ich will keinen Sonnenaufgang, keinen Sonnenuntergang, keine Ausſicht, kein Panorama: ich kenne ſie ſchon auswendig. Rechts ein dunkler Tannenwald, links eine weit geſtreckte Ebene, im Hintergrunde ein ſilberner Fluß, aus den Erlen, oder wegen meiner aus den Linden guckt ein Kirchturm hervor, und am fernen Horizont zieht ſich eine Gebirgskette wie der Jungfernkranz aus veilchenblauer Seide hin. — Charmant! Zum Entzücken!

Ich küſſ' die Hand! Ich war ſchon vor zwanzig Jahren entzückt! Kann unmöglich mehr!

Allein, wenn man in Döbling wohnt, muß man ein klein bißchen Maultier ſein. Denn will man nach Heiligenſtadt, ſo muß man bergſteigen; nach dem Kahlenberg? Steigen! Nach dem Himmel? Steigen! Nach Nußdorf? Steigen! Nach Gerſthof? Steigen! Nach dem Kobenzel? Steigen! Nach dem Krapfenwaldel? Steigen! — Kurz, wer ſeine Carrière machen will, ziehe nach Döbling, da muß er bald ſteigen!

Wo alles liebt, kann Carlos allein nicht haſſen; wo alles ſteigt, kann Saphir allein nicht nichtſteigen! Ich machte mich alſo eines Tages auf und ſtieg in die Natur hinein. Ich kam

also ziemlich konserviert nach Grinzing und ging in die Camaraderie Eselarie. — Ach, es war gerade großer Esel-Tag, alle Esel waren auf den Bergen

„Da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn."

Der Eselvermieter war jedoch sehr gütig und gestand mir, daß er noch einen geheimen Esel für gute Freunde und Bekannte reserviert habe, und ich sollte ihn haben.

Ich trat zu dem geheimen Esel hin und sagte:

„Die zartesten Bande sind es, die das Geheimnis bindet!"

Ich bestieg den Esel, und

„Dieses Tieres Schnelligkeit entriß mich
Banner's verfolgenden Dragonern!"

Als wir so zusammen zwischen den Weingärten fortritten, kam ich mir vor wie Bileam, und ich wartete immer, daß mein Esel eine Konversation anknüpfen sollte. Allein es war keine Eselin, wie Bileams's, und darum konnte er das Maul halten und schwieg. Ein Geist kam uns auch nicht entgegen, und so erreichten wir plötzlich das Krapfenwaldel. Ich überließ den Esel seinem Schicksal, seinem Treiber, und mich meinem Schicksal. Mein Schicksal besteht nämlich darin, überall schlechten Kaffee zu bekommen.

Schlechter Kaffee ist ein hartes Schicksal!

„Bosheit hab' ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind meinen schönsten Aufsatz nachdruckt, — aber wenn Kaffee zu Zichorie, wenn frisches Obers zu Blausäure wird, dann fahre zum Teufel, ländliches Vergnügen! Hol' dich der Henker liebliches Abendrot, und jede Romantik wecke sich auf zu Bier und schwarzem Rettig!"

Ich saß im stillen Grimm und sah hinab in die „grüne Wiege von Griseldens Reiz," denn es giebt kein besseres Gegengift gegen schlechten Kaffee, als die Phantasie.

Als ich so saß, siedelte sich an dem Tische daneben eine kleine Kolonie an. Es war eine Witwe mit einer großen Tochter, einer kleinen, zwei kleinen Jungen, ein Stück von einem Instruktor oder dergleichen und ein dicker Mops.

Die Witwen kennt man sogleich, sie haben eine eigene Atmosphäre; sie schauen gegen die verheirateten Frauen aus, wie die Fragezeichen gegen den Schlußpunkt.

Die Kolonie lagerte sich um den Tisch, drei Stück Zungen, ein Gugelhupf, ein hölzerner Säbel, eine Tabakspfeife u. s. w. wurden ausgepackt; die Hüte, Hauben, Mützen abgelegt, kurz, es wurde Anstalt gemacht, als ob man sich für eine Ewigkeit ansiedeln wollte.

Ich war noch im Zweifel, mit wem ich von der Gesellschaft kokettieren sollte, ob mit der etwas übertragenen, aber hübsch be-

ſtatierten Witwe, ob mit der älteſten Tochter, die zwar kugelrund, aber dafür ſehr rotbackig war, oder mit dem Inſtruktor, oder mit dem Mops. Der Mops war ein Original, ein Mops, wie die verſchwenderiſche Natur wenig Möpſe gemacht hat. Die Witwe liebte ihn ſehr, und er hieß „Lietzel“ (Lilli). Lietzel war von reizender Geſtalt; es war durchaus nicht zu unterſcheiden, welches ſeine Vorderſeite oder ſeine Hinterſeite war. Zwiſchen ſeinen vier Füßen war faſt gar kein Raum, und er ſah aus wie ein Aſchenſack auf vier Holzpflöcken. Sein Gang war majeſtätiſch, eigentlich war es mehr ein Regenwurmgang; dabei war er auf dem Vorderfuße lahm, und ein Hinterfuß hing wie ein Apoſtroph (') in die laue Luft; ſeine Augen waren von vielen Nachtſtudien ganz umflort; aber für alles entſchädigte der holde Klang ſeiner Stimme. Er bellte nicht, er winſelte nicht; es war ein ganz eigener Ton, es war ein jämmerliches Miauen, das ſich bemühte, in ein Grunzen überzugehen, durch das falſche Einſetzen der Noten aber in ein Dreiachtel-Meckern zerfloß. So war Lietzel! Und die Witwe liebte ihn, ihn und den Inſtruktor!

Endlich wurde der Kellner gerufen.

„Was ſchaffen Euer Gnaden?“

„Eine Portion Kaffee mit zwei Paar Schälen.“

Der Kellner zählte die Häupter ſeiner Lieben, machte ein Sie-können-mir-geſtohlen-werden-geſicht und brachte die Portion Kaffee mit zwei Taſſen und zwei Semmeln.

Ich war ſehr neugierig, wer unter den Beteiligten ſein wird; denn daß alle davon genug haben ſollten, das konnte meine kühnſte Einbildungskraft nicht ahnen, allein: der Menſch braucht wenig, und an Leben reich iſt die Natur!

Die Witwe begann damit, das Kaffeekrüglein algebraiſch zu unterſuchen, Tiefe, Breite, Länge. Lange ſchwebte dieſes Nachdenken auf ihrem Antlitz, und mit ſtummer Erwartung hingen Kinder, Inſtruktor und Mops an ihren Augen. Endlich lächelte ſie, Kinder, Inſtruktor und Mops lächelten auch.

Ich war durch und durch geſpannte Erwartung, und die Wirklichkeit übertraf ſie noch. Die Witwe begann die Teilung der Erde.

Zuerſt wurden die Kaffeetaſſen gerichtlich geſchieden, jede Obertaſſe von der Untertaſſe, und jede wurde zum ſelbſtändigen Weſen ernannt. Nun kam die Reihe an den Zucker. Die Portion Zucker, die aus einer Raritätenſammlung von verſchiedenen Interpunktionszeichen aus Zucker beſtand, wurde auf das eigentliche Kaffeebret ausgeſchüttet und mit dem Meſſerrücken in verſchiedene kleine Häuflein, wie das kleine fliegende Korps, abgeteilt. Nachdem ſie dieſe kleinen Zucker-Detachements noch einmal die Revue paſſieren ließ, und hie und da noch ein Mitglied eines Häufleins in ein anderes Detachement überſetzte, kam die Reihe an die zwei Semmeln, aus welchen ſie wie Bosko immer neue kleine Semmelchen

herausſchnitt. Als die Schlachtordnung geſchehen, das Vordertreffen der Schalen und Zuckerportionen geordnet war, ging die Haupt-Attaque los. Vom Kaffee wurde nun zuerſt in die zwei Obertaſſen, dann in die zwei Untertaſſen gegoſſen. Dann wurde von der Milch auch in die vier Taſſen gegoſſen. Das Kaffeekrüglein war noch immer nicht leer, denn nun goß ſie erſt noch Kaffee in die Milchkanne! Das Kaffeekrüglein aber war noch nicht leer, denn eine ganz neue Induſtrie entwickelte ſich; ſie nahm die zwei Deckel von der Kaffee- und Milchkanne und goß aus dem unverſiegbaren Kaffeekrüglein Kaffee in die Deckel; dann goß ſie erſt den weißen Kaffee von der Milchkanne zurück in das Kaffeekrüglein, und ließ ſich noch ein „wenig Milch“ vom Kellner bringen. Als die Milch da war, goß ſie den Kaffee von den beiden Deckeln in die Milch, dieſe wieder in die Kaffeekanne, und dann dieſen wieder zur Hälfte in die Milchkanne zurück. Es wurden alſo ſechs kompletie Kaffee-Anteile. Sie nahm ſich die Kaffeekanne, die vier Kinder die vier grauſam getrennten Schalen, und der Inſtruktor bekam die Milchkanne.

O, was vermag nicht alles weiſe Einrichtung! „Allein, wo weileſt du, mein Lietzel?“

„Lietzel!“ rief die Witwe, und Lietzel erhob ſeine Stimme wie eine Nachteule in der Wüſte, und kam herangewatſchelt wie auf einem Amphybracheus ⏑—⏑) und die Witwe nahm ihn auf den Schoß. Aber Lietzel's Wünſche gingen noch weiter. Sein ſtummer Blick ſchien zu ſagen: „Geben Sie mir doch auch von Ihrem Überfluß!“

Und „o, es geſchehen noch Wunder!“ Auf dem Kaffeebret war noch Kaffee daneben gegoſſen worden! Dieſer Kaffee wurde in dem Winkel des Bretes geſammelt, von jeder Taſſe wurde noch mit dem Kaffeelöffel eine Kollekte gemacht, und ſiehe da, auch Lietzel trank im Krapfenwaldel ſeinen Kaffee.

Ich aber ſaß im ſtillen Staunen, bewunderte die weiſe Vorſehung, und die Witwe ſah mich an, und ich glaube noch immer, ſie hatte Luſt, mich auch noch zum Kaffee einzuladen

Dieſer idylliſche Still-Kaffee wurde von einer drolligen Szene unterbrochen. Der kleine Junge nämlich hatte eine Untertaſſe bekommen. Er legte einen Brocken Semmel in ſeinen Kaffee, der Brocken mag eben nicht an Wuchs vernachläſſigt geweſen ſein, was that der Brocken? Kaum lag der Brocken in der Untertaſſe, als er allen Kaffee in ſich hineinſog: Der Junge, der plötzlich keinen Kaffee hatte, ſchrie, die Schweſter müßte ihm den Kaffee, während er wegſah, ausgetrunken haben. Das Schweſterchen, um ſich zu rechtfertigen, hielt ſich an den kaffeeſaugenden Brocken, und zum Beweis nahm ſie den Brocken in die Hand und drückte ihn aus, ſodaß der Junge ſeinen Kaffee wieder hatte! Während dieſes vorging, hatte Lietzel die Milchkanne des Inſtruktors umgeſtoßen,

das bischen Inhalt floß auf den Tisch hin, allein der Instruktor mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart setzte dem kargen Fluß einen Damm von Gugelhupf, und verschlang sodann den ganzen Damm!

So endete das große Kaffee-Manöver, und, o Wunder! es blieb noch ein Stückchen Zucker übrig, welches die Witwe in ein Papierchen wickelte und in den Strickbeutel steckte.

Der Kellner kam, die Witwe bezahlte und sagte phlegmatisch: „Aber eure Portionen sind kurios klein!“

Der Kellner, ein sogenannter Haupt-Adut, sagte nichts, als: „Ja, Euer Gnaden, man tragt's heuer nit größer!“

Die Familie setzte sich in Bewegung, ich nahm meinen Esel unter den Arm und schrieb mir für meine künftige Frau das Rezept, wie man eine Portion Kaffee einnehmen muß, zum häuslichen Gebrauch ab.

8.

Die literarischen Miteſſer.

Seitdem es Literaten giebt, die das Gaſthaus zum Rütli machen, auf welchem getagt wird, das heißt, ſeitdem man die jungfräuliche Würde der Belletriſtik ſo profaniert, und ſie, die Belletriſtik nämlich, zur Kellnerin herabwürdigt; ſeitdem ſogenannte Literaten über Literatur, Kunſt, Politik und Religion im Wirtshauſe debattieren, und Kellner, Aufwärter, Biergäſte u. ſ. w. zum Auditorium ihrer literariſchen Zänkereien machen; kurz, ſeitdem der literariſche Liqueurgeiſt von der Studierſtube in die Schenkſtube überging, die Literatur ꝛc. ſtatt bei der Feder, bei der Gabel abgehandelt wird, und die Kritik, anſtatt die Frucht eines einſamen Nachdenkens zu ſein, nichts iſt, als der kameradſchaftliche Beſchluß einer beefſteak-eſſenden Wirtshausgeſellſchaft; ſeit dieſer Zeit iſt nicht nur die Achtung, welche ſonſt dem verhüllten Weſen der Schriftſtellerei gezollt worden, durch dieſe gemeine Öffentlichkeit ſo ſehr geſunken, ſondern es iſt dadurch ein neuer Typus von Perſonen, eine ganz neue Menſchengattung, ein bisher noch nicht dageweſenes Menſchenkindergeſchlecht entſtanden:

Die literariſchen Miteſſer.

Das ſind jene Menſchen, die von Wiſſen, Literatur, Kunſt oder ſonſtiger wahrer Geiſtesbildung gar keine Idee haben, die aber mit den ſogenannten Literaten an einem Tiſche, mit ihnen in Geſellſchaft eſſen, die als „literariſche Miteſſer" nun auf einmal Literatur und Kunſt in den Leib bekommen, bald heiß und bald kalt, bald trocken und bald naß, und die nun den angelaufenen Leib für literariſche Sättigung, und die Schwere im Magen für eine geiſtige Nahrung halten.

Dieſe „literariſchen Miteſſer" ſind die komiſchſten Menſchen von der Welt. Mit vieler Andacht eſſen ſie ihren Schinken mit obligaten geſehrten Redensarten, verſchlucken mit ſeligen Mienen Würſtel mit Äſthetik, und trinken mit verklärtem Antlitze Doppelbier mit kritiſcher Hefe!

Früher wurde man zum Ritter geſchlagen, jetzt giebt es Leute, die zum Literaten gegeſſen werden. Wenn man ſechsmal mit einer literariſchen Clique zuſammen „Koteletts mit Goldrüben" verzehrt, dabei auf alles das ſchimpft, auf was ſie ſchimpfen, vom

Höchsten bis zum Kleinsten, und alles das lobt, was sie loben, vom Geringsten bis zum Gemeinsten, so ist man am sechsten Abend zum Literaten gegessen, so kann man am siebenten Tage in der Stadt herumgehen und so thun, als ob man selbst ein Literat wäre, und sagen: „Ich bin ein gegessener Literat", das heißt, nicht ein Literat, der gegessen worden ist, sondern ich bin zum Literaten gegessen worden, das heißt, ich habe mich selbst zu einem Literaten gegessen, das heißt, nicht ich habe mich selbst zu einem andern Literaten gegessen, sondern ich habe mich selbst zu mir selber zum Literaten gegessen!

Ein solcher zum Literaten gegessener „literarischer Mitesser" ist das komischste Wesen auf der Welt! Er sucht seiner Familie zu imponieren, weil er mit Literaten zusammen Kotelettes speist; er spricht mit Arroganz von Personen, die so hoch stehen, daß seine Niedrigkeit an ihnen gar nicht hinaufreicht; von Autoren, die ihn keines Blickes würdigen; von Gegenständen, die seine Naseweisheit gar nicht begreift; er tadelt, er lobt, er schmäht, warum? weil er ein „literarischer Mitesser" ist, weil er und der Kellner gestern mit einander gehört haben, wie ein sogenannter Literat ebenso abgeschmackt und ebenso naseweis über alle jene Angelegenheiten bei seinem Schinken geurteilt hat!

Am andern Tage will der Bediente einem solchen „literarischen Mitesser" den Rock ausbürsten und sagt: „Da ist ein Fettfleck!" Da schreit der literarische Mitesser ängstlich: „Um Gotteswillen, du Dummkopf, das ist kein Fettfleck, das ist eine Portion Dramaturgie, die mein Nachbar gestern Abend beim Essen auf meinen Ärmel verschüttete." Seine Mutter kommt und sagt: „Kindchen, da auf deinem Jabot liegt ja eine ganze Sauce!" Aber der literarische Mitesser erbost sich und ruft mit Pathos aus: „O Mutter! die Götter mögen dir vergeben! Sauce? O nein, nicht Sauce ist es, was auf meinem Jabot liegt, es ist Konversationston aus dramatischen Gemälden, der mir gestern Abend beim Essen auf das Jabot gegossen wurde!"

Kurz, es giebt keine drolligeren Geschöpfe, als diese „literarischen Mitesser". Sie vernachlässigen ihr ehrliches honettes Brot, um mit dabei sein zu können, wenn bei „Würstel mit Kren" über die höchsten Interessen der Stadt und der Literatur abgehandelt wird, und der Kellner stets die entscheidende Stimme hat.

Wenn sie dann mit vollem Bauche weggehen, so glauben sie, sie haben den Kopf voll, und am andern Tage halten sie sich selbst für Gelehrte, für Poeten, für große Kritiker! Aber sie haben auch große, sie haben schwere Verpflichtungen, diese literarischen Mitesser! Sie müssen die Ausführungskanäle machen, welche die Ansichten der Clique in andere Bierhäuser und Familienkreise übertragen. Sie müssen die Wasserleitungsröhren sein, die ihren trü-

den Inhalt aus dem sumpfigen Hauptbassin in die Straßen und öffentlichen Plätze maschinenmäßig verführen und austeilen!

Ach, es ist ein schweres Amt, eine peinliche Stellung, ein „literarischer Mitesser" zu sein, aber es muß solche Menschen auch geben; die weise Vorsehung hat vom Mammut bis zur Milbe, von der Zeder bis zum Ysop, der an den Wänden kriecht, nichts ohne weisen Zweck erschaffen, sie hat auch diese „literarischen Mitesser" nicht ohne wohlthätige Absicht entstehen lassen, wenn wir kurzsichtige Sterbliche es auch nicht erforschen können. Darum:

Ehret die literarischen Mitesser, sie flechten und weben
Komische Käuze ins trockene Leben!

Konditorei des Jokus.

1.

Der Schneeberg-Fresser.

Wenn der Mensch nichts zu versäumen hat, so kann er mit der Eisenbahn fahren! Zum Beispiel von Wiener-Neustadt nach Wien. So fuhr ich denn auch an einem schönen Sonntage.

An einem Sonntage sollte man auf unseren Fahrten eigene Waggons haben: „Für Betrunkene".

Es ist ausgemacht, daß Betrunkene, sie mögen bezahlen wie sie wollen, stets zur letzten Klasse gehören, ja, auch aus der letzten Klasse sollten sie ausgeschlossen und ein eigener Stall für ihre Beförderung eingerichtet sein!

Und mit den „Bierhallen" und mit den „Bier Salons" nimmt die edle Leidenschaft der Trunkenheit sehr überhand! Und nun ein Bierrausch! Ein Betrunkener ist bloß ein Tier, aber ein Tier ist noch zuweilen erträglich: allein ein vom Bier Betrunkener ist ein betrunkenes Tier!

Man fahre am Sonntag abends zum Beispiel von Liesing mit der Eisenbahn weg, und man wird mit Schaudern sehen, was aus dem Menschen wird, wenn Gerste und Hopfen den Verstand und die Sprache überwältigen nnd die beiden Vorzüge, welche der Mensch vor dem Tiere voraus hat, zur Thür hinauswerfen und ganz allein Meister vom Meisterwerke der Schöpfung bleiben!!

Allein, das wars nicht, worauf ich kommen will. Neben mir im Wagen, erste Klasse, saß ein Mann, der kam vom Schneeberg.

Es sind schon viele Menschen vom Schneeberg gekommen, allein dieser brachte den Schneeberg mit! Er war durch und durch Schneeberg, er sprach von nichts, als vom Schneeberg, er dachte an nichts, als an den Schneeberg!

„Ich komme vom Schneeberg!" sagte er zu mir. „So?" war meine ganze Antwort.

Er: „Waren Sie schon einmal auf dem Schneeberg?"

Ich: „O ja."

Er: „Wann denn?"

Ich: „Nun, ich war einmal auf einem Berg, als Schnee auf ihm war, und das ist doch ein Schneeberg."

Er sah mich verächtlich an, und ich glaubte schon befreit zu

sein; allein nach einigen Sekunden drehte er sich um und fragte mich: „Sehen Sie ihn?“ — „Wen denn?“ — „Nun, den Schneeberg!“ — Und dabei zeigte er mir den Schneeberg, der im Abendschimmer, so recht, um mich zu ärgern, ganz deutlich und klar da lag.

Und nun lehnte er sich zum Fenster hinaus, zog ein mächtiges Perspektiv heraus und sagte: „Nein, der Schneeberg ist doch heut' herrlich!“

Auch kam es mir vor, als schürzte er sich die Nase wie einen Ärmel in die Höhe, um den Schneeberg einzuatmen.

„Ich war zweimal auf dem Schneeberg,“ fuhr er wieder zu mir fort, „aber ich geh' im nächsten Jahr wieder auf den Schneeberg!“

Ich nickte freundlich mit dem Kopf, und er fuhr selig fort: „Sie, Sie sollen einmal auf den Schneeberg, das wär' was für Ihre Phantasie!“ Ich lächelte wieder. „Ja, auf dem Schneeberg, da muß einem die Poesie kommen!“ sagte er, und rückte mehr an: ich glaubte schon, es risse sich eine Lawine los und stürzte auf mich herab. Mich fröstelte. „Sehen Sie,“ sagte er, und zog ein Papier aus der Tasche, „ich bin kein Poet.“ Ich lächelte wieder, als wollte ich sagen: „Ja, das sehe ich,“ und er fuhr wieder fort: „Ich bin, auf Ehre, kein Poet, nein, nein, wahrhaftig nicht, aber auf dem Schneeberg bin ich ein Stück davon geworden!“ — „Ein Stück Poet, oder ein Stück Schneeberg!“ lächelte ich in mich hinein, und der Schneeberg-Enthusiast fuhr fort, indem er ein Papier entfaltete: „Auf der höchsten Spitze vom Schneeberg hab' ich das gedichtet, und ich bin eigentlich gar kein Dichter, ich hab' mich nicht d'rauf verlegt, meine Geschäfte leidens nicht, und ich bin auch kein so ein Narr, um einer sein zu wollen, aber auf'm Schneeberg bin ich einer geworden! Hören Sie, und sagen Sie mir Ihre Meinung.“

Ich fühlte einen ganzen Gletscher auf der Brust, und sprach mit jener Bescheidenheit, die jedem großen Genie eigen ist, und die ich mir im Umgange mit Bühnenkünstlern eigen machte: „O ich bitte, mein Urteil ist unbedeutend!“

Der Schneeberg-Mann aber saß schon wie ein Gnome auf meiner Brust und las:

„Gedanken auf dem Schneeberg.*)

(Als ich den Schneeberg zum zweitenmal bestieg, dichtete ich oben auf dem Schneeberg folgende Gefühle, die mich schon damals überraschten, als ich den Schneeberg zum erstenmale bestieg.)

O Schneeberg, Schneeberg, da stehst du wie ein Berg von Schnee,
Rings herum nur Schnee, und Schnee auch allemal,
Wie ein weißer Berg schaust du in die Höh',
Und doch ist unter dir nur Thal!

*) Wörtlich getreu.

Ich kam voll Glut aus meiner Erdenhitze,
Mich fraß der Staub vor wenig Stunden auf,
Du Schneeberg kühlst mein Haupt, wenn ich auch tödlich schwitze,
Dein Eis kühlt seiner Bäche Lauf!

O Schneeberg, Schneeberg, ich komm' zum zweitenmale,
— Heut' Nacht war ich in Reichenau,
Du hebst den Schnee zum blauen Sonnenstrahle,
Der Schnee dünkt mir wie ein Bad so lau!
Und auf des Schneebergs Spitze oben
Denk' ich mit Hitz' an Albertine doch,
Den Schneeberg werd' ich ewig heiß doch loben,
Und Albertine heißer lieben noch!"

Er schwieg und sah mich forschend an, ich sagte nichts als: „St! st! — und that, als ob ich nachdachte; er sah mich erwartungsvoll an, ich schüttelte das Haupt lange, sah zum Himmel empor und sagte endlich: „Ich dachte eben darüber nach, wie es kommt, daß der Mensch manchmal solche Momente der Begeisterung hat! Und es macht mich traurig, wenn ich denke, daß nur der Eindruck den Dichter macht! Was meinen Sie, wenn ich es versuchte, den Schneeberg zu besteigen?"

Er sprang entzückt in die Höhe: „Ach, vielleicht morgen?" — „Nein, leider ist es mir morgen noch nicht möglich!" — „Also übermorgen?" — „Ach, auch da noch nicht!" — „Die nächste Woche?" — „Kann sein!"

Der Schneeberg-Mann drückte mir die Hand: „Mit Ihnen geh' ich noch einmal auf den Schneeberg! Gewiß, ich freu' mich, zu sehen, was der Schneeberg aus Ihrem Talente alles machen wird; denn sehen Sie, der Schneeberg hat einen eigenen Charakter, der Schneeberg ist nicht wie andere Berge, der Schneeberg —"

Hier pfiff es gellend, der Train hielt an, wir mußten aussteigen; er gab mir eine Karte und rief mir nach: „Wir reden noch wegen des Schneebergs!"

2.

Der Lassingfall, oder: Die kleine Portion Romantik.

Wie schön ist die Welt — auf den Globen: wie angenehm ist das Reisen — in der Stube; wie herrlich ist das Gebirge — im Reisewagen, und wie belohnend ist eine Aussicht aus einem Eckfenster!

Was braucht der Mensch jetzt zu reisen, um die Welt zu sehen? Die Welt kommt jetzt zu ihm! Ihr wollt Bajaderen, Beduinen? Um fünfzehn Kreuzer Entrée könnt Ihr sie sehen. Gelüstets Euch nach Türken, nach Griechen u. s. w.? Sie werden jetzt bei uns zu Türken und Griechen erzogen. Wollt Ihr Kameele, Leoparden, Lamas? Polito, Van Aken u. s. w.? Sie bringen sie Euch um zwei Gulden in die Soirée. Wollt Ihr einen Elephantenfang sehen? Im Kolosseum für sechs Kreuzer. Das schöne Petersburg? Aus Holz, zum Sprechen für zehn Kreuzer. Gelüstet Euch nach der Cachucha? Scholz tanzt sie zum Küssen. Nach steierischen Nationaltänzen? Spanische Tänzer tanzen sie Euch um vier Groschen.

Kurz, für Geld kommt Euch die ganze, liebe, kleine und große Welt in Euer Zimmer, um fünf Groschen könnt Ihr Sonnenaufgänge haben zu jeder Tageszeit, und um dreißig Kreuzer läßt man Euch den Vesuv Feuer speien, bis Ihr Mitleid mit ihm habt!

Allein die Berge, die Berge! Nein, die Berge, die kommen nicht ins Zimmer, das heißt, die wahren Berge, von denen herab man nie etwas sieht, nein, die sind wie eingewurzelt, die kommen nicht in die Stadt! Und wer durchaus Berge sehen will, der muß hinaus

Ins feindliche Leben,
Muß Trinkgelder geben,
Muß rutschen und klettern,
In Sturm und Wettern,
Muß hungern und fasten,
Muß keuchen ohn' Rasten,
Bis oben am Ziele,
Am Fuß einer Schwiele,
Entzückt er gestehe,
Daß — gar nichts er sehe!

Und nun gar die „Wasserfälle"! die Wasserfälle! Diese Buschklepper und Strauchdiebe der Romantik: die sich am Wege immer verstecken, lauern, den Reisenden verlocken, und wenn er hinkommt, gar nicht zu finden sind! Wenn so ein Wasserfall ein honetter, ehrlicher Kerl wär', was braucht er sich zu verstecken? Warum läßt sich so ein Wasserfall nicht wie jeder redliche Mensch frank und frei auf der offenen Landstraße sehen? Warum immer in einem Hohlwege, in einem Schlupfwinkel?

Mich erwischen sie nicht mehr, die dummen Wasserfälle, diese Land-Tröpfe, die in den „Hand- und Reisebüchern" sich sehr „breit" machen und dann schmal wie die blaue Seide aus dem grünen Jungfernkranz über ein Hügelchen herunterrieseln! Unsere Reisebeschreiber alle, wenn sie recht durstig sind, saugen sie so einen Wasserfall rein von den Brüsten der Natur weg.

Alle sagen sie: „Wenn der Reisende Zeit hat, mache er noch einen Abstecher dahin oder dorthin, es ist belohnend!"

Wenn der Reisende Zeit hat! Wer keine Zeit hat, reist nicht! Dann macht man richtig seinen Abstecher dahin und dorthin, und ist richtig wie abgestochen! Auch belohnend ist es für den Führer.

Lieber Leser, wenn du reisest, so bitte ich dich, nur keinen „kleinen Abstecher"! Die kleinen Abstecher sind für Reisende, welche die Reise beschreiben wollen; die stechen bei diesen kleinen Abstechern immer noch ein kleines Honorar ab, das ist belohnend! Aber wer zu seinem Vergnügen, das heißt zu seiner Strapaze ins Gebirge reist, der mache nur keinen „kleinen Abstecher"! Die großen Abstecher stechen einen schon genug, es bedarf gar keiner kleinen mehr!

Willst du aber durchaus bei deiner Gebirgsreise einen „kleinen Abstecher" machen, so rate ich dir, lieber Leser, mach' einen kleinen Abstecher nach Wien, das ist sehr belohnend:

Also, nach dem Schneeberg! Nach dem Schneeberg!

Ja, nach dem Schneeberg ist es sehr angenehm, aber bei dem Schneeberg und auf dem Schneeberg, da rat' ich dem Leser, einen „kleinen Abstecher" nach Wien zu machen.

Du weißt gar nicht, lieber Leser, was ich für ein großer Dichter bin, das heißt, welche Phantasie ich habe! Wenn ich bei Dehne Eis esse, sehe ich im Geiste alle Gletscher, die Jungfrau, das Schreckhorn, die Alpen u. s. w. Wenn ich im Kasino Champagner trinke, spaziere ich im Geiste in den gesegneten Hügeln der Champagne umher. Wenn ich eine Pomeranze esse, so ergehe ich mich in den Orangenwäldern von Ischia und Capri; wenn ich Schweizerkäse esse, sehe ich die Schweiz plastisch vor mir, mit allen Mimilis und Lieslis, und allen naiven Lustspielkühen der dramatischen Schweiz; wenn ich einen „Schwarm" esse, so esse ich ganz Steiermark und die ganze deutsche Journalistik in effigie mit; und

wenn ich eine Schale Crême au sucre genieße, ſo bild' ich mir ein, ich ſitze auf dem Schneeberg.

Lieber Leſer, willſt du dir das mit mir einbilden? Nichts leichter, als das!

„Reich' mir die Hand, mein Leben,
Komm' auf den Schneeberg mit mir!"

Ach, da ſind wir! Eine ſchöne Höhe! aber hölliſch kalt! „Aber ich ſehe ja gar nichts!" — „Das thut nichts, wir kommen drei Wochen nacheinander, einmal wirds doch hell ſein!" — „Ach, jetzt iſts endlich hell! — „Ach!" — „Himmliſch!" — Warum klappern Ihnen denn die Zähne, iſt das himmliſch?" — „Ach, die Ausſicht! — „Was ſehen Sie denn?" — „Kommen Sie einmal her. Sehen Sie dort?" — „Dort? wo?" — „Nun ja dort, wo ſo eine Art von blauem Streif —" — „Ja, richtig, ich ſehe eine Art von einer Art von Streif, was iſt das?" — „Das iſt der Montblanc!" — „Der Montblanc? da zweifle ich doch." — „Sie zweifeln, ich ſeh' ihn genau, und rechts geht eben ein Salami-Mann hinauf und verliert eine lange Salami." — „Ach, wie herrlich!" — „Sehen Sie dort ſo eine Art von Gebüſch?" — „Eine Art Gebüſch? wo?" — „Dort rechts, eigentlich links, aber gegen rechts, ſo inzwiſchen." — „Ja, ja, ich ſehe, was iſt das?" „Das ſind die franzöſiſchen Staatswaldungen!" — „Irren Sie ſich vielleicht nicht?" — „Ich? ich ſehe jeden Baum! Dort ſitzen auf einer weißen Buche ſechs Kieferraupen und beratſchlagen ſich, ob ſie die Waldung als Kriegsſteuer hergeben ſollen!" — „O, zum Entzücken!" — „Sehen Sie dort tief unten, ſo eine Art von Punkt, weißlich, eigentlich bläulich, aber ſo gewiß rötlich, ſehen Sie?" — „Ja, ich ſehe da einen Punkt, wo eine Art von Punkt iſt — was iſt das? — „Das iſt der finniſche Meerbuſen." — „Ach, ſollte da nicht Kloſterneuburg dazwiſchen liegen, und es unmöglich machen?" — „Ach nein, da ſteigt eben ein Finne aus dem Nachen und bezahlt dem Schiffer zwei Silberrubel aus Papier. — Sehen Sie dort tief unten, in der Höhe, am Abhange, dort, wo die zwei Kuppen eine Gabel bilden, am Haken, bei dem weißen Streif, quer ab, ſchräg hinüber, gerade an der unterſten Kante, ſehen Sie?" — „Ja, etwas undeutlich, aber ziemlich klar, was iſt das?" — „Das iſt London." — „London? das iſt ja gar da drunten, da ganz am Eck, da, wo das Kontingent ſich ins Meer ergießt?" — „Richtig, ebendasſelbe, da ſehen Sie, da fahren eben zwei Kohlenwägen in den Tunnel unter der Themſe ein, und der eine Kutſcher ſagt zu einem Stuper, der vorübergeht: „Fahren wer, Euer Gnaden?" — „Ja, es iſt erſtaunlich!" — u. ſ. w. — u. ſ. w.

Siehſt du, lieber Leſer, komm' nur immer mit mir, wir ſehen grad ſo viel in unſerm Zimmer, wie die Leute da oben auf dem Schneeberg.

Bis Lilienfeld ereignete sich nichts, gar nichts, rein nichts. Der Leser sieht, daß ich keine „Reisebeschreibung" ums Geld schreibe, sonst könnte ich von Wien bis Lilienfeld gar manches bemerkt haben, zum Beispiel, daß es gar nichts zu bemerken giebt. Lilienfeld liegt sehr schön, etwas düster, aber romantisch. Die Kirche ist imposant und herrlich. Wenn der Reisende hier etwas Zeit gewinnen kann, so rate ich ihm, einen kleinen Abstecher nach Wien zu machen, das ist sehr belohnend.

Weil ich nun gerade in Lilienfeld bin, so mache ich jeden Forellen-Freund aufmerksam, wenn er gute, ausgezeichnete Forellen essen will, ja nicht zu vergessen, wenn er je nach Steiermark geht, im „Kasino" in Wien, am neuen Markt, sich Forellen geben zu lassen. Auf die Forellen während der Reise im Gebirge verlasse er sich ja nicht, die Forellen sind schlüpfrig. In Steiermark und im Konversations-Lexikon findet er von Forellen nichts!

O Leben, Leben, bist du denn nichts, als eine fortgesetzte Reise durch's Land der Illusionen!?

Es war eine meiner letzten Täuschungen: „nach Steiermark gehen und Forellen an der Quelle essen." ich habe mir diese Illusion aufbewahrt bis in die spätesten Tage meines Lebens, und nun — und nun — es ist schauderhaft! — Ich fragte überall nach Forellen,

„Ich frug den Heerzug auf und ab!"

Ich möchte überhaupt wissen, was die guten Leute mit ihren Natur-Produkten anfangen!? Man fährt an den Flüssen vorüber, sie wimmeln von Forellen, sie glinzern silbern und goldgefleckt, wie geharnischte Märlein, aus dem flüssigen Element, der Mund läuft einem voll Wasser mit Forellen, — man schwelgt in dem Gedanken, in dieser Gegend, in diesem Forellen-Eldorado werde man sich so recht auf Zeitlebens durchforellen, allein

„Eitler Wahn, betrog'nes Hoffnen!"

Nirgends bekommt man eine Forelle, und bekommt man eine, so ist es keine! Forellchen, klein wie das Verdienst der Seiltänzer um die Menschheit, trocken und blaß wie ein Moralphilosophem, und teuer — teuer — wie eine wirkliche, große, herrliche — Forelle im Kasino zu Wien! —

„Welche Lust gewährt das Reisen!"

Man fährt von Wien nach Maria-Zell, zurück durch's „Höllenthal" nach Guttenstein u. s. w., man fährt, um mit unsern Reisebeschreibern zu reden, durch ein Paradies!

Nun ja, jeder malt sich so sein eigenes Paradies; ich sah die vollen, üppigen Gärten, voll Kraut und Kohl, voll gelber Rüben, weißer Rüben, roter Rüben, voll Spinat, Salat, Sellerie, Blaukohl, Artischocken, Blumenkohl u. s. w., kurz, ein ganzes Zugemüse-Paradies, und ich freute mich auch auf das nächste Gasthaus, wo

ich ein Stückchen gekochtes Paradies mit Butter werde zu essen bekommen, denn

„Meine Schwachheit, süße Seele,
Ich dir länger nicht verhehle“:

ich esse gern Zugemüse.

Ich weiß, meine Feinde werden dies wieder benutzen und gegen mich schreiben; besonders war da vor einiger Zeit wieder ein junger Literat bei mir, dem ich zehn Gulden und etwas Wäsche geliehen und einen Empfehlungsbrief nach Hamburg mitgegeben habe; der geht gewiß jetzt dahin und schreibt ein Pasquill über mich, in welchem er sehr viel darüber schreibt, daß ich „Zugemüse gern esse“ u. s. w. Allein da draußen wird schon wieder ein solcher Lump über ihn kommen, wie er selber ist, und wird ihm sein Horn abstoßen, denn Goethe sagt vortrefflich:

„Ein jeder solcher Lumpenhunde
Wird von einem Zweiten abgethan!“

Also, ich freute mich in diesen zauberischen Zugemüsegärten auf die Wirtshäuser, allein

„Eitler Wunsch, verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Füllt in Steiern man den Magen,
„Sterz“ und „Schmarrn“ kriegt den Preis.“

Nirgends, um keinen Preis ein grünes Zugemüse zum Essen. Nie und nirgends eine Erdbeere, und bekommt man ein bischen, so sind sie teurer als im Kasino zu Wien!

O Nikolai, Nikolai! Komm' einmal in unser Gebirg! Was brauchst du nach Welschland zu gehen, um große Flöhe und schlechtes, teures Essen zu haben —:

„Was willst du in die Weite schweifen,
Sieh', das Gute liegt so nah'!“

Gegen Mittag erreichten wir das Gasthaus auf dem Annaberg.

Ein schöner, langer, gedehnter Berg, der die sonderbare Eigenschaft hat, daß man die äußerste Höhe nicht eher erreicht, bis man völlig oben ist; und wenn man oben ist, kann man so tief hinabschauen, als er hoch ist!

Um aber den Reisenden die Aussicht so bequem als möglich zu machen, hat der Gasthaus-Inhaber sein Gasthaus so gestellt, daß die Fenster desselben gerade auf eine schwarze Mauer gegenüber gehen, und der Reisende also nichts sieht, wenn er nicht ums Wirtshaus herumgeht! Eine Einrichtung, die gewiß aus lauter Respekt vor der Natur entstanden ist!

Also am Annaberg wurde Mittag gemacht Ein herrlicher

Punkt! Wenn der Reisende sich hier einige Zeit abmäßigen kann, so mache er einen kleinen Abstecher nach Wien, das ist sehr belohnend! Besonders um die Mittagszeit.

Meine verfluchte Schuldigkeit wäre es zwar, ein Schwärmer zu sein, denn ich bin geborner Humorist, verehelichter Dichter! Natur, Berg, Thal, Wald, Duft, Wolken, Regenbogen, Schlucht rc., das alles kann man auf dem Annaberg löffelvoll haben, — allein ich glaube, der Hunger ist stärker als die Romantik!

Man mache einmal den Versuch, und nehme das ausgezeichnetste Exemplar von einem Naturdichter, zum Beispiel einen Natur-Matthisson, wenn er recht hungrig ist, das heißt, wenn er erst zwei Tage im Gebirge gereist hat und „Forellen" und „Zugemüse" liebt, und setze ihn dann zu Tisch; man setze ihm rechts die Aussicht ins Campaner Thal und links eine gute Grüne-Erbsen-Suppe, rechts einen Regenbogen mit drei Fraktionen und links ein roal roastbeef, rechts eine Schlucht mit wilden zackichten Tannen und links eine Schüssel große Forellen mit Aspik, rechts einen schäumenden Wasserfall und links Cliquot non mousseaux und sehe, wohin sich der hungerige Natur-Matthisson wenden wird!

Ich weiß, empfindsame Leser werden sagen: Das ist prosaisch! Aber ich weiß auch, hungerige Leser werden sagen: Das ist wahr! Und es ist noch die Frage, ob ein Journalist mehr empfindsame oder mehr hungerige Leser hat!

Ich war in diesem Augenblicke, als ich auf dem Annaberg ankam, der hungerigste Mensch auf der Erde, mit Ausnahme des ehrenwerten Herrn —chl, welcher, da er nur Mitarbeiter und ich Redakteur des „Humoristen" bin, ex offo hungeriger sein muß, als ich. Auf —chl's Antlitz, welcher noch nicht so viel Berge und Aussichten verzehrt hat, als ich, malte sich der Kampf zwischen Natur und Hunger wie eine Fata Morgana ab, — allein die Natur siegte, das heißt seine Natur: der Hunger.

Wir aßen. Wie wir aßen? Was wir aßen? Laßt mich davon schweigen, allein von Einem muß ich reden, von einem Schmarrn!

Schmarrn, Bergnymphe, Göttin der friedlichen Alpen, goldgelockte Gespielin der Wolken, aufgesäugt an den Brüsten der Isis, Schmarrn,

Wo find' ich dich,
Nach welcher sich
Die Wand'rer alle sehnen?

Auf dem Annaberg, wo der kalsische Boden der Schmarrn ist, die terra firma des Schmarrns, da, da kostet ein magerer, schlechter, zuckerloser, blasser, zerrissener, tendenzioser Schmarrn für drei Personen nicht weniger als zwei Gulden!!!!!

Ich glaub' an gar keine Natur mehr! Es giebt und gab gar

kein Arkadien! Die Schäfer ſind erlogene Beſtien und die liebe Einfalt in den Strohhütten iſt kanailliöſe Spitzbüberei!

Ein „Schmarrn“ für drei Perſonen, roh — ungeſalzen. mager, blaß — das heißt nicht die Perſonen, ſondern der „Schmarrn“, inmitten der ſtropigen Brüſte und Euter der Natur, inmitten von Arkadien, inmitten von Kühen und Schafen und Hühnern und Kälbern, die faſt miteſſen, um zwei Gulden.

„Schlechte Forellen hab' ich ertragen gelernt; ich kann dazu lächeln, wenn Zugemüſeliebe zur Chimäre wird, und anſtatt grüner Erbſen dürre Zwetſchken uns entgegen kommen, aber wenn Schmarrnliebe zur Megäre wird, dann fahre hin, du lammbeſpannter Jantſchky, und jede Feder recke ſich auf zum Grimm und Verderben!“

Wir ſagten dem Annaberge Lebewohl und fuhren den Berg hinab.

Ich bin ein wahrer Eulenſpiegel, ich kann keinen Berg hinab fahren, ohne zu weinen und zu denken, du mußt wieder einen Berg hinauf!

Zwiſchen Annaberg und Maria-Zell liegen noch zwei Berge, ich glaube der Leopold- und der Joachim-Berg!! Am Fuße eines dieſer Berge liegt der —

Laſſinger Waſſerfall!

Meine Reiſegefährten waren durch und durch Entzücken, Entzücken von dem Gedanken, den „Laſſing-Fall“ zu ſehen.

Ich bin ein guter Kerl, der niemandem in ſein Entzücken eingreift. Ich habe ſo viele Waſſerfälle verſchluckt, den Rheinfall, den ich nachher wunderſchön beſchrieben habe, ſo ſchön, daß ich ihn ſelbſt nicht mehr kannte, die Waſſerfälle zu Marly, zu St. Cloud, zu Loo und auf der Wilhelmshöhe, alle die Waldſtruppe und Gießfälle in Salzkammergut. im bayriſchen Gebirge, im Rieſengebirge, im Harzgebirge, in den Alpen u. ſ. w. nicht mitgerechnet, ich weiß alſo ſchon, wieviel man bei jeder „Waſſerfall-Beſchreibung“ an Emballage abrechnen muß, und wieviel „Netto-Waſſerfall“ dann von dem „Brutto-Waſſerfall“ bleibt.

Allein ich ſtöre niemandem ſeine Freude, beſonders wenn ſie ohnehin bald von ſelbſt zerſtört wird!

Schon eine Stunde weit vom eigentlichen „Laſſing-Fall“ hört man — „den Laſſing Fall“? Nein, aber man hört ſchon von nichts reden, als vom „Laſſing-Fall“! Bald ſteht ein Wegweiſer und weiſt zum Wirtshaus, von wo aus man zum „Laſſing-Fall“ kommen kann; bald ſteht eine Tafel mit der Anzeige, wo Eſel und Pferde zu haben ſind, um zum „Laſſing-Fall zu kommen; kurz, die Neugier wird bei jedem Schritte vorwärts immer mehr geſtachelt! Meine Reiſegefährten waren ſchon in einem aufgeregten, fieberähnlichen Zuſtande; endlich, endlich waren wir am Fuße

des Berges, von wo aus die Glücklichen, zu Fuß oder zu Esel, zum „Lassing-Fall“ kommen können!

Wenn der Reisende Zeit hat, rate ich ihm, einen kleinen Abstecher nach Wien zu machen, das ist sehr belohnend!

Wir sprangen aus dem Wagen wie die Gemsen.

„Zum Lassing-Fall!“

jubelte Herr — ehl mit einem Frohlocken, als ob er ins Josephstädter zum „Hamlet“ gehen müsse, und

„zum Lassing-Fall!“

hallten die Berge vom Echo wieder!

Allein, — o! ach! l'homme propose et Dieu dispose!

Der Wirt kam, mehrere Esel standen mit klugem Angesicht um ihn herum, und einige

„Lassingfall-Götter“

in Gestalt von Führern rissen die Mäuler schmarrnweit auf.

Wir drückten dem Wirt unsere brennende Ungeduld aus, den „Lassing-Fall“ zu sehen, allein wer malt unser Erstaunen, als er mit aller Indozilität eines Bergbewohners erwiderte:

„Heut' ist kein Wasserfall!“

Ich zweifle nicht, daß der Leser schon viele dumme Gesichter gesehen, denn das findet sich zuweilen, allein solche dumme Gesichter, solche naturdumme Gesichter, als wir in diesem Augenblicke machten, dürfte der Leser noch nicht gesehen haben.

Nachdem wir uns von diesen dummen Gesichtern etwas erholt hatten, fragten wir mit Erstaunen:

„Wie? heute ist kein Lassing-Fall?“

„Nein,“ antwortete der

„Lassingfall-Macher“,

„heute ist kein Lassing-Fall, bis abends um sechs Uhr.“

„Aber,“ sagte ich, indem ich mich für die Sache zu interessieren anfing, „aber ist der „Lassing-Fall“ ein Fieber-Fall, der einen Tag aussetzt und immer abends sich wieder einstellt?“

„Was?“ fragte der Lassingfall-Macher, „heute haben sie den „Lassing-Fall“ da drinnen in Maria-Zell bestellt, sie haben herausgeschickt: punkt sechs Uhr soll „Lassing-Fall“ sein, und wir dürfen ihn nicht früher fallen lassen.“

Unsere dummen Gesichter gingen in ein homerisches Gelächter über.

Ein Wasserfall zum Aufziehen, der die Stunden repetiert, ein Wasserfall, den man wie einen Schmarrn auf abends um sechs für so und so viel Personen bestellen kann! Das ist der berühmte

„Lassing-Fall“!!!

Der Wirt, welcher wohl einiges Mitleid mit uns haben mochte, meinte, wenn wir durchaus sehr wasserfallhungerig wären, so wollte er uns geschwind einen „kleinen Lassing-Fall“ herausbacken lassen.

Da erfuhren wir denn, daß man auch eine

„kleine Portion Lassing-Fall"

bekommen kann! Gewiß ein besonderer Fall bei einem Wasserfall.

Wir wußten nicht, was wir antworten sollten, wir sahen die Esel, die umherstanden, mit fragenden Blicken an, allein nicht einer unter ihnen schien unser Erstaunen zu begreifen!

Wir hielten großen Rat, — die Esel nicht mitgerechnet — sollten wir bis um sechs Uhr warten? Wie, wenn die in Maria-Zell gar nicht kommen und den „Lassing-Fall" über Nacht bei sich drin behalten? Und sollten wir eine

„kleine Portion Lassing-Fall"

essen? Das wär' gemein! Eine kleine Portion!!

Nachdem wir an diesem Nütli getagt hatten, beschlossen wir, lieber keinen „Lassing-Fall", als eine kleine Portion, und zogen ab, ohne auch nur einen Löffel

„Lassing-Fall"

genossen zu haben.

Wir zogen mit langen Nasen ab; die Esel sahen uns mit melancholischen Blicken nach. Was sie sich wohl von uns gedacht haben mögen? Vielleicht gerade dasselbe, was wir von ihnen dachten! Wer kann's wissen? Unser Kutscher, ein Schwärmer, der, wie die alte Frau in Raimund's „Verschwender", den Grundsatz hatte:

„Ja, das Gebirg wär' schon schön, wenn nur die Berg' nit wären!"

unser Kutscher meinte: „Ah, es is ja nix mit dem Lassing-Fall, i geh' schon funfzehn Jahr do eini, i hob' ihn no nit g'sehen, es is ja nix, als wenn sich so a bißl Flüssigkeit oben sammelt, nachher lassen sie's obi rinnen!"

Also eine Art von Schnupfen, ein Bergschnupfen!

Der liebe Wanderer, der in diese Gegend reist und den „Lassing-Fall" sehen will, wird also sehr wohl thun, sich mit den dortigen

„Lassingfall-Machern"

erst in Berührung zu setzen, es sind die Vormünder des „Lassing-Falls", sie sperren ihn ein, wie ein jungfräuliches Mündel! Werden denn auch die Wasserfälle, wie die Holzfälle, vermietet? Ist eine Naturschönheit auch ein Spekulations-Artikel? Wenn jemand in Maria-Zell einen

„Lassing-Fall"

um sechs Uhr Abends speisen will, kann und darf man diesem

„Lassing-Fall"

dann für alle Reisenden einsperren oder rein aus der Natur wegrasieren?

Wäre es nicht eine Pflicht für Reisende, diesen Unfug abzuschaffen?

Doch genug davon!

Nicht ohne einige Schadenfreude sah ich meine Reisegesellschaft nach einer Stunde Aufenthalt wieder zu Wagen steigen, und nach einigen Stunden erreichten wir Maria-Zell, das wunderherrliche, himmlisch gelegene, anmutsvolle Maria-Zell.

Auf der Post, ich glaube bei Herrn Gerausa, fanden wir alle Bequemlichkeit, die man wünschen kann, und dieser Gasthof ließ uns alle Beschwerden der Reise und die nicht gegessene „kleine Portion Lassing-Fall" verschmerzen. Wir fanden freundliche Bedienung, schöne Zimmer, gute Betten, vortreffliches Essen und — billige Rechnung! Was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu sein?

Die weitern Fahrten vielleicht später, versprechen aber will ich nichts!

2.

Ich geh, auf's Land, oder: Wo wohnt Herr Dommayer?

Man weiß, daß ein jeder Wiener ein Amphibium ist, halb lebt er auf dem Lande, halb in der Stadt.

„Stadt" und „Wasser" ist ganz einerlei, der einzige Unterschied ist folgender: „Wasser" ist nasses Wasser, „Stadt" hingegen ist trockenes Wasser In jenem Wasser schwimmt man erst, so gut es gehen will, und geht dann zu grunde; in diesem Wasser geht man erst zu grunde und schwimmt dann so gut es gehen will! In jenem Wasser sind die Verschlagenen am unglücklichsten; in diesem Wasser sind die Verschlagensten oft am glücklichsten! Jenes Wasser wird im Winter stockend, stehend; dieses Wasser wird im Winter erst recht flüssig u. s. w., u. s. w. Also im Sommer geht der Wiener vom trockenen Wasser aufs nasse Land!

Im Frühling! im Frühling!

Wenn die Lüfte sanfter wehen
Und die B ünnlein auferstehen,
Und die „Kräutelweiber" plappern,
Und vor Kält' die Zähne klappern,
Und die „jungen Gansel" blühen,
Und die „Monat-Radi" glühen,
Die „Gesellschaftswagen" kraxen,
Wenn auf dem Glacis die Kinder wachsen;
Wenn in Döbling's und in Meidling's Aun
Alle Auserwählten sind zu schauen,
Wenn erscheinen Frühlingsschriften,
Wenn die „Wien" und „Alser" düften,
Wenn die Wurstel in den Prater reisen,
Wenn die „Linienzeisel" um sich kreisen,
Wenn auf dem schönen Rosenhügel
Uns umweh'n Millionen Gelsenflügel,
Wenn die Frösche quacken, auch die „Sie—en",
Wenn uns auf den Kohlenberg die Esel ziehen — —

dann, dann läßt's mich auch nicht mehr in der Stadt! Dann reißt's mich hinaus, und ich rufe sehnsüchtig:

Fliegende Esel, fliegende Felsen,
Wer mit euch wanderte auf Fluren und Felsen,
Dort schirrt ein Zeisel seinen Schimmel an,
Dieses elende Fahrzeug könnte mich retten.

Kurz, es läßt mich nicht mehr, ich muß aufs Land! Ich muß zwanzig Theaterstücke schreiben!

Aber wohin? Hietzing? Das ist Wien mit Land angestrichen! Penzing? Zu viel Staub für einen Lebendigen, und zu wenig Staub für einen Toten! Hütteldorf? Zu naß für einen Biertrinker, und zu trocken für einen Genußtrinker. Nußdorf? Das liegt mir jetzt schon zu nahe an Passau! Döbling? Da ist mir der Weg hin und her zu belohnend, da wird zu viel aufgespritzt, wenn es regnet! Grinzing? Da kann man nicht allein sein —! Heiligenstadt? Wenn ich immer zwei Füße Vorspann hätte!

Allein, trotz dem allem muß ich aufs Land! Aufs Land! Das erste, wornach ich bei meinem Suchen frage, ist: „Wächst kein Dommayer da?" Die Natur ist sehr schön, aber sie muß in einer schönen Gegend liegen, und die schönste Gegend ist: ein Dommayer! Nicht etwa bloß seines guten Essens wegen, o nein, sondern wegen seines besonders guten Essens wegen!

Der Mensch weiß gar nicht, wie wohl es thut, wenn man sich so den ganzen, lieben Tag mit der Natur herumgeplagt hat, und mit dieser oder jener schönen Gegend seine liebe Not gehabt hat, wie dann ein Dommayer schmeckt! Ein Berg ist doch gewiß eine schöne Sache, ein Thal ist auch nicht zu verachten, eine weite Aussicht ist allerdings ein romantisch Ding, und blühende Bäume sind immerhin ein schöner Anblick, allein nach allem dem sehnt sich doch ein gewisses Etwas im Menschen, eine tiefere, von der Natur nicht ausgefüllte Sehnsucht in uns nach einem Dommayer!

Ich bin gewiß kein Schwärmer, wenn ich auch ein Poet bin, aber gewiß ist's, daß ein Dommayer'sches Diner Seiten hat, von denen es sich angenehmer darstellt, als eine Lustpartie in der Mittagshitze nach dem Dornbacher Kogel, mit dem Rock auf der Schulter, und Schweiß und Staub in allen Poren!

Empfindsame Leser werden hier heimlich lächeln, das ist möglich; hier lächeln sie heimlich, allein dort, bei Dommayer, dort würden sie nicht heimlich lächeln, sondern öffentlich essen!

Also: „wächst kein Dommayer da?" ist die erste Examinationsfrage bei meinen Entdeckungsreisen um eine Landwohnung. Ich habe aber indessen folgende Anstalten und Vorsichtsverfügungen zu meinem Landaufenthalte gemacht.

Erstens habe ich drei eiserne Öfen hinausgeschickt; zweitens habe ich vier Klafter Holz im Hofe aufklaftern lassen; drittens habe ich einen eleganten Sommerschlitten zurecht bestellt; viertens

habe ich meinen Pelz, meine Fußsocken und flanellene Unterbettdecken hinausgesendet; fünftens hab' ich alle Fenster und Thüren mit Doppelfenstern und Doppelthüren versehen lassen.

Kurz, ich habe alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um während meines Sommeraufenthaltes einen strengen Winter ertragen zu können.

Ja, ich habe die Vorsicht und zugleich die Liebe für das Landleben so weit getrieben, daß ich mir einen verläßlichen Fiaker bestellt habe, der, wenn einmal ein schöner Land- und Sommer-Tag sein sollte, hinauskomme, um mich abzuholen und in die Stadt zu bringen.

4.

Öffentlicher Verkauf kritischer Phrasen.

Jedes Handwerk hat seinen goldenen Boden; warum nicht auch die Kritik, da sie doch schon einmal zum Handwerk geworden ist? Vielleicht aber hat unsere Kritik deshalb keinen goldenen Boden, weil sie bodenlos ist.

Jedes andere ehrliche Handwerk will gelernt sein, man wird nach und nach Lehrbub, Wandergeselle, Meister; nur das kritische Handwerk wird nicht gelernt, da fallen Bube und Meister zusammen.

Warum müßte nur ein Rezensent nicht wandern und fechten? In jedem Orte müßte eine Rezensenten-Herberge sein für wandernde junge Kritiker. Wenn die Rezensenten fechten gingen, so würden sie ihre Meinung wenigstens verfechten und ausfechten lernen, und sich nicht selbst von tausend Teufeleien anfechten lassen.

Das kritische Handwerk braucht nicht gelernt zu werden, man lernt vom Zusehen, man sieht zu, wie's die andern machen und macht es nach. Man schafft sich das Geräte an, das Handwerkzeug, die Farben und die Patronen, und man ist ein Rezensent auf eigene Faust. Es giebt verschiedene Arbeiten, in denen kein neuer Ausdruck erfunden wird; der Bergbau behält seinen „Schwaden — einfahren — Grubenlicht — Glückauf! — Teufe" u. s. w. Die Schiffahrt hat ihr „Bugsieren — Beilegen — Kielholen — Ankerlichten" u. s w — und die Kritik hat ihre stehenden, unwandelnden Ausdrücke: „Wacker! — Platzausfüllen — glänzender Erfolg — ergötzliche Darstellung — leistete Erfreuliches" und dann die ewigen, überall angebrachten Verzierungen und Arabesken: übertraf sich selbst! — in sich gerundete Darstellung — entwickelte glühendes Feuer — entwickelte erhabenen Schwung — entwickelte eine Rundung der Idee" und das ganze Heer der namenlosen „Entwicklungen", in die sich der Kritiker so gerne verwickelt.

Unlängst starb in einer kleinen deutschen Provinzstadt ein großer deutscher Kritiker, der einen ganzen Apparat von solchen Farbentaschen und Patronen, und einen ganzen Pack aufgehäufter

Phrasen zum beliebigen Gebrauch für plötzliche Rezensenten und unvorhergesehene Kritiker hinterließ.

Die Witwe des wackern Verblichenen, der jetzt „seinen Platz ausfüllt“, bietet folgende einzelne Sätze und Ausdrücke um den beigefügten Preis an kauflustige kritische Anfänger und Auslasser gegen gleich bare Bezahlung an.

„Das Publikum verließ zufrieden das Haus“ . . . . 30 kr.

Das ist sehr billig. Man muß nur den Doppelsinn recht auffassen; wenn ein Publikum das Haus verläßt, ist es immer zufrieden.

„Beurkundete ein Eindringen in seine Rolle“ . . 1 fl. 12 kr.

Die Urkunde verteuert das Ding ein wenig.

„Führte seinen Part mit angemessener Ruhe bis ans Ende durch“ 2 fl. und eine Flasche Bier.

Der Part will aparte honoriert sein.

„Das künstlerische Streben dieses aufschwingenden Talentes verdient anerkennende Ermunterung“ . . . . . 3 fl. 36 kr.

Bitte aber, auch diesen schönen Makkaroni-Satz zu betrachten. Eine wahre Freude!

„Die Auffassung des schwierigen Charakters wurde von dem durchdringenden Geiste bis ans Ende glücklich gelöst“ —

Ist käuflich nicht an sich zu bringen und bloß gegen zehn geliehene Gulden als ein Pfand bei dem betreffenden Künstler zu versetzen.

„Eine anmutige Erscheinung“ . . . . . 15 kr.

„Kraft, Feuer, Glut, Sicherheit, Delikatesse, Schmelz, Begeisterung und Liebreiz vereinen sich im Vortrage dieser geistvollen Künstlerin zu einem durchaus ganz vollkommenen Ganzen“ — 25 fl. bar, ein kleines Geschenk und zwei Mahlzeiten mit Champagner non mousé.

Ich bin überzeugt, daß das alles für obige schöne, runde, wattierte und gestopfte Phrase nicht zu viel ist.

„Errang den Doppel-Lorbeer des Trauerspiels und Lustspiels“ —

Über diesen lieblichen Satz muß man sich mit demjenigen, dem er beigebracht werden soll, auf Privatweg vergleichen. — Der Satz ist unbezahlbar.

„Der Roscius unserer Zeit“ . . . . . 6 Dukaten.

u. s. w., u. s. w.

Wer drei dieser Phrasen zusammen ersteht, bekommt darauf eine Hand voll von: „Verwendbarkeit“ — „wacker“ — „genügende Anforderung“ — „vielseitig gebildet“ — „erregte Teilnahme“ — „effektuierte glücklich“ — „führte glücklich zu Ende“ — „Beweise von Teilnahme“ ꝛc. ꝛc.

Kritische Analekten.

Warum soll das kritische Auge nicht ebenso gut auf die Psoplättchen und Milbenprodukte der Schöngeistigkeit, als auf ihre Pisangblätter und Mammutsknochen gerichtet sein? Steckt nicht zuweilen in einem winzigen Fingerhute ein besserer Kopf, und wenn es auch nur ein Nagelkopf wäre, als in großen Plüsch-, Sturm- und Filzhüten? Wie kärglich ist noch der Acker der Kritik bebaut! Brach liegen schöne Felder, und fette Gründe sind nicht urbar gemacht! Zum Beispiel die Kritik der Stammbücher! Welch ein Fund bietet sich dem menschlichen Geiste nicht in ihnen dar! Welch ein Schatz von Schlafrockgedanken und Krawattengefühlen, welche niederträchtige Zärtlich'eit bei der erhabensten Hirnlosigkeit, welche infame Originalität bei der hinreißendsten Unwissenheit, welche zerschmetternde Orthographie bei der korrektesten Albernheit, diese Fülle der Leerheit in diesem systematischen Nichts, diese bescheidene Unverschämtheit bei dieser blödesten Zudringlichkeit, diese Enthaltsamkeit des Witzes bei diesem Überflusse an gänzlichem Mangel.

Dann die Neujahrs-, Namens- und Geburtstags-Billete! Welche Ausbeute! wie naiv und mystisch! wie kurz und unbändig! Dann die Weihnachtskuchen-Chrestomathie! die Bauernkalender-Phraseologie! sodann die Blumenlese a..f den Wachsfiguren unter Sturzgläsern, die alle einen Versegürtel haben! und zuletzt endlich die Bonbons-Literatur und die Konditorei-Devisen! Welch süßer Kern steckt für den Forscher unter dieser poetischen Fülle! diese Einfalt bei dieser Vielfältigkeit! dieser auffallende Witz bei dieser Hinfälligkeit der Gelegenheit! diese üppige Fülle des Reimes bei dieser wollüstigen Leere des Sinnes! diese orientalische Glut des Ausdrucks bei diesem grönländischen Frost des Eindrucks! Diese Schnelligkeit der Überraschung bei dieser Langweiligkeit der Vorbereitung! diese Einbildungskraft des Beschauens bei dieser Bildlosigkeit der Bilder! Doch genug! mir war der Ruhm vorbehalten, den ersten Fingerzeig zu dieser Gattung der Kritik gegeben zu haben, und ich beginne dieses süße Rezensiergeschäft bei unsern Bonbons.

Ein Bratspieß, an welchem vier Herzen stecken, mit der Unterschrift: „Sie brennen und braten alle für dich.“

Kann man sich deutlicher und heißer ausdrücken? Ist dieser Witz nicht viel klarer, als unsere Journal-Gedichte? Ein Herz, das am Bratspieße steckt, zärtliche Herzen, für die der sentimentale Spieß ein Braten ist! Bis jetzt glaubte man, ein Herz müsse bloß für den Gegenstand seiner Liebe brennen, aber nein, es muß auch braten für die Geliebte, und so ist sie doch sicher, daß sie kein rohes Herz bekommt!

Zwei Augen und ein Mund mit einem Schlosse, und die Unterschrift: „Sieh' und hör' die ärgsten Possen, doch dein Mund sei stets verschlossen!“

Das ist erstens eine stumme Klage gegen die Vorsehung, daß wir zwei Augen, um uns zu verlieben, und nur einen Mund zum Küssen und zum Geständnis haben. Die Unterschrift hat gewiß ein Vorstadt-Dichter für einen Vorstadt-Rezensenten ausgesetzt, und der Konditor bezieht es auf die Liebe.

Eine Rose und eine Lilie, mit der Devise: Nur die Rose und Lilie sei stets deine Diele!“

Ich wette, das ist irgend ein Operntext, vielleicht aus der „Euryanthe“, und als Operntext ist er köstlich. Zu was auch einen bessern, man versteht unsere Sängerinnen doch ohnehin nicht!

Ein Gewölk, woraus ein Blasebalg-Amor herunterhängt, mit den Worten: „In deinen Schooß er fällt, weil's ihm so gefällt.“

Welch ein armer, reicher Reim! Aber wie groß ist die Satire! Wenn Amor jetzt unsere Art zu lieben sieht, so muß er aus den Wolken fallen!

Dito ein ziegelfarbener Amor auf einem Steckenpferde: „Ein Mädchen, das mir Geld beschert, ist mein liebstes Steckenpferd!“

Welch ein offenherziger Amor! das ist der alte Amor nicht mehr, sondern ein ganz moderner! Unsern Jünglingen, wenn sie auch sonst für gar keine Wissenschaft Sinn haben, muß man es doch lassen, daß sie große Numismatiker oder Münzenliebhaber sind; sie sehen immer mit einem Auge auf das Gesicht der Braut, und mit dem andern auf das Münzengesicht.

Ein Mädchen, das einem Schafe einen grünen Kranz aufsetzt, mit den Worten: „Willst du schön und reizend sein, so bewahre deine Tugend!“

Wahrhaftig, so etwas läßt sich nur ein komplettes Schaf sagen! Es ist gewiß ein Myrtenkranz; denn die Mädchen schenken diesen am liebsten an einen Schafskopf! Aber wie soll ein Schaf die Tugend bewahren? Die Tugend eines Schafes ist, daß es geschoren wird; also meint die Schöne: „Geliebter, bewahre deine Tugend und laß dich in deiner Dummheit brav von mir scheren!“

Ein noch reiferes Feld bieten die „Traumbüchlein“ dar, zum Beiſpiel das „Augsburgiſche Traumbuch“ nebſt „Auslegung und beigeſetzten Nummern“, mit dem Motto: „Das Glück iſt immer kugelrund.“ Im Vorworte heißt es; „Träume ſind Bewegungen des Gemütes und des Leibes, welche von innerlichen Feuchtigkeiten entſtehen; je mehr die eine oder die andere überflüſſig iſt, redigiert ſie den andern Teil:“

Das A beginnt folgendermaßen:
„Affe, Glück in der Liebe.“

B.

„Blind ſein, iſt Unglück.“
Eine anerkannte Wahrheit.
„Bücher leſen, iſt Traurigkeit.“
Ach ja! leider gar zu oft!

C.

„Comödie ſpielen, iſt üble Nachrede.“
Das ſind die Rezenſenten, die nach der Comödie übel reden.

F.

„Dinte brauchen iſt Mühſeligkeit.“
Jeder Schriftſteller ſeufzt hier ſein: O ja!

F.

„Flöhe fangen, } zeigt auf Unruh', iſt Zänkerei.“
„Frau nehmen, }
Ein vertrackter Traumdichter! Dieſe zwei F ſind wirklich Unruhe aus dem ff!

G.

„Gans ſehen, iſt Ehre.“
O, wie oft ſagt man zu einer Gans: „Es freut mich, die Ehre zu haben u. ſ. w.

H.

„Hunde, kleine, bellen, große Freude.“
Es giebt auch gar keine größere Freude, als ſich von kleinen Hunden angebellt zu ſehen.

L.

„Lumpen ſind heimliche Feinde.“
Gewiß: denn heimliche Feinde ſind Lumpen.

N.

„Narren ſehen, iſt Freude.“
Ariſtipp hat doch Recht: das Leben iſt voller Freude! Wie wenige giebt es, die ſagen können: „Der Menſch iſt zur Freude nicht gemacht!“

P.

„Perlen! bedeuten Thränen.“

Aha, Fräulein Galoiti, bin ich Ihnen auf die Spur gekommen? Zuweilen bedeuten umgekehrt die Thränen der Frau, daß sie Perlen will.

„Pfeifen, bedeutet Trübsal.“

Ist das wahr, ihr Lokalpossen-Fabrikanten?

R.

„Räuber, sind gute Freunde.“

Wie tief! denn sind es nicht oft unsere guten Freunde, die unsere Ehrenräuber sind?

S.

„Stehlen, bedeutet Gewinnst mit geringer Mühe.“

Wie fein auskalkuliert! Zum Beispiel ein Dichterlein stiehlt ein Stück und verkaufts unter seinem Namen an die Bühne, so ist das ein Verdienst mit geringer Mühe.

T.

„Taub sein, zeigt gute Ehre an.“

Insofern gewiß, als der Mann nichts anhört und die Frau niemanden erhört.

W.

„Wahrsagen, ist Unglück.“

Das heißt: Wahrheit sagen.

Z.

„Zeche bezahlen, ist Verdruß.“

O gewiß, das fühlt niemand mehr, als der Satiriker. Die ganze Welt ergötzt sich an seiner Tafel: doch muß er zu seinem Verdruß die Zeche bezahlen.

Das Picknick auf dem Strozzischen Grund, „bloß beim Klavier".

Die kleine Holdenburg war eine allerliebste Frau, und ist nun eine allerliebste Witwe. Ich machte ihre Bekanntschaft auf dem Eilwagen. Ehen werden im Himmel geschlossen, Liebschaften im Tanzsaal, Bekenntschaften im Volksgarten und Bekanntschaften im Eilwagen. Im Eilwagen erfuhren wir sogleich, wie wir miteinander fahren werden. Sie hatte wunderschöne Zähne, superbe rabenschwarze Augen und ganz vortreffliche kleine Zuckerkipfel bei sich, drei Dinge, die mich sehr an sie anzogen.

Ich versprach ihr, sie oft zu besuchen, allein sie wohnte auf dem Strozzischen Grund, und der Strozzische Grund ist für jemanden, der in der Stadt wohnt, ein so entfernter Grund zu einem Besuche, daß ich vielmehr bald von diesem Gedanken von Grund aus zurückkam. Schöne Witwen und bekannte Melodien haben ein gleiches Los, wenn sie uns einfallen, gehen sie uns oft einige Tage im Kopfe herum. Eines Tages fiel mir die schöne Witwe mit den Rabenlocken, mit den Feueraugen und mit den Zuckerkipfeln ein, ich wußte selbst nicht woher, und ich wollte der Sache auf den Strozzischen Grund kommen. Die Witterung war diesem Unternehmen [illegible]ünstig, das heißt, es war so entsetzlich schlechtes Wetter, daß gewiß alle Witwen in der Welt zu Hause waren. Der Himmel machte ein Gesicht, als wenn auf allen Geigen, mit denen er vollhängt, sich Dilettanten vor ihm hören ließen, und die Erde machte ein Gesicht, als müßte sie zu „Menschenhaß und Reue" ins Theater gehen und darüber referieren; da dachte ich, wenn Himmel und Erde solche Gesichter machen, so kann die schöne Witwe gegen mein Gesicht auch nichts haben, und flog auf den Flügeln der Ungeduld, das heißt auf einem Fiaker, nach dem Strozzischen Grund. Eine Kaffeekanne, zwei Basen, zwei Strümpfe, ein Mops und ein Muff wurden in der Überraschung von der schönen Witwe über den Haufen geworfen: „Nicht möglich. Soll ich den Ofen einschlagen?!" — „Schlagen Sie ein!" erwiderte ich und hielt ihr die Hand hin. Nun gings an ein Vorstellen, es waren, wie gesagt, zwei Basen und ein Mops, lauter Strozzische Grundische. Alice, so wollen wir die schöne Witwe nennen, war sehr liebenswürdig. Wenn die Basen, die Strümpfe, der Mops

und ich nicht zugegen gewesen wären, sie hätte mir gefährlich werden können! Auf einmal schlug sie die Hände ineinander und jauchzte laut auf: „Sie schickt mir ein guter Engel!“ Ich bin zwar noch nie für einen Engel Boten gelaufen, allein ich ließ es dabei bewenden. „Übermorgen,“ fuhr sie fort, „ist bei Frau von Zirpewachtel großes Picknick, und Sie müssen mein Herr sein!“ — „Meine Holde,“ erwiderte ich, „es heißt: „und er soll dein Herr sein“, nicht aber: „und ich soll dein Herr sein!“ — „Nichts da, keine Widerrede! Sie müssen mit mir, sonst, sonst, — morgen mittags holen Sie mich ab, ich stelle Sie dann der Frau von Zirpewachtel vor, und übermorgen bringen Sie mich hin.“ —

Gegen des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!

Am andern Mittag führte mich Alice durch eine Gedärmverwickelung von Kreuz- und Querstraßen, über eine gewundene Treppe in den dritten Stock eines zwei Stock hohen Hauses in den Empfangs-Saal der Frau von Zirpewachtel. Frau von Zirpewachtel erhob sich, und sie war so lang, daß es einige Minuten dauerte, bis sie ganz erhoben war; sie stand vor mir wie die Ahnfrau aller Kölnerwasser-Flaschen; und aus dieser engbalsigen Flasche gluckste sie ein: „Ich freue mich unendlich u. s. w.“ heraus. Ich bat sie, sich zu setzen, welches auch geschah, und mir war es, als ob sich der Landshuter Turm niedersetzte. Sie erzählte mir, daß ein Paar liebe Freunde und Bekannte morgen bei ihr ein Picknick haben, „bloß beim Klavier“! Ich stellte vor, daß ich mit Vergnügen teilnehme, zwar nicht „bloß beim Klavier“, auch beim Tisch, allein ich sei ein miserabler Junggeselle, der weder kochen noch braten kann. Frau von Zirpewachtel meinte, das wüßte sie, allein viel braucht man ja nicht, denn es sei ein Picknick, „bloß beim Klavier“, ich könnte mein Teil in baarem beisteuern, und zehn Gulden Münze wären hinreichend. Ich spürte, wie meine Brieftasche Krämpfe bekam, allein was war zu thun, ich lächelte wie ein gespießter Maikäfer, gab meine zehn Gulden her und sagte: „Eine wahre Bagatelle für ein Picknick bloß beim Klavier.“ Darauf stellte mir Frau von Zirpewachtel ihre zwei Töchter vor, die eine war eine schwarze Blondine, und die andere eine gelbe Brünette. Sie sprachen immer alle auf einmal, und alle beide eins und dasselbe. Sie waren schwer zu unterscheiden, denn die eine war so lang wie die Mutter, so daß sie zusammen zwei in die Ewigkeit fortlaufende Parallel-Linien bildeten, diese hieß Luzchen; die andere aber war ganz klein und kompakt, sie war bloß der Klavierauszug der Mama und hieß Nantchen. Sie sagten mir beide zugleich, daß sie mich ganz abscheulich fürchten; ich aber sagte: „Das wird sich bei Ihnen über kurz oder lang schon verlieren.“

Somit endete die Vorstellungs-Zeremonie, und ich empfahl mich. Beim Empfehlen sagte mir die Frau von Zirpewachtel: „Ach, ein Paar Kapäundel könnten Sie doch auch besorgen!“ Und so ließen wir uns an dem Strick der gewundenen Treppe wieder herunter ins freundliche Leben.

„Und es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht!“

Ich ging zurück in die Stadt, um zehn Gulden ärmer und um die Sorge „auf ein Paar Kapäundel“ reicher. Ich fragte Alice, ob die „Kapäundel“ auch „bloß beim Klavier“ verwendet werden. Sie nannte mich aber einen gottlosen Spottvogel. Die ganze Nacht beunruhigten mich schwere Träume, bald kamen die zehn Gulden im Leichentuche und rangen die Hände, bald zogen drohende „Kapäundel“ an mir vorüber; ich sah, wie sich ein „Kapäundel“ an das Klavier setzte und einen Straußischen Walzer zu Tode fingerte, ein anderes „Kapäundel“ sang die große Arie aus dem „Titus“, und ein drittes „Kapäundel“ tanzte mit Frau von Zirpewachtel einen Kotillon. Kurz, es waren tolle, beängstigende Träume. Des Morgens früh besorgte eine meiner Kousinen die „Kapäundel“, die sogleich nach dem Strozzischen Grund wanderten.

Die Strozzischen Mitglieder des Picknicks waren schon versammelt, als ich und meine Dame eintraten. Die lange Frau von Zirpewachtel, mit Blumen, Schleifen und Tüchern behangen, sah aus wie ein wandelnder Maibaum, oben auf dem Frisurgipfel bammelte ein goldner Turmknopf, und ich erwartete jeden Augenblick, einige Knaben aus der Société würden den Baum erklettern, um den obersten Preis zu gewinnen. Frau von Zirpewachtel kam uns entgegen und neigte sich von den Höhen herab, um der kleinen Witwe einen Kuß zu applizieren. Die beiden Zirpewachtel-Infantinnen, die Lange und die Kurze, sprangen mir entgegen und riefen a tempo: „Ach, ach, das ist schön, liebster Herr von S., daß Sie endlich da sind!“ Ich war ganz gerührt von der Schönheit meines Daseins, und nun umknöchelte die Hausfrau mit ihrer Hand die meinige und schob mich der verehrten Strozzischen Gesellschaft vor: „Herr von S.“ Die Frauenzimmer um den Theetisch schnellten wie die Zitterfische in die Höhe, wackelten mit dem Kopfe, blinzelten mit den Augen, und schnellten wieder auf ihre Plätze zurück und saßen unbeweglich da. Ich verneigte mich stumm, wie ein Schlagbaum, der heruntergezogen wird. Als ich mich umsah, glaubte ich mich in ein zoologisches Kabinet und in einen Kreis ausgestopfter Wesen versetzt. Um den Theetisch, auf welchem vielleicht in vergangenen Jahrhunderten Thee war, oder auf dem in zukünftigen Jahrhunderten Thee sein wird, saßen die Picknick-Vorsteherinnen, wovon die eine ein langes Papier, das Verzeichnis der Einsender und Einsendungen, in der Hand hatte. Es war die Frau von Repstörndl, bürgerliche Siebmachers-

Frau. Ich nahte mich ihr, und eine Stimme, wie eine Spitzmaus, die Mezzavoce singt, drang mir, ich weiß nicht, ob aus ihrem Munde oder aus ihrer Nase, entgegen: „Hier, mein lieber S., hier stehen Ihre Kapäundel; aber Sie dürfen nicht bös sein, sie sind gar nichts nutz; wenn Sie nicht bessere Witze machen, als Kapäundel, so ists traurig!“ Dabei lachte sie einen einzigen Lacher aus, ohne daß weiter auf ihrem Antlitz eine Spur davon zurückblieb. Ich neigte mich anmutig nieder und sagte: „Entschuldigen Sie, meine verehrte Frau von Repskörndl, ich mache keine Witze, und ich habe auch diese Kapäundel nicht gemacht.“ Das kleine Nantchen, welches sich indessen des kleinen Fingers meiner linken Hand ganz fest bemächtigt hatte, lachte eine kleine Oktave und schrie: „Ach, Sie sind aber schlimm!“ Da kam eine der Schicksals-Göttinnen des Picknicks auf den zwar naheliegenden, aber dabei außerordentlich entfernten Gedanken: „Aber Herr von S., wollen Sie nicht eine Schale Thee, wir haben schon alle getrunken!“ — „Wenn Sie bloß alle und nicht allen getrunken haben, so bitt' ich!“ Nantchen knackte meinen kleinen Finger, und ich rief: „Ach nein, Sie sind aber schlimm!“ Da erhob die Frau von Zirpewachtel ihre Stimme, daß sie so hoch wurde wie sie selbst: „Ach nein, Herr von S. trinkt keinen Thee, hat mir die Frau von Holdenburg gesagt, er wird nachher Wein trinken.“ Ich schnitt ein Gesicht, als hätt' ich den Wein schon getrunken, und sagte lächelnd: „Nein, ich trinke keinen Thee.“ — „Vielleicht ißt der Herr von S. ein Stückchen Gugelhupf, oder ein Eierplätzchen?“ sagte eine dritte Schicksals-göttin, die Frau von Grützmacher, mit einem Gesichte, so lang wie die Luxemburger Allee, und mit einer großen Nase wie das Chausseehaus in dieser Allee, aber bei dem allen schien sie mir ihres Einfalles wegen sehr liebenswürdig; da sah ich wieder, daß der menschliche Geist mehr ist als Schönheit, und schloß von der Frau von Grützmacher auf mich selbst und begriff, wie mich die Frauen so außerordentlich liebenswürdig finden. Ich sah sie so zärtlich an, daß jeder Blick aussah wie Liquor anodini, und sie warf mir einen zurück, der aussah wie extractum cinamomi, und ich war so hungerig, daß ich auf die Mischung dieser Blicke gern geschrieben hätte: fiat pill. gr. iij., und sie verschlungen hätte; denn ich sah mich ringsumher um, allein nicht ein böser Schatten von Gugelhupf flog über die öde Haide, und Eierplätzchen?

„O fahrt wohl, ihr Ideale! goldgewebte Träume!“

Die Frau von Zirpewachtel sagte: „Ach nein, die Frau von Holdenburg sagte mir, Herr von S. ißt kein Backwerk oder so was.“ Ich fühlte, wie mein Magen ob dieser Lüge schamrot wurde, allein ich lächelte und sprach resigniert: „Nein, ich esse nie Backwerk, und „so was“ schon gar nicht!“ Nantchen drehte meinen kleinen Finger wieder aus seinen Fugen und sagte: „Aber nein, wie Sie schlimm sind!“ — „Nun,“ fing die Hausfrau an, „wollen

wir den Tisch abräumen, das junge Volk will tanzen.“ Der Tisch war aber so abgeräumt, als hätte ein französisches Regiment bloß freundschaftlich drin garnisoniert; ja ich habe eine Ahnung, daß dieser Tisch gar nie aufgeräumt war. Ich betrachtete mir nun das junge Volk! Es waren ungefähr achtzehn Wesen, die nur durch ihre Kleidung verrieten, ob sie zum „jungen Mannsland“ oder zum „jungen Weibsland“ gehörten. Bloß die Toilette der Männer war jung, denn die schwarzen Röcke waren noch voller Flaumen. Die Mädchen zusammen sahen aus, als ob sie „lebendige Tuschkasten“ spielten. Ein einziger Herr schien der König des Festes, Amuseur, Tanseur, Arrangeur u. s. w. zu sein; um ihn drehte sich die ganze Menagerie herum. Sie hießen ihn nur „unser lieber Falzbeindl“. Er trug einen hellblauen Frack, ein gelbes Gilet mit einer roten Unterweste, zimmtfarbne Beinkleider, die aber wahrscheinlich durch betrübende Erfahrungen so in sich gingen, daß sie unten sich so fern als möglich von der verderblichen Erde zurückzogen, und Schuhstiefel mit Bändern, die immer mitgewichst worden sein mußten und steif von den Stiefeln wegstanden. Er hatte kurzes, etwas weißes Haar, glatt geschnitten, und bloß ein Büschel flatterte wie eine verirrte Taube um den Taubenschlag um das rechte Ohr herum. In der Hand hielt er ein rotkattunenes Schnupftuch, welches er beim Tanz zwischen seine Hand und seine Tänzerin einlegte Es war das belebende Prinzip des Picknicks. Der Tanz begann; „bloß beim Klavier!“ Es war aber auch ein Klavier! Ich glaubte anfangs, ich sei das Klavier, so verstimmt war es. Es sah aus wie ein vorgeschuhter Zuschneidetisch. Mehrere Saiten waren viel klüger als ich, denn sie waren schon lange vor dem Picknick abgesprungen. Monsieur Falzbeindl setzte sich an die Klaviertruhe, und alles rief entzückt: „Ach, Monsieur Falzbeindl wird spielen!“ Nanchen, die meinen kleinen Finger indessen auch zu einem vollkommenen Falzbeindl in ihrer Hand gefalzt hatte, fragte mich: „Haben Sie Monsieur Falzbeindl noch nicht auf dem Klavier gehört?“ — „Ich habe ihn bloß jetzt auf dem Sessel gehört!“ erwiderte ich. — „Aber nein,“ sagte sie, „wie kann man gar so schlimm sein!“ — Da schlugen einige Klänge an mein Ohr, als ob eine Tonleiter zusammenbräche und die Späne davon herumflögen, Monsieur Falzbeindl hatte sich aber ans Klavier gemacht und falzbeindelte die himmlischen Straußischen Elisabethen-Walzer herunter, daß es eine Freude war! Die verstimmten Saiten, die Holztöne, das Ächzen der Tasten, die mißhandelten Takte, das Haar an meinem Schnurrbarte sträubte sich in die Höhe, Nanchen geriet in ordentliche Verzückung. Frau von Repstörndl kehrte den Kopf links und schielte rechts über. Frau von Grützmacher ließ den Kopf rechts hinüber und blinzelte links. Alles schwamm in stiller Seligkeit, und Monsieur Falzbeindl hing quer auf seinem Stuhl, half jeder

Note mit dem Oberleibe nach und balanzierte jeden Ton auf der Nasenspitze. Das junge Volk begann zu tanzen. Der Stubenboden war klassischer Boden, römischer Boden, er hatte sieben Hügel. Sie tanzten alle und kamen mir vor wie die Schiffe im Sturm, bald waren sie hoch oben, bald tief unten. Mich erfaßte auch ein Sehnen

„Über Thal und Berg zu schweifen!"

Ich faßte die Frau von Zirpewachtel an wie einen aufgerichteten Walfisch und schleuderte mich hinein in das Gebirge, und mir war es, als ob jemand mir die Goetheschen Worte zuriefe:

„Da wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein!"

Frau von Zirpewachtel ragte über alle in die Höhe, als ob ein Blitzableiter mittanzte. Ich riß sie leidenschaftlich hin und her, und die Falzbeindlische Musik hatte das Angenehme, daß man nie merkte, ob man aus dem Takte kam. Endlich war sie ermüdet, und ich ließ sie wie ein Ausrufungszeichen auf ihren Platz fallen. Das „junge Volk" hatte ein wenig ausgetobt und Falzbeindl schwitzte Tropfen von einer Oktave im Umfange. Aber er sollte heute nicht zur Ruhe gehen! „Unser Falzbeindl soll singen!" hieß es allgemein. „Herr von S. hat Falzbeindl noch nicht singen gehört!" — „Ja, ich werde bitten," sagte ich ganz zerknirscht; da ließ Falzbeindl den Kopf auf die Brust fallen und schloß die Äuglein wie ein Kakadu, wenn man ihm den Kopf kratzt, sah wieder auf mich und lispelte:

„Der Erlenkönig von Schubert."

„Das ist hübsch, das ist hübsch!" hieß es allgemein. Nantchen fragte mich: „Kennen Sie den Erlenkönig?" — „Ich kenne ihn nicht persönlich," antwortete ich, „aber aus der Beschreibung!" —

Falzbeindl präludierte, es sollte E-moll werden; weiß der liebe Himmel, was es war! — Bei den Worten:

„Mich reizt deine schöne Gestalt!"

floß ein regenbogenfarbner Blick von Falzbeindl auf Frau von Repskörndl. Endlich hörte ich das „ächzende Kind", hörte die „Mühe und Not", und, verzeihe mir der Himmel die Sünde, ich war froh, als das „Kind tot" war. Ich und Herr Falzbeindl waren auch tot, und wir sind doch keine Kinder. Falzbeindl's Stimme war eine Mischung von Zwillich-Tenor und Drill-Baß; bei jedem Tone, den er ansetzte, stieß er mit dem Bauch in die Luft. Er war zum Entzücken, und der Strozzische Grund widerhallte auch von „Bravo! Bravo!"

Der arme Falzbeindl! Noch hatte er keine Ruhe! Frau von Repskörndl setzte sich zum Klavier und Monsieur Falzbeindl mußte einen Kotillon aufführen.

Falzbeindl, der gesellschaftliche Räuberhauptmann, war schon

ganz gedünstet, dennoch stellte er sich mit einer unbeschreiblichen Resignation an die Spitze des Kotillons als Anführer und Feldherr. „Den Kotillon," schrie Frau von Zirpewachtel, „muß alles mittanzen!" — Es war ein Kotillon-Landsturm! Ich bekam ein Fräulein von Trampelgunde, eine kleine, dicke Figur, die sich von Oben und Unten in sich selbst zurückzog, mit einem gelben Kleide, und eine hochrote, einzelne, ungeheuere, steife Blume im Haare, so daß sie mir vorkam wie der gehörnte Siegfried. Sie hing an mir wie eine Ratze; sie tanzte so, daß man sagen konnte, ihre Sohlen berührten kaum den Boden, denn sie tanzte nur auf der Schneide der beiden Füße, auf den äußern Rundheiten, so daß, wenn sie stand, die beiden flachen Fußsohlen gegen einander über standen und sich über die Schultern ansahen. Falzbeindl verrichtete Heldenthaten! Er schnellte wie ein bezaubertes Fischlein durch die Reihen seiner Truppen, er bat, beschwor, flehte, drohte, ächzte, zappelte, er bot Himmel und Erde auf, um seine angegebenen Figuren mit uns durchzuführen, allein seine Mühe und sein Schweiß waren verloren. Wir flogen hin und her und durcheinander, wie ein Sack Ratten, der losgebunden wird. Ein allgemeines Geschrei: „Ach, die Trampelgunde hat die Figur verdorben!" — „Die Luze macht alles konfus!" — „Herr von Tischlicht! bringt alles auseinander!" — „Aber die Frau von Grützmacher verdirbt ja alles!" ꝛc., währte während des ganzen Kotillons, und dazwischen immer die um Hilfe rufende Stimme des unglückseligen Steuermanns Falzbeindl: „Aber meine Gnädigsten! Luze rechts! Nante links! Aber nein, Sie daher! Herr von S. übers Kreuz! Frau von Z. die linke Hand! Damen vor! Herren zurück! Aber meine Gnädigen! Lieber Himmel! Sie quer! Sie dorthinüber! O mein tausend, mein tausend! Sie lassen aus! Ich bitte, ich bitte! Kotillon, jetzt à place! Ach nein! Aber ich bitte! Nante! Sie dort, hierher! Es ist entsetzlich! Marie, mit der rechten Hand! Das ist ja Ihre Linke! Ist denn das Ihre Rechte? O Himmel, noch einmal, à place!' so ging das Zetergeschrei des armen Falzbeindl den ganzen Kotillon durch, er wurde immer heiserer, und als er zu mir kam und krächzte: ‚Nun, Herr von S., mit Fräulein Trampelgunde, die „Alleefigur"!" bebte ich zusammen! ‚Bist du es, Hermann, mein Rabe?" fragte ich und setzte mich an die Spitze der Alleefigur. Ich und Trampelgunde an der Spitze der Allee sahen aus wie eine Pappel mit einer Stechapfelstaud'! Diese „Alleefigur" muß eigentlich italienischen Ursprungs gewesen sein: ich glaube, Falzbeindl hat sie von einer Schüssel Makkaroni, die in sich selbst verschlungen ist, abgelernt. Man ging immer um sich selbst herum und zog die andern mit, und wenn man den Umgang um sich selbst vollendet hatte, so begann man wieder, und umging sich von neuem. Auf natürlichem Wege kam diese „Alleefigur" nur dann zu Ende, wenn jemand

ſo glücklich iſt, daß ihn dabei der Schlag rührt. Sonſt geht ſie ins Unendliche, und ich glaube, ich und Trampelgunde wir gingen noch um uns ſelbſt herum, wenn nicht ein anderes ſchauderhaftes Ereignis dieſe Figur unterbrochen und den Kotillon beſchloſſen hätte. Ein Fräulein von Kikiritz nämlich, mit ſehr hübſchen blonden Locken, war etwas lang, und ihr mußte bei dem Durchſchlüpfen in dem Kotillon vielmal an dem künſtlichen Haargebäude gerüttelt worden ſein, ſo daß es nach und nach locker wurde, und nun plötzlich, als ſie auch auf gut Falzbeindliſch um ſich ſelbſt herumging, ſtieß ihr Nachbar mit dem aufgehobenen Arme an das loſe Weſen von Lockengeſchöpf und — es fiel — ein Opfer des geſelligen Umganges! Die blonden Locken mit der blauen ſtiefmütterlichen Guirlande lagen zu ihren Füßen, und ihr eigenes Haar wurde plötzlich ganz ſchamrot! Sie bückte ſich ſelbſt, um „die Verlornen zu finden"! Aber die rötliche Finderin glitt aus, und ſie lagen beide da, die ganze Alleefigur wollte nachhelfen und ſie ſtürzten alle über die Gefallenen her und fielen auch quer über. Trampelgunde, die Sohlenränderige, purzelte auch über ſie hin und zog mich als Schlußſtein nach ſich. Da lag ich, wie ein Querbalken auf den Trümmern eines Heuſtadels. Ich glaubte, das gehörte noch zu der „Alleefigur", und rief: „Frau von Zirpewachtel, jetzt kommen Sie in die Höhe!" Indeſſen hatte Fräulein von Kikiritz den günſtigen Moment benutzt, und hatte am Boden das blonde Haarkapſel wieder aufgeſetzt. Die Alleefigur wollte aufſtehen, das konnte aber ohne meine perſönliche Einwilligung nicht geſchehen, denn ich lag auf ihnen wie ein großer Briefbeſchwerer. Trampelgunde, der ich unmittelbar überlegen war, ſchrie wie aus einem kochenden Keſſel: „Aber Herr von S., um Gotteswillen ſtehen Sie auf!"

Ich wollte mir das Ding erſt langſam überlegen, denn es ließ ſich viel dagegen und dafür ſagen. Stand ich auf, ſo begann vielleicht die Alleefigur von neuem; Trampelgunde, von deren Füßen es ſich am Rande verſtand, daß ſie nicht geh'n und nicht ſteh'n konnte, wurde mir wieder zu Teil, und ich mußte wieder mit ihr um mich herumgehen. Bleibe ich aber liegen, ſo bleibt die Geſellſchaft auch liegen, es erſticken einige Allee-Bäume, wir haben dann mehrere Tote auf dem Platze, das brächte doch einiges Leben in die Geſellſchaft. So dachte und erwog ich mit Bedacht, und unter mir ſtöhnte das geſamte ehrſame Strozziſche Picknick! Und wiederum rief Trampelgunde: „Ach, ſtehen Sie doch auf, Herr von S., ich erſticke ja!" Ich aber fuhr fort in meinen Betrachtungen und Erwägungen. „Sie Alle," ſo dachte ich, „Alle, wie ſie unter dir ächzen, haben ihr Leben ſchon genoſſen, ſie haben Thee getrunken, Gugelhupf gegeſſen und Eierplätzchen, ich aber liege noch da mit einem jungfräulichen Magen. Sie haben gelebt und gegeſſen, ſie können nun ſchon abſegeln aus dem großen Picknick des Lebens. Frau von Zirpewachtel hat ihr Leben ver-

wirft, weil sie mir keinen Thee zukommen ließ; Salzbeindl hat an Goethe und Schubert den Tod verdient; Trampelgunde hat sich wie die Drud an mein junges Dasein gehängt u. s. w., sie haben den Tod verdient; ich werde allein überbleiben, und vielleicht etwas zu essen finden, und dann beschreiben: les derniers jours de pique-niques auf dem Strozzischen Grund, und —" hier stöhnte der ganze Strozzische Grund unter mir, ich fühlte ein menschliches Gefühl in meiner Brust, beschloß, Gnade vor Recht ergehen und die liebenswürdige Gesellschaft leben zu lassen. Ich stand auf, und nach mir erhoben sich die gestürzten Titanen alle vom Boden, und zuletzt das Fräulein von Kikiritz, die ganz zerdrückt wurde und aussah wie ein flacher Eierkuchen. Aber das arme Fräulein war heute vom Schicksal zu grausamen Dingen auserkoren! Sie hatte, wie gesagt, die Kopftoilette am Boden vorgenommen, aber unglückseliger Weise das ganze Haargebäude verkehrt aufgesetzt, die langen Locken hingen ihr am Rücken hinab, und über der Stirn prangte der vielfach gewundene Zopf! Sie sah desperat aus! Ich war boshaft genug, ihr schnell zuzurufen: „Kehren Sie sich schnell um, mein Fräulein, so ist alles in Ordnung!" Sie, ganz bewußtlos, kehrte sich rasch um, und trug die herrliche Reversseite der Parterre-Frisur zur Schau.

Da kam meine liebenswürdige Witwe Holdenburg auf den himmlischen Einfall, der Sache durch einen genialen Gedanken eine andere Wendung zu geben. Sie rief: „Jetzt, meine Herren, zum Souper!" Mein Magen war ganz Ohr! Ich nahte mich der süßen Holdenburg und sagte ihr mit einem Blick, der nicht weniger hungrig war, als ich selbst: „Zum Souper? Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!"

Die drei Zirpewachtels fegten herum, die Repskörndl machte hoffnungsvolle Augen, die Grützmacher sah aus wie ein Rätsel-Almanach, und Salzbeindl riß den Mund auf, als sollte die „Alleefigur" durchgehen. Ich aber betrachtete die Trampelgunde wehmütig und dachte: „Wenn die auch mit soupiert, dann Gnade Gott der hungrigen Menschheit." Zum Souper! Alles lief durch einander. Frau von Repskörndl kommandierte aus dem Verzeichnis, was kommen sollte.

„Frau von Tischlichtl, Ihr Bouillon!" Auf einer kleinen Tasse erschienen anspruchslos und bescheiden fünf oder sechs Schalen Bouillon, und die Tischlichtl entschuldigte sich, daß sie die Anzahl der verehrten Gäste nicht wußte, „aber," sagte sie, „es ist eine delikate Bouillon!" In einem Nu waren die Paar Schalen unsichtbar geworden:

„Wie Geister kamen sie und schwanden!"

Ich hätte gerne eine Schale erobert, und zu einem solchen Kreuzzug wäre wirklich ein Gottfried von Bouillon nötig gewesen: allein es war vergebens; dabei schrie Nantchen immer: „Plehti (plait-il)?"

Ich antwortete: „Oui, et crethi!“ Sie sah mich befremdet an und schmunzelte. „Aber nein, diese Schlimmheit!“ — Die Bouillon war vorüber, und die Repskörndl rief: „Frau von Hextel, jetzt kommt Ihr Bretzen-Hecht!“ Alle versammelten Angesichter klärten sich bei diesen Worten auf! Falzbeindl griff mit allen zehn Fingern in der Luft herum, als ob er schon auf dem Bretzen-Hecht einen Walzer spielte! Frau von Hextel sagte: „Es ist zwar keiner von den größten, aber ich habe ihn mit Sardellen zurichten lassen!“ Sie sprang auf und lief dem schüchternen Bretzen-Hecht entgegen. Da lag er auf einer länglichen Schüssel, ein Schattenriß von einem Bretzen-Hecht; er war so klein, daß ich anfangs die Sardellen für einen Hecht hielt, und ein bischen Sauce war dabei, als wenn der kleine Bretzen-Hecht einen leisen Schweiß gehabt hätte. „Ach, was für ein liebes Tierchen!“ schrie die Frau von Zirpewachtel, begann ihn zu versuchen, und:

„Dreimal geh'n die Backen auf und nieder,
Den Bretzen-Hecht sieht kein Mensch mehr wieder!“

Ich hatte Nantchen früher schon gefragt: „Hier ist der „Bretzen“, wo ist denn der „Hecht“?“ Sie säuselte: „Aber nein, Sie werden immer schlimmer!“ Sie lief um die Bretzenhechtschüssel, welche indessen, wie Mohameds Sarg, leer inmitten der Gesellschaft schwebte, brachte mir sie und sagte wieder: „Plehti!“ und ich erwiderte wiederum: „Oui, ma chère, et crethi!“ — „Aber,“ sagte sie, „was ist denn das, crethi? „Ei,“ erwiderte ich, „es ist ein gesellschaftliches Sprichwort: crethi und plehti; wenn Sie plehti sagen, sage ich daher immer crethi.“ Sie gab mir einen kleinen Schlag auf die Wange: „Sie Schlimmer, Sie!“ Indessen war der Traum des Bretzen-Hechtes ausgeträumt, und die Frau von Repskörndl schrie: „Jetzt, Frau von Strieglak, jetzt kommt Ihr Beuschel!“

Da floß ein leiser Seufzer aus einem Winkel durch das Zimmer, und der Seufzer klang wie „Brot“! Und ein anderer anonymer Seufzer floß aus einem andern Winkel: „Ach, nur einen Tropfen Bier!“ Frau von Zirpewachtel erhob sich wie eine Lärmstange und sagte: „Ich muß um Entschuldigung bitten, die Frau von Harzmeusel, welche Brot und Bier hätte geben sollen, hat plötzlich absagen lassen, aber es wird sogleich dennoch kommen!“ Die zwei Bier- und Brot-Seufzer verhallten wehmütig; allein ein dritter, unbändiger, tollkühner Seufzer floß wieder durch das Zimmer, und dieser lautete wie „Wein!“ Bestürzt sahen sich alle über diese Frechheit des Gedankens an. „Wer war das?“ rief ich aus, „ich glaube gar, ich war es selbst!“ Nantchen drehte meinen Finger, als ob er ein Flaschenstöpsel gewesen wäre, und sagte: „Plehti?“ — „Oui, ma chère, et crethi! Kennen Sie Schiller's „Worte des Wahns?“ — „Ach, Sie sind schlimm! Was sind das für Worte?“ — „Hören Sie nur!

Drei Worte hört man, bedeutungsschwer,
Im Munde der Durst'gen und Satten,
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie kommen uns hier nicht zu statten:
Verscherzt ist dem Menschen des Picknicks Frucht,
So lang er die Schatten zu haschen sucht!

So lang' er glaubt, daß er frisches Brot,
Daß er Semmel und Kipfel wird kriegen, —
An Semmeln und Kipfeln ist große Not,
Auch Brot sieht man nirgends hier liegen,
Und hast du keines dir mitgebracht,
So bekommst du keines die ganze Nacht!

So lang' er glaubt, daß das bairische Bier
Sich dem Durst'gen vereinigen werde, —
Dich durstet vergebens stund nlang hier,
Nichts ist auf dem Tisch, auf dem Herde;
Du bist ein Fremdling, so wand're aus
Und suche daneben ein Bierschenkhaus!

So lang' er glaubt, daß in diesem Kreis
Die Flasche Wein je wird erscheinen, —
Kein ird'scher Mensch vom Weine was weiß,
Wir können nur raten und meinen,
Du sprichst hier vergeblich ein wichtiges Wort,
Doch der Durst'ge wandle ins Wirtshaus fort!

D'rum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre
Das wir Brot und Bier und Wein auch nicht sah'n,
Daß ist ja das Schöne, das Wahre!
Sie sind nicht da draußen, in Küch' und im Haus,
Doch hast du sie bei dir, so gieb' sie heraus!"

Nante sagte: „O, das ist schlimm!" Indessen war das Beuschel der Frau von Strieglak verzehrt worden; ob es Ideal, ob es Weisheit war, ich konnte es nicht erforschen. Frau von Zirpewachtel kam mit sechs oder sieben Semmeln in die Stube, und die ganze Menschheit flog ihr entgegen und riß sie ihr vom Herzen. Falzbandl machte den Mund auf, daß ein kleiner Querflügel darin Platz gehabt hätte:

Eine ganze Semmel werf' ich hinein,
Verschlungen schon hat sie der schwarze Mund!

Ich nahte mich auch, allein Zirpewachtel hatte keine Semmel mehr,

bloß zwei leere lange Arme, und es kam mir vor, als ob sie wie in der Teilung der Erde sagen wollte:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!“

Allein die Himmels-Seligkeit in ihrem Arme schien mir zu armselig, und ich zog mich nach diesem vergeblichen Raubzug um eine Semmel wieder auf meinen Witwensitz zu Nante zurück! Da rief die Repsklöndl: „Jetzt kommen Herrn von S. seine Kapäundl!“ Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn, dachte ich: „Ou peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?!“ Ich sah dem Postzuge meiner Kapäundl mit sehnsüchtigem Magen entgegen, allein statt vier Kapäundeln kamen drei; „ach,“ dachte ich, „eines ist im Wasser eingegangen!“ Frau von Zirpewachtel tranchierte, und in einem Nu waren die drei Toten zu Charpie geschnitten und an die löbliche Gesellschaft verteilt. Mir brachte die Frau von Zirpewachtel ein halbes entfleischtes Gerippe, eine Kapäundl-Rückendarre. Ich stimmte die nadowessische Totenklage an, machte mich über das Bein her, und ich muß ausgesehen haben wie das nagende Gewissen!

Wieder stöhnten einige Unglückliche: „Nur einen Tropfen Bier!“ Lautlose Stille folgte diesen Seufzern aus dem Tartarus. Mich überfiel ein genialer Gedanke; in der Küche, die zugleich Garderobe war, sah ich im Eintreten einen Wassertübel.

„Dahin möcht' ich mit dir, mein Kapäundl, zieh'n.“

Es war nicht leicht dahin zu kommen; die Küche lag wieder auf einem römischen Hügel. Dunkel war's auch, ich aber voll Sehnsucht sang:

„Kennst du den Weg und seinen Wolkensteg,
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg!“

Ich war das Maultier und zwar ein Tier mit dürrem Maul, und ich gelangte glücklich in die Küche. Da blühte mein Glück! Die Götter sind edel und großmütig. Fritz, mein Bedienter, war da, um auf mich zu warten. Er hatte sich einen Kalbsbraten und eine Flasche Wein aus meiner Küche samt Brot mitgenommen. Als ich hinaus kam, sagte er ganz gutmütig: „Euer Gnaden erbarmen mir, essen Euer Gnaden hier und trink'ns ein'n Schluck Wein; Euer Gnaden schauen ja ganz erbärmlich aus!“ Ich umarmte den treuen Diener, verschlang einige Oktavbissen von dem Kalbfleisch und wollte eben einen tüchtigen Zug aus der Flasche thun, als die Frau von Zirpewachtel herausstürzte, die Flasche an sich riß, und ausrief: „Ich habe ja gesagt, es ist Wein genug da!“ und stürzte mit der Flasche ins Zimmer. Mein Bedienter wollte ihr nachstürzen, ich aber hielt ihn zurück und sagte:

„Da drinnen sind auch noch Unglückliche!“

Ich trank einen großen Kapf voll Waſſer aus und ging wieder zurück in's Zimmer. Da waren indeſſen alle Spuren von der Erfindung des Eſſens und Trinkens verſchwunden, nur die ſchwankenden Geſtalten gaben Kunde, daß getäuſchte Hoffnungen dem Magen ſehr weh thun. Es war Zeit zum Aufbruche. Ich beredete die Frau von Holdenburg, endlich zu gehen. Die Zirpewachtel war ganz ſeelenvergnügt, daß alles ſo vollauf und ſo in Ordnung vor ſich ging, und lud mich zu einem ſogenannten „Hackelbutz" (bei dem die Überreſte eines großen Eſſens in einem engen Kreiſe verzehrt werden) ein. Ich bat um Entſchuldigung, da ich mir heute den Magen überladen habe. Wir gingen gegen zwei Uhr morgens von dannen. In der Garderobe hatte indeſſen die Magd eine furchtbare Verwirrung angerichtet. Sie hatte nämlich nur einfache Nummern gemacht, aber ſie wußte doch nicht, was geſchehen ſollte. Da ich einer der letzten war, ſo hätte ich meinen Mantel leicht bekommen können, allein er war gar nicht da; es hatte ſich ſeiner ſchon ein anderer bemächtigt; es war nur noch ein kleiner, kurzer, himmelblau-tuchener Spenſer da, von welchem die Magd behauptete, es wäre ganz gewiß mein Mantel. Ich zog ihn in Gottes Namen an, und in einem Anzuge wie ein halbgeſchälter Delphin begleitete ich die Holdenburg nach Hauſe. In einem der kleinen engen Seitengäßchen des Strozziſchen Grundes ſah ich plötzlich meinen Mantel am Boden liegen. Ich wollte ihn aufheben, allein ſiehe da, der kleine Monſieur Wildſchnitzel, auch ein Mitglied des Picknicks, lag in ihn eingewickelt ohnmächtig da. Wahrſcheinlich hatte ihn der Hunger entkräftet, und er unterlag der großen Anſtrengung, meinen langen Mantel mitzuſchleppen. Ich hob ihn auf, nahm ihn auf den Arm und trug ihn in ein naheliegendes, offenes Wirtshaus; hier labten wir ihn mit Brot und Bier, ich gab ihm ſeinen Spenſer, er mir meinen Mantel, ich führte die Holdenburg nach Hauſe, und ſie ſagte mir im Abſchiednehmen: „Wir haben uns doch köſtlich unterhalten!" —

Das Pfänderspiel in der Panigigasse und der Humorist vom Thurl.

Der Mensch, das heißt der Mann, das heißt der ledige Mann, soll seine Sachen, das heißt seine Halskrägen, alle selbst kaufen. Dieser Satz aus der Moralphilosophie der Liebe hat sich bei mir erwiesen Ich konsumiere jährlich viel Halskrägen, und lege wirklich das ganze Jahr nichts zurück als eben meine Halskrägen. Es glaubten schon viele Humoristen, der Humor bestände darin, seinen Halskragen zurückgelegt zu tragen, und siehe da, kaum hatten sie ihren Halskragen zurückgelegt, so hatte ihr Humor Hals und Kragen zurückgelegt!

Also ich kaufte meine Halskrägen in der — Straße. Da saß sie und säumte ein Tuch. Es war nicht die Modiste selbst, nicht Lucina selbst, sondern eine ihrer Priesterinnen, eine der dienenden Grazien in dem Tempel der modischen Göttin. Da saß sie, — sie mag Pamela heißen — da saß sie und säumte. Ich begehrte mit jenem warmen flanellenen Lächeln, welches ebenso gut für geheime Ironie als für unendliche Schafmäßigkeit genommen werden kann, ein halb Dutzend Halskrägen.

Sie säumte fort; ich ergriff sofort sie und die Gelegenheit beim Kinn und wurde bedeutend witzig, indem ich sagte: „Sie sind sehr saumselig!“ — Darauf lachte ich ein Erkleckliches und wartete auf den Eindruck, den diese Witzkugel auf das Modistenherz machte. Allein Pamela war hochgebildet und also ein abgesagter Feind des Witzes. Ein Buch lag auf dem Nähtisch, ich schlug es auf, es war „Emilia Galotti“. — „Ach,“ sagte ich, „lesen Sie auch so gerne Räubergeschichten?“ — Sie aber warf einen nichtssagenden Blick auf mich und eine durchbohrende Nadel auf die Erde, stand auf und zeigte mir stumm mehrere Muster von Halskrägen. Ich fuhr fort, bezaubernd zu sein. „Nicht nur diese Krägen, sondern auch Sie sind ein Muster: selig, wem Sie wie ein Kragen um den Hals fallen!“ —

Ich wollte noch weiter unwiderstehlich sein, allein Pamela unterbrach mich mit den Worten: „O, ich habe keine Zeit zu Ihren Dummheiten!“ — Diese Klarheit der Idee bei dieser Präzision des Ausdrucks vollendete meine Niederlage!

Der Mensch kann alles, was er will, wenn er nur will, was er kann!

Ein Schriftsteller kann eine Modiste gewinnen, wenn er nur will, und ich wollte. Sie hatte bald sehr viel Zeit zu meinen Dummheiten, so viel Zeit, daß ich bald nicht genug Dummheiten zur Zeit hatte

Pamela hatte außer einigen hundert Wünschen nur noch zwei Wünsche, erstens: ein Gedicht zu ihrem Geburtstage; zweitens: ich sollte mit ihr einmal eine Freundin in der Paniglgasse besuchen, wo sich mehrere Freundinnen, die alle vom Nadelgelde des Luxus lebten, oft zu einem Pfänderspiele versammelten.

Mit dem Gedicht gings gut; ich entschuldigte mich, daß ich den vierten Reim zu einem Sonette nicht fand, ich habe nur drei Reime: Nadel, Adel, Tadel; sie sann lange nach, endlich rief sie aus: „Ich hab den vierten Reim: Stadl!" — Ich fiel ihr um den Hals und sagte entzückt: „Dieser Stadl räumt dir einen der ersten Plätze unter Deutschlands Dichterinnen ein!" — Wir nähten also den Stadl an den Tadel, den Tadel an die Nadel, und die Nadel an den Adel an, und das Gedicht war fertig. „Nun," sagte die Stadl-Muse, „nun gehst du auch mit mir in die Paniglgasse!"

Ich sagte zu und ging mit hinaus.

Lieber Leser, hast du schon einmal Pfänder gespielt? Du lächelst? Du Schalk! Ich seh' es dir an, du hast schon einmal Pfänder gespielt! Bist vielleicht gar „in den Brunn gefallen"? Erröte nicht, man will bestimmt wissen, daß Cäsar leidenschaftlich Pfänder spielte, und Xenophon das Spiel: „Rette sich, wer kann" gespielt habe.

Was Cäsar und Xenophon thaten, darf ich auch thun. Ich habe in meiner Jugend — „längstvergangene Zeit, erste Person, anzeigende Art" — viel Pfänder gespielt, und daher die Bemerkung gemacht, daß jeder Mensch ein anderes komisches Gesicht schneidet, wenn er Suppe ißt, wenn er Billard spielt und wenn er küßt.

Ich freute mich im Grunde herzlich auf das Pfänderspiel in der Paniglgasse, denn ich wußte, da wird recht altmodisch geküßt werden. Die Prüderie unserer aufgeklärten Mädchen hat das ehrliche Pfänderspiel ganz um seinen Charakter gebracht. Früher glich die Auslösung der Pfänder einer kleinen Kanonade, man hörte die Küsse in der Nebengasse.

Wir stiegen eine schmale, matt beleuchtete Stiege empor, wanden uns durch einen engen Gang und gelangten endlich in den Tempel des Pfänderspiels, in eine kleine, reinliche, ziemlich große Stube, in welcher um einen länglichen Tisch ungefähr 6 bis 8 Mädchen und ebenso viele Männer saßen. Alle sprangen auf und riefen: „Sie bringt ihn!" Darauf wurde Pamela von allen

Mädchen besonders geküßt, und die Mädchen unter einander küßten sich ad libitum.

Hier mache ich en passant die Bemerkung, daß alle Mädchen, bevor sie jemanden lieben, etwas lieben sei es eine Katze, einen Papagei, oder — eine Freundin. Die Neigung, mit welcher zwei Mädchen an einander hängen, ist nur die Vor- und Muster-Zeichnung, welche nachher auf einen andern Gegenstand übertragen wird. Habt ihr schon Männer gesehen, die sich unter einander stets küssen? Bei den Mädchen aber sind das lauter General-Proben, Studien, so wie Künstler zuerst an Modellen ihre Rollen einstudieren; diese Küsse sind bloß Ventil-Züge, um die gesteigerte Temperatur zu entladen. Wenn ich zwei so zärtliche Freundinnen sehe, die sich in Küssen verzehren, denke ich immer: das sind Nasch- und Brand-Briefchen unter falscher Adresse! Es sind Noten ohne Text.

Doch immer komme ich zurück in die Paniglgasse, wo schon alle Vorkehrungen zu einer endlosen Pfänderspielerei getroffen wurden. Ich will erst eine kleine Personalschilderung des gesetzgebenden und ausübenden Körpers vorausschicken.

Frau Brandl, die Hausfrau. Inhaberin einer modistischen Kunstschule. Sie war eine Frau zwischen 16 und 54; aber so viel war gewiß, daß sie nicht unter 16 war. Sie sah aus wie eine Phantasieblume, denn in der Natur gab es solche Blüten nicht. Sie trug das Haar à la Titus, aber dieses Haar spielte ein ganzes Prisma von Farben und sah zuweilen aus wie eine Malerpalette. Die Gestalt war ganz Geist, denn Fleisch war gar nicht da, bloß Geist, und was nicht Geist war, war Bein. Sie kam mir vor wie eine angezogene Nähnadel unter dem Mikroskop. Der erste Mann ihrer Liebe, der zuerst anbiß, starb bald darauf infolge dieses Imbisses, und ein kleiner Amor, genannt „Gustl", war das hinterlassene Werk des Verblichenen, und wenn er sagte: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch", so setzte sie dazu: „Und Bein von meinem Bein! Gustl war 9 Jahre alt und wurde von der Mutter bloß „mein Genie" genannt. Wenn der Leser sich einen kleinen Rangen mit rotem Haar, mit langen Schürhakenhänden, mit aufgeschlitzter Nase, mit stets offenem Mund und einer schnarrenden Fistelstimme denkt, wenn er diesem Ideal einen gelben Rock, bis unter das Kinn zugeknöpft, verleiht, und einen Ärmel der anstatt des Schnupftuches eine Glanz-Rolle spielt, so hat der Leser ein Bild vor sich, wie die jungen Genies aussehen. Sodann waren da: Luise Pfannendorfer, die Weißnäherin, Antonie Zwiebl, die Hemdknöpfelmacherin, Toni Zwickmauser, die Falterin, Nani Leinzgerber, die Handschuhnäherin, und noch einige, die ich nimmer weiß. Von den Männern nenne ich: Max Kirschlinger, étudiant en Schneiderkunst; Pepi Gränzmacher, Hörer der Gelbgießerei; Toni Leimsuster, Greislerei-Beflissener von Erdberg, und Karl

Jakelhuber, supernumärerer Lackierer-Adjunkt vom Thurn. Von dem letzten hatte mir Pamela schon Wunderdinge erzählt, wie witzig und komisch er ist, und wie sie ihn alle nur den „Humorist von Thurn" nennen.

Mit Stolz bemerkte ich, daß Pamela eine Art von imposanter Macht in der Gesellschaft war. Es war die Gewalt der Bildung, die Obermacht der Belesenheit! Pamela wußte den Monolog: „Lebt wohl, ihr Berge," und den andern: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte" auswendig; Pamela deklamierte die „Pfarrerstochter von Taubenhain" und wußte mehrere Stellen aus „Menschenhaß und Reue", „Ahnfrau" und „Tasso's Tod" zu zitieren; sie war bei großen Thränen-Stücken die erste im zweiten Parterre und die bekannteste „Weinerin" auf acht Bänken in der Runde. Sie war eine lebendige Thränendrüse; sie weinte, wenn sie den Totenzettel las; sie weinte, wenn ein Mädchen ihren Geliebten verlor; sie weinte, wenn ein Kanarienvogel sich mauserte; sie weinte, wenn sie von Totenruhe träumte; sie weinte, wenn sie den Stellwagen nach Dornbach versäumte; sie weinte, wenn man vom dreißigjährigen Krieg erzählte; sie weinte, wenn man ihrem Hündchen die Pfote einzwickte u. s. w. Kurz, sie war ein Thränenkrug in Form einer Modistin. Diese Sentimentalität gab ihr ein vollkommenes Übergewicht über alle.

Sie installierte mich sogleich als ihren Moritz: womit ich denn als ein integrierender Teil ihres Selbsts sogleich als ein förmliches Mitglied des Pfänderspiel-Vereines betrachtet wurde. Man verlor auch keinen Augenblick Zeit, sondern Frau Brandl, das Bein-Automat, stellte sogleich die Stühle in einen Kreis und sagte: „Nun, Kinder, wollen wir anfangen."

Frau Brandl präsidierte, und Gustl, das Genie, saß auf einem Schemel zu ihren Füßen. Wir setzten uns alle. „Bunte Reihe, bunte Reihe!" schrie Jakelhuber, der Humorist vom Thurl; ich kam zwischen Pamela und Toni Zwickmauser zu sitzen, und es wird daher nötig sein, daß ich die letztere auch ein wenig bei meinem Leser einführe.

Toni Zwickmauser, die Faltlerin, war klein, aber was man in der Lokal-Philosophie punket nennt. Die Natur wußte, daß sie nie einen Halsschmuck tragen wird, und setzte deshalb den Kopf sogleich an den Rumpf, ohne das überflüssige Bindezeichen des Halses. Was aber die Natur am Halse verkürzte, das ersetzte sie an den Händen, welche bis zu der Erde prolongiert wurden. Die Zwickmauser konnte, wenn sie gut aufgelegt war, mit Bequemlichkeit eine ganze Vorstadt umarmen. Sie hatte kleine Äuglein, die immer nach Luft schnappten, nnd eine kleine Knorpelanspielung auf eine Nase, die aber unverständlich blieb, welche über einem sehr breitwilligen Mund, wie ein Lämmchen über einem offenen Abgrund, hing. Von diesem Mund war die Unterlippe mit sich

selbst in Zwiespalt geraten, daß sie sich von dem wachthabenden Dienst auf der Brandstatt der Zähne zur Hälfte zurückzog. Mit dieser Annehmlichkeit der Gestalt verband sie die liebenswürdige Eigenschaft, als ein Gegenstück zu Pamela, stets zu lachen! Sie lachte immer dreimal, erst, bevor sie wußte, warum, bloß mit den andern; dann über die Sache, dann noch einmal als Nachdonner oder Echo. Sie lachte über alles und über nichts. Wenn sie lachte, zwinkerte sie Augen und Mund so zusammen, daß das ganze Gesicht wie ein gefaltetes Jabot aussah, in welchem die ersten Anfangsgründe ihres Näschens wie ein Perlmutterknöpfchen saßen. Dabei rief sie immer: „Si's himmlisch!" und zwickte einen bei jedem „s'is himmlisch!" wie ein Hummer in die Seite oder in den Arm. Das war meine Nachbarschaft in der bunten Reihe!

Das Spiel begann, und man war lange nicht darüber einig, was gespielt werden sollte. Es war ein Geschrei durcheinander: „Der Kirmesbauer!"

Es fuhr ein Bauer in's Holz,
Es fuhr ein Bauer in's Kirmesholz,
Es fuhr ein Bauer in's Holz!

— „Nein, stirbt der Fuchs, so gilt der Balg!" — „Nein! Schenken und Logieren!" — „Nein! Jakob kommt!" — „Nein! Okele Rinkele, jeder in sein Winkele!" — „Nein! Lirum Larum Löffelstiel, Jakob Michel, such' dein Ziel!" — „Nein! Moquierstuhl!" — „Nein! par ordre du Mufti!" — „Nein! Munkezen, Munkezen!" — „Nein! stumme Musik!" — „Nein! guten Tag, Herr Nachbar!" — „Nein! ein Schiff ist aus Holland gekommen!" — „Nein! das Advokatenspiel!" — „Nein! Schranken auf, Schranken zu, Maus, Maus, wer bist du?" — „Nein! Brüderchen, wer klopft?" — „Nein! Ihr Diener, Herr Eberhard, Sie haben einen blauen Bart!" — „Nein! schau' dich um, der Plumpsack geht um!" — „Nein, nein! Ja, ja! Ja! Nein!"

So ging es fort; Pamela weinte schon, die Zwickmauser lachte und versetzte mir einige gefaltete Zwicke in den Arm. Endlich drang der Humorist Jakelhuber durch: ‚Ähnlichkeit und Unterschied!" „Ja, ja, ja! Ähnlichkeit und Unterschied!" Akklamation, allgemeine Freude. Pamela trocknete die Thränen, Zwickmauser stopfte das Lachen, und mein Arm feierte Zwickemont suspendu. Also das Spiel begann. Jakelhuber schrie: „Rechts giebt man eine Person, links eine Sache." Richtig. „Ach," hieß es nun unter allen Mädchen, „ich weiß nicht was ich geben soll, ich weiß nicht, wen ich geben soll!" Es dauerte eine halbe Stunde, bis alles ringsherum fertig war, und nun kam es an die öffentliche Mitteilung. Frau Brandl begann: „Ich habe geschenkt bekommen

Herrn Saphir und Linsen mit Abschrödel; ach Gott, ich weiß nicht, was ich sagen soll, ich weiß keinen Unterschied!"

„Es nutzt nichts, es nutzt nichts, Sie müssen sagen!" Allgemeine Gährung.

„Nun wegen meiner, Herr Saphir und Linsen mit Abschrödel sind sich darin ähnlich, daß sie sehr gut sind, Unterschied aber weiß ich nicht." Da schrie Gustl aus seiner Versenkung herauf: „Mutter, ich weiß einen Unterschied: die Linsen kann man essen, und den Herrn Saphir kann man nicht essen!"

„Bravo, bravo!" Allgemeiner Jubel. Die Frau Brandl ruft: „Sag' ich's nicht, er wird ein Genie!?"

Nun kam die Reihe an Max Kirschlinger, den Studiant en Schneiderismus. „Ich habe geschenkt bekommen Mamsell Zwickmauer und einen Pantoffel; gleich sind sie sich darin, daß sie beide ein nötiges Möbel sind. Der Unterschied ist, der Unterschied, ja der Unterschied —"

Da schrie Gustl wieder:

„Der Unterschied ist, daß die Zwickmauser ein Stückel Nasen hat, der Pantoffel aber gar keine!"

„Richtig, bravo!" Allgemeiner Jubel, die Mutter heult Freudenthränen: „Gustl, mein Gustl, mein einzig Genie!"

Nun kam die Reihe an Toni Zwickmauser. „Ich hab' bekommen, hi hi hi! den Sänger Pöck und hi hi hi! einen hi hi hi! einen Zwetschkenröster! Der Unterschied ist, daß Pöck hi hi hi! singen kann und der Zwetschkenröster hi hi hi! kann nicht singen hi hi hi! und gleich gleich, gleich sind sie, hi hi hi! gleich weiß ich gar nichts hi hi hi!"

Allgemeine Stockung, Gustl konnte auch nicht aushelfen. „Ein Pfand! ein Pfand!" Toni legte das erste Pfand auf den Pfänderaltar nieder, es war ein Krapfen, den sie sich mitgebracht hatte. Jetzt kam Jakelhuber: „Ich habe die Pamela bekommen und einen Rosenstrauß; gleich sind sie darin: sie ist eine Rose und das ist auch ein Rosenstrauß. Der Unterschied ist der, da sind mehrere Rosen, Pamela ist eine einzige Rose!"

„S'is himmlisch!" schrie Zwickmauser mit einem obligaten Zwick, und ein einstimmiges „Einzig!" belohnte die zarte Idee; selbst Pamela warf einen Regulaquinqueblick auf den triumphierenden Jean Paul vom Thury, und an mich kam die Reihe:

„Ich habe die Frau von Brandl bekommen und eine Lichtscheere; gleich sind sie sich darin, daß sie beide putzen, jene die Menschheit, diese die Kerzenheit; unähnlich, unähnlich —"

Da unterbrach mich plötzlich das Genie vom Fußschemel: „Die Lichtputzen muß man fleißig ausklopfen, die Mutter aber nur selten!"

„S'is himmlisch!" mit einer Zwickfermate, unauslöschlicher Beifall.

So ging das Ding herum, einmal, zweimal, dreimal, dann wurde ein anderes „Ratespiel“ gespielt. Einer mußte nämlich hinausgehen, die Gesellschaft wählt ein Wort, der Ratende kann jedem drei Fragen vorlegen: wie, wann und wo lieben Sie es? und aus den Antworten mußte er es erraten. Pepi Gränzmacher, der Hörer der Selbgießerei, kam an die Reihe; er ging hinaus, die Gesellschaft wählte das Wort „Spiegel“, er kam herein und begann bei Frau Brandl: „Wie lieben Sie es?“ — Viereckig. — „Wo lieben Sie es?“ — Im Zimmer. — Wann lieben Sie es?“ — Wann ich's brauch. „Süperb geantwortet!“ rief alles. — Gränzmacher stand lange da wie eine nachdenkende Zitterpappel, endlich rief er: „Ich hab's! a Zahnbürsten!“ — „Ein Pfand! ein Pfand!“

Jetzt ging Karl Leimsuster hinaus, der „Spiegel“ wurde beibehalten. „Wie lieben Sie es?“ fragte er Antonie Zwiebl beim Eintreten. Nach einer langen Pause sagte sie: Wie? achteckig. — „Wo lieben Sie es?“ — Wo? über meinem Bett. — „Wann lieben Sie es?“ — Früh morgens. — Lange Pause, endlich sagte er mit siegvollem Gelächter: „Ein Handtuch, ein Handtuch!“ — „Nichts, nichts, ein Pfand!“

Nun mußte Nani Leinzgerber hinaus. Es wurde „Auge“ gewählt sie kam herein, auf mich gerade zu: „Wie lieben Sie es?“ — Ohne Butter. — „Wo lieben Sie es?“ — Im Schweizerkäse. — „Wann lieben Sie es?“ — Alle Augenblick. — „Ah, ich weiß schon: Makkaroni, Makkaroni!“ — „Nichts da, ein Pfand, ein Pfand!“

Nun mußte ich hinaus. Ich kam herein und fragte die Frau Brandl: „Wie lieben Sie es?“ — Wie eine fidele Haut. — „Wo lieben Sie es?“ — Auf der Hand. — „Wann lieben Sie es?“ — Wann es nicht beißt. — „Aha, das ist Ihr Mops!“ — „Ach nichts, nichts, das sind Sie selbst, ein Pfand, ein Pfand!“

So ging es noch lange, bis eine Anzahl Pfänder beisammen waren, und es Zeit war, sie auszulösen.

Pamela hatte mir schon gesagt, daß der „Humorist vom Thury“ einen „Pik“ — wie sie es nannte — auf mich habe. Ich konnte mich nicht erinnern, wodurch ich Jakelhubers Zorn erregt haben sollte. Allein Jakelhuber gehörte nun einmal zu meinen Feinden. — Er war eigentlich ein Wachsbleicher. Späterer Trieb bestimmte ihn zu studieren, allein es erging ihm wie dem „ph in der neuen Rechtschreibung: er wurde nämlich aus der „Fisik“, aus der „Filosofie“ und aus der „Filologie“ hinausgeworfen. — Er fand sich dadurch aus seinem Beruf ganz herausgeworfen und ging in sein Wachs- — tum zurück. Hier fand er seinen Stoff biegsamer und nachgiebiger, allein durch Versehen blieb einmal etwas zu viel an ihm kleben, wie das bei dem Wachs zu sein pflegt, und sein Herr fand sich bewogen, ihn von einem Geschäfte

zu entfernen, das unwillkürlich eine Anhänglichkeit an fremde Gegenstände mit sich führt. Darauf verlegte sich Jakelhuber auf freie Künste, wurde Marqueur in einem Kaffeehause, wo einige Literaten täglich eine heiße Tasse Kaffee und jährlich ein aufgewärmtes Bonmot verzehrten. Hier profitierte er an Humor und Witz, und da er sah, daß man fremde Einfälle für die seinigen ausgeben kann, hielt er eines Tages sechs Kaffeelöffel für sechs Einfälle, und eignete sie sich auch zu. Die Gerechtigkeit aber, die zwar goldne Einfälle, aber keine silbernen Löffel entwenden läßt, bewies Jakelhuber, daß das Sichaneignen fremden Eigentums bloß ein Vorzug im Reiche der Ideen, aber nicht in dem Reiche der Wirklichkeit ist. — Es wurde ihm günstige Gelegenheit geboten, einen zweijährigen, ungestörten Monolog über „Sein" oder „Mein" zu halten, und darüber nachzudenken, ob es besser sei, vermittelst einer Feder fremder Gedanken sich zu bemächtigen, oder vermittelst des Fünffingerkrautes eine unglückliche Leidenschaft zu Kaffeelöffeln zu fassen, die schon früher durch gesetzliche Bande an einen beglücktern Gegenstand gefesselt sind.

Nach Beendigung dieses zweijährigen Monologs wurde Jakelhuber herausgeworfen, er warf sich wieder auf Transcendental-Wissenschaft, wurde Lackierer, und am Sonntage lebte er dem Humor, las Zeitungen, machte Witze, rupfte Guittarre, lackierte alte Rätsel und Charaden neu auf, und wußte sie richtig in Journalen als Lachstoff anzubringen.

Daß ein Mann, der Witze wichst, Guitarre rupft und alte Bonmots neu lackiert, bald nur der „Humorist vom Thury" genannt wurde, wird jeder natürlich finden, der unsere humoristischen Lackierer kennt, und ebenso natürlich, daß ein solcher Mann mein Feind sein mußte.

Pamela sagte mir sogleich: „Jakelhuber hat einen „Pik" auf dich, er wird dich gewiß stets sticheln!" Ich aber erwiderte: „Holde Pamela! ein Jakelhuber mehr oder weniger, was wiegt das auf der großen Wagschale? Ich sage mit jenem Franzosen: Ce n'est qu'un Jakelhuber de plus!" — Und so gingen wir denn ruhig an das Auslösen der Pfänder.

Pepi Gränzmacher hatte den Hut mit den Pfändern in der Hand, und die Auslösung begann. „Was thut der Pfand, was ich hab' in meiner Hand?" — „Schinken schneiden!" schrie Gustl. „S'is himmlisch!" schrie Zwickmauser. Das Pfand gehörte der Antonie Zwiebl. Sie stellte sich an die Thür und schrie wie besessen:

„Ich schneide, schneide Schinken,
Wen ich lieb hab', werd' ich winken!"

Mein Herz bebte, ein ganzer Frühling voll Winterrettig ging durch mein Herz, eine Ahnung lüpfte mir den Schnurrbart,

allein — der Blitz ging vorüber — der Greislerei-Beflissene war der Gewinkte — er floh hin — es schnalzte. — Es war geschehen, ich atmete leichter.

„Was thut dies Pfand, das ich hab' in meiner Hand?" — „Satzaufgeben!" — „Nein, seinen Schatten küssen!" — Endlich drang Gustl mit seiner Drosselarie durch: „Sich auf den Kopf stellen!" — Leimsuster suchte einen Nagel in den Dielen und stellte sich auf den Nagelkopf.

„Bravo! bravo!" Allgemeine Bewunderung.

So ging es fort. „Ein Glas Bier trinken, ohne die Nase ins Glas zu stecken." — „Trauben lesen." — „Statue machen" u. s. w.

Mit mir meinte es das Schicksal grausam!" Mein Pfand wurde verdammt: „den Thron der Lieb' zu bilden." — Ich war sehr begierig, wie ich diesen bilden sollte, und es wurde mir erklärt, ich müßte mich auf Händen und Füßen niederlassen und ein Paar bestimmen, die sich auf meinen Rücken niedersetzen. — Eine saubere Proposition! Indessen, was war zu thun? Ich ließ mich mit einer Behendigkeit nieder, wie der Elefant in der Menagerie, und bestimmte, daß Jakelhuber und Leinsgerber, die Handschuhnäherin, das Liebespaar machen sollten. Das edle Paar bestieg mich, als ob ich ein Miet-Kameel gewesen wäre, mit einer Behaglichkeit und Solidität, als ob sie eine Sommerwohnung auf meinem Rücken beziehen wollten. Ich aber, ein Böswicht von Haus aus, ich beschloß, Rache an dem feindlichen Humoristen zu nehmen, und im Augenblicke, als sie sich so bequem machten, als ob sie auf meinem Rücken auf Wartegeld säßen, streckte ich mich plötzlich ganz flach aus; das edle Paar purzelte natürlich zu Boden, und Jakelhuber zerschlug sich die Nase. So rächt sich ein Deutscher!

Jakelhuber, mit dem humoristischen Zirkumflex auf der Nase, war wütend, allein ich entschuldigte mich mit meinem Krampf, den ich gewöhnlich bekomme, wenn hinter meinem Rücken geküßt wird.

Ein zweites Mal wurde mir bestimmt, dreimal zu niesen, dreimal zu köckern und dreimal zu krähen. Ich vollbrachte alles mit einer Sonorität und mit einer Grazie, daß selbst Jakelhuber sagte: „Nun, es ist zwar nicht neu, aber es passiert!"

Nun kamen die Rätsel und Charaden, und da war der Ort, wo Jakelhuber glänzte, und ich in meines nichts durchbohrendem Gefühle da stand. Er war unerschöpflich, zehn Grenadiere hätten ihn nicht zum Schweigen gebracht. Er begann:

„Vorne wie ein Lamm,
Mitten wie ein Lamm,
Hinten wie ein' Sichel,
Rate, lieber Michel!"

Gustl schrie: „Nix sagen, nix sagen, ich muß wissen! Ich weiß schon, likiriki! likiriki! ein Hahn! ein Hahn!"

Frau Brandl neigte sich und weinte eine Harzthräne auf das rote Haupt des kleines Genies! —

Jakelhuber fuhr fort: „Es hat den Kopf von einem Krebs; die Mitte von der Kuh, den Schwanz von einer Maus, das Ganze liebst du."

„Nun," wandte er sich zu mir, „Sie wissen ja alles, was ist das?" Ich sann lange nach und gestand meine Unwissenheit. Alle rieten, Brandl riet: Zwirnknäul! Zwickmauser riet: Regenbogen! Kirschlinger riet: Griessterz! Da lächelte der Humorist vom Thurn triumphierend und sagte: „Soll ich's Ihnen zeigen, was es ist?" — „Ja, ja!" Er fiel über Pamela, küßte sie und rief: „Ein Kuß: K von Krebs, U von Kuh, S von Maus!" Gustl klatschte jauchzend in die Hände und rief: „Man kann auch sagen: Kopf von Kirschlinger, Kopf von Kirschlinger!"

„S'is himmlisch, hi hi hi!" lachte die Zwickmauser und applicierte mir einen ungeheuren Zwick in die Seite.

Da ließ ich mein Licht leuchten: „Warum schreit der Esel immer IA?" — Alles schwieg. Jakelhuber war sehr gespannt; und ich fuhr fort: „Weil er ein Esel ist, sonst würde er schreien: Sie A!" — Gustl fuhr wie ein Erdzeisel in die Höh' und jauchzte! — Jakelhuber wurde rot wie ein Zinnoberlack, und die Lust, mich an geistreichen Rätseln zu überflügeln, spornte ihn zu Unerhörtem an; er begann:

„Was sind das für Leut', die sich immer rüsten, nie rasten und stets rosten?"

Kein Mensch wußte es; da sagte er mit einem durchbohrenden Blick auf mich: — „Die Humoristen!" — Pamela weinte an Leib und Seele, Zwickmauser lachte an Händen und Füßen, und Jakelhuber strahlte im Lichte süßer Rache.

Ich ließ mich auch nicht spotten. „Was ist der Unterschied zwischen einem Humoristen und Lackierer?" Todtenstille! Nur Gustl schnalzte mit der Zunge und stach Steckrübchen mit den Fingern. „Weiß Niemand? — Also: beim Lackierer kommt erst der Wichs, dann der Glanz, bei dem Humoristen umgekehrt!"

Gustl schnalzte und rief: „Spürens was?" Jakelhuber verbiß seinen Grimm und ging zu Charaden über:

„Es ist ein einsilbiges Wort,
Im Winter liegts am Ort,
Im Sommer geht es fort."

„Was ist das, Herr Saphir?" Ich sann lange nach und sagte endlich: „Nankinbeinkleider!" Jakelhuber lächelte höhnisch und sagte: „Sie haben nicht das geringste Talent zum Erraten, es ist Eis!" — „Richtig, Eis!" riefen Alle, „das ist sehr witzig!" — Das Rätselspiel ging auch zu Ende, und ein neues:

„Was thut das Pfand,
Das ich hab' in meiner Hand?"

erscholl „Eine Vorlesung halten, eine humoristische Vorlesung! Eine Vorlesung!" Ich war einer Nervenlähmung nahe! Da kam das Pfand es gehörte Jakelhuber!!

„S'is himmlisch!" zwicknauserte meine Nachbarin. Jakelhuber machte einige Umstände, allein er gab dem allgemeinen Drange nach Ein Tisch wurde gebracht, zwei Leuchter mit Kerzen. Jakelhuber setzte sich in Positur, zog ein Heft aus der Tasche und begann.

Totenstille herrschte im Zimmer. Pamela hatte sich zu meiner Rechten an mich geheftet, als ob ich eine Musterzeichnung wäre, und links hatte sich die Zwickmauser in mich eingezwickt. Jakelhuber bereitete sich zu seiner Vorlesung vor, räusperte, hustete, rückte auf dem Sessel und begann endlich mit jener nachlässigen Grazie, wie sie im Thury wild wächst, und mit einer unwiderstehlichen Zeiselbärstimme:

„Variationen über Spieß, Speis und Spaß, in Wichs-, Wuchs- und Wachs-Leinwand.

„Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Indem ich beginne zu beginnen, beginnen Sie mich zu begönnen, diese zur Begünstigung gesteigerte Begönstigung zeigt Sie mir als könnende Gönner, als gönnende Kenner! Jeder Beginn ist ein Spieß, auf dem man die Aufmerksamkeit der Hörer aufspießt; aber so wie der Spieß nur dann ist ein Spieß, wenn er ist da zur Speis und nicht blos zum Spaß, so ist jeder Beginn, das heißt jeder Anfang eigentlich nur ein „fang an!" vom Hörer, sonst ist nichts an dem Fang!" —

(Hier unterbrach allgemeiner Beifall den schwitzenden Jakelhuber. Max Kirschlinger sagte zu Nani Leinzgeber „Ganz im Schander von Saphir!" Und die Brandl sagte leise zu Toni Leimsufter: „Der Saphir ärgert sich, daß ihm der alles so abgelernt hat!")

„Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Was ist das Leben? Ein Spieß! Beim Armen kommt das ganze Jahr kein Braten daran; der Reiche aber hat alle Tag einen anderen! Das Leben ist ein Spieß, das Schicksal dreht den Menschen auf ihm am Feuer des Schicksals, und die fetten Thränen fallen in das prasselnde Feuer, bis er vom Schicksal gebräunt auf den Transchierteller des Totenbretes kommt und vom Spieß des Lebens zur Speis der Würmer wird, die nicht Spaß machen!" —

Pamela weinte bitterlich. Louise Pfannendorfer sagte zu Gränzmacher: „Und das Gemüt! bei dem Witz so viel Gefühl! da muß sich der Saphir verstecken!" Ich hörte das, drückte ihr die Hand und sagte: „Ach Louise, wo kann ich mich verstecken?"

„Von diesem Spieß kommt der Mensch in die Leinwand, in

die Totenleinwand, in die Wachsleinwand, in die Leinwand, in der man nicht mehr wächst, sondern wo nur Wachs über ans brennt, und aller irdische Glanzwichs abgestreift ist!

„Das Wachs, meine freundlichen Hörer, spielt im Leben eine große Rolle, denn kommt nicht alles drauf an, wie man gewachsen ist? Je schöner der Wuchs eines Mädchens, desto eher leuchtet das Wachs zu ihrem Brautfeste, und je weniger Wichs kriegt sie. Je schöner die Weiber gewachsen sind, desto weniger sind ihnen die Männer gewachsen! Darum sind unsere bartlosen Rezensenten so frech, weil ihnen keiner gewachsen ist! Ein junges Mädchen, das im Wachsen ist, ist ein Rosenstock und zugleich ein Wachsstock; wenn sie größer werden, wirds eine Wachsfackel, da darf man nicht lange mehr fackeln! Ein Weibsbild ist schön, wenn es ist wie ein Wachsbild! Es bildet sich im Wachsen und wächst in der Bildung, dann macht das Bild einen solchen Eindruck, daß man macht davon aus Wachs einen Abdruck, man poussiert sie und boßiert sie, und sie wird umringt von Wachspoussierer und Wachsboßierer!"

„Scharmant! scharmant!" — „S'is himmlisch!" — „Ganz Saphir!" — „Bravo! bravo!" Ein furioses Händeklatschen ging herum, alles überschüttete ihn mit Komplimenten, und Gustl schrie: „Wichs, Wachs, Wuchs, Weichsel, Wachsel, Wauchsel, u. s. w."

Jakelhuber war glücklich zu Ende, ging in seinem Sieg an mir vorüber und sah mich mitleidig an.

Ich war für den Abend ein geschlagener Mann! Selbst Pamela warf einen Blick mit zärtlichen Schrauben auf Jakelhuber! Das ist die Macht des Geistes! Die Zauberkraft des Witzes! O Pamela!

Das Pfänderspiel dauerte noch immer fort, und Jakelhuber war nun Hahn im Korbe, ich spielte eine erbärmliche Nebenrolle. Ein neues Pfand verurteilte mich, eine Blumensprache zu erfinden. „Aber so," sagte Jakelhuber, „daß es allgemein verständlich ist, und nicht im schwülstigen Stil." Ich versprach, mich ganz zu seiner Verständigung auszudrücken, und begann folgende

Blumensprache im Thury.

Aloe	Oe!
Aglei	Sein Se a dabei?
Aurikel	Kommen's nur, lieber Nickerl!
Baldrian	Schau' mi an!
Butterklee	Kan' Idee!
Cucum	Das bringt a Viech um!
Diptam	Fragen's die Frau Mahm.
Distelfackel	Kennst du den Lackel?
Erdbeer	Schatzerl, kommen's her!
Granat	Gehst auß'm Krautsalat.
Hagebutten	d'Hand von der Butten!

Johannisbeeren	Speanzeln möcht' er gern!
Königskerzen	Sonſt hoben's kane Schmerzen?
Lotwurz	Se ſein a Zwiderwuarz!
Moos	Schnecken in der Sauce!
Polei	Hören's auf, i ſchrei'!
Quitten	Da muß i bitten!
Roſenblatt	Sein's ſtat!
Roſenſtengel	Fahr'n mer, mein Engel!
Sellerie	Sali, halt' mi!
Steinbirn	Won's wos g'ſpür'n!
Türkiſcher Weizen	Thun's Ihnen nit ſpreizen!
Viola matronalis	Geben's Acht, wenn's hal iſt!
Winde	Kecker Zahnd, verſchwinde!
Weichſel	Gengen's zum Teufel!
Yſop	Juditheł, hopp!
Zibeben	Hören's auf von Fried' geben!

Pamela weinte ſtill an meinem Herzen, ſo gerührt war ſie von dieſem Selam; ſie ſagte mit weicher Stimme: „Moriz, du biſt doch gemütlich!“ — Ich aber war ganz perſiſch geſtimmt und ſagte daher auf ſpaniſch:

»Que flos no es da amor un concepto feliz!«

Calderon.

(Welche Blume iſt nicht ein ſüßer Einfall der Liebe!)

„Ach,“ ſagte Pamela, „was heißt das auf Deutſch?“ Und ich erwiderte: „A jed's Pflanzl hat ſein G'ſtanzl!“ — Sie ſchluchzte, und ihre Thränen rollten im meine Weſtentaſche, wo ſie ein Bonbon von Mittag erweichten.

Jakelhuber ſchien nicht zufrieden, daß ich bei Pamela wieder einen Stein im Bret hatte, und er ſchlug vor, er wolle improviſieren.

„S'is himmliſch!“ ſchrie die Zwickmauſer und zwickte ein Improviſatorium in meinen rechten Arm, und die ganze Geſellſchaft wiederholte das ihnen fremde Wort: „Improviſinieren!“ — „Improſiniſiwieren!“ — „Inprprimſermoſiwieren!“ u. ſ. w.

Die Vorbereitungen zu dem Improviſatorium dauerten ziemlich lange. Die Aufgaben wurden in einem Hute geſammelt. Es befanden ſich faſt lauter empfindſame, lyriſche Themata darunter: Gedicht an den Schoßhund der Frau Brandl. — Das Zeiſerl auf dem Strickrahmen. — Liebeserklärung an ein Lungenbratel. — Die Thränen um einen ungetreuen Liebhaber. — Das Herz, wenn es zerbrochen iſt. (?) — Die Verzweiflung um den Tod. (?) — Dahinreißung! — Ich gab das Thema auf: „Warum wächſt

der Mensch von unten hinauf, und nicht von oben herab?“*) — Das Loos entschied, es wurde gezogen:

„Das Herz, wenn es zerbrochen ist.“

Jakelhuber begann zu arbeiten. Er stellte sich wie ein Eisbock inmitten des Zimmers, schürzte sich die Rockärmel auf, dehnte sich, fuhr sich mit den Nägeln rechts und links in die Haare, hustete, räusperte, lüftete sich die Halsbinde, zog sich die Weste gerecht, wiegte den Kopf rechts und links hin und her, wie ein saufender Kakadu, feuchtete sich mit der Zunge die Ober- und Unterlippen an, wie ein zahnendes Kind, streckte endlich beide Hände aus, wie ein Weggeiger, machte noch einen Huster, holte mehrmal tief Atem und fing an:

„Du —“

hier blieb er etwas stecken, faßte sich bald:

„Nein, nicht du, ich bitte,

„O du, mein Herz, mach' nur kein Gepumper,
Das rechte Aug' und das linke Ohr wird mir auf Ehre schon tumper,
Wie es thut schlagen,
Kann ich Ihnen wahrhaftig mit Worten gar nicht sagen,
Mein Herz, das ist schon grausam in mir zerbrochen,
Da liegen die Scherben, —
Da liegen die Scherben,
Scherben, liegen die Scherben. —“

(Hier trat die Figura repetitionis ein, da er nicht mehr weiter wußte, und Gusti schrie:

„Die Mutter thut kochen
Strudel mit Gerben!“

— Er schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn und schrie: „Wenn mich Herr Saphir anschaut, kann ich nichts!“ Pamela drehte mich mit dem Rücken zur Gesellschaft, Jakelhuber ließ nun eine neue Ladung los.)

„Mein Herz, das ist schon grausam in mir zerbrochen,
Da liegen die Scherben,
Sie hat mich beim „Schlaf“ in der vorigen Wochen
Mit Blicken zerstochen,
Und, o Menschen, Menschen, heuchlerische Krokodilenbrut,
Schon gut!
Den Wolken, den Winden
Will ich's verkünden,
Daß sie's verbreiten,
Wie sie mich lujoniert so vor allen Leuten,

*) Vielleicht beantwortet uns jemand diese Frage.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
O Gott geb', daß ich kein Spektakel stifte,
Denn Herz, o mein Herz, o dies Herz
Hat Schmerz
Schon seit vorigen Weihnachten bis zum März!
Es ist zerbrochen, aus meinem Grab ruf' ich ihr nach: Weh!
Adie!"

Hier schnappte er zusammen, wie ein Taschenmesser, Pamela stürzte sich mit einer Thränenflut über ihn, und Frau Brandl fiel über ihn her wie ein Fläschchen Kölnerwasser. Die ganze Akademie der näherischen Wissenschaften war mit ihm beschäftigt, sie spritzten ihn mit kaltem Wasser an, sie rieben ihm die Schläfe, sie rissen ihm die Halsbinde auf, sie riefen ihm in's Ohr: „Jakelhuber, lieber Jakelhuber, teuerster Humorist!" — Pamela vergaß sich und rief, ganz von Thränen erweicht: „Teuerster Lackierer und Humorist, ich will dich nimmer kujonieren; vergiß das „Schaf". — Da schlug er die Augen auf und „atmete wieder im rosigen Licht!"

Ich aber saß noch immer mit dem Rücken gegen die Szene gekehrt, und als Pamela mir sagte: „Sehen Sie denn nicht, es hat die Nerven angegriffen!" — erwiderte ich tückisch: „Er kann nichts, wenn ich hinsehe." — Der Bund zwischen mir und Pamela war gebrochen, ich seufzte und sagte zu meinem Herzen: „Es geht ein finsterer Jakelhuber durch dieses Haus!"

Die Zwickmauser merkte das Ding und schloß sich mir mit einer rippenzerschmetternden Zärtlichkeit an.

Ich wäre ihr gern um den Hals gefallen, allein ich unterließ es wegen Alibi des Halses. Es war gegen zwei Uhr nach Mitternacht. Ich warf einen meiner Lila-Blicke auf Zwickmauser und fragte sie mit bebender Stimme: „Liebst du mich, Zwickmauser meiner Seele?" — Sie erhob ihre langen Arme wie ein Telegraph und gluckte: „Wie kannst noch fragen, Tschapperl!" — O, dann gieb mir einen halben Krapfen, oder ich verhungere!" — Sie hatte nämlich einen halben Krapfen in ihrem Ridikül; sie nahm ihn heraus, gab mir die Hälfte und die andere Hälfte hielt sie in der Hand. Ich umpfing sie wie eine Rettungsmaschine und flüsterte zärtlich: „O meine teuerste Hälfte, ganz muß ich dich haben!" — Allein sie hatte die andere Hälfte in diesem Augenblick in den Mund gesteckt und

„Er fiel in's Bodenlose".

„Ach," sagte ich, „Zwickmauser, hast du in deinem stillen Kämmerlein keine Semmel, kein Brot, komm, laß uns glücklich sein!"

Alles empfahl sich, Pamela und Jakelhuber waren die ersten, die zusammen die Gesellschaft verließen. Die Zwickmauser wohnte in der Kotgasse, ich führte sie nach Hause. — Da der Zweck dieses

Aufsatzes nicht ist, Reiseabenteuer zu Wasser und zu Lande zu schreiben, so füge ich bloß bei, daß mir Toni Zwickmauser aus ihrem Fenster einen Apfel und eine halbe Semmel herunterwarf und mir zurief: „Da hast du einen Apfel, eine halbe Semmel und mein Herz!“ — „Ich danke,“ rief ich hinauf, „werde alles mit Dank zurückstellen!“

Am andern Tage schickte mir Pamela drei seidene Taschentücher, die sie von mir zu säumen hatte, zurück, und dazu folgendes Billet:

„Ir Bedragen gesdern wahr unter der Gridig! Der neit auf andern Schenie hat Ihnen die laise von die Masge abgezohgen. Ich habe Ihnen nie gelihbt! bloß Ihr Widz und Ihr Muntwerg hat mein Herz geteuscht. Wenn Sie mich begegnen, so werde ich thun, als hät ich Ihnen nie gekennt; und hesse von Ihnen auch das Gegentheil, denn mein Jakelhuber — ich sahge ausdrüglich mein Jakelhuber — verstehd in einem gewissen Bunkt keinen Schpas nicht. Atje, ihre gewesene

Pamela.“

Liebesschliffeleien des Poeten Piperl.

Erstes Kapitel.

Sebaldus Piperl erblickte nicht das Licht der Welt, sondern das einer kleinen Nachtlampe, auf den Höhen der Menschheit, d. h. in dem Dachstübchen des Schulmeisters Bartholomäus Piperl, in dem Dörfchen Blitzhausen. Bartholomäus Piperl hatte früher auf einer deutschen Universität sich so viele Kenntnisse und so wenig edles Metall erworben, daß seine Hoffnungen auf eine gute Anstellung wie Nebelgebilde zerrannen. Bartholomäus konnte keinen platten Einfall eines hohen Gönners pflichtmäßig mit einem Refraingelächter begleiten; Bartholomäus konnte keiner gnädigen Frau, deren Haar an die Schneekoppe erinnerte, beteuern, sie schaukle mit dem Lebensnachen noch am jugendlichen Vorgebirge des Lebens; Bartholomäus konnte unmöglich etwas Langweiliges hören ohne zu gähnen, und das zarteste Schoßhündchen der Zartesten durfte sich nicht unterfangen, auch nur die kleinste Invasion in das Gebiet seiner Waden zu machen, ohne mit Heulen und Winseln den Rückzug antreten zu müssen. Bei diesem unglücklichen Charakter blieb unserem Bartholomäus nichts anderes übrig, als die eben erledigte Schulmeisterstelle in Blitzhausen anzunehmen. Die Einwohner von Blitzhausen hatten weder gute noch schlechte Einfälle; jede Frau wußte den Taufschein aller andern Frauen auf ein Jota auswendig; Schoßkätzchen und Schoßhündchen waren noch nicht in diese Gegend gekommen; Langeweile hatte man auch nicht, denn in Blitzhausen hatte man keine Diners, keine Vorlesungen, kein Theater und keine Dilettanten, also durfte Bartholomäus hoffen, die Tage und Nächte seines Lebens hier in schulmeisterlicher Ruhe beschließen zu können. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch eine Frau, nur bekommt man leider oft ein kleines Ämtchen und dazu eine große Frau, oft sogar ein Ämtchen, das fast gar nichts abwirft, und dazu ein Weibchen, das alles mit vollen Händen hinauswirft. Zum Glück für Bartholomäus brachte ihm sein ruhiges Ämtchen auch ein ruhiges Weibchen. Marie, die Tochter eines armen Flötenspielers, legte ihre leere Hand in die seine und füllte sie, wenn auch nicht mit dem Mitgifte der Fortuna, doch mit dem Gegengifte der Liebe und mit

dem Tausendgüldenkraut der innigsten Zärtlichkeit. Sie brachte ihm nichts mit, als sich und ihr Herz voll Treue, und ihre Brust voll Frömmigkeit, und ihr Wesen voll Milde und ihr Auge voll Unschuld; aber mit ihrem Einzuge in seine Dachstube zog die häusliche, glückbringende Schwalbe Zufriedenheit mit ein, und nistete sich ein in das einfache Zimmerchen. Mariens Herz war unter den Flötentönen ihres Vaters selbst zur Flötenuhr geworden, und flötete die reichsten und zartesten Klänge hinaus in die Einförmigkeit ihres Lebens, und ward es nie müde, stets von neuem auszutönen die Melodien der Sanftmut und der Liebe, wenn auch ein hartes Schicksal mit rauhem Finger auf der Tastatur ihrer Gefühle herumstürmte, und die Durklänge des Lebens lös'ten sich in wehmütige Molltöne auf. Unser Sebaldus Piperl war das erste Pfand, das die Liebe in das Leihhaus des ehelichen Glückes setzte, und worauf ihr auch die größte Summe häuslicher Freuden ausbezahlt wurde. Sebaldus war der Augapfel des Vaters und das Herzblatt der Mutter. Wir überspringen die früheren Kinderjahre, in denen der Mensch nichts ist, als sein eigener Aushängebogen, oder die Charta bianca seines künftigen Wesens, und gehen zu seinem Jünglingsalter, zu der Propädeutik seiner Liebesschlifseleien über.

Zweites Kapitel.

Blitzhausen lag in einem Thalkessel, den ein Berggürtel in reizenden, bald jähen, bald schroffen und bald sich sanft erhebenden Abstufungen umschloß. Eine gesunde Vegetation trieb aus dem Schafte hoher Eichen die blätterreiche Krone aus, wucherte in dem frischen Grün der Triften über den Rücken der Berge hinweg, und schoß segenvoll empor in dem kornbelasteten Haupte der Ähren. Die Luft floß rein und klar wie stärkende Mineralquellen von den Berggipfeln nieder, und der blaue Himmel lachte wie das liebende blaue Auge des blauäugigen Landmädchens über das schmale Thal hin, in dem das Dörfchen Blitzhausen wie eine ruhende Nymphe halb hingelehnt lag. Hier in der Vorschule der Ästhetik, in der Natur, hier wuchs Sebaldus auf, die Brust vollgesogen von den Reizen ihres Negligés, sein offenes Herz hingegeben dem freien Spiele aller Empfindungen, sich hingebend den leisesten Wünschen seiner Seele, da kein Wunsch in ihr entstand, der den Zirkelkreis dieser Berge überflog und der nicht unschuldig genug war, um ihn augenblicklich in Ausführung zu bringen. Früh entwickelte sich der Geist des Knaben, der bald mit Heißgier alle Fächer des Unterrichtes umfaßte den ihm sein Vater erteilte. Frühzeitig entfaltete sich in Sebaldus' Gemüte jenes poetische Wesen, das alle Erscheinungen des Lebens einzäunt mit dem Mondscheinregenbogen des Überirdischen, und sie nur anfaßt mit den Blumenfäden der Begeisterung. Seine Mutter, die nun für die ganze Spielzeit

ihres Lebens das große Thema Mutterliebe zu variieren hatte, und es mit allen Mutationen unablässig vortrug, führte ihn zu den Blumen des Feldes, lehrte ihm ihre Sprache und sinnige Bedeutung, sie führte ihn zu den Festen der Schäfer und den Spielen der Jugend, und so füllte sie seinen Geist mit reichen, süßen Empfindungen. Sie legte in sein Herz eine elegische Sanftmut, ein unbegreifliches Vorbeben namenloser Gefühle, ein Seelenhinneigen zu dem noch verschleierten Saisbilde künftiger Liebe. Ach, ist denn nicht die Natur die Mutter, die Amme, die Wiege, die Gespielin und die Vertraute zugleich der Poesie? Nur in dieser großen Sennhütte, unter der großen Taucherglocke, vermag der Mensch anzustimmen die reinen Saiten, die, angeweht vom Odem der Göttlichkeit, erklingen in hoher Reinheit. Hier vernahm Sebaldus den ersten Flügelschlag seiner keuschen Muse, reiche Lieder zogen aus seiner Brust und ein Quell Melodien rauschte in seinem Innern; er sang den Reiz der Natur, das Lob der Einsamkeit, und in diese Töne mischten sich die Sehnsuchtsklänge eines namenlosen Wollens, die schwankenden Laute eines ziellosen Suchens, die schmerzlichen Akkorde eines unerfüllten Herzens, das Herumirren auf dem Urelemente Liebe, das keinen Ruhepunkt findet. Oft waren seine Gesänge gerichtet an ein gestalt- und formloses Wesen, das wie die Ferne ihn anzog und anlockte, das, ungesehn und ungekannt wie die süßen, kaum geahnten Reize des verschleierten Jenseits sich seiner bemächtigte, das sich an ihn anschmiegte wie elastische Brusthütchen und aus jedem Ton seiner Lieder verständlich mit ihm sprach

Bartholomäus Piperl wußte sich die poetischen Erzeugnisse seines Sohnes bald zu verschaffen und dieselben einem Universitätsfreunde in die Stadt zu schicken, der nicht ermangelte, sie in Journalen und Almanachen abdrucken zu lassen. Bald war die lesende Welt auf diese Lieder voll Liebe und Sehnsucht, voll reiner Glut und reiner Phantasie aufmerksam; besonders fand sich die Frauenwelt durch die Zartheit der Gedanken, durch die weichen Klänge eines ungestillten, liebebedürftigen Herzens angezogen, und bevor noch Sebaldus ahnen konnte, daß die geheimen Präludien seiner Muse ein lauschendes Ohr trafen, hatte ihn die lesende Welt zu ihrem Lieblings-Troubadour erkoren, und Sebaldus Piperls Lieder flossen in passenden Melodien von tausend Honig- und Korallenlippen der Residenz und wurden mit Glut und Wut an Toiletten und Ottomanen, bei Serenaden und Kavalkaden den städtischen Donzellen vorgesungen und vorzitiert.

Drittes Kapitel.

Sebaldus hatte bereits sein zweiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, ohne aus dem Dörfchen Bliphausen zu kommen. Alle Gebräuche, Sitten, Konvenienzen und wie die Sozietätskinder der

großen Welt noch heißen mögen, waren ihm so fremd geblieben, wie Menschlichkeit dem Herzen eines Wucherers, wie die Höflichkeit dem Millionär, wie die Wahrheitsliebe dem Lügner. Einfach war sein Betragen, sein Herz offen wie sein Wort, und sein Wort frei wie sein Sinn. Da gefiel es einer weitläufigen Muhme des Bartholomäus Piperl, die in der Residenz W. schon seit dreißig Jahren fromme Gebete und runde Sümmchen zusammen scharrte, jene im Himmel und diese auf Erden auf gute Zinsen unterzubringen suchte, die Augen zu- und die Kästen aufzuschließen. Die gute Frau war sehr fromm; sie legte daher alle Schlösser vor Kisten und Kasten und gar keines an den Mund. Sie bat den Himmel beständig, daß sie niemand um etwas bitten möge, und da der Himmel nicht so verschlossen als ihr Geldkasten war, bat sie auch in kurzer Zeit kein Mensch mehr um etwas, und sie lebte in ruhiger Betrachtung ihrer Summen, zurückgezogen von den Ausgaben dieser Welt, unangefochten von fechtenden Bettlern, nur sich und ihren hohen, aber geheimen Interessen lebend. Lange stand sie mit einem Fuß im Grabe und mit dem andern vor der Geldtruhe; lange schon hatte sie ein Testament gemacht, aber immer wieder wurde das alte Testament umgeworfen und ein neues eingeführt; da kam Freund Hain, der Herausgeber des großen Vergißmeinnichts: „Tod!“ und reichte ihr den kleinen Finger. Zwar bestätigte sich hier das Sprichwort nicht, wenn man einem den kleinen Finger reicht, so will man die ganze Hand; jedoch verstand die gute Muhme den soliden Fingerzeig genau, segnete ihr gesegnetes Zeitliche, legte die Brille in ihr Gebetbuch, machte ein Eselsohr in das Buch des Lebens, und entschlief den ersten Schlummer, in welchem sie ohne Furcht vor Dieben und vor Einbruch bis zum Anbruch eines großen Tages fortschlummert. In ihrem allerneuesten Testamente hatte sie unsern Sebaldus zum alleinigen Erben ihrer hinterlassenen Reize ernannt. Diese Reize bestanden in hundert und fünfzig tausend Thälerchen, die abgeschieden von den verführerischen Antastungen dieser Welt in Sack gehüllt lebten, und die nicht eher das Licht der Welt erblickten, bis es ihrer Herrin hienieden erlosch.

Sebaldus' poetisches Gemüt konnte lange nicht begreifen, wie denn die hochselige, wunderliche Muhme auf den wunderlichen Gedanken gekommen, gerade ihm diese Thaler zuzumuten; doch der etwas prosaischere Bartholomäus meinte, hundertfünfzigtausend Thälerchen könnten auch einem poetischen Äderchen nichts verschlagen, sintemalen es sich zwar sehr schön hören ließe: „O du gold'ne Leier!“ „O ihr Silber-Saiten!“ — allein zum Unglück wird dieses Gold und Silber aus den Bergwerken der Poesie in den Schmelzhütten des prosaischen Lebens nicht schmelz- und prägbar befunden werden. Bartholomäus meinte ferner: wenn einmal eine solche Muhme zwei Augen zudrückt, dürfte die Muse schon

ein Auge zudrücken, da überdem die reichste Muse noch nie einem ihrer Vettern hundert fünfzig tausend Thaler vermachte. Dabei ließe sich auch für Unsterblichkeit mehr leisten, wenn man für die Hungersterblichkeit nicht zu sorgen hat, nicht minder rege der Geist seinen Fittich stärker, wenn der Körper hübsch Schwungfedern hat; das Schäferleben und Lieben fänge sich viel besser, wenn man sein Schäfchen im Trocknen hat, und was dergleichen lose Redensarten mehr sind.

Sebaldus sollte also seine poetischen Füße aufmachen, hinpilgern und eine Schmerzensthräne weinen an dem Grabe, und eine Freudenthräne an der Geldkiste der Verblichenen. Er sollte ihr Andenken in und ihr Geld auf seiner Brust wohl verwahren, und dabei für einen Teil ihrer hinterlassenen Werke die Residenz, ihre Merk- und Liebenswürdigkeiten, ihre Gebräuche und Mißbräuche u. s. w. kennen lernen.

Sebaldus verließ mit schwerem Herzen und leichter Tasche das gute Blitzhausen, nicht bevor er von jeder Oreade, Dryade und Hamadryade zärtlich Abschied genommen, um nach der Residenz zu eilen, die er sich längst als einen Zaubergarten und Feentempel dachte. Die Mutter band ihm ihr bestes Halstuch um, und der Vater die besten Ermahnungen ein, und so stieg er hinab von seinen Bergen und sang sein Wanderlied hinaus in die Thäler, die wie smaragdne Schalen, mit Blumen und Früchten gefüllt, ihn umlachten.

Wie eilt das leichte Wolkenheer,
Dort hoch am Sternenreich,
Wenn ich nur eine Wolke wär'
Und zöge fort mit euch!

Wie dort der Vögel munt'rer Chor
Durchschifft die blaue Flut,
O könnt' ich doch zu euch empor,
Wie wohl wär' mir zu Mut!

Das Bächlein eilt mit munterm Schritt
Stets fort den heitern Lauf,
O könnt' ich mit dem Bächlein fort,
O Bächlein, nimm mich auf!

Doch alle drei, sie eilen fort
Und lassen mich zurück;
Ach, ihnen folgt nach fernem Ort
Voll Sehnsucht nach mein Blick.

So zieh' ich singend hinterdrein,
Mit Saitenklang und Spiel,
Erreiche spät im Abendschein
Das längst ersehnte Ziel.

Viertes Kapitel.

Es war Abend geworden, als Piperl die große Turmspitze der Residenz W. wie einen in die Höhe gestreckten Zeigefinger erblickte. An der Barrière bat ihn der Aufseher um die Eröffnung seines zartesten Geheimnisses, welches diesesmal in einem kleinen Felleisen bestand. Piperl hatte weder ungarischen Tabak, noch englische Tücher, und entkam bald den wißbegierigen Nachforschungen der Zolldiener. Mit leiser schüchterner Stimme fragte er nach einem Gasthofe; man wies ihn an die „Stadt London", und Piperl hielt gegen neun Uhr abends seinen anspruchlosen Einzug in die „Stadt London". Wer die Residenz W. und die Stadt London kennt, kann sich denken, wie ein Passagier, der nicht wenigstens mit zehn Füßen ankommt, hier aufgenommen wird. Der Lord-Major, id est der Gastwirt der Stadt London, stand in der Thür und sah unsern Poeten heranschreiten, und da es selbst von einem Lord-Major nicht zu verlangen ist, daß er es einem staubbedeckten Fußgänger ansehen soll, daß eine gottselige Tante ihre hinterlassenen Werke von nicht weniger als hundertfünfzigtausend Thalern ihm vererbte, so lüftete er kaum die weiße Nachtmütze, die wie ein Schwan auf dem roten Meere seiner Haare schwamm. Piperl machte eine tiefe Verbeugung und mußte lange warten, bis ihm Antwort wurde. Endlich kam der Lord-Kanzler, der hier nur Ober-Zimmerkellner genannt wurde. Piperl machte wieder eine sehr tiefe Verbeugung, und — wer sich erniedrigt, wird erhöht, der Lord-Kanzler wies ihm eine der ersten Stellen im Oberhause, das heißt drei Treppen hoch, an. Ein anderer Kellner wurde angewiesen, Piperls Felleisen nachzutragen. Dieser Kellner, der das Portefeuille des Auswärtigen besorgte, lächelte ironisch, als er den spezifischen Leichtsinn des Felleisens gewahrte. So gelangte Piperl in das für ihn bestimmte Zimmerchen, in welchem er sich bald mit seinem Felleisen in ungestörter Vertraulichkeit befand. Er öffnete das Fenster und sah hinaus in das rege Leben der Stadt und in den gestirnten Himmel, und die Sternchen schienen mit Spott herabzublinzeln auf die tausend und aber tausend Lampen, mit denen die Erde ihre Kahlheit beleuchtet, und der breite Strom floß wie ein Gnadenband durch die Stadt, und das Rauschen seiner Wellen schien ein leises Recken über das nichtige Treiben an seinen Ufern: und jenseits der großen Vorstadt ragten die Wipfel hoher Bäume herüber und in ihren Zweigen schien es schalkhaft zu flüstern, und die Blätter lispelten sich

schelmische Lieder zu über das Tosen der Stadt und über das Kosen der Pärchen, die unter ihnen wandelten; und auf den Baumspitzen wiegte sich der Mondschein und zitterte sein blasses Champagnerschaum-Licht herab in das Grün der bewegten Äste, und auf der andern Seite stand der . . berg schweigend und erhaben feierlich, wie ein Hohepriester der Schöpfung und sah mit sinnigem Haupte hinunter in das Häuſermeer, das an seinen Füßen brandete; und auf seinem Gipfel stand ein Häuschen, aus dessen Fenstern ein einsames, aber freundliches Licht herunterfloß in die Stadt wie ein Gruß aus der Ferne, wie ein Wink der Liebe, wie das flatternde Wahrzeichen der harrenden Sehnsucht, und dieses Licht leuchtete und funkelte hinein in die Seele Piperls und sein Auge hing unverwandt an diesem Lichte. Er glaubte durch die Ferne zu sehen das Wesen, das dort oben sehnend herausschaut in die leere Dunkelheit; er glaubte durch die Ferne zu hören die Töne eines stillen Verlangens, die das Wesen dort oben hinaushaucht in die aufhorchende Nachtluft, und durch seine Brust zog der Vortraum der Liebe und er feierte das erste Ahnen jener Empfindung, die aufhört zu sein, wenn sie mehr als Ahnung wird. Da klopfte es an die Thür, und herein trat der weibliche Kolonialminister der Stadt London, das Stubenmädchen, und fragte: Befehlen Sie zu speisen?" In diesem „befehlen Sie zu speisen?" lag eine Accentuation von noch einigen bedeutsamen et caetera's. Piperl sah sich um und vor ihm stand das schönste Exemplar eines W . . .r Stubenmädchens; und das will viel sagen, wenn man die Exemplare der W . . .r Stubenmädchen kennt.

Fünftes Kapitel.

Meine Leser werden es nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen hier eine kleine Charakteristik der W .r Stubenmädchen entwerfe. Ein W . .r Stubenmädchen ist ein Geschöpf, das die Natur in einem Anfall von Baulust, als sie Frauenzimmer und Kammerherren schuf, sozusagen als einen verknüpfenden Korridor zwischen beiden anlegte Ein W . .r Stubenmädchen ist das Verbindungszeichen der verschiedenen Artikel. Ein solches Stubenmädchen ist die Finanzrätin der Hausfrau, ihr Chargé d'affaires, ihre Posttaube und ihr Hausſprachrohr; sie ist die Confidente des Hausherrn, seine Fürsprecherin bei der Frau Gemahlin, sein Bureau des renseignements und sein Rechnungsflaullenzer Dabei lehrt sie dem Hausſohne die Humaniora der Liebe, der Tochter die Anfangsgründe der Koketterie; nebenbei ist sie Aufpasserin des männlichen und Tugendwächterin des weiblichen Hausgesindes, und die Erholungsstunden wendet sie zur Bereicherung ihrer eigenen Menſchenkenntnis an. Dabei besitzt sie eine ciceronia-

nische Beredtsamkeit, eine jesuitische Schlauheit, einen diplomatischen Überblick aller Stadtintriguen und eine militärische Feldherrntugend, die den Angriff wie den Rückzug mit gleichgeübtem Auge zu leiten und zu decken weiß. Diese Stubenmädchen-Augen sind aber auch ganz eigene Augen, wahre Vorposten und Wachtfeueraugen, und mancher Schmetterling, der unversehrt den Augen der gnädigen Frau im Audienzzimmer entkam, versengte sich die Fittige an den Stubenmädchen-Augen der Antichambre. Aus dieser hohen Schule kam die Kolonialministerin, die eben vor unserem Piperl stand und ihn mit ihrem „befehlen Sie zu speisen?" von dem verschleierten Bilde eines ungekannten Ideals zu ihrem eben nicht zu sehr verschleierten Lindenblütenhals herabzog. Piperl zuckte zusammen und konnte kein Wort hervorbringen; alle seine Träume glaubte er verwirklicht, sein stilles Sehnen hatte plötzlich einen Gegenstand gefunden. Zitternd verbeugte er sich demütig und ein Blick fiel verstohlen auf sie hin, den zu deuten die hübsche Antonie nur gar zu gut verstand. Ja hübsch war sie, die Antonie, das gestand selbst das andere Stubenmädchen der Stadt London. Nach W . .r Art hatte sie ein kleines niedliches weißes Häubchen auf, von dem üppigen Haar guckten auf beiden Seiten einige Locken spitzbüberisch hervor, als lauschten sie, was die klaren braunen Feueräuglein sagen wollten; ein kleines Näschen schien eben etwas zu stutzen über die hellen Perlchen, die aus den kirschroten Lippen herausleuchteten. Ein kleines Tüchlein, daß sie ihrem Busen zur Bedeckung mitgegeben, erfüllte seine Pflicht nur halb, und die Fingerspitzen der zwei zierlich geformten Händchen saßen in den Täschchen der Schürze, die wie eine falsche Freundin das Geheimnis der üppigen Formen, wenn auch nicht durch Worte, doch durch Winke und Fingerzeige verrät. So ausgerüstet war sie, die das tragikomische Schicksal unserm Piperl zuerst unter allen weiblichen Wesen, die er sich alle als gleich englische Wesen dachte, zuführte. Noch kniete er, und Antonie fragte noch einmal: „Was befehlen Sie zu speisen?" Piperl wagte keinen Blick auf sie zu werfen. „Was machen Sie denn?" fragte Antonie, trat hinzu, und half ihm, sich aufzurichten. „Eidli!" lispelte Piperl und sein Auge schloß sich in sanfter Begeisterung. „Eidli?" fragte Antonie, „steht das auf der Karte? Ich will einmal nachsehen und gleich wiederkommen." Damit schlüpfte sie zur Thür hinaus und ließ unsern Piperl sich und seiner Seligkeit überlassen. Ein neues Leben schien ihm aufzugehen; er glaubte nun das Los seines Schicksals geworfen, eine Begeisterung der Liebe durchschauerte ihn und er sang aus voller Brust hinaus die Lust, daß seinen Wünschen, seinem namenlosen Lieben endlich ein Gegenstand geworden, und in immer neuen Weisen tönte seine Muse dieses Glück aus.

Wenn ich tausend Lieder ſänge,
Stets erneut ſich das Organ,
Welches mir voll ſüßer Klänge
Innen tief ward aufgethan.
Schwimmend leb' ich in Akkorden,
Unbewußt wie es geworden.

Sonſt war ich blind geboren
Und der Sonne goldnes Licht,
Und der Farbenton der Horen,
Und des Frühlings Angeſicht,
Blütenkeime, Blätterſproſſen,
Hat mein Auge nicht genoſſen.

Sterne kamen ſtill gezogen,
Mich erquickte nicht ihr Schein;
Nicht liebt' ich den Regenbogen,
Nicht des Mondes Lilienſchein,
Nicht im bunten Roſenkleide
Die beblümte Jaspishaide.

Da kam ſie, mein Herzverlangen!
Und mir ſprang des Sehens Quell,
Welten ſind mir aufgegangen,
Roſenrot und licht und hell.
Wo jetzt hin die Augen blicken,
Wird ein Schein ſie froh erquicken.

Mich ergriff ein ſüßer Schrecken,
Als ſie glanzvoll vor mir ſtand,
Liebend ſich nach ihr zu ſtrecken
Wagt' es nicht die ſcheue Hand.
Später erſt als ſie entſchwunden,
Hab' ich Wort und Ton gefunden.

Wie ich ſinge, ſpringt die Rinde
Jedes Zweifels von mir los,
Wie der Liebe Glück ich künde,
Nahet es vom Götterſchoß,
Und ſo lang die Lieder rauſchen,
Weilt es gerne, mir zu lauſchen.

Sechſtes Kapitel.

Das Stubenmädchen unterließ nicht, die Stadt London davon in Kenntnis zu ſetzen, wie der Mann im Oberhauſe im Oberſtübchen nicht ganz richtig ſei; der Lordmajor legte ſich mit dem

Ohre an das Schlüsselloch und eröffnete endlich seinen sämtlichen John Bull, der Mann im Oberhause müsse ein Skribent oder Dichter oder Zeitungsschreiber oder so was sein, denn der spreche mit sich selbst und noch dazu in Reimen. Man müsse deshalb gleich morgen frühe die Tageszeche fordern, denn solche Leute wollen gewöhnlich mit ihrem Klingkling aus dem Schatzkästlein der Poesie bezahlen.

Piperl war unter den süßesten Hoffnungen zu Bette gegangen, und der Traumgott, der einzige freigebige Gott gegen Dichter, führte ihm das Stubenmädchen in tausenderlei Gestalten vor, bis der späte Morgen durch die Fenster schien und Piperl mit einem Sprunge aus den Armen des schönsten Traumes und aus dem Bette sprang. Die Morgenstunde, die Gold im Munde hat, war schon längst vorüber, und da die gestrige Abendstunde nicht einmal Abendbrot im Munde hatte, so verspürte Piperl ein Flüstern seines Magens, das ihm zurief: „Morgenstunde hat Frühstück im Munde!“ Er dachte eben darüber nach, wie diese verwegene Sentenz in Ausübung zu bringen wäre, als Antonie ihr Köpfchen zur Thür hereinstreckte und „guten Morgen“ hereinrief. Mädchenwangen und Monatsrosen blühen und glühen nie lieblicher und einladender, als am Morgen, wenn sich das Licht noch freuet, dieses Terrain gewonnen zu haben; Kirchenglocken und Frauenherzen fallen nie freundlicher, wohlklingender ins Ohr, als am Morgen, und Männerherzen sind nie empfänglicher als am Morgen. Wer nie beim ersten Erwachen einen „guten Morgen“ von den Korallen geliebter Lippen pflückte, weiß nicht, was ein „guter Morgen“ ist. Auf Piperls Wesen wirkte dieser gute Morgen wie ein elektrischer Schlag: er sprang ihr entgegen und Antonie, die nicht gerne zwischen Thür und Angel steckte, besonders wo es etwas zu angeln gab, hüpfte ganz in das Zimmer und in das Herz Piperls hinein. „Guten Morgen!“ sagte sie zum zweitenmale, und ein leises „guten Morgen“ schlich wie Geisterhauch über Piperls Lippen. Er stürzte auf sie zu und angelte nach ihrer Hand, um sie an seine Lippen zu führen. Es war nicht die erste Stubenmädchenhand in der Geschichte der Stubenmädchen, die Poeten an die Lippen geführt haben; allein in dem Realkatalog von Antoniens Eroberungen schien gerade die Dichterrubrik zu fehlen, und sie beschloß, zur Komplettierung derselben unsern Piperl in Gnaden aufzunehmen. Sie drückte ihm leise die Hand, und in Piperls Augen traten die Thränen des höchsten Entzückens. Vorderhand schien es Antonien geraten, es dabei bewenden zu lassen; ihrem geübten Blick entging es nicht, daß ihr Zögling der Liebe noch nie im Buche der Liebe gelesen, und einer solchen Anlockung widersteht kein Stubenmädchenherz. Sie beschloß, ihm das Buchstabieren der Liebe nach und nach beizubringen, und das Zusammenlesen so lange als möglich hinauszurücken. „Befehlen Sie zu

frühstücken?“ so unterbrach sie den stummen Elementarunterricht der ersten Liebeslektion. Piperl nickte schweigend, Antonie entfernte sich und kam mit dem edlen Mokkasafte wieder. Ihr auf dem Fuße folgte der Oberkellner mit der schwarzen Tafel, und forderte die Tageszeche. Piperl zog eine Börse heraus, über deren Stoff und mutmaßliche Grundfarbe Chemiker von Profession ungewiß hätten sein müssen, und aus dem entfernten Winkel dieser Sackgaßbörse kitzelte sein Finger einen einsiedlerischen Dukaten hervor, und ließ ihn verschämt in die offenherzige Hand des Oberkellners fallen. Der Kellner und der Dukaten entfernten sich. Piperl blieb mit dem Mokkasafte und Antonien allein, das Herz zog ihn zu letzterer, der Magen schleppte ihn zu ersterm; „Antonie!“ lispelte das Herz; „Kaffee!“ schrie der Magen. Wer weiß, wie lange dieser Streit gedauert hätte, wenn nicht Antonie den Kaffee eingegossen und so beide verglich. „Geliebtes Wesen!“ stammelte Piperl, und die Obertasse zitterte in seiner Hand, sodaß der dampfende Inhalt, wie er selbst, heiß überfloß. Antonien, die stets gewohnt war, sich „schelmisches Kätzchen!“ „loses Püppchen!“ oder wenn es weit kam „Herzensäffchen!“ nennen zu hören, that es ordentlich wohl, sich „Wesen“ nennen zu hören; es schmeichelte ihr, den poetischen Wesenadel erhalten zu haben. Dieses „geliebtes Wesen!“ gab ihrem Wesen eine Hingebung zu Piperls Wesen. Sie beugte sich über das Haupt des seligen Piperl hin, er glaubte die Harmonie der Sphären zu vernehmen; das Sonnenwendfeuer der Liebe flimmerte von seinem Auge, alle Freudenfarben des Glücks loderten vor seinem Herzen auf. — „Polyhymnia!“ rief er aus und drückte einen Kuß auf Antonien's Wangen. „Polyhymnia“ Antonie hatte den köstlichen Grundsatz: „Wenn dir jemand die eine Wange berührt, so reich' ihm auch die andere hin“ stets und auch jetzt befolgt. Da klopfte es an die Thür, und herein trat der Bediente des Kommerzienrates Wansiedel. Piperl ließ Polyhymnia und die Obertasse fahren, und der Bediente fragte: „Hab' ich die Ehre, mit Herrn Sebaldus Piperl aus Blitzhausen zu sprechen?“ Auf die Bejahung dieser Frage lud der Bediente im Namen seines Herrn Piperl ein, ihn heute noch zu besuchen und sein Quartier bei ihm zu nehmen. Piperl versprach zu kommen, und erfuhr von Polyhymnia, wie der Kommerzienrat Wansiedel einer der reichsten Männer der Stadt W. wäre, und drei Töchter habe. In der Stadt London machte es nicht wenig Aufsehen, den zu Fuß Angekommenen bei dem reichen Wansiedel eingeladen zu wissen, und als Piperl sich die drei Treppen aus dem Oberhause herabließ, um zu Wansiedel zu gehen, machte der Lord-Major eine viel tiefere Verbeugung, als gestern bei seinem Einzuge.

Siebentes Kapitel.

Der Kommerzienrat Wansiedel war ein bedeutender Mann der Stadt B . . ., das heißt, seine Wechsel wurden auf der Börse, und seine Weine bei Tische gut befunden. Aus den Kesseln einer blühenden Zuckerraffinerie stiegen er und seine Fabrikate immer höher empor. Er hatte ein Privilegium erhalten, aus Knochen Zucker zu bereiten. So hatte er nun, wie ein kleiner Fürst, so lange aus den Knochen seiner Unterthanen Zucker gesogen, bis er ein fürstliches Vermögen hatte. Mit jedem Tage mehrte sich sein Geld, folglich auch sein Ansehen; dabei war er sehr ordnungsliebend und genau. Er hatte noch nie einem Bettler je statt eines Pfennigs aus Versehen einen Dukaten geschenkt, denn er schenkte nie einem Bettler einen Pfennig. Nie hatte ihn sein mitleidiges Herz betrogen, und nie kam er in die traurige Lage, eine Wohlthat schlecht angewendet zu haben. Er betrachtete alle Menschen wie Knochen; hatten sie Mark, ließ sich Zucker aus ihnen sieden, dann waren sie ihm willkommen; wo nicht, so hatte er nichts mit ihnen zu schaffen. Gewiß wird er in seiner letzten Stunde noch den Knochenmann recht fabrikantenmäßig in Augenschein nehmen. In seiner Jugendzeit, als neben dem Knochensystem noch fleischliche Gedanken in Wansiedels Busen wohnten, war es die Tochter einer armen Essighändlerin, bei der er sich und seinen Vorteil so sehr vergaß, daß er in einen sauern Apfel beißen, und das saure Liebchen von der Essigmutter weg in den Zuckerhut der ehelichen Verbindung nehmen mußte. Aus diesem chemischen Prozeß, aus der Verbindung des Sauer- und des Zuckerstoffes entwickelten sich drei Töchter, die von den Eltern mit sauersüßem Gesichte empfangen wurden. Diese drei Töchter waren herangewachsen, und hatten jenes Mittelalter erreicht, in welchem es an Rittern zu mangeln anfängt.

Die Mutter Natur hatte bei der Ausstattung dieser drei Töchter nicht tief in die Tasche gegriffen, und dieses Kleeblatt ohne den großen Wanderbrief: „Schönheit" hinausgeschickt in die Lehrzeit des Lebens. Louise, Marie und Amalie hätten zusammen kaum ein einziges undefektes Exemplar einer Schönheit abgegeben; jeder Band einzeln war nichts weniger als komplet. Louise, die älteste, schien aus Liebe zu dem Gewerbe ihres Vaters ein wandelndes Beinhaus zu sein. Diese lebendige Osteologie hätte selbst ein katholischer Geistlicher an den höchsten Fasttagen genießen können, ohne gegen das Gesetz, kein Fleisch zu berühren, gesündigt zu haben. Etwas mehr Embonpoint hatte Marie; ja sie schien den Fehler ihrer Schwester verschwenderisch gut machen zu wollen, und ihr Minus durch ein überschwengliches Plus zu ersetzen. Wer bei Louisen das Kanten- und Kristallisationssystem ausstudiert hatte, konnte bei Marie das Gesetz der Sphäroide oder der Rund-

gemälde beginnen, und wenn er mit beiden zustande war, so konnte er bei Amalie die Geologie oder die Kenntnis der Gebirge sich aneignen. Amalie besaß fast gar keine Nase, nur ein Zipfelchen schien neugierig in das Tageslicht heraus zu gucken; doch dafür schien es, als ob Amalie ihre Nase in das steckte, was hinter ihrem Rücken geschah, und diese Rückennase trat in scharfen Kanten, wie eine Adlernase, hinter Amalie lebenslustig in die Welt hinaus. Mit wahrer Philosophie bekümmerte sie sich um Dinge nicht, die hinter ihrem Rücken geschahen. Die weise Natur, die auf der einen Seite spart, was sie auf der andern verschwendet, hatte Amalien alle Ausgaben für Busenflor und sonstige Busenverhüller vom Hause aus ersparen wollen. Allein Amalie wußte ihrem Feinde, der sie von rückwärts niederzuziehen drohte, ein bedeutsames Gegengewicht entgegen zu setzen, und durch einen interimistischen Busen sich stets in einem balanzierenden Gleichgewicht zu erhalten. Diese drei Essig-Zucker-Grazien lebten in schwesterlicher Zwietracht, und obschon sie sich keine Eroberung streitig zu machen hatten, war doch stets eine auf die Schönheit der andern eifersüchtig, und nur in einem Punkte harmonierten sie und machten förmlich einen Kontrakt darüber, daß eine Woche um die andere immer abwechselnd eine von ihnen die jüngste war.

Mit solchen Reizen gewaffnet, trat das Kleeblatt unserm Piperl entgegen, der, ein zweiter Paris, der Schönsten den Apfel reichen sollte.

Der Kommerzienrat Wansiedel war Exekutor des Testamentes der seligen Tante, und den größten Teil ihres Kapitals hatte er in seine Zuckerraffinerie hinein raffiniert. Er erfuhr Piperls Ankunft und beschloß sogleich, sein Herz von drei Angriffspunkten zugleich zu bestürmen, und es koste was es wolle, aus unserm Piperl Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein zu machen, immer gleich, ob es durch Louisens Bein, oder durch Marien, oder durch Amaliens Überfluß zu bewerkstelligen war. Dabei mußten alle geistigen Reize der drei Schönen unter Gewehr treten: Louisens Guitarre, Mariens Harfe und Amaliens Gesang. Piperl hatte keine Ahnung von den Gefahren, denen er entgegen ging; seine Polyhymnia aus der Stadt London umschwebte ihn, er trat in das Haus des Kommerzienrates und lispelte dem groben Portier auf die Frage: „Wer ist er?“ erschrocken zu: „Sebaldus Piperl aus Blitzhausen!“

Achtes Kapitel.

Piperl trat verlegen in das Zimmer, in welchem der Kommerzienrat und seine Frau den poetischen Erben des prosaischen Reichtums erwarteten.

Der Kommerzienrat kündigte ihm an, wie es mit dem Testamente seine Richtigkeit habe, und er nun Besitzer eines großen

Vermögens sei. Die Frau Kommerzienrätin überhäufte ihn mit Artigkeiten und bot ihm ein paar schöne Zimmer in ihrem Hause an. „Wir wollen, so lange Sie hier sind, nur ein Haus ausmachen," sagte sie; „meine Töchter, die ich Ihnen gleich vorzustellen die Ehre haben werde, sollen Ihnen die Merkwürdigkeiten unserer Stadt nach und nach zeigen, und Ihnen Ihren Aufenthalt hier so angenehm als möglich machen." Piperl wußte nicht, was er darauf antworten sollte; bloß eine Verbeugung nach der andern waren die pantomimischen Repliken, die ebenso gut für ja, als für nein gelten konnten. Der Kommerzienrat und seine Gattin merkten wohl, daß der Dichter Piperl mehr unter Göttern, Nymphen und Heroen, als unter Menschen gelebt hatte, und um desto leichter schien ihnen der Sieg über sein Herz und seine Erbschaft. Die Frau Kommerzienrätin faßte ihn bei der Hand und sagte: „Ich will Sie in das Arbeitszimmer meiner Töchter führen; zwar sind sie nicht so gekleidet, um Besuche anzunehmen, allein mit einem so lieben Freunde nimmt man es nicht so genau." Piperl ließ sich mechanisch in das besprochene Zimmer führen, in welchem die drei Nymphen des Hauses in einem anscheinenden Negligée saßen und dictierten. Beim Eintritt Piperls sprangen sie wie die Korkpfropfen in die Höhe, duckten in einem Knicks wieder nieder, und drückten die freiwillige Verlegenheit auf früheren allerhöchsten mütterlichen Befehl in Blick und Geberden aus. „Meine Töchter," sagte die Kommerzienrätin, und stellte sie ihm der Reihe nach vor: Louise, Marie, Amalie. Piperl wurde rot und bloß, er hatte noch nie vor einem solchen Frauenzimmer gestanden. „Ich danke Ihnen!" stotterte er endlich verlegen heraus, machte eine Verbeugung und stotterte verlegen fort: „Wollen Sie nicht Platz nehmen?" Die Kommerzienrätin lächelte heimlich: „Nun wollen, ich lasse sie bei meinen Augen, aber Sie werden doch nicht böse sein?" „Wie Sie befehlen!" antwortete Piperl, und die Kommerzienrätin überließ ihn den sechs Händen ihrer Töchter. „Wollen Sie mich nicht nehmen?" fragte Piperl ängstlich, allein sie war schon weg, und die dünne, mathematische Linie Louise raffte alle ihre mutmaßliche Grazie zusammen und fragte lächelnd: „Sie fürchten uns doch nicht?" und dabei zog sie ihn neben sich auf das Sopha hin. Piperl erschrak heftig, als er sich niedersetzte und eine Spanne tief in die weichen Polster des Sophas niedersank; er wollte aufspringen, allein Louisens Hand hatte die seinige bereits umknöchelt und zog ihn wieder nieder. Marie und Amalie setzten sich ihm gegenüber, und ließen ihre Augen auf den Armen losspielen. „Ich habe einen Ihr herrliches Gedicht gelesen," fing Louise an, und zeigte auf einen Almanach. „Mein Gedicht?" rief Piperl erstaunt aus; Louise blätterte im Almanache das Gedicht: „Lieb' und Gegenliebe" auf, und las:

Wenn ich lieb' ſo rechtes Lieben
So das Lieben Leben iſt
Wär' mein Leben ausgeblieben,
Wenn ich Liebe hätt' vermißt.
Liebe kann nur Atem holen
In der Gegenliebe Luft,
Wird ihr dieſe weggeſtohlen,
Fährt die Liebe in die Gruft:
Und da Liebe Atem war vom Leben,
Iſt dem Leben auch der Tod gegeben.

Lieben heißt ſein Herz beſchauen,
In dem Spiegel Gegenlieb,
Wie auf klaren Flutenauen
Sich der Sonne Antlitz ſchrieb.
Wird denn nicht mein Sein erlahmen,
Wenn der Spiegel iſt enthüllt,
Und es ſchaute aus dem Rahmen
Nicht heraus mein Spiegelbild?
Leben ſo und Lieb' erblindet,
Wo nicht Gegenliebe Liebe findet!

„Sehen Sie? hier drunter ſteht: Sebaldus Piperl.“ „Ach, wie zart!“ lispelte Marie. „Wie gefühlvoll!“ zirpte Amalie. Piperl ſaß verblüfft da. „Hat Ihr Herz den Gegenſtand ſeiner zarten Liebe ſchon gefunden?“ frug Louiſe und knöchelte ihre Hand mit ſanftem Feuer in Piperls Pand. „Polyhymnia!“ rief Piperl aus, ſeine Phantaſie war bei dem Stubenmädchen der Stadt London, und er drückte Louiſens Hand, daß ſie knackte, und Louiſens Herz pochte, daß man es ordentlich an die dürren Seitenwände klappern hörte. „Polyhymnia!“ rief Piperl aus, fiel vor Louiſen auf die Kniee und ſtürzte aus dem Zimmer. Louiſe glaubte, dieſer Akt der Begeiſterung wäre ganz einem Dichtergemüte gemäß, und ſah ſich ſchon im voraus als: „Louiſe-Polyhymnia-Piperl“ in Piperls Armen, und was noch mehr ſagen wollte, im Beſitz ſeiner hunderttauſend Thaler, und ein Entzücken raſſelte durch ihre lockern Glieder. Piperl aber finden wir auf dem Wege nach der Stadt London, um ſeine Sehnſucht durch den Anblick der Kolonialminiſterin zu ſtillen.

Neuntes Kapitel.

Sebaldus bog um die Ecke der ***ſtraße nach dem ***markte ein, und ſah an den hohen Häuſern hinauf, als plötzlich aus einem Erkerfenſter ein Mops ihm auf den Arm fiel. Es war der Leib- und Lieblingsmops des Fräuleins Calpurnia von Himmelblau, Tochter des Herrn Alphons Edlen von Himmelblau, in der Stadt

unter dem Namen die „Römerin" bekannt. Alphons von Himmelblau war ehedem Agent eines Fürsten in Spanien, Italien und sodann zu Smyrna gewesen, und seine Tochter Calpurnia und seinen Sohn Remus hatte er immer seine Klassiker genannt, weil sie auf römischem Gebiete die Weltluft begrüßten. Es geriet ihm, auch Calpurnia zu einer klassischen Närrin zu erziehen. Römersinn, Römersitte, Römertugend waren die Worte, die sie stets im Munde führte. Bei allen dem kleidete sie sich nach der neuesten Mode. In ihrem Zimmer hing auf dem Portieus Argonautarum ein Bonnet de cendrillon; neben der Lucretia prangte die Tänzerin als Schweizer Milchmädchen, in einer antiken vasa funeraria stand eine Flasche veritable eau de Cologne de Carl Maria Farina; der ehrwürdige Kopf des Historikers Claudius Quadrigarius war von ächten Wiener Seidenlocken umkrönt, und in den Basreliefs der Trojanischen Ehrensäulen steckten Karten: „Fräulein Calpurnia ladet zu Thee und Spiel u. s. w." Den Mops dieser Römerin zu retten, war das Los des glücklichen Piperl; er nahm ihn mechanisch und nicht zu sanft beim Schopf, stieg die Treppe hinauf, auf der ihm schon eine Kammerjungfer entgegen kam und ihn in das Zimmer ihrer Gebieterin Calpurnia führte. Mit aufgelösten Locken flog diese ihm entgegen. „Livia!" rief sie mit einem elegischen Tone, und warf sich Piperl und dem Mops entgegen. „Livia!" rief sie weicher, und preßte den Kopf des armen Scheßhundes, der noch immer auf Piperls Armen ruhte, an ihren Busen. Livia knurrte mit halber Stimme und suchte sich von Piperl loszumachen. Dieser stand erstaunt und geblendet da von Calpurnias Schönheit; die edlen, wahrhaft kühnen und kecken Formen schienen der Kleiderhaft mutwillig zu entstreben. Ihr Gesicht hatte einen scharfen, bestimmten Charakter, einen Ernst der Schönheit, in dem sich der Ausdruck der höchsten Heftigkeit mit den zarten Übergängen zu einer ganz weichen Gemütsstimmung sonderbar vermischte. Das große schwarze Auge wurde von den schmalen, schwarzen Augenbrauen gewissermaßen heroisch überbaut, und die rabenschwarzen Locken schienen den Schnee des junonischen Nackens in ihrer dichten Nacht neidisch verhüllen zu wollen. Man kann sich denken, welch' einen Eindruck eine solche Erscheinung auf Piperl machen mußte! Er ließ den guten Mops los, und dieser wäre schonungslos zur Erde gestürzt, hätte ihn nicht Calpurnia in ihre reizende Arme geflüchtet. Nachdem sich die erste Freude über die wiedergefundene Livia gemäßigt hatte, ging das Gefühl auf den Retter über. Mit einer heftigen Leidenschaftlichkeit warf sie sich ihm um den Hals: „Retter meiner Livia!" Dabei drückte sie ihren römischen Mund unter den heißesten deutschen Küssen auf Piperls Lippen, der regungslos dieses traurige Verhältnis ertrug. „Lucilia!" rief sie, und ihr Kammermädchen erschien. „Lucilia, hat er nicht die herrlichste römische

Naſe?“ Piperl griff ſich maſchinenmäßig an die Naſe, die nichts weniger als römiſch war, vielmehr ſchien ſie weder poetiſche Höhe, noch epigrammatiſche Pointe, ſondern eine gemächliche proſaiſche Breitheit ſich zugeeignet gemacht zu haben. Allein mit welchen Augen ſieht nicht die Dankbarkeit! Calpurnia blieb nun feſt dabei, Piperl habe eine römiſche Naſe, und Lucilia beſtätigte dieſe Hypotheſe. Calpurnia überhäufte ihn nun mit Fragen, woher er wäre, was er ſei, und wie er heiße. Ein wahrer Fieberfroſt befiel ſie, als er den Namen „Piperl“ ſtotternd vorbrachte. „Piperl!“ rief ſie mit einem wehmütig erſchrockenen Tone aus. „Piperl!“ Doch tröſtete ſie ſich noch damit, daß ein lyriſcher Dichter in dem neueſten Almanach: „Süß und Gegenſüß der Liebe“ auch Piperl, und ſogar Sebaldus Piperl heiße. „So heiße ich, Sebaldus Piperl,“ ſagte der Süßerſchrockene, nachdem er ſich von dem Lippenüberfall ein wenig erholt hatte. „Aus Blitzhauſen?“ fragte Calpurnia. „Aus Blitzhauſen.“ „Ach, wie kann man Sebaldus Piperl aus Blitzhauſen heißen?“ fragte die Römerin, und ihr Mund verzog ſich bei dieſem Namen, als ob er nur mit Unwillen aus der Korallentriumphpforte der Latinität dieſe barbariſche Namen ſchlüpfen ließe. „Ich bitte um Verzeihung,“ ſagte Piperl, „ich kann nicht dafür.“ Da trat Remus ins Zimmer: „Schweſter,“ ſagte er, und machte eine leichte Verbeugung gegen Piperl, „willſt du mit ins Theater? Ich habe eine Loge genommen; es wird heute die Jungfrau von Orleans gegeben, und die göttliche Seraphine giebt die Johanna.“ „Recht gerne, lieber Remus,“ ſagte Calpurnia; „aber du mußt hier unſerm Liederdichter Piperl, dem ich meinen Mops, und meinem Mops, dem ich unſern Liederdichter verdanke, erlauben, mit uns in die Loge zu gehen.“ Remus war es zufrieden. Piperl willigte willenlos ein; nur wollte er noch in die Stadt London zurück. Remus verſprach ihn abzuholen, und Piperl eilte mit glühenden Lippen zurück, um ſeiner Polyhymnia die Abenteuer des Tages zu erzählen.

Zehntes Kapitel.

Auf den Patentſohlen der Sehnſucht flog Piperl in die Stadt London zurück; er flog die Stiege hinauf, als er die Stimme ſeiner Polyhymnia ſeitwärts aus dem Seitengange herausſchallen hörte. Er eilte ihr nach, und ſah — o Sebaldus Piperl aus Blitzhauſen, was ſahſt du? Du ſahſt ſie, aber wie ſahſt du ſie? Du ſahſt Polyhymnia in den Armen eines Zimmerkellners! O armer Sebaldus Piperl! Zwar haben viel Poeten ſchon ihre Muſe dem Keller zu verdanken, aber noch nie hat ein Muſenſohn ſein Ideal aus den Armen eines Kellners geholt! Piperl ſtand einige Augenblicke wie eingewurzelt, dann ſchlich er auf ſein Zimmer und warf ſich halb beſchämt und halb verletzt auf das Soſa. In dieſer Stimmung traf ihn Remus, der ihn in das

Theater abholen sollte. Piperl schüttete sogleich sein ganzes Herz vor ihm aus, erzählte ihm seine Liebe zu Antonien, ihre Untreue und seinen Schmerz.

Remus, dem die Kolonialministerin der Stadt London vielleicht eine nicht ganz unbekannte diplomatische Person war, wollte sich ausschütten über den ersten romantischen Ankauf des Landdichters in der Stadt London. Er suchte alle Trostgründe, die man bei solchen Anlässen zu geben stets in Bereitschaft hat, hervor, richtete den Niedergesunkenen auf, und brachte ihn glücklich in die Loge, in welcher die stolze Römerin den Retter ihres Mopses erwartete.

Das Theater war ein ganz neuer, überraschender Anblick für unsern Piperl. Er hatte wohl viel von Schauspiel u. s. w. gehört, aber noch nie hatte er diese Welt der Täuschung, auf welcher oft die bedeutungslosesten Wesen die bedeutungsschwersten Dinge darstellen sollen, gesehen. Calpurnia zog ihn an ihre Seite nieder, und hielt seine Hand fest in der ihrigen. Piperl war wie in einer Feenwelt, die herrliche Beleuchtung, die vollen Logen, in denen reiche Uniformen, glänzende Sterne und noch glänzendere Augensterne blitzten, die Musik, welche der Darstellung vorausging, alles das setzte seine Seele in einen aufgeregten Zustand, in welchem man empfänglicher für alle Eindrücke des Moments in einer süßen Selbsttäuschung lebt. Der Vorhang ging in die Höhe; Thibaut d'Arc mit seinen drei Töchtern trat auf, die schöne Seraphine gab die Johanna. Die schöne Seraphine war eine Schauspielerin im vollsten Sinne des Wortes; geistreich ohne Bildung, leidenschaftlich ohne Gemüt, lustig ohne Frohsinn, empfindlich ohne Zartgefühl, hochmütig ohne Würde, sinnlich ohne Liebe, wurde sie frühe schon das Opfer der Verführung. Zu empfindlam, sich das Urteil der Welt nicht kümmern zu lassen, und zu schwach, sich darüber hinauszusetzen, war sie mit sich selbst in Zwiespalt geraten, und dieser Zwiespalt führte sie bald zu einer Erbitterung, in der sie bald sich den Zerstreuungen ohne Wahl überließ, oder diese Erbitterung auf alle ihre Umgebungen übertrug. Ein solcher Charakter mußte unbedingt eine große Schauspielerin aus ihr bilden, und sie war in wenigen Jahren der Liebling des W...r Publikums. Heute trat sie nach einer Unpäßlichkeit zum erstenmale wieder auf, und das volle Haus begrüßte sie mit einem stürmischen Bravoruf. Piperl war seit dem Erscheinen der Johanna ganz in einer andern Welt; alles um ihn her war verschwunden, er sah nur Seraphine. Vergebens lispelte ihm Remus so manches aus der Abenteuer-Chronik der Jungfrau in's Ohr, vergebens drückte ihm Calpurnia bei den Worten Karls:

— — Da wohnen die Gesänge
Und schöner blüht das Leben und die Liebe —

zärtlich die Hand. Vergebens rollte endlich zuletzt der Vorhang

nieder. Piperl ſtarrte noch immer nach der beweglichen Wand, als müßte ſie wieder erſcheinen und mit ihrer tief eindringenden Stimme die Gefühle ſeines Herzens erwecken. Remus mußte ihn gewaltſam nach dem Wagen ziehen, und brachte ihn träumend zurück in die Stadt London.

Hier faßte ein tiefes, aber ſüßes Weh Piperls Herz, er ſang hinaus in die ſäuſelnde Abendluft:

Was iſt's, was ich empfinde?
Was iſt's, was mich umſchwebt?
Was in dem Abendwinde
Wie Geiſterſäuſeln bebt?

Was hat mir in das Herze
Dies Sehnen eingeprägt?
Dies Meer von ſtillem Schmerze
Und ſüßer Luſt erregt?

Was rollt durch meine Adern
So ſtürmiſch wild mein Blut?
Was ſoll dies ew'ge Hadern
Von Zagheit und von Mut?

Es iſt das Bild der Süßen,
Das durch die Zweige wallt,
Das liebend mich zu grüßen
Im Abendlispel hallt!

Das mich in dieſer Stunde
An Seligkeiten mahnt,
Wie auf dem Erdenrunde
Kein Sterblicher ſie ahnt.

O ſüßes, ſüßes Sehnen,
Und Du, o Zauberquell
Der freudenreichen Thränen,
Entſchwindet nicht ſo ſchnell!

Noch ferner mich betrüge,
O Laut, der mich umhallt,
O bleibe treu mir, Lüge,
Die mir ihr Bild vormalt!

Elftes Kapitel.

Der Traum, dieſer große Schauſpieler, Gaukler und Phantasmagoriker, hatte Piperl mit einer fortgeſetzten Szenenreihe, in denen Seraphine ſtets die Hauptfigur war, die Nacht über be-

wirtet. Er ſchlug ſpät die Augen auf, und die Erfüllung ſeines Gebetes: „Gieb uns heute unſern täglichen Kaffee“ ging kaum in Erfüllung, als der Kommerzienrat Wanſiedel hereintrat und ihn zu einer Landpartie nach M. einlud, wo er ein kleines Landhaus hatte. Seine drei Töchter ſaßen in einem ſogenannten Wiener Schwimmer, der vor der Thür hielt, und Piperl wurde nun flugs zwiſchen die mathematiſche Linie Louiſe und den Punkt Marie hineingeſchoben, während der Kommerzienrat und die ſiebenhüglige Amalie ſich gegenüber ſetzten und der Wagen fortrollte. M. lag nicht in der reizendſten, aber lebhaften Umgebung, etwa eine halbe Stunde von W. entfernt. Der Erzähler kennt dieſes liebliche Dörfchen und kann nicht umhin, der ſeligen Stunden zu gedenken, die er hier, entfernt vom Getümmel der Stadt, im Kreiſe liebenswürdiger Familien, in der Mitte edler Freunde und mehr als eines vortrefflichen Biedermanns zugebracht hat. Wenn Ihr dieſe Zeilen leſet, Ihr edlen, guten vielgeliebten Freunde und Freundinnen, ſo gedenket eines Menſchen, der nie ohne ein ſtilles Sehnen, ohne wehmütige Thränen, ohne ein Herz voll Rührung an Euch, an Eure Liebe zu ihm, an Eure teilnehmende Sorge zurückdenkt. Euch allein ſind hier dieſe paar Zeilen geweiht; mögen ſie aus der Ferne zu Euch tragen den Grußeslaut und den Saitenton deſſen, mit dem Ihr die Freuden liebend teiltet, und den Ihr in den Tagen des Weh's, als die ſchwere Hand des Schickſals zerſtörend in die Tiefen ſeines Weſen eingriff, getröſtet, aufgerichtet, und in die Brandſtellen ſeines Herzens den Wunderbalſam der Teilnahme geträufelt. Ihr biedern B....s! Ihr edlen W...s! Ihr doppelt edlen von W...s! Ihr guten herzlichen L...s! Du mein guter herzlicher, gemütvoller L. v. M., und du mein fröhlicher und tieffühlender G...t, du mein trefflicher O...r, und du Doppel-S.-Paar! Euch allen gelten dieſe Zeilen, die ich nach langen Jahren der Trennung noch mit friſcher Liebe hinſchreibe. Der Leſer möge ſie überſchlagen: meinem Herzen war es Bedürfnis, bei der Erinnerung an jenen Ort der Unvergeßlichen, dort Zurückgebliebenen zu gedenken.

Als Piperl mit ſeinen Seitenwänden in M. ankam, empfing ſie die Frau Kommerzienrätin, die alle Tage auf das Land fuhr, um alle Tage in die Stadt fahren zu können. Das Land, der Garten, die milde Abendluft, die ſäuſelnden Bäume, das Dunkel der Lauben, das Zwitſchern der Vögel, alle dieſe Natur-Kleingewehrfeuer der Liebe ſollten auf Piperl losgelaſſen werden, und ihn an die älteſte Tochter Louiſe, die dem Übereinkommen nach dieſe Woche die jüngſte war, feſſeln. Louiſe wandelte den ganzen Tag wie ein Ausrufungszeichen an ſeiner Seite. In Piperls Seele lebte nur Seraphine als Johanna. Bald ſah er ſie ſitzen unter dem Druidenbaume, und ſich als Schäfer neben ihr; bald ſah er ſie im Getümmel der Schlacht, bald folgte er ihr in die

Arbennen; dann hörte er, wie sie sterbend die Worte sagte: „Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen!“ Er umfaßte Louise, als wenn das die Fahne wäre, und ihre Taille widersprach dem nicht. Sie lehnte sich sanft auf seine Schultern und er erwachte aus seinen Träumen. Vergebens versuchte Piperl allein zu sein; Louise und ihr Schatten, welches ziemlich auf eins hinausging, verfolgten ihn wie sein Schatten. Sie citierte ihm bei jeder Blume eine Stelle aus seinen Gedichten vor, und es fiel kein Blatt von den bewegten Zweigen, ohne daß sie in eine poetische Verzückung geriet. So war es Abend geworden, und in Piperls Seele trat durch das Dunkel Johanna's Bild nur desto leuchtender hervor; so war er mit Louise bis an die Taxuswand gekommen, die Wansiedels Garten von einem nebenangelegenen trennte; er sah hinüber, und eine Blumenfülle wogte auf reizend verschlungenen Beeten in tausendfach vermischten Tinten, und schickte den süßen Duft auf den leichten Flügeln des Abendwindes in die heitern Räume der stillen Abendluft. Piperl sah gedankenlos hinüber; da bewegte sich eine weiße Gestalt durch die mäandrischen Blumenpfade. Sie bewegte sich näher: regungslos starrte Piperl hin — es war Johanna, die in einer Laube verschwand. Wie ein Blitz entfloh Piperl den umrankenden Armen der erstaunten Louise, mit einem Sprunge war er über die Taxuswand, und über Blumen und Pflanzen floh er der heiligen Laube zu, die sie umfaßte, welche „nicht eines Mannes Bild in ihrem reinen Busen tragen darf“! Leise umschlich er die Laube, kletterte wie ein Vogel hinauf, und wollte durch die offene Krone der Laube die „gottgeweihte Seherin“ belauschen, wie sie mit dem Geiste sich bespricht; da brach das dünne Laubengerüste unter dem poetischen Horcher, und er fiel mitten in die Laube hinab, gerade vor die „reine Jungfrau“ hin, die sich erschrocken und verwirrt aus — Remus' Armen loswand.

Zwölftes Kapitel.

Man kann sich leicht denken, wie überrascht Seraphine und Remus waren, als aus dem Dach der Laube Sebaldus Piperl zu ihren Füßen herabschneite. Dieser vergaß seinen Fall aus dem Dache, so war er aus den Wolken gefallen. Sie, die Reine, Gottgesendete, sollte Männerliebe in ihrem Busen fühlen? Remus merkte, was in seinem Innern vorging; er hob den gefallenen Poeten, der noch immer im stillen Erstaunen am Boden lag, auf, zog ihn aus der Laube und überhäufte ihn, etwas unwillig durch die unwillkommene Episode in seiner Schäferstunde, mit Vorwürfen über sein Betragen. Sebaldus konnte kein Wort hervorbringen; stumm ging er neben Remus her, der ihn ermahnend und sorglich nach und nach zur Gartenthür hinaus moralisierte und diese hinter ihm mit kaltem Blute verschloß.

Louise Wansiedel war, als Sebaldus von ihrer Seite weg den gymnastischen Sprung über den Zaun machte, in ihrer ganzen Länge starr wie ein Fläschchen Kölnerwasser stehen geblieben und sah dem entsprungenen Vogel über Zaun und Hecken nach. Lange stand sie und harrte seiner Wiederkehr, denn sie glaubte lange, er habe in dem benachbarten Garten eine schöne Blume erblickt, und wollte diese ritterlich und romantisch, begleitet von einem improvisierten Sonett, ihr zu Füßen legen. Allein, als es nach und nach immer dunkler wurde, und weder Sebaldus noch eine Blume, vielweniger noch ein Sonnett über den Zaun zurücksprang, kehrte Louise in das Gartenhaus zurück, in dem die Familie aus dem langen Ausbleiben der beiden Spaziergänger auf die richtigen Präliminarartikel des ewigen langweiligen Ehefriedens schloß. Als Louise allein zurückkehrte, wurde sie mit Fragen bestürmt, und in den schwesterlichen Mienen las man nicht undeutlich eine ahnende Schadenfreude. Louise erzählte nun, wie sie gleich anfangs an Sebaldus eine Abwesenheit des Geistes bemerkt, wie diese immer mehr überhand genommen, und wie er plötzlich sich mit der Hand vor die Stirn geschlagen habe, über die Gartenmauer gesprungen und mit schnellen Schritten dem breiten Strome zugerannt sei, der hinter dem Garten seine breiten Fluten fortwälzte. Wansiedels Haus geriet in Alarm, alle Domestiken mußten hinaus, doch

Nicht im Walde, nicht in der Flur
Fanden sie von Sebaldus eine Spur.

Noch spät in der Nacht kehrten sie in die Stadt zurück und ließen in der Stadt London nachfragen, ob Sebaldus schon nach Hause gekommen wäre. Doch auch hier wartete die Polyhymnia auf ihren poetischen Eintagsgeliebten vergebens; und Wansiedel glaubte schier, Sebaldus habe sich in den Fluten ein Kühlbad für dichterische Hitze bereitet, und nur in Louisens Brust war die Ahnung, daß er zu der Fahne der Jungfrau von Orleans geschworen haben konnte. Während unser Poet solche Unruhe in der Stadt W. und in der Stadt London machte, wanderte er selbst in stillen Gedanken verloren hinaus in die Fluren, die M...s ländliche Wohnungen umgaben. Die laue Abendluft kühlte seine heißen Wangen; von ferne wogten die rauschenden Fluten wie das Grollen eines Schlafenden; in den Bäumen war das Leben der befiederten Bewohner wach; die Sterne zogen herauf zu dem Fackeltanz des feierlichen Abends; und der Mond hing wie eine gelbe Blume in der blauen umgestürzten Himmelsschale nnd der Duft der Triften zog wie ein Abendopfer in die heitere Höhe, und das Schlagen der Nachtigall unterbrach, wie das Pulsieren der Sehnsucht, die wehmütige Ruhe, und Sebaldus' Herz zerfloß in ein namenloses, bittersüßes Gefühl und er klagte den nickenden Halmen sein Liebeslied.

Huldgeſtalt!
Schwebſt mir vor in Abendröten,
Rufeſt mich aus fernen Flöten,
Klagſt mit mir im Abendwald,
Huldgeſtalt!

Nachtigall!
Laß — ach laß Dein zärtlich Klagen,
Meiner Seele bangend Zagen
Tröſtet nicht Dein ſüßer Schall,
Nachtigall!

Thränenquell!
Willſt du ewig, ewig fließen?
Kann denn gar nichts dir verſüßen
Deine bitt're Wehmutswell',
Thränenquell?

Dämmerſchein!
Hält nun Berg und Thal umdüſtert,
Geiſterhauch durch Zweige flüſtert,
Träume webend hüllt mich ein
Dämmerſchein!

Traum ſo mild!
Halte meinen Sinn umfangen,
Bringe meinem Glutverlangen
Noch einmal ihr Zauberbild,
Traum ſo mild!

Er zerfließt!
So entflieht mit ſchnellem Fuße
Luna, wenn erwacht vom Kuße
Sie Endymion begrüßt.
Er zerfließt!

Dreizehntes Kapitel.

So war Piperl durch die dunkle Nacht fortgezogen, als er vor ſich die nahen Klänge einer Harfe hörte die von einer weichen Stimme mit Geſang begleitet wurden. Er eilte den Tönen nach und erreichte bald zwei weibliche Weſen, die unter einem Baume im Mondlicht ſaßen, zu ihren Harfen muntere Lieder ſingend. Man weiß, daß es keinen größeren Betrüger giebt, als den Mondſchein! Wie ganz anders ſind die Sachen beim Licht beſehen, als in dem Milchglasſchein der Mondeshelle! Aurora fand den En-

dymion nicht halb so hübsch, als Luna, und Diana würde uns nicht so reizend geschildert worden sein, wenn sie nicht stets in dem magischen Helldunkel des Mondes einherginge. Landschaften und Frauengesichter sind nie angenehmer, als wenn der weiße weiche Gazeschleier des sanftwogenden blassen Lichtes der klaren Mondesscheibe sie umwallt. Die große Pharaospielerin Phantasie hat an dem Mondlichte einen getreuen fleißigen Croupier. Piperl glaubte daher nichts weniger, als nach Arkadien versetzt zu sein und zwei reizende Schäferinnen dieser besseren Zauberwelt vor sich zu sehen. Es waren zwei herumziehende Harfenmädchen, die eben auch von M. nach W. zurückkehrten und hier einmal ausruhten, und nun so recht sich selbst eins auffangen und aufspielten, nachdem sie wahrscheinlich den ganzen Nachmittag und Abend bloß ihrem Erwerbe zu Liebe die Kunst des Minnesingens trieben. Die reisenden Sängerinnen, die hier einmal in dem großen Freitheater der Natur Gastrollen sangen, gewahrten kaum, daß sie ein Publikum hatten (denn ein Mann ist doch gegen gar keinen Mann ein ganzes Publikum), als sie auch alle jene Künste aufboten, die alle große Sängerinnen auf großen Theatern aufbieten, um ihr Publikum zu gewinnen. Die beiden Mondscheinsängerinnen waren zwar nicht schön genug, um von den Gebrüdern Schuman in Zwickau einem Walter Scott'schen Roman als Schwimmkissen vorgebunden zu werden; doch mit Hilfe der phantasmagorischen Mondscheintheaterschminke waren sie eben lockend genug für ein enthusiastisches Publikum, besonders wenn dieses durch die Lorgnette einer dichterischen Phantasie guckt. Piperl war endlich so nahe gekommen, daß ihm die Künstlerinnen lachend und freundlich einen guten Abend boten und ihn mit der ganzen Ungebundenheit eines genialen Künstlerwesens einluden, ihren weichen Grasspfühl mit ihnen zu teilen.

Kaum wußte Piperl noch, wie er dazu kam, als er schon zwischen den beiden Mondschein-Elfen saß. Sie sangen und spielten ihm die gemütlichsten Volksklänge des Landes, jene zarten, in die Seele klingenden Töne in der eigentlichen Volkssprache, die so mild, offen, heiter und herzöffnend sind, wie das Volk, das sie spricht:

*) I bin goar spad ins Learna ganga,
Deswegen will's nimma furi geh'n,
Da sitz'n Buabn und Madln gnua:
Bald gaffa's weg, bald los'n's zua; —
Bleib'a nöd muassi steh'n.
I woas nöd, saind de Madln schuld
Oda ha i nuar koan Geduld —
I learn nix — Ha bald g'spad eing'songa.

*) Aus einem Volksliede.

Und sag' i: Z'spad bin i hald ganga
In's Learn — „wan da Leara greind,
Deswegen kimmts hald a goar nöd voar" —
Da sagt da Leara: s' nit woar;
S'is ganz was andas, Freind!
Du und dö Gredl seid's d'ran Schuld,
Koan Ell'n glangd a nöd dein Geduld —
Valiabt bist: Hast hald z'frua ang'fanga!

Zwischen jeder Strophe schäkerten sie, und improvisierten jene munteren Zwischensätze, die in schalkhafter Ungebundenheit diesen Volksliedern von den herumziehenden Harfenspielern nach eigner Laune und Willkür eingeschaltet werden, und da abbrechen, wo die Phantasie das Fernere lebhafter erraten kann, als die Worte es sagen können. Piperl überließ sich ganz dem vermeintlichen arkadischen Leben. Die milde Abendluft, die im Mondschein hinbebenden Harfenklänge, der warme Odem der Sängerinnen und die Regsamkeit seines Gemütes führten ihn zu einem seligen Halbschlummer, dem er sich in den Armen der einen Künstlerin überließ, und der bald in einen ganzen tüchtigen Schlaf überging.

Als er erwachte, war es heller Morgen, Arkadien und seine Bewohnerinnen waren verschwunden; auf der nahen Landstraße karrte eben ein Mann seinen Milchkarren nach der Stadt. Lange wußte Pipperl nicht, wie ihm geschehen war. Er wollte nach der Uhr sehen, allein Uhr, Börse und Halstuch hatten die reisenden Sängerinnen als Honorar ihrer Lieder auf ihre weitere künstlerische Erdenbahn mitgenommen. Die Morgenlerche schlug jauchzend ihren langgehaltenen Triller, als Piperl seinen Rückzug in die Mauern W.'s antrat.

Vierzehntes Kapitel.

Als Sebaldus mit schwerem Herzen und leichter Tasche in die gastlichen Mauern der Stadt London einzog, fand er seinen Vater Bartolomeo vor, der mit Händeringen das Außenbleiben seines Sohnes vernahm. Bartolomeo hatte in Blitzhausen nicht Ruhe noch Rast, von dem Augenblicke an, als Piperl in die Stadt W. zog, bemächtigte sich eine Unruhe seines ganzen Wesens. Das Bild der hunderttausend Thaler, diese seine Kindeskinder schwebten beständig vor seinen großväterlichen Augen; er sah sie durch die Unerfahrenheit Piperls in die größte Lebensgefahr gesetzt, und eilte in die Stadt, um sie zu retten. Nur allzubald erfuhr er, daß Wansiedel schon mit solcher väterlicher Liebe an einem Teil dieser Enkel hing, daß ohne ein bedeutendes Opfer der Überrest nicht zu retten sein würde. Als Piperl zurückkehrte, war es die erste Frage seines Vaters, ob und wie er sich mit Wan-

siedel auseinandergesetzt habe. Allein Piperl hatte noch seit seinem Aufenthalte an nichts, als an Polyhymnia, Johanna u. s. w. gedacht und konnte seinem bestürzten Vater nichts darauf erwidern. Wansiedel hatte bei Bartolomeo ein Wörtchen davon fallen lassen, daß seine Luise das Verbindungsmittel sein könnte, welches beide Großväter zu den Thaler-Enkeln verbinden könnte; allein Sebaldus sehnte sich nach allen diesen verunglückten Expeditionen in die Regionen einer poetischen Liebe, weit weg von der Stadt W. und ihren Bewohnerinnen. Die hunderttausend Thaler waren in Wansiedels Zuckersiederei bis zur Hälfte eingekocht, und Bartolomeo raffte die zweite Hälfte und seinen Sebaldus zusammen, um ihnen in Blitzhausens friedlichen Fluren, wo es keine Zuckerraffinerien und keine nächtlichen Sängerinnen gab, die stille Herzensruhe und Sicherheit wiederzugeben. Noch einen Händedruck gab Sebaldus der schlauen Antonie, als er von seinem Vater in den Wagen geschoben wurde; bei Calpurniens Fenster dachte er wehmütig an den Mops und an Johanna, die, eine Zwillingsschwester des Remus, doch eben nicht die Milch einer Wölfin getrunken zu haben schien. Auf der Landstraße warf er einen Seitenblick nach dem Baum der Erkenntnis, in dessen Schatten ihm die Erkenntnis wurde, daß die Poesie auf Gemeinschaft der Güter hinausgeht, und als er in M. an Wansiedels Besitzung vorüberfuhr, schwebte Luisens Gestalt wie ein fliegender Sommer vor seiner Seele.

Endlich waren sie auf den Bergen angelangt, in deren Kessel Blitzhausen wie ein Huhn im Topfe steckte, und ihr freundliches Haus lachte ihnen wie neckisch durch die Zweige der zwei großen Nußbäume entgegen. Die zärtliche Mutter nahm den langentbehrten Sohn in die mütterlichen Arme und Bartolomeo trug die geretteten Hold-Enkel in das neueste Heiligtum seines Schreibstübchens.

In kurzer Zeit hatte unser Sebaldus seine mühseligen Versuche auf dem Gebiete der Liebe vergessen, die Natur und die Muse nahmen ihn liebend wieder in die Arme und der ungetrübte Himmel seines Herzens leuchtete und lachte wieder wie zuvor aus den reinen keuschen Klängen seiner jungfräulich atmenden Leier.

Die Landpartie, ich und der Esel.

Ein Naturszene nach dem Leben.

In unser Fuhrwesen und in unser Schreibwesen ist eine gleichartige Schnelligkeit und Eiligkeit eingetreten. Eilwägen und Eilblätter, Dampfschiffe und Dampfschriften, Gesellschaftswagen und Pfennigmagazine treiben, fördern und bringen Reisende und Leser ganz schnell und wohlfeil herum. Dafür sind sich aber auch die fünf Weltteile so bekannt, die fünf menschlichen Sinne sich so fremd geworden: die fernsten Gegenden liegen uns dadurch so nah, und die nächsten Menschen stehen uns dadurch so fern; wir fahren dadurch so rasch vorwärts und geben dadurch so schnell zurück; wir werden dadurch so vielfältig und bleiben dabei so einfältig; wir verschwenden dadurch so wenig Zeit und gewinnen dadurch so viel Zeit zur Verschwendung; wir lernen dadurch alles so kurz und thun dadurch kurz alles, nur nicht lernen; kurz, wir werden dadurch so vortrefflich gebildete Menschen für die Gesellschaft, daß wir keine Gesellschaft für den gebildeten Menschen sind.

Vor Zeiten, als wir noch unser Testament machten, wenn wir in fremde Länder gingen, kannten wir sie ganz gründlich aus der Geographie; jetzt, da wir in aller Schnelligkeit und leicht sie bereisen, jetzt wissen wir gar nichts von ihnen. Nie sind die Menschen in sich und gegenseitig so zerfallen und sich entfremdet gewesen, als seitdem so viel über den Gesellschaftsverband und das Associationswesen gedruckt worden ist.

Dem Namen nach glaubt der Kurzsichtige und Kurzhörige, daß die Associations-Pläne und die Gesellschaftswagen die Geselligkeit und den Zusammenhang der Menschen befördern, allein in ihrer Wesenheit zerstören sie den Verband der Menschen und lösen ihn auf. Er ist nur der gemeinsame Weg, der sie auf einen Augenblick zusammenhält, das Ziel aber ist bei jedem einzelnen ein anderes. Am Ende des Weges fängt ihr Weg erst an, viel weiter aus einander zu gehen als je. Insonders ist es mit den Gesellschaftswägen so; sie zerreißen die Geselligkeit, anstatt sie zu befördern. Wenn jemand sonst nach Grinzing oder nach Meidling fahren wollte, mußte er sich um Gesellschaft umsehen, er suchte eine Gesellschaft, er schloß sich an, er arrangierte eine Partie; so

entstand die Geselligkeit; jetzt hat man die Bequemlichkeit, zu jeder Minute um zehn oder zwölf Kreuzer nach jedem Spazierorte fahren zu können. Man fährt nicht spazieren, man wird auf der Achse spazieren transportiert; man macht keine Landpartie, sondern man macht eine Partie Land; es ist ein Gesellschaftswagen, aber kein Wagen Gesellschaft; man ist ein Stündchen lang eine eingelegte Arie in einem Menschen-Quodlibet. Es ist ein großes Vorurteil, wenn man glaubt, die Gesellschaftswagen seien zu unserer Bequemlichkeit da; wir sind zur Bequemlichkeit der Gesellschaftswagen da!

Man glaubt gar nicht, wie genau der Geist und die Empfindung des Menschen mit seinem Fuhrwerke in Wechselwirkung stehen. Ein Mann in einem Wagen mit schnaubenden Rossen hat gewiß eine blühendere Phantasie und ein edleres Gefühl, als ein Mann in einer Landkutsche mit zwei lendenlahmen Gäulen. Wenn alle Schriftsteller ihr Arbeitszimmer in der herrlichen, fortrollenden Equipage hätten, es kämen viel geistreichere Werke in die Welt. Auf einem Wagen, mit vier Pferden bespannt, läßt sich viel mehr improvisieren, als auf einem Einspänner; in einem Jantschky macht man eine Liebeserklärung viel poetischer, als auf einem Fiaker; in einer eigenen Equipage ist der liebeerklärende Mann unwiderstehlich; nach seinen zwei Pferden ist er der anziehendste Artikel, und je rascher jene vorwärts kommen, je rascher kommt er auch vorwärts. Auf einem Einspänner ist noch nie ein großer Gedanke entstanden! Die großen Gedanken gehen gerne zu Fuß oder sie fahren in Vieren. Ein Einspänner, die Cabriolets, die Tilburys, das sind die Homöopathen des Fuhrwesens; so ein Ding mit einem Pferd, mit zwei Rädern und einem Gedankenstrich von einem jungen, dünnen Mann darauf ist ein Lichtenberg'sches Messer: eine Equipage ohne Roß und Wagen, wozu der Eigentümer fehlt.

Wenn ich auf einem Einspänner sitze, kommt es mir immer so vor, als ob meine Seele nur einen Flügel hätte; je mehr Pferde vor dem Wagen, desto mehr Flügel wachsen meiner Seele! Ich habe es auf einem Einspänner nie höher im Denken gebracht, als bis zu einer moralischen Sentenz; auf einem Fiaker nie höher, als zu einer Fabel; auf einer Equipage nie höher, als zu einer Novelle, und nur, wenn ich auf der Post mit vier Pferden fuhr, brachte ich es manchmal zu Gedanken, zu vortrefflichen Gedanken, die ich, Gott Lob, alle wieder vergessen habe, denn man vergißt nichts so leicht, als die unvergeßlichen Gedanken.

Ein Gesellschaftswagen aber ist ein Vade mecum, ich habe es auf einem Gesellschaftswagen im Denken nie weiter gebracht, als zu einer Anekdote oder zu einem Bären.

Ich ziehe überhaupt, wenn ich eine Landpartie mache, besonders eine auf dem Gesellschaftswagen, nie einen eleganten Rock

und nie einen eleganten Geiſt an; ſie werden einem oft zerknittert und ſtaubig. Ich habe ſo einen Reiſegeiſt, pfeffer- und ſalzfarb, grau in grau, auf dem man den Staub nicht bemerkt, und dem es nicht ſchadet, wenn ſich die Wagen-Nachbarn auf ihn ſetzen und ihn zerknittern. So ungern ich alſo auch im Geſellſchaftswagen fahre, ſo giebt es doch Augenblicke im menſchlichen Leben, wo ich ihm näher ſtehe, als ſonſt, und ein ſolcher war es, als ich letzthin, Dienstag, ſo viel Langeweile hatte, daß mir die Zeit zu ihr zu kurz wurde; dieſe Langeweile wurde endlich ſo groß, daß ihr die Stadt zu klein wurde, und ſie beſchloß eine Landpartie zu machen. Wir machten uns auf, ich und die Langeweile, und beſtiegen einen Geſellſchaftswagen, der eben an uns vorüber und nach Grinzing fuhr. Einen von uns muß der Charon nicht geſehen haben; ich weiß alſo nicht, hab' ich für mich bezahlt und habe die Langeweile gratis mitgenommen, oder habe ich für die Langeweile bezahlt und ſie hat mich gratis mitgenommen.

Der Verleger dieſes „Geiſtes der deutſchen Klaſſiker", vulgo der Kutſcher des Stellwagens, öffnete erſt die vordere Thür, um mich in den Rückſitz, auf dem ſchon zwei Menſchen-Facſimiles ſaßen, hinein zu ſchieben. Da näſelte eine Weiberſtimme: „Dort hinten wird der Herr beſſer ſitzen!" und zeigte mit einem Finger, der ausſah wie ein quiesciertes Teufhölzchen, nach der Bank am Ende des Wagens. Ich zog den obern Teil meines edlen Ichs, das ſchon im Wagen war, wie eine Schildkröte wieder zurück und ſtieg in das Oberhaus des Wagens, um auf dem Wollſacke meinen Platz einzunehmen. Dieſer Platz war bisher von einem kleinen Bündelchen eingenommen, welches nun von einem Mädchen an ſich und auf den Schoß gezogen wurde. Ich ſetzte mich neben ſie, und im Winkel an ihrer andern Seite ſaß auch ein Mann. Ich ſah mir meine Nachbarin an, um zu erfahren, ob es für dieſe kurze Zeit der Mühe lohne, die Enterhaken des Geſprächs nach ihr auszuwerfen, und fand ein ganz allerliebſtes Mädchen mit einem allerliebſten Stumpfnäschen und ſpitzigen Redensarten. Unter allen Frauenzimmern ſind die ſtumpfnaſigen am wenigſten ſtumpf. So ein unternehmend aufgeſchürztes Näschen ſcheint immer gegen den Himmel zu ſehen, weil da oben die Ehen geſchloſſen werden. Dieſes mein heutiges Stumpfnäschen war noch von einem ganzen Blumenparterre von Roſen- und Lilienwangen umbaut, und zwei Äuglein, wie die ſchwarzen Wildſchützen, lagen von beiden Seiten dieſes Näschens auf der Lauer. Ein kleines Häubchen, dieſer Spitzen-Taubenſchlag der Wiener Stubenmädchen-Täubchen, verbarg nur ſchlecht zwei braune Haarflechten, die ans Tageslicht hervorſtrebten.

Man kennt die Sympathie, welche zwiſchen Poeten und Stubenmädchen herrſcht! Von wem ſind Schillers Gedichte mehr zerleſen worden, als von Stubenmädchen? Wer erhält die deutſchen

Leihbibliotheken mehr, als Stubenmädchen? Wer weiß „Kabale und Liebe“ in allen ihren Beziehungen beſſer auswendig, als Stubenmädchen? Und wiederum, wer kennt das Herz des Stubenmädchens beſſer, als die Dichter? Iſt nicht ein jedes Stubenmädchen ein Weſen voll Dichtung und Wahrheit? Für wen ſchreiben unſere Novellendichter jetzt ſonſt noch, als für Stubenmädchen? Kehrt nicht die Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig jetzt wieder in unſere Luſtſpieldichtungen ein? Darum erkennt ein Dichter ein Stubenmädchen aus Tauſenden heraus, und ein Stubenmädchen erkennt ebenſo den Dichter aus allen andern Tier- und Menſchengattungen heraus.

Ich fing alſo gleich ein Geſpräch an, das Bündelchen, welches früher auf meinem Platz und jetzt auf ihrem Schoß lag, gab mir Stoff zu einem Kraftwitz. „Wie ſehr beneide ich meinen Vorgänger, mein ſchönes Fräulein!“ ſagte ich mit aller Grazie, die einem ſechs Fuß hohen Mann nur gegeben iſt, indem ich lächelnd auf das Bündelchen zeigte. Sie lächelte ohne Erwiderung. Ich fuhr mit unendlicher Liebenswürdigkeit fort: „So ein Bündel iſt doch ein wahrer Glücksmenſch, ein wahrer Schoßbündel der Grazien!“ Hier folgte ein zweites Lächeln mit einem obligaten Seitenblick. Ich fuhr etwas ermüdet wieder fort: „Ich bin zwar mein Lebtag kein Bündel geweſen, allein ich beſitze ſo viel Kenntnis des menſchlichen Herzens, um zu wiſſen, was ſich dieſes Bündel jetzt denkt und von welchen Gefühlen es erfüllt iſt.“ Hier machte ich Anſtalt, dieſe Gefühle näher zu betrachten, allein ein gordiſcher Knoten verhüllte dieſe geheimnisvollen Gefühle. Das Stubenmädchen lächelte zum drittenmale und zog das Bündelchen näher an ſich, indem ſie drohend den Zeigefinger erhob. Ich wurde immer reizender und geiſtreicher. „Mein ſchönes Fräulein, Ihr Inneres iſt ebenſo verſchloſſen, als dieſes beneidenswerte Bündel, allein dieſes Geheimnis ſcheint Sie zu drücken, erlauben Sie, daß ich es Ihnen indeſſen halte.“ Und damit wollte ich das Bündel auf meinen Schoß nehmen. „Ach, ich danke Ihnen,“ ſagte endlich die Lächelnde, und indem ſie das Bündel mit den Händen feſthalten wollte, ergriff ſie meine Hand, und ich bemächtigte mich ſchnell ihrer Finger. Darüber fiel nicht nur ſie, ſondern auch das Bündel aus der Rolle und auf den Boden. Jetzt erſt bemerkte ich, daß wir kein Ambo, ſondern eine Terno waren; denn die dritte Nummer auf unſerm Sitz, ein langer, blaſſer und melancholiſcher Mann, bückte ſich auch, um das Bündel aufzuheben, und unſere drei Köpfe ſtießen ſo hohl an einander, daß die andere Wagengeſellſchaft glaubte, einen entfernten Donner rollen zu hören. Sie hatte endlich das Bündel wieder auf dem Schoße. „O,“ ſagte ich, „Sie haben eine himmliſche Natur, Sie nehmen die Gefallenen wieder liebreich auf, wenn ſie zurückkehren in den Schoß der Reue! Ach, ich wollte, ich wäre auch ein Gefallener,

das heißt ein Mann, der Ihnen gefallen, Ihnen zu Füßen gefallen, um mich so wieder zu erheben!"

„Ach," sagte sie, und ein beseeltes Lächeln umschwebte ihr Antlitz, „Sie sind sicher irgend ein Dichter!" — „O," erwiderte ich und machte Anstalten zum Erröten, „ich bin zwar nicht sicher irgend ein Dichter, als vielmehr so sicher als irgend ein Dichter; jeder Mensch hat einmal einen Ort in seinem Leben, auf dem er zum Dichter wird, und ist also sicher irgend ein Dichter; ich bin nicht so eigentlich ein Dichter, aber doch auch so eine Art überflüssiger Mensch!"

„Überflüssiger Mensch?!" deklamierte sie nun mit allem Pathos einer Stubenmädchenseele: „wenn die Dichter überflüssige Menschen, was sollen wir erst sein?" — „Verzeihen Sie," sagte ich, und im Feuer der Rede machte ich eine rhetorische Inversion und zog meine Hand samt der ihrigen in meine Hand. „Überflüssiger Mensch heißt bei mir ein Mensch, der von Gedanken und Empfindungen überfließt, darum heißt man uns Dichter überflüssige Menschen; man setzt uns daher, wie andern reißenden und verheerenden Strömen, Dämme und Grenzen, damit wir nicht überfließen. Kleine Töpfe und große Köpfe fließen leicht über, aber für beide giebt es Deckel. Ich fließe in diesem Augenblick von Bewunderung über. Sie werden nicht so grausam sein, diesen Überfluß mit Mangel zu erwidern, das heißt mit Empfindungsmangel!" Sie drückte mir die Hand und sagte halbselig: „Ach, Sie sind so geistreich und so witzig, Sie schreiben gewiß die Charaden in der Theaterzeitung?" — „Sie haben es erraten," erwiderte ich jungfräulich und verschämt: „das ist mein Hauptmetier!" — „Ach, das ist schön!" schrie sie, „machen Sie schnell eine Charade, ich liebe sie sehr und werde sie auflösen!" — „Mich lieben Sie, mich wollen Sie auflösen? O, ich dank' Ihnen, ich bin schon wie aufgelöst! Aber nun hören Sie: Es ist ein viersilbiges Wort, die ersten zwei lieb' ich schön gebaut, freundlich, gesund, gut aufgeräumt und besitze sie gerne allein. Die andern zwei lieb' ich auch schön gebaut, freundlich, gesund, gut aufgeräumt, und besitze sie gerne allein. Das Ganze besteht aus den letzten beiden für die ersten beiden; das Ganze ist heute ein Seitenstück von einem Dichter und ein sehr lieblich's Ding."

„O," platzte Nr. 8, der Mann im Winkel, heraus, „das ist: Äpfel-Strudel!" — „Nicht so ganz," erwiderte ich, „als so eine Art, eine Art von Strudel, ein Strudel der Leidenschaft u. s. w." — Sie aber hatte es gleich erraten und sagte: „O nein, Stuben-Mädchen ist es." — Sie bat mich, ihr die Charade zukommen zu lassen, welches ich ihr auch unter der Bedingung versprach, daß sie mir die Auflösung zukommen lasse. Während wir auf solche Art in dem Oberhause die Zwangsbill abschafften und freiere Institutionen durchgehen ließen, hatte im Unterhause des Wagens,

im Hause der Gemeinen, die rächende Nemesis meine Partei ergriffen. Die näselnde Dame nämlich, die mich schnöde zurückwies, um bequemer zu sitzen und nicht so viel Hitze auszustehen, war nun bestraft. Der Wagen hielt nämlich still, denn ein Mann wollte einsteigen, ein Mann von derjenigen runden und dicken Gattung, die des Morgens ein Bierfaß und des Abends ein Faß Bier sind. Auf der andern Seite der näselnden Dame saß eine Frau, die auch einsah, daß die Kugelform die vollkommenste ist, und die sich daher all' ihr Lebenlang arrondierte. Der runde Mann wälzte sich auf den Wagen hinauf, und ließ sich wie ein Helleisen in den Winkel hineinfallen. Meine unbekannte Näselnde, die mich dünnes Ausrufungszeichen nicht zum Nachbar haben wollte, mußte nun ein großes Fleisch-O neben sich ruhen lassen. Sie sah zwischen ihren beiden Nachbaren aus, wie ein Einser zwischen zwei Nullen, wie die schmale Grenze zwischen Tugend und Laster, wie ein Fastentisch zwischen zwei Hochzeitstafeln, wie die lebendige Knochenlehre und das lebendige Krystallisations-System zwischen den personifizierten Gesetzen der Sphäroiden.

Trotzdem ich ein humoristischer Satan und ein gemütlicher Bösewicht bin, dauerte sie mich doch, als ich sie so wie ein dünnes Seidenpapier zwischen diesen beiden Fleisch Stücken gequetscht sah. Mit einem Gesichte voll Resignation sagte sie wie vor sich hin: „Der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht!" — „Und" — sagte ich ihr nun maliziös — „wenn es noch ein schlankes Schicksal wäre, aber so! Das ist zu rund vom Schicksal, das kommt immer dicker!" Sie warf mir einen Ponceaublick zu, in welchem ich Reue, Liebe und Zerknirschung lesen konnte; da fuhr der Wagen plötzlich über einen Stein, der dicke Mann fiel auf die arme zärtliche Person wie ein Rondeau-brillant auf ein Adagio, und ich klapperte an dem Herzen meiner Nachbarin. „Wenn Sie das nicht erschüttert hat," sagte ich ihr, ihren Arm ergreifend, „so war dies der letzte Stoß, der heute meinem Glücke gegeben worden ist." — „Gehen Sie, Sie Loser!" antwortete sie. Nun weiß man in der Stubenmädchen-Sprache, wenn man „ihr Loser" ist, dann ist man erst „ihr Fester", und sie heißen uns nur dann alles gut, wenn sie uns „Sie Schlimmer" heißen.

Endlich, nachdem die Pferde solche langsame Fortschritte machten, als es sich für unsern Zeitgeist geziemt, kamen wir in Grinzing an, und wir neun Musen des Stellwagen-Parnasses wurden nach und nach aus unsrer Emballage herausgezogen und begrüßten mit Freude die Mutter Erde wieder. Ich hatte mich im Herabsteigen des Bündelchens, als des Mediums zwischen mir und dem Stubenmädchen, bemächtigt, nahm das Bündelchen unter den linken und das Mädchen unter den rechten Arm und sagte:

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte."

Sie wollte nach dem Kahlenberge, ich war ſchnell entſchloſſen, ich hatte für den Abend keinen Plan; auf den Bergen, dachte ich, wohnt die Freiheit, ich will daher mit ihr hinauf, da ich mich ohnehin mit dem Anblick von da aus, und mit der Erinnerung an die hiſtoriſche Vergangenheit für die hyſteriſche Gegenwart entſchädigen wollte.

„Wollen Sie zu Fuß da hinauf?“ fragte ich. — „Nein,“ erwiderte ſie, „ich werde ſuchen, mit einem Eſel hinauf zu kommen.“ — „Das iſt mir ſehr angenehm,“ erwiderte ich ganz galant, „ſo bleiben wir noch den Weg über beiſammen.“ Und ſo zogen wir denn, ich, ſie und das Bündel, Hand in Hand durch Grinzing bis ans Ende des Dorfes, wo die Eſel in einem kleinen Häuschen ſtehen.

Als wir in den Raum traten, wo die Eſel ſtanden, fanden wir Nr. 3 von unſerm Wagen, der blaſſe „Äpfel-Strudel“, welcher ſchon da mit ſinnigem Auge die Eſel prüfte. Er drängte ſich gewaltſam zu uns, um mit uns den Ritt zu machen, indem er uns ſagte: „So eine Eſel-Partie iſt doch auch angenehm.“ Ich ſuchte einen etwas größern Eſel, damit meine Beine nicht auf den Boden ſchlotterten, der Führer aber verſicherte mir treuherzig: „So einen großen Eſel, der zu Ihnen paßt, werden Sie ſchwerlich finden!“ Meine Gefährtin kicherte in ſich hinein, ich aber fragte: „Mann, woher kennſt du mich?“ Nr. 3 fragte ihn nun wieder, ob er auch ihn mitnehmen und ſeinen Eſel auch leiten wollte, worauf er erwiderte: „Auf einen Eſel mehr kommt es mir nicht an!“

Wir ſetzten uns nun in Marſch, nachdem ich dem Führer einen Wink gegeben hatte, daß mir Nr. 3 läſtig wäre. „Laſſen Sie mich nur machen!“ ſagte er, „der ſoll nicht lange mit uns reiten!“ Wir waren ein Frauenzimmer, zwei Männer, zwei Eſel, ein Führer und ein Bündelchen, zuſammen ſieben Perſonen. Zuerſt ritt Nr. 3 und lehnte ſein Geſicht zu uns, ſo daß ſein Eſel ausſah wie ein Janus mit einem doppelten Geſicht: nachher kam die Holde auf ihrem Eſel, und ich ſchlenderte geſellig nebenher. Ich mag es nicht leiden, wenn die Frauenzimmer reiten, das heißt, ich mag es nicht leiden, wenn ſie ſich aufs hohe Pferd ſetzen, aber ich ſehe es gar zu gern, wenn ein Eſel ſie aufſitzen läßt, oder wenn ſie auf einen Eſel verſeſſen ſind.

Ich ging ſachte neben dem Eſel her, und ſie ſah ſorgſam auf uns herab und zählte die Häupter ihrer Lieben! Die Frauenzimmer ſind nie mutwilliger und überhaupt nie williger, als zu Pferde oder zu Eſel, und ſind nie leichter aus dem Sattel zu heben! Ich ergriff ihre weiße, weiche Mundſemmelhand, und weil wir nun ſo grade unter uns waren, wollte ich einen Schritt weiter thun, da ſah ſich Nr. 3 um und rief: „Das wird halsbrecheriſch!“ Der Weg ging nämlich etwas ſteil in die Höhe. „Verlaſſen Sie ſich nur auf Ihren guten Genius und auf Ihren

Esel!“ sagte ich unwillig; in diesem Augenblicke aber gab mir der Führer einen Wink, faßte seinen Esel an und in demselben Augenblicke setzte der Esel unser Nr. 3 ab und zu Boden, daß er wie ein lebendiges Hopserd dreimal vom Boden elastisch in die Höhe prellte. Der Esel trillerte darauf voll Freude mit seinen Hinterfüßen in die Luft und beschnupperte sodann Nr. 3, als ob er ihn für eine Felddistel gehalten hätte. Das Stubenmädchen wollte sich tot lachen, und ich sagte ihr, daß dies nicht der erste Esel sei, von dem ein dummes Werk schnell abgesetzt wird. Nr. 3 raffte sich vom Boden auf und machte noch einen schwachen Versuch, sich auf seinen Esel zu erheben, allein teils mangelte ihm aller lyrische Schwung dazu, teils protestierte der Esel mit allen vier Füßen dagegen, und wenn Nr. 3 schon saß, legte er sich, der Esel nämlich, flach auf den Boden nieder, und so lagen sie beide da in Ruhe und Eintracht. Nr. 3 schalt den Führer, allein dieser sagte: „Heute Abend hat er nun einmal seinen dummen Tag, da läßt sich nichts mit ihm machen.“ Nr. 3 fluchte und zog es vor, lieber allein den Rückweg anzutreten, als mit einem launenhaften Esel vorwärts zu reiten. Der Führer bat ihn, doch den Esel mit zurück zu führen, welches der gute Mann auch wirklich that, und bald sahen wir sie beide und ihre langen Schatten sich in das Dunkel der Gebüsche verlieren.

Der Abend wurde immer kühler, der Esel und ich, wir wurden immer wärmer; die Gegend wurde immer dunkler, man konnte kaum mehr drei Schritte weit vor sich sehen; ich und der Esel waren kaum mehr zu unterscheiden, darauf hatte ich gewartet.

„Ach,“ fragte ich mit elegischer Stimme, „bald werden Sie sich von uns trennen; werden wir Sie nicht wiedersehen? Wie bald werden Sie das alles vergessen!“ — „Nein,“ antwortete sie mit gerührtem Tone, „nein, nie werde ich wieder eine so angenehme Eselpartie machen, als heute mit Ihnen, nie werde ich einen Esel sehen, ohne mit Vergnügen an Sie und an diese Stunde zu denken, ich werde nie wieder hier heraufreiten, ohne Ihr geliebtes Haupt vor mir zu sehen!“ — „O!“ rief ich entzückt aus, „darf ich das glauben? Geben Sie mir ein Zeichen! Wo wollen wir uns wiederfinden?“ Von Empfindung überwältigt sank sie vom Esel in meine Arme. Der Esel aber lief davon.

Lieber Leser, wenn du den Kahlenberg hinaufgehst, so siehst du ein Plätzchen, ein reizendes, du kannst es nicht verkennen; oben ist der herrliche Himmel, rechts und links Natur, unter dir weicher Rasen, um und um frische Luft, das ist das Plätzchen; wenn du da vorübergehst, so denke: da war der Platz, der eine lief davon, der andere blieb auf dem Platze, wer war mehr Esel? Richte aber nicht, denn gedenke des Sprichwortes: „Heute mir, morgen dir!“

Essers Leiden an der Table d'hôte.

Buridan's Esel, welcher zwischen zwei Bündeln Heu Hungers starb, hat gewiß an einer Table d'hôte gespeist. Die Table d'hôte ist eine homöopathische Erfindung. Überhaupt muß man, um an einer Table d'hôte zu essen, kein Deutscher sein, denn der Deutsche läßt alles an sich kommen: bis aber an einer Table d'hôte etwas an einen kommt, hat selbst ein Deutscher die Geduld verloren. An einer Table d'hôte ist man bei jeder Schüssel Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person: und am Ende der Table d'hôte liegt uns nichts im Magen, als die unglückliche Liebe und ein paar Nachbarn. Um an einer Table d'hôte satt zu werden, dazu gehören drei Dinge: man muß sehr gut gefrühstückt haben, man muß sehr gut zu Mittag gegessen haben, und man muß die Gewißheit haben, sehr gut zu Nacht zu speisen; mit diesen drei schönen Bewußtheiten ausgerüstet, lassen sich an einer Table d'hôte mit Anstand die Fügungen des Schicksals und des Kellners ertragen.

Ich habe einmal in einer Gegend Deutschlands, wo das Sattwerden noch nicht allgemein geworden ist, an einer Table d'hôte gespeist, und als ich aufstand, war ich so nüchtern, daß ich vom Kellner mein Frühstück verlangte. Es war ein unglücklicher Tag! Des Morgens hatten mich drei Verleger besucht, abends war ich zu einem Hausdilettanten-Konzerte eingeladen, und Mittags speiste ich an der Table d'hôte, oder eigentlich die Table d'hôte speiste an mir. Ich saß in der Mitte des langen Tisches, auf meiner rechten Seite saß eine Frau mit einem Gesichte, so lang wie eine Erzählung in der „Abendzeitung", und mit einem ganz dünnen durchsichtigen Näschen wie eine Zitronenscheibe; sie hatte ihren letzten Coupon, ein Söhnlein von 7 bis 8 Jahren mitgebracht, um ihm die Anfangsgründe der Table-d'hôte-Speisekunst beizubringen. An meiner linken Seite saß ein Mann, den die Natur zu einem zarten Esser schuf. Er hatte einen Mund, einen Konversationsmund, dessen Suppleмente ins Unendliche gingen, und nur an beiden Seiten von den Ohren verhindert wurden, die Reise um den Kopf zu vollenden. Er lächelte jede Schüssel an und sah aus wie ein lächelnder Sphinx mit offenen Krallen, und

die Schüſſel, die an ihn kam, war nun ausgeſtrichen aus der Reihe der menſchlichen Weſen.

„Und ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald die Schüſſel Abſchied nahm.“

Außer dieſen zwei Seitengaben des Glückes hatte ich noch ein Gegenüber, welches auch mit langen Armen in mein Geſchick eingriff. Es war ein Mann, ſo zwiſchen Schafskopf und Liebernarr; ein Geſicht, feiſt, mit kleinen Sprößlingen der Wurzelwelt überſät, und ich konnte ihn nie anſehen, ohne an Preßburger Zwieback zu denken. Gleich im Anfange des Tiſches hatte die Geſchichte dieſer Table d'hôte damit begonnen, daß mir mein Nachbar links beim Niederſetzen einen derben Rippenſtoß verſetzte, das Söhnlein meiner Nachbarin mir im Heraufſchweben auf ſeinen Stuhl mit dem Ellbögelein ins Geſicht fuhr, und mein Gegenfüßler ſeine beiden überſchränkten Füße auf jenen zarten Punkt meiner Füße feſt ſetzte, der in dieſem Punkte keinen Spaß verſteht. Meine Nachbarin rechts verſetzte mir ſogleich über ihr Söhnlein hinüber ein Geſpräch: „Mein Luiken (Louis),“ ſagte ſie, und dabei tönte es aus ihrer beinernen Naſe wie aus einer vertrockneten Klarinette, „mein Luiken iſt etwas vive!“ — „Ach, es iſt ein kleiner Engel!“ erwiderte ich und liebkoſte den kleinen Jungen, der ausſah wie ein aufgewärmtes „Griesnockerl“. Luiken hatte auch ſogleich ſeine und meine Semmel mit kindlicher Einfalt umfaßt und mit ſeinen Fingerchen in meinem Trinkglaſe herumgeſpielt. Die Suppe kam endlich von beiden Seiten auf mich zu. Links die Klöße, rechts die Volaille-Suppe. Mein Kopf drehte ſich mit gleicher Liebe rechts und links; immer näher kamen die zwei Genien der Suppe. Immer griff eine neue, nimmer müde Hand in die Schüſſel; da kamen die Klöße an meinen Nachbar zur Linken; ich machte einen langen Hals, noch drei Klöße trieben ſich wie kleine Inſeln in dieſem Waſſer herum; mein Nachbar griff einmal hinein, und zwei davon fielen ein Opfer ſeiner Wut, aber noch ruht er nicht, noch einmal ſchwingt er den ſchöpferiſchen Löffel. — „Halt ein, o du mein Schöpfer! Halt ein, Barbar!“ — Vergebens, ſchon liegt auch der dritte auf ſeinem Teller; mit Entſetzen wende ich mich nun zu dem Suppengenius rechts; meine Nachbarin hatte eben die Naturgeſchichte der geflügelten Suppen erſchöpft, ſie und Luiken hatten bereits ihr irdiſches Teil, noch ein Hühnerflügel ſtreckte mir ſehnſüchtig ſeinen Arm entgegen, aber nein, es ſollte nicht ſein. „Jotte doch!“ ſagte ſie. „Sie wiſſen man gar nich, wie mein Luiken gerne ein Flügelken eſſen dhut,“ und damit war auch der letzte Flügel, der letzte Mohikan, für mich verloren! Aber Luiken war nicht undankbar; als er das Flügelken gegeſſen hatte, warf er die Beinchen neben ſich fort, und gerade mir auf die Weſte.

Auch das Rindfleiſch kam von beiden Seiten auf mich zu,

ſchon von ferne folgte ich mit meinem Blicke dem hiſtoriſchen Gange dieſes Rindfleiſches, immer dünner wurde die Wand der geſchnittenen Schichten; je näher die Schüſſeln kamen, deſto öder wurden ſie, jeder nahm ein tüchtig Stück.

„Fallen ſah ich Zweig auf Zweig.“

Zwei Stücklein lagen noch da, als es an meinen Nachbar kam; das eine Stücklein war dünn aber fett, das andere dick aber mager; ein innerer Kampf ſpiegelte ſich auf ſeinem Antlitze, endlich blitzt es hell durch ſeine Seele, ein Gedanke des Lichts hat ihn ergriffen, er ergreift beide Stücke und ſchleudert ſie auf ſeinen Teller. Eine kleine Wut überfiel mich, ich hätte ihm ſeine Beute gern entriſſen, allein:

„Ich? eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts!“

Schnell ſah ich mich nach dem zweiten Kellner um, allein er war verſchwunden, und ich glaubte eine Zeit lang, Luiken habe auch den Kellner gegeſſen. Alſo auch dieſer Kelch ging unberührt an mir vorüber. Ich wollte nun eine beſcheidene Semmel zu Gemüt ziehen, allein Luiken hatte ſie alle mit ſeinen Händchen bedeckt. Ich rief zwanzigmal: „Kellner!“ Endlich kam einer; ich trug ihm mein Anliegen ganz gemütlich vor, und er, durchdrungen von den Vernunftgründen eines wohlerzogenen Magens, ſagte: „Gleich!“ Seitdem ſind zwei Jahre verfloſſen:

„Zwei Jahre gehen auf und nieder,
Den Kellner ſah' ich niemals wieder.“

Nun kam das Zugemüſe, Spinat mit melancholiſchen Würſteln. Weit entfernt, irgend einen Spinat auf der Welt verleumden zu wollen oder irgend ein Würſtel perſönlich zu beleidigen, muß ich doch geſtehen, daß es Weſen auf dieſer Welt giebt, die ich inniger liebe, als Spinat und Würſteln; allein in dieſem Augenblicke liebte ich ſie unendlich, und in dieſem Augenblicke hätte ich mein ſchönſtes Sonett um die ungehinderte Vereinigung mit Spinat und Würſteln gegeben, jedoch:

„Der Menſch denkt und der Kellner lenkt!“

Ich beſchloß, meine ungeteilte Aufmerkſamkeit dem Kellner rechts zu ſchenken; da war er zwiſchen Mutter und Luiken. Sie hatte ſchon ein Paar Würſtel für ſich auf dem Teller; und auch dem zarten Luiken hatte ſie ſchon ein Paar auf den Teller gelegt, und doch blieb noch ein drittes da für mich; ich griff ſchon darnach, allein:

„Zwiſchen Lipp' und Bechers Saum
Liegt noch ein großer Raum.“

Luiken war ein kleiner Spaßvogel; unbemerkt hatte er die Finger unter der Schüſſel hinaufgeſtreckt, das Würſtelpaar an dem

äußerſten Zipfel erwiſcht und huſch hatte er's herausgeriſſen, daß der Spinat davon flog. Die Mutter wollte ſich zu Tode lachen. „O!" ſagte ich mit Grimm, „das iſt ein Schäker, der Luiken!" und auch das ging vorüber.

Das vierte Gericht beſtand aus kleinen Gänſebrüſten mit Kapern-Sauce. Die linke Seite hatte ich ganz aufgegeben; da war kein Heil zu finden, denn mein Nachbar von dieſer Seite war mein Vormund, das heißt, er aß mir alles vor dem Munde fort; alſo nur rechts hatte ich zu ſpekulieren. Die Gänſebrüſte nehmen immer mehr ab; ſo iſt der Menſch, er greift nicht gerne in die eigene Bruſt, aber in die ſeines Nebenmenſchen. Da kam der Kellner mit der letzten einzigen Gänſebruſt und ſtand zwiſchen Mutter und Sohn, wie in der Schiller'ſchen Ballade:

„Zwiſchen Larven die einzige fühlende Bruſt!"

Ich weiß mich lange keiner ſolchen Sehnſucht zu erinnern, wie ſie mich jetzt ergriff, denn die Sehnſucht des Magens iſt eine ganz andere, als die des Herzens; „ach," ſeufzte ich ſtill, „komm an meine Bruſt, du —" allein der Seufzer erſtarrte mir auf der Lippe; mit einem Griff wie eine Klavierſpielerin hatte die zärtliche Mutter die letzte Gänſebruſt angepackt und ſie an ihre eigene gezogen. Der Kellner kam mit Ironie und Kapern auf mich zu, und ich fing ſchon an, an aller Menſchheit zu verzweifeln. Noch lagen Mehlſpeis und Braten wie unentdeckte Reiche Amerika's vor meiner Phantaſie. Die Mehlſpeiſe kam. Zwei kleine Leopoldiberge. Ich war zum Äußerſten entſchloſſen. Ich mußte Mehlſpeiſe bekommen und hätte ich Luiken ermorden müſſen. Die zärtliche Mama hieb in die Mehlſpeiſe hinein wie ein Bergknappe, ich dachte mir in mir:

„Nur zu, geſchäftiger Maulwurf!"

Sie legte einige kleine Mehlſpeishügel auf ihren Teller, und eine kleine Gebirgskette auf Luikens Teller; aber es blieb auch noch eine kleine Portion für mich; ſchon war der Kellner bei mir, ſchon hob ich den kühnen Löffel, da macht Luiken eine kecke Wendung, ſtößt den Kellner an den Arm, der letzte Reſt von Mehlſpeiſe fällt auf den Boden und die Sauce fließt mir über den Frack hinab. Ich ſah wehmütig hinab zu der gefallenen Mehlſpeiſe:

„Da liegen meine Königreiche!"

wiſchte mir die Sauce und eine ſtille Thräne ab und ſaß und harrte auf den Braten.

Da kam er, anſpruchslos, in kleine Teile geſchnitten; ein kleiner Luftzug, der durch das Zimmer wehte, ſpielte mit den kleinen Portionen, und der Kellner legte die Gabel darauf, damit die Luft ſie nicht fortführe. Von allen Seiten wurden nun die Gäſte lauter Wahlherren, ein jeder muſterte die ganze Schüſſel und ſtach ſich das Beſte heraus. Mein Nachbar links war dem Kellner

entgegengereist und nahm ihm das Beste fort. Die Mutter meines lieblichen Luisen aber kehrte und wendete an den letzten Portionen, wie an Münzen, von denen alle Gepräge vermischt sind, nahm endlich drei Stücke für sich und drei Stücke für Luisen, und die Schüssel kam an mich; inmitten der Schüssel lag ein Wesen wie eine kleine Mumie; es war ein kleines Bein mit unverkennbaren Spuren ehemaliger Fleischanwesenheit. Neben diesem Bein lag eine halbe gelbe Rübe, wie ein verwitterter Leichenstein, und der Kellner sah mich elegisch an, wie der Genius über einem Grabmal, und seine hellen Gesichtszüge sahen auf die Schüssel, zu sagen scheinend:

„Hier ruhen die Reste eines irdischen Kapauner!"

Ich ließ den Wirt rufen, hielt ihm das Bein, an dem gar nichts daran war, unter die Nase und sagte: „Man spricht, daß man bei Ihnen so gut speist, ist da was daran?"

Darauf drückte ich Luisen zärtlich an mein Herz, gab meinem Nachbar links den Rippenstoß, den er mir vor Tische gelieben, zurück, trat meinem Vis-à-vis mit dem Zwiebackgesicht grimmig auf den Storchen-Fuß, bezahlte meine Zeche und ging dorthin essen, wo man nicht Table d'hôte speist, und

„Wort gehalten wird dort in jenen Räumen!"

Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tische.

Unter allen Künsten ist die Kunst, gut bei Tische zu sitzen, die schwierigste und dennoch die allernötigste. Man kann ein guter Mensch, ein tiefer Philosoph, ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein berühmter Mann, und dennoch ein schlechter Esser, ein schlechter Tischnachbar und Tischgast überhaupt sein, und doch werden oft die wichtigsten Dinge des Lebens bei und über Tische abgemacht, von dem epigrammatischen soupé à quatre mains bis zu dem gewichtigsten diner diplomatoire. Ein Diner trägt schon an und für sich alle diplomatischen Symbole in sich; da sieht man erst eigentlich, was der andere vertragen kann; man bemerkt sogleich, was denn im Grunde aufgetischt wird; man erfährt, wer die Suppe einbrockt; man giebt genau acht, wenn jemand das Maul aufmacht, und man kann seine wahre Gesinnung politisch verbeißen. Man hat bei einem Diner die Repräsentanten aller Nationen, gallischen Hahn, englische Puddings, italienische Makkaroni, holländischen Häring, deutsches Sauerkraut, türkischen Reis, Schweizerkäse, polnische Fische und russischen Kaviar. Beim Weine findet man die Angelegenheiten sehr anstößig; man beobachtet, wer dem andern reinen Wein einschenkt. Beim Dessert erfährt man, ob die Kirschen schon zeitig sind, und wer die Kastanien aus dem Feuer holen soll; endlich nach Tische haben sie's alle satt und machen eine Motion. Ist also ein Diner nicht das Allerwichtigste im Leben? Und ist folglich die Kunst des Tisches, die Tischkunst, nicht eine der wichtigsten?

Ein Mann von Welt, ein geistreicher Mensch, muß bei Tische sechs- oder achtmal ein anderer Mensch sein. Bei der Suppe ein Egoist, nur darauf bedacht, sich den Mund nicht zu verbrennen; bei den Assietten ein Schwärmer, ein naschender Schmetterling; bei dem Rindfleisch ein gründlicher Philosoph, denn das ist die Basis des Ganzen; bei den Entrée's ein Naturforscher, das ist die interessanteste Partie, so zu sagen der gelehrte Tischteil. Es gehört große Politesse dazu, mit den Entrements umzugehen; alle diese Saucières, Cotelettes, Trüffes, Patés sind wie die Liebe, sie wollen still verstanden und zart behandelt sein. Die Zu-

genüſe machen bei einem gebildeten Magen nur die Gedankenſtriche, der Magen überdenkt die Vergangenheit und ſchwärmt in der Zukunft. Beim Braten endlich iſt der Menſch der wahre Menſch, beim Braten erſt fängt der Menſch an, ein eleganter Mann, ein freundlicher Mann und ein konſervationeller Artikel zu werden. Nun iſt ein Zwiſchenakt, und dieſer Zwiſchenakt zwiſchen Braten und Deſſert iſt der einzige Entreakt, in welchem den Menſchen erlaubt iſt, daß der Geiſt und das Herz ſich auch zu Tiſche ſetzen. Da beginnen die halben Vertraulichkeiten, die nachbarlichen Scherze, die Calembourgs, die galanten Anſpielungen, die Fußſpitzenbonmots u. ſ. w. Das Deſſert iſt nichts, als die Koketterie der Küche, es iſt die Metaphyſik der Kochkunſt, es iſt die transcendentale Entwicklung des großen Speiſe-Drama's. Es giebt dreierlei Appetite: der brutale oder der deutſche Appetit, der dauert bis zum Rindfleiſch; der Geſchäftsappetit, der Appetit de la nobleſſe financière, der dauert bis zum Braten; und der vornehme Appetit, das iſt der, welcher zuletzt alles aufißt. Der brutale, deutſche Appetit, der iſt heftig wie die erſte Liebe; wie ein feuriger Jüngling von ſechzehn Jahren ſtürzt er ſich auf den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht; der zweite, der Geſchäftsappetit, iſt ſchon geduldiger, kühl und beſonnen wie die Ehe; der vornehme Appetit endlich will ſchon geſchmeichelt und gereizt ſein. Nur derjenige Menſch, der alle dieſe drei Appetite in ſich vereinigt, iſt der vollkommenſte Menſch auf Erden, das heißt bei Tiſche. Für die Suppe gehört das Stillſchweigen, für die Aſſietten kurze Bemerkungen, abgeriſſene aber leicht faßliche Gedanken, bei dem Rindfleiſch Sentenzen und Aphorismen, klein geſchnitten, wie Peterſilie; bei den jungen Zugemüſen, da darf das Herz ſchon mitreden, da kann man artig und ſogar verliebt ſein; bei den Zugemüſen beginnen die Schäferſpiele der Tiſchfreuden, zum Beiſpiel bei jungen grünen Erbſen kann man mit ſeiner ſchönen Nachbarin vom Frühlinge, von der wiederkehrenden Natur, von dem Erwachen der Liebe und dem grünen Zugemüſe reden, denn grüne Erbſen ſind die Perlen aller Zugemüſe, grüne Erbſen ſind die Hoffnungsboten der aufblühenden Empfindung, grüne Erbſen ſind die erſten Elemente der Tafel-Schwärmer, ach, grüne Erben bedeuten Thränen! Witzig aber muß man nie ſein, bevor der Nachbar oder die Nachbarin eine halbe Flaſche Champagner getrunken haben. — Sie ſehen, meine lieben Leſer und Leſerinnen, daß die Tiſchkunſt eine große Kunſt iſt. Das iſt die Kunſt über dem Tiſche; nun kommt aber erſt die Kunſt unter dem Tiſche. Das iſt die größte Kunſt. Über dem Tiſche, da iſt der Menſch nicht er ſelbſt, da iſt der Menſch bloß ſein Verhältnis; über dem Tiſche, da ſieht man den Unterſchied der Stände, des Ranges u. ſ. w. an Geſicht, an Orden, an Uniformen, an Band und Stern; aber unter der Erde und unter dem Tiſche, da ſind

die Menschen alle gleich, unter dem Tische hört der Unterschied der Stände und aller Abzeichen auf, unter dem Tische, da hat Rousseau Recht, wenn er sagt: „Nous sommes tous égaux“. Die Erde, meine lieben Leser und Leserinnen, ist doch weiter nichts, als ein großer runder Tisch, an den uns unser lieber Gott gastfreundlich gezogen hat; dieser Tisch, den der große, unsichtbare Wohlthäter alle Jahre zweimal deckt, einmal mit der grünen Sammtdecke des Frühlings und einmal mit der weißen Damastdecke des Winters, ist voll beladen mit seinen herrlichen Gaben, es ist ein Weihnachtstisch, voll Bescherungen und Bäumen. Wir, die wir um diesen Tisch sitzen, wir leben! Das Leben besteht auch aus drei Gängen, zuerst kommen die Assietten: Jugend, Liebe, Hoffnung u. s. w.; dann im Mittelalter kommen die schweren Speisen: das Rindfleisch, die Beefsteaks: die Ehe, die Arbeit, die Prosa des Lebens; dann zum Dessert das Alter mit seinen kindischen Spielereien und zerbrechlichen Sächelchen. Während wir an diesem Erdentische sitzen, zechen wir uns alle voll, einer an dem Champagner des Glückes, und der andere an dem essigsauren Wein des Unglücks, bis wir alle unter diesem Tische liegen, und unter diesem Tische da ist die wahre Freiheit.

Die Tafelrunde unseres Lebensdiners und unserer Lebenssoiréen wird also eingeteilt in zweierlei Freuden, in Freuden über dem Tische und Freuden unter dem Tische, und ich habe die Ehre, Sie, meine teuren Leser und Leserinnen, zu versichern, die Freude über dem Tische steht oft weit unter der Freude unter dem Tische. Mancher Kopf, der über dem Tische ganz vornehm aussieht, hat einen Fuß als Fortsetzung unter dem Tische, der ganz human mit einem andern Fuß auf freundschaftlichem Fuße lebt. In mancher Serviette, die unter den Tisch fällt, und nach welcher sich zwei Wesen bücken, geht oft die kräftigste Hand mit der zartesten Hand Hand in Hand. Manchmal spielt unser Fuß eine größere Rolle unter dem Tische, als unser Kopf über dem Tische, und bei manchem tête de veau wird über und unter dem Tische zugleich ein tête-à-tête abgemacht. Unter dem Tische giebt es keinen Verrat, unter dem Tische giebt es keine Augen, nur manchmal Hühneraugen, und die verraten nichts, sie sind nur dann und wann betreten. Unter dem Tische ist der Mensch in einem magnetischen Zustande, Knie und Fußspitzen werden clairvoyant. Also unter dem Tische spielt der Mensch auch eine wichtige Rolle. Ich selbst, der ich überhaupt nur eine kleine Rolle spiele, spiele bei Tische fast gar keine, keine über, auch keine unter dem Tische: ich habe aber Gedanken, Gedanken über dem Tisch und Gedanken unter dem Tisch. Es sind ganz konfuse Gedanken, von denen ich Ihnen einige mitteilen will.

Erſter Gedanke über dem Tiſche.

Eſſen iſt Philoſophie des Magens; wenn mich eine ſtarke Empfindung ergreift, zum Beiſpiel die Liebe oder die Langeweile, oder wenn mich eine ſtarke Leidenſchaft überwältigt, zum Beiſpiel der Geldmangel, dann gehe ich gleich eſſen, im Eſſen liegt Seelentroſt. Die Arbeitsſtunden des Magens ſind die Feierſtunden des Herzens. So lange man Sauerkraut ißt, ſeufzt man nicht, und ſo lange man ragoût fin mit vol-au-vent verzehrt, iſt man nicht eiferſüchtig.

Erſter Gedanke unter dem Tiſche.

Was ſind die Frauenzimmer? Sie ſind wie ein Speiſezettel, viel hors-d'oeuvres, lauter Eingemachtes, das meiſte en papillote, nur keine Fiſche, weil ſie nicht ſchweigen können.

Zweiter Gedanke über dem Tiſche.

Die weiſe Vorſehung hat es ſo eingerichtet, daß der Menſch oft eſſen muß, damit er Menſch bleibe; wenn die Menſchen nicht eſſen müßten, ſo wären ſie die einſamſten, finſterſten Geſchöpfe. Durch ſeinen Magen wird der Menſch geſellig, liebenswürdig und umgänglich. Der Menſch ißt ſich ſo lange durch alle Brühen durch, er kommt in ſeinem Leben in ſo viele Saucen und Brühen, bis er nicht mehr ißt und nicht mehr iſt, und ſelbſt erſcheint entweder in der Pfefferbrühe der Hölle oder in der Paradiesſauce des Himmels.

Zweiter Gedanke unter dem Tiſche.

Der Menſch ſitzt dritthalb Minuten an dem Tiſch der Erde, dann kommt er unter den Tiſch, eingeſchlagen in der Leichenſerviette. Dieſe drei Minuten hat der Menſch nur zum Weinen, zum Lächeln und zum Lieben. Ach! noch drei Minuten hat der Menſch: „eine, in welcher er gekannt, eine andere, in welcher er verkannt, und eine dritte, in welcher er erkannt wird," und die zwei erſten Minuten ſind noch in dieſem Leben zahlbar; aber die dritte Minute, die Minute des Erkanntwerdens, iſt erſt drei Tage nach Sicht des Todes einlösbar. In den zwei Minuten aber des Kennens und des Verkennens legen die Menſchen an uns an alle Blutegel des Haſſes und alle Schröpfköpfe der Verleumdung und alle Quetſchformen der Vorurteile, und alle Zugpflaſter der Liebloſigkeit, und ſie ziehen und zerren an unſerem Innern mit dem Haarſeile der Rohheit, und mit dem Spannriemen der blinden Verdammung, und ſie arbeiten in dieſen zwei Minuten emſig und geſchäftig, und mit thätiger Haſt, und ſie dehnen ſie aus zu langen bittern Jahren, und ſie bohren an unſerem Ruf, und ſie nagen an unſerem Herzen, und ſie minieren unſer Glück, als hätte Gott

ihnen deshalb siebzig Pulsschläge des Daseins gegönnt, um sich gegenseitig zu füttern mit Gift und zu tränken mit Galle, und einzuziehen in Groll und Bitterkeit! Was bleibt dem Menschen dann übrig, als hinzuknien an sein eigenes Herz, als einzutreten in sein eigenes Gemüt, und da in inniger Selbstrührung zu feiern ein großes Versöhnungsfest, und da von sich herunterzureißen alle Blutegel des Hasses, und aus den offenen dreispitzigen Wunden aus- und abströmen zu lassen alle Bitterkeit des Herzens, und jeden Sauerstoff der Seele, und jeden herben und trüben Bodensatz der weitgewölbten Brust, sein Gemüt aber zu überbauen mit einem reinen tiefen Stillhimmel, und an diesem Himmel still und feierlich anzuzünden die strahlenden Astral- und Sinumbral-Lampen einer innigen Menschenliebe. Was bleibt dem Menschen dann noch übrig, als hinzutreten in den Dom der heiligen Sänger, in die Natur, wenn der Frühling mit seinen Blüten an allen Wegen steht, gleichsam als wolle er seinen lieben Schöpfer empfangen, und dann aufzuschließen all sein Herz dem herabrinnenden Staubbache voll Leben und voll Liebe und Sehnsucht, voll unerwiderter Liebe, und es voll ungestillter Sehnsucht in dem zerrinnenden Ätherduft schwimmen und beben und zucken zu lassen wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Feuerauge.

Dritter Gedanke über dem Tische.

Die zwei Nationen, die deutsche und die französische, unterscheiden sich gleicherweise in ihrem Trauerspiele, in ihrer Liebe und in ihrer Küche. Die deutsche Liebe, das deutsche Trauerspiel und die deutsche Küche sind voll kräftiger, steter Natur, allein die angenehme, süße Empfindung des Verschwebenden, Verschmelzenden der Franzosen fehlt ihnen. Das deutsche Trauerspiel hat seinen Rostbraten mit Zwiebeln, die deutsche Liebe hat ihr Sauerkraut mit Knödeln, aber die sensation sucrée und die fines herbes der französischen Küche und Liebe fehlen uns ganz. Die deutsche Liebe hat nur das mit der französischen Liebe gemein, daß man auch eine halbe Portion bekommt.

Dritter Gedanke unter dem Tische.

Wenn man ein Messer sucht, findet man eine Gabel, wenn man einen verlorenen Ring sucht, findet man einen alten, längst verlegten Hausschlüssel, wenn man eine Wahrheit sucht, findet man tausend Thorheiten, und wenn man unter dem Tisch das niedliche Füßchen seines Vis-à-vis sucht, so findet man richtig den großen Fuß ihres Nachbars. So ein gesuchter Fuß ist wie ein gesuchter Witz, sehr unangenehm.

Das größte und mächtigste Regiment liegt unter dem Tische in Garnison, es ist das Pantoffelregiment. Der Nagel im Pantoffelholz ist der einzige Nagel, der den Nagel auf den Kopf trifft.

Vierter Gedanke über dem Tiſche.

Der Menſch iſt wie ein Lachs, er geht gern dem Lichte nach; was thun die Lachshändler? Sie halten den Lachſen ein Licht hin, um ſie zu fangen.

Vierter Gedanke unter dem Tiſche.

Die Liebe hält auf verſchiedene Weiſe ihren Einzug in das menſchliche Herz, ſie ſpringt wie ein Kunſtreiter durch den Reif in das Herz, oder ſie dringt durch den Augenring in unſere Seele. Bei Tiſche nur, das heißt unter dem Tiſche, dient ſie von pique auf, da bringt ſie von der Fußſpitze empor in das Herz, da wird ſie ſozuſagen auf die Spitze geſtellt.

Fünfter Gedanke über dem Tiſche.

Bei Tiſche iſt jeder Menſch liebenswürdig, denn er braucht nur das Maul aufzumachen, ſo hat er zwiſchen Naſe und Kinn etwas, was ſehr für ihn einnimmt. Und nun ſchließe ich meine Gedanken mit einer kleinen praktiſchen Tiſcheinteilung:

Das Frühſtück iſt der Freundſchaft hold!
Mit off'nem Sinn und off'nem Herzen
Erwacht man bei Aurorens Gold,
Geſtimmt zum Ernſte, wie zum Scherzen.
Der Kopf iſt hell, der Geiſt iſt frei,
Der Tag liegt vor uns zu durchſchreiten,
Man ſipt beiſammen und ſpricht dabei
Von Leben, That, von Welt und Zeiten,
Man heckt ein Plänchen fröhlich aus,
Und geht ſodann ans Werk hinaus.

Der Mittagstiſch, genannt Diner,
Iſt ſtets geweiht der Etikette,
Man invitieret den Abbé,
Den Leutnant, die Soubrette!
Man ſetzt ſich um den runden Tiſch,
Kein Menſch kennt hier den andern,
Man iſt erſt ſtumm, ſo wie der Fiſch,
Der bald beginnt zu wandern,
Man ſchenkt dem Nachbar höflich ein:
„Erlauben Sie, mein Beſter!“
Und bittet dann den Nachbar fein:
„Ich bitte Sie um Cheſter!“
Dann ſteht man auf und küßt die Hand,
Und geht hinweg und ſagt: „Charmant!“

Der lieben, holden Kinderwelt
Das Vesperbrot iſt heilig
Die Mutter hat es wohl beſtellt,
Die Kindlein kommen eilig
Die kleinen Backlein friſch und rot,
Verdoppeln ſie die Schnittchen;
Ein jedes will ſein Butterbrot,
Ein jedes will ſein Schnittchen;
Die Mutter teilt die Gaben aus,
Dann tummeln munter ſie durchs Haus.

Das Abendeſſen ganz allein,
Das iſt der Liebe eigen;
Wenn aus den Lichtern, aus dem Wein
Die Doppelflammen ſteigen!
Ein kleines Tiſchchen, zwei Kuverts,
Zwei Augen wie die Veilchen,
Das Herz gefüllt, das Glas geleert,
Ein Gläschen und ein Mäulchen.
Verlöſcht wohl auch wohl das Licht,
So ſieht mans wohl, doch merkt mans nicht

Magiſter Zickzack,

oder:

die Kunſt, in allen Fällen des menſchlichen Lebens ein Schafsgeſicht zu machen.

Ein humoriſtiſcher Holzſchnitt.

Leſer, die mich kennen, wiſſen, und die mich nicht kennen, erfahren es jetzt, daß mich die Schreibluſt immer wie ein Sankt-Veits Tanz, wie eine Krieblkrankheit befällt; ſo daß ich nie mit geraden Schritten auf meinen Schreibgegenſtand zuſchreite, ſondern mit Federzuckungen, in tauſend Seitenkrümmungen, Abweichungen und Luftſprüngen auf ihn zufahre.

So fange ich dieſen Aufſatz auch nicht ſogleich bei Schafsköpfen, ſondern erſt bei dem meinigen an.

(Hier habe ich dem Leſer Raum gelaſſen, um einen eigenen Witz auf Koſten meines Kopfes, den ich ſelbſt aus gerechter Eigenliebe nicht mache, einzuſchalten.

Alſo ich fange erſt bei meinem Kopfe an, in den es gar nicht hinein will, daß man ein dummes Geſicht ein Schafsgeſicht nennt. Ich habe daher auf einem literariſchen Maskenball der Muſen mich zu einem Schafe gemacht. Ich hoffe, daß meine Geliebte nichts dagegen haben wird, daß ich mich ſelbſt ein wenig zu der großen Geduldzeit der Ehe-Oſterlämmer präpariere. In meiner Schafsepoche ſchreibe ich folgendes Zirkular an die Menſchheit:

„Liebe Menſchen und Brüder!

Da wir im Paradieſe um einen Tag früher als Ihr das Licht der Welt erblickten, ſo ſind wir eigentlich die Majorats-Herren der Schöpfung, und uns gebührt die Herrſchaft über Euch, folglich müßten wir Euch und nicht Ihr uns ſcheren! Allein durch Euren Sündenfall ſind wir mit Euch um unſer Majoratsgut, um unſer Erb- und Stammſchloß Eden gekommen und wir müſſen Eure Schuld mitbüßen. Warum ſeid Ihr aber ſo undankbar, einen

dummen Menschen mit dem Titel „Schafsgesicht" zu belehnen? Nennt Ihr die Geduld der Vollträger Dummheit? Nennt Ihr unsere Sanftmut, unsere Geduld Dummheit? Was würdet Ihr sagen, wenn wir ein Schaf, auf dessen Antlitz sich Neid, Bosheit, Verleumdung, Geiz, Trunkenheit u. s. w. abmalte, ein „Menschengesicht" hießen? Vergleicht die Geschichte der Menschheit mit der Geschichte der Schafheit, zieht das Facit ihrer Tugenden und ihrer Laster, und urteilt selbst, wer der bessere Teil ist! Deshalb wollen wir gebeten haben, den Ausdruck „Schafsgesicht" aus Euren Wörterbüchern zu streichen.

Mit Wohlwollen u. s. w.

M. G. Saphir, zeitweiliges Schaf,
im Namen der gesamten Schafheit."

„Einschiebsel."

Ich habe mit Fleiß überschrieben „Einschiebsel", damit ungeduldige Leser, die es gerne haben, daß ein Aufsatz, wie ein zubereiteter Häring, den Schwanz im Munde stecken habe, daß eine Erzählung wie ein Gaukler den Fußdaumen gleich Nonnereh an die Lippen bringe, es überspringen können, besonders aber habe ich es den Leserinnen zu Liebe gethan, die Lesen und Reisen gerne gleich bequem haben, und bei Abgründen sich wenigstens die Augen verbinden, stets die Land- und Heerstraße der Geschichte lieben, und die Seiten-, Hohl- und Schlupfwinkelwege und Stege des sich schlängelnden Räsonnements nicht leiden können. Leser jedoch, die wie die Totenschädel in die Gespenstergeschichten sich wie Schröpfköpfe an den Nacken des Autors setzen, und nicht von ihm lassen, er mag über Hecken springen und sich im Fieberfrost beuteln, solche eingefleischte Buchteufel und Lese-Vampyre, solche unzertrennliche Schlagschatten sind seine Freude und Lust, seine Augäpfel und Herzblättchen. Solche Leser werden es auch gar nicht ungerne hören, wenn ich ihnen einen Spaß erzähle, den ich in der Zeit meiner Entschafung und Wiedervermenschung hatte.

Ich hatte nämlich, bevor ich in den literarischen Maskensaal der Musen trat, mir, wie der Leser weiß, bei dem Maskenschneider Momus einen Schafshabit für die heutige Autoren-Redoute ausgesucht. „Morizchen! Morizchen!" sagte der olympische Lucian, als ich ganz gemach mein Menschenfell, meinen Saphir-Domino mit der gelben Haarmütze im ganzen abzog: „Morizchen," sagte der Spötter, „du bist der erste, der, bevor er seinen Lesern die Geduldhaut über die Ohren herabzieht, es erst mit seiner eigenen probierte. Aber ich fürchte, man wird dir etwas stark auf den Zahn fühlen und unter dem frommen Schafsmund den bissigen Leumund und den sarkastischen Wolfs- und den satirischen Löwenzahn hervorstehen sehen, und dann ist's um deine Maskenfreiheit

geschehen." — „Fürchte nichts, Freund Momus!" sagte ich, „darin unterscheidet sich ja eben der Humor von der Satire, daß ihm die scharfen, schneidenden Hau- und Fangzähne nicht wie bei der letzteren von der Natur an- und ausgewachsen sind, sondern er hat, wie eine Kokette, die sarkastischen und satirischen Vorderzähne bloß künstlich aus poliertem Elfenbein in den Zahnkasten eingesetzt, nicht um damit zu beißen, sondern um zu brillieren, um der humoristischen Zunge zum Anstoßpunkte zu dienen, darum kann er sie füglich ausschrauben, und zuweilen in Schminkbüchsen zu den Auxiliartruppen der Schriftsteller-Toilette legen."

Momus lächelte zweideutig, und während ich meinen Menschen-einband mit blondem Goldschnitte zu anderen, an der Mauer hängenden fügte, fielen mir besonders zwei ausgezeichnete Häute auf. Momus wendete sie, wie Trödler ihre alten Kleider, bald hinüber, bald herüber, und eine derselben ließ mich keinen Augenblick zweifeln, daß es die armselige Tunica eines Rezensenten sei. An der ganzen eigentlichen Oberhaut (Cutis) waren die Blut- und Wassergefäße, Nervendrüsen und Poren deutlich, wie ein feines Gewebe zu unterscheiden, welches sonst bei keiner Menschenhaut der Fall ist, es sei denn, sie werde wie die eines Hirschkalbs fleißig weichgegerbt; auch machten es mir verschiedene blau und rot schattierte Erhöhungen der Haut, die ich ihrer Größe halber unmöglich für die gewöhnlichen Hauthügelchen (Granula) halten konnte, gewiß, daß dies die Leidenstunica eines bissigen Kritikers ist, welche auf dem Gerbestocke der handgreiflichen Antikritik und in dem Stockhause der Gegenrezensionen diese Filigran-Appretur und Auferstehungshügel erhielt, und auf diese Art oder Unart zum tätowierten Rezensionsblatte gestempelt wurde. Da es um Neujahr herum war und ich an den Schreibefingern dieser Haut-handschuhe eine Schwiele (Callus) bemerkte, die sich gewöhnlich durch Abnützung der Epidermis oder der Oberhaut erzeugt, und da auch an seinen Thränenkarunkeln eine Petrifikation zu bemerken war, schloß ich auch ganz richtig, daß er die Gelegenheits-Poeterei nebenbei getrieben haben müsse.

So erkannte ich auch auf den ersten Anblick die Haut-Toga einer Roman-Schriftstellerin sowohl an den abgenutzten Nervenwärzchen (Papillæ nervæ) ihrer Zunge und Schreibefinger, als auch an den Schmierhöhlen der Haut, die alle ihren Ausflüchtsgang nach den Fingerspitzen nehmen, ohne sie jedoch, ihrer Bestimmung gemäß, vor Trockenheit zu schützen. Daß sie bloß Romane schrieb, sah ich an der Durchsichtigkeit der Schädelhaut, die durch Anhäufung des Kopfwassers und dadurch bewirkte Auseinandertreibung der Schädelknochen entsteht. Daß sie oft und viel schrieb, ließ mich die geschwollene Haut der Beckengegend vermuten, welches Anzeichen der Gebärmutter-Wassersucht die Frauen gern für eine leicht mit ihr zu verwechselnde Schwangerschaft halten.

— Inzwischen war mein Schafshabit fertig, in welchem ich, wie der Leser weiß, als Schaf vernünftig und idyllisch genug räsonnierte.

Als ich aus der poetischen Freiredoute in das Maskenzimmer, welches zugleich Garderobe war, zurückkehrte, war ein solches Treiben und Dränaen, daß ich in der Eile meinen Schafpelz auf den Nagel hing, und statt meines eigenen weißblonden Staub- und Pudermantels ein schwarzgelocktes Titus-Triumphkleid mit römischer Nase und Knebelbart erwischte und überwarf. Dieses Prachtfutteral gehörte — wie ich nach der Hand erfuhr — dem ersten Stadt-Adon und Stutzer an, der nebenbei anakreontische Lieder schrieb, ja oft abschrieb, durch eine eigene Sichtungs- und Reutungsmaschine alle anakreontischen Lieder sichtete und reutete, und sich auf diese Weise aus den Exzerpten und Extrakten einen erträglichen anakreontischen Fünftelsaft aus dem Federkiel preßte, so daß ihm als Taschen-, Hand- und Auszug-Anakreon, und seinen Liedern als filtrirter und rektifizierter Anakreonsgeist, als zusammengesottene, abgeschaumte und verdichtete Reise-Substanz zu verdünnenden Gleim- und Ramler'schen Kraftsuppen, ein innerer In- und Anwert nicht abzusprechen war. Er nannte sich daher mit ebensoviel Recht einen Liederdichter, mit dem sich Alchymisten, die edle Metalle zer- und versetzen, rein kochen und läutern, Goldmacher heißen. Die Spiegel des Garderobezimmers waren alle von Schöngeisterinnen, die noch obendrein immer gerne Schönkörperinnen sind, so belagert, daß ich keinen Blick in dieselben werfen konnte, und ohne Selbstbeschauung bloß, nachdem ich mit meinem Diogenes-Frisierkamm, mit meinen fünf Fingern, mein Haar aufwirbelte, ohne meinen Hautvertausch zu merken, zu meiner Geliebten rannte, und in der Freude, wieder Mensch zu sein, mich vor ihr auf die Kniee warf; wie überhaupt jeder Mann bei seiner Auserkornen nur ein Kniestück formiert, und die Füße, an denen zuweilen der Pferdehuf zu sehen ist, einzieht, um für einen Paradiesvogel zu gelten.

Bei dem Mädchen aber, das in dem unerklärbaren Magnetismus der Liebe den beseligenden Grad der Clairvoyaner erreichte, konzentrieren sich alle Fühl- und Denkorgane in der klopfenden Herzgrube, und sie legt den, von der heiligen Scham keuscher Liebe versiegelten Mund des knieenden Jünglings an die wunderthätige Herzgrube, um in innerer Anschauung sein Wesen zu entziffern, um sein von den Sphärennoten der Sehnsucht beschriebenes Herzblatt mit den von innen ausgehenden Fühlfäden laut abzulesen. Ja knieen, wo es nicht Knorpelgelenkigkeit der Kriecherei ist, ist der stumme Eid des Gefühls und das loco sigilli der Empfindung. Ein gläubiges, wahrhaft ergriffenes Gemüt kann sich der heiligen Tiara der Andacht, der Liebe und des Schmerzes nur knieend nähern, und eine geheime Macht zieht uns auf die Kniee

nieder an dem Golgatha der Frömmigkeit, an der Thränenurne der Trauer und an dem Hochaltare der opfernden Liebe! Wahrlich, Knieen ist nicht bloß Gliederroutine, nicht Angewohnheit einer seelenlosen Observanz. Es ist die ideale Form innigerer Demut, unerklärbare Magie tiefer Empfindungen und Sanskritsprache des Herzens. Der erste Knieende war gewiß ein Heiliger, den das Herzblatt, gebrochen von der zitternden Tropfenfülle der Seligkeit, oder vom sengenden Mehltau des Schicksals erdrückt, zu Boden neigte, und der in sehnender Anschmiegung an der Erde Mutterbrust Trost im Einklang suchte.

So stürzte ich auch jetzt in des Augenblickes süßer Allgewalt vor dem Madonnenbilde meiner Lyssa nieder, die aber, statt sich dem Knieenden wie immer zum Gnadenbilde zu verklären, wie eine zürnende Vesta entfloh und den unbekannten Bilderstürmer mit den verkohlenden Strahlenstichen des Zorn- und Scham-Doppelbrandspiegels zernichtete.

Ich sprang befremdet auf, und mein Blick fiel in einen großen Trumeauxspiegel, aus dem ich mir als Nicht-ich oder Vexier-ich entgegensprang. Wenn ich sogleich des seltsamen Vertausches inne ward, ärgerte es mich doch ebensowohl, und sei's auch nur auf kurze Zeit, in die geschnörkelte und scheckigte Zebrahaut dieses Gecken geraten zu sein, aus Furcht, sein voriges spasmodisches Lächeln, seine Komplimenten- und Scharrfuß-Kriebelkrankheit und den Speichelfluß seiner Faselei zu erben. Denn Stutzerei ist nicht nur wie Faulkrankheiten durch Berührung, sondern zuweilen wie große Nervenübel miasmatisch, ja oft auch wie das Gähnen und Niesen sympathetisch ansteckend. Darum sehen wir oft Leute mit ganz gesundem Menschenverstande, mitgerissen von der Windhose eines Stutzerzirkels, sich wie närrisch um ein goldenes Kalb herumdrehen und es verabgöttern. Ja, ich würde vorschlagen, einen militärischen Sanitätskordon gegen diese Seuche zu ziehen, wenn nicht eben dadurch diese eigentliche magnetische Krankheit noch dazu eine armierte würde, die desto stärker zöge. Es ist noch ein Glück, daß sich die von diesem Farbenfieber der Stutzerei Befallenen so oft salben und räuchern, ja selbst ihre Briefchen oft vielfältig durchstechen, und mit dem vinaigre de quatre voleurs bespritzen, welches den Empfänger einigermaßen vor der Kontagion sichert.

Doch so stark auch die Räucherung meines Anakreons zu sein schien, verspürte ich doch einige stark markierte Symptome des Stutzerfiebers in meinem Innern. Nicht nur das Pernardium meines Herzens oszillierte unaufhörlich, sondern die es umgebende rote Flüssigkeit kochte wie das Blut des heiligen Januarius ostmal auf. Die Glandula Pinealis meines Gehirns, die nach Kartesius der Sitz der Seele ist, schien sich zu Spiegelscheiben zusammen zu kochen, wo die Seele in steter Selbstbeschauung leben konnte; meine Stirnhaut fing an, bein- und hornartig zu werden, und

alle Elastizität und Rezeptivität zum Runzeln und Erröten zu verlieren. Diese Vorläufer der Ansteckung erhielten noch einen peinigenden Zusatz durch die Gedanken, daß indessen andererseits ein solcher schwänzelnder kartesianischer Teufel in meine Haut gefahren, und daß die Leute glauben werden, ich sei es, der um den schönen Irrwisch hascht und gaukelt, da es doch ein anderer ist, sowie Taschenspieler, die in ausgeblasenen Eischalen gebrachte Blutegel nach dem Scheine eines Lichtes drehen und wenden lassen, indessen die Zuschauer meinen, das eigentliche Ei tanzte dem Lichte nach. Ich lief also was ich konnte zu dem Garderobisten Momus zurück, wo ich den anakreontischen Leimsieder schon traf, der mit kläglichen Geberden meinen Real- und Elefantenpapier-Schuber auszog, und dafür seinen Velin- und Seidenumschlag forderte.

Momus, der eigentlich diesen Wirrwarr anzettelte, tauschte unsere Wechselbälge wieder aus, und kaum hatte ich meinen weißblonden Staub- und Pudermantel wieder um, als ich wieder zurück zu Lyssa eilte, vor sie hinkniete; und jetzt wurde mir das Madonnenbild, wie immer, zum Gnadenbilde, und sie nahm mich auf in den Himmel ihrer Liebe, der voll Cremoneser-Geigen hing, und der mich mit seinen zehntausend Engelein und Himmelsschlüßlein umblühte und umklang.

Nachdem ich ihr meine tragikomischen Abenteuer als Schaf und Stutzer, mit poetischen Münchhausiaden verziert, erzählte, legte ich ihr mein Schaf-Promemoria an die Menschheit zur Beurteilung vor; denn was man auch sagen mag, einen Richterstuhl giebt es, vor welchem Recht und Unrecht sich enthüllen, der alles Sittliche wägt und mißt, und kein Sandkörnchen und kein Wasserfallstäubchen abbricht, und dieser Richterstuhl ist das weibliche Herz! Das Gefühl eines weiblichen unbefleckten Wesens ist das Orakel der Gerechtigkeit, ihre Thräne ist die einzige Wasserprobe, und ihr Erröten die einzige Feuerprobe der Tugend, wo sonst alle Codices und Folianten schweigen. Eine immer angeborne, zarte, duftige, hellsehende und unaussprechliche Empfindung ist ihre magna Charta, und ein ewiges, unbegriffenes, in den zartesten Geheimnissen der Natur versiegeltes, heliotropenartiges Hinneigen nach der hellleuchtenden Ursonne des wahrhaft sittsamen, keuschen, frommen und lautern Wirkens und Strebens ist das Domes-Day's-Buch ihrer Handlungen und Urteile. Wo der Mann der schwankenden Wage nur durch ein Brennusschwert den Ausschlag zu geben vermag, dort bannt das Weib durch den magnetischen Zug ihres Gesichtes die zitternde Nadel fest. Darum legte ich erst obigen Rechtsfall der klaren, blüten- und glanzreichen Seele meiner zartfühlenden Lyssa vor. Erst nachdem alle meine Gefühlskelche und Empfindungsdolden in den frischsprudelnden Springquell ihres warmen Herzens, wie aus Gasteins verjüngenden Mineralquellen

neues Leben und Wachstum sagen, verfügte ich mich als Generaladvokat wieder in's Oberhaus der Menschheit zurück.

(Ende des Einschiebsels.)

Damit meine Leser nicht sagen, daß ich ebenso ungerecht, wie ein revolutionäres Volk als Kläger, Angeklagter und Richter auftrete, will ich, ob ich gleich weiß, daß ich ein zweiter Aristides meinen eigenen Namen, d. h. den Namen Mensch, auf die Ostrazierscheibe geschrieben hätte, jetzt weder als Schaf die Anklage weiter fortsetzen, noch als Mensch mich verteidigen, viel weniger noch als Schriftsteller vor dem Forum meines Schreibetisches den schwarzen Federstab über die eine oder die andere Partei brechen, sondern ich kommentiere und schreibe bloß meinen Magister Zickzack, oder meine Bemerkungen hier ab, die ich als reisender Handwerksbursche der Satiriker-Gilde über Schafsgesichter in mein Wanderbüchlein in Holzschnittmanier ab- und einzeichnete. Wenn man weiß, daß ein Handwerksbursche ein desto flotteres Leben führt, auf je mehr Werkstätten seiner Profession er stößt, der wird es auch wissen, daß der wandernde Satirenmachergesell ein schlechtes Leben führt. Die Schmelzhütten und die Satirenschriften, in denen bare Münze geprägt wird, werden heutzutage immer seltener. Alle literarischen Gesellen, der dramatische Grobschmiedgesell und der lyrische Drechslergesell können sich prächtig durchfechten, nach Art aller Wandergesellen fast in jedem Dorfe einen Gruß von der letzten Werkstatt, die sie trafen, ausrichten. Sie können von Gibraltar nach Kamtschatka und von da nach Wien reisen und noch da einen schönen Gruß von Eipeldauer ausrichten. Ein satirischer Büchsenspanner-Gesell aber trifft jetzt selten einen Meister seiner Profession. Gesetzt, er fange bei dem Nimrod und Zechmeister Johannes Paul an, richte bei dem handfesten Lichtenberg seinen schönen Gruß von Bayreuth aus, klopfe an der Kleingewehr- und Sackpistolen-Werkstatt Friedrichs und Haugs an; wo trifft er dann noch im Reiche der Toten und Lebenden einen tüchtigen Meister, der seinen Lehrbrief unterschreibe? Es ist aber auch eine üble Sache um die Satire, diese eiserne Jungfrau des Tyrannen Nabis, die uns erst ihre Arme öffnet und an den Busen drückt, um uns desto inniger mit ihren Springdolchen und Schermessern zu durchbohren.

Ein Satiriker ist ein wahrer Totengräber, der sein Liedlein singt, wenn er andern eine Grube gräbt, und zuletzt oft selbst hineinfällt. Und auf die Satire kann man, wie auf den Sarg, das Rätsel anwenden:

„Wer's braucht, der hat es nicht bestellt,
Wer's kriegt, zahlt dafür kein Geld."

Sie ist wohl beliebt, aber bloß als Nächstenliebe, die nicht bei

uns selbst anfängt. Das Ärgste aber ist, daß, wenn ein Satiriker, wie jener Zauberer in den Feenmärchen, in die Luft einen Hieb führt, sich doch gleich alle Anwesende die Zahnbacken halten und schreien, als ob er jedem insbesondere die Weisheitszähne ausgeschlagen hätte. Läßt man sich's nun gar gelüsten, einen fingierten, selbst zusammengestoppelten Namen, wie einen hölzernen Türkenkopf, in seine satirische Reitbahn aufzupflanzen, um seine Hiebe und Stiche nach diesem zu führen, gleich setzt der Leser seine englische Sattelbrille auf, zersetzt die Buchstaben dieses Namens, wie die Hölzlein des faden Chinesenspiels, so lange, bis er durch die Verschiebungen eine Ähnlichkeit mit einem wahren Namen heraus findet, und dann wird der Satiriker zum Pasquillanten. Darum bitte ich im voraus, unter meinem Magister Zickzack nichts zu suchen, denn es steckt, wie unter tausend Magistern, unter denen man etwas sucht, nichts hinter ihm. Dieser mein Magister Zickzack ist nichts als das Ideal eines reinen Schafgesichtes, ein Geschöpf meiner abstrahierenden und kombinierenden Phantasie. Ich habe nämlich in meinen Wanderjahren ein physiognomisches Exzerptenblatt gehalten, auf welchem ich von allen studierten klassischen Schafsgesichtern den klassischen Zug mit der Bleifeder abzeichnete, wenn ich z. B. auf einen Homer, Pindar, oder Sophokles der Schafsgesichter traf. Ich bin wie die ganze jetzige vor- und aburteilende Leserwelt, die wie die Juden ihren Kranken in der Krisis als Heilmittel noch den Namen eines ihrer Stammväter Abrahams, Isaaks und Jakobs beilegen, auch fast jedem, der in dem Schreibeparoxismus ein Werkchen herausschwitzt, den Namen eines der Herren des Parnasses beilegen; da heißt es gleich: „der Pindar seiner Zeit", „der Ossian seiner Sprache", „der russische Schiller" ꝛc., welches mich immer an Krystalle und Korallen, und böhmische Krystalle und Korallen erinnert. Also, wie gesagt, wenn ich auf ein solches klassisches Schafsgesicht unserer Zeit stieß, studierte ich es, wie man eigentlich alle alten Klassiker studieren sollte, so lange, bis ich den originellen und individuellen Schafszug, der jeden zu einer besonderen Klassizität stempelte, herausfand und denselben als mathematische Linie oder Figur auf mein Exzerptenblatt brachte. Bald lag bei einem das ganze Manuprovria des Schafsgesichtes in einem geheimen Zuge auf dem Rücken der bacharig ablaufenden Nase; ich mußte also diesen Zug als schiefe Linie, als Hypothenuse dieses Nasentriangels abzeichnen /; bei andern war ein schafartiges Hineinschauen in die weite Welt, welches mit offenem Munde die gebratenen Tauben erwartete; da war es wieder dieser charakterisierende offene Mundbeckel, den ich als länglichen Zirkel ⊂ auf's Exzerptenblatt trug; zuweilen war es ein uns oft unterkommendes, stets zufriedenes, dummes Lachen unter dem Specke, das von beiden erweiterten Nasenflügeln die zwei Zirkelausschnitte in die fetten Augen und

die verlängerten spitzigen Lippenwinkel hinunterlief, und die ich in dieser Figur (<>) abriß; bei einem vierten war es ein Glotz- und Gaffzug, der von der Nasenwurzel aus rechts und links die Augen überflügelte und beim Kinn wieder spitzig zusammenlief, der als Herzfigur in meinem Grundbuche der Schafszüge paradierte. Nachdem ich auf diese Weise zu einer vollständigen Sammlung der eminentesten Züge und Formen eines Schafsgesichtes gelangte, bildete ich aus allen diesen Exzerpten und Extrakten ein einziges, verschmolz in meiner Einbildung alle diese verschiedenen Züge zu einer Einheit des Ganzen, und erhielt durch diese mosaikartige Zusammensetzung einer inneren Anschauung ein höchst vollkommenes Schafsgesicht, welches ich mit vieler Mühe in meinem Holzschnitt zu versinnlichen suchte, dem ich nachher den Namen „Magister Zickzack" beilegte. Ich zer-, ver- und überschnitzte diesen hölzernen Magister Zickzack so lange, bis er und sein Velinabdruck endlich so rein und deutlich, wie ein Gubitzischer vor mir da lag, und die Zufriedenheit, die in allen Teilen ausgedrückte unaufstörbare Ruhe, die auf diesem Holzschnitt-Schafsgesicht schwamm, brachte mich zu folgendem Versuche.

Ich habe nämlich, wie mir scheint, nicht ganz mit Unrecht von einem Physiognomiker behaupten hören, daß, wenn es einem gelänge, die Mienen und Geberden eines andern anzunehmen und nachzuahmen, man dadurch zu einer kleinen Kenntnis seiner Gedanken und seiner Gemütsbewegungen komme, da die Muskelbewegungen von den inneren Leidenschaften hervorgebracht, zum teil auch reziprozierend wirken. Nun dachte ich, wenn es mir gelänge, mich in diesen Magister Zickzack so einzustudieren, mir seine Miene so anzueignen, daß ich imstande wäre, mein Angesicht wie durch eine Verschiebung oder durch eine Kulissen-Versetzung plötzlich mit diesem Schafsgesicht zu vertauschen, müßte ich hiedurch zu der, jedem Schafsgesicht überhaupt und diesem insbesondere eigenen Seelenapathie, zu dieser beglückenden Gedankenfaulheit, zu dieser Unempfänglichkeit gegen alle Antastungen, kurz zu dieser schaltierähnlichen harten Herzenshaut gelangen, die allen Schafsgesichtern schon auf Erden das Himmelreich bereitet. Durch diese reizende Aussicht angespornt, verwendete ich alle Tage ein paar Stunden auf das Studium dieses Magister Zickzack, und wie tragische Künstler den Faltenwurf und die Draperie ihrer Gewänder an den Antiken der Griechen und Römer einprobieren, suchte ich meine Gesichtshaut in den Faltenwurf, Licht- und Schatten-Draperie meines Zickzack-Modells zu bringen. In kurzer Zeit brachte ich es durch Fleiß und Übung, durch ein anhaltendes Bewegen und Verdrehen des Gesichtes zu einer solchen Mienenappretur und Routine, zu einer solchen Elastizität, Geschmeidigkeit und Biegsamkeit der Gesichtsmuskeln, daß ich in jedem Augenblicke, wie auf den Druck einer Springfeder, das Schafsge-

sicht verschieben konnte, und dem lobesamen Magister Zickzack wie aus den Augen geschnitten sah. Da nun dieses Schafsgesicht seine rückwirkende, narkotische, krampf- und schmerzstillende Kraft auf Geist und Herz bei mir bewährte, so kann ich meinen Magister Zickzack-Holzschnitt mit ebensovieler Überzeugung, wie Mannlich seinen undurchdringlichen Filzharnisch, zu einem Gemütsharnisch und zu einer Seelenägide für alle Fälle des menschlichen Lebens empfehlen. Ich habe in dem Pfeilregen der geschliffensten Stachelreden, deren Spitzen in das Gift der tötlichen Bosheit getaucht waren, gestanden; unter den herabschauenden Blitzblicken der Großen; unter dem triumphierenden Wetterleuchten vergebens angebeteter Augen; unter dem Schneegestöber des Pöbelgewäsches u. s. w., und in allen diesen Fällen nahm ich geschwinde mein Zickzackgesicht vor, und sogleich fühlte ich die glückliche Schafsnatur und Unempfindlichkeit der Dummen in mir, und an meinem stets nichtssagenden, Taubstummen ähnlichen Schafsgesicht glitten alle rohen Umgriffe wie am Ringeröl ab, und meine anscheinende Rhinozeroshaut ermüdete die Verletzer, indem sie ihnen zugleich den Triumph, als schmerze es mich, vereitelte. Die Kunst, in allen Teilen des menschlichen Lebens ein Schafsgesicht zu machen, ist so wohlfeil, so gemeinnützig, so einfach und so leicht selbst zu bereiten, daß ich mit Recht auf den Dank meiner Mitmenschen Anspruch mache. Mein eigenes Zickzack-Modell ist bereits in Abdrücken an verschiedene Freunde von mir verteilt worden, die sich dessen mit dem besten Erfolge bedienen. Nur einer hatte das Unglück, daß er wie jener Künstler, der den Titus so brav einstudierte, daß er aus seiner Rolle nicht mehr herauskam, das Zickzackgesicht nicht mehr ablegen konnte. Allein diesem scheint in früher Jugend sein angeborenes Schafsgesicht vielleicht durch Erkältung zurückgetreten zu sein, welches nunmehr durch das Auflegen dieses Zickzacks, wie durch ein Antimoniale erregt, wieder herausschlug sich mit diesem amalgamierte und seine Stelle mit doppelter Besetzung behauptete. Sonst kann ich mit Leib und Seele für den besten Erfolg meines Magister Zickzack-Gesichtes haften. Fiat applicatio!

Die Laufbahn unſeres Jahrhunderts auf der Eiſenbahn.

Was eine Laufbahn iſt, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, wiſſen Sie wohl alle. Wenn es dem Menſchen auf ſeinem gewöhnlichen Wege nicht mehr geht, ſo ſucht er eine Bahn zum Davonlaufen, und dies iſt ſeine Laufbahn. Bevor das Kind noch gehen kann, beſtimmt man ſchon ſeine Laufbahn; es iſt dabei nichts beſtimmt, als, daß es auf ſeiner Laufbahn beſtimmt nicht gehen wird.

Wenn Sie, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, ſchon jetzt bei der Bahn, die ich mir mit dieſer Vorleſung in Ihre Geduld bahne, davon laufen wollten, ſo wäre das Ihre heutige Laufbahn; allein das wäre für Sie noch ſchlimmer, denn dann müßte ich Ihnen fortlaufend vorleſen; es iſt daher beſſer, ein verehrtes Publikum wartet den Verlauf der Vorleſung ab, als daß dieſe Vorleſung den Verlauf des Publikums abwartet.

Die größte Laufbahn, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt ganz dasſelbe, was die kleinſte Kegelbahn iſt; es kommt alles darauf an, wie die kleine runde Glückskugel rollt. Der Ungeſchickteſte macht oft auf ſeiner Laufbahn alle Neun, und der Allergeſchickteſte trifft nichts.

Bis jetzt hat jeder Menſch bloß ſeine Laufbahn gehabt, jetzt wird bald jeder Menſch ſeine Eiſenbahn haben müſſen. Als vor einigen Wochen ſo viel Schnee fiel, ſagte mir ein naives Mädchen: „Es fällt jetzt ſo viel Schnee, daß man gar keine Spur von Menſchen hat.“ So, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, könnte man auch ſagen: in unſer Jahrhundert fallen ſo viele Laufbahnen, Fahrbahnen, Kreisbahnen, Rutſchbahnen, Eiſenbahnen, daß man bald gar keine Spur von unſerem Jahrhundert haben wird. Aber noch in keinem Jahrhundert war die Eiſenbahn ſo nötig, als jetzt, wo alle Menſchen ihre Laufbahn verfehlen! Eigentlich kann man nicht ſowohl ſagen, die Menſchen verfehlen ihre Laufbahn, als: die Laufbahn verfehlt ihre Menſchen; denn in unſern Schwindel-Zeiten wird die Laufbahn nicht von dem Menſchen, ſondern der Menſch von der Laufbahn ergriffen. Wenn

die Menschen jetzt ihre Laufbahn zurückgelegt haben, so sehen sie, daß sie am Ende nichts zurückgelegt haben.

Man weiß wirklich nicht, ob der Wunsch des Jahrhunderts nach Eisenbahnen in der Sehnsucht der Menschen liegt, sich so schnell als möglich wieder los zu werden.

Wir haben bis jetzt nur die unermeßlichen und unberechenbaren Vorteile berechnet, welche die Verbindung der Länder durch Eisenbahnen auf Merkantil, Industrie und Produktion hervorbringt, aber wir kennen doch bei weitem den Einfluß und die Umgestaltung nicht, welche die Eisenbahnen in Kunst, in Literatur und selbst im Reiche der Empfindungen bewerkstelligen werden.

Die Erfindung der Eisenbahnen, meine lieben Leser und Leserinnen, ist doch im Grunde nichts, als eine Verkleinerung der Erde. Die Welt wird ganz klein werden: man will viel schneller die ganze Erde wirklich bereisen, als man Büschings Erdbeschreibung lesen wird. In der Schule wird die Stunde „Geographie" nicht gelesen, sondern gereist werden; der Professor wird sich mit seinen Zöglingen auf die Eisenbahn setzen, und alle Tage jenen Theil bereisen, der gerade docieret werden soll.

Der Mensch wird zum Briefe werden. Bevor man sich Zeit nehmen wird, erst eine Feder zu schneiden, zu schreiben und zu siegeln, wird man sich selbst auf die Eisenbahn legen, und es wird nicht lange dauern, so wird man uns von den Eisenbahnen die frankierten Menschen ins Haus bringen; wir werden den Menschen lesen, und ihn retour schicken. Und sind denn die Menschen etwas anderes, meine freundlichen Leser und Leserinnen, als Briefe? — Die Großgewachsenen, das sind die langen Gellert'schen Briefe; die Kleinen die spartischen lakonischen Episteln; die Dicken, das sind die Geschäfts- und Pachtbriefe; die Dünnen, das sind die trockenen Berichtsbriefe; die Groben und Unverschämten sind die Droh- und Brandbriefe; die Höflichen und Unterthänigen die Gratulations- und Bittbriefe; die Glücklichen sind die Pfandbriefe des Himmels, und die Unglücklichen, das sind die Mahnbriefe an die Glücklichen, um sie an den fürchterlichen Wechsel, an den Wechsel aller Dinge, zu erinnern. Die Männer im allgemeinen sind bloß die Frachtbriefe, mit welchen die Schöpfung das kostbare Gut, das weibliche Geschlecht, in die Welt sendet. — Für jedes Frauenzimmer ist im Grunde ein einziger solcher Frachtbrief bestimmt, oft geschehen aber in der Spedition solche Verirrungen, daß manchmal eine Einzige drei bis vier Frachtbriefe aufzuweisen hat. Die Frauenzimmer sind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männer. Die verheiratheten sind schon an ihre Adressen gekommen! Die Ledigen sind die Postrestanten, die noch abgeholt werden müssen; die ewig Ledigen sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben, und die Wittwen, das sind die Briefe, die der Empfänger gar nicht zu Ende lesen konnte. Das Postporto dieser

Gnadenbriefe kommt etwas hoch, und auch bei ihnen lohnt, wie bei Briefen, die Einfachen am wenigſten. — Dieſe Gnadenbriefe, je ſchöner ſie geſchrieben ſind, deſto teurer müſſen die Männer dieſe Kalligraphie bezahlen. Dieſe Gnadenbriefe beſiegeln ihr Wort mit Küſſen und mit Schwüren, und dieſe Küſſe und Schwüre gleichen oft den wirklichen Siegeln darin, daß ſie heiß aufgedrückt und kalt gebrochen werden. Bloß die Männer-Briefe, die haben auf ihrem Lebenspoſtlauf eine Laufbahn, die Frauenzimmer haben gar keine Laufbahn, bloß diejenigen Frauen, welche Romane ſchreiben, von denen ſagt man, ſie haben die ſchriftſtelleriſche Laufbahn ergriffen; bei ihrer Schriftſtellerei wird wirklich nichts ergriffen, als die Laufbahn. Durch die Einrichtung der Eiſenbahnen aber, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, wird die ganze Romanſchriftſtellerei hoffentlich aufhören; denn aus was beſtehen die Romane, meine lieben Leſer und Leſerinnen? Aus der Zwickmühle: Trennung und Wiederſehen. Durch die Eiſenbahn werden wir ganz um alle Abſchiedsthränen kommen, und die Romane werden ganz mager werden. Eine ſolche Romanſchriftſtellerei, wenn Anton ſich in Leipzig von ſeiner Amalie loßriß und nach Hamburg ging, weinte er einen halben Band, anderthalb Bände ſchrieb Amalie an Anton, anderthalb Bände ſchrieb Anton an Amalie, einen Band Briefe dann auf der Rückreiſe von Anton zu Amalie, und die vier Bände ſind voll. Wenn einmal zwiſchen Leipzig und Hamburg eine Eiſenbahn ſein wird, warum werden Anton und Amalie ſolche Narren ſein und werden ſich vier Bände Briefe ſchreiben? — Anton und Amalie ſetzen ſich im erſten Bande Seite 67 auf die Eiſenbahn, und Seite 68 ſind ſchon Anton und Amalie am Ende des vierten Bandes. Wenn zu Lafontaine's Zeiten die Eiſenbahnen exiſtiert hätten, er hätte bei den Reiſen ſeiner Helden 15 Millionen Poſtgeld rein erſpart! Wie geſagt, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, auf Liebe, Kunſt und Poeſie werden die Eiſenbahnen ungeheuer einwirken. —

Auch die armen „Wander- und Liebeslieder" werden aufhören müſſen. Jetzt, wenn der Liebhaber in Brünn und die Geliebte in Iglau iſt, ſchreibt er:

„Sehnſuchtslieder an die Entfernte."

Und er ſingt an:

Fern von Dir
Weil' ich hier,
Die Wolken treiben,
Doch ich muß bleiben
Die Vöglein eilen,
Doch ich muß weilen

Es wandern die Stern',
Doch du bleibst fern,
Wie ich auch schau',
In Iglau!

Doch wenn Eisenbahnen sein werden, wird ihm die Geliebte antworten:

„Um dieses Lied kräht kein Hahn,
Setz' dich auf die Eisenbahn!"

Das ist schon ein kleiner Einfluß auf die Liebe. Die Abschiedsthränen werden ganz unbrauchbar werden. Welch' ein Verlust! — Die Thränen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, und die Hoffnung, das sind die zwei Zehrpfennige, die dem Menschen auf die Lebensreise mitgegeben wurden, als er das Paradies verlassen mußte. Wehe dem, der schon inmitten der Reise keine Thränen, keine Hoffnung mehr hat; wehe dem, der seine Hoffnung nicht mit einer Thräne auffrischen und seine Thräne mit keiner Hoffnung wegtrocknen kann. Rosenblätter und Menschen müssen oft gepreßt werden, um sich in Thränen dauernder zu erhalten. Blumen und Augen trinken aus einerlei Äther vielerlei Farben und aus vielerlei Wolken einerlei Tropfen: den Tautropfen der Thräne, der ihr Herzblatt erquickt, bis der Abend kommt, und Mensch und Blumen das Haupt neigen auf den dunklen Schlafpolster der Erde. — Auch im Reiche der Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kommen uns die Empfindungen auf zweierlei Wegen zu, in Seufzern und in Thränen, also auf trockenem und auf nassem Wege, das heißt: zu Achse und zu Wasser. — Nur die Frauenzimmer können weinen, die Männer vergießen nur manchmal Thränen; sie behandeln ihren Thränensack wie den Wassersack ihrer Pfeife, sie gießen ihn zuweilen aus. Die Männer begreifen einen Schmerz nicht eher, als bis sie ihn fühlen, die Frauenzimmer fühlen den Schmerz schon, wenn sie ihn nur begreifen. Wenn ein Mann weinen kann, so ist dies eine Gabe, ein Geschenk der Götter, bei den Frauen ist das Weinen ein Talent, eine Fertigkeit; ja es giebt Wein-Genies unter ihnen, denn das Zeichen des Genies ist: aus gar keinem Stoffe seinen Gegenstand erschaffen Von den Thränen, welche die Frauenzimmer um ihren Geliebten weinen, gilt das, was vom Geliebten selbst gilt: „aus den Augen, aus dem Sinn"

Was sind Thränen anders, meine freundlichen Leser und Leserinnen, als die Augenzeugen des Schmerzes? Beim Lachen vergießt der Mensch auch Thränen, das sind falsche Zeugen; das Auge vergießt aber deshalb Thränen, wenn das Herz lacht, weil das Auge weiter sieht, als das Herz, und sieht, wie nach jeder großen Freude im menschlichen Leben ein großer Schmerz hinterherkommt, wie gewöhnlich im Leben nach großen Aufzügen und

Festgepränge ein armer Bettler mit seinen Jammerkrücken dem Zuge nachhinkt.

Die Hälfte der menschlichen Thränen, und gerade die schönsten, die Thränen des Wiedersehens, meine freundlichen Leser und Leserinnen, die werden auf der Eisenbahn ganz eintrocknen. Die Eisenbahnen werden nicht nur das äußerst Ersprießliche haben, Länder und Städte in nähere Berührung zu bringen, sondern sie verbinden auch die Menschen, sie schlingen ein neues Band, wenn auch kein Familienband, doch ein Aktienband um viele Individuen, und Aktienverwandte halten besser zusammen wie Blutsverwandte. Die Aktionäre der Eisenbahn werden zu Hause sitzen, und doch gut fahren; man wird die Aktionäre der Eisenbahn nicht fragen: „Wie geht es Ihnen?“ sondern: „Wie fährt es Ihnen?“ und sie werden mit Fug und Recht antworten können: „Es passiert!“ denn die große Passage macht alles aus. Die Aktionärs und Diktionärs sind darin gleich, daß sie beide die Länder und Städte am Ende ganz enge bei einander verzeichnet und gedruckt haben. Eben so schätzenswert und unentbehrlich wie ein dictionnaire de poche ist ein Aktionär de poche; zwischen einem Diktionär und einem Aktionär ist nur der Unterschied: bei einem Diktionär sind die spätern Ausgaben die erwünschtesten, bei einem Aktionär sind die spätern Ausgaben die unerwünschtesten. — Es geht mit den menschlichen Gedanken und Erfindungen, wie mit dem Menschen selbst und mit den Tieren. Die großen und genialen sind nicht immer die nützlichsten. Ein Schaf nützt der Menschheit mehr, als ein Rhinoceros, eine Gans mehr, als ein Strauß; ein guter Hühneraugen-Operateur bringt die leidende Menschheit eher auf guten Fuß, als ein genialer Epigrammatist, und die Erfindung der Eisenbahnen ist für die ganze Menschheit vorteilhafter, als die Erfindung des Schießpulvers. Solche Unternehmungen sind es auch ganz allein, bei denen der Associationsgeist Gutes stiftet, sonst hat er noch nie Gutes hervorgebracht, auch nicht einmal im Reiche der Gedanken; keine Association der Welt hätte Amerika entdeckt, keine Association der Welt hätte die Pockenimpfung, keine den Blitzableiter erfunden. Große Gedanken können nur in einzelnen Köpfen entspringen, aber es gehören Millionen Hände dazu, um die großen Gedanken der einzelnen Köpfe zu nützlichen zu machen.

Eine Eisenbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist nichts, als eine eiserne Charakteristik unseres Jahrhunderts, denn in unserm Jahrhundert entfernen wir uns von nichts so sehr, als von dem, was uns recht nahe liegt, weil uns nichts so nahe angeht, als was weit entfernt von uns liegt.

Der Einfluß der Eisenbahnen auf das Reich der Empfindungen ist unberechenbar, zum Beispiel auf die Liebe! Die Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kennt nur eine Krankheit, die

Entfernung, und nur ein Verbrechen, die Abwesenheit, denn diese ist ein Symptom der Liebe.

Was ist die Liebe? Die Liebe ist jene Rechnung, bei der es keine Probe gibt. Die Liebe numeriert nur sich selbst, addiert nur das Herz zum Herzen, subtrahiert von ihren eigenen Freuden, um die der Andern zu multiplizieren, und dividiert nur mit ihrem eigenen Ich.

Was ist Liebe? Liebe ist dasjenige Ding, welches die Männer auswendig wissen, aber nur die Frauen inwendig im Herzen verstehen. Die Frauenherzen atmen Liebe, die Männerherzen schnarchen Liebe. Ein Männerherz liebt mehrere Gegenstände, aber ein Frauenherz nur wenige, so wie Holzschnitte mehr Abzüge geben als Gold- und Steindrücke. Die Männerherzen sind in der Liebe wie das Schicksal oder wie die früheren Fürsten, sie stellen bloß Fragen an das andere Herz, ihnen darf man aber keine Frage stellen.

Es ist eine sehr traurige, aber wahre Bemerkung, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß der Mensch keinen Menschen ohne Grund liebt, daß er aber viele Menschen ohne Grund haßt. Nur der Haß des Menschen ist grundlos, aber nicht seine Liebe; der Haß des Menschen faßt im Herzen einen grundlosen Boden, aber die Liebe nur einen bodenlosen Grund! Nur im Haß ist der Mensch leichtgläubig, nicht in der Liebe. Nur bei den guten Handlungen, die der Mensch hört, fragt er um ihren Paß, und um Zeugen und Beweisgründe, und man muß sie, wie Rechtssachen, bei seinem Ohr und bei seinem Auge in Duplikat einreichen. Die schlechten Handlungen aber, die der Mensch hört, die glaubt er gleich, sie brauchen keinen Paß, keinen Ausweis, kein Zeugnis, keine Belastungszeugen. Nur bei schlechten Handlungen, die man dem Menschen erzählt, ist der Mensch ein klägliches Ausrufungszeichen, bei den schönen Thaten seiner Nebenmenschen ist er ein ewiges Fragezeichen. In der Jugend liebt der Mensch mehr, im Alter haßt er mehr; in der Morgensonne erscheinen ihm die moralischen Schatten der Menschen, wie ihre wirklichen, ganz klein und kurz, aber in der Abendsonne seines Lebens sieht er sie ganz lang und groß: es ist aber nicht deshalb, weil die Menschen wirklich mehr Schatten werfen, es ist deshalb, weil seine untergehende Sonne ihr Licht ganz schief und einseitig auf die Menschen fallen läßt. Die eigentliche Liebe, das heißt das eigentliche Verliebtsein, dauert bei dem Menschen nur, bis er majorenn wird. So lang der Mensch im Wachsen ist, kann er mehr essen und mehr lieben. Herz und Magen sind Wandnachbarn im Menschen, und zwischen einem Verliebten und einem Hungrigen ist nur der Unterschied: bei einem Hungrigen muß der Magen ein gutes Herz haben, bei einem Verliebten muß das Herz einen guten Magen haben. Bis zu vierundzwanzig Jahren

kann des Menschen Herz und Magen alles mitmachen, aber nachher kommen die Herz- und Magenkrämpfe.

Der Mensch, meine freundlichen Leier und Leserinnen, hört nie zu wachsen auf, wir sehen es nur nicht. Bis vierundzwanzig Jahre wächst er in die Höhe zum Himmel empor, nach vierundzwanzig Jahren fängt er schon an, in die Tiefe, in die Erde hinab zu wachsen, ins Grab hinein. Das Leben ist ein Tunnel, ein langer, finsterer Gang, den wir in die Erde hinein gehen, und dessen Ende wir nicht sehen, als bis wir es erreicht haben. Es wird durch die Eisenbahnen keine Vergangenheit und keine Zukunft geben. Was ist die Vergangenheit? Eine gestorbene Gegenwart. Was ist die Zukunft? Eine noch nicht geborene Gegenwart. Was ist die Gegenwart? Eine geboren werdende Vergangenheit. Die Gegenwart ist ein Wechsel, auf die Zukunft gezogen, der aber von dieser nicht respektiert wird. — Was ist alt? Was ist neu?

Neu, sagt Schiller, ist nur die Phantasie. Man kann sich also nicht wundern, daß es so wenig Neues giebt. Man sollte sich deshalb nicht fragen: Was haben Sie Neues? sondern: Was haben Sie für Phantasie? Und die Antwort wird sein: „Ach, sehr wenig!“ — — Unser jetziges Leben gleicht einer Eisenbahn, wir sind halb am Ziele. Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft schrumpfen auch auf unserer schnellen Lebensbahn zusammen. Kaum, daß man uns am Anfange der Lebenseisenbahn, an der Wiege, zuruft: „Ich wünsche Ihnen glückliche Reise!“ hören wir den Tod am Ende: „Freut mich Ihre glückliche Ankunft!“ Der Mensch macht sich aber seine Lebensbahn nicht deshalb kürzer und ebener, um leichter fortzukommen, ei bewahre! sondern, um sich, wie einem Pferde, noch mehr Lasten aufladen zu können. Unser Jahrhundert entwickelt eine ganz eigene Kraft: die Pferdekraft. Alle unsere Kräfte gehen dahin, entweder die Pferdekraft zu ersparen oder zu erhöhen. Wie viele übermenschliche oder nicht menschliche Kräfte brauchen wir zu den Menschen? Um sie zu ernähren, Dampfeskraft; um sie fortzubringen, Pferdekraft; und um sie zu ertragen, Riesenkraft.

Durch die Eisenbahnen wird jemand ein sehr gereister Mann sein, und man wird doch von ihm sagen können: „Er ist nicht weit her!“

Indem man die Welt kürzer macht, macht man das Leben länger; eine Reise um die Welt, die man sonst in drei Jahren machte, wird man in drei Monaten machen, allein wir werden mehr Erfahrungen und weniger Bildung haben. Ein reicher Mann wird seinen Sohn, zur Ausbildung, eine Reise durch Europa machen lassen, eine solche Reise dauerte sonst zwei Jahre, jetzt wird der Sohn nach vier Wochen von seiner Reise durch Europa zurückkommen, er wird sich auf diese Reise mehr einbilden als ausbilden. Wenn man ihn fragen wird: „Was haben Sie denn, zum Beispiel, in Holland gesehen?“ so wird er antworten: „Entschuldigen Sie, Holland habe ich gerade verschlafen!“

Früher waren Diligencen, das dauerte lange, man bekam Rippenstöße, aber man hatte Zeit, sich ein bischen umzusehen. Dann kamen die Eilwagen. Alles in Eile! Die Menschen und ihre Reisen kamen mir vor, wie Frauenzimmerbriefe; wenn sie noch so lang und noch so breit sind, heißt es doch immer: „In Eile!" Leider schreiben sie bloß zuletzt in Eile; wenn sie im Anfange gleich oben schrieben: „In Eile!" würde man gleich wissen, daß der Brief kein Ende nehmen wird. Ich bin überzeugt, wenn wir das Manuskript von den Schriftstellerinnen sehen könnten, am Ende des siebenten Bandes steht gewiß: „In Eile". So thut man zwar den Frauenzimmern auch Unrecht, daß man sagt, sie werden immer zu spät fertig; es ist nicht wahr, sie fangen nur immer zu spät an. So sagt man auch, die Frauen wollen am Ende immer Recht haben, da thut man ihnen auch Unrecht, sie wollen schon am Anfang immer Recht haben, und nur, wenn sie vom Anfang an Unrecht gehabt haben, wollen sie am Ende immer Recht haben, und da haben sie am Ende nicht Unrecht. Man sagt, die Frauenzimmer machten in ihren Briefen keine Kommas, keinen Beistrich und keinen Punkt, das ist Verleumdung. Sie geben Kommas, Beistriche und Punkte blos en gros aus, sie machen gleich anfangs einen Klecks, so ein Klecks ist nichts anderes als zusammengesparte Kommas und Punkte, die der Leser dann nach Gefallen verteilen kann. So ein Klecks in einem Liebesbrief ist oft nicht mit Gold zu bezahlen, man muß den Klecks nur lesen können, und es kommt alles darauf an, wo so ein Klecks steht, und wie er aussieht: zum Beispiel! „Mein einzig Geliebter!" Ausrufungszeichen, Klecks! Da muß man immer denken, es wird so wenig bei einem einzigen Geliebten bleiben wie bei dem einzigen Klecks.

„Wie schildere ich Dir dieses Meer von Empfindungen?" Fragezeichen, Klecks! Dieser Klecks ist die Antwort auf die Frage, sie schildert das Meer der Empfindungen es ist das schwarze Meer.

„Du begreifst nicht, was mein Herz —" — Gedankenstrich, Klecks! Das heißt: Du begreifst nicht, was mein Herz unerklecklich ist.

„Verbleibe Deine Treue —" Klecks!

Das ist der Klecks! —, sie hängt ihrer Treue selbst einen Klecks an. Dann kommt noch „In Eile", oder „In aller Eile", oder „Eiligst" — Klecks. Ein schwarzer Beweis, daß diese Eile (Eule) nicht das Sinnbild der Weisheit ist.

Das ist alles Schuld der Eile, der Eilwagen. Die Eilwagen waren uns bald zu langsam, und wir bekamen Eisenbahnen. Im nächsten Jahre, meine freundlichen Leser und Leserinnen, werde ich auch eine Eisenbahn durch meine Vorlesung anlegen. Einer Eisenbahn durch meine Vorlesung steht auch kein Hindernis in dem Wege, denn es geht immer hübsch flach fort. Da werden Sie gewiß gut fahren, denn sie werden schneller fortkommen.

Schnellgedanken über deutsche Sprichwörter.

In meiner frühesten Jugend, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wurden mir nur zwei Bücher zu lesen erlaubt: „Knigge, über die Kunst, mit Menschen umzugehen“ und: „Raff's Naturgeschichte für Kinder“. Ich weiß nicht, wie es kam, aber mein Buchbinder verwechselte die Titelblätter, und ich las Knigge's Menschen-Umgang als eine Naturgeschichte, und aus Raff's Naturgeschichte lernte ich die Kunst, mit Menschen umzugehen. Als ich zum ersten Mal in Gesellschaft ging, sagte mir mein Hofmeister: „Nun werde ich sehen, ob du mit Nutzen gelesen hast, und wie du mit den Menschen reden wirst.“ Ich war ganz ruhig, denn ich wußte meinen Raff und seinen Stil, wie er mit allen Tieren spricht, beinahe auswendig. Ich nahm mich recht zusammen, und zu dem ersten Manne, der mich anredete, sagte ich ganz in Raff's Stil: „Jetzt, mein lieber Esel! erzähle du mir deine Geschichte!“ und zu einem andern: „Und du, mein gutes Schaf! was weißt du von dir zu sagen?“ —

Dem Irrtume meines Buchbinders verdanke ich eine große Lebensphilosophie. Wer mit Schafen, Tigern und Pfauen umzugehen weiß, der kann mit allen Menschen gut umgehen. Van Aken hätte eher eine Kunst, mit Menschen umzugehen, schreiben können als Knigge. Der Mensch opfert sein Glück der Freundschaft, die Freundschaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe opfert man für nichts, als für den — Hunger. Der Hunger ist's also, der die Tiere und die Menschen zähmt. Die Menschen sagen von vielen Lastern: das ist ganz tierisch, die Tiere sagen gewiß von vielen Lastern, zum Beispiel vom Spiel, vom Lug, vom Trunk, vom Neid, von Verleumdung u. s. w.: „das ist recht menschlich!“ Ich aber, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ich habe in Raffs Naturgeschichte kein Wesen so lieb gewonnen, als die Schnecke. Das Schaf, der Ochs, der Esel und dergleichen gutmütige Wesen haben mich nur auf einige Augenblicke angezogen. Nur die Schnecke hat mich zu fesseln gewußt. Die Schnecke ist so ganz das Symbol eines Deutschen. Diese gründliche Besonnenheit, diese prüfende Bedäch-

tigkeit, und dabei diese spießbürgerliche Häuslichkeit. Wenige Menschen, wenn sie einen Adler sehen, würden denken: o, daß ich Flügel hätte, wie er! Aber jeder Mensch denkt, wenn er eine Schnecke sieht: o, daß ich ein Haus hätte, wie sie! Man weiß, daß Menschen mit den schnellsten Gedanken am langsamsten vorwärts kommen, Menschen aber, die ganz langsam denken, machen eine schnelle Carrière; sind also die Schneckengedanken nicht die glücklichsten?

Unsere Naturphilosophie und unser Magen sind beide relativ, ihre Beziehungen gehen alle abwärts. Wenn ein Deutscher Roggenbrot ißt, so denkt er nicht: „Linzertorte ist besser", sondern: „Gerstenbrot ist noch schlechter!" und da höre ich ordentlich den ersten besten deutschen Dozenten der Naturgeschichte ungefähr folgendes über die Schnecke lesen: Eine Schnecke, mein würdiges und gelehrtes Auditorium, ist ein sehr reißendes und schnelles Tier. Ihre Geschwindigkeit verhält sich zu der des Faultiers wie 34 zu $^{7}/_{12}$. und zu der Schnelligkeit des Krebses wie 86 zu $^{3}/_{4}$. Darum, meine teuren Hörer, ist die Schnecke auch im Bereiche der Philosophie ein Symbol des Vorwärtsstrebens des menschlichen Geistes u. s. w. Aber nur die Schnecken ohne Häuser, meine freundlichen Leser und Leserinnen, haben zuweilen schöne, bedächtige Schnellgedanken; die Schnecken mit Häusern haben gar keine Gedanken. Wer ein Haus hat, braucht nichts zu denken. Die Hauseigentümer haben jährlich nur zwei Gedanken: einen zu Michaeli und einen zu Georgi. Da denken sie nämlich, ob ihnen der Zins eingehen wird. Um diese Zeit steigen die Hauseigentümer bis ins letzte Stockwerk empor, um den Zins einzukassieren, dann erfüllen sie den Wunsch der Einwohner und gehen mit dem Zins herunter! Ich habe einmal mit einer Schnecke in aller Schnelligkeit über unsere Sprichwörter nachgedacht, denn Sie werden zugeben, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß die meisten unserer Sprichwörter weniger schmackisch, als schnecklich sind. Sie sind alle so abkühlend und zusammenziehend, alle so schneckentümlich, zum Beispiel: „Eile mit Weile" — „Häuslich ist weislich" — „Willst du glücklich sein, zieh' die Hörner ein" — „Geduld bringt Rosen" — „Auch die kleinste Schnecke macht endlich ihre Strecke" — „Heißes Blut thut nicht gut" — „Man muß sich strecken nach der Decken" — „Langsam führt auch zum Ziel". — Das sind lauter adstringierende, kalmierende, erweichende Sprichwörter, lauter Schnellgedanken einer Schnecke. Ich habe mir über unsere Sprichwörter auch ganz eigentümliche, langsame Schneckengedanken gemacht, zum Beispiel: „Aller Anfang ist schwer". Der schwere Anfang dieser meiner Vorlesung bestätigt es auch, daß aller Anfang schwer ist. Im Anfang waren die Worte, und dann war der Geist, drum kann also im Anfang kein Geist sein, drum ist der Anfang schwer. Das ist leider das Unglück bei den Men-

ſchen, daß zuerſt das Wort kommt und dann der Geiſt; ſie fangen zu reden an, bevor der Geiſt da iſt, bis der Geiſt kommt, iſt das Wort ſchon geredet, und ich kann Ihnen deshalb, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, jetzt auch ſagen: „Entſchuldigen Sie, mein Geiſt findet keine Worte mehr!“ Im Anfang ſchuf der Himmel den Mann und dann die Frau. Warum wurde im Anfang nicht die Frau erſchaffen? Weil der Himmel wußte, daß mit den Frauen nichts anzufangen iſt. —

Weil aller Anfang ſchwer iſt, fangen die Menſchen alles verkehrt an, zum Beiſpiel: Gottesfurcht iſt aller Dinge Anfang; dieſen Anfang halten die Menſchen für ſehr ſchwer, ſie kehren alſo alle Dinge um, und haben erſt am Ende aller Dinge Urſache, Gott zu fürchten. Ein anderes Sprichwort heißt:

„Thue Recht, ſcheue niemand!“

Da aber die Leute nicht recht thun, ſcheuen ſie ſich vor jedermann. Was heißt überhaupt Recht thun? Da man mit Recht nirgends zurecht kommt, ſo thut man Recht, wenn man Unrecht thut. Ein Doktor der Rechte iſt noch lange nicht der rechte Doktor; er heißt oft nur deshalb Doktor der Rechte, weil ſeine Linke ſchon oft wieder eine andere Doktorſchaft hat. Der Unterſchied zwiſchen dem Doktor der Medizin und dem Doktor der Rechtswiſſenſchaft beſteht darin: Je mehr Advokaten, deſto länger der Prozeß, je mehr Ärzte, deſto kürzer der Prozeß. Die Advokaten ſchicken ihre Patienten von einem Gerichte zum andern, die Ärzte ſchicken ihre Patienten bloß ans jüngſte Gericht; die Ärzte können alle viel eher heiraten, als die Doktoren der Rechte; jene können ihren Frauen viel verſchreiben, die Advokaten finden aber ſelten die Rechte. Dieſe Bemerkung führt zu dem Sprichworte:

„Mann und Weib ſind ein Leib und eine Seele.“

Dieſes Sprichwort ſagt bloß, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele ſind, es ſagt wohlweislich nicht, Herr und Frau, Gatte und Gattin, Gemahl und Gemahlin ſind ein Leib und eine Seele, das heißt, der Mann iſt der Leib und das Weib iſt die Seele, und die Seele beherrſcht den Leib. Der Mann muß verzweifeln, wenn er an die Unſterblichkeit der Seele denkt! Jetzt ſind aber Mann und Weib ſo ein Leib und eine Seele, daß man oft nicht weiß, wer der Mann und wer das Weib iſt. Man gerät jetzt oft in Verſuchung, zu einem Manne zu ſagen: „Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ und zu einer Frau: „Pardon, Muſje!“

Mann und Weib iſt ein Leib und eine Seele; oft iſt der Mann zu Haus und ihre Seele fliegt auf Bällen und Promenaden herum! Der Mann muß doch an die Seelenwanderungen glauben! Mann und Weib iſt ein Leib; drum, wenn der Mann kränklich iſt, läßt die Frau den Leibarzt holen, und wenn die Frau ihren Kopf aufſetzt, verliert der Mann den ſeinigen. Mann und Frau iſt aber auch eine Seele, drum, wenn man ihr ein Geheim-

nis auf die Seele bindet, weiß es der Mann sogleich, und wenn sie sagt: mein seliger Mann, ist sie zugleich eine ganz selige Frau. Wenn aber im Hause Mann und Frau eine Seele ist, so ist gewiß die Frau die Seele, denn der Mann ist mit der Seele gar nie zu Hause, seine Seele sitzt nur auf dem Bureau, oder im Kaffeehause, oder auf der Börse. Nur die Frau ist mit ganzer Seele zu Hause, wenn sie zu Hause ist; nur die Frau ist ganz liebende Frau, ganz liebende Mutter, aber der Mann nur immer teilweise zu Hause, und so zu sagen nur das Futteral seiner Seele ist zu Hause. Hat eine Frau je Langeweile, wenn sie den Mann im Nebenzimmer am Arbeitstische weiß? Hat eine Frau je Langeweile mit ihrem Kinde? Nein! — Wie lange hält es aber der Mann am Arbeitstische der Frau oder am Spieltische der Kinder aus? — Jede Frau existiert nur einmal, aber jeder Mann existiert als Duplikat, einmal für das Haus, und einmal für die Welt. Nur für die Welt erscheint der Mann korrigiert und schön gedruckt, zu Hause für die Frau erscheint er im Bürstenabzug, voll Fehler. Jeder Mann ist wie ein Fortepiano, für die Welt ist der Diskant die Gesangstimme, für zu Hause der Baß. Bei dem Manne ist die Liebe nichts als Eigenliebe à quatre mains, bei den Frauen ist die Liebe nichts als das Ineinanderspielen zweier Lichter zu einer Flamme. Gegen die Liebe der Frauen giebt es nur ein Mittel: beständige Anwesenheit des Gegenstandes. Bei den Frauen ist die Geschichte der Liebe die Geschichte der Herzen, und die Freundschaft die Fabel der Herzen; bei den Männern ist die Liebe die Fabel der Herzen und die Freundschaft ein Contometa-Geschäft der Herzen. Unsere Männer heiraten jetzt nur, wenn sie weder Leib noch Seele mehr haben; freilich ist Mann und Weib dann bloß ein Leib und eine Seele. Die Mädchen heiraten, weil sie sagen: Man muß doch auf der Welt etwas lieben! Die Männer heiraten, weil sie sagen: Man kann doch nicht ewig lieben und lieben, man muß einmal heiraten auch! Überhaupt, die Männer haben bloß gute Eigenschaften, die Frauen sind gute Eigenschaften. Der Mann hat die Liebe, die Tugend, wie er Geld und Vermögen hat; heute hat er mehr, morgen weniger, dann schafft er sich wieder mehr an, er behandelt die Liebe wie ein Börsengeschäft, er schließt ab auf Zeit, und geht's mit der Liebhaberei nicht, wird er Contremineur und heiratet. Die Frauen aber sind selbst die Liebe, die Tugend, die Frömmigkeit; ihre guten Eigenschaften sind ihr Selbst, es ist nichts Errungenes, nichts Erworbenes, nichts an sich Gebrachtes; darum vergeben die Frauen den Frauen alles, nur große Laster nicht; die Männer hingegen verzeihen den Männern alles, nur große Tugenden nicht. Das Herz des Mannes giebt der Frau höchstens eine Antwort zurück, aber das Herz der Frau giebt dem Manne stets ein Echo wieder. Man sieht also, daß Mann und Weib ein Leib und eine

Seele sind. — An dieses Sprichwort schließen sich zwei andere an, nämlich:

„Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen!“

und:

„Ehen werden im Himmel geschlossen!“

Jetzt haben es die Männer gut! Da die Mädchen jetzt so veränderlich sind und alle Tage anders, so kann man, ohne daß man es weiß, eine und dieselbe, und in ihr zugleich alle Tage ein anderes Mädchen lieben! Darum aber werden die Ehen im Himmel geschlossen, denn im Himmel ist nur eine Stadt, die Stadt Gottes; da hat man nur ein Mädchen. Die Ehen werden im Himmel geschlossen und auf der Erde vollführt, darum ist der Unterschied vor und nach der Ehe so weit verschieden, wie der Himmel von der Erde. Weil die Ehen im Himmel geschlossen werden, heiraten jetzt unsere Männer so selten, sie wissen zu wenig vom Himmel! Ja, wenn die Ehen in der Reitbahn oder in der Schwimmschule geschlossen würden, da fänden sie den Weg hin, aber in den Himmel! Kann man in den Himmel hineinreiten oder hineinschwimmen? Die Barometer nnd Thermometer sind schuld, daß so wenig Ehen geschlossen werden, so wie überhaupt die Wettergläser an der Gottlosigkeit der Menschen viel schuld sind. Früher, unsere Eltern und Vorfahren, wenn sie wissen wollten, was für Wetter wird, sahen zum Himmel empor, sie erhoben den Blick zu der großen, blauen Decke, zu dem Gnadenbriefe Gottes mit den Sternenlettern und dem großen Sonnensiegel, und jeder Blick zum Himmel erhebt die Seele, trägt den Geist näher zu Gott empor; sie sahen empor zu dem großen, ununendlichen blauen Regen- und Sonnenschirm, und dachten an die unsichtbare Macht, die diesen Schirm ausgespannt hat zum Schutz und Schirm ob unserem Haupte, und wurden frommer und gottesfürchtiger; jetzt sehen wir bloß nach Wettergläsern, wir unterhandeln nicht mehr mit dem Himmel selbst; die Wettergläser sind unsere Dolmetscher, und wir vergessen ganz auf den großen Urheber aller Wetter. Alle Wettermaschinen sind gottlose Erfindungen. Was ist ein Blitzableiter anders, als daß man dem lieben Himmel, der uns heimsuchen könnte, den Stuhl vor die Thür setzt? Wenn man sich keinen Blitzableiter aufs Dach setzen könnte, so würde man sich, wenn der Himmel naht mit seinen Feuerblicken und Donnerschritten, einen Blitzableiter des Gewissens ansetzen, aber so ein Blitzableiter aufs Dach ist nichts, als daß man den lieben Himmel zum Hause hinauskomplimentiert und sagt: „Möchten Sie nicht gefälligst bei meinem Herrn Nachbar einkehren?“ Da also durch die Wettergläser und durch die Weingläser unsere Männer nicht zu dem Himmel emporsehen, so sehen sie nicht, daß der Himmel voll Geigen hängt, und daß im Himmel Ehen geschlossen werden. Unsere jungen Männer sehen, wenn

sie heiraten, auch nach einem Heiratsglase; steht nämlich das Silber hoch, dann ist schönes Wetter, und sie gehen spazieren auf Freiersfüßen; ist das Silber ganz tief und wenig, so dünkt ihnen das Mädchen unter Null. Das Sprichwort sagt: „Liebe kann viel, aber Silber und Gold können alles." Wenn jetzt ein Mann sagt: „Ich bin in das Mädchen verliebt!" so soll das eigentlich heißen: „Ach, ich bin in das Mädchen versilbert!" Sie verlieben sich in das Silber und versilbern die Liebe. Liebe und Geld! Sie lieben ein Mädchen mit Geld aber sie wollen nicht so viel Gegenliebe als Gegengeld! Früher haben die Männer die Liebe für bare Münze genommen, jetzt nehmen sie bare Münze für Liebe. Wie verschieden aber ist die Liebe bei den Männern und bei den Frauen! Der gescheiteste Mensch wird ein Narr, wenn er liebt, das albernste Mädchen wird klug, wenn es liebt. Die Männer lieben in der Jugend, sie lieben im Alter. In der Jugend lieben sie mit aller Stärke der Leidenschaft, und im Alter mit aller Schwäche der Leidenschaft. Der Mann liebt in der Liebe nicht so sehr das, daß er liebt, sondern daß er geliebt wird, darum sind die Männer noch eifersüchtig, wenn sie schon längst aufgehört haben, zu lieben; die Frauen aber eifern nur, so lange sie lieben. Die Launen der liebenden Frauen sind Schwächen, die Launen der liebenden Männer sind Krankheiten.

Das Herz der Frauen wird in den Thränen der unglücklichen Liebe aufgelöst, das Herz der Männer wird in diesen Thränen bloß versteinert. Unseren Männern ist die Liebe bloß ein Magnet, aber sie wissen, daß die Magnete stärker ziehen, wenn sie mit Metall vereint sind, darum kann bei ihnen die Liebe viel, aber sie kann alles, wenn sie mit Gold armiert ist.

Ein anderes Sprichwort sagt:

„Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus."

Das soll wohl heißen: Wer das Glück hat, führt sie wieder nach Haus, nach Haus zurück, wo er sie geholt hat.

Ein deutsches Sprichwort sagt ferner:

„Geh' nicht viel in Nachbars Haus,
Sonst trägst du wenig Ehr' heraus."

Dieses Sprichwort hat auch sein Häkchen; es ist nicht wahr, je mehr der Mensch in Nachbars Haus geht, desto mehr Ehre trägt er heraus, nicht seine, sondern die Ehre des Nachbars, die er abschneidet.

Überhaupt, wie weiß man jetzt, wo des Nachbars Haus ist? Man müßte nur in den Grundbüchern nachschlagen, wie viel bereits darauf intabuliert ist; oft geht man in des Nachbars Haus, allein das Haus des Nachbars ist nicht mehr des Nachbars Haus.

Ein anderes Sprichwort sagt:

„Kinder und Narren reden die Wahrheit.“

Wir haben jetzt um die Hälfte Wahrheit weniger, als früher; denn man sagt, es giebt jetzt keine Kinder mehr. Die Wahrheit ist bloß auf die Wahrheit angewiesen. Der Palast der Wahrheit ist im runden Narrenhause, das ist den Leuten zu rund. Die Narren reden die Wahrheit. Ein kluger Mensch wird nicht so ein Narr sein, und wird die Wahrheit reden. Im Wein ist auch Wahrheit; der Wein wirft die Leute unter den Tisch, folglich liegt die Wahrheit unter dem Tische, wo sie mit Füßen getreten wird, denn die Wahrheit darf man keinem Menschen an den Kopf werfen, man muß froh sein, wenn man sie ihnen unter den Fuß geben kann!

Die Wahrheit unterscheidet sich von der Lüge dadurch: die Lüge errötet, wenn sie sich zeigen muß: die Wahrheit errötet, wenn sie sich verbergen muß.

Die Narren sind auch übel daran! Es heißt auch:

„Weiber, Glück und Gold
Sind allen Narren hold.“

Die Narren sind gar keine Narren, daß sie Narren sind. Wenn dieses Sprichwort wahr ist, wird jedermann so klug sein, ein Narr zu sein! Ich sage zuweilen aber deshalb die Wahrheit, damit Weiber, Glück und Gold mich für einen Narren halten und mir hold sein sollen; indessen sind Weiber, Glück und Gold auch keine Narren, und halten einen bloß zum Narren. An dieses Sprichwort schließt sich ein anderes an:

„Es fällt kein Gelehrter vom Himmel.“

Gewiß! denn der Himmel läßt seine Gelehrten nicht fallen. Unsere Gelehrten sind bloß wie aus den Wolken gefallen! Wie könnten sie auch vom Himmel gefallen sein? Wenn man aus dem Himmel fällt, muß man doch auf der Erde auf etwas fallen. Unsere Gelehrten fallen aber auf der ganzen lieben Erde auf gar nichts! Ein anderes Sprichwort sagt: „Wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

Ach! meine freundlichen Leser und Leserinnen, der Mensch hört nicht auf, dem andern Menschen eine Grube zu graben, bis ihm die letzte Grube gegraben wird.

Nur der Stein, der dem toten Menschen gesetzt wird, ist, als wär' er den lebendigen Menschen vom Herzen gefallen. Nur, wenn der Mensch einen Stein auf dem letzten Brete hat, hat er bei uns einen Stein im Brete vor. Nur, wenn der Mensch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge für ihn zu; nur, wenn er uns nicht mehr hören kann, reden wir nichts als Gutes von ihm. Der Mensch hält es mit dem Menschen, wie mit dem Tage, und sagt: man soll den Tag und den Menschen nicht loben, bis sie zu

Ende und begraben sind: die kleine Scholle, die der Mensch unter sich hat, wird ihm nicht eher gegönnt, bis er die Scholle über sich hat. Das Grab des Menschen ist nichts, als die Pause seiner Leiden, und der Grabstein ist nichts, als ein Wegweiser in ein Land, wo kein Mitmensch wartet, bis man gestorben ist, um einem das Leben zu gönnen. Gott hat dem Menschen drei Ringe auf die Erde gegeben, die Liebe, den Traum und die Thräne, und sagte: „Genießt sie und seid glücklich!" Darum besteht unser Leben aus drei Minuten, eine zu lieben, eine zu träumen und eine zu weinen, und in diesen drei Minuten gehen die Menschen an einander vorüber, und verkürzen sich die Minute der Liebe und die Minute des Träumens, und nur die Minute des Weinens wird uns vollwichtig gegönnt. Die Minute der Liebe, und die Minute des Träumens, sie gehen alle ein in dem salzigen Wasser der Thränenminute, und jede Thräne gräbt in unser Antlitz ein offenes Grab, eine Grube, in die sie selbst hineinfällt, und während dieser Minute gräbt ein Mensch dem andern noch eine Grube. —

Was ist der Mensch? — In der Jugend ist er ein Fragezeichen an die Zukunft, in seinem reiferen Alter eine Parenthese der Gegenwart, und in seinem Alter das Ausrufungszeichen an die Vergangenheit. Was wäre aber das menschliche Leben, wenn wir die Minute des Liebens, des Träumens und des Weinens nicht hätten? Aber es giebt nur eine Liebe, die tugendreiche, und nur einen Traum, den Vortraum vom Himmelreiche, und nur eine Thräne, die liebreiche, und es soll kein Mensch den Menschen beurteilen, als in der Minute der Liebe, und es soll kein Mensch die Träume des Menschen deuten, als in der Minute des Traumes, und es soll kein Mensch die Thränen der Menschen ermessen, als in der Minute der Thräne.

Nach diesen drei Minuten kommt der Tod, der einzige, der allem eine Grube gräbt, in die er nicht selbst hineinfällt, und führt den Menschen ein in das Land, wo das Leben keinen Traum, und die Liebe keine Thränen hat.

Was ist der Tod? — Der Tod ist nichts als der lebendige Beweis, daß kein Mensch auf der Welt unentbehrlich ist. Das Glück der Menschen ist, daß das Leben zu kurz ist für das Unglück, und das Unglück der Menschen ist, daß das Leben zu lang ist für das Glück. Der Tod kommt gewöhnlich im Winter des Lebens, und noch öfter im Frühlinge der Natur. Gerade in jedem Frühlinge, wenn sich die Erde bunt kleidet, kleiden sich die Menschen schwarz; gerade das Erwachen der Natur bringt oft Todesschlaf mit sich. Es ist gleichsam, als ob die Mutter Erde, wenn sie frisch die Augen aufschlägt, viele ihrer Kinder zu sich rufe, und dann Blumen und Rosen auf ihr Grab pflanze, und auch der Frühling gräbt so lange allen eine Grube, bis er selbst auch in die Grube fällt.

Die Erde selbst ist eine Kokette, sie kann den hohen, mit Schnee bedeckten Scheitel nicht verbergen, und dennoch schmückt sie ihren Hals und Busen stets mit neuen frischen Blumen, denn das Sprichwort sagt: „Jung gewohnt, alt gethan!“ Das ist auch ein Sprichwort, das nichts mehr taugt; da man jetzt in der Jugend alt ist, und im Alter jung thut, so muß es heißen: „Alt gewohnt, jung gethan!“ Deshalb ist auch das Sprichwort: „Alte Liebe rostet nicht!“ nicht mehr anzuwenden. Es giebt keine alte Liebe mehr! Ich habe letzthin in einer Zeitung eine Todesanzeige gelesen: „Gestorben Josepha Rintelmayer, alt 6 Monate, an Altersschwäche.“ So geht es unserer Liebe auch. Wenn sie ein halbes Jahr alt ist, stirbt sie an Altersschwäche. Früher bezog sich der Ausdruck „jung und alt“ auf verschiedene Menschen, jetzt kann man von einem und demselben Menschen sagen: „jung und alt“; unsere jungen Männer sind jetzt weniger liebenswürdig, aber sie sind desto ehrwürdiger, denn „das Alter muß man ehren!“ Das Sprichwort sagt: „Alter Wein, junges Weib, junger Witz, altes Geld, sie erhalten den Preis in der Welt!“ Das sind vier schöne Sachen in verschiedenem Alter, allein es herrscht viel optische Täuschung bei ihnen vor.

Man glaubt von manchem jungen Wein, er sei alt, und von mancher alten Frau, sie sei jung. Manches Frauenzimmer sieht von weitem beinahe schön aus, und in der Nähe ist sie bei weitem nicht hübsch; und mancher Wein, wenn wir ihn beurteilen nach dem, was er uns kostet, ist er alt, wenn wir ihn aber beurteilen nachdem wir ihn kosten, so ist er jung. Ein gutes Weib und ein guter Witz die darf man nicht suchen, es ist ein Glück, wenn man sie findet. Wenn einem die Frau ausgeht, das ist noch kein Unglück, aber wenn einem der Witz ausgeht, das ist ein Unglück; indessen ist es beim Witz ein Trost, ein trauriger Trost, daß einem jeder Witz am Ende heimkommt.

Man sagt: „Wenn der Wein hineinkommt, kommt der Witz heraus.“ Es ist nur schade, daß manchmal ein guter Wein hineinkommt, und ein schlechter Witz kommt heraus. Der alte Wein fängt zu gähren an, wenn am Stocke der junge Wein gekeltert wird. Die alten Weiber gähren auch, wenn die jungen Mädchen lieben. Guter Wein erfreut das menschliche Herz, gute Weiber erfreuen das menschliche Herz und gute Witze erfreuen das menschliche Herz, aber gutes Geld erfreut auch ein unmenschliches Herz. Geld und Wein, je länger man sie liegen läßt, desto weniger hat man das Herz, sie anzurühren. Witz und Weiber, je schneller man sie an Mann bringen kann, desto besser ist es. Ein Weib und einerlei Wein schaden nicht, vielerlei Weiber und vielerlei Weine sind schwer zu vertragen. Die Frauen sind wie Blumen; eine erquickt und ergötzt, wo viele Blumen und viele Frauen in einem Zimmer beisammen sind, machen sie Kopfweh! Mancher

wird durch seinen schlagenden Witz ein bekannter Mann, und mancher wird durch sein bekanntes Weib ein geschlagener Mann. Mit Witz und mit Menschen ist es wie mit den Bergen. Der Mensch auf der Fläche sieht nur einzelne Berge, der Mensch auf der Höhe sieht die Kette, die Gebirgskette! Der flache Witz sieht nur einzelne Persönlichkeiten, den einzelnen Menschen, der hohe, edle Witz sieht und überblickt die Menschenkette. Der Witz und die Frauen sind sich auch darin gleich, daß sie sich nicht viel mit der Orthographie befassen. Der gescheite Mann denkt erst und und spricht hernach, die dummen Menschen sprechen zuerst und denken hernach; der Witz und die Frauen denken und reden plötzlich, auf einmal, und es ist doch oft besser, als alles Wohlüberdachte, was die Männer reden. Der Witz und die Frauen schreiben auch gleichartig, sie haben immer noch etwas nachzutragen, noch ein postscriptum. Die Frauen schreiben, wie sie reden, liebenswürdig, aber ausführlich. Wenn eine Romanschriftstellerin ihre Heldin sagen läßt: „Johann! trag' er den Brief auf die Post!" so drückt sie dieses folgendermaßen aus: „Ach, der raschelnde Wind trug säuselnde Blätter in das heimliche Stübchen, wo mit dem glühendsten Schmerz der heißesten Sehnsucht, der brennendsten Liebe die goldlockige Apollonia mit trübstem Blick in die schwirrenden Mücken der tanzenden Sonnenstäubchen hineinsah. Ein liebeatmender Brief an den schmerzlich Entfernten ruhte in den liliengeformten Fingern der feingedrechselten Hand. Apollonia's thränenumflortes Auge ruhte mit sichtlicher Bebung auf den schwimmenden Zügen. Mit ängstlicher Schwankung und liebender, leise verhallender Stimme flüsterte sie endlich wehmütig: „Johann, trag' er den Brief auf die Post!"

Auch bei dem Witz, meine freundlicher Leser und Leserinnen, ist es, wie Sie sehen, das Unglück, daß er nicht zu enden weiß, und auf das Ende kommt es doch an, denn das Sprichwort sagt: „Ende gut, Alles gut!" Sie werden zugeben, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß das schon allein, daß ich ende, gut ist, folglich — ist alles gut. Das Ende ist von allen Dingen das Beste, — das Ende vom Tage, vom Liede, vom Leben. Derjenige wohnt gewiß am ruhigsten, der am Ende der Welt wohnt. Das Ende der Zeit wird gewiß die beste aller Zeiten sein. Oft muß man eine Sache zu Ende hören, um zu wissen, daß sich die Sache gar nicht anfange. Ein kurzes Ende ist das beste: „Heute rot und morgen tot!" das ist der kürzeste Endreim vom gereimten wie vom ungereimten Leben.

Die Erde ist eine Mutter, die ihre Kinder und Lieblinge wieder in ihrer Brust begräbt; und trägt denn nicht jeder von uns, meine freundlichen Leser und Leserinnen, einen kleinen Friedhof voll teurer Toten, eine kleine Familiengruft in der eigenen Brust?

Sechs übermütige Tage.

(Bruchstück aus „Mein Wanderbuch durch's Leben.")

Einige Differenzen, die ich als Redakteur der „Berliner Schnellpost" mit der „Berliner Scherschleiferin" Zensur hatte, die wie ein Wechselfieber jeden zweiten Erscheinungstag dieses Blattes wiederkehrten, bewogen mich, den Druck meines Blattes nach Altenburg zu verlegen, ein Ort, an welchem dazumal die Zensur, ich weiß nicht, ob aus Humanität oder aus Altersschwäche, die mildeste unter den schwarzen Damen Deutschlands war.

In Berlin redigierte ich den „Berliner Courier", war also genötigt, oft hin und her zu fahren, und der Weg führte mich immer durch Leipzig, berühmt durch seine Literatur, seine Lerchen und Auerbach's Keller.

Im Begriff, von Altenburg zurückzukehren, bestellte ich mir in der „Krone" einen Platz auf einem sogenannten „Hauderer", zwischen Altenburg und Leipzig, ein Fuhrwerk auf vier Personen eingerichtet.

Es war im November, furchtbar kalt und windig. Ich versah mich mit einer Flasche Rotwein, etwas Schinken mit Schlackwurst, und also kampfgerüstet und lendenumgürtet gegen die Chancen einer langen Tagreise, nahm ich meinen Vorderplatz im Fond des Wagens ein, der Gesellschaft entgegenharrend, welche mir der liebe Zufall auf dieser Tagreise bescheeren mochte.

Ich war der Erste und postierte mich frierend und resignierend in meine Wagenecke.

Endlich kamen meine Associés. Es waren drei polnische, bärtige Juden, die von Barseba gegen Leipzig zogen. Die vierzeilige Strophe war beisammen, die Arche setzte sich in Bewegung und wir „vier Elemente, innig gesellt", waren bald im Freien.

Es begann nach und nach Tag und hell zu werden, die Insassen der Arche beaugapfelten sich und es mochte wohl aus den Physiognomien schwer zu erraten sein, ob ich weniger erbaut von meinen Reisegefährten oder sie von dem ihrigen waren.

Es waren drei echte „Polaken", die Bärte urwüchsig, von keinem mörderischen Kamm gelichtet, die Kleidung original polnisch-jüdisch, und Hände und Gesicht gaben sichtliche Beweise, daß das

Urelement Wasser seine verderbliche Macht nicht über sie zu erstrecken vermochte.

Ich rückte mich ein wenig abseits, um einem kleinen Stückchen Raum Platz zu gönnen, zwischen mir und meinem Grenznachbar eine kleine leere Demarkationslinie zu bilden. Dieser mein Nachbar hat sich später als ein „Litwak" (ein Lithauer) ergeben.

Ich meinerseits war in einen feinen langhaarigen Flausrock gehüllt, einen roten Shawl um den Hals und mit einer keckverwegenen dito roten Troddelmütze auf dem Haupt, mochten mich die drei Enkel Abrahams wohl für einen Enkel Midians, für einen wahren gutkonservierten Sprößling Amaleks halten, und warfen eben auch nicht die süßesten Liebesblicke auf den Barbaren, der in ihrem Bunde der vierte war!

Als es vollends Tag wurde, faßte sich einer von ihnen Mut und sagte zu mir: „Guten Morgen!" Ich stieß als Antwort ein paar unartikulierte Töne aus, von welchen man mit ebensoviel Gewißheit hätte behaupten können, es sei ein Grunzen, als auch nichts dagegen bewiesen, daß es nicht auch ein Bellen war. Von diesem ersten Versuch noch nicht abgeschreckt, fragte der zweite Makkabäer: „Thun Sie auch auf Leipzig?" worauf ich jenes Bellen oder Grunzen meinerseits wieder, aber um eine Oktave höher und in getragenem Tone vernehmen ließ.

Diese meine beiden Antworten schienen meinen Verhörsrichtern hinreichend, um meinen Charakter vollständig erkannt zu haben, und sie fällten laut und ungeniert das Endurteil: „Ein Rosche!" d. h. ein „Judenfeind".

Die guten Herren ließen sich nicht im Entferntesten einfallen, in mir ein Individuum zu sehen, welches dazumal noch nie den „österreichischen Zuschauer" gelesen hatte, folglich weit entfernt von Judenfeindschaft war, noch weniger aber mutmaßten sie, daß dieses flausrockige, troddelmützige, halbgrunzende Etwas die Sprache der Auserwählten früher als die Blumensprache, und das Hebräische früher als die Kunst, mit der Zensur umzugehen, gelernt hatte.

Da sie drei gegen Einen waren, so schien es ihnen Spaß zu machen, mich zu molestieren, und sie richteten noch verschiedene Fragen an mich, die ich in etwas mehr artikulierten Tönen, aber so kopflos beantwortete als nur möglich, worauf dann einer der Verhörsrichter das bereits abgegebene Urteil: „ein Rosche" noch mit dem Zusatz kompletierte: „und ein Chamer!" (ein Esel!)

Ich war also über meine Person vollkommen im Klaren. Ein Judenfeind und ein Esel, was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu sein?

Ich war innerlich zufrieden. Die Zufriedenheit befördert die Verdauung, die Verdauung befördert den Hunger, ich nahm also meinen Proviant in Angriff, enthüllte das Papier, in welchem einige tüchtige Schnitten jener lieblichen Substanz lagen, welche

bei lebendigem Leibe dem tausendjährigen Rassenhaß des Juden mit Glück widerstand, und die im getöteten und geräucherten Industrie-Zustande den Namen „Schinkenschnitten" annahmen

Beim Anblicke dieses ihres Nationalfeindes, wenn auch skalpiert, schien sich die korsische Blutrache in meinen Reisegefährten zu rühren, aber sie sahen immer weg und duldeten schweigend eine Gewohnheit, die ihnen ebenso geboten, als Schinken verboten war.

Ich aber in meiner Bosheit — „Er war von je ein Böse-wicht u. s. w" — machte ein recht gutmütiges Schafsgesicht und bot meinem vis-à-vis ein einladendes Stück Schinken an, er sagte: „ich danke" und setzte in seinem Jargon hinzu: „ein Chelahé!" (ein Fluch). Ich verschluckte das mit einem andern fetten Brocken, fuhr aber mit dem Spaß fort. Ich holte meine Bouteille Rotwein und bot ihnen einen „frischen Trunk" an; wieder ein „ich danke" mit einem: „e Nipesch" (ebenfalls ein Fluch) leise als Agio.

Ich beendigte ruhig mein Fingergabelfrühstück, lehnte mich in die Ecke und schloß die Augen. Meine drei Nicht-Messer machten sichs nun bequem, und da ich als „Judenfeind" und „Esel" in ihren Augen ohnehin als eine Null in der Schöpfung betrachtet wurde, überließen sie sich so ungeniert ihrem Naturell und ihren Gewohnheiten, als ob der Hauderer eine Synagoge gewesen wäre.

Sie kamen endlich auch auf talmudische Gegenstände, es wurde mir klar, daß es lauter geübte Talmudisten waren und Einer von ihnen ein sogenannter „Magid", ein reisender Prädikant und Wunder-Rabbi.

Das Anbieten meines Weines brachte sie auf einen der spitzfindigsten und subtilsten Glaubens-Sophismen des Talmuds, den gelehrten Juden unter dem Namen „Rizak Chiber" bekannt.

Es wird meinen Lesern nicht ganz uninteressant sein, wenn ich das Thema dieser Disputation soviel als möglich faßlich zu machen suche.

Es ist bekannt, daß die orthodoxen Juden keinen Wein trinken dursten, den ein Heide berührt hat Die Preisfrage lautet also:

Wenn unten ein Faß Wein steht und es wird von oben noch Wein aus einem Gefäß in dieses Faß geschüttet und ein Heide berührt das Faß unten, wo der Wein oben getrunken werden darf, also: ob der Strahl des Weines beide Gefäße so verbindet, als ob sie nur eines wären, oder nicht?

Diese halb läppische, halb subtile Frage bildet eine der scharfsinnigsten Diskussionen des Talmud, und wer die Art und Weise des Talmud nicht kennt, dem scheint es unglaublich, welch ein Reichtum an falschem und wahrem Witz, an haarspaltendem Scharfsinn, an Dilemmen und Trugschlüssen, an zugespitzten Fragen und Antworten, an frappanten Antithesen in dem Kreuz-

und Querfeuer der divergierenden Ansichten und Erläuterungen in dieser kindischen Frage enthalten ist.

Ein glücklicher Umstand und Zufall war es, daß eben dieses Thema der Gegenstand meiner Prüfungs-Dissertation im Jahre 1811 auf der hohen Rabbinatsschule zu Prag war, nach welcher ich vom Großmeister und Appellant-Rabbi Eleazar Flekeles das Rabbi-Diplom erhielt.

Mit einem nicht unglücklichen Gedächtnis begabt, lebte der ganze Gegenstand wieder in mir auf. Ich vergaß an „Schnellpost", „Hegel," „Göthe," an die „Mittwochsgesellschaft", an „Calderon", „Shakespeare" u. s. w. und befand mich im Geiste mitten unter „Rabbi Gamliel" und „Rahf Asche" und „Rambam" und wie die Matadore des alten Talmud alle heißen.

Ich folgte lange mit immer steigendem Interesse der Disputation meiner Reisegefährten, ohne daran teilzunehmen. Endlich aber platzte mein guter „Litwak" mit einem Einwurf heraus, dessen Absurdität mich wie ein Lanzenstich traf. Ich fuhr auf und schrie: „Sie sind ein Amhorez!" (zu Deutsch: ein Ignorant.)

Die Überraschung, welche dieser Ausruf hervorbrachte, war mirakulös! Wer in diesem Augenblicke in den Wagen hineingesehen, hätte vier petrifizierte polnische Juden wahrgenommen. Ich selbst war auch von meinem Eifer überrascht und mußte über mich und diese komische Situation herzlich lachen.

Nach und nach fingen die drei Statuen aus carrarischem Schmutz an, sich zu regen, Leben zu bekommen, und sie starrten mich an als ein rätselhaftes Amphybium, das in den beiden feindlichen Elementen Talmud und Schinken heimisch ist.

Wir disputirten noch eine lange Weile zu ihrem und meinem größten Amusement.

Nachdem diese talmudische Parforce-Jagd vorüber war, stellte sich auch bei ihnen der große Gast Tyrann Hunger ein und auch sie entwickelten aus einem großen blauen Papier, in welchem mehrere Teile eines Schlachtopfers lagen, als da sind eine besteckte Gansbrust" u. s. w., und aus allem duftete Israels Vergißmeinnicht: Knoblauch in meine nicht unbedeutende Nase.

Sie boten mir ein Stück an, ich aber gedachte an ihren Korb, den sie mir gaben, und sagte ebenfalls: „Ein Chelahs und ein Nipesch, und so haben sie alles zurück, was sie mir heute schon angeboten haben!"

Sie lachten gutmüthig und so kamen wir ziemlich in leidlicher Harmonie gegen acht Uhr abends in Leipzig an, wo ich im Hotel de Pologne bei Vater Busch und Familie die herzlichste Aufnahme fand.

Ich wechselte die Kleider schnell und suchte die Freunde auf. In Auerbach's Keller, wo Dr. Faust auf dem Faß davonritt, waren sie nicht, aber ich wußte, wo ich sie sonst zu suchen hatte.

In der Nikolaigasse war eine Lokalität, „Wollenweber's Konditorei", dahin möge mir der Leser nun folgen.

Ein einfaches, aber freundliches Zimmer, welches man auch bei frugaler Ansicht einen kleinen Salon nennen konnte, war von einer in der Mitte herabhängenden Krystallampe ebenfalls frugal beleuchtet. An den Wänden standen einzelne Tische, Sessel und Tabourets für die Gäste. An der längeren Seite des Zimmers das Konditor-Pult, beladen mit all' den Naschsächelchen, mit welchen die Norddeutschen ihre Philosophie versüßen, und hinter dem Pulte das erhaltende und belebende Prinzip der Konditorei, Madame Wollenweber, eine junge, reizende Frau, welche für die Literatur gerade so viel Achtung hatte, um den Literaten, die aus ihren Augen und aus ihrem „Grogg" Begeisterung schöpften, keinen schlechtern „Grog" zu bereiten, als andern Leuten, die nicht mit Musen behaftet sind. Sie hatte für Jeden dasselbe liebliche Lächeln, sie hielt für Jeden mit derselben Pünktlichkeit sein Blatt im Kontobuch und forderte von Jedem mit derselben Anmuth am Ende des Monats „den kleinen Rest".

Bei Wollenweber wurde von der Leipziger Literatur gewöhnlich die letzte Vigilie der Nacht zugebracht, und dahin begab ich mich auch. Als ich eintrat empfing mich Madame Wollenweber mit dem freundlichsten Empfangswinke ihrer Augen. „Ach, Herr Doktor! dort sitzen sie!" Ich schüttelte ihr die Hand, bat um ein Täßchen und verfügte mich an einen großen runden Tisch, an welchem die „sie" saßen, die Literaturmacher nämlich.

Welche schöne, herrliche Abende wurden an diesem Wollenweber-Tisch zugebracht! Bei Scherz und Ernst, Geist und Materie, Melancholie und Leichtsinn! Wieviel wurde hier ersonnen, verworfen, besprochen, überdacht und beschlossen! Wieviel Schriftsteller wurden auf der Leipziger Messe an diesem Tisch von Verlegern geschlachtet und ausgeweidet, wieviel Verlegern wurde hier von Schriftstellern ein Wurm um den andern aus der Nase gezogen!

An jenem Abend waren ungefähr ein Dutzend „Freunde" da.

Als Alterspräsident bitte ich den freundlichen Leser, jenen kleinen gedrungenen Mann zu betrachten, welcher die stark gefingerte Hand bräutlich um das Grogglas schlingt und hineinschaut, als wollte er ergründen, was tiefer ist, dieses Glas, oder die Wonne, ein deutscher Schriftsteller zu sein.

Die Stirn tritt breit vor und die glatten Haare hängen sorgloser herab, als der Kopf, auf dem sie gewachsen sind. Die etwas sarmatischen Züge des von Pocken ein wenig markirten Gesichtes tragen unverkennbar Spuren der tiefsten Gemütlichkeit, die zuweilen von ironischen und spöttischen Wolken, die über sie hinfliegen, einen sarkastischen Ausdruck annehmen. Er sitzt etwas gekrümmt über sein Glas und scheint eben mit sich zu konsultieren, ob er den Einfall, den er gerade hat, aus seiner Haft lassen soll.

Es ist Dr. Carl Herloßsohn. Mit diesem Namen nennt man Talent, Geist, Redlichkeit, gutes Herz und leichtsinnigen Frohsinn. Es ist hier der Ort nicht, zu sagen, was er Alles geleistet hat, genug, er hat ein Vierteljahrhundert in Leipzig gewirkt, gelebt, viel Vortreffliches geschrieben, gethan, manches ausgezeichnete Buch zur Welt gebracht, und — starb in Leipzig elend, am Hungertuche nagend! Man hat nachher für sein Monument gesammelt, ich habe als seine Grabschrift vorgeschlagen:

Hier liegt ein Stück Geschichte von Deutschland.

Er war dazumal eben von Hannover zurückgekehrt, wohin er nur ging, um „abgeschieden von der Welt", wie er sich ausdrückte, für einen Verleger einen Roman zu schreiben. Wenn er von dieser Expedition kam, lebte er immer doppelt flott, und sagte: ich muß mich aushannovern!

Neben Herloßsohn sitzt noch ein zweiter Toter: Professor O. L. B. Wolf, der erste deutsche Improvisator; er ist eben daran, mit erweiterten Nasenlöchern, wie ein Wild auf dem Felssprung, über ein Thema zu improvisieren, welches ihm sein Nachbar, ein kleines, feines, geschwächtes, lächelndes Männchen aufgegeben hat. Dieses lebendige Männchen ist der talentvolle Sänger der Serbenlieder und anderer hübschen Sachen, Wilhelm Gerhard; auch der Verfasser des Liedes: „Ich bin der kleine Tambour Veit", Besitzer des berühmten Reichenbachischen Gartens und Poniatowsky-Denkmals, in welchem Lokale wir oft gastfreundliche Symposien verlebten. Herr Wilhelm Gerhard ist auch Ritter des dazumal berühmten: „Mad. Haitzinger-Rosenordens", welchen er zu Ehren dieser zu jener Zeit in Leipzig und Berlin Furore machenden „Rosa Badensis" stiftete und auch mir die Insignien, eine „Rosaschleife u. s. w." zuschickte. Der Leser sieht hiermit, daß ich also auch einmal einen Orden hatte, und deshalb bitte ich den Leser um den mir gebührenden Respekt.

Gleich nebenan sitzt Herr Hofrat Küstner, dazumal Direktor des Leipziger Theaters, späterhin Intendant mehrerer königlicher Hoftheater. Er lebte dazumal noch in dem schönen Wahne, für die wahre Kunst wirken zu können und zu wollen, die Hoftheater haben ihm aber nun diese Unart abgewöhnt, und er hat vielleicht gerade noch zehn Jahre Zeit, um mit der Marquise Mondekar, fern von Hofbühnen darüber nachzudenken. Nebenan sitzt Professor Amadeus Wendt, als Mensch, Musiker, Dichter gleich liebenswürdig und schätzenswert, und unterhält sich mit Heinrich Stieglitz, bekannt durch das tragische Ende seiner Frau und sein eigenes auf italienischem Boden, durch mehrere verdienstvolle Schriften und durch den ihn aufreibenden Drang, mehr zu erstreben und in die Welt zu werfen, als sein Genius ihm beschieden.

So ziemlich als den Mittelpunkt sind wir berechtigt, eine andere

Persönlichkeit von imponierender, geistreicher, aber etwas raben-listischer Physiognomie zu betrachten, die einem Schwarzkopf angehört, welcher zwei rastlose Augen besitzt, und einen Mund, welcher Schelmerei ausdrückt; es ist der Verfasser der „Schuld" und der „Albaneserin", der gefürchtete Minos, der Redakteur des „Mitternachtsblattes" und der „Hekate", Dr. Adolf Müllner, er, der von „Weißenfels" aus im „Stuttgarter Morgenblatt" durch seine „Vierundzwanzig-Pfünder" die Berliner Literatur und Theater siegreich bombardierte. Er war eben nach Leipzig gekommen, um sich mit mir über einige Beiträge zu seinem „Mitternachtsblatte" zu besprechen. Über seinem Stuhl, auf einen muskulösen Arm und eine nervige Hand gestützt, fällt ein Antlitz voll energischer Rusticität mit zwei weithin funkelnden Augen und einer energischen Nase auf, es ist der alte Turn-Campeador, der Turnermeister Jahn. An diese sitzende kraftausgeprägte Statue schmiegt sich ein schmächtiges Männchen, mit einem Angesicht, das zwischen Lächeln und Schmunzeln ein weinerliches Justemilieu bildet, die kleinen lebendigen Äuglein irren von Gegenstand zu Gegenstand und die ganze dünne Oberhälfte scheint ihren Stützpunkt noch nicht gefunden zu haben, so hin- und herschaukelnd bewegt sich dieselbe. Er trug ein Gewand, von dem ich überzeugt bin, daß es sich auf den Anruf „Mantel" nicht umgesehen hätte, daß es aber auch ebenso gewiß sich nicht umsehen würde, wenn man ihm „Gehrock" nachriefe, auch glaube ich das Gewand nicht zu verleumden, wenn ich behaupte, daß es die Bezeichnung „Frack" mit Unwillen von sich gewiesen haben würde! Welchen Namen dieses Gewand aber wirklich von seinem schneiderischen Taufpaten erhielt, wird dem Scharfsinne desjenigen Ödipus überlassen, der entscheidet, ob das lange und wulstige Ding, das sich wie die Schlange Laokoons um den Hals desselben wand und seine beiden Pole in die Tiefen jenes Gewandes auslaufen ließ, ein Tuch, eine Kravatte, eine Atlas-Binde, ein Shawl oder ein Betttuch war. Das in diese Garderobegeheimnisse halb hinein sich zurückziehende Männchen war Professor Julius Max Schottky, ein Opfer des deutschen Forschergeistes, der Biograph der Ruinen, Burgen und Ritterschlösser und mühseliger Erhalter seiner eigenen Ruine. Er hat viel Verdienstliches geleistet, ohne was zu verdienen, forschte und schrieb unermüdlich fruchtbar, und in seiner Fähigkeit und Resignation unter der ewigen Dachtraufe seines Lebenslaufes lag ebensoviel rührender Heroismus als drollige Apathie. Das Komische seines Mißgeschicks folgte ihm noch über's Grab hinaus. Er war nämlich in Italien gestorben, die deutschen Journale sprachen einmal davon und Schottky — war gewesen! Aber er hatte einen Freund und dem kam es in den Sinn, ihm ein literarisches Denkmal zu setzen; wir glauben, es war „Gustav Kühne" in seinem Blatte. Er enthüllte schonungslos alle Mängel und Schattenseiten

Schottky's und überlieferte ihn mit unbarmherziger Feder dem schonungslosen Urteile des Publikums. Allein, was that unser guter Professor Schottky? An einem schönen Morgen tritt er lächelnd und schmunzelnd in das Zimmer seines Biographen, reicht ihm die Hand und flötet: „Ach, schönen guten Morgen, hochverehrter Herr Doktor! Ich bin nicht gestorben, die Nachricht war falsch, aber ich danke Ihnen wirklich vom Herzen für Ihren wunderschönen Nekrolog!"

Eine höchst geistreiche und markierte Physiognomie nebenan, mit einem feinen Ausdruck und aristokratisch geformten Lächeln, gehört dem bekannten Wit v. Döring, Volks-Aristokrat und Aristokraten-Demagog; in die Studentengeschichte mit verwickelt, hatte er mehr Gelegenheit, als Herr Appert, die verschiedensten Gefängnisse Deutschlands zu besuchen, mehr in logierender als humanisierender Absicht! Der große Demagogen Kayer, respektive v. Kampz, und er mögen wissen, ob und wie die verschiedenen Ansichten über seine Mitschuld und Haft gegründet sind, oder nicht. Er war dazumal schon frei und purificiert, seitdem hat er geheiratet. Nun, ein Mann, der so viele Gefängnisse glücklich überlebt hat, kann das auch ausdauern. Vor einigen Jahren sah ich ihn in Baden bei Wien wieder. Er ist verheiratet, ist dick geworden, ißt einen ganzen Indian, thut in Steinkohlengruben und ist reich — die „Mainzer Kommission" — wenn sie noch existiert — kann ruhig sein.

Aus diesen Namen und aus meinem Verleger, Karl Focke, bestand die Gesellschaft bei Wollenweber, die mich erwartete und in deren Kreis ich mich sogleich einheimelte.

Freund Herloßsohn mochte ungefähr beim sechsten oder achten Glas Grog sein, er litt es nicht, daß ich Thee trinke, „wer nicht Grog trinkt, ist mein Feind!" rief er aus und ich ließ es mir gefallen, mitzugrogen.

Ich spare es mir, zu erzählen, daß der Abend oder vielmehr die halbe Nacht unter dem lebendigsten, buntesten und interessantesten Kreuz- und Querfeuer von Einfällen, Gedanken, Bonmots, Exzentricitäten, Debatten und Neckereien, ebenso reich an geistiger Zuthat als an Inhalt und Kern vorüberging. Als ich so recht mit allen geistigen Gliedern, Repliken und Drollerien quer den Strom der Unterhaltung durchschnitt, glaubte der Verleger Focke, nun wäre ich so recht im Zuge, irgend ein Verlagsartikelchen recht billig loszuschlagen. Der Mann irrte sich nicht. Ich verkaufte ihm in Bausch und Bogen alle zukünftigen Witze und Einfälle, die ich in dem Jahrgange meines „Couriers" noch zu machen gedenke, um sie unter dem Titel: „Konditorei des Jokus" gesammelt herauszugeben.

„Zeigen Sie ihm nur Monetten!" raunte Herloßsohn dem Verleger ins Ohr, und mir flüsterte er zu: „Schlag' ein, Seebär!" Wir wurden endlich einig und so hatte ich für den zweiten Ab-

guß noch geboren zu werdender Witze wieder ein paar hundert Thaler im Sack. Adolf Müller meinte: das wäre unstreitig der beste Witz vom ganzen. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach, nur Herloßsohn, Wit v. Döring und ich blieben noch beisammen und Herloßsohn schlug vor, wir sollten noch ein paar Tage so ein ungewohnliches Plaisier unternehmen. Nach mehreren Vorschlägen und Plänen entschieden wir uns dafür, auf ein paar Tage einen Ausflug nach Dresden zu machen.

Die Sache wurde sogleich ins Werk gesetzt, wir beschlossen, uns mit dem Frühesten auf den Posthof zu begeben, wo stets unbedingte Aufnahme war. Wir wollten recht toll sein und allen möglichen Mutwillen begehen, denn ein paar Tage darauf mußten wir alle wieder ins Verleger- und Redaktionsjoch! Vorderhand wurde beschlossen, daß jeder von uns sich einzeln einschreiben lasse, seinen Platz einnehme, im Wagen so thue, als kenne er den andern gar nicht, das übrige wird Gott Momus schon machen.

Mit dem Zeitlichsten schon kamen wir einer nach dem andern mit einer kleinen Reisetasche in den Posthof. Das Schneegewitter war furchtbar, der Reisenden wenige, und so fanden sich in dem für neun Personen bestimmten Wagen noch drei Plätze für uns, die wir auch im Finstern, jeder in einer andern Sitzreihe, einnahmen.

Nach und nach kamen die andern Passagiere, Männlein und Weiblein, in Mänteln und Pelzen wie aufrecht wandelndes Getier, und sie vermehrten sich und füllten das trojanische Roß, genannt Schnellpost.

Es war öde und finster und der Schnee schlug an die geschlossenen Wagenfenster. Die Stille war nur dann und wann von einem Husten, Seufzen, Ächzen u. s. w. unterbrochen. Herloßsohn und Döring stießen dann und wann Töne aus, wie die Rothäute in den amerikanischen Wäldern, wenn sie sich gegenseitig Zeichen geben, und ich erwiderte diese Signale ebenfalls mit einem unterdrückten Gebrüll, wie ein wilder Mingo.

Es wurde nach und nach Tag und die Umrisse der Gesellschaft entwickelten sich aus dem Dunkel wie zerrissenes Berggeklüft. Es war kein bekanntes Gesicht da. Als es hell genug war, um annehmen zu können, daß die Zeit zum Handeln da sei, stieß Herloßsohn noch ein Gebrüll aus, zum Zeichen, daß die Komödie beginnen kann. Er öffnete plötzlich das Fenster, an welchem ich saß, so daß mir der Schnee ins Gesicht stöberte. Ich machte das Fenster mit einem tiefen Brummer wieder zu; wieder ein halbes Brüllen von Herloßsohn und er öffnete das Fenster wieder. Ich brummte bedeutender und schloß das Fenster wieder. „Mein Herr!“ schrie Herloßsohn aus seinem langhaarigen, grauen Mantelkragen heraus. — „Nun, mein Herr?“ verbrummte ich. — „Haben Sie vielleicht den Wagen bloß für sich allein genommen?“ fragte Her-

loßsohn. — „Hat die ganze Gesellschaft vielleicht den Wagen bloß für Sie genommen?“ fragte ich. — „Ich glaube, hier ist jeder Herr? — — „O ja, wer nicht etwa ein Bedienter ist,“ erwiderte ich und ließ ein heiseres Gelächter los. Herloßsohn öffnete das Fenster wieder, allein für diesmal war die Gesellschaft auf meiner Seite und forderte die Schließung des Fensters. Nach einer kleinen Pause neigte sich Herloßsohn ganz vor, sah mir ins Angesicht und fragte dann höflich: „Entschuldigen Sie, haben Sie mich nicht gestern rasiert?“ — „Verzeihen Sie,“ antwortete ich ganz gelassen, „seit zwei Jahren schon habe ich keinen Pudel geschoren.“ — „Wir werden uns sprechen, Sie Grobian!“ rief Herloßsohn grimmig. — „Wenn Sie sich sprechen wollen, dagegen kann ich nichts haben. aber mich bitt' ich ungesprochen zu lassen, Sie Feinian!“

Nun schien dem Wit v. Döring an der Zeit, sich auch an der Sache zu beteiligen. Er schrie von seinem Sitz herüber: „Ruhig, Ihr dort, Sie sind nicht allein im Wagen! Sind Sie Menschen von Erziehung?“ —

Ich kehrte mich gegen ihn um, der mit einer Schlafmütze bis zur Nase und mit einem Shawl bis über den Mund kaum einem Menschen ähnlich sah, und rief ihm barsch zu: „Ruhig dort! Sind Sie ein wirklicher Mensch von Geburt?“ Indessen hatte Herloßsohn eine ungeheure große Flasche aus seinem Mantel entwickelt; sie war mit Wasser gefüllt, welches durch etwas Kognak so gefärbt war, daß es wie Schnaps aussah; mit den Worten: „Lieber Freund Schnaps, waschen wir all' die Dummheiten weg, die man auf der Schnellpost hören muß,“ machte er einen solchen Zug aus der Flasche, daß die ganze Gesellschaft mit Erstaunen auf ihn sah. — „Frühstücken der Herr Professor täglich ein Seidel Schnaps?“ fragte mit seiner singenden Stimme ironisch Wit; worauf ich mich an ihn wendete: „Sie frühstücken wahrscheinlich bloß Hanfkörner mit Leinsamen?“ *)

„Mein Herr, wissen Sie, mit wem Sie sprechen?“ — „Ach, sind Sie vielleicht eine unentdeckte Madonna von Raphael und reisen nach Dresden, um sich in der Galerie aufhängen zu lassen?“ — „Wenn er sich aufhängen will,“ schrie nun Herloßsohn, „so können Sie ihm als Galgenstrick ersprießliche Dienste leisten?“

„Die Antwort darauf,“ sagte ich, „werde ich Ihnen auf der Mittagsstation abgeben!“ — Die Gesellschaft fing an, unruhig zu werden, denn es konnte ihr allerdings nicht angenehm sein, mit solchen drei Raufbolden zusammengeraten zu sein. Nach einer Weile nahm Herloßsohn wieder eine halbe Flasche Schnaps zu sich und Wit v. Döring sagte zu ihm, auf mich zeigend: „Wenn man die schlechten Witze alle hört, die dieser Herr da [illegible], so

*) Das gewöhnliche Futter für Gimpel und Finken.

ſollte man glauben, es iſt der bekannte fade Witzbold Saphir aus Berlin."

Da erhob ſich auf einmal aus der andern Wagenecke eine Baßſtimme: „O nein, den Saphir kenn' ich gut, der iſt mein Freund!" dabei guckte aus einem Pelzrock ein rundes, rotes, volles Geſicht, in einem ſchwarzen Bart eingerahmt, hervor, und der erſte Anblick ſprach: „Ich bin ein Weinreiſender." Ich ſah ihn an, ich hatte meinen Freund nie geſehen! „Sie ſind ein Freund Saphir's?" ſagte Herloßſohn, „ſo laſſen Sie ſich für's Geld ſehen, das iſt eine Rarität!" — „O," rief der vinikole Enthuſiaſt aus, „wir ſind in Berlin alle Mittwoch im „Café royal" zuſammen und ich kann Ihnen hundert Witze von ihm erzählen"; dabei zog er ein Schreibbuch heraus, in welchem er alle Witze und Anekdoten, die ich in ſeiner Geſellſchaft gemacht, aufnotiert hatte. Dieſes Intermezzo beluſtigte uns drei natürlich ſo ſehr, daß wir darüber bald unſere Komödie vergeſſen hätten, doch zum Glück hielten wir eben in „Oſchatz" an, wo zu Mittag geſpeiſt wurde.

Die Suppe ſtand ſchon bereit, kleine Klößchen, ich häufelte mir ein kleines Blockhaus auf meinen Teller, da ſprang Herloßſohn auf, rief: „Das iſt zu viel!" und griff mit der Hand drei oder vier Klößchen aus meinem Teller heraus. — „Nun iſt das Maß voll!" ſchrie ich, ſprang auf, faßte ihn am Arme und zog ihn auf den Korridor hinaus. Die ganze Geſellſchaft war aufgeſprungen, da kommt ein entſetzlicher Schrei vom Korridor in die Stube, die Geſellſchaft ſtürzt heraus, da fanden ſie uns beide Arm in Arm und Wit v. Dörung mit uns lachend auf- und abgehen.

Der Kondukteur endlich, der uns kannte und die Namen eingeſchrieben hatte, gab der Geſellſchaft einiges Licht über uns, ſie fand den Spaß mal à propos, doch nicht übel; wir legten die andere Hälfte der Reiſe recht vergnügt zurück und kehrten abends in Dresden in der „Stadt Berlin" ein.

Am andern Tage beſuchten wir die Dresdner Literatur, Hofrat Winkler (Theodor Hell), Kind, Gehe, Ida Frick u. ſ. w.

Unſer Mutwille aber dachte noch einen guten Studentenwitz aus.

In Dresden lebte dazumal die ſchöne und talentvolle k. Hofſchauſpielerin Dlle. F . . . . . die wir kennen zu lernen neugierig und zu beſuchen entſchloſſen waren.

Ich ging zuerſt hin, ließ mich unter dem Namen Herloßſohn melden, indem ich zugleich ſagen ließ ich brächte eine Empfehlung von Herrn Saphir aus Berlin, der ſie aus früheren Briefen kennt. Ich wurde angenommen und überreichte mein Empfehlungsſchreiben von mir. Ich wurde ſehr liebenswürdig, erhielt viele Lobſprüche über meine Schriften (Herloßſohns nämlich) u. ſ. w. Im Verlaufe des Geſpräches erkundigte ſich die ſchöne Künſtlerin nach mir, und fragte mich in ihrer reizenden Naivetät: „Sagen Sie mir, Herr Dr. Herloßſohn, iſt der Saphir wirklich

ſo häßlich?" — „Das iſt eine ſonderbare Sache," erwiderte ich, „das iſt rein Sache des Geſchmackes! Wie gefalle ich Ihnen z. B., mein Fräulein?" — Nachdem ich noch ſo manches über den Saphir berichten mußte, empfahl ich mich und verſprach abends zum Thee wieder zu kommen

Zwei Stunden ſpäter beſuchte Herloßſohn ſie als Saphir, der plötzlich durch ein Geſchäft nach Dresden gerufen wurde.

Mittags erhielt ich ein paar Zeilen von Dlle. F., in welchen ſie mir anzeigte, daß durch einen ſonderbaren Zufall auch Herr Saphir in Dresden ankam, abends bei ihr ſein wird, ſowie auch Herr v. Döring ſich ihr abends vorſtellen wird.

Am Abend entwickelte ſich dieſer Scherz harmlos, Dlle. F. war viel zu gutmütig und geſcheit, um über die etwas zu mutwillige Myſtifikation länger ungehalten zu ſein, als es einem ſchönen Frauengeſicht zuträglich; und nur ein bischen wurde ſie verlegen, als ich ſie beim Abſchiede fragte: „Nun, iſt der Saphir wirklich ſo häßlich?" — „Garſtig!" ſagte ſie und ſchlug mich mit ihrem Fächer zum Ritter. Wir verlebten noch drei der mutwilligſten Tage in Dresden, die indeſſen auch reich an edlen Genüſſen waren.

Tieck las den „geſtiefelten Kater" mit einer ungeheuer launigen und humoriſtiſchen Kraft, es war zum Entzücken, die Gräfin Reichenbach präſentierte den Thee und nur Herloßſohn machte eine Miene, die dem Gott Morpheus zu opfern ſchien.

Ewig intereſſant und friſch bleiben mir die Stunden, die ich im Hauſe der geiſtreichen Frau Eliſe von der Recke zubrachte, bei dieſer Frau voll Geiſt, Gemüt, Seelenadel und erhebender Herzensklarheit. In ihrem Hauſe lebte ich einige Morgen- und Abendſtunden mit dem Verfaſſer der „Urania", mit dem ſinnigen, herrlichen Dichter und liebenswürdigſten Menſchen, den es nur geben kann. Die Erinnerung an dieſe zwei Geiſter wird ewig in mir fortleben, und mit Wehmut ſehe und leſe ich immer wieder die Blätter meines Albums, die ich von ihnen erhielt:

1.

Wenn Du auch die Bäume rüttelſt,
Geh' im Lebensgarten auf und ab,
Doch, wenn Du die Zweige ſchütteiſt,
Streife keine edle Frucht herab!

Tiedge.

2.

Dir ward Geiſt, Scherz und Witz, der ſcharfe,
Allem dem bin ich nicht gram,
Doch am liebſten ward' mir deine Harfe,
Als ich Dein Gemüt vernahm!

Eliſe von der Recke.

Aus dem Leben eines Theeabends.

Der Herr Oberpupillenrat Wachsbein ist ein Mann comme il faut, d. h. er hält einen guten Tisch, auch guten Rheinwein und schöne Trüffeln. Die Frau Oberpupillenrätin Wachsbein ist eine Frau comme il faut, d. h. sie hat Locken aus Wien, Strümpfe aus Grenoble, Taille aus Paris, Sentiments aus Schilling, und Soirées aus Thee und guten Namen. Das Fräulein Theodore, Seraphine, Angelika, Anastasia Wachsbein ist ein Mädchen comme il faut, d. h. sie hat Augen wie Zündmaschinen, Wangen wie Scharlachpolsterchen, Lippen wie Schwarzkirschen, Bildung wie Zuckerteig, Geist wie ein Handschuh und ein Herz wie eine Real-Encyklopädie.

Das Haus des Herrn Oberpupillenrat Wachsbein war also ein Haus comme il faut, d. h. ein Haus mit Theeabenden und Dilettanten, ein Haus, das Equipage und Gelegenheitsdichter hielt; kurz, ein Haus, das alle Wochen seine zehn gute Namen zu verzehren hatte und das gerne solche Namen in Gesellschaft verzehrte.

Eine Gesellschaft ist aber ein Zirkel; ein Zirkel muß aber einen Mittelpunkt haben und bei dem Mittelpunkt einer Gesellschaft ist es der Hauptpunkt, daß er Mittel habe, den Geist eines Zirkels in Zirkulation zu setzen. Zu diesen Mitteln gehört das Talent des Kent im Lear:

„mar a curious tales in telling it,"

eine Anekdote gut erzählen, eine Neuigkeit ausgeschmückt vorzubringen, alle zwei Stunden ein possierlicher Einfall, Notenumwenden, Pfänderspiele arrangieren, eine Gesundheit in Reimen ausbringen u. s. w. So habe ich einen Menschen gekannt, der bellen konnte wie ein Mops, wie ein Spitz, wie eine Dogge u. s. w.; dieser Mann wurde oft eingeladen und mußte stets seine Hunde durchbellen zum größten Vergnügen der Gesellschaft. Ein anderer konnte auf einem Beine stehen und dabei mit Händen und Fingern einen Schatten an die Wand bilden, der aussah wie die Bildsäule eines öffentlichen Platzes, der mußte in Gesellschaften stets auf einem Beine stehen.

Ein dritter konnte die Serviette um die Hand wickeln, die, mit Schnupftabak auf den Fingerknöchern, so aussah wie ein

altes Weib. Ein vierter konnte aus Äpfeln ein Profil und mit den Äpfelkernen die Augen täuschend, in verschiedenen Formen bilden. Ein fünfter konnte aus den Krebsschalen einen Schulmeister im roten Rock zusammenstellen. Ein sechster konnte mit den Augen- und Lippenwinkeln durch Zuckungen, Wetterleuchten, Blitzen und Einschlagen nachmachen. Ein siebenter konnte mit dem Munde sägen, hobeln, den Knall einer entpfropften Bierflasche und das Drehen eines Schnupftabakdeckels hören lassen. Ein achter konnte sich die Haare so ziehen, daß man glaubte, er trage eine Perrücke. Ein neunter konnte den Tabakrauch aus den beiden Nasenflügeln und aus den beiden Ohren zugleich herausblasen. Ein zehnter konnte sich ein brennendes Licht in den Mund stecken, ohne sich zu verbrennen. Ein elfter konnte aus den zwei Zeigefingern und aus den zwei Zipfeln der Serviette zwei Marktfrauen darstellen. Ein zwölfter konnte mit der Nase zittern, sie hinaufziehen und herablassen wie einen Regenschirm. Ein dreizehnter konnte aus seinen beiden Mittelfingern ein „Karnickel" bilden und aus den anderen einen Hund, welcher es fangen will. Ein vierzehnter konnte mit den Fingern so in der Luft zusammenklappern, daß es wie ein Becken klang. Ein fünfzehnter konnte die Konversation einer Bierkneipe nachahmen, indem er alle eigentümlichen Bewegungen der Schuster, Schneider, Rasierer und Haarkräusler täuschend abwechseln ließ. Ein sechzehnter konnte mit seiner Stirn eine Haselnuß aufknacken. Ein siebzehnter konnte sich die beiden Augenlider wie Rockaufschläge aufschlagen. Alle diese Künstler essen sich glücklich durch ihre Gesellschaften durch. Ohne aber nur eines dieser schätzbaren Talente zu besitzen, meinte die Frau Oberpupillenrätin Wachsbein doch, ich wäre ein höchst amüsanter Gesellschafter, und wie sie sich auszudrücken beliebte: ich hätte oft pudelnärrische Einfälle. Ich war einmal in Gesellschaft ihr Partner bei einer Whistpartie und gab ihr einen verstohlenen Wink, daß sie nicht die Zehn, sondern die Acht legen sollte, mit den Worten: „geben Sie acht, meine liebenswürdige Partnerin!" Dieser Witz, mit diesem Komplimente gespielt, konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Sie blieb dabei, ich wäre ein höchst amüsanter Gesellschafter mit pudelnärrischen Einfällen, und ein solches Geschöpf habe sie längst für ihre Theeabende gesucht. Ich gehöre glücklicherweise zu denjenigen Menschen, denen der Tisch, wie die Speisen für nichts gelten, und ich nahm daher lange Zeit die Einladung der Oberpupillenrätin Wachsbein nicht an, bis endlich Fräulein Theodore, Seraphine, Angelika, Anastasia Wachsbein mich im Theater mit ihren feuerspeienden Äuglein aufgriff und mit den allerliebsten Glühweinlippen mir zuflüsterte: „Lieber S., nicht wahr, Sie kommen nächsten Dienstag zu uns auf den Theeabend? können Sie mir das versagen?" Die Versagung versagte mir; denn zwei schöne Augen

und zwei ſchöne Lippen ſind vier Perſonen, denen ich nie widerſtehen konnte. Ich ſagte zu; der Dienſtag erſchien. Ich rüſtete mich mit Geduld, Hunger und Whiſtmarken aus, ſteckte zwei Thaler, dritthalb Witze und zwei nagelneue Anekdoten zu mir, befahl meine Seele Gott und trat in das Vorzimmer der Frau Oberpupillenrätin Wachsbein. Ich hing meinen Mantel und meine Ungeduld an den Nagel und ſchritt in das Verſammlungszimmer.

Ein großes, elegantes, hellerleuchtetes Zimmer umfaßte einen ſchon ſitzenden Zirkel von Herren und Damen, auf dem Sofa ſaß Madam Wachsbein, einen runden Tiſch vor ſich, nickte freundlich mit ihrem Konverſationsgeſicht, wies, wie Macbeth, auf einen leeren Platz und ſagte: „Nehmen Sie Platz, wir haben bloß auf Sie gewartet; nun kann der Thee kommen, Taſ'chen!" (So verkürzte ſie den Namen Anaſtaſia.) Taſ'chen ſtrich an mir vorüber und liſpelte: „Es iſt ſchön, daß die Muſen Wort halten!" — „Den Grazien immer!" erwiderte ich. Taſ'chen ſchwamm ab, ſchwamm mit einem Bedienten, Thee, Kuchen u. ſ. w. wieder zurück und der Theeabend begann.

Der Thee.

„Befehlen Sie Rum oder Sahne?" ſagte Taſ'chen. — „Ohne Ruhm zu melden: Sahne!" erwiderte ich und hätte dabei gern ihren weißen Nacken mit meinen Lippen abgeſahnt. „Befehlen Sie Rum oder Sahne?" ſagte ich zu meiner Nachbarin, Fräulein Fliedermuhs. „Keines von beiden," näſelte ſie, und goß ſich einen Strom Rum in die Taſſe. „Befehlen Sie Rum oder Sahne?" ſo ging es nun die Reihe herum. — „Wünſchen Sie Butterbemmchen oder Theekuchen?" fragte Taſ'chen wieder. „Keines von beiden," erwiderte ich und nahm Butterbemme und Theekuchen. — „Befehlen Sie Butterbemmchen oder Theekuchen?" — ſagte ich weiter zu Fräulein Fliedermuhs. — „Ich ziehe Butterbemme vor," näſelte ſie mir entgegen, und zog eine honorable Butterſchnitte von den unterſten hervor. Durch dieſe Erſchütterung fiel eine wohlgeborne Butterbemme auf meine neuen ſeidenen Strümpfe, und von da auf den Boden; ich wollte mich bücken, ſie aufzuheben, allein Mlle. Fliedermuhs ſagte: „machen Sie doch kein Aufhebens davon!" Da kicherte Mad. Fliedermuhs, die gegenüber ſaß, und ſagte zu ihrem Gemahle, Herrn Fliedermuhs: „Sieh doch, mon drès chèr, es klang wie (mon Dreſcher!), wie unſer Pinchen mit Herrn S. Witze macht!" „Ja, ma drès chère, Pinchen macht Witze." Mamſell Fliedermuhs war alſo Witzmacherin und mir zugeteilt. Schön war ſie nicht, denn Schönheit und Witz ſind Feinde, wie Schiller ſagt:

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen."

Ihr Kinn, die Naſe und der Mund waren geborene Witzlinge.

denn sie waren spitz und stachelten, wenn man sie berührte. Sie näselte etwas und dabei hatte sie die Gewohnheit, wenn sie sprach, den Rockknopf desjenigen zu ergreifen, mit dem sie sprach. Madame Fliedermuhs repetierte jedes Wort, das Pinchen sprach, und Herr Fliedermuhs jedes Wort, das Madame Fliedermuhs sprach: man hörte also jeden Fliedermuhswitz dreimal, wie das Echo im Lauterthal. Neben Pinchen Fliedermuhs saß ein junger Stutzer, namens Eisbock, ein geschmeidiges Männchen, steif wie ein Blankscheit, glatt wie eine Pomadenbüchse, und dünn wie die Butter auf Berliner Butterbemmen.

Er war ein Lächler, er lächelte stets; wenn man fragte, wenn er antwortete, wenn er nieste, wenn er gähnte: er lächelte. Neben diesem saß Fräulein von Zipfel, ein Mädchen, das bis sechzehn Jahre schön und stolz, bis fünfundzwanzig schön und liebenswürdig und stolz, bis fünfunddreißig bloß stolz, und jetzt weder stolz, noch liebenswürdig, noch schön mehr war, und doch im nächsten Monate am fünfundzwanzigsten zweiundzwanzig Jahre alt wurde. Sie betrachtete jede Gesellschaft als ein Heiratsbüreau, in das man geht, um einen Heirater zu erfragen. Sie schien dem glatten Lächler hold, meiner Wenigkeit hatte sie noch nicht freiherrlich gelächelt. Neben Fräulein von Zipfel saß Herr Spatz, ein Schöngeist, Charadenmacher, privilegierter Musterzeichner zu Sticksachen und General-Anekdotenerzähler. Er war stets mit drei Anekdoten beschäftigt, eine hatte er auf der Zunge, eine andere auf den Lippen und die dritte in der Kehle. Die andern Mitglieder sollte ich später kennen lernen. Der Thee gab die Veranlassung zu Witzen. — „Ma drèe chère Pinchen," sagte Madame Fliedermuhs, „erzähle doch Herrn S. die Witze mit den Thee'n!" „Ja, ma drèe chère Pinchen," wiederholte Herr F., „erzähle Herrn S. die Witze mit den Thee'n." — „Ach ja," bat Madame Wachsbein, „Herr S. und Mlle. Fliedermuhs werden ein Stündchen lang Witze machen." Ich glaubte, die Butterbemme im Munde erschrak ob dieser Bitte. „O! Madame Wachsbein," sprach ich beschämt, „ich bin enrhumiert!" — „Wir werden schon in Zug kommen!" sagte Mlle. Fliedermuhs und setzte sich in Positur. — „Wir sind schon im Zuge," erwiderte ich, denn eben wurden die beiden entgegengesetzten Thüren geöffnet und ein Luftzug fuhr über den Busen der Mlle. Fliedermuhs hin, wie ein Geist über eingesunkene Gräber. — „Bravo! mon drèe cher!" schrie Madame Fliedermuhs. — „Ja, Bravo! mon drèe cher!" wiederholte Herr Fliedermuhs.

Da faßte Pinchen meinen Rockknopf und sagte — eine Totenstille herrschte im Zimmer und nur Tas'chens Handdruck neben mir gab mir Kraft und Mut —:

„Wissen Sie, wer's besser hat, der Kaffee oder der Thee?"

Ja wohl, dachte ich mir, der Thee, denn der sitzt nicht bei

Mlle. Fliedermuß und hat keinen Knopf zu verlieren; aber ich dachte nach und gestand: „nein.“ — „Wissen Sie es, Herr Assessor Eisbock?“ Der Eisbock lächelte: „nein.“ — „Der Kaffee!“ platzte Pinchen heraus, „denn der setzt sich und der Thee muß ziehen!“ „Einzig, ma drès chère!“ schrie Mad. Fliedermuhs: „ja, einzig, ma drès chère!“ wiederholte Herr Fliedermuhs. Ich aber neigte mein Haupt und sprach zu Pinchen: „Weil Sie, wie der Thee, ziehen, habe ich, wie der Kaffee, mich zu Ihnen gesetzt.“

„Unique!“ sagte Mad. Wachsbein, „habe ich's nicht gesagt, Herr S. wird Witz mitbringen!“

Der Eisbock lächelte, die Zipfel schmunzelte, der Spaß nickte mit dem Kopfe und sprach schnell, damit ihm niemand zuvorkomme: „Wenn man aber andeuten will, daß man schnell Thee bringe, welchen Männernamen nennen Sie?“

Pinchen hatte im Augenblick Spatzens Rockknopf in der Hand und schrie: „Theobald! Thee o bald!“ — „Charmant!“ — sagte Mad Fliedermuhs. „Ja, charmant!“ erwiderte Herr Fliedermuhs. — Da war Pinchen schon wieder bei mir und meinem Rockknopf: „Welche Göttin nennt man, wenn man in England von einer Mamsell Thee begehrt?“ — „Themis! Thee Miß!“ lächelte der Assessor Eisbock aus den steifen Vatermördern heraus. — „Wie drückt man,“ fragte ich, „in einem zweisilbigen Worte aus, daß der Thee nicht dünn ist?“ Eine lange Pause. „Sagen Sie's,“ schrieen einige: — „nein,“ protestierte Pinchen, „ich werde es raten!“ — „Das finde ich rätlich!“ meinte ich. Endlich, da mein Rockknopf nichts gestehen wollte, sagte ich: „Theedick (thätig)!“ — „Ach,“ schrie Pinchen, „das gilt nicht, Sie haben nicht gesagt: daß es ein deutsches Wort ist! aber,“ fuhr sie fort, „wie drückten Sie sich aus auf französisch, daß Sie Thee vorziehen?“

Das war meiner Weisheit zu viel, ich konnte es nicht raten. „Liberté! lieber Thee!“ klatschte sie in die Hände, während ich und mein Rockknopf Atem schöpften. „Ei,“ sagte ich, „Mademoiselle quand on est chez vous, on perd la liberté pour toujours.“

„Charmant!“ schrie Mad. Fliedermuhs. „Übersetze es, Pinchen!“ — „Ja charmant,“ erwiderte Herr Fliedermuhs, „übersetze es, Pinchen.“

„Herr S. meint,“ übersetzte Pinchen, „nur ein Narr von einem Vater giebt einem nicht alle Tage Freiheit!“ — „Sie sollten für die Bühne übersetzen!“ sagte ich zu Pinchen. Da erhob der Spaß seine Stimme: „weil man eben von der Bühne spricht, muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen.“

Der Spaß ließ eine Anekdote los, der Angstschweß stand mir auf der Stirn! Auf der einen Seite Tas'chen mit der ewigen Frage: „Rum oder Sahne?“ — „Theekuchen oder Butterbemmen?“ — auf der andern Seite Mlle. Fliedermuhs, die meinen Knopf ewig in Gefangenschaft hielt und alle Augenblicke mit einem Witze

loszugehen drohte, und gegenüber der Anekdoten-Spatz! Er begann: „Ein untergeordneter Schauspieler wurde ausgepocht; er trat vor und sagte, meine Herren, ich kann für sechshundert Thaler nicht so spielen, wie für zweitausend Thaler!“ hier lachte der Spatz furchtbar; alle Fliedermuhse lachten, die Wachsbeine lachten, die Zipfel lachte, selbst der Eisbock lachte lachelnd, und ich — ich? lachte als ob ich den Lachkrampf hätte! Spatz zog seine Brieftasche heraus, um sich seine eigene Anekdote aufzuschreiben; er lachte selbstgefällig: „da fällt mir eine Anekdote von einem Österreicher ein!“ — Ein Seitenstechen bemeisterte sich bei dieser Aussicht auf ein von den Toten auferstandenes Vademecum meiner beiden Seiten.

„Ein Österreicher und ein Preuße aßen Krebse mit einander; die großen Krebse lagen alle bei dem Preußen, da drehte der Österreicher die Schüssel und sagte: „mein Kaiser dreht alles herum!“ — darauf erwiderte der Preuße, indem er die Schüssel zurückdrehte: „Aber mein König bringt alles wieder auf's Alte!“ Hier lachte der Spatz furchtbar! Die Fliedermuhse lachten, die Wachsbeine lachten, der Eisbock lachte, die Zipfel lachte. Spatz zog seine Brieftasche heraus und notierte sich seine Anekdote. Da fuhr, wie eine Haubitze, Mlle. Fliedermuhs auf den Eisbock los, erschütterte seinen Rockknopf, daß ihm die Vatermörder in die Nasenflügel stießen und schrie: „was ist das? es sieht aus wie ein Krebs, es schmeckt wie ein Krebs und ist doch kein Krebs?“ Ich wünschte, Mlle. Fliedermuhs hätte einen soliden Magenkrebs! — „Eine Krebsin! eine Krebsin!“ näselte die Fliedermuhs wie eine wahnsinnige Klarinette und krebste zu mir zurück. „C'est joli, mon drès cher!“ wiederholte Herr Fliedermuhs. — „Die Anekdote ist sehr gut,“ begann der nimmer ruhende Spatz, „wie jemand einem Juden den herrlichen Vollmond zeigte, und dieser darauf sagte: „Eppes rar's von'r Vergüldung!“ — Hier lachte der Spatz furchtbar, die Fliedermuhse lachten, die Wachsbeine lachten, der Eisbock lachte. Spatz zog seine Brieftasche heraus und notierte sich seine Anekdote. Da faßte mich Mamsell Fliedermuhs mit beiden Händen bei zwei Rockknöpfen und schrie: „Wie viel wiegt der Mond, wie viel wiegt der Mond?“ — Ich erfuhr eben, welche Last ein Mondkalb ist! — „Ein Pfund! ein Pfund!“ schrie sie, „denn er hat vier Viertel!“ Dabei klatschte sie in die Hände, und in der hinreißendsten Begeisterung hatte sie meine zwei Rockknöpfe mit hingerissen und diese rollten, als zwei rührende Opfer des geselligen Tons, zu meinen Füßen nieder.

„Das ist himmlisch! mon drès cher!“ sagte Mad. Fliedermuhs. Tas'chen aber lispelte mir ins Ohr so nahe, daß ihr Odem wie ein warmer Frühlingshauch meine Wangen berührte: „Lieber S., noch nie hab' ich mir so geisterartig unterhalten, als eben jetzt in Ihrer penetrablen Gesellschaft!“ „Schwärmerin!“ flüsterte ich

zurück, „wissen Sie nicht?“ — „O ja,“ — erwiderte Taschen, „ich weiß recht gut, was Lessing in Goethes Geisterseher sagt; ich hab' ihn aufs Theater gesehen, Sein oder nichts Sein?“ — „So heißt es nicht,“ sagte ich, „sondern: mein oder nicht mein?“ „Ich weiß,“ versetzte sie, „der Komiker hat damals das nur so extemporiert!“ —

„Voyez!“ — sagte Madame Wachsbein; „voyez! Taschen et Mar. S. se parlent dans leur oreilles.“ „Ja! voyez!“ — sagte Herr Fliedermuhs, der in Gedanken saß und glaubte, seine Frau spräche: — „Ja, voyez! Taschen et Mar. S. se parlent dans leur oreilles.“ Madame Fliedermuhs warf einen grimmigen Blick auf ihren ehelichen Fliedermuhs. „Da fällt mir eine Anekdote ein!“ schrie Spatz, allein mein Flüstern mit Taschen hatte ein ander Gespräch flott gemacht, nämlich die Liebeleien, Brautschaften, zurückgegangene Partien und Heiratsgeschichten der ganzen Stadt, und hier glänzte Mlle. Zipfel als lebendiger Adreßkalender aller Heiratsfähigen. Obwohl nun Mlle. Zipfel ihre Aufmerksamkeit auf den Eisbock richtete, ich auch ganz neidlos ihr vom Herzen alle Eisböcke der Welt gegönnt hätte, so schien sie doch piiiert, daß ich dem kleinen Zipfel ihres restierenden Frühlings keine Huldigung darbrachte, und da Mlle. Zipfel vielleicht hundert Zipfel unter ihren Ahnen zählte, Mlle. Wachsbein aber von Ahnen gar keine Ahnung hatte, so schien es ihr eine aristokratische Sünde, in Gegenwart eines adeligen Spätherbstes einem bürgerlichen Frühlinge schön zu thun. —

„Da spinnt sich wohl eine kleine Amour an?“ fragte sie Spatz. Taschen fuhr zurück; ich aber war boshaft genug, zu fragen: „Fräulein von Zipfel spinnen wohl nicht? Die Ritterfräulein im hohen Mittelalter haben sonst alle gesponnen!“ — Da hob Assessor Eisbock sein hausbackenes Gesicht aus den zwei Papier-Vatermördern heraus, schickte ein Lächeln voran und sagte: „Es ist nichts so klar gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen.“ Nachdem er diese große Wahrheit gesagt, lächelte er, kroch wie eine Schnecke in sein Papiervatermörderhaus zurück, lächelte noch einmal und sprach diesen Tag (Theetag) nicht wieder.

Neben mir und um mich aber schallte und klang und tobte es, denn die Zipfel und der Spatz und alle Fliedermuhse und sämtliche Wachsbeine sprachen auf einmal: „Sechs Jahre waren sie verlobt und“ — „Die sind schon längst geschieden!“ — „Der kann sie gar nicht ernähren!“ — „Mlle. X. ist aufgeboten“ — „Herr Z. hat die Mlle. N. sitzen lassen“ — „hat einen Brief aufgefangen“ — „Die bildet sich's ein, aber es wird nichts d'raus“ — „Sie hat ja gar nichts,“ — „nein, das ist längst aus“ — „Die Schwester meiner Mamsell ist Kammerjungfer bei der Schwester der Mademoiselle, die erzählt“ — „sie hat d'rauf gerechnet, aber“ — und inzwischen tönte der Spatz: „ach, da weiß ich eine

herrliche Anekdote!“ und Pinchen streckte abwechselnd die Hand nach allen lebenden Rockknöpfen aus und gackerte, um einen Witz zu legen. Ich sah schmerzlich nach der großen Spieluhr, die alle Stunden eine andere Melodie und eben jetzt die Melodie spielte:

„Wer nur meine Leiden kennte,
Schenkte gern sein Mitleid mir!“

Ich erschrak, denn ich glaubte, die Uhr spielte aus meinem Innern heraus.

Taschenuhr spielte aber: „Ich habe schon längst eine Sympathie gegen Sie gehabt; bloß weil ich die Naturgeschichte über alles liebe und Ihre Blätter immer das Schönste daraus haben!“ Da brach Mad. Wachsbein vom Tische auf und sagte:

„Meine Verehrtesten, wir wollen nun ein bischen Dilettanten genießen!“

Und es ward Abend, und es ward Morgen, ein Tag.

Humoralbriefe.

An J. von W. in B.

München.

Nein, so haben wir nicht gewettet, meine Holde! Ich habe Ihnen meinen kleinen Schreibfinger versprochen und Sie wollen die ganze Autorhand!

Sie sitzen in Ihrem Boudoir, Sie halten sich das niedliche Füßchen hübsch warm, und das fröhliche Herzchen hübsch kühl; der Postträger bringt Ihnen meinen Brief, die Grazien lesen mit Ihnen, sie legen ihn auf Ihre Toilette, zu Ihren Waschwassern und zum Kreimütigen, lächeln, und damit bin ich und Brief vergessen. Ja, wenn ich dieses Lächeln sehen könnte! —

Ich aber soll Ihnen, so wollen Sie es durchaus, meine Ansichten über Süd und Nord, über Wien, Berlin und München, über Literatur, Kunst, Geselligkeit — und was jetzt noch zur lieben Hausmannskost gehört, mitteilen.

„Ich! eine arme Magd! unkundig des verderblichen Geschäfts!"

Auch über Politik? Ach Gott! was will eine Dame, eine reizende, schöne, junge Dame von Politik? Wenn Sie wissen, daß der König von Frankreich wirklich König von Frankreich ist, so wissen Sie genug, und mehr, als ich selbst mit Bestimmtheit weiß. Was brauchen Damen Politik? Wenn sie nur ihr monarchisches Herz mit konstitutionellen Institutionen umgeben, wenn sie das Oberhaus des Verstandes immer in Einigkeit mit der Herzenskammer der Empfindungen einig haben!

Die Berliner Literatur? „Gäb' es anders dergleichen!" ach, um die bekümmere ich mich nicht, das würden Sie gleich sehen an meinen vollen, frischen Wangen, an meinem heitern Blick, an meiner Eßlust.

Aber da kam mir heute ein Blatt des Holzliteraten Gubitz, des Mannes von dem Gewissen der Langweiligkeit, in die Hand, und ich sehe mit Erstaunen, daß die Bühnendichter sich wieder regen, und daß „unser lieber Gubitz", wie ihn alle Juden in Berlin heißen, vergaß, wie er sich mit seinem Häring-Timpe auf die Strümpfe machte, daß er wieder mein Freund genug ist, um

in seinem Blatte gegen mich loszuziehen zu lassen! Ich sehe, er hat einen „Zimmermann“ gefunden, er bleibt doch hübsch bei seinem Metier, Holzschneider und Zimmermann

Ach, meine Schöne, lesen Sie doch die ästhetische Diarrhöe dieses jungen Doktors; o junger, hoffnungsvoller Zimmermann, fahre so fort, du kannst noch einmal ebenso berühmt werden, wie Herr Gubitz und sein Gesellschafter im Holzschneiden, und bei den Berliner Bankiers für Geist und Herz zu Tische gebeten werden.

Sehen Sie, meine verehrte Freundin, die Berliner Bühnendichter und die Bourbons sie haben in ihrem Unglücke nichts gelernt, sie haben nichts vergessen. Nach der ersten Restauration, d. h. als ich Berlin verließ, und Gubitz, Häring und Förster allein sich wieder breit machten auf dem papiernen Journalthron, haben sie nicht, doch nicht gelernt zu schweigen, in Demut zu schweigen über mich, der ich ihnen schon einmal in conspectu populi einen Schilling gegeben, daß sie geflennt haben wie die Schulknäblein, und hübsch artig wurden, und mir ein Patschhändchen gaben und versprachen, sie wollen es nimmer thun, ich möchte nur die Rute verstecken. Aber trau' einer einmal ungezogenen Kindern! Sie sagen jetzt wie die Russen: „Gott wohnt hoch, und der Saphir wohnt weit“ Ruhig, Kinderchen, der Witz hat noch einen längern Arm, als die Dummheit; ich sage Euch noch einmal: „ruhig, Kinderchen!“

Ich glaube, daß es wahr ist, meine schöne Freundin, was Sie mir schreiben, daß die Berliner ausrufen:

„Ist denn kein Saphir unter uns!“

wenn sie sehen, wie die knorrige und knurrige Krüppelholzliteratur im Sande wieder wuchert und sich breit macht. Gelassen, meine lieben Freunde! Euch kann geholfen werden! Ich will diese Pharaos wieder heimsuchen, welche die Kinder meines Geistes nicht in Frieden wollen ihres Weges ziehen lassen. Kömmt so ein leberner Bemerker-Zimmermanns-Lehrjung und beschimpft mich, und sagt, er wolle zugeben, ich habe Witz! Wie viel solche Zimmermänner und Gubitze muß man denn zusammenstoßen, bis sie begreifen, was Witz ist?

O, daß Euch der Börne hole!

Sie wissen ja selbst, meine geistreiche Freundin! wie sie alle vor Börne und Heine auf den Knieen lagen, wie ihn der Gubitz angesellschaftet, der Haring angehöringt, und der Förster angehofrätelt hat, wie sie mit den Blähungen dieser Männer aus dem humoristischen Feuerofen, wie mit Weihrauch, vergötternd in ihren Blättern herumräucherten, wie sie um Börnes Geist wedelten, wie die Möpse um die edle Dogge, und dann, als Börne und Heine in ihrem politischen Schnupfen, den sie sich in der Pariser Zugluft holten, gegen das heilige, deutsche, römische Reich bluthüstelten

und gefährliche Gedanken ausnießten, da, o glückliches Deutschland, da bewies Häring im Brock-Narren-Haus-Blatte, Börne sei ein Jude; darauf lächelte er. und Preußen war gerettet! Er bewies, Börne sei ein dummer Kerl, und Deutschlands Ruhe war hergestellt, und ein Berliner Geheimrat lud ihn zum Thee, klopfte ihm auf die Achsel und sagte mit dreifärbigem Ton: „Sie sind ein Patriot!“ und Häring bat sich den Patrioten schriftlich aus, um ihn seinen Kindern zu hinterlassen, die vielleicht einmal dadurch Hofräte werden können!

O, daß Euch der Börne hole!

„Habt Ihr ihn gelesen, den Häringsalat?“ Wie schmeckt er? — Raten Sie, meine Freundin, doch dem Herrn von Holtei, da er doch für die Armenspeiseanstalt lies't, er möchte diesen Häringsalat lesen. Der wohlthätige Mann! Wenn auch die Armen nicht durch diese Vorlesungen gespeis't werden, so können sie doch hineingehen und den Appetit verlieren, das kömmt dann auf Eins heraus!

Sehen Sie, meine edle Freundin! die Satire ist stärker als die Freundschaft; jetzt erst habe ich Lust, ein wenig nach Berlin zu kommen; ich muß sie wiedersehen, ich muß zu Gubitz sagen:

„da mihi Basia mille!“

Meine Seele lechzt nach dem Anblicke von Bühnendichtern!

Wahrlich, ich will sie von nun an wieder in die Zucht nehmen, die wieder auf Tisch und Bänke springen; ich will es der Residenz erzählen, wie man Berliner Literat wird. Doch zuerst eine kleine Antwort auf Ihr Begehren in Hinsicht der Städte Wien, Berlin und München.

An J. von W. in B.

München.

Ich soll Ihnen, meine geistreiche Freundin, meine Ansichten über die Städte Wien, Berlin und München mitteilen, und zwar, so sagen Sie in jenem leichten, ungenierten Tone, wie ich mit Ihnen abends stets zu plaudern pflegte. O! man plaudert viel angenehmer und leichter, wenn man in Ihre zwei plauderhaften blauen Augen schaut, und die geistreiche Regung Ihres Angesichtes mich anregt! Geben Sie mir vor allem den Archimedespunkt außer diesen drei Städten, denn ach, in Wien will man keinen Humor, in München versteht man keinen Humor, und in Berlin will und versteht man den Humor, um ihn — zu hassen.

Wien ist eine große Stadt, Berlin ist eine Stadt, die groß ist, und München ist groß wie eine Stadt. Das Leben in Wien ist ein flottes, frohbewimpeltes Schiff auf der schwellenden und frischströmenden, blaulachenden Donau; das Leben in Berlin ist ein gefirnißter, trockener, aber ästhetischer „Appelkahn“ auf der philo-

sophisch dünnen Spree, und das Leben in München ist ein bequemer, behaglicher, wohlverproviantierter, aber flacher Floß auf der gutmütig fortschmollenden Isar.

Die Stadt Berlin hat die fixe Idee, eine Stadt sein zu wollen, sowie die Mittwochsgesellschaft glaubt, eine Gesellschaft zu sein. Berlin aber ist bloß ein Gesellschaftsspiel von Häusern. Die Häuser sind zusammengekommen, um Thee zu trinken, und haben neben einander Platz genommen, sie stehen neben einander große und kleine, wie Minister und Referendare, steif, lächelnd und leblos. Die große Friedrichsstraße ist die Leibbinde Berlins, aber nicht ihr Anmutsgürtel; mir ward immer in ihr zumute wie in Goethes westöstlichem Diwan. Da ist alles hübsch glatt und fein und geschniegelt und zierlich, aber kalt und schroff. Blumen ohne Duft, Nachtigallen ohne Stimme. Wenn man in der Mitte dieser Straße steht, hat man keine andere Empfindung, als daß diese Straße zu dem einen Thore hineinspaziert, um zu dem andern gegenüber wieder herauszuspazieren. Ein jedes Berliner Haus ist, wie ein jeder Berliner Mensch, ein freier gebildeter Egoist, es schließt sich bloß aus Konvenienz und weil es sich so schickt an die andern Häuser an, aber nicht aus Herzensdrang, aus Neigung zur Geselligkeit.

Ich bin überzeugt, meine verehrte Freundin, wenn die Berliner Häuser in eine Konditorei gingen, jedes Haus würde sich an einen andern Tisch setzen, und das Haus von der Jerusalemsstraße würde bei sich von dem Hause in der Königsstraße sagen: Der Racker! Der Geist der Zivilisation, ein Kommandostock, hat den Berliner Häusern anbefohlen, sich in Reih' und Glied zu stellen, Brust heraus! Sie bilden Straßen, bloß um die Menschen höflich durchzulassen, und ein Haus steht neben dem andern da, damit sich des Nachbars Haus ja beileibe nicht auf seinen Platz stelle! Die Stadt, wie ihre Literatur hat keine Höhen, keine Türme, keine Glocken, bloß Knarren. Der große Opernplatz allein ist ein gebautes Feenmärchen, ein steinernes Epos mit lyrischen Episoden, und das anspruchslose, bescheidene Haus mit seinem anspruchslosen, liebenswürdigen, herzens- und gemütsklaren König, mit seiner Brust voll reiner Menschenliebe und Gerechtigkeit, dieses Häuschen ist der Zauberstab dieses Feengemäldes! Alle andern Plätze scheinen bloß zur Schildwache auf ihre Stelle beordert zu sein, und warten mit Langeweile auf die Ablösungsstunde. Die Straßen nehmen sich eine die andere nicht in den Arm, oder wie man in Berlin sagt: sie fassen sich nicht unter, um durch die Stadt zu laufen.

Da ist es in Wien ganz anders, meine schöne Freundin! da laufen alle Straßen Arm in Arm, oder wie man in Wien sagt: mit verschlenkertem Arm wie herzensliebe Freunde durch die ganze Stadt; kommt ihnen eine andere Straße in den Weg, ei, da wird

ein bischen angehalten und freundlich die Köpfe zusammengesteckt. Die Häuser stehen da und rufen sich gemütlich „guten Morgen“ oder „guten Abend“ zu, und plaudern hinüber, mit den Häusern gegenüber, und es scheint immer, als wenn sie noch nicht aus einander könnten, weil sie sich noch immer etwas ins Ohr zu flüstern haben. Ein Wiener Haus ist auch wie ein Wiener Mensch; sieht es irgendwo ein anderes Haus stehen, da stellt es sich gleich freundlich und gutmütig und gesellig zu ihm hin und macht seine Bekanntschaft, und wenn wir die Sprache der Häuser verständen, so würden wir hören, wie ein Haus zum andern sagt: „wollen wir heute Abends zum Sperl gehen? da giebt's a delikat's Schnitzl, kommen's mit mir!“

Jedes Haus in Wien ist eine liebliche, freundliche, schalkhafte Donaunixe, und singt den Vorübergehenden zu:

„In meinem Schlößlein ist's gar fein u. s. w.
Komm, Ritter, kehre bei mir ein.“

Den Wiener Häusern sieht man es an, daß Menschen darin wohnen; den Berliner Häusern sieht man es an, daß Berliner in ihnen wohnen.

Es ist in Deutschland Gewohnheit geworden, zu sagen: „In Berlin atmet und denkt man frei, in Wien atmet und denkt man ängstlich.“ Ich weiß es nicht, mein Brustkasten hat kein Gedächtnis, aber so viel weiß ich, daß man in Berlin nicht mit der Brust, sondern mit dem Gehirn atmet und fühlt, und daß man in Wien mit dem Herzen denkt. In Wien drückt man sich gegenseitig an das Herz; in Berlin drückt man sich an den Kopf.

Doch ich wollte ja vorerst bloß von der Stadt qua Stadt sprechen; von den Menschen, Schriftstellern in meinen späteren Briefen.

Der Stephansturm! Dies eine Wort schlägt tausend Berlins tot! Er steht da wie ein ernst freundlicher Großvater unter den zahlreichen Häuser-Enkeln, die um seine Kniee herumspielen und die Händchen zu ihm emporstrecken. Ich bin oft in Wien den ganzen Tag über ein wüster Mensch gewesen, und die halbe Nacht dazu; mein Kopf hatte von all' dem Treiben und Toben oft Sodbrennen, und mein Herz den Katzenjammer; da setzte ich mich noch um zwölf Uhr hin vor Benko's Kaffeehaus, und sah hinauf an Sankt Stephan, der da stand wie ein erhabener Mahner, wie ein aufgehobener Zeigefinger des Gewissens, wie ein ewiger, unbekannter Warner, gehüllt in seinen Schattenmantel, der in Riesenfalten über die kolossalen Glieder niederfloß: da ebneten sich die wild bewegten Wogen meiner Brust vor dem stillen Segensanblick dieses frommen, altergrauen Greises. Friede und Ruhe zog in meine Seele ein, ich ging als ein guter Mensch wieder nach Hause, wenn es auch die Wiener Polizei mir nicht immer glauben wollte.

Jedoch, ich höre Sie schon ungeduldig ausrufen: München, München, kommen Sie doch einmal zu München!

Hier, meine Schöne, kratze ich mich, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, ein Bedeutendes hinter dem Ohre, hüstle, nehme eine Prise, trinke ein Glas Pichlbräubier, seh' mich um und beginn' schüchtern: München, meine Holde, ist ein Häuserstiefel, ein antiker Ballen, neu modern vorgeschuht mit gotischem Absatz. München wird in zwei Teile eingeteilt, in die Münchner Stadt und in die Stadt München. Ich will Ihnen das in meinem nächsten Briefe erklären.

An J. von W. in B.

München.

Sie haben mir also gezürnt, meine schöne Freundin! gezürnt über meine Ansicht der Berliner Straßen? Das hätte ich sehen mögen, es hätte mich gar zu sehr gefreut! Das blaue Koller-Aderchen hätte ich sehen mögen, wie es auf dem Elfenbeinthrone der Gedanken auf Ihrer Stirn anschwoll, und wie aus Ihrem klaren Augenhimmel kleine Zornblitze fuhren; ich hätte keinen Blitzableiter auf mein Herz gesetzt, sondern ich hätte sie alle einschlagen lassen! Sie haben gezürnt! Wenn das ist, so wird noch aus der Taube ein Lämmergeier, und aus Gubitz ein Schriftsteller!

Sie zürnen, und bitten dennoch um die Fortsetzung meiner Briefe? Wie? wenn ich nun auch zürnte? Wenn ich nun meine Briefe eben da, wo sie anfangen, himmlich interessant und göttlich geistreich zu sein, abbräche, und Sie Ihren Freundinnen beim nächsten Thee nicht Wort halten könnten, und Ihnen die versprochene Schilderung Münchens von Saphir nicht vorlesen könnten?! Es wäre gräßlich! Sie müßten dann vielleicht noch ein Gedicht: „Der Tod des Trompeters" aus der Mittwochsgesellschaft anhören! Nein, ein Bösewicht bin ich zwar, aber ein Barbar bin ich nicht! Den „Tod des Trompeters" sollen Sie, meine geistreiche Freundin, nicht sterben!

Sie glauben gar nicht, was wir hier über „den Tod" gelacht haben! Die Mittwochsgesellschafter sind doch komische Leutchen! Sie setzen einen Preis aus auf das beste Gedicht; Chamisso gewann den Preis; das hätte ein Blinder vorausgesehen! Einen Dichter haben sie in der Gesellschaft, und setzen einen Preis aus, ob er über sich selbst den Sieg davon tragen wird. Aber es ist nichts so übel, es hat doch seine guten Folgen: hier ist eine seit zwölf Jahren an Melancholie leidende Frau durch das Gedicht kurirt worden, welches der Schau-Dichterspieler von Holtei bei diesem Hohl-Bein-Totentanz nach Raimunds Aschenlied sang, und im Junggesellschafter abdrucken ließ.

Schon bei den ersten Zeilen:

„Wer trägt sein graues Haar
So stolz (?), so wunderbar?
Kein Jüngling trägt es so,
Das ist der Chamisso! (!!!)
Er lebe!"

fing die Melancholische an bedeutend zu lachen. Aber als wir die zweite Strophe lasen, da war sie komplet genesen:

„Der die geschälte Frucht
Des Cocus aufgesucht,
Trinkt lieber unsern Wein, Grünberger?)
Läßt Wilde Wilde sein,
Und steigt als Musenmann (Muselmann?)
Kühn zum Parnaß hinan,
So mög' er rüstig stehen,
Mög' herrlich weiter gehen,
Er lebe!"

Der gute, biedere, geistreiche Chamisso! womit hat er das verdient?! Chamisso wird sich nun nicht zu raten wissen; er soll „rüstig steh'n" und „weiter geh'n"; „dei jienge wohl, aber es jeht nich!"

Und Sie klagen über Langeweile? Sie verstehen es nur nicht, die unendliche Komik der Berliner Literatur so heraus zu finden! Darin will ich Sie doch in meinen spätern Briefen unterrichten, und jetzt in meiner begonnenen Einteilung Münchens in die „Stadt München" und in die „Münchener Stadt" fortfahren.

Sehen Sie, meine schöne Freundin! den Unterschied, den ein Wort vor- oder nach-gesetzt bewirkt, werden Sie aus dem französischen „femme-sage" und „sage-femme" am besten beurteilen können.

Die „Münchner Stadt" ist eine gute, ehrliche, treuherzige, gutzuleidende, hübsche deutsche Frau von altem Schrot und Korn; die „Stadt München" ist eine vornehme, neumodische, schöne, steife und gezierte Dame. In der „Münchner Stadt" wohnen Männer und Weiber und Kinder, in der „Stadt München" wohnen Herren und Damen und junge Herrschaften. Die „Münchner Stadt" (beiläufig gesagt derjenige Teil der Stadt, in welchem ich wohne) erstreckt sich vom Sendlingerthore bis zu der Theatinerkirche, vom Karlsthore bis zum Isarthore. In diesem Umkreise liegt die gute, freundliche, ehrliche Haut, die „Münchner Stadt"! Jedes Haus sieht aus wie ein Münchner Bürger, schlicht, einfach, ehrlich, treuherzig und geradezu. Da ist kein Zwang, keine Verstellung, wie sich jeder Münchner von Angesicht so giebt, wie es in seinem Herzen ist, so schaut hier gerade jedes Haus so aus, wie es in-

wendig beschaffen ist. Die Häuser in der „Münchner Stadt" haben keinen äußern Prunk, keinen leeren Schein, aber sie stehen so freundlich, so bekannt und so fidel da, daß es eine Freude ist. Die Häuser stehen neben einander, als wären sie plötzlich alle herausgelaufen, um etwas zu schauen, was auf der Gasse vorgehet: sie sind gar nicht recht angezogen. Ein Haus steht da in Hemdärmeln, das andere hat eine kurze, blaue Jacke an ein drittes lehnt sich seinem Nachbar ganz bequem auf die Schulter; ein viertes steckt seine Erker-Nase in die Straße hinein; ein fünftes hat ein Bein in die Höhe gezogen, und balanciert auf einem Fuße; ein sechstes hat den ersten Stock herausgebogen, und sieht damit bei sich selbst zu ebener Erde ins Fenster hinein; ein siebentes hat sein Dach, wie eine Mütze, tief in die Augen gesetzt, damit die Sonne es nicht blende; ein achtes zog das Dach bis über die Nase herab; ein neuntes setzt sein Dach schräg und hochvermegen auf's linke Ohr u. s. w. Hier macht ein Haus ganz kleine, verliebte Fensteraugen, und reißt dabei den Thor-Mund gewaltig auf; daneben hingegen macht ein Hausgang große, gewaltige Fensteraugen, und ein kleines Thür-Mäulchen, wie eine schnippische Kammerzofe, wenn sie gerne küssen möchte, und doch nicht möchte! Bald scheint ein Haus das andere auf den Rücken zu nehmen, und ein anderes steckt seinen Kopf dazwischen und sagt: „Was habt's es denn mit einander?" Da steht ein Haus, dem die Strümpfe über die Beine des ersten Stockes hinunter schlottern, und dicht dabei ein anderes, das eben sein neues, gelbes Kamisol angezogen hat. Kurz, die Münchner Stadt ist was eigentümlich Freundliches, und so etwas, was einem wohl thut und wohlgefällt, eben weil alles so ungeniert und doch so kommod und herzig ist. Die Straßen in der Münchner Stadt sind Volkslieder, und jedes Haus darin ist ein naives und liebes Schnaderhüpferl. Zwischen diesen Schnaderhüpferln giebt es auch einzelne Steinklassiker, „Bräuhäuser" genannt. In diesen Steinklassikern ist Malz und Hopfen nicht so verloren, wie in andern großen Steinklassikern der modernen Zeit. Bairisch Bier! Ach, meine Schöne, davon haben Sie keine Idee! Was ist Ihr Berliner Weißbier gegen unser Bairisch Bier! Ungefähr eben das, was eine kühle Blonde in Berlin gegen eine heiße Brünnette in München ist. Die hiesigen Bräuhäuser sind die ersten und tüchtigsten Stützen des Staates, und die Eigentümer thun dem allgemeinen Besten mehr Nutzen, als die Mittwochsgesellschaft in Berlin.

Da habe ich das Konversations-Lexikon nachgeschlagen im Buchstaben P. Da fand ich:

„Pauline, Prinzessin von Wolfenbüttel"

eine Seite voll; über:

„Periode"

drei Seiten in unendlichen Perioden, aber nirgends fand ich „Pschoor".

Pschoor ist aber ein Mann, der für die Mitwelt mehr reelles Verdienst hat, als die hochselige Prinzessin und als alle Perioden. Er besitzt das erste und größte Bräuhaus unserer Zeit, und bezahlt dem Staate an 10[illegible],000 fl jährl. Malzaufschlag.

Nun frag' ich Sie, meine holde Freundin! verdient der Mann, den noch überdem bürgerliche Tugenden schmücken, nicht ebenso gut eine Stelle im Konversations Lexikon, als Papst Alexander und das deutsche „Postwesen"? Allein der Weg, den das Konversations-Lexikon zum Nachruhme anweiset, führt durch ein Durch-Haus, durch Brock-haus. Das Konversations-Lexikon fabriciert Nachruhm von Brock-hausgnade, und wir werden bald darin lesen: „Mad. Brockhaus, gewesene Komödiantin Wagner, unsterblich durch ihr Talent, mit dem sie Mars, Schröder, Crelinger u. s. w. überstrahlte."

Die „Münchner Stadt" hat noch ein Prädikat: „Au" genannt, eine Vorstadt, mit welcher sie durch die Copula der neuen Isarbrücke zusammenhängt. Sehen Sie, meine schöne Freundin, diese herrliche Brücke, die kühn und frei, wie der Sprung der Iris, von einem Ufer an's andere springt, sehen Sie, diese edle Symplizität, diese zweckmäßige Gediegenheit und doch beschwingte Leichtigkeit. Der Baumeister dieser Brücke hat sich damit ein unsterbliches Verdienst um die Stadt München erworben. Er war der städtische Bau- (nicht Geheim-) Rat Herr Probst, der nun selbst schon die lange Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit passiert hat und mit dem Segen und teueren Andenken seiner Mitbürger einging in eine Welt, wo das wirkliche Verdienst belohnt wird, und wo kein anderer für uns den Lohn einstreicht für das, was wir auf Erden gebaut haben. Die Brücke ist herrlich, aber kein dankbarer Stein nennt den Namen des Erbauers; kein Lohn schmückte die sorgenumzogene Schläfe des würdigen Meisters. Nur der edle biedere Magistrat Münchens belohnte aus eigenem gerechten Antriebe sein Verdienst, und ehrt auch in der Familie des Verstorbenen seinen Wert und Charakter.

Doch genug von der „Münchner Stadt"; ich komme zu der „Stadt München"; bis dahin leben Sie wohl, meine schöne, liebreizende Freundin.

Die „Theatinerkirche steht majestätisch und erhaben am Ende der Theatiner-Schwabingerstraße, und ruft der Münchner Stadt ein „Halt" zu. Hier beginnt die Stadt München, das neue Athen; da hören die Häuser auf, und die Gehäuse beginnen. Die Wohnungen sind zu Ende, und die Logements fangen an. Sie treten da, meine holde Freundin, aus der Prä-Klenze'schen in die Post-Klenze'sche Bauwelt; hier fangen die Häuser an, die eingegraben

werden, bevor sie geboren sind, und ausgegraben, wenn sie ihr seliges Ende erreicht haben.

Die „Ludwigsstraße" gewährt einen imposanten, großartigen Anblick; die Häuserreihen rechts und links stehen wie eine Phalanx da, und der Totaleindruck dieser Steinschöpfung ist wahrhaft erhaben, den weitaussehenden und geistig großen Intentionen König Ludwig's angemessen. Wie auf das schöpferische „Werde" entsprang durch König Ludwigs Geist diese riesige Straße und eine neue Welt von Bauten im edelsten Stile diesem sonst verödeten Teile Münchens.

Wer von dieser Seite in München einfährt, wird von dem Anblicke dieser prachtvollen Straße und den sie umgränzenden, teils fertigen, teils noch unvollendeten Prachtgebäuden freudig überrascht werden.

Mit der Schönheit dieser Stadt München geht es aber, wie mit jeder Schönheit, wie mit den schönsten Frauen, sie sind im ganzen schön, in's einzelne aber darf man nicht eingehen; der Zergliederer der Schönheit ist zugleich ihr Mörder

So wie Jean Paul sagt: „Architektur ist gefrorne Musik," so paßt dieser Ausdruck wohl insofern, als die Baukunst, wie Poesie und Musik, im Ausdruck des Geistigen eine Kunst der Zeit ist, an und für sich aber ist sie eine Kunst des Raumes, das ästhetische Wohlgefallen ist bei ihr der untergeordnete Teil, und die nützliche Zweckdienlichkeit ist ihre Basis und Grundbedingung. Ich möchte die Architektur den „Stil der Steine" und die Häuser und Gebäude „gebaute Briefe und Aufsätze" nennen.

Die architektonische Schönheit der Form eines Hauses ist seine Kalligraphie, seine innere Struktur aber die grammatische und syntaxische Richtigkeit, die richtige Einteilung der Verhältnisse der innern Teile zu einander die Orthographie, und die gehörige Einteilung der Gänge, Korridors, Treppen u. s. w. die Interpunktionszeichen.

Nun kann ein Brief kalligraphisch ein Meisterwerk sein, und von grammatischen und orthographischen Böcken wimmeln, ebenso die Steinbriefe, Häuser genannt. Dieses ist auch bei einzelnen Bauten in der Stadt München der Fall; da schaut einen manches Haus wie ein Argus mit unzähligen Augen an; aber es thäte Not, daß seine Bewohner, wie jene Besatzung des Schlosses der verzauberten Prinzessin Sinelinde, Flügel besäßen, um hinein zu gelangen, da Thür und Thor so schmal sind, daß kaum ein Seufzer der schmachtenden Ritter durchdringt.

In diesem Teile der Stadt, meine teuere Freundin, finden Sie hingegen wieder Schöpfungen, die den Ruhm ihres königlichen Gründers auf die Nachwelt übertragen werden.

Der „Bazar" mit seinen wunderherrlichen Arkaden und geschichtlichen Fresken, die gewiß von unsern Enkeln gerechtere Würdigung

erhalten werden, als von den Vätern der Bäl[illegible] unſeres Enkel. Da iſt auch die „Glyptothek,“ dieſes neue, ſt[illegible]erne Nibelungenlied, voll Duft und Poeſie, in welchem der [illegible]port der Antiquitäten königlich aufbewahrt iſt. Auch dieſes [illegible]gleichliche Gebäude, welches auf dem Kontinente ſeines G[illegible]ichen nicht hat, hat das Schickſal gehabt, nach ſeiner Vollendung [illegible] ringsum abgegraben werden zu müſſen, welches einem Witzbolde zu der Bemerkung Anlaß gab: Dies Gebäude entſpricht doch den [illegible]ßten Teile ſeines Inhaltes, es iſt auch ganz und gar wie eine [illegible]mile ausgegraben worden.

Auch die „Pinakothek“ wird ein feenartiges, [illegible]ntes Gebäude, entſprechend dem hohen Zwecke des kunſtſin[illegible]genten.

Ich bedaure, meine ſchöne Freundin, daß Sie nicht der [illegible]en Ständeverſammlung beigewohnt haben; unſere Redner nahmen alle Steine dieſer Bauten in den Mund, um dadurch Demoſtheneſſe zu werden! Gar mancher verwechſelte die unbayriſchen Namen Glyptothek mit Hypothek, und Pinakothek mit Apothek. Für die Kunſt ſollte gar nichts gethan werden: ſo will es das Völkerglück! O, meine edle Freundin, wenn wir es einmal erleben, daß Deutſchland ein einziger, konſtitutioneller Staat wird, dann laſſen wir unſere Kinder nicht mehr leſen und ſchreiben lehren!

Doch ich komme zu meiner Stadt München zurück; ich trete nie aus der Münchner Stadt in die Stadt München, ohne daß mich ein Haute-volée-Fröſteln überfällt; die Häuſer haben da eine ſolche vornehme Edukation, daß meine Seele immer Glacéhandſchuhe anzieht, wenn ſie dieſelbe anſchaut.

Aber ſchon ſehe ich Sie, meine Teuere, ungeduldig die halbaufgeworfene Purpurlippe zucken und ausrufen: Genug von den Stein-Futteralen, nun auch etwas von den Bewohnern.

Sachte, ſachte, meine ſchöne Verſucherin, da iſt ein delikates Pünktchen! Ich will mich aber ſchon ſo aus der Affaire ziehen, daß ich nicht ungezogen ſein, und doch ſo ziemlich hart an der Wahrheit vorbeiſchiffen werde.

Man könnte im kurzen ſagen: „Das Beſte an den Münchnern das ſind die Münchnerinnen, und das Schlimmſte an den Münchnerinnen das ſind die Münchner.“

Es intereſſiert Sie als Frauenzimmer gewiß am allererſten, von unſerm ſchönen Geſchlechte zu hören, und ich will, wenn Sie es den ſchönen Münchnerinnen nicht wieder ſagen wollen, Ihnen reines Bier einſchenken.

Als ich nach München kam, überraſchten mich drei Dinge vorzüglich: Die Schnelligkeit der Waſſer, die Zahmheit der Vögel, und die Geiſtprächigkeit der Frauenzimmeraugen.

Wenn Sie in den engliſchen Garten gehen, in dieſe unvergleichliche, humoriſtiſch-gemütliche Schöpfung, in dieſen botaniſchen Hesperus, da laufen Ihnen die Waſſer mit einer kühlungaus-

hauchenden Frische und Lebendigkeit vor und neben Ihnen her, als liefen sie vor schäkernden, nachlaufenden Najaden davon; es ist ordentlich, als ob der Strom ein Weiberbrieflein wäre, das stets „in Eile“ geschrieben wird. Es ist unbeschreiblich, welche eigene, anmutige Lebendigkeit diese Rapidität der Wasser dem ganzen Garten verleiht. Wenn Sie sich darauf in dem Hofgarten unter einen Baum setzen, hüpfen die Vögelchen von Zweig zu Zweig herunter, setzen sich Ihnen auf die Schulter, gucken Ihnen klug und helle in's Auge, und picken den Brosamen aus Ihrer Hand.

Und nun die Augen der Münchnerinnen! Ich habe schon so viele Augen gesehen, in viele Augen zu tief gesehen, ich habe die Augen der Wienerinnen in niederösterreichischer Mundart reden gesehen; ich habe die Augen der Berlinerinnen sprechen gesehen, Augen, die immer den Dativ, wo andere den Akkusativ setzen, Augen, die mir und mich auf einmal blinzeln: ich habe die Augen der Pariserinnen plaudern gesehen, Augen, welche konstitutionelle Monarchien mit republikanischen Institutionen proklamieren, Augen mit Trikolorblicken, die einem weiß machen, sie könnten noch rot werden, wenn man sie blau anlaufen läßt: ich habe die Augen der Engländerinnen flüstern gehört, Augen, die, wenn sie noch so softy sind, doch einen Lord vom Wollsack aus dem Konzept bringen können; aber alle diese Augen sind Stotterer und Stammler gegen die Augen der Münchnerinnen! Ein Münchner Frauenauge ist ein geborner Volksredner! Es liegt ein ganz eigentümliches Leben, eine eigene Anmut in der Beweglichkeit dieser Augen, und ich habe einmal einem Fremden, der mir sagte, er sei verlegen, wie er die Art des Blickens der Münchner Frauenzimmer nennen sollte, geantwortet: „Man kann sich nicht anders ausdrücken, als: ihre Augen trällern fröhlich, und ihre Blicke summen die Melodie: „Freut euch des Lebens“ durch die lieblich beschatteten Wimper.“

Es giebt manchmal Schönheiten, die einen groß ansehen, und dennoch kann man davon nichts anderes sagen, als: „Sie hat mich mit ihren schönen Augen angegähnt!“ Andere werfen einem einen Blinzler zu, daß man glaubt, ihre Augen haben genießt, und ich denke mir immer bei einem solchen Blicke: „zur Genesung!“ Aber in dem Blicke der Münchnerinnen liegt eine freundliche Offenheit, ein unbefangenes Frag-Amt: „Wo ist der Herr her? was will der Herr? wo geht der Herr hin? was ist's mit dem Herrn? der Herr kann mir gestohlen werden“ u. s. w.

Es ist eine wahre Freude, in diese Augen zu sehen, die anspruchslos, ohne Absichtlichkeit, so freundlich und liebreizend in die Welt hineinschauen, und das schöne Licht, das sie einsaugen, mit doppeltem Glanze wiedergeben.

Im Verhältnisse zu den Augen sind die Münchnerinnen größten-

teils schön, edelgefärbt, im Bau harmonisch, eher etwas voll als schmächtig, und im Gange ungezwungen, leicht und graziös. Bloß ihre Füße würden sich etwas betreten fühlen, wenn ich große Dinge von ihnen sagen wollte; eine Tugend, in welcher sie mit dem ganzen Norden auf gemeinschaftlichem Fuße leben.

Die Riegelhauben und die Riegellocken streiten schon lange um den Vorrang der Schönheit, d. h. die bürgerlichen Schönheiten und die charakterisierten Schönheiten. Indessen hebt sich das wieder; wir haben hier bürgerliche Schönheiten mit adeligen Physiognomien und adelige Schönheiten mit bürgerlichen Physiognomien.

Im Umgange, in Bildung, in Geist und Gemüt steht das Münchner schöne Geschlecht zwischen den Berlinerinnen und Wienerinnen mitten inne; es besitzt nicht die Prüderie und Affekterie mancher Berlinerinnen. Dafür hat es aber auch nicht jene soziale Konversations-Klassizität der Wienerinnen. Sowohl in moralischer als geistiger Ausbildung steht das Münchner schöne Geschlecht höher als das männliche.

Elefanten-Aphorismen, oder: Praktisch-theoretische Kunst, in drei Stunden ein Elefant zu sein.

Ein Handbüchlein für angehende Elefanten aus allen Ständen.

Einleitung.

„Sie haben Augen und sehen nicht,
Sie haben Ohren und hören nicht!"

Das Elefantentum überhaupt.

Ein jeder Mensch, und wenn auch nicht jeder Mensch, doch gewiß jede Verliebte und jeder Verliebte wird wissen, was ein „Elefant" ist. Ich meine nicht jenen vierfüßigen Elefanten, dessen Heimat das südliche Asien oder Afrika ist, ich meine jenen Elefanten, der in allen Gegenden einheimisch ist, wo Herzen an und für einander schlagen, wo Rendezvous blühen, und wo die zu überlistenden Männer, Väter, Tanten, Mütter, Bräutigame und Gouvernanten wachsen, ungefähr also die Gegend von Hütteldorf bis Otaheiti und von Rodaun bis Pernambuco.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß sie sich mitteilt, und in der Natur des Nils und der Verliebten, daß sie sich gerne ergießen! Zu einem liebenden Paar gehört ein Elefant männlicher Seits, und ein Elefant weiblicher Seite.

Ein „Elefant" ist ein Wesen, das in der französischen Komödie „Konfident" oder „Konfidente", im deutschen Lustspiel „Vertrauter" oder „Vertraute", und im gemeinen Stil die „Klepperpost" genannt wird. Im Augenblick, da der Mensch anfängt zu lieben, befällt ihn eine Sehnsucht nach einem Elefanten.

„Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Ein Elefant nur lindert seine Pein!"

Man hat schon Beispiele von „hoffnungsloser Liebe", o ja, besonders wo der Liebende kein Geld hat, allein man hat noch

kein Beiſpiel einer „elefantenloſen Liebe“! Noch nie gab es einen Liebenden, eine Liebende, welchen nicht die wohlthätige Natur ihren Elefanten beſchied! Ohne Elefanten keine Liebe, ohne Liebe keinen Elefanten!

In die Bruſt des Elefanten legen die Liebenden ihre ſtillen Wünſche, ihre allererſten Seufzer nieder. Bevor der Gegenſtand noch ahnt, daß er ein Gegenſtand iſt, oder ein Gegenſtand wird, oder ein Gegenſtand ſein könnte, haben die Liebenden ſchon ihre Gefühle für den Gegenſtand an dem mitfühlenden Buſen des Elefanten ausgehaucht!

Warum man die Vertrauten, Rendezvous-Garden, Brief-Übermittler, Schildwacht-Poſten der Liebe „Elefanten“ nennt? Warum? Wahrſcheinlich weil zu der Liebe ſelbſt eine Engelsgeduld gehört; der Vertraute aber von Liebenden zu ſein, dazu gehört eine Elefanten-Natur! Man man eine ſolche Ausdauer und ſolche Geduld haben, wie ein Elefant, man muß ſo klug ſein, wie ein Elefant, man muß eine ſolche riechende Naſe haben, wie ein Elefant, und man muß ſich ſo zu allen Kunſtſtückchen abrichten laſſen können, wie ein Elefant!

Früher hat man auf dieſe Elefanten auch, wie auf den wirklichen, ganze Türme bauen können; jetzt aber bei dem Raffinismus unſerer Zeit, wo die Ziviliſation ihre Moralgrundſätze bis auf die Elefanten ausdehnt, würde es nicht ratſam ſein, zu viel auf dieſe Elefanten zu bauen, denn man hat Beiſpiele von Nachſpielen, wo der Elefant die Vertrautſchaft nur als Vorſpiel ſeiner eigenen Amourſchaft ſpielte. Ein „treuer Elefant“ iſt alſo das, was ein weißer Elefant iſt, den man in Siam als eine Gottheit verehrt.

„Wer einen treuen Elefanten errungen, miſche ſeinen Jubel ein!“

„Ein treuer Elefant iſt das halbe Glück der Liebe! Gebt mir einen treuen und klugen Elefanten, und ich erob're jedes mir bezeichnete Herz!“

Was ſind alle Sinnbilder der Liebe gegen das eines Elefanten. Venus mag nur ihre Tauben ausſpannen, und Amor ſeinen gezähmten Löwen penſionieren. „Ein Elefant!“ Voilà la deviso de l'amour!

Zum Glück liegt in jeder menſchlichen Bruſt eine Art Hinneigung zum Elefantentum; man kann ſagen, jeder Menſch trägt in ſeinem Buſen einen kleinen Elefanten, der nach außen ſtrebt und gerne in Aktivität geſetzt wird.

Es giebt „bewußte Elefanten“ und „unbewußte Elefanten“, das heißt ſolche, die es wiſſen, daß ſie Elefanten, und andere, die es nicht ahnen, daß ſie zu dieſer Rolle auserkoren ſind, das nennt man „ein Elefant malgré lui même“ oder die „Tſchapperl Elefanten“. So giebt es Elefanten mit und ohne Sattel, das heißt

Elefanten, die gegenseitig wiederum sich selbst lieben; zum Beispiel der Elefant des Liebenden und die Elefantin der Geliebten lieben sich auch, und die zwei Paare machen abwechselnd die Liebenden und die Elefanten, das ist der reciproke Elefantismus, und rangiert wieder in eine andere Gattung.

Man sieht, daß die Lehre vom Elefanten sehr ausgezweigt und vielfach schattiert ist, und daß sie eine große, praktische und theoretische Gewandheit und Erfahrung bedarf.

Wir werden die Lehre

„des gewandten Elefantismus"

als notwendiges Supplement zu „Ovid's Kunst zu lieben" in einzelnen Bruchstücken mitteilen, und uns, so wie wir hoffen, ein wesentliches Verdienst um die liebende Menschheit erwerben.

Um aber dieses Werk so vollständig und so gemeinnützig zu machen, als möglich, werden wir auch Beiträge und Andeutungen, die uns von der Hand oder von dem Fuß achtbarer und erfahrener Elefanten und Elefantinnen zukommen, gerne annehmen und zum allgemeinen Besten benützen.

Woher kommt die Benennung „Elefant" für einen Vertrauten und Helfer in der Liebe, und warum heißt das Begünstigen und Rendezvous-Veranstalten der Liebe u. s. w. „einen Elefanten machen"?

Liebe ist Diebstahl, man stiehlt ein Herz, und auch bei diesem Diebstahl giebts gewöhnlich einen „Stehler" und einen „Hehler", und auch da ist oft der Hehler ärger, als der Stehler.

Woher kommt die Bezeichnung „Elefant" für einen Vertrauten, Rendezvous-Verschaffer, Begleiter und Begünstiger zweier Liebenden?

Nicht in der Mythe, nicht in der Geschichte finden wir den Quell dieser Benennung, nur ein arabisches Märchen giebt uns davon Kunde.

Schach Nadir Pitzon liebte Sherezade, nicht jene der „Tausend und eine Nacht", sondern eine dito eine. Sie liebte ihn wieder, denn er war ein Schach, und die Schache werden stets geliebt, vom Volke in genere und von den Sherezaden in specie. Allein man kann einen großen Schach lieben und nebenbei noch einen andern lieben. Dieses ist ein Recht aller Sherezaden, sie mögen nun Sherezade oder Zenobia oder Marie oder Katherl heißen. Unsere Sherezade liebte den Khulu «han, Sohn Husseins, den meine Leser schwerlich persönlich gekannt haben, der aber gewiß wert war, neben einem Schach geliebt zu werden.

Wenn man einen Schach liebt, ist das „Auslieben" mit einem andern nicht so leicht, wie das „Austanzen" mit einem andern, wenn man auch auf einen ganzen Walzer engagiert ist!

Jeder Liebende ist eifersüchtig, auch ein Schach, und wenn ein Liebender in der Stadt Wien eifersüchtig ist, und sich aus Verzweiflung und Rache in das Wasserglacis stürzt, wo er auch untergeht, wenn er nicht gut schwimmt, so ist diese Eifersucht ein wahrer Kindermeth gegen den Schierlingstrank der Eifersucht bei einem Schach! Wenn Schach Nadir Pitzon eifersüchtig war, so hatte er die Gewohnheit, einen Mastixbaum anzuzünden und den Gegenstand seiner Rache an dem Mastixbaum festzubinden. Es ist ein Glück, daß im Wiener Prater die Mastixbäume so selten sind!

Ich weiß nicht, ob meine Leser je schon das Gefühl empfunden haben, auf einem Mastixbaum zu einer „Carbonade à la Jalousie" angerichtet zu werden; allein nach allem, was man sich davon denken kann, muß es ein unangenehmes Gefühl sein!

Khulu Khan, Sohn Husseins, war auch kein Liebhaber von angezündeten Mastixbäumen, und also sehr vorsichtig, wenn er Sherezade besuchte, damit seine Hoheit der Schach nichts erfahre. Zu diesem Behufe hatte er einen Vertrauten; dieser war Hormisdad geheißen und war Aufseher der Elefanten des Schachs.

Schach Nadir hatte mehrere Leidenschaften, und da hatte er Recht; wenn wir, lieber Leser, Schache oder Schäche wären, wir hätten auch mehrere Leidenschaften; denn ich kenne Menschen, die keine Schache oder Schäche sind, und die auch mehrere Leidenschaften haben; wenn also Menschen, die nicht Schache oder Schäche sind, mehrere Leidenschaften haben, warum sollen wirkliche Schache oder Schäche nicht mehrere Leidenschaften haben!

Also Schach Nadir hatte unter anderen Leidenschaften zwei vorzügliche Leidenschaften: „Frauenzimmer" und „Elefanten". Wir, lieber Leser, unsererseits, wir können zwar leicht begreifen, wie man ein leidenschaftlicher Liebhaber von Elefanten sein kann, allein wie man ein leidenschaftlicher Liebhaber von „Frauenzimmern" sein kann, das ist uns freilich unbegreiflich, und wir würden, wenn wir Schache oder Schäche wären, gewiß einer solchen, unserem Klima und unserem Finanzensystem so zuwiderlaufenden Leidenschaft nicht Raum geben; allein das ist ja eben der Unterschied zwischen uns, lieber Leser, und einem Schach!

Also so unbegreiflich es ist, wir müssens für wahr halten, er liebte nicht nur „Elefanten", sondern auch „Frauenzimmer"! Er hatte sie in seinem Harem eingeschlossen, nicht die Elefanten, aber die Frauenzimmer, und hatte mehrere Wächter zu beiden. Er vertrieb sich die Zeit bald im Harem bei Sherezade, und bald bei den Elefanten, unter denen er auch einen Favorit-Elefanten

hatte, Babekan geheißen, Großahn des Hauses Miß Baba & Kompanie.

Die Favorit-Sultanin und der Favorit-Elefant teilten sich in Schach Nadirs Zärtlichkeit.

Obschon wir, lieber Leser, nie Elefanten gewesen sind, so können wir uns doch die beneidenswerte Lage dieser Günstlinge denken! Er hatte Wärter, welche ihm mit Dattelpalmen Luft zuwehten, andere, die ihm Sesan und Safransaft verabreichen, andere, die ihm den Rüssel mit Sennesstauden und Galbanum umwickelten, und wieder andere, welche ihm vor dem Schlafengehen einige Nummern der Brockhausschen „Blätter für literarische Unterhaltung" vorlasen!

Nur jene Stunden, welche Schach Nadir bei Babekan zubrachte und hörte, wie man dem Elefanten die Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung" vorlas, worauf gewöhnlich der Elefant ein großes Gebrüll anfing — so drückt sich nämlich das gutdeutsche „Gähnen" in der oberelefantischen Sprache aus — dann sagte Schach Nadir:

„Kojor ferid Nadon Eldir bum bam!"

welches auf sächsisch so viel heißt, als: „Den Redakteur dieser Blätter möchte ich unter meinen Elefanten haben!" — nur diese Zeit allein war die Schäferstunde Khulu Khans mit Sherezade, und immer, wenn Schach Nadir den Günstling Babekan besuchte, schrieb Hormisdad an Khulu Khan:

„Heute ist Elefant! Die Liebe ruft!"

Und während Schach Nadir sich an Babekans Gegenwart labte, erlustigte sich Khulu Khan im Gulistan des Schachs an Sherezades Seite.

Die Geschichte sagt nicht, mit was sich Khulu Khan und Sherezade die Zeit vertrieben, während der Schach beim Elefanten war, und deshalb kann ich es meinen lieben Lesern auch nicht wieder erzählen, was ich doch so gerne gethan hätte, denn historische Wahrheit ist die erste Pflicht eines Geschichtschreibers. Jedoch bleibt es uns, liebe Leser, unbenommen, Mutmaßungen darüber anzustellen. Ich, meinerseits, glaube ganz gewiß, daß Khulu Khan ihr „Wenzels Mann von Welt", oder „Dinglers Polytechnisches Journal für Industrie, Mechanik u. s. w." vorgelesen hat. Indessen, wenn der liebe Leser andere und gegründetere Mutmaßungen über die Wesenheit ihrer beiderseitigen Unterhaltungen haben sollte, so bin ich gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen.

Für uns, in diesem Augenblicke, ist es hinreichend zu wissen, daß Sherezade und Khulu Khan nur dann zusammen kamen, wenn Schach Nadir beim Elefanten war. Man kann sich denken, welche inbrünstigen Gebete für Babekan's langes Leben alle Tage

von den Liebenden zu den Göttern emporgeſchickt wurden. Allein, „die Jahre der Menſchen ſind ſiebzig, und wenn's hoch kommt, achtzig!“ Patroklus mußte ſterben, und Jeruſalem iſt zerſtört worden, und der „Telegraph“ hat zu erſcheinen aufgehört, und ein „Elefant“ ſollte ewig leben?

An einem ſchönen Morgen, an welchem die erſten Strahlen der Sonne vom Gebirg Ararat in den majeſtätiſchen Tigris hinunterfloſſen und ihr langes Haar in demſelben badeten — („Schön geſagt! Nicht wahr? Wenn auch nicht geographiſch richtig, allein doch poetiſch! Ich bin ein ganzer Kerl! Wer Anderer unterſteht ſich noch, das lange Haar der Sonnenſtrahlen von dem nördlichen Ararat in dem öſtlichen Tigris baden zu laſſen? Ich thu's! Omne licet —!“) — Alſo an einem ſchönen Morgen, dem ein Abend folgen ſollte, an dem der Schach und der Elefant und Khulu Khan mit Sherezade zuſammen kommen ſollten, fand Hormisdad den Elefanten auf dem Sterbebette! Hormisdad ließ Schach's Leib-Homöopathen kommen, und dieſer verordnete dem hohen Kranken, daß man einen kleinen Zwirnfaden auf einer Seite mit einem kleinen Blättchen einer Sennesſtaude magnetiſiere, dieſen Faden dann in einem hunderteimerigen Kübel von Krappwaſſer waſche, und dann einen Tropfen dieſes Waſſers auf ein glühendes Eiſen gieße, ein kleines Mohnkorn über den ſich daraus entwickelnden Dampf halte und dann den Elefanten an dieſes Mohnkorn in einer Entfernung von zwei engliſchen Meilen riechen laſſe. Allein, mag es ſein, daß die Vorſchrift nicht pünktlich befolgt wurde, oder daß das Mohnkorn zu groß war, das Mittel half nicht! Vergebens bemühte ſich der Leib-Homöopath, dem Elefanten begreiflich zu machen, dieſes Mittel müſſe helfen; der Elefant that's nicht! Ich weiß nicht, ob meine lieben Leſer ſchon in der angenehmen Lage geweſen ſind, einem Elefanten u. ſ. w. etwas durch Vernunftgründe beibringen zu müſſen? Es iſt nicht die leichteſte Arbeit!

Lieber Leſer, wenn du es durchaus nicht auf Brot brauchſt, ſo laſſe es Dir ja nicht einfallen, einem Elephanten u. ſ. w. etwas von Seite der Vernunft vorzuſtellen, es iſt eine undankbare Mühe! So war es auch mit unſerm Elefanten! Vergebens ſuchte der Leib-Homöopath ihm zu beweiſen, er müſſe von dieſem Mittel geneſen, vergebens zeigte er dem Elefanten die Stelle in Hahnemann's:

„Fragmenta de viribus medicamentorum positivis, sive in sano corpore humano observatis“.

wo es bewieſen iſt, daß die Krankheit ſo lange warten muß, bis das Mittel hilft, bei Lebensſtrafe; es nützte nichts! Was fragt ein Elefant nach den Geſetzen eines „sano corpore humano“? Und noch dazu ein Elefant, welcher ein Günſtling iſt, und noch dazu der Günſtling eines Schachs!

Vergebens sehnte sich der Elefant nach allopathischen vier Zentnern Heu und zwei Zentnern Tragant, um sie nach seinen Ansichten ab usu in morbis zu bearbeiten! Indessen, da wir, liebe Leser, nicht zum Konsilium gerufen worden sind, so ist es uns gleichgiltig, ob der Elefant mit Hilfe der Allopathie oder mit Hilfe der Homöopathie seinen Geist aufgab, uns ist es genug, daß er seinen Geist aufgab, was man auch „sterben" oder „hinwerden" nennt, je nachdem der Gegenstand des Gestorbenwerdens in seinen Lebzeiten rangierte. Babekan lag kalt da, maustot, so tot als das Kapital des Witzes bei rohen Menschen.

Wenn ein Elefant tot ist, was ist er? — Rate, lieber Leser!

Ein toter Elefant!

Bravo! Der Geist macht ungeheuere Fortschritte! Also aus einem Elefanten, welcher stirbt, wird ein toter Elefant! Allein ein toter Elefant kann einen lebenden Schach nicht unterhalten, und heute, grade heute, heute muß der Elefant leben, denn Khulu Khan muß zu Sherezade, um seine Vorlesungen fortzusetzen.

Verzweiflung herrschte allgemein! Hormisdad war in Verzweiflung, Sherezade war in Verzweiflung und Khulu Khan war in Verzweiflung! Bloß der Elefant war der einzige ruhige Mann bei dem ganzen Vorfall, und das bloß, weil er tot war. Der Tod ist ein wahres kalmierendes Mittel bei Menschen, Völkern, Rezensenten und Elefanten.

Khulu Khan war in Verzweiflung. Nicht wahr, lieber Leser, das gönnen wir ihm? Wer so viel liebt, muß dann und wann verzweifeln. Die Verzweiflung ist das Salz der Liebe, es erhält sie.

In der Verzweiflung schrieb Khulu Khan an Hormisdad einen Brief voll Verzweiflung.

Die Liebenden schreiben nie besser, als wenn sie verzweifeln, und sie verzweifeln nie besser, als wenn sie schreiben! Die Verzweiflung ist die allegorische Madame Jaffé mit der amerikanischen Schreibmethode, sie lernt in einer Minute schreiben!

Lieber Leser, waren Sie schon einmal in Verzweiflung aus Liebe? Wie? Nur keine falsche Scham! Also sie wissen wie die Verzweiflung schreibt! Zum Verzweifeln! Ich habe einmal in meiner Verzweiflung einen solchen langen Brief an meine Geliebte geschrieben, daß ich während seiner Verfassung ein ganzes Poulard, einen Erdäpfelsalat und eine kleine Flasche Champagner zu mir nehmen mußte, um die Verzweiflung auszuhalten!

Also einen solchen Brief schrieb Khulu Khan an Hormisdad. Hormisdad war ein Freund in der Not! Er unternahm alles Mögliche, um das Rendezvous zwischen Khulu Khan und Sherezade an demselben Abend noch möglich zu machen. Er schrieb an Khulu Khan:

„Euch zu Liebe wage ich das Äußerste! Der Schach weiß noch

nichts von dem Tode des Elefanten, er wird also heute Abend kommen, und ich werde an der Stelle Babekan's den Elefanten machen! Dieses aus Freundschaft für Dich. Bon jour."

Wie sich nun Hormisdad aus der Affaire zog, wie er es anstellte, als „Elefant" zu erscheinen und diese Rolle täuschend fortzuspielen, weiß ich nicht, es geht uns auch gar nichts an. Schach Nadir wurde glücklich getäuscht; man sagt, er war nicht der erste und nicht der letzte Schach, der getäuscht wurde, das sind politische Dinge, und gehen uns wieder nichts an. So viel ist gewiß, daß, so oft nun Sherezade mit Khulu Khan zusammen kommen wollte, schrieb sie an Hormisdad:

„Heute machen Sie den Elefanten!"

Und so oft Hormisdad „einen Elefanten" machte, so oft las Khulu Khan seiner Sherezade

„Wenzel's Mann von Welt"

vor.

Wie lange Hormisdad den Elefanten machte u. s. w., das gehört wieder nicht hierher. Es ist genug, zu wissen, daß von dieser Begebenheit her jede Person, welche ein Liebesverhältnis begünstigt, bei den Zusammenkünften Schildwache steht u. s. w., ein „Elefant" heißt, und ein Paar Liebende zusammenbringen „einen Elefanten machen" heißt.

Woher ich die Geschichte weiß, die fast niemand weiß? Das ist ein Redaktions-Geheimnis. Da aber die lieben Leser alles wissen, so gestehe ich, daß eine meiner Pränumerantinnen auf den „Humoristen", deren ich in Persien, namentlich aber unter den „Seldschuken" und „Ghaznawiden" eine schwere Menge habe, mir sie neulich mitgeteilt hat.

Hieraus ersieht der Leser, wie weit verbreitet mein Journal ist, und kann nicht umhin, auch zu pränumerieren, denn er wird doch nicht weniger gebildet sein wollen, als ein „Seldschuk" und ein „Ghaznawid!"

Wie muß ein „Elefant" beschaffen sein, und welche Geistes- und Gemüts-Eigenschaften muß ein „Elefant comme il faut" besitzen?

Eine gute Wahl bei dem „Elefanten" ist die halbe Partie der Liebe vor!

Aber wie soll man seinen Elefanten wählen? Viel Elefanten sind berufen, wenige sind auserwählt!

Das weibliche Geschlecht im allgemeinen neigt sich zum Elefantismus hin! Fast jedes Frauenzimmer, welches so viele Sommer-Sprossen auf der Jahres-Leiter des Lebens erstiegen hat, als

nötig ſind, um lieb-bar und heirats-bar zu ſein, iſt im Durchſchnitt ein Amphibion, halb Liebende, halb Elefant. Ein jedes Frauenzimmer hat etwas zu vertrauen und läßt ſich etwas vertrauen. Sie führen dieſe doppelte Buchhalterei bis zu ihrem älteſten und allgemeinen jüngſten Tag fort. Man kann verſichert ſein, bei jedem Frauenzimmer einen willigen Elefanten zu finden, wenn anders der Liebende ihr ſelbſt nicht gar zu ſehr gefällt, oder wenn anders die Liebende nicht gar zu ſchön im Verhältnis zu ihr ſelbſt, oder wenn wiederum anders die Liebende nicht etwa die Aufmerkſamkeit ihres eigenen Anbeters auf ſich zieht.

Die Frauenzimmer gönnen ſich gegenſeitig alles, mit Ausnahme von ſchönen Kleidern, ſchönen Juwelen, ſchönen Equipagen, ſchönen Sommergärten, ſchönen Männern und ſchönen Kindern.

Die erſte Liebe iſt faſt immer eine unglückliche, die erſte Eleſantie nicht minder: Wer zum erſtenmale einen Eleſanten macht, dem ſpielt das Schickſal oft grauſam mit, und nicht ſelten iſt eine ſchlecht angewandte Eleſantie Urſache an dem tragiſchen Ausgang der Liebe! Erfahrung iſt die Mutter der Weisheit und die Großmutter des gediegenen Eleſantismus! Eleſanten, die noch kein Pulver gerochen haben, ſind nicht ſehr zu empfehlen. Zu einem „Eleſanten comme il faut“ iſt durchaus nicht weniger nötig, als ungefähr folgendes:

1. Der Eleſant muß ſchon in ſechs eigenen Liebeshändeln gefochten haben.

2. Der Eleſant muß eine wachſame Mutter, zwei lauernde Brüder, vier alles beſchnüffelnde Tanten, ſechs alles aufſchnappende Nachbarinnen und fünf kläffende Pintſcher zu hintergehen und zum Schweigen zu bringen wiſſen.

3. Der Eleſant muß ein Billet-doux in Gegenwart von einem Bräutigam und von zehn naſeweiſen Quadrilletänzern an ſeine Adreſſe bringen, ohne daß jemand etwas bemerkt.

4. Der Eleſant muß ein Roßgedächtnis haben, um all den Unſinn und all den heiligen Wahnſinn zu merken und wiederzugeben, den ſich die beiden Gegenſtände gegenſeitig mitteilen laſſen.

5. Der Eleſant muß ſo klug ſein, um genug dumm zu ſcheinen, daß er die läppiſchen Streitigkeiten und Schmollgeſchichten alle für ſo wichtig hielte, als ob es ſich um eine Abdikations-Akte eines Kaiſerthrones oder um die Angelegenheit des Orients handelte.

6. Der Eleſant muß eine Viehnatur im Zufußgehen haben, denn man hat keine Idee, was man mit Liebenden auf und ab, und waldaus und waldein, und ſtraßauf und ſtraßab, und fenſterhin und fenſterher rennen muß!!

7. Der Eleſant muß auf Hunger und Durſt verzichten, auf alle Ausſicht, zu einer geregelten Zeit zu eſſen; er muß immer Schiffs-

zwieback mit sich führen, um bei gelegener Zeit seinen Hunger zu stillen.

8. Ein Elefant muß wasserdicht sein, Regengüsse und Thränengüsse müssen an seiner Wachsleinwand-Natur, ohne zu schaden, vorübergehen.

9. Ein Elefant muß zu jeder Zeit schlafen können, und von dieser Kunst allsogleich Gebrauch machen, wenn die Liebenden beisammen sind. Ein Elefant muß also wachsam und schlafsam sein!

10. Ein Elefant darf kein Nachtwandler sein; denn da der Mondschein eine große Rolle bei den Liebenden spielt, so wäre es traurig, wenn bei einem Rendezvous im Mondschein der Elefant plötzlich anfinge, auf die Wand hinauf zu klettern, obwohl ein Liebhaber in der Hand besser ist, als ein Elefant auf dem Dach!

11. Ein Elefant muß noch immer in den Jahren sein, in denen er hoffen kann, der Gegenstand, dem er einen Elefanten macht, kann ihm bei Gelegenheit einen Gegen-Elefanten machen.

12. Ein Elefant darf weder blind noch kurzsichtig sein, muß sehr gut hören und sogar ein Wittergefühl haben, kurz, er muß etwas von der Natur des Vorsteh- und Spürhundes haben, und einen nahenden Verrat schon von hundert Schritt weit wittern.

Wer einen solchen Elefanten gefunden, ist ein Glücklichliebender!

Wenn ein Mann einen weiblichen Elefanten hat, dann darf er ein bischen stark auftragen, sein Elefant verzeiht das! Er darf zum Beispiel im Übermaße seiner Empfindung die Elefantin an sein Herz drücken und ausrufen: „Ach, meine Teure!" Die Elefantin weiß dann, daß er eigentlich seinen Gegenstand ans Herz drückt, und sie nur eigentlich als Modell ans Herz gedrückt wird. Solche Irrungen der Phantasie wissen erfahrene Elefantinnen mit Duldung zu ertragen.

Wenn ein Frauenzimmer einen männlichen Elefanten hat, so darf der Elefant gewöhnlich darauf rechnen, daß sie im Enthusiasmus der Liebe, wenn sie von dem Geliebten zum Elefanten spricht, diesem die Hand drückt, das Haupt auf seine Schultern lehnt und mitunter einen Blick auf dem Elefanten ruhen läßt, der von rechtswegen ausschließliches Eigentum des Geliebten ist. So ein Blick, den man auf jemandem ruhen läßt, ruht gewöhnlich nicht, und der Elefant ist in solchen Fällen nicht verpflichtet, dem Geliebten von diesem in Ruhestand versetzten Blick etwas wiederzusagen.

Überhaupt, was an Vergeßlichkeiten, kleinen Irrungen, an Händedrücken, Blicken, mitunter auch an gegenseitigen Brustbeklemmungen u. s. w. für die Elefanten nebenbei abfällt, sind Accidenzien, und gehören in der Liebe und in dem Elefantismus zu den nicht befugten, aber tolerierten Unerlaubtheiten. Toleriert heißt in dem Elefanten-Kodex: „Etwas zugeben, was man nicht weiß, und was man nicht ändern kann!"

Die spanische Wand.

Der „Elefant", meine holden Leserinnen, ist aber nicht das einzige Exemplar in der Raritäten-Kammer der Liebe und der Galanterie. Der „Elefant" ist an und für sich ein harmloses Tier, er ist ein honnetes Tier, ein lieb- und ehrsames Tier. Wer in seinem Leben hat nicht schon einmal einen „Elefanten" gemacht, das heißt, welches Herz hat nicht schon die Liebe anderer begünstigt, das Abenteuer eines Freundes, die Absicht einer Freundin befördert? Wer, der nur einigermaßen in der Gesellschaft lebt, hat nicht schon hie und da einen Bruder beschäftigt, um seiner Schwester Gelegenheit zu geben, ihren Geliebten zu sehen? Welches empfindsame Herz hat nicht schon einer Mutter ein bischen den Hof gemacht, damit sie ihr Töchterlein nicht so genau beobachte, wenn dieser Freund ihr seine Seufzer mündlich kommentiert?

Kurz, keiner von uns schämt sich, ein „Elefant" gewesen zu sein, noch zu sein, oder bei vorkommender Gelegenheit ein „Elefant" zu werden.

Ein „Elefant" muß Geist haben, muß liebenswürdig genug sein, um im Notfall auch ein holdes Frauenzimmer so zu beschäftigen, daß sie Auge und Ohr nur für ihn und nicht für ihre Schwester, Freundin, Cousine oder sonstige Begleiterinnen habe; ein „Elefant" muß schlau sein, verschlagen, muß vor allem „présence d'esprit" haben, um bei allen Kreuz- und Querstrichen des Schicksals und des boshaft-witzigen Zufalls gleich bereit zu sein, diesem Schicksal ein Paroli zu biegen, und den Zufall mit einem Einfall außer Konzept bringen. Kurz, ein „Elefant" erfordert diplomatischen Geist! Ein guter „Elefant" ist die halbe Liebschaft! Gebt mir einen tüchtigen Elefanten, und ich erobere das unüberwindlichste Herz-Komorn; gebt mir einen klassischen Elefanten, und ich nehme es mit acht Brüdern, mit neun Gouvernanten, mit zehn Cousinen und mit einem Dutzend Freundinnen auf, wenn sie auch mit Argus-Augen und mit Briareus-Armen den Gegenstand meiner Wünsche überwachen!

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Treuen Elefant errungen,
Mische seinen Jubel ein!

Aber es passiert oft im Leben, daß der „Elefant" seinen Rüssel zu tief in unsere Angelegenheit mischt, seinen Zahn auf unsern Gegenstand selbst richtet, und aus einem Elefanten ein Fuchs wird! Das ist das Gräßlichste, was in der Praxis vorkommen kann!

Wohlthätig iſt der Eleſant,
Wenn der Freund bewährt ihn fand,
Denn jedes ſüße Rendezvous
Genießt man nur durch ihn in Ruh'!
Doch furchtbar wird der Eleſant,
Wenn er agiert für eig'ne Hand!
Wehe, wenn er, losgelaſſen,
Liebe ſelbſt im Buſen fand.
Und wenn wir ihn allein gelaſſen,
Nur für ſich ſelbſten ſchürt den Brand,
Denn die Eleſanten praſſen
Oft gar zu gerne Zuckerkand! —

Aber ganz anders iſt's mit der „ſpaniſchen Wand"! Einen Eleſanten macht man mit Bewußtſein, aus freiem Willen, aus Güte, aus Freundſchaft, aus Privatvergnügen; man ſpielt keine traurige, keine lächerliche Rolle dabei! Aber eine „ſpaniſche Wand" machen, das iſt albern, das iſt lächerlich!

Und Sie wiſſen vielleicht noch nicht, was eine „ſpaniſche Wand" in dem Fremdwörterbuch der Liebe und Galanterie bedeutet?

Sie haben noch keine „ſpaniſche Wand" gemacht, keine „ſpaniſche Wand" gebraucht? Preiſen Sie ſich glücklich, und möge Sie Gott Amor und Gott Hymen, dieſe zwei Schildwachen, die ſich immer nur ablöſen, aber nie zuſammen ihren Herzensporten beziehen — mögen Sie dieſe beiden Götter dafür bewahren, je eine „ſpaniſche Wand" zu werden!

Sehen Sie hier eine junge, hübſche Frau; ihr Mann hat einen Freund, dieſer Freund iſt Hausfreund in der ausgedehnteſten Bedeutung dieſes Wortes! Er liebt alles, was ſein Freund liebt, er möchte nichts, als das, was ſein Freund möchte; er iſt ſein Haus-Freund, Tiſch-Freund, Spiel-Freund, Spazier-Freund u. ſ. w., kurz, er iſt der Schatten des Mannes, und dieſer Schatten fällt in ſchwarzen Umriſſen auf die Frau, und dies Schattenſpiel braucht Dunkelheit, und man möchte gerne die Blicke und die Nachforſchungen des Mannes ablenken, dann, dann, ja dann ſchafft man ſich eine „ſpaniſche Wand" an, das heißt, die Frau thut, als ob dieſer oder jener Mann ſie intereſſiere. Der Freund merkt den Mann aufmerkſam, daß Dieſer oder Jener ſeiner Frau nicht gleichgiltig zu ſein ſcheint. Der Mann richtet nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Dieſen oder Jenen, er bittet den Freund, ſeine Frau und Dieſen oder Jenen zu beobachten. Dieſer Dieſen oder jener Jener wird nun mit kleinen Agacerien bei der Naſe herumgeführt, er glaubt der Begünſtigte zu ſein, allein er iſt nur die — „ſpaniſche Wand", hinter welcher das Schattenſpiel deſto unbemerkter vor ſich gehen kann.

Alle Wände haben Ohren, nur eine ſolche „ſpaniſche Wand"

hat keine Ohren; sie sieht, sie hört nicht, was hinter ihr geschieht, sie ist nur mit sich beschäftigt!

Eine solche „spanische Wand" ist ein tragi-komisches Wesen! Diese „spanische Wand" seufzt, damit ein anderer nicht seufze, sie träumt, damit ein anderer ihre Träume auslege, sie hofft, und ein anderer frißt ihre Hoffnungen realisiert auf! Diese „spanische Wand" zittert, damit ein anderer fest auftrete, und eine solche „spanische Wand" bekommt oft noch ein Duell, damit der andere auf dem Platze bleibe!

Furchtbar muß die Empfindung sein, wenn so eine „spanische Wand" erwacht und einsieht, daß sie nichts war als eine „spanische Wand"! Es muß ein demütigendes, niederschmetterndes Gefühl sein, da, wo man geschmachtet, geseufzt, gehofft und verzweifelt hat, nichts als eine „spanische Wand" gewesen zu sein! Und wenn man vielleicht gar Gedichte gemacht hat an einen Gegenstand, Elegien, Sonette, Kanzonen u. s. w., oder man ist ein Sänger, Musiker, und hat Nächte lang unter ihrem Fenster gespielt, gesungen, und weiß immer, daß man nichts war, als eine „spanische Wand"! Horribile dictu!

Und wer weiß, meine holden Leserinnen, wer von uns beim Lesen dieser Zeilen lächelt und — und —

„Man kann lächeln, und lächeln, und immer lächeln, und doch eine „spanische Wand" sein!"

Wer weiß, wie viele lebende Seufzerbälge unter uns herumwandeln, träumend, sehnend, hoffend, dichtend, die Brust gefüllt mit süßen Erwartungen, und sie sind im Grunde nichts, als — „spanische Wände"!

In allen Gattungen der Liebe und der Galanterie giebt's „spanische Wände"! Kein Rang, kein Stand schützt davor, es giebt nur eines, was uns sichert, keine „spanische Wand" zu sein, und das ist — die Häßlichkeit! Probatum est! Kein Ehemann, kein Geliebter, keine Ehefrau und keine Geliebte wird auf den Gedanken kommen, den Argwohn des Eifersüchtigen von dem wahren Gegenstand dadurch abzulenken, ihn glauben zu machen, daß ein häßlicher Gegenstand der Begünstigte sein könnte!

Es lebe die Häßlichkeit! Sie bewahrt uns vor der Schmach, eine „spanische Wand" zu sein.

Ein Kokettier-Feldzug.

Wenn der Mensch nur ein bischen Koketteriegeist hat, kann er immer zu etwas kommen!

Die Koketterie ist die Tochter der Langeweile eher als das Kind des Leichtsinns.

Die Langeweile hat verschiedene Quartiere, in unseren Journalen hat sie ein Absteigquartier, in unsern Salons das Winterquartier, aber im Theater hat sie ihr Hauptquartier.

Allüberall, in Cirkeln, in Salons, in Abend-Unterhaltungen, hofft man Kurzweil zu finden und findet Langeweile, nur im Theater bringt man sie mit und findet sie vorrätig. Es ist eine abonnierte Langeweile, man schiebt sie von seinem Hause ab und bindet sie der Öffentlichkeit auf.

Wer sich die Mühe nimmt und während eines ganzen Abends hindurch sich im Theater umsieht, die verlängerten Gesichter, die vo gehaltenen Fächer zählt, der kann sich seine eigene Langeweile dadurch etwas verdünnen.

Geht jemand des Stückes wegen ins Theater?

Selten jemand!

Man versuche und gebe das klassischeste Stück, die vortrefflichste Oper, die vortrefflichste Exekution, und bemerke dabei, daß nur eine Person der Vorstellung beiwohnen darf, die eine Person würde auch nicht kommen.

Man möchte sagen, jeder Mensch geht in's Theater aus einer Art unbewußter Schadenfreude, um Augenzeuge zu sein, wie sich andere langweilen.

Die Langeweile im Theater ist also die Mutter der Koketterie, und sie ist eine gute Mutter, sie säugt ihr Kind selbst.

An jedem andern Ort ist das Kokettieren ein Privatgeschäft, im Theater ist es eine öffentliche Unternehmung, eine Bank, eine Volkssache. Die Kunst zu kokettieren sucht noch ihren Knigge, ihren Plutarch, ihren Vauban.

Alles kokettiert, der Mann, die Frau — das Mädchen, der Jüngling — die Witwe, die Strohwitwe und sonstigen Witwen, der Witwer — die Schönen, die Häßlichen, die Jungen, die Alten — der Diplomat, Advokat, der Philosoph und der Schafskopf.

Es giebt Frauen, die nicht kokett sind oder nicht kokettieren

würden, aber die Natur befiehlt es ihnen; die eine hat Augen, die so gebaut, so gewölbt sind, daß, wenn man sie ausschnitte und zwischen die Fenster hinge, es aussähe, als ob sie kokettieren. Die andere hat einen Mund, der mit den Lippen kokettiert, Lippen, die mit dem Lächeln kokettieren, es ist physische, es ist anatomische Koketterie. Andere haben eine kokette Nase, ein kokettes Näschen, die griechischen Nasen kokettieren von oben herab, die aufgeschürzten Stumpfnasen kokettieren von unten hinauf.

Man kann durch den Handschuh kokettieren, durch den Fächer, durch das Bouquet, durch den Lorgnon. Am unwiderstehlichsten, am wirksamsten kann man durch eine „Mantille" kokettieren!

Es giebt Damen, welche ganze Bände Koketterie durch die Mantille schreiben. Die Mantille fallen lassen, halb fallen lassen, sie hinaufziehen, sie zurecht schieben u. s. w., das sind lauter Kokettier-Paragraphe.

Und nun gar der „Ellenbogen"! Ein Normal-Ellenbogen aus weißem Leben nach allen Regeln der Ellenbogen-Grammatik behandelt, kann mich in einen gelinden Liebes-Wahnsinn versetzen.

Man spricht von dem sogenannten Anmutsgrübchen in der Wange, welches von dem Druck des kleinen Fingers eines kleinen Amors entstanden sein soll, aber es giebt Anmutsgrübchen, die mit dem Zauber der Anmut die erratende Phantasie mit leisem Wonneschauer erfüllen, die Grübchen, die sich an dem Umschwung des Ellenbogens zum Arme bilden. Ein solcher Ellenbogen auf eine Brüstung gestützt, halb aufgerichtet, ein wenig in Spirallinie gezogen u. s. w. ist ein ganzer Artilleriepark an Kokettieren.

Das Theater ist der Exerzierplatz aller Waffengattungen der Koketterie, ein wahres Marsfeld.

Vor dem Theater-Koketterie-Gesetz sind alle gleich! Im Theater kann, darf jeder und jede mit jedem und ohne Unterschied des Rangs, des Logenrangs u. s. w. kokettieren. Ein jeder, eine jede kann ihr Glück versuchen, nützt es nichts, so schadt's auch nichts. Die Langeweile wird doch einigermaßen gemildert.

Es giebt Fälle, viele Fälle, wo eine Dame so ganz und gar nichts mit dem Theater, mit dem Stück, mit sich anzufangen weiß, und sie kokettiert mit diesem oder jenem Mann, oder läßt mit sich kokettieren. Letzteres sollte eigentlich polizeilich, sanitätisch verboten sein. Kokettieren läßt sich entschuldigen, die Koketterie hat ihre Natur-Berechtigung, ihre historische Berechtigung, da ist Ehrlichkeit dabei. Der Einsatz ist im Spiel derselbe, macht es der Dame ein Vergnügen, ihre Langeweile mit einer Anbetung par distance, mit einer Blick-Taubenpost auszufüllen, gut, sie riskiert das, was der Mann riskiert; jeu égal, carte ouverte.

Aber es giebt holde Schönen, die bloß mit sich kokettieren lassen! Man kann nicht sagen: sie rekokettieren, man kann nicht sagen, daß sie mit den Blicken antworten und sagen: „Schreib'

mir wieder," nein, aber sie brechen die Korrespondenz nicht ab — sie antworten nicht, aber sie nehmen die Augenbriefe in Empfang, man sieht, daß sie die Briefe lesen, gegen den Inhalt nichts haben, den Brief zu sich stecken, aber bloß als eine Autographen-Sammlung, eine Augen-Handschrift mehr im Blick-Album!

Ein solches Verfahren, ein solches menschenherzfressendes Koketterie-Verfahren sollte von einer eigenen Theater-Polizei zum Wohle der öffentlichen persönlichen Sicherheit untersagt sein. Es giebt im langweiligen deutschen Reich keinen größeren Narren als den Schreiber dieser Zeilen. Erstens schon deshalb, daß er der Schreiber dieser Zeilen im langweiligen deutschen Reich ist: dann aber, daß er noch immer nicht von der Jugendthorheit zurückgekommen ist, zu kokettieren und bei dieser Gelegenheit alle kokettierenden Wesen im Theater zu kontrolieren und zu studieren. Ja, er ist ordentlich ein Kokettier-Mouchard! Es giebt im Theater nicht zwanzig Personen, von welchen er durch jahrelange Auffassung nicht wüßte, wie, wohin, mit wem, wodurch, wie lang, zu welchem Zweck, mit welchem Geschick, ob mit Zweck oder zwecklos sie kokettieren und sich ankokettieren lassen.

Gewiß haben sich schon viele schöne Damen den Spaß gemacht, den Kokettierer und Schreiber dieser Zeilen mit einem bischen Kokettieren zum „Narren" zu halten, aber er denkt an den großen Philosophen — Montaigne — und läßt sich's gemütlich gefallen.

Montaigne nämlich, der tiefe Denker, hatte kein anderes Vergnügen als eine Katze, mit welcher er täglich eine halbe Stunde spielte. Er legte sich zu ihr auf den Teppich mit einem Knäuel u. dgl. und amüsierte sich an ihren Kapriolen.

Plötzlich gab er auch diese Unterhaltung auf; als man ihn fragte, warum? sagte er, er habe immer geglaubt, er spiele mit der Katze, aber auf einmal habe er in dem Auge der Katze etwas bemerkt, das zu sagen schien: „Du glaubst mit mir zu spielen, wie wär's denn, wenn ich mit dir spielte und ich mich mit dir amüsierte?"

So kann man in dem Kokettierspiel also niemals wissen, wer eigentlich mit dem andern spielt. Ich, der Schreiber dieser Zeilen, bin aber von der Vorsehung zu einem eigenen Kokettier-Helden ausersehen. Denn alles ist erlaubt Malern, Dichtern und — Narren.

Es war in Baden.

Wenn's in Baden regnet, muß man in's Theater gehen, um in's Trockene zu kommen, und wenn in Baden die Sonne scheint, muß man auch in's Theater gehen, um sich — aus dem Staub zu machen.

Die Akustik des Badner Theaters ist der Augensprache nicht sehr günstig, die Blicke verschlagen!

Es wurde „der falsche Schlüssel" aufgeführt. Ich saß in der

Loge und robotete Kokettieren. Das Theater war ziemlich besucht. Lange irrten meine Blicke umher, ohne irgend festen Boden zu finden.

Endlich fielen sie in der Mitte des Parterres auf ein Bündel Schwachheit in Frauenkleidern. Es waren drei bis vier Frauenzimmer, von welchen ich nicht wußte, gehörten sie zusammen oder gehörten sie auseinander. Zwei von ihnen sahen zu meiner Loge empor. Als sie sahen, daß ich sie beobachtete, flüsterten sie einer ihrer Nachbarinnen etwas zu. Diese gab einer von ihnen den Theaterzettel in ganz eigenen Biegungen zu falten und zu legen. Neues Geflüster mit der Freundin, worauf Lächeln unter sich, und neue Manipulationen mit dem Theaterzettel. Ich sah angestrengt hinab, endlich hatte sie den Theaterzettel von dem Stück „der falsche Schlüssel" so zusammen gelegt, daß er fast wie ein Brief aussah, den sie mir zuwendete, mit den Worten: „Der Falsche"—!

Die Adresse war zu klar und der andeutende Blick dazu! — Ich war um die Antwort nicht lange verlegen. Ich nahm meinen Theaterzettel, legte ihn zum Retour-Brief in die rechte Faltung und hielt ihn hinab, es war darauf nichts zu lesen, als: — „Falsche" —!

Die Korrespondenz blieb von einer Frau im zweiten Stockwerke nicht unbemerkt, und verschaffte mir des andern Tages folgendes Schreiben:

Alter Jüngling!

Sch n abgestreift das Flügelkleid und noch ein Schmetterling? Noch ein Schmetterling und schon das Theresienbad gebrauchen? Schon jeden Morgen in Schwefel liegen und noch jeden Abend Pech haben?!

Ja, gestern Abend hat der Sänger der „wilden Rosen" Pech gehabt, denn eine Dame hat ihn und seine Manöver mit dem Theaterzettel: Der falsche Schlüssel belauscht! „Der Falsche!" — Falsche!"

Wo ist aber der Schlüssel zu diesem Hin- und Hertelegraphieren? Ich bin darüber außer mir!

Sie sollen das Kokettieren schon aufgeben und auf Ihr Perspektiv den Theaterzettel aufhängen: „Das letzte Fensterln"!

Aber der Moritz giebt halt noch kein Ruh — (dieser Witz ist seit Entstehung der Moritz-Ruh in Baden chronisch geworden) — er kokettiert noch immer fort! Sie haben mit mir auch schon kokettiert, aber ich war dazumal anderseitig beschäftigt.

Morgen geh' ich nach Wien zurück, und ich werde sehen, ob Sie scharfsinnig genug sind, in einem Wiener Theater die Schreiberin dieser Zeilen herauszufinden, um mich es im Theater merken zu lassen.

Ihre Antwort trifft mich Wien poste restante unter folgender Adresse ꝛc." — — —

„Poste restante"! Welches Wort! welche Weltgeſchichte! „Poste restante!" Wie viel Romane, Novellen, Dramas, Poſſen und Trauerſpiele liegen nicht täglich in Wien „poste restante"! Wie viel gekrönte Ehehäupter, wie viel getäuſchte Frauen, wie viel gebrochene Herzen, wieviel bittere Thränen, wieviel koloſſale Dummheit, wieviel grobe Myſtifikation geht nicht täglich in Wien bei „poste restante" aus und ein?

Gebt mir acht Tage die Geheimniſſe der Wiener „poste restante" frei, und Ihr ſollt Bände voll rührender, Bände voll ſchauerlicher, Bände voll komiſcher Dekamerone haben.

„Poste restante" iſt der venezianiſche Löwenrachen Wiens! „Poste restante" iſt oft jene Poſt, auf welcher die Jugend zum Teufel fährt, auf welcher die Täuſchungen in Kutſchen und Retour-Kutſchen transportiert werden!

„Poste restante" iſt eine Erfindung der Hölle und eine Entdeckung des Himmels. „Poste restante" iſt der kürzeſte Weg zur längſten Reue! „Poste restante" iſt die Filialbank der Armenſünderbank! „Poste restante" iſt das Durchhaus von „Bekanntſchaft" zum „rendez-vous", — vom „rendez-vous" zum „rendezvous"!

Und noch einmal ſollte auch ich den Weg aller billets doux über die ponti dei sospiri der Stadt-Poſt und Poste restante machen!

Jung gewohnt, alt gethan, und dann im Alter — jung gethan!

Ich ſchrieb unter der angegebenen Adreſſe poste restante folgende Antwort:

„Junge Altlingin!

Schon ſo orthographiſch und noch ſo poste restante! Noch poste restante und ſchon ſo „zu Haus" in derlei Sachen! Schon ſo „zu Haus" in derlei Sachen und noch nicht bei ſich, ſondern außer ſich! Noch ſo außer ſich und ſchon ſo innerlich!

Ich ſoll das Kokettieren ſchon aufgeben? Sie ſehen, ich habe es wirklich „aufgegeben" und es iſt wirklich „angekommen" an die rechte Adreſſe!

Zum Kokettieren und Lernen iſt der Menſch nie zu alt. Au contraire, im Gegenteil! Iſt es nicht mehr Triumph, einen alten Mann zum Narren zu halten als einen jungen Mann? Kann das der weiblichen Eitelkeit ſchmeicheln, wenn junge Männer, die wie wahre Dingsda jedem Blick zulaufen, mit ihnen kokettieren, und iſt es nicht mehr Siegeszeichen, wenn ein 60jähriges Herz, das nicht mehr alles ißt, nicht alles gut findet, dem nicht alles ſchmeckt, noch von einem Heißhunger befallen wird, als ſo ein junges Herz, welches alles delikat findet — und alles verdaut?

Und nun gar Poeten! Poeten werden nicht alt, ſelbſt wenn ſie nicht in der Jugend Hungers ſterben! Ein alter Dichter bleibt

ſtets ein junger Liebhaber gegen die jetzigen jungen Liebhaber die alt ſind, ohne zu dichten!

Alſo, meine holde Unbekannte, ich nehme es mit Ihnen auf. Ich werde Sie in einem Wiener Theater zu ſuchen und unter Tauſenden herauszukokettieren wiſſen! Ich rechne aber darauf, daß, wenn ich Sie erſpäht, entdeckt habe, Sie mir durch ein Zeichen zu verſtehen geben, daß ich nicht auf dem Holzweg, ſondern auf dem ridelnden Poste restante-Weg bin.

Auf Wiederſehen, oder vielmehr auf „ſuchen, ſehen und finden"!

Ihr S —."

* * *

Es war im Karl-Theater, im Theater, wo man lacht, wo man bei Licht lacht; im Theater, wo man nicht im Dunkeln darüber bleibt, ob man ſich amuſiert im Theater, wo man amüſiert wird, wenn man ſich nicht ſelbſt amüſiert.

Es wurden zwei Stücke gegeben:

„Der Gaukler", und „Frage und Antwort".

„Der Gaukler" iſt jenes Stück, in welchem Neſtroy das non plus ultra leiſtet.

Ich ſaß in meiner gewöhnlichen Ekloge des Parterres, mit meinem grünen Schirm.

Für mich iſt ein Schirm das, was für den Feldherrn das Schlachtfeld-Perſpektiv iſt.

Der Schirm iſt zugleich Mittel und Zweck; er iſt dem Manne das, was der Frau ein Fächer iſt. Er iſt Telegraph, Zukunftsmittel, Verlegenheitsretter, Gelegenheitsmittler, er iſt der Filtrierſack der Koketterblicke, der Deſtillateur des Geiſtes, der von Auge zu Auge geht.

Ein Fächer macht oft weiß, daß die Wange errötet, ein Fächer ſchlägt zum Ritter, ein Fächer macht dem Kalten heiß und dem Hitzigen hitziger.

Ich habe einen Schirm, weil mein Augenlicht abnimmt, vielleicht, weil es einſt zu viel Abnehmer fand; das Licht blendet mich, das Lampenlicht nämlich, nicht das geiſtige Licht, das nicht gerade in den deutſchen Theatern blendend iſt.

Ich lachte über Neſtroy homeriſch! Aber alles hinter dem Schirm.

Im Zwiſchenakt ſchickte ich den Mitarbeiter meiner „Kokettier-Novelle", den Operngucker, an die Arbeit.

Als ich ſo hin und her nivellierte, erblickte ich auf einem Fauteuil des erſten Ranges, meiner Loge gegenüber, eine blaue Mantille, bewohnt von der Büſte einer Muſe, überwacht von zwei blauen Augen, in welchen zwei Sterne wie in Äther ſtanden.

Ein ſogenannter „Stecher" bedeckte dieſe Sterne. Es iſt nichts, das ich tödlicher haſſe, als einen gewiſſen Stecher einer gewiſſen

Dame, in einem gewissen Theater, an einem gewissen „graden Logen-Tag".

So eine Glasdecke über Vergißmeinnicht ist ein Frevel an den Grundrechten der Augen, an dem Missionsgeschäft der sehnsuchtsvollen Blicke, die nach diesen Sternen wandern, und welchen diese zwei dummen Glasstücke den graden Weg abschneiden. Man kann sehr schwer erkennen, wohin sich die Blicke hinter einem Stecher eigentlich richten, d. h. wenn die Dame nicht will, daß man den Weg erkenne, den der Teufel geht auf Erden; denn solche Blicke sind wahre Teufel, denen man sich gerne verschreibt, um sich von ihnen ins Paradies holen zu lassen. Aber Blicke hinter einem Stecher sind für den, der sie beobachtet, „hinkende Teufel", von denen der „verliebte Teufel" nicht weiß, ob er einen „Teufels-Anteil" davon bekömmt.

Dieser gewisse Stecher einer gewissen Dame in einer gewissen Loge in einem gewissen Theater an dem gewissen „geraden Tage" hat meine ganze Koketterie Strategik über den Haufen geworfen und ich denunziere hiermit diesen Stecher als den einzigen Feind, bei dem etwas angenehmes herausschauen würde, wenn ich ihn beseitigen und ihm den Hals brechen könnte.

Der Leser sieht, ich bleibe bei meinem Gegenstand; in der Bezeichnung „Kokettier-Novelle" liegt meine Berechtigung, selbst mit der Koketterie zu kokettieren, und der Leser weiß, was er dem Vorrecht des Humors zu gute halten muß.

Ich komme nun zu meiner Dame im Fauteuil zurück. Ich nahm mir vor: sie muß herabsehen. Es sei hier eine Art magnetisches Geheimnis besprochen, das sich seltsamerweise fast stets bewährt.

Jeder kann jede andere Person nötigen, ihre Blicke auf ihn zu richten, durch ein gewisses starres, unverwandtes Anschauen! Aus Hunderten heraus kann jemand eine Person zwingen, ihre Augen nach ihm zu wenden, wenn er sie mit den Gedanken und mit unabgewandten Blicken magnetisiert. Es ist dies eines jener Rätsel, welche weder vom Magnetismus, noch vom Od erklärt worden sind und doch sich bewahrheiten.

Ein Blick ist ein Strahl, er hat irgend etwas Materielles an sich, er muß berühren, wo er hingerichtet ist, und in diesem unerklärlichen Stoff-Etwas mag vielleicht die Erklärung des Geheimnisses liegen.

Die Dame sah herab und ich sah deutlich — was? Das kann ich nicht sagen, es war nichts Sichtbares, nichts zu Bezeichnendes, aber es war etwas, was mir, ohne daß ich sagen könnte wodurch, die Szene im Badner Theater und den Poste restante-Brief, wie aus dem Boden herausgezaubert, ins Gedächtnis brachte.

Ich sah wieder hinauf, der Stecher blendete mein Auge, mein Operngucker stellte seine Arbeit ein. Während des Stückes nahm

ich meinen Schirm vor die Augen und lugte durch die Fächerstäbe unbemerkt und ertappte sie auf Blicken und auf einem „Mitsichselbstlächeln" (Schmunzeln), die ich als Beweismittel meiner Vermutung zu nehmen nicht anstand.

Nun ging ich ans Verhör. Ich faltete den Theaterzettel als Billet oder als Korrespondenz, legte ihn auf die Logenbrüstung, sie las: — „Antwort!"

Nach wenigen Minuten, als die Aufmerksamkeit des Publikums ganz auf die Bühne gerichtet war, sah ich ihre zwei weißen Handschuhe wie die Brieftauben und den Theaterzettel gefaltet, wie zufällig so auf die Brüstung gelegt, und ich las: — „Gaukler"! —

Nach einigen Minuten faltete ich den Theaterzettel wieder und er sagte die Antwort: — „Zum erstenmale!"

Und nach kurzer Zeit schrieb der Theaterzettel von der Brüstung herab, zierlich zusammengelegt: — „Ein dramatischer Scherz!"

Nun nahm ich meinen Bleistift, fabrizierte ein dickes Fragezeichen und legte meinen Theaterzettel so, daß er die Frage aussprach: — „Anfang um?" —

Darauf erfolgte im Theater keine Theaterzettel-Antwort mehr. —

Hier ist das Abenteuer für die Leser zu Ende. Die historische Gewissenhaftigkeit gebietet mir noch, zu berichten, daß jene Dame die Badener „Poste-Restantin" war, sich als solche dokumentierte, und so endete dieser Kokettier-Feldzug ziemlich unschuldig.

Die Geliebte und der Apotheker,

oder:

Drei Tage aus dem Leben eines Humoristen.

Genrebild aus meinem Leben.

Es gab einmal eine Zeit, in welcher ich um 30 Jahre jünger war als ich jetzt jung bin! Wie jung muß ich in meiner Jugend gewesen sein, wenn ich jetzt noch schon so jung bin.

Vor dreißig Jahren zählte ich dreiunddreißig Sommer! — Doch nein! — Zu dreiunddreißig Jahren zählt man nur noch die Frühlinge! Mit 40 Jahren beginnt man die Sommer zu zählen, mit 60 die Winter und mit 70 zählt man die Allerseelentage.

Zu dreiunddreißig Jahren fängt ein solider Sterblicher an, gesetzt zu werden — nicht in Profosen-, sondern in Ehestands-Arrest!

Aber Künstler, Poeten, große Staatsmänner, Militärs fangen mit 33 Jahren erst an, das Leben oder was dasselbe ist, die Liebe, als das einzige Erhaltungsmittel von Geist, Phantasie, Scharfsinn, Politik und Heldenmut zu betrachten und täglich einige Eßlöffel davon zu nehmen.

Ein großer Poet, ein großer Künstler, ein großer Staatsmann und ein großer Held sehen jedes Frauenzimmer mit dem Gedanken an:

Mein ist der Helm und mir gehört er zu!

Nach diesen vier unwiderstehlichen Frauen-Eroberern kommt der „Millionär"! Das Schicksal hat mich mit allem begabt, was einen Millionär macht, an Herz, Magen, Geschmack und Großmut, und ist mir die Million dazu schuldig geblieben! Wenn ich wollte, könnte ich das Schicksal in den Schuldenarrest bringen!

Auch in Hinsicht der Liebe hab' ich das weibliche Geschlecht aus der Million-Perspektive betrachtet.

Ein „Poet" war ich auch, also hatte ich ein Herz mit doppeltem Liebesboden.

Nichts wechselt mehr als der Geschmack in der Liebe! Im

Frühling liebt man blaue Augen, das ist die Veilchen-Saison! Im Winter liebt man schwarze Augen, das ist die Glutkohlen-Zeit. Am Fenster blaue Augen, beim Becher schwarze Augen. Zur Morgenstunde blonde, gold'ne Haare, zur Nachtstunde dunkle, schwarze Haare. Zum Ernst der Liebe eine römische Nase, zum Scherz- und Herzgekose ein Stumpf- und aufgeschürztes Näschen.

Bis zu 40 Jahren ißt der Mensch, von 40 Jahren weiter trinkt er mehr — bis zu 40 Jahren liebt man die Schlanken, Schmächtigen, von 40 Jahren weiter die Drallen, die Fülligen.

Kurz die Geschmacksverschiedenheit geht in's Unglaubliche, das Unglaublichste im Unglaublichen und doch wahr ist: daß oft junge Männer alte Weiber nicht lieben, aber „Passion" auf sie haben.

Ein Frauenzimmer soll schön sein, ein Mann darf schön sein, eine Prinzessin muß schön sein, ein Philosoph kann schön sein, ein Poet ist immer schön, wie Figura zeigt, Figura: ich.

Was ist schön? Wer ist schön?

Schön ist was gefällt! — Ich sage: nein! Es giebt viele schöne Frauen, die nicht gefallen — eine Unzahl schöne Männer, die sogar miß-fallen! Schön kommt von scheinen her, ist also ein Ding des Scheins, Gefallen ist ein Wesentliches, ein Eindruck, eine Kraft.

Weil nun die Schönheit ein Sichtliches, mit den Sinnen Wahrzunehmendes ist, zieht sie den sinnlichen Menschen am meisten an.

Selbst in der Kunst nennt man „Schönheitssinn" das Vermögen, die Formen der Dinge richtig zu schätzen.

Die „Schönheit" hat ihre Gesetze, sie muß als schön anerkannt werden, aber ohne Interesse zu erregen. Nicht was schön ist, erregt Interesse, sondern das was gefällt.

Aber: was gefällt? Das gefällt, was uns durch sein Einwirken auf unsere Wahrnehmungs-Organe sympathisch berührt. Um dieser Einwirkung willen ist das, was gefällt, schön.

Nicht alle „Poeten" gefallen, aber alle geistreichen Menschen nur wenige Poeten sind auch geistreich. Unter hundert Frauen sind wenigstens fünf geistreiche; unter tausend Männern kaum fünf! Unter tausend Männern sind nicht fünf, welche geistreiche Frauen ihres Geistes halber lieben; unter tausend Frauen sind nicht fünf, welche geistreiche Männer nicht lieben.

Also von tausend Frauen haben mich immer 995 geliebt, denn ich bin geistreich und bitte den verehrten Leser, mir das vor der Hand auf's Wort zu glauben, die Beweise dafür werde ich noch nachliefern.

Wenn nur der verehrte Leser mir erst die Gefälligkeit erwiesen hat, mir zu glauben, daß ich geistreich bin, trotzdem ich 40 Jahre lang selbst dagegen geschrieben habe, dann wird er auch glauben, daß ich manche Abenteuer bestand, daß ich in meinem Leben

wenigstens 10000 Frauenzimmer kennen lernte, welche insgesammt mit Abzug von „fünf per mille", also 9950, in mich verliebt waren, von welchen mehrere mit dem Leben davon gekommen sind.

Es war im Jahr 1827.

Es war in Berlin.

Es war in der Oper.

Es war in der Loge des General-Musik-Direktors Ritter von Spontini.

Es wurde seine ungemein lang erwartete Oper gegeben: „Agnes von Hohenstaufen", eine Zauber-Oper aus „Tausend und einer Nacht", welche Oper ein Witzbold also nannte: „Agnes zum Davonlaufen, eine Zauberoper aus tausend und einer Oper".

Ich war brillant! Weiße Kravatte! Gelbe Handschuhe! Blaue Weste mit rotem Unterzilet! Kurz, ganz Regenbogen!

Also ich saß in der Loge.

Sie saß im Parquett; erste Bank, gerade vor mir.

Sie! Wer? Nun: der Engel!

Aber diesmal war's wirklich ein Engel!

Der Engel sah mich unverwandt an!

Der Leser glaubt nun, ich hätte mich darüber gewundert.

Nicht im geringsten!

Der Leser wird nun aber gewiß glauben, ich hätte sie oder ihn (den Engel) wieder angesehen? —

Erraten! Die Leser wissen doch gleich alles! Es ist mit den Lesern nicht mehr zum Aushalten:

„Lenardo sah her, Blandine sah hin!"

Ob sie schön war?

Wenn mir ein Leser eine Nichtschöne nennen kann, die ich geliebt habe, dann bekommt er eine grandiose Belohnung: sämtliche politische Artikel der verflossenen Jahrgänge des „Humorist".

Saß der Engel allein? Allein? Nein, neben dem Engel saß die Mutter, das ist bei allen Engeln der Teufel!

Das Theater war zu Ende. Vor dem Ende warf ich auf den Engel noch einen jener Blicke, die schon auf den Liebes-Schlachtfeldern Wunder der Tapferkeit geleistet hatten. Der Wurf gelang. In dem Blick stand die Frage: „Darf ich es wagen?" Sie warf mir einen Blick zurück, ich las in diesem Blick Seite 1, Zeile 1—20 mit Fraktur-Schriften geschrieben: „Wage zu wagen!"

In der großen Ausgangshalle erwartete mich Herr Oettinger; Eduard Oettinger, der Eduard, der statt an eine „Kunigunde" an eine Maria sich hängte, und die Maria an den Eduard hing: Eduard Maria Oettinger.

Er wohnte bei mir und war der Leib-Postillon meines „Berliner Kouriers".

„Komm, Oettinger!" rief ich aus.

„Wohin?"

„In's Café Royal?"

„O nein!"

„Komm nur, komm, ich muß wissen, wo der Engel wohnt, wie der Engel heißt, was der Engel ist u. s. w."

„Es ist die Perle aller Mädchen!"

Da schwebte die „Perle" vorüber, am Arm der Perl-Mutter!

Ich zog Oettinger schnell nach.

Er machte verschiedene gute und schlechte Witze, aber folgte mir. Wir huschten wie die Schatten hinter Gretchen und Marta her.

„Jetzt," sagt Oettinger, „mußt du vorwärts gehen, damit sie wissen, daß du nachkommst, und daß selten was Gutes nachkommt."

Aber ich hatte es anders ausgeklügelt. Er mußte unbemerkt auf die andere Seite hinüber gehen, dann thun als ob er mich straßüber erblickte und laut rufen: „Ach! Saphir, kommst du aus dem Theater?"

Der Gedanke war schön, aber der Leser wird kein Reidhammel sein.

So geschah es!

Aber Oettinger war ein Bösewicht, er schrie herüber, so daß der Engel es hören mußte: „Ach, Saphir! wie kommst du daher, bist du nicht bei deiner Antonie?"

In diesem Augenblick drehte der Engel sein Köpfchen um und sah mich nach ihren Fersen einherschleichen.

Indessen hatte sich Oettinger wieder zu mir gesellt und wir folgten dem Paar die Friedrichstraße entlang.

Die Friedrichstraße ist sehr, sehr lang! Es war Zeit genug, auf ein Mittel zu sinnen, sich den Damen zu nähern.

Da hörte ich ferne, hinter mir, eine Berliner Droschke heranlommen.

Ein Blitz fuhr durch meine Gedanken, sie wurden blitzdumm und heckten Folgendes aus:

Ich ging der Droschke entgegen, die Friedrichstraße, nah' am Oranienbergerthor, war schon einsam, ich versprach dem Kutscher ein „Drittel", wenn er heranfahre und an die Damen so nahe vorüberfahre, daß derjenige, welcher hinter ihnen geht, fürchten könnte, er fahre in sie hinein.

„Und dieses Tieres Langsamkeit" verschaffte mir die erste Annäherung an den Engel.

Wir gingen wieder sachte, sechs Schritte weit hinter den Damen, die Droschke rasselte heran, knapp an die Damen an, ich schrie wie zu Tode erschreckt laut auf, stürzte heran: „Um Himmelswillen, meine Damen, haben Sie Schaden genommen?" — Dem Droschken-Amor schickte ich noch ein: „Warte, du Racker!" nach und die Präliminarien waren gemacht.

Ich sprach natürlich erst von der Droschke, von dem Unglück, welches hätte geschehen können, und welches Glück mir daraus entstand; von der Droschke kam ich auf das schlechte Pflaster, vom schlechten Pflaster auf die Länge der Friedrichstraße und von der Länge der Friedrichstraße auf die Kürze der Sommernächte, von der Kürze der Nächte kam ich auf süße Träume, von süßen Träumen auf bittere Kerne von süßen Minuten; die „süße Minute" war die jetzige an ihrer Seite, der „bittere Kern" war der Schmerz, sie vielleicht nicht wieder zu sehen, und bevor wir noch den Wächter heranriefen, der ihr Hausthor öffnen sollte, war schon alles geschehen, ich erklärte ihr meine Liebe, ich erklärte ihr die Liebe überhaupt, und wie ich die liebe Liebe liebe, und wie Liebe ohne Gegenliebe so viel sei, wie ein linker Handschuh ohne rechten, wie ein einzelner Strumpf ohne Mitstrumpf!

Oettinger-Mephisto hatte Mutter Marta am Arm und sie gingen hinter uns her.

Der Engel sprach:

„Da hört' ich ein Klingen
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies!"

Das Erste, was sie sagte, war: „Ich habe den Herrn Dr. Saphir in der Loge gleich erkannt, nach dem Porträt!"

Der Teufel hole alle Maler, Zeichner und Lithographen!

„Ah! sehr schmeichelhaft! Aber, wo haben Sie, holder Engel, mein Porträt denn gesehen?" —

„O, wir sehen Sie bei uns in Stendal auch hängen!"

„In Stendal? Also mein Fräulein sind aus Stendal? Und da ich schon in Stendal hänge, darf ich nicht auch an einer Stendalerin hängen?"

„Die Stendalerinnen und die Nürnberger hängen keinen bis sie ihn haben."

Diese witzige Antwort enthielt auch eine Lesart, die ich zu meinen Gunsten auszubeuten berechtigt schien.

Der Leser müßte mit mir gewesen sein, er müßte bei jeder Laterne das liebliche Antlitz gesehen haben, mit dem zarten Schmelz übergossen, er müßte in diese schwarzen Waldkirschenaugen gesehen haben, er müßte dieses Lächeln um den Rosenmund spielen gesehen haben, um zu begreifen, wie einem Poeten mit einem so phosphoreszierenden Herzen zu Mute war. Ich setzte das Gespräch fort:

„Wenn aber die Delinquenten den Stendalerinnen sich selbst überlieferten, freiwillig, haben sie kein Mitleid mit ihnen?"

„Da müßten die Stendalerinnen erst eine lange Zeit fordern,

um sich von der wirklichen Besserung des Delinquenten zu überzeugen!"

„Wie verstehen sie das, meine Holde?"

„Nun z. B., wenn der Delinquent ein Poet ist, von dem die Zeugen-Aussage lautet, daß er schon oft gehängt und ebenso oft — abgeschnitten hat, dann müßten die Stendalerinnen an der Besserung lange zweifeln." — Sie war zum Küssen!

Kurz ich erfuhr noch, daß sie „Amalie" hieß, Amalie B., — Tochter eines höheren Beamten in Stendal, daß sie noch acht Tage in Berlin bleibe, und daß sie immer gewünscht hätte, mich kennen zu lernen.

Während ich mit Amalie plauderte, hatte Freund Oettinger die Mama gewonnen. Er hatte Momente, wo er Mamas und Töchter gewinnen konnte, nur verspielte er sie ebenso schnell als er sie gewann.

Am Hauethor angelangt, erhielten wir die Erlaubnis, uns am Tage darauf vorstellen zu dürfen.

Und „tausend gute Nacht!" Ich ging noch lange unter dem Fenster auf und ab, wie Romeo unter Juliens Balkon.

Ich wollte wissen, in welchem Stockwerke sie wohnt. — Die „Engel" pflegen in großen Städten meist im fünften Stockwerk zu wohnen, wahrscheinlich wegen der Nähe des Himmels!

Amalie aber wohnte in der Bel-étage.

Ich ging unten herum. Ihr Schatten kam einigemal an's Fenster; ich konnte mich nicht losreißen, da hörte ich eine Stimme. „Is it the nightingale?" Nein, es ist „auch nicht die Lerche" — — es ist der Nachtwächter! Er „tutete": „Eins"! Ich ging nach Hause und fand Oettinger schon im tiefen Schlaf.

Ein Verliebter erwacht sehr früh und sehr spät! Er erwacht täglich sehr früh, wenn er Hoffnung hat, die Geliebte zu sehen, aber er erwacht sehr spät — aus seinem Traum! —

Die Toilette beschäftigte mich von morgens 7 Uhr bis 12 Uhr Mittag.

Ich sollte sie ja sehen, d. h. sie sollte mich ja sehen! Nicht bei Theater-, nicht bei Laternen-Beleuchtung, sondern am Tageslicht, bei voller Sonnenbeleuchtung. Leinwand und Frauenzimmer muß man nicht beim Kerzenlicht beurteilen, dachte ich; aber auch „Männerschönheit nicht!

Ich habe von jeher auf sorgfältige Toilette viel gehalten. Weil unser Inneres nur der liebe Herrgott sieht, muß man trachten, daß das, was die Leute sehen: das Aeußere, so gefällig sei als möglich.

Eine sorgfältige Toilette ist eine stumme Höflichkeit, die man der gesammten Menschheit schuldig ist. Ein eleganter Anzug ist eine sprechende Galanterie für die Gesellschaft.

Meine weiße Kravatte am Theaterabend ist eine Hochachtung dem Publium und eine Artigkeit der Kunst bewiesen.

Wer auf seinen Körper nichts hält, kann keine schöne Seele haben. Wer sein Gesicht nicht wäscht, dessen Gedanken sind schmutzig, wer nicht stets ein blütenweißes Hemd trägt, kann nicht elegant fühlen, nicht elegant sprechen.

Poeten besonders haben früher den Ruf der „Schlumpigkeit" genossen; Jean Paul selbst sagte mir: „Die abgerissenen Rockknöpfe an dem Rock eines Dichters sind Ehren-Wunden" — aber ich bin so frei zu meinen, daß man mit offenen Wunden nicht in die Gesellschaft taugt. Nicht mit seinen Wunden glänzt der Held in seinem Leben, aber mit seinen Narben. Ein zerrissener Dichter-Rock ist eine Wunde, ein reiner, nett ausgebesserter ist ein Rock mit Ehren-Narben.

Es ist eine große Verkehrtheit im Leben, daß die Männer nur in der Jugend auf ihren Anzug sehen und je älter sie werden ihren Anzug immer mehr vernachlässigen.

Gerade umgekehrt muß man verfahren; da man ein Mitglied der Gesellschaft ist, so ist man schuldig, sein Ich so zu repräsentieren, daß es die Gesellschaft nicht zurückstößt, nicht beleidigt. Je mehr das Alter den Menschen für die Menschen weniger angenehm und genießbar macht, desto mehr muß man trachten, sein Ich zu unterstützen, zu heben, um so viel als möglich trotz Verwüstung der Zeit der Gesellschaft einen nicht unangenehmen Anblick zu bieten.

In dieser Beziehung hat die Natur es sehr weise eingerichtet. Viele Männer, wenn sie in das Alter der Schnee-Region kommen, wenn ihr Haupt zur Schnee-Koppe wird, vernachlässigen ihren Anzug oft auf die abstoßendste Weise. Diese hat die Natur oft mit einem geckenhaften Innern ausgestattet, gerade als Winterholz flackern sie am Herde der Liebe am lohesten, in diesem Liebes-Geckentum flattern diese alten Falter noch wie Jünglinge um das weibliche Geschlecht, wollen courmachen, gefallen u. s. w., und diesem Umstande verdankt man es, daß viele bejahrte Männer, die sich vielleicht sonst nie waschen würden, eine sorgfältige, ja elegante Toilette machen.

Der Stil ist der Mensch? — Nein der Anzug ist der Mensch!

Wenn Mann und Frau stets in voller Toilette selbst im Hause sich begegneten, der Proviant der Liebe würde für längere Zeiten ausreichen als für die Flitterzeit!

Vor dreißig Jahren, zur Zeit dieses Abenteuers, war ich noch kein alter Mann, aber ich war auch nie ein Geck — wie überhaupt kein vernünftiger Mensch einer sein kann — aber ich hielt auf Eleganz, das ist angeboren. Bei dieser Gelegenheit sei folgende Anekdote erzählt, die von meiner Liebe zum Luxus zeugt.

Ich wahr Redakteur zweier Blätter, damals lebte eine Redak-

tion nicht von „Inseraten“ und „Aktien“, sondern jede von ihrem — Talent. Es ging mir also damals besser als jetzt. Dabei war ich ein junger, lediger Gerne-gesehen. Ich hielt eine Equipage, galonierte Kutscher, galonierte Diener dabei und einen kleinen Jockey, elegant betreßt.

Im Tiergarten war Wettrennen. Ich fuhr mit meinem ganzen Hofstaat hinaus.

In der großen Allee des Tiergartens überholte mich weiland Se. Maj. der König von Preußen. Ich ließ meinen Wagen zur Seite fahren und Se. Majestät fuhr mit dem Adjutanten Prittwitz an mir vorüber, nur von einem einzigen einfach gekleideten Diener begleitet.

Bei Kämpfer, am Platze, wo das Wettrennen stattfand, stand das Publikum auf der einen Seite und auf der anderen die hohen Herrschaften.

Da nahte sich mir der Oberst v. Prittwitz und sagte: „Se. Majestät haben zu bemerken geruht, daß Sie mit einem größeren Gefolge fahren, als der König!“

So oft ich an diesen hingeschiedenen unsterblichen Monarchen gedenke, geht mir mit der Erinnerung das Herz und das Auge in Wehmut und Thränen auf. Milde und Menschenliebe überflügeln wie zwei Genien sein ganzes Leben, und das Interesse, welches er an Kunst, Theater und Literatur nahm, wand manche Blume in den Dornenkranz Derer, die dem Geiste die Sorge für die Materie aufbürden müssen.

Ich selbst hatte das Glück, die rührendsten Beweise seines unversiegenden Wohlwollens zu genießen. Die Sache war mir also sehr empfindlich, doch faßte ich mich gleich und erwiderte: „Ich bin von der Gnade Sr. Majestät des Königs überzeugt, daß Allerhöchstderselbe sich gerne das Vergnügen machen möchte, das ich mir mache! Se. Majestät können nicht alle seine Unterthanen auf jeder Spazierfahrt mitnehmen, ich aber kann mir das Vergnügen ja machen! Das sind alle meine Unterthanen!“

Mein kleiner Jockey mit den goldenen phantastischen Tressen war bald eine Stadtpersönlichkeit. Er war Postillon d'Amour Joujou der Künstlerinnen, Anmelder und — Censur-Bote! Er hatte das holde Amt, dem Herrn Censor v. Granow jeden Tag die Spalten der „Schnellpost“ und des „Couriers“ zu überbringen und auf ihre Erledigung zu warten.

Eines Tages machte es mir der Herr v. Granow doch zu bunt. Ich beschloß nun einen kleinen Spaß.

Ich trennte von der Livrée meines Jockey's an den auffallendsten Stellen die Tressen ab, riß die Nähte auf und schnitt in die Ärmel viele aufklaffende Löcher. In diesem Anzuge schickte ich ihn tags darauf mit den Censurspalten zu Herrn von Granow.

Dieser, der den hübschen, drallen, eleganten Jungen gern sah

ſagte: „Aber was iſt dir denn geſchehen, du ſiehſt ja ganz zerſetzt aus, was iſt denn mit deiner Livrée vorgegangen?“ Darauf erwiderte mein Jockey, wie ich es ihm befahl: „Nichts! ich hab' ſie bloß eben aus der Cenſur bekommen!“ — —

Nach acht Tagen, in welchen ich faſt unzertrennlich von der ſchönen Stendalerin war, reiſte ſie mit ihrer Mutter nach Stendal ab und wir unterhielten einen lebhaften Briefwechſel.

Um daß ein Liebesbrief das ſei, was er ſein ſoll, muß man am Anfang nicht wiſſen, was man ſchreiben wird, und am Schluſſe nicht, was man geſchrieben hat.

Aber geſchriebene Worte ſind Tote, deshalb giebt man Sand darauf und begräbt ſie.

Jeder vernünftige Menſch, wenn er nach 10 Jahren ſeinen eigenen Liebesbrief lieſt, kann nicht begreifen, wie er ſo kindiſch ſein konnte, wird es aber bei nächſter Gelegenheit wieder ſein.

Eines Tages bekam ich ein Schreiben aus Stendal, von ihr! vom Engel! von der Einzigen, von Maly!

Sie ſchrieb: „Sind Sie denn gar nicht neugierig, den Ort zu ſehen, wo der berühmte Winckelmann geboren wurde?“ — Stendal nämlich.

Es war gegen 4 Uhr nachmittags, als ich den Brief erhielt. Um 6 Uhr ſaßen wir im Wagen, Oettinger und ich. Dr. Herloßſohn war in Berlin, ich ernannte ihn zum proviſoriſchen Geſchirrmeiſter der „Schnellpoſt“ und des „Couriers“ und: „Auf! nach Valencia!“

Es mochte gegen drei Uhr morgens ſein, als wir in Stendal ankamen. Der Poſtillon führte uns in den „ſchwarzen Adler“. Es wurde da eben ein Hochzeitsfeſt gefeiert. Die Gäſte hatten ſich größtenteils entfernt, die Lichter waren herabgebrannt, bloß die Dienerſchaft war noch mit Abräumen beſchäftigt. Mit Not bekamen wir zwei Zimmer, einige Überreſte der Hochzeitstafel labten unſern ſterblichen Teil und — Aurora hatte kaum den Mund aufgemacht, um ihr Gold auf die Erde zu ſtreuen, als wir ſchon in den Straßen Stendals herumirrten, um, der Beſchreibung nach, Straße und Haus aufzufinden, in welchem ſie wohnte.

Es war eine ſchlimme Expedition! Der Vater durfte nichts wiſſen! Schon hatte die vielzüngige Fama es ihm zugeflüſtert, daß ſeine Tochter in Berlin von einem Poeten, Gott ſei bei uns! ſich den Hof machen ließ. Er äußerte, Apollo ſei ein Bettelkönig, die Muſen neun liederliche Weibsbilder und die Poeſie nichts als ein Vorbemerkungsſchein auf einen Platz im Narren- oder Hungerturm!

Die Väter ſind immer praktiſch.

Nach langem Auf- und Abirren in den eben nicht mit Marmor gepflaſterten Straßen Stendals und in der Straße, wo ſie wohnte, ſteckte ſich endlich ein weibliches Köpfchen wie ein Impromptu zum

Fenſter heraus — ſie war's, er war's! Sie die Maly! er, der Engel.

Sie kam, — ſie ſah — und ſchlug das Fenſter mit einem Schrecken zu, als ob ich nicht der längſt erwartete Geliebte, ſondern der gar nicht erwartete Ehemann geweſen wäre.

Oettinger lachte boshaft und ſagte: „Sie ſchlägt zu! Der Anfang verſpricht viel!“

Nach fünf Minuten kam „eine Zofe vom Hofe“, es war ihr Stubenmädchen, ihre Vertraute!

Kurz, aber deutlich war der Rede Sinn! Der Papa wird gleich ausgehen, der Papa iſt ein Attila, der Papa wird uns ſehen, der Papa wird ahnen, der Papa wird einen Heidenlärm ſchlagen.

Alſo wir ſollten uns vor der Hand zurückziehen und uns nicht ſehen laſſen bis auf weitere Ordre. Wir ſollten ferner auf einen Vorwand denken, unter deſſen Wahrſcheinlichkeit wir einige Tage in Stendal zubringen müſſen. Wir ſollten ferner verſichert ſein, daß Stendal ein Krähwinkel ſei, in welchem die Ankunft eines berühmten Dichters — ſo ſagte ſie — großes Aufſehen und große „Fragerei“ machen werde; übrigens liebe man uns noch wie ſtets, uns, id est: mich.

Wir zogen uns eilfertig aus der Papa-Region zurück, und nun an den Vorwand, der zu erfinden iſt. Da war guter Rat teuer! Winckelmann's Grab kann man allenfalls in einer Stunde ſehen, und dann mußte man abreiſen. Aber einige Tage!

Indem wir ſo fortſchlenderten, kamen wir mitten im Städtchen an einen Platz, ein mit Gras armſelig überwuchertes Viereck, mit Schutt und Gerölle bedeckt. An der einen Seite war eine Apotheke. Mehrere kleine Pflöcke auf dieſem Grasplatz zeigten an, daß hier auch die Stendalerinnen ihre Wäſche der Sonne anvertrauten.

Da fuhr's wie ein Blitz durch meine Gedanken! Der Vorwand war gefunden. Ich teilte meinen Plan Oettinger mit, der ihn nicht nur vortrefflich fand, ſondern auch höchſt geiſtreiche Nuancen und Verbeſſerungen dazu ausheckte.

Wie gingen in die Lotterie-Kollektur und fragten einen ziemlich alten Mann, der da ſaß, ob er nicht wiſſe, ob die Stadt Stendal geneigt wäre, dieſen großen Grasfleck für eine bedeutende Summe zu verkaufen?

Der Mann ſchob die Brille in die Höhe und ſah die zwei Männer an, die der Stendaler Gemeinde ihren Grasplatz abkaufen wollten. Aber er ſagte, der Platz gehöre nicht der Gemeinde, ſondern er gehöre dem Apotheker. Wir rückten nun dem Manne näher und ſagten: „Sie könnten da ein hübſches Geſchäftchen machen; wir wollen, wir müſſen dieſen Platz kaufen, holen Sie den Apotheker aus, aber laſſen Sie nichts merken, daß ein Käufer da

ist, es soll Ihr Schade nicht sein! Wir fragen uns nachmittags wieder an, aber reinen Mund gehalten!"

Kaum waren wir um die Ecke, so lugte Oettinger zurück und sah Einen, unsern Lotterie-Marker, geschwind in die Apotheke huschen; das wollten wir.

Darauf gingen wir nach Hause, ließen uns zwei Packete Bindfaden holen, schnitzten 30 - 40 große Stäbe wie Vater Jakob für Labans Schafe, nahmen einen Bogen Papier, einen Rotstift und gingen mit all' dem ausgerüstet auf die Weide, d. h. auf unsern in Stendal schon berühmten Grasplatz.

Auf dem Grasplatz angekommen, fingen wir an, den Platz in allen Richtungen auszumessen, schlugen die Stöcke ein, zogen die Bindfaden hinüber, herüber, schrieben auf, zeichneten an, maßen mit Schritten quer und über, dann lagerten wir uns wie Ochsen in's hohe Gras und zeichneten und gestikulierten, dabei sahen wir, wie aus dem Apothekerladen unter den Vorhängen einige Köpfe herausſahen, auch aus dem Lotterieladen guckten Neugierige heraus, kurz, wir sahen Stendal nun in Alarm, la ville et la cour!

Darauf schickte ich einen Extraboten nach Magdeburg an meinen Freund, den Redakteur des „Magdeburger Anzeigers", die gelesenste Zeitschrift in dem zwei Stunden davon entfernten Stendal, und bat ihn, noch heute Folgendes in sein Blatt einzurücken:

„Stendal. Seit gestern ist unsere Stadt in lebhaftester Bewegung. Der berühmte Herr M. G. Saphir ist in Begleitung eines Schriftstellers, Oettinger, hier angekommen, um einige Tage hier zu verweilen. Es gehen verschiedene Gerüchte darüber, was diesen Mann hierher führte, ich glaube aus verläßlicher Quelle berichten zu können, daß er im höheren Auftrage hier ist, um ein Theater hier zu bauen, welches uns längst ein Bedürfnis ist. Er soll geneigt sein, das Quarree des Apothekers um einen bedeutenden Preis an sich zu bringen, auch hat man beide Herren diesen Platz schon genau aufnehmen und ausmessen sehen. Wir gratulieren Stendal, mehr aber noch dem Apotheker."

Der Bote fuhr rasch ab, wir speisten im „Adler" und gegen drei Uhr Nachmittag kam ein Diener vom Major v. Eb. . . . mit einer Einladung zum Abendthee.

Der Major v. Eb. war einer der liebenswürdigsten, ehrenhaftesten Menschen, heiter, bieder, ein Freund der Literatur und — ein Onkel Maly's. Er war der Genius unserer Liebe. Abends kam Maly und ihre Mutter und wir waren glücklich. Die Nachricht, daß Dr. Saphir in Stendal sei, war schon allgemein bekannt, und die Stadt Stendal zerbrach sich den Kopf, was wir auf dem Grasplatz zu thun hätten und was diese Ausmessung zu bedeuten habe. Wir enthüllten unsere List, was große Heiterkeit bei Mutter und Tochter erregte.

Am andern Morgen früh lasen die Stendaier in dem „Magde-

harzer Anzeiger" die Auflösung des Rätsels, und wie ein Lauffeuer ging's durch die Stadt: der Saphir kauft vom Apotheker den Grasplatz zu einem großen Theaterbau.

Mit dem Frühesten ließen wir uns aus dem Gasthofe einen Tisch und zwei Stühle auf den Grasplatz tragen, Schreibzeug u. s. w., und waren im Begriffe, wieder hinzugehen, als der Lotterie-Kollekteur kam und submissest anfragte, ob das Theater noch heuer gebaut werde und ob er mit dem Apotheker sprechen solle!

Wir verwiesen ihn auf Nachmittag, weil wir noch nicht genau den Umfang des Grasplatzes kennen.

Darauf begaben wir uns auf den Grasplatz und nahmen unsere Plätze am Tische ein. Wir hatten die zwei Kellner vom „Adler" mitgenommen, welche für uns die Schritte hin und her, von Stock zu Stock noch einmal zählten, uns angaben, und wir schrieben, rechneten an. Wieder hatte sich die Bevölkerung Stendals um den Grasplatz versammelt und gaffte den künftigen Stendaler Theater-Direktor an. Auch Major v. E. kam zu uns und hatte Mühe genug, ernst zu bleiben, als er uns öffentlich zu Gericht sitzen sah.

Nur der Apotheker ließ sich nicht sehen und der Major erzählte mir, derselbe habe sich geäußert, er würde mir keinen Schritt entgegenkommen, ich müßte ihn bitten und er wolle mir den Brotkorb hoch hängen, die Regierung habe Geld genug und müsse blechen, wenn sie in Stendal ein Theater bauen wolle! Ich fragte den Major, giebt's hier nicht etwa noch einen großen Platz, Raum, Wiese, Hof oder dergleichen? Er sagte: der Seifensieder N. N. habe einen ungeheueren Hofraum vor seinem Arbeitslokale. Gut! sagte ich, ging in die Lotterie-Kollektur und sagte zu dem Kollektanten: „Ich bitte Sie, da ich nun einmal durchaus will, daß Sie Geld bei dieser Angelegenheit verdienen sollen, sagen Sie dem Apotheker nichts ich habe einen besseren Platz beim Seifensieder, den ich wahrscheinlich nehmen werde." Darauf ließ ich den ganzen Grasplatz von Stöcken, Tischen u. s. w. leeren und wir begaben uns nach Hause. Wieder legte sich Oettinger auf die Lauer und sah, wie der Kollektant zum Apotheker lief, um ihn von meinem geänderten Plan in Kenntnis zu setzen.

Mittags speisten wir bei Eb., welcher uns erzählte, daß im Stendaler „Abendkränzchen" beschlossen wurde, mir als künftigem Direktor des Stendaler Theaters morgen abends eine „Liedertafel" zu geben.

Während des Essens kam der Apotheker. Er habe dringend mit uns zu sprechen. Er werde also warten. Er sagte uns, er könne nicht umhin, mich vor dem Seifensieder-Platz zu warnen, es gäbe Momente, wo diese Fabrikation den Theaterbesuchern in die Nase gehen würde. Er versprach mir billig zu sein aus patriotischer Rücksicht, er sei auch selbst ein Freund vom Theater u. s. w.

Für den Abend war wieder Thee bei Eb., wohin Malchen und die Mutter zu kommen verſprachen, und Eb. erzählte uns, daß der Tyrann-Vater geäußert habe: „Ich möchte doch einmal mit dem Saphir reden", aber es wurde in unſerem Senate beſchloſſen, ihm in gar nichts entgegen zu kommen.

Nachmittags, als wir zum „Adler" zurückkamen, erwartete uns eine Frau mit einem Mädchen von ungefähr 12—13 Jahren.

Es war die Marchande des Modes Stendals, und ſie ſtellte uns ihr Töchterchen „Riekchen" vor, welches „große Talente zu's Theater" hat, und welche ſie mir nun vorſtelle. „Laſſen Sie ihr was deklamieren!"

Mir wurde das doch ſchon gar zu bunt. Oettinger aber ſagte: „Ich bin Ober-Regiſſeur, ich will ſie hören, und wenn ſie Talent hat, iſt ihr Glück gemacht!"

Riekchen deklamierte: „Lebt wohl, ihr Berge!" Es hätte ein Hippopotam wahnſinnig machen können!

Oettinger weidete ſich an meinem Ärger, und als Riekchen fertig war, ſagte er: „Noch etwas, liebes Riekchen!" Und Riekchen deklamierte noch ein Gedicht von — Saſſer!

Ich glaubte, der Schlag rührt mich! Oettinger ſagte: „Ganz ausgezeichnet! Liebe Frau, laſſen Sie ſie nur immer Saſſer'ſche Gedichte deklamieren, die bilden das Organ. Kommen Sie in ein paar Tagen wieder!"

Abends waren wir bei Eb. in pleno. Es wurde beſchloſſen, daß Eb. das „Abendkränzchen" beſtimmen werde, noch einige Tage zuzuwarten mit der Einladung, wir aber ſollten tags darauf mit dem Früheſten abreiſen und zwar nach Magdeburg, wohin Eb., Maly ſammt Mutter auch kommen würden, da ſie ohnehin dort ein Geſchäft abzumachen hatten.

Und ſo geſchah es. Eb. beſorgte die Poſtpferde. Nach Mitternacht gingen wir in den „ſchwarzen Adler", bezahlten die Zeche und um 4 Uhr morgens „bluhs" der Poſtillon den Stendaler Theater-Direktor zum Thore hinaus.

Was weiter geſchah, mag der liebe Himmel und der Apotheker wiſſen!

Die Familie Hupfauf.

Herr von Hupfauf in der Rofranogaſſe iſt ein Mann, der ein Haus macht, und das iſt ihm leicht, er iſt nämlich Maurermeiſter und hat ſo lange ſo viele Häuſer für andere mit dünnen Mauern, mit lauter Fenſtern, mit ſchlechten Ziegeln gemacht, d. h. gebaut, bis er zuletzt ſich ſelbſt ein Haus mit dicken, ſoliden Mauern, mit hübſch großen, wohnlichen Zimmern u. ſ. w. bauen konnte; er ſetzte ſich alſo zur Ruhe und baute ſich ein eigenes Haus, und nach dem Ausſpruch des Talmud: „Erſt ein Haus Dir bau', dann ſuch' Dir eine Frau," hatte er auch kaum den Grund zu ſeinem Ruheſitz gelegt, als er auch den Grund zu ſeinem Unruhſitz legte und eine Frau ſuchte.

Wer ſucht, findet, d. h. eine Frau, das iſt der einzige Artikel, den die Sucher finden, ſonſt kann man ſuchen, was man will die „redlichen Finder" ſind ausgeſtorben! Man ſuche nur eine „bequeme Wohnung", eine „verlorne Brieftaſche", einen „angenehmen Reiſegefährten", einen „verläßlichen Bedienten" u. ſ. w., ſo wird es einem gehen, wie im „Konverſations-Lexikon", den Artikel, den man ſucht, findet man nicht, ſondern immer: „ſuche da und da". Wenn man aber eine Frau ſucht, findet man fette und magere. Die ganze Welt hilft einem ſuchen; man weiß nicht, hilft ſie uns aus „Nächſtenliebe" oder aus „Nächſtenhaß". —

Alſo, wo die ganze Welt eine Frau findet, ſollte ein „Hupfauf" keine finden? Hupfauf, der glückliche Maurer, der ſich aus fremden Mauern ein eigenes Haus baute, ſuchte und fand die gutgebaute ehrſame Mamſelle „Hinterzipfel", eine Korbflechteriſche Schöne aus der gemäßigten Zone von Erdberg die ſo lange Körbe für andere flocht, bis ſie in die, welche ſie für ſich flocht, fiel, und etwas ältlich wurde. Allein ſie war eine ſolide Schönheit, d. h. dick und fett, gut gebaut. Hupfauf verkehrte das „Er kam, ſah und ſiegte" dahin: „Er beſah ſie, er beſiegte ſie und bekam ſie." Er führte mit eigener Hand die eigene Frau in's eigene Haus.

Ach, für die eigenen Häuſer giebt's „Grundbücher". Wenn man ein Haus kaufen will, kann man ſich das „Grundbuch" nachſchlagen laſſen und nachfragen, ob und wer vorgemerkt iſt, ob und wie viel Schulden auf dem Hauſe ſtehen u. ſ. w. Warum aber giebt es kein „Grundbuch" für Mädchen? Warum kann man,

wenn man ein Mädchen kaufen will — denn sind viele Heiraten etwas anderes als ein Kauf? — warum kann man kein Grundbuch aufschlagen lassen, um nachzusehen, was für Schuld auf dem Mädchen lastet u. s. w.?

Als Hupfauf, der Maurermeister, die Hupfaufin geheiratet hatte, setzte er sich zur Ruh, denn wenn ein Meister eine Meisterin bekömmt, hört er auf Meister zu sein, und fängt wieder an, „Lehrbub'" zu werden!

Der liebe Hupfauf hatte beständig so viel am Gebäude seines häuslichen Glückes zu reparieren und auszubessern, daß ihm nicht Zeit blieb, an fremde Häuser zu denken.

In keiner Ehe wird Gottes Segen so sichtbar an vielen Kindern, als in einer schlechten; die Versöhnung trägt immer ihre Früchte. Der liebe Hupfauf und die liebe Hupfaufin sahen sich bald von mehreren Hupfaufschens umringt, die alle gediehen und heranwuchsen und emporschossen unter dem Donnerhimmel des elterlichen Lebens und unter den Schauerwettern des häuslichen Zankes.

Zur Zeit, als ich noch ein Löwe der Redouten war, wurde mir das Glück zuteil, mit der Familie Hupfauf in Bekannt- und Bekenntschaft zu kommen, einen „Tendre" für Mamsell „Mali Hupfauf" zu fassen, von der alten Hupfaufin gerne gesehen zu werden, und zu einer Partie Whist im Hupfaufschen Hause eingeladen zu werden

Die Geschichte datiert sich von einem „Türken" in der maskierten Redoute her.

Wer sich der Faschings-Dienstags-Redoute von 184— noch erinnert, der wird auch die Maske eines Türken nicht vergessen haben; ein Türke von sechs Fuß Höhe, der allein wie eine verirrte Feuerstange herumging.

Der Türke, von dem ich jetzt rede, war schon um 9 Uhr abends da, als der Saal fast noch ganz leer, und nur ich, damals noch ein wütender Masken-Sobri, den Masken schon sehnsüchtig entgegenharrte. Ich und der Türke waren einige Zeit die ganze Bevölkerung des Saales, allein er wich mir aus, es gelang mir nicht, ihm nahen zu können. Einen schüchterneren Türken sah ich nie. Der Saal füllte sich nach und nach, und erst gegen ein Uhr nach Mitternacht kam mir mein Türke wieder in den Weg. Ich winkte ihm, legte den Finger bedeutsam auf die Lippen, als handelte es sich um ein zartes Geheimnis, er zeigte mit dem Finger fragend auf mich, ob ich ihn meinte, ich bejahte, deutete auf die Gallerie, und winkte geheimnisvoll Er entfernte sich rasch und ich verlor ihn bald aus Auge und Gedächtnis.

Nach einer Stunde drängte er sich wieder an mich heran und machte eine fragende Pantomime. Ich that ganz verwundert, schüttelte mißbilligend den Kopf, legte noch einmal den Finger auf die Lippen, deutete auf zwei schwarze weibliche Dominos, die

sich eben nahten, und flüsterte ihm ins Ohr: „Die sind's! Geh' geschwind in die Seufzer-Allee und halte dich ruhig, bis ich zu dir komme!" Er fuhr ganz erschrocken zusammen und frug mit schüchterner Stimme: „Sind sie's wirklich?" Ich bejahte und der gute Türke eilte fort, um in der „Seufzer-Allee" auf mich zu warten

Die zwei schwarzen Masken sprachen mich an, die eine gab mir ein Blumensträußchen und sagte: „Da! Es sind freilich keine „wilden Rosen"." Ich antwortete mit humoristischer Grazie: „Ach, ich bitt' recht sehr, du bist die Rose und ich bin wild, so sind wir zusammen eine „wilde Rose"!

„Gehst gleich!" antwortete sie, „du bist schon wieder ironimisch!"

„Aber, holde Maske," erwiderte ich, und bemächtigte mich ihres Armes, „seh' ich aus wie ein Ironimischer? Ich bin ein wahres gutes Schaf!"

„Du? Ein Schaf? Na, du bist mir ein schönes Schaf!"

„Ach, ich hab ja nicht gesagt: ich bin ein schönes Schaf, ich bin bloß ein Schaf, sei du die Schäferin —"

„Geh', geh', du sammelst Stoff für dein Blatt und wirst mich hineinsetzen."

„Ich? Sammeln? Wenn ich mein Lebtag hätte sammeln wollen, so würde ich weder den „Sammler", noch den „Humoristen" redigieren! Und ich dich setzen? Hineinsetzen? In mein Blatt setzen? Ich bin ja nicht der Setzer meines Blattes? In mein Herzblatt meinst du, holde Maske?"

„Na, sei nit so schlimm, mit dir ist nit auszukommen."

„Auskommen? O, mit mir ist schon auszukommen, aber von mir kommst du nicht aus!"

Bei diesem geistreichen Gespräche hatte ich so viel erspäht, daß die Maske eine junge, köstliche Figur und schwarze Augen hatte, und wahrscheinlich die Tochter oder jüngere Schwester der andern Maske war, die sie immer zupfte, wenn sie, ihrer Ansicht nach, zu kühn wurde.

„Deine wilden Rosen," begann die Maske wieder, „hab' ich ganz abgeschrieben!"

„So? Da unterscheidest du dich zu deinem Vorteile von andern jungen Autoren, die haben sie bloß zum Teil abgeschrieben!"

Bei diesem Gespräche lenkte ich meine beiden Masken hinauf in die sogenannte Seufzer-Allee, und, herzlich müde, war ich froh, mich mit ihnen niederlassen zu können.

Auf einmal stürzt aus einem Winkel mein ungeheurer Türke auf mich los. Ich hatte ihn schon ganz vergessen! Wie eine brennende Wetterfahne stürzte er sich auf uns, riß die ältere Maske bei der Hand auf und schrie: „So, Rieke! So? Darum also? Das? Wo warst?" Ich stellte mich zwischen rouge et noir, zwischen die schwarze Maske und den roten Türken, und in der

„Furchtbaren Mitte“ ſtand ich da mit keckem Finger!“ — „Ruhig!“ rief ich, „ruhig, zarter Moslim!“

Allein,

„auch ein Türke hat ſeine Stunden!“

„Was?“ rief er, „ruhig? Ruhig Sie! Sie ruhig! Nix ruhig! Was haben Sie mit der Rieke? Wie kommen Sie mit der Rieke? Was wollen Sie von der Rieke? Woher kennen Sie die Rieke?“

Ich erwiderte: „Ein Türke kann mehr fragen, als zehn Ungarn beantworten können! Die Rieke da iſt meine Rieke, die Rieke geht dich nichts an; die iſt für keinen Türken eine Rieke, das iſt eine europäiſche Rieke! Du haremiſcher Wüterich, reſpektier' die Maskenfreiheit, oder ich verſetz' dir einen Beglerbegg, daß du bis nach Mekka ſtolperſt!“

Aber der Türke war nicht zu beſänftigen, er ſtürzte ſich nun auf die jüngere Maske und ſchrie: „Und die Mali auch! Jetzt packt Euch gleich mit mir nach Haus, aus is mit der Redout!“ Von dem Wortwechſel aufmerkſam gemacht, ſammelten ſich nach und nach mehrere Masken und Zuſchauer um uns, und ich war genötigt, Ernſt zu zeigen. Ich ſagte dem Herrn Türken: Wenn er nicht augenblicklich die Maske ablegte und ſein Recht auf die Masken beweiſe, ſo würde ich ihn von der Wache hinausführen laſſen. Er beſtand darauf, das ſeien ſeine Frau und ſeine Tochter, die geſagt haben, ſie gingen zur Frau Godel zum Kaffee, nun habe er ſie erwiſcht, wie ſie ein „Techtelmechtel“ mit einem „Zeitungsſchreiber“ haben! Nie war ein „Zeitungsſchreiber“ an einem „Techtelmechtel“ unſchuldiger, als ich an dieſem. Ich dachte mir, wenn die Alte das „Techtel“ und die junge das „Mechtel“ iſt, dann würde mich das halbwegs intereſſieren. Wir waren noch im lebhaften Streit, als ein Deux ex machina ſich ins Mittel legte: es kam nämlich noch ein dritter Domino, ein männlicher Domino, der auf die zwei weiblichen Dominos zueilte und ausrief: „Find' ich Euch endlich, ich ſuch' Euch ſchon ſeit einer Stunde!“ Die Damen ſtanden da wie vom Donner gerührt. Ich aber ſagte: „Meine holden Masken, zwei verſchiedene Nationen, ein Türk' und ein Domino, ſtreiten um Ihren Beſitz, ich interveniere! Ich lege auf Sie ſo lange Beſchlag, bis die Prätendenten ihre Rechte dargethan haben!“

Kurz, es kam ſo weit, daß ſich alle vier demaskierten; für mich waren es völlig unbekannte Geſtalten, der Türke zog ſich zurück, indem er ſagte: „er hätte geſchworen, es wär' die Rieke, ſie hat grad ſo ein' hatſcheten Gang wie die Seine“, und mit dieſer türkiſchen Galanterie entfernte er ſich. Die andern aber waren, wie ich nachher erfuhr, Herr Hupfauf, Frau von Hupfauf und Tochter, die zufällig auch „Mali“ hieß. Die Frauen ſagten, wenn ich nicht geweſen wäre, ſo wären ſie den Türken gar nicht los geworden; ich ſelbſt geſtand, daß ohne meine kühne Verteidigung

ſie vielleicht „Mitglieder des wohlthätigen Serailvereins für verſtaltete Jugend“ geworden wären. Herr Hupfauf war ganz gerührt und die Mali Hupfauf war ſo niedlich, daß ich dem Drängen der Familie nachgab, einmal eine Partie Whiſt bei ihnen zu ſpielen.

Einige Tage nach der Redoute erhielt ich folgendes Billet:

„Seine Wollgeboren Herrn Sefier!

Ich neme mir die Freiheut, Sie an Ihrem Verſbrechen zu erihnern, ein Mittag bei uns zu ehßen, und dahn eine Pardie Wüſſt mit uns zu ſpülen. Nägſten Freydag iſt der Gebuhrdstag meines Manes in blohſer Famili, und es wird uns eine große ähre ſein, wenn Sie ihn mit uns ſbeiſen wollen; unſer Koſt iſt aberſt, Herr Sefier, blohs Hausmann! Zweu oder dreu ſpeiſen — aber zörn geſöhen. Kohmen Sie, kohmen Sie, Sie brauchen ſich gar niecht anzuziegen, kohmen Sie, wie Sie ſint, das Kleit macht den Mahn nicht, und es ſeht nicht darauf Ihre ſchätzbarſtde und geachtedſte Dienerin Antony Hupfauf.

Boſtſcribdum!

Meine Mali hoffd auch auf Ihnen, ſie hätte ſelber geſchrieben, allein, ſie komboniert eine „wilde Roſe“ von ihnen, um Sie damit auf dem Klavir zu überrahſchen, aber — ſtehlen Sie ſich ganz dumm. H.“ —

Man kann ſich denken, daß ich Freitag beim Familien-Eſſen der Hupfauf in der Roſranogaſſe nicht fehlte.

Als ich kam „ſo wie ich bin“, war die Familie ſchon verſammelt. Herrn und Frau von Hupfauf kennen die Leſer bereits, und Mali Hupfauf, meine Redouten-Eroberung, war auch eine ſolide Hausmannskoſt, gut gebaut, wie die Häuſer des Herrn Papa, ſchwarze Sperl-Augen, d. h. Augen, geſchaffen, um beim Sperl während eines Strauß'ſchen Walzers noch ringsum in alle Gallerien zu flunkern; Sperl-Augen, welche die Eigenſchaft haben, gradaus zu ſehen, links zu beobachten, rechts zu kokettieren, hinauf zu winken und auf die Fußſpitzen hinabzuſchauen, Sperl-Augen, ſchwarze Waldkirſchen, die nichts als gepflückt ſein wollen, die funkeln, ohne zu leuchten, herumirren, ohne auszuruhen, Augen, die mit und in ſich ſelbſt walzen, Vexierſpiegel, bei denen mehr herausſchaut, als hinein, Augen, die viel ausdrücken und nichts ſagen, ſo rechte praktiſche Augen Außer ſolchen ſchönen ſchwarzen Sperl-Augen beſaß die Mali Hupfauf noch einen allerliebſten Zug um den Mund; wenn man in dieſen Zug kam, bekam man Herz-Rheumatismus.

Mali hatte noch ein Brüderchen, ein „zuckerſüßes Brüderchen“, „Lauſ'l“ genannt, „Lauſ'l“ war nämlich die eigentümliche Hupfauf'ſche Abbreviatur und Verhätſchlung von „Stanislaus“.

„Lauſ'l“ Hupfauf ſtand in dem blühenden Alter von 9—10 Jahren und war natürlich der Abgott der „blohſen Familli“.

Er wurde mir mit den genialsten Empfehlungen vorgestellt. „Lauf'l, rat', wer der Herr ist?" sagte Madame Hupfauf. Lauf'l sah mich prüfend an und sagte endlich: „Ah, das ist der Herr Schustermeister!" Ich kneipte ihn bedeutend in die Backe und sagte: „Nicht so ganz, aber im übrigen Humorist; Pech habe ich auch, und bei meinem Leisten bleib' ich auch, also Schuster, aber nicht Meister; lederne Artikel liefere ich auch oft; zuweilen bringe ich auch einen Stiefel zusammen; allein ich nehme kein Maß zu meinen Artikeln, und doch passen sie; und gerade der, auf den sie passen, der hat sie nicht bestellt, und will sie nicht haben."

Lauf'l sah mich an, und brach dann in die physiologische Bemerkung aus: „Muhter, Muhter, der Herr is a Noarr!" Ich kneipte ihn dito in die Backe und sagte: „Jetzt, mein Sohn, näherst Du dich so ziemlich der Wahrheit."

Madame Hupfauf wollte sich totlachen, woran ich sie nicht gehindert hätte, wenn es schon nach Tische gewesen wäre. „Sie glauben gar nicht, Herr von Sefier," sagte sie, „was der Balg für Einfälle hat, lauter Witz; nehmen Sie's nicht übel, aber er hat so ein witziges Temperament!"

Ich bemerkte, daß Musje Lauf'l mich fixierte, als er auf einmal aufschrie: „Muhter, Muhter, der Herr tragt a Parucken! A Parucken!"

Ich kniff ihn wieder in die Backe: „Süßer Junge!" jedoch hielt ich mich etwas in die Höhe, denn ich fürchtete, das witzige Temperament könnte sich an meinem Kopfe vergreifen, und kein gutes Haar auf ihm lassen.

Zu den Familien Mitessern gehörten noch zwei Individuen: der Göth: Herr Widderspeck, Anstreicher aus Tribuswinkel, und die Frau Godl: Madame Banagel, Drahtstiftelmachers-Witwe.

Herr Widderspeck wurde mir von Madame Hupfauf vorgestellt: „Das ist unser Pakfotum (Faktotum), ein Tausendsapermenter, der kann alles, auch Pränumeranten sammeln, o, dem kömmt keiner aus, der prakt's z'sammen!"

Ich fühlte ein jungfräuliches Beben durch mein Herz gehen! „Ein Pränumerantensammler!" Ein Wesen, nach dem sich mein Gemüt seit Jahren sehnte! Ich ging auf ihn zu, verbeugte mich tief und sprach: „Herr Widderspeck, o, Herr Widderspeck, Sie können nicht glauben, welche Verehrung ich für Sie hege!" Er sah mich freundlich an und erwiderte: „Wir wollen uns schon verstehen, ich hab's bei einem Haupt-Redakteur gelernt, wie man's haß abstieben muß! Da nutzt nix, sie müssen pränumerier'n! Und wenn sie harte Pockerl-Eier geschluckt hätten!!"

Die höchst kräftige und bilderreiche Sprache des Herrn Widderspeck überzeugte mich sogleich, daß er zum „Pränumerantenpresser" geboren ist! Ich drückte ihm die Hand, und — unsere Seelen hatten sich gefunden!

Das Diner ging ohne besondere Störung vorüber. Madame Hupfauf hatte von „Hausmannskost“ ihre eigenen Ansichten; sie verstand wahrscheinlich darunter, jeder Mann soll zu Hause seine Kost haben, Gäste aber sollen dem Mann nichts kosten!

Wenn wir in die Biographie der Hupfauf'schen Diners eingehen wollen, so finden wir zuerst eine „Wurzelsuppe“, eine „Wurzelsuppe“, von welcher Madame Hupfauf versicherte, es wären lauter „selbstgezogene Wurzeln“. Ich sah mir den kleinen „Lauf'l“ Hupfauf an, der auch keinen besondern Begriff von den Hupfauf'schen „selbstgezogenen Wurzeln“ fassen ließ. Wie ich diese Quadrat- und Kubikwurzel auch mit sich selber multiplizierte, so brachten sie immer die Potenz: „weiße Rüben“ hervor. Bis zu einer edlern Wurzel stieg Madame Hupfauf nicht in die Tiefen der Erde nieder! Vergebens botanisierte ich nach „Petersilie“, „Sellerie“ und ähnlichen Wurzelsilben des Stammwortes: „Wurzelsuppe“. Nichts, nichts in der ganzen Suppe, als weiße Rüben und gelbe Rüben, und diese so dünn gesäet, so einzeln herumschwimmend, daß ich sie zählen konnte, und mich selbst „den modernen Rübezahl“ nannte. Ich faßte Mut und dachte: „Ein Übel muß man mit der Wurzel ausrotten!“ und verschlang die Suppe mit geschlossenen Augen.

Zwischen der Suppe und dem Rindfleisch kam ein Teller mit „Magen-Zwickerln“, das ist nämlich der Ausdruck für jene poetischen Vorläufer, welche den Appetit reizen sollen, die sonst „Assietten“ heißen und von Madame Hupfauf ganz genial: „Magen-Zwickerl“ genannt werden, weil sie den Magen zu seiner Pflicht aufzwicken sollen.

Der Teller „Magen-Zwickerl“ bestand aus runden Semmelrädern und auf jedem ein langer Sardellenteil wie eine Eidechse auf dem Seziertisch. Die Sardellen waren alle ursprünglich Hochverräter, denn sie wurden nach ihrem Tode gevierteilt, dann auf's Rad gepflochten, und dann erst der allgemeinen Abschreckung preisgegeben.

Mein Magen brauchte nicht gezwickt zu werden, er war vollkommen bereit, auch ohne Gewaltmaßregeln seine Pflicht zu erfüllen, wie es jedem Menschen überhaupt und jedem Wiener insbesondere zur allerersten Natur geworden ist. Mein Magen befand sich in jenem Zustande, an welchem jetzt ganz Europa laboriert, er gehörte zu der arbeitenden Klasse, die Arbeit sucht und keine findet!

Unser Magen war kaum „aufgezwickt“, als das „Rindfleisch“ kam. Mein kritischer Scharfblick entdeckte sogleich, „we are seven“, wir sind sieben, und es kamen nur sechs Fleisch-Anteile! O, dachte ich: „Sechse treffen, Sieben äffen!“ Madame Hupfauf bemerkte das Mißverhältnis auch sogleich, wollte mit einem Salomonischen

Kraftschnitt die Sache entscheiden und rief: „Lauf'ls Stück können wir ja teilen.“ Allein Lauf'l war der Mann nicht, der sein Königreich bei lebendigem Leib teilen ließ! Er griff ohne Umstände nach seinem Stück Fleisch, welches zwischen einem Erdapfel und einer halben gelben Rübe eingesargt lag, und

„Aus der Ungeheuer Mitte
Nahm er das Fleisch mit leckem Finger!“

Dadurch wurde natürlich das arithmetische Mißverhältnis noch nicht aufgehoben! Lauf'l aber, ein Gassenjunge comme il faut, „ein Freund der Wahrheit“, schrie: „Die Mali hat ja schon in der Kuchel so ein Stück g'gessen, sie kann ihr Fleisch dem Herrn schon lassen!“

Madame Hupfauf wollte sich wieder bedeutend totlachen. Mali dagegen versetzte dem Lauf'l, dem „Freund der Wahrheit“, als einzige Antwort eine Ohrfeige!

Ich aber, als wahrer Redakteur, ich suchte bloß von diesem Streite Nutzen zu ziehen, machte mich indessen über die Schüssel her, und verzehrte drei Stücke Fleisch, ohne mich wieder um Lauf'l zu bekümmern.

Herr Hupfauf beobachtete das Prinzip der Nichteinmischung; er aß sein Fleisch und sagte: „Lauf'l läßt sich nichts nehmen!“ — Die Ruhe war bald wieder hergestellt, wozu besonders eine neue Erscheinung auf dem Schauplatze viel beitrug.

Diese neue Erscheinung war nämlich eine Schüssel Blaukohl mit Würstel, die als Öl im Sturm beschwichtigend auf alle Gemüter einwirkte. Mali war bedeutend echauffiert, und der junge „Freund der Wahrheit“ hatte eine geschwollene Backe. Madame Hupfauf wollte sich wiederholt totlachen, denn sie sagte: „Da macht sich mein Lauf'l nichts d'raus!“ Ich aber saß zwischen den kämpfenden Mächten und besänftigte Mali, indem ich ihr sagte: „Sehen Sie, liebste Mali, mit einem Lauf'l kämpfen Götter selbst vergebens! Lassen Sie die Lauf'ls Lauf'ls sein, und freuen wir uns des Lebens, „weil noch die Rose blüht“! Da ist Blaukohl und da sind Würstel, — das Leben ist doch schön!“

Das junge Genie hatte indessen bedeutende Eingriffe in die Welt der Würstel gemacht, er ergriff nämlich eines an einem Ende, und da die Würstel alle fest aneinanderhingen, wie nur die Gemeinheit und die Dummheit aneinanderhängen, so zog er alle Würstel mit auf seinen Teller. Ich aber fand mich berufen, in diese Verkettung der Dinge einzugreifen, und sagte, indem ich den Strang Würstel ergriff: „Sehen Sie, Lauf'l, das Ding hängt so zusammen“ — dabei riß ich einen Teil los — „allein, wenn Sie ein Ding aus seinem Zusammenhang reißen, so wird eine Wurst daraus!“ Mit diesem lecken Manöver hatte ich die Hälfte de

Würstel gerettet, die ich mit Mali teilte, indem ich ihr noch etwas Humor auf die Würstel streute: „Liebe Mali, so ein Würstel ist wie so manches Journal: von vorne und hinten gebunden, und mit Schweinerei gefüllt! Stechen sie hinein, so spritzt Ihnen Gischt und Jauche in's Gesicht!"

Lauf'l aber bot einen glänzenden Anblick dar: um den Mund herum hatte ihm der Blaukohl einen azurnen Reif gebildet, er sah aus wie eine Blaumeise, und an einem Würstel nagend, baumelten ihm die zwei daranhängenden auf das Jabot und legten darauf eine Landschaft in punktierter Manier an.

„Zum Schlusse," begann noch ein Mal Madame Hupfauf, „zum Schlusse möchte Herr von Sefier vielleicht noch a Stückel Käs essen?"

Ich glaubte, mich rührte der Schlag! „Zum Schlusse!" Hatte es denn schon begonnen? Zum Schluß! Ein wahrer Trugschluß! Ein Syllogismus! „Zum Schluß!" Ich wütete innerlich! Und dazu eingeladen?!! „Zum Schlusse?" und welche Reihenfolge von Dubiositäten: „möchte essen", „vielleicht", wo alles so gewiß ist! „a Stückel!" wo ein Stück nicht hingereicht hätte!

„O," fuhr Madame Hupfauf fort. „a Stickl Käs ist nach dem Essen gut, es räumt den Magen aus!" —

Ich dachte, d'rauf ließe sich viel einwenden: Erstens: nach dem Essen ist Käse gut. Wir aber noch vor dem Essen! Es räumt den Magen aus? Wo nichts ist, hat der Käs sein Recht verloren!

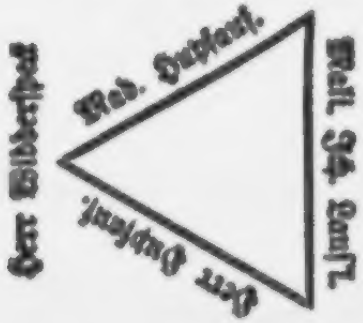
Indessen ich sprach: „O ich küß die Hand, ich wäre nicht im stande, einen Bissen mehr zu essen, ich habe genug!"

„Gehen wir also zur Partie Whist," sagte Madame Hupfauf.

Wir erhoben uns vom Tische, Lauf'l aber war wieder witzig, er hatte mir nämlich die Haut, die er einem Würstel abgezogen hatte, hinter dem Rücken am Rockkragen aufgeklebt, daß sie herabschlotterte; allgemeines Gelächter, großer Jubel der gesamten Hupfaufs, und ich nahm die Lehre mit. Das nennen die Lauf'ls: Einem was anhängen!

Die Partie Whist wurde endlich arrangiert. Der Tisch war eigentlich ein Dreieck, welches einige Verlegenheit in die Situation der vier Spielenden brachte. Madame Hupfauf placierte uns ganz genial: sie und Herr Hupfauf besetzten die beiden Katheten des Tisches, Herr Widderspeck, der Pränumerantenpresser, saß an der Spitze des Triangels, und ich bekam die breite Seite, ich okkupierte die Hypothenuse. Dafür aber, das ich einen solchen großen Spielraum gewann, wurde mir Mali Hupfauf rechts als Adlatus beigesellt, uno links siedelte sich das junge Genie, Lauf'l genannt, mit aller Grazie seines unbefangenen Wesens an.

Das ganze Sternbild zeigte ungefähr folgende Gruppe.



„Spielen wir um einen ſchwarzen Fiſch (Groſchen) oder um einen weißen Fiſch?“ ſagte Madame Hupfauf; ich blinzelte Mali an und ſagte: ich gewanne gerne einen Weißfiſch. Mali ſchien von dieſer bedenklichen Artigkeit ganz erbaut.

Das Spiel begann. Herr Hupfauf hatte die ſüße Angewöhnung, nicht nur beim Kartengeben, ſondern auch beim Ausſpielen ſich jedes Mal den Finger mit der Zunge zu benetzen, was zwar bei dem innigen Aneinanderhalten der Karten nicht ganz überflüſſig, aber nichtsdeſtoweniger ganz unappetitlich war.

In kurzer Zeit hatte ich die Bemerkung gemacht, daß Herr und Madame Hupfauf, wenn ſie zuſammenſpielten, ſich eine Einverſtändigungsweiſe gemacht hatten, vermöge welcher ſie ſich anzeigten, wie und was ſie ſpielen ſollten. Wenn Herr Hupfauf die auszuſpielende Karte im Ausſpielen hoch erhob, ſo war das ein Zeichen, daß das die carte forte war; wenn er den Trik den ſie machte, noch ein Mal auseinanderſchob, um zu ſehen, wie die Karte liegt, ſo mußte ſie dieſelbe Farbe nachſpielen: wenn er fragte: „Was iſt Atout? Coeur?“ ſo war dies ein Zeichen, daß er in Coeur renonce war; wenn er eine Karte hervorzog und ſie verſteckt in der Hand hielt, wie zum Hingeben bereit, ſo mußte ſie Atout ſpielen u. ſ. w.

Ich, der Pater von Gottes Gnaden, hatte einen ſchweren Stand, mein Partner, Herr Widderſpeck, der die Spitze des Delta einnahm, hatte die angenehme Miſſion, alle Karten, die geſpielt wurden, und die an der Eckſeite des Tiſches zu Boden fielen, aufzuheben und ſich jedesmal die Spitze des Tiſches an den Nabel zu ſtoßen; er hatte die Gewohnheit, zwiſchen jedem Worte die Redensart: „Natur!“ einzuſchalten. Wenn ich Pique-Zehn ſpielte, ſo fragte er immer: „Pique-Zehn? Natur! So recht!“ Dann ſtach er ein, ſpielte Pique-König nach, und wenn ich ihn durchließ, rief er wieder: „Laſchieren! Natur!“ „Laſchieren“ hieß bei ihm nachlaſſen, wahrſcheinlich von „lacher“. — Er ſpielte aus und ſprach: „Die Dame iſt zu nehmen! Natur!“ Worauf ich

Mali in die Seite ſtupfte und wiederholte: „Die Dame iſt zu nehmen! Natur!“ Am Ende ſagte er: „Wir haben den Trik! Natur!“

Während des ganzen Spiels machte ſich Lauf'l nicht nur neben, ſondern auch auf mir ſehr bequem, er ſiedelte ſich auf meinem Rücken förmlich an, wohnte abwechſelnd auf meinen Schultern und machte zuweilen Ausflüge nach meinen Ohren, die er zupfte, oder er ſteckte den Finger gar gegen meine Wange, rief dann: „Herr Saphir!“ und wenn ich den Kopf wandte, ſo ſtach mich ſein Finger in die Wange. Zuweilen rief er auch meine Karten aus: „Der Herr Saphir hat Treff-Aß und Treff-König!“ wobei Madame Hupfauf bedeutend lächelte.

Herr Widderſpeck hatte bedeutendes Malheur! Alle Augenblicke ſchrie der Pränumeranten-Preſſer: „Nein! ſo ein Pich (Pech)-Vogl wie ich bin! Lauter leere Blätter, in allen Blättern nichts als einen einzigen Buben!“ Beſonders Angſt hatte er, daß man renonce machen könnte, welches er „Farb zulaugnen“ nannte. Er rief immer dazwiſchen: „Haben Sie Farb' zugelaugnet?“ „Sie müſſen Treff zulaugnen!“

Wenn Herr Hupfauf ſeine Zeichen zu geben vergaß, ſo war Madame Hupfauf in großer Verlegenheit, was ſie ſpielen ſoll, und ſchrie: „Ich weiß nicht, was ich ſchlagen ſoll?“ wobei ich mit einem bedeutenden Blicke auf den ungezogenen Lauf'l fragte: „Sie wiſſen nicht, was Sie ſchlagen ſollen? Ich könnt's Ihnen ſagen!“ Wenn ſie ſchlecht ausſpielte, warf Herr Hupfauf einen grimmigen Blick auf ſie, und ſie ſagte dann: „Ich hab' mich verzogen!“ wobei ich wieder auf Lauf'l ſah und Mali fragte: „Die Mama hat wohl auch den Lauf'l verzogen?“

So mit unendlicher Grazie würgten wir ſechs Rubber Whiſt hinunter, es war indeſſen 7 Uhr abends geworden, und ich ſagte: *mein Beruf nötige mich, in's Theater zu gehen.* — Mein Lebtag habe ich von meinem Berufe noch nicht ſo viel Freude und ſo viel Nutzen gezogen.

Zum Abſchiede mußte ich verſprechen, bald wieder zu einer Partie Whiſt und zu einer „Wurzelſuppe“ zu kommen; Mali gab mir einen fetten Blick mit, Lauf'l bohrte mir den Finger noch ein Mal in die Wange, und ſo ging ich, um eine Wurzelſuppe reicher und um neunzehn ſchwarze Fiſche ärmer.

War Sokrates ein Weiser oder ein Narr?

Die sonderbar scheinende Frage, ob Sokrates ein Narr war, wirft der „Humorist“ nur deshalb auf, weil er kein Narr mehr ist; der „Humorist“ hätte viel näher liegende, gehende, stehende und schreibende Menschen und Unmenschen, von denen er es beweisen könnte, daß sie Narren, daß sie noch etwas Schlimmeres als Narren sind!

Allein lügen darf man nicht, denn der „Himmel“ sagt: „Du sollst nicht lügen“; — die Wahrheit sagen darf man auch nicht, denn die „Erde“ sagt: „Du sollst nicht die Wahrheit sagen“; — die „Erde“ sagt, heißt so viel als: die „Menschen“ sagen, denn die Menschen sind ja aus Erde gemacht. Also steht ein „Humorist“ zwischen Himmel und Erde mit offenem Mund und hat Maulaffen feil. Wenn ein Satiriker oder Humorist das Maul aufmacht und sagt: „Dort geht ein Aff'!“ kömmt gleich ein Mensch und sagt: „Der Aff' bin ich!“ Er klagt, und da man bei der Gerechtigkeit nie gewiß ist, ob sie wirklich blind ist, oder ob sie nicht bloß schielt, so kann man nie mit Sicherheit sagen: „Dort geht ein Affe“, ohne von den Menschen wegen Persönlichkeit verurteilt zu werden.

Aus den Lebendigen, aus der Gegenwart kann sich die Satire ihre Beute nicht mehr holen! Wahr ist's, es ist schade, und schade, daß es wahr ist! Ach Gott, wie viel Narren, wie viel Dummköpfe, wie viel miserable Individualitäten, wie viel elende Skribler, wie viel erbärmliche Redakteure laufen noch lebendig herum, die mir alle noch ihre Kopfsteuer nicht bezahlt haben!

Zwar einen Sokrates findet der Humor nicht in der Gegenwart; viel eher eine Xantippe. Der Humor muß also wie die Hyäne die Toten aus der Erde scharren und sie satirisch verarbeiten. Er muß die Weltgeschichte zum Weltgericht der Gegenwart benützen. Sokrates ist ein gutes Thema: erstens wird er nicht klagen, denn er ist ein gescheiter Mann; zweitens kann er nicht klagen, denn er ist tot. Also Sokrates muß herhalten.

Man sagt: Sokrates war ein Weiser! Was wir von ihm wissen, scheint uns das Gegenteil zu beweisen.

Sokrates war dreißig Jahre alt, als er sich der Weisheit widmete; ein Beweis, daß er kein Schwab' war, die sich erst zu vier-

zig Jahren der Weisheit widmen. Das ist der Unterschied zwischen den Griechen und den Schwaben, die Griechen wurden um zehn Jahre früher gescheit! Die Athenienser können den Stuttgartern und Geisbergern zehn Jahre Weisheit vorgeben!

Sokrates hat sich zu dreißig Jahren der Weisheit gewidmet, er war also noch keine dreißig Jahre alt, als er geheiratet hat. Erst nachdem er eine böse Frau bekam, widmete er sich der Weisheit! Das kann jeder Narr auch! Er widmet sich dann der Weisheit und sagt: „Der Kluge giebt nach!"

Sokrates Höchstes war: „Lerne dich selbst kennen!" Welche Narrheit! Es geht den Menschen mit sich selbst wie mit anderen Menschen. Man hält von Menschen nur so lang etwas, als man sie nicht kennt; wenn man sie kennen gelernt hat, so sagt man oft: „Hätt' ich nur den Menschen nicht kennen gelernt!" So geht es den Menschen auch mit sich selbst; wenn man sich selbst genau erkennt, so hätte man auch oft Grund zu sagen: „Hätt' ich mich selbst nur nicht kennen gelernt!" Sehr selten hat der Mensch Ursache, zu sich selbst zu sagen: „Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, ich hab' schon so viel Schönes von Ihnen gehört!"

Sokrates faßte den Entschluß, sein ganzes Leben dem Geschäfte zu weihen: „seine Mitbürger aufzuklären"! Nun bitt' ich, kann es einen größeren Narren auf der Welt geben?! Aufklären! „Seine Mitbürger aufklären!"

Wer hat ihn dazu angestellt? Wozu ist denn am Tag die „Sonne" und der „Zuschauer", und bei Nacht der „Mond" und der „Hans Jörgel" da? Aufklären? Wenn der liebe Himmel die Leute aufklären will, so braucht er keine Philosophie dazu; da schickt er einen Kometen, der den Menschen seinen Schweif zukehrt, oder gar ein Nordlicht, daß einem die Augen übergehen, und da geht dem Menschen ein kuriöses Licht auf!

Aufklären! Seine Mitbürger aufklären! Haben je „Mitbürger" Aufklärung verlangt? Wenn ein gescheiter Mensch zur Aufklärung seiner Mitbürger etwas beitragen will, so errichte er eine Oktaffinerie, eine Kerzenfabrik oder eine Buchhandlung, die Kochbücher verlegt.

Was ist das Ende, wenn man seine Mitbürger aufklärt? Sie verurteilen die Sokratisten zum Tode! Also ist es gescheiter, daß man seine Mitbürger aufklärt damit sie uns sterben lassen, oder ist es gescheiter, daß man seine Mitbürger nicht aufklärt und sie so läßt, wie der liebe Himmel und der Magistrat sie zu Mitbürgern gemacht hat, damit man ruhig leben kann?

Sokrates hat seine „Mitbürger" aufklären wollen; ist es auch die Pflicht, bloß „Mitzuständige" aufzuklären? Was meint Sokrates dazu?

Sokrates wollte ferner die Menschen „über ihre „Bestimmung"

aufklären". Sokrates soll mir verzeihen, aber das ist eine große Narrheit! Entweder es giebt eine „Bestimmung", oder es giebt keine; giebt es keine, wie kann man jemand über etwas aufklären wollen, was gar nicht existiert? Und giebt es eine „Bestimmung", so ist jede Aufklärung darüber überflüssig. Seiner Bestimmung entgeht man nicht. Nicht einzelne Menschen, nicht ganze Völker. Der Mensch ist bestimmt, zu sterben. Ist der Mensch bestimmt, siebenzig Jahre alt zu werden, so helfen alle Ärzte ihm nicht, er stirbt doch nicht früher. Ist der Mensch bestimmt, niemals reich zu werden, so mag er noch so dumm sein, er bringt's doch zu nichts. Ist der Mensch bestimmt, zum Narren gehalten zu werden, so mag seine Frau oder Geliebte noch so eifersüchtig sein, er wird doch zum Narren gehalten

Und wie elend, wie erbärmlich fing Sokrates es an, seine Mitbürger aufzuklären! In diesem Punkte hätte er von dem miserabelsten Lump in der jetzigen Journalistik lernen können!

Denn hat Sokrates je gegen die Juden gesprochen? Und welch' ein schönes Thema wäre das ungefähr 500 Jahre vor Christi Geburt gewesen! Hat Sokrates je dafür gesprochen, daß man Haß und Zwietracht in die Gemüter säen muß, daß man das Gift der Vergangenheit stets in die Adern der Gegenwart gieße, daß man Verfolgung der von Griechenland geduldeten Sekten proklamiere?

Also kann Sokrates in Hinsicht von Weisheit und Tugend von unseren elendesten Schmierern noch Unterricht bekommen.

Womit hat Sokrates ferner seine Weisheit an den Tag gelegt?

Er hat die Schuhe verschmäht! Er ist barfuß gegangen? Ist es gescheit, die ganze Schusterzunft gegen sich aufzubringen? Wer weiß, ob bei dem Geschwornengerichte bei Sokrates' Prozeß nicht ein paar Schuster mehr die Geschwornen waren, und das war sein Pech! Und glaubte denn Sokrates, wenn man keine Schuhe trägt, so weiß man nicht, daß und wo einen der Schuh drückt?

Sokrates war Volkslehrer! ein Schullehrer! Jetzt wissen wir, warum er nicht auch Schuhe hatte!

Seine böse Frau betrachtete Sokrates als „ein Übungsmittel seiner Geduld und Selbstbeherrschung"! Der Narr! Dazu ist auch eine gute Frau ganz zweckmäßig? „Wenn sie tobte, ging er auf den Markt und lehrte Weisheit!" Ist das nicht ein Narr, der anstatt der Frau auf den Markt geht?

Sokrates' Methode war es, die Leute auszufragen! Aber als man bei Gericht ihn selbst befragte, wollte er keine Antwort geben! So sind die Weisen! Pudelnärrisch!

Die Astronomie verachtete Sokrates; das ist auch dumm! Auf der Erde darf man nichts beobachten, also muß man die Gnade haben, wenigstens den Himmel zu beobachten! Der Himmel hat ein gutes Gewissen! Er läßt sich durch die Rippen sehen! Er erlaubt es, daß man Nachricht gebe von dem Gang der Kometen,

daß man seine inneren Angelegenheiten bespreche. Aber warum sollten wir nicht die Sterne beobachten, wir, die wir doch lange keine Sterne sind und doch auch beobachtet werden?

„Sokrates hat die Philosophie vom Himmel auf die Erde geführt!" Da wird sich die Philosophie bedanken! Wenn Sokrates kein Narr gewesen wäre, hätte er die Philosophie hübsch in dem Himmel gelassen; denn wenn die Sokratesse in den Himmel kommen und keine Philosophie oben finden, da werden sie wie aus dem Himmel gefallen sein!

Und was hat Sokrates der Erde genützt, daß er ihr die Philosophie gebracht hat?

Ist die Philosophie gut gegen die Kartoffelkrankheit? Hat die Philosophie die Cholera aufgehalten? Hat die Philosophie die Ochsen vermindert, so hat sie den Preis des Fleisches verteuert, und um diesen Preis möchten wir lieber keine Philosophie!

Sokrates wies beständig „auf den weisen Bau des menschlichen Körpers" hin.

Wer nur halbwegs gescheit ist, weiß, wie schlecht dieser Bau ist; wenn man dagegen unsere Neubauten betrachtet, z. B. die Wienbrücke, oder den Brunnen am hohen Markt, oder gar den Semmeringbau, der für die Ewigkeit gebaut ist, da die Zeitlichkeit ihn schwerlich lange befahren wird!

Der Mensch ist der zweckwidrigste Bau, den ich kenne! Es ist gerade, als hätte ihn ein Wiener Hausherr als Zinshaus gebaut! Lauter Löcher und Winkelzeug! In dem kleinen Raum vom Kopf wohnen fünf Parteien: hören, sehen, riechen, fühlen, schmecken!

Die Augen haben keine Doppelfenster, die Ohren keine Spalettladen, die Nase hat eine elende Zwischenwand, der Mund hat nicht Schloß, nicht Riegel, die Empfindung muß im Herzen in zwei festen, engen Kammern wohnen, der Magen hat keinen Sparherd, die Galle hat kein Luftdach, der Bauch, die Hausmeisterwohnung, hat keine Klingel, kurz, der ganze Bau ist verdorben; wenn man den Menschen den Gebrüdern Klein in Pacht gegeben hätte, er wäre solider und besser gebaut worden!

Sokrates glaubte an einen „Dämon", doch wußte er nicht, wie er ihn nennen sollte; er glaubte nämlich, daß ihn immer ein Wesen, von ihm ungesehen, begleite und beobachte, und nannte ihn seinen „Genius". Der Narr! Wir haben auch Wesen, die von uns unbemerkt uns begleiten und beobachten, aber wir halten sie für keinen „Genius".

Was war das Ende von der Sokratischen Philosophie? Er wurde angeklagt und zum Tode verurteilt!

Ein Dichter, ein Redner und ein Gerber! Melitos, ein Lokaldichter, aber nicht Verfasser vom „letzten Zwanziger" im Josephstädter Theater; Lykon, ein Redner, aber kein Redner in der Aula;

und Lykos, ein Gerber und Demagog, aber kein Weltgeber, klagten ihn an.

Und weſſen haben ſie ihn angeklagt? — Er führte fremde Götter ein!

Die Philiſter! — Es war alſo eine rein induſtrielle Frage, eine Freiheitsfrage! Es handelte ſich um die Einfuhr ausländiſcher Götter!

Und die guten Athenienſer! Sie haben „einzelne, aus dem Zuſammenhange geriſſene Stellen“ zur Anklage gebracht und Sokrates wurde verurteilt! — Ja, die Griechen habens auch verſtanden! — Sokrates verſchmähte es, ſich zu verteidigen! War das etwa weiſe? Nein, es war dumm! War es etwa edel? Nein, es war engherzig! Man muß nicht nur ſich, man muß in ſich das Recht verteidigen! Wenn man ſeine gerechte Angelegenheit verteidigt, hört man auf, eine Perſon zu ſein, und wird eine Sache; man kann wohl ſeine Perſon aufgeben, aber man hat kein Recht, die Sache aufzugeben, denn die Sache iſt die Sache aller! Man verteidigt in ſich die Sache, in der Sache das Recht, im Recht den Geiſt Gottes! Die Athenienſer hätten den Sokrates immerhin verurteilen können, aber ſeine Sache nicht; der Verteidiger hätte den Giftbecher getrunken, aber die Verteidigung hätte fortgelebt für Athen, für die Welt, für das Recht, für uns, für die Zukunft, für die Weltgeſchichte, für den Geiſt aller Richterſtühle des Univerſums!

Sokrates hatte kein Recht, ſeine Sache nicht zu verteidigen! Er hat ein Verbrechen an dem Geiſte der Gerechtigkeit begangen, er hat ihn friſch und unverteidigt in die Hände ſeiner Feinde fallen laſſen!

Und wie gelebt, ſo geſtorben! Seine Freunde und Schüler wollten ihn retten, er gab es nicht zu! Er konnte entfliehen, aber er wollte nicht! Reine Narrheit! Narrheit, die wie Weisheit ausſieht, Kleinheit, die wie Größe ausſchaut!

Wenn er überzeugt war, daß er unſchuldig ſterbe, ſo mußte er ſeinen Richtern ein Verbrechen erſparen und entfliehen. Wenn er das Wohl ſeiner Mitbürger wollte, ſo mußte er ſeinen Mitbürgern eine Reue erſparen und entfliehen!

Wenn man das Bewußtſein hat, ſeine Strafe verdient zu haben, dann iſts ein Verbrechen, zu entfliehen; iſt man ſich aber bewußt, unſchuldig verurteilt zu ſein, dann iſts eine Pflicht, zu entfliehen. Denn einem unverſchuldeten Tod entrinnen zu können, und es nicht zu thun, iſt nackter Selbſtmord. Ob man den Selbſtmord durch ein zweiſchneidiges Schwert oder durch die Vollſtreckung eines zweideutigen Urteils ausübt, iſt alles eins.

Sokrates' letzte Worte waren: „Wir ſind dem Äskulap einen

Hahn schuldig!" Welch' ein Narr! im Tod denkt er noch an seine Schulden!

Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß dem Äskulap der Hahn als Simbol des Lebens geopiert wurde. Wahrscheinlich deshalb, weil um den, der dem Äskulap in die Hände fällt, kein Hahn mehr kräht.

Wir wollen nun dem Leser selbst überlassen, den Sokrates für einen Weisen oder für einen Narren zu halten, und uns auch. Daß es aber Philosophen über Philosophen giebt beweist der Umstand daß einer der größten deutschen Philosophen: Hegel, es herausgebracht hat, daß Sokrates mit Recht verurteilt wurde.

Die Philosophen können einen wirklich ganz stockdumm machen!

Der Hackelputz.

Sie haben mir zugesagt, meinen „Hackelputz“ mit Ihrer holden Gegenwart zu verschönern; der „Hackelputz“ kam, aber Sie, Sie? Sie kamen nicht! Ich war verdrießlich! Die Bilder meines Salons sahen mich an und fragten:

„Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“

Zuerst war ich verdrießlich, dann böse, dann kochte ich, nämlich „Rache“! Rache à tout prix! Aber nicht geheime Rache, nicht kalderonische: „segreta venganza y segreto aggravio“! sondern öffentliche Rache!

Ich will Sie öffentlich beschämen! Die Welt soll wissen, daß Sie zwar eine schöne, eine liebenswürdige Frau sind, aber daß Sie keine Gelehrte sind! Was sag' ich: keine Gelehrte? Die Welt soll wissen, daß Sie — unwissend sind! Unwissend, so unwissend, wie nur irgend etwas auf der Welt! Ich will's der Welt erzählen, laut in die Ohren schreien, daß Sie nicht verstehen, was ein „Hackelputz“ ist.

Als ich Ihnen, meine verehrteste Holdselige, in meinem Salönchen, nachdem Gesang, Deklamation und sonstiges Salonfutter zu Ende war, mit voller Ehrerbietung sagte: „Gnädige Frau, wollen Sie mir das Vergnügen machen, morgen den „Hackelputz“ mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen?“ fragten Sie ganz naiv, ohne über Ihre Ingnoranz zu erröten: „Ein Hackelputz? Was ist das: Ein Hackelputz?“

Shakespeare in seinem Glasrahmen wurde wachsbleich und flüsterte mir zu: „it is horrible“! Wie? der Humorist duldet Wesen in seinem Salon, die nicht wissen, was ein „Hackelputz“ ist?

Vergebens, meine gnädige Frau, machte ich Ihre andern leiblichen und geistigen Vorzüge geltend; Shakespeare war unerbittlich, und selbst der kleine Diogenes auf der andern Wandseite schien satirisch zu lächeln, daß in meinem Salon eine Seele sein kann, die nicht weiß, was ein „Hackelputz“ ist!

Ich hätte der Welt nichts davon gesagt, allein Sie, anstatt mich zu besänftigen, was den reizenden Damen doch so leicht ist, häuften das Maß Ihrer Verbrechen, sagen sich samt Familie zum „Hackelputz“ an und kommen nicht!

Im Leben, meine Hochgeschätzte, ist aber Gnade ein schönes Wort; es giebt Gnade nach Unrecht und Gnade vor Recht; ich will diesmal Gnade vor Recht ergehen lassen und Ihnen doch erklären, was eigentlich ein „Hackelputz" und dessen tiefe Bedeutung ist.

In der Wiener Sprache giebt es manche solche Worte, die Adelung nicht erfunden, die Akademie der Wissenschaften nicht sanktioniert hat, und die doch, wenn auch keine Bürger der deutschen Sprache, doch zu ihr zuständig sind.

Das Idiotikon oder Fremdwörter-Büchlein der Wiener Sprache ist reich an Wortgebilden, die unübersetzbar sind, die nicht von Gelehrten geformt wurden, von welchen man nicht weiß, wie sie entstanden, die im Volke gemacht, vom Volke adoptiert, durch das Volk zum Sprachgebrauch erhoben, ausdrucksvoller, bezeichnender und drastischer sind, als tausende Worte, welche von Sprachforschern und philologischen Gesellschaften in das Wörterbuch eingeführt worden.

„Hackelputz!"

Nicht nur Sie, meine Holde, sondern mit Ihnen wissen vielleicht viele meiner verehrten Leserinnen nicht, was das für ein Tier in der Sprach-Menagerie des Dialektes ist!

Wenn jemand eine Abendgesellschaft einladet und ihr was zu essen gibt, wie es früher hie und da noch Sitte war, bevor die chinesische Regierung des Thees die Herrschaft des Weines verdrängte, und ehe die blasse Limonade und eine mathematische Biskuit-Linie den Kalbsbraten mit obligatem Wein und Bier verdrängte; also wenn jemand seiner Abendgesellschaft die angenehme Grobheit erweist, ihr nicht bloß die Gesellschaft selbst vorzulegen, sondern ihr auch zumutet, daß sie so unmodern sein soll, von acht Uhr abends bis zwei Uhr morgens noch mehr zu verlangen, als den Hut in der Hand, den Zwicker im Aug', Klavierspiel in den Ohren und nichts, sage nichts in den Magen zu haben; — wenn ein solcher abgeschmackter Wirt seiner Gesellschaft also zumutet, sie soll, wenn sie von ihm weggeht, nicht mehr in's Gasthaus stürzen und ausrufen:

„Kellner, zu Hilfe! Ich komm' aus einer Soirée! Geschwind einen Braten, oder was da ist! Ich bin schon halb tot!" sondern er giebt ihr — wirklich zu essen, d. h. wenigstens die ersten Elemente des Essens, die fünf Selbstlauter eines Abendessens: Kalbsbraten, Schinken, Zungen, Salat und Käse; wenn sich in der modernen Welt noch so ein Rokoko-Wirt befindet und bei dieser Rarität sich sodann die noch größere Rarität vorfindet, daß etwas übrig bleibt, und zu diesen beiden Raritäten sich dann die dritte und größte gesellt, daß der Wirt die intimen Freunde der Gesellschaft einladet, diese der Vernichtungs-Schlacht entronnenen

Flüchtlinge am nächstdaraufolgenden Abend sans façon ganz aufreiben zu helfen, so heißt dieses Nachtreffen: „Ein Hackelputz"!

Ich glaube, dieses Wort ist von einer genialen Köchin erfunden worden! Es ist zusammengesetzt von „Hackel" (kleine Hacke) und von wegputzen, und bedeutet eigentlich, daß an diesem Abend die Trümmer von gestern verzehrt werden mit allem dem, was das „Hackel" so vom Kalbsbraten, Schinken u. s. w. an Ecken weggeputzt hat.

Der „Hackelputz" ist die Rechnungsprobe der Soirées: wo nichts für den „Hackelputz" übrig bleibt, da fand die Gesellschaft nicht ihre volle Rechnung.

Der „Hackelputz" ist das Agio der Soirée. Aber zur Soirée ladet man Gönner, Bekannte und Freunde, zum „Hackelputz" nur die „Intimen", den engen Kreis, die Bevorzugten.

Die Soirée beginnt zuerst mit zwei Stunden langem Stimmen der Gesellschaft, bis sie zusammenstimmen; der eine ist zu hoch gestimmt, der andere zu tief, der eine schnurrt, der andere brummt, der dritte giebt gar keinen Ton von sich. Beim „Hackelputz" aber beginnt das Stück sogleich; es ist alles zusammengestimmt, die Unterhaltung wird sogleich flott.

In der Soirée müssen die Leute erst warm werden, die Männer müssen erst in kleinen Häuflein sich in allen Ecken und Winkeln zusammendrängen, wie die Schafe, wenn's wetterleuchtet, bevor sich diese Knäuel entwirren und ein Mann so unternehmend ist, sich einer Dame zu nähern, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich lebt. Die Damen müssen sich gegenseitig erst betrachten, die gegenseitige Toilette einem Examen-Rigorosum unterwerfen, jede muß sich so zu sagen an das Klima der andern Damen gewöhnen, bis sie anfangen gesellig zu werden.

Wie anders ist's beim „Hackelputz"! Die Männer sind so gefällig und reden gleich etwas! Die Frauen sind so liebenswürdig und sehen [illegible]

In der Soirée muß der Wirt für alle Damen gleich liebenswürdig sein — si fabula vera — im „Hackelputz" kann er gegen alle herzlich und gegen eine vorzugsweise liebenswürdig sein! In der Soirée darf der Wirt nur Essen und Trinken und Aufmerksamkeit haben, im „Hackelputz" kann er auch ein Herz und einen besondern Gusto haben.

O, wie oft ist der „Hackelputz" amüsanter, als die Soirée! Fast ebenso oft, als die Antichambre anziehender ist als der Salon und die Zofe interessanter als die Dame.

Die ganze Menschheit, meine schöne Frau, ist nichts, als eine Sammlung von „Hackelputze!"

Was ist das Leben? Bis dreißig Jahre ein Fest, dann ein „Hackelputz" aus den kurzen Überresten der Jugend!

Was iſt die Ehe? Ein „Hackelputz" der Liebe! Einige kurze Liebes-Überbleibſel für zwei Perſonen!

Was iſt die Hoffnung? Ein „Hackelputz" von Wünſchen, Erwartungen und Aufſchlöſſern!

Was iſt der Ruhm? Ein „Hackelputz" von Eitelkeit, leerem Schall und Zeitungspapier!

Was iſt die Gerechtigkeit? Ein „Hackelputz" von Prozeßkoſten und Büchern in Schweinsleder!

Ich hoffe, daß Sie, meine Verehrte, nun wiſſen werden, was ein „Hackelputz" iſt; und wenn Sie es wiſſen werden, dann werden Sie auch kommen, wie ich hoffe. Ich habe Sie doch mündlich dazu eingeladen, an einige andere Damen ließ ich folgende ſchriftliche Einladung ergehen:

Unſeren verehrten Freunden und Gönnern zeigen wir hiermit den Hintritt der „Gebrüder Kalbsſchlägel und Schinken" an.

Sie verſchieden geſtern Abend nach einem kurzen kalten Fieber an den Folgen des Magenübels einer größeren Geſellſchaft. Wer ſie im Leben kannte, und ihren Wandel, und weiß, wie teuer uns die Dahingegangenen waren, wird unſere Empfindung zu würdigen wiſſen und unſern Schmerz nicht noch durch mehr Teilnahme vermehren.

Die irdiſchen Überreſte aber der Dahingeſchiedenen werden heute eingeſammelt und in den Magen einiger intimer Freunde beigeſetzt. Dabei wird ein Kehlen-Amt von „Gluck-Gluck" abgehalten werden.

Sie werden eingeladen, heute Abend zwiſchen 7—8 Uhr ſich im Humoriſtenhaus einzufinden, um dem Sarge mit den Gebeinen der Dahingeſchiedenen die letzte Ehre zu erweiſen.

Der „Humoriſt" im Namen ſeiner unmündigen Witze.

Inhalt des zweiten Bandes.

Humoriſtiſche Vorleſungen II. Teil.

Seite

Welcher von den vielen neuerſchienenen Kometen wird zuerſt mit der Erde anſtoßen, der mit dem Kopfe, oder der ohne Kopf? 1

Die Sonnenfinſternis und der Weltuntergang oder: Wenn morgen abends die Welt glücklich zu grund gegangen ſein wird, was wird übermorgen früh der Gemeinderat thun, um es zu verhüten? 11

Kriegen, Erhalten, Erwerben, Verdienen und Bekommen, oder: Wenn alle Menſchen auf der Welt ſchon das bekommen hätten, was ſie verdient haben, wer hätte noch keine 35 bekommen? 23

Der Katzenjammer nach dem Börſenrauſche, oder: Warſt nit auſig'ſtiegen, warſt nit abig'fallen! 29

Induſtrie-Ausſtellung aller inländiſch fabrizierten Gattungen von Liebe, als: Freundesliebe, Elternliebe, platoniſche Liebe, Ordnungsliebe, Kriegs- und Friedensliebe, Gerechtigkeitsliebe, Kunſtliebe, Geſundheitsliebe und Menſchenliebe 34

Vermählungs- und Trennungsgeſchichte der Frau „Zeit" und des Herrn „Geiſtes", oder: Muß man jetzt ſagen: „Der Geiſt hat die Zeit aufgegeben", oder: „Die Zeit hat den Geiſt aufgegeben" 43

Die Emanzipation der Frauen als Konverſations- und Redeſtoff, oder: So lang man lebt, darf man nicht reden; wenn man ſchläft, ſoll man nicht reden; wenn man tot iſt, kann man nicht reden; alſo wann ſoll man reden? 52

Wie viel Frauen, wie viel Miniſter und wie viel Haſelnüſſe muß man kaufen, bis man ein paar gute darunter findet? 61

Etwas über die Kunſt, mit Unmenſchen umzugehen 67

Das Geſellſchaftsſpiel in der Arche Noah 73

Marinierte Redensarten u. Sprichwörter, nebſt Betrachtungen über Dilettantismus und Stroh 81

Deſiderienbuch des Schickſals 93

Echo, Schatten, Spiegel, Affe und Schriftſteller 95

Abhandlung über die epidemiſche Verbreitung des Witzes und des Humors, oder: Wenn die ganze Welt witzig iſt, wovon ſoll ich leben? 104

Seite
Leichtfaßlicher Unterricht und Anweisung für ein sehr geehrtes Publikum, sich in Zukunft die humoristischen Vorlesungen selbst auf die schmackhafteste Weise selbst bereiten zu können, und kein Geld dafür ausgeben zu müssen 115

Humoristische Erzählungen I. Teil.

Humoristisch-satirischer Bilderkasten 120
1. Der Allerweltsmann 120
2. Der weibliche Wildfang und die männliche Kokette 121
3. Aufklärlinge und Dummfrechs 123
4. Der Mensch und seine Lebensjahre 125
5. Der Zugemüse-Mann 127
6. Der Gelegenheits-Dichter 130
7. Die männliche Kokette 142
8. Die männliche Schöne 145
9. Der Süßling und der Sauertopf 146
Lebende Bilder 149
1. Der Pantoffelmann 149
2. Der Tausendsapperment-Alles- und Nochnetwisser 151
3. Der Glückspilz und der Unglücksvogel 154
4. Der Edgast 155
5. Der Visiten-Mörder 157
6. Der Judenfeind 160
Sechse treffen! Ein halb Dutzend getroffene Lebens-Sterne 163
1. Der Gassen-Philanthrop 163
2. Der Anekdoten-Krampus 166
3. Der Frauen-Donnerer und der Blitzableiter 169
4. Herr von Bumitzi, der Visiten-Igel, oder: Nur fünf Minuten! . . . 172
5. Das Kaffee-Krügiein der Witwe im Krapfenwaldel oder: Was kann die menschliche Macht aus einer Portion Kaffee nicht alles machen? „Wo zwei nichts essen, da können noch Sechse nichts miteffen." . . . 176
6. Die literarischen Mitesser 181
Kunstlerei des Jokus 184
1. Der Schneeberg-Fresser 184
2. Der Lassingfall, oder: Die kleine Portion Romantik 187
3. Ich geh' auf's Land, oder: Wo wohnt Herr Dommayer? 197
4. Öffentlicher Verkauf kritischer Phrasen 200
5. Kritische Analekten 203
Das Picknick auf dem Strozzischen Grund, „bloß beim Klavier" 206
Das Ständerspiel in der Panigigasse und der Humorist vom Thury . . . 219
Liebesschlifferleien des Poeten Piperl 225
Die Landpartie, ich und der Esel. Eine Naturszene nach dem Leben . . . 231
Essers Leiden an der Table d'hôte 269
Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tische 274
Magischer Zickzack, oder: Die Kunst, in allen Fällen des menschlichen Lebens ein Schalkgesicht zu machen. Ein humoristischer Holzschnitt 281
Die Laufbahn unseres Jahrhunderts auf der Eisenbahn 291
Schmalzgedanken über deutsche Sprichwörter 299
Sechs überflüssige Tage. (Bruchstück aus „Mein Wanderbuch durchs Ohr") 302

Seite
Aus dem Leben eines Theaterdiebs 321
Humoristische Briefe 339
Elefanten-Aphorismen, oder: Praktisch-theoretische Kunst, in drei Stunden ein Elefant zu sein. Ein Handbüchlein für angehende Elefanten aus allen Ständen 347
Ein Kokettier-Feldzug 356
Die Geliebte und der Apotheker, oder: Drei Tage aus dem Leben eines Humoristen. Genrebild aus meinem Leben 363
Die Familie Hupfauf 375
War Sokrates ein Weiser oder ein Narr? 387
Der Hochzeitbitter 399

M. G. Saphir's

humoriſtiſche Schriften

in vier Bänden.

Ausgewählt und herausgegeben

von

Dr. Karl Meyerſtein.

Dritter Band.

Humoriſtiſche Erzählungen II.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil Berolin.

Berlin.

A. Enadenfeld & Co.

Humoristische Erzählungen.

II. Teil.

Unter-Döblinger Novellen.

Auf's Land! Auf's Land!
In Sand! In Sand!
Ist's auch ein Loch,
Natur ist's doch!
Natur, Natur,
Du grüne Ruhr,
Die stets romantisch ist!
Sei's auch in Staub und Mist!

1.

Jede Sache hat zwei Seiten, oder: Man soll mit allen Frauenzimmern artig sein.

„Pulvis et umbra sumus!“ so lautet die Devise des Döblinger Stadtwappens. Man lese ja nicht: „pulvis et ambra sumus!“ Mit der Ambra'ser Sammlung hat's in Döbling nicht viel zu sagen. So viel ist gewiß, daß, wer in Döbling wohnt, in kurzer Zeit ein frommer Mensch wird. Denn die erste Pflicht eines Frommen ist, stets daran zu denken, daß der Mensch nur aus Staub kam, Staub ist und zum Staub zurückkehrt! Und man kann von jedem, der morgens von Döbling nach Wien und abends zurückgeht, sagen, daß er „aus Staub kommt, Staub ißt und zum Staub zurückkehrt!“ Der Weg nach Döbling ist der Weg zur Erbauung und wehmütigsten Betrachtung. Wenn man die Döblingerinnen abends mit ihrem Strickzeug spazieren gehen sieht, so erkennt man die weiblichen Blumen an den Staub-Fäden! Unstreitig wird Döbling durch seinen klassischen, echt antiken Staub noch der beliebteste Platz um Wien werden; denn wer viele Jahre hintereinander gewohnt ist, Sommers in Döbling zu wohnen, der kehrt zuletzt gar nicht mehr nach Wien zurück, sondern der bleibt gleich links vor der Linie, ein Mitbürger jener stillen Kolonie, die sich aus dem Staub in den Staub gemacht hat, und welcher der Staub nicht mehr schadet, weil sie den Atem beständig an sich hält und jenen Staub nicht schluckt, den die humanen Quartiervermieter Döblings anstatt des nötigen Möbels in ihren „möblierten Quartieren“ ihren Parteien zur portofreien Verschluckung mit verschwenderischer Nächstenliebe überlassen, und für welchen

Staub so weder Chausseegeld, noch Stiegengeld, noch Verzehrungssteuer eintreiben!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Seit Stuwer die Erfindung seiner „Wasserfeuerwerke" gemacht hat, in welchen das Feuer unter dem Wasser brennt, hat man in Döbling auch ein „Wasserstaubwerk" entdeckt, und indem oben aufgespritzt wird, steigen aus dieser sublimen Wasserdecke die schönsten Staub-Raketen, Staub-Räder, Staub-Schwärmer u. s. w. in die Höhe und bereiten das entzückende Schauspiel der Chaussee-Verfinsterung am hellsten Tage, so daß vor lauter Kunst-Staub das Natur-Wasser sich zurückzieht und verschwindet!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Staub vertritt auch in vielen Quartieren das Möbel, und die Worte: „Allhier ist ein möbliertes Quartier" heißen oft: „Allhier ist ein bestaubtes Quartier", und allerdings vertritt der Staub das Möbel, zum Beispiel den Schreibkasten, denn man kann auf den Staub schreiben; oder auch die Vorhänge, denn es dringt durch diesen Staub kein Sonnenstrahl durch!

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

Ja, „das Land", mehr braucht man nicht! Da ist ein möbliertes Quartier: der Tisch hat drei Füße, „aber", so sagt' ich. „der Tisch hat ja nur drei Füße?" — „Ja, aber „auf's Land" nimmt man's nicht so genau!" — „Aber das Bett hat ja keine Einlegbreter?" — „Ach nein, aber „auf's Land" nimmt man's nicht so genau!" — „Aber in der Küche ist ja der Herd gar nicht zu brauchen?" — „Ach nein, aber „auf's Land' thut er's schon!" — „Aber hier sind ja weder Vorhänge, noch Läden, noch Jalousien? Ach nein, aber „auf's Land" braucht man's nicht!" — „Aber hier ist ja auch kein Schloß an der Thür?" — „Ach nein, aber „auf's Land' ist's halt schon so!"

„Ach, auf's Land! Auf's Land!"

„Auf's Land" braucht der Tisch nur drei Füße und der Mensch vier Füße; „auf's Land" braucht die Thür kein Schloß, aber die Lunge, damit man sie gegen den Döblinger möblierten Staub zuschließe! Ich wohne in „Unter Döbling", hinter dem großen Staube! Wenn der geneigte Leser mir die Ehre seines Besuchs schenken will, so sei er so gefällig, sich gleich, wie er aus Wien kommt, an den „großen Staub" zu halten, von da kommt er in den „dicken Staub", so halte er sich gerade aus und passiere den „trockenen Staub", so lange, bis er an den „nassen Staub" kommt, dann geh' er links, oder auch rechts, oder auch gerade aus in den „echten Döblinger gerebelten Staub"; wenn er so eine Weile in dem „gerebelten Staub" fortgewandelt ist, kommt der „Döblinger Lokalstaub", welchen die Staub-Eingebornen mit den Staub Eingewanderten auf gleiche Rationen verzehren, wenn die Staub-Eingewanderten erst an die Staub-Eingebornen eine Gratifikation

für die Verpflegung und Unterhaltung dieses Lokalstaubes eingerichtet haben; dann kommt der Leser bei dem „Nußwaldel“ in den „vereinigten Staub“ von Döbling, Heiligenstadt und Unter-Döbling, und dann links, wo von beiden Seiten mehr einzelne „Privat-Stäube“ liegen, da findet er unter andern auch mich, da wo der Staub ein Eck hat! Der Leser kann nicht fehlen!

„Ach, auf's Land! Aufs Land!“

Es war an einem schönen Morgen, als ich von Wien nach Unter-Döbling fuhr und meinen nassen Schwamm, den ich auf dieser Fahrt immer bei mir habe, mitnahm und folgendes Vorgebet zum Himmel schickte: „Lieber Himmel, der du mich erst gestern errettetest aus dem Döblinger Staub, bewahre mich bei meiner heutigen Fahrt vor einem dicken Herrn, der einschläft und auf meine Schulter sich bettet! Bewahre mich ferner vor einem Hund, der auf meinen Hühneraugen ein Klavierstück à quatro mains spielt! Bewahre mich ferner vor einer Köchin, die zwei junge Gansel, einen Gugelhupf und vier Bund Kohlrabi mitnimmt und meinen Schooß für einen Speisekasten ansieht! Bewahre mich ferner vor einer zärtlichen Mutter mit drei Wickelkindern, die ihre Beinchen an meiner weißen Pantalon abzappeln u. s. w.“ Ich stieg ein, und meiner Maxime getreu, Niemanden zuerst anzusprechen, setzte ich mein Schweigen vom gestrigen Stellwagen glücklich fort. Gegenüber saß ein Mann, der mehrere Büschel Monatrettig in der Hand hielt, von welchen er nach einander immer einen melancholisch aufzehrte. Neben mir saß ein wohlgekleidetes Frauenzimmer, und da ich, wie gesagt, niemanden anspreche, so sagte ich bloß im Allgemeinen: „Guten Abend!“ Wenn ich in einem Gesellschaftswagen „Guten Abend!“ sage, so weiß der Zuhörer selten, was ich gesagt habe, welche Sprache ich gesprochen habe, und ob es überhaupt eine Sprache, ein Brummen, oder ein Summen, oder ein Näseln u. s. w. war.

Ich sah meine Nachbarin von der Seite an, und — sah sie nicht wieder an! Ein garstiges Maal zog sich vom Ohr bis ans Kinn, und eine mit Seidenborsten beschattete Warze machte den Sockel zu diesem Maal! Ich raffte mich in mich hinein, befahl meine Seele dem Staub und war vollkommen gesellschaftsdicht. Die Stille im Wagen wurde nur zuweilen von dem eintönigen Rettig-Zermalmen des unermüdlichen Rettig Vertilgers unterbrochen und nur zuweilen sagte meine Nachbarin: „Ach, der Staub!“ Ich freute mich ordentlich, daß auch der Rettig-Vertilger zu beschäftigt war, um etwas auf diese Staub-Apostrophe zu erwidern. Nach einer Pause fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling?“ Da die Frage ohne Adresse auf die Post kam, so konnte auch der Held von Rettigfeld gemeint sein, und ich antwortete nicht; er war zu beschäftigt, und noch einmal fragte meine Nachbarin: „Wohnen Sie auch in Döbling, Herr von Saphir?“

Da ich nicht glauben konnte, daß der Mann mit den unversiegbaren Rettigen auch Saphir heiße, so mußte ich zu antworten mich entschließen. „Ja, in Unter-Döbling!“ brummte ich barsch rechts und sah links zum Wagen hinaus. — Pause, von nichts unterbrochen, als von dem Zähnknarren des Rettigwürgers. — „Wohnen Sie schon lange da?“ fuhr die Unermüdliche fort; ich wurde fast unwillig und sagte kurz: „Na, so, so, nicht gar zu lange.“ — Pause, durchflochten vom Rettig-Knicker! — „Sie sind sehr einsilbig heute!“ tönte es mir wieder zu. — „Heute und immer!“ trotzte ich zurück. — Lange Pause mit obligaten Magenseufzern des absolvierten Rettig-Ausrotters. — Bleiben Sie nachts in der Stadt? so fragte endlich meine neugierige und geschwätzige Nachbarin wieder. Ich wurde erbost und sagte: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande.“ Da hielt der Wagen, ich sprang halb wütend vom Wagen, sagte wieder ein verhallendes „Guten Abend!“ und verschwand, ohne meine rasende Fragerin nur weiter angesehen zu haben. Aber ich sollte für diese Unartigkeit bestraft werden! Es giebt eine Nemesis! Sie wohnt im Stellwagen! Abends, um die Zeit, wo sich in Döbling der Staub legt und die Frauenzimmer aufstehen, abends, um die Zeit, wo die „süße Stunde saure Milch im Munde“ hat, fuhr ich von Döbling zurück nach Wien.

Die Stunde schlug eben, der Lenker der Sonnenpferde hob eben das belebende Prinzip Peitsche, um sie in Bewegung zu setzen, da sprang ich noch auf den hintern Sitz im Wagen, auf welchem ich ein wunderhübsches Profil erblickte. Im Nu saß ich, und die Arche setzte sich in Bewegung. Die Arche war wieder nicht überladen, „Paar und Paar“ waren sie eingezogen, auf jedem Sitze ein Männlein und ein Weiblein, und auf dem Rücksitz ich und ein Fräulein, so schloß ich aus dem zarten, jugendlichen Profil und dem angehauchten Morgenrot auf der Lilienwange. Nun weiß der Leser zwar, daß ich den Grundsatz habe, nie jemanden zuerst anzusprechen, und meine Grundsätze sind unerschütterlich! Aber ein Gesellschaftswagen erschüttert die festesten Grundsätze; kaum war er hundert Schritte gefahren, so war mein Grundsatz so von Grund aus erschüttert, daß er baufällig zusammenstürzte! Ich nahm mir vor, meine holde Nachbarin, welche jenseits des Fensters zum Wagen hinaussah, anzusprechen. Sie hatte auf meinen „Guten Abend!“ kaum geantwortet und sich gleich abseits gerückt. Ein schlimmes Zeichen? Wer weiß! Manche rückt fort, damit man nachrücke! Ich rückte nach!

Die Holde blieb unbeweglich und legte ein Bündelchen, welches sie in der Hand hatte, neben sich, gleichsam als Naturgränze unserer beiden Sitzreiche.

Ich war boshaft genug, das Bündel unvermerkt herunter zu stoßen. Es fiel ihr zu Füßen! Ich ihm nach, hob den Gefallenen auf; sie dankte mir kaum, ohne mich anzusehen. Ich beschloß

also, die Schleusen meiner Beredtsamkeit aufzuziehen und ihr Schweigen auf ihr fortzuschwemmen. „Wohnen Sie auch in Döbling?“ — Keine Antwort. „Der erste Pfeil sprang ab!“ sagt Diana.“ — „Wohnen Sie auch in Döbling, mein Fräulein?“ wiederholte ich, und ohne nur das holde Häuptchen oder ein Augenlein zu mir zu wenden, antwortete sie kurz: „O ja, in Unter-Döbling!“ Pause. Ich bedurfte neue Steinkohlen, um das Gespräch zu heizen, und fuhr mit drei Grad Reaumur Wärme fort: „Wohnen Sie schon lange da? — „Na, so, so, nicht gar so lang!“ war die Antwort, und ich war nicht um ein Haar breit weiter in meiner Liebesbewerbung! Allein ich faßte Mut, mich verdroß es gewaltig, auf meine Suade so wenig Gewicht legen zu sehen, und ich sagte etwas ironisch: „Sie sind sehr einsilbig heute!“ — „Heute und immer!“ war die Antwort. Noch fiel es mir nicht auf, daß ich fast dieselben Antworten bekam, die ich heute früh ausgab, denn es waren so ziemlich Gemeinplätze; aber wie vom Schicksal angespornt, trieb es mich an, sie zu fragen: „Bleiben Sie nachts in der Stadt?“ und ein Lachen kaum unterdrückend, erwiderte sie: „Entweder in der Stadt oder auf dem Lande!“ Das kann kein Zufall sein! Da steckt eine abgekartete Bosheit dahinter! Der Wagen war indessen auf der Freiung angelangt, ich stieg aus und beschloß, um jeden Preis mir Aufklärung zu verschaffen. Aber sie ward mir gegeben, und zwar auf eine ebenso seltsame als überraschende Weise. Ich bezahlte nämlich den Kutscher, und als ich mich umsah, stand meine Nachbarin von heute Morgen, die Nachbarin mit dem Feuermaal an meiner Seite. Ich stand verblüfft und sah mich nach meiner holden Nachbarin um, da wendete sich das Mädchen um und — siehe da! — von der andern Seite war es das liebenswürdigste, schönste, anmutigste Wesen!

Sie sah mir mit klarem, freundlichen Blick in die Augen und sprach: „Ein Saphir sollte auch gegen ein häßliches Frauenzimmer artig sein, sind wir doch auch recht artig mit ihm! Gute Nacht!“ Damit machte sie einen schelmischen Knix und verschwand. Ich stand da wie ein dummer Junge. Wenn der Leser dazumal vorbeigegangen wäre, hätte er sich davon überzeugen können.

Die Moral dieser Geschichte ist: daß nicht nur jede Sache, sondern auch jedes Gesicht zwei Seiten hat, und daß man auch mit unschönen Frauenzimmern artig sein soll! Ich aber habe meine Lektion verdient und bestrafe mich selbst dadurch, daß ich sie dir, lieber Leser, ganz naiv mitteile.

2.

Der Mensch denkt, der Esel lenkt.

Wenn du, mein lieber Leser, in Unter-Döbling wohnst, so bist du nah am „Himmel"; nicht nur jenem „Himmel", welcher jetzt bei Zinner & Comp. ausgespielt wird, und zu dem du schon ein Los in der Tasche hast, sondern zum wahren, wirklichen, blauen, hohen Himmel, zum Himmel, der Kinder, Narren und — Dichter beschützt, die Lilien kleidet, die nicht spinnen, die Mädchen verheiratet, die kein Geld haben, und die Buchhändler reich macht, die kein ordentliches Buch verlegen. Ja zu diesem Himmel führt der Weg von Unter-Döbling. Welcher Weg? Alle Wege! Denn, lieber Leser, du wirst gestehen, daß man bei lebendigem Leibe nicht in den Himmel kommt, und wenn man so fromm ist wie unsere Kritik, und so unschuldig wie ein Kochbuch! Erst muß man sterben, sonst kommt man sein Leben nicht in den Himmel! Also jeder Weg, der zum Tode führt, ist eigentlich ein Weg zum Himmel; wenn du aber von Unter-Döbling spazieren gehen willst, sei es nach „Heiligenstadt" auf dem Berge Eriel, oder nach „Grinzing" auf dem Berge Karmel, oder nach dem „Kahlenberg" Garisim, oder nach dem „Krapfenwaldel" auf dem Berge Ararat oder nach dem „Himmel" auf dem Berge Sinai, oder nach „Sievring" in dem Thale Hinom, oder nach „Salmonsdorf" in dem Thale Jeschurun, kurz, wohin dich von Döbling die Stege und die Wege alle führen, sie sind alle mit mehr Lebensgefahr verbunden, als jetzt eine Reise von Döbling nach Rio Janeiro, als ein Ausflug von Döbling nach Damaskus! Ein gebrochener Fuß ist das kleinste Souvenir, eine aufgeschlagene blaue Nase das unbedeutendste Vergißmeinnicht welches du auf diesen ungebahnten, kiesigen, steinigen, abschüssigen, holperigen, lehmigen, schrägen, vermaledeiten Fußwegen zwischen Klippen und Abhängen pflücken kannst! Man soll seinen Nebenmenschen keinen Stein in den Weg legen, ist gewiß ein frommer, christlicher Spruch, allein nirgends steht geschrieben, man soll seinen Nebenmenschen die Steine aus dem Weg schaffen!! Im Gegentheile! Ein steiniger Weg, schmal, schief, mit Kiesel besäet, an der Kante von Felsen wo man gleich bei dem mindesten Fehltritt auf ein Steingerölle stürzt, von dem kein „Prosit!" mehr aufhilft, solch ein Pfad, wie alle die Fußpfade von Döbling in die Berge, durch die nicht genug zu bewundernde Kraft der wilden Natur, daliegen, ist der nächste Weg zum Himmel; denn nicht selten, fast alle Jahre ereignet es sich, daß ein paar Fußgänger da stürzen, Bein und Arm brechen, ja ganz tot bleiben! Wir haben aber in der Einleitung schon bewiesen, daß der Tod die erste Bedingung ist, um in den Himmel zu kommen! Es sind also diese aus purer Frömmigkeit und Nächstenliebe zum

freien, allgemeinen Halsbrechen eingerichtete und zur öffentlichen Verunglückung großmütig preisgegebene Fußpfade ebenso viele Stufen, Leitern und Vicinal-Wege zum Himmel! Diese Himmels-Wege sind aber auch nur eine kurze Zeit dem willkürlichen Selbstmord-Vergnügen der Spaziergänger freigestellt; denn kaum füllt sich eine Beere von den Weingärten mit den ersten Elementen jener sauren Lebensweisheit, die man, auf Flaschen gezogen, unter dem Namen „Grinzinger" verkauft, und der in seiner angewandten Philosophie dazu dient, daß der Magen saure Gesichter schneide und das Kapillar-Gefäßnetz sich tiefdenkerisch in sich selbst zusammenziehe, so ist die große „Döblinger Kontinental-Sperre fertig, kein Fußpfad thut sich uns auf, in den Weinbergen muß der Wanderer alle Augenblick ein „Pfänderspiel" mit sich spielen lassen, wo das Pfand nicht durch einen Kuß ausgelöst wird, man muß auf dem großen Fahrweg gehen, wenn man Mut, Kraft, Ausdauer und Lust genug hat, mit den Stellwagen um die Wette durch diesen Staub oder Morast seine Carrière zu machen!

Indessen es giebt Augenblicke, in denen der Mensch doch spazieren gehen will, entweder weil er den Magen oder das Herz oder den Kopf zu voll hat, oder weil er heute gerade sein Mittagsbrot und seine eheliche Hälfte nicht gut verdauen kann, oder weil man zu Hause sein Schreibzimmer und seine Geduld aufreibt ꝛc., und in einer solchen Stunde entschloß ich mich, nach Grinzing zu gehen, und von da auf den Kahlenberg zu reiten.

Es war an einem schönen Freitag Nachmittag! — Hier bitte ich zu bemerken, wie vorurteilsfrei ich bin. Denn es giebt viele Leute, welche an einem Freitag gar nichts unternehmen, zum Beispiel keinem armen Mann einen Kreuzer schenken, niemanden auf eine „Bäuschelsuppe" einladen u. s. w., bloß aus Grundsatz! — Also es war an einem Freitag Nachmittag, am Himmel war kein Wölkchen und auf Erden kein Sonntags-Ellenreiter zu sehen, rechts lagen die Häuser von Heiligenstadt im Grünen wie gesetzte Eier im Spinat, und links sah der Turm von Grinzing aus dem Bergkessel wie der Respektteil einer Eipeldauer Gans aus dem Topfe; Döbling aber lag hinter mir wie das „haec mensa" aus meinen Schuljahren, und ich stolperte auf einer der Himmelsleitern weiter vorwärts, indem ich über mancherlei nachdachte, was lebensgefährlicher ist: über eine Sängerin die Wahrheit zu schreiben, oder auf einem Grinzinger Fußsteig zu luftwandeln; was undankbarer ist: ein Operntext oder ein Künstler; wer erhabener sei: das Schweigen der Natur oder das Schweigen einer Frau Gemahlin u. s. w., u. s. w.

In Grinzing angelangt, dankte ich erst den Göttern für die Errettung aus des Lebens „Fußpfaden", die für einen Kurzsichtigen wahre Fußknacker und Knochenzermalmer sind, und dann sorgte ich um weiteres Fortkommen, und ich sah, daß es nicht gut ist,

daß der Menſch allein ſei, und ich beſchloß, mir für dieſen Nachmittag einen Eſel als Reiſe- und Lebensgefährten beizulegen.

Über dem Kaſino, wo ſich die Grünzunger Vegetation in isländiſches Moos verwandelt, weiter oben da:

Als ich nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sah ich mit gebräunten Wangen
Unter Eſeln ſteh'n ein ſchönes Kind.

Grüß' dich, Jungfrau! Dank der Ehre! —
Bitte, komme gleich heraus
Und wer biſt du? Redakteure. —
Nun ſuch' dir deinen Eſel aus! —

Sie rührt ſich, den Sattel zum Eſel zu tragen,
Sie weiß auch ſo lieblich den Eſel zu ſchlagen,
Sie rührt ſich und biegt ſich und treibt ihn voraus!

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft in die Straß' hinein,
„Tummer Eſel, auf der Stelle
Sollſt du luſtig, lebhaft ſein.

„Biſt du müd', brauchſt nur zu traben
Zwanzig Schritte weit von hier,
Leg' dann in den nächſten Graben
Ruhig dich, du frommes Tier!"

Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden,
Der Eſel, er lächelt, er ſiehet mit Freuden
Schon unten im Graben ſein nächſtes Quartier.

Ich beſteig' den Eſel munter,
Immer fauler wird er nur,
Wie er geht den Berg herunter,
Wird er nach und nach Natur!

Und ſo ſtellet nach dem Traben
Nach und nach der Schritt ſich ein,
Iſt er erſt nur bei dem Graben,
Wird nicht fern der Abwurf ſein.

Aber um die Bahn noch beſſer zu prüfen,
Sieht der Eſel die Höhen und Tiefen
Und legt ſich gleich lieber in' Graben hinein.

Engel können fallen, das iſt wahr, aber ſinken kann nur der Menſch! Und nun gar in einen Graben ſinken, kann nur Menſch und Eſel! Indeſſen, Geſunkene können ſich aufrichten, und ſo richteten wir beide uns auch auf, um unſere Laufbahn, das heißt unſere Schneckenbahn weiter fortzuſetzen. Ich habe immer gehört, daß man mit guten Worten mehr ausrichtet, als mit Schlägen, und ſo hielt ich denn folgende Rede an meinen Eſel:

„Mein teurer Freund, Eſel und Wandergefährte!

„Wie und auf welche Weiſe wir ſo von unſerer Lebensbahn abgewichen ſind und in einem Graben zu liegen kamen, darüber, mein Allerwerteſter, wollen wir nicht weiter grübeln! „Quo sors vos trahet et retrahet etc. etc.“ Es ſind ſchon größere Helden, als wir beide, im Graben gelegen, und an heißern Tagen, und die Weltgeſchichte iſt um den Graben herum gehangen, und die Biographien haben den Graben umgarnt!

„Ein Platz iſt an und für ſich weder ehrend, noch entehrend, der Mann adelt den Platz! Ein Graben qua Graben iſt eine Lokalität, welche auf die Ehre eines Weſens keinen Einfluß ausüben kann; nur die Art, wie man Ehrenbürger eines Grabens wurde, hinc illae lacrimae, da liegt der Unterſchied im Graben!

„Man kann aus Wißbegierde in einen Graben geraten, zum Beiſpiel, um am hellen Tage Aſtronomie zu ſtudieren; man kann auch aus weiſer Vorſicht in einen Graben kommen, zum Beiſpiel wie jetzt wir, mein werter Graben-Kollega, um nicht erſt ſo viele Beſchwerden des Steigens zu erleben.

„Aber, mein grauer Freund, ein Weiſer bleibt da nicht ſtehen, wo ihn der Zufall hingeſtellt, und ein Dichter bleibt da nicht liegen, wo ihn ein Eſel abgeworfen! Der Menſch kann ſich erheben, und wär's auch aus einem Graben, und ein Eſel wie du, ein ſolcher Menſchenkenner und Menſchenhändler, der ſchon ſo viele Menſchen abgeſetzt hat, ſollte ſich nicht erheben können?!

„Surge tandem! Ermanne dich. „Sei mein ſtarkes Mädchen!“ Grade nach dem Fall lernt der Denker erſt recht auf eigenen Füßen ſtehen! Schau, dort oben iſt der Kahlenberg, dort warten befreundete Seelen deiner, zeig einmal, was ein Eſel kann (hier ſchwang ich mich auf ſeinen Rücken), wenn der Genius über ihn kommt!“

Und der gute Eſel hebet
Aus dem Graben ſich empor,
Und auf ſeinem Rücken ſchwebet
Auch der Dichter ſtolz hervor!
Es verachtet der Dichter des Langohrs Gebläſel,
Unſterbliche peitſchen gefallene Eſel
Mit dornigen Stecken zum Berge empor!

Ich ſaß wieder mit einer ſolchen Sicherheit auf meinem Eſel, als

ob die Natur keinen Graben mehr habe, nie einen Graben gehabt hätte! Und mein Esel trabte so phlegmatisch vorwärts, als ob ein Dichter grad so viel Gewicht hätte, wie eine Grinzinger Mostertrinkerin!

Mein Esel ließ träumerisch den Kopf hängen, er war in stilles Hinbrüten versunken, ich hörte ihn denken und will versuchen, einige seiner Gedanken mitzuteilen. Der Leser wird mir schon vergeben, wenn ich seine Gedanken nicht ganz in seinem Geist wiedergebe, sondern so gut ein Übersetzer es vermag.

Stille Esel-Gedanken.

— Bestrebe dich nie, deine Dummheit zu verbergen. Die Menschen werden dir eher zehn Dummheiten, als eine Klugheit verzeihen. —

— Eigenlob stinkt, darum geh' nie ohne Kölnerwasser in eine Künstlergesellschaft. —

— Man wird von allen Leuten vergessen! Von Verwandten, von Freunden, von der Geliebten, sogar am Ende von seinen Feinden, nur nicht von seinen — Gläubigern! Darum suche so viel Schulden zu machen, als möglich, um im Andenken der Leute fort zu leben! —

— Hüte dich vor allem Treppen-Witz! Das heißt, mache nie deinen Witz zurecht, wenn du die Treppe hinauf, in die Gesellschaft gehst, denn dieser wird ledern; und lasse dir, wenn du die Treppe hinabgehst, nie den Witz einfallen, den du oben hättest brauchen können, und der dir nicht einfiel, das macht Magensäure! —

— Wenn du in eine fremde Stadt kommst, mach' gleich Bekanntschaft, in vierzehn Tagen geht's oft nicht mehr!

— Unsere Kritiker sagen nicht wahr, und sind doch Wahrsager, nämlich: aus der Hand! —

— Ein Schafsgesicht ist eine große Erbsünde! —

— Die Liebe ist ein bewaffneter Friede, die Ehe ist ein abgerüsteter Krieg. —

— Alle Frauen sind Biographen, sie schreiben zwar nicht, aber sie reden beständig die Lebensgeschichte einer andern Frau! —

— Zwar kann auch ein gutes Pferd stolpern, aber —

Hier, lieber Leser, stolperte mein Esel, und ich konnte diesen Satz nicht zu Ende hören Ich habe versucht, seinen Gedanken zu Ende zu denken: „aber nicht ein ganzer Stall!" Das ist schon da gewesen, und mein Esel denkt nur Original-Artikel; „aber es fällt nicht zusammen?" das ist matt! — „aber es richtet sich nach dem Stolpern desto stolzer empor!" möglich; es ist schwer, sich in die Logik eines Esels so ex abrupto hineinzudenken; wenn es der geneigte Leser versucht, wird er noch manche Schwierigkeit finden! Der Stolperer brachte meinen Esel aus seinem Ideen- und Esel-Gang, und er stutzte.

Wenn ein kluger Mensch stutzt, dann, mein lieber Leser, ist noch auf etwas zu hoffen; man kann ihn mit einem Ton, mit einem Wink, mit einem Hieb, mit einem Sporn wieder ins Gleis bringen; aber wenn ein Esel stutzt, da sei der Himmel gnädig, da hilft nichts, nicht Worte, nicht Gründe, nicht Spornstiche!

Nach langen Versuchen gelang es mir, meinen langohrigen Denker wieder in Schritt zu bringen, und ich ritt, wie Bileam auf seiner Eselin, zwischen den Weingärten sachte fort, bis wir an jenen Punkt kamen, wo eine schmale Brücke zum Kamm des Kahlenberges in eine kleine Thalumbuchtung einschneidet.

Das war immer ein gefährlicher Punkt für mein Reitertalent! Man wird zugeben, daß man ein guter Dichter und ein schlechter Reiter sein kann; ohne gerade etwas von mir zu behaupten, schäme ich mich nicht zu gestehen, daß ich doch mit dem Pegasus besser umzugehen weiß, als mit dem ersten besten Mietgaul!

Ach, zur Zeit, als ich jung war, und in jenen Jahren, wo andere Leute Erziehung erhalten, hatte die Kultur und die Aufklärung noch nicht so um sich gegriffen, daß man seinen größten Ehrgeiz darein setzte, seinen glänzenden Beruf zum — Reitknecht zu entfalten! Dazumal, als Kunst und Wissen noch nicht so strotzend in die Sociétés hineinwucherten, gab es noch andere Liebhabereien als Mecklenburger und Holsteiner, als Engländer und Hannoveraner u. s. w. Die Blüte der Chevalerie blühte nicht aus dem Hufeisen der Wettrenner heraus, die gesellige Haltung wurde nicht an einem Barrièresprung abgewogen, und nicht jener war der liebenswürdigste Sterbliche, dessen Fuchs oder Schimmel oder Rappe die halsbrecherischsten Kourbetten machte!

Ach, großes neunzehntes Jahrhundert! Deine Pferdezucht verdrängt die Menschenzucht! Das geistige Thema der Zeit ist: ob die Pferde nicht hintereinander zurückbleiben; ob aber die Menschen zurückbleiben, da wettet kein Mensch einen Heller darauf!

Wir wachsen in die Kentauren zurück! Wir können nur dann nach unserem vollen Wert geschätzt werden, wenn wir sechsfüßig sind! „Le cheval c'est l'homme", so lautet unsere Devise! Und um ein vollkommener Mann zu sein, müssen wir einen Jockey, zwei Handschuhe und vier Hufeisen haben!

Wie nichtig ist jede andere Liebhaberei gegen die Roßliebhaberei! Es giebt zum Beispiel viele Reiche, die an Gemälden, an Büsten, an Büchern, an astronomischen Maschinen, an physikalischen Experimenten Gefallen finden; andere finden Vergnügen daran, Künstler, Dichter, Genies zu beschützen, zu unterstützen, mit ihnen umzugehen u. s. w. Gottlob, solche Alltagsliebhabereien, solcher Geschmack nimmt immer mehr ab! Ein Gemälde, eine Büste, ein Buch, ein Instrument ist Totes, und nur das „Lebende hat Macht!" Ein Roß, ein Wildfang, ein Renner, ha! das ist ein

höheres Wesen, das ganz allein all' unsere Aufmerksamkeit, all, unsere Pflege, all' unsere Zärtlichkeit in Anspruch nimmt.

Von unsern Männern bekommt den ersten „Guten Morgen" und den ersten zärtlichen Blick die Zigarrenbüchse, dann der Hund, dann der Reitknecht, dann das Roß, und wenn dann noch ein Bischen Zärtlichkeit als Bodensatz in ihnen blieb, dann erst bekommt die Gemahlin, das Kind auch einen Rest des guten Morgens!

Daß jetzt so viele Frauen reiten, geschieht nur, damit sie sich ihren Männern bemerkbar machen! Die gute Frau lehnt morgens über der Wiege des Säuglings, der Mann bemerkt das nicht! Sie räumt dann sein Kabinet auf, vergebens, er hat keine Augen dafür! Sie setzt sich ans Klavier, umsonst, er hat keine Ohren dafür! Sie nahet sich ihm mit feinen Wendungen und Liebkosungen, lächerlich! Er hat keinen Sinn dafür! Da, da fällt ihr das letzte Mittel ein, sie steigt zu Roß, und ein Blick von Teilnahme fällt von ihm auf das Pferd, und von dem Pferd auf die Reiterin! In das männliche Herz konnten die Frauen sich früher hineinschmeicheln, dann hineinstehlen, jetzt müssen sie hineinreiten! Wir können uns in gar nichts mit Recht aufs hohe Pferd setzen, als eben auf dem Pferd!

Ja, leider bin ich nicht aus dieser Epoche, wo der Stall das Studierzimmer verdrängt, und wo man nicht anders in guten Geruch kommt, als wenn man Stallgeruch di primo cartello an sich trägt!

Ich bin also kein Kunstreiter, sondern Natur-Reiter, das heißt, ich glaube nicht, daß der Mensch geschaffen wurde, um Pferde zu ziehen, sondern daß die Pferde erschaffen wurden, um die Menschen zu ziehen! Ich glaube nicht, daß es die höchste Aufgabe des Rittertums ist, von früh bis abends die Roßologie zu studieren, die Menschenliebe auf Pferdeliebe, und die Nächstenliebe auf Nächstenpferdeliebe auszudehnen! Ich glaube, ein Pferd ist ein edles Tier; aber ich glaube nicht, daß man über die „Araber" seine eigene Familie vergessen soll!

Bei mir ist ein gut aufgelegter Esel schon so viel wie ein englischer Wettrenner, und wenn ich zu Esel sitze, so hab' ich das Bewußtsein, daß ich das Tier beherrsche, und nicht umgekehrt!

Also ich stand auf dem gefährlichen Punkt, bergab, vor einer schmalen Brücke, und nun sagte ich zu meinem Esel: hic Rhodus, hic salta! Allein der Esel wußte wohl daß es nicht Rhodus war, folglich sprang er auch nicht. Im Gegenteile, er blieb wie angewurzelt stehen und neigte sein Haupt zu einem Seitenstrauch, mit dem Ausdruck unwiderstehbarer Begierde, sich mit dessen Blättern gesetzlich zu vereinen. Ich wollte absteigen, allein mein Esel protestierte gegen diese Desertion von meinem Posten mit dem

Hinterbeinen so kräftig, daß ich es vorzog, den status quo zu beobachten, und zwischen dem Esel und dem grünen Strauch nicht zu intervenieren. Ich versuchte endlich umzukehren, allein ein weiter Lustsprung des Hinterkastells meiner Rosinante verleidete mir auch diesen Versuch, und ich beschloß das zu thun, was die Politik in allen ähnlichen Fällen gebietet, nämlich: zu temporisieren!

Das Ding währte mir aber doch zu lange und — die Not macht erfinderisch! ich zog ein Journal aus der Tasche und fing an, meinem Esel die „Theater-Rezensionen" vorzulesen, dann die Antwort, welche die Redaktion von „Ost und West" auf meine Erklärung, daß ich diese Notizen für kein literarisches Eigentum halte, in Nummer 15 von sich gab. Ich begann zu lesen:

„Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben."

Er stutzte ein klein wenig und nagte dann weiter an seinen Blättern. Ich las fort:

Antwort:

„Unsere Erklärung in Nummer 79 dieser Blätter, worin wir dagegen protestieren, daß man unsere Artikel so häufig ohne Angabe der Quelle nachdruckt, hat Herrn Saphir zu einem überschwenglichen Witzerguß veranlaßt, der bei der jetzigen Frühlingsnässe und Dürre doppelt erfreulich ist und uns recht viel Spaß gemacht hat."

Der Esel sah auf und sah mich mit einem zwar nichtssagenden Blicke an, aus dem man füglich eine polemische Erwiderung hätte machen können, allein fort ging er doch nicht. Ich las weiter:

„Nun, der „Humorist" muß ex officio sein Publikum mit Spaß unterhalten, und indem man so ins Blaue hinein witzelt, kann es einem auch leicht geschehen, daß man als Zentrum der Zielscheibe etwas angiebt, was gar nicht vorhanden ist."

Hier verspürte ich ein leises Zucken in den Vorderbeinen meiner Rosinante, und ich schöpfte Hoffnung, daß sie diesen Stil nicht aushalten werde und davon laufen würde, dadurch ermutigt las ich immer weiter und patbetischer:

„Wir haben nicht geäußert: es sei mehr Gewicht auf Notizen zu legen, als auf Original-Artikel", sondern „daß wir auch auf unsere Notizen Gewicht legen." (ein großer Unterschied!)

Hier senkte sich mein Esel, spitzte die Ohren und sprach: „Hör' auf, ich geh' schon!"

Wenn hier die Leser stutzen wollten, daß ein Esel spricht, so verweise ich sie wieder auf Bileam's Esel! Und ein solcher Kerl ist Bileam bin ich doch wohl auch noch? Der Unterschied ist der, Bileams Esel sprach, weil er einen Geist wahrnahm, mein Esel sprach, weil er keinen Geist wahrnahm!

Also ich kam glücklich vom Fleck und über die kleine Brücke

hinüber. Da „stellte sich ein sonderbares Schauspiel unsern Blicken dar!“ Vom Berge herab, mir gerade entgegen, kam eine Quäkerin dito auf einem Esel geritten. Wenn ich sage eine „Quäkerin“, so versteh' ich darunter ein Stadt-Mädchen, welches auf dem Lande sich ganz verquäkert, indem es ganz Natur wird und die schlichten Haare mit einem unbändigen Rundkrämpenhut überquäkert. Die große Kräme geißelt einer solchen Land-Phyllis Schultern und Nacken, und wenn man ihr ins Gesicht sehen will, muß man sich plattlings auf den Boden werfen und in die Höhe schauen. Als ich die Reiterin kommen sah, hielt ich abseits, um ihr ganz artig den Weg zum Vorbeiritt frei zu lassen. Allein: „Der Dichter denkt, der Esel lenkt!“

Als sie ganz nahe bei mir war, wirbelte ein günstiger Windstoß die Krämpen ihres Hutes in die Höhe, ein allerliebstes Antlitz sah mir entgegen.

Ich könnte nun dieses allerliebste Antlitz schildern, allein ich bin zu faul; es sei genug, wenn ich sage: ein allerliebstes Angesicht, welches imstande gewesen wäre, ärgere Weiberfeinde, als ich einer bin, in einem Nu zu seinem Augen- und Wangen-Feuer-Anbeter zu machen.

Als sie auf Grußweite nahe war, suchte ich meine liebenswürdigste Miene heraus, jenes selbstgefällige Lächeln, welches ich nur anziehe, wenn eine herzlich schlechte Rolle ungeheuer applaudiert wird, und mit dieser irresistibilen Miene und mit dem Bewußtsein: ich bin ich“ ausgerüstet, sagte ich: „Ergebenster Diener, meine Gnädigste! bergab ist's schwer reiten.“

Sie nickte mit dem Kopf, wie eine Knospe vom Zephyr geschaukelt; allein sie antwortete nicht.

Als sie ganz nahe an meiner Seite war, fiel die feindselige Hutkrämpe wie eine Perkussions-Kapsel über das Angesicht herab, und ich hätte vielleicht „Esel und Reiterin“ nie wieder gesehen, wenn Gott Amor nicht durch unsere Esel sein Spiel mit uns getrieben hätte!

Ihr Esel wollte nämlich dicht an dem meinigen vorbei! Beide Esel drängten sich aneinander, und obschon wir beiderseits alles mögliche thaten, um die Allianz unserer Esel zu zerreißen, so gelang es uns doch nicht.

Hier werden superkluge Leser wieder lächeln und denken: „Nun, so sehr wird er sich auch nicht gekränkt haben über diese zufällige Zusammenhänglichkeit!“

Darüber bin ich hinaus! Mein Gewissen sagt mir, daß ich alles anwendete, um unsere geenterten Esel frei zu machen, und damit bin ich beruhigt!

Die schöne Unbekannte sagte: „Das ist doch ärgerlich!“ und ich antwortete: „Sehr ärgerlich!“ Unsere beiderseitigen Versuche, abzusteigen, wurden von dem ganz uneselhaften Bäumen unserer

Zelter verhindert, und so saßen wir, sie den Kopf gegen Norden, ich nach Süden gerichtet, und feierten in dem freien Tempel der Natur ein doppeltes tête-à-tête.

„Es scheint," sagte ich, „daß unsere Esel Jugend- oder Schul-Freunde sind, da sie hier ein Wiedersehen feiern und sich nicht so bald trennen wollen."

„Sie haben Ihren Esel gewiß auch im obern Hause genommen," sprach sie, „wo ich den meinen nahm, und da sind so aneinander gewohnt."

„Ja," antwortete ich, indem ich ihrem kleinen Schwarzesel freundlich den Hals kratzte: „es ist doch ein rührender Anblick unter Wesen, die auf Bildung keinen Anspruch machen, die weder den Bulwer noch den „Humoristen" lesen, eine solche schwärmerische Freundschaft, wo nicht Liebe, zu erblicken, und der Mensch, der gepriesene, der gebildete, sollte nicht grausam dazwischen und in die Sympathie zweier Herzen eingreifen."

Während ich so sprach, steckten die beiden Tiere ihre Köpfe noch fester zusammen, so daß das Gesicht der Reiterin gerade handweit von mir war. Sie sah mich an und lächelte. Das ermutigte mich fortzufahren: „Sehen Sie, meine Schöne, wer weiß, ob diese Esel wirklich Esel sind, wer weiß, ob es nicht gewisse Geister der Natur sind, die unter allerlei Gestalten dem Gott der Liebe dienen müssen, und ob diese Esel nicht wahre Schicksal-Esel sind, um uns auf so sonderbare Weise zusammenzuführen!"

„Ei," sagte sie schnippisch und nahm zu meinem Entzücken den Krämpenhut ab, und der schöne ovale Kopf, von üppigen, braunen Locken umflogen, trat frei in seiner ganzen Anmut heraus, „ei, vielleicht aber auch sind wir bestimmt, die beiden Esel zusammenzubringen, und nun, da unsere Sendung erfüllt ist, gehen Sie Ihre Wege, und ich die meinigen, und wir haben das unsrige gethan!" — Dabei sah sie mich lachend an und wollte absteigen, allein der Esel schlug aus und über, und sie mußte sich schnell an meiner Hand festhalten, um nicht zu stürzen.

„Sehen Sie," sagte ich, „unsere Lage wird immer romantischer! Es mögen Ihnen auf Erden schon viele Liebeserklärungen gemacht worden sein, o ja, auf Erden, aber so, zwischen Himmel und Erde, wie ich sie jetzt mache, gewiß nicht! Ich möchte gern auf die Kniee sinken, Sie sehen, ich kann nicht! Wir sind für einander bestimmt, und diese Esel sind nichts, als die Vollstrecker höherer Mächte!"

„Sie sind ein Haspel!" erwiderte sie lachend; „wenn wir für einander bestimmt wären, das wäre also eine Eselei? Da, treiben Sie einmal meinen Esel an, und somit Adieu!"

„Wohlan," rief ich, „Sie sehen, daß ich Ihren Befehlen gehorche, auch gegen mein Interesse." Darauf hieb ich mit einer Art Wut auf beide Esel zugleich ein, und siehe da! beide liefen

ihren Weg fort, meiner hinauf, und der ihrige hinab; so dachte ich, allein: „Der Mensch denkt und der Esel lenkt!“ Kaum war ich einige Schritte geritten, so hörte ich etwas hinter mir traben; ich sah mich um, es war die schöne Reiterin, deren Esel gewohnt war, dem meinigen nachzugehen, und der nun rüstig mit seiner schönen Last hinter mir her keuchte! Ich drehte mich lachend um und sang der Holden zu:

„Und so finden wir uns wieder
In den heitern, bunten Reih'n?
Und die treuen Esel-Brüder
Sollen uns gesegnet sein!“

„Sie sind durch und durch ein Narr und ein Böswicht,“ sagte die Holderrötende, halb lachend und halb zürnend, „was soll daraus werden? Ich bin in der größten Verlegenheit, ich kann nicht absteigen und kann das Tier auch nicht umlenken, was soll daraus werden? Es ist schon spät!“ — „Was daraus werden soll?“

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist ein Esel und ein schönes Kind!
Es hält der Dichter sie in dem Arm,
Er hält sie sicher, er hält sie warm.“

Indessen war sie ganz nahe zu mir herangekommen, ich reichte ihr die Hand und sagte:

„Teures Weib, gebiete Deinen Thränen,
Hin nach Grinzing geht Dein feurig Sehnen,
Dieser Esel führt dich nicht dahin!
Aber ich, mich hören jetzt die Götter,
Ich werde freudig heut' Dein Retter,
Sag', ob ich noch ein Böswicht bin?“

Sie reichte mir die Hand, und ein sanfter Druck sagte mir mehr als alle Worte, die ich hätte hören können. Ich nahm ihr die Zügel aus der Hand, zog ihren Esel ganz nahe an den meinen, und mit einer kühnen Wendung hatte ich beide zurück gegen Grinzing gekehrt. Wir ritten nun friedlich nebeneinander, alle viere in tiefes Stillschweigen versunken. Ich erfuhr jedoch in kleinen Dosen, daß sie Arabella heiße, daß sie noch nie geliebt habe. — Wir drei andern, wir glaubten — das; daß sie oft allein Ausflüge mache, und daß wir uns — wiederfinden werden! Indessen waren wir bei dem Esel-Bureau angekommen, geschäftige Hände haben uns von unsern Eseln entledigt, und mit einem bedeutenden Blick, in dem eine ganze geographische-stelldicheinsche Landkarte lag, trennten wir uns. Sie sah noch einmal nach mir zurück, und ich trennte mich von meinem Esel, indem ich ihm die Hand aufs Haupt legte und ausrief:

„Das war ein kluger Streich von einem Esel, der Himmel vermehre sie!“

Briefe aus dem Nachlasse eines Zettelträgers.

„Hoher Sinn liegt oft im kindlichen Spiel.“
Schiller.

Es ist bekannt, daß nichts so interessant ist, als Briefe von Toten, Verstorbenen, Ermordeten u. s. w.

Die Leichenduft-Literatur hat viel Anziehendes, und wenn an einem Briefe gar nichts anderes interessiert, als das, daß sein Schreiber tot ist, so ist das lebendiges Interesse genug.

Warum sollte ich also der Gesamtliteratur eine Reihe von Briefen vorenthalten, die mir von einem Toten, als wieder von Toten übergeben wurden.

Ich bitte, mich recht zu verstehen. Wenn ich sage, ich habe die „Briefe von einem Toten“ erhalten, so will ich nicht damit sagen, daß es ein Toter war, der mir sie gab, denn die kleine Stadtpost geht nicht über die Linie bis zum Friedhofe, sondern der, welcher sie mir gab, als er lebte, ist jetzt, Gott sei Dank, tot, und ich kann mich über die Indiskretion, Briefe herauszugeben, zu deren Veröffentlichung die Eigentümer ihre Einwilligung weder mündlich, noch schriftlich geben können, leicht hinwegsetzen, und mich mit dem Beispiele illustrierter Zeitgenossen trösten.

Mein Toter war ein Mann, der in die größten Häuser kam, und mit den berühmten dramatischen Autoren in der nächsten Berührung stand, er war nämlich der „Theaterzettel-Austräger und Anschlager“. Von ihm hing es ab, manchem Stücke nachzuhelfen, das zwischen Thür und Angel schwebte.

Er hatte zu mir eine außerordentliche Leidenschaft gefaßt, und sagte mir oft in der Früh, wenn er mir die Zettel brachte: „Ich und Sie, Euer Gnaden, uns beiden bringt das Theater noch den hellen, leibhaftigen Tod; meine Lunge und Ihre Galle müssen darauf gehen!“ — „Ja,“ sagte ich und legte meine Hand auf seine Schulter, „ja, so ist es auch, mein treuer Isolan!“

An einem schönen Morgen — ein sehr schöner Morgen! ein Morgen, der den schönsten Abend hatte, ein Normaltag, an dem gar kein Theater war! — lag mein guter Zettelträger auf dem

Sterbebette, und wünschte mich zu sprechen. Ich ging hin, fand ihn sterbend; auf seinem Bette lagen die Zettel:

„Das Leben ein Traum" — „Die homöopatische Kur" und „Das letzte Mittel".

„Ach," rief er aus, „Euer Gnaden, ich habs gleich gesagt, Lunge und Galle! Aber Euer Gnaden haben eine Galle wie ein Roß, verzeihens, aber meine Lunge ist hin! Das Stück ist ausgespielt!"

Mit großer Fassung entdeckte er mir endlich, daß er im Besitze mehrerer großer Schätze sei, und mich zum Universalerben einzusetzen gedenke. Er zeigte auf einen alten, morschigen Seitenschrank, ich öffnete ihn und fand erstens zwanzig Jahrgänge aller Theaterzettel der fünf Theater, komplet.

„Sehen Sie," fuhr er leise und schwach fort, „wenn man so seine zwanzig Jahre sich mit Dramaturgie beschäftigt, mit Rezensieren, Redigieren oder mit Zettelaustragen, so hat man am Ende das dramatische Wesen so inne, daß man an Farbe, Größe und Gewicht eines Theaterzettels den Wert und den Erfolg eines Stückes mit ziemlicher Sicherheit erkennt. Ist denn ein Theaterzettel etwas anderes als eine eingekochte Theaterkritik, und und sind denn unsere Theaterkritiken etwas anderes als erweiterte Theaterzettel? Sie brauchen nichts, als die Theaterzettel von vor 20 Jahren mit den Theaterzetteln von diesem Jahre zusammenzustellen, und Sie haben eine der schlagendsten Kritiken unserer Theaterzustände, eine Kritik, die vor zwanzig Jahren prophetisch für jetzt gedruckt wurde.

„Jeder Theaterzettel ist eine antizipierte Kritik des nächsten Jahres!

„Diese zwanzig Jahrgänge Theaterzettel sind zwanzig kritische Jahrbücher! Ich vermache sie Ihnen letztwillig."

„Allein dort unten im Winkel," fuhr er mit immer schwächer werdender Stimme fort, „dort liegt ein viel größerer Schatz. Ich war nämlich nicht nur ein Zettelträger, sondern auch Briefträger zwischen den verschiedenen Stücken auf verschiedenen Theatern, und so fand es sich, daß manche Briefe bei mir vergessen, manche mir zurückgestellt, manche mir geschenkt wurden. Ich habe sie gesammelt, dort liegen sie, es ist mein Wille, daß Sie dieselben —"

Hier machte er noch eine Bewegung, als wolle er etwas an die Mauer ankleben und verschied.

Ich nahm meine Schätze in Besitz, und wenn jeder andere vielleicht seine nicht vollendete Rede so ergänzt haben würde: „Es ist mein letzter Wille, daß Sie dieselben verbrennen," so kam es mir zeitgemäßer vor sie folgendermaßen zu ergänzen: „Es ist mein letzter Wille, daß Sie dieselben sammeln, sichten und als „hinterlassene Briefe eines Zettelträgers" herausgeben."

Der letzte Wille des Verblichenen ist mir heilig! Ich machte mich über die Sichtung und Ordnung dieser Briefe her, es waren vertraute Briefe von „Lumpazivagabundus an Hamlet“ — über Schicksal und Ironie; Briefe von „Gurli an den Postillon von Stadtl-Enzersdorf“ — über Naivetät und Kontrebaß; Briefe von „Treffkönig an König Enzio“ — über das Leben nach dem Leben in der höheren Tragödie; Briefe vom Affen Mammock an Elise Valberg“ — über das Reinmenschliche in der Kunst und über den Forellenfang; Briefe vom „Taubstummen an Fra Diavolo“ — über Musik und Perkussionsschlösser; Briefe von „Hinko dem Frei-knecht an Dlle. Bock“ — über den „Kaufmann von Venedig“ und die „Zauberratschen“; Briefe von „Turandot an den Bündelhölzel-fabrikanten“ — über das Rätselhafte in der Lokalposse und über die Charaden in den gelesensten Zirkeln u. s. w. u. s. w.

Indem ich diesen Fund der gesamten literarischen, theatra-lischen und dramatischen Welt bekannt mache, werde ich von Zeit zu Zeit einige dieser Briefe den Lesern dieser Blätter mit-teilen.

I.

Lumpazivagabundus an Hamlet.

„Ber. Stay; speak, I charge thee, speak.“
Shakespeare.

Ihr Monolog, mein werter Prinz, „Sein oder nicht sein!“ hat stets und immer einen besonderen Eindruck auf mich gemacht, denn im Grunde ist es keine solche wichtige Frage:

„Ein Hamlet sein oder nicht sein?“

als wichtig für Menschheit, Kunst und Leben die Frage ist:

„Ein Lumpazi sein oder nicht sein?“

Sie, mein Herr Hamlet, haben vom Welt und ich von der schmalen Wien die Reise in die Theaterwelt angetreten; wir haben gleiche Schicksale erlebt; ja ich wette, daß in Deutschland der Lumpazivagabundus mehrmals gerufen worden ist, als Hamlet. Sie, mein Herr Prinz, haben einen Geist gesehen; ich nicht; darin liegt der Vorteil, den ich vor Ihnen voraus habe.

Das tiefste Mitleid bemächtigt sich meiner, wenn ich sehe, wie oft Sie von Kritikern mißverstanden, von Übersetzern verdreht, von Darstellern verunstaltet werden, während ich in einfacher Größe, in klassischer Klarheit, in unfehlbarer Festigkeit über die Bretter schreite! Einen Hamlet kann man vergreifen, einen Lum-pazi nie! Ein Hamlet will studiert, begriffen sein, ein Lumpazi braucht nur gekannt und aufgegriffen zu sein! Wenn Sie, mein Herr Hamlet, sich in der Mausefalle Ophelien zu Füßen setzen, so können Kritiker dafür und dagegen sagen was sie wollen, das Publikum kann mit der Art und Weise, wie Sie sich ihr zu Füßen

sehen, halb, ganz oder gar nicht einverstanden sein; wenn ich Lumpazi hingegen mich in dem Bierhause auf die Streu lege und mich mit Stroh überdecke, da ist nichts zu sagen, da würde die Kritik leeres Stroh dreschen, und da es im Leben und auf den Höhen des Lebens, „Theatergalerie" genannt, mehr Menschen giebt, die auf und in Stroh geschlafen haben, als solche, die einer schönen Ophelia zu Füßen saßen, so ist es klar, daß ich mehr Sympathie erwecke, als Sie mitsamt Ihrem lieben schwarzen Strumpf, den Sie, seit Olims Zeiten, über den Fuß herabhängen lassen.

Ich habe mir schon oft gedacht mein werter Herr Hamlet, ob sich denn nicht einmal ein neueres, frappanteres Symbol des stillen Wahnsinns herausfinden ließe, als die ewige Fußstrumpfhängerei?

Überhaupt sagen Sie mir, lieber Herr Hamlet, warum alle Ihre Darsteller die Szene mit dem Geiste durchaus mit dem Rücken gegen das Publikum spielen?

Ich habe zwar, wie jetzt schon jeder Lumpazi, meinen Lessing auch studiert und weiß, daß ein großes Entsetzen, eben weil es sich nicht ausdrücken läßt, sich durch Verhüllen, abwenden am besten darstellen läßt, um dem Beschauer Raum zur Illusion zu lassen, allein das kann nur einen Moment dauern. Von dem Augenblicke an, wo die Erzählung des Geistes bei Hamlet das Entsetzen der Erscheinung in den Hintergrund drängt, müssen Sie, Herr Hamlet, sich wieder sehen lassen. Die Malerei, die Bildhauerei verhüllt für immer, weil sie den Moment festhält und keinen Fortschritt darzustellen hat, nicht so die Dicht-, nicht so die Darstellungskunst, diese müssen den Fortschritt bezeichnen, und keine Empfindung, kein Eindruck bleibt stehen! Diese ganze Szene abgewendet vom Publikum spielen, ist ebenso ein Mißgriff, als wenn Wallenstein die ganze herrliche Rede:

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke"

auf die Stuhllehne gelehnt sprechen wollte. Den Anfang vielleicht, sei's, allein die Ebbe und Flut dieser leidenschaftlichen Rede leidet kein solches Phlegma. Z. B.:

„Mitten in die Schlacht werd' ich geführt im Geist!"

Wer dieses erzählt, bleibt er auf den Sessel gelehnt stehen? oder:

„Und über mich hinweg setzten Roß und Reiter!"

bleibt da das Pathos auf der Stuhllehne liegen?

Sie sehen, mein lieber Herr Hamlet, daß große Künstler große Aufgaben haben, während die Lumpazi sich selber spielen.

Allein, auch in meinen Rollen giebt es Klippen, ungeheuere Klippen! Ihr:

„Schwört auf mein Schwert!"

ist nicht so schwer zu rezitieren, als das

„Der Thaler ist von Leim!"

Sie, mein Prinz, rufen aus:
„Meines Vaters Geist in Waffen! Es taugt nicht alles!"
Was aber soll und was kann ich von den Waffen, von meines Vaters Geist sagen?! Es taugt nicht alles!

Der Zweck von Ihres Vaters Geist war eine Rehabilitation der Harmonie der Dinge, ein Ausgleichen der verderblichsten Zerwürfnisse, eine Aufklärung zu geben über den Zweck von Ihrem Sein, der Zweck von meines Vaters Geist ist etwas dunkler gehalten. Der Zweck der Dichtkunst, des Dichtgeists ist es: das Schöne als das anschaulich Vollkommene darzustellen, und Sie werden zugeben, daß Sie, mein ironischer Held, keine solche anschauliche Vollkommenheit des Hamletismus sind, als ich eine vollkommene Anschaulichkeit des Lumpazismus!

Nächstens mehr. Ihr ergebenster Diener

Lumpazivagabundus.

II.

Gurki an den Postillon von Stadtl-Enzersdorf.

Vortrefflichblasender Herr und Freund!

Die „Naivetät", mein Freund, muß angeboren sein, denn das Wort ist abgeleitet von „Nativus", welches im Mittelalter „Naivus" hieß.

Mein literarischer Vater, Herr von Kotzebue, der auf die Fabrikation der durchsichtigen und wasserdichten Naivetät ein deutschtümliches Patent hatte, wußte es sehr wohl, und darum ist auch mir meine Naivetät so angeboren wie meine Nase. So wie es nun Stumpfnasen giebt und spitze Nasen und platte Nasen, römische Nasen griechische Nasen und Kalmücken-Nasen, so giebt es auch stumpfe Naivetäten, z. B. Margarithe in den „Hagestolzen", platte Naivetäten, z. B. meine Wenigkeit; spitze Naivetäten, z. B. das Liesli im „Alpenröslein"; römische Naivetäten, z. B. die „Oktavia" von Herrn von Kotzebue, und kalmückische Naivetäten, z. B. die „Asanasia" u. s. w.

Daß die Naivetät von der Höhe einer Königin von 16 Jahren in die bescheidene Sphäre oder vielmehr in die bescheidene Atmosphäre der Krippe heruntersteigt, ist um desto erfreulicher, als nichts so sehr zu wünschen wäre, als daß alle unsre Postpferde ein bischen naiv wären. Denn zum Naiven, sagt Schiller, wird erfordert: „daß die Natur über die Kunst den Sieg davontrage und sie hinreiße"; nun sind die Postpferde an und für sich Natur, und ein Postwagen ist ein Werk der Kunst, es wäre daher sehr erfreulich, wenn die Postpferde mehr Sieg über diese Kunst ausübten und sie rascher und kräftiger hinrissen!

Wenn also jetzt ein Postpferd die animalische Inkarnation der

theatralischen Naivetät ist, welch' ein Repräsentant ist nicht erst der Postillon, der Lenker dieser vereinigten „Kunst und Natur!"?

Einem Postillon kann der Knall-Effekt nie fehlen, und er weiß gewiß, wo Naivetät der Hafer sticht!

Der künstlich gebildete Mensch, mein werter Freund und Bruder in Naivetät, ist dem Naiven an Verstand so überlegen, wie das Kind dem Manne; d. h. wie der „Postillon von Lonjumeau" dem „Postillon von Stadtl-Enzersdorf".

Wenn zum Naiven, wie Bouterweck meint, eine „treuherzige Zuversicht zu der Güte der Menschen" gehört, so sind Sie, mein werter Herr Postillon, unendlich naiv, denn sie entwickeln eine kindlich treuherzige Zuversicht zu der Güte der Menschen, die man in gewisser Sammel-Beziehung „Publikum" nennt.

Eben so naiv ist es, wenn Sie sich eine „Parodie" nennen, da Sie doch ungefähr so weit von der Parodie abliegen, wie z. B. Enzersdorf von Lonjumeau. Allein darin liegt ja eben das Naive, denn es liegt ja eben in dem Wesen des Naiven, wie Jean Paul sagt, daß es ganz etwas anderes zu erkennen giebt, als der Naive selbst dabei gedacht hat.

Ich selbst, ich Gurli, das erste Stick- und Tupfmuster aller Naivetät, wenn ich sage:

„Was sind denn das: Kinder?"

so meine ich es im Grunde ja nicht so!

Es giebt aber, mein naiver Herr Postillon, zweierlei Naivetäten, eine Naivetät der Überraschung, und eine Naivetät der Rührung. Bei einem Postillon ist oft beides vereinigt, wenn er seine Passagiere umwirft, so sind sie erst überrascht, dann findet jene allgemeine Rührung statt!

Die dramatische, d. h. die schauspielerische Gestaltung des Naiven ist bei uns Gurlis und Konsorten eine Schürzen- und Schnupftuch-Angelegenheit.

Es giebt Rezensenten — verzeihen Sie, Herr Postillon, daß ich mit Ihnen von solchen Vegetabilien rede — ja, es giebt, Rezensenten, die nach der Vorstellung nur das Schnupftuch und die Schürze der Darstellerin zu untersuchen brauchen, um aus dem Grade ihrer Verknitterung und Saum-Verzupfung auf den Grad der Naivetät zu schließen, mit welchem sie spielte.

Man kann aber die Repräsentation des Naiven auch nach der Natur an Modellen studieren. Wie man z. B. die Gravität am Kranich studiert, so studiert man die Naivetät, die Plastik der Naivetät nämlich, an der Ente.

Was der gemeine Sinn bei der Ente watscheln heißt, das nennt die Ästhetik bei der komischen Muse: „naiver Gang"!

Was der gemeine Sinn bei dem Wasserhuhn, welches beim Trinken die Augen zudrückt, Instinkt des Auswendigwissens des

Trinkens nennt, das nennt die Kritik bei den naiven Darstellerinnen: „Schalkhaftes Augenspiel“!

Sie sehen also, daß das Naive das unbeschränkteste Mimengebiet ist, und selbst das, was der gemeine Sinn bei den vierbeinigen Alleinbesitzern der Treue eine anständige wilde Jagd nach den novellenbunkeln Springinsfeldn nennt, das nennt man bei dem edlen Joko auf den Brettern, die die Welt bedeuten: „Das Ablauschen der geheimsten Nüancen seines Gegenstandes!“ Sie sehen also, mein guter Herr Postillon, daß wir Naive das weiteste Feld haben, und die glücklichsten Gestalten auf dem heißen Podium sind.

Bei nächster Gelegenheit teile ich Ihnen noch manches über diesen Gegenstand mit, und verharre inzwischen

eines wohlmeinenden Postillons
bereitwilligste
Curik.

Devisen und volksthümliche Reden im Carneval.

I.

„Wer mit Hunden schlafen geht, steht mit Flöhen auf."

Ich bitte den freundlichen Leser, namentlich aber die freundlichen Leserinnen, die Nase und das holde Näschen nicht zu rümpfen über die vielleicht zu volksthümliche Devise dieser Karnevals-Rede. Ebenso sehr bitte ich die männlichen, weiblichen und sächlichen Leser, nicht zu erstaunen, daß ich obige Devise einer Karnevals-Betrachtung zu Grunde lege.

Wir werden sogleich sehen, daß zu keiner Zeit es so sehr an der Zeit ist, daran zu denken: „Wer mit Hunden schlafen geht, steht mit Flöhen auf", als gerade im Karneval, wo der Mensch am spätesten schlafen geht und am spätesten aufsteht.

Mögen sich die delikaten Seelen nicht an die Worte: „Hunde" — „Flöhe" stoßen. Die Damen haben einmal Schooßhunde und par consequence, sie mögen sich sträuben wie sie wollen, auch Flöhe. Die beiden Geschöpfe sind also eben durch die zarteste und delikateste Welt „salonfähig" geworden.

Wir haben „gelehrte Hunde", wir haben „gelehrte Flöhe", sie sind also nicht nur salonfähig, sondern auch akademiefähig.

Hunde sind, nach Goethe, die nächsten Agnaten der Rezensenten; die Hunde haben Maulkörbe, das ist der allgemeine moderne literarische Weltschmerz! Und jeder Floh ist auf dem linken Fuße mit der bissigen Satire vermählt, sie sind also auch Literatur- und Journal-fähig.

Weg also mit der falschen Zimperlichkeit! Hunde und Flöhe sind die Fashionables der cynischen Schöpfung.

Also! Der Karneval ist nicht nur vor der Thür, sondern er ist schon mit der Thür in's Haus gefallen. Sie sind schon alle da, die Karnevalsgäste. Die große Drehkrankheit", die nicht nur jene Schafe befällt, die in der Wolle sitzen, sondern auch jene Schäfchen, die in Mieder und Crispines sitzen; das „Tanzen", dieses moderne Gliederreißen; die „Bälle", diese modernen ruf-

ſchen Bäder; die „Hausbälle", dieſe Privat-Töchter-Märkte; die „Picknicks", dieſe Armenbüchſen, in die jedes etwas kleines hineinwirft und etwas großes herausnehmen will; die „Soirées dansantes", dieſe Unterhaltungen, wo der Wirt das Fleiſch für ſich behält und die Beine ſpringen läßt; die „Familienkränzchen", in welchen ſieben Familien an zwei Mandelkränzchen ihren frugalen Familienſinn einüben, und noch eine Menge Arten und Weiſen, einen ſchmalen Raum eine lange Zeit, ein enges Herz, einen weiten Magen, alte Naſen, junge Naſſen, dicke Schädel und dünne Waden auszufüllen mit ſchlechten Walzern, mit noch ſchlechteren „Gugelhöpſen", mit altem Tritſchtratſch und mit neuer Watte!

Dieſe Zeit, in welcher der Himmel voller Geigen und die Erde voll Verſatzzettel hängt, iſt die geeignetſte, um den Müttern und den Vätern zuzurufen: „Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf!"

Ich muß hier bitten, „Hunde" und „Flöhe" in ſinnbildlicher Bedeutung zu nehmen, als „Symbole" für Leichtſinn und Fatalität, denn obiger Spruch heißt nicht anders, als: „Wer leichtſinnig in die Nacht hineinlebt, wird mit Fatalitäten in den Tag hinein aufſtehen!"

Ja, Ihr lieben Mütter, die Ihr nicht erwarten könnt, bis Eure Töchterchen flügge geworden und der Grazien-Kommandant Rabel ſein: „Marſch! tanz' in die Welt!" ausgerufen hat, um dieſe Küchlein vom häuslichen Brütofen fort in die große Welt zu führen, wo jeder Schritt mit Fallſeilen und Fußangeln und Wolfsgruben beſät iſt, wo zu jeder Minute Geier und Marder und Luchſe lauern, wo auf jedem Luftzuge ein Satanchen reitet und auf jedem Sonnenſtäubchen ein Kavalierchen mit dem Pferdefuß balanciert; Ihr Mütter, ich rufe Euch zu: „Gebt Acht! Ihr führt Eure Küchlein auf den Tanzboden, in den Tanzſaal, Ihr hängt dieſen Küchlein ein Büchlein an, ein Büchlein, worin die doppelte Buchhalterei über „Valse" und „Lance", über „Polka" und „Mazur" gehalten wird, und Ihr freut Euch, wenn in dieſer doppelten Buchhalterei alles beſetzt iſt, und Ihr freut Euch, wenn Euer Küchlein nicht einen Augenblick bei der mütterlichen Henne ſitzen bleibt, ſondern wenn es herumflattert und mit den Flügeln ſchlägt und ſich dreht ohne Ende, und Ihr bedenkt nicht, daß, je weniger dieſe Küchlein auf dem Tanzboden ſitzen bleiben deſto länger bleiben ſie zu Hauſe ſitzen!" Ihr fragt nicht: „Wer iſt dieſer Geck, oder: Wer iſt jener Laffe, dem ich mein Teuerſtes, mein Heiligſtes im Leben anvertraue, daß er mit ihm ſich drehe, Herz an Herz und Bruſt an Bruſt, daß es ſauge das Gift, welches ſündige Lippen oft in einer Sekunde in's offene Ohr der Unſchuld träufeln?" Ihr fragt nicht, Ihr thörichten Mütter: „Wer ein Menſch iſt das, dem ich mein Kind, mein keuſches, unſchuldiges Kind an das Herz lege in der Stunde, wo der böſe Geiſt alle Thüren und

Thore der fünf Sinne aufreißt; wer ist der Mann, der mein Kind, die zarte Blume der Häuslichkeit, mit sich herumwirbelt und herumzerrt, und in die Ohren ihr flüstert, und in die Augen ihr zündelt, und in ein paar Worten vielleicht vor ihr aufreißt eine Welt voll stachelnder Gefühle?" Ihr fragt das nicht, Ihr thörichten Mütter, sondern das Herz im Leibe lacht Euch, nicht das Mutterherz, sondern bloß das eitle Frauenherz, wenn Euer Kind herumfliegt von Hand zu Hand wie ein Löscheimer in Feuersgefahr. Ihr lacht — und in diesem Lachen rufe ich Euch zu: „Bedenkt, wer mit Hunden schlafen geht, steht mit Flöhen auf!"

Die Hunde der Leidenschaften habt Ihr wachgehetzt auf das Herz Eurer Töchter, Ihr habt gelacht, als diese gierigen Hunde bei Trompeten- und Paukenschall Eure Töchter umklafften und umschnoberten; nun, werdet Ihr auch lachen, wenn dann alle die bösen Folgen, listig und schwarz und unausrottbar, Euch zu Hause wie die Flöhe plagen und Eure Ruhe tötet?

Auch zu Euch wende ich mich, Ihr bemitleidenswerten Väter! Ihr glaubt schon alles gethan zu haben, wenn Ihr Eure Töchter nicht auf öffentliche, sondern bloß auf Privat Bälle und Privat-Abend-Unterhaltungen führt; Ihr bemitleidenswerten Väter! Euch ruf' ich wieder zu: „Bedenkt! Wer mit Hunden schlafen geht, steht mit Flöhen wieder auf!" Ihr glaubt, in den sogenannten „Privat-Bällen wäre Euer Kleinod vor dem Heere der unbekannten Verruchten gesichert, die „arm am Beutel und krank am Herzen und leer im Kopfe" die Bälle und Tanzböden als große Parforce-Jagden betrachten, wo man sich reiche Partien für's Haus, oder arme Schlachtopfer für die Verleumdung, für die Klatschsucht erjagen kann? Bemitleidenswerte Väter! Ihr irrt Euch! Keine friedliche Umzäunung eines Privat-Balles wird mehr von diesen Löwen mit dem Schafskopf und Lästermaule verschont! Ihr wißt nicht, daß am Morgen vor dem „Privat-Balle" die Frau oder der Herr die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und ausrufen: „Um Himmelswillen! Wir haben ja keine Tänzer! Keine Männer!" Und es herrscht ein großes Wehheulen und Jammergeschrei in den Privat-Ballhallen und die Ballgeber lamentieren: „Tänzer! Männer! Tänzer! Männer!" und sie rufen alle Freunde zusammen und sagen: „Bringt heute Abend Tänzer mit! Männer! Tänzer! Männer! Fragt nicht, wer sie sind, nicht was sie sind! Reißt sie vom Billard, wenn sie spielen! Schleppt sie vom Graben, wenn sie flanieren! Zerrt sie vom „Elysium", wenn sie dort herumfegen! Nur Tänzer! Nur Männer!"

Und abends findet sich ein wildes Heer von Tänzern ein, die der Hausherr nie gesehen, von welchen die Hausfrau nie gehört, welche vielleicht nie in gute Gesellschaft gekommen, die als Tanz-Löhner und Frohn-Tänzer hier nichts suchen als — einen Skandal für den andern Tag, als einen Tratsch für ihr Bierhaus, als

eine erfundene Note für den andern Tag im Kaffeehause, und diesen Tänzern, diesem zusammengerafften Krethi und Plethi vertraut Ihr, bemitleidenswerte Väter, im guten Glauben auf die Solidität eines Privat-Balles Eure Töchter sorglos und argwohnlos für mehrere Stunden an, Stunden, von denen jede Minute genug ist, um in dem Munde und in dem Umgange mit der Roheit, Brutalität und Sittenlosigkeit einen ewigen Fluch der zarten Weiblichkeit und Unschuld auszubrüten! Bedenkt also auch auf vielen Privat-Bällen: „Wer mit Hunden schlafen geht, steht mit Flöhen auf!"

Doch genug für heute! Ich weiß, es werden mehrere thörichte Mütter, mehrere tanzlustige Töchter und mehrere Tanz-Löhner über mich die Nase rümpfen, allein ich bin das schon gewöhnt, denn wer einer gewissen Klasse Menschen die Wahrheit sagen will, muß darauf gefaßt sein: „Wer mit Hunden schlafen geht, steht mit Flöhen auf!"

2.

„Der liebe Himmel fragt nichts nach den Schneidern,
Er läßt gefrieren nach den Kleidern."

Kleider machen Leute! Der Himmel hat die Menschen gemacht, die Kleider haben Leute gemacht! Kleider machen Leute, Schneider machen Kleider, folglich sind die Leute Enkel von Schneidern, und die Menschen Kinder des Himmels; es ist nicht viel Zeit übrig, zu fragen, ob Menschen oder Leute mehr auf ihre Ahnen stolz sein dürfen! Kleider machen Leute! Wieviel Kleider braucht man oft dazu, um einen einzigen winzigen solchen Leut zu machen! Und wie wenig vom Himmel braucht man, um einen ganz tüchtigen Menschen zu haben!

Gewiß, meine freundlichen Leser, aus einem kleinen Stückchen Himmel in der Seele werden tausend vortreffliche Menschen! Man weiß gar nicht, wie wenig Himmel die Seele braucht, um auf der Erde ein seelenzufriedener Mensch zu sein!

Der Mensch aber, meine freundlichen Leser, ist selbst nur ein Kleid, das Kleid der Seele!

Der liebe Himmel ist ein wundersamer Schneider! Jeder Seele hat er ein anderes Kleid gemacht und doch ist's dieselbe Tracht, die Himmelstracht des göttlichen Ebenbildes!

Freilich, die Façon dieser Kleider ist oft sehr verschieden; mancher würde gern seinen Seelen-Überrock: den Körper, zurückschicken und um Umänderung oder Wendung bitten; mancher würde sagen: mein Körper ist mir zu enge, oder zu schmal oder zu kurz oder zu lang, allein die Zeuge zu diesen Seelen-Röcken sind für die Ewigkeit!

Wieviel Kleider hat die Seele nicht, meine freundlichen Leser!

Zuerſt ein Kleid, von dem man noch nicht gewiß weiß, wie es heißt. Manche ſagen: das Herz iſt das Kleid der Seele, manche ſagen: der Kopf. Die Seele ſitzt verſchieden! Bei den Engländern in der Dampfmaſchine, bei den Franzoſen in der Karrikatur, bei den Chineſen in dem Bambusröhrl, bei den Deutſchen im Sauerkraut, bei den Juden im Geld, bei den Chriſten aber, die es wirklich ſind, in der Nächſtenliebe!

Aber ſei wie dem wolle, das erſte Kleid der Seele ſteckt noch in hundert andern Kleidern! Der Körper ſteckt im Hemd, das Hemd in Gilet oder Mieder, das Mieder und Gilet in Frack und Chemiſetten, Frack und Chemiſette in Oberrock und Shawl, dann erſt der ganze Menſch in einem Zimmer, das Zimmer in einem Hauſe, das Haus in einer Gaſſe, die Gaſſe in einer Stadt, — ſo rechnet Jean Paul — die Stadt in einem Lande, das Land in einem Weltteil!

Die Stadt, in welcher der Menſch wohnt, iſt nicht weniger ſein Kleid, als ſein Tuchrock. Eine Stadt kann dem Menſchen, wie ſein Kleid, zu eng ſein und zu weit, zu lang und zu kurz, zu grob oder zu fein! Die Stadt kann einem Menſchen, wie ſein Kleid, gut anſtehen oder übel laſſen! Der Menſch kann aus einer Stadt herauswachſen wie aus einem Kleide! Leider kann er nur eine Stadt nicht verſetzen, wie ein Kleid! Eine Stadt, und wär' ſie die feinſte und ſchönſte, kann einem Menſchen zu alt werden, zu abgeſchabt, zu unmodern, wie ein Kleid!

Selbſt der Weltteil, in dem der Menſch wohnt, iſt nichts als ſein Surtout, ſein äußerſter Mantel oder Überwurf! Er kann auch Luſt bekommen, ſeinen Weltteil wenden zu laſſen und aufzuputzen! Wie viele z. B. wünſchen nicht, daß unſer gemeinſchaftlicher Surtout: Europa, einmal ein bischen friſch repariert und defatiert werde? Wie viele haben ſich nicht ſchon aus dieſem alten „Pauvre" herausgemacht, um in den Makintoſh „Amerika" zu ſchlüpfen, und hätten doch bald gar zu gerne ihren alten, bequemen „l'auvre" wieder angezogen?!

Ja, alle dieſe Kleider zuſammen machen wohl Leute!

Wenn nun der liebe Himmel auf alle dieſe Kleidermacher Rückſicht nehmen wollte, auf jedes Zimmerchen, auf jedes Haus, auf jedes Städtchen, auf jedes Ländchen à part, da würde er es am Ende keinem Menſchen recht machen

Allein „der liebe Herr Gott fragt nicht nach den Schneidern, und läßt gefrieren nach den Kleidern!" In dieſem Winter z. B. da laßt der gütige Himmel ſo recht gefrieren nach den Kleidern. Man ſagt, man klagt daß wir heuer keinen rechten Winter haben. Allein kein rechter Winter iſt heuer gerade der rechte Winter.

In keinem Jahre muß der liebe Himmel die armen Menſchen ſo warm halten, als heuer, denn in keinem Jahre ſind ſo viele durch Feuer, Waſſer und Erdbeben obdachloſe Menſchen auf die

liebe Wärme des großen blauen Kachelofens, des Himmels, angewiesen, als in diesem Jahre, und der liebe Himmel läßt in diesem Jahre gefrieren nach den Kleidern; nach den Kleidern aller, denn hunderttausend Arme haben nicht nur ihre wirklichen Kleider, sondern auch jene obgenannten Kleider: Zimmer, Haus, Dach und Stadt verloren, und siehe da, der liebe Himmel hat mit einem Zweig von dem Baume seiner Liebe die Meißner'sche Luftheizung übernommen für die Tausend und Tausend, die im Sommer zu viel und im Winter zu wenig Feuer hatten

Darum murrt nicht, meine freundlichen Leser, daß Ihr noch nicht habt Schlitten fahren können, und grämt Euch nicht, daß vielleicht zu wenig Eis auf eine Eisgrube kömmt; bedenkt, der Himmel, der die Lilien bekleidet und den Vögeln in der Luft ihren warmen Winterpelz macht und der nackten Erde ihr weißes Winterkleidchen anzieht und die kalten Fischlein in ihren Laich einhüllt und warm hält, daß er heuer auch frieren lassen muß nach den Kleidern, oder vielmehr, daß er sehr wenig frieren läßt, weil sehr wenig Kleider aus der Glut für den Frost gerettet worden sind.

Siehst Du, lieber Leser, die Güte des himmlischen Vaters spricht aus allen Jahreszeiten, zu allen Zeiten des Jahres, nicht nur im Zuhalten dieser Fröste, sondern auch fast noch mehr aus den Abweichungen von der Regel, die alle im Grunde genommen nur neue Beweise seiner Huld und seines Vaterblickes sind —

Darum lieber Leser, sage ja nicht: der Lenker der Welten habe den Zügel losgelassen und führe das Viergespann seines Postzuges: „Frühling, Sommer, Herbst, Winter" nicht mehr mit so weiser und sicherer Hand; sondern sei überzeugt, daß kein Mailüftchen im Winter weht, und daß kein Decemberfrost im Sommer über die Flur hinstreift, ohne daß es der weise, große Wagenlenker so angeordnet hat zum Besten der großen irdischen Lebensfahrt; denn wir Kurzsichtigen, wir sitzen nur drin im rollenden Wagen, aber der Himmel lenkt das Fahrzeug und hält das Gespann und blickt weise um sich und sieht weit voraus, und leitet das irdische Fahrzeug sicher und fürsorglich an das Ziel der irdischen Reise.

3.

„Fasching ist vorbei, Stockfisch schreit: „Juchhei!" alles Fleisch ist Heu!"

Schon Salomon der Weise, der so weise war, daß ihm selbst zwölfhundert Weiber den Verstand nicht raubten, sagte: „Alles hat seine Zeit!"

Dieser Spruch erstreckt sich von der Philosophie bis auf den Stockfisch herab.

Jetzt, meine freundlichen Leser, ist die Zeit der Stockfische!

Wenn man jetzt zu Tisch gebeten wird, so heißt es: „Kein Diner! bloß unter uns! Stockfische mit Sauerkraut!“

Die Menschen gehen mit den Stockfischen um, wie mit den Journalen; sie unterscheiden unter ihnen selten die Gattungen. „Ich esse keinen Stockfisch. Ich lese kein Journal.“ So heißt's oft, ohne die Verschiedenheit der Stockfische und der Journale zu berücksichtigen.

Alles heißt Stockfisch, alles heißt Journal. Aber, mein lieber Leser, es giebt gar vielerlei Gattungen Stockfische.

Gar vielfach ist das Stockfischreich,
Nicht Einer sieht dem Andern gleich.
Vorerst kommst Du zur Tafelschau,
Du edler Stockfisch: Kabeljau!
Dann spricht's Orakel delphisch,
Dann kommt der edle Schellfisch!
Dann kommt das Mittelvolk heran,
Der Klippfisch und der Laberdan;
Der Pöbel dann vom Stockfischfang,
Der Dorsch, der nur neun Zoll ist lang.
In Einem nur sind sie egal,
Der Kopf fehlt ihnen allzumal.

Seitdem schon Pfeffel bemerkt, daß die Stockfische die modernste Art zu reisen haben, nämlich ohne Kopf, ist trotz Eisenbahn und Dampfschiffahrt diese moderne Reiseart nicht aus der Mode gekommen.

Man hat Bücher geschrieben über die Kunst, „mit Menschen umzugehen“, allein es ist mehr Kunst, mit einem Stockfische umzugehen, denn es ist immer schwerer, mit Wesen ohne Kopf, als mit Wesen mit Kopf umzugehen.

Man kann leider nicht bei allen Wesen ohne Kopf jene großartige Methode anwenden, welche die Köchinnen bei dem Stockfische anwenden, nämlich — sie in die Pfanne hauen. Niemand, meine freundlichen Leser, sollte einen Stockfisch, der von der fernen Nordsee kommt, verzehren, ohne dabei dankbar an die Wege der Vorsehung zu denken, welche es so eingerichtet hat, daß man ohne Kopf so weit kommen kann. —

Die Stockfische sind auch ein Beweis, daß man ohne Kopf eigentlich erst recht fett werden kann.

Das Stockfischessen ist ein humoristisches Geschäft, man kann dabei die Köchin um ihre Satire beneiden, mit welcher sie jeden Stofisch so recht salzen und pfeffern kann.

O Köchin, sei am Kochtisch froh,
Am Schreibtisch leider geht's nicht so.

Wenn wir also am Fastentisch die erbaulichsten Bemerkungen über den stets wiederkehrenden Flor der Stockfische anstellen können, haben wir dabei auch Muße, den Satz zu bewahrheiten: Alles Fleisch ist Heu!

Alles Fleisch ist Heu! Wenn Du, lieber Leser, ein Junggeselle gist und in Gasthäusern speisest, so wirst du durchs Jahr hindurch die Erfahrung oft machen: Alles Fleisch ist Heu!" Ja, lieber Leser, du wirst diesen Spruch noch weiter ausdehnen und sagen: „Alles Kälberne ist Heu!" „Alles Poulardene ist Heu!" Wenn man von diesem Fleisch an den Ochsen zurückdenkt, so muß man gestehen, dieser Ochs muß an seinem Fleisch mehr Heu gehabt haben, als er je in die Krippe bekam.

Das Heu, d. h. das Fleisch, meine lieben Leser, wird in der Welt immer teurer, warum? Das kommt daher, weil in der Welt die Ochsen mit jedem Tage höher geschätzt werden.

Jeder Mensch ist seine eigene Heuwage, oder seine eigene Fleischwage; er wiegt für sich und oft auch für andere so schwer, als er schwer wiegt.

Der Karneval ist zu Ende, und nun wird gar oft die Bemerkung gemacht: Alles Fleisch ist Heu!

Wenn der Ballputz und alles andere Zugemüse, wenn Watte und Schnürleib ausgezogen wird, da zeigt sich gar oft, daß alles Heu ist.

Wie gerne, meine freundlichen Leser, möcht' ich manchen Frauen, die in Gesellschaft solche Kleider tragen, wo der Stoff und die Sittsamkeit oben viel zu kurz gekommen sind, und die Schamhaftigkeit en gros und im Ausschnitt ausgeboten wird, wie gerne würde ich solchen Frauen zurufen: „Bringt Euer Heu unter Dach!

Ja, meine freundlichen Leser, alles Fleisch ist Heu! Glaubt aber nicht, daß bloß alles Rindfleisch Heu ist, nein, auch steirische Kapaune und Fasane sind oft Heu. Darum erhebe sich kein Fleisch über das andere, am Tage des großen Schnittes wird alles als Heu befunden werden.

Alles Fleisch ist Heu, darum führt der Tod eine Sense, er mäht das Heu ab.

Das ist der Lebenslauf des Menschen; so lange er lebt, beißt er ins Heu, und wenn er stirbt, beißt er ins Gras. Alles Fleisch ist Heu! Aber wie lange, mein teurer Leser, ist es Heu? Ein paar Jährchen lang! Wie bald aber ist das Fleisch nicht einmal Heu mehr! Wenn man so ein vierzig oder fünfzig Jährchen sein Fleischchen Heu zu Markte getragen hat, dann ists aus, dann ist alles Fleisch kein Heu mehr dann heißts: Alles Fleisch ist Grummet! Wenn das Heu ein paarmal geschoren worden ist, dann ist der Mensch keine Heuwiese mehr, sondern eine Grummetwiese.

Glaube aber nicht, mein lieber Leser, wenn du einen magern,

haundürren Menschen siehst: „Das ist ein Glücklicher, der hat gar kein Heu zu verantworten!“ O nein, es giebt Menschen, die kein Loth Fleisch auf dem Leibe und einen Zentner Heu auf der Seele haben.

4.

„Jedes Menschen Freund Keinem gut es meint.“

Es giebt keinen Menschen in der Welt, der sich von der Wahrheit des obigen Sprichwortes nicht schon selbst überzeugt hätte. „Jedes Menschen Freund Keinem gut es es meint,“ das ist eine Wahrheit, die sich in allen Klassen von Menschen eklatant bewährt.

Solche „Jedermannsfreunde“ giebt es in allen Kreisen, in allen Verhältnissen, in allen Ständen, in allen Künsten und Gewerben; solche „Jedermannsfreunde“ rollen sich in der ganzen Welt umher, alle Leute sagen von ihnen: „Ein guter Kerl!“ Niemand aber achtet sie, niemand schließt sich innig an sie an es sind eben „Jedermannsfreunde“ mit dem Munde, mit der Zunge, mit dem Hute, mit dem Rücken, aber niemands Freund mit dem Herzen, niemands Freund in der That.

Ein „Jedermannsfreund“ hat stets ein seliges Lächeln für jedermann im Gesicht, die Hand stets wie einen Nußknacker zum Druck bereit, den Mund stets zu einem Kuß gespitzt, den Rücken stets zu einem Katzenbuckel in Anlauf, und den Hut stets zu einem Komplimente auf dem Sprung; allein in seinem Innern ist Leere und Öde; Begeisterung und Enthusiasmus, Energie und Denkkraft, Eigenwille und Selbstwürde sind fremde, niegesehene Gestalten in seinem Kopfe, in seiner Seele; Freundschaft, glühender Eifer für irgend eine Sache des Geistes und des Herzens, flammende Teilnahme an irgend einer Tendenz des Rechts und der Wahrheit, aufopfernde, männliche, auf Thatkraft gestützte Einheit mit dem Guten und in dem Guten ist ihm ein Gräuel, denn: „Jedes Menschen Freund keinem gut es meint!“

Ein solcher „Jedermannsfreund“ ist wie ein abgegriffener Schaupfennig, ohne das mindeste Gepräge; er ist eine Spielmarke für die Gesellschaft, er bedeutet bloß einen Menschen, sein Wert ist keiner. Ein solcher „Jedermannsfreund“ ist wie eine Serviette für jedermann, man wischt sich gerne die Hand, den Mund an ihr ab und wirft sie fort; er ist ein Rechenpfennig, heute zählt er für diesen, morgen für jenen, und stets für den, der ihn gerade in der Tasche hat.

Begegnet man einem solchen „Jedermannsfreunde“ auf der Gasse, so reißt er den Hut vor dem Thürsteher ebenso tief herab, wie vor der Exzellenz, krümmt den Rücken zu einem Halbmond vor dem Ladendiener, wie vor der Durchlaucht. Er umarmt alle seine

Bekannten mit demselben Patriotismus, und „Lieber Bruder", und „Bruderherz" sind die Zuckergrüße, die er zu Dutzenden aus dem Munde schüttelt, und zwar gerade an jene, denen er eben einen bösen Verrat oder einen andern heimtückischen Streich spielen will, denn: „Jedes Menschen Freund keinem gut es meint!"

Ein solcher „Jedermannsfreund" ist bei allen gut gelitten, er streicht dem Bedienten die Schmeichelbemme ebenso dick auf, als der Herrschaft, er sagt dem Botenläufer ebensogut „Bruderherz!" und macht ihm dieselben Komplimente über seinen Geist, über seinen Geist, über sein Talent, über seinen Charakter, wie er sie den ersten und distinguiertesten macht, er nennt den Handwerker ebensovielmal einen Gönner der Künste und einen Beschützer der Wissenschaften, wie er dieselben Redensarten an die hochgestelltesten Personen verschwendet; kurz er hat seine geistigen und physischen Kratzfüße füe jeden Menschen, für jede Stunde, bei jeder Gelegenheit in Bereitschaft, und doch traut ihm niemand, kein Mensch wendet sich, wenns um eine Sache des Geistes und des Herzens zu thun ist, an ihn, niemand findet sich weder zu seinem Verstande, noch zu seinem Gemüte hingezogen, denn: „Jedes Menschen Freund, keinem es gut meint!"

Ein solcher „Allerweltsfreund" wird von allen Leuten als eine „gute Haut" bezeichnet, aber eine solche „gute Haut" ist gewöhnlich eine falsche Haut; er benutzt oft die „Jedermannsfreundschaft", um mit heuchlerischer Offenheit und Güte Ohren zu blasen, Achsel zu zucken, Augen zu verdrehen, und unter der Agide der „Guten Haut" dem Freunde einen heimlichen Stoß zu versetzen, dem Genossen ein Schnippchen zu schlagen, der Wahrheit eine Grube zu graben, der Redlichkeit eine Falle zu legen, und dann mit verdrehtn Augen ein Jammergesicht zu machen, heuchlerisch an dem Hals vom „Bruderherz" Thränen darüber zu vergießen, denn: „Jedes Menschen Freund keinem es gut meint!"

So ist es im Leben, so in der Freundschaft, so in der Liebe, so in der Literatur und Kunst. Wer jedem Menschen schmeichelt, jeden Menschen kriecherisch anhaucht, der kann die Menschheit nicht lieben. Wer jedem seine Freundschaft mit Küssen und Händedrücken, und „lieber Bruder"! und „Bruderherz"! an den Hals hängt, der ist nicht fähig, das Wort Freundschaft zu begreifen, wer allen Frauen und Mädchen hofiert, jeder lächerlich huldigt, an allen Schürzen hängt, der kennt die Heiligkeit und Innigkeit der wahren „Liebe" nicht: wer in der Literatur und Kunst alles schön findet. alles über den gleichen Leisten lobhandelt, jede Erscheinung rauspackig vergöttert, immer, zu jeder Zeit, an jeder Stelle mit dem käuflichen Räucherfaß herumwandelt, der meint es weder mit der Kunst, noch mit den Künstlern aufrichtig und gut, denn: „Jedes Menschen Freund keinem gut es meint!"

Ein solcher „Allerweltsfreund", der sich durch alle Wege glatt

windet, in allen Vorzimmern an den Wänden seinem eigenen Schatten einen Katzenbuckel macht, glaubt, man habe ihn überall lieb, allein er wird bloß, wie Schlingpflanzen, als ein Spiel der schmarotzenden Natur überall geduldet, aber nirgends geachtet, von niemandem wertgeschätzt. Man liebt im Leben die Schmeichelei, aber nicht den Schmeichler, man ergötzt sich an einem ewig krummen Rücken, allein man schätzt den gering, der ihn macht, man benützt Ohrenbläserei, aber man verabscheut im Innern den Ohrenbläser, man duldet, belächelt die „Jedermannsfreunde", aber man schätzt sie gering, man verachtet sie, denn jedermann weiß: „Jedes Menschen Freund keinem es gut meint!"

Ich als Briefsteller der Liebe und Eifersucht,

oder:

Für andere schreibt man's, für sich treibt man's.

Ein buntes Bild aus meinem Leben.

Liebe und Eifersucht! Zwillinge! Viel-Liebchen! Azteken! Inseparables! Liebe und Eifersucht gehören zusammen, lösen sich ab, ergänzen sich, verzehren und ersetzen sich, duellieren sich ewig, und beide — bleiben auf dem Platz!

Liebe und Eifersucht gehören zusammen wie Messer und Gabel, wie Essig und Öl zum Salat, wie Essen und Trinken zum Leben, wie Arzt und Totengräber zum Sterben, wie Papier und Lumpen zu Zeitungsschreibern, wie Tschibuk und Harem zum Sultan, wie Hunger und Geduld zum Praktikanten, wie Steigen und Fallen zur Börse, wie Steigern und Pfänden zum Hausherrn, wie Hausfreund und Hausmeister zum Haus-Übel, wie Krinoline und Amazonenhut zur Närrin, wie Dominospieler und Kiebitzer zur Dummheit, wie Nachdruck und Diebstahl zum Feuilleton, wie „Rendez-vous" und „plötzliche Heiserkeit" zur Sängerin, wie „Tantième-Einstecken" und „fremde Stücke adoptieren" zum Dramaturgen, wie Gemütlichkeit und Backhändl zum Wiener, wie Philosophie und Sauerkraut zum Deutschen, wie ein Bankier und Krupier zur Spielhölle u. s. w.

Liebe und Eifersucht sind — um im Volkskalender-Ton zu sprechen, — die zwei Nasenlöcher, durch welche das Herz den Atem dieser Leidenschaften ein- und auspassieren läßt.

In der Regel kommt die Liebe zuerst, dann erst die Eifersucht, oft aber kommt die Eifersucht zuerst, man ist oft früher eifersüchtig, als man verliebt ist.

Die Liebe, die Eifersucht und die Cholera sind oft untersucht, beschrieben und erklärt worden, ohne daß man im Grunde wußte, woher, wieso, wie? Liebe, Eifersucht und Cholera sind schon auf verschiedene Weise behandelt worden, kalt und warm, und immer sind die Patienten darauf gegangen, wenn nicht ihre gesunde Natur sie gerettet hat!

Liebe und Eifersucht aber werden durch ein Mittel kuriert, welches bei Cholera das Symptom der Gefahr ist: die Liebeskranken werden bloß durch „Brechen" kuriert, mit dem Gegenstande brechen! Dazu gehört eine ganz eigene peristaltische Bewegung des Herzens.

Die Liebe ist stumm, aber je weniger sie spricht, desto mehr schreibt sie!

So lang die Liebenden beisammen sind, überwältigt sie die Empfindung und sie — schweigen, d. h. sie halten das Maul — zu etwas besserm bestimmt, und küssen! „Geküßt" ist „geschrieben" und „gesiegelt". Ein Kuß ist ein Schwur. Der Schwur wird auch oft wie Siegelwachs heiß aufgedrückt und kalt gebrochen!

Die Liebenden, die beisammen sind, schweigen viel, weil die Empfindung sie überwältigt; wenn sie getrennt sind, überwältigen sie die Empfindung und — schreiben!

Eine Liebende, die ins Schreiben kömmt, ist ein fortbrausendes Lokomotiv, dessen Führer der Schlag gerührt hat, nichts hemmt sie! Da ist kein Punkt oder Komma als Zwischen- oder Wasserstation, da ist bloß manchmal eine Pause als Bremse, aber das Lokomotiv läuft, läuft bis es irgendwo sich in einen Satz einwühlt, aus dem es nicht mehr herauskann!

Die Liebe schreibt dumm; je dümmer, desto verliebter! Wenn ich je von einem Frauenzimmer einen gescheiten Liebesbrief erhielt, so wußte ich, die liebt nicht besonders! Die Liebesbriefe haben ihre Grade:

Verliebt: schreibt	dumm
Bis über die Ohren verliebt: schreibt . .	dümmer
Über Hals und Kopf verliebt: schreibt . .	am dümmsten.

Die Liebe schreibt dumm, die Eifersucht toll, wahnsinnig!

Wahnsinnig dumm ist ein Brief von Liebe und Eifersucht zugleich diktiert!

Wie viel solche Briefe habe ich geschrieben, wie viel solche Briefe habe ich empfangen!

Wenn der Mensch zu einem gewissen Alter alle seine Liebesbriefe, die er im Leben schrieb, überlesen möchte, er würde gar nicht begreifen, wie in einer Haut von fünf Fuß Höhe u. s. w. so eine Bibliothek von Bätzen stecken konnte!

Varus gieb mir meine Legionen wieder! Weibliches Geschlecht gieb mir meine Dummheiten wieder! Alle Dummheiten, die ich dir schriftlich gab, unterschrieben und besiegelt! Ich könnte sie als Eintrittskarten in die Seligkeit verwenden, denn selig sind die Dummen!

Es mußte wohl unter die Leute gekommen sein, daß ich im Punkte Liebesbriefe schreiben ein wahrer nordischer Herkules war, daß ich Liebes- und Eifersuchtsbriefe zu Legionen in die Welt setzte. Daher folgende drollige Szene aus meinem früheren Leben:

Ich hatte dazumal noch die vollkommene Überzeugung, daß ich durch meine „guten Werke“ in den Himmel kommen werde, und wohnte deshalb gleich in der „Himmelpfortgasse“.

Ein paar Defizite in meinen „guten Werken“ sollten mir in dieser Himmelpartie auch den Weg nicht abschneiden, ist ja doch auch das Finanzministerium in der Himmelpfortgasse!

Also eines Tages saß ich an meinem Schreibpulte und war im Begriff, eine Welt zu schaffen, ich war im besten Zug, das „Nichts“ und das „Chaos“ war schon fertig; das Wasser war auch schon fertig, über welchem der Geist schweben sollte, kurz, ich war so recht in der gelinden Transspiration, welche einer dichterischen Schöpfung vorangeht, da kommt mein Diener und meldet mir eine Dame, die mich sprechen will.

Ich war in meiner Schöpfung erst bei „Nichts“ und bei „Chaos“, und schon eine „Eva“?

Der alte Adam in mir wurde wach.

Wie sieht sie aus?

Sie ist verschleiert.

Wie heißt sie?

Das will sie nicht sagen.

Wie ist sie gekleidet?

Nobel.

Verschleiert! Namenlos! Nobel! Daraus können sich dicke Romane und lange Generationen entwickeln!

Laß sie eintreten.

Ich warf schnell meine Blicke in den Spiegel, ich hatte meinen beau jour!

Um die langen Glieder
Floß vom Leib hernieder
Ein seidener Talar.
Den Fuß in rotes Türkenleder,
Und hinterm langen Ohr die Feder
Saß mir wunderhold und rar! —

Es trat eine sehr stattliche Dame herein, höchst elegant gekleidet. Aber ein Schleier, ein undurchdringlicher Schleier bedeckte ihr Antlitz.

Ich pantoffelte ihr mit aller Grazie eines Humoristen entgegen, machte einen der reizendsten Katzenbücklinge und sagte: Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen?

Sie setzt sich auf einen Divan und ich setze mich gegenüber auf einen Sessel, den Dingen entgegenharrend, die da kommen sollten.

An den ersten Worten, die sie sprach, erkannte ich eine junge Schöne.

Alſo jung! Gut! Der Wuchs ſchlank! noch beſſer Ein ausgeſprochener Typus von mollet: am beſten!

Ob ſie auch ſchön iſt? fragte ich mich, und antwortete mir: Schönheit vergeht, Molletät beſteht!

Die Unbekannte begann mit einer Introduktion von Achtung, Hochſchätzung, Vertrauen, Bewunderung, die ſie zu mir bringen.

Ich antwortete, daß Achtung, Bewunderung u. ſ w. allerdings vortreffliche, aber kalte Speiſen ſeien, mein Herz wäre an warme Speiſen gewöhnt: Neigung, Sympathie, Liebe u. ſ. w., jedoch weiſe ich ſie keineswegs zurück, ich wiſſe ſie zu ſchätzen, ich müßte alſo bitten, mir zu ſagen, was mir das Vergnügen verſchaffe, daß mir eine ſolche rätielhafte Turandot dieſe „kalte Küche" ins Haus bringe und ſelbſt ſerviere.

Die Sache verhielt ſich alſo. Sie hatte großes Vertrauen zu meiner Diskretion, zu meiner Galanterie und zu meinem Geiſte. Bon! Sie hatte ferner die Überzeugung, daß ich die Liebe kenne. Bon! Aber wie! Ach! Sie hatte ferner die Gewißheit, daß ich einer Dame eine Bitte erfüllen werde! Bon! Ein Mann, ein Wort! Eine Dame, eine Bitte! Kurz, um nicht lang zu ſein, es handelt ſich um einen „Liebesbrief"

Die Dame hatte einen Geliebten; einen Geliebten, d. h. geſtändlich: einen. Er hatte auch eine Geliebte, d. h. geſtändlich: eine. Alſo er hatte, ſie hatte.

Aber ſein „Haben" hatte ein „Soll", — er ſoll nämlich noch eine Geliebte haben! — Beiſpiellos in der Weltgeſchichte!

Sie hatte alſo einen Geliebten und eine Nebenbuhlerin. Das iſt zu viel für eine Perſon!

Was thut ein Frauenzimmer im erſten Anfall von Eiferſucht? Sie ſchreibt, ſie ſchreibt einen langen Brief, einen Murphy, ſie ſpickt den Murphy mit „Treuloſer", dann ſpickt ſie den Treuloſen mit „Verräter", — kurz, ſie ſchreibt Stecknadeln, taucht ſie in kohlenſauren Eiferſuchtsſtoff, bedient ſich der Kleckſe als Fragezeichen, nimmt ausgerupfte Haare zu Bindezeichen, gießt als Streuſand Thränen darauf und ſiegelt das Ganze mit der Deviſe: „Ich kratz' dir die Augen aus!"

Sie hatte ihm einen ſolchen Murphy geſchrieben, er ſchrieb ihr einen Gegen-Murphy. Sein Brief war aber etwas geſalzen. Es lag darin etwas Süßes, das einen ſauern Geſchmack hatte, etwas Zärtliches, das wie Bosheit ausſah, etwas Treueverſicherung, die wie Hohn ſchmeckte, kurz, es war eine lange Sauce mit bitterem Wurzelwerk.

Auf dieſen Brief nun möchte ſie eine Antwort ſchreiben, die nicht nur ſich, ſondern auch ihn gewaſchen hat. Dieſe Antwort ſollte alle mögliche feine Bosheit, alle bitter verletzende, alle herzzerſchneidende Ironie, den giftigſten Witz enthalten; einen ſolchen

Brief bringe ſie nicht zuſammen, ſo könnte nur ich allein ſchreiben! Sehr ſchmeichelhaft!

Sie bat mich alſo, ihr einen ſolchen Brief zu verfaſſen; ſie wollte mich ſo belohnen, daß ich gewiß zufrieden ſein werde.

Ich ſtellte ihr vor: erſtens, daß ich kein Gelegenheits Skribent bin, zweitens, daß mir meine Zeit zu kurz für ſo dringende Arbeiten iſt, drittens, viertens, fünftens und hauptſächlichſt, daß ich zwar nicht abgeneigt bin, einer Dame eine ſolche Gefälligkeit zu erweiſen, daß aber natürlich von einer Belohnung keine Rede ſein kann, als höchſtens von der, das Geheimnis mit einem Schleier zu bedecken, aber mit dem Schleier, der ihr Antlitz verhüllt!

Sie weigerte ſich. Ich dachte: es fällt kein Schleier auf den erſten Hieb!

Ich ſagte alſo zu, ihr als Briefſteller zu dienen, gelobte Schweigen, empfing den Gegen-Murphy aus ihren Händen, den Brief, den er ihr ſchrieb und von dem die Unterſchrift ausgekratzt war, von denſelben Händen wahrſcheinlich, die beſtimmt waren, ihm die Augen auszukratzen. Ich bat ſie, am andern Morgen wiederzukommen, da ich das Schreiben diktieren müßte, weil meine Handſchrift durchaus unleſerlich iſt. Nach einigem Sträuben ſagte ſie das zu und empfahl ſich. Beim Abſchied angelte ich nach ihrer Hand, ſie zog den Handſchuh ab, es war das ariſtokratiſchſte Patſchhändchen, das es geben kann! Klein und zart und heiß wie ein Brathuhn im Mai, und weiß und weich wie Baumwolle.

Ach! rief ich aus, meine Holde, und er liebt eine andere! Das iſt nun meine Sache! Der Treuloſe ſoll von mir bei langſamem Feuer gebraten werden, bis er ganz mürbe zu Ihren Füßen ſinkt, und wenn er ſo tief geſunken iſt, dann rächen Sie ſich, wie es einem edlen Herzen geziemt, — heben Sie ihn auf, auf ſpätere Zeit, und rächen Sie ſich an ihm durch die Liebe zu einem Poeten!

Sie lachte, ſchlug mich mit ihrem Fächer zum Narren und entfernte ſich.

Das Erſte war nun, daß ich meinem Bedienten ſagte: Wenn morgen dieſe Dame wieder kommt, poſtierſt Du Dich unten am Hausthore und folgſt ihr beim Fortgehen, um zu ſehen, wohin ſie geht. Ich fing hierauf zu briefſtellern an.

In Punkto Liebe giebt es keinen ehrlichen Menſchen, keinen Charakter, keinen Tugendhaften! Vertraute, Freund, Bruder, Schwager, Herr, Gebieter, alles wird betrogen, betrügt, wenn es ſich um Liebe erhalten, um Liebe vergeben, um ſein Glück zu machen handelt.

Ich hatte nur ein Intereſſe dabei, die beiden Leutchen auseinander ſtatt zuſammen zu bringen. Ich ſalzte und pfefferte das Schreiben wie ein Paprikafleiſch, ich ſchnitt Hohn, Spott, Auslacherei u. ſ. w. hinein, ließ aber nur einige Liebesrückfälle zwiſchen durchſcheinen, kurz es war ein Meiſterſtück von einem Uriasbrief.

Am andern Morgen kam meine Turandot wieder. Sie hatte sich heute, wie der Wiener sagt, angelegt zum Entzücken, es wurde mir ganz wirblich. Sie war noch immer dicht verschleiert, als Entschädigung aber sahen Hals und Schultern desto offener in's schöne Leben hinein, und ich konnte ermessen, wie tief ihr der Schelm im Nacken sitzt. Die Harmonie der Formen trat heute reizender und einladender hervor, das Haar quoll moletter aus seiner Hast, kurz es war periculum in mora!

Noch immer dieser menschenfeindliche Schleier!

Ich glaubte, beim diktiren würde sich der Schleier verrücken, aber nicht im Geringsten.

Sie saß an einem Schreibtische und die schöne Hand schrieb zum wahnsinnig werden. — Es giebt nichts pikanteres, als so ein zauberisches Elfenbeinhändchen kritzeln zu sehen.

Sie war von meinem Briefe ganz entzückt, ich hatte alle Erwartungen übertroffen! Das, sagte sie, wird ihn wurmen! — Mein Brief war also Wurmsamen!

Vergebens bat ich vor ihrer Entfernung um einen Blick in ihr holdes Antlitz! Kein Erbarmen! Sie legte ein kleines, allerliebstes Silbernetz-Börschen auf meinen Tisch, eigene Handarbeit, wie sie sagte; mein Weigern nützte nichts, noch einen Handkuß, der Handkuß rutschte aus und stolperte auf die Alabaster Schulter, bei dem Stolperer blieb es, sie entfernte sich mit dem Droh- und Brandbrief.

Mein Diener kam zurück und brachte mir die Nachricht, daß sie nach der Seilerstätte ging, dort wartete eine Equipage mit solcher und solcher Livree, sie stieg ein und der Wagen rollte fort.

Das Börschen war allerliebst, kleine Silberringelchen in einander geschlungen, rotseidenes Futter, und des Pudels Kern — 30 Dukaten. Ich besitze sie noch, nicht die Dukaten, aber die Silberringelchen sammt Rosafutter.

Im Drange anderer Liebesgeschäfte trat diese Geschichte schon fast ganz aus meinem Gedächtnisse, als sich ein Herr bei mir melden ließ, der nicht genannt sein wollte.

Als er eintrat erkannte ich den Grafen ***—. Er grüßte mich, sagte, er habe eine Bitte an mich; ob ich ihn kenne? Ich sagte: Ich habe nicht die Ehre. — Desto besser, entgegnete er und rückte mit seinem Anliegen heraus.

Er gestand mir, daß er eine amour mit einer Dame habe, die scheine eifersüchtig, sie sei von unbändigem Temperament (eigene Worte) — im Haß wie in der Liebe eine Pulver-Rakete (eigene Worte) — ein superbes Weib (eigene Worte) — aber unausstehlich, wenn sie den Koller (eigene Worte) bekömmt.

Von dieser Dame habe er vor einigen Tagen eine Antwort auf ein Schreiben bekommen, zwar sehr geistreich, aber maliziös, wie nur ein enrangiertes Weib sein kann, wenn sie von der Eifer-

ſucht flankiert wird. Dieſen hölliſchen Brief ſo recht hölliſch und maliziös zu beantworten, ihn ſo recht mit ſeiner Beitze herzurichten, ſodaß ſie vor Ärger alle ihre Nippſachen zerſchmettert, das könne er nun nicht, dafür giebt's nur einen Menſchen, und das iſt der Saphir, nur der Saphir kann einen Brief ſchreiben, der bei aller Politeſſe doch tief in's Blut geht und die Eingeweide zuſammenzieht!

Ich wußte nicht, ob ich für's Kompliment danken ſoll. Kurz, der Herr Graf hatte zu mir Zutrauen, zu meiner Feder, zu meiner Diskretion u. ſ. w.

Ich that ganz dumm, ſtellte mich als ob ich ihn nicht kennte, und ich hätte mich — da er keine Dame war — nicht dazu bereit gefunden, wenn ich nicht ſogleich gewahrt hätte, daß ich meinen eigenen Brief zu beantworten bekomme, und daß ſich dadurch noch eine visite de répondence von der Dame einſtellen könnte. Ich ſagte alſo nach einigem zimperlichen Weigern zu.

Er nahm nun den Brief heraus — meinen Brief, las ihn mir vor und unterbrach ſich nur mit Ausrufungen: Was ſagen Sie zu dieſer Malice? Dieſe feine giftige Katze! u. ſ. w.

Dann bat er um ſchnelle Erfüllung ſeines Wunſches. ſagte ein noble récompense zu und entfernte ſich, nachdem ich ihm die Antwort auf morgen zuſagte.

Ich ſetzte mich alſo nieder und ſchrieb an mich. Ich richtete das Schreiben ſo ein, daß ich es leicht wieder beantworten konnte, denn ich ſah voraus, daß ich auf die Antwort an mich wieder antworten werde. Ich ſtrich Schwefel und Pech in die brennenden Zeilen, Lauge und ätzende Säure. Ich wollte die Verſchleierte aus der Contenance bringen, ich wollte das Pulver-Raketel in die Luft ſprengen.

Am andern Tage holte der Graf die Replik ab, fand ſie über alle Maßen superbe und pénétrante und zählte 20 Dukaten auf. Die Nötigung war unnötig.

Ich wartete nun die Exploſion ab.

Ich täuſche mich nie! Nach zwei Tagen kam die Verſchleierte wieder. Ich hatte mir ſchon vorgenommen, ihr den Brotkorb höher zu hängen. Ich legte ihr Silberbörschen in Bereitſchaft, füllte es, da die goldenen Inwohner ſich auf Reiſen befanden, mit kupfernen aus, um das Anſehen des Embonpoint aufrecht zu halten.

Ich küßte ihr zärtlich die Hand, der Kuß wollte wieder ausrutſchen, allein ein Witz gelingt nicht zweimal hinter einander!

Es iſt ein Glück, meine Holde, daß Sie kommen, ſchon wollte ich in die Zeitung ſetzen, eine Dame ſollte eine vergeſſene Geldbörſe u. ſ. w. abholen laſſen.

Ich ſtellte ihr vor, daß ich nur ausnahmsweiſe ihr einen Brief verfaßte, aber nicht um ſchnödes Gold! — Ich bin kein

Gelegenheits-Skribent, aber einmal ist keinmal, ich thue es nie wieder u. s. w. Sie zog ganz gelassen ihre Handschuhe aus! Die Falsche! Sie wußte, daß, wenn diese Hand vom Leder zieht, ich schwach werde! — O Frauen! Frauen!

Als ob ich gar nichts gesagt hätte, entfaltete sie den Brief und sagte: Da sehen Sie, was mir der Mann geantwortet hat, jetzt müssen Sie schon wieder fortfahren, mir beizustehen. Er führt eine Feder wie ein Rasiermesser, der können nur Sie entgegnen!

Nehmen Sie den Brief, fuhr sie fort, indem sie ihn aus dem Busen zog. — Mit der Enveloppe, wenn ich bitten darf, war meine Antwort.

Sie schlug mich wieder mit ihrem Fächer zum Narren. Sie las mir meinen Brief vor und unterbrach ihn ebenfalls mit Bemerkungen.

Ich bestand auf zwei Bedingungen: Zurücknahme der Dukaten und Entschleierung. Ich war zwar fest entschlossen, mit mir handeln zu lassen, auf der Zurücknahme nicht zu bestehen, aber auf der Entschleierung.

Welche Weigerungen! Welche Sträubungen! Aber wenn der Mann nur eine gute Zunge hat, wenn man nur reden kann, vom Reden zum Über-Reden ist nicht weiter, als vom Mut zum Über-Mut!

Es gelang mir, den Schleier zu heben, den ich sogleich über das undsoweiter decke.

Es war ein kühn-schönes Gesicht! Ein- und unternehmend voll, rund und frisch wie eine Zentifolie, Augen wie die Pulver-Raketeln, Lippen wie die Rotkelchen und ein Ausdruck im Ganzen, der dem Plato ein lebendiges Dementi gab.

Ich könnte dem Leser jetzt ein X für ein U machen und etwas aufschneiden, aber ich bin in diesem Augenblick nicht Poet, sondern Historiker: ich dichte nicht, ich referiere. Diese Blätter sind nicht für den Moment, sie sind für die Nachwelt geschrieben; also die Wahrheit, keine Flunkerei auf Kosten des gelüfteten Schleiers. Der Schleier wurde beseitigt, ebenso das seidene Börschen mit dem metallenen Eingeweide, und ich wurde wieder Briefsteller.

Ich sollte nun diesen Brief des Ungetreuen, diese Replik mit einer Duplik erwidern, ich sollte die beißendsten Gewürze, die ätzendsten Witzgifte, die packendsten Schröpfköpfe anbringen, ich sollte den Mann in Ironie schmoren, in Hohn und Satire wälzen und mit Spott begießen, aber der dépit amoureux, zu deutlich, die Absicht der Rache des Stolzes eines beleidigten Weibes sollte bei alledem wie Ölaugen auf meinem gepfefferten Salate oben auf schwimmen.

Ich sagte alles zu, ich hatte keinen Willen mehr; am andern Tage sollte sie wieder erscheinen und ich werde ihr diktieren

Dictando corrigere mores! — Aber das war noch nicht genug, ich sollte ihr noch einen Brief verfassen!

An noch einen Geliebten? rief ich entrüstet aus. — Nein, an den Geliebten der Nebenbuhlerin des Geliebten.

Die Sache fing an, kompliziert zu werden. Die Person, auf die sie eifersüchtig war, hatte auch einen Geliebten, — welche Person hat im neunzehnten Jahrhundert keinen Geliebten! Dieser Geliebte der Nebenbuhlerin sollte durch diesen Brief eifersüchtig gemacht werden und erfahren, daß sie — die Nebenbuhlerin — sich von noch einem Geliebten die Kour machen läßt; daß sie ihm — schaudervoll! — ihm Rendez-vous giebt, kurz, daß sie ein Herz mit einem separierten Eingang hat, daß durch diesen separierten Eingang ein Separat-Liebhaber passiert und repassiert, daß — schaudervoll! — daß man sie sogar zwischen abends und morgens, wenn die Geisterstunde vorüber ist und die Körperstunde anfängt, will gesehen haben an einem Orte, wo man nicht gesehen wird, kurz, daß das keine bloße Intrigue, auf französisch „Traeasserie", auf englisch „adventure" und wienerisch „Techtel-Mechtel" ist, sondern daß sie, die andere nämlich, eine intriguante Person, eine „fine fleur", auf wienerisch eine „Abgedrahte" u. s. w. sei.

Diese zweite Briefstellerei an eine dritte Person stand nicht im ersten Vertrag vom Schleier, da müssen neue Propositionen gemacht werden. Ich bestand auf einer ferneren Abtretung eines kleinen Ländergebietes, auf einer teilweisen Okkupation, wenn auch nur bis zur Wiederbesetzung von dem frühern Grundbesitzer.

Wir arrangierten uns zuletzt à l'aimable, aber in Zucht und Ehren, kleine Konzessionen erhalten die größeren Allianzen.

Ich hatte also am andern Morgen zwei Briefe zu diktieren. Mein Briefsteller-Talent entwickelte sich mächtig und wunderbar!

Ich diktierte langsam, sehr langsam! Sie schrieb schnell, sehr schnell!

Aufrichtig gesagt, mir wurde die Affaire schon ein bischen unbequem!

Es hatte für mich etwas Unbehagliches, ein Frauenzimmer, auch nur als Schreibmaschine, anzuklagen und ein Bündnis zu stören. Allein wer A sagt, muß auch B sagen, und so nach und nach bis zum W (Weh) und Z, wohinter gar nichts mehr kommt.

Ich ahnte nicht, wie ich noch selbst in diesen Zirkular-Depeschen persönlich interessiert werden sollte. Die beiden Briefe waren fertig, die Holde empfahl sich, indem sie mir eine kleine Busennadel überreichte, und mir das Versprechen abnahm, nicht nach ihrem Namen zu forschen; ich versprach das und hielt mein Versprechen redlich, denn ich wußte ihren Namen schon.

Nicht jeder Briefsteller bekommt für drei Briefe 50 Dukaten, Silberbörschen, Busennadel und etwas „Zibeben" drauf.

Ich mußte also ein besonderes Talent haben, oder vom Schicksal zum Briefsteller par excellence auserkoren sein.

Und so war's auch! Am dritten Tage kam wieder ein Ungenannter, machte wieder viel Präambeln und — es kam mir ordentlich wie eine Komödie vom Schicksal vor — bat wieder mit tausend Bitten und tausend Reverenzen um ein „Konzept" zu einem Briefe an eine Geliebte! Es war zum Schlagrühren!

Der Bittsteller war diesmal ein reicher Kaufmannssohn, er war der Geliebte der Nebenbuhlerin der Geliebten, an den ich, d. h. sie, d. h. die Nebenbuhlerin, die einen Separat-Eingang in dem Herzen hat, welches er als einziger Bewohner zu bewohnen glaubte, geschrieben hatte.

Der schlichte Kaufmannssohn, als er den Brief erhielt, welcher ihn in Kenntnis setzte, daß in seiner ausschließlichen Niederlage noch ein zweites Herz einmagaziniert wurde, schrieb sogleich einen förmlichen Geschäftsbrief an die Magazin-Inhaberin, er kündigte ihr das Lager auf und zeigte ihr an, daß er aus ihrem Herzen sogleich ausziehen werde, da er kein geteiltes Herz will.

Die Kaufmannssöhne haben gesunden Menschenverstand; auch wenn sie lieben, bleibt ihnen das Geschäft ganz die Hauptsache, solid, hin oder her!

Anders aber dachte sie, die Nebenbuhlerin nämlich, die so fälschlich von der Dame bei ihm verdächtigt wurde! Sie schrieb ihm einen famosen" Brief! Einen höchst romantischen, überschwenglichen Brief, einen Murphy der Zweite! Lang und poetisch, sie schrieb Butter und Thränen, Ausrufungszeichen und Kleckse, Schwüre, O! — e und Ach! — e.

Der Sohn der heiligen Commerzia wurde gerührt, er wollte auf O! — e und Ach! — e antworten, aber er wußte sie nicht herzurichten, zu garnieren. Auch der schlichte Merkurjünger hatte bloß zu mir Vertrauen, er machte nicht viel Umstände und sagte: Ich weiß, die Dichter brauchen immer Geld, auf eine breite Banknote kommt's mir nicht an.

Man kann sich nicht klarer ausdrücken. Ich hätte ihm gerne eine geographische Frage vorgelegt, über den Grad der Breite und Länge dieser Banknote, allein es wurde mir die ganze Geschichte schon zu bunt, sie ennuyierte mich schon, — ich schlug es rundweg ab.

Ach, sagte der junge Industrie-Knappe, lesen Sie wenigstens ihren Brief und raten Sie mir, man sagt, Sie wären darin ein erfahrener Mann.

Ich zuckte ungeduldig die Achsel, und mehr aus Überdruß als aus Ärger nahm ich den Brief, den seine Geliebte ihm schrieb, die Geliebte, die mein Brief als ihm ungetreu schilderte und — o! wie verschlungen sind die Wege der Vorsehung, wie seltsam kreuzen sich Zufälle, Bestimmung, Dummheit und Fatum! —

Ich sah die Handschrift des Briefes und — wer malt meine

Überraschung? — ich erkannte die Handschrift eines Frauenzimmers, von welchem ich erst vor einigen Tagen einen Brief voll von Liebes-Schwüren, natürlich als Retour-Schwüre auf die meinigen, erhalten hatte!

Es war eine in Wien ziemlich bekannte Virtuosin, die jetzt längst von Wien fortgeheiratet hat; keine Schönheit, aber höchst interessant, — keine Lucretia, aber auch mollet, — keine Spekulative, aber eine Sammlerin — und wie die Sammler sind, sie haben oft Passion auf die wunderlichsten Exemplare!

Im Anfang wurde ich wahrscheinlich rot, in der Fortsetzung wurde ich wahrscheinlich blaß und am Schluß des Ereignisses wurde ich wahrscheinlich wieder menschenfarben. Aber mein Entschluß änderte sich, ich sagte dem Kaufmannssohn zu, ich wollte ihm etwas „aufsetzen", wie er es nannte, eine Antwort nämlich. Er war höchst erfreut und sagte: Nur „recht dick! dick!" Ich lächelte, dachte an die Banknote und sagte ebenfalls: „Nur recht breit, breit!"

Ich schrieb ihm ein Briefchen, das, wie so manches Produkt der Liebe, Hand und Fuß hatte! Ich mischte von meiner eigenen Ranküne, von meiner eigenen verletzten Eitelkeit so viel Prickelndes hinein, daß sie genug haben sollte.

Am andern Tag holte der Kaufmannssohn den Brief ab, um ihn abzusenden.

Ich fragte ihn, ob er dabei bleibe, die Ungetreue zu verlassen. Ja, sagte er, aber ich will ihr noch einen Denkzettel schreiben.

Ich überredete ihn, daß er ihr am besten seine Verachtung bezeigte, wenn er gar nicht seine Handschrift mehr darauf verwendete, sondern ihr den Denkzettel schickte und dabei sagte: Ich schreibe dir gar nicht mehr selbst, das bist du nicht wert, ich lasse diese Zeilen von meinem Kommis schreiben!

Ja, sagte er, das ist ein guter Gedanke! Das geschieht ihr Recht. Ich schicke also Ihre Schrift ab!

Ich hatte darauf gerechnet, der Brief war fertig. Die Adresse, sagte ich, müssen Sie selbst darauf setzen, da ich nicht weiß, wer und wo die Dame ist. Er war ganz froh, steckte den Brief ein, nachdem er an einem Seitentisch die Adresse auf den Brief setzte, ließ die „Fußtapfen des Löwen", die breite Banknote, auf dem Tischchen liegen und ging.

Ich schwelgte in dem Gedanken, wie konsterniert, wie zermalmt Nina sein wird, wenn sie meine Handschrift erkennen und den Zusammenhang ahnen wird. Nina, so hieß sie, es liegt keine Indiskretion darin, den Namen zu nennen, es giebt 10.000 Ninas in Wien. Ich schwelgte in diesem Gedanken, allein der Mensch denkt, die Virtuosin lenkt!

Ich saß auf meinem Divan, da wird die Thür aufgerissen, Nina stürzt herein, wirft sich mit unbändigem Lachen an meine

Seite auf den Divan hin und ruft aus: Saphir, das ist himmlisch, das ist ein köstlicher Spaß! Der gute Junge hat sich von dir ein Konzept machen lassen? Und du bist wohl eifersüchtig, du Narr! Wenn man ein Gesicht hat wie du und von einem Gesicht begünstigt wird, wie das meine, da muß man nicht eifersüchtig sein, sondern Gott für alles danken, und nun steh auf, fahren wir nach Haimbach!

Dabei zupfte sie mich bei der Nase, senkte ihre blauen Augen mannstief in meine Seele, zog mich vom Divan in die Höhe, stülpte mir den Hut auf und rief: Brummbär! — Und der Brummbär machte wie sie es wollte! Das ist die gepriesene Stärke der Dichter, der Männer! Aber sie war zu reizend, zu toll, zu amüsant.

Am Wege fragte sie mich: Wie breit war die Banknote? Ich machte ein Gesicht wie ein Schaf, wenn Philosophie gelesen wird! Sie lach'e! Du einfältiger Moriz, glaubst du denn wirklich, er werde mich verlassen! Heute früh war er wieder bei mir und erzählte mir die ganze Pastete! Aber hat er mir je etwas geschenkt? Nein! Hast du mir je etwas geschenkt? Nein. Ihn will ich heiraten, dich lieb' ich, du Affe! Verstehst du deutsch?

Daß doch der Mensch nie dümmer ist als wenn er glaubt, er sei recht gescheit! Daß doch die Männer nie schwächer sind, als wenn sie glauben, sich stark gezeigt zu haben, und daß doch die Poeten nie prosaischer sind, als wenn sie eben recht poetische Momente hatten!

Hier endet meine Carrière als „Briefsteller", ich habe die Feder aufbewahrt, mit welcher ich für meine Briefe 50 Dukaten, eine Silberbörse, eine Busennadel, eine breite Banknote und einige süße Augenblicke erwarb.

Als Historiker muß ich schließlich mitteilen, die Dame mit dem Silberbörschen ist seitdem in eine andere Welt, und Nina in eine andere Residenz gegangen!

Ich gehe oft an dem Hause vorüber, wo die Dame wohnte, die Epheuranken, das Fenster-Blumengehänge, die Farbenglasscheiben sind verschwunden! Sic transit gloria mundi!

Meine Genesung,

oder:

Die mir vom Himmel verliehene „Leibes-Konstitution".

Nichts dauert ewig, nicht einmal eine „Konstitution"! In fünfzig Jahren kann man die beste „Leibes-Konstitution" ruinieren.

Ich hatte eine „Konstitution" bereits länger als fünfzig Jahre getragen, und obwohl ich sie so ziemlich geschont habe, ist sie, wie so manche deutsche Konstitution, doch endlich fadenscheinig und abgetragen geworden, und wollte es nicht mehr länger thun. Oberhaus und Unterhaus, „Kopf" und „Magen" wollten ihre Funktionen nicht mehr recht verrichten; der Minister des Innern, „der Appetit", reichte seine Entlassung ein; der Justizminister „Schlaf" — denn die Gerechtigkeit ist ja nur „ein Traum" — ging auf Urlaub; der Minister der Arbeit: „der Geist", wollte die Verantwortlichkeit für die Abonnenten des „Humoristen" nicht mehr tragen, der Kriegsminister „Humor" erschien gar nicht mehr am Ministertische des geistigen Reichsrates und die 300 Glieder meines Körpers waren so wenig thätig, wie gewöhnlich alle Glieder eines Staatskörpers sind.

Ich sah also alle Tage meiner „Auflösung" entgegen und daß mich unser Herrgott vermittelst seines „car tel est notre bon plaisir" wieder dahinschickt, wo ich hergekommen bin, nämlich: in die Erde!

Allein unser Herrgott ist ein gütiger und gerechter Gott, er begnadigt Sodom, wenn auch nur ein paar Gerechte in ihm zu finden sind; er wartet auf die Reue bis zum Tode des Sünders, und also fand unser Herrgott es auch für gut, mir für alle geistigen und literarischen Sünden Amnestie zu erteilen, und mich statt der „Todesstrafe" zu noch einigen Jahren „Gassenlaufen" durch die Herbstjahre meines Lebens zu begnadigen. Der liebe Himmel hat mir also in seiner unerforschlichen Weisheit eine Leibes-Konstitution bewilligt, von welcher ich hier meinen Lesern die wesentlichen Grundzüge mitteile!

1.

Von den Grundrechten.

1. Herr Saphir hat das „Grund-Recht": zu „hören"; allein er darf bloß „hören", nicht „horchen", welches ein Regal ist und nur von gewissen, eigens dafür besoldeten Leuten ausgeübt werden darf.

2. Herr Saphir hat das Recht: zu „sehen"; allein wenn er etwas sieht, worüber einem Hören und Sehen vergehen kann, muß er ein Auge zudrücken.

3. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „riechen", wozu ihm eine besondere Rubiknase oktroyiert wurde; allein dies Recht, zu riechen, werden weise Gesetze durch Schnupfen und Rheuma schon so in den gehörigen Schranken zu halten wissen, damit er die Nase nicht überall hineinstecke.

4. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „fühlen"; damit aber von diesem Fühler kein Mißbrauch gemacht werde, denn die Menschen werden von dem Augenblick an gefährlich, wo „sie sich zu fühlen" anfangen — werden weise Gesetze dieses „Fühlen" in jenen Schranken halten, in welchen das „Fühlen" zum Glücke des Individuums ganz abgehärtet wird.

5. Herr Saphir hat das Recht: zu „schmecken"; damit er aber keinen Mißbrauch von diesem Rechte mache, daß ihm nur das wahrhaft Gute schmecke, werden weise Gesetze dafür sorgen, ihm auch bei Dingen, die ihm nicht schmecken, zuzurufen: „Guten Appetit!"

2.

Von dem Freßgesetze.

Schon bei der allererſten Konstitution, welche Vater Adam bekam, war die allgemeine „Freß-Freiheit" in dem Paragraphe: „Du sollst essen von allen Bäumen im Garten" durch ein Repressiv-Gesetz beschränkt: „Nur vom Baume der Erkenntnis sollst du nicht essen!" Weil er aber gegen dieses Ausnahmsgesetz gefrevelt, und zwar auf Anreizung seiner demokratischen Frau Gemahlin, wurde er sogleich des Edens verwiesen; von daher hat der Mensch auch das Recht der Freizügigkeit ererbt!

Also Herr Saphir hat volle „Freß-Freiheit", welche die erste Basis aller Freiheit ist; allein um jeden Miß- oder Gebrauch dieser gesegneten „Freß-Freiheit" in jenen Grenzen zu halten, die keine Grenzen haben, wird

„ein repressives Freßgesetz"

Herrn Saphir den rechten Gebrauch seiner „Freßwerkzeuge" und „Freßzeuge" anweisen. Er wird daher in seiner „Freß-Freiheit" auf die strengsten Regeln der unschätzbaren „Homöopathie" ange-

wiesen. Streng untersagt ist ihm, sich oder anderen reinen „Wein“ einzuschenken, denn im Wein liegt die Wahrheit, und die Wahrheit ist ein aufregendes Gesöffe, welches der Zivilisation des Jahrhunderts nicht angemessen ist.

Auch sonstige geistige Dinge, welche anregen, z. B. Kaffee, weil er den Geist wach erhält, ist strengstens untersagt.

Als „Kaution“, daß er die „Freß-Freiheit“ nicht mißbrauchen wolle, wird ihm auferlegt, zehn seiner schönsten Stock- und Backenzähne zu deponieren.

Für seine bissigen Gelüste ist ihm das Fleisch vom „kleinen Vieh“, vom „jungen Geflügel“ preisgegeben; aber streng verboten ist ihm das schwere Fleisch von einem „großen Tier“, welches ihm eine bedeutende Indigestion zuziehen könnte.

3.

Von der bewaffneten Macht.

Es wird Herrn Saphir erlaubt, sich mit „Geduld“, „Entsagung“ und „Verzweiflung“ zu waffnen.

Die Waffe der „Satire“, des „Scherzes“ und des „Humors“ darf er behalten; doch werden weise Gesetze darauf bedacht sein, daß ihm selbst alle Lust zur Handhabung dieser Waffen vergehen soll.

Auch seine beiden Myops-Augen darf Herr Saphir bewaffnen; er hat mit bewaffneten Augen frei auf der Straße gehen, jedoch werden weise Gesetze bestimmen, durch welche Brillen ihm zu sehen erlaubt ist.

Es steht Herrn Saphir frei, so oft er will, „in Harnisch zu geraten“; er kann auch „gepanzerte Sonette“ ins Feld rücken lassen, allein weise Gesetze werden dafür sorgen, daß sie auf den Panzer selbst zurückprallen werden.

4.

Von dem Glauben.

Herrn Saphir steht frei, zu glauben, was er will, sogar an die Preßfreiheit, aber nur in häuslicher Ausübung.

Gewissensfreiheit ist ihm garantiert, d. h. es steht ihm frei, sich aus gar nichts ein Gewissen zu machen!

5.

Von den Finanzen.

Alle Pränumeranten müssen für jedes Jahr vorherein veranschlagt und auf den Humoristenhaushalt gebracht werden.

Jedes Defizit des „Humoristen“ wird stets durch ein zweites gedeckt.

Die Aufnahme von „Humoriſten-Anleihen" findet nur in jenem Falle ſtatt, wenn ſich jemand findet, der dieſe Anleihe realiſiert.

6.

Allgemeine Beſtimmungen.

Die Reichsfarbe des „Humoriſten" bleibt wie ſie war: der „Humoriſt" wechſelt die Farbe nicht, ſie bleibt „echt und roſenrot", ebenſo weit entfernt von dem verdammungswerten Hochrot der Republik, als von dem Eſelsgrau der Ultra-Konſervativen.

Der Hauptſitz des „Humoriſten" bleibt — ſo lange es möglich iſt — die Stadt Wien, d. h. inſoferne der ſterbliche, kurzſichtige Menſch jetzt mit Gewißheit ſagen kann, wo er morgen oder übermorgen ſitzen wird.

Schluß.

Sollte eine „Reviſion" dieſer dem Saphir neu verliehenen „Leibes-Konſtitution" nötig ſein, oder Änderungen, durch welche derſelbe in ſeinen Rechten geſchmälert wird, ſo ſteht ihm ein ſuſpenſives Veto zu.

Der Frühling, auch ein Postillon.

Der Mensch fährt auf der Post durchs Leben, sowohl der, welcher zu Fuß geht, als der, welcher mit Vieren fährt! Wie man sich auf einer Station niederlassen will, kommt gleich der Postillon und bläst und jagt mit uns nach der nächsten Station, wo der Mensch zum letztenmale aus- und einsteigt, aus der Luft in die Erde, und der Lebenswagen in die Remise der Vergänglichkeit geschoben wird.

Aber der Mensch sehnt sich immer nach der Station und nach dem Postillon und giebt gute Trinkgelder, nur damit die Postillone schnell alle Stationen von der Wiege bis zum Sarge durchfliegen!

Der Postillon der Kindheit, der Postillon der Jugend, sie blasen ihre Fanfare, sie schmettern auf ihrem Posthorn, und kaum ist man angelangt, bläst schon der Postillon des reifen, des greisen Alters, bis der letzte Postillon mit der schwarzen Postkutsche kommt und mit dem letzten Blaser — das Licht ausbläst!

Der Frühling ist auch eine Station, der Postillon Lenz bläst, daß es durch Felder und Wälder schallt; da sind wir — auf der süßen, freundlichen, holden Frühlingsstation! Halt, Postillon, halt! Laß uns aussteigen! Laß uns ein wenig anhalten! Nichts da! Schon sattelt der Postillon Sommer seinen Brandfuchs! O halt! nur einen Trunk milde Luft! Nur einen Schluck Himmelsbläue! Nur einen Bissen warmen Sonnenstrahl!

Aber geschwind! Nur geschwind! So schnell wie auf einer Mittagsstation auf der Eisenbahn, das Essen kaum mit den Lippen berührt!

Trara! Station Frühling!

Frühling, was bist du? Ich bin die Poesie! Poesie, was bist du? Ich bin die Freude! Freude, was bist du? Ich bin die Jugend! Jugend, was bist du? Ich bin die Liebe! Aber Liebe, was bist du? Ich bin der Frühling, ich bin die Poesie, ich bin die Freude, ich bin die Jugend! Ohne mich lacht dir der Frühling nicht, ohne mich singt dir die Dichtkunst nicht, ohne mich blüht dir die Freude nicht, ohne mich grünt dir die Jugend nicht!

Was ist der Frühling dem, der nicht liebt? Eine kalte Her-

berge, ein grünangestrichenes Stück Zeit, eine Taschenspieler-Vase die zur bestimmten Minute Blumen wachsen läßt!

Was ist dem, der nicht liebt, Poesie? Eine Harfenistin, die ihre eingelernten Weisen absingt, eine eingeleierte Drossel eine Spieluhr!

Was ist dem, der nicht liebt, die Freude? Ein Schmetterling, dem die Flügel ausgerissen sind; eine Blume, im Treibhaus gezogen; für das Herz ein Wort mit fremden Lettern!

Und was ist dem, der nicht liebt, die Jugend? Ein für die Seligkeit belegter Platz, auf dem der Gast nie erscheint, eine Anweisung zum Glück, die vom Herzen nicht ausbezahlt wird; eine verschlossene Blume, in welcher eine schöne Prinzessin gefangen sitzt und zu deren Erlösung uns das Zauberwort fehlt!

Frühling! O Postillon, halt! Die Liebe ist da zu Hause! Laß sie da weilen! Der Frühling ist ja nur eine Paraphrase, eine Umschreibung der Liebe in Blumenworten, in Blütensätzen, in Blätterzeilen!

Im Anfange der Welt war kein Frühling und kein Sommer und kein Winter; die Blumen waren nicht in farbige Kleider, die Blüten waren nicht in Hermelin gehüllt, die Rose war nicht in Purpur getaucht, das Vergißmeinnicht war nicht vom Himmelblau übergossen; die Bewohner des Waldes, die Vögel, waren stumm, nicht die Lerche stieg schmetternd zum Himmel und nicht Philomele sang aus ihrem dunklen Laubdach ihr Sanktus der Liebe, nicht das Echo tönte vom Felsen zurück, alles war heiße Goldglut, Sonnenbrand, eintönige Reife an Frucht und an Pflanze. Ein einförmig Grau lag tötend auf der Oberfläche der Erde, der Bäume, der Pflanzen, der Blumen! Da in diesem einförmigen All' sah das erste Weib den ersten Mann schlafend im Grase, das Ebenbild des Herrn im Angesichte und die Brust gehoben von dem Vortraum der Liebe, sein Herz ahnte die Nähe der Liebe und pochte laut und hörbar; da wurde das erste Weib überwältigt von einer unnennbaren Empfindung, leise wie ein aufsteigender Nebel zog der erste Liebesgedanke in ihr Herz, eine namenlose Sehnsucht wickelte sich um ihr Empfinden, sie fühlte ihr Herz klopfen und wußte nicht woher und warum und wieso? Sie fühlte ihr Auge sich netzen, und sie wußte nicht woher und warum und wieso? Sie fühlte ihr Selbst zu dem zweiten Sieselbst hingezogen, und sie wußte nicht woher und warum und wieso? Und sie beugte, überwältigt von Sehnsucht und süßer Bitternis, sich nieder, seufzte und lispelte die noch unverstandenen Worte „Ich liebe"! Und als dieses Wort gesprochen war, ging die erste Offenbarung der Liebe durch die Schöpfung hin, die Blumen der Felder und die befiederten Bewohner des Waldes schaarten sich um diese Offenbarung, und als das erste Weib das Wort „Liebe" sprach und lieblich und heilig errötend dastand, und aus ihren blauen Augen die erste

Thräne auf die Mutter Erde fiel, da nahmen sich die Rosen den Widerschein ihrer Wangen, Lilien und Blätter teilten sich in die Blüte ihrer Stirn, Veilchen und Vergißmeinnicht tauchten ihre Blätter in den Abglanz ihres blauen Auges, die Lerche trug das Triumphlied: „Ich liebe dich!“ zum Himmel empor, die Nachtigall flog mit dem Seufzer der Liebe zurück in ihr grünes Gemach und setzte ihn in Musik, in Sehnsuchtsklagen, in Klagen und Lieder ohne Worte, und das stumme Echo sprach zum ersten Male den Widerhall: Liebe! Und aus der ersten Thräne der Liebe, die zur Erde fiel, schoß die Trauerweide in die Luft die, stets nach Thränen dürstend, die Zweige niedersenkt. So wurde der Frühling! Ein Geschöpf der Liebe!

Arme Herzen, die ihr nicht liebt, was ist euch der Frühling? Eine Spielmarke! Ein farbiges Band im Knopfloch der Jahreszeiten! Eine gemalte Coulisse in das Spektakelstück: „Leben“ geschoben!

Arme Menschen, die ihr nicht liebt, nicht die Menschheit und nicht die Menschen, nicht alle und auch nicht eine; arme Menschen, deren Herz nicht vom Hase der Blume übergeht, deren Herz nicht liebt: was ist euch der Frühling? Eine italienische Oper! Ihr geht in den Frühling hinein, ihr fahrt in ihn hinein, ihr reitet in ihn hinein, ihr überlauft ihn, ihr kehrt in den Frühling ein, aber der Frühling kehrt nicht in euch ein!

O, ihr Menschen, die ihr lieblos geht durch die Welt, die ihr die Menschen nicht liebt in der Menschheit, und die Menschheit nicht liebt in jedem Menschen, die ihr auch nicht eine einzige Geliebte im Herzen tragt, verhüllt euer Antlitz vor dem Anblicke des Frühlings, denn er ist ein Vorwurf für euch! Die Blumen, die Bäume, die Blüten, die Sänger des Waldes sind Prediger der Liebe in der großen Kirche der Schöpfung! Die Blume predigt Liebe, denn wenn der Sturm sie gebeugt hat und sie nach dem Sturm ihr Haupt wieder erhebt, sie duftet doch wieder milde und sendet ihren Wohlrauch in dieselbe Luft. Und die Bäume predigen Liebe, sie fragen den sonnverbrannten Wanderer nicht: „Hast du die Gabe meines Schattens verdient?“ sondern sie sagen: „Kommt alle, die ihr matt und müde seid, in meinen Schatten, ich bin hoch; aber ob ihr den Schatten verdient oder nicht, das muß doch erst ein Höherer dort oben richten!“ Und die Blüten predigen Liebe, sie opfern sich selbst gerne, sie geben ihr Dasein hin, um der späteren Frucht Platz zu machen! Und die Sänger des Waldes predigen Liebe, ihr Gesang, ihre Lieder sind die Ursache, daß die Menschen sie verfolgen und einfangen, und doch singen sie aus voller Kehle und blutendem Herzen, um das Ohr der Menschen zu beglücken!

Arme Menschen, die ihr ohne Liebe, ohne Frauenliebe, ohne Menschenliebe durch die Welt geht, geht von dannen, wenn der

Frühling offene Tafel giebt und einladet alle edlen Gefühle und alle ſchönen Regungen, und von dem Obermundſchenk Sonnenſtrahl vollgießen läßt alle Blumenbecher mit Duft und Würze und Herzinnigkeit, und von der Hofkapelle des grünen Kabinets anſtimmen läßt die Völkerhymne der Liebe!

Nur wer liebt, darf den Frühling umarmen wie einen Freund, wie einen Arzt, wie einen Traumdeuter, wie einen Wahrſager, wie einen Propheten! Nur dem, der liebt, iſt der Frühling ein Buch, in welchem jede Blume ein Wort, ein Bild, ein Gefühl, eine Erinnerung, eine Mahnung, eine Verheißung iſt!

Nur für den, der liebt, hat die Blumenſchrift lauter große Anfangsbuchſtaben! Die Roſe ſpricht vom Glück der Liebe, die Lilie weckt die Sehnſucht, das Veilchen erzählt von ihrer Schüchternheit, das Vergißmeinnicht von der Erinnerung, die Mimoſe von ihrer Verehrung, und — die wilde Roſe? Was ſprichſt du, du mein Frühling im Frühling, du mein Frühling im Herbſt?! Was ſprichſt du, wilde Roſe, wenn der Reiz des Tages dich in den Tempel des Frühlings lockt; was ſprichſt du, wilde Roſe, wenn die Lotosblume der Nacht dich einhüllt wie die Nacht die Blume, wie die Blume die Dolde?!

Du ſprichſt gar nicht, du lächelſt nur,
So lächelt durch die ſtille Nacht
Der klare Mond mit ſeinem Licht
Der Blume zu, die nächtlich wacht.

Du ſprichſt gar nicht, du ſiehſt nur her,
So blicket aus dem klaren See
Die Waſſerroſe lieblich ſtill,
Mit ihrem Antlitz weiß wie Schnee.

Du ſprichſt gar nicht, du neigſt den Kopf,
So neigt die Roſe zart das Haupt,
Wenn ſie dem Liebefreier Weſt
Verſchämt den erſten Kuß erlaubt.

Du ſprichſt gar nicht, du blüheſt bloß,
So blüht der Frühling, blühet ſtumm,
Doch Sang und Klang und Liederſpiel
Ertönt in ſeinem Heiligtum.

So ſingt mein Herz, ſo ſingt mein Mund
Und Lieder kommen, Lieder geh'n,
Der Frühling und die wilde Roſe,
Sie werden beide mich verſteh'n!

Kleine Exempel aus Europa's Rechenbüchlein,

oder:

Wenn ein einzelner Mann die „ewige Treue" in vier Flitterwochen zerreißt, wie lange brauchen 80000 Mann, um den „ewigen Frieden" zu zerreißen?

Bevor die Welt erschaffen wurde, war nichts, nichts als Nichts, und wo nichts ist, ist Friede! Um Nichts schlägt sich niemand.

Dann kam das Chaos und da war noch immer Friede, denn wenn es sich um ein Chaos handelt, da ist alles in Ordnung.

Dann schossen die Lichter vom Himmel herab und die Bäume und Kräuter schossen aus der Erde empor, aber es war dennoch Frieden.

Dann kam das liebe Vieh und da war erst recht Frieden.

Dann ward der erste Mann und noch immer blieb Frieden.

Dann ward das erste Weib und mit ihr der Krieg in Aussicht.

Den Menschen die Rippen herausnehmen, ist immer die erste „Kriegsbereitschaft".

Adam muß ein Kleindeutscher gewesen sein; als ihm der großmächtige Himmel die Kriegsbereitschaft vorschlug, ist er sogleich — eingeschlafen.

Als der Kleindeutsche erwachte, war es „zu spät!" Er war um eine Rippe ärmer, und um eine Frau — noch ärmer! Seine Kriegsgöttin stand vor ihm!

Aber ein Weib gegen einen Mann! und Adam war nach der Rippenoperation ein „kranker Mann"!

Jeder Mann, ist in der Liebe ein Türke und in der Ehe ein kranker Mann! Seine Frau ist sein Leiden, d. h. seine Krankheit. Nun kommen mehrere alliierte Doktoren, Hausfreunde, um dem Kranken zu helfen; vorderhand besetzen sie seine Krankheit, das ist eine ganz neue Heilart, der „kranke Mann" verschreibt sich die Doktoren und die Doktoren nehmen die Krankheit ein.

Also das erste Menschenpaar schon waren Kriegsleute, dieser Krieg war sehr wohlfeil, die Uniformierung hat wenig gekostet;

— aber ein schwaches Weib gegen einen starken Mann! Darum schloß die erste Frau eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit der Schlange, und dem kranken Mann haben die Alliierten bei der Teilung mit einem halben Apfel den Mund gestopft! Also schon das erste Menschenpaar hat Krieg geführt. Das zweite Menschenpaar Kain und Abel haben sich in Friedenszeiten „mon frère" tituliert, aber weil Abel mit seinem Schafsopfer mehr begünstigt wurde, hat Kain als Athlet das Kunststück gemacht und den unschuldigen Abel erschlagen.

Kain, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wurde auf der Stirn gezeichnet, war also der erste Künstler, der gezeichnet wurde.

Man spricht von einem „ewigen Frieden", der Ausdruck schon ist falsch; der Begriff ewig bedingt nicht nur kein Ende, sondern auch keinen Anfang.

Wenn unsere Jünglinge „ewige Liebe" schwören, so heißt das: es hat sich gar nichts angefangen.

Der „ewige Friede" ist der Zustand, wo nichts herrschen wird als das Recht! Gut! Aber welches Recht? das Standrecht? das Landrecht? das Privatrecht? Wir haben so viel Rechte, daß man vor lauter Rechten das rechte Recht nicht mehr sieht.

Römisches Recht, französisches Recht, englisches Recht u. s. w. Dem Deutschen geht's mit den „Rechten" wie mit den Sprachen, die fremden studiert er, die eigenen lernt er nicht kennen.

Feuerbach sagt, das deutsche Recht hat keine Einheit, sondern es zerfällt in die Geschichte einzelner Länder. Man sieht, das deutsche Recht ist recht deutsch: — es zerfällt.

Wenn also in der Ehe Frieden herrschen soll, so muß also das Recht herrschen, also muß die Frau herrschen, denn die Frau hat immer recht! Jede Frau ist ein praktischer Jurist, jede Frau ist eine Doktorin beider Rechte, der Mann und der Hausfreund, beide sind ihr recht!

Ein jeder Advokat ist ein Stück Arzt, und ein jeder Arzt ist ein Stück Advokat.

Der Patient ruft den Doktor, um ihn gegen die Krankheit zu verteidigen, der Doktor führt den Prozeß des Kranken gegen die Krankheit; ein jedes Rezept ist ein Aktenstück, die Apotheke ist das Einreichungsprotokoll. In jedem Fall, wenn der Patient den Prozeß auch gewinnt, muß er froh sein, wenn er nur mit dem Leben davonkömmt.

So ist auch jeder Advokat ein Arzt. Jeder Prozeß ist ein „Hautreinigungsmittel". Es giebt auf der Welt gar kein besseres Hautreinigungsmittel, als den langen Gebrauch eines Prozesses; er reinigt die Haut — vom letzten Hemd!

Was ist das Leben, m. f. L. u. L.? Ein langer oder kurzer Prozeß um den Menschen zwischen Geburtshelfer und Totengräber! Und vom Geburtshelfer zum Totengräber geht der Mensch auf

zwei Krücken durchs Leben, die Krücke der Jugend hat einen Kopf nach vorne geschnitzt und heißt Hoffnung, die Krücke des Alters hat einen Kopf nach rückwärts geschnitzt und heißt Erinnerung.

Die Jugend ist ein Blumengarten, das Alter ist ein Obst- und Fruchtgarten, und man soll den Menschen stets zurufen: Jugend! Ehre das Alter, du nährest dich von der Frucht des Alters, und du, Alter, gönne der Jugend ihre Blumen, sie schmücken dich doch!

Der Mensch steht wie ein Baum im Leben, die Blüten fallen ab, dann spotten die Blätter der Blüten, dann fallen die Blüten ab und die Früchte spotten der Blätter, dann fallen die Früchte ab und die Zweige spotten der Früchte, dann fallen die morschen Zweige ab und der dürre Stamm spottet der Zweige, dann verwittert auch der Stamm, aber die Blüte, die Jugend, die am frühesten fiel, sagt sich leise, mein Tod gab Frucht, die Frucht giebt den Kern, der Kern giebt wieder einen Baum voll Blüten, Blätter, Zweige und Früchte. — So ist der Lebensbaum, der sich immer wieder erneuert, und ewig grün bleibt, und die Erde ist die Mutter des Baumes, und die Erde ist keine moderne Mutter, sie braucht keine Amme, sie säugt die Kinder selbst, und wie viele Riesenkinder säugt sie. Man sehe aber auch nur die Bäume an, die im Freien von der Mutter Erde selbst gesäugt werden, und sehe die verkrüppelten Zwergelbäume an, die von einer Amme, — von Gartentöpfen und Kübeln groß gesäugt werden. Wie viel tausend riesige Bäume säugt die Mutter Erde selbst, und hat doch noch keine Abzehrung bekommen! Die „Muttermilch", m. f. L. u. V., indem sie das Kind nährt, setzt dem Mutterherzen selbst das süßeste „Oberste" ab.

Bei dem gegenwärtigen Frieden, den Europa dem glänzenden Österreich zu verdanken hat, interessieren sich besonders die „Wiener Milchweiber", und zwar wegen des dritten Punktes, sie wollen nichts als eine „freie Donau".

Das, womit der Mensch getränkt wird und was er trinkt, das hat auf seinen Charakter Einfluß.

Die Erde tränkt alle Pflanzen mit derselben Milch, und es schleicht sich nichts aus dem Tierreich in das Pflanzenreich ein, die Menschen lassen ihre Kinder nicht nur Muttermilch, sondern auch Vatermilch trinken: Schafmilch, Eselmilch, Ziegenmilch. Deshalb schleichen sich ins Menschengeschlecht Schafe, Böcke und Esel ein! Das Getränk übt seine Allmacht auf Menschen und Völker aus!

Seitdem die Menschen so viel Wasser trinken, seitdem pumpen sie sich so viel an: seitdem die Türken Wein trinken, lernen sie verschiedene Flaschen kennen; seitdem die Griechen so viel Bier trinken, seitdem machen sie so viel Plutzer. — So lange die Wiener bloß Kaffee getrunken haben, so lange waren sie echte Türken,

seitdem sie immer mehr Thee trinken, werden sie immer mehr Chineser.

Wir werden Gottlob immer mehr Chineser.

Wir haben schon so viel von den chinesischen Sitten angenommen, z. B. die Braminen küssen ihre Geißel, so machen wir es mit den Frauen.

Die Chinesen schätzen seit Jahrtausenden nur das Herkömmliche, die Wiener auch, sie schätzen nur das, was herkömmt, was von Wien ist, wird übersehen. Bei den Chinesen besteht die Auszeichnung in Knöpfen, ein Mandarin mit fünf, mit sechs, mit zehn Knöpfen, auch bei uns schätzt man den Menschen immer hoch, je mehr Knöpfe er in der Tasche hat.

Bei den Chinesen spielen die Elefanten eine Hauptrolle, in Wien auch. Es kann in Wien keine Liebschaft bestehen, ohne daß ein dritter den Elefanten macht!

Die Wiener vergessen das Hochdeutsche ganz, und Remusat sagt, die Chinesen vergessen auch das Hoch-Chinesische!

Und weil China eine große Mauer hat, so gehen die Wiener, um volle Chineser zu sein, im Sommer auch auf die Mauer! In China trauern die Frauen um ihre Männer weiß, unsere Weiber trauern schwarz, aber im Grunde machen sie uns ihre Trauer doch nur — weiß.

Wenn die Frauen um ihre Männer Trauer anlegen, das ist bei ihnen am besten — angelegt!

Der ewige Frieden, m. f. L. u. L., kommt in der Ehe nur dann am besten zustande, wenn einer von beiden in der Ewigkeit ist.

Das ist aber nur ein Waffenstillstand, — wenn sie sich dort drüben wieder finden, beginnen die Feindseligkeiten wieder.

Aber nicht alle Eheleute kommen in dem Himmel zusammen. Gerade die Männer, die aus Liebe geheiratet haben, kommen in die Hölle, denn wenn ein Mann so einen Engel liebt, um den Engel zu bekommen, verschreibt er sich dem Teufel, wie er den Engel hat, sieht und sagt er: „das ist der Teufel!" das ist zum Teufel holen!" und so kommen alle liebenden Männer in die Hölle!

Darum muß man sich in der Liebe und in der Ehe hüten, zu zärtlich zu sein! Wenn man zu der Frau sagt: „mein Engel!" so sagen sie gleich, „den Engel muß man vergolden!" Sagt der Mann: „mein Schatz!" so sagt die Frau: „Vom gefundenen Schatz gehört dem Feinde nur ein Drittteil!" Der Mann aber denkt sich: „Nein! Einen Schatz muß man eingraben!" Besonders soll sich der Mann hüten, zu seiner Frau zu sagen: „Meine Theuerste!" sonst begehrt sie gleich eine Theuerungszulage!

Die Ehe ist ein Krieg, die Liebe ist auch ein Krieg, das Frauenherz will wie ein Sebastopol erobert sein; die Männer sind in

dieſer Beziehung alle alliiert, wenn ſie ſo ein Sebaſtopol, wenn ſie ſo ein Frauenherz erobert haben und wiſſen, daß ſie nicht imſtande ſind, ſich darin zu halten, ehe ſie es leer ſtehen laſſen, zerſtören ſie das Herz, bevor ſie es räumen. Das Leben iſt auch nur ein Krieg, der Tod iſt der ewige Friede, die Ärzte, die Apotheker und Totengräber ſind die Großmächte, die dieſen ewigen Frieden vermitteln, die Würmer ſind die Kleindeutſchen, nachderhand werden ſie von dieſem Frieden ſich ernähren, und der Kirchhof iſt der Kongreßort des ewigen Friedens.

Es wundert mich etwas, m. f. L. u. L., man hat allopathiſche und homöopathiſche Apotheken, warum hat man nicht auch allopathiſche und homöopathiſche Kirchhöfe?

Der Totengräber müßte beurteilen, wer mit dem vollen Magen ſtirbt, gehört auf den allopathiſchen Kirchhof, wer mit dem leeren Magen ſtirbt, gehört auf den homöopathiſchen Kirchhof.

Aber ich empfehle allen meinen Freunden homöopathiſch, mit dem leeren Magen zu ſterben, ſie werden dann leichter — aufſtehen.

Jean Paul und Auguſtinus ſagen, die Toten ſtehen alle im 33. Jahre auf; es wird alſo jenſeits keinen Vierziger geben, und da die Schwaben erſt in vierzig Jahren klug werden, ſo wird's im Himmel nicht einen einzigen klugen Schwaben geben.

Man ſagt, der Engel der Auferſtehung geht auf jedes Grab und auf jedem Grabe ſtößt er in die Poſaune und ruft den Namen jedes Toten auf und an.

Hätten die Wiener nicht warten können mit dem Mozartsfeſt bis zur Auferſtehung, dann hätten ſie gehört, wo Mozart begraben liegt, die Poſaune hätte gleich beim Muſikfeſte mitwirken können, und Mozart hätte ſelbſt dirigiert, und da die allgemeine Auferſtehung geweſen wäre, hätte man keinen Mangel an Sperrſitzen gehabt.

Es iſt eine kurioſe Welt! Wo und wann ein Hund ſtirbt, weiß es jeder und alle Augenblicke ſagt jedermann: da liegt der Hund begraben! Aber wo die großen Männer begraben liegen, das weiß man nicht.

Die Wiener wiſſen nicht, wo Mozart begraben iſt, und die Juden wiſſen nicht, wo Moſes begraben liegt; die Juden hätten gewiß auch ſchon ein großes „Moſes-Feſt" veranſtaltet, allein ſie wiſſen nicht, woher ſie ſich zum Dirigieren einen ausländiſchen Rabbiner verſchreiben ſollen, ohne dem Wiener Rabbiner den Bart zu krümmen!

So iſt's mit der Anerkennung der Talente, m. f. L. u. L. Um Homers Geburtstag ſtritten ſieben Städte, — als er lebte, ließen ſie ihn betteln gehen. Um die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſtreiten die Deutſchen und die Chineſen, wenn man aber

ein Buch drucken lassen will, so steht man da wie die Ochsen am — Gutenberg!

Anerkennung, m. f. L. u. L., ist eine Pension, die man durch vieles Wirken erhält, aber mit der Pension der Anerkennung ist's verkehrt, wie mit jeder andern Pension. Jede andere Pension kann nur im Inlande verzehrt werden, die Pension der Anerkennung kann man nur im Auslande genießen.

Der „Geist", das „Genie", m. f. L. u. L., führt einen ewigen Krieg mit dem Leben; die „Dummheit" lebt ewig in Frieden, die Dummheit hat ihre historische Berechtigung! Welche Revolutionen sind im Reiche des Geistes, der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur vorgegangen? Und Kunst, Geist, Literatur u. s. w. haben durch diese Revolutionen, so wenig wie die Menschheit überhaupt durch Revolutionen gewonnen.

Ja nach allen diesen geistigen Kriegen ist eine komplette geistige Waffenruhe eingetreten, weil die Zeit keine geistigen Rekruten mehr stellen kann, weil auf dem geistigen Kampfplatz selbst schon die Übersetzungen, die „Fremdenlegionen" erschöpft sind.

Wenn ich ein „Ballett" sehe, so begreife ich nicht, wozu der liebe Himmel dem Menschen „Sprache" und „Vernunft" gegeben hat. Die dort oben brauchen keine Sprache und die da unten brauchen keinen Verstand und sind doch glücklich!

Denen unten ist's ganz recht, daß die oben nichts zu sagen haben und denen oben ist es ganz recht, daß die unten keinen Verstand haben.

Jedes Ballett hat Hand und Fuß und wird deshalb mit vollen Händen applaudiert, denn was die Füße oben sagen, das greifen die unten mit Händen.

Wenn ich unsere fünfaktigen Trauerspiele sehe, so weiß ich nicht, zu was der Mensch fünf Sinne hat? Hören, Sehen, Fühlen, Riechen, Schmecken. Im ersten Akt, wo bloß erzählt wird, hört man das, was man sehen sollte, im zweiten Akt sieht man, daß man nichts hört, im dritten Akt fühlt man, daß einem Hören und Sehen vergeht, im vierten Akt riecht man schon die Leiche vom letzten Akt und im fünften sagt man: das schmeckt nach gar nichts!

Wenn ich unsere Volkspossе sehe, so denke ich mir, zu einer jetzigen guten Volkspossе braucht man alles das, was man zu einem jetzigen guten Bankrott braucht.

Eine bekannte Handlung, einige Erfindung, ein paar gut erdichtete Unglücksfälle, etwas gestohlenes fremdes Eigentum, einige retirende gute Einfälle und am Ende etwas für die Masse. Je mehr bei einem solchen gut angelegten Volksstück und gut angelegten Bankrott geklotscht wird, desto besser kommen die Verfasser von beiden heraus.

Wenn ich eine jetzige Lärmoper höre, so halte ich mir die

Ohren aus zwei Gründen zu, erstens, damit ich nicht taub werde, zweitens, damit mir der Komponiteur nicht etwa noch meine beiden Trommelfelle zu den vielen Trommeln da oben wegnimmt.

In der Musik herrscht auch ein kurioser Krieg, der alte Musikverein mit dem neuen Musikverein, man könnte von diesem Krieg auch sagen: Was kriegt's mit einander, ihr habt ja nichts mit einander!?

Wir haben auch einen Krieg zwischen der „Vergangenheitsmusik" und der „Zukunftsmusik", dieser Krieg wird ewig dauern, denn alle andern Kriege werden einmal ein Ende nehmen, weil den kriegführenden Mächten die „Musikanten" ausgehen, aber einem Musikkrieg gehen die Musikanten gar niemals aus.

Wir hier haben die Vergangenheitsmusik, wir können damit zufrieden sein: Mozart, Beethoven: draußen im lieben Klein-Deutschland machen sie Zukunftsmusik, aber sie komponieren die Oper, ohne noch den Text zu haben, sie machen die Musik der Zukunft und haben noch gar keine Zukunft!

Zwischen der vergangenen Musik und der Zukunftsmusik hält sich die gegenwärtige Musik ganz preußisch-neutral sie befaßt sich statt mit Werken zur Komposition bloß mit — Notenschreiben.

Aber es geht diesen neutralen Noten verkehrt wie den Musiknoten, bei den Musiknoten erhöht jeder nachkommende Punkt den Wert der Note, diese Noten verlieren immer mehr an Wert, je mehr Punkte nachkommen.

Wenn ein Punkt über einer solchen Note kommt, zeigt es an, daß man die Finger aus dem Spiele lassen soll, oder auf gut österreichisch: „Hand von der Butten!"

Ein Kreuz bei der Note erhöht ihren Wert, darum haben die Neutralitätsnoten eine eigene „Kreuz-Zeitung", worin alle Noten gekreuziget werden. In dieser Zeitung werden die Noten begraben und oben ein Kreuz darauf gestellt.

Ein jedes Kreuz, m. f. L. u. L., ist das Symbol des ewigen Friedens, das Kreuz auf dem Grab giebt den ewigen Frieden, das Kreuz in der Kirche giebt den zeitlichen Seelenfrieden. Wieviel Menschen schleppen das Lebenskreuz zu diesem heiligen Kreuz, welche verschiedene Gebete hört dieses Segenszeichen: Der eine betet um eine Krone, der andere um einen Bissen Brot, der dritte um nichts als um eine Thräne, und das ist der, der am ehesten erhört wird, und wenn man mit seinem Lebenskreuz nur in Andacht vor diesem Kreuz hinkniet, so wird jedes Gebet zu einer Kreuzesabnahme.

Darum ist auch die Ehe ein frommes Institut, jeder Mann hat sein Hauskreuz, ein jeder Ehemann ist ein Kreuzritter, er zieht in den häuslichen Zwist seines Kreuzes halber.

Das kriegführende Mächte-Ehepaar möchte am Ende gerne Frieden machen, aber die Frau ist ungerecht, sie beginnt den Krieg.

sie besetzt die Krim mit fremder Mannschaft und am Ende will sie noch Kriegsentschädigung.

Der Friede in der Ehe ist ein bewaffneter Friede, er muß sich mit Geduld waffnen, und sie führt die Waffen im Mund: der Mund einer Frau ist ein Zeughaus voll Dolche und Schwerter. Der Friede aber im allgemeinen ist ein vornehmer Herr, wo er wohnt, muß vor seiner Thür eine militärische Schildwache stehen.

Mit dem „ewigen Frieden" ist's, wie wenn man mit seiner Frau in eine Seidenhandlung geht und Stoff auf ein Kleid begehrt, der Kaufmann zeigt einen Stoff und sagt: „Das ist für die Ewigkeit." Wenn man im Vertrauen auf diese Ewigkeit den Stoff kauft, so sagt der Kaufmann: „nehmen Sie lieber ein paar Ellen mehr auf zwei Leiber, man kann nicht wissen, wie bald einer zerreißt!"

Nun gut, ich will den kriegerischen Eifer des Lesers nicht länger zurückhalten: Sie haben die Kriegskosten bereits bezahlt, ich schließe also und sage: „Ziehet hin in Frieden, aber ich verspreche keinen ewigen Frieden, wer weiß, ob Sie im nächsten Jahr nicht wieder — ausrücken müssen."

Naturgeschichte der Mädchenjahre.

1. Die Luftschlösserjahre. — 2. Die Kartenhäuserjahre. — 3. Die Versorgungshausjahre. — 4. Die Strohhüttenjahre. — 5. Die Verzweiflungsjahre. — 6. Die „Hol's der Teufel"! Jahre.

1. Die Luftschlösserjahre.

Bis zum sechzehnten Jahre sind alle Mädchen Engel. Von dem Lichte, welches Umgebung und äußere Verhältnisse in ihnen und um sie verbreiten, hängt es ab, ob sie Engel des Lichtes oder Engel der Finsternis werden.

Ein Mann hat um diese Zeit keine Flegeljahre, allein bei dem weiblichen Geschlechte verschmelzen diese Jahre in einen Gemütszustand von Dämmerung, in ein Nebeln und Schwebeln, und das Herz eines Mädchens in diesem Zeitraum gleicht unsern lyrischen Produkten, in welchen Gefühl und Unsinn, hysterische Blässe und rosafarbene Dunkelhaftigkeit neben einander wohnen.

Erst mit dem sechzehnten Jahre tritt das weibliche Herz aus der Stiftshütte von Träumen und aus dem Spinnhause nicht verstandener Gefühlsfäden in die Schule des Lebens, in eine Schule, in welcher leider das Examen erst dann vor sich geht, wenn das Leben kein Diplom und keine Preise mehr zu verteilen hat.

Mit dem sechzehnten Jahre der Tochter fängt die eitelste und gefallsüchtigste Mutter, so gerne sie erst selbst für nicht viel über sechzehn Jahre gelten möchte, doch an, einzugestehen, daß „das Kind erstaunlich groß und unbegreiflich früh reif" wird.

Von diesem Augenblicke treten die Mädchen ihre Luftschlösserwelt an, und, indem sie von Phantasie und Einbildung große Summen aufnehmen, fangen sie ihren Bau an und bauen, wie die meisten Bauherren, größtenteils auf eine Masse von Einwohnern, die teils neben-, teils nach einander diese Schlösser bewohnen sollen.

Jedes Ruhekissen, auf das sie ihr nachdenkliches Köpfchen hinlegen, wird zum ersten Stockwerke dieser himmelansteigenden

Schlösser, und jeder Held aus dem eben gelesenen Roman macht die geflügelte Besatzung dieser Schlösser aus.

Vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahre sind die Luftschlösserjahre. Wehe dem Mann, der sich den Bauenden naht, wenn er nicht Demanten als Ziegelsteine, Rang und Würden als Stukkatur, glänzende Aussichten als Fensterscheiben, und Ruhm, Größe, Glanz als pompejanische Wandgemälde zu diesen Luftschlössern liefern kann!

Am aufgetürmten, schwindelhohen Luftschlosse sitzt die schöne, junge, hoffnungsblühende Erbauerin und präludiert und singt:

„In meinem Schlößlein ist's gar fein,
Komm, Ritter, kehr' bei mir ein.

Aber ach, wir haben keine Ritter mehr, wir haben bloß Reiter; und diese irrenden Ritter springen höchstens über eine zwei Fuß hohe Barrière, aber nicht über die Barrièren der Konvenienz, und daher kommt es, daß kein Reiterritter in das Luftschloß sprengt und es von seinem Wolkenkuckucksheim in die wirkliche Welt herüberbaut, und die Erbauerin mit demselben. So bleiben denn die schönsten Luftschlösser unbewohnt, und, meine liebe Leserinnen, in einem Luftschlosse ist es kalt und öde und unheimlich zu wohnen, besonders für ein junges Mädchen, und ganz allein!

Wie oft werden in diesen drei Jahren die Luftschlösser umgeändert, überbaut, mit andern Pfeilern und Säulen verziert und in andere Luftregionen verpflanzt, aber nirgends will der Schloßherr aus der Erde springen, und keine Wirklichkeit macht das Phantom bewohnbar! Endlich mit dem neunzehnten Jahre fängt die Phantasie an, nach etwas Haltbarerem, als Luftbaumaterialien, zu greifen, und es beginnen:

2. Die Kartenhäuserjahre.

Diese Häuser werden doch nicht ganz auf nichts gebaut; wenn sie auch nicht auf festem Grund und Boden aufgeführt werden, so ist es doch ein dichter Gegenstand, auf dem sie errichtet werden. Die Mädchen fangen an, mehr in die Breite als in die Höhe zu bauen; sie sehen schon mehr auf den Platz, den sie brauchen, als auf den Raum, den sie einnehmen möchten. Man fügt sich etwas williger dem Stoffe, der einem zu Gebote steht. Man giebt hier zu und läßt dort nach. Es stürzt ein Kartenhaus nach dem andern ein; wenn die geschäftige Baumeisterin zu hoch hinaus will, so hält es nicht, das ganze Gebäude fällt ineinander, und es müssen andere Karten zu einem solidern Hause geholt werden. Da lernen die Mädchen behutsamer bauen; sie sehen, daß man nirgends anstoßen, nicht ungeheuer von sich blasen, und recht sachte und obachtsam zu Werke gehen muß, wenn man ein solches Kartenhaus aufführen will! Sie lassen sich die Mühe nicht verdrießen, einen Bauplan zehn- und zwanzigmal zu er-

neuen, wenn ein Windstoß, ein böser Luftzug den Bau zehn- und zwanzigmal über den Haufen geworfen hat. So ein Kartenhaus ist freilich solider und wohnlicher, als ein Luftschloß; allein es sind doch nur Kartenhäuser; wenig Männer werden versucht, ihr ganzes Leben in einem Kartenhaus zu wohnen! Da ist wohl Glätte von außen und buntes Bildwerk von innen, aber es ist nicht fest gefügt, nicht hub- und hebfest, nicht auf festem Grund, die Männer verweilen lachend einen Augenblick bei der noch immer schönen Erbauerin solcher Kartenhäuser, aber sie werden keine Einwohner bekommen. Das dreiundzwanzigste Jahr kommt heran, und mit ihm:

3. Die Hausmannsjahre.

Die Luftschlösser waren bei der undankbaren Welt nicht assekuriert, und die Kartenhäuser waren auf Sand gebaut; das Leben wird aber immer sorglicher; die Jahre kälter, die Gesinnung schwalbenmäßiger, häuslich, in den flatternden Zipfel der Jugend ist nur noch ein Stückchen Frühling mit sparsamen roten Fäden eingemerkt, und alles ruft aus dem Mädchenherzen: „Ehe, kehr' ein, denn es will Abend werden!" Und da, auf diesem Wendepunkt des Krebies, fangen die Mädchen an, sich bloß Versorgungshäuser zu bauen.

Die Besorgung über die Versorgung fängt an, und die Bauwut ist von der schwindelnden, bunten Höhe der Luftschlösser bis in die mausfarbene Region eines kleinen häuslichen Lebens versunken, wo eigener Herd und Küche den Grundriß ausmachen.

In diesen Jahren von fünfundzwanzig bis achtundzwanzig, da fangen die Paradiesvögel, die vom Tau der Hoffnung lebten und ohne Füße zwischen Himmel und Erde flatterten, allmählich an, die zarten Füßchen auszustrecken, um auf der lieben prosaischen Erde, wo die Männer wachsen, festen Boden zu fassen. Leider fangen in diesem Jahre schon an, die Freierschwalben sich zum Abzug aus den herbstlichen Tagen zu rüsten; die Männer, die eine häusliche Versorgung lieben, tragen Bedenken, ob Wesen, die einige Jahre in Luftschlössern und einige Jahre in Kartenhäusern, möbliert mit dem kostbaren Geräte ihrer Einbildung, zu wohnen gewohnt waren, lange und reell zufrieden bleiben würden in dem einfachen Versorgungshause eines bescheidenen Looses, und so nahet denn oft das achtundzwanzigste Jahr unter Zagen und Bangen, unter Harren und Hoffen, unter Sehnen und Täuschen heran, und da beginnen:

4. Die Strohhüttenjahre.

Vom achtundzwanzigsten bis zum einunddreißigsten Jahre sind die drei parforce-romantischen Jahre, wo die Mädchen endlich auf Luftschloß, Kartenhaus und Versorgung verzichten, aus der Not

eine Tugend, und aus der Heiratsucht eine bloße Lieb-, Schmacht- und Sehn-Sucht machen! Sie wollen nichts, als ein liebendes Herz und eine „Strohhütte"!

In frühern Zeiten fanden sich bei den Mädchen diese Strohhütten-Phantasien nur im Paroxismus des frühen Jugendfiebers ein. Da waren es bloß die Schneeglöckchen unter den Mädchen, die zarten Mägdlein, welche vor dem Frühling aus der Gefühlsdecke in die romantische Welt hineinwuchsen, die, großgezogen an Fouqué's blauflämmiger Minne, an Lafontaine's taubenfütterndem Insichsehnen und an Clauren's butterflüssiger Dahingebung, dieses Sehnen und Drängen nach dem Lande, wo die Strohhütten blühen, in sich verspürten.

Jetzt aber finden wir diese Strohhütten nicht mehr am Eingange in die Mädchenjugend, sondern am Ausgange, und die Mädchen flüchten sich nur dann hinein, wenn sie schon zu lange leeres Stroh gedroschen haben. Dann werden bloß Herz, Gefühl, Liebe, Austausch der Gefühle, inniges Erkennen u. s. w. als die reellen Güter der Ehe betrachtet, und man will ja weiter nichts, als ein liebendes Herz, um sich an-, und eine Strohhütte, um sich einzuschließen!

Aber ach, du mein lieber Himmel! Strohhütten findet man zu achtundzwanzig Jahren wohl im Notfalle noch manchmal, aber liebende Herzen sind in dieser Gegend sehr selten! Die „liebenden Herzen" bekommt man bloß am Morgen des Lebens auf dem Wochenmarkt der Männer! Liebende Herzen muß man zum Gabelfrühstück nehmen, und nicht zur Abendsuppe! Und so kommt denn das einunddreißigste Jahr, und mit ihm:

5. Die Verzweiflungsjahre.

Das Schrecklichste der Schrecken ist ein Mädchen, das schon daran verzweifelt, ob es einen Mann bekommt und doch à tout prix einen haben will! Wie jeder Mensch fürchterlich ist, der von Menschen oder vom Schicksal bis zur Verzweiflung getrieben wird.

In diesen Verzweiflungsjahren muß man ihnen aus dem Wege gehen, wenn man nicht angefallen sein will. Da sind sie fürchterlich, da gilt Gewalt und Faustrecht und Überfall! „Ein Mann!" ist die Losung, das Feldgeschrei; was er ist, wer er ist, wie er ist, was er hat, ob er was hat, das thut alles nichts zur Sache. Von den Hilfszeitwörtern „Sein" und „Haben" ist es ihnen genug, wenn er nur ist und sie ihn nur hat.

Ich rate allen Männern, den Mädchen in den Verzweiflungsjahren nicht nahe zu kommen, denn auf jeden Fall setzt es einen harten Kampf!

Diese Verzweiflungsjahre dauern bis ins sechsunddreißigste, dann an diesem Eckstein, an dieser kalten, steinernen, eckigen Grenzsäule aller Hoffnungen beginnen:

6. Die „Hol's der Teufel"-Jahre.

Im sechsunddreißigsten, da, nach jahrelangem Ringen, Hoffen, Zweifeln, kommt die eiserne, notwendige, nicht mehr zu umgehende Entsagung!!! — Nach einem furchtbaren Kampfe unterschreiben sie in sich, an sich die furchtbar schmerzliche Abdikations-Akte und sagen endlich:

„Hol's der Kuckuck!"

Wie Marius auf den Trümmern von Karthago sitzen sie auf den Ruinen von allen Luftschlössern, Kartenhäusern, Versorgungshäusern und Strohhütten, hinter ihnen raucht die Schädelstätte aller ihrer Wünsche und Hoffnungen auf, und vor ihnen liegen die langgestreckten Pampas, die ungeheuren Grasebenen ihrer Zukunft, und hier, auf diesem Bileamspunkte ihres Lebens, hier entsagen sie, reißen sie alle Erwartungen aus ihrem Herzen und werfen sie wie deukalionisches Gebein hinter sich und rufen aus:

„Hol's der Kuckuck!"

Aber mit diesem Resignationsruf schwören sie blutigen Haß allen Männern und grimmige Rache allen Frauen und Mädchen! Sie weihen ihr Leben nun ganz wie die Pampas-Indianer der blutigen, wilden, schonungslosen Menschenjagd in den Pampas ihrer künftigen Jahre! Sie schleifen ihre Lippen um zu Sicheln und ihre Zungen zu Schwertern! Sie metzeln alle Männerliebe, alle Mädchentreue, alle Frauentugend nieder! Sie zerfleischen alles, was liebt, geliebt hat und lieben wird, mit den Zähnen; sie waschen sich in dem Blute aller, die heiraten, geheiratet haben, oder heiraten wollen; sie waten in dem vergossenen guten Ruf von Mädchen, Frauen und Witwen; sie scharren tote Skandale aus dem Grabe der Vergessenheit!

Gott behüte jeden guten Namen, jedes gute Mädchen, jede treue Liebe, jedes redliche Verhältnis vor den Mädchen in diesen Jahren!!

Betrachtungen

über den Überfluß an Mangel weiblicher Schamhaftigkeit bei der Zunahme der Abnahme der Ärmel- und Schulterbekleidungen.*)

Unsere deutschen Frauen waren einmal so abgeschmackt, schamhaft zu sein, und so albern, zu wähnen, daß Schulter, Hals und nächste Umgebung nicht auf den Präsentierteller ausgelegt werden müssen. Gottlob, der Geist der Zeit, die Naturphilosophie, der französische „Liberalismus" hat auch hier gesiegt, unsere Frauen fangen schon wieder nach und nach an, aus den Kleidern herauszuwachsen. In dem contrat social steht nichts davon, daß man Busen und Nacken züchtiglich verhülle, und daß die verhüllte Schönheit die reizendste, göttlichste ist. Die Philosophie, die neueste Naturphilosophie, lehrt: je weniger der Mensch braucht, desto mehr nähert er sich der Gottheit. Unsere Damen werden nun bald ganz Gott sein, denn sie brauchen jetzt schon um zwei Ellen weniger zu einem Kleide als im vorigen Jahr, und wenn sie einmal gar nichts mehr brauchen, dann ist die Göttlichkeit fertig . . . Eva war eine rechte Landpomeranze, denn als Gott sie suchte, versteckte sie sich, weil sie nackt war. Wozu verstecken? warum ist sie nicht auf den Ball, in's Theater oder in's Konzert gegangen?

Man darf unseren Frauen wenigstens jetzt keinen Vorwurf machen, daß sie ihren Nächsten, den Armen, nicht bekleiden, denn die Nächstenliebe fängt bei sich selber an, da sie sich aber selbst nicht kleiden, so hört es bei dem Nächsten eo ipso auf.

Der Zuschnitt des Ausschnittes ist jetzt so beschaffen, daß die Frau selbst nur ein Ausschnitt genannt werden kann Wenn man den zweideutigen Charakter eines Mannes dadurch ausdrückt, daß man sagt, „er trägt auf beiden Schulten," so sind die Frauen jetzt vom herrlichsten Charakter, denn sie tragen gar nichts auf beiden Schultern!

Welchen Einfluß aber diese Mode auf die Witterung hat, ist unbeschreiblich! Erstens verbirgt sich die Sonne aus Scham; zweitens entstehen durch die ungehemmte Transpiration dieser

*) Vorstehender Artikel, im Münchener „Bazar" 1833 erschienen und hier im Auszuge aufgenommen, paßt — noch heutzutage.

Schultern und Nacken Dünste und Nebel in der Atmosphäre, aus ihnen wird Regen und Schnee und die Windbeutel bekommen freien Spielraum!

Auf der andern Seite aber ist die Tracht, welche fast die Hälfte der Person unerschrocken den Forschungen der Kritik aussetzt, ein Gewinn für uns Männer aus vielerlei Gründen; denn wenn einer solchen Dame der Schelm im Nacken säße, so müßten wir ihn gleich sehen, und wenn der Schelm auch noch so tief säße! Die Frauenzimmer werden uns nicht mehr so gefährlich sein, denn der Feind verliert an Furchtbarkeit, wenn man alle seine Waffen kennt und seinen ganzen Operationsplan vor Augen hat. Ferner da die Neugierde Gelegenheitsmacherin des Lasters ist, so hört das Laster auf, wo die Neugierde im voraus getötet wird. Nur das unenträtselte Rätsel hat Reiz, jenes, wo die Auflösung dabeisteht, ist uns gleichgiltig.

Somit wäre diese Mode nichts als ein neuer, bequemer Weg zur Tugend und Sinnenreinheit. Hoffentlich wird das schöne Geschlecht in der praktischen Anwendung dieses Moralsystems nicht noch weiter gehen, denn auch die Moral hat ihre Schranken, und gar zu tugendhaft und stosch müssen sie uns arme Männer doch nicht machen wollen. Ein bischen sündhaft wollen wir schon bleiben, bloß um dem Neid einigen Abbruch zu thun.

Mehr aber als das steht zu befürchten, daß unsere bürgerlichen Schönen unempfindlich für diese neue Moral-Lehre sein könnten.

Der altkattunene Sinn der Bescheidenheit und die bürgerliche hausgebackene Züchtigkeit könnte den Gedanken fassen, die Schamhaftigkeit sei das herrlichste Kleinod des schönen Geschlechtes; sie könnten so abgeschmackt sein, zu wähnen, ein züchtig verhüllter Busen, ein sittsam verschleierter Nacken erhöht die wahren Reize der Wirklichkeit; sie könnten in ihrer eingepferchten Solidität denken, der Genius der weiblichen Würde entfliehe schamhaft vor dem Frauenzimmer, welches in öffentlichen Ausstellungen Gegenden zur Schau trägt, die kaum dem Auge des Ehemannes gelüftet werden; der reine, unentweihte Sinn der bürgerlichen weiblichen Welt könnte sich so blamieren und fürchten, daß die Engel der Unschuld und Sitte, der heiligen Scham, das erzurnte Antlitz von ihnen abwenden, wenn sie Scham und Anstand mit Füßen treten und die wirkliche Züchtigkeit zur Herzensthür hinauswerfen. O, das wäre schrecklich! Nein o nein, ihr müßt die schöne Mode auch mitmachen und in Gesellschaften euch so produzieren als wären wir Männer nichts als polizeiliche Weibsfleisch-Beschauer, als kauften wir euch nach Gewicht und Pfund, als wäre aller Sinn für die wahre Würde des Weibes, für den diskreten Anblick bescheidener verhüllter Schönheit und für den allein seligmachenden Eindruck des ehrbaren Frauentums plötzlich in uns gestorben!

Das „ff“ des Lebens: „Frühling“ und „Frauen“.

„Frauen“.

Die Frauen sind die beglückenden Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt. Die Verheirateten sind schon an ihre Bestimmung gebracht, die Ledigen haben noch keine Adresse, und die, welche gar nicht heiraten, das sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben.

Die Ehemänner zahlen das Postporto oft sehr teuer. Aber es macht uns Männern sehr wenig Ehre, daß wir mehr auf die Kalligraphie der Briefe sehen, das heißt, ob sie schöne Züge haben, als auf Sinn und reellen Wert derselben. In dieser Hinsicht stehen wir Männer wieder tief unter dem weiblichen Geschlechte.

Der gebildetste Mann liebt in dem Frauenzimmer nur die Form; das Frauenzimmer liebt aber an den Männern den Gehalt, den Wert, den Charakter, den Geist, den Grad der Achtung, den sie im Leben genießen, und nicht bloß die Form.

Es giebt zwar eine Form, der sie vorzüglich zugethan sind: die Uniform; man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man spöttischerweise sagen wollte, sie lieben das Port-épée oder die Aufschläge; sie lieben den Mut, den Heroismus und den Gedanken von Schutz, weil sie ganz richtig wissen, daß der wahre Mut nur bei Biederkeit, bei hohem Charakter und bei einer freien und ungeschwächten Seele wohnt. Sie lieben den, der kühn sein Herzblut für das Vaterland hergiebt, weil sie glauben, dasselbe Herz würde auch sein Blut für seine Liebe hergeben.

Das liebe schöne Geschlecht ist oft sehr verkannt worden, und warum? Weil wir Männer die Sittenbüchlein und Erfahrungsregeln schreiben und nicht die Frauen. Wir schreiben über sie, was uns eben einfällt, und da man viel pikanter sein kann, wenn man Schwächen enthüllt, als wenn man sie verhüllt, so haben wir bloß die Schattenseiten des weiblichen Herzens hervorgehoben. Wenn einmal aber die Frauenzimmer alle zu schreiben anfingen, wofür uns übrigens der liebe Herrgott behüten möge, da würden

wir Männer bald um unſer bischen Vorzug kommen, welches wir nach dem „car tel est notre plaisir“ uns ſelbſt beilegen.

Leider aber ſitzen Frauen, die das Muſenroß beſteigen, auf demſelben auch wie auf dem Reitpferd, nur einſeitig. Ich mag aber den Pegaſus als Damenpferd nicht ſehen. Ich will hiemit nicht ſagen, daß ein Frauenzimmer nicht auch hie und da in den Stunden der Muſe den gefälligen Muſen einen freundlichen Sonnenblick ablauſchen dürfe. Warum ſollte das weibliche Geſchlecht den ſüßen Beſuch der Muſe nicht empfangen dürfen? Ich kann nur einzig und allein das ſogenannte Bücherkochen der Frauen nicht leiden und ihr Heißabſieden der Schriftſtellerei. Wir Männer, wenn wir ſchriftſtellern, ſo warten wir, bis wir einen herzlich günſtigen Augenblick von unſerer Parnaß-Dame bekommen; die Schriftſtellerinnen aber überlaufen den Parnaß. Sie müſſen alle Tage ein Paar Bogen ſieden oder braten.

Das Schriftſtellern iſt bei manchen Frauen bloß eine verfehlte Putzſucht; denn die Federn zieren ſie nur auf dem Kopfe, aber nicht in der Hand. Es iſt auch ein großer Unterſchied in der Art und Weiſe, wie die Frauen die Schriften der Männer leſen, und der, wie die Männer ein Buch von einem Frauenzimmer leſen.

Die Frauenzimmer betrachten das Buch als Staturpaß des Autors, ſie wollen aus dem Buche gleich alles herausfinden, was den Verfaſſer betrifft, ob er klein oder ſchlank, dick oder dünn, ſchwarz oder blond iſt, ob er liebt oder gerne Kaffee trinkt ꝛc. Wenn wir aber ein Buch von einem Frauenzimmer leſen, ſo denken wir gar nichts dabei, als höchſtens: „das iſt gar nicht übel geſtrickt.“

Die Frauenzimmer ſchreiben wie ſie reden, mit aller möglichen Bequemlichkeit und Ausführlichkeit. Sie ſchreiben einen Roman in drei dicken Bänden, im erſten erfährt der Leſer: Anton und Sophie haben ſich geſehen; im zweiten: Anton und Sophie haben ſich geliebt, und im dritten: Anton und Sophie haben ſich geheiratet.

Ich kenne Schriftſtellerinnen, die, wenn ſie erzählen wollen: Luiſe trank ein Glas Waſſer, dieſes ungefähr in folgenden Worten ausdrücken:

„Horch! dort, wo im düſtern Schatten der finſtern Buchen der bemooſte Felſen ſein Haupt in das Gezweige hüllt, rieſelt ein munteres Bächlein durch ſchaukelndes Schilf. Am Ufer, auf Blumen hingeſtreckt, ruhte Luiſe ſchmachtend in drückender Hitze der glühenden Strahlen der brennenden Sonne. Unfern ſtand Robert und lauſchte den Lüften, die blühende Blüten auf Luiſens wallendes Leben herabſchüttelten: da hob Luiſe den ſehnenden Blick, in welchem die tiefere Sehnſucht nach des Baches ſprudelnder Labung hoch aufleuchtete, zu ihm und lispelte leiſe errötend: „Robert, bring' mir ein Glas Waſſer!“

Die meisten Schriftstellerinnen schreiben ihre Romane in Briefen, weil sie sich da immer selbst mit schreiben lassen, und gewöhnlich hängt noch ein Roman als Postskriptum daran.

Wagner, Oken, Walter und alle Anhänger der Identitäts-Philosophie stellen das Weib niedrig; allein Schiller, Goethe, Humboldt u. s. w. geben ihnen die Rechte zurück, welche der herzlose Verstand ihnen rauben will. Die Philosophen haben sogar solche Untersuchungen geschrieben, ob die Frauenzimmer wirklich zu dem Menschengeschlecht gehören. Allein, was haben unsere Philosophen nicht schon alles untersucht! Nur das haben sie noch nicht untersucht, ob sie selbst zum Menschengeschlecht gehören und ob nicht bei ihnen der Mensch da aufhört, wo der Philosoph anfängt.

Andere Schriftsteller erheben die Frauenzimmer weit über die Männer. Bocaccio erhebt sie zu den Engeln. Plutarch sagt, sie können sich schwer berauschen; Agrippa sagt, sie können länger schwimmen; diese Erfahrung bestätigt sich täglich, sie schwimmen länger, als die Männer gegen — den Strom. Plinius erzählt, sie werden weniger von den Löwen angefallen. Leider sind wenige Löwen unter unseren Jünglingen, wir können also diese Wahrheit nicht ergründen.

Die Geschichte der Achtung, welche die Frauen von jeher genossen, gleicht einem Schichtengebirge, aus dessen verschütteten Lagen und Anschwemmungen, durch Zeit und Völkerumwälzung, man seinen Charakter erkennt.

In den älteren Zeiten ist der Charakter der Frauen wenig hervorgetreten, sie standen nicht als sittliche Grazien, als Bildnerinnen des Schönen im Leben da; Staatsverfassung und Erziehung wiesen ihnen eine rohe Stellung an.

Die Griechen haben ihnen gefröhnt, aber sie nicht geachtet. Homers Frauen sind groß, edel, aber höchst einfältig. Die griechischen Tragödien geben ihnen eine heroische Gestaltung, eine resignierende Tugend, aber die Blume der weiblichen Grazie erblühte ihrer Muse nicht, ihre Frauen sind duftlose Rosen, marmorne Gestalten, kalt, ohne Seele. Mit den Römern begann die edlere Stellung der Frauen und ihr Eintritt in das gesellige Leben. Aber es war doch eine profane Verehrung, eine Gnadensache und manche erlaubten Genüsse waren ihnen untersagt. Wenige Frauen aber wissen es, daß es eine der vielen Segnungen des Christentums ist, welches den schönen Morgen auch über das weibliche Geschlecht heraufführte.

Mit dem Christianismus begann das Reich der allwaltenden Liebe, der Sieg des allgemeinen Menschenrechtes. Jedes Frauenzimmer wurde auch als eine Erlöste angesehen und stand in geistiger und heiliger Beziehung mit der Unendlichkeit.

Ebensoviele Märtyrerinnen errangen mit der Palme der Re-

ligion die hohe Würdigung des ganzen Geſchlechtes, und die Verehrung der Muttergottes warf einen Licht- und Gedankenſtrahl auf alle Weiblichkeit zurück.

Späterhin kam die goldene Zeit der Frauen, die Zeit des Rittertums, der Chevalerie; dieſe Zeit war eine Zeit des Taumels, die Frauen wurden abgöttiſch verehrt, Ritter und Sänger, Leier und Schwert, Kronen und Schäferſtäbe waren nur dem Tempel der Galanterie geweiht. Man möchte dieſe ganze Epoche einen großen Liebesſeufzer nennen, von Provencalen und Troubadours an den ſüßen Klang der Saiten geknüpft. Nach dieſem Champagnerrauſch kam die franzöſiſche Küche; die Galanterie mit den feinſten Sinnlichkeitswürzen gewürzt, brach aus Frankreich über Deutſchland und das übrige Europa ein. Der allgemeine Ton wurde frivol und kokett, bis die Namen einer Sévigné, einer S'espinaſſé der ſchönen Literatur und dem Tone eine feinere, geiſtigere Richtung gaben.

Mit dem jungen Lichte der deutſchen Literatur begann auch der ſchönere Morgen der deutſchen Frauen; denn Schulen bilden nur die Männer, die Männer aber bilden die Frauen. Der deutſche Bär fing endlich an, nach den Tönen der Liebe in edlerer Bedeutung des Wortes zu tanzen, der zarten, weiblichen Anmut den Sieg über die wilde und rohe Kraft der Männer einzuräumen, und in die angenehme Dienſt- und Zinsbarkeit der Frauen ſich zu begeben, denn:

Was wär' das Leben immer
Wohl ohne Frauenzimmer?
Ein Demant ohne Schimmer,
Ein Himmel ohne Blau,
Ein Morgen ohne Tau,
Ein Garten ohne Duft,
Ein Atem ohne Luft,
Ein Ärmel ohn' Gigot,
Ein Stutzer ohn' Jabot,
Ein Mädchen ohne Herz,
Ein Daſein ohne Scherz,
Ein Nachtſtück ohne Licht,
Ein Wechſel ohne Sicht,
Ein Feldzug ohne Feld,
Ein Freier ohne Geld,
Jedoch, wo ſie ſind, ſie,
Da fehlt die Sonne nie,
Da herrſcht des Seins Magie,
Harmonie,
Poeſie,
Symmetrie,
Wenn auch nicht immer Orthographie!

Wir Männer machen uns über das Übergewicht, welches die Frauen über uns haben, gerne lustig; aber es ist nicht jeder frei, der seiner Fesseln spottet. In jeder Gemüts-, Empfindungs- und Herzenssache steht das Frauenzimmer um einige Stufen höher auf der reizenden Schicksalsleiter. Die Frauenzimmer haben mehr Schwächen, die Männer mehr Gebrechen; die Frauenzimmer haben mehr Untugenden, die Männer mehr Laster; die Frauenzimmer verwunden mehr mit der Zunge, aber sie verbinden die Wunden mit dem Herzen und heilen sie mit den Augen; der Mann hingegen verwundet nicht, er zermalmt und geht von dannen. Man betrachte die Liebe des Frauenzimmers und die des Mannes. Sie verhalten sich zusammen, wie Morgenrot zu Kornmehl. Das Mädchen ist ganz Liebe, die ganze Wesenheit existiert ihr nur in Beziehung auf ihre Liebe, Aurora und Hesper sprechen ihr nur von ihrer Liebe; all ihr Thun, Streben, Wirken und Treiben bewegt sich nur um den Gegenstand ihrer Liebe. Der Mann liebt nur so „unter andern“: er steht des Morgens auf, geht an sein Geschäft, speist Mittag, trinkt Kaffee, reitet spazieren, geht aufs Kontor, endlich schaut er auf die Uhr, ob er schon lieben soll; nein, sagt er, ich hab' noch eine halbe Stunde Zeit, ich fange erst um dreiviertel auf vier Uhr an zu lieben. An hohen Fest- und Feiertagen legt er eine halbe Stunde Liebe zu.

Selbst in der Mitteilung der Liebe zeigt es sich, daß das weibliche Geschlecht liebt, das männliche aber bloß so gnädig ist, sich lieben zu lassen. Das Mädchen sucht eine Vertraute, um ihr zu sagen, wie sie liebt. Der Mann sucht einen Vertrauten, um ihm zu erzählen, wie er geliebt wird. In der Ehe sucht das Mädchen ihre erste Liebe. Der Mann sucht gewöhnlich eine Frau als seine letzte Liebe; wenn er schon genug geliebt hat, so schließt er seine Rechnung durch eine Ehe.

Die Männer machen es mit dem Heiraten wie die Weintrinker, sie versuchen erst alle Sorten, dann sagen sie: „Nun aber bleib' ich schon bei dem Château Margaut.“ Deshalb sind unsere Ehen auch so farblos wie ein angelaufenes Doppelfenster, und wir haben viererlei Frauen: Weiber, Gattinnen, Frauen und Gemahlinnen.

Man nimmt das Weib, man heiratet eine Gattin, man freit eine Frau und man vermählt sich mit der Gemahlin. Man ist glücklich mit dem Weibe, zufrieden mit der Gattin, man lebt so so mit der Frau und arrangiert sich mit der Gemahlin; man wird geliebt von dem Weibe, gut behandelt von der Gattin, üstimiert von der Frau und geduldet von der Gemahlin. Man macht einen Leib und eine Seele mit dem Weibe, ein Paar mit der Gattin, eine Familie mit der Frau, und ein Haus mit der Gemahlin.

Wenn der Mann krank ist, so ist seine zärtlichste Pflegerin das Weib, Teilnehmerin die Gattin, naße geht es der Frau, und nach

seinem Befinden erkundigt sich die Gemahlin: stirbt der Mann, so ist untröstlich das Weib, es trauert die Gattin, in einem Jahre heiratet die Frau und in sechs Wochen die Gemahlin. Denn mit den Witwen ist es eine ganz eigene Sache; sie gleichen dem grünen, frischen Holze, je mehr sie auf der einen Seite brennen, desto mehr weinen sie auf der andern Seite. Wer Witwen freien will, darf die Geister nicht fürchten; denn kaum haben sie den zweiten Mann, so zitieren sie alle Augenblick den Geist des ersten aus dem Grabe; sie haben dann gewöhnlich zwei Männer, einen toten und einen lebenden; der tote möchte aber sein Leben nicht wieder lebendig werden. Wenn eine solche Witwe zu dem Manne sagt: „mein Schatz!" so muß ihn ein kleiner Zweifel anwandeln, ob sie nicht jeden Schatz in die Erde vergräbt.

Die Witwen lesen in dem Buche der Liebe oft noch eifriger fort, als die Mädchen; den Mann, den sie hatten, betrachten sie als ein Einlegezeichen, um zu wissen, wo sie in dem Buche geblieben sind; das Einlegezeichen ist fort, und sie lesen weiter

Jedoch sind alle diese kleinen Schwächen des weiblichen Geschlechts nur Erhöhungsmittel seiner Liebenswürdigkeit, so wie kleine Wölkchen das heitere Blau des Himmels erhöhen und seine Klarheit anschaulicher machen.

Die vier Genien, die gemeinschaftlich die Bundeslade des weiblichen Lebens heiligen und überflügeln, heißen:

Schönheit, Anmut, Gefühl und Geschmack.

Die Schönheit aber verhält sich zur Anmut wie ein Schlüssel zu einem Dietrich, die Schönheit erschließt ein Herz, die Anmut erschließt alle Herzen, sie ist ein passe par tout zu allen Seelen. In Hinsicht des Geschmackes sind sie die kompetentesten Richterinnen über alles, was Anstand, Grazie, Lieblichkeit, Symmetrie und Harmonie betrifft, über alles, was schicklich und zulässig, was angenehm und wohlgefällig ist.

Nur in Beziehung ihrer gegenseitigen Schönheit haben sie kein Urteil. Zwei ausgezeichnet schöne Frauenzimmer werden sich nie lieben, nie anerkennen, daß die andere schön ist. Es geht ihnen wie den römischen Zeichendeutern, alle Welt glaubte ihre Wunder, nur sie selbst machten sie sich wechselweise streitig.

In Hinsicht des Gefühles sind sie die süßen Gesandtinnen der trostreichen Götter. Liebe und Freundschaft haben keinen schöneren Tempel, als das weibliche Herz; die Tugend und die Unschuld keine geheiligteren Farben, als das Morgenrot der Frauen-Wangen; das Mitleid und der Trost hat keine süßeren Töne, als die Rosenglocke eines weiblichen Mundes; der Schmerz und der Jammer haben keine linderndere Tröstung, als die Süßigkeit weiblicher Thränen; das Leidenshaupt des Dulders hat kein sanfteres Lager, als das Herz des Weibes, und der verwaiste, verwitwete Solitär-Mensch hat keine süßere Einfassung, als die Silberspangen weib-

licher Arme. Leider aber artet dieses Gefühl oft in Kränkelei aus, seitdem irgend ein guter Weiberdoktor die Nerven erfunden hat. Wenn ich heiraten würde, würde meine erste Frage sein: „Hat sie Nerven? Was für Nerven? Wieviel Nerven?“ Wie oft heiratet man nichts, als ein Nervensystem mit zweitausend Thaler Einkünfte. Die Einkünfte gehen sogleich als Auskünfte für die Marchands de modes davon, das Nervensystem fällt in Ohnmacht; wo bleibt dann das Wesen, das man geheiratet hat?

Auch an Verstand sind die Frauen uns überlegen, denn nie liebt ein Frauenzimmer einen dummen Mann; oft aber liebt der Mann die dümmsten Frauenzimmer. Es ist nur schade, daß der Verstand der Frauenzimmer auch so oft in Ohnmacht fällt und Krämpfe bekommt, wie sie selbst.

Eine Haupttugend der Damen, die ebensowohl aus ihrem Verstande, als aus ihrer Sanftmut entspringt, ist ihre Geduld, die ihnen in allen Fällen des menschlichen Lebens eigen ist; um diese schöne Tugend aber nicht gar zu lange auf eine peinliche Probe zu setzen, will ich meine Variationen auf ein Thema beenden, welches wie sein Gegenstand zu hinreißend ist, um sich leicht davon trennen zu können.

Der Text, den ich zu Grunde gelegt habe, findet sich aufgezeichnet in dem großen Buche der Natur und in dem goldenen Buche Cytheres:

„Frühling und Frauen.“

Beide beginnen mit dem weichsten Buchstaben des ABC, mit einem zusammenstoßenden Lippenlaut und, so zu sagen, mit einem leisen Kusse an und für sich selbst. Zu diesem weichen Lippenlaut kommt sogleich das R als Zungenbuchstabe, welcher nicht nur die Frauen charakterisiert, sondern auch den Frühling; denn im Frühling werden alle Zungen der Natur wach.

Die befiederten Sänger auf den Bäumen, die vor unsern Sängern das voraus haben, daß sie vom Blatte singen, werden wach; die Bäche, des eisigen Mundschlosses entfesselt, schwätzen und plaudern unaufhörlich, und aus Zweigen, Büschen, Blumen und Gräsern ruft uns die Stimme der verjüngten Schöpfung zu.

„Frühling“ und „Frauen“ sind die Vielliebchen des Daseins. Der Frühling erscheint uns rosiger und blühender, wenn wir an der Hand der Frauen sein großes Blüten-Belvedère besuchen, und die Frauen sind wonniger und milder, inniger und traulicher, wenn der Frühling sie anweht mit dem unsichtbaren Kusse der Verjüngung.

Die erste Frau entstand im Schlafe; Adams erster ruhiger Schlaf ist auch sein letzter ruhiger Schlaf gewesen; seine Ruhe hatte während seines Schlafes einen gewaltigen Rippenstoß erhalten; aber auch der Frühling, möchte ich sagen, entstand im Schlummer der ermüdeten Schöpfung, als reizender Traum ihrer

raſchen Jugend, und die gütige Gottheit hielt den Traum feſt und führt ihn als Frühling alle Jahre auf kurze Zeit der ſchmachtenden Schöpfung wieder vor.

Der Frühling iſt ein freundlicher Wirt, er fragt nicht nach Paß oder Aufenthaltskarte, nach Wanderbuch und Kundſchaft; er öffnet ſein blaues Gezelt allen Weſen, die atmen und fühlen: und der Frühling iſt ein heiliger Prieſter, und ſein großer Tempel ſteht offen Allen, die belaſteten Herzens ſind, und er fragt nicht nach Taufſchein und Katechismus, und giebt beſeligenden Ablaß allen, die in der Ohrenbeichte der Natur ihre geheimſten Leiden aushauchen und ausweinen; und der Frühling iſt ein großer Arzt, ein Wunderdoktor, und er fragt nicht nach Geld, Stand und Rang ſeiner Kranken, ſondern er nimmt alle auf, die kranken Herzens ſind und ſiechen Gemüts, in ſeiner großen Heilanſtalt, und in dem Bade der heilgewürzten Luft.

Leider wiſſen wir in unſern Städten gar ſelten, wann der gute Frühling vor dem Thore ſteht, und nicht ſo ſehr um Einlaß bittet, als um Auslaß, das heißt, daß die Menſchen hinaus zu ihm kommen und ſich ſeiner freuen und kindlich und kindiſch mit ſeinen Gaben ſpielen ſollen.

Bis die Nachricht, daß der Frühling da iſt, durch das Thor kommt, vom Thore durch die Straßen, durch die Hausthür, durch die Flur, durch das Vorzimmer, bis zur gnädigen Herrſchaft, indeſſen iſt der Frühling ſchon weg. Der Bediente meldet ordentlich. „Der Herr Frühling iſt im Vorzimmer!“ Die gnädige Frau ſagt darauf: „Der Frühling? Ein andermal; ich habe jetzt nicht Zeit.“ Der Mops bellt, und die gnädige Frau hält ihn zurück, damit der Mops dem Frühling nicht in die Waden falle. Höchſtens ſchickt der Frühling unſern Damen ein Paar Blumentöpfe als Viſitkarte ins Zimmer, die unter den Spiegel geſtellt werden.

Zuweilen fällt es auch den Damen ein, dem Frühling eine Gegenviſite zu machen, oder etwa eine Visite de reconnaissance. Sie laſſen anſpannen, fahren in wohlverſchloſſenen Kaſten bei dem Frühling vor, aber nur der Kutſcher und der Lakai ſprechen den Frühling mündlich. Steigt ja einmal eine Dame aus, um dem Frühlinge perſönlich ihre Aufwartung zu machen, ſo geſchieht es mit aller Delikateſſe und Ängſtlichkeit, daß ſie nur ja nirgends mit ihren langen Ärmeln oder mit der Garnierung in der lieben Natur hängen bleibe. Sie ſchauen die Natur durch ihre Lorgnetten an wie einen Schauſpieler, fahren nach Hauſe und ſagen: „Ce Monsieur Frühling est un joli garçon. il jouait bien!“ und ſie nehmen ſich vor, wenn der Frühling noch einmal ſpielt, wieder hin zu gehen.

Da ſind wir Männer anders, wie freuen wir uns Monate lang auf den Frühling, wie ſehnen wir uns nach ihm, wie jauch-

zen wir ihm entgegen! Nicht etwa seiner Rosen, oder Nachtigallen, oder seiner milden Lüfte wegen, o nein, wir freuen uns bloß, daß wir so schön und frei, so unter Gottes schönem, blauem, weit hingestrecktem, freiem Himmel — — Tabak rauchen können. Denn wir Männer lieben Natur und Schinken geräuchert. Wir schwärmen mit Morgenrot und Knaster, mit Abendrot und Cabanos. Wir sagen: „Morgenstunde hat Cigarren im Munde.“ Wie lieben wir Männer die herzliche Natur, wenn sie über unserm rauchenden Munde so schön im Schornstein hängt und allmälig hübsch braun wird!

Sollte es dem Scharfsinne, dem erfinderischen Geiste des schönen Geschlechtes nicht möglich sein, es den Männern abzugewöhnen, daß sie nicht wie lebende Rauchhöhlen herumwandeln? Es ist mit unsern Männern wie mit Küchenöfen, je weniger Feuer in ihnen ist, desto stärker rauchen sie. Ich habe letzthin das Gespräch zweier solcher lebenden Rauchhöhlen mit angehört, als sie von einer Pfeife sprachen. „Ist das nicht ein wunderschöner Kopf?“ fragte der eine. „Wunderschön!“ erwiderte der andere. „Wie schön rund und proportioniert!“ sagte wieder der erste. „Ja,“ war die Antwort, „und zart braun, wie ich es gerade liebe.“ „Ach!“ rief der erste mit steigendem Feuer aus, „und dieser göttliche, langgebogene Hals!“ Es wurde mir ordentlich schwül bei dem Gespräche; aber plötzlich fragte der eine: „Ich bitte dich, hast du den Kopf in Wachs eingesotten?“ Da fiel es mir erst ein, daß es wohl ein Cigarrenkopf sein müsse.

So wie nun der Frühling jedes Rendezvous begünstigt, so begünstigt er auch jedes tête-à-tête unserer Männer mit ihren Cigarrenköpfen, mit dem Unterschiede, daß bei dem Rendezvous oft beide Köpfe leer sind, bei diesem tête-à-tête aber immer ein Kopf wenigstens voll ist.

Wo giebt es aber ein reizenderes tête-à-tête, als das mit der ewig schönen, ewig jungen Morgenröte eines schönen Frühlingstages?

Die Nacht dieses Ruhebett aller Tagessorgen, und der herrlichste Friedensfürst: der Schlaf, dieser kurze Polstersitz von der langen Bank des Todes, sie nehmen alle Menschen versöhnend auf, und jede Morgenauferstehung ist eine wahre Auferstehung.

Hinter uns liegt die Nacht wie das leere Grab, aus dem wir verkörpert aussteigen, ein reineres Dasein zu atmen, und nur die Träume schweben noch wie die Geister teurer Abgeschiedener aus dem stillen Kirchhofe des Schlafes zu uns herüber. O, so eilt denn hinaus und begrüßt die Natur in ihrem lachenden Erwachen. Eilt hinaus, wenn die Morgenröte die schlummernde Erde wach küßt, wenn sie die dunklen Vorgehänge von ihrem Schlafgezelte zurückschlägt, und der erste Lichtstrahl auf das schamerrötete Antlitz der bräutlichen Erde fällt; eilt hinaus, wenn

Aurora ihre Purpurlippe an das Blau des Himmels legt; eilt hinaus, meine freundlichen Leserinnen, bewundert und betet an das Morgen-Negligée der Frühlingsnatur!

Hier ist jede Schönheit wahr, und jeder Reiz eigentümlich! Wie Morgenrosen-Gardinen hängen die Guirlanden um das hohe Himmelbett, die Sevigné des Morgensterns ist bereits nicht mehr zu sehen, und bloß die echten Blonden des Lichts hat Aurora über das blaue nouêt de matin des Himmels hingeweht; die ersten Lichtstrahlen flattern wie aufgelöste Rosenbändchen von diesem Häubchen tief herab. Blüten, Reis und Zweig schlagen nun die freundlichen Augen auf und besehen sich lächelnd in dem Spiegel der freundlichen Wellen; die Bäume geben ihr freiflatterndes Lockenspiel hin dem haarkräuselnden Zephyr; die Kräuter, die Knospen und die Blütenkelche eilen wie Kammermädchen mit ihrem parfum und eau de mille fleurs herbei, und die betauten Blätter und Gräser legen ihre Tauperlen und ihr Juwelenwasser um den Hals und um den Busen der schönen Natur, und die blauen entfesselten Ströme laufen wie eine hochwallende Ceinture um ihre üppige Form.

Kommt mit mir hinaus, meine freundlichen Leserinnen, in den klar gewölbten Dom des Morgentempels, wenn die heilige Hofkapelle Gottes, die singenden Priester des Hains, aus tausend Kehlen zur anbetenden Hora rufen! Eilt alle hinaus, die ihr kranken Gemütes seid, in das große Erfrischungs-Comptoir der Schöpfung! Reißt herab von euch die Zugpflaster des Schmerzes und legt die wunde Schmerzstelle an den kühlenden, heitern Odem der allgemeinen Verjüngung!

Eilt hinaus alle, die ihr kaum noch atmen könnt, die ihr in der Stick- und Kellerluft der großen Welt lebt, und trinkt mit langen, tiefen Zügen in euch hinein den Brusttrank der Luft, den himmelabtauenden Äther.

Ihr Eingeschachtelten alle, in Zirkeln, Museen, Kunstsälen und Vereinen, eilt heraus aus den Spannriemen und aus den Quetschformen eurer Zirkel, Kreise, in die große Menschengleiche der göttlichen Sendung und in das große Freiheitshaus der Schöpfung.

Oder eilt mit mir hinaus in die Abendunterhaltung eines Mai-Abends, seht, wie der enteilende Tag mit dem Lichttritt nur noch auf den Bergspitzen zu sehen ist, wie der westliche Himmel seine goldenen Locken tief in den milchweißen Horizont hineinflattern läßt: wie die Gipfel der Bäume wie Weihe-Räucherkerzen an den Spitzen erglühen und dusten, wie das Theater de Variété der Abendwelt vor uns aufgeht, und der Kompositeur dieses Theaters, die Nachtigall, ihre Weise anfängt; wie die überhandnehmende Dunkelheit ihre Schatten-Koulissen um uns herzieht und herstellt, wie das Licht von Millionen Sternen wie ein Staubdach durch den dichten Nonnenschleier der Nacht herabstäubt; eilt mit

mir hinaus in einem solchen Augenblick, in dem die Schöpfung den Atem anzuhalten scheint, um das leise Klopfen des menschlichen Herzens wie ein Gebet zu vernehmen, und laßt sodann das eingesogene Gefühl zu einer reichen Perle werden in eurer geöffneten Herzensmuschel. Ja, der Frühling giebt allen alles, er ist der Garten Gottes, die Idylle der Natur, das Sorgenfrei des Daseins, die Freiredoute der Wesen, die Kunstausstellung der Pflanzen, der Freistaat der Gefühle, die Rennbahn der Glücklichen, das Thränenkissen der Unglücklichen, der Schmollwinkel der Verliebten, die Eremitage der Denker, der Paradeplatz der Dichter und das letzte Mittel der Müßiggänger!

Man hat in neuerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß jetzt die Frühlinge kälter und die Frauen viel heißer sind, als früher.

Das eine soll daher kommen, daß sich große Eismassen vom Nordpol losgerissen haben sollen; für das zweite aber haben wir noch keine Muthmaßung, da wir nicht ahnen können, wo sich bei unserer frostigen Welt Feuerbrände losgerissen haben sollen.

Weil aber der Frühling jetzt kalt ist, so bringen ihn unsere Frauen mit in die heiße Luft der Bälle und Gesellschaften. Zuweilen hat eine solche Dame alle vier Jahreszeiten beisammen, den Frühling auf dem Kopfe, den Sommer in den Augen, den Herbst auf den Wangen und den Winter im Taufschein. Sie haben so viel Blumen in den Haaren, daß man fast die Blume „Frauenhaar" gar nicht sieht, und man muß gestehen, daß sie den Frühling bei den Haaren herziehen. Aber die Frauen sind sehr unzufrieden mit der Natur, sie hat ihnen noch viel zu wenig Blumen hervorgebracht, sie müssen noch „Phantasie-Blumen" haben. Es ist ein wahres Glück für die liebe Schöpfung, daß unsere Marchandes de modo die Natur in einer verbesserten Auflage herausgeben.

Der Frühling hat nicht Blumen genug, sie machen Phantasieblumen, und wer die jetzigen Marchandes de modo kennt, wird nicht zweifeln, daß ihre Phantasie die der Natur bei weitem überflügelt. Unsere Damen stecken diese zweite verbesserte Natur triumphierend auf, und manche hat so viel Phantasie auf dem Kopfe, daß sie selbst nur wie eine Titelvignette zu einem Phantasiestück erscheint.

Noch schlimmere Natur- und Frühlingsverbesserer, als unsere Marchandes de modo, sind die Frühlingsdichter, die wie die Schwalben im ganzen Winter im Sumpfe liegen und mit dem Frühlinge heranrücken. Man lese nur bei jedem neuen Frühlinge unsere Zeitschriften, und man wird gestehen, daß der gute Frühling viel zu thun hat, so viel frische, schöne Blätter hervorzubringen, als Blätter durch ihn auf eine traurige Weise ausgedörrt werden. Den ganzen Winter über liegt ein solcher Frühlings-Phantasie-

Blumen-Poet auf der Lauer und stellt sich die Gerüste zusammen, durch welche er sodann seine Frühlingsbauten vollenden will.

Einige solche Gerüste liegen mir ordentlich vor den Augen, so zum Beispiel:

Gerüste zu einer Frühlings-Huldigung.

. . . . . Traum
. . . . . halbe,
. . . . . Saum,
. . . . . Schwalbe,
. . . . . lind,
. . . . . gewoben,
. . . . . sind,
. . . . . geschnoben.
. . . . . Eis,
. . . . . glühen,
. . . . . weiß,
. . . . . blühen.
. . . . . O!
. . . . . Wonne,
. . . . . so,
. . . . . Sonne!

Gerüste zu einem Sonett:

„Mai-Morgen-Minne-Manna."

. . . . . freuen,
. . . . . geflossen,
. . . . . umgossen,
. . . . . Maien,
. . . . . neuen,
. . . . . genossen,
. . . . . entschlossen,
. . . . . zweien.
. . . . . geboren,
. . . . . weiland,
. . . . . Horen.
. . . . . Eiland,
. . . . . geschworen,
. . . . . Mailand.

Ist nun der Frühling da, werden die Gerüste schnell aufgeschlagen, Jamben, Trochäen und Daktylen werden durch rhyth-

miſches Seegras zuſammengekittet, das Gerüſte darum herumgeſchlagen, und die neugebornen, friſchen Frühlingspaſtetchen ſind fertig, ſo mürbe, daß ſie einem im Munde zergehen. Ich glaube auch feſt, daß der Frühling dieſe Gedichte als Molkenkur gebraucht, und daß ſie bei ihm die Schafgarben und die Sauerampfer heraustreiben. Ich will auch aus Mitleid mit ihm den Teil meines „ff“ beſchließen, den ich mit dem Frühling anfing, weil ich zu viel Ehrfurcht vor den Frauen habe, um mit ihnen anzufangen; ich will mit ihnen enden, damit man ſagen könne:

„Ende gut, Alles gut.“

Über den Einfluß der Grammatik und der Orthographie auf die weibliche Schönheit.

Ach, was ist Schönheit für eine schöne Sache! Ob ein schöner Mann oder eine schöne Frau schöner sei, ist eine Streitfrage, die nur ein Tiresias entscheiden kann, oder jener, welcher beides selbst ist; also auf keinen Fall ich, der ich keine schöne Frau bin. Ein Herr Mönnich hat vor mehreren Jahren im „Morgenblatte“ bewiesen, das heißt, beweisen wollen, daß eigentlich die Männer das schöne Geschlecht zu nennen seien, und zwar aus zwei Gründen: Erstens weil die Frau ursprünglich nur ein Teil des Mannes war, und ein Teil könnte unmöglich schöner sein als das Ganze. Dieser Grund ist ganz klar, und eben deshalb ist auch die Auster schöner als die Perle, denn die Perle ist ja nur ein Teil der Auster; deshalb ist ein roher Marmorblock schöner als die Venus von Canova, denn diese ist ja ein Teil des Felsenblockes; deshalb sind auch des Privat-Souffleurs Lewald sämtliche „Werke“ schöner, als ein Teil derselben! Neben diesem einleuchtenden Grund führt Herr Mönnich noch einen zweiten, ebenso ästhetischen an, nämlich: Auch bei den Tieren ist der Widder, der Ochs u. s. w. der schönere Teil des Geschlechtes. Wiederum ein sehr schlagender Beweis. Darum sind wahrscheinlich auch die Frauen der stillere Teil, weil bei dem Gefieder die Männchen singen und schlagen, und die Weibchen nicht. Nein deshalb, weil die Ochsen schöner sind, als die Kühe, schlage ich mich nicht auf die Seite der Männer. Überhaupt verspreche ich den Frauen, daß ich für meine Person nie etwas dazu beitragen werde, daß man die Männer für das schöne Geschlecht halte.

Ach wie schön sind die Frauen, ja sie sind nur ein Teil, also auf jeden Fall zum Teil sehr schön, und sehr schön, wenn sie zum Teil werden.

Die Schönheit ist eine Idee, das heißt, „eine Idee von der Vollkommenheit der Erscheinung, schön ist sonach was einen vollkommenen Schein von sich giebt“; deshalb halten unsere Männer alle Mädchen, die nur brav „Scheine“ von sich geben, für große Schönheiten. Die Idee der Schönheit umfaßt das „Anmutige“ und das Erhabene“, jenes ist weibliche Schönheit, dieses männ-

liche Schönheit. Es giebt aber Fälle, wo auch Frauenzimmer erhabene Schönheiten sind; denn erhaben ist: „die Andeutung einer Idee, welche über alle Form ist, zu der Vorstellung und dem Gefühle des Unendlichen!“ Wenn mir nun ein schönes Frauenzimmer im Umgange die Idee einer unendlichen Einfalt andeutet, so ist sie eine erhabene Schönheit! und — und so auch umgekehrt.

Die Idee der Anmut ist: „daß sie ein mit der Sittlichkeit nahverwandtes Gefühl ausdrückt.“ Man weiß, daß die „Nahverwandten“ sich oft sehr ferne von einander halten, und in dieser Hinsicht erwecken unsere Männer wirklich das Gefühl der nahverwandten, ferngehaltenen Sittlichkeit, sie sind also anmutige Schönheiten. Die höchste Kunst-Schönheit ist: „wenn das Erhabene durch die Anmut gesänftigt wird“; ergo, wenn so eine unendliche einfältige weibliche Schönheit eine so sittlichkeitsentfernte anmutige männliche Schönheit heiratet, so ist das höchste Prinzip der Kunst erreicht! Darum herrscht so wenig Natur in unsern Ehen, weil sie bloß auf Kunstprinzipien beruhen, auf den Gesetzen der Schönheit in der Kunst!

Schönheit bedarf keiner Kunst, aber ganz und gar die reine, liebe Natur thut es doch auch nicht so recht; ein bischen Kunst muß doch auch dabei sein, und wäre es auch nur ein bischen Grammatik, ein bischen Orthographie. Sechs Monate war ich ihr gefolgt, wie ihr Schatten. Schwarze Augen wie die Zigeuner schienen mir mein Glück wahrzusagen; lange Wimpern hielten Wacht vor den zwei Sonnentempeln, und über ihnen wölbten sich kühne Brauen, welche von Schlachten und Siegen träumten. Schwarznächtige Locken fielen in lakonischen Ringen um die in Marmor gedichteten Schultern. Zwei glühende Lippen, als entstiegen sie eben dem Herzblutbade der Liebe, bildeten das Purpurthor vor der Doppelbrücke der blendenden Zähne.

Die ganze Gestalt klang rhythmisch in einander, die zarten Formen sprachen von behaglichem Bewußtsein, in dem schwebendsichern Gange entwickelte sich die erregte Form eines angenehmen Lebensgefühls; Hand und Fuß in züchtig demütiger Schwingung, und die Haltung der ganzen Taille wie eine in schwärmerischer Sehnsucht leise bebende, eben aufbrechende Lebensblüte.

Mit stiller Sehnsucht war ich ihr nachgezogen. Ich sah sie im Theater, im Prater, an allen öffentlichen Spaziergängen, in Hietzing, in Baden, in Nußdorf u. s. w. Wie die Sonnenblume hing mein Blick an diesem wonnigen Antlitz, und nur ein Wort, ein kleines unbedeutendes Wörtlein hätt' ich pflücken mögen von der schwellenden Granatblüte dieses Mundes. Es kam nie dazu. Meine Sehnsucht wurde immer größer, die ideale Gestaltung verfolgte mich in meinen Träumen, in meinen Arbeiten!

Da kam der glückliche Tag! Zufall ist der Gott der Welt!

Zufall iſt der Gott der Liebe! Der Zufall iſt der echte Luſtſpieldichter und Humoriſt. Es war in Heiligenſtadt. Unter der offenen Holzhalle ſaß ſie mit noch einem andern Mädchen, ebenfalls in Schönheit und Jugendreiz prangend. Ich bekam kaum ein Plätzchen im Garten unter freiem Himmel. Ich ſaß ihr gerade gegenüber. Sie ſchien mir ſchöner als je; in jedem ihrer Blicke lag eine Odyſſee; ſie lächelte einen Maitag in meinem Herzen wach, und es ward mir ſo zu Mute, als an dem Tag, wo ich in der Klaſſe mein erſtes Prämium bekam. Da erbarmte ſich der Himmel meiner und ſchickte einen plötzlichen Platzregen herniederl Alles flüchtete ins Haus und unter die Laube. Ich war der Erſte, und die Gelegenheit bei ihrem langen Schopf ergreifend, ſetzte ich meinen Strohſeſſel an das kleine Tiſchchen, wo die zwei Schönen ſaßen, und eröffnete den Cyklus meiner Gaſtrollen mit der geiſtreichen Ouverture: „Sie erlauben, meine Gnädigen, es regnet furchtbar!“ Das war gewiß kein trockener Anfang, und ſo zu ſagen Waſſer auf meiner Mühle. Sie nickten mit dem Haupte, rückten etwas abſeits und enge aneinander. Eine große Pauſe trat ein, die Schönen aßen ſtill ihren Kuchen, nur von häufigen Donnerſchlägen unterbrochen. „Die Götter donnern rechts und die heiligen Hühner picken lebhaft ihr Futter!“ Das iſt ein gutes Zeichen, und ich rückte etwas näher. Sie rückten wieder abſeits. „Es iſt mir ſehr ſchmeichelhaft,“ fing ich mit aller Platina an, die meine Stimme nur auftreiben konnte, „daß ich Sie, meine Schönen, ſo zu ſagen verrückt mache!“ Sie ſahen ſich einander an wie die Turteltauben, ſchillerten etwas mit ihrem Gefieder und fuhren fort zu ſchweigen. Mein göttlicher Witz war vergebens abgeblitzt. Ich war in Verzweiflung. Da rettete mich ihr Mops. Sie hatte einen kleinen Mops bei ſich. Ich dachte mir, vielleicht führt der Weg zu ihrer Bekanntſchaft durch dieſen Mops. Es war einer der abſcheulichſten Mopſe, den je die Mopswelt hervorgebracht; aber die Liebe überwindet auch einen Mops. Ich lockte den Mops zu mir, und vermittelſt der unwiderſtehlichen Sprache eines Stückchens Schinken war der Mops bald mein innigſter Freund. Es war ein liebes Tier, auf dem rechten Auge blind und auf dem Hinterfuße lahm, ſonſt die liebe Unſchuld ſelbſt. Er lag auf meinem Schoß und ſah mich mit ſeinem Solo-Auge pomeranzenfärbig an. Das ſchien ſie zu rühren. O, wenn ich nur erſt den Mops eines Frauenzimmers an mein Herz drücke, ſo folgt bald die Mopsgebieterin nach. „Ach,“ ſagte ich, meine Stimme war weich wie Saffian, und in meinem Auge glänzte eine wahre Hundethräne, „ach, welch ein ſanftes Geſchöpf!“ Das wirkte. Sie neigte ſich zu mir: „Ja, es is a liebes Viecherl; ſind Sie auch ein Freund von dieſen Hunderln?“ — Mir fiel der Mops und das Herz zu Boden! Dieſer Purpurroſenmund und dieſe Worte! Der Mund ſchien mir ſchon nicht gar ſo reizend, und mir kam

es vor, als sei er ein bischen schief. Dennoch aber rückte ich noch näher. „Sie werden mich doch nicht fürchten," fragte ich mit jenem unergründlichen Lächeln, welches meine Freunde „den unterirdischen Hohn" nennen. „Fürchten?" erwiderte sie, „o jegerl, warum nit gor!" Mir schauderte die Haut. Der Mund schien mir wiederum um viel weniger schön. „Habe ich die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?" „O ja, i lef' Ihnen sehr gern, weil Se so ein' gespaßigen Hamur haben." In diesem Augenblick kamen mir ihre Lippen kirschblau und ihre Zähne rabenschwarz vor, doch wollte ich mich vom Grund aus kurieren und setzte das Gespräch fort. „Es ist leicht, in gutem „Hamur" zu sein in einer Welt, die solche Schönheiten hat, wie Sie." — „Ich!" kicherte sie; „jetzt gengen's, wollen's mi a antupfen?" — „Antupfen?" fragte ich ganz verblüfft. — „Ja, ich hab's schon g'hört, Sie tupfen alle Leut' an, und machen Ihnen über sie lächerlich!" — Ihre Götteraugen kamen mir nun auch schon halb katzengrün vor. Ich ergriff ihre Hand und sagte: „Der Regen ist köstlich, so ein Ungewitter hat auch Dido zur glücklichen Liebe geholfen." — „Di do?" fragte sie und sah sich überall um; „welche denn?" — „Nein," versetzte ich, „Dido, so hat eine Frau geheißen; wie heißen Sie denn?" — „Raten's einmal!" war die Antwort. Nun ist das keine geringe Aufgabe, zu erraten, wie jemand heißt. Ich zog mich, wie immer in ähnlichen Fällen, mit einem unterirdischen Lächeln aus der Affaire und sagte nach kurzem Besinnen: „Lorenz"! — „I, warum nit gor! Na das erraten Sie nit, wie mir haßen; da segen Sie's selbst." Sie reichte mir den Zipfel ihres Taschentuches, da stand es: „Agahde". „Aha," sagte ich, „meine Schöne, sind Sie eine Freischützische? Und Ihre schöne Freundin, wie heißt die?" — „Ach, raten's einmal wieder!" — Mit einem unterirdischen Lächeln riet ich wieder: „Melchior!" — „I, warum nit gor! Da schaun's!" Sie reichte mir das Ende des Taschentuches ihrer Freundin hin, da stand es: „Frihtderrigge". „Zwei sehr schöne Namen," sagte ich; „jetzt raten Sie, wie ich heiße!" — „Wie werden Sie denn heißen! Sie heißen halt: der Kaffeer!" — „Ja, der Kaffeer, das ist mein Familien-Name, aber meinen Vornamen!?" — „Ihr Familien-Name? Warum nit gor! Sie haben ja noch gar ka Familli!" — „O meine Holde, das ist eine Sache für sich; aber raten Sie, wie ich mit meinem Vornamen heiße?" — „Na, M. G.; das M. Mitzi!" — „Richtig! Und das G.?" — „Das G.?" Gürgel!" — „O, das hat Ihnen einer gesagt!" — „Meiner Six nit!" — „Ich denke, das M. könnte auch „Moritz" heißen!" — „Moritz? Na, Sie werden mir doch die Leut' nit kennen lernen wollen, die Moritz haßen?!" — „Aber ich bitte Sie, könnte ich denn nicht ebenso gut Moritz heißen?" „Warum nit gor! So schauen's aus die Leut', die Moritz haßen!" Ich muß gestehen, daß das mich ein wenig aus der Fassung

brachte. Ich dachte nicht, daß es einen eigenen Anſchauungstypus gäbe für Menſchen, die Moritz heißen. Das Wetter hatte ſich indeſſen aufgehellt, der Regen machte dem Sonnenſcheine Platz. Ich war herzlich froh. Die ſonſt Angebetete kam mir ganz ungemein häßlich vor, ſolchen Einfluß hat Grammatik und Orthographie auf die weibliche Schönheit. Ich empfahl mich Aaahden und Frihtderiqqen, und nahm mir vor, dieſe Szene zu erzählen, damit ſich das ſchöne Geſchlecht zu dem Kölner Waſſer und zu der Pomade auch eine Sprachlehre und eine Orthographie für die Toilette anſchafft. Probatum est!

Kleines Toiletten-Büchlein des weiblichen Herzens.

Man hat dir, meine holde Leserin, schon viele Toiletten-Büchlein geboten, Toiletten-Büchlein des Leibes und Toiletten-Büchlein des Geistes, aber noch nie ein Toiletten-Büchlein des Herzens.

Man ist von deiner Jugend an, meine holde Leserin, damit beschäftigt, deinen Körper zu pflegen, zu warten, zu verschönern, groß und gerade zu richten, man hält dir Tanz- und Reitlehrer ꝛc., man ist auch damit beschäftigt, deinen Geist zu bilden, du verstehst Musik und Sprachen, Blumenmalen und Singen, Geographie und Geschichte. Man putzt deinen Körper heraus wie einen Weihnachtsbaum und behängt ihn mit tausend bunten Dingen und abflackernden Lichtern, auf daß die unverständigen Menschenkindlein nach seiner Bescherung die Hände ausstrecken sollen; man putzt deinen Geist heraus wie ein Schmetterlings-Kabinet, damit er schillere und glänze mit seinem angeflogenen Fittigschimmer und mit seinem Farbengaukelspiel das Auge dir blende, das kurzsichtige; aber man putzt dein Herz gar nicht heraus, man bildet, man erzieht es nicht; dein Herz ist das Aschenbrödel der beiden Schwestern Körper und Geist; Körper und Geist werden allen Freiern auf dem Präsentier-Teller vorgeführt mit allen Schlittengehängen und mit allem Krimskrams der eitlen Gegenwart, aber das Aschenbrödel-Herz bekommt man nicht zu sehen, das Herz bleibt in grauer Unanscheinlichkeit zu Hause am Kamine, während Körper und Geist ihre Künste zeigen müssen.

Und doch, meine holde Leserin, was nützt dem weiblichen Wesen alle Schönheit des Körpers und des Geistes, wenn das Herz nicht schön ist? Der Körper zieht an, der Geist nimmt gefangen, aber festhalten den Gefangenen, für die Lebenszeit festhalten, das kann nur das Herz. Was nützt es, wenn Euere Gestalt ist füllig und üppig, wie die Weizenähre des Banats, und Euer Herz ist leer und hohl, wie eine taube Nuß? Was nützt es, wenn Euer Gesichtlein ist schneeflockig und weiß wie der Silberschaum des Meeres am stillen Gestade, und Euere Wänglein sind lieblich und rosig, wie die glühende Lippe der Abendwolke, wenn der Tag scheidend sie küßt, und Euer Herz ist voll von häßlichen Mutter-

malen und Leberflecken und bleichsüchtigen Streifen? Was nützt es, wenn Euer Ohr in zehn Sprachen vernehmen kann das Wort der Leichtfertigkeit, und Euer Mund in zehn Sprachen erwidern kann die Rede des Leichtsinns, und Euer Herz nicht versteht seine einfache angeborne Muttersprache: die Sprache des Herzens und Euer Herz ist wie ein Taubstummer, und nicht hört die Töne des Gefühles, und nicht spricht die Worte der Empfindung? Was hilft es, wenn Euere Hand vermag auf die Leinwand zu hauchen die süßesten Landschaften, überbaut von zauberisch verglühenden Himmeln: wenn Euere Hand vermag künstlerisch einzunähen und einzusticken glühende Blumen, die mit Feuer-Augen uns anfunkeln und zublinzeln, und wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein häusliches Stillleben mit seinem einfach ewig klaren Himmel um Euch hervorzurufen, wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein einziges kleines Blümchen der Freude, der reinen Tugend der Liebe einzusticken und einzunähen in den Goldgrund eines andern menschlichen Herzens? Was nützt es, wenn Eure zehn Finger wie magische silberne Schlüsselchen aufschließen das Zauber-Reich der Töne und aus demselben heraufbeschwören die leichtbeflügelten, tonbeschwingten Geister aller Harmonien, und Euer Herz nicht anzuschlagen vermag einen einzigen Akkord auf der myriaden-besaiteten Klaviatur der Gefühle und keinem andern Herzen zu entlocken vermag einen verschwisterten Laut? O, meine holden Leserinnen, wenn Ihr so ausgerüstet seid mit den blitzenden Waffen des Geistes und mit der blankgeputzten Glanzrüstung des Körpers und innen aber fehlt das Herz, das belebende, herrliche, göttliche Herz, dann seid Ihr schön und vergnüglich anzuschauen und anzugaffen in den Rüstkammern und in den Zeughäusern der Gesellschaft und der Salons, aber Ihr seid nicht in die Arme zu schließen, man kann die fühlende Brust nicht legen an Euer überpanzertes Außenwerk, und dem Herzen schlägt aus diesem blanken Waffengebäude kein innewohnendes Herz entgegen, welches freundlich: „Herein!" ruft. Glaubt mir, meine freundlichen Leserinnen: Körper und Geist machen die Zange, mit der man die Männer anfaßt, und freilich wollen wir Männer auch hübsch gefällig und sanft angefaßt sein. Freilich ist es auch hübsch, wenn diese Anfaß-Zange hübsch fein gearbeitet, aus silbernem oder güldenem Stoff ist; allein das Herz, das ist die traute, heimliche Jelängerjelieberlaube, in welcher Ihr die Männer für ewig behalten wollt; das Herz ist das Museum der Liebe, in welchem Ihr die Männerherzen für immer aufstellen wollt; darum müßt Ihr trachten, dieses Museum zu heiligen und in reiner Weihe zu erhalten, in sittiger Stille und Ruhe; müßt an diesem Herzens-Museum nicht Fensterchen und Gucklädchen ringsum anbringen, sondern das Licht muß von oben, vom Himmel, hineinfallen; die Wände Eueres Herzens müssen nicht mit eitlem Schnitzwerk und

von glänzenden Fresken überdeckt sein, sondern von den sediegenen Haut- und Bas-Reliefs und den getriebenen Wappenbildern des wahren Herzensadels, und von dem schweren, seidengleichen Goldstoff der Tugend

Ach ja, meine lieben Leserinnen, Mütter und Erzieherinnen thun genug für den Körper ihrer Töchter, zu viel für den Geist, aber nichts oder sehr wenig für ihr Herz! Auf alles nehmen sie mehr Rücksicht, als auf das Herz! Wenn der Körper eine schiefe Richtung bekommt, da wird lamentiert und um den Arzt geschickt, und Luftbetten und Zwangmieder angeschafft; aber wenn das Herz eine schiefe Richtung bekommt, das merkt die Mutter nicht einmal! Wenn das Töchterchen die Stirn kraus zieht da legt die Mutter die Hand darauf und fragt: „Was fehlt dir, Töchterchen?“ Wenn sich aber das Herz der Tochter krampfhaft und schmerzlich zusammenzieht, darnach wird nicht gefragt! Bei Tische, an großen Tafeln, da sagt die zärtliche Mutter hundertmal: „Ach, liebes Kind, verdirb dir den Magen nicht!“ aber sie führt sie in frivole Zirkel, an den Freitisch der großen Welt, und sagt nicht: „Ach, liebes Kind, verdirb dir das Herz nicht!“ Und der Magen braucht doch weniger Sorgfalt, als das Herz, denn der Magen wirft, wie der gesunde Humor, die schlechten Stoffe selbst heraus, aber das Herz nimmt die schlechtesten Stoffe am liebsten auf, und treibt sie in Saft und Blut schnell herum. Einem überladenen Magen kann man zum brechen eingeben, so vielmal man will, aber das Herz, ach das Herz bricht nur einmal, dann ist es aus!

Darum, meine holden Leserinnen, ich bitte Euch, bekümmert Euch mehr um die Toilette Eures Herzens! O, es giebt auch für die Herzens-Toilette schöne, elegante Putzwaaren, Bänder und Kettchen, und Ringe und Schleier u. s. w., als da sind: das Band der Liebe und der Freundschaft; das Band der Eintracht; die goldene Kette weiblicher Pflichten; der Schleier der Züchtigkeit und der Gürtel der Scham, der Mantel der Nächstenliebe, die Perle der Tugend, der Krystall der lautern Empfindung und der kostbare Solitär der einzig beseligenden Religion! O, seht, wie reich, wie glänzend, wie herrlich diese Bijouterien für die Toilette Eures Herzens daliegen; greift zu, Euch damit zu schmücken, die drei schönsten Zierden des edlen weiblichen Herzens sind stets bereit, Euch zu verschönern, die drei himmlischen Herzenszierden: Religion, Liebe und Tugend.

Ich kann Euch weiter, meine freundlichen Leserinnen, nichts sagen, als wiederum, wie ein weibliches Herz eigentlich sein soll, und wie es zugleich nicht sein soll; Ihr habt den Talisman bei Euch, der es dazu machen kann.

Ein weibliches Herz soll sein wie ein Kirchhof, es soll von allen, die darin wohnen, nichts als Liebes und Gutes sagen; und

wiederum ſoll es nicht ſein wie ein Kirchhof, es ſoll nicht ſogleich Gras wachſen laſſen über die Teueren, die es einſchließt. Ein weibliches Herz ſoll ſein wie eine Glocke, die Freuden und Leiden ſeiner Mitmenſchen ſollen darin gefühlvoll widerklingen; und es ſoll wiederum nicht ſein wie eine Glocke, es ſoll nicht von jedem kleinen Riß, den das Schickſal hineinreißt, verſtimmt und unklar werden. Das weibliche Herz ſoll ſein wie ein Schiff, gerade wenn der Sturm des Lebens am ſtärkſten tobt, ſoll es auf der hochgehenden Welle emporgetragen werden zum Himmel; und wiederum ſoll es nicht ſein wie ein Schiff, es ſoll nie verſchlagen ſein und nie flott werden. Ein weibliches Herz ſoll ſein wie ein gutes Bildnis, die Zeit ſoll ſeine etwas zu grellen Farben mildern und immer weicher und gefälliger machen; und wiederum ſoll es nicht ſein wie ein gutes Bildnis, es ſoll nicht jeden, der es anſieht, wieder anzuſehen ſcheinen. Das weibliche Herz ſoll ſein wie eine Schwalbe, ſo häuslich, ſo fromm und heimiſch; und ſoll wiederum nicht ſein wie eine Schwalbe, es ſoll uns nicht entfliehen, wenn der Herbſt naht, und nicht in den Winterſchlaf geraten. Das weibliche Herz ſoll ſein wie die heilige Schrift, ſo voll vom Worte Gottes und ſo einfach und ſo ewig milde; und es ſoll wiederum nicht ſein wie die heilige Schrift, es ſoll nicht in ſo viel Zungen exiſtieren. Das weibliche Herz ſoll ſein wie die Auſter, es ſoll ſich nur einmal aufſchließen, um den Tau der Liebe in ſich aufzunehmen und ihn als koſtbare Perle all ſein Leben lang in ſich tragen; und wiederum ſoll es nicht ſein wie die Auſter, es ſoll keine ſo harte Schale haben. Ein weibliches Herz ſoll ſein wie ein Springbrunnen, der friſche Strahl des Gefühls ſoll aus ſeinem Innern emporſchießen und in tauſend Teilchen zerſtäuben, alles rings erfriſchen und erquicken; und es ſoll wiederum nicht ſein wie ein Springbrunnen, die Empfindung, die es ausſtrömt, ſoll nicht immer wieder nur zu ſich ſelber zurückkehren. Ein weibliches Herz ſoll ſein wie eine Äolsharfe, die, angehaucht vom weichen Odem der Empfindung, auftönt in leiſen, lieblichen, heiligen und ahnungsreichen, ſchmelzend-erklingenden Akkorden; und wiederum ſoll es nicht ſein wie eine Äolsharfe, nicht jeder Windbeutel ſoll ihm einen harmoniſchen Ton abgewinnen. Ein weibliches Herz ſoll ſein wie ein Kalender, es ſoll alle Himmelszeichen in ſich tragen; und wiederum ſoll es nicht ſein wie ein Kalender, es ſoll nicht ſo viele Namenstage zu feiern haben. Kurz, ein weibliches Herz ſoll ſein wie ein wahrer Humoriſt: wenn es einen Gegenſtand erfaßt hat, ſoll es davon gar nicht weichen können; und wiederum ſoll es nicht ſein wie ein wahrer Humoriſt, der ſich nicht anders zu helfen weiß, als daß er ſeinen Gegenſtand plötzlich verläßt und abbricht.

Das Auge der Geliebten.

Schön ist das Auge der Geliebten, wenn es geschämig sich hebt und den lieblichen Wimper lichtet vor dem glänzenden Ovale; wenn es, verzagt suchend den Gegenstand seines Liebens, scheu herumirrt, und süß erschreckt zurücksieht, wenn es den Liebenden gefunden; wenn es dann willig folgend dem Zuge des Herzens sich wiederum hebt, und spähend der Blick schwimmet in mild aufdämmernder Sehnsucht! Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn es der verschlossenen Lippe zuvoreilt im beredtsamen Geständnis, wenn die bläuliche Farbe verkündet, daß in dem Herzen verborgen ruht der Schatz beglückender Liebe; wenn der schimmernde Demant im Zauber-Ringe ausstrahlt den Glanz der Erhörung; wenn unter den freundlich-gewölbten Brauen hervorquillt der liebliche Äther des Blickes, und das süße Bekenntnis aus des Auges offenem Himmel niedertropft wie der Tau von dem verschwiegenen Busen der Nacht. Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn durch seinen wolkigen Himmel sich schlängeln die Blitze des Zürnens, wenn die grollenden Blicke zucken durch das dunkle Gespinnst wie Weberschiffchen durch das Kunstgewebe des Meisters; wenn in dem südlichen Himmel des Auges plötzlich auflodert das Nordlicht des Zornes, wie Schwerter und Sicheln, und sie dann versöhnt zusammenfließen zur lieblichen, zur friedlichen Dämmerung und zum jungen Morgenrot der Liebe! Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn angeregt vom gefühlvollen Herzen die Thräne des Mitleids es trübet, sowie die klare Quelle sich trübet, wenn der Herzkern der Erde erbebet; wenn die Thräne, das tropfbare Echo der Seele, ihr nasses Gewand wickelt um die Schönheit des Auges. Schön ist das Auge der Geliebten!

— Am schönsten und am heiligsten zugleich ist das Auge der Geliebten, wenn es voll Andacht sich hebet im frommen Gebet! Wenn es, zum Himmel gewandt, schimmert im verklärenden Licht des Gebetes; wenn der fromme Blick aufsteigt aus seiner reinen Muschel, wie die Lilie aus jungfräulichem Boden; wenn seinem

stummen Blicke entblüht ein Gebet voll Innigkeit und Demut, voll Religion und göttlicher Liebe; wenn in seinem schimmernden Ring sich mait der tiefe Himmel des Glaubens, wenn das Kreuz, das Fundament eines jeden Sternes, in seinem Sterne erglüht in inniger Andacht; wenn es den sanften gläubigen Blick wehmütig heftet an den großen, blauen Gnadenbrief des nie wankenden Himmels: O wie schön und heilig ist dann das Auge der Geliebten, und wer es sah in diesem Moment, dem ist ein schöner Tag, ein langer Tag des Lichts und der Seligkeit, ein Tag der Versöhnung mit sich selbst aufgegangen, und in seiner Sterbestunde wird das Auge der Geliebten wie ein Leuchtstern ihm vorschweben auf dem lichtlosen Pfade, denn schön ist das Auge der Geliebten!

Die deutsche Sprache und die deutschen Frauen.

Wenn man ein Land oder eine Nation kennen lernen will, so mache man sich vor allem mit der Sprache und mit den Frauen dieses Landes oder dieser Nation bekannt. Mit Sprachkenntnis und Frauenkenntnis kommt man überall gut durch. Die Sprache und die Frauen erlernt man beide, wenn man alle Redeteile gut inne hat; besonders muß man das „Zeitwort" gut können, das heißt, man muß immer Zeit haben, Worte zu machen und Worte zu hören. Wer mit den Frauen gut und schön sprechen kann, besonders aber geläufig, dem sind oder werden sie hold, eben weil sie selbst das Herz auf der Zunge tragen und voraussetzen, wer schön und gut spricht, müsse auch schön und gut denken.

Ich glaube, wenn es nur ein einziges Frauenzimmer auf der Welt gäbe, und dieses Frauenzimmer befände sich in Männergesellschaften, wo gut gesprochen würde, sie würde sich nie nach einem weiblichen Wesen sehnen, noch weniger würde es ihr einfallen, zu sagen: Schade, daß Dieser oder Jener nicht ein Frauenzimmer geworden ist!" Gäbe es aber nur einen einzelnen Mann auf der Welt, und er befände sich stets in Frauengesellschaft, so würde er selbst von der Gebildetsten, die am besten und geistreichsten spricht, sagen: „Schade, daß sie kein Mann ist!" denn der Mann besitzt mehr Gattungs-Egoismus, als die Frau.

Wenn jemand nach England gehen will, so mache er sich erst mit der englischen Sprache und mit der Sitte der englischen Frauen bekannt; wenn jemand nach Italien gehen will, so mache er sich erst mit der italienischen Sprache und mit den italienischen Frauensitten bekannt. Wenn aber jemand aus England und Italien, aus Polen und Rußland, aus Ungarn, aus der Türkei ꝛc. nach Deutschland reisen wollte, so müßte man ihm, sonderbarer Weise genug, sagen:

„Willst Du nach Deutschland gehen, so mache Dich erst mit der französischen Sprache und mit den Sitten der französischen Frauen bekannt."

Wir haben jetzt zwar keine französischen Truppen unter uns,

aber es steht dennoch eine französische Armee in Deutschland, eine furchtbare französische Armee, eine Armee Gouvernanten.

Diese Armee ist desto gefährlicher, da sie schon unsere Kindheit enttäuscht und zu Franzosen macht. Voyageurs und Gouvernanten haben kein Vaterland, sie wollen bloß ihren Wein und ihre Sprache an Mann und an Frau bringen.

Wird uns Deutschen nun ein Kindlein geboren, so ziehen wir es beileibe nicht bei Muttermilch und Muttersprache, sondern bei Ammenmilch und Gouvernantensprache auf. Das Kind soll nicht nur nicht deutsch sprechen, sondern auch nicht deutsch lallen.

Der deutsche Knabe soll dem deutschen Vater ja nicht „Vater" entgegenlallen, sondern „père!" da kann er sich noch nebenbei an das Spiel „pair ou non pair" erinnern, und der Junge, der schon als Kind nicht „Vater!" lallen mag, wird als Mann den Brustkasten für das gewichtige Wort: „Vaterland" nicht sehr erweitern.

Die Mutter will von ihrem Töchterlein nicht Mutter genannt werden, sondern „mère". Die ist aber wenig Mutter mehr, und es ist kein Wunder, daß das Töchterchen, wenn es größer wird, keine Muttersprache, sondern „une mère-langue", auf gut deutsch bloß mehr Zunge hat.

In dreißig Jahren werden sich deutsche Frauenzimmer, die deutsch sprechen können, und Männer, die Pockennarben haben, als Rarität für Geld sehen lassen können. Wer seine eigene Sprache vernachlässigt, um eine fremde zu kultivieren, ist ein Stiefvater, der seine eigenen Kinder darben läßt, während er die Kinder seiner zweiten Gemahlin in Gold und Seide kleidet.

Gute Gedanken, in seiner Muttersprache gelesen, heißt gutes Obst von selbstgezogenen Bäumen pflücken; diese Gedanken in einer fremden Sprache lesen, heißt sie vom Vorkäufer erlangen müssen.

Wenn man eine in seiner Muttersprache gedachte kräftige und geniale Idee in einer fremden Sprache ausdrücken will, so kommen mir die dabei beschäftigten Gedanken, die doch erst bei der deutschen Idee anfragen müssen, immer vor, wie die Gesandten gewisser außereuropäischer Mächte, die bei jeder Verhandlung erst von ihren Höfen Instruktion einholen müssen; bis diese aber kommt, ist die Sache bereits in Vergessenheit geraten.

Sagen Sie mir gefälligst, meine freundlichen Leserinnen, drückt sich die wahre Empfindung je in einer fremden Sprache innig und herzlich aus? Wenn einem durch und durch gouvernantierten Frauenzimmer plötzlich stark auf den Fuß getreten wird, wird es ausrufen: „Hélas!" oder: „Ach!"? Überhaupt, wenn Sie überrascht werden vom plötzlichen Schmerze oder von plötzlicher Freude, würde sich Ihre Empfindung in deutscher Sprache Luft machen, oder übersetzten sie dieselbe erst ins Französische?

Einen Beweis des Gegenteils giebt die Erfahrung, daß Damen und Herren, die nie anders, als elegant französisch sprechen, mit

ihren Bedienten und ihren Stubenmädchen in einem kräftigen deutschen Kurrentstil zanken. Ich habe mich, wenn ich deutsche Frauen mit französischen Gebetbüchern in die Kirche wandern sah, oft gefragt: Ist es möglich, daß ein deutsches Herz auf französisch sein Gebet zum Himmel schicke? Es kommt mir dann immer so vor, als ob sie jedes Gebet mit Monsieur anfingen, oder wenns hoch kommt, mit „Sire".

Wir Deutsche, wir haben einen „Gottesdienst", wir dienen Gott mit Lieb' und Treue; welches Wort giebt uns die französische Sprache für Gottesdienst? „Le culte!" Es ist kein Gottesdienst mehr, es ist eine Kultur, man kultiviert unsern lieben Herrgott wie eine Bekanntschaft, macht ihm alle Sonntage hübsch eine Visite. Wir haben einen Hochaltar Die französische Sprache hat dafür einen „Maitre Autel", welcher an „Maitre d'hôtel" erinnert. Sehen Sie, meine freundlichen Leserinnen, unsere deutsche „Liebe" an. Sie mögen nun eben in der Konjugation des Zeitwortes „lieben" bei der gegenwärtigen, vergangenen oder zukünftigen Zeit sein, so werden Sie doch gestehen, daß das französische „l'amour" eine wahre Wasserverdünnung gegen unsere Liebe ist.

Der Deutsche sagt: „er hat sich verliebt". Die Partikel „ver" zeigt einen gänzlichen Verbrauch durch das nachfolgende Zeitwort an, also sein ganzes „Ich" ist in diese Liebe übergegangen; das ist der Charakter wahrer Liebe, das eigene Selbst hat ganz aufgehört, es ist ganz Liebe geworden, es ist eine heilige, göttliche Wandlung vorgegangen. Die französische Sprache sagt: „Prendre de l'amour", so wie man sagt: „Prendre du tabac".

Die französische Sprache nimmt eine Prise Liebe, so wie sie eine Prise Tabak nimmt, mit vieler Grazie, des Tages ungefähr dreimal

Wenn wir auf deutsch gesagt wird: „Ich liebe Dich!" da wird mir mein Glück in runder Münze, in echt deutschem Gepräge, mit echt deutscher Bündigkeit und Bestimmtheit gereicht. Wie klingt aber das „ich liebe Dich" aus einem französischen Munde „Ah, que je vous aime!"

Zuerst ein hohler Donner: „Ah!"

So wie Seiltänzer sich erst durch einen Trompetenstoß ankündigen, dann kommt das: „que je vous aime!"

Die zwei Vorreiter: „Ah, que" sind der einfachen Liebe zu prunkvoll, und diesem „Ah, que je vous aime!" folgen dann einige Exklamationen und Phrasen, car, parcequs u. s. w., welche dieselben Worte noch einmal ins Detail ausscheiden; das „Ah, que je vous aime!" wird zuerst als Braten ganz auf den Tisch getragen, dann kommt es noch einmal tranchiert an die Reihe.

Sehen Sie, meine freundlichen Leser, unsere zwei edelsten Männer, die in jeder echten deutschen Biederbrust leben und weben, hat die französische Sprache zu Weibern gemacht.

„Der Stolz" und „der Ruhm", sie haben Frauenkleider angelegt und stehen als „la fierté" und „la gloire" vor uns da.

Sehen Sie einmal diese hektische „gloire" an, sieht sie nicht gegen unsern aus einer kräftigen Stammwurzel gebildeten „Ruhm" aus, wie eine gute französische „bonne" gegen einen gesunden, derben Tyroler?

Die deutsche Sprache ist wie der deutsche Mann, sie spricht nicht viel, aber sie schlägt drein, darum liefert der Deutsche eine einsilbige „Schlacht"; das ist ein kleines Wörtchen, aber es schlachtet en gros. Die französische Sprache liefert uns dafür eine dreisilbige „Bataille". Das Wort schlägt Lärm, aber man kann sich der Bemerkung nicht erwehren, daß zwei Drittel von der „bataille" an die „taille" denken. Eben so zischt das deutsche „Schwert" schon zweischneidig im Munde, der französische „epée" mit seinem zweistumpfigen E bittet um „paix", Frieden. Darum muß die gute französische Sprache ihre Helden mit dem scharfen Spiritus asper aussprechen! „Les héros", damit sie ja nicht mit „le zéros", die Nullen, ausgesprochen werden. Man muß aber gestehen, daß die französische Sprache konsequent ist, da sie aus unserm Ruhm und aus unserm Stolz zwei Frauenzimmer gemacht hat, hat sie auch aus unserm „Bart" eine Dame gemacht: „la barbe", da man doch weiß, daß die weise Vorsehung deshalb den Frauenzimmern gar keinen Bart schenkte, weil nicht alle so lange schweigen können, bis sie rasiert sind.

Sehen Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, gewisse deutsche Worte an, die sich nicht ins Französische übersetzen lassen, und gewisse französische Worte, die sich nicht ins Deutsche übersetzen lassen, und wir können auf Beides stolz sein.

Übersetzen Sie mir einmal die französische „suffisance" ins Deutsche! Sie können „Selbstgefälligkeit", höchsten „Eigendünkel" setzen. Aber, o Himmel! der Eigendünkel ist ein liebenswürdiger, bescheidener, charmanter junger Mann gegen diese komplicierte „suffisance!"

Madame la suffisance ist eine Person, die aus einem Crême von Dünkel, Stolz, Grobheit, Albernheit und Verschmiptheit besteht; der Deutsche kennt weder die Sache noch den Namen.

Nicht wahr, Sie kennen kein abscheulicheres, hassenswürdigeres Wort, als das Wort „Treulosigkeit"?

Die Treulosigkeit, dieses Labyrint im freien Reiche der Empfindung, die Treulosigkeit, diese Gotteslästerung aller Gefühle! Und doch ist dieses Wort liebenswürdig, verehrungswürdig, wenn Sie es gegen die französische „perfidie" stellen.

„Perfidie" ist nicht allein Treulosigkeit, nicht allein Falschheit, nicht allein Abfall, o nein, „perfidie" ist Verrat mit Falschheit, Hohn und Treubruch, Spott und Falschheit, Schadenfreude und

höllischer Abfall, frecher Treubruch und boshafte Lust daran zugleich.

Betrachten wir unsern deutschen „Spott", er ist gutmütig wie der Deutsche überhaupt, und gottlob ebenso schwerfällig wie er; der Deutsche schickt sich zum spotten an wie zur Bärenjagd, er verwahrt vor allem sich selbst und dankt Gott, wenn er keinen Bären gesehen hat: da bietet sich uns aber die französische „persiflage" dar, wie ein schön ausgewachsenes ausgebildetes und gewandtes Wesen, es ist gewiß in einem Fräuleinstift erzogen worden! „Persiflage" ist eine Hyäne, sie zerfleischt Namen und Menschen, nicht aus Hunger, sondern aus teuflischer Lust, sie will bloß die Ehre oder den Ruf zuckend verenden sehen.

Das Spötteln unserer deutschen Frauen ist ihnen gar nicht ernst, sie bringen es bloß in Gesellschaft mit wie den Strickstrumpf, weil sie sonst nicht wüßten, was sie anfangen sollten.

Betrachten wir unsern deutschen „Witz". Schon das Wort selbst ist spitzig; die französische Sprache giebt uns „l'esprit" dafür. Nun verhält sich das Wort „Witz" zu „l'esprit" wie das Wort „Blitz" zu „l'eclair". „Blitz" und „Witz" sieht man ordentlich schnell herniederzucken, alles rings beleuchten und zündend niederfahren, während man bei „l'esprit" und „l'éclair" von beiden kaum ein Wetterleuchten ahnt.

Geist ist nicht Witz; wir haben Kirschengeist, Hirschhorngeist u. s. w., aber wir haben keinen „Kirschenwitz" und keinen „Hirschhornwitz".

Ich wollte einmal in einem Gespräch mit Franzosen das Wort „Mutterwitz" gebrauchen und sagte: „l'esprit de la mère". Keiner von ihnen wußte, was ich sagen wollte, ich schlug den Diktionär nach und fand Mutterwitz: „l'esprit naturel". Da sah ich gleich von den Speisekarten den „Aal naturel" vor mir mit Salzwasser und etwas Petersilien!

Ich glaube durch diese kleinen Parallelen bewiesen zu haben, daß die deutsche Sprache vor der französischen noch lange nicht Chamade zu schlagen braucht; selbst zu den Calembours und Rebus der französischen Sprache, an denen wir einen wahren Narren gegessen haben, die doch nur ein glänzender Beweis ihrer Armut sind, selbst auch dazu bietet die deutsche Sprache ein ergiebiges Feld, und zu sogenannten jeux de mots ist die deutsche Sprache viel günstiger; wir Deutsche sind nur keine Jongleurs, welche die Worte gern auf der Zunge balancieren lassen, in die Höhe werfen und wieder auffangen.

Ich selbst, der ich, wie Sie sich bereits oft überzeugt haben, nur sehr geringe Gewalt über die deutsche Sprache habe, will Ihnen doch zum Spaß ein paar solche Wort-Contra-Tänze und Silbenversetzungen vorführen, um Ihnen anschaulich zu machen, wie sie sich wenden und drehen lassen.

Zum Beispiel die Worte: „Nehmen" und „Geben", wie wandelbar sind diese Worte!

In der Liebe zum Beispiel: der erste Anblick nimmt uns ein, der Eindruck nimmt zu, die Blödigkeit nimmt ab, man nimmt sich vor, sich die Freiheit des Geständnisses herauszunehmen. Nun kommt das Geben. Er bittet, sie möchte ihm Gehör geben, denn er müsse es von sich geben; sie giebt es erst zu, bald giebt sie nach, daraus wird eine Ergebung, aus dieser eine Hingebung, und bald haben sie sich etwas zu vergeben. Er giebt das Versprechen, sie zu nehmen, und will sie ihn beim Worte nehmen, so sagt er: um Vergebung! Ein Soldat im Kriege darf sich viel herausnehmen, aber er wird selten etwas herausgeben.

Man findet im Leben zwanzig Angeber, aber nicht einen Annehmer. Man nimmt sich oft vieles vor und giebt alles nach. Man macht oft als Ausnahme eine Eingabe und hat den Kopf davon eingenommen, daß es nichts ausgegeben hat. Man schreit oft vernehmlich und zugleich vergeblich. Was sich in der Ferne für schön ausgiebt, wird sich in der Nähe häßlich ausnehmen. Mancher will dem andern einen Rock nehmen und giebt sich eine Blöße, ein anderer will jemanden beim Kopf nehmen und giebt sich einen Nasenstüber. Was wir am übelsten nehmen, das wird uns gerade zum Besten gegeben. Ein Geschäft, worauf man zu viel aufnimmt, muß man bald aufgeben, und ich will dieser Variation ein Ende geben, damit Ihre Ungeduld ein Ende nehme.

Nehmen wir die zwei einsilbigen Wörtchen „Kopf" und „Haupt". Sie bedeuten eins und dasselbe, aber in welcher Abwechslung führt sie die deutsche Sprache!

Nicht jeder Mann mit Kopf wird Hauptmann, Leute ohne Kopf machen oft ein Hauptglück, und oft führt jemand kopflos Hauptstreiche aus.

Wer nicht auf den Kopf gefallen ist, wird oft auf das Haupt geschlagen. Mancher Kaufmann liest sein Hauptbuch und bekommt Kopfweh; der Gescheide, der gegrüßt wird, nickt mit dem Kopfe; der Dummstolze neigt das Haupt. Der Mann ist das Haupt des Hauses, aber die Frau wächst ihm über den Kopf. Gerade wo es sich um das Haupt handelt, da verliert man am ersten den Kopf. Der Kopf ist männlich, das Haupt ist sächlich. Das behaubte Haupt aber ist weiblich, und gerade dieses behaubte Haupt besteht auf seinem Kopfe und behauptet die Regierung. Weil Kopf und Geld selten beisammen sind, so ist auch das Kopfgeld abgeschafft worden, aber es giebt Hauptsummen, und wir sagen auch Haupt- und Kapital-Narren!

Der Kopfputz ist den Damen sehr heilig, und nur ein Hauptsturm darf ihn in Unordnung bringen. Die Stimmen der besten Köpfe machen den Hauptton selten aus, und gerade die, welche Kopfüberfluß haben, leiden Hauptmangel.

So glaube ich, werden Sie nun auch überhaupt dieser Spielerei genug haben, und schließe hiermit.

Der Kenner des weiblichen Geschlechtes.

Die Mädchen haben vier Zeitalter:

1. Das goldene: von 16 bis 21 Jahren.
2. Das silberne: von 21 bis 28 „
3. Das plattierte: von 28 bis 35 „
4. Das eiserne: von 35 bis ans Ende.

Im „goldenen Zeitalter" ist alles golden! Das goldene Frührot des Lebens schimmert um die goldenen Locken; goldene Träume vergolden ihre Morgenstunde, die Gold im Munde hat. Lauter Goldjungen umgaukeln ihre Schritte; Dichter schlagen die goldene Leyer in goldenen Saiten für ihren Reiz, lauter Goldfische drängen sich ins goldene Netz! Sie sind aber selbst sehr golden in diesem goldenen Zeitalter! wie reines Gold ist der lautere Blick; die Stimme ist reiner Goldklang und zwischen Natur und erlaubter Eitelkeit halten sie die goldene Mittelstraße. Aber sie wollen auch alles in Gold und halten auch alles für Gold! Derjenige, dem sie ihre Hand geben muß wenigstens alles Gold des Parkets besitzen, o er ein goldenes Gehänge muß in seinem Knopfloche hängen, oder ein goldener Titel muß das Blei der Person übergolden; dann halten sie auch den falschen Redeschein für echtes Gold und nehmen die erheuchelte Thränenflut für echtes Goldwasser. Dieses goldene Zeitalter dauert fünf Jahre. Leider tragen die Frauenzimmer diese fünf Goldbarren nicht in die Münze der Vernunft, um sich, wie man gewöhnlich thut, einen Mann daraus zu prägen, sie zerzupfen und zerfetzen sie in Zupfgold der Galanterie und Eitelkeit, zu Charpie für die Wunde getäuschter Erwartungen und überspannter Pläne und Wünsche; ehe man sich's versieht, ist das goldene Zeitalter vorüber und das silberne beginnt!

II.

Das silberne Zeitalter.

Vom 21. bis 28. Jahre.

Wenn die Mädchen am Ende der dreimal sieben stehen, da ist das Gold, das Rausch- und Flittergold verflogen. Die erste Jugend, dieses Gabelfrühstück des Teufels, ist dahin, und das silberne

Zeitalter beginnt. Die Mädchen halten sich nun nicht wie Goldmedaillen in Saffianfutteralen, wie Louisd'ors in seidenen Börsen verborgen, sondern sie fangen an, wie Silbermünzen sich mehr unter die Leute zu mischen und zu kursieren. Noch immer ist guter Klang und Wert da, besonders wenn das Gepräge noch in ursprünglicher Reinheit sich auf der Münze erhalten hat. Aber diese sieben Silberjahre gebrauchen sie zu einem siebenjährigen Krieg, in welchem die noch immer bedeutende Reservearmee von Schönheit und Anmut gegen den männlichen Feind heranrückt, welcher sich leider, wie König Friedrich im siebenjährigen Kriege getan hat, bloß in seinem Lager verschanzt, ohne zum Angriff herausgelockt werden zu können. Es ist unstreitig, für mich wenigstens, daß die Mädchen in diesem silbernen Zeitalter am liebenswürdigsten und umgänglichsten sind, so wie echt chinesischer Thee beim spätern Aufguß ein milderes Aroma gewährt als bei dem ersten, wo noch die wilde betäubende Kraft in ihm wohnt. Mädchen, die im Sonnenstrahl ihrer goldenen Zeit wie die jubilierenden Lerchen hoch in die Luft sich versteigen, und ihren Gesang nur für die Höhen anstimmen, streichen im silbernen Zeitalter, wie die Schwalben beim Regenwetter, bübsch niedrig, am Saum der Erde, so daß auch die Hand des Unhochgeborenen sie zu erhaschen vermag. In diesem silbernen Zeitalter haben sie die bescheidenste Idee von sich und die allerschätzbarste von den Männern; man braucht nur das Bäumchen der Gelegenheit ein wenig zu schütteln und die „Ja" fallen wie mürbe Äpfel von allen Zweigen, natürlich spreche ich von dem armierten „Ja", d. h. von dem mit Ring und Haube armierten. Kurz, in diesen sieben Jahren studieren sie Humaniora.

5.

Das plattierte Zeitalter

Vom 28. bis 35. Jahre.

Nun kommt die böse Sieben! Das Gold des Frühlings und das Silber des Nachfrühlings ist fort und sie fangen an, sich im falschen Feuer zu vergolden! Sie hören auf, pikant, und fangen an, pikiert zu werden. Sie betrachten das männliche Geschlecht mit Grimm; die Essigmutter fehlgeschlagener Hoffnungen macht ihr ganzes Leben säuerlich, sie werden aufs neue gespreizt, präziös, geziert; jeder Mann hat nun für sie einen positiven und negativen Pol; kurz sie sind wie eine Sphynx, sie lacheln, aber die Klauen sind krampfhaft zusammengezogen. Nun fangen sie an, alles zu plattieren: Haar und Wange und Herz. Ihre Liebe und ihre Neigung ist plattiert Neusilber. Der Silberblick ist erborgt, die Zeit reibt ihn weg.

4.

Das eiserne Zeitalter.

Von 35 bis ans Ende.

Nach den sieben magern Kühen des plattierten Zeitalters kommt die große Hungersnot und die Dürre aller Empfindungen. Fünfunddreißig Jahre, da ist der Äquator des menschlichen Lebens, er teilt das Leben in die südliche und nördliche Hälfte, die südliche ist zurückgelegt und auf der nördlichen blühen den Mädchen keine Paradiese mehr. Sie fangen nun an, allen Hoffnungen und Wünschen den eisernen Abschiedsbrief zu schreiben; sie schicken sich in die eiserne Notwendigkeit, und umfassen das Leben mit eisernen Schienen; sie ergeben sich mit eiserner Geduld dem eisernen Zahn der Zeit, und harren bis zum großen Tag, wo Gold, Silber und Eisen keinen Klang haben wird, und bloß die Seele, die ewig jung bleibt, aufstehen wird aus der eisernen Truhe!

Meine Sterne.

Sie war so schön mit ihrem langen, schwarzen, aufgelösten Haar! — Die letzte Sommernacht war diesesmal so schön! Sie ließ die langen, dunklen Locken reich herabflattern, als wolle sie ihr Kind, die Erde, einwickeln in diese gesponnene Seide, und als wolle sie die Welt überdecken mit Florschleier des dunklen Gespinstes! Die geisterbleichen zarten Finger der Dämmerung spielten durch die herunterwallenden Fäden. Tief im Horizonte leuchtete der Mond an der Stirn der Nacht, wie ein goldenes Regardo moi; vor dem Monde her tanzten tausend Sterne, um ihn wie Brautjungfern heraufzuführen in das bräutliche Himmelbett; der klare Abendstern lugte durch die Finsternis wie das Auge der Liebe durch dunke Augenwimpern, und die Milchstraße durchzog wie eine Guirlande weißer Rosenknospen die schwarzen Locken der entkleideten Nacht.

Ich hab' ihn so lieb, den blassen Witwer Mond, wenn er jede Nacht so traurig um die Erde, wie um das verhüllte Grab seiner Liebe herumwandelt; wenn er durch zerrissene Wolken schreitet, den feuchten Blick auf die Erde gerichtet; wenn er bleich und still immer fortschreitet, und dennoch jedem Glücklichen und jedem Unglücklichen freundlich in das Antlitz lächelt; wenn er am Tage sich mit seinem Schmerz verbirgt, und wenn er mit jedem Schmerz am Abend wiederkehrt.

Auch in dieser Nacht war ich mondsüchtig zu ihm hinausgegangen in den Prater; ich kam aus einer fröhlichen, rauschenden Gesellschaft, und gerade in und nach festlichen Stunden hält mein Herz fast immer einen stillen und geheiligten Aschermittwoch; gerade an den großen und rauschenden Macbeths-Tafeln der Freude taucht eine große Wehmut, wie Banquo's Geist, in meinem Wesen auf, und zeigt auf eine leere Stelle in meinem Herzen und ruft: „Dorthin schau!" Ja, während der Mensch alle fünf Pforten seiner Sinne weit aufgesperrt, um die Freude und die Geselligkeit und das Vergnügen mit ihren rauschenden Gefolgen einziehen zu lassen, stiehlt sich unbemerkt die Wehmut mit ein, und versteckt sich in ein Herzenswinkelchen, und wartet, bis die lärmenden Gäste wieder abgezogen sind, und dann tritt sie hervor und geht mit leisem, aber schmerzlichem Schritte in dem Herzen auf und

nieder! Gerade in dem tönenden Schilf und in den dichten Freuden-Gebüschen wohnt der Nimmersatt einer dunklen Sehnsucht, und gerade von dem Lärmen und Tosen erwacht der eingeschlummerte Schmerz in unserer Brust und klammert sich fester und schmerzlicher an uns an! Der Nachklang eines großen Jauchzens tönt fast in jedem empfindsamen Herzen, welches einmal einen großen Schmerz erlitt, wie ein langer verhallender Seufzer aus!

So ging ich denn mit einem bittersüßen Weh in die Unermeßlichkeit der Nacht hinaus, die freudig still war, wie ein selig Sterbender; die ganze Natur war so klar und so rein, die Luft bewegte sich und wallte so freundlich, wie ein Menschenherz sich hebt und bewegt, wenn es eben eine schöne Handlung begangen. Ich sah hinauf zu dem Sternenhimmel, denn hinter jedem Sterne sieht der wahrhaft gute Mensch noch einen zweiten, und einen dritten, und zuletzt seinen eigenen. Ich sah empor, um meinen Schmerz milde werden zu lassen unter dem Handauflegen der Nacht, und mich besser mit ihm bekannt zu machen, und ihn so recht weich und warm an die Brust zu nehmen, und mich mit ihm allein und einsam auszusprechen, um ihn so recht kennen zu lernen, wie man es thun muß mit jemandem, mit dem man von nun an Hand in Hand wandern muß bis zur letzten Grube von allen uns gegrabenen Gruben! —

Ach, wenn wir es nun einmal wissen, daß ein Schmerz, daß ein Unglück für ewig unser ist, dann richten wir uns darauf ein, und schließen einen stillschweigenden Jammer- und Resignations-Kontrakt mit ihm; aber die kleinen Zwischenfälle von Licht, die in die Werkernacht des Unglücks hineindringen, die kleinen Interims-Hoffnungen zwischen den Augen einer großen Hoffnungslosigkeit, die kleinen, winzigen Erquickungen und Selbsttäuschungen während eines fortdauernden Schmerzes, diese sind es, die den Mut zerfressen und das Herz entnerven, und die Entsagung grausam zersetzen und zersprengen, so wie eigentlich nicht der grimmige Frost das Fensterglas zersprengt, sondern in den frostablockenden Zwischenmomenten von Wärme und Glut kracht die dünne Scheibe entzwei!

Ich aber saß vor dem herabgelassenen Gitter der Nacht und sie sah mich aus ihrem dunkelfarbigen Schleier traurig milde an, und sprach sanft und tröstend: „Leidendes Herz, ich will dir senden Tröster-Sterne, daß sie dich aufrichten und stärken, und kräftigen und ermutigen zur weiten Fahrt deines dunkel überbauten Lebens!“ Und durch die herabstäubende Finsternis flimmerte ein heller Stern hernieder, und umzog mich mit bunten Strahlen und sprach: „Ich bin das Glück!“

„Tröste dich, ich bin das Glück; ich will den goldenen Teppich des Lebens vor dir ausbreiten, dir den Freitisch des Daseins beladen mit allen Schaubroten des Vollgenusses; dein lichttrinken-

des Auge will ich gewinnen mit den bunteſten Farben und mit dem lieblichſten Schmelz jeder Geſtaltung; dein tondurſtendes Ohr will ich vollgießen mit den üppigſten Klängen, mit den weichſten, girrendſten Tönen; die Ahnung deiner Wünſche will ich in Erfüllung bringen, bevor ſie noch träumend deiner Bruſt ſich entrungen, und jede Stunde deines Daſeins will ich ſchmücken mit reichen Gewändern und Edelſteinen und koſtbaren Gewürzen, wie eine Braut des Orients zur hochzeitlichen Feier!"

Ich ſah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verſchloſſen, und ich ſprach: „Laß ab von mir, flimmerndes Bild! eitles Glück, trügeriſche Malerin, die du alle Weſen mit leerem Scheine überkleideſt, Gauklerin, dahintanzend auf dem ſchlanken, ſchmalen Seile des Zufalls; eitle Komödiantin, herausgeputzt mit Theaterkronen und Rauſchgold-Lorbeer, und mit Dekorations-Malerei den Fernen betrügend; laß ab von mir, ich greife nicht in deine Regenbogenfarben, die in leeren Waſſerblaſen abtropfen; deine Gaben mußt du ablegen an den fünf Sinnespforten des Menſchen, aber ſie dringen nicht in den heiligen und hochgewölbten Dom des Herzens! Laß ab!"

Da zerfloß die Erſcheinung, der Stern ſchoß durch die Luft und verſchwand im Niederfallen!

Da trat ein zweiter Stern zu mir her und ſprach: „Ich bin der Ruhm: ich will die Schläfe dir umziehen mit dem Reif des grünen Lorbeers; deinen Namen will ich legen auf die Zungen der Milliarden der Nachwelt; dein Andenken will ich als Votivtafel aufhängen in dem Tempel der Geſchichte."

Ich ſah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verſchloſſen, und ich ſprach: „Laß ab von mir, du eitler Wolkentreter; du Seifenblaſenhändler, der du des Lebens blütenreichen Baum und ſeine fruchtbeladenen Äſte vergüten willſt mit einem Kranz aus dürren Blättern, du Galakleid der irdiſch eitlen Seele; dein trockner Glanz labt nicht die lechzende Empfindung, und das Herz, das nach einem andern Herzen ſehnend ringt! Laß ab!"

Da zerfloß die Erſcheinung, der Stern ſchoß durch die Luft und verſchwand im Niederfallen.

Da trat ein dritter Stern zu mir heran und ſprach: „Ich bin die Phantaſie. Ich will eine eigene Welt dir erſchaffen, dir anheimgeben zur eigenen Schaltung. Ich will dir dieſe Welt zuſammenſetzen aus den Farben der Iris, aus den Düften der jungfräulichen Roſe. Zu den Bergen dieſer Welt will ich nehmen den Hybla und den Montblanc; zu den Thälern das Tempe- und Chamounix-Thal; zu den Seen den Comer See und den Genfer-See; zu den Weinbergen die Ungar-Berge und die Tokayer-Hügel; zu den Fluren den Rhein-Gau und Saragoſſa's Ebenen; zu den Wäldern Italiens Olivenhaine und Heſperiens Gebüſche; zu den Grotten Vaucluſe und Montmorency; zu den Inſeln Capri und

Rügen; zu den Bädern Nizza und Ischia; und diese Klavierauszugs-Welt will ich dir überbauen mit Spaniens Himmel, mit Grönlands Abendröten und Nordlichtern, mit Mondschein-Regenbogen und flatternden Lichten; und die Morgenröten dieser Welt will ich dir weben aus dem Purpur der jungfräulichen Wange, wenn die Scham der Liebe sie musivisch übergoldet; und diese Welt will ich dir bevölkern mit Carlo-Dolce-Gestalten und Jean-Paul Titanen; und die Wälder und Büsche will ich dir vollsiedeln mit Nachtigallen, mit hochjubilierenden Lerchen; und über diese Welt will ich dir eine unendliche Äolsharfe ziehen, damit jeder Hauch des Herzens, jeder irrende Seufzer in ihren Saiten fortspiele, wie eine unsichtbare Geisterhand, und du, du sollst in dieser Schöpfung herrschen, ein unumschränkter König, zauberhaft, und alle ihre glühenden Blumen pflücken, und sie winden um deine glückliche Schläfe."

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: „Laß ab von mir, du bunter Kolibri, du Paradiesvogel, der nicht Fuß faßt auf dieser Erde. Die Zeit kommt, die allgewaltige, die höhnende, die stillverschluckende, und ziehet leise dir eine bunte Feder nach der andern aus, und sie zerdrückt eine schimmernde Glasperle nach der andern, und sie wischt mit ihrem Stundenglase die zauberische Glut von deinen Wangen, und wenn das mattere Blut träger durch mein Geäder treibt, sinkt dein Schmetterlingsfittig nieder, und der erste Schnee, der mein Haupt beschneit, überschneit deinen Montblanc und deine Tempe, und deine Capris, und der adlerbespannte Phaeton der Phantasie schleppt sich als unerhörbarer Schleifschlitten durch die frosterstarrte Schöpfung! Laß ab!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft und verschwand im Niederfallen! Und es trat ein anderer Stern zu mir und sprach: „Ich bin die Hoffnung, die reizende Gespielin des Herzens, des Lebens Morgen- und Abendrot; ich male Elysium auf Kerkerwände; ich zeige dem zerbrochenen Auge paradiesische Welten; ich gieße balsamische Tröstung in die Seele der Leidenden, ich baue goldene Tage in die Nacht der Kummervollen; ich sage zum Schmerz: „Sei fröhlich!" und zu dem schlaflosen Auge: „Schließe dich in Frieden!" ich fülle die brennende Zähre mit labender Kühle; ich bestreue das Lager der Kranken mit dem tröstenden Lotus, und ich berühre die unglückliche Liebe mit dem Geisterkusse einer blumenüberbauten Zukunft!"

Ich aber sprach: „Laß ab, du rührst und bewegst mir mein Herz nicht! Wohl magst du sein ein Lichtstrahl dem finstern Herzen; ein Karmel-Tau der welkenden Sehnsucht! eine süße Hora der leidenden Seele; eine Lotusblume auf dem Grabe des Glückes und eine perlende Thräne auf dem gebrochenen Herzblatt unglücklicher Liebe! Aber dein Reich, allgewaltige Hoffnung, sinkt zu

ſammen, und dein Zauberſtab verzundert, und deine Magie zerrinnt, und alle deine Tröſtung wird Ohnmacht an einem Herzen, welches ſeines Lebens friſchen, roten Quell, ſeiner Pulſe geheimſtes Leben und ſeines Weſens tiefſte Regung in unendlicher Liebe geſetzt hat an ein anderes Herz, und dieſes Herz hat es getäuſcht, und ſein Schwur hat getäuſcht, und alle die tauſend und abermal tauſend ſüßen, heißen, herzinnigen, liebedurchwebten, liebedurchwirkten Stunden der Beteuerungen haben getäuſcht! Dann, dann, du thörichte Hoffnung, dann ſtehſt du da vor dem Herzen, deſſen Reſonanzboden zerſprungen, und willſt einen Ton hineinlügen, dann ſtehſt du da, eine ausgehöhnte Närrin, dein Zauber iſt gebrochen, abgetropft dein Schimmer, denn dem Herzen, deſſen Wurzeln von Täuſchung zerfreſſen, dem kannſt du nichts mehr bieten; dem Herzen, das von einem andern Herzen um das Heiligſte, um das Vertrauen betrogen wurde, dem kannſt du nichts mehr geben. Laß ab, arme Hoffnung!“

Da zerfloß die Erſcheinung, der Stern ſchoß durch die Luft und verſchwand im Niederfallen.

Da trat ein anderer Stern her und ſprach: „Tröſte dich, ich bin die Religion! An meinem Buſen iſt Troſt, in meinem Arme iſt Ruhe, in meinem Kuſſe iſt Frieden. Laß nur auszucken dein zerriſſenes Herz, laß austönen deine Lippen die Paſſionslieder deiner Seele; laß dein Auge ausleeren ſeine ſchneidenden Kriſtalltropfen und die Tropfſteine des ätzenden Kummers; las von dir ausglimmen und abflackern die Augenblicksfronte der täuſchenden Feuerwerke und dann, wenn das Unglück, der Schmerz, die Bosheit, die Täuſchung, die Erfahrung, dieſe geſchäftigen Kammerdiener der Seele, dich entkleidet haben von allen irdiſchen Freuden und Erwartungen, dann werfe dich an meine Bruſt, in meine Mutterarme, und ich will dich wie einen Neugeborenen weich einwickeln in Troſt und Liebe. Komm zu mir, ich bin ja ſelbſt die Liebe, die einfachſte, und darum die höchſte Liebe, und alle Liebe auf Erden iſt ja nur ein Abfall meiner Liebe! Ich bin Liebesanfang und Liebesfortdauer ohne Liebesende. Nur bei mir iſt die Stiftshütte der Ruhe, nur bei mir die Bundeslade des Friedens: ich allein gieße die heilige Olung in dein ſturmbewegtes Herz; komm' in meine Arme!“

Da zog ein Frühlingshauch durch meine Bruſt, und es war mir, als löſte ein warmer Odem die Eisdecke von meinem Herzen, und die neuerwachten und entfeſſelten Ströme und Bäche der Empfindungen rannen und rieſelten aus meiner Bruſt wieder freudig hinein in das Leben, und klangen und ſangen ein freudig Gebet hinein in die roſenrote Schöpfung!

Frühlingspräludien.

„Come o gentle spring and from the bosom
Of your dropping clud in our plains descend.

Der Frühling kommt! Er hat die phlegmatiſche Luft, die milchartige zerriſſen, und nach ihm ſtürzt ſich der blaue Äther durch den Riß hernieder, und fällt der Erde liebewillig und inbrünſtig um den Hals, und der liebe Himmel lacht wieder, und aus ſeinem zarten blauen Auge ſchaut er hernieder und freut ſich, daß die Erde erwacht.

Der Frühling kommt! Alle meine Sinne gehen ihm jubelnd entgegen, beladen mit Geſchenken, und ſie hängen ſich an ihn, wie Kinder an einen rückkehrenden Vater, und ſie fragen, was er denn mitgebracht hat, und durchſuchen ſeine Taſchen, und der Frühling lächelt und koſt mit meinen fünf Sinnen und ſagt: „Seid nur ruhig, liebe Kinderchen, ich habe euch allen was mitgebracht, laßt mich nur erſt auspacken alle meine tauſend bunten Dinge und alle die glänzenden Geſchenke; ich werde euch dann den ganzen Erdentiſch voll damit bedecken wie an einem Chriſtabend, und ihr werdet lauter blühende Chriſtbäume und Beſcherungen erblicken!“

Der Frühling kommt! Die Luft wird würzig und lau, wie der lange Kuß der ſichern Liebe, der Himmel ſchwimmt in einem durchſichtigen Flore, wie das Auge der ſüßen Gewährung; zwiſchen den Schneegipfeln ferner Berge flattern blaue Luftbänder herein, und die große Frühlingsfeier ſchüttelt in meinem Herzen alle eiſigen Wintergehänge ab, und der Bach der Lebensfreude rinnt und klingt durch alle meine Pulſe, und in allen Winkeln meiner Bruſt werden Nachtigallen wach, und all' mein Blut in meinen Adern ſingt rote Jugendlieder und mein Geiſt treibt Knoſpen; und Luſt und Keckheit ſtrotzen aus dieſen Knoſpen hervor an das Mutterlicht des Lebens, und die fülligen Blumen des dreifachen L, Leben, Liebe und Lied, ſchießen lebensrot und blätterüppig in mir auf, und bauen in mir einen Frühling im Frühling, einen Herzenstempel im großen Naturtempel!

Der Frühling kommt! Ich komme mir viel beſſer vor, ich habe mich viel lieber, ich bin ſo leicht, ſo froh, ich glaube ordent-

lich, ich wäre um einen Kopf gewachsen, und was die Hauptsache ist: die Philister sind mir unausstehlich! Im Winter, ich weiß nicht, wie es kommt, im Winter betrachtet man die Philister viel freundlicher, sie kommen einem in der zähen Stubenluft so «ziemlich leidlich vor. Auf Bällen, Konzerten, Picknicks, Abendgesellschaften, und in allen diesen Gewächshäusern des Philistertums, da gewöhnt man sich ordentlich an sie. Ein Mensch in einem Pelz, in einem Mantel und in einer Mütze wird schon selbst ein Stück Philister.

Aber im Frühling, wenn man so hinausgeht und sieht, wie unser Herrgott auf allen Wegen und Stegen weise wirtschaftet, wie alles fröhlich dabei durch die Welt singt, und das Haus beschickt, und wie alle Bäche klingen, und die Wässerlein ihre Mieder ausgezogen haben, und in den lieben Tag hineinplaudern, und wie die Bäume die Äuglein aufthun und mit den Sonnenstrahlen liebäugeln, und wie die Gräser so schnippisch wohlig aus der Erde gucken, und aus ihren Zellen schlüpfen, und wie die Vöglein zwitschern, und wie die Luft so laumilde ist wie der Odem der Liebe, und wie vor dem Geläute der Blumenglocken die Kobolde in unserer Brust reißaus nehmen, und wie die heilige Natur alle Teufel aus uns heraufbeschwört, und uns füllt mit allen lichten Engelein des Lebens und der Liebe, und wie unser Wesen schwimmt in Poesie, und diese über uns ihre lauten Fluten zusammenschlägt wie über einer Taucherglocke, dann vergessen wir alles in und um uns! Da ist er denn endlich wieder! Fenster, Thüren und Herzen öffnen sich, und alles strömt ihm entgegen, die Menschen aus den Häusern und die Gefühle aus der Brust möchten ihm entgegen laufen, damit er ja nur geschwinder komme. Dann, wenn er da ist und da steht an allen Wegen mit seinen Blumenkörben, als sollte der Herr der Schöpfung in seinem Glanze vorüberziehen, und er wollte ihn festlich empfangen, und auf beiden Seiten am Wege stehen die blühenden Gebüsche und die duftenden Gesträuche, und die herausgeputzten Bäume, als wollten sie ausrufen: „Erhebt euch, ihr laubgekrönten Häupter und ihr jungfräulichen Blüten, denn der Herr zieht einher in seiner Herrlichkeit!“

Dann bücken sich die Gipfel der Bäume in Ehrfurcht, und die Blätter besprechen sich demutig unter einander, und die Gräser gucken neugierig aus der Erde heraus, und die Blumen neigen anbetend ihr Haupt, und durch alle Zweige rauscht ein freudiges Halleluja dem Schöpfer entgegen, der daher kommt in seinem Krönungsmantel mit Blütenhermelin und Rosenpurpur!

Ach, lieber Leser! ist es dir nicht, wenn der Frühling wiederkommt, als käme dir ein alter, lange nicht gesehener Freund wieder zurück, und du stürzest dich an seine Brust, bist so recht selig und recht still. Du hattest zuvor so recht viel mit ihm zu plaudern

und zu schwatzen, aber du bist doch still, denn du weißt nicht, wo du beginnen sollst, es drängt sich so alles auf einmal dir auf die Lippen, und doch kannst du nicht sprechen, bis so nach und nach du lang mit ihm wandelst Arm in Arm, und nun kommt eine Erinnerung nach der andern, und eine Freude und ein Schmerz der Vergangenheit kommt hintereinander, und ihr lebt sie noch alle einmal wieder durch! So ist es mit dem Frühling, wenn er nun kommt, dann fliegen wir an seine Brust, und es ist uns so wohl und so wonnig, und wir hätten dem Frühlinge so viel zu sagen und zu klagen, ach, so viel von dem vergangenen Winter, von den überschneiten Herzen, von den erstarrten Blüten und von den frostiten Blumen. Aber wir schweigen noch; nach und nach jedoch gehen wir mit dem Frühling immer länger um, und gehen mit ihm zurück in die frühern Frühlinge und in die Vorfrühlinge unseres Lebens, und da schlüpft denn eine Rückerinnerung nach der andern aus dem Architrave der Vorzeit heraus, und leistet uns Gesellschaft und mischt sich traulich in unser Gespräch! Dann gehen wir an der Hand des Frühlings herum in seiner Lustpflanzung, und jede neue Blumenstelle erkennen wir wieder, und um diese Blumenstelle gaukelt der Schatten eines entschwundenen Glückes, den uns die Blumenstelle im vorigen oder vorvorigen Jahre gewährte; und jeder stille Laubgang ruft uns zu: „Denkst du noch daran?“ und in dem frischen Säuseln der Blätter tönt uns wieder zu der Refrain früherer Liebes- oder Leidenslieder und ruft: „Denkst du noch daran?“ und die jungen Zweiglein scheinen mit dem Finger zu drohen und zu rufen: „Denkst du noch daran?“ und aus den Aiten gucken die klugen Äuglein der befiederten Sänger, und diese bekannten Äuglein scheinen zu fragen: „Denkst du noch daran?“ So ist der Frühling nur ein großes Auferstehungsfest aller früheren Frühlinge mit ihren Wonnen und ihren Schmerzen; ein Allerseelentag, der die Gräber unserer versunkenen Hoffnungen und die eingefallenen Leichenhügel unseres Glückes und unserer Wünsche mit seinen Blumen und seinem Immergrün, mit seinen bunten Frühlingslampen und Glühwürmchen überbaut! So komm' denn, o Frühling! Mein Herz ist ein frisches Grab, es liegt eine teuere, heißgeliebte, schmerzlich beweinte Leiche in diesem Grabe; ich habe ihr unter Thränen und herzzerreißendem Ach! die freundlichen Augen zugedrückt, und sie mit stillem Kummer eingesargt in die öde Kammer meines Herzens. So komm' denn, Frühling! und besuche mit leisem Schritte dieses Grab, und lege deine grünen Reiser darauf, bedecke es mit dem Weihwasser deines Frühlingstaues, wehe es an mit deinem sanften Odem, bis einst an jenem letzten Erden- und ersten Himmelsfrühling die Leiche der Liebe frisch emporblühen wird zum Leben, das keine Leichen mehr zurückläßt.

Der Sommersprossen-Tag,

oder:

Die viel Unannehmlichkeiten man auf einem kurzen Spaziergang erfahren kann.

Es giebt Tage, in denen man gerade kein Unglück, aber doch tausenderlei kleine Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten erlebt. Tage, an denen unser Genius mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen: Tage, an denen einem alles über Quere geht, wo man schon gleich in der Früh den Pantoffel verkehrt findet, und der Ärmel des Schlafrocks hineingezogen ist. An solchen Tagen, die lauter kleine Pünktchen und Fleckchen haben: kurz, Tage, die sozusagen Sommersprossen haben, an einem solchen Sommersprossentag soll der Mensch nichts wichtiges unternehmen, keinen Versuch machen, sich Geld auszuborgen, keine Liebeserklärung wagen, keine kalten Fische essen, keinen humoristischen Aufsatz schreiben, die Nägel nicht abschneiden und keinem Gönner seine Aufwartung machen; denn an diesem Sommersprossen-Tag kriegt er nichts geliehen, findet er keine Gegenliebe, verdirbt er sich den Magen, schreibt er dummes Zeug, schneidet er sich in den Finger und sagt seinem Gönner eine Sottise. An einem solchen Sommersprossen-Tag soll der Mensch nicht zu Hause bleiben; denn an diesem Tage kommen alle Gläubiger, alle Müssiggänger, alle Rekonnaissance-Visiten, alle Rekommandations-Schreiben, alle gerichtlichen Vorladungen, alle Kollektensammler, alle Konzertgeber, alle anonymen Zuschriften, alle häßlichen Frauenzimmer, alle faden Journale; des Morgens krapt der Schornsteinfeger und des Mittags scharrt der Parquetputzer im Zimmer herum; der Ofen fängt an zu rauchen; der Wind schlägt eine Fensterscheibe ein, die Thür schreit, der Schreibtisch wackelt, das Federmesser ist verlegt, die angefangene Arbeit kann man nicht finden, ein Buch, welches man gerade braucht, ist ausgeliehen, der Bediente hat gerade den Fluß vor den Ohren und die Glocke ist abgerissen! An einem solchen Sommersprossen-Tag soll man aber auch nicht ausgehen, denn es begegnen einem sodann eine Unzahl kleiner Unfälle und

Unbilde, Kleinigkeiten und Winzigkeiten, die wie Mottenfraß endlich die pelzigste Natur zerfressen.

Es war ein solcher Sommersprossen-Tag, als ich von meinem Quartiere in der oberen Bäckerstraße in den Prater spazieren ging. Beim Aufstehen hatte ich den Fuß in das Bettlaken verwickelt, daß mein Bedienter die dramatische Entwicklung vornehmen mußte. In dem rechten Pantoffel lag ein Hemdknöpfchen, welches am Abend beim Entkleiden hineinfiel, ich trat stark auf, that mir weh und zertrat das Hemdknöpfchen. Als ich von meinem Schlafzimmer in mein Arbeitszimmer gehen wollte, rannte ich an meinen Bedienten, der mir ein Glas Trinkwasser brachte, an, und beschüttete mich ganz naß. An der Kaffeemaschine war das oberste Sieb verstopft. Der Spiritus war gerade ausgebrannt, und die Milch rann zusammen. Gleich nach dem Frühstücke schickte mir jemand ein dickes Trauerspiel in fünf Aufzügen, und ein anderer ein Heldengedicht in 17 Gesängen zum Durchlesen und Meinung abzugeben dazu. Darauf kam der Friseur und verbrannte mir die Schläfe, und der Barbier schnitt mich in das linke Ohrläppchen. Darauf ließen sich einige reisende Virtuosen melden, alle mit Empfehlungen bewahret. Einige Minuten später kam eine Korrektur, die einen Rheinlachs hätte rasend machen können u. s. w.

Kurz, ich entschloß mich, zu entfliehen und einen Gang in den Prater zu machen.

Ich nahm Oberrock, Überschuhe und Parapluie, und begann meinen Spaziergang.

Ich schlug die Gangthür hinter mir zu, und sieh da! ich hatte den Schoß meines Oberrockes eingeklemmt. Ich suchte in der Tasche um den Schlüssel, ich hatte ihn auf dem Tische liegen lassen. Ich stand da und wußte mir nicht zu helfen. Eine Dame kam vom zweiten Stocke herab, sah mich wie einen gefangenen Aal zappeln und lachte über meine Beklemmung. Ich mußte den Oberrock ausziehen, den Schlosser rufen, um meinen Oberrock zu befreien, den ich hinein legte und mir einen andern nahm. Zum zweiten male verließ ich dann meine Wohnung; am Thore wollte ich dann meine Handschuhe anziehen, ich hatte sie, als ich den Oberrock wechselte, niedergelegt, und stieg wieder hinauf, um meine Handschuhe zu holen. Als ich die Treppe hinab stieg, trug jemand einen Sack Mehl in das obere Geschoß, streifte an mich an, und die rechte Seite meines blauen Oberrockes sah aus wie ein weißer Unterrock. Ich stieg wieder in meine Wohnung zurück, mein Bedienter war nicht da; ich stieg, nachdem ich meinen Überschuh abgezogen, auf einen Sessel, um die Bürste herunterzuholen, bürstete mich vollends rein ab, und verließ zum dritten male meine Wohnung. Am Ausgange des Hauses stand der Hausmeister und rief mir zu: „Euer Gnaden haben nur einen Überschuh an!“

Mit schafmäßiger Geduld stieg ich wieder zu mir selbst in die

Höhe, zog den Überschuh an und gelangte endlich glücklich auf die Straße.

Als ich in der Straße war, sah ich eine schöne Dame von der andern Seite mir entgegen kommen, ich wollte recht graziös vorüberschweben und ihr einen holden Blick zuwerfen; dabei bemerkte ich nicht, daß auf der Seite, wo ich ging, Holz gehackt wurde, stolperte über den Sägebock und fiel auf den Holzhaufen. Ich raffte mich zusammen, ging auf die Dame zu, um durch irgend einen Einfall meinen Unfall zu bemänteln, ich wollte gerade sagen, daß ich für sie gerne den Holzstoß bestiege oder dergleichen, allein welch ein Mißgeschick! es mußten mir Sägespäne in die Nase gekommen sein, ich mußte niesen, und so oft ich reden wollte, hinderte mich mein Niesen daran. Ich nahm Reißaus und wollte in das Durchhaus nach dem Köllnerhof zu gehen, rannte an eine Sänfte an, der Sesselträger schrie: „Na, der Lümmel!“ Ich machte gar keinen Versuch, ihn zu besänftigen, sondern flüchtete in das Adamische Kaffeehaus. Ich ließ mir ein Glas Melange geben und eine Zeitung; verschüttete die Hälfte des Kaffees, und in der ersten besten Zeitung, es war gerade „La Moda“, stand eben ein Artikel gegen mich. Ich verließ das Kaffeehaus, um meinen Weg fortzusetzen, da sah ich, daß hinter mir Herr X. kommt, der die Menschen auf der öffentlichen Straße mit Anekdoten totschlägt; ich wollte schnell vorwärts schreiten, um ihm zu entkommen, da fuhr ein meilenlanger Bierwagen aus einem Hausthore und versperrte die Straße! Da stand ich, vor mir der lange Bierwagen, und hinter mir einige lange Anekdoten! Richtig packte er mich, versetzte mir einige Anekdoten und wollte mir eben noch eine beibringen, als ich ihm sagte, ich müßte da in ein Haus hineingehen, und entschlüpfte in den Darvaer-Hof. In der Eile des Durchfluges blieb mein Rock an dem Stocke im Durchgange hängen, ich wandte mich rasch um und prallte an ein Mädchen an, welches ein weißes Kleid auf einem Stocke trug, schleuderte das Mädchen an die Wand und das Kleid zu Boden. „Na“, sagte das Mädchen, „können's die Ungeschicklichkeit schon lange?“ — Wie ein gejagtes Reh entfloh ich und erreichte glücklich das sogenannte Lorenzo-Thürl ohne andere Unannehmlichkeit, als daß auf dem Lorenzo-Bergel, wo eben gebaut wurde, mir gerade vor der Nase ein langer Querbalken aufgezogen wurde, und ich an fünf Minuten lang warten mußte. An dem Lorenzo-Thürl kam mir die fatale Idee, die dort angeschlagenen Zettel alle zu lesen. Der Durchgang ist schmal, die Frequenz stark, einige Personen standen schon da, die Zettel zu lesen; ein Vorübergehender, an mich anrennend, stieß mich so gegen die Wand daß ich ein mit verschiedenen Lebensmitteln gefülltes Tuch, welches ein dastehendes altes Weib in der Hand hatte, dermaßen an die Wand schnellte, daß die darin befindlichen Eier alle zerbrachen, und die Dotter

durch das Tuch herausquollen. Man kann sich denken, welche Flut von naiven Redensarten aus dem Munde der Alten, welcher mir jetzt weiter als das Lorenzo-Thürl vorkam, mir entgegen strömte. Ich rannte wie besessen der Brücke zu.

Der Wind pfiff, und es begann zu regnen. Ich mußte mit der einen Hand den Regenschirm balancieren, und mit der andern Hand den Hut auf dem Kopfe festhalten! Es gehört in solchen Zeiten nicht wenig Geschicklichkeit dazu, glücklich über diese Brücke zu kommen. Auf der Mitte der Brücke begegnete mir gerade wieder ein Mann mit einem Parapluie und die Hand ebenfalls am Hute festgenagelt. Wir rannten aneinander, wollten ausweichen, und wichen beide auf derselben Seite aus, stießen wieder aneinander, sprangen wieder beide auf die entgegengesetzte hinüber und fuhren wieder mit der Brust zusammen. So machten wir sechs- oder siebenmal den komischen Rösselsprung, bis wir uns los werden konnten. Gottlob, das Trottoir an den Kaffeehäusern ist erreicht, die Häuser der Jägerzeile versprachen etwas Schutz, und ich segelte mit meiner Parapluie-Gondel getrost vorwärts. Da reißt der Wind einer vor mir gehenden Dame den Beutel samt Taschentuch aus der Hand, ich bücke mich darnach, strecke die Hand aus, und in demselben Augenblicke reißt mir der Wind den Hut vom Kopfe und wirbelt ihn vorwärts der Jägerzeile zu. Ich wirble dem Hute nach, und er wird vom Winde gerade zu den Füßen eines mir entgegen kommenden Frauenzimmers hingetragen; ich stürze mich zu dem Hute hin zu ihren Füßen, sie erschrickt, springt seitwärts und stößt den Apfelstand der Obstlerin, beim Lamm gegenüber, über den Haufen, stolpert selbst, und da liegen wir, ich, der Hut, die Äpfel, das Frauenzimmer, und die Obstlerin steht neben uns und hält uns eine Leichenrede, die nicht in den Wind gesprochen war. Ich wollte mich erheben, glitt wieder aus, die Obstlerin zählt die Häupter ihrer Äpfel, tobt dabei, das Mädchen bringt ihren Anzug in Ordnung, ich stammle Entschuldigungen und mache mich aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Moraste. Mein Gesicht war bei dem Falle naß geworden, ich wollte mich mit meinem Taschentuche abtrocknen, allein ich hatte es in dem ersten Oberrocke in der Tasche stecken lassen. Was war zu thun? Zum Glücke fiel mir ein, daß in der Jägerzeile eine Bekannte von mir wohnte, und ich nahm keinen Anstand, in dieser Verlegenheit meine Zuflucht zu ihr zu nehmen. Ich eilte hastig die Treppe hinauf, da führte der leibhaftige Kuckuck ein Holzweib mit einer Butte Holz die schmale Treppe vor mir hinauf; ich schwankte hinterher, sie wollte eilen, verfehlte eine Treppe und das Holz fiel auf die Stiege hin. Ich räumte auch dieses Hindernis hinweg, ließ Oberrock, Parapluie u. s. w. im Vorzimmer, trat zu der gnädigen Frau ein, stellte ihr die Reihe meiner Unglücksfälle vor, und bat um ein Taschentuch. Ich

bekam es mit vieler Anmut und empfahl mich. Indessen war das zwölfjährige Söhnlein vom Hause ausgegangen und nahm ohne viel Umstände mein Parapluie mit. Sollte ich wieder eintreten? Das wollte ich nicht. Ich entschloß mich also, bei einem andern Bekannten ein Parapluie auszuborgen; denn ich gehe alle Tage trotz Regen und Wind in den Prater. Ich hatte diesen Bekannten schon unendlich lange nicht besucht und machte mir also eine kleine Anrede zurecht. Ich riß an der Thürglocke, und — man denke sich mein Entsetzen! — der Mann war längst weggezogen, ein anderer unglückseliger Poesie-Dilettant, der mir vor ungefähr einem Monate 65 Charaden zum Durchlesen brachte, öffnete mir die Thür und war ganz entzückt mich zu sehen. „Oh!" rief er aus, „Sie sind sehr gütig, daß Sie sich wegen der Charaden zu mir bemühen! Spazieren Sie gefälligst herein!" Ich war in einer gelinden Verzweiflung. „Verzeihen Sie," sagte ich, „ich bin eigentlich gekommen, weil mir gerade eingefallen ist, welche schöne Charade das Wort „Regenschirm" gäbe, und da Sie ein solcher Meister sind, so muß ich es Ihnen mitteilen und Sie bitten, eine Charade daraus für die Theaterzeitung zu machen!" Sein Gesicht phosphoreszierte vor Seligkeit: „Recht gern, recht gern!" — „Bei dieser Gelegenheit, fuhr ich fort, „könnten Sie mir vielleicht einen wirklichen Regenschirm leihen, bloß in den Prater."

Er brachte mir einen Regenschirm, der auch einer Charade ähnlich sah, denn er war seiner Auflösung ganz nahe! Rote Leinwand, die aus gelbem Neid ihre Farbe verleugnen wollte, war vermittelst eines bescheidenen Bindfadens um eine Gattung Fischerhaken fest gebunden. Als ich auf der Straße den Schirm aufmachte, sah das rötliche Ding mit seinen Fischbeingräten aus, als ob man aus einem Saibling, der die Rippenfell-Entzündung hatte, ein Parapluie gemacht hätte. Ich wollte es aufspannen, allein meine gespannte Erwartung wurde getäuscht; ich mußte selbst mit meinen zwei Fingern der rechten Hand die Klammer machen, das Dach des Schirmes zu schützen. Wenn ich in die Höhe sah, so war dieses Dach wahrscheinlich ein astronomischer Turm: denn man konnte den Lauf der Gestirne durchsehen, und es waren Löcher und Lücken zu Tubusen und Fernrohren da.

So quälte ich mich bis ans Ende der Jägerzeile hinab. Als ich am sogenannten Pfendlerhause um das Eck hinausbog, da faßte der Wind meinen Danaiden-Regenschirm und kehrte sein Dach ganz um, so daß er aussah, als hätte er den Reifrock über den Kopf zusammengeschlagen. Ich klammerte mich an dem Stocke des Schirmes fest und wurde von dieser Maschine mit fortgezogen, so daß ich und das Ganze ausgesehen haben muß, wie ein fliegender Drache. Die Gewalt des Windes, welcher sich in dem oberen Luftballon des Schirmes verfangen hatte, riß uns mitten in eine Heerde Ochsen hinein, die gerade von den Weißgerbern herüber

getrieben wurde, welche stutzig über diese Erscheinung ehrfurchtsvoll aus einander ging und uns durchließ.

Im Anfange der Praterallee pauschte ich meinen Montgolfier zusammen, der Regen hatte aufgehört und ich nahm meine Augengläser herab, um sie, da sie vom Regen naß wurden, mit meinem Taschentuche zu trocknen; ungeschickter Weise mit steifen Händen zerbreche ich das rechte Glas der Brille, welches sogleich in drei Teilen zu Boden fällt! Ich mußte nun mit einer Brille, die nur auf dem linken Auge ein Glas hat, weiter fortspazieren, und wenn ich etwas sehen wollte, ein Auge zusammenzwinkern, so daß meine Augen aussahen wie ein Jambus ⏑ – ! Ein Wagen rollte vorüber, ich zwinkerte die Augen zusammen, erkannte zwei Damen, grüßte; allein da war der Wagen schon vorüber, und mein Gruß flog in einen nachrollenden Wagen, in dem zwei mir ganz fremde Damen saßen; während nun die ersten Damen über die Unhöflichkeit meines Nichtgrüßens raisonnierten, ärgerten sich die andern zwei Damen wahrscheinlich über die Zudringlichkeit meines Grüßens; darüber mußte ich lachen, und da gerade ein dritter Wagen kam, wendete ich lachend meinen Kopf auf die andere Seite; da strich ein langer Mann, der aussah wie ein Eisenfresser, gerade an mir vorüber: der sieht mich mit gezwinkertem Blick lächelnd, glaubt, da ich mich unglücklicher Weise gerade umwendete, ich messe ihn und lache ihn aus, und fängt Händel mit mir an. Ich erzähle nun dem Bramarbas die ganze Geschichte, er wirft ein metallenes Gelächter auf, daß die Bäume zusammenbeben, und steigt weiter fort. Da führt mein guter Genius einen leeren Fiaker vorbei, ich rufe ihm zu, er soll halten; er will absteigen, um den Schlag zu öffnen, ich sage: „Bleib' nur sitzen!" reiße den Schlag auf, will flink hinaufspringen, gleite von dem nassen Auftritt herab, schlage mir das Schienbein wund und schlage zugleich die Glasscheibe an der Wagenthür zusammen. Endlich sitze ich. „Rasch!" rief ich dem Fiaker zu. Der Fiaker peitscht die Pferde tüchtig, der Weg ist glatteisig, am Anfange der Jägerzeile, bei den Kaffeehäusern, fällt ihm ein Pferd nieder und will sich nicht wieder erheben. In einem Nu setzt sich ein kleiner Anflug von Gassenjungen um den Wagen an, mehrere Fiaker kommen hilfreich, alles nützt nichts: ich bin genötigt, mit einer zerbrochenen Brille, mit einem umgekehrten Parapluie, mit einem wunden Schienbein unter dem Lach-Chor der Straßenjungen auszusteigen, und ich retiriere mich ins „Weiße Roß", wo ein Freund von mir einlogierte. Ich klopfte an. „Wer da?" — „Ich." — „Verzeihen Sie, ich kann Ihnen nicht aufmachen."

Ich ging wieder fort, nahm mir bei Nr. 1 einen zweiten Fiaker, in welchem ich endlich ohne weiteren Unfall nach Hause kam.

Mantel-Rede, in den Wind gesprochen.

Es war an einem jener schönen und heitern italischen Novemberabende, wie sie hier gewöhnlich sind: es schnitt eine kalte Luft herab; der Wind pfiff mir in die Ohren, als ob ich ein schlechter Schauspieler wäre; es regnete nicht so eigentlich, aber es taute nebelig herab, und der Himmel sah aus wie eine junge Witwe, die gerne weinen möchte und nicht recht kann; kurz, es war so ein politisches Wetter, man hätte es ebenso gut für trocken, als für naß, für recht schön und für herzlich garstig nehmen können. In einem solchen Wetter muß der Mensch entweder am Schreibtisch hocken und etwas schreiben, von dem man auch nicht weiß, ob es naß oder trocken ist, oder er muß zu seiner Geliebten schleichen, von der man oft auch nicht weiß, ob sie kalt oder warm ist. Ich hatte weder Lust zum ersten noch Mangel am zweiten, und dennoch beschloß ich auszugehen, um von dem schönen Wetter zu profitieren.

Ich beschloß auch in diesem Herbste zum ersten Male meinen Mantel wieder umzunehmen. Es ergreift mich immer ein wehmütiges Gefühl, wenn ich alle Jahre wieder meinen Mantel hervorsuche, um mich in ihn einzuhüllen. Er kommt mir dann immer vor wie ein verlassener Freund, wie ein vernachlässigter Gönner, zu dem man nur immer wieder zurückkehrt, wenn uns der Sonnenschein verläßt, und wenn er uns neuerdings gutes thun, uns schützen und wärmen soll!

Man hängt oft so einen Freund an den Nagel, wenn man ihn nicht mehr zu gebrauchen gedenkt; so wie überhaupt der Mensch so vielerlei Dinge an den Nagel hängt und sie am Ende wieder holt. Nur eines hängt der Mensch zuweilen an den Nagel, was er nicht wieder herabnimmt — sich selbst.

Die ganze Kunst im menschlichen Leben besteht darin, die Sachen zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen; das heißt, die rechten Sachen zur Zeit an den Nagel zu hängen, oder eigentlich: die Sachen zur Zeit an den rechten Nagel zu hängen, und sie zur rechten Zeit wieder herunter zu nehmen!

Mancher Schriftsteller hätte seinen Ruhm nicht überlebt, wenn er seine Feder zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; mancher Held würde seinen Lorbeer nicht zerfallen gesehen haben,

wenn er sein Schwert zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; und mancher Kaufmann würde seinen Reichtum nicht verschwinden gesehen haben, wenn er seine Spekulationslust zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte. Darum: die Sache zur rechten Zeit an den Nagel hängen und zur rechten Zeit wieder herunter nehmen, das heißt man: den Nagel auf den Kopf treffen; wer das verkehrt thut, der trifft den Kopf auf den Nagel und bleibt all' sein Lebelang vernagelt! —

Bei keiner Sache, selbst bei einem Diebe, ist das zur rechten Zeit Aufhängen so wichtig, als bei einem Mantel! Wer seinen Mantel zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen und zur rechten Zeit herunter zu hängen weiß, der ist ein Philosoph und sein Mantel ist ein Sokrates-Mantel, und ein Doktor-Fausts-Mantel, und ein Deck-Mantel und ein Glücks-Mantel.

Den Mantel nach dem Winde hängen, das ist ein Leichtes in unserer Zeit voll Wind, in unserer Welt voll Windbeutel; das eigentliche tiefe Geheimnis der Schlauen und Pfiffigen besteht eigentlich darin, den Mantel nach dem Winde zu hängen, wenn gar kein Wind geht! Gehorsamer Diener, das ist eine große Aufgabe! Ein wahrer Weltmann, das heißt, ein wahrer Mann der Welt, nicht ein Mann der wahren Welt, ein solcher Mann hängt schon im August den Mantel nach dem Winde, der im Jänner gehen wird, um dann den Jännerwind nach seinem August-Mantel hängen zu können.

Es giebt Mantel-Künstler auf der Welt, Menschen, die ihren Mantel so lange nach dem Wind gehängt haben, bis der Mantel zuletzt umgekehrt wiederum seinen Menschen in den Wind hängt. Die Redensart: Man muß den Mantel nach dem Winde hängen, taugt überhaupt nicht; es muß heißen: Man soll den Mantel in den Wind hängen, um zu sehen, woher der Wind bläst; dann erst muß man sich nach dem Mantel hängen! Der Mantel muß stärker sein als der Mensch, sonst hängt am Ende der Mantel nach dem Winde, aber nicht der Mensch. Im Grunde meint man mit dem Sprichworte: „Man muß den Mantel nach dem Winde hängen" nur, „man muß sich nach dem Winde hängen", denn der Mensch, sein Körper ist ja bloß der Mantel seiner Seele, und alle guten, schwachen und kuriosen Seelen hängen diesen ihren Mantel immer nach dem Winde.

Ich habe Menschen gekannt, die gar keinen Mantel hatten, und die doch ihren Mantel so nach dem Winde zu hängen wußten, daß sie in allen Mantel-Rollen zu Hause und echte Mantel-Kinder des Glückes waren.

Ich habe andere Menschen gekannt, die es so wenig verstanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen, daß sich jeder Wind an ihnen fing und sie fortführte, und sie beständig den Mantel-Sack nach dem Winde hängen mußten!

Andere Menschen sind noch ungeschickter und hängen ihren Mantel nach dem konträren Wind! Denen geht auch alles konträr, denn wenn auch der Mensch glaubt, er nimmt den Mantel mit, im Grunde nimmt doch der Mantel die Menschen mit.

Es giebt viele Menschen, die, weil sie ihren Mantel nach dem Winde hängen, gewiß alle ihre Worte in den Mantel hängen, jedem Worte, jedem Ausdrucke ein Mäntelchen umhängen, die alle ihre Reden und ihr Thun deshalb so bemänteln, daß alles, was sie sagen, dann in den Wind gesprochen ist.

Es giebt viele Menschen, die ihre lustigsten Stunden einem Trauermantel zu verdanken haben, und die das traurigste Herz unter einem Bajazzo-Mantel tragen.

Es giebt Menschen, die unter dem Mantel der Scheinheiligkeit den Pferdehuf verbergen; andere, die unter den Mantel der christlichen Nächstenliebe dem Nächsten seinen Mantel und Rock ausziehen.

Ich habe Menschen gekannt, die sehr einseitig waren und den Mantel doch auf beiden Schultern trugen; ganz andere hängen den Mantel bloß deshalb nach dem Winde, damit sie das Futter herausbringen! — Alles dieses und noch mehreres, was noch in meinem Mantel blieb, dachte ich, als ich meinen Mantel wieder umnahm; ich wickelte mich fest in ihn ein und dachte: Es ist eine verwickelte Geschichte!

Der erste Korb und der tausendste Thaler.

Es giebt große Dinge, zu denen eine eigene Konstellation gehört, um sie zu besitzen, und wieder andere Dinge, die man absolut schon besitzen muß, um sie im hohen Grade zu besitzen. Wenn man einmal eine Million hat, so bekömmt man die andere schon leicht durch die erste so wie man Dohlen auch immer durch die erste Dohle fängt. Wer einmal einen Korb bekommen hat, der ist im Zuge und holt sich nach und nach mehrere. Es handelt sich nur um die erste Million und um den ersten Korb; da ist der Knoten.

Zu der ersten Million gehört das Arrondieren des ersten Sümmchens von tausend Thälerchen. Aber es scheint, als ob in dem tausendsten Thaler der Gottseibeiuns stecke! Ich habe all mein Lebtag erfahren, daß der tausendste Thaler ein wahrer Schmelz-Thaler ist, der die andern auch schmelzen macht. Es ist mir all mein Lebtag leicht gefallen, neunhundert und neunundneunzig Thaler beisammen zu haben, kaum kam aber der tausendste dazu, husch! so waren die neunhundert und neunundneunzig auch beim Teufel! Es ist ordentlich, als ob der tausendste Thaler verhext wäre; als ob er der Zauberstab wäre, der durch sein Auflegen die andern verschwinden macht. Einmal hatte ich mir durch ein satirisches Werk auch den tausendsten Thaler dazu erschrieben; ich wollte ein Papierchen kaufen und es beiseite legen, man weiß, wie gut man aufgelegt ist, wenn man sich etwas beiseite legt, ich trug den Kopf hoch wie ein neugebackener Fähnrich, und glaubte, jeder Mensch sehe mich neidisch an; schon blickte mir der Wechselladen entgegen, da führte mich der Satan vor einem Antiquar vorüber, und ich erblickte Bayle's philosophisches Lexikon, das ich schon lange suchte, ich gehe hinein, kaufe es, nehme indessen von den tausend Thalern einige dazu muß deshalb von neuem nach Hause gehen, zu Hause wartet ein Gerichtsbote, der so und so viel Thaler für Konkursvergehungen will; ich muß also das Geld noch hinzulegen, und in vier Wochen sind keine Thaler mehr da. Ich schrieb nun wieder darauf los, neunhundert und neunundneunzig Thaler lagen Monate lang unangetastet im Pulte, da schickte der leidige Satanas auch den tausendsten! Ich mache mich auf, will eben ein Staatspapier kaufen, um es zurückzulegen, da

kömmt ein Freund herein, und erzählt mir, er mache eine Reise nach Hamburg, wo die naturforschende Gesellschaft sich versammelt, von da ginge er nach Helgoland und bereise die Nordsee: da war alles aus! „Ich reise mit!“ sprach ich, ging nach Helgoland, nach der Nordsee, nach Kopenhagen, und als ich nach der Natur meiner tausend Thaler forschte, hatten sie sich in nichts aufgelöst. Ich arbeitete von neuem darauf los, und gar bald lagen wieder neunhundert und neunundneunzig Thaler wochenlange beisammen, ich rührte sie nicht an und fand auch keine Veranlassung dazu, da kam der tausendste Thaler; ich ergriff mich beim Schopfe und eilte mit mir zum Bankier, ich hielt mir auf dem ganzen Wege Augen und Ohren zu, um keinen Antiquar und keinen Freund zu treffen; da war ich endlich schon im Hause des Bankiers, gottlob! ich ging die Treppe hinauf, sicher, nun mein Papier zu holen, da stürzt mir ein engelschönes Mädchen entgegen, verstört, mit Thränen in den großen blauen Augen: es war die Gouvernante des Bankiers, die er in seiner Geldrohheit eben mißhandelte; ich fragte sie, warum sie das Haus nicht sogleich verließe, da sagte sie, sie habe gar nichts, und müsse sich jede Mißhandlung gefallen lassen. „Befehlen Sie über mich!“ sprach ich, zog sie aus dem Hause, versah sie mit Geld, und die tausend Thaler waren wieder beim Teufel, d. h. beim Engel. Mit neuem Mut preßte ich wieder aus meinen drei Schreibfingern die Goldtinktur und sah bald wieder neunhundert und neunundneunzig Thaler vor mir liegen, der tausendste kam bald nach; ich entschloß mich, gar nicht mehr selbst zum Bankier zu gehen, sondern einen Freund hinzuschicken. Ich wartete mit Sehnsucht auf den rückkehrenden Freund; da zog es die Klingel. „Er ist's!“ „Endlich hab' ich ein Staatspapier!“ Ich drehte mich jubelnd dreimal auf einem Absatz herum, da geht die Thür auf, es war wirklich ein Staatspapier, nämlich ein Papier, welches mir anzeigte, den Staat binnen drei Tagen zu verlassen. Mein Freund mußte nun die tausend Thaler wieder tausend machen, und sie gingen wieder zum Kukuk.

Ebensowenig ich eigentlich zu dem tausendsten Thaler gelangen konnte, ebensowenig konnte es mir je gelingen, einen Korb zu bekommen. Nicht deshalb etwa, weil ich überall ein „Ja“ bekam, sondern weil ich es in meinen Bewerbungen niemals weiter gebracht habe, als bis zu dem Augenblicke, wo ich die Klingel fassen wollte, um den Brautwerb-Besuch bei den Eltern der Auserwählten zu machen.

Welch ein Glück ist es nicht, welch ein berauschendes Bewußtsein, einen Korb bekommen zu haben! Es ist ordentlich, als ob man einen Wink vom Schicksal bekommen hätte: Du sollst nicht unglücklich sein. Tritt man einst vor den Richterstuhl und wird gefragt: Warum hast du nicht geheiratet? so packt man seinen Korb aus und legitimiert sich mit demselben. Den ersten Korb

soll man sich einimpfen, damit man nicht mehrere bekäme, aber es ist gerade umgekehrt, wer den ersten Korb einmal hat, der holt sich alle Monate irgendwo ein Körbchen, so wie derjenige, der einmal zufällig einen Maikäfer gegessen hat, nun ordentlich alle Maikäfer gerne essen wollte. Ich habe einen Mann gekannt, der sich zwei Jahre nach einander alle Sonntag einen Korb holte und dabei dick und fett wurde. Bei mir ging es mit dem Werben wie mit dem tausendsten Thaler; wie mir der Gedanke kam, um die Geliebte anzuhalten, verschwand die Liebe; oder an der fatalen Hausthür und Hausklingel ging noch eine ganze Reform in meinem Herzen vor.

Ich liebte einmal ein ganzes Jahr lang, welches noch obendrein ein Schaltjahr war, eine Witwenkassen-Kontroleurstochter. Ich hatte sie vom Busen des Rinaldo Rinaldini entwöhnt, und nährte sie mit der romantischen Milch der klassischen Literatur; ich las ihr in langen Winterabenden die längsten Scott'schen Romane vor; ich führte sie zu Hamlet und Romeo und Julie ins Theater; ich las ihr alle zweimal vierundzwanzig Stunden ein blasses Sonett von mir selbst vor, kurz, ich bildete die Witwenkassen-Kontroleurstochter so aus, daß sie mit Anstand eine Schreibfeder-Hauptmannsgattin hätte werden können. Dann faßte ich mir ein Herz und nahm mir vor, förmlich um sie anzuhalten. Es war an einem Sonntage des heiligen Timotheus. Die Sonne schien so brautwerberisch freundlich nieder; ich sagte zu mir selbst: „die Witterung ist diesem Unternehmen günstig! mache dich auf, Moritz, und halte an, ehrsamlich und geietzt, um die Witwenkassen-Kontroleurstochter, damit es dir wohl gehe, wenn auch nicht auf Erden, doch oben im Himmel!" Ich machte mich also auf, machte meinen Kasten auf, zog den schwarzen Gast-, Audienz-, Schervenz- und Bratenrock an, weiße Handschuhe und Manschetten, und ging. Auf dem Wege lehrte ich mir eine zierliche Rede ein, machte mich auf alle Ein- und Auskommungsfragen des Witwenkassen-Kontroleurs, und auf ein Halbdutzend Schamröten der Tochter gefaßt, und nahte mich mit hörbarem Herzklopfen dem verhängnisvollen Hause, aus dessen erstem Geschoß der Gott Amor sein Geschoß auf mich anlegte. Ich warf noch einen Blick auf meinen netten Anzug, da galoppierte ein Kavallerie-Offizier so schnell vorüber, als ob er eben mutig retirierte, bespritzte meinen Anzug ein bedeutendes, und warf noch obendrein einen Handkuß in dasselbe Erdgeschoß hinauf. Es wurde mir ganz flau zu Mut; in einem schwarzen Frack mit Kot bespritzt kann man nicht produzieren, und ein Mädchen, dem ein Kavallerie-Offizier einen Handkuß zuwirft, ist auch meine Heiratspassion nicht; ich kehrte um und ging nach Hause, zog den Werberrock und die Werbergedanken aus und sah die Witwenkassen-Kontroleurstochter nicht wieder.

Geschah darauf, daß ich die Tochter eines Professors des

Zoologie, eine etwas volle Blondine, ein erkleckliches liebte. Ich nahm bei dem Vater, der etwas kurzsichtig war, Privatstunden, und wir hielten eben bei der Lehre, daß das Tier eine reizbar gewordene und mit Empfindung begabte Pflanze sei, als die blonde Professorspflanze auch reizbar wurde; und als der gute Professor mir bewies, daß das Streben der Naturforscher dahin gehen müsse, sich der Natur, bei Anordnung ihrer Erzeugnisse, so viel als möglich anzunähern, waren wir der Natur der Liebe schon ganz nahe gekommen Wiederum war es an einem Sonntage des heiligen Epiphanias, als ich meinen schwarzen Bratenrock und meinen Brautwerbungshut anzog und zu meinem Professor ging, um schnurstracks um die Hand seiner Tochter anzuhalten; ich stand schon vor dem kleinen entlegenen Häuschen, wollte eben die Klingel ziehen, da warf der Wind vom Dachstübchen des kleinen Häuschens, in welchem der Professor mehrere ausgestopfte Vögel und Tiere hatte, eine strix aluco zu meinen Füßen nieder. Ich sah hinauf, und es schien mir, als ob zwischen den ausgestopften Köpfchen sich auch einige lebende befanden; ich zog mich zurück und lauschte, und da ergab es sich auch wirklich, daß meine Professorstochter mit einem naturforschenden Zögling ihres Vaters die angewandte Lehre über die Entwicklungsstufe des Tieres privatisierte, und mit Handzeichnungen dozierte. Nachdem ich nun die 250 Schlangenarten um eine vermehrt sah, ging ich nach Hause, zog meinen Werbungsrock wieder vom Leibe, stopfte meine Liebe mit Stroh aus und stellte sie auf den Boden.

Ich habe mich hierauf noch oft mit vielem Fleiß verliebt, habe meinen Brautwerbungsrock noch an vielen Sonntagen angezogen, aber immer bevor ich in das Haus trat, schnitt eine grausame Schicksalsparze den Faden meiner Liebe und das Bindband meiner Freite entzwei. Ich liebe soeben wieder ein himmlisches Wesen, eine Waise, die weder väterliches Vermögen noch Mutterwitz hat, und sie liebt mich gewiß wieder, denn ich habe zwei Gedichte an sie geschrieben, ihr drei Blumensträuße geschickt und eine Serenade gebracht.

O, die will, die muß ich heiraten. — —

Sonntag Oculi, St. Marcian.

„Johann! bürst' er mir meinen schwarzen Rock aus, ich muß ausgehen. Geschwind meine weißen Handschuhe."

Nein, mit der ist es nichts, da bin ich zum Glück noch dahinter gekommen! Ach! wen lieb' ich jetzt nur wieder geschwind?!

Legitimer Witz und illegitime Einfalt.

Wenn man ein Messer sucht, findet man eine Gabel; wenn man einen verlorenen Ring sucht, findet man einen alten Hausschlüssel; wenn man eine unschuldige Braut sucht, findet man viele schuldige Koketten; wenn man die Wahrheit sucht, findet man Irrtümer; wenn man den Stein des Weisen sucht, findet man tausend Narrenspossen, und wenn man den vielseitigsten Liberalismus sucht, findet man die einseitigsten, abgeschmacktesten Ansichten.

So ist der menschliche Geist von Natur aus linkisch, täppisch und unthunlich: man greift mit der linken Hand nach dem rechten Ohr; man macht seiner Partei ein Kompliment und stößt ihr dabei mit dem Hute die Nase blutig; man will die Welt bekehren, und fängt damit an, sie zu verkehren, man will das allgemeine Beste, und giebt alles Gemeine zum besten; man will, daß alle Menschen frei sein sollen, und ist so frei dabei zu zeigen, daß es gar keine Menschen auf der Welt giebt; man will, daß das Volk gar keine Steuer mehr bezahle, als die Steuer der Wahrheit, dabei steuert man von der Wahrheit immer mehr ab, und will doch, daß die Regierungen der Not, der Pest, dem Kriege ganz allein steuern sollen; man will, daß ganz Deutschland unter einen Hut komme, aber den Filz zu diesem Hute will jeder aus seiner eigenen Wolle machen; man will eine neue Sonne über die Welt hinaufführen, und macht den Entwurf zu dieser Sonne bei einem übelriechenden Thranlämpchen!

Die Liberalen wollen der Gegenpartei das Haupt waschen, und fangen damit an, die Fußsohlen zu reiben; sie wollen das Herz der Aristokratie operieren, und legen das Operiermesser an ihre Hühneraugen! Die „Deutsche Tribüne" will die Prärogative des Adels bekämpfen, und thut es dadurch, daß sie immer wiederholt: „Die Aristokraten sind einfältig." Wie kann man einem ganzen Stande eine Tugend ab- oder zusprechen? Ebenso gut könnte man sagen: „Alle Redakteurs sind bescheiden und unparteiisch," weil es einige dergleichen giebt; ebenso gut könnte man sagen: „Alle Frauenzimmer haben einen Schnurrbart," weil es mehrere dergleichen giebt; endlich könnte man ebenso gut sagen, in allen Blättern der „Deutschen Tribüne" wäre nichts enthalten, weil manche

ganz leer und weiß sind. Der Redakteur derselben hat aber ganz gewiß bessere Waffen als den Einwand der Einfalt. Alle Einfältigen sind Aristokraten, das laß' ich eher gelten, aber das heißt noch nicht: alle Aristokraten sind einfältig. Sind die Aristokraten einfältig, so ist es unedel, es ihnen vorzuwerfen, denn Einfältigkeit ist ein Geburtsfehler, es ist ein Gebrechen wie die Taubheit, wie die Blindheit, es ist ein Unglück, und über ein Unglück soll man nicht losziehen. Ich will weder einer einfältigen Aristokratie, noch einer aristokratischen Einfältigkeit das Wort sprechen, aber wenn die „Deutsche Tribüne" ihrer Sache dienen will, so bleibe sie beim Wesentlichen, denn vom Adel überhaupt, der seinem Stande und seiner Erziehung nach die meiste Bildung erhält oder erhalten sollte, geradezu zu behaupten er sei durchaus einfältig, ist eine Hypothese, die selbst einer Advokatenseele zu spitzig wäre. Ist aber der Adel wirklich einfältig, liebe „Deutsche Tribüne", ei, so wollen wir ihn um Gotteswillen nicht darauf aufmerksam machen, er ist sonst imstande und wird vielfältig, und was hätten wir dabei gewonnen? Wenn alle Aristokraten sich herablassen wollten, auch geistreich zu sein, was bliebe uns bürgerlich Geistreichen noch übrig? Wenn es denkbar wäre, daß ein Aristokrat drei Blätter redigieren könnte, und er behauptete: „die Bürgerlichen wären alle einfältig — wie würden die Liberalen geschrien haben: „O wie einfältig!"

Die Einfalt kann dreifacher Art sein: es giebt eine Einfalt des Geistes, eine Einfalt des Herzens und eine ästhetische Einfalt. Wenn nun die „Deutsche Tribüne" den ganzen Adel durchaus mit Einfalt dotieren will, so muß sie ihm auch die Einfalt des Herzens, diese erste und höchste aller Tugenden zusprechen. Einfalt des Herzens ist nichts anderes als Naivetät, und die „Deutsche Tribüne" müßte also auch sagen: die Aristokratie ist naiv! Das Naive ist dem Politischen entgegengesetzt; das Politische werden wir zuweilen bewundern, das naiv Einfaltige aber gewinnt uns immer durch Liebenswürdigkeit. Die „Deutsche Tribüne" müßte also auch sagen: „Die Aristokratie ist liebenswürdig, ich aber bin bewundernswert!" Zum Bewundern ist es aber auch, wie die „Deutsche Tribüne" nicht ermüdet, immer diese Waffe gegen die Aristokratie zu gebrauchen, gleichsam als ob es keine andere gebe. Die dritte, die ästhetische Einfalt, ist dem Künstlichen entgegengesetzt; das ästhetisch Einfältige sucht nicht gewaltsam die Aufmerksamkeit an sich zu reißen, also in diesem Punkt ist die Aristokratie wirklich einfältiger als manches liberale Journal; die ästhetische Einfalt sucht ihren Zweck nie auf Nebenwegen zu erschleichen, da ist vielleicht die Aristokratie wieder einfältiger als manches liberale Journal; die ästhetische Einfalt, sagt ein großer Philosoph, geht mit der Unschuld verloren; wenn man also der Aristokratie die höchste Einfalt zuspricht, so muß man ihr auch die höchste Un-

schuld zugestehen, diese höchste Unschuld aber besteht darin, daß man gar keines Blattes bedarf.

Endlich spricht die „Deutsche Tribüne" auch vom Witz und sagt: es gäbe keinen legitimen Witz. Es scheint aber gerade im Gegenteil, als ob es keinen illegitimen Witz gäbe, denn der Witz muß seine Erblichkeit wenigstens von einer Seite legitimieren; man muß „Mutterwitz" haben, um wirklich witzig zu heißen.

Ja der Witz ist schon deshalb eher ein Kind der Legitimität, weil er die entgegenstrebendsten Sachen zu vergleichen sucht, während die Kinder der Illegitimität im Gegenteile alle Sachen zu trennen und gegen einander in Streit zu bringen suchen. Jeder Witz ist legitim, denn gleich bei seinem Erscheinen legitimiert er sich durch sich selbst, daß er ein Recht hat, witzig zu heißen. Übrigens wenn ich hier die Partei des Witzes nehme, so geschieht es mit desto größerer Zuversicht, weil mich niemand beschuldigen wird; ich führe meine eigene Sache. Der Witz kann aber in einem Augenblick legitim und illegitim sein, für und gegen eine Sache sein, eine und dieselbe Sache und sogleich auch ihr Entgegengesetztes ergreifen und damit spielen, und ein tertium comparationis finden, alle Extreme in ein Scheinverhältnis zu bringen, und sich über sie und mit ihnen zu belustigen. Der Witz ist pro und contra, legitim und illegitim, das eben ist der Witz. Wenn man z. B. fälschlich sagen wollte: die „Deutsche Tribüne", das „Oppositionsblatt" und das „liberale Deutschland" sind eine heilige Dreifaltigkeit, so wäre das ein illegitimer Witz; wenn man aber sogleich daraus fälschlich folgern wollte: folglich ist jedes einzelne eine Aristokratie, d. h. (nach der „Deutschen Tribüne") eine Einfaltigkeit, so wäre dies ein legitimer Witz.

Wenn ich sagen wollte, man hat lange gestritten: ob die alte oder die neue Zeit besser ist, endlich ist es entschieden, daß beide nichts taugen; zum Beweis lese man „die alte und die neue Zeit" wird der Regierung von namenlosem Nutzen sein, weil sie keinen Namen an der Spitze trägt, so ist dies ein legitimer Witz. Wenn ich ferner sage: die liberalen Blätter wollen das Beste der Nationen; denn das Beste, was die Nationen haben, ist das Geld, und das wollen die liberalen Blätter haben, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: die liberalen Blätter wollen das Wohl der Regierung, d. h. sie wollen gerne versuchen, wie wohl es thut, selbst zu regieren, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner sage: die „Münchner politische Zeitung", welche die patriotischen Artikel immer am Ende unserer Zeitung bringt, setzt das Interesse des Vaterlandes hintenan, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: die „Münchner politische Zeitung" schreibt für die Regierung ohne alles Interesse, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich fortfahre zu sagen: der Münchner Zensor ist der „Deutschen Tribüne" das, was die „Deutsche Tribüne"

dem Budget ist: nämlich eine Ausstreichungsmaschine, so ist das ein illegitimer Witz; sage ich aber: die „Deutsche Tribüne“ sucht sich durch dieses doppelte Ausstreichen nur selbst herausstreichen, und sie gewinnt, da sie die Zensurlücken weiß läßt, durch die Zensur täglich an Weisheit, so ist das ein illegitimer Witz. Wenn ich sage: die Münchner Sanitäts-Kommission („gäb's anders dergleichen,“ sagt Kaspar im Freischütz) ergreift deshalb gar keine Anstalt gegen die Cholera, weil wir alles, was von Oesterreich kommt, ohnehin in Kommission nehmen, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: sie thut deshalb nicht das mindeste gegen diese Gefahr, weil sie unsere Konstitution für unantastbar und unsterblich hält, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich sage: das Gesetz der Ministerverantwortlichkeit säumt sehr lange und erscheint am Ende vielleicht doch ungesäumt, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: so lange zu zögern, ist nur die Sache eines Ultra-Liberalen, nur die Ultra-Liberalen haben ein Recht, Ultra-Faulenzer zu sein, besonders wenn sie so viel dafür thun, daß durch Nichtsthun alles gethan sei, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich noch nicht aufhöre und sage: der Geburts-Adel ist jetzt der Positiv, der Geld-Adel der Komparativ, und der Geistes-Adel der Superlativ in der Welt, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ferner sage: sehr oft muß dieser Superlativ dem Komparativ ein Kompliment machen, um irgend etwas positiv zu sein, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner sage: man soll der Regierung kein Geld zum Bauen bewilligen, denn die Regierung ist imstande und beschäftigt damit brotlose Menschen; wenn die brotlosen Menschen beschäftigt sind, so schlagen sie den Deputierten keine Fenster ein; wenn man den Deputierten keine Fenster einschlägt, so können sie die Glaser nicht beschäftigen; wenn ich also sage: man gebe der Regierung kein Geld zum Bauen, damit man seine Ortsglaser beschäftigen kann, so ist das ein illegitimer Witz. Wenn ich aber sage: die Regierung muß bauen, und zwar auf die Liberalen, weil die alle Gründe der Welt für sich allein vindizieren, so ist das ein legitimer Witz u. s. w. u. s. w.

Man sieht also, daß selbst schlechte Witze beidlebig sein können, wie viel mehr muß erst der wahre, echte, glänzende Witz sich in beiden Elementen, der Legitimität und Illegitimität, bewegen können?

Der satirische Müßiggänger.

Man glaubte, das Müßiggehen ist leicht, aber da irrt man sich gewaltig, schon das Gehen ist eine Arbeit, denn man muß stets einen Fuß vor den andern setzen, das Gehen ist also nichts als eine Reihe gutgeführter Vorsätze. Gute Vorsätze aber sind sehr schwer; wir sehen zwar hier viele gute Vorsätze, aber bloß vor den Fenstern! Der Vorübergehende sagt dann: der Mann, der da wohnt, hat schöne Vorsätze! Also mit dem Müßiggehen ist es nichts; der Teufel sei ein Satiriker und gehe müßig, es ist gar nicht möglich! Alle Augenblicke begegnet ihm ein satirisches Geschäft; zu Fuß, zu Wagen, zu Roß, als Weib, als Mann, als Mädchen, an allen Fenstern, geschrieben, gedruckt, groß, klein, jung, alt, arm, reich, bürgerlich, adelig u. s. w. Kurz, jeden Augenblick läuft einem ein satirisches Geschäft unter die Beine.

Ich wenigstens bin immer am fleißigsten, wenn ich müßig gehe, und ich stehe recht frühe auf und gehe Vormittags müßig, um nur ja den ganzen Nachmittag mit Muße müßig gehen zu können.

Mein erstes Müßiggangsgeschäft am Morgen ist, die Augen aufzuschlagen. Da ist schon die Satire! denke ich, wie viele tausend Menschen, die in Bureaux und Kabineten arbeiten, werden sich heute nicht getrauen, die Augen aufzuschlagen; wären sie müßig gegangen, wie ich, so wäre es für sie keine Arbeit, die Augen aufzuschlagen.

Mein zweites Müßiggangsgeschäft ist es, den Kopf zum Fenster hinauszustecken. Wieder eine Satire! denn dabei denk' ich: ich armer Teufel, stecke so mir nichts dir nichts den Kopf zum Fenster hinaus, das getrauen sich oft die vornehmsten und reichsten Leute nicht, aus Furcht, man möchte das Haus für ein Gasthaus und und sie für das Schild, als z. B. „zum goldenen Hirschen", oder „zum goldenen Ochsen", oder „zum goldenen Hahn", oder „zum schwarzen Bären" u. s. w. halten.

Mein drittes Müßiggangsgeschäft ist: ich schöpfe im englischen Garten*) freie Luft. Wieder eine Satire! denn dabei denk' ich, wie viel tausend Menschen im Schweiße ihres Herzens dahin ar-

*) Eine Parkanlage in München.

heiten und mit Staatsrudern dahin rudern, daß man keine freie Luft schöpfe, und ich privilegierter Müßiggänger schöpfe freie Luft, so viel ich nur will.

Mein viertes Müßiggangsgeschäft ist: ich gehe aus dem englischen Garten zurück. Wieder eine Satire! denn dabei denk' ich, tausend Menschen müssen ein Drittel ihres Lebens daran arbeiten, damit das, was sie in einem Drittel ihres Lebens gearbeitet haben, im letzten Drittel zurückgehe! Ein Kaufmann arbeitet oft Jahre lang, daß ein Geschäft, welches er Jahre lang gesucht, wieder zurückgehe! Der Zeitgeist arbeitet selbst im 19. Jahrhundert schon dreißig Jahre ununterbrochen daran, mit Anstand zurückzugehen, und ich armer Teufel gehe so von amore zurück, so ganz allervebaglichst!

Mein fünftes Müßiggangsgeschäft ist es: in den Straßen herumzugehen und die Schönen an den Fenstern zu beobachten. Wieder eine Satire! denn ich denke dabei an den „Österreichischen Beobachter", an den „Observateur", an den „Osservatore", an den „Spectator" und an alle Beobachter auf Sternwarten und Papierbörsen, die alle Jahre lang mit saurer Mühe beobachten und es schaut nichts dabei heraus; ich armer Teufel gehe müßig und doch schaut mir bald ein blondes, bald ein braunes, bald ein dunkelgelocktes Haupt heraus, bald wird ein schelmisches, bald ein ernstes Köpfchen sichtbar, alle obigen Beobachter aber arbeiten jahrelang, und nie wird etwas von einem Kopf sichtbar!

Mein sechstes Müßiggangsgeschäft ist es: zu denken überhaupt; wieder eine Satire; wie viel Denker von Profession martern sich ab, zu denken, und es geht nicht, sie nehmen ein, sie brauchen Denkkuren, es geht doch nicht; ich armer Teufel aber denke so von heiler Haut weg! So ist mein ganzer Tag eine Kette von satirischen Müßiggangsgeschäften und mein letztes Müßiggangsgeschäft am Abend: „das Licht auszulöschen", ist wieder eine Satire! denn auch dabei denke ich, wie viele Censoren und Jesuiten besoldet werden, um das Licht auszulöschen, die es also nicht umsonst thun, doch vergebens, und ich muß es ganz umsonst, aber nicht vergebens thun, ungeheure Ironie!

Don Carlos mit Butter,

oder:

Die Lese-Société.

Introduktion.

Lieber Joseph, leih'ne Strümpfe!
Weißt, wohin ich geh'?
Mich erwartet schon um sieben
Eine kleine Société.

Arbeit giebt's von allen Seiten,
Arbeit, wo ich hin nur seh',
Und die größte Arbeit wartet
In der kleinen Société.

Schnupfen hab' ich, Gliederreißen,
Und es thut der Zahn mir weh,
Alles das wird wohl kurieren
Heute noch die Société.

Dunkel ist es, kalt und windig,
Und es fällt ein großer Schnee,
Doch ich segle durch die Lüfte
In die kleine Société.

Esse erst ein Dutzend Würstel,
Denn mir ahnt ein grüner Thee,
Und ein bloß platonisch Bretzel,
In der kleinen Société.

Lege auch noch etwas Watte
In die Schuh', auf meine Zeh',
Denn mir schwanen große Füße
In der kleinen Société.

Und ich blase meinen Odem
In die Handschuh von Glacé,
Und wir treten aufgeblasen
In die kleine Société.

Herr von Zitterl hat ein schönes Haus in der Vorstadt, in diesem Hause eine Stube voll Töchter über der Erde, und einen Keller voll Wein unter der Erde: die Töchter sind alle auf Romane und der Wein aller auf Bouteillen gezogen. Frau von Zitterl hat ihre Töchter zur Arbeitsfurcht und Vielliebe erzogen, und von Zitterl hat jährlich seinen Töchtern ein Jahr abgezogen und seinem Wein zugelegt. Anno zwei und zwanzig war seine älteste Tochter 28 Jahr alt, und sein ältester Wein ein halbes Jahr. Anno sechs und dreißig war die älteste Tochter vierzehn Jahre, und sein Sechsunddreißiger Wein auch vierzehn Jahre alt.

Amalgunda Zitterl war die Erste, die älteste Jüngste, und Theone Zitterl war die jüngste Jüngste.

Alle Zitterls haben von ihren Eltern die große Wahrheit gehört: „Wer Geld oder ein Haus besitzt, der kriegt schon einen Mann, ohne alle andern Zuthaten.“ Allein große Wahrheiten haben schon große Männer stecken lassen, warum nicht auch einmal ein halb Dutzend Zitterls?

Die Zitterls haben durch Putzliebe, Schnippigkeit, Leerheit an Herz und Geist, große Ansprüche alle Bewerber verscheucht. Der Herbst, der fatale, der unleidliche Herbst, der Lebensherbst nämlich, kam heran, die Haus-Pique-niques-Schwalben flogen davon, die Ball-Leimruten hielten weder einen Gold-fasan noch einen Gimpel mehr fest, und die Zitterls lernten noch eine harte Wahrheit kennen, die sie zwar nicht stecken, aber sitzen ließ, die Wahrheit: „Wer viel klaubt, bleibt selbst unaufgeklaubt!“

Herr von Zitterl spannte seinen Zins immer höher, und die Zitterls ihre Ansprüche immer tiefer; allein ein Quartier muß der Mensch haben, aber eine Zitterl nicht, und so fand sich richtig um Michaeli und Georgi immer ein Mietsherr, aber nie ein Eheherr ein!

Die Liebe macht erfinderisch, ja wohl; die Not macht auch erfinderisch, ja wohl; aber eine Mutter, die ihre Töchter verheiraten will, ist am erfinderisch'sten! Gebt einer Mutter, die vier heiratsfähige Töchter hat, vier zu erringende Schwiegersöhne am Nordpol, und die Nordpol-Expedition wird gelingen, sie muß gelingen!

Frau von Zitterl hatte einen neuen Versuch gemacht, Gesellschaft ins Haus zu bekommen, eine: Lese-Société!

Es wurde nämlich alle Wochen ein Stück gelesen und in Rollen verteilt. Jeder und Jede las eine Rolle. Man las Shakespeare,

Goethe, Schiller, nur klassisches; in den Zwischenakten wurde Butterbrot gegessen und Wein getrunken, und hie und da eine Aktion nachgeholt.

Frau von Zitterl hatte mich auf einem Hausballe kennen gelernt, und in einer meiner liebenswürdigsten Minuten versprach ich ihr mit Hand und Mund, in der nächsten Lese-Societät eine Rolle zu lesen.

So oft, das heißt, so selten ich noch liebenswürdig war, ich hab' es noch immer bereut!

Zwei Tage darauf kam ein Billet von der Frau von Zitterl mit der Bitte, mir eine Rolle in dem nächst zu lesenden Stücke: „Don Carlos" zu wählen. Ich schwankte lange zwischen der Infantin Clara Eugenia und der Prinzessin Eboli, endlich übermannte mich die Bescheidenheit, wie dies bei allen theatralischen Künstlern der Fall ist, und ich wählte den Posa.

Es war ein schweigsamer Januar-Abend, die Sterne blinzelten so begehrlich herab, die Luft war lau wie das Publikum bei einem klassischen Stück, die Nacht sah gar nicht darnach aus, als ob ein ungeheurer Gräul in ihr geschehen sollte, und doch, und doch, — o gütiger Himmel! dennoch las Amalgunda Zitterl die Eboli!

Ein allgemeines „Ah!" empfing mich, als ob mich Stuwer eben losgelassen hätte. Ein Stein oder Ziegel Butter stand inmitten des Tisches, und der Stein kam mir vor, als wär' er mir vom Herzen gefallen. Mehrere Messer und Brot-Räder lagen auch bereit, zwei große Flaschen des jüngsten alten Weines, kurz alles war da, was zu „Don Carlos" unumgänglich nötig ist.

Auch verschiedene „Don Carlosse"; blaue, grüne, broschierte, steife, schmutzige und reine lagen um die Butterschüssel herum. Das Schlachtfeld lag in dumpfem Schweigen. Die Würger mit blutdürstigen Seelen saßen mit funkelnden Augen da. Frau von Zitterl stellte mir die Helden des Stückes vor. Herr Schiebdorn war Don Carlos. Er war ganz dazu geschaffen. Von Geburt ein Bordenwirker, durch Schicksal aber Tapezierer, schien er dazu geboren, der Schöpfer eines goldenen Reichs zu werden, und späterhin sogar einen Thron auszuschlagen; Schiebdorn war genial gekleidet, Kragen und Halstuch locker herabschlotternd, so daß ich glaubte, das wären „die flandrischen Provinzen, die an seinem Halse weinen!"

Ein Herr von Eierweiß war Philipp.

Er war von Erziehung Wachskerzenfabrikant und konnte wie Philipp ausrufen: „In meinem Reiche geht die Sonne nie unter!"

Ein Herr Gallonenzwicker war der Herzog von Alba. Er war Handlungsbeflissener und brachte daher wie Alba ein großes vermessenes Wesen mit, und wenn er seine Waare ausschnitt, so war er, wie Don Carlos von Alba sagt: „Ein Schnitter sonder Gleis-

Heut" Von den weiblichen Hauptrollen nenne ich noch: Mumsell Sternschnitz als Elisabet.

In Steiermark geboren und zur Gouvernante erzogen, war sie dreizehn Jahre lang Gesellschafterin einer tauben Herrschaft, welcher sie vorlesen mußte. Sie hatte eine Stimme, daß, wenn sie in Wien las, die steierischen Berge furchtbar widerhallten. Ein Organ, ganz wie zur Elisabet geschaffen!

Throne gab die Wonderar, und ich freute mich schon voraus, daß sie bald Zeit bekommen wird, zehn Jahre fern von Madrid darüber nachzudenken.

Herr von Zitterl war Regisseur und strich alle anderen Personen fort. Man weiß, wie Regisseurs mit Stücken umzugehen pflegen:

„Wehe, wenn sie losgelassen,
Streichend ohne Gran Verstand,
Durch die vollen Zeilengassen
Streichen mit verwog'ner Hand;
Denn die Regisseure hassen,
Was der Dichter wohl verstand!"

Die Olivarez, den Lerma, den Taxis strich Herr Zitterl so fort, als ob sie auch Butter gewesen wären, ja er legte die verwegene Hand an die Herzöge von Feria und Medina Sidonia! Ja, einem Hausherrn ist niemand heilig als seine Einwohner, und die Herzöge von Feria und Medina Sidonia wohnten nicht bei Zitterl! Herr von Zitterl kündigte mir an, daß gleich angefangen, und in den Zwischenakten Butterbrot gegessen wird. Ich hätte mich gerne bloß auf die Zwischenakte abonniert; da kommt man oft besser weg, insonders wenn keine Ouverturen und Symphonien gespielt werden.

Die Frau von Zitterl war ganz glücklich, daß ich eine Rolle lesen werde; ich glaubte, sie habe für die Eboli ein Auge auf mich und dachte mir: „In diesem Falle bleibt Posa Malteser-Ritter!"

Die Sitzung begann. Noch kannte ich das volle Maß der Freuden, die auf mich warteten, nicht. Eboli-Zitterl wollte mit mir aus einem Buche lesen, und Elisabet von Valois hatte einen solchen Husten, daß sie, gerade als ich im Garten von Aranjuez zu ihr sagte:

„Die neue Regung
Erstickt die leise Stimme der Natur"

in einen solchen Rasselhusten ausbrach, daß Herzog Alba seine Grandezza vergaß und zu ihr sagte: „Sie haben einen rechten Schafhusten!"

Eboli-Zitterl, die holde Brünette, rückte nagelfest an mich heran, leider war sie auch kurzsichtig, und mein blondes und ihr schwarzes Haupt lagen wie eine Mundsemmel und ein Indianertrapsen

auf der schönen Cotta'schen Ausgabe von Schiller in einem Bande. Ich ergab mich dem Schicksal auf Gnade und Ungnade, und der Don Carlos mit Butter begann.

Der erste Streich fiel auf mein Haupt. Ich als Posa hatte die erste Scene mit dem Tapezierer Carlos; der gute Carlos konnte die Buchstaben w, b, p, d, t, und g, k nicht unterscheidend aussprechen, alle klangen gleich hart und weich, und er fing an mit einer Stimme, wie wenn ein gebratener Apfel zerplatzt:

Carlos.

„Wer kömmt? — Was seh' ich? — O ihr kuden Keister!"

Mir fuhr eine Trepaniernadel durch's Herz, aber ich raffte mich zusammen und las mit einer Stimme wie Futterbarchent: „Mein Carlos!"

Carlos.

„— — — — tu hustest,
Das Carlos ohne Enkel bar, tu santest
Mir tiefen, und ich frake noch?"

Während dieser Scene machte ich die Bemerkung, daß Don Carlos mit der jüngsten Zitterl liebäugelte; als er sagte: „Ich lipe meine Mutter!" — blickte er sie mit Seidenbordenb'icken an; Theone aber schien hungrig zu sein, denn sie hatte einen Reifen Brot mit geschickter Wendung unter ihr Buch herangezogen, wahrscheinlich wollte sie es mitnehmen, wenn sie zehn Jahre entfernt von Madrid leben sollte. Don Carlos aber rief immer wütender aus:

„Das seh' ich ja, und tennoch lipp' ich!"

Amalgunde hatte mir während der ganzen Scene ins Ohr gesprochen, sie sagte mir leise: „Merken Sie nichts? meine Schwester und der Schlehdorn?" In der Zerstreuung richtete ich die Worte Posa's an sie:

„Auch meine Stunde schlägt vielleicht!"

Amalgunde erbebte wie ein Mehlauflauf und sah mich mit einem übertragenen Liebesblick an; ich aber stieß die folgenden Worte Posa's:

„O, mein Gott!"

mit einem Schrei heraus, daß die Gesellschaft zusammenfuhr, und die Marquisin von Mondekar ein Stück Butterbrot, welches sie eben versteckt zum Munde führte, vor Schrecken dem Tauer'schen Schiller auf das weiße Haupt fallen ließ! Nun kam die Scene im Garten zu Aranjuez. Die Königin, Eboli, Mondekar.

Die zwei Zitterl hatten ein gleiches ungleiches Schicksal. Der Zahn der Zeit, der eine Zahn, der allen Frauenzimmern wehe thut, hatte den beiden Schwestern einige Zähne ausgezogen, aber zum Unglück Amalgunden auf der rechten Seite, Theonen auf der linken Seite. Beide suchten die dadurch entstandenen Gedanken-

striche in den Zahnreihen durch die Bedeckung mit den Lippen zu verhüllen. Amalgunda verzog den Mund und sprach halbrechts, Theone sprach halblinks; Amalgunda sah aus, als ob sie sich rechts etwas ins Ohr sagen wollte, Theone, als ob sie sich links etwas ins Ohr sagen wollte. Theone lispelte, Amalgunda schnarrte. Mamsell Sternschnitz aber, die Königin, sprach alle Buchstaben wie harte Eier aus, und das R klang wie z. z. Sie begann:

„Sie will ich um mich haben, Mondekaz!"

worauf die Eboli bekennt, daß sie:

„Madrrid mit grrroßen
Frreuden wiederrr sehe!"

und die Mondekar sagte:

— „Sie sollten
So unsern von Aranjueß sich trennen?"

Die drei Damen segten nun die Scene glücklich durch, bis ich wieder an die Reihe kam, und Carlos zu der Königin brachte. Da ging es los, wie beim babylonischen Turmbau, kaum wußte ich, ob deutsch gelesen wurde:

Carlos.

Sie haben nie gelipt?

Königin.

— ich liebe nicht mehz!

Carlos.

Weil es Ihr Herz, weil es Ihr Eit verbidet?

Königin.

Verlassen Sie mich, Pzinz!

Carlos.

Weil es Ihr Herz, weil es Ihr Eit verbidet?

Königin.

O Cazlos! —

Nun kam der Wachskerzen-Philipp. Der hatte sich eine eigene Deklamation gebildet: alle „ei" hat er wie „äu", alle „i" wie „ü", und alle „e" wie „ö" ausgesprochen.

— „So alläun, Madame?
Und auch nicht äune Dame zur Begläutung?
Wo blüben Ühre Frauen?"

Auch das ging vorüber, und in der Schlußscene des ersten Aktes mußte ich noch einmal mit Don Carlos lesen. Der Tapezierer reichte mir die Hand:

„Komm, Arm in Arm mit tir,
So fortr' ich mein Jahrhundert in die Schrangen!"

und in einem Nu flogen die Don Carlosse alle vom Tische, und der ganze spanische Hofstaat stürzte sich auf die Butter los.

Don Carlos fraß eine furchtbare Handschrift! lauter gotische Bissen. Dazu schenkte er sich von dem Zitterl-Wein die Gläser so voll, daß er den Tisch überschwemmte und ich ausrief:

„Stolz will ich den Spanier, wenn auch der Becher
überschäumt!"

Am meisten aß die Marquisin von Mondekar; ich wollte auch etwas in diesem Artikel thun, allein die Frau von Zitterl meinte, in den Zwischenakten kann ich die lesende Gesellschaft kritisieren. „Kritisieren?" sagte ich, „mit Vergnügen! Sehen Sie, Sie, Marquisin, Sie verschlucken zu viel! Sie gehen zu wenig ins Detail, aber Sie füllen Ihren Platz aus! — Sie, Infant von Spanien, Sie nehmen das Maul zu voll, Sie lassen sich von Ihrem Gegenstand zu viel durchströmen! Sehen Sie — (die Prinzessin Eboli bemächtigte sich soeben eines halben Laib Brotes) — Sehen Sie, die Kunst geht zwar nach Brot, aber die Muse soll, wie Schiller sagt, keine K h sein, die uns mit Butter versorgt." — „Reden Sie von mir?" fragte die Eboli und strich ein halbes Pfund Butter auf etliche Stücke Brot.

Endlich waren die Flaschen geleert, die Butter halb aufgezehrt, man wischte sich den Mund und fing weiter zu lesen an.

Die edlen Spanier hatten eine furchtbare Niederlage in unserer vaterländischen Butter angerichtet! In dem ungeheuren Butterberge waren ganze Höhlen und unterirdische Gänge ein und ausgegraben, und wenn die lesenden Lippen auch nicht von Beredtsamkeit träufelten, so träufelten sie doch von Fettigkeit. Insonders Carlos und Elisabet, die durch nichts getrennt waren, als durch den Butterberg, schienen wirklich alle Berge ebnen zu wollen, oder vielmehr es schien, als hätten sie sich im Mittelpunkte der Butter ein Rendezvous gegeben, und eilten nun mit allem Eifer leidenschaftlicher Liebe gegenseitig einander zu.

Auf die Kunst scheint Butter keinen günstigen Einfluß auszuüben, denn vom zweiten Akte an trat eine sichtliche Lauheit in dem lesenden Personale ein; fast jeder hatte noch einen Rest Brot und einen Zahnstocher in der Hand, welches ich erst bemerkte, als Eboli zu Carlos sagte:

„Diese Hand hat noch zwei kostbare Geschenke zu vergeben!"

Der Regisseur Zitterl war höchst nachlässig, und alles ging nun bunt über Eck.

Nur ein einziges Mal warf er eine Bemerkung auf; bei der Stelle Phillipp's:

„Ja, Herzog Alba — Ihr habt recht — das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen!"

machte er die Bemerkung, auch das: „Ihr habt recht“ müſſe für ſich und mit leiſer Stimme geſprochen werden, denn, ſo argumentierte er, eine Pauſe iſt ein Gedankenſtrich, das heißt, man läßt die Worte bloß ſo herausſtreichen, als ob's in Gedanken geſchähe. „Nicht wahr, Herr S.?“ fragte er; ich aber erwiderte: „Wo vorne eine Pauſe iſt, da hat ſich der Dichter etwas gedacht, da braucht der Leſer nichts zu denken; wo hinten eine Pauſe iſt, da ſoll ſich der Leſer etwas denken, und der Dichter denkt nichts; wo hinten und vorne eine Pauſe iſt, da denken Leſer und Dichter vorne nichts und hinten nichts. Überhaupt gebe ich Ihnen folgende Lebensregeln über die Interpunktation an: Wo in einem Satze der Sinn halb ausgeht, da kommt ein Komma (,); wo der Sinn dreiviertel ausgeht, da kommt ein Semikolon (;); wo der Sinn ganz ausgeht, da kommt ein Punkt (.); wo der Sinn gar nicht mehr geht, da kommt die Pauſe (—); wo der Sinn erſt nachkommen ſoll, da kommt ein Doppelpunkt (:); und wo der Sinn Mitleid erregt, da kommt ein Ausrufungszeichen (!).“ — Nach dieſer kleinen Zwiſchenſzene wurde zu leſen fortgefahren, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß Manche zwei Blätter umſchlugen, ohne daß ſie es ſelbſt oder die andern bemerkten. Es wurden inzwiſchen mehrere Privatunternehmungen befördert. Die Marquiſin von Mondekar rächte ſich in ihrer zehnjährigen Verbannung an König Philipp damit, daß ſie ihn mit einem Strohhalm, den ſie im Munde naß machte, hinter den Ohren kitzelte. In der Szene, die er mit dem Marquis hatte, trieb ſie dieſes geiſtreiche Spiel mit Leidenſchaft, ſo daß Philipp bei den Worten:

„Seht in meinem Spanien euch um!“

nach ſeinem Ohre griff und ausrief:

„Aber zum Teufel! hören's auf!“

Während dieſes voraing, hatte der Herzog Alba mit Eliſabet ihrerſeits auch ein Zwiſchenſpiel begonnen, nämlich mit Kreide einen Buchſtaben auf den Tiſch zu ſchreiben, unter der Hand, und der andere muß ihn erraten, oder er kriegt einen Naſenſtüber. Der Herzog hatte ſchon an zwanzig Naſenſtüber von Eliſabeth bekommen. Wenn er einen ſolchen Buchſtaben riet, jauchzte Ihre Majeſtät laut auf und höhnte ihn. Ich war grad' im ſchönſten Zug, im Kerker bei Carlos, und deklamierte:

„Doch jetzt,
Jetzt fällt ein Sonnenſtrahl in meine Seele!“

da rief die Königin aus:

„Ja, Schneckenbaztel!“

Alba hatte nämlich wieder den Buchſtaben nicht erraten.

So ging das Ding fort; mich tötete gottlob gleich darauf der Schuß durchs Gitter. Der König kommt, Alba, alle Granden.

Carlos bleibt gelassen, streckt die Hand mechanisch nach der Butterbrotschüssel aus und sagt pathetisch!

„Da liegen meine Reiche!"

Ich benützte meinen Tod und freute mich meines Lebens.

Die Schlußszene kam heran. Königin, Carlos.

Königin. „Stehen Sie auf, Cazl!"

Carlos. „Ich lipte, jetzt pin ich erbacht!
Und jetzt zum letzten Lepebohl!"

(Er küßt sie.)

Königin. — „O Cazl,
Was machen Sie aus miz?"

So ging die Scene fort, bis Carlos ausrief:

„Gute Nacht denn, Butter!"

Der König sprach:

„Ich habe
Das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!"

Das ließen sie sich gesagt sein; sie thaten das Ihre; sie fielen über die Trümmer Karthagos, über die letzten Butter-Mohikane her, und führten sie vom Leben zum Tode über.

Die Zitterls sprangen auf, und alle riefen:

„Das war einmal ein reiner Seelengenuß!"

So ganz rein war der Seelengenuß nicht, denn auf den Buttermessern lag etwas grüne Erinnerung an eine Spinat-Vergangenheit.

Alle fielen sich in die Arme; auch die Eboli mir, wie ein alter Klassiker. „Nun," sagte Herr Zitterl, „wollen wir gleich beschliessen, was wir nächstens lesen wollen!" — „Wallenstein!" — „Nein, Nadan der Weise!" — „Nein, Romeo und Julie!" — „Nein, Hamlet Prrrrinz von Dänemarrrk!" — Endlich blieb es bei „Zrinyi", und mir wurde der Soliman zugedacht.

Als ich mich der verehrten spanischen Gesellschaft empfehlen wollte, wurde ich durch die Nachricht freudig überrascht, daß ich die Elisabet nach Erdberg zu begleiten habe.

Ich packte sie wütend unter dem Arm, schleppte sie durch Kot und Morast, durch Kreuz- und Quergassen nach Hause.

Ich wollte sie gern dem Herzog von Alba übergeben, allein der wohnte an der Hundsturmer-Linie! Ich wünschte ihm glückliche Reise!

„Sie nehmen gutes Wetter mit;
Wir haben jetzt April, — Mai, — Junius, —
Julius, spätestens im Anfang Augustus
Können Sie dort sein!"

Ich segelte mit meiner Elisabet durch die Weißgärber. An der Brücke war ein solcher Morast, daß Elisabet einen Schuh stecken ließ und ihn eine halbe Stunde lang suchte; ich deklamierte

aus Schillers „Resignation“, indem ich gegen Himmel sah und auf die Elisabet zeigte:

„Hier steh' ich an deiner Schauerbrücke,
Furchtbare Ewigkeit, empfange deinen
Vollmachtbrief zum Glücke, ich bring' ihn
Unerbrochen Dir zurücke!“

Die Königin stand im Morast mit einem Strumpfe und einem kotigen Schuh in der Hand, sie zeigte mir den ruinierten Schuh:

— „Marquis,
Ist keine Rettung möglich?“

Da stand sie; Elisabet unter den Weißgärbern; sie stand da wie eine Ente und zog immer einen Fuß in die Höhe. Ich aber stürzte auf sie zu, wie sie da stand im Schneelichte, wie ein zerbrochener Wegweiser, ich stürzte vor sie hin, rief aus:

„Königin!
Das Leben ist doch schön!“

und überließ diese Margarete von ahn Schuh (Anjou) der Brücke, welche die Zeit von der Ewigkeit trennt. Mein Bedienter erwartete mich, ich legte mich nieder, nachdem ich ihm sagte: „Wenn mich morgen jemand mit der türkischen Krone sucht, so bin ich nicht zu Hause.“

Am andern Morgen ging ich an das Grab der Elisabet an der Weißgärber-Brücke; allein sie war nicht mehr da — bloß ein einziger, umfangreicher Fußtritt im Schnee schien zu sagen:

„So vergeht alles Große!“

Das Konzert durch die Fensterspalte.

Jeder Tag ist wie ein Spargelstück, man kann nur die oberste Spitze, den Morgen, genießen, das andere holzige Ende wirft man fort: man geht in Gesellschaft oder ins Theater. Je kürzer der Tag und der Spargel werden, desto holziger wird ihr Ende. Ach! was ist ein Hamster für ein glücklicher Mensch! Er schläft den ganzen Winter! Der Mensch aber ist ein sonderbares Geschöpf! Er schläft nie weniger, als wenn er recht schläfrig ist! Im Winter ist er den ganzen Abend schläfrig und kann die ganze Nacht nicht schlafen.

Man sagt, die Liebe ist erfinderisch. Das mag sein, allein die Langeweile ist noch erfinderischer; die Liebe erfindet, die Langeweile schaffet; in einem langweiligen Augenblicke schuf der Mensch Kartenbilder, Kartenfiguren; und diese Wesen machen oft das Paradies der Menschen aus. Wenn ich so da sitze und Coeur-Dame oder Treff-König in der Hand habe, so glaube ich immer, sie sehen mich höhnisch an und denken sich: „Du glaubst mit uns zu spielen, und wir spielen doch eigentlich mit dir!" und doch wiederum, welche Wohlthat liegt in der Erfindung der Karten! Was die Erfindung der Rumforder Suppen für den leeren Magen ist, was die Erfindung des Kourmachens für das leere Herz ist, das ist die Erfindung der Karten für den leeren Geist! Das Kartenspiel ist eigentlich nichts als das wundersame Mittel, durch welches Menschen, die nichts denken, dennoch wissen, was sie gegenseitig denken.

Und dann, welche Rettungsmaschine, welcher Blitzableiter ist das Kartenspiel nicht, wenn man lauter Dukaten und Tausender denkt, und gar keine kleine Münze, keine kleine Scheidemünze zum Gespräch hat; wenn man gerade keine Pfennig- nnd Heller-Gedanken hat, um sie in der Gesellschaft auszugeben, und dennoch gebt die Konversation mit dem Klingelbeutel herum und will, daß man sein Diskurs-Scherflein beitrage; dann in solchen Augenblicken, wo der innere Geist die große Notglocke zieht, dann kommt das Kartenspiel wie ein Retter in der Not, wie das letzte Mittel, und man greift nach den Karten, um seine Gedanken zu schonen und sie nicht verwechseln und ausgeben zu müssen! Dann am Ende rechne ich gewöhnlich zusammen: „Verloren in Whist oder

Boſton drei Gulden dreißig Kreuzer, gewonnen an erſparten Reden und geſchonten Gedanken neun Gulden und achtundvierzig Kreuzer!“ Da iſt am Ende noch ein großer Gewinn dabei. Wenn ich in Geſellſchaft gehe, ſo ſtecke ich einige Gulden, vier Whiſt-Marken, drei Anekdoten, zwei Original-Gedanken und einen halben Seufzer zu mir. Damit kann man in jeder Geſellſchaft auskommen, war der liebenswürdigſte Geſellſchafter und bringt am Ende ſeine Gedanken unverzehrt zurück! Der halbe Seufzer aber läßt ſich überall ausgeben, und kann man ihn auch nicht in der Geſellſchaft anbringen, ſo drückt man ihn beim Hinausleuchten dem Studenmädchen in die Hand.

Die guten Gedanken lieben keine Geſellſchaft, die kleiner iſt, als die Zahl der Grazien, und keine, die größer iſt, als die Zahl der Muſen. Die Karten und Anekdoten aber ſind für die kleinſte, wie für die größte Geſellſchaft; und hat man keine neuen, ſo ſpielt man mit überſpielten Karten, und erzählt überſpielte Anekdoten.

So wie aber in der Kunſt, in jeder Kunſt, der Dilettantismus das gräßlichſte iſt, ſo iſt es auch im Kartenſpiel; die Karten-Dilettanten, das ſind die Würgengel der menſchlichen Geſelligkeit! Ein Menſch, der gar keine Karten ſpielt, iſt bloß ein Gedankenſtrich, eine Pauſe in der Geſellſchaft; man kann ſich etwas bei ihm denken; ein Menſch, der gut Karten ſpielt, iſt wie ein geſchickter Barbier, er raſiert mir die Zeit mit einer Schnelligkeit, mit einer Glätte weg, daß ich es kaum weiß und kaum empfinde: ein Menſch aber, der auf den Karten dilettiert, der iſt wie ein ſchlechter Barbier, der nur mit einem ſtumpfen Krautmeſſer, mit ſteifer Hand jämmerlich die Zeit abzwickt. Wer ſich mit einem ſchlechten Kartenpieler an den Spieltiſch ſetzt, der nehme nur ja ſogleich einen Mantel aus Wachstaffet um ſeine Geduld! So ein Karten-Dilettant iſt wie eine ſchlechte Sängerin, die eine Arie verdirbt und maltraitiert! Wenn ſich nun noch obendrein ſo ein Karten-Dilettant noch lange dazu beſinnt, und dann immer richtig einen Fehler ſpielt, dann mache man ſogleich ſein Teſtament und hinterlaſſe ſeinen Kindern, nie mit Dilettanten Karten zu ſpielen. Kartenſpiel iſt ein Gift, ein Gift, welches die Zeit tötet; gut will man ſie töten, ſo töte man ſchnell, man gebe aus Menſchlichkeit ein ſchnell tötendes Gift; ſchlecht ſpielen aber iſt ein langſam tötendes Gift, es operiert nur ſchleichend! Die Zeit wird gequält, und gemartert, und langſam zu Tode gekneipt! Es iſt entſetzlich! Wer ſchlecht Karten ſpielt, der rädert die Zeit von unten hinauf, und die Zeit zappelt immer, nicht tot und nicht lebendig, unter ſeinen Marterhänden.

Noch eine Hauptregel beim Spielen iſt: man ſpiele nie mit einer Perſon, die liebt, wenn der Gegenſtand ihrer Liebe in demſelben Zimmer oder im Nebenzimmer iſt; die vergiebt immer die Farben, und wenn man Treff ſpielt, giebt ſie doch ſtets Herz zu.

Da aber in der Regel von drei Frauenzimmern immer eine liebt und zwei verliebt sind, und die vierte eben auf dem Sprunge ist, sich zu verlieben, so sehe man, wenn man mit Frauenzimmern spielt, daß ihr Gegenstand auch mitspiele: dann spielen sie doch aufmerksamer — So muß sich der Mensch stets ein eigenes Erfahrungsbüchlein schreiben, über die Art und Weise, wie er seine Abende totspielen, totsprechen oder totlieben will. Ich habe zuweilen noch eine vierte Manier, nämlich die, meine Abende totzujagen. Ich gehe dann den ganzen Abend auf den Straßen herum, in die entferntesten Vorstädte, in die kleinsten Gäßchen. Solche Reisen sind nicht übel, und man lernt immer etwas, oder es begegnet einem etwas, was belehrt, amüsiert, und was nützlich ist.

Ich schlenderte also abends, um mir die Stadt aus den Gliedern herauszugehen, in die *** Vorstadt und strich in den Straßen herum. Da ertönte aus dem Fenster eines Erdgeschosses Musik und Gesang; ich sah mich um und erblickte ein Mädchen, welches durch eine Spalte des Fensterladens in das Zimmer hineinsah, aus dem die Töne herausklangen. Musik, Gesang und ein Mädchen, was braucht ein vazierender Dichter mehr, um angezogen zu werden? Ich nahte mich dem Mädchen, welches halb gebückt da stand und in das Zimmer hineinsah, um über sie auch in das Zimmer hineinzusehen. Das Mädchen hörte mich kommen, doch ohne um- oder aufzuschauen fragte sie bloß: „Lorenz, bist du's?" Die Stimme klang so sanft, und es lag so viel Hautgout der Liebe in ihr, daß ich beschloß, Lorenz zu heißen; und warum soll der Mensch aus reiner Nächstenliebe nicht auch einmal Lorenz heißen können? Ich fühlte mich in diesem Augenblicke durch und durch Lorenz, und ließ ein halbes „Ja" hören. „O!" fuhr die ungesehene Stimme fort, „da drin ist Konzert und Dekelmatorium." Ich konnte unmöglich lange meinen Posten behaupten, und über dem Kopfe des Mädchens auch durch den Laden sehen, ohne mich an ihr festzuhalten. Der Mensch muß im Leben seinen Anhaltspunkt haben. Durch die Spalte konnte ich den größten Teil des kleinen Zimmers sehen, in welchem ein dutzend Dilettanten, Dilettantinnen und Dilettantchen ein deklamatorisches Konzert verarbeiteten. Ein kleines Mädchen saß bei einem Klavier und spielte etwas; was es war, das mögen die Götter wissen; ich und Lorenz, wir konnten es nicht erraten. Das gute kleine Ding von zehn bis zwölf Jahren hatte drei große Schleifen auf dem Kopfe, wie zum Dohlenfang; sie schüttelte den Kopf wie eine chinesische Pagode, und die drei Schleifen bammelten wie die Sturmglocken hin und her. Auf dem Sofa gegenüber saßen ihre drei Mütter, denn sie waren alle in demselben Grade entzückt und wiegten die drei Köpfe hin und her und vorwärts, wie drei nervenkranke Papageien. Ein junger Mensch mit einem getreidesackfarbenen Frack und einem roten Hals-

tuch stand mit einem Glas Bier in der Ecke und war ganz selig, er nippte immer ein bischen Bier und verdrehte dann die Äuglein wie ein Stieglitz, wenn er trinkt. Das Mädchen arbeitete immer darauf los und war endlich fertig; ein allgemeines Klatschen und Bravo erscholl. Das Mädchen ging, wie ein Fangball, von Hand zu Hand, bis es endlich den drei Sofa-Papagein in die Hände fiel, welche wie die Raben mit ihren Schnäbeln es zusammenpickten. Ein Mann, den ich an seinem behaglichen Gesichte sogleich als den Konzert-Arrangierer erkannte, nahte sich mit einem Stück Brot und einem Abschnitt Schinken und reichte es dem Mädchen, welches es auch sogleich mit einem eben solchem Eifer verarbeitete, als ob es ein Klavierstück gewesen wäre. Eine der drei Damen sagte endlich: „Na, Sie glauben gor nit, was der kleine Wurm für ein Genie in sich hat. Stundenlang kann sie Takt halten, ohne auszuruhen!" — „Ja," sagte der dicke Schinken-Ganymed, „und den Generalbaß spielt sie nur von einmal hören. — Und die vierhändigen Sachen spielt der kleine Teufel ganz allein, sie braucht keinen Menschen dazu." — Während dieses Gespräches kam von dem Ende des Zimmers eine Figur hervor, die sich in die Mitte des Zimmers hinstellte wie ein Maibaum. „Ah!" rief eine Dame vom Sofa, „der Herr Göth wird deklamieren!" Der Herr Göth fing an, sich die Hände zu richten, wie ein Telegraph, knöpfte sich den untersten Westenknopf auf, blies von sich und fing an: „Der Erlkönig, eine Pallade von Göde!"

„Ach, von Göde! das is scharmant, das is ein lieber Kerl, der Göde!" — „Ach, von Göde! der is meine Leib-Lektüre! Er ist immer so romantisch, und dabei doch so pädagogisch!" — Indessen hatte der Telegraph sich fertig gemacht und fing an wie ein Faßzieher:

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?"

Bei dem: „Wer reitet" fing er zu reiten an und spornte sich selbst mit dem linken Fuße, und den „Wind" blies er von sich, daß er bald die drei alten Frauen fortgeblasen hätte. Bei der Stelle:

„Er scheinen die alten Weiden so grau!"

spreizte er die Hand gerade nach dem Sofa aus, wo die drei Frauen wirklich wie drei alte, graue Weiden dasaßen. Endlich, nachdem sich der Deklamator einige Male selbst beim Kragen nahm, endete er und fiel nach dem Schlusse: „In seinen Armen das Kind war tot!" wie ein morscher Meilenzeiger auf einen Sessel hin. Der Enthusiasmus war unbeschreiblich! Die drei grauen Weiden zitterten vor Entzücken! „Ach ja, wenn man den Göde so hören kann, dann weiß man erst, was der Göde für ein Göde ist und was der Göde eigentlich will!" Der Hausherr kam wieder mit seinem Dank und obligatem Schinken. Der Deklamator aber lag in den letzten Zügen und röchelte nur schwach all diesen Dank ein. „Nun," sagte die mittlere Sofa-Dame, „werden Milli und

Pepi ein Duett aus der „Veſtialin“ ſingen!“ — Milli und Pepi erſchienen. Milli hatte ein hochrotes Kleid an, grüne Schuhe, einen gelben Shawl und blaue Bänder in den Haaren, ſie ſah aus wie ein penſionierter Tuſchkaſten. Pepi aber, ein langer, dürrer Dilettant, mit weißen Beinkleidern und Weſte, mit einem grenzenloſen ſchwarzen Frack, kam daher wie eine Meerſchwalbe mit weißem Bauch. Sie ſingen das Duett aus der „Veſtalin“ an. Julie-Tuſchkaſten und Licinius-Meerſchwalbe ſetzten Töne zuſammen, von denen der kleinſte Ton homöopathiſch einen Spontini-Anbeter hätte kurieren können. Julie preßte die Tönchen heraus wie aus dem Halſe einer engen Bouteille und warf dieſe Tönchen mit ihrem ſpitzigen Näschen immer in die Höhe wie ein indianiſcher Gaukler; dabei zuckte ſie am ganzen Leibe, daß ſie ausſah wie ein zitternder Regenbogen. Licinius hingegen gab Töne von ſich wie die Brocken, und biß alle Augenblicke in die Unterlippe, als wollte er dieſen Brocken wieder hinunter ſchlucken. Dabei ſchmachtete er nach Julien-Tuſchkaſten und nahm eine regungsloſe Stellung an, wie ein Apollo aus karrariſchem Parmeſan. Gottlob, es war bald zu Ende; ein „Hurrah“ und „Bravo“ und „Göttlich“ erſcholl ringsum: es war ein Toſen, als ob ein Wochenmarkt in Muſik geſetzt worden wäre; Julie und Licinius ſahen ſich an wie die Turtelgänſe, und der Hausherr näherte ſich mit zwei Portionen Schinken, und „dem Verdienſte ſeine Krone!“ Die Veſtialin-Sänger bekamen den beſten Schinken. Auch dieſer Sturm ging vorüber. Ich wollte ſchon meinen Poſten verlaſſen, da hieß es: „Die Fräulein Ellis wird nun deklamieren!“ Fräulein Ellis trat hervor. Ein Geſicht wie ein roter Fenſterſeſſel, rund und gut ausgepolſtert, mit einer kleinen Idee von einer Naſe, die zwiſchen den beiden dicken Wangen in die Enge kam und mit dem kleinen Stümpfchen noch um Rettung zu flehen ſchien. Ein paar dünne, lebzeltenfarbene Härchen gaben ſich alle Mühe, ein glänzendes Kämmchen zu tragen. Sie trat hervor! „Na! ein Gedicht von Saphir.“

Ich erſchrak, daß mir alle Manuſkripte im Leibe zitterten, und ich mußte in meinem Schrecken das Mädchen neben mir ſtark in die Seite gezwickt haben, denn ſie ſchrie laut: „Ober Lorenz, was thuſt denn?“ In dieſem Augenblicke hätte ich alle Haarlocken von Fräulein Ellis darum gegeben, ein Lorenz und kein Saphir zu ſein, denn Fräulein Ellis ſtand ſchon da mit Äuglein wie die Gans, wenn es wetterleuchtet, und ſuchte alle fünf Sprachwerkzeuge zuſammen, als ob ſie eine Oblate mit ſechs Rhabarberpillen verſchluckt hätte, und begann mit einer Stimme wie ein gebratener Apfel in der eiſernen Röhre:

„Man glaubt gewöhnlich ſo im Leben
Es käm' bloß auf die Größe an.“

Dabei stellte sie sich auf die Fußzehen, um die Größe anzuzeigen, dann modulierte sie die verschiedenen „na! na!“ so heraus, daß ich glaubte, ein geladener Wagen knarre über einen Eisberg herab! Ich seufzte: „Ach, Ellis, warum hast du mir das gethan!“ Sie war fertig, glühend rot, und der Schweiß rann ihr über das Ponceau-Antlitz, und sie sah komplett einer schöngebräunten gebratenen Gans ähnlich. Alles umringte und umarmte sie und klatschte, und der Hausherr schleppte neue Schinken heran, und eine von den drei Damen, eine graue mit gefleckten Wangen, eine wahre Forelle, rief ganz hingerissen: „Ach, wenn ich den Saphir jetzt da hätte, ich könnte ihn küssen!“ Eine süße Ahnung von einem Nervenschlag durchrieselte mein Gebein, ich glaubte, die Forelle habe mich schon bei den Ohren, schon wähnte ich ihre Lippen zu fühlen; ich sprang entsetzt vom Fenster zurück und lief die Straße hinab. Das Mädchen neben mir lief mir nach und schrie: „Aber wie g'schicht dir denn, Lorenz? Wo rennst denn hin, Lorenz?“ Ich aber hörte nichts, sondern sah in Gedanken immer die Forelle hinter mir her mit gespreiztem Munde; da packte mich das Mädchen am Rocke, ich sehe mich um, und siehe da, es war keine Forelle, sondern ein allerliebster Backfisch. Ich stand verdutzt da wie ein Stockfisch; so sahen wir uns lange an, endlich fielen dem Backfisch die Schuppen von den Augen, und sie sagte: „I bitt' um Verzeihung, i hob glaubt, Sie sein der Lorenz.“ Ich aber erwiderte mit unbeschreiblicher Lieblichkeit: „Ach, ich bitte, der Lorenz ist auf meiner Seit', ich muß um Entschuldigung bitten; aber es ist meine Schuld nicht, daß ich der Lorenz nicht bin. Aber Sie sind so hübsch, daß ich der Lorenz werden möchte, und da man jetzt alles in der Geschwindigkeit lernen kann, so werde ich gewiß auch jemanden finden, der mich unterrichten wird in „der Kunst, in drei Stunden ein Lorenz zu werden.“ — „Mit wem hab' i die Ehre zu sprechen?“ fragte sie mit einem Tone, der schon weniger Lorenz-Klang hatte. — „O,“ erwiderte ich, „Namen nennen mich nicht, aber die Blinden in Genua kennen meinen Tritt; ist dies deinem Ehrgeize genug, so schlag' ein, laß mich deinen Lorenz sein für diese kurze Spanne Zeit.“ Hier rollte ein Fiaker vorüber, und der Leser kann zu meinem Leidwesen nicht mehr hören, was weiter gesprochen wurde. —

Der Narren- und April-Humor.

Lieber Leser, heute ist der erste April, heute schickt man den Narren wohin man will Wohin wollen wir uns gegenseitig schicken? Ich zu dir, um Erneuerung des Abonnements, oder du zu mir, um guten Humor?

Du wirst doch kein so ein Narr sein, lieber Leser, und böse sein, daß ich dich so geradezu einen Narren nenne? Glaube mir, lieber Leser, man kann jetzt nichts gescheiteres thun, als ein Narr sein! Mein Sprichwort lautet:

Ein Narr zu heißen, große Gunst,
Ein Narr zu sein, große Kunst.
Ein Narr zu werden, großes Glück,
Ein Narr zu bleiben, Meisterstück!

Wenn man schon so klug ist, ein Narr zu sein, wie kann man so ein Narr sein, klug werden zu wollen?

Ich war einmal wahrlich verdammt gescheit! Ich wußte mir gar nicht zu helfen Ich hab' studiert, es half nichts! Ich ließ mich in gelehrte Akademien aufnehmen, es half nichts! Ich ging unter die Leute, die auf Dank rechnen, ich wurde doch kein Narr! Ich ging unter die Leute, welche bei jedem Vergnügen, welches sie sich machen wollen, fragen: Was wird die Welt dazu sagen? Ich wurde doch kein Narr!

Ich hab endlich zu einem energischen Mittel gegriffen; ich ließ mich des Jahres von vier bis fünf Frauenzimmern zum Narren halten! Probatum est! Nachdem ich diese Kur zwanzig Jahre brauchte, ist es mir gelungen; ich bin von jeder Klugheit kuriert, Wenn ich einmal einen Anfall von Klugheit verspüre, so wickle ich mich geschwind in eine Liebe ein, die mich zum Narren hält, sowie die Gräfenberger entlassenen Wässerlinge sich von Zeit zu Zeit ein nasses Leintuch über den Leib schlagen.

Nun, hat man nicht Recht, wenn man ein Narr ist? Kennst du, lieber Leser, die „Grundrechte der Narrheit"?

Erstes Grundrecht: Narren und Kinder reden die Wahrheit!

Welcher kluge Mensch wird so ein Narr sein und die Wahrheit reden? Also die Narren dürfen die Wahrheit sagen! Wenn alle Narren auf einmal von der Erdäpfelkrankheit fortgerafft

würden, in fünf Jahren würde man gar nicht wissen, was „Wahrheit“ ist.

Zweites Grundrecht: Ein Narr macht hundert! Also ein jeder Narr hat das Recht zur Anfertigung von hundert Narren; aber, liebe Leser, hundert Kluge machen nicht einen andern Menschen klug! Also wer ist ein nützlicheres Staatsmitglied?! Wenn eines unserer kleinen lieben deutschen Ländchen heute hundert Narren engagiert, so ist am anderen Tage die Bevölkerung in dem erwünschten Zustande!

Drittes Grundrecht: Einem jeden Narren gefällt seine Kappe! O, Vorrecht! O, Grundrecht! Eine „Kappe“ ist nicht bloß eine „Kappe“, eine „Kappe“ ist die Bezeichnung für alles, was den klugen Leuten gefallen sollte, weil es es einmal ihr Eigentum ist, eine „Kappe“ ist die Universal Bezeichnung für Amt, Stellung, Haus, Gut, Frau, Glücksgüter u. s. w. Dem Narren also gefällt alles, was er besitzt und was er besitzt, dem Klugen gefällt leider nur das, was andere besitzen. mit dem seinigen ist er nie zufrieden; wer ist also der Narr, der Kluge oder der Narr?! Aber einen natürlichen Grund giebt es doch dafür, daß den Narren ihre Kappen gefallen und den Klugen nicht; denn nur den „Klugen“ sitzt man auf der Kappe! —

Für einen gescheiten Narren ist die Kappe ein wahres Glücksmöbel! Sieht man etwas Unangenehmes, so zieht man die Kappe über die Augen herab, und hört man etwas Unangenehmes, so zieht man die Kappe über die Ohren herab!

Viertes Grundrecht: Die Narren haben mehr Glück als Recht! Da haben die Narren recht, daß sie kein Recht haben! Sie werden keine solche Narren sein und werden bloß Recht haben! Das Glück ist ein Recht, aber das Recht ist kein Glück! Die Leute wünschen sich gegenseitig auch nur immer Glück und niemals Recht! Niemand sagt: „Ich wünsche Ihnen viel Recht zum neuen Jahre!“ Man sagt: „Ich wünsche Ihnen „Glück“ in der Ehe,“ und nicht: „Ich wünsche Ihnen „Recht“ in der Ehe!“ Wenn der Mann, der in der Ehe Recht behält, der hat gewiß eine häßliche Frau.

Welcher Mensch, der gescheit ist, wird nicht lieber ein Narr sein, der Glück hat, als ein Weiser, der Recht hat?!

Das Glück ist blind, es geht nach dem Gehör, allein „der Kluge schweigt“, das Glück hört gar nichts von ihm, kann nicht nach dem Gehör zu ihm tappen; aber der Narr spricht laut, lacht laut, die Schellenkappe klingt, da findet das Glück den Weg blindlings zu ihm!

Fünftes Grundrecht: Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können. Also ein Narr darf wenigstens fragen; wenn jetzt ein Kluger fragt: „Warum das? Wozu das? Wieso das?“ so muß man ihn für närrisch halten. Ist es nicht närrisch?! Die Narren dürfen fragen, weil sie bloß fragen, um

zu fragen, aber die Klugen, die wollen eine Antwort, die dürfen nicht fragen! Warum? Das ist die Frage!

Sechstes Grundrecht: Ein jeder Narr findet seine Närrin, die ihn für klug hält! O, blendendes, wertes Grundrecht! Im Gegensatze findet jeder Gescheite eine noch Gescheitere, die ihn für einen Narren hält! O, mein lieber Leser, du weißt gar nicht, welche Wonne das sein muß, wenn man ein Narr ist, und plötzlich kömmt eine „Närrin" und hält uns für — klug!

Es giebt gar keinen glücklicheren Ehemann als einen Narren, der sich von seiner Frau einreden läßt, er ist ein kluger Kerl! Der ist fest überzeugt von seiner Klugheit, denn er denkt sich: „Meine Frau legt mir gewiß nichts zu!"

Bei dieser Gelegenheit sei es flüchtig bemerkt, welch' ein Unterschied zwischen einem Narren und einer Närrin ist. Ein Mann, der ein Narr ist, der ist nicht immerfort Narr, er hat dazwischen zu thun; eine Frau, die eine Närrin ist, ist immerfort Närrin, sie hat gar nichts anderes zu thun, kein Zwischengeschäft. Ein Mann, der ein Narr ist, hat Augenblicke, in welchen man ihn für den gescheitesten Mann halten kann, z. B. wenn er sich rasieren läßt, um dieses Beneficе kommen die Närrinnen ganz!

Die Narrheit eines Mannes ist einfach, sie geht immerfort in einem Gewande, die Narrheit einer Frau macht des Tages sechsmal andere Toilette; sie überrascht immer mit einem neuen Aufputze. Die Narrheit des Mannes läßt die Frau des Morgens in Gottesnamen schlafen, bis sie von selbst erwacht; die Narrheit der Frau weckt den Mann eine Stunde vor Tags auf und macht ihm den Kopf närrisch.

Ein Narr muß aber im Naturzustande ein guter Bissen sein, denn wenn man einen recht liebt, so hat man an ihm einen „Narren gegessen".

Der liebe Leser sieht also, daß es gar keine Beleidigung ist, wenn man jemandem zumutet, ein Narr zu sein oder zu werden.

Die Narren schickt man in April, der April ist der Monat für die Narren, denn dieser Monat war, wie Varro sagt, der Venus Aphrodite gewidmet, der Liebe, und hinc illae lacrymae, da ist die Narrheit begraben. Liebe, Narrheit, Humor, das ist alles April, Aprilwetter, bald schön, bald garstig, bald kalt, bald warm, bald Sonnenschein, bald Schnee und Frost.

Der April ist ein Lehrmeister, sich in Launen, in Capricen, in Wankelmut, in Veränderlichkeit zu üben und zu schicken; wer ein Hofmann werden will, wer bei einem Millionär als Schmarotzer angestellt werden will, wer ein Audienzdiener werden will, wer bei Frauen Glück machen will und wer eine politische Zeitung redigieren will, der muß vorerst in — den April geschickt werden, um sich abzuhärten, um sich d'ran zu gewöhnen, kalt und warm

aus einer Hand zu blasen; zu regnendem Himmel und zu Wolkenstürmen eine eben solche de- und wehmütige Miene zu machen, wie zu lachendem Horizont und gnädigem Blicke; er muß sich d'ran gewöhnen, seine Gesinnung heute wie einen Regenschirm mitzunehmen und morgen sie wie einen Regenschirm hinter den Ofen zu stellen; er muß den Mantel hängen nach Aprilwind, heute Süd-Ost, morgen Nord-West; er muß seinen Charakter zugleich auf Sommersprossen und auf Winterbeulen einrichten; er muß jeden Augenblick bereit sein, auf Befehl mit eben solcher innerer Überzeugung zu sagen: „Es ist heute das schönste Maiwetter", als eben mit solcher Wahrheitsliebe auszurufen: „Es ist ein wahres Hundewetter!"

Der April ist der Unterrichts-Monat für alle Leute, die solche Narren sind, vom Leben, vom Menschen, von Gesinnungen Konsequenz zu begehren, Dauer, Charakter; diesen Leuten zeigt der Monat April, daß alles veränderlich ist, die Natur, der Himmel, das Wetter, daß der Mensch sich nach dem Wetter richten muß und nicht das Wetter nach sich zu wenden trachten darf; daß die Klugheit es erfordert, sich in alle Verhältnisse des Lebens so zu schicken, wie in den April mit seinen Launen und Wechselfällen; darum also schickt man die Narren, die das nicht wissen, in den April!

Auch die Verliebten, diese Hofnarren, das heißt diese Narren des Hofmachens, die Verliebten, diese Lieblingsnarren des Himmels, muß man in den April schicken, denn der Monat April ist nichts, als die „Laune des Verliebten", in Wetter gesetzt. In diesem Augenblick glänzt die Sonne der Liebe, im nächsten verbirgt sie sich hinter einem schwarzen Schleier; heute ist lächelndes Angesicht, morgen droht Ungewitter; jetzt Sternenschein aus schmelzendem Blicke, später Blitz und Schleuderpfeil; das alles muß man im April lernen, um als exerzierter Rekrut in das Narren-Regiment der Verliebten mit blau angelaufenen Aufschlägen einzutreten.

Der „Humor" nun vollends, der „Humor" ist ein wahrer Aprilnarr; un poisson d'avril! Lachen und Weinen, Ernst und Scherz, Lichtstrahlen und wasserfinstere Wolkenzüge, Momente, in welchen ihm der Himmel trübe und die Erde schön ist, andere, in welchen der Himmel oben schön und die Erde schmutzig scheint; jetzt niederschmelzendes Blau aus der Ätherschale, und dann den Fall des Gemütes im Sturz zu schneidenden Eiszacken erstarrt; ein Moment fliegender Sonnenschein der Liebe, der das Leben erhellt und in die Tiefen der Seelen die weißen Blumen des Lichts wirft, und bald darauf die Dämmerung der Wehmut aus den Fäden der lichten Freude und des finsteren Schmerzes gewoben; dann den fortrollenden und fortgrollenden Donner des unwetternden Hohnes, der von Wolke zu Wolke des Lebens läuft,

und, der Elektrizität ſich entladend, ſeine Schlangen und Pfeile und Flammenruten über die Menſchen ausſtreut, nicht um ſie zu vernichten, ſondern um durch die Erſchütterung ſie zu retten, die Atmoſphäre zu reinigen und die ſchlummernden Keime und Blüten im Herzen und Buien, wie die Schlehdornblüte, durch Donnerſchläge zu entwickeln und emportreiben zu laſſen!

Iſt alſo der Humor nicht auch ein April-Narr"?

Alſo nein, lieber Leſer, laß uns in Gottesnamen Narren ſein! Ja, ſei eifriger Narr! Sei ein Narr mit Vorzug! Denke, es wird eine Zeit kommen, in welcher du gerne ein Narr ſein möchteſt, in welcher du gerne dein Amt, deinen Rang, dein halbes Vermögen und deine ganze Frau für einen einzigen Narrenſtreich hingeben möchteſt, wenn er dir noch zu Gebote ſtünde; dann wirſt du jammern über die verſäumte Zeit der Narrheit, jeder Dumme-Narrenſtreich, der an dir vorüberging, wird dich dann erſt ſchmerzen; denn ich ſage euch: Hütet euch vor den Gezeichneten; hütet euch vor den Muckern, Tuckern und Schluckern; hütet euch vor den Winkern und Zwinkern; hütet euch vor den Schleichern und Kreuchern; hütet euch vor den bigotten Augenverdrehern und ſcheinheiligen Unheilkrähern, aber am meiſten hütet euch vor einem Menſchen, der nie eine Narrheit beging, der nie einen dummen Streich gemacht! Dixi et salvavi!

Der Deklamator und die Fliege.

Es giebt im Leben viele beschwerliche Dinge, Dinge, die Einen jeden Augenblick ärgern und quälen, und die man doch nicht los werden kann! Zum Beispiel reisende Virtuosen, debutierende Klavierspielerinnen, schlechte Poeten, die gelobt sein wollen, Vorleser von Manuskripten, Charaden-Verfasser, die eine Charade ins Blatt bringen wollen, Konzert-Arrangierer, Pränumeranten-Fanger u. s. w. Allein nichts von allen diesen ist so unausstehlich, so unausweichlich, so unabweisbar, so lästig wiederkehrend, als — eine Fliege, wenn sie sich einmal ein Menschenantlitz zu ihrem Bahnhofe, Stapelplatz und Feldlager auserkoren hat!

Ein armer Teufel, dem man 5 fl. schuldig ist, ein häßliches Mädchen, dem man einmal schön that, ein schlechter Schauspieler, dem man versprach, ihn zu loben, kommen nicht so unermüdet wieder; ein schlechter Redner kommt nicht so oft zu seinem Text und eine halsstörrige Frau nicht so hartnäckig auf ihr Thema zurück, als diese Fliege auf ihr auserschenes Antlitz!

Eine solche Fliege ist das philosophische „Ich", das sich selbst setzt, und zwar dem Größten wie dem Kleinsten auf die Nase, auf dieses honestamentum faciei, gleichsam als „i"-Tüpfel auf diesen Gesichtsvorsprung.

Weh euch, wenn ihr bei einer Prüfung seid, und eine solche Refrain-Fliege stets wieder auf eure Nase zurückkehrt! Weh euch, wenn ihr vor eurer Geliebten auf den Knieen liegt, und beim Schwur der ewigen Treue eine solche Fliege sich auf eure Nase setzt! Weh euch, wenn ihr bei einer Audienz eure Situation in rührenden Tiraden schildert, und eine solche Fliege eure Nase umflattert! Wer weiß, wie viel Lebensglück schon durch eine solche nicht zu vermeidende Nasenfliege zerstört wurde!

Ich saß ganz ruhig bei meiner Arbeit und dachte an nichts — der Leser kann daraus ersehen, daß ich ein „Lied für die Komposition" schrieb, wobei man durchaus nicht nur an nichts zu denken braucht, sondern konträr im Gegenteil an nichts denken darf! — Als ich so saß und an nichts dachte, dachte ich, welch' ein seliger Zustand es wäre, an nichts zu denken!

Nun wird aber der Leser neugierig sein, zu wissen, woran ich dachte, als ich nichts dachte? Ob an ein „Ballet", oder an eine

„Solotänzerin", oder an einen „Musen-Almanach", oder an „Deutschlands-Einheit", oder an Lewald's „Europa" u. s. w.

Allein der Leser muß damit zufrieden sein, daß ich an nichts dachte, an welches nichts ich dachte, ist eine Privat-Angelegenheit, und geht den Leser ganz und gar nichts an. — Also ich saß und dachte an nichts, und mir war so gedankenlos wohl zu Mut, wie fünfhundert Philosophen! Wenn der Leser nur so gut sein wollte, zwei, drei Jahre lang hintereinander an nichts zu denken, dann wird er an mich denken und sagen, welch ein kalmierendes, nervenstärkendes, blutreinigendes und herzstärkendes Hausmittel das „an nichts denken" ist.

Man „sitzt oft in Gedanken", allein das ist ein schlechter Sitz, hartgepolstert und ohne Lehne und Rückenhalt! Allein in keinen Gedanken sitzen, das ist ein Witwen- und Lust-Sitz der Seele!

Also, ich saß und dachte an nichts, dabei übersetzte ich ein Stück von Scribe ins Teutsche, beurteilte die Madame Brüning als Chonchon, las 62 Journale und strich das Interessanteste für mein Journal mit Rotstift an, vulgo: ich redigierte, schrieb einen Artikel für's „Brockhaus'sche Konversations-Lexikon" u. s. w. Der Leser sieht, was ich alles thue, wenn ich an nichts denke: was könnte ich erst leisten, wenn ich an etwas dächte! Es ist ein ordentliches Glück, daß ich gar nicht daran denke, an etwas zu denken, und das kann mir niemand, der denkt, verdenken!

Also, als ich so im tiefsinnigsten Nichtsdenken war, läßt sich ein junger Mann, ein angehender Schauspieler, melden.

Ich ließ ihn eintreten, indem ich bei mir wünschte, daß aus dem angehenden Schauspieler nur bald ein abgehender Schauspieler werde. Er trat ein, und indem er mir sagte, daß ich ein Genie sei, der erste Absoluto-Kritiker der Welt, meine Stimme die Primadonna in Europa wäre, und andere Dinge mehr, die ich längst wußte und aus Bescheidenheit verschwieg, rückte er mit der Bitte heraus, mir etwas vorspielen zu dürfen, und sich ganz meinem Urteile zu unterwerfen, ob er oder ob er nicht werden sollte, nämlich ein tragischer Künstler!

Es hing also von meinem „Werde!" ab, ob Deutschland um einen Eßlair mehr oder minder haben sollte!

Ich fühlte die ganze Verantwortlichkeit meiner Mission.

Ein Schauspieler, ein angehender, mehr in Deutschland oder nicht? Das ist die Frage! Ich sah ihn an, auf seinem breiten Brustkasten las ich das Repertoire: Jaromir, Hugo, Karl Moor u. s. w., und seine langen Arme schienen von der Vorsehung geschaffen, die Luft mit tragischen Schneiderstichen zusammen zu flicken.

Lieber Leser, wenn du zufällig in die Lage kömmst, daß jemand dir etwas vorliest oder vorspielt, und dir versichert, es hänge

alles von deinem Urteile ab, so kannst du darauf rechnen, daß der Mann darauf rechnet, daß er auf deinen Beifall rechnen kann!

Wenn die Welt wüßte, wieviel Unheil ich ihr schon abwenden wollte! Wenn sie wüßte, zu wie viel angehenden Künstlern ich schon sagte: „Mein Bester, lernen Sie irgend ein Handwerk, zum Künstler taugen Sie nicht!“ zu wie viel Dichtern ich schon sagte: „Verehrtester, da Sie mich um meine wahre Meinung fragen, so fühle ich mich verpflichtet, zu sagen, daß Sie diese Gedichte nicht drucken lassen sollen, daß Sie dieses Theaterstück nicht aufführen lassen sollen!“ Ja, wenn die Welt das wüßte, sie wäre mir wenigstens für meinen guten Willen dankbar!

Allein alle diese gingen von mir mit der Überzeugung fort, daß ich ein ebenso dummer als grober Mensch bin!

Ich war heute in der Laune, ein geistreicher und liebenswürdiger Mensch zu sein, und das Allerschlechteste gut zu finden. Ich sagte also meinem Angehenden schon voraus, daß seine Figur ganz zum Theater geschaffen sei, und daß Shakespeare wahrscheinlich ihn im Auge hatte, als er seinen Romeo und seinen Cäsar schrieb!

Ich ging noch weiter, ich legte meine beiden Hände auf seine Brust, wie die Ärzte bei einem Brustkranken, und befahl ihm, recht tief Atem zu holen, „tiefer! so! noch tiefer!“ dann sagte ich, daß mir sein Atem vorzüglich für ritterliche und heldenstarke Rollen geschaffen zu sein schien. Dann ließ ich ihn versuchen, ob er, ohne zu stocken, mit strammen Armen ausrufen kann:

„Es reiten drei Regimenter reitender Dragoner als Brandwache über die breite Bremer Brücke Brommbeeren brocken!“

Als er auch diese Probe bestand, versicherte ich ihm, dieses würde ihm kunftig in Calderon'schen Stücken sehr zu statten kommen.

Hierauf ließ ich ihn viermal niederstürzen, ein mal in Ohnmacht, einmal von einem Dolche erdolcht, das dritte mal als sich selbst aus Verzweiflung auf den Boden hinschleudernd und das vierte Mal sich im Wahnsinn für einen Frosch haltend! Auch das excellierte, er plumpte mit den zartesten Nuancen vier mal auf und nieder!

Endlich mußte er mir noch zeigen, wie er abgeht, wenn er hinausgeschleppt wird! Das ist einer der schwierigsten Momente im Darstellungs-Talent! Ein fortgeschleppter Abgang! Wenn man verwundet oder gefesselt von der Bühne geschleppt wird, und dennoch einen Abgang mit Effekt daraus machen will!

Nach diesen Proben drückte ich ihn an mein Herz und sprach wie Lerma zu Carlos: „Große Zeiten werden für Sie kommen, dann aber werd' (Gottlob!) ich nicht mehr sein! Aber meine Enkel werden Sie sehen!“ (Die Armen!)

Er antwortete wie Carlos: „Nicht also — Sie rühren mich —

ich möchte nicht gerne weich ſein!“ — Zum Schluſſe dieſer Generalprobe fand ich es denn auch angemeſſen, ihn etwas deklamieren zu laſſen.

Er wählte den Monolog aus „Wallenſtein“: „Es giebt im Menſchenleben Augenblicke u. ſ. w.“

Allein eine ganz andere Probe ſtand dem Angehenden bevor! Eine Fliege, wahrſcheinlich eine Liebhaberin von jungen, friſchen, angehenden Schauſpielern, hatte eine ſolche Neigung zu ſeiner Naſe und zu deren Umgebungen gefaßt, daß ſie beſtändig ſein glühendes Haupt umkreiſte und ſich alle Augenblicke wie eine höhere Eingebung auf ſeine Naſe niederließ' Es war eine unausweichliche Fliege, eine hartnäckige Fliege, eine Ritornell-Fliege, eine nichtloszuwerdende Fliege, kurz, es war eine — Redaktions-Fliege'

Man kennt dieſe Art Redaktions-Fliegen, die nicht aus dem Zimmer zu bringen ſind! Eine ſolche Fliege fühlte ſich von dem Talente des Angehenden ſo magiſch angezogen, daß ſie beſtändig um ihn kreiſte, und ſtets dazwiſchen auf ſeiner Naſe proviſoriſch Poſto faßte!

Der ganze Monolog wurde alſo mit obligater Fliegen-Abwehrung vorgetragen. Entweder er wehrte ſie mit der Hand ab, oder er zog die Naſenflügel auf, oder er zuckte mit der Wange, mit der Lippe u. ſ. w. Ich wußte eigentlich nicht, wer beſſer ſpielte, er oder die Fliege!

Er begann: „Es giebt im Menſchenleben Augenblicke, wo der Weltgeiſt näher iſt als ſonſt . “ Hier ſaß ihm der Weltgeiſt auf der Naſe! — „und eine Frage frei hat an das Schickſal!“ Hier machte er einen ſchwachen Verſuch, ſein Schickſal mit der rechten Hand zu fangen! Vergebens! — „Mein ganzes Leben ging, Vergangenheit und Zukünftiges, an meinem inneren Geſicht vorüber!“ — In dieſem Augenblicke ging die Fliege quer auf ſeinem äußeren Geſichte vorüber, und er zog die Wange wie eine Schublade in die Höhe. Die Fliege erhob ſich in den Äther. — „Da ſagt' ich zu mir ſelber: „So vielen gebieteſt du “ — Nur dieſer Fliege nicht, denn ſoeben ſetzte ſie ſich auf die linke Augenwimper Wallenſteins, und der große Held zwinkerte ganz komiſch mit den Augen! — „Nur wenige werden treu bei dir verharren!“ — Dieſe Klage ſchien die treue und ausharrende Fliege zu beleidigen, ſie ſetzte ſich quaſi ſchmollend an ſeinen Lippenwinkel, und er verſuchte durch ein ſarkaſtiſches Lächeln die Fliege wegzulöcheln! — „Den möcht' ich wiſſen, der mir der Treueſte iſt! Gieb mir ein Zeichen, Schickſal!“ — Das Schickſal läßt ſich das nicht zweimal ſagen, die Schickſalsfliege ſetzte ſich gerade auf die äußerſte Spitze von Wallenſteins Naſe, und kitzelte mit den dünnen Schickſals-Fadenfüßen die Naſenlöcher von außen nach innen, ſo daß Wallenſtein die Naſe in die Höhe ſchob wie einen Nezenſchirm,

und sie bald hin- und herschwenkte wie ein Pardon-Signal! — Er wurde ganz mürrisch, und ich sah den Augenblick kommen, wo der Held einen offenen Angriff auf sein Schicksal machen wird! — Die Fliege verdoppelte ihre Ruhemomente, er begann nun offene Jagd zu machen — allein die Fliege entschlüpfte ihm immer sehr schnell, und es war sehr natürlich, als er deklamierte: „Und dieses Tieres Schnelligkeit entriß mich Bannier's verfolgenden Dragonern!“

Endlich bei der Stelle: „Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag“ hatte sich die Fliege wieder zum Ritt auf seinen Nasensattel gesetzt, mit einem wahren, kriegerischen Überfall griff er plötzlich dahin, und die fliegende Holländerin war in seiner Faust, er schleuderte sie rückwärts über sein Haupt, indem er schloß: „Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder!“

Er ging!

Da lag sie! Es war eine schöne Fliege, eine edle Fliege, eine kunstsinnige Fliege. Sie fiel ein Opfer ihres Kunst-Enthusiasmus! Möge der Mensch von dieser Fliege lernen, kein Enthusiast zu sein, und sich nie einem Deklamator oder Vorleser auf die Nase zu setzen!

Die Probeblätter des menschlichen Lebens.

Eine Neujahrs-Standrede.*)

Das ganze menschliche Leben, meine teuern Leser und Leserinnen, ist nichts als ein langes Folio-Probeblatt des nächsten Lebensganges in eine andere Welt. Dieses Probeblatt ist voll Druckfehler und voll stechender Spieße, und das Schicksal, der Korrektor dieses Probeblattes korrigiert immerfort daran, damit es einst dort, nach dem großen Leichensteindruck, rein und fehlerlos erscheine! Glück und Unglück sind die stehenden Mitarbeiter an dem Lebensblatte, aber nur das Glück schreibt eine schöne, kursive und leserliche Handschrift, das Unglück aber schreibt eine schlechte, nicht zu entwirrende Hand; das Glück ist ein träger, ein fauler Mitarbeiter, allein das Unglück ist thätig und fleißig, und schickt seine Beiträge oft und regelmäßig, und jemehr das Unglück an dem Lebensblatte mitarbeitet, dessen Beiträge aus dem Setzkasten des Schmerzes gesetzt werden mit stechenden Lettern, mit gepreßten Seufzern und harten Durchschüssen, desto verworrener und desto undeutlicher wird die Korrektur dieses Lebensblattes. Leider werden in dem Lebensblatte nur die traurigen Erzählungen und die schauerlichen Begebenheiten aus großer Schrift und in vielen Fortsetzungen gedruckt; die freudigen und fröhlichen Notizen und Anzeigen hingegen fast immer mit Nonpareil, mit ganz kleiner Staub- und Perlschrift! Wie bei jedem Blatte sind im menschlichen Lebensblatte bei jedem einzelnen Lebensgange auch die ersten und die letzten Blätter die besten, die Jugend und das Greisentum; die Blätter aber in der Mitte des Jahrgangs schleppen sich farb- und gewichtlos fort!

Wir Menschen aber werden nicht gefragt, ob wir auf das Lebensblatt abonnieren wollen: wir werden ohne unser Wissen und Willen dort oben in dem Haupt-Abonnentenbuch eingetragen, und bezahlen den Abonnementsbetrag postnumerando, nach dem Ende des Lebensblattes, nicht mit dem Schein dieser Welt, sondern mit der baren Münze einer andern; sowie überhaupt dieses Leben

*) Zum Neujahr-Probeblatt der Theaterzeitung 1835.

mehr ein Pränumerationsſchein auf ein beſſeres genannt werden kann.

Dieſes große Probeblatt des menſchlichen Lebens, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, iſt aber noch voll von einzelnen und kleinen Probeblättern. Das Glück, der Ruhm, die Liebe u. ſ. w., was ſind ſie anders, als eitle Probeblätter, lockende und nichtshaltende Probeblätter?

Das Glück, dieſes Probeblatt des Zufalls, auf Velin gedruckt, mit Gold und herrlichen Verzierungen; mit allen Beiträgen des Vollgenuſſes; da lacht es uns an wie ein Kreitiſch der Schöpfung; beladen mit güldnen Trinkgeſchirren und allen Schaugerichten der menſchlichen Wünſche, und tanzt vor uns herum mit ſeinen bunten Gewändern und glänzenden Spangen und ſchimmernden Geſteinen, wie eine ſchöne Bajadere um die Tafel des Genießens; aber ach, wie lange dauert es? Sogleich darauf folgen die Alltagsblätter, ſchmuck- und inhaltslos, auf dem aſchgrauen Konzeptpapier des alltäglichen Lebens, mit ihrer matten Proſa und mit den ausgewäſſerten Poeſien!

Der Ruhm, dieſes Probeblatt des Augenblicks, gedruckt auf Lorbeerblättern; mit Glanzſchrift und großen verzierten Anfangsbuchſtaben: eingefaßt mit Säulen und Kränzen, mit der Sonnen-Vignette, welche die Fama zur Austrägerin hat, und in Milliarden Exemplaren abgeſetzt wird; welches nachgedruckt wird in Farben und in Stein, in Statuen und Büſten; aber ach, wie lange dauert das? Auch dieſes Probeblatt des Augenblickes wird vergriffen; uns bleibt der dürre Kranz mit den farbausgeſogenen, gewöhnlichen Blättern zurück; es war nur ein Tages-Blatt, eine Ephemeride, und die andern Tageblätter folgen nun wie graue Klageweiber dem Sarge dieſes glänzenden einen Probe-Tagsblatt nach! —

Die Liebe, das Probeblatt der ſüßeſten Täuſchung! Gedruckt auf dem Blatte der Roſe, die ihren Kelch dem Kuſſe der Morgenſonne erſchloß: mit Buchſtaben aus dem Stern-Setzkaſten des Himmels; mit den Beiträgen der lieblichen Philomele; mit den Erzählungen aus dem Leben der Blumen und der Blüten, mit den Liedern aus den Seufzern der Quelle und aus dem beglückten Ach der Schäferin; mit den ſinnigen Rätſeln aus dem Hauche des Echo und aus der Ahnung des ſchwellenden Buſens; dieſes goldene Probeblatt der Liebe, mit der Bilderbeilage aus dem Purpur der errötenden Wange, wenn das erſte Geſtändnis ſie überſtrahlt; aus dem Karmin der Lippe, wenn der Traum des Kuſſes auf ihr erglüht; und von der Glut des Auges, wenn die Glut der Sehnſucht es übergoldet; auch dieſes Probeblatt der Täuſchung, wie lange dauert es!? Der erſte Hauch der Wahrheit weht dieſes luftige Probeblatt fort; es zerfällt in Staub — wenn auch Blütenſtaub — und in unſerm Herzen folgen dann

die leeren Blätter mit dem schwarzen Trauerrande. Die sympathetische Schrift auf dem Herzblatte ist verschwunden, man zieht es vergebens durch die Essigmutter des Schmerzes und durch die Lauge der Thränen; die Schrift erscheint nicht wieder! denn, ach, nur einmal schreibt die Hand der Liebe ihren Namen auf unser Herzblatt, bald mit der Rosentinte beglückter Liebe, bald mit der Gallärseltinte unglücklicher Liebe, aber dieses einemal scharf und tief und das Blatt durchätzend, und dann streuet sie über diese unvergängliche Schrift entweder den Goldsand der Gewährung, oder den schwarzen Sand der Entsagung; und unter diesem Sande liegt die Liebe begraben, aber nicht tot. — Das Herzblatt ist das Probeblatt der Liebe! —

So, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist das ganze Leben nichts als ein Probeleben, nichts als ein Probeblatt eines andern Lebens, und dieses Probeblatt ist mit einzelnen kleinen Probeblättern durchschossen, die wir nur einzeln und kurz erhalten, von denen wir nie einen vollen Jahrgang beziehen.

Und jeder einzelne Abschnitt von diesem Lebens-Probeblatte heißt ein Jahr, und siebenzig solche Abschnitte machen das ganze Probeblatt aus, und jedes Jahr, wie jedes Leben, beginnt und endet mit einer Nacht, mit der Sylvesternacht.

Ein Jahr? was heißt das? was nennt der Mensch so? Der lächelnde Frühling küßt einmal flüchtig die bräutliche Erde; die Nachtigall schlägt einmal tiefseufzend auf; die Natur lächelt ein halbes mal, und der Mensch nennt es ein Jahr! Die Erde wird Braut, Gattin, Mutter, Witwe und kinderlos, und der Mensch nennt es ein Jahr! Der Frühling zieht heran, der Herold der Schöpfung, und ruft: „Platz da! Die Natur zieht einher in ihrer Herrlichkeit!“ und er rollt den Jaspis-Teppich vor ihren Füßen hin, und stellt tausend und tausend Blumenmädchen an ihrem Wege auf; und der Sommer zündet seine Farben, und seine glimmenden Wipfel, und seine lodernden Abendgluten, und seine flammenden Seen ihr zu Liebe an; und der Herbst trägt ihr seine Fruchtkörbe und seine Füllhörner und seine Purpurtraubenmäntel nach, und der Winter kommt und ruft: „Stille! stille! die Natur geht zur Ruh!“ und wirft sein Schlummertuch über die Erde, und seine Schneelinnen über die Wässer, und fesselt die geschwätzigen Zungen der Ströme und Bäche, und der Mensch nennt es ein Jahr! Und der Mensch steht dabei, wie die Erde unter dem glühenden Kusse des Frühlings wonnig zusammenschauert, und Blüten treibt und Knospen, und lispelnde Blätter, und doch legt er selbst seine Lippe nicht voll Liebe an die Lippe des Nebenmenschen; — und der Mensch hört es, wie beim Schlagen der Nachtigall die Liebe, dieser Gottesodem, durch die Schöpfung flutet, und dennoch hört er nicht das Schlagen des menschlichen Herzens neben ihm; — und der Mensch sieht, wie unter dem halben Lächeln der Na-

tur alle Weſenheit in Freudigkeit daſteht, als wollte der ewige Herr einziehen in ſeiner Größe, und dennoch lächelt er ſeinen Mitmenſchen nicht an in liebender Menſchlichkeit; — und das nennt der Menſch Leben, ein Jahr leben! —

Jedes Jahr gelebt, iſt ja nichts als einen Meilenſtein zum Tode mehr zurückgelegt; jeder Neujahrstag iſt ein neuer, eben fertig gewordener Nagel zu unſerm Sarge, und dazu kommen die Menſchen und gratulieren zum neuen Sargnagel! Die letzte Minute des alten Jahres fällt wie ein Sprachgitter zwiſchen dem alten und dem neuen Jahre nieder; das alte Jahr hüllt ſich in den Nonnenſchleier der Nacht, und geht zurück in die abgeſchloſſene Zelle der Vergangenheit. Das neue Jahr aber ſteht als Novize vor uns da, und begehrt den letzten Segen von dem in die Gruft hinabſteigenden Jahre! Die menſchliche Seele aber, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, ſteht in dieſer Minute zwiſchen Sarg und Wiege, — wie denn unſer ganzes Daſein überhaupt nichts iſt als eine lange Parantheſe zwiſchen beiden — und ſie legt mit der einen Hand den abgelaubten Kranz nie erfüllter Wünſche auf den Sargdeckel des verfloſſenen Jahres, und mit der andern Hand legt ſie auf das Wiegentuch des neugebornen Jahres das Bindband langgerollter Hoffnungen!

In dieſem Augenblicke freut ſich der Menſch, und trauert zugleich, wie die Engel am Grabe eines Gerechten; er weint und lacht zugleich, wie der Humor; er iſt ſchmerzgebeugt und doch wonnig durchſchauert, wie jemand, der für eine große Idee ſtirbt! —

Laßt uns denn das neue Jahr bewillkommnen mit einem ſchmerzlichen Lächeln, mit einem freudigen Weinen! An dem Ufer des hereinflutenden Jahres ſtehen nun Millionen Harrende, Hoffende, Erſchrockene, Verzweifelnde! Die Wellen des Jahres ſchlagen herein, und die Harrenden halten ſich an Bäumen, und die Erſchrockenen an Zweigen, und die Hoffenden an Blättern, und die Verzweifelnden an Blüten feſt vor ſeinem Herantoſen und vor ſeinem brauſenden Wellenſchlage: und die Erwartung ſieht auf dem Antlitze der Harrenden aus wie die Tugend, und auf dem Antlitze der Erſchrockenen wie das Gebet, und auf dem Antlitze der Hoffenden wie die Sehnſucht, und auf dem Antlitze der Verzweifelnden wie die Religion! —

Weil wir Menſchen aber alle nichts ſind als Harrende, und Erſchrockene, und Hoffende, und Verzweifelnde, und weil wir in unſerm langen Leben nichts haben als eine lange Stunde des Verkennens, und eine kleine Sekunde des Erkennens; weil wir nichts haben als ein langes Daſein voll Zwieſpalt und Trennung, und nur einen Augenblick der Verſöhnung, ſo laßt uns jetzt beim Hereinſchwemmen des neuen Jahres uns alle brüderlich umfaſſen, und möge nun das Jahr mit ſeinen grünen langen

Locken hereinſpülen und heranſchwemmen das Treibholz neuer Leiden und Ahnungen, den Uferabfall des jenſeitigen Lebens; möge es uns ſingende Delphine und Meer-Fräulein voll Glück und Liebe, und roſige Korallenzweige auf ſeinem Rücken bringen, oder brechende Ungetüme, empörte Wogen und phosphoreszierende Wetterwellen, wir wollen uns brüderlich umfaſſen und teilen Bäume, Zweige, Blätter und Blüten, auf daß die empörte Welt uns vereint finde, und uns vereint in hochgehender See emportrage zum Himmel, zum umgeſtürzten Meere, zu der über uns geſtürzten Taucherglocke, die uns am Ende doch ſtets vor dem Ertrinken rettet und uns zu ſich emporzieht an das ſchöne, roſige und lautere Licht, dem keine Finſternis mehr folgt!

Die innern Menschen,

oder:

Der öffentliche Gerichtshof im Menschen.

„Dem Menschen wird es sehr leicht, Andere zu beurteilen, hingegen sehr schwer, sich in ihre Lage zu versetzen, ohne welche Versetzung gleichwohl keine richtige Beurteilung möglich ist."
Jean Paul in „Titan".

In jedem Menschen stecken alle andern Menschen und nicht nur die Menschheit. In jedem Menschen steckt ein Doktor, ein Advokat, ein Beichtvater, ein Polizei-Agent, ein Oberstküchenmeister, ein Architekt, ein General, ein Nachtwächter, ein Haiduk, ein Rezensent, ein Kriminalrichter, ein Uhrmacher, ein Minister, eine Köchin, ein Rabbiner, ein Diplomat, ein Taschenspieler und noch mehrere und andere.

Geht der Mensch vor einem im Bau begriffenen Hause vorbei, so ist er Architekt: „Ich hätte das Ding so gebaut!" — Besucht er einen Kranken, so ist er Arzt: „Folgen Sie mir und nehmen Sie das und das." — Erzählt man ihm einen Prozeß, sagt er: „Wenn ich Ihr Advokat wäre, so hätt' ich das gethan!" — Erzählt man von einem Diebstahl, sagt er: „Ich als Polizeidirektor würde das ganz anders anfangen!" — Liest er eine verlorene Schlacht, so sagt er: „Ich bin zwar kein General, aber wenn ich gesehen hätte, daß die Kavallerie von dort kommt, hätte ich die Infanterie von dort kommen lassen!" — Erzählt man ihm von den Dresdner Konferenzen, so sagt er: „Ich hätt' mit dem Manteuffel anders geredet!" — Fährt er über den Semmering, so sagt er: „Ich als Ingenieur würde die Bahn durch den Adlitzgraben über den Kogel dort und den Hügel da und bei jener Schlucht dort u. s. w. gebaut haben!" — Hört er von den Finanzen, so sagt er: „Das ist alles nichts, ich würde ein ganz neues Geld einführen, Gold und Silber ist ja nur Einbildung u. s. w." Kurz, jeder Mensch ist in sich überzeugt, er wäre alles, was er wäre, besser als alle andere, die das sind, was er wäre, aber nicht ist.

Aus dieser Überzeugung im Menschen kommt es, daß der

Mensch beständig in sich ein öffentliches Gerichtsverfahren hat, daß er über alles urteilt, alles beurteilt und verurteilt und zugleich exekutiert, denn in ihm sitzt ja alles! Der Mensch ist bei diesem seinem öffentlichen Gerichtsverfahren in sich zugleich Staatsanwalt, Ankläger, Präsident, Geschworner, Zeuge, Richter und Vollstrecker.

Jeder Teil im Menschen hat sein eigenes Verlangen: der Mensch ist aus lauter innern und äußern Teilen zusammengesetzt, die stets ihr eigenes Verlangen haben: das Verlangen des Magens heißt Hunger, das Verlangen der Leber heißt Durst, das Verlangen der Hand heißt Habsucht, das Verlangen des Ohres heißt Neugier, das Verlangen des Auges heißt Schaulust, das Verlangen der Sinne heißt Wollust, das Verlangen der Füße heißt Müssiggang, das Verlangen des Geistes heißt Freiheit, das Verlangen des Herzens heißt Liebe, das Verlangen des Gemütes heißt Sehnsucht und das Verlangen der Seele heißt Unsterblichkeit!

Aber die Milz und die Galle und die Nieren haben auch ihr Verlangen, und ihr Verlangen heißt: Schwarzsehen, Anklagen, Verurteilen! Und endlich das Verlangen der Muskelkraft heißt: Steine auf die Menschen werfen!

Aber der Mensch im Innern, der innere Mensch, soll den andern Menschen vom Äußern nicht anklagen und nicht richten, ohne im Innern des Angeklagten alle Akten genau durchgelesen zu haben, und soll nicht urteilen, bis er im tiefsten Innern des Angeklagten ergründet hat und erforscht alle Motive und Grundursachen, und bis vor ihm aufgedeckt liegt die angeschuldigte That von dem Augenblicke an, wo sie Gedanke war bis zu dem Augenblicke, wo sie zur That in dem innern Menschen wurde; und verurteilen soll der innere Mensch nicht, bis er sich selbst vollkommen und ganz und mit Kopf und Herz und mit Nerv und Muskel in die Lage des Angeklagten gesetzt hat!

Da ist ein Schuldiger, der zu schmählicher Strafe, zum schändlichen Tode verurteilt ist; begnügt euch mit der Strafe des Himmels, mit der Gerechtigkeit der Gesetze, mit der Exekution des Nachrichters, aber richtet in eurem Herzen nicht nach, seid keine innern Nachrichter, bis ihr durchschaut habt das ganze Aktenheft von Minuten und Sekunden, die sein Verhängnis ihm geflochten hat; bis ihr durchschaut habt das Labyrint der Schicksale, in welches ihn das Schicksal gestoßen vom ersten Odem seiner Geburt bis zum Momente der That; bis ihr gesehen und gehört habt all' sein Kämpfen, Ringen, Sträuben und sich Müden gegen den Entschluß, bis Schmerz, Unglück, Weh, Zufall, Geschick, Blut, Bosheit, Reizung, Not, Verzweiflung, Vergessenheit, Betäubung sich seine Seele so lange wie einen Ball zugeworfen haben, bis sie dem Fall nicht mehr entgehen konnte, dem gräßlichen! Darum

richte nicht, du innerer Mensch, sondern setze dich in die Lage des Gerichteten, und dann —: Ecce homo! —

Da ist ein Selbstmörder! Der Himmel wird sich der schuldigen Seele verschließen, die Kirche versagt ihm die geweihte Erde, der Himmel gehorcht dem Ewigen, die Kirche ist die Vollstreckerin des Himmels, aber du innerer Mensch, richte nicht, beurteile nicht, verurteile nicht den Unglücklichen, der den Strich unter seine Lebensrechnung setzte, bevor Gott den Abschluß befahl, bis du dich in die Stelle des Unglücklichen gesetzt, bis du alle Übergänge durchgegangen bist, über welche er von der Liebe zum Leben bis zum Wegwerfen desselben ging, und wie er von Schritt zu Schritt ging mit blutenden Händen, mit wundgerissenen Füßen, mit geschundenen Gliedmaßen, mit zerschlitztem Herzen, mit zerknittertem Geiste, wie sein Lebensgang vielleicht nur ein Gang unter Hagelschlossen, unter niederströmenden Pfeilen, unter schwülen Gewittern war, wie jeder Tag ihm neue Nattern ans Herz warf, wie jede Stunde an die scharfen Ecken seines Seins anschlug, bis es Funken gab, wie jede Minute eine Hoffnung, einen Wunsch aus seinem Leben zog und sie zertrat, wie jede Sekunde mit fressendem Höllenstein an seinem zartesten Gefühle ätzte; wie sein ganzes Dasein nichts war, als ein Herabfahren von einem Stachelbaume, der alle seine Stacheln in die Höhe richtete; wie endlich Verzweiflung, diese hin und herfahrende Lauferspinne über seine Seele hin- und herlief, bis diese Seele den Gedanken, über den sie nächtlich gebrütet, in willkürloser Überwältigung zur That macht! Darum richte nicht, du innerer Mensch, bis du dich in die Lage dieses Unglücklichen gesetzt, und dann —: Ecce homo! —

Da sind Menschen und Thaten, über die das Gesetz oder die öffentliche Meinung und die mächtige, heilige Herkömmlichkeit der Dinge abgeurteilt hat Wohl! die öffentliche Meinung ist unangreifbar, weil sie ungreifbar ist, das Herkömmliche ist heilig, weil wir nicht wissen, woher es kommt, aber der innere Mensch sondere sich ab von der öffentlichen Meinung, der innere Mensch ist nicht herkömmlich, der innere Mensch ist eine heimliche Meinung und ein heimliches Gericht, und nichts Herkömmliches; darum richte der innere Mensch nicht mit der öffentlichen Meinung, er richte nicht, er beurteile nicht, er verurteile nicht, nicht den Schein, nicht den Gedanken, nicht das Wort, nicht den Aufschrei der anderen, der Angeklagten, der sich vor ihm Preisgebenden, bis er ganz in ihre Lage sich denkt, bis er in die innersten Falten ihres Herzens geblickt, bis er kennt all' die Regengüsse und Pfeilregen und Staubfälle und Wolkenbrüche und Dachtraufen, unter welchen diese Menschen weggingen mit gebeugtem Haupt, mit gekrümmtem Leib, mit zerschütterter Brust, mit wundem Herzen; bis er zusammengerechnet hat die Summe aller Verletzungen, die jene Herzen erlitten, alle Stiche, die Bosheit ihnen beigebracht, alle

Riſſe, die Verrat in ſie geriſſen, alle Wunden, die Unwert ihnen ſchlug, alle Quetſchungen, die ſie im Drucke der Zeit erlitten, allen Hohn, den ſie von Fühlloſigkeit erduldeten, alles Weh, das Rohheit über ſie ausgoß, alle Bitternis, in welche Undank ſie untertauchte, alle die tauſend und tauſend Nadelſtiche von der Ätznadel der Unwürdigkeit, unter welcher ſie Jahre lang ſtill hielten, ohne zu zucken, die ſtillen Schmerzen all', die in dieſen Herzen ſtanden, und die der Himmel nicht einmal in Thränen auflöſte, all' das Jahre lange Zerren und Zupfen des fühlloſen Egoismus an den feinſten und zarteſten bloßgelegten Nerven dieſer Herzen, dann, innerer Menſch, dann richte nicht, ſondern ſetze dich in die Lage dieſes Menſchen und —: Ecce homo!

Du innerer Menſch, du heimliches Gericht im heimlichen Menſchen, du ſchwarzverlarvte Vehme in dem Bruſtverließ des Menſchen, richte nicht, urteile nicht, verurteile nicht, richte das Thun und Laſſen jener Menſchen nicht, von deren Herzen du drei Späne gehauen, ohne ſie zu hören, damit der ceremonielle Hohn deines entſeelten Urteils ſich nicht kehre gegen deine eigene Bruſt, und dich einmal ſelbſt vorlade vor das Gericht in dir ſelbſt, und dir zurufe: Ich richte dich, wie du gerichtet, ohne dich an die Stelle des Angeklagten geſetzt zu haben, ohne ſeine Leiden, ſeine Schmerzen, ſeine Kämpfe, die Reihe von Schändlichkeiten und Kränkungen und Verletzungen und Aufſtachlungen und Verrätereien und Unwürdigkeiten, die er erlitt, als Entlaſtungszeugen vorzuladen und anzuhören ohne ihm die größte Rechtswohlthat: die Ergründung ſeines Seelenzuſtandes angedeihen zu laſſen, — ſo wie du gerichtet, ſo werde gerichtet, dann —: Ecce homo!

Du innerer Menſch, richte nicht über das Thun und Laſſen der andern, parfümiere dich nicht mit Prüderie, ſalbe dich nicht mit Verſchämtheit, miſche dich nicht darein mit deinem Urteile, wenn neben dir ein Menſch in dem Augenblick, wo ſeine Menſchlichkeit von ſchnöder Unbill, von ſchwarzer Entartung angepackt wird mit glühender Zange, wenn Gemeinheit und Unnatur ſo lange in einem Herzen herumwühlen, bis ſie den tiefverſteckten Zorn, den langzurückgehaltenen, den blutroten Zorn mit Gewalt herausgejagt aus ſeiner Höhle, und er Gebrauch macht von ſeinen gottgeſchenkten Krallen! Richte nicht und werfe deinen Stab nicht inzwiſchen, wenn der Menſch, der tiefgereizte, heraustritt aus ſich ſelber und mit ſich ſelber ringt, wenn er Luft machen will dem Herzen, in welchem unendlich lang und ſtill mißhandelte, wundgepeitſchte Gefühle und Empfindungen wie Cyklopen bei dem lang angeblaſenen Feuer endlich anfangen zu hämmern und zu ſchmieden und das Zertrümmerungswerk zu beginnen; wenn ſo der Menſch mit ſich und ſeinem Ingrimme öffentlich auf einen Niederwurf geht, halte dich fern, innerer Menſch, moraliſiere nicht,

bis du in einem ſolchen Herzen gewohnt haſt, ſetze dich in die Lage dieſes Herzens, und dann —: Ecce homo!

Du innerer Menſch, beurteile weder die Gefühle, noch den Charakter, noch die Ausbrüche anderer Menſchen, bis du dich in ihre Lage, in ihren Charakter, in ihr Fühlen, in ihr Blut, in ihre Liebe, in ihren Haß, in ihre Nerven, in ihre Kraft, in ihre phyſiſche und geiſtige Beſchaffenheit, in den ganzen Gang ihrer Empfindungen und in den ganzen Cyklus deſſen eingelebt haſt, was ſie geſtritten, gelitten, erlebt, erſtrebt, geduldet und verſchuldet haben!

Du innerer Menſch legſt bei deinem Urteil den Maßſtab an dich an! Ungerechter! Haſt du dieſelben Nerven, die der andere hat? Haſt du daſſelbe Blut? Haſt du dieſelbe Urkraft des Denkens und Fuhlens? Haſt du ſchon dieſelben Kämpfe und Siege und Niederlagen erlitten, wie dieſer andere? Iſt dein Herz von denſelben Gefühlen durchzittert worden? Hat dein Auge dieſelbe Thräne durchſchnitten? Iſt deine Bruſt von demſelben Erdbeben erſchüttert worden? Sind deine Adern mit demſelben heißen Feuer durchſpritzt worden? Iſt deine Seele durch die Spitzrutengaſſe ſolcher Erfahrungen gelaufen? Iſt dein Ich auch ſo gejagt, gehetzt worden von der ganzen Meute des Verrats, der Gemeinheit, der Niedrigkeit, des Undanks? Haſt du es auch ſtets und immer wieder von neuem verſucht, die aufgeregten, gepeitſchten, endlich empörten Sklaven: die Leidenſchaften, die Wilden und Schwarzen in jeder Menſchenſeele, mit kaltem Geiſt zu bändigen, und iſt es denn dir ſtets gelungen? Warſt du auch innerer Friedensrichter in dir ſelbſt, wenn auf einmal Bosheit und Sünde alle eingeſchlafenen Prozeſſe und alle mit geſchloſſenen Augen liegenden Kämpfe und Krämpfe in deinem Innerſten aufrüttelten und zum Angriff reizten?

Du innerer Menſch richte in der kalten Zone deines Verſtandes nicht darüber, daß in der heißen Zone der Leidenſchaften rieſigere Geſchöpfe, ſtachligere Pflanzen, wilderes Wachstum gedeihen!

Du innerer Menſch, wohl iſt es bequem, auf dem Maultiere ſeines Phlegma, von den Fackeln des Verſtandes beleuchtet, über die Höhen und Gipfel anderer Herzen hinzuziehen und ſich ſeines ſicheren Lebenspfades zu rühmen, während dieſe Höhen von Gewitterſtürmen umtobt, von Stürmen zerriſſen, von Zerklüftungen durchſchnitten, nur dazu da zu ſein ſcheinen, daß das Licht einer Fackel ſie grell beleuchte, und er ausrufen möchte: wie ſchrecklich! —

Du innerer Menſch, der du ſtets den Kopf als Steuermann willſt, und nie das Herz oder das Blut, richte nicht, bis du mit dieſem Steuermann auch gefahren biſt auf dem Meere des Lebens, durch Sturm und Klippen, durch Rieſenwellen und Brandung, durch Windesgeheul und Wogenſchaum, ſo lange vergebens käm-

pfend gegen Orkan und Donner und aufgebäumtes Element, bis der Kopf endlich das Steuerruder sinken läßt und stumm zuschaut!

Du innerer Mensch, warum hast du bloß ein Sehrohr für das, was du siehst und leseſt von einem Menschen, warum hast du bloß ein Hörrohr für das, was du hörſt und was man dir sagt von einem Menschen, warum hast du für ihn nicht auch ein Fühlrohr, ein Stethoskop, das du anlegst an den andern inneren Menschen, an sein Herz, um herauszufühlen den Umlauf seines Blutes, das Klopfen seiner Adern, die Verengerung und Erweiterung seiner Herzader, die Eiterungen seines tiefen Wehes, die Verblutungen seiner Aorte?!

Darum, innerer Mensch, richte nicht, urteile nicht, verurteile nicht, und wenn der ausbrechende Zorn einmal offene Tafel hält und zu Gerichte sitzt, wie Attila am freien Markte, und die Schuldigen züchtigt aus gottabgestammtem eigenem Richteramt, und er euch einladet zum Zuschauen, dann schaut zu, aber urteilt nicht, bis ihr euch an die Stelle des Tafelgebers setzt, bis euch wie ihm die Schlechtigkeit Bittersalz in die Schüssel des Lebens geschüttet, bis euch wie ihm Schlechtigkeit den Trank der Mahlzeit vergällt, bis euch wie ihm Schlechtigkeit die Gänge der Tafel zerworfen, verwirrt und zerrüttet, bis euch wie ihm Schlechtigkeit das Glas bis zum Überfließen gefüllt, bis euch wie ihm Schlechtigkeit jeden Brosamen vergiftet, dann stellt euch euch selbst gegenüber, schaut dann euren inneren Menschen an, und dann —: Ecce homo!

Das aristokratische Herz und le valet de cœur.

Eins möchte ich wissen: ob Aristokratinnen überhaupt lieben? Die Liebe ist eine demagogische Leidenschaft! Ich glaube, in den Herzkammern einer Aristokratin kömmt die Liebe nie bis in die Chambre haute. Das Herz einer Aristokratin muß gewaltig zappeln, wenn es sich einer solchen volkstümlichen Person, wie die Liebe ist, ergeben soll; da müssen gewiß von beiden Seiten Konzessionen gemacht werden. Ich glaube, die Aristokratinnen haben ein anderes Wort für die Liebe, sie haben bloß penchant, eine Neigung, das Wort ist schon aristokratisch. sich neigen; das Herz neigt vornehm das Haupt, das heißt auf aristokratisch: ich liebe dich.

Ich habe einmal, als ich noch ein schöner Mann war, — jetzt habe ich durch einige Verleger etwas abgenommen — eine Aristokratin geliebt, es war in B. Ich war dazumal noch um einen Intendanzrat jünger und liebenswürdiger, und wenn ich allen meinen Geist, sauber ausgebürstet, mit den glänzenden Witz-Epaulettes anzog, unwiderbringlich, unwiderstehlich wollte ich sagen. Das Herz einer Aristokratin hatte den Reiz der Neuheit für mich. Ich stellte mir so ein Herz als eine ganz besondere Rasse vor. Alle meine Seufzer lauteten wie „hochgebornes Herz!“ Meine Gedichte zogen seidene Strümpfe und Schuhe an, wenn sie an dieses Herz gerichtet wurden, und meine Muse unterzeichnete stets nur mit einem von. Endlich gelang es nicht mir, sondern meinen Zauberkünsten, id est Kartenkunststücken, diesem Herzen in die Karte zu schauen.

Die Geschichte verhielt sich so.

Sie war schön, das ist eine gewöhnliche Sache; sie war vornehm, das ist noch gewöhnlicher. Sie hatte dunkelblonde Locken, wie der Wimper des Tages, wenn die Nacht eben im Entfliehen ist; ihre blauen Augen schwammen in einem feuchten Glanze, gleich dem Sternenhimmel nach einem erfrischenden Regen; ihre Wangen durchschimmernd, blaß und geistig angehaucht von dem Atem der Seele; ihr Mund wie ein griechisches Epigramm, klein und rührend süß; ihre Gestalt wie eine Rossinische Oper, k[illegible]pig,

melodiſch, voll und rhythmiſch, aber lauter Tanztakte, und ihr Fuß, o, ihr Fuß! Es haben ſchon manche Füße manchen Kopf verrückt, der Münzfuß z. B., oder der Fuß, den Rußland in der Türkei faßt u. ſ. w. Aber dieſer Fuß, o, welch' ein Fuß! Die ganze Figur ſchien ein erotiſches Sinngedicht und der Fuß die reizende Pointe daran. O, den Fuß muß man geküßt haben, um zu begreifen, wie man nachher mit dem ſinnigſten Bewußtſein ſo tolles Zeug darüber ſchreiben kann.

Ich kann mir denken, daß es ein großes Gefühl ſein muß, dem Papſte den Fuß zu küſſen; aber es iſt ein ſüßes Gefühl, einen ſolchen Fuß zu küſſen, und was iſt ein großes Gefühl für ein kleines Gefühl gegen ein ſüßes Gefühl? Früher mögen die Päpſte wohl einen kleinen Fuß gehabt haben, denn Haller behauptet, Menſchen mit langen Armen haben kleine Füße; jetzt aber haben die Päpſte wahrſcheinlich einen großen Fuß, d. h. in ihren Schuhen —

Ich habe ihn geküßt, dieſen Fuß, d. h. den kleinen Fuß der Schönen! Ich kann nicht ſagen, ich habe ihn mit Küſſen bedeckt, denn er war ſo klein, daß ſchon ein halber Kuß meines Mundes ihn bedeckte!

Ich ſehe ihn noch vor mir, dieſen Fuß, wie Macbeth den Dolch. Drei Dinge ſchweben mir ewig vor Augen: das Weichſelrohr, mit dem mir mein Inſtruktor hinter meinem Rücken bewies, daß achtmal neun zweiundſiebenzig iſt, welches ich nie begreifen konnte; das dumme Geſicht, welches der Berliner Polizei-Kommiſſär machte, als er mich bei der Ankündigung, daß ich eingeſperrt werden ſollte, fragte: wann ich den Arreſt antreten wolle, und ich ihm antwortete: „Sogleich, die Witterung iſt dieſem Unternehmen günſtig!“ und dieſer Fuß!

Noch ſehe ich ihn vor mir, dieſen Strumpf, — nicht den Polizei-Kommiſſär — was ſag' ich, den Strumpf! Da hab' ich ſie wieder erwiſcht, die ungeſchickte, tölpelhafte deutſche Sprache! Strumpf! Wie kann ein Weſen, von Frauenhänden geſchaffen, einen ſolchen Fuß, den kleinen Klavierauszug aller Harmonie zu umſchließen, wie kann ein ſolches Weſen Strumpf heißen! S. T. R. U. M. P. F. ein einziger Vocal zwiſchen ſechs knarrenden Ohren-Rippenſtößen! S. T. R U. M. P. F. Sechs dicke Altbaiern mit einem geſchmeidigen Elſaßer dazwiſchen; ſechs vereinigte Dudelſäcke mit einem Haberrohr! Schon wegen des einen Wortes Strumpf ſollte man die ganze deutſche Sprache umgraben! Strickſtrumpf! Welch' ein Wort, ein Franzoſe muß ſich die Zunge daran auskegeln!

Und dennoch, dennoch muß ich es ſagen, noch ſehe ich ihn vor mir, den Strumpf, den ſeligen Strumpf, der das ſüße Geheimnis umſchloß! Die Grazien haben ihn geſtrickt und die Muſen haben den Haspelmann dabei gemacht!

Dazu trug ſie rote ruſſiſche Halbſtiefelchen! (nun kennt ſie ganz B.). Ich konnte dieſen ſüßen kleinen Fuß, in den ruſſiſchen Stiefelchen eingeſchloſſen, nie anſehen, ohne an Polen zu denken. Sagte ich, ich dachte an Polen, wenn ich dieſen Fuß ſah? Da hab' ich gelogen, ich dachte an ganz andere Dinge als an Polen; ich dachte an die Gegenfüßler, ich dachte mich zu Antipoden und dachte mir die Erde fort und da dachte ich nichts mehr, denn wo das Verzücken anfängt, da hört das Denken auf! Aber der Schnee ſchien unter ihrem Tritte wegzuſchmelzen aus Luſt und Glut, und die weißbereiften Gräſer, dieſe alten bemooſten Häupter guckten lüſtern um dieſen unſterblichen Fuß herum und herauf, und ich ſchlich nach und ſetzte meinen Fuß in ihre Fußtapfen, wie einen Wollſack auf ein Kräuterkiſſchen!

Ich machte Gedichte mit zwanzigtauſend Füßen auf dieſen Götterfuß, denn ich dachte: laß ſie die Muſe nur bei einem Fuße packen und ſie iſt ganz dein! Vergebens! Der Fuß war nicht zu rühren! Es iſt ein hoffärtiges Ding, ſo ein Ariſtokratin-Füßchen; ich ſah ihn ordentlich das Näschen rümpfen!

Ich zehrte ganz ab! Mir ſchmeckte kein Weißbier und keine Mittwochs-Geſellſchaft mehr; ich ging herum wie ein Willibald Alexis an der Wand, ich ſeufzte o, ach und Gubitz! Schon war ich im Begriffe, Hand an mich zu legen; ich hätte mich entweder in Holteis Vorleſungen geſtürzt oder mir einen Roman von Trommlitz durch den Kopf gejagt; da, da erſchien die rettende Gottheit in der Geſtalt von Coeur valet! Ich bin nicht nur Schriftſteller und Intendanzrat und beides ohne Gehalt, ſondern auch Taſchenſpieler; nicht nur humoriſtiſcher Schriftſteller und homöopathiſcher Intendanzrat, ſondern auch mein erſter Leib-Kartenkünſtler. Und warum nicht? Wenn der Regent von Sigmaringen einen erſten Leib-Hühneraugen-Operateur hat, warum ſoll ich nicht meinen eigenen Kartenkünſtler haben? Es iſt eine ſchöne Erfindung um die Leib-Hühneraugen-Operateurs. Die Hühneraugen ſind die einzigen Augen, an denen ſich die Fürſten gerne den Staar ſtechen laſſen!

Ich rate allen deutſchen Schriftſtellern, die nicht Miniſter ſind, und allen deutſchen Miniſtern, die nicht Schriftſteller ſind, nebenbei noch einen Broterwerb zu erlernen, denn nichts dauert ewig! Ehe man die Hand umdreht, iſt man kein Schriftſteller und kein Miniſter mehr; von was ſoll man dann leben? Insbeſondere ein deutſcher Schriftſteller, der neben dem Geburtsfehler, geboren worden zu ſein, auch noch den hat, redliche, gute, loyale Geſinnungen zu haben, und dabei noch ſo dumm iſt, zu dieſen zwei Geburtsfehlern noch einen albernen Druckfehler hinzuzufügen, nämlich den Fehler, dieſe Geſinnungen drucken zu laſſen; ein ſolcher muß mehr als alle andern dafür ſorgen, nicht loyal zu verhungern, und es iſt gut, wenn er ein Metier weiß. Alle große

Regenten lernen noch ein Handwerk, warum nicht auch die Schriftsteller?

Ich bin gelernter Taſchenſpieler.

Meine Vorſtellungen würze ich mit Humor; ich ſpreche dabei gebrochen franzöſiſch, denn franzöſiſch c'est la langue des tours de passes-passes. Ich ſage:

Meine Erren und Damen!

Ich werde Sie hab die Ehr zu montrer quelques pièces de la ſchwarzen Kunſt, welche Kunſt heißt ſchwarze Kunſt parcequ'elle est la Kunſt zu machen weiß, daß es ſein eine Kunſt; der Erfinder den ſchwarzen Kunſt war ein célèbre Allemand, hat geheißen Berthold Schwarz; dieſer Berthold Schwarz hat auch gefunden die Kunſt durch des très petites petites choses aus Blei zu machen verſchwind große Dummheit und prejugé. Ich habe hier eine Zauberſtab, eine baguette. Moses, le premier magicien d'Egypte, hat mit ſeine Baguette, transformée en serpent, das jüdiſche Volk gemacht verſchwind aus der Sklaverei; ſolche Baguettes ſind jetzt große Rarität! Ich werde hab' die Ehr ihnen zu zeig' quelques tours de cartes, quelques tours de vitesse! Ich werde, wie Ludwig Philipp ſag': Messieurs et Mesdames! point de préparations! Hier iſt die Charte, iſt eine Wahrheit, un, deux, trois, allez, partez, vite! Die Karte iſt nit mehr hier, iſt verſchwind! C'est seulement la vitesse!

Messieurs! Point de préparations! Ich hab' hier die Ehr Sie zu zeig' ein jeu de cartes complet, wollen Sie melier, heb' ab, ich ſpiele mit Sie ein Partie Ecarté, geb' Sie ſelbſt; un, deux, trois, vous voyez, ich habe immer die König in der Hand, welches nicht iſt große Zauberei, ſondern il n'y a que de prestige à cela! tour de vitesse!

Messieurs! Point de préparations! Wollen Sie ſeh'n comment on fait sauter la coupe? Wie man ſchlägt die Volte? geb' Sie acht, mein ſchönes Madame! Mein Err, wollen Sie zieh' eine Karte? ou vous voulez! Was haben Sie gezogen? Treff-Bube? Legen Sie den Buben unter die Karte! Blaſen Sie! un, deux, trois! Nehmen Sie oberſte Karte; der Bube kommt in die Höhe, man weiß nicht wie! Point de sortilège; rien que de finesse! —

Messieurs et Mesdames! Point de préparation! Ich werde ferner haben die Ehr' Sie zu zeigen le jeu de la gibecière, die Becherſpiel! Ich habe hier drei Becher, der eine Becher aus Blei, der andere aus Silber, der andere aus Gold; auch hab' ich hier drei Muscat, drei Bälle, un royaliste, un liberal, un revolutionaire! je prends le royaliste dans la main droite, je le fais passer à la main gauche, ich ſag': un, deux, trois und leg' ihn unter den goldenen Becher, ich nehme de la même manière den Liberal und leg' ihn unter Silberbecher, und den Revolutionär

unter Bleibecher. Puis je prends la baguette, attention Messieurs! ich nehme den Zauberstab, berühre alle drei Becher, sag' allez, partez, vite! Ich hebe die Becher auf, vous voyez, il n'y a plus de liberal. ni de revolutionaire, hab sich verwandelt touts les doux in Royalisten und logier unter goldnen Becher! Point de Zauberei, bloß Geschwindigkeit! u. s. w. u. s w." —

So hoffe ich einst mich noch zu ernähren, trotz meinem Unglück, kein Ultraliberaler zu sein!

Also zur Sache, zu dem unsterblichen Fuß zurück! Die Frau Geheimrätin von **** hatte einen Narren an mir gegessen; ich hatte aber an ihr keine Närrin gegessen, weil ich überhaupt nicht viel esse. Wenn Gesellschaft bei ihr war, mußte ich erstens Witze machen, zweitens Rätsel aufgeben, drittens Pfänderspiele arrangieren, viertens die Töchter loben, fünftens die kleinen Geheimrätchens examinieren, sechstens ihr selbst alle zehn Minuten sagen: „meine schöne, gnädige Frau", siebentens die Lampen immer in die Höhe schrauben, achtens etwas von mir selbst vorlesen, neuntens dem Herrn Geheimrat erzählen, wie die kleine ** ihre Pirouetten macht, zehntens dem Papagei das „Käppchen krabben" und dabei sagen: „Ei, was doch das Tierchen klug ist, man sieht, es geht mit Ihnen um, meine schöne, gnädige Frau!"

Das that und sagte ich regelmäßig jedesmal um halb zehn Uhr, und bekam jedesmal darauf zur Antwort: „Ja, Sie werden aber gar nie klug!" und dazu ein Lächeln und eine Butterbemme mit einem zärtlichen Blick belegt. Elftens mußte ich die ältere Tochter bitten, zu singen, und die jüngere, zu deklamieren; zwölftens endlich mußte ich Taschenspielerkünste machen.

Allein nur sehr selten ließ ich mich von der Frau Geheimrätin als Narren fressen. Es mußte was besonderes dort sein, wenn ich hinging, um meine zwölf Arbeiten zu verrichten.

Einmal bekam ich schon acht Tage vor dem Frohndienstag eine Einladung zu ihr, und die ältere Tochter, unter uns gesagt, eine Tochter, die alle Augenblicke ihre Mutter hätte sein können, verriet mir, daß die sterbliche Eigentümerin des unsterblichen Füßchens bei ihnen sein wird. Schon seit einem Jahre haschte die Geheimrätin nach dieser Ehre, endlich wurde sie ihr zugesagt, und die Frau Geheimrätin hatte ihr schon so von ferne merken lassen, daß sie mich sehr witzig sein lassen wird, daß ich lesen und taschenspielen werde. Ich bin mein Lebtag nicht so dumm gewesen als in diesen acht Tagen, selbst damals nicht, als ich von Berlin nach München ging.

Ich suchte, nein, ich schnappte nach Witz wie der Berliner Freimütige nach einem Abonnenten und erwischte ebenso wenig als dieser. Der Fuß, der unsterbliche Fuß zertrat mir jede Saat des Witzes. Der Witz ist ein großer Herr, man kann sich auf ihn nicht verlassen!

Indessen fiel mir doch ein köstlicher Gedanke ein! Zu seiner Ausführung aber brauchte ich eine Mitverschworene, und zwar das Stubenmädchen der bezaubernden Fußbesitzerin!

Stubenmädchen und Versprechungen sind nicht schwer zu gewinnen. Es war ein hübsches Stubenmädchen; durch und durch Stubenmädchen; jeder Zoll ein Stubenmädchen! Ihre Seele stubenmädchente durch ihren Leib durch. Sie war wie alle Berliner Stubenmädchen, sehr belesen, bei Fernbach jun. abonniert, und wenn sie ihre Gebieterin frisiert hatte, frisierte sie Clauren und Spindler und meinen „Berliner Courier". Ich erfuhr, daß sie gewöhnlich mit einem Buche allein nach Moabit schwärme. Wer je in Moabit war und nicht schwärmte, der schwärmt nie wieder! Da ist die Natur so zu Hause, wie in Leibrocks Räubergeschichten.

Ich zog meinen stürmischen Oberrock an, steckte etwas Sentimentalität in die Tasche und schlug den Weg nach Moabit ein.

Da ging sie vor mir hin. Ich sprach sie an; wie, wodurch, wieso, das alles erspar' ich zu erzählen, auch das wie folgt. Links der Sand, rechts die Stoppelhaide, in der Mitte der Staub, sie ein Stubenmädchen, ich ein Dichter, hinter uns die Spree, vor uns Moabit. — Mächtige Natur, du mußt alles verantworten! — Was geschehen ist, ich weiß es nicht. Der Staub war zu dick und ihre Taille zu dünn! —

Sie war gewonnen. Sie ging von dem Ganzen zum Teil über und lieh mir willig die Hand zu meinem vorgehabten Scherz.

Gebt mir einen Punkt außer der Welt und ein Stubenmädchen dazu und ich bewege die Welt wie ich will!

Wie sie geheißen hat? Ach, sie hieß nur zu viel! —

Endlich war der Abend da! Ich war aufgeregt wie ein liberaler Schneidergeselle und liebenswürdig wie das Vergehen. Ich hatte mir neue Kleider und neue Anekdoten angefertigt, eine Vorlesung und einige Kunststücke in der Tasche, und zwei Impromptus, die ich seit zwei Tagen auswendig studierte, im Gedächtnis. So mit allen Gewürzen der Unwiderstehlichkeit gespickt, trat ich in das Gesellschaftszimmer der Frau Geheimrätin.

Sie war schon da! Sie saß auf dem Sofa neben der Hausfrau; ich sah nur die englische Büste, aber ich war scharfsinnig genug, um zu schließen, daß auch ihr Fuß da sein müsse. Die süße Dichtung ihrer Büste entzückte mich so, daß ich gar zu gerne die Fortsetzung dieser Dichtung auch sogleich verschlungen hätte.

Die Frau vom Hause stellte mich ihr vor; die Himmlische, die das Berliner Theater täglich besuchte, schien an uninteressante Vorstellungen gewöhnt und verneigte sich gleichgiltig.

Ich begann meine zwölf Arbeiten. Ich blinzelte inzwischen immer unter den Tisch hinunter und erblickte endlich den Fuß der Himmlischen neben dem der Geheimrätin, wie ein kleines Rettungs-Boot neben einem Linienschiff von 64 Kanonen. Das kleine

reizende Füßchen neben diesem Kubikfuß sah aus wie ein eben gebornes, schneeweißes Lämmchen neben dem Mutterschaf. Die Himmlische schien doch nach und nach etwas von der aristokratischen Marmorierung ihres Benehmens zu verlieren. Sie wurde menschlich freundlich. Die reizende Weiblichkeit drängte sich vor und verstellte der Aristokratin das Licht. Ich las etwas Launiges mit Sentimentalität vermengt, und einige Beziehungen, die sie unmöglich mißverstehen konnte, flogen huldigend zu ihr hin. Ich sah sie ordentlich nach und nach aus ihrem Adelstolz herauswachsen. Oben und unten guckte schon das reinweibliche Wesen aus dem Reifrock der Vornehmlichkeit heraus. Mir wuchsen im Siege die Schwingen. Wenn ich mich in dem Gesellschafter zu rezensieren gehabt hätte, würde ich von mir gesagt haben: „Ich übertraf mich selbst," und als ich an der zehnten Arbeit hielt, als ich zum Papageichen ging, um ihm das Käppchen zu „krabben", und zu der Geheimrätin um halb zehn Uhr sagte: „A, was doch das Tierchen klug ist, man sieht, es geht mit Ihnen um, meine schöne gnädige Frau!" da sagte die Geheimrätin nicht wie gewöhnlich: „Ach, aber Sie werden nie klug!" sondern sie sagte zu der Himmlischen: „Heute aber ist unser Saphir unerschöpflich!" und gab mir zwei Butterbemmen mit zwei Blicken beleut. Ich hätte gerne mögen wissen, was dieses „unser Saphir" auf die Himmlische für einen Eindruck gemacht hätte. „Unser! ich gehörte also auch zum Teil ihr an! Es ist ein schönes Gefühl, das zueignende Fürwort: „Unser!" Es ist ein Potentatengefühl!

Es mochte schon sehr spät sein, als die zwölfte Arbeit kam: Das Taschenspielen. Da sollte die Haupt- und Staatsaktion vorgehen, der Coup de main geschehen, welcher das liebliche weibliche Herz aus den Forts détachés der Stammbäume heraus in das freie Land der Liebe locken sollte. Nach vielen andern Kunststücken, nachdem ich eine Karte in ihrer Hand in ihr Porträt verwandeln ließ, d. h. in eine Rose, dann wieder in ein zweites, in einen Stern, dann wieder in ein drittes, in einen Engel u. s. w., kam der Knalleffekt.

Ich ließ sie nämlich nach Belieben eine Karte ziehen (sie zog cœur-valet); sie mußte die Karte verbrennen und die Asche wurde in alle Lüfte gestreut. Darauf wurde ein Orakeltempel auf den Tisch gestellt und der Priester am Eingange von der Himmlischen befragt, wo sich jetzt die neuwerdende Karte befände. Darauf schlug diese Figur auf den Altar und eine Inschrift wurde sichtbar:

„In dem Schuh, der den himmlischen Fuß der himmlischsten Schönheit der Welt umschließt, und sie kann nur durch die Hand des Zauberers selbst aus dieser süßen Haft befreit werden."

Die Frau Geheimrätin zog sogleich wie ein alter Paradiesvogel ihre Füße ein; alle Referendare, die da waren, schrieen: „Das ist einzig, das ist himmlisch!"

Die Himmlische errötete und die Erglühende war doppelt reizend. Alle andern Damen in der Gesellschaft sahen sich auch auf die Füße; es war eine allgemeine Fußkoketterie. Ich trat endlich an den Zaubertisch heran und erklärte, daß ich als Sterblicher nicht wage, unter so vielen himmlischen Füßen von himmlischen Schönheiten den rechten Fuß, den Orakelfuß herauszufinden, und schlug vor, man solle das Orakel selbst bitten, den Spezialfuß zu bezeichnen. Das Orakel wurde gefragt — alle Füße im ganzen Zimmer hatten Herzklopfen — und auf dem Altare erschien in Rosen und Lichtern der Name der Himmlischen.

Glaubt mir, jede Seele hat eine Handhabe, die Handhabe der weiblichen Seele heißt Eitelkeit. Laßt mich diese Handhabe nur recht zu gebrauchen wissen und die ganze Seele ist mein.

Welche Bestürmungen, welches Nötigen, welches Bitten, welches Zureden es bedurfte, bis man die Himmlische dazu bewegte, ihren unsterblichen Fuß, bis unter die Knöchel züchtiglich mit Nacht bedeckt, auf ein blaues Sofaschemelchen zu setzen, will ich zu erzählen mir ersparen. Da stand er denn, der Inbegriff aller Reize, das Ideal eines Fußes.

Ich kniete vor dem Schemel hin, um den glücklichen Schuh abzuziehen! Mir schwindelten alle Sinne! Ich berührte mit meiner Stirn demütig den blauen Schemel, küßte den äußersten Rand des Schuhes und sprach: Allerkleinstgeborner, allerniedlichster Fuß!

„O du Fuß, gefrorner Schnee in gestricktem Schnee! Du hast meine Ruhe in den Staub getreten; es ist nichts als gerechte Rache, wenn ich Hand an dich lege! O du süßer Fuß, kleiner, reizender Schlußpunkt des lebendigen Buches der Schönheit! Du elfenbeinernes Piedestal der anmutigsten Göttin! Du alabasternes Schalhaus, mein ungeweihter Finger soll deinen verhüllten Meerschaum berühren! O, du süßes Wesen, du hast deine Spur in die Wange der Jüngsten der Grazien gedrückt und es entstand ihr liebreizendes Grübchen! Ich soll dir den Schuh ausziehen! Allein, ist das ein Schuh? O nein, es ist ein seidenes Börschen um die kleinste Silbermünze! Es ist weiße Seide, die aber hart erscheint an dem Hermelin deiner Majestät! Ich küße dich in Demut und Ehrfurcht und Entzücken, und befreie dich weißes, kleines Täubchen von dem Taubenschlag des Schuhes!“

Darauf küßte ich den Fuß und zog mit aller Delikatesse den weißseidenen Schuh herab, und siehe da, in dem Schuh lag le valet de cœur! — O Stubenmädchen! Wie ich dir auch im voraus gedankt haben mag, ich habe zu wenig gethan! —

Was ist das weibliche Herz! Jahrelange Bemühungen, Serenaden mit Pfundnoten, Sonette und Madrigale rühren es oft nicht, auch nicht ein stilles Herz voll Treue, voll stummer Treue, und ein Scherz, ein Schwank, ein Nichts wendet es um!

Le valet de cœur und mein Kartenorakel ſtießen alle ariſtokratiſchen Prinzipien dieſes Herzens um!

Ach, dieſes Herz, es liebte mich — es war und blieb doch immer und immer nur ein ariſtokratiſches Herz mit liberalen Liebesinſtitutionen umringt; ihr Herz hatte ſich mit dem meinigen zur linken Hand trauen laſſen. Meine Küſſe ſprachen deutſch, die ihrigen franzöſiſch; mein Herz flog ihr entgegen, das ihrige trippelte mir adelig entgegen; ich duzte ſie immer, ſie aber ſprach das „Du“ nur dann aus, wenn die Menſchlichkeit dem Ariſtokratismus mit den fünf Sinnenfingern eine ſolche Maulſchelle gab, daß ihm Hören und Sehen verging!

Was habe ich nicht alles verſucht, um dieſem ſchönen, liebevollen, herrlichen Herzen die wahre Liebe, die demokratiſche, zu lehren. Vergebens, wenn ich wieder kam, war ihre Liebe wieder ein gnädiges Fräulein von!

Sind die Herzen aller Ariſtokratinnen ſo? Wer ſagt mir das?

Es iſt ſchon der Mühe wert, dieſe Herzen zu ſtudieren; denn wahrlich, ſie ſind ſchön und gut und edel und fein und zartfühlend, wenn ſie keine Ariſtokratinnen wären, oder wenn ich doch ſelbſt ein Ariſtokrat wäre!

Das A B C-Büchlein und die Hagestolzen vor dem jüngsten Gericht.

Das jüngste Gericht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nicht etwa ein Gericht, bei dem die jüngsten Richter sitzen, das wäre ein großes Unglück für unsere armen Seelen; denn junge Referenten, junge Richter und junge Rheinweine gehen gerne ins Blut. Die ganz jungen Priester der Justiz wollen der Gerechtigkeit nicht bloß huldigen, sondern opfern, sowie junge Krieger weniger Pardon geben, als ergraute Helden. Überhaupt sind die Männer wie Rheinweine, in der Jugend herbe und im Alter milde; die Frauen aber sind wie echter Ofner, in der Jugend milde, und werden im Alter herber; sodaß, wenn Damen beisammen sitzen, um zu richten, nicht sowohl um hinzurichten, als um auszurichten, da fürchte ich immer das älteste Gericht mehr, als das jüngste Gericht. — Wir warten noch immer auf das jüngste Gericht; was war aber unser ältestes Gericht? Unser ältestes Gericht war das Gericht Linsen, bei dem sogleich der erste Erbfolge- und Erstgeburtsprozeß vorging.

Das jüngste Gericht aber wird nichts sein, als eine Kritik über Leben und Sein in dem ersten Blatte post mortem. Wenn die Kortine der Zeit herunterfallen wird über Welt und Leben, dann werden die, so hier schlecht ihre Rollen spielten, liegen bleiben, die aber so gut und gottgefällig spielten, die werden herausgerufen werden aus ihrem Grabe, und ein himmlisches Bravo wird ihnen ertönen. Über die aber, so ihre Rolle verdorben, wird ein schwerer Prozeß ergehen. Diese Prozesse aber werden sich von unseren Prozessen merklich unterscheiden; denn da das jüngste Gericht alle Parteien an einem Tage an ört und alles an einem Tage entscheidet, nämlich am jüngsten Tage, so werden weder Termine noch Rekurse, noch Revisionen stattfinden, und die Advokaten werden beim jüngsten Gerichte gar nichts verdienen.

An einem der letzten Tage, an welchem ich gerade Gelegenheit hatte, über die kokette Dame Gerechtigkeit, die mit allen kokettiert, aber selten eine reelle Gunst gewährt, nachzudenken, wirkte dieser Gedanke noch im Schlafe fort, schwere Träume hatten mich in

ihre drückende Haft genommen, und gegen Morgen gestalteten sich die Bilder geregelter und logischer. Ein großer Posaunenstoß spaltete die Wand meines Zimmers, ein Richter des jüngsten Gerichtes trat durch diese Spaltung ein, ergriff meine Hand und sprach:

„Steh' auf, kleide dich an und folge mir, du sollst Zeuge sein, wie ich zu Gerichte gehen will mit den Toten!"

Vergebens erwiderte ich: „Wohlgeborener Herr Richter, ich bin ja erst von einem Gerichte gekommen, ich bin ja auch gar nicht neugierig." — Meine Einwendungen fruchteten nichts; ich mußte mit. In einem Nu war ich meinem Orte entrückt, wir machten eine kleine Reise durch die Luft und gelangten in einer großen Bibliothek wieder zu Boden. Ein paarmal hunderttausend Bände standen ringsherum in großen Schränken, und mehrere tausend Handschriften lagen am Boden.

„Hier," sagte mein jüngster Gerichtsrichter, „hier will ich eine kleine Heerschau halten über die Seelen der tausend und tausend Abgeschiedenen, die hier in ihrer großen Familiengruft, „Bibliothek" genannt, eingesargt sind." —

Er setzte sich in die Mitte des Zimmers, ich mich zu seinen Füßen, und er begann mit durchdringender ungeheurer Stimme die Worte auszurufen:

„Zu Gericht, ihr Geister alle!"

Ein furchtbares Klappern ging durch alle Schränke; wie im Fieberfroste schlugen die Bücher aneinander und die Einbände alle knisterten schwer seufzend auf. —

Nach einer Pause sprach der Richter wieder:

„Ihr Bücher alle, aller Sprachen, aller Nationen und aller Fächer, gebt jedem das seine zurück. Alle gestohlenen Einfälle, alle erborgten Gedanken, alle den Alten ab- und nachgeschriebenen Systeme, alle umgemodelten Entdeckungen, kurz alles, was ihr den Führern entlehnt und nachgestattet habt, liefert aus und gebet zurück an die ersten und rechtmäßigen Besitzer."

Da begann eine große Gährung unter den viermalhunderttausend Bänden.

Die Bücher aber liefen heulend und zähnklappernd durcheinander, hinüber und herüber war es ein Abtragen und Abliefern; ganze Schränke liefen in andere Säle und legten sich andern Schränken zu Füßen. — Große Folianten und dicke Quartanten krochen sich mühselig zu alten Pandekten hinauf und kehrten dünn und schmalleibig wie melancholische Forellen zurück. Aus unzähligen Büchern zogen ganze Seiten und Kapitel mit Möbel und Hausrat aus, und ganze Systeme wanderten aus den neuesten philosophischen Werken mit geschnürtem Bündel in ganz alte, kaum leserliche Bücher über. Es war ein Lärmen und Tosen, ein Seufzen, Weinen und Schluchzen, und fast alle viermalhun-

derttausend Bände zogen händeringend hin und her. Nur ein kleines unansehnliches Büchlein blieb ganz ruhig in seinem Winkel stehen und sah der allgemeinen Bücherwanderung phlegmatisch zu. Es war das ABC-Büchlein. Während ringsherum alles in größter Verwirrung, im größten Tumulte war, stand es ruhig, unbefangen, im Bewußtsein seiner einfachen Würde da.

Unter den 100000 Bänden aber gingen verschiedene Szenen vor. Große Prachtausgaben und gesammelte Schriften der neuen und neuesten Dichter kehrten als reines, weißes Papier in ihren Schrank zurück. In andern Werken blieb nur hie und da eine Zeile, zuweilen nur ein Wort stehen, welches wirklich vom Verfasser war, und inzwischen lagen die leeren Blätter wie große Schneefelder; die meisten Bücher aber brachten nichts mehr zurück als den Titel und den Druckort, die sie wirklich selbst verfaßt hatten. Mit alten Klassikern gab es große Spektakel. Einem einzigen griechischen oder römischen Klassiker brachten nun plötzlich 10000 Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener u. s. w. dieselben gestohlenen Sachen zurück; aber in welchem Zustande? gewendet, zerstückelt, übernäht, schöngefärbt, plattiert, zusammengeschweißt und tausendfach verunstaltet. Vergebens schrieen die Klassiker: „Mein Gott, das erkenne ich nicht wieder, das ist nicht von mir!“ Die zehntausend Bände mußten nun den Gedanken in seiner ursprünglichen Form herstellen, damit ihn die Klassiker als Eigentum wieder annahmen.

Zuweilen lief ein Buch zu einem andern Buche und brachte ihm eine Idee, die es ihm gestohlen. „Ach,“ sagte das Buch verzweifelnd, „ich habe es ja selbst von dem und dem Buche gestohlen!“ Es trug die Idee zu dem und dem Buche hin. „Ach,“ sagte auch dieses Buch, „ich hab's ja auch nur von dem und dem Buche gestohlen,“ und so machte oft ein Gedanke, ein Einfall, ein Ausdruck die Wanderung durch hundert Bücher, bis er zu seinem rechtmäßigen Besitzer kam.

Große Auftritte gab es mit den Übersetzern und Bearbeitern. Diesen blieb auch nicht einmal der Titel übrig, und sie durften sich gar nicht mehr in die Schränke hineinstellen. Andere Übersetzer lagen sich mit dem Originale in den Haaren. Z. B. Horaz mit Dr. Nürnberger und Shakespeare mit dem Gothaer Meyer. „Das bin ich nicht,“ rief das Original. — „Freilich sind Sie es,“ riefen die Übersetzer, „das müssen wir besser wissen!“

Horaz wehrte sich mit den Händen und Füßen, allein er mußte endlich doch die Nürnberger'sche Übersetzung als sein Eigentum einstecken. Der arme Shakespeare geriet sehr in die Klemme, auf der einen Seite die Meyer'sche Übersetzung und auf der andern Tieck's dramaturgische Ansichten, die sich ihm mit Gewalt aufdringen wollten. Shakespeare rief in Verzweiflung aus:

„O, das sind meine Worte nicht, und das sind meine Gedan-

ken nicht!“ Sie hingen ſich aber wie Kletten an ihn und ſchrieen: „Da haſt du dein Eigentum!“ Shakeſpeare lief durch alle Säle der Bibliothek, Meyer und Tieck immer hinterdrein; endlich rettete er ſich durch einen Genieſtreich, er ſchob die Meyer'ſchen Überſetzungen geſchickt den Tieck'ſchen Anſichten in die Arme, ſie hielten ſich beide für echt und weinten deutſche Thränen aus dem Elb-Florenz mit Engliſchbitter aus der Themſe. Aber dem guten Shakeſpeare ſollte es noch ſchlimmer ergehen.

Friedrich Förſter aus Berlin kam auch mit einer Be-, Zer- und Ver-Arbeitung von „Richard dem III.“, „Julius Cäſar“, „Luſt und Liebe“, und ſagte auf berliniſch-engliſch: „My dear Shakeſpeare, ich bringe Sie your Works hiermit zurück.“ Der gute Shakeſpeare bekam Krämpfe, wollte entfliehen und rief in ſeiner Angſt:

„A horse, a horse, a whole kingdom for' a horse!“

Vergebens, dem guten Shakeſpeare wurde auch noch die Förſter'ſchen Bearbeitung als ſein Eigentum beigebracht.

Viel drolliger als mit den Büchern ging es mit den Komponiſten. Die Partituren der neueſten und älten Komponiſten lagen aufgeſchichtet, und der Richter des jüngſten Gerichtes, welcher vorausſah, daß in den neueren Opernkompoſitionen der größte Teil fremdes Eigentum iſt, wählte den kürzern Weg, ſchwang ſeinen Stab und rief:

„Aus allen neueren Kompoſitionen ſoll bloß das wirklich Neue herausfahren, das Alte, von gediegenen Meiſtern Geſtohlene, ſowie alle Reminiszenzen hingegen drinnen bleiben.“

Da lockerten ſich die aufgeſchichteten Partituren allmählig auf, nur die Opern von Mozart, Beethoven, Winter, Salieri, Gretry, Dalairac, Generali und Cimarosa blieben ruhig liegen.

Aber aus unſerer neuern, neueſten und beſonders aus den allerneueſten Kompoſitionen fuhren nur hie und da einige Diſſonanzen, oder einige leere lärmende Bocksbeutel, die ſcheußliches Ohrenſauſen erregten, aus. Als man dieſe Partituren nachher beſah, fand ſich nichts in ihnen als ein Quodlibet aus allen klaſſiſchen Kompoſitionen, und zwiſchen ihnen Lücken, wo der Kitt des neuen Kompoſiteurs zu ſehen war. Roſſini's 43 Opern lagen als eben ſo viele gleichgeſtaltige Facſimile, die ſich durcheinander ſelbſt beſtehlen, da. Der Richter des jüngſten Gerichtes öffnete die Fenſter, damit die wirklichen eigenen Kompoſitionen unſerer neueren Kompoſiteure hinausfahren könnten, und nach und nach wurde es ruhig.

Die viermalhunderttauſend Bände waren ungefähr auf eine kleine Kompanie zuſammengeſchmolzen. Die dickſten und feiſteſten Bände ſtanden ſchmächtig und abgemagert da, und die ehemaligen Einbände ſchlotterten ihnen wie Schlafröcke nach einer Abzehrungskrankheit um den Leib. Nur das ABC-Büchlein ſtand ruhig in unveränderter Geſtalt da.

Ich selbst hatte schon gleich beim Eintreten in richtiger Ahnung des Gerichts meine eigenen Schriften heimlich weggenommen und in die Tasche gesteckt. Mit Zittern griff ich jetzt nach ihnen, allein wer schildert mein Entsetzen, als ich sie nicht mehr da fand; weiß der liebe Gott, wo sie hinkamen.

Der Richter aber sprach mit ernster Stimme:

„Noch ist das Gericht nicht zu Ende, ihr wenigen übrig Gebliebenen und du ABC-Büchlein herbei zur letzten Richtung, zum letzten Durchgang durch limbos parentum et infantum."

Da stellten sich die noch übrig gebliebenen Bücher zur Rechten und das ABC-Büchlein zur Linken des Richters, und der Richter sprach: „Was hast du gewirkt, ABC Büchlein, und warum bist du allein nur bestanden in der großen, schweren und letzten Prüfung?"

Da antwortete das ABC-Büchlein bescheiden, aber mit dem edlen Bewußtsein seiner Würde:

„Weil ich auf zwei Seiten in mir vereine alles Wissen und alles das, was in diesen Extrakten der viermalhunderttausend Bände noch geschrieben ist."

Da sprach der Richter: „Wohlan ihr übrig Gebliebenen, heran zum Kampf mit dem ABC-Büchlein!"

Da kamen zuerst die Reste der theologischen Schriften des Cicero, Augustinus, Clemens, Eusebius, Petrus Abälardus, und alle die kabbalistischen und rabbinischen Spitzfindigkeiten und stellten sich dem ABC-Büchlein stolz gegenüber.

Das ABC-Büchlein aber sagte: „Alles was in euch steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabieren, nämlich:

„Die Furcht Got-tes ist al-ler Din-ge End' und An-fang."

Da winkte der Richter, die theologischen Überreste verschwanden alle und das ABC-Büchlein nahm ruhig eine Prise Tabak.

Da rückte das zusammengeschmolzene Häuflein der Philosophen heran: Plato, Sokrates, Thales, Pythagoras, Bias, Baco, Locke, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Wolf, Schelling, Fichte, Hegel u. s. w. und sahen das ABC-Büchlein scholastisch-skeptisch an. Aber das ABC-Büchlein sagte: „Alles, was in euch steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabieren:

„Ken-ne dich selbst."

Der Richter winkte, die philosophischen Überreste verschwanden, das ABC Büchlein nahm eine Prise Tabak. Und das Häuflein der Rechtsgelehrten zog mit klingendem Spiel heran.

Cujaccius und Hugo Grotius, Coccejus, Schurzfleisch u. a. m., das römische Recht und das kanonische Recht, das gemeine Recht, das longobardische Lehnrecht und die drei C.: Constitutio Criminalis Carolina, traten dem ABC-Büchlein rabulistisch entgegen; aber das ABC-Büchlein sprach: Alles, was in euch steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabieren:

„Thue Recht, scheue niemand.“

Der Richter winkte, die Rechtsgelehrten alle verschwanden und das ABC-Büchlein nahm ruhig eine Prise Tabak. Da kamen die medicinischen Herren alle, von Galenus und Hippokrates bis zu den Homöopathen, die Nichts mit noch weniger als Nichts kurieren, und forderten das A-B-C-Büchlein heraus. Dieses aber sagte: Alles, was in euch steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabieren:

„Für den Tod ist kein Kraut gewachsen.“

Der Richter winkte, die Mediciner verschwanden, das ABC-Büchlein nahm eine kleine homöopathische Prise, als die pädagogischen Schriften in Massen heranzogen: Basedow, Rousseau und Pestalozzi. Allein das A-B-C-Büchlein sagte: „Das Alles lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabieren, nämlich:

„Was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht mehr ein.“

Der Richter winkte, die Pädagogen verschwanden, das ABC-Büchlein nahm eine Prise Tabak.

Da rückten die historischen Schriften an, die Universal- und Spezialhistorie, allein das ABC Büchlein sagte: Was man aus euch lernt, das lerne ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabieren, nämlich:

„Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“

Der Richter winkte, die historischen Bücher verschwanden, und die politischen Schriften kamen schlau lächelnd, ihres Sieges gewiß heran; aber das A-B-C-Büchlein sagte: Eure Systeme alle lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen lesen zu lernen:

„Ein Jeder ist sich selbst der Nächste.“

Der Richter winkte, die Politiker verschwanden; da kamen die Arithmetiker alle und Algebraisten, das ABC-Büchlein aber sagte: Euer ganzes Wissen lehre ich den Kindern auswendig:

„Einmal eins ist eins.“

Der Richter winkte, die Arithmetiker verschwanden.

Da kamen die Finanzsysteme alle und die Projektierer; aber das ABC-Büchlein sagte: Alle eure Spekulationen lehre ich den Kindern in einem einfachen Subtraktions-Exempel:

„Neun von acht kann ich nicht sagen, folglich muß ich borgen.“

Der Richter winkte, die Finanziers verschwanden. Da rückten sogar die Trümmer der Kochbücher heran; allein das ABC-Büchlein sagte: Das alles lehre ich den Kindern besser:

„Hunger ist der beste Koch.“

Der Richter winkte, die Kochbücher verschwanden.

Da kamen die Reisebeschreibungen, ein kleines Heft, denn der größte Teil unserer neuesten Reisebeschreiber sind nichts als schlechte Kopiermaschinen. Da sprach das A-B-C Büchlein: Alle eure Erfahrungen lehre ich den Kindern, nämlich:

„Es flog ein Gänserich über'n Rhein und kam als Gick-Gack wieder heim!"

Der Richter winkte, die Reisebeschreibungen verschwanden. Da kamen die übriggebliebenen Zeitungen alle pausbackig heran; aber das ABC-Büchlein sagte:

„Was man aus euch lernt, das lehre ich den Kindern in der Schule:

„Wer einmal gelogen sehr, dem glaubt man nimmermehr."

Der Richter winkte, und auch die Zeitungen verschwanden. Der Saal war ganz leer, alle 4[illegible],000 Bände waren hineingeschrumpft in das ABC-Büchlein, welches ruhig lächelnd dastand und eine Prise Tabak nahm.

Der Richter sah mich höhnisch an, ich schlug den Blick jungfräulich demütig zu Boden. Mit klopfendem Herzen wagt' ich es, das ABC-Büchlein zu fragen: Was ist mit meinen Vorlesungen geschehen? Da antwortete das ABC-Büchlein:

„Solche Vorlesungen zeige ich den Kindern in der Schule unter den Ziffern als Null."

Ich erschrak so sehr, daß ich jetzt einen Moment der Erholung nötig habe, bis ich zu der zweiten Hälfte der Vorlesung komme.

Zweite Abteilung.

„Nun," sagte der Richter des jüngsten Gerichts, nachdem ich mich von meinem Schrecken erholt hatte, „nun will ich die Hagestolzen richten."

Ich muß gestehen, daß ich bei diesen Worten nicht ganz unbefangen blieb. „Erlauben Sie mir, Herr Richter," sagte ich, „zu wie viel Jahren wird man denn eigentlich Hagestolz? Ich habe meine guten Ursachen, das wissen zu wollen, und muß Sie bitten, es in protokollarische Erörterung zu nehmen, damit Sie nicht etwa mich selbst [illegible] auch mitrichten."

Der Richter lächelte und sprach:

„Früher gab es wohl ein Maß, z. B. in Niedersachsen, wo ein Mann fünfzig Jahre, drei Monate und drei Tage alt sein mußte, in den Ober- und Nieder-Rhein-Provinzen aber fünfundvierzig Jahre und sechs Monate, wenn er, als Hagestolz betrachtet, das Hagestolzrecht beziehen sollte."

Darauf atmete ich etwas freier und fragte weiter:

„Sind Sie, Herr Richter, verheiratet?"

„Nein," antwortete dieser, „ein Richter darf nicht heiraten, denn ein verheirateter Mann bekommt nie Recht."

„Wir studieren die Rechte, aber die Rechte finden wir nicht. Doch", fuhr er fort, „um wieder auf unser Thema zurückzukommen, scheint mir, daß jetzt, wo die Männer die Kunst erfunden

haben, jung zu ſcheinen im ſechzigſten Jahre, und alt zu werden im zwanzigſten, der Mann ſchon zu dreißig Jahren ein Hageſtolz genannt werden kann."

„Nein," fiel ich ſchnell ein, „da muß ich proteſtieren, machen Sie die Vierzig, da kann ich mich doch noch ein wenig beſinnen."

„Wohlan," ſagte der Richter, „es ſei. Da man dem Sprichworte nach ohnehin erſt im vierzigſten Jahre klug wird, ſo ſollen die Männer früher heiraten, damit ſie, wie das Sprichwort ſagt, durch Schaden klug werden. Bekommt aber auch ein Frauenzimmer einen Mann von vierzig Jahren, ſo kann ſie ſich ſchmeicheln, daß ſie noch ein Kind iſt, da ſie noch eine Kinderkrankheit bekommt: den Vierziger."

Nach dieſen Unterhandlungen war ich beruhigt: der Richter des jüngſten Gerichts ſetzte ſich nieder mitten in den Saal, ſchwang ſeinen ſchwarzen Stab und rief:

„Ihr Männer alle, die ihr euch allein gelebt, euch allein geliebt habt, euch allein abgelebt und euch allein abgeſtorben ſeid, ſteht auch allein jetzt wieder auf, und gebt Rechenſchaft darüber, wem euer Leben Freude und wem euer Tod Kummer gebracht hat. Erſcheint! erſcheint! erſcheint!"

Alsbald ließ ſich ein Räuſpern, Huſten, ein Nieſen, ein Keuchen, ein Stöhnen und ein aſthmatiſches Atemholen hören, und in den leeren Fächern der Bibliothek ſtiegen ebenſo viele Fächer Hageſtolzen auf und nahmen die ſteifgebundenen Einbände und Lederrücken der entſchwundenen Bücher ein. Alle waren anzuſchauen wie die hundertjährigen Kalender mit dem perſonifizierten Gliederreißen als nobler leibeigener Barometer, und die meiſten waren mit dem Ehrenkreuze der Galanterie, mit dem Podagra, dekoriert. Es war ein ganzes ABC Hageſtolzen.

Affektierte Hageſtolzen, die eigentlich keine Frau bekamen und das Hageſtolziat affektieren, die aus der Not eine Tugend machen. Bequeme Hageſtolzen, die bloß deshalb nicht heiraten, weil ſie zu faul waren, auf Freiers Füßen zu gehen. Kapital-Hageſtolzen, die ſich mit ihrem Kapital vermählt haben und gleich bei der Trauung die ſilberne und goldene Hochzeit feierten. Dumme Hageſtolzen, die aus bloßer Dummheit nicht wußten, wie ſie den klügſten dummen Streich machen ſollen, zu heiraten. Ehrliche Hageſtolzen. Dieſe Zahl iſt ſehr klein, das ſind die, welche wiſſen, ſie wären doch kein Mann für eine brave Frau.

Fette Hageſtolzen, die ihr eigenes Fett lieben und weiter nichts. Handelnde Hageſtolzen, die wie gewiſſe Käufer um alle Frauen handeln und keine an ſich bringen. Jüdiſche Hageſtolzen, die immer warten, bis ſie ſich auf beſſere Prozente unterbringen, und am Ende ihr edles Selbſt unverzinslich liegen laſſen. Kindiſche Hageſtolzen. Das ſind die ewigen Unmündigen, die ſtets aus lauter Spielerei nicht zum Heiraten kommen, bald ſpielen ſie mit

der Liebhaberei, bald mit einer Pfeife, bald mit einem Reitpferde oder mit einem Münzenkabinete, bald mit einer Schmetterlingssammlung, das sind die ewigen Kinder.

Kurz das ganze ABC der Hagestolzen erschien. Ein furchtbarer Ernst umzog das düstre Auge des Richters, er gebot mit ernster Miene Stillschweigen und begann zu den versammelten Hagestolzen:

„Liebe und Ehe sind die zwei Herkulessäulen, auf denen der große Himmel aller Seligkeit sich stützt. Aber nur die Liebe, die eingeht in das Himmelreich der Ehe, verdient den heiligen Namen Liebe, die wie ein Schöpfungshauch die Welt durchgeht, die den Wurm an den Menschen, den Menschen an die Engel kettet, und die das unsichtbare Band der Geister- und Körperwelt gewoben hat.

Der Hagestolz aber ist dem Staate, der Gesellschaft, dem Leben ein Superfluß, ein Luxusartikel.

Je er einzelne Mensch steht nur durch seine Generation mit der Mitwelt, und durch diese mit der gesamten Menschheit in Verbindung. Die Bande, die ihn vornhinein an dieselbe schlangen, reißen oder lösen sich ab, andere werden locker, die meisten verschwinden ganz. Vater und Mutter sind nicht mehr. Geschwister entfernen, trennen sich, Verwandte verlassen uns. Freunde zerstreuen sich dahin und dorthin, werden erst lau dann kalt; was bin et dann noch den Vereinzelten, den Isolierten an Staat und Pflicht, an Gesetz und Menschlichkeit? Das süße Band, das den Menschen an ein ihm geheiligtes, weibliches Wesen bindet, erweitert sich im Kreise geliebter Kinder, schlingt und verzweigt sich von da um den Nachbar und Mitgenossen, schickt seine Ranken, Liebe und Mitteilung suchend, durch den Ort und die Stadt, von da durchs Land, und so in die Welt: er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staats Mitglied, Kosmopolit. Was erschütternd auf die Welt einwirkt, wirkt durch die sich mannigfach durchkreuzenden Kanäle auch auf ihn, denn er ist Mitinteressent: die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh' des Ortes, in dem er lebt, ist sein Wohl und Weh'; das Unglück seines Nachbars, seines Mitgenossen, rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen preisgegeben ist. Vaterlandsliebe, Erfüllung aller Staatspflichten, echter Bürgersinn, Nächstenliebe und reine Menschlich'eit sind die Springröhren, die aus der heilsamen und hellen Quelle der Ehe entspringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eignes angetrautes Wesen an die Mitmenschheit, an die bürgerliche Gesellschaft gekettet ist, ist kein so eifriger Patriot, als der Verheiratete. Wer wie eine Schnecke sein Alles in seiner eigenen teuern Person herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlandes nichts als seinen eigenen, edlen Leib zu retten hat, wird schwerlich thätig zugreifen, den Brand zu löschen, denn mit der Rettung seines ihm

allein teuren Ach's hat er schon alles ihm Liebe und Teure gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib, mit keuscher Scham umgürtet und mit vestalischer Züchtigkeit im Busen, sein zu nennen, Alles, was er denkt und fühlt, Alles, was er ist und hat, Alles, was er strebt und ringt, seines Herzens leisesten Schlag und seiner Pulse geheimstes Beben, kurz die Summen seiner Freuden alle der Gattin als Opferkranz um das heitere Haupt zu flechten, wer diese Seligkeit nicht ahnt, wird der die eheliche Glückseligkeit seines Nebenmenschen befördern helfen? wird er mit heiliger Scheu vor dem Paladium alles irdischen Glücks „eheliche Treue" ehrfurchtsvoll bestehen? Wem die Wonne fremd ist, seine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unschuld, zur Menschenliebe, zu thätigen, rustigen und brauchbaren Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenseitigen süßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekostet und nie kosten will, auf den züchtig verschämten Wangen seiner Töchter die Rosen seines Glückes aufglühen zu sehen und in ihrem klaren unschuldvollen Auge den heitern Tiefhimmel seiner eigenen abgeblaßten Jugendzeit zu schauen, wird der sichs zur Sünde rechnen, in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen?

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hagestolz gewöhnlich seine Grundsätze beschönigt, laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung ꝛc. oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend in moralischer und geistiger Hinsicht hinaus. Beide Entschuldigungen näher zu beleuchten und ihre Nichtigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz unnütz sein!

Wenn wir uns umsehen im Reiche der Hagestolzen, so werden wir gewahr, daß der größte Teil dieser Ehelosen aus wohlhabenden, sorg- und kummerlosen Menschen besteht, die bloß aus lieber Bequemlichkeit im Cölibatus leben, um durch die süße Sorge für Gattin und Familie nicht zu einer ihnen lästigen Aktivität gezwungen zu werden. Wie wenig Hagestolzen finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitsamen Klasse! Der potenzierte Bedarf potenziert auch ihre rastlose Thätigkeit, spornt sie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichtums, dieses Vaters aller Egoisten, finden wir jene behaglichen Faulenzer, die voll Selbstheit sagen: Nun habe ich genug für mich, ich will die Last meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder für mehrere fremde Geschöpfe arbeiten zu müssen! — Schon daß sie durch den Besitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß sie ihre Sinnlichkeit zu jeder Minute betäuben und sich in erkauften Besitzungen laben können, stumpft sie für edlere Bedürfnisse, für das Bedürfnis der

Ehe, für das Bedürfnis züchtiger und reuscher Umarmungen, für das Bedürfnis herzlicher Mitteilung und häuslicher Wonnen ab.

Mangel und Armut sind also sehr selten die Beweggründe des Hagestolzismus. Ebenso halbbefriedigend ist der andere Grund, Verbildung, schiefe Erziehung und übertriebene Luxuriosität der jetzigen weiblichen Jugend

Ich wälze einen großen Teil dieser Schuld auf das männliche Geschlecht zurück; die in unserm Zeitalter vorherrschende Arroganz, Selbstheit, Frivolität und Verflachung eines großen Teils der männlichen Jugend, ja so zu sagen ihre geistige Entmannung, ist die Urquelle der weiblichen Untugenden und Fehler.

Es giebt Männer, die sich beifallen lassen, zu sagen: das weibliche Geschlecht bedürfe keiner weitern Erziehung und Ausbildung, als die in der Küche und Speisekammer, am Waschtroge und Nähtische. Zu dieser Ansicht kann nur Mangel an Verstand leiten. Seelenroheit, Blödsinn ꝛc. sind meistens die Ursachen, warum bloß Eitelkeit, Modesucht und Koketterie einem Teile des schönen Geschlechts mehr gilt, als Herzensgüte, Frömmigkeit und Bescheidenheit. Dies fällt auch bloß auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie sie sich an Toiletten- und Nähtischen benimmt, wie sie um die Gunst, um die Hand und um das Herz eines Mädchens wirbt, es deutlich genug zu erkennen giebt, daß sie selbst weder Achtung noch Sinn für den Wert höherer Weiblichkeit, für den Reiz stiller Tugend, für den Zauber geistiger Anmut und für die süßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit besitze, noch dasselbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und unkonsequent ist es, wenn sich der Jüngling wie eine Niederpuppe bei seiner Lalage einfindet, gekräuselt und gesalbt, sie mit faden Schmeicheleien bethört, ihre körperliche Schönheit als seinen einzigen Götzen betrachtet, sie mit Plattitüden und Fanfaronaden unterhält, ihre Neigung durch Geschenke, Spazierfahrten, Bonbons ꝛc. zu erhalten sucht und hinterdrein verlangt, sie sollte auf alles das verzichten und bloß für sein ausgehülstes „Ich“ — welches ihr doch früher gar nicht zu Gesichte kam — leben und da sein.

Aus was besteht das Auxiliarkorps unserer Jünglinge, wenn sie im Sturmschritt gegen ein weibliches Herz marschieren?

Englische Fracks — goldene Uhrketten — weiße Strohhüte — Schnurr- und Backenbärte — Nachtmusiken — Bälle — Kavalkaden — Walzer — Radmäntel — steife Halsbinden — u. s. w. Wer kann es dann den Mädchen verdenken, wenn sie ihrerseits ein ebenso bedeutendes Hilfskorps entgegenstellen, als z. B. echte Shawls — lange Leiber — schottische Mäntel — Eau de Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppierungen — Drapierungen — Ecossaisen u. s. w.

Die immer mehr überhand nehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich: die edle Nachläſſigkeit und Zudringlichkeit eines Teiles unſerer Jünglinge iſt das erſte Prinzip der Zerſtörung aller Frauenwürde. Dieſe peſtartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiftende Roheit und Nichtachtung gegen das ſchöne Geſchlecht, die jetzt unter vielen Zierbengeln, Tagesrittern und Modepoſtillons Ton iſt, muß und wird das Übel noch ärger machen und allen Sinn für zarte Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode iſt, ein Weib unartig zu behandeln, bei dem herrſcht Unſittlichkeit und Roheit, und wo es ſchon Ton iſt, ſelbſt die äußern Ehren- und Achtungsbezeugungen außer Acht zu ſetzen, da hat die Verderbtheit den höchſten Gipfel erreicht.

Die jetzigen Männer heiraten nicht, o nein, ſie wollen bloß ihre Summen multiplizieren. Ich kenne junge Männer, die mit ſchweren Sorgen herumgehen und ſagen: Ich weiß wahrhaftig nicht, ſoll ich die aus der Wechſelhandlung, oder die aus dem Eiſenmagazin, oder die aus dem Juwelierladen herausnehmen, oder ſoll ich das Eckhaus dort, oder das Landgut da, oder das Brauhaus drüben heiraten.

„Und nun," hier wendete ſich der Richter zu mir, „will ich ein paar Exemplare dieſer trockenen Pflanzen aus dem Herbarium der Hageſtolzenwelt herunterſteigen laſſen und ſie näher beſchauen."

„Bſt!" winkte er einem Hageſtolzen zu, „komm' herab."

Ein Jüngling von ſechzig Jahren ſtieg herunter. Sein Geſicht ſah aus wie das Geſchlechtsregiſter der Familie Langeweile, und ein Neubau von Halstüchern hielt dasjenige, was man Kopf heißt, in die Höhe.

„Wie lebſt du den Tag über?" fragte der Richter.

„Ich?" hüſtelte der Jüngling. „Um neun Uhr und ſieben Minuten ſchlag' ich die Äuglein auf, dann ziehe ich die Pantöffelchen an, dann ſchlürf' ich ein Süppchen, dann ſchleich' ich ein Stündchen aus, dann eſſ' ich mein Mittagsbrötchen, dann mach' ich mein Schläfchen, Abends hab' ich ein Spielchen, Nachts trink' ich ein Schälchen Thee, und dann ſchnarch' ich an der Seite meines Möpschens ſelig ein." Ein reizendes Bild ſtiller Seligkeit!

„Nun komm du herab, du eingeſottenes Marillen-Exemplar," ſprach der Richter wieder zu einem andern Hageſtolzen, und ein Männchen, ſchlank und dürr wie ein ausgedehntes Ausrufungszeichen, kroch wie eine Kreuzſpinne heran; der Tabakrauch hatte ihn ſchon lebend zu einer Mumie gemacht. — „Wie lebteſt du den Tag über?" fragte der Richter.

„Ich?" antwortete er, und ſeine Stimme klang aus Naſe und Mund wie ein Klarinetten-Mundſtück, „ich? O, des Morgens habe ich Kaffee getrunken und Tabak geraucht, gegen zehne habe ich Tabak geraucht und Bier getrunken. Mittags habe ich ge-

gessen und Tabak geraucht, nachmittags habe ich Tabak geraucht und Kaffee getrunken, abends habe ich Bier getrunken und Tabak geraucht, und des Nachts habe ich Tabak geraucht und geschnarcht." — „Und warum," sagte der Richter, „hast du nicht auch Tabak geraucht und geheiratet?" — „Ach," antwortete der ausgeraucht Menschenkopf, „darüber wäre mir das Feuer ausgegangen."

„Nun komm du herab, du marinierter Häring!" sprach der Richter zu einem dritten, welcher lang und gradherab wie ein Fläschchen Kölner-Wasser dastand, und sein ganzes Leben hindurch nichts anderes gethan hatte, als Anekdoten erzählt. „Wie hast du gelebt?"

„Ich?" näselte das Kölnerwasser-Fläschchen; „darauf muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen. Wissen Sie, warum der liebe Herrgott dem Herrn Hiob alles genommen hatte, nur seine Frau nicht? Weil er ihm sodann alles doppelt ersetzte, er ihm auch sodann zwei Frauen hätte geben müssen, und das wäre ein großes Unglück gewesen! denn da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen: Einmal fragte eine zweite Frau ihren Mann: Liebst du mich auch so, wie deine erste Frau? „O," erwiderte er, „ich wollte, du wärst meine erste Frau gewesen!" Da hatte er auch nicht unrecht, denn da fällt mir eine Anekdote ein." — - „Ho!" schrie der Richter, „genug! Hebe dich von mir weg, du Anekdoten-Satan, und du dort steig herab, du ausgeseufzter Heirats-Hausierer, komm herab und sag', wie du gelebt und warum du nicht geheiratet hast?"

Ein blasses Mondscheingesicht ließ sich an einem wohlproportionierten Seufzer herab.

„Ach! warum ich nicht geheiratet habe? O! ich muß es Ihnen bekennen, Herr Richter, ich hätte für mein Leben gerne geheiratet; ach! ich habe an diverse Herzensladen angeklopft, o! allein wie haben sie mich behandelt ach! glauben Sie mir, Herr Richter! der größte Teil der Mädchen und ihre Mütter sind selbst Ursache, daß die Männer nicht heiraten, und sie nicht geheiratet werden. Keine will in ihrem Range heiraten Sie wollen alle einen Rang und einen Stock höher heiraten, als sie wohnen, und wenn es nur höher ist, mag es immerhin ein Range oder Stock sein. In ihrem Frühlinge wollen sie allen gefallen und keinen heiraten, späterhin aber sich zu Gefallen alle heiraten.

„Die Mütter und Töchter fühlen sich geschmeichelt, wenn Anbeter von Stand, Rang und Adel sie umflattern. Der solidere Bewerber wird eingeschüchtert, zurückgeschreckt und verscheucht; jene bunten und in allen Farben schillernden Kurmacher ziehen sich, wenn die Glocke heiraten geschlagen hat, zurück, und die Mädchen bereuen zu spät, durch leeres Gaukelspiel ernstere Bewerbungen verscherzt zu haben.

„Der edlere Sinn für stille häusliche Freuden ist einem großen

Teile unserer Mädchen fremd, die Wertschätzung eines Mannes nach dem Maßstabe seines geistigen und sittlichen Charakters fehlt ihnen, der Reiz eines einfachen, aber ruhig glücklichen Familienlebens ist ihnen zu farblos. Sie wollen berauschen und nicht beglücken, sie wollen nicht nur heiraten, sondern sie wollen eine Partie machen, sie suchen nicht einen treuen Führer, einen sorgsamen Gehilfen, einen zärtlichen Genossen durchs Leben, sondern einen Einführer in Zirkel, einen Hinführer ins Theater und einen Ausführer in Equipagen; sie vermählen sich nicht so innig mit dem Manne, als mit dem Titel, sie heiraten nicht den Mann, um ein Weib zu werden, sie heiraten den Major, um Majorin zu werden, den Hofrat, um Hofrätin zu werden, den Professor, um Professorin zu werden, und ich glaube, sie heiraten auch einen Witwer, um Witwe zu werden."

„Genug," sagte der Richter, „du hast nicht ganz unrecht, indessen fällt die Schuld immer auf die Männer zurück, und somit kann ich euch Hageſtolzen der Strafe nicht entlassen. Macht euch auf das Schrecklichste gefaßt!"

Er schwang seinen Stab, und die Hageſtolzen zitterten wie Espenlaub, die Erde that sich auf und die Gräber gaben eine Legion fünfzigjähriger Jungfrauen heraus. Sie zogen ein mit Möpsen und Kaffeekannen, mit Kanarienvögeln und Riesenkatzen, mit Seidenwürmern und Kartenblättern, mit Gebetbüchern und Suppenschalen, mit Zinsbüchern und Versatzzetteln, und stellten sich vor den Richter hin. Dieser aber sprach:

„Ihr Hageſtolzen, Ihr seid verurteilt, Euch mit diesen Damen hier zu vermählen. Da hilft kein Sträuben!" Ein Schrei des Entsetzens fuhr durch die Hageſtolzen hin, die fünfzigjährigen Jungfrauen aber lächelten selig und warfen von sich Möpse und Kaffeekannen und Kanarienvögel und Katzen und Seidenwürmer, und die Hageſtolzen und die fünfzigjährigen Jungfrauen flogen sich in die Arme wie die Klapperstörche, und ihre Herzen schlugen aneinander wie die Bretermühlen. — Es war ein großer, ein imposanter, ein herzerhebender Anblick! allein, o Entsetzen! Eine einzige fünfzigjährige Jungfrau war überzählig! Für sie war kein Hageſtolz mehr da! Sie sah sich unternehmend um, erblickte mich und krebste mit ausgestreckten Scheren auf mich zu; eine tödliche Angst überfiel mich, ich schrie ängstlich auf und — erwachte. Alles war ein Traum gewesen, ich war froh, daß ich nicht zum jüngsten Gericht kam, und daß auch das alte Gericht mir nicht beschert war, und wünsche, daß auch Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, mit dieser Vorlesung freundlich zu Gericht gehen mögen.

Ein Wort zu seiner Zeit

über das

Hagestolziat.

Eines der schwerfälligsten Bleigewichte an den Schwingen unseres Säkulums, eines der gravierendsten und bedeutendsten Symptome unseres kränkelnden Zeitalters ist die immer mehr überhandnehmende Sucht zur Ehelosigkeit. Dieses, wie ein Krebsgeschwür an dem gesunden Staatskörper und an der ganzen Menschheit nagende und fressende Übel entspringt augenscheinlich aus innerer Seelenverderbtheit, aus völliger Gefühllosigkeit gegen das wohlthätigste aller Sakramente, aus schmählicher Selbstsucht und aus gänzlicher Abstumpfung für alle Reize der gesetzlichen, bürgerlichen und Familienverkettung. Liebe und Ehe sind die zwei Cherubine, die mit beseligendem Fittig des menschliche Leben überflügeln, sie sind die zwei Herkulessäulen, auf die der weite, große Horizont des irdischen Glückes sich stützt, sie sind unser steter Zenith nnd Nadir, und die Dioskuren unsers Daseins. Aber nur die Liebe, die nach allen Höllenfahrten und Fegefeuerproben heißer Sinnlichkeit rein in das Himmelreich der Ehe eingeht, verdient Liebe in der wahren Bedeutung des Wortes (nach Werner: charitas) genannt zu werden. Alle andern Schlag- und Nebenarten verdienen nicht den Namen Liebe, der wie ein Schöpfungshauch die Welt durchweht, den Wurm an den Menschen, und den Menschen an den Engel knüpft, die das unsichtbare Band der Geister- und Körperwelt wob, kurz, verdienen nicht mit dem unschätzbaren großen Edelstein der Sprache: „Liebe" bezeichnet zu werden, sie sind bloß frivole Aufwallungen der Leidenschaftlichkeit, Aufgährungen des Geschlechtsschlackens.

Ein Hagestolz ist sowohl dem Staate, der Gesellschaft, als allen moralischen Kotterien ein hinderndes Überbein. Jeder einzelne Mensch steht nur durch seine Generation mit der Mitwelt, und durch diese mit der ganzen Menschheit in Verbindung; die Bande, die ihn von vornhinein an dieselbe schlangen, reißen oder lösen sich ab, andere werden locker, die meisten verschwinden ganz. Vater und Mutter sind nicht mehr, Geschwister entfernen, trennen

ſich, Verwandte verlaſſen uns, Freunde zerſtreuen ſich dahin und dorthin, werden erſt lau, dann kalt. Was bindet da noch den Vereinzelten, den Iſolierten, an Staat und Pflicht, an Geſetz und Menſchlichkeit? Das ſüße Band, das den Menſchen an ein ihm geheiligtes weibliches Weſen bindet, erweitert ſich im Kreiſe geliebter Kinder, ſchlingt und verzweigt ſich von da um den Nachbar und Mitgenoſſen, ſchickt ſeine Ranken, Liebe und Mitteilung ſuchend, durch den Ort und durch die Stadt, von da durchs Land, und ſo in die Welt; er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staatsmitglied, Kosmopolit. Was erſchütternd auf die Welt einwirkt, wirkt durch die ſich mannichfach durchkreuzenden Kanäle auch auf ihn, denn er iſt Mitintereſſent: die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh des Ortes, in dem er lebt, iſt ſein Wohl und Weh; das Unglück ſeines Nachbars, ſeines Mitgenoſſen rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen Preis gegeben. Vaterlandsliebe und reine Menſchlichkeit ſind die Springröhren, die aus der heilſamen und hellen Quelle der Ehe ſpringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eigenes, angetrautes Weſen an die Mitmenſchheit, an die bürgerliche Geſellſchaft gekettet iſt, wird ſelten eifriger Bürger, noch ſeltener eifriger Patriot ſein. Wer wie eine Schnecke ſein Alles bloß in ſeiner eigenen teueren Perſon herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlandes nichts als ſeinen eigenen teuren Leib zu retten hat, wird ſchwerlich thätig zugreifen, den Brand zu löſchen oder den Feind von den Grenzen zurück zu halten; denn mit der Rettung ſeines ihm allein teueren Ichs hat er ſchon alles ihm Liebe und Teure gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib mit keuſcher Scham gegürtet und mit veſtaliſcher Züchtigkeit im Buſen ſein zu nennen, alles was er denkt und fühlt, alles was er iſt und hat, alles was er ſtrebt und ringt, ſeines Herzens leiſeſten Schlag und ſeiner Pulſe geheimſtes Leben, kurz, die Summen ſeiner Freuden alle als Opferkranz der Gattin um das Haupt zu flechten; wer dieſe Seligkeit nicht ahnt, wird der die eheliche Glückſeligkeit ſeines Nebenmenſchen befördern helfen? Wird er mit heiliger Scheu vor dem Palladium alles irdiſchen Glücks eheliche Treue zurückzittern? — Wem die Wonne fremd iſt, ſeine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unſchuld, zur Menſchenliebe, zu thätigen, rüſtigen und brauchbaren Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenſeitigen ſüßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekoſtet hat und nie koſten will, auf den züchtig verſchämten Wangen ſeiner Tochter die Roſen ſeines Glückes aufblühen zu ſehen, und in ihrem klaren unſchuldsvollen Auge den heiteren Tiefhimmel ſeiner abgeblaßten Jugendzeit zu ſchauen,

wird der sich's zur Sünde rechnen, die Lilie der Unschuld mit dem Brandhauche niederer Lüste zu verpesten, und in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen? Ich sage: nein! nein! nein! und jeder Vernünftige und Erfahrene ruft mit mir: nein! nein!

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hagestolz gewöhnlich seine Grundsätze beschönigt, laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung u. s. w., oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend in moralischer und geistiger Hinsicht hinaus. Beide Entschuldigungen näher zu beleuchten und ihre Unzulässigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz schwer sein.

Wenn wir uns umsehen im Reiche der Hagestolzen, so werden wir gewahr, daß der größte Teil dieser Ehelosen aus wohlhabenden, sorg- und kummerlosen Menschen besteht, die bloß aus lieber Bequemlichkeit in Cölibate leben, um durch die süße Sorge für Gattin und Familie nicht zu einer, ihnen lästigen Aktivität gezwungen zu werden. Wie wenig Hagestolze finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitenden Klasse! Der potenzierte Bedarf potenziert auch ihre rastlose Thätigkeit, spornt sie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichtums, dieses Vaters aller Egoisten, finden wir jene behaglichen Faullenzer, die voll Selbstheit sagen: Nun habe ich genug für mich, ich will die Last meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder mehrere fremde Geschöpfe arbeiten zu müssen! Schon daß sie durch den Besitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß sie ihre Sinnlichkeit zu jeder Minute betäuben und sich im Schlamme verbuhlter Besitzungen herumwälzen können, stumpft sie für edlere Bedürfnisse, für das Bedürfnis der Ehe, für das Bedürfnis züchtiger und keuscher Umarmungen, für das Bedürfnis herzlicher Mitteilung und häuslicher Wonne ab. Mangel und Armut sind also sehr selten die Beweggründe des Hagestolzismus. Ebenso unbefriedigend ist der andere Grund, Verbildung, schiefe Erziehung und übertriebene Luxuriosität der jetzigen weiblichen Jugend.

Ich wälze einen großen Teil dieser Schuld auf das männliche Geschlecht zurück; die in unserm Zeitalter vorherrschende Arroganz, Selbstheit, Frivolität und Verflachung der männlichen Jugend, ja so zu sagen ihre geistige Entmannung ist die Urquelle der weiblichen Unarten und Fehler.

Es giebt Männer, die sich beifallen lassen, zu sagen: das weibliche Geschlecht bedürfe keiner weiteren Erziehung und Ausbildung, als die in der Küche und Speisekammer, am Waschtroge und Nähtische. Zu dieser Ansicht kann nur Mangel an Verstand verleiten. Unwissenheit, Seelenrohheit, Blödsinn u. s. w. sind meistens die

Urſachen, warum bloß Eitelkeit, Modeſucht und Koketterie dem ſchönen Geſchlechte mehr ſind, als Herzensgüte, Frömmigkeit und Beſcheidenheit. Dies fällt auch bloß auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie ſie ſich an Toiletten und Nähtiſchen benimmt, wie ſie um die Gunſt, um die Hand und um das Herz eines Mädchens wirbt, es deutlich genug zu erkennen giebt, daß ſie ſelbſt weder Achtung noch Sinn für den Wert höherer Weiblichkeit, für den Reiz ſtiller Tugend, für den Zauber geiſtiger Anmut und für die ſüßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit beſitzt, noch daſſelbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und inkonſequent iſt es, wenn ſich der Jüngling wie eine Miederpuppe bei ſeiner Lalage einfindet, gekräuſelt und geſalbt, ſie mit faden Schmeicheleien bethört, ihre körperliche Schönheit als ſeinen einzigen Götzen betrachtet, ſie mit Plattitüden und Fanfaronaden unterhält, ihre Neigung durch Geſchenke, Spazierfahrten, Bonbons u. ſ. w. zu erhalten ſucht, und hinterdrein verlangt, ſie ſolle auf alles das verzichten, und bloß für ſein ausgehülſtes „Ich“ — welches ſie doch früher gar nicht zu Geſichte bekam — leben und da ſein.

Aus was beſteht das Auxiliarkorps unſerer Jünglinge, wenn ſie im Sturmſchritt gegen ein weibliches Herz marſchieren? Aus engliſchen Fracks — goldenen Uhrketten — weißen Strohhüten — Schnurr- und Backenbärten — Nachtmuſiken — Bällen — Kavalkaden — Walzern — Radmänteln — ſteifen Halsbinden u. ſ. w. Wer kann es da den Mädchen verdenken, wenn ſie ihrerſeits ein ebenſo bedeutendes Hilfskorps entgegenſtellen, als z. B. echte Shawls — lange Leiber — ſchottiſche Mäntel — Eau de Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppierungen — Ekoſſaiſen u. ſ. w.

Die immer mehr überhandnehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich die edle Unverſchämtheit und Zudringlichkeit unſerer Jünglinge iſt das erſte Prinzip der Zerſtörung aller Frauenwürde. Dieſe peſtartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiftende Rohheit und Nichtachtung gegen das ſchöne Geſchlecht, die jetzt unter den Zierbengeln Tagsrittern und Modepoſtillons Ton iſt, muß und wird das Übel noch ärger machen und allen Sinn für Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode iſt, ein Weib verächtlich zu behandeln, bei dem herrſcht Unſittlichkeit, und unzüchtige Laſter hecken verderbliche Brut in dem entarteten Innern, und wo es ſchon Ton iſt, ſelbſt die äußeren Ehren- und Achtungsbezeugniſſe außer Acht zu ſetzen, da hat die Verderbtheit den höchſten Gipfel erreicht.

Nach allem dieſen kommen wir wieder auf den erſten Punkt zurück, daß das Hageſtolziat nichts iſt, als eine verdammliche Selbſtſucht, eine der Geſellſchaft, der Menſchheit und dem Staate

gleich ſchädliche Untugend. Und wie verkümmert lebt nicht ein Hageſtolz an und für ſich, und wie lächerlich wird er zuletzt ſeinen Mitmenſchen! Denkt einen fünfzigjährigen jungen Jüngling, der ausſieht wie das Geſchlechtsregiſter der Familie Langeweile, der täglich um 7 Uhr, 30 Minuten und 2 Sekunden die lieben Äuglein aufſchließt, mit den lieben Pantöffelchen bis um 10 Uhr herumklappert, dann ſein Süppchen ſchlürft, dann ein Stündchen ausſchleicht, nachmittags ein Schläfchen hält, abends ein Spielchen macht, nachts ein Schälchen Thee trinkt, und dann an der Seite eines Möpschens einſchnarcht. Iſt das nicht ein reizendes Bild? Aber ſo wie die gütige und weiſe Vorſicht jeder Untugend ihre Strafe beifügt, ſo wird jeder Hageſtolz von einem Hausübel gepeinigt, und dieſes Übel trägt den Namen „Haushälterin!“ Es iſt ein wahrer Triumph für alle Frauen, einen ſolchen verknöcherten und verkümmerten Jüngling unter dem hochnotpeinlichen Halsgericht einer ſolchen Haus- und Taſchentyrannin zappeln zu ſehen!

Dummer Brief an die „wilde Rose".

„Das Leben ist doch schön, o Königin!"
(Der Marquis von Posa.)

Wenn schon der Marquis von Posa, der nicht in unserer Zeit gelebt hat, sagte: „Das Leben ist doch schön!" was soll ich erst sagen, der ich ja in unserer Zeit lebe?!

Ja, wenn das Leben auch nicht einmal schön wär', was wär's dann?! Angenehm ist's nicht, gescheit ist's auch nicht, unterrichtet auch nicht, tugendhaft auch nicht, reich auch nicht, also muß es wenigstens schön sein, damit es jemand lieben kann!

Aber wer liebt jemand lange wegen seiner Schönheit? Unser Leben ist schön, aber sonst nichts, — ich möcht's nicht heiraten!

Lieben Sie mich vielleicht meiner Schönheit wegen? Dann fürchte ich fast, Sie werden bei näherer Besichtigung anders denken. Aber nein, ich fürchte nichts, Sie sehen mich ja gar nicht an, nicht in der Nähe, nicht in der Ferne!

Also der Himmel hat einen Mann zur ewigen Ruhe gelegt, der keine Ruhe hatte, bis er abends den Menschen, die zur zeitlichen Ruhe gingen, das Zwerchfell erschütterte, die beengte Brust aufschnürte, den Sinn erheiterte und das Herzblut rosiger färbte.

Wenzel Scholz ist tot!

Ich will den abgehetzten Witz nicht wiederholen: Es ist das erste Mal, daß er uns weinen machte.

Man muß auf das Grab einer großen Specialität keine Gemeinplätze pflanzen und keine hohlen Phrasen zupfen.

Die „deutsche Muse" weint nicht und die „Geschichte der deutschen dramatischen Kunst" hat kein eigenes Kapitel einzutragen; aber die Lokalposse hat einen unersetzlichen Verlust erlitten, die Wiener sind um ihren lustigsten Komus gekommen, die Lachlust hat einen herben Ausfall erlebt, die Lokaldichter haben eine Garantie ihres Erfolges eingebüßt; das Publikum, welches sich an der komischen Kraft Scholz's erheiterte, ergötzte, erlabte, ist um einen integrierenden Teil seiner Abendkost, seiner erquicklichen Zerstreuung gekommen!

Der Tod, der Klapperbein, hat den „Klapperl" heimgeführt. Die Parzen haben dem Wienerleben in Scholz den „Zwirn" ab-

geschnitten der Himmel, den die Sünden der Erde traurig machten, hat sich Scholz kommen lassen als „Freund in der Not", um wieder hell, heiter und lustig zu werden und allen Erdenverdruß zu vergessen.

Jede große Stadt hat ihre Wahrzeichen, historische, architektonische, originelle u. s. w.

Scholz gehörte seit 30 Jahren zu den Wahrzeichen Wiens, wie der Stephansturm wie der Stock am Eisenplatz.

Jeder Fremde ging des Tags den Stephansturm und abends Scholz sehen. Wenn ein Wiener den ganzen lieben langen Tag in den drückenden Lebensprozeß verwickelt war und von früh bis abends auf der Anklagebank der Mühen und Sorgen saß, so nahm er abends zu Scholz als „Entlastungs-Zeuge" seine Zuflucht, Scholz entlastete sein Gemüt von Sorge und Kummer. Scholz war der kategorische Imperativ des Lachens, er befahl: „lache!" und man lachte, man beutelte, man schüttelte, man schüttete sich aus vor Lachen; wenn er kam, bei seinem bloßen Erscheinen, nahmen die Grillen und Mücken Reißaus, das Zwerchfell stieg auf den Thron des Verstandes, die Lustigkeit okkupierte die beiden Fürstentümer Sehen und Hören, die Welt, das Geschäft, die Literatur, die Börse, der Krieg, der Friede, die Politik, die Nahrungsfrage, die Stempelfrage, alles, alles ergriff die Flucht vor dem Überwinder und Sieger Wenzel Scholz.

Und welches waren seine Siegeswaffen? Durch welche Kräfte siegte er über die Mühen des Tages, über den Qualm des aschgrauen Lebens, über den bellenden Magen, über den wüsten Kopf, über den abgemüdeten Geist, über das traurige Herz?

Ja, wer das wüßte!

Man lasse sich ja nicht von den gewöhnlichen Nekrolog-Schablonen irre machen, dieser Schibolet von „Komik" — „Mimik" — „Auffassung" — „Studium" — „denkender Künstler" — „korrekte Zeichnung". Alles das ist leeres Klinkling.

Alle Lessinge, Schlegels, Tieks u. s. w. machen keinen Scholz, und wenn sie Scholz Jahre lang gesehen und studiert hätten, alle ihre kritische Weisheit würde eine leere Pumphose sein, wollten sie Scholz an der Elle ästhetischer Kunstkritik ausmessen.

Scholz war kein Schauspieler, kein Künstler, kein Genie, kein Komiker, keines von allen dem und doch mehr als alles das, er war „Scholz", eine eigene Individualität, ein Naturprodukt; als „Individuum" war er ein ganz anderer als seine Gattung, als „Individualität" war er etwas ganz anderes als das „Allgemeine", nämlich als alles, was man durch Nachdenken, durch Vergleichung, durch Analyse, durch Kritik erkennen, beurteilen, rangieren kann.

Jede kunstkritische, ästhetische Bezeichnung oder Definition von Scholz als Komiker ist Unsinn. Scholz entrann als Typus des Lachenerregenden der Hand der Natur, es läßt sich so wenig sagen,

wodurch Scholz die Konvulsion des Lachens, die peristaltische Bewegung des Zwerchfells hervorbrachte, als sich sagen läßt, wodurch die wogende See die peristaltische Bewegung der Magennerven hervorbringt. So lang man Scholz und Meer vor sich hat, dauert die unbegreifliche Naturwirkung, kaum sind beide vorüber, so hört die Wirkung auf, urplötzlich, ohne bergang. Wenn Scholz spielte, lachte alles, das Publikum sah sich gegenseitig an und lachte und fragte sich nun: worüber? Es lachte über Scholz, es war gleichgiltig, was er sprach, was ihn der Dichter sagen ließ, es war gleichgiltig, ob er einen Charakter darstellte und welchen, es war gleichgiltig, ob er in eine Situation kam und in welche, seine Erscheinung genügte, sein Vortrag lag in seiner Person und Niemand wie Scholz konnte von seinem Erfolg sagen: „das ist Fleisch von meinem Fleisch", er war die eingefleischte Personal-Komik.

Hätte man Scholz gefragt: „was ist der Begriff des Lächerlichen?" er hatte darüber nie nachgedacht oder darüber Studien gemacht, und wußte so wenig davon als wir, die wir über den „Begriff des Lächerlichen" von Kant und Lessing bis Jean Paul alles gelesen haben!

Es giebt vielleicht noch tausend unentdeckte Individuen, die gar nicht lesen und nicht schreiben können, die nie etwas studieren und die einen eben solchen fundus instructus an riesiger Naturkomik in sich haben wie Scholz, aber tausend und tausend können 50 Jahre lang lesen, schreiben und Komik studieren, und sie werden jenes unauslöschliche Gelächter, jene elementarische Zwerchfellerschütterung nicht hervorbringen, wie Scholz. Als Species ist Scholz wie der letzte Phönix aus der Asche jener Gattung Komiker hervorgegangen, welche die Frau Neuberin verbrannte.

Er war der „letzte Lustigmacher" aus der guten alten Zeit der Stranitzky und Prehauser. Er war der als dummer Bedienter wieder aufgestandene Ritter Fallstaff; er war einer derjenigen lustigen Welterheiterer, welche Luther mit den Worten bezeichnet: „Sie sind durch Gottes Gabe stark, fett und völligen Leibes".

Scholz that den Dichtern und den Rollen die Gefälligkeit, sie mit vor das Publikum hinauszuführen; er hatte dies gar nicht nötig, er konnte von seinem Stand sagen: „L'etat c'est moi! Das Lachenmachen, das bin ich!" Woran das lag, wer will das erklären? und wozu auch! Scholz war kein Komiker, kein Darsteller, er machte keine Nuancen, er schliff keinen Charakter, er malte nicht aus, er suchte nie Effekte, er setzte keine Lichter auf, er stieg nicht und sank nicht, er machte keine Männchen, er war heute wie gestern, heuer wie vor 20 Jahren, er ging nicht vorwärts und nicht zurück, denn er brauchte dies alles nicht; man braucht den Pfeffer nicht zu würzen, man braucht das Licht nicht zu beleuchten, man braucht die Gottesgabe vis comica, die mensch-

gewordene Poſſierlichkeit und Ergötzlichkeit nicht mit künſtlichen Hilfsmitteln aus der Natur zu verdrängen.

Scholz war den Wienern nicht ein komiſcher Darſteller, ſondern er war ihnen der Begriff des Lachens. Bei Stierböck im Kaffeehaus war Scholz komiſcher Whiſtſpieler, auf ſeinem Wägelchen im Prater war Scholz komiſcher Praterfahrer; wenn ein Wiener Scholz auf der Straße begegnete, lachte der Wiener, Scholz war das „Vergißmeinnicht" der Lachluſtigen.

Nicht nur um die guten Poſſen hatte Scholz ein großes Verdienſt, ſondern mehr noch um die ſchlechten! Er war die lebendige Verſicherungsanſtalt elender Stücke, er war der elektriſche Wetterableiter, der das pfeifende Donnerwetter vom Haupte des unglücklichen Verfaſſers ablenkte und das Grollen des Donners in ein freundliches Wetterleuchten umwandelte. Es war bekannt, ein „Scholz'ſches Benefize" brachte ein miſerables Stück, die Wiener wußten das im voraus, aber man ging doch hinein und lachte ſchon im voraus darüber, wie man lachen wird, wenn am Ende des durchgefallenen Stückes Scholz herauskommen und mit einer Miene, mit einer Proſa, mit der bekannten „Charivari-Abdankung" das Publikum in ein Weltmeer von Heiterkeit ſtürzen wird.

Wenn Scholz in den Zeiten der griechiſchen Götterlehre geboren wäre, wir würden in „Ramlers Mythologie" Folgendes leſen: „Scholz, ein Sohn des Komus und der Komödia hatte ſeinen Tempel auf einer Halbinſel des alten Iſter, ſein Pathe war Momus, der ihm die Wunderkraft verlieh, die Leiden der Menſchheit durch Lachen zu lindern. In der Wiege ſchon erdrückte er, wie einſt Herkules, die zwei Schlangen Melancholie und Hypochondrie. Er war Vorſteher der nächtlichen frohen Stunden, und wird von den Menſchen an den Ufern des Iſters als ein Wohlthäter der Bevölkerung, als ein Verſcheucher der üblen Laune verehrt.

In früherer Zeit wurde er von einem mächtigen Direktor mit Namen „Karl" gefangen gehalten, dem er, wie Herkules, ſchwere Arbeiten verrichten mußte, er mußte z. B. den Augias-Stall der ſchlechten Stücke ausmiſten, er mußte dem Direktor den „goldenen Apfel" einbringen, er mußte die „menſchenfreſſenden Kontrakte" überwinden u. ſ. w.

Scholz zeugte mit der Muſe Neſtroy's den „Zwirn" — den „Melchior" — den „Kampel" — den „Schloſſermeiſter" — den „Ledig" — den „Eulenſpiegel" — den „Rochus" — u. ſ. w. und mit andern Halb- und Lokal-Muſen verſchiedene andere Figuren, welche die Menſchen ergötzten und beluſtigten.

Wie man einſtens die Lupercalien feierte, ſo feierte man auf jener Inſel jährlich zwei Feſte: „Scholzii Beneficia" genannt. Es wurde gewöhnlich an jedem Feſtabend ein Stück Rind, d. h.

ein Stück von einem Rind geopfert, das Publikum brachte mit Liebe und Andacht die Opfergaben, 5 fl. Sperrsitz und 20 fl. Loge, und es war ein herzlicher Jubel stets und immer, u. s. w., er starb als ein Halbgott seines Publikums und lebt in seiner Erinnerung fort u. s. w." — —

So würde eine mythologische Zeit über Scholz geschrieben haben.

Er ist nun heimgegangen, er hatte keinen Vorgänger und wird keinen Nachfolger haben. Mit ihm ist seine Dynastie, das ganze Scholz-Genre erloschen. Ja, käme heute ein Nachfolger Scholz, ganz Scholz, akkurat Scholz, wir zweifeln, daß das Publikum ihm huldigen würde. Als Tradition, als Überlieferung von vor 30 Jahren, als einzig übriggeblieben aus der Zeit der inhaltlosen Lachlustigkeit, des Lachens ohne rationo sufficiento war er ein Unikum, ein durch Zeit und Gewohnheit und Überlieferung Illustrierter. Eine solche Individualität in der Repetition wird sich nicht derselben traditionellen Empfänglichkeit, jener vermächtnisartigen Akklamation zu erfreuen haben.

Wenig Menschen haben über Scholz so viel Thränen gelacht als ich! Wenn ich Scholz sah, warf ich allen Verstand, alles Denken, alle Kritik wie unnützen Balast über Bord und ließ mich von den Wellen des Lach-Elementes hinschleudern nach Herzenslust!

An seinem letzten Geburtstage schickte ich ihm ein Kistchen mit hundert Cigarren, von welchen er ein großer Freund war, und schrieb ihm folgenden Vers dazu:

„Jährlich sollst Du Eine rauchen,
Und doch alle Hundert brauchen;
Und kömmt einst der Tod, der rasche,
„Freund! dann: Friede euerer Asche!" —

Der Rasche ist leider nur allzufrüh gekommen! Also:

Friede seiner Asche!

Er war nicht nur ein unvergleichlicher Komiker, er war gut, er war bieder, gemütlich, harmlos, herzlich als Kollege, als Mensch, als Freund!

Friede seiner Asche!

Luft, Feuer, Waſſer, Erde, oder: Die vier Erden-Elemente und noch ein Himmels-tauſend-Element.

Ein Capriccio.

Die allgemeine Klage, daß es keinen einfachen Menſchen auf der Welt giebt, iſt ſehr ungerecht; wie ſoll der Menſch einfach ſein, wenn er aus vier Elementen zuſammengeſetzt iſt? Jeder Menſch, als Menſch, iſt alſo ein vierfacher Menſch, bloß als Unmenſch kann er ein einfacher Unmenſch ſein.

Luft, Feuer, Waſſer, Erde! Wie verkehrt geht der Menſch mit ſeinen Elementen um! Nur das, was er aus der Luft greift, betreibt er mit Feuer, was aber das Glück der Erde betrifft, das läßt er zu Waſſer werden!

Die Erde iſt aus dem Waſſer entſtanden, ſie iſt beim Waſſer groß geworden, ſie iſt ein Waſſerkind; iſt's alſo ein Wunder, daß ſie ſo gebrechlich, ſo hinfällig, ſo albern iſt?

Die Erde iſt eine Tochter des Waſſers, der Menſch iſt ein Sohn der Erde, der Menſch iſt alſo ein Enkel des Waſſers. Wie undankbar aber geht der Menſch mit ſeinem Großvater um, er ſtürzt ſich nur dann in ſeine Arme, wenn er vom Leben keine Freude mehr hat! Nur die Schriftſteller und die Weinwirte ſind dankbare Enkel, die Schriftſteller ſchreiben keine Zeile ohne ihren Großvater, und die Weinwirte gießen zu jeder Halbe Wein einen halben Großvater! Wie vielerlei Rollen ſpielt das Waſſer bei den Menſchen! Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Menſchen, dem das Waſſer in den Schuh läuft, und einem Menſchen, dem das Waſſer in den Mund läuft; zwiſchen einem Menſchen, der Waſſer in den Augen hat, und einem Menſchen, der Waſſer im Kopfe hat!

Als das Trock'ne ſich aus dem Waſſer losrang, heißt es in der Schöpfungs-Geſchichte, ſo nannte der Himmel das Trock'ne: „Erde"!

Es heißt ferner in der Schöpfungsgeſchichte: „Es verſammeln ſich die Waſſer an einem Orte, damit das Trock'ne ſichtbar werde." Wie iſt es möglich, daß aus einer Verſammlung von Waſſern

das Trock'ne ſichtbar werde? Es müßte denn ſein, man legt ſich eine große Bibliothek an, wo durch eine Verſammlung von Waſſern das Trock'ne erſt recht ſichtbar wird!

Wie manchem Menſchen macht der Himmel alles auf Erden ſo zu Waſſer, daß er in's Waſſer ſpringen muß, um aufs Trock'ne zu kommen? Und würde nicht gerade jenem Menſchen, der ſtets mit der trock'nen Wahrheit umginge, das Waſſer bis an den Hals gehen?

Waſſer im Kopfe zu haben, iſt gar nicht ſo übel; wer Waſſer im Kopfe hat, braucht keine Theaterſtücke aus dem Franzöſiſchen zu überſetzen, denn Waſſer iſt ein Urſtoff, und wer ſelbſt einen Stoff im Kopfe hat, warum wird der überſetzen?

Jeder Menſch beſteht aus vier Elementen, die Überſetzer allein haben fünf Elemente: Feuer, Waſſer, Luft, Erde und den Diktionär, der iſt ihr Element!

Es geht mit den Elementen wie mit dem Schickſal; vor Zeiten hatten alle ein Schickſal, jetzt hat jede Köchin ihr eigenes Privat-Schickſal; früher hatten alle Menſchen dieſelben Elemente, jetzt hat jeder Menſch ſein beſonderes Privat-Element. Jeder ſagt, das iſt mein Element, jeder erfindet ein neues Element und nimmt gar ein Patent darauf, und es giebt nur ein Element, welches Gemeingut iſt: das Dreiſchockſchwerenot-Element!

Der eine ſagt: „Das Geld, das iſt mein Element!“ Auch kein übles Element! Das Geld iſt eine Wiſſenſchaft, bei der es ſich hauptſächlich darum handelt, daß man nur die erſten Elemente recht inne hat und feſthält!

Bei dieſer Wiſſenſchaft handelt es ſich um die erſten Anfangs-Gründe, um die Leſeregeln; wer die einzelnen Kreuzer nicht recht zuſammenbuchſtabiert, wird nie ein großer Geld-Gelehrter werden.

Es giebt eine einzige Weltſprache: das Geld! eine unausſprechlich ſchöne Sprache! — Die Sprache im allgemeinen iſt eine Eigenſchaft des Menſchen, wodurch er ſeinen Geiſt mitteilt, das Geld aber iſt der Geiſt des Menſchen, von deſſen Eigenſchaft er gar nichts mitteilt.

Das Wort „Sack“ iſt faſt in allen Sprachen gleichlautend, und das, weil man das Geld im Sacke hat und Geld in allen Sprachen denſelben Klang hat.

Die Sprache hat einen großen, ſchönen Reim gemacht: Welt — Geld, die ganze Welt reimt ſich auf Geld, das iſt ein alter Natur-Reim der menſchlichen Natur.

Es giebt aber eine große Welt, eine kleine Welt, es giebt großes Geld und kleines Geld, die große Welt reimt ſich nur auf großes Geld, die kleine Welt reimt ſich auch auf kleines Geld.

Warum geſchieht ſo wenig Wohlthätiges in der Welt? Weil die große Welt nie kleines Geld, und die kleine Welt nie großes Geld hat.

Geld und Welt! Wie verſchieden und wie gleichlautend wieder. Wer viel Welt geſehen, von dem ſagt man, er beſitzt viel Welt, er iſt ein Weltmann; wer viel Geld geſehen hat, iſt aber deshalb noch kein Geldmann!

Beim großen Geld giebt man bare Münze für den Schein, bei der großen Welt giebt man Schein für bare Münze. Das kleine Geld kurſiert, und das große Geld iſt im Kaſten und in der Erde begraben; bei der Welt iſt's leider verkehrt, die große Welt kurſiert; die kleine Welt iſt begraben.

Als das Papier-Geld entſtand, entſtand auch ſogleich die Papier-Welt.

Es giebt eine große Papier-Welt, eine Median-Papier-Welt, eine ordinäre Papier-Welt, eine Löſch-Papier-Welt und eine Makulatur-Papier-Welt; am verbreitetſten aber iſt die Papp- und geleimte Papier-Welt, das iſt jene Papier-Welt, die ſich nur dadurch hält, daß ſie da leimt, dort leimt, hier aufpappt und dort zupappt. Das Schlimmſte iſt bei dieſer Papier-Welt nicht das, daß ſie fließt, ſondern daß ſie durchſchlägt; leider iſt bei bloßem Papier, welches durchſchlägt, auf der andern Seite etwas zu ſehen, was aber die Papier-Welt durchſchlägt, davon iſt auf gar keiner Seite mehr was zu ſehen!

Man ſieht alſo, daß Geld ein Element iſt, welches die andern vier Elemente in ſich vereint. Denn die Elemente ſind bloß die Form, unter welcher die Materie erſcheint: da aber Geld jetzt die einzige Form iſt, in welcher man als Materie erſcheinen kann, ſo hat der, welcher ſagt: „Geld, das iſt mein Element," die Materie förmlich erſchöpft!

Der andere ſagt: „Die Liebe, die Frauen ſind mein Element!" Ein angenehmes, aber ein gefährliches Element!

Zum Verlauf einer regelmäßigen Liebe braucht man alle vier Elemente: Luft, Feuer, Waſſer und Erde. —

Bevor ſie uns erhört, möchten wir in die Luft fahren, wenn ſie uns erhört hat, möchten wir durch Feuer und Waſſer für ſie gehen, und wenn ſie uns geheiratet hat, möchten wir uns in die Erde legen.

Wir haben Liebhaber aus drei Elementen: wir haben feurige Liebhaber, luftige Liebhaber, wäſſerige Liebhaber, aber wir haben keine erdigen Liebhaber, weil es auf Erden gar keinen wahren Liebhaber giebt. Bloß auf der Börſe giebt es noch Liebhaber; man kann deshalb als eine große Wahrheit annehmen, alle unſere Liebhaber ſpekulieren entweder auf der Börſe oder auf die Börſe. Die Börſeliebhaber und die Mädchenlieber unterſcheiden ſich in manchen Dingen. Die Börſeliebhaber laſſen erſt zurückgehen und bleiben dann aus, die Mädchenliebhaber bleiben erſt aus und laſſen dann zurückgehen.

Ein Mädchenliebhaber iſt wie ein kurzer Atem, wenn er ein-

mal ausgeblieben iſt, ſo kommt er nicht wieder; ein Börſelieb-haber iſt wie das viertägige Fieber, wenn man auch glaubt, er iſt ausgeblieben, am dritten Tage kommt er wieder, es beutelt ihn ein bischen, damit iſt's aus.

Man ſagt: die Liebe iſt eine Himmelsleiter; es iſt möglich, aber dann iſt die Ehe auch eine Himmelsleiter; auf der einen Leiter ſteigt man zum Himmel hinauf, auf der andern ſteigt man vom Himmel herunter.

Die Liebe iſt eine Himmelsblume; ja wohl, darum iſt ſie eine fremde, exotiſche Blume und wird auf Erden nur durch künſtliche Wärme getrieben.

Die erſte Liebe iſt der einzige Schlüſſel zum weiblichen Herzen, aber es giebt viele Nachſchlüſſel und falſche Schlüſſel dazu. Die Frauenzimmer wiſſen gar nicht, welche große Unvorſichtigkeit ſie begehen, wenn ſie ſagen: das iſt meine erſte Liebe! In der Schöpfungs-Geſchichte heißt es: „Und es ward Abend und es ward Morgen, ein Tag!" und nicht „der erſte Tag", denn wo noch kein Zweites iſt, kann kein Erſtes ſein. Wenn alſo ein Mädchen ſagt: das iſt meine erſte Liebe, ſo muß ſchon im Geiſte eine zweite daneben laufen. Die erſte Liebe iſt wie der erſte Schnee, er bleibt gewöhnlich nicht lange liegen; wenn er auch nicht weg-geſchaufelt wird, ſo geht er von ſelbſt weg. Überhaupt trägt die erſte Liebe im weiblichen Herzen entweder Tanzſchuh oder Schlitt-ſchuh, das heißt, ſie folgt gewöhnlich denen, die ſie zum Tanze oder auf's Eis führen, und nie denen, die ſie nach Haus führen.

Die Liebe iſt der Schlüſſel zum weiblichen Herzen, aber der Geliebte vergißt oft, das Herz hinter ſich zuzuſchließen, und ſo bleibt es dann für jedermann offen.

Die Liebe iſt der Schlüſſel zum weiblichen Herzen, aber ein Schlüſſel paßt eben nur zu der oder jener Thür; die Eitelkeit iſt der Dietrich zum weiblichen Herzen, ſie ſchließt alle Herzen auf.

Ein weibliches Herz iſt darum leicht zu erſchließen, weil es bloß von der Konvenienz, von außen verſchloſſen iſt. Die Männer-herzen aber werden vom Egoismus verſchloſſen. Der Egoismus aber wohnt inwendig, und ſchiebt von innen große eiſerne Riegel vor, und kein Schlüſſel erſchließt das egoiſtiſche Herz der Männer. Die Männer ſchließen ihr Herz nur darum ſo ſorgfältig zu, damit niemand ſehe, daß nichts darinnen iſt.

Das Herz der Männer iſt wie ein guter Keller, in ihrem Frühling und in ihrem Sommer iſt es kalt darin, und in ihrem Herbſt iſt es lau. In einem weiblichen Herzen ſteht in der Mitte ein kleiner Toilettetiſch mit Spiegel, und davor ſitzt zuerſt die Selbſtliebe und ſieht ſich wohlgefällig an. An der Wand ſtehen einige gepolſterte Seſſel, da klopft es an, und herein treten ver-ſchiedene Herzensfreundinnen, die Gefallſucht, die Eitelkeit, die Koketterie, die Flatterhaftigkeit u. ſ. w., und nehmen alle Plätze

eln; endlich kommt die Liebe mit zagendem Schritt, mit geſenktem Auge, mit lieblichem Antlitz, mit klopfendem Herzen, um den Mund ein Lächeln der Wehmut, in den Augen eine Thräne der Sehnſucht, auf der Stirn den Ernſt der Ewigkeit, und auf den Wangen die Viſitkarte der ſüßeſten Empfindung, das Erröten, und die geſchämige Liebe bleibt ſchüchtern an der Thür ſtehen, und Gefallſucht und Koketterie, und Eitelkeit und Flatterhaftigkeit ſpringen von ihren Seſſeln auf und wollen ſie umarmen, und die roſigen Lippen ihr küſſen, allein die Liebe lispelt: „Ich will allein mit dir ſein!“ Da entfliehen Gefallſucht, Koketterie, Eitelkeit und Flatterhaftigkeit vor der Gegenwart der roſigen Liebe, und die Liebe ſpricht zur Selbſtliebe: „Du biſt die Selbſtliebe, ich bin die Liebe ſelbſt. Ziehſt du dein Selbſt der Liebe vor, dann kann Liebe nicht bei dir verweilen!“ Da verläßt die Selbſtſucht im weiblichen Herzen ihr Selbſt, umfaßt die Liebe, und wird mit ihr eins, und füllt ihr ganzes Herz aus!

Im männlichen Herzen hingegen ſteht vor allem ein großer Divan, und darauf wälzt ſich bequem der Egoismus herum, auf den plumpen Lehnſtühlen rings herum liegen mehr als ſitzen: die rohe Begier, der entartete Unglaube an alle weibliche Tugend ꝛc., da kommt die Liebe herein, niemand ſteht von ſeinem Platze auf, um ihn der Liebe anzubieten. Die rohe Begier will ſie täppiſch anfaſſen, die Trunkſucht will ſie berauſchen, die Reitſucht will ſie wie ein Pferd dreſſieren u. ſ. w., da ſchaudert die Liebe zuſammen, ihr Weſen empört ſich, ſie entflieht auf ewig und bringt ihren Schweſtern: Scham, Tugend, Sitte und Grazie die Nachricht, daß in dem Herzen, wo für Liebe nicht Platz iſt, auch für ſie ſchwerlich ſich ein Plätzchen finden laſſe.

Darum iſt die Liebe weiblichen Geſchlechts und das eigentliche Element der Frauen.

Es giebt andere Leute, welche ſagen: „Der Witz iſt mein Element!“ Auch kein übles Element! Das Element Witz hat großes Elementarunglück angerichtet. Mit dem Element Witz iſt's wie mit dem Element Waſſer. Waſſernot iſt ſo gut zu viel Waſſer als zu wenig Waſſer, und Witznot iſt ein Unglück ſowohl durch zu viel Witz, als durch zu wenig Witz. Es giebt ſo viele Gattungen Witze als Waſſer: Brunnen-Witze, ſüße Witze, Fluß-Witze und Mineral-Witze. Es giebt Leute, welche die Witz-Kur machen wie man Waſſer-Kuren macht; ſie nehmen zum Beiſpiel einen lahmen Gichtkranken und gießen ihm ſo viel und ſo lange ihre Witze ein, bis er friſch und raſch aufſpringt und davonläuft!

Der menſchliche Geiſt hat viele Werkzeuge in ſeiner Werkſtatt. Der Verſtand iſt der Bohrer, der bohrt ſeinen Gegenſtand an; die Klugheit iſt der Hammer, der trifft den Nagel auf den Kopf; der Scharfſinn iſt der Propfenzieher, er bringt alles auf gewundenem Wege heraus; die praktiſche Vernunft iſt das Stemmeiſen,

wenn ſie ſich anſtemmt, bringt ſie alles zuwege; der Witz iſt die Zunge, de ſeinen Gegenſtand von verſchiedenen Seite ſo lange beim Schopf faßt, bis er ſelbſt beim Schopf genommen wird.

Der Witz läßt nichts gelten, er fragt den Geiſt und das Herz: was iſt dein? und entreißt es ihnen! Auch darin gleicht das Witz-Element den andern vier Elementen, denn alle vier Elemente fragen mit Hohn und Spott den Menſchen:

„Was iſt dein?“

Dieſer Jahrhunderte alte Turm? Ich Erde ſchüttle mich, und er iſt hin! Was iſt dein? Dieſer große Palaſt? Ich Feuer umarme ihn, und er iſt dahin! Was iſt dein? Dieſer Damm? dieſe kühn gewölbte Brücke? Ich Waſſer küſſe ſie, und ſie ſind dahin! Was iſt dein? Dieſe Schiffe, dieſe Boote, dieſe Flotten? Ich Luft verſchnaube mich, und ſie ſind dahin!

Das iſt die große Elementar-Schule des Lebens, das iſt der große Elementar-Unterricht des Schickſals! Nur aus der Elementar-Schule des Unglücks geht der Menſch über in die hohe Schule der Weisheit! Und nur in dieſen Elementar-Schulen wird der Menſch weich gehämmert zur Dehnbarkeit für die lange Schulbank des Daſeins.

Ja, nur unter den Hammerſtreichen des ſchweren Schickſals erkennt man den Menſchen, ob ſein Weſen aus edlem oder gemeinem Metalle iſt. Je gemeiner dieſes Metall, deſto lauter ächzt er unter dieſen Hammerſchlägen; je edler, je goldhaltiger ſein Weſen, deſto leiſer und ſanfter ſind ſeine kaum hörbaren Seufzer unter den Hammerſchlägen!

Konversations-Lexikon der Ohnmacht.

Wenn die Diebessprache ihre Grammatik, das Kauderwelsch sein Wörterbuch, das Snadahüpfel-Deutsch seinen Adelung hat, warum sollen die „Ohnmacht" und die „Mittelmäßigkeit" nicht auch ihr „Konversations-Lexikon haben? In unserer Kunst, in unserer Geselligkeit, in unserer Konversation ist es ja die „Mittelmäßigkeit", die sich an die Spitze stellt, die „Ohnmacht", die sich als Präsidenten geriert.

Aber die Schriftgelehrten unserer Zeit, die Weisen der Kritik, die Cornaks der Journale hab n ein eigenes Lexikon, sie haben eigene Wortformu'ere, besonders arrogante Ausdrücke, abionders geschnitzte Redensarten, welche ganz sonderbar klingen und lauten, und die dem Uneingeweihten in der Sprache der „Ohnmacht" und „Mittelmäßigkeit" ganz unverständlich und mysteriös vorkommen.

Durch langjährige Übung und Bekanntschaft mit den deutschen Journalen und Kritikern, diesen Advokaten der „Mittelmäßigkeit" und der „Ohnmacht", ist es mir gelungen, einige der gangbarsten „Worte und Ausdrücke" aus den Sprach- und Schreibfeldern der Mittelmäßigkeit zu sammeln und dem Leser mitzuteilen. Für angehende Rezensenten, d. h. für dumme Jungen, die nichts gelernt haben, die aus der Schule gejagt, von der Pudel entlassen oder von dem Handwerke ausgestoßen worden sind, dürfte ein solches „Konversations-Lexikon" vom größten Nutzen sein, da dadurch ihnen das Metier bedeutend erleichtert wird.

Wir werden diese „Ausdrücke" und „Sprachformeln" mehr nach der allgemeinen Begriffsbestimmung, Brauch- und Verwendbarkeit als nach ihrem Wortbau und sprachlehriger Eigenschaft mitteilen, denn wir wissen ja, daß man „25 Jahre rezensieren" kann, ohne von der „Sprachlehre" eine Idee zu haben, und daß man ein Vierteljahrhundert lang in Journalen salbadern und abgeschmacktes, elendes Zeug als Referat-Melange aussieden kann, ohne den Dativ vom Akkusativ unterscheiden zu können. Bloß für dumme Rezensenten, die gerne mit d'rein reden, die aber aus angebornem Talente nichts verstehen oder die aus Berufsgeschäften nicht Zeit haben, ihre Dummheit auszubilden, die also bloß

aus glücklicher Naturdummheit Kritiker und Journaliſt geworden ſind, für ſie mögen hier einige der am meiſten anwendbaren Nenn-Formen und Satz-Bildungen der Ohnmacht und Mittelmäßigkeit angeführt werden, die für ſie zu Nutzen und Erleichterung dienen können.

„Achtbares Talent, höchſt achtbares Talent".

Dieſes Ausdruckes bedient man ſich, wenn man ſelbſt nicht weiß, wie man ſeine eigene Armut des Ausdruckes oder die Armut des Ausdruckes der Perſon, von der man ſpricht, ausdrücken ſoll. Ein „achtbares Talent" war vor zwanzig, dreißig Jahren ein Ehrentitel, es war eine Seltenheit, jetzt heißt der Ausdruck: „Ein achtbares Talent" gerade ſo viel als: „Ein Alltagsmenſch, ein ganz talentloſer Kerl". „Achtbares Talent" iſt der wohlfeilſte Ausdruck, man bekömmt ihn um eine Mundſemmel a prix fix; ja, ich habe auch ſchon bei ganz elenden Individuen den Ausdruck „höchſtachtbares Talent" mit Glück anwenden ſehen.

„Allumfaſſendes Talent"

nennt man ein Talent, welches in gar kein Fach paßt, folglich für alle Fächer ein gleich umfaſſendes, ergo all-umfaſſendes Talent beſitzt Man bedient ſich dieſes Ausdruckes auch der Kürze halber, wenn man ſagen will: Dieſer oder dieſe haben in dieſer Rolle oder in dieſer Schrift ſo überall hin- und hergetappt, haben bald dies, bald jenes erfaßt und angefaßt, ohne eigentlich von einem eine rechte Idee zu haben, da er oder ſie, wie es ſcheint, nirgends heimiſch iſt und zu nichts einen entſchiedenen Beruf hat, ſondern überall in allen Fächern fremd und bodenlos ſcheint u. ſ. w. — Da dieſes all' zu lang iſt, ſo bezeichnet man es viel kürzer und bequemer: „Ein allumfaſſendes Talent".

„Blühende Diktion"

wird gewöhnlich von einem Drama geſchrieben und geſagt, welches keine Handlung hat, keine Situationen bringt und keine Charaktere malt. „Blühende Diktion" iſt die rote Wange der dramatiſchen Schwindſucht. „Blühende Diktion" iſt die Ausrede ſich entſchuldigen laſſender dramatiſcher Wirkſamkeit; blühende Diktion iſt der Paſſierſchein der durchgegangenen Stoffhaltigkeit, das Stück hat eine „blühende Diktion", ſagt die Dame in der Loge, und braucht ſonſt nichts zu ſagen; der Autor beſitzt eine „blühende Diktion", ſagt der Rezenſent, und braucht ſonſt nichts zu ſagen; da weiß man ſchon, das „Stück" iſt durchgefallen, die „Diktion" hat ſich für ihre Perſon aber gerettet und auf den Brettern im Niveau des Souffleurlochs erhalten.

„Begabter Darſteller"

ſagt der Rezenſent, wenn er vom „Darſteller" begabt worden iſt; er trägt die Begabung von ſich dankbar wieder auf den Darſteller zurück. Da alles, was der Menſch beſitzt: Hand, Fuß, Naſe, Sprachwerkzeuge u. ſ. w. eine Gabe des Himmels iſt, und jeder

Schauspieler in gewisser Beziehung auch ein Mensch ist, so ist gewissermaßen jeder Schauspieler ein „begabter Darsteller"; da aber nicht jeder „begabter Darsteller" aus jedem Rezensenten einen „begabten Rezensenten" macht, so gehört zum „begabten Darsteller" allerdings auch eine eigene Begabung: die Begabung der eine zweite Person begabenden Begabung.

„Brauchbares Mitglied".

Wenn man etwas bares braucht, und es beim Mitglied findet, dann ist dieses Mitglied ein „brauchbares Mitgleid".

„Koloratur-Nachtigall".

Eine der ältesten Schablonen der sogenannten Konzert-Markore, wenn sie einmal eine geistreiche Abwechslung an Ausdruck bieten wollen. Wenn ein solcher Veteran-Konzert-Markor sich jahrelang in den geistreichen Ausdrücken bewegt hat: „Ihr Vortrag ließ nichts zu wünschen übrig" oder: „Was sollen wir noch von ihrem Vortrag wünschen?" Dann, dann, wenn dieser große Konzert-Herodes einmal ebenso geistreich als graziös, ebenso neu als pikant sein will, wenn er einmal das Nestroy'sche „Verfluchte-Kerl-Gefühl" loben will, schreibt er den Ausdruck nieder:

„Koloratur-Nachtigall",

giebt sich selbst beim Niederschreiben einen Kuß, fragt dann am andern Tage die Freunde beim Schwarzen: „Haben Sie gelesen: „Koloratur-Nachtigall"? Nicht wahr, gut? Sehr gut! Ja, ich hab' selbst so lachen müssen, wie ichs niedergeschrieben hab'!"

„Charakteristische Komposition".

Diese Phrase ist eines der beliebtesten Schnupftücher, in welche sich die Unwissenheit der musikalischen Referenten hineinräuspert. Der Ausdruck: Das ist eine „charakteristische Komposition" ist unantastbar; hinter dieser Allgemeinheit steckt die Urteilslosigkeit sicher, man kann ihr nichts anhaben. In dieser Beziehung sind die musikalischen Referenten glücklich! Die können fünfundzwanzig Jahre lang dieselbe abgeschmackte, lederne, stehende Patronen-Schmiererei bringen! Ich habe einen Konzert-Referenten gekannt, der so lächerlich dumm war, über mehrere zu gleicher Stunde stattgefundene Konzerte selbst zu referieren! Er schickte nämlich einige Handlanger in die anderen Konzerte, „die brachten ihm den Mörtel, er goß ihn in seine Schablone, in seine hölzerne Ziegelform, und schrieb seinen Namen d'runter. Zu solcher albernen und widersinnigen Höhe der Kunst hat's doch ein anderer, als ein Konzert-Referent noch nicht gebracht, das ist auch eine „charakteristische Komposition".

„Dramatischer Gesang".

Wenn einer Nachtigall, oder einer Lerche, oder einer Dohle die Stimme ausgegangen ist wenn sie keinen Ton mehr im Halse hat, aber doch genug „Metall" für die den Rezensenten vorzusingende

Kavatine: „Gelt, ich hab' Talent?" dann lieſ't man die Phraſe: Das iſt eine Künſtlerin mit „dr matiſchem Geſang"!

„Durchdrungenheit".

Wenn der Darſteller bei der Deklamation ſo agiert, daß das Haar auf ſeinem Kopfe ſich ſträubt und die Zehen des Fußes mitzittern, dann iſt er gewiß von ſeiner Rolle ganz erfüllt, und das nennt man: Durchdrungenheit.

„Geſinnung".

Wenn ein Autor weder Stil noch Geiſt hat, weder Form, noch Gedanken, weder Witz, noch Gründlichkeit, und man ihn doch als einen großen Mann auf den Schild heben will, ſo hat er:

„Geſinnung".

Dieſe „Geſinnung" wurde zuerſt auf der Leipziger Meſſe ausgeboten, ging als warmhaltender Renommé-Flanell in den Norden über, ſcheint aber nicht mehr lang gang und gebe zu bleiben.

„Innerlichkeit".

Wo einer Darſtellerin alle und jede Äußerlichkeit fehlt, wenn ſie in der Kunſt keinen großartigen Geiſt entwickelt, im geſelligen Leben roh, grob und ungeſchlacht iſt, und weder Herz, noch Gefühl für Armut und Wohlthätigkeit hat, dann hat dieſes Individuum:

„Innerlichkeit",

und da „ins Innere der Natur" kein menſchlicher Geiſt dringt, ſo iſt dieſe „Innerlichkeit" ein ſammtener Überwurf über die lotengrobe „Äußerlichkeit" des Individuums.

„Ruhiger Rezenſent".

Ein Schaf, das bis ins hohe Alter ein Lamm bleibt. Ein „ruhiger Rezenſent" wird derjenige genannt, der all ſein Lebtag noch nicht Anlaß gegeben hat, daß man ihn für geiſtreich, oder ſein Urteil für gründlich, oder ſeinen Stil für bemerkenswert gehalten hätte. Ein „ruhiger Rezenſent" iſt ein Rezenſent, der fünfundzwanzig Jahre lang eine und dieſelbe Miſère mit dem Aufwande von zwanzig, dreißig ſtehenden, friedlichen, engzugeſchnittenen Kamiſol-Redensarten beſpricht, und noch nie Veranlaſſung gegeben hat, daß Mozart und Gluck ihm widerſprochen hätten. Ein „ruhiger Rezenſent" iſt ein Löwe in Geſtalt eines Müller-Pegaſus, ein Herkules mit einer Fliegenklatſche, ein Geſchichtſchreiber mit einer Piquet-Kreide, ein grundfriedlicher Menſch, der ſich ſeine Rezenſionen mager ausſtaffiert, und ſie aſchfarb anrötelt. Vivo!

„Tendenz"

iſt die Eſſigflaſche, die man dem ohnmachtgewordenen Talente unter die Naſe hält! Tendenz iſt die „Krücke" für lahmgewordene Bühnendichter. „Tendenz" iſt die „geſchwollene Bauchwaſſerſucht", die ſich für einen „intereſſanten Zuſtand" ausgeben will.

„Wacker!"

„Wacker! Wacker! Das iſt ein wackerer Künſtler! Eine wackere Künſtlerin! Ein wackerer Schriftſteller! Ein wackerer Kritiker!" Das ſind ſchon die Haderlumpen der Kritik! Den Fetzen „Wacker" wirft man jeder armſeligen Erſcheinung um die Blöße, für die man in der Geſchwindigkeit kein barmherziges Kleidungsſtück findet. Im Artikel „Wacker" wird wacker gearbeitet!

„Ziemlich".

Die kleinſte Scheidemünze des Ungeſchickes im Ausdrucke, auf welche der arme Leſer gar nichts mehr herausgeben kann!

„N. N. hat ziemlich gut geſpielt!"

Elender Notpfennig der ſchreienden Armut!

„Zur Zufriedenheit".

Heißt gewöhnlich „zur Zufriedenheit des Spielers", wodurch der Darſteller den Spieler zufrieden ſtellte, bleibt in bianco!

Pantoffel-Rede eines Schriftstellers und Satiriliers am Tage seiner Verheiratung.

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!"

Verehrteste Freunde, Gäste, Zuhörer und Volk!

Nach einer langen, vieljährigen wilden Ehe mit den neun Vergjungfrauen: Musen genannt, trete ich heute in das Zeichen des Krebses, das heißt vor den Altar, wo Amor ein Krebs wird und zurückgeht. Aus dem gereimtesten Leben gehe ich in das ungereimteste über; nach langjährigem Schreiben komm' ich erst recht in die Tinte, und aus der poetischen Freiheit gerate ich in prosaische Gefangenschaft. Mein Leben war eine Satire, und die Satire war mein Leben, und nun Adieu Leben und Satire, ich mache nun mein Schluß-Epigramm! Ich werde von nun an keine beißenden Dinge mehr schreiben, denn ich werde von nun an alles verbeißen müssen, bis ich ins Gras beiße! Weder den Kothurn noch den Soccus werde ich mehr beachten; denn ich werde bloß mit dem Pantoffel zu thun haben!

Welche Betrachtungen, meine verehrten Zuhörer, knüpfen sich an dieses kleine, aber gewichtige Instrument Pantoffel! Der Pantoffel ist der Rubikon aller männlichen Herrschaft. Alexanders großer Reitstiefel, Attilas Geißel, Berlichingens eiserne Hand und Napoleons Degen sind geringe Strohhalme gegen den Pantoffel. Der Ewige ist allmächtig, weil er nicht unter dem Pantoffel steht!

Betrachten wir, meine geliebten Freunde, dieses einfache aber bedeutsame, dieses unscheinende aber inhaltreiche Wesen näher.

„Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es giebt sich selber Licht und Glanz,
Ein and'res ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz;
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein!"

Anſpruchslos pflegt dieſes Geſchöpf unter dem Bette zu ruhen, der friedliche Stubenwanderer zieht daran vorüber, ohne es zu beachten; kein Unheil ahnend, ſieht es der ſorgloſe Gatte daſtehen, ſanft wie ein Lamm ſteht es da, und ſtill wie eine züchtige Hausfrau. Da ſtürzt plötzlich er hervor:

„Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm!“

Es iſt kein Pantoffel mehr, es iſt zürnender Gletſcher, ein donnernder Feind!

Betrachten wir ferner den Stoff dieſes verhängnisvollen Weſens: Es iſt Leder und Seide; doch wenn er vom Leder zieht, ſo wirſt du, freundlicher Leſer, keine Seide ſpinnen.

„Wehe, wenn er losgelaſſen!“

Bei dieſem Pantoffel laßt ſich ſo darüber nachdenken, wie das menſchliche Glück auf flüchtigen Sohlen entſchwebt, und wie das häusliche Regiment beginnt:

„Leiſ' auf den Zehen kommt's geſchlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht!“

Wenn der Mann ſeiner Frau den Handſchuh hinwirft, hebt ſie den Pantoffel auf, und der wütende Ajax wird auf einmal zahm wie eine Amme im griechiſchen Trauerſpiel!

Warum aber, meine verehrten Freunde, übt gerade der Pantoffel jene abſolute Gewalt über uns arme Männer aus? Dieſes ſüße Geheimnis der ſchaffenden Natur enthüllt kein ſchaffender Geiſt! Wahrſcheinlich kommt das daher, weil der Pantoffel dasjenige Ding iſt, wodurch die Frau an jedem Morgen zuerſt feſten Fuß im Hauſe faßt, und in dem ſie zu allererſt auftritt; der ausgezogene Pantoffel iſt vielleicht ein ſtillſchweigendes Zeichen, daß ihr der Mann auch nicht immer auf den Ferſen ſein ſoll. Eine doppelte Wehmut aber, meine Verehrten, bemächtigt ſich nun eines Schriftſtellers oder Satirikers beim Anblicke ſeines zukünftigen Pantoffels! Ich wünſchte, daß meine Schriften einen ſolchen bedeutenden Abſatz hätten, als dieſer mein Pantoffel. Das iſt aber kein Wunder, denn es ſtecken ſchönere Füße in dieſem Pantoffel, als in meinen Gedichten, obwohl meine Gedichte noch lederner ſind, als dieſer Pantoffel. Für einen witzigen, ſatiriſchen, humoriſtiſchen Schriftſteller kann es aber kein größeres Glück geben, als unter den Pantoffel zu kommen; erſtens hat die Frau ſo viel Gewalt über den Mann, daß ſie ihn nicht ausgehen läßt, ſo iſts ein Glück, wenn ſie über ſeinen Witz dieſelbe Gewalt hat, und ihn auch nicht ausgehen läßt. Zweitens beſteht bekanntlich die ſchönſte Funktion des Witzes in dem Vergleich der widerſprechendſten Gegenſtände, wie kann ſich alſo ein witziger Schriftſteller darin beſſer üben, als wenn er ſich ſtets mit ſeiner Frau zu vergleichen

ſucht? Der Witz iſt ferner eine Eigenſchaft, die Ähnlichkeit an zwei verſchiedenen Gegenſtänden aufzufinden; das kann ein Ehemann unter dem Pantoffel am beſten; der Mann und die Frau ſind doch gewiß zwei ganz verſchiedene Gegenſtände, und doch findet er da die Ähnlichkeit, daß die Frau ebenfalls der Mann iſt! Witz erfordert eine lebendige Einbildungskraft; wer unter dem Pantoffel ſteht, kann es ſich recht lebendig vorſtellen, welche Kraft es hat, wenn ſich die Frau was einbildet!

Jean Paul ſagt: „Witz iſt ein angeſchauter Verſtand!“ Um eine Sache recht gut anſchauen zu können, muß dieſe Sache ſtill ſtehen; welche Gelegenheit für den Witz, ihn anzuſchauen!

Auch für die Satire iſt das Pantoffel-Regiment höchſt nützlich, denn der Satiriker muß eine genaue Kenntnis aller Schwächen und Fehler, die er geißelt, beſitzen; indem er heiratet, verſchafft er ſich die intimſte Kenntnis derſelben! Für den Humoriſten aber kann es nichts Erwünſchteres geben, als unter dem Pantoffel zu ſtehen. Der Humoriſt ſoll zwiſchen dem Wehmütigen und Lächerlichen mitten inne ſchweben; wer aber ſchwebt mehr zwiſchen dem Wehmütigen und Lächerlichen, als ein Pantoffelmann? Ein Pantoffelmann iſt ein wahrer Humoriſt wider Willen! Der wahre Humoriſt ſieht die Natur als eine Miſchung guter und ſchlimmer Eigenſchaften, dem Pantoffelmann iſt der Pantoffel zur Natur geworden, und in dieſer Natur ſieht er die Miſchung des Schlimmen mit dem Guten, denn es iſt für ihn gut und ein Glück, daß der Pantoffel keine Sporen hat wie ein Stiefel! Der Humoriſt ſieht nichts als ſein parodiertes Ich, der Pantoffelmann ebenſo; ſeine Frau iſt ſein parodiertes Mann-Ich! Jean Paul erklärt den Humor für das umgekehrt Erhabene, das iſt der Pantoffel, der Abſatz iſt das Erhabene, der wird umgekehrt, und der Mann, der unter dem Pantoffel ſteht, ſteht unter der direkten Herrſchaft des Humors! Ich, meine verehrten Freunde, ich betrachte meinen zukünftigen Pantoffel als das Werkzeug der höchſten Vollendung meines witzigen, ſatiriſchen und humoriſtiſchen Talents. Die Leſer werden erſt dann mich lieben, wenn ich ſelbſt ganz verleſen ſein werde, und die holden Leſerinnen werden dann erſt recht von mir ſagen: „Das iſt mein Mann!“ wenn meine Frau anfangen wird, mein Mann zu ſein, von nun an in Ewigkeit, Amen!

Das Rätsel und die Lösung.

Ein Bruchstück aus meinem Reisebüchlein.

(In einem Gesellschaftsspiele improvisiert.)

„Teuerste Amalie!“ rief ich schmelzend aus und drückte dem Kellner im „Kronprinzen von Preußen“ zu Halle zärtlich die Hand. „Teuerste Amalie!“ seufzte ich noch einmal und drückte seine Hand immer fester; da brach ein schallendes Gelächter aus; ich kam zu mir. Ich stand in Reisekleidern in der Gaststube, lustige Studenten saßen am Tische, der Kellner brachte mir die Rechnung, ich aber dachte an das Wiedersehen Amaliens, und anstatt dem Kellner acht Thaler und sechzehn Groschen zu bezahlen, glaube ich Amalien zu sehen und rufe aus: „Teure Amalie!“ Der Kellner, dem meine teure Amalie wahrscheinlich für acht Thaler und sechzehn Groschen zu teuer war, lachte, die Studenten lachten, ich kam zu mir, bezahlte — hier lachte ich nicht — und stieg in den Eilwagen. Bevor ich in den Eilwagen steige, mache ich immer mein Testament; denn man kann auf einem Eilwagen an verschiedenen chronischen Eilwagen-Übeln sterben, als da sind: Weinreisende, Anekdotenerzähler, Schnarcher, alte Weiber mit Husten, junge Laffen mit Zoten, Dickbäuche mit Schweißgeruch, Ewigsprecher u. s. w.

Um auf einem Eilwagen sich wohl zu befinden, muß man entweder ein Satiriker, ein dummer Kerl, oder ein Verliebter sein. Da ich Gottlob! seitdem ich denken kann, immer wenigstens zwei dieser Eigenschaften besaß, so befinde ich mich so ziemlich wohl. Manchmal bin ich dumm und verliebt, ein andermal dumm und satirisch, und das dritte mal satirisch und verliebt. Mit dem Verliebtsein ist es ganz eigen. Die gescheiten Menschen werden dumm, wenn sie verliebt sind. Aber auch nur die ganz dummen oder die ganz gescheiten Menschen sind im stande, sich zu verlieben. Die Menschen alle zwischen grundgescheut und stockdumm, mit ihrem alltäglichen nußbraunen Hausmannsverstand, die trocknen Brot- und Semmel-Wissenschaften, die verlieben sich nicht, auch die Haus-, Grund- und Goldbesitzer nicht; bloß die freien Künste sind im stande, sich zu verlieben, als da sind: Maler, Musiker,

Dichter, Schauspieler, Ladendiener, Müßiggänger, mediatisierte Redakteurs, und sonst noch alle, die kein Geld haben.

Bei dem weiblichen Geschlechte ist es umgekehrt. Da empfinden bloß die Brot- und Semmelgelehrten heftig: das sind die Klassiker der Liebe; die Romantiker hingegen, die Künstlerinnen, die ganz reichen und die ganz armen Mädchen, und dann die positiven Witwen, die verlieben sich nie. Wenn daher ein Freund zu mir kommt und mir sagt: „Ach, ich bin verliebt!“ so frage ich ihn sogleich: „Ists eine klassische, so bist du auf jeden Fall glücklich, entweder sie erblickt oder erhört dich auf einmal, oder sie sagt: „Scheren Sie sich zum Teufel!“ und du bist noch glücklicher. In einem solchen „Scheren Sie sich zum Teufel“ ist Klarheit, klassische Kürze und Bündigkeit; du weißt wenigstens, woran du bist, oder vielmehr, woran du nicht bist! Ist es aber eine „romantische“, eine sogenannte spekulative, so weiß ich dir keinen liebevolleren Rat zu erteilen, als dich tot zu schießen. Denn, entweder du seufzest ein Jahr, wirst nicht erhört und schießest dich dann tot, und in diesem Falle ists doch besser, du schießest dich gleich tot, so ersparst du ein Jahr lang viel Geld auszugeben, und was man thun will, muß man sogleich thun. Oder aber du seufzest ein Jahr lang und sie erhört dich, dann bist du zwar nicht erschossen, aber lebendig begraben. Denn eine solche Spekulative liebt dich nicht mit ihrem Herzen, o nein, sie liebt dich mit ihrem Vater, mit ihrer Mutter, mit ihrem Onkel, mit ihrer Tante, mit ihrem Großonkel, mit ihrem Urgroßonkel mütterlicherseits u. s. w. Alle diese müssen dich erst lieben, das heißt dich, dein Geld, deine Umstände und deine Verhältnisse. Der Vater, die Mutter, die Base, die Tante u. s. w. müssen noch dich und dein Geld und deine Verhältnisse und deine Umstände mit allen andern zu hoffenden Liebhabern, mit ihrem Geld, und ihren Verhältnissen, und ihren Umständen vergleichen und prüfen und wägen, und wenn du, das heißt, dein Geld, deine Verhältnisse und deine Umstände als besser befunden werden, so sagt Vater, Mutter, Tante, Base und die ganze ellenlange Sippschaft zu deiner Angebeteten: „Weißt du was, du kannst ihn unterwegen schon lieben!“ Darauf fällt dir ihr Herz wie eine aufgeplatzte Eichel in die Arme, und sie ruft: „O wie lieb' ich Sie!“ — Siehst du, mein Freund! so lieben die Romantischen!“ — Jedoch ich komme von meinem Wege und von meinem Eilwagen ganz ab.

Wie gesagt, da ich das ganze Jahr hindurch stets verliebt bin, — mit Ausnahme des 24. December, an welchem Tage ich aus Liebe bald geheiratet hätte, und deshalb diesen Tag für einen unglückseligen für die Liebe halte, so betrat ich ziemlich getrost meinen Eilwagen, in welchem ich folgende Gesellschaft fand, die den redlichen Finder nur zum Teil belohnte. „Nummer fünf!“ schrie der Kondukteur und schob mich wie eine eingelegte Arie zwischen zwei

Weſen in den Fond des Wagens hinein. Wie ich denn immer mein Geſpräch mit einem ſchlagenden Witz beginne, ſo ſagte ich auch hier zu leich, als ich einſtieg: „Guten Tag!“ und ſchwieg. Ich wollte mich erſt mit meinen Blicken einwohnen und die Mitbewohner meiner Geduldsarche phyſiognomiſch ſtudieren. Rechts neben mir ſaß ein Mann mit einem von jenen Geſichtern, welches begreifen läßt, daß, — wenn es in der Schöpfungsgeſchichte heißt: „Und er bließ in ſeine Naſe lebendigen Geiſt“, dieſer Mann weder Geiſt, ja kaum Odem haben könnte; denn er hatte eine Naſe, ſo ſchmal und dünn wie die Butter auf einer Berliner Butterſtolle, und dieſe Naſe machte die Grenze der zwei vollen, mit einem Archipelagus von Warzeninſeln überſäten Wangen ſo unbeſtimmt und ſchwankend aus, als ob ſie erſt von einer Konferenz mehrerer Dorfgemeinden dazu beſtimmt werden ſollte. Über den zwei grauen ſtechenden Augen ſtanden die buſchigen Augenbrauen wie zwei großmächtige Parapluies, und unter dem ſchmalen Dinge, welches ſagen ſollte: „Auch ich bin eine Naſe.“ lief querüber ein Mund, ähnlich jenen Erdriſſen, die durch heftige Erdbeben zu entſtehen pflegen. Die übrige Geſtalt des Mannes war ganz kurz, eine wahre ſpartiſche Epiſtel, Kopf und Ende nahe beiſammen, ſo daß er als Karpfen ein ausgezeichneter Karpfen geweſen wäre, als Menſch aber ſelbſt für ein Handbillet der Schöpfung zu gedrängt war. — Noch hatte dieſes Weſen nicht geſprochen, und ich wußte alſo nicht, ob es ein ſatiriſches oder ein griechiſch-naives Epigramm der ſchaffenden Natur war. Allein, wie ward mir zu Mute, als dieſer Taſchenmenſch zu reden anfing, ſeinen Kopf hinausbeugte und das Mädchen am meiner linken Seite fragte: „Nun Putchen, wie iſt dich?“ Nun weiß ich nicht, was ich dem Leſer zuerſt ſchildern ſoll, das Mädchen oder die Stimme eines menſchlichen Karpfens, oder was eigentlich „Putchen“ bedeuten ſoll. Putchen iſt das Diminutiv von Pute, Pute iſt das Femininum von Puter, Puter ein „kolleriſcher Puter“, das weiß Jedermann, der Voßen's „Louiſe“ geleſen hat, iſt ein indianiſches Huhn. Für Jemand aber, der Voßen's „Louiſe“ nicht geleſen hat, giebt es keine Schriftſteller und keine indianiſchen Hühner. Wenn aber ein Berliner, das heißt ein Mann aus der Stadt, in welcher Geiſt und Sand in allen Straßen ebenſo vollauf als trocken zu finden iſt, wenn ein ſolcher Mann zu einem weiblichen Weſen ſagt: „Putchen“, ſo iſt das ſoviel, als wenn ein anderer unſandiger Deutſcher ſagt: „mein Engel!“ oder ein Franzoſe: „ma'mie!“ oder ein Italiener: „cara anima!“ oder ein Engländer: „my sweet heart!“ u. ſ. w. Wenn der Berliner ſagt „Putchen“, ſo fällt gleich darauf ſeine Liebkoſungsfähigkeit in Ohnmacht, denn ſie hat ſich erſchöpft; und ein Berliner, der zu einem Frauenzimmer ſagt: „Putchen!“ das kann nur ihr Vater, ihr Liebhaber, oder ihr Theaterdirektor ſein. Die Stimme aber, die jetzt an meiner Seite

dieſes „Putchen“ an meine linke Seite ſpedierte, konnte keine andere als die eines Vaters ſein. Dieſe Stimme an und für ſich ſelbſt, wenn ſie ohne den, der ſie ausſtieß, durch die Welt gezogen wäre, hätte unſern Naturforſchern viel zu ſchaffen gemacht: ob ſie eine begeiſterte Froſchſtimme, oder eine in Ruheſtand verſetzte Dreſch-Walzen-Stimme, oder eine bedeutende Kollekte von mitleidigen Raben-Stimmen iſt. Das Mädchen aber, lieber Leſer, das Mädchen! Sieh, lieber Leſer, ich könnte dir jetzt die Beſchreibung und den Mund wäſſrig machen, ich könnte deine Phantaſie ſo aufſtacheln, daß ihr die Haare, Federn oder Borſten zu Berge ſtänden — denn ich weiß eigentlich nicht, welch' eine Gattung Tier deine Phantaſie iſt — aber nein, ich will es barmherzig machen. Es war ein Mädchen, zu dem ich auf den erſten Anblick getroſt hätte ſagen können: „Liebe mich, heirate mich, und verzichte auf das Glück deines Lebens!“ — Ein Geſicht mit einer Milde und Seelenhaftigkeit, wie ſie nur in der altdeutſchen Lebens- und Malerſchule zu finden waren. Wenn man jene Bilder und die unſerer Maler anſchaut, ſo weiß man nicht, iſt die Gemütswelt, oder die Gemütskunſt, oder wohl beides verloren gegangen! Aus jenen weiblichen Köpfen ſpricht die Seele, die ganze hohe Kindlichkeit des Stillebens der Unſchuld, die ſüße Einfalt des Herzens uns an; wir ſtehen gerührt vor dieſen wunderſamen Geſtalten! Aber unſere jetzigen Maler malen keine Herzen, ſie malen Geſichter, ſie verſchönern ſie, das heißt, ſie verweltlichen ſie, ſie idealiſieren ſie für die Erde, nicht für den Himmel. Das Geſicht ſpricht, ja wohl, es ſpricht! es ſpricht franzöſiſch, engliſch, italieniſch, aber es ſpricht nicht zum Herzen, es iſt nicht die Seele, die ſpricht. — Hier aber ſaß ich neben einem Weſen, das ſchön und fromm und altdeutſch ausſah! Die hellen Locken fielen in reicher Fülle auf die edel geformte Schulter herab. In ihren tiefblauen Augen lag ihr Lebenshimmel und der einer Herzensunſchuld. Die vom zarteſten Jugendrot angehauchten Wangen hatten gewiß noch nie das Erröten der Schuld beherbergt; der kleine geſchloſſene Mund, vom edelſten Karmin gefärbt, öffnete ſich nur lächelnd, um zwei Kinngrübchen zu entwickeln, in denen die Grazien ihr Hauptquartier hatten. Sie umſchloß ein züchtiges Gewand, das oben unterm Kinn zuſammengebunden war. Noch hatte ſie nicht geſprochen, wie begierig war ich daher, ihre Antwort auf das: „Nun, Putchen, wie iſt dich?“ zu hören.

„Mir iſt wohl, lieber Vater!“ antwortete das Mädchen mit einer weichen, melodiſchen Stimme, und in demſelben Augenblicke ſtieß ſie auch plötzlich ein ſchmerzliches „Ach!“ aus. Ihr gegenüber ſaß ein großer, vierſchrötiger Kerl, der ſeine Beine von ſich ſtreckte, und ihr wahrſcheinlich ganz unſanft auf den Fuß trat. Der Kerl, von dem ich nachher erfuhr, daß er ein Artiſchocken-Händler war, entſchuldigte ſich gar nicht, ſondern ſagte mit einem Grinſen, wel-

ches er für Lachen hielt: „Im Wagen müsse man gar keine Füße haben!“ Ein Student in einem grünen Flausrock, der neben ihm saß, belachte diesen Einfall, und so war die Introduktion dieser Wagen-Unterhaltung im Gange. Der Berliner Student, der mit der Gesellschaft schon länger im Wagen beisammen war, schien das holde Mädchen besonders in Protektion genommen zu haben und etwas empfindlich darüber zu sein, daß ich an ihrer Seite saß. Er sprach unaufhörlich, und zwar immer von seinen Studien, von Künsten und Wissenschaften, zitierte alle Augenblicke den „Goethe“ und den „Schiller“, und sagte immer inzwischen zu dem Mädchen: „Uf Ehre! das müssen Sie lesen!“ Da ich zu allen seinen Ausrufungen, Citationen und Bemerkungen ein höchst einfältiges und nichtssagendes Gesicht machte, so hielt er mich für ein recht frommes Schaf und machte im Stillen ein Plänchen, mich zum Besten zu haben und das Mädchen auf meine Kosten zu belustigen. „Jott verdamme mir!“ rief er aus, „was sagen Sie zu dieser herrlichen Gegend?“ Wir fuhren eben durch ein wahres Sandmeer. — „Glauben Sie nicht, daß ein Claude Lorrain sie verewigen sollte?“ Dabei lachte er ironisch mich an. „O, erwiderte ich mit einer so leeren Miene, als nur immer möglich, „diese Gegend sollte man von einem andern Pinsel verewigen lassen!“ Der Student sah mich groß an, aber ich sah so unsatirisch aus, daß er sich selbst nicht gestehen konnte, daß ich in Beziehung sprach. Das Mädchen aber mit ihrer Silberstimme fing an, über Claude Lorrain zu sprechen; über seine Eigentümlichkeit, über die Färbung seiner Bilder, über die Vortrefflichkeit seiner Perspektive u. s. w. Sie nannte sein Bild der Villa Madama, welches Papst Clemens XI. mit Gold bedeckte, sein bestes, und erzählte dabei, daß der Herzog von Devonshire eine Sammlung von zweihundert Handzeichnungen von ihm besitze — Ich war nicht wenig über die gründliche Kenntnis dieser Unbekannten erstaunt, und der Student rief aus: „Jott verdamme mir, Sie wissen das ja alles besser, als mancher Professor!“ Das Mädchen schwieg, der Student fuhr fort: „Jott verdamme mir! Raphael war doch der erste Maler der Welt! Nicht wahr, mein Herr?“ wandte er sich spöttisch gegen mich, „besonders seine Tierstücke!“ — „Ja, erwiderte ich, „ich habe eben eins vor Augen! Ich werde stets mit Vergnügen daran denken!“ Der Student wurde etwas stutzig, denn ich sah so unschuldig dumm dabei aus; er wendete sich nun an das Mädchen: „Nicht wahr, Raphael, das ist der erste —“ — Raphael?“ fragte das Mädchen, „den kenne ich nicht, den habe ich nie nennen hören!“ — Er sah das Mädchen groß an: „Jott verdamme mir, den Raphael kennen Sie nicht, nur den Lorrain so genau? Lorrain verhält sich zu Raphael, wie Gellert zu Goethe! — Sie kennen doch den großen Maler Gellert auch?“ so fragte er mich wieder ganz schnippisch.

— „Ich kenne nur ein Bild von ihm," war meine Antwort, „aber ganz nach der Natur, und das ist: der grüne Esel." Der Student fing an seine Fühlhörner ein wenig zurückzuziehen. Das Mädchen aber wurde ganz gesprächig. Gellert, meinte sie, habe die Ahnung der Religiosität im Herzen des Volkes erweckt; es fehle ihm zwar die Tiefe, aber die Innigkeit, besonders seiner geistlichen Gedichte, sei sehr wahr und rührend. „Für den Roman," fuhr sie fort, „hat er kein Talent, das beweist seine schwedische Gräfin", aber in seinen Fabeln paart sich treuherzige Schalkhaftigkeit und populärer Witz." Der Student und ich sperrten das Maul weit auf und bewunderten die kleine Gelehrte. — „Was Goethe betrifft", sprach die Holde im Zuge immer fort, „Goethe vereinigt den höchsten Cynismus mit der höchsten Poesie. Er hatte eine Kraftperiode, eine elegante Periode und eine ideale Periode: „Faust", „Clavigo", „Werther". Im „Wilhelm Meister" ist seine Idealität am meisten ausgeprägt. In seiner „Eugenie" ist die Griechheit in Form und im Leben marmorglatt und marmorkalt, seine Liedersammlung hingegen giebt ein Bild von dem, was der Mensch im abgeschlossenen Despotismus aus seinem Leben und aus seiner Muse macht" — Wir konnten aus unserm Erstaunen kaum zurückkommen. Der Berliner Student rückte wie besessen auf seinem Platze herum, er war ganz Bewunderung. Ich aber sah mit einer befremdlichen Neugier das Mädchen an, welches aus den schönen Lippen das alles hervorsprudelte, aber ohne allen Anstrich von Erhebung oder Begeisterung. „Jot! verdamme mir!" schrie der Student nun wieder. „Goethe, der ist alles für den Verstand, für die Vollendung, fürs Herz aber, ich meene so für das rechte innerste Herz, da ist nur een Schiller, und Keener mehr!" Das Mädchen schlug die Augen nieder und schwieg. „Sie schweigen?" fragte er dringend, „lieben Sie den Schiller nicht?" — „Schiller?" fragte sie, „wer ist das? Von dem weiß ich gar nichts." Ganz verdrossen und verdutzt schwiegen wir beide. Ich wußte nicht, was ich aus meiner schönen Nachbarin machen sollte. Lag eine tiefere Bedeutung darin, daß sie vorgab, Raphael und Schiller nicht zu kennen? War es blinde Vorliebe für Göethe, oder für die Landschaften Claude Lorrains? Oder endlich war es Ironie und Schalkhaftigkeit?

Ich setzte absichtlich das Gespräch über bildende Künste fort und sprach von Canova. Da belebten sich ihre Züge, man sah, wie sie freudig ergriffen wurde, als wie wenn man eine Saite ihres Herzens berührt hätte, die nun jetzt gern allein forttönt. „Ja," sagte sie, „die Art, wie Canova den Marmor behandelt, ist das Bestreben, in dem harten Stoff den Reiz des weichsten Schmerzes hervorzubringen. Ich kenne nichts Schöneres, als seinen Genius am Grabmale des Papstes Clemens XIII. in der Peters-

kirche zu Rom, obſchon dieſer Genius mehr ſchmeichelnden Reiz, als tiefere Bedeutung hat. Sein Perſeus hingegen iſt ohne Einheit und tiefere Anſicht Der magiſche Reiz aber der Vollendung in dem blendend reinen Stoffe feſſelt Aug' und Sinn, und die zarte Bearbeitung läßt die Kennerſchaft vergehen. Viel höher aber als Canova in der Vergeiſtigung der Formen ſteht Daneker, beſonders in ſeinem „Chriſtus", in dem die Menſchlichkeit und Göttlichkeit als Mittlertum wiedergegeben werden mußte!" — „Jott verdamme mir!" rief der Student aus. „Sie reden wie ein Profeſſor!" Ich aber ſaß in ſtiller Anſchauung, und faſt etwas ſcheu, weil ich es durchaus nicht mag, wenn die Frauen gelehrt thun, oder gelehrt ſcheinen wollen. Mir iſt das Weib durch Weiblichkeit intereſſant, durch Sanftmut, durch Gemüt. Heldinnen, Dichterinnen kann ich bewundern, aber nie lieben. Ja, es wird mir angſt und bange, wenn ich in der Nähe eines Frauenzimmers bin, die den Ruf einer Gelehrten hat. Es kommt mir immer vor, als ſähe ich eine Nachtigall mit Sporen, oder eine Taube mit einem Schnurrbarte. Wenn ein ſolches Mann-Weib mit mir ſpricht, zieht ſich mein ganzes Weſen in ſein Schneckenhaus zurück, und ich bekomme den Starrkrampf in der Zunge, und ich ſehe mich ängſtlich um, ob nicht ein anſpruchloſes, weibliches Geſchöpf meine verſteinerte Empfindung wieder aus ihrem Banne löſen will. — Die Männer ſind die Bäume der Menſchengattung, die Frauen ſind ihre Blumen. Die Blumen ſollen unſer Leben zieren, die Blätter ſollen unſer Leben anlächeln, ihre Farben uns ergötzen, ihr Duft uns erquicken Aber aus Blumen ſoll man kein Brauch- und Brennholz, keine Wurfſpieße, keine Schreibtiſche und Profeſſor-Stühle hauen und ſchnitzen. Aus dieſen Anſichten ſah ich auch die junge Gelehrte an meiner Seite mit einer Miſchung von Neugierde und Mitleid an. Ihr Vater, der kurze Karpfenmenſch, lächelte aus ſeinen Äuglein heraus und nickte dem Studenten triumphierend zu. „O," ſagte dieſer, das Geſpräch wieder aufnehmend, „Canova und Daneker werden beide von der Kühnheit Thorwaldſons überflügelt; meinen Sie nicht?" — „Wie meinen Sie das, Thorwaldſon?" fragte meine Nachbarin, „iſt das auch ein Bildhauer? Ein Berliner vielleicht? Oder haben Sie den Namen erdichtet?" Dabei ſah die Kleine ſo unbefangen aus, ſie ſah den jungen Univerſitäts-Sohn ſo offen an, daß er ganz verblüfft da ſaß und wie Hilfe flehend bald mich, bald die reizende Sprecherin anſah. — „Jott verdamme mir!" ſchrie er heftig. „Sie wollen mich man zum beſten haben!" — Indeſſen wurde es Abend, das letzte Rot der abtropfenden Abendſonne flutete durch den Wagen; der Karpfenmann ſaß da wie ein vergoldeter Turmknopf und ſchillerte mit ſeinen Prisma-Augen ſeine Tochter an. Dieſe aber ſaß da und ſah hinaus in die niederſchmelzende Abendröte, und auf ihrem Antlitze lag das letzte Tages-

licht, als könnte es nicht davon scheiden. „O!“ rief ich halb für mich aus, „wie der Abend niedergeht und sein Licht, und mit diesem Licht auch die Flammen des Tages im menschlichen Herzen verlöschen.“ — „Die bildenden Künste,“ antwortete die Rätselhafte wie gedankenlos, „malen ihn auch wie einen Genius, mit einem Stern auf dem Haupte, der die Fackel zur Erde senkt!“ Ich drückte ihr unwillkürlich die Hand; denn am Abend sind nicht nur Fieberkranke sondern auch Verliebte, Dichter und Narren in einem gesteigerten Paroxismus. Ein Dichter ist am Abend ein Verliebter und ein Narr; ein Narr ist am Abend ein Verliebter und ein Dichter, und ein Verliebter ist am Abend ein Dichter und ein Narr. Ich hatte aber einen schönen Abend und ein schönes Mädchen so zu sagen avant la lettre bei der Hand, daß ich ein Narr und ein Verliebter en afins werden mußte. „Nicht der Abend des Tages,“ sagte ich mit seidenweicher Stimme, „sondern auch der Lebensabend; Freund Hain, hat auch eine umgekehrte Fackel in der Hand!“ — „Freund Hain?“ fragte das Mädchen und sah mich fragend an, „das ist wohl ein Spezialfreund von Ihnen? Aber warum trägt er eine Fackel in der Hand?“ — Eine Eiskälte überflog mich bei dem schnöden Ton dieser Worte, die, wie ich bestimmt glaubte, absichtlich gesagt wurden, um meine Empfindelei kurzweg abzuschneiden. Ich ließ ihre Hand los und schwieg. Die Nacht brach an und die Sterne zogen wie Neugierige am Himmel herauf und guckten von beiden Seiten in unsern Wagen hinein. „Jott verdamme mir!“ jubelte der Student, „ich weiß nun nicht, soll ich die Astronomie da oben oder in Ihren Augen studieren, meine Schöne!“ Dabei lächelte er wohlgefällig über das feine Kompliment. „Die Astronomie,“ erwiderte sie unbefangen, „sowohl die sphärische, theoretische und physische, und die Wahrnehmung der unveränderlichen Gesetze der Weltkörperbewegung ist ein trockenes Ding, das nichts mit dem Herzen zu thun hat. Von Nutzen ist sie, wie der große Naturforscher Gehler sagt, um Empfindungen von Größe und Würde zu erregen, und die Gedankenreihe bis über das Grab hinauszutragen. Die Astrologie hingegen ist zwar eine trügerische Kunst, aber sinnig ist es, sein Schicksal an die Wahrnehmung der Gestirne knüpfen zu können. Ihr hohes Alter läßt sich aus der mosaischen Erzählung (Buch 5, 18, 10) entnehmen, und Belus, der sich am Euphrat niederließ, brachte sie aus Egypten nach Asien.“ Dem Berliner Studenten blieb der Verstand still stehen, der ohnehin nicht stark im Gange war; mir aber wurde dieses Mädchen mit ihrer Grundwisserei und ungeheuchelten rätselhaften Ingnoranz auf der andern Seite fast peinlich, und sie kam mir wie eine Spukgestalt vor. Der Student setzte das Gespräch fort und sagte: „Ja, selbst die Hellenen legten hohen Wert auf die Astrologie.“ — Sind das Ihre Schwestern, die Helenen?“ fragte das Mädchen mit dem unschuldigsten Ge-

sichte von der Welt. „Wie," rief der Student unwillig aus, „Sie kennen die Hellenen nicht?" — „Ich habe nicht die Ehre," erwiderte das Mädchen ganz trocken; ihr Vater lächelte wie ein Stück faules Holz durch die Nacht, und der Student und ich schwiegen, indeß es doch anfing, mir etwas grauenhaft vorzukommen. Es mochte ungefähr gegen Mitternacht sein, als wir in die Hauptstadt Berlin einfuhren. Als wir durch das Leipziger Thor über den Belle-Alliance-Platz hinabkamen, warf die herrliche und blendende Gasbeleuchtung ihr Licht in den Wagen und ließ uns noch einmal die räthselhafte Schöne in dem Schimmer ihrer jugendlichen Schönheit sehen. Der Student hatte mir eine Station früher, in Zehlendorf, versprochen, mir sogleich Nachricht zu geben, wenn er in Berlin das Mädchen näher kennen lernen wird, da er sich bereits beim Papa die Erlaubnis, ins Haus zu kommen, erwirkt habe. „Jott verdamme mir!" brach er nun wieder los, „das Jaas ist eene herrliche Flamme, es ist wie am Dage!" — „Ja," sagte das Mädchen, „die Erfindung ist eine der freundlichsten, und wir verdanken ihre erste Idee dem Lampadius, der in seiner Hüttenkunde darüber sprach. Lubon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz, und die Engländer fingen erst im Jahre 1810—11 an, die Gasentwickelung aus Steinkohlen zu ziehen. Der Schottländer Pattenson will sogar ein Mittel erfunden haben, das Gas in luftdichten Säcken aufzubewahren." Wir sahen ihr noch einmal in die vom Gaslicht umfluteten superklugen Augen, und der Student meinte: „O, meine Schöne! für ein Frauenzimmer haben Sie doch fast zu viel von der Hypokrene getrunken!" — „Ich? getrunken?" erwiderte sie fast beleidigt. „Ich habe den ganzen Weg über nichts getrunken, das haben Sie gesehen, und das Getränk Hypokrene kenn' ich gar nicht, wird wohl eine Art Fusel sein!"

In demselben Augenblicke bog der Wagen in die Königsstraße ein und rollte in den Gasthof, und wir wurden von einigen Dienern der langsamen Eilfertigkeit aus dem Wagen gebracht und gingen nach Hause.

Zwei Tage später stürmte der Student des Morgens in mein Zimmer: „Jott verdamme mir!" schrie er wie der Wirbelwind, „ich habe es man heraus, was es mit dem Mädchen ist. Ich habe ihr eene Visite appliziert, und da ist mich die janze Feuersbrunst ufjegangen! Die Person hat das Konversations-Lexikon und studiert es durch. Jetzt ist sie nicht weiter jekommen, als bis zum H, darum hat sie auch von Claude Lorrain, Astronomie, Canova, Daneker, Gellert, Goethe, Gasbeleuchtung u. s. w. alles jesagt, was darin zu finden ist; von Raphael aber, von Schiller,

von Thorwaldſon, von Hellenen, von Hydrogen, von Hypokrene u. ſ. w. keene Silbe jewußt! Die kann mich jeſtohlen werden, die eke Prieſe!“ und damit lärmte er wieder aus memem Zimmer hinaus. Ich traf ſie zufällig nach einigen Wochen im türkiſchen Zelt in Charlottenburg. Es war ſehr heiß, ich machte ihr dieſe geiſtreiche Bemerkung, worauf ſie ſagte: „Wir leben jetzt in den Hundstagen, und da geht der Syrius mit der Sonne zugleich auf.“ Sie war alſo indeſſen ſchon über das H gekommen.

Das Abenteuer.

(Aus meinen Memoiren.)

Ich konnte kein Auge von ihr wegwenden. Eine stille, ruhige und milde Wehmut lag in ihren schönen Zügen. Das dunkle Auge schwamm in einem feuchten, süßen und doch elegischen Glanze. Ihr Blick blieb lange auf mir ruhen. Die schwarzen Haare lagen in zwei geschlungenen Flechten um die geistigblassen, zarten Wangen. Der lieblich geformte Mund schien an trübe Rede gewohnt, und schmerzliche Züge lagen wie stille Geister trauriger Erinnerungen um die halbgeöffneten Purpurlippen. Es war in Hamburg, das Theater war gedrängt voll. Ich stand im Parterre und sie saß in einer Loge des ersten Ranges. Ein unnennbares Etwas fesselte meinen Blick an diese Gestalt, die sich, wie das Brustbild einer klagenden Göttin, mit der Hand auf die Logenbrüstung lehnte. Es war eine jener zarten, weißen, durchsichtigen Hände, die ich so sehr liebe. Es giebt hier in Wien nur noch eine solche Götterhand, die mich oft im Theater, wenn sie mit abgezogenem Handschuh auf der Logenbrüstung liegt, um mein bischen Verstand bringt: eine Hand, deren fünf Perlmutterfinger alle fünf Sinne beschwatzen, deren zu Leben gewordener Schnee von den anmutig dazwischen hinrieselnden, mit Äther gefüllten blauen Äderchen durchschnitten ist; eine Hand, deren Fingerspitzen aus holder Scham über ihre eigene Schönheit erröten und sich in das holde Geheimnis der hohlen Hand zurückzuziehen scheinen.

Eine solche naive, jungfräulich verschämte Lindenblütenhand war es, auf welcher der schwermütig schöne Kopf der Unbekannten ruhte, die mich wundersam und fest anzog. Sie mochte es bemerkt haben und sah mich starr und regungslos an. Es ergriff mich unerklärbar, und es ward mir, als wollte sie ein stilles Leid mir klagen. Da fiel der Theaterzettel aus ihrer Loge herab und gerade vor mich hin. Ich hob ihn auf, brachte ihn in die leere Loge neben ihr und reichte ihr ihn hinüber. Ein leises, etwas fremdartig klingendes „merci!“ tönte aus dem rosigen Mund. Ein alter Herr saß neben ihr und verbeugte sich ebenfalls dankend. Eine schmerzliche, ja ängstliche Verlegenheit schien die Schöne

peinlich zu drücken. Sie ließ das große Umschlagtuch sich tiefer umhüllen, und ich entfernte mich ungerne wieder. Nach dem Theater verlor ich sie im Gedränge. Niemand konnte mir Auskunft geben. Am anderen Tage, in der Frühe, verließ ich Hamburg, und das sonderbare Bild dieser elegischen und reizenden Gestalt verfolgte mich lange.

Einige Jahre später saß ich in Paris im Theater „de l'ambigu comique"; eine jener Mord-Komödien der neuern französischen Romantik, mit Füsiladen und Hinrichtungen, langweilte mich entsetzlich; ich sah überall hin und in alle Logen. Da saß sie. Derselbe traurige Zug, dieselbe Stellung, wie eine Trauerbüste an der Logenbrüstung, dieselben klagenden Blicke, dasselbe blasse Gesicht. Sie mußte mich schon gesehen haben; als mein Blick sie traf, zuckte sie merklich zusammen, und ohne daß wir uns eben grüßten, war es doch, als ob wir schweigend ein Wiedersehen feierten. Derselbe alte Herr saß neben ihr; sie stieß ihn an und zeigte auf mich hernieder. Wir besprachen uns mit den Augen fortwährend, und es war mir, als ob ihre Blicke mir einen ungeheuren Schmerz und Hohn und eine Klage gegen das Schicksal zugleich erzählten. Am Schlusse des Stückes drängte ich mich an den Ausgang; da saß sie schon im Wagen an der Seite des alten Mannes. Ihr Blick fiel noch aus dem Wagenfenster, halb fragend, halb Abschied nehmend, auf mich; ich wagte es, sie mit Zeichen zu fragen, ob ich ihr folgen sollte, sie aber schlug die Hände wie flehend zusammen und schüttelte mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Um Gotteswillen, nein." Der Wagen rollte davon, ich lief ein Stück im Trabe nach, allein auf den Boulevards kreuzten sich tausend Wagen, und ich verlor sie bald spurlos. Ich nahm mir vor, mehrere Tage lang alle öffentlichen Plätze und alle Sehenswürdigkeiten zu besuchen, um sie, die gewiß auch eine Fremde in Paris sein mußte, vielleicht in einem Theater oder in einer von den vielen Spektakelhütten des Boulevards wiederzufinden. Ich ergötzte mich bei dieser Gelegenheit an den Fanfaronnaden und Aufschneidereien der Pariser Charlatane und Aussteller. Hier stand in großen Lettern: „Avis aux mains malheureuses!" Ich ging hinein; was war's? Ein Kitt, um zerbrochene Teller und Tassen wieder zusammen zu kitten. Auf einer andern Tafel schrie es mit baumgroßen Buchstaben:

„Miracle!"

Auf einem großen Bildnisse war eine Dame gezeichnet, die auf einem Sopha schlief; der Kopf mit langen, aufgelosten Locken hing vom Sopha herab. Unholde und Ungetüme umgrinsten das Sofa; auf der Brust, auf den Knieen saßen ihr scheußliche Fratzen. Ich konnte nicht enträtseln, was das vorstellen sollte, und ging hinein. Es war da eine Pomade zu verkaufen, von welcher die Haare so wachsen, daß sie den Frauenzimmern durch ihre Schwere

den Kopf aus dem Bette herausziehen, so daß sie das Alpdrücken und schwere Träume bekommen!"

„Le géant du Nord!"

ließ es wieder da; ich ging hinein. Ein Mädchen von ziemlicher, aber nicht außerordentlicher Größe in Männerkleidern und mit einem Bärenfelle stellte den nordischen Riesen vor. — Daneben stand auf einer Tafel das Bildnis eines Mädchens, welches nur ein halbes war. Es kam nämlich ohne Füße, Kniee und Schenkel auf die Welt, am Rückgrate hörte es auf; es war förmlich nur die obere Hälfte eines weiblichen Körpers, und darüber prangten die Worte

„La belle Lyonnaise!"

Ich ging hinein, es war — meine schöne Unbekannte von Hamburg und Paris! — Entsetzen durchrieselte mich. Sie mußte mich erkannt haben, denn sie fuhr plötzlich mit den schönen Händen über die dunklen Augen und hüllte das blasse Antlitz ein. Ich stürzte sogleich fort.

Tausende von meinen Lesern werden diese „schöne Holländerin", diese wehmutige Caprice der launenden Schöpferin Natur gesehen, gehört und gesprochen haben. Tausende werden sie vielleicht im Theater gesehen haben mit dem geistigen, lieblichen, blassen Angesicht, mit der sanften Miene, die wie ein leiser Vorwurf an das Schicksal aussieht. Ich sehe sie noch immer vor mir, und die Erinnerung an diese Erscheinung wird immer einen wunderbaren Eindruck auf mich machen. Sie blieb noch lange in Paris; der „Figaro" hatte dann einen sehr schönen Artikel über sie; ich aber sah sie nicht wieder.

Die wehmütige Inschrift.

Wie viel Trauerspiele gehen jährlich über die Bretter, wie vielmal citieren Tragödienschreiber das Geschick, das dröhnende Schicksal, wie vielmal beschwören Novellen- und Jammerszenen-Erfinder das vernichtende Unglück, allein dennoch ist das Leben reicher an herzzerreißenden Begebenheiten, und jede Sekunde führt eine tragische Katastrophe herbei, und in jeder Minute wird irgendwo ein gräßliches, vernichtendes Trauerspiel aufgeführt für irgend ein menschliches Herz!

Freund Leo kam und bat mich, ich möchte ihn nach Ofen begleiten, er wolle seine Braut an ihrem Geburtstage überraschen. Er hatte sie längst aufs Zärtlichste geliebt und hatte Gegenliebe erhalten; nach langen Stürmen winkte ihnen das Glück der Vereinigung. Es war eine der glühendsten und innigsten Zuneigungen von beiden Seiten. Er freute sich und jubelte bei dem Gedanken, wie er an ihrem Geburtstage in ihr Zimmer treten und sie überraschen wollte. Ich begleitete ihn. Wir nahmen Postpferde, und der ganze Weg war bei Leo nichts als die Vorfreude einer großen Freude, ein durchflogener Vorhimmel, und eine Ouverture jener innigen Seligkeit, einem geliebten Wesen eine freudige Minute bereiten zu können.

Wir waren frühzeitig von Wien weggefahren und kamen am andern Mittage zwischen drei und vier Uhr in Ofen an. Die ungeduldige Sehnsucht Leo's nahm zu, je näher wir dem Ziele seiner Wünsche kamen, und als wir in die erste lange Gasse hinter Alt-Ofen hineinfuhren, war er kaum mehr im Wagen zu halten.

Es mußte uns daher doppelt unangenehm sein, in dieser engen Gasse von einem Leichenzuge, der uns entgegenkam, aufgehalten zu werden. „Es ist doch recht fatal," sagte Leo, „und berührt mich obendrein recht unangenehm." Der Leichenzug kam näher, der Sarg, die Blumenkränze, alles zeigte an, daß es ein jungfräuliches Wesen war, welches seinen letzten Gang machte. Die Leidtragenden kamen. Leo zitterte an Leib und Seele, es war die Familie seiner Braut, er stürzte aus dem Wagen: „Wen begräbt man da?" fragte er einen Mitgehenden. Man nannte ihm den Namen seiner Braut. — In drei Tagen wurde die schönste, vollste Blüte des üppigsten Lebens eine Beute des Todes.

Leo's Schmerz grenzte an Wahnsinn. Jemanden in einem solchen Augenblicke trösten wollen, ist eben so fad, als zwecklos. Ich geleitete Leo zu seiner in Ofen wohnenden Familie, die nicht minder gebeugt und trostlos war.

Ich war heftig erschüttert durch den bittern Hohn des Schicksals, durch die tragische, ja ironische Vernichtungs-Idee des Zufalls. So wie bei einem Erdbeben alle alten Risse und übermauerten Spalten eines Hauses wieder neu aufklaffen, so rüttelte die erschütternde Szene alle alten Schmerzen in mir auf, und schmerzliche Risse, die früher durch mein Herz gingen, wurden wieder aufgerissen. Ich war durch und durch in einer nervösen, empfindlichen Stimmung, und so verließ ich Ofen wieder, da mich meine Angelegenheiten nach Wien riefen, und Leo blieb bei seiner Familie zurück.

Es war ein düsterer Novemberabend, düster wie meine Stimmung. Graue Wolken jagten sich wie unfreundliche Erinnerungen durch den Himmel. Die Ebene zwischen Raab und Wieselburg lag wie ein trauriger Gedankenstrich da, und die Donau, welche sich rechts bald sehen ließ, bald in tausend Krümmungen sich wieder verlor warf einen grauen, melancholischen Himmel auf die noch mehr melancholische Erde zurück. Es wurde immer dunkler, und endlich Nacht und stockfinster. Ein Sturmwind erhob sich, und mein Kutscher und ich, wir waren froh als wir gegen zehn Uhr in der Nacht ein einsam gelegenes Wirtshaus, zwischen Hochstraß und Wieselburg, genannt „Paradies", erreichten. Wir fuhren hinein, unter eine gedeckte hölzerne Hütte, die mitten im Hofe stand. Nach langem Pochen kam ein häßliches Weib mit einer kleinen Laterne, und nach einer Viertelstunde wurde mir ein Zimmer aufgeschlossen und Licht gebracht. Zu essen war nichts da, und ich beschloß sogleich zu Bette zu gehen, da ich sehr früh wieder weiter wollte.

Es war eine unheimliche graue Stube, mit lockern Dielen. Die losen Fenster klirrten, und der Wind pfiff durch Thür und Fensterspalten. Auf meinen Augen lag betäubender Schlaf, und drückende Verstimmung auf meinem Gemüt. Ich nahm die düster brennende Kerze, untersuchte die Thüren, die Fenster, die Dielen, legte meine Terzerole auf einen Stuhl an meinem Bette, warf meine Hirschlederdecke und meinen Mantel aufs Bett und legte mich nieder. Ich war eben im Begriff, das Licht auszuthun, als ich eine Inschrift gewahr wurde, die mit roten Buchstaben auf der Wand bei meinem Bette geschrieben war. Ich nahm das Licht und las:

„Unglücklicher, der du nach mir diese Stelle betrittst, gedenke in Wehmut an eine Unglückliche, welche hier eine Nacht voll unsäglichen Jammers verbrachte."

Ein ganzes Heer von Gedanken, Mutmaßungen und Vor-

gelungen über diese sonderbare wehmütige Inschrift stürmte durch meinen wirren, trägen und schlafbetäubten Kopf.

Ich malte mir tausend Bilder aus, wer die Unglückliche wohl gewesen sein mag, was sie litt, welche traurige Nacht sie hier verlebt haben mag u. s. w.

Ich sah sie bald blutig und ermordet, bald siech und leidend, bald in Verzweiflung und Angst vor mir; bald stellte sich mir die Gestalt einer niedergebeugten, verhöhnten Frau, bald das blühende Leben eines jungen, leidenden Mädchens vor die geschlossenen Augen. Zwischen Schlaf und Wachen kämpfend, zogen verworrene Gruppen vor meiner Phantasie vorüber. Ich dachte wach zu bleiben, doch die ermüdete Natur behauptete ihre Rechte, und ich schlief ein. Der Schlaf brachte mir die fürchterlichsten Bilder; bald sah ich ein schönes, junges, blühendes Mädchenhaupt unter dem Beile der Mörder: bald ein Paar sanfte, weinende Augen, die auf der Leiche eines Geliebten in Thränen überströmten: bald ein sterbendes Kind, und an seinem Bette eine in Thränen zerfließende Mutter und dergleichen mehr.

Da war es mir, als rauschte es unter den Dielen; ich fuhr zusammen. „Wer da?" — Tiefe Stille folgte Mein schlaftrunkener Zustand ließ mich gleich darauf wieder in jenen Zustand zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit zurückfallen, in dem wir alle Dinge um uns sehen und hören, und uns ihrer doch nicht bewußt sind. Bald darauf fing der Wirrwar unter den Dielen wieder an, lauter, anhaltender und vernehmlicher. Die Thür eines Seitenschrankes schien aufzugehen und jemand herauszutreten

Schritte wurden deutlich vernehmbar, sie näherten sich meinem Bette. Ein Alpdrücken hielt meine Glieder gefesselt, ich konnte mich nicht regen; nach langer Anstrengung preßte mir die Angst einen lauten Schrei aus und ich erwachte. — Alles still. Ich lauschte lange vergebens. Wiederum fiel ich in die schwere Haft des schweren Halbschlummers, und nach einer kleinen Pause dieselbe Wahrnehmung. Feste Männertritte erschollen nun ringsum, gingen hin und her und näherten sich meinem Bette; Angst, Schreck und Betäubung machten mich zu jeder Regung unfähig; nun kams dicht an das Bett, und ich fühlte ein Zerren an der Decke. Hier verlor ich das Bewußtsein; es klopfte an die Thür, das erweckte mich, ich sprang empor „Wer da?" Es war Tag, mein Kutscher weckte mich, um den Weg weiter fortzusetzen.

Gebadet in Schweiß, raffte ich mich von meinem wüsten Lager empor, ich sann zurück und wußte nicht, ob schwere Träume, ob niedergedrückte Stimmung, schwarzes Blut ihr Spiel mit mir getrieben, oder was sonst in der Nacht vorgegangen sein mag.

Ein Blick auf die Wand führte mir die wehmütige Inschrift

wieder in die Augen und überzeugte mich, daß wenigstens die erste Hälfte meiner nächtlichen Erinnerung Wahrheit ist.

Ich nahm meine Bleifeder aus der Brieftasche und schrieb unter diese Inschrift folgende Worte:

„Unglückliche Ungekannte, die du hier littest, ich habe dir eine mitfühlende Thräne geschenkt; vielleicht finden wir uns einst dort, „wo keine Thräne wird geweint". —

Der Wagen war angespannt, ich bezahlte die Rechnung, und die alte häßliche Magd schien mich fragend und boshaft anzugrinsen. Ich eilte aus dem unheimlichen Zimmer, warf mich in den Wagen und fuhr ab.

Auf der Fahrt von da bis nach Wien beschäftigte mich das Nachdenken über diese Inschrift.

In Wien verdrängten bald die Geschäfte des Lebens Zerstreuungen, alle die bewegten Bilder der Geselligkeit das Andenken an jene Schauernacht, und sie wäre gewiß bald ganz in den Hintergrund meines Gedächtnisses zurückgetreten, wenn nicht ein ganz eigener Zufall mir sie wieder aufs lebhafteste ins Gedächtnis zurückgerufen und mir Aufschluß über jene Inschrift gegeben hätte.

Ich war auf das Landhaus der Frau von Z. zu einer Garten-Unterhaltung gebeten. Es war ein Kreis von munteren Herren und schönen Damen da. Unter letzteren zeichnete sich Fräulein von * * durch Anmut und Geist, und durch eine romantische, schwermütige Blässe ihres freien, edlen Antlitzes aus. In ihrem Blicke lag eine wehmütige Färbung, die unwillkürlich zu ihr hinzog.

Wir waren alle in der fröhlichsten Stimmung. In dem nach allen Seiten offen stehenden Gartensalon stand ein herrlicher Flügel; es wurde Musik gemacht, gesungen, gelesen, gelacht und tausenderlei anmutiger Mutwillen getrieben.

Fräulein von * * *, die blasse Schöne, war die Lebhafteste, und ihre Lebendigkeit, die Regsamkeit ihres Geistes, die schalkhafte und unerschöpfliche Weise ihrer erfinderischen, fröhlichen Laune riß alles unwillkürlich mit sich fort und erhöhte die Regsamkeit und Empfänglichkeit der ganzen Gesellschaft.

Ein plötzlich am Horizont aufgestiegenes Ungewitter nötigte uns, aus dem Gartensalon zu flüchten und im Landhause selbst, im großen Gesellschaftssaale Zuflucht zu suchen.

Die Fenster und Fensterläden wurden zugemacht, es waren viele Frauenzimmer da, welche große Furcht hatten und vor Angst zitterten.

Ich erinnerte mich an eine ähnliche Szene im Werther, und teilte diese Erinnerung dem Fräulein * * * mit.

„Ach ja! rief sie in ihrer gewohnten Lebendigkeit aus, „ach ja! und wir wollen dasselbe Mittel versuchen, um die Gesellschaft zu zerstreuen: geselliges Spiel!" — Ich war gleich bereit, mitzu-

helfen; im Nu war ein Kreis von Stühlen gesetzt, die Runde gemacht, und die ganze Gesellschaft von dem neuen Vorhaben unterrichtet.

Man war froh, ein lärmendes Spiel finden zu können, denn die Donnerschläge tönten immer stärker und schneller aufeinander. „Wir spielen: Zahlen's!" parodierte Fräulein von * * * Goethes Lotte. — „Bravo!" erwiderte ich, „wenn Sie Lotte sind, so bin ich Werther!" — „Mit Vergnügen!" lachte die Schalkhafte „Sie wissen aber, daß Werther beim Spiele sagte: und mit Entzücken bemerkte ich, daß die Ohrfeige, die ich bekam, stärker war, als alle übrigen!" — wenn Sie also auf diese Gefahr hin Werther sein wollen, so —" hier machte sie eine bedrohlich schalkhafte Bewegung mit ihrer kleinen, weißen, geisterblassen Hand.

„Nun," erwiderte ich ebenfalls lachend, „wenn Lotte ein solches Elfenhändchen hatte wie Sie, so war des Entzücken gerecht, und ich will es schon wagen!"

Unter ähnlichen allgemeinen Scherzen und Spielen wurde das Spiel fortgesetzt. Es kam alles an die Reihe, denn jedes Spiel durfte nur einmal in die Runde gehen.

Endlich schlug eine Dame aus der Gesellschaft vor, jedes nach der Reihe sollte ein kleines Abenteuer aus seinem Leben, aus seinem Lieben, aus seinem Treiben, seinen Reisen u. s. w. erzählen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall.

Ich als Schriftsteller mußte den Anfang machen. Mir fiel in dem Augenblicke nichts ein, was kürzer zu erzählen gewesen wäre, als die peinliche Nacht, die ich in Baratió zubrachte, und die rätselhafte, wehmütige Inschrift, die einen solchen schauerlichen Eindruck auf mich machte. Ich malte meine Erzählung wahrscheinlich mit lebendigen Farben, trug auf wie ein Melodramendichter oder wie ein französischer Novellist. — Die sämmtliche Gesellschaft schien ergriffen, und eine junge Dame fragte: ‚Und wie lautet denn die Inschrift wörtlich?" Ich wiederholte sie: „Unglücklicher, der du nach mir diese Stelle betrittst, gedenke in Wehmut an eine Unglückliche, welche hier eine Nacht voll unsäglichen Jammers verbrachte."

Ich hatte kaum geendet, so stand Fräulein * * * auf, drückte das Taschentuch vor die Augen, und — wer schildert meine Überraschung? — zitierte mit weinender Stimme die Unterschrift, welche ich unter jene Worte setzte:

„Unglückliche Ungekannte, die du hier littest, ich habe dir eine mitfühlende Thräne geschenkt, vielleicht finden wir uns einst dort wo keine Thräne wird geweint!"

Ich sprang tief erschüttert auf, stürzte auf das Fräulein zu, ergriff in höchster Bewegung ihre Hand: „Um Gotteswillen, mein Fräulein, Sie? Vergeben Sie, wenn ich vielleicht eine gräßliche Erinnerung — —" Da nahm sie das Tuch von den Augen und

fing laut zu lachen an! Ich war wie versteinert. — Sie konnte sich vom Lachen kaum erholen. Die ganze Gesellschaft umringte uns und bestürmte sie mit Fragen um dieses sonderbaren Zufalls.

Sie kam endlich dazu, sich zu erholen, und — vom Lachen oft unterbrochen — folgendes zu erzählen:

Sie war ungefähr einige Wochen vor der Zeit, ehe ich jene Reise machte, mit einem Lohnkutscher von Wien nach Kaschau gereist, um dort eine Anverwandte zu besuchen. Sie hatte niemanden bei sich, als einen treuen Diener ihres Hauses.

Sie kamen am ersten Tage nicht weiter, als bis an das erwähnte Wirtshaus an der Heerstraße: Baratfö. Sie ließ sich ein Zimmer aufsperren, und der Diener faßte Posto auf dem Wagen, um die Effekten zu bewachen. Sie legte sich zu Bette und war kaum eingeschlummert, als sie ein eben solches Gehen und Kommen hört', sich aufrichtete, und alles wurde still. Das Ding erneuerte sich alle Augenblicke, als endlich der Mond aufging und sie bei seinem hellen Lichte das entsetzlichste Schauspiel sah. Ein ganzes Heer von großmächtigen Ratten stieg aus einem Seitenschranke und überdeckte das Zimmer. Sie trabten auf und ab, als ob sie Stiefel an hätten*).

Sie stiegen rasch auf den Tisch und verzehrten die Überreste des Abendbrotes, dann gingen sie philosophisch auf und ab, näherten sich dann in Scharen dem Bette und machten Anstalten Sturm zu laufen. Furcht, Grauen und Ekel erfullten die zitternde Besatzung des Bettes; sie fing an, sich gegen die Belagerer zu verteidigen. Polster, Leuchter, Lichtscheere, Geldbörse u. s. w. flog von der Federfestung unter die stürmenden Feinde, und verschaffte augenblicklichen Waffenstillstand. — Allein das dauerte nicht lange, sie rückten wieder an; Fräulein * * * richtete sich im Bette empor, warf noch alle Bilder, die da hingen, hinab auf die verwegenen Ratten, welche durchaus vom Sturm nicht ablassen wollten. Der Kampf dauerte bis gegen Morgen, wo der Diener anpochte, die Magd des Hauses von außen aufschloß und das Mineurkorps Reißaus nahm. — Das Fräulein war halb ohnmächtig und erschöpft, doch ihre unversiegbare Laune knüpfte auch daran einen losen Streich. Sie schrieb jene Inschrift und reiste ab. Als sie zurückreiste, ließ sie sich aus Neugier das Zimmer aufsperren und war nicht wenig überrascht, ihren spitzbübischen Streich gelungen und eine rührende Unterschrift unter der ihrigen zu finden.

---

*) Die Größe und die Heldenmütigkeit der Ratten in Ungarn sind eine historische Berühmtheit.

Sie war nicht wenig neugierig, zu wissen, wer der empfindsame Narr gewesen sein mag, der in diese sentimentale Falle ging.

Jetzt klärte sich das Ding auf: ich war der sentimentale Narr gewesen!

Ein unauslöschliches Gelächter zog durch die Gesellschaft; alle hänselten mich und hingen mir eine witzige Schlappe an.

Das Fräulein *** lachte und sprach: „Nun, wir haben uns aber wirklich gefunden dort: wo keine Thräne wird geweint!“.

„Böſewicht!“ erwiderte ich sehr böse. — Sie blieb es nicht.

Va banque, der Hoffnung.

Hoffnung, falsche Spielerin an dem Roulette-Tisch des Glückes; Croupier der Lüge; betrügerische Kartenlegerin; zeichendeuterische Kaffeeschwester; alte schmunzelnde, wahrsagende Zigeunerin; verbuhlte Seiltänzerin auf dem Narrenseile der Erwartungen; glatte, geschminkte Larve auf dem Maskenballe des Lebens Karnevals; unermüdliche Falschmünzerin; ausgestopftes, überfirnißtes, blumenbehängtes Skelett; marktschreiende Quacksalberein aller menschlichen Leiden: Hoffnung, va banque! Hebe dich weg von mir! Ich hasse, ich verabscheue, ich verachte dich! —

Hoffnung, unsterbliche Thörin sterblicher Thoren, betrogene Betrügerin, Seifenblasen-Gottheit, emporgeblasen aus dem Strohhalme läppischer Kinder: Narrenfürstin, ich sage mich von deinem Reiche los!

Hoffnung, große, unsichtbare Vexier-Ahnfrau des Menschengeschlechtes, bunt herausgeputzte, scheckige, ewig lächelnde Kastagnetten-Schlägerin; ausgebildete Ausgeburt eingebildeter Tollhäusler, wer hat dir je geduldet?

Kranke, Verliebte, Versmacher und Lotteriespieler!

Und den Weihrauchdunst aus den Dampfkesseln dieser Gehirnkasten ziehst du wohlgefällig in deine Nase, und dünkst dich Gottheit und Oberpriesterin zugleich

Hoffnung, mit Dampf gestopfter Nimmersatt, stets hungriger Mitesser aller unserer Leidenschaften, wie armselig, wie mitleidenswert, wie erbarmungswürdig stehst du vor mir da, die du lebst von Geschenken der Betler, und schwelgst von den erpreßten Gaben der Darbenden!

Hoffnung, was bist du anderes, als die schellenbehängte Kinder-Klapper, welche die gütige Vertröstung ihren ungeberdigen Kindern mitgab?! Was bist du anderes, als der Spiritus, in welchem sich alle Mißgestalten und Krüppel unserer Wünsche ewig frisch und unversehrt erhalten?! Was bist du anderes, als ein ewig fortlaufendes Festprogramm und Theater-Repertoire von Festen und Lustspielen und Benefizen, die nie aufgeführt werden? Was bist du anderes, als das Nizza des Geistes, wohin die schwindsüchtigen Herzen geschickt werden, damit sie dort leichter enden?! Was bist du anderes, als das „Fiapopeia" der alten Kinder-

wärterin Zeit?! Was bist du anderes, als die Eintrittskarte zu einem Balle, der nie stattfinden wird, die heiße Liebe zu einer Person, die noch nicht geboren worden ist? Was bist du anderes, als eine Schuldverschreibung der Zeit, die zur Verfallzeit immer und ewig sagt: Es hat noch Zeit! Was bist du anderes, als das Grahams-Bett der Zukunft um die Vergangenheit und Gegenwart darin einzuschläfern?! Was bist du anderes, als eine rückwärts gekehrte Erinnerung? Was bist du anderes, als ein diesseitiges Jenseits?

Hoffnung, urgraue Spielmarke des Lebenspiels, dich nennen die Menschen ein Glück, dich nennen sie eine Gabe der Götter!!!

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

Hoffnung ist Gift, und Hoffen das höchste Unglück des Menschen! Nicht bloß Narren machte Hoffen und Harren, sondern Unglückliche! wahrhaft Unglückliche!

Hoffnung ist der Blutschlag aller Thätigkeit; Hoffnung ist der Deckmantel aller Faulheit; Hoffnung ist die Ausrede des Müßigganges! Hoffnung ist die günstige Gelegenheit, durch welche der Mensch seine Sachen alle von der lieben Vorsehung besorgen ließe, um seine Hände in den Schoos zu legen; Hoffnung ist das Opiat aller Kräfte; Hoffnung ist die Einlullerin jeder wachen Ermahnung; Hoffnung ist die Nervenlähmung jeder sich aufraffenden Thätigkeit, jedes männlichen Entschlusses!

Wollt ihr mehr Beweise dafür, welch ein wertloses, unnützes, elendes Ding Hoffnung ist, als daß sie euch von allen Menschen gegeben, gemacht und geschenkt wird?!!

Nicht einen Heller schenken sie her, nicht einen Pfennig geben sie den Elenden, aber Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung! Hoffnungen schütten sie aus dem Ärmel, wie die Taschenspieler! Und mit solcher Münze sollte man sich Leiden, Schmerz, Jammer und Unglück abkaufen lassen? Mit diesem abgeschmackten Hausmittel sollte man Wunden des Herzens, der Seele heilen wollen?

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

Wenn jemand den Fuß bricht, und der Brand da ist, so wird kein ehrlicher Arzt den Kranken mit der Aussicht auf den nächsten Galoppwalzer trösten; und wenn uns das Herz gebrochen wird und in Brand gerät, sollten wir uns mit dem Echo eines Nichts, mit dem Schatten des Traumes von einem Verrückten, mit Hoffnung trösten?! Wenn sich jemand einen Stockzahn ausreißen läßt, so wird ihn kein Zahnarzt trösten und sagen: Es wird Ihnen schon ein anderer Stockzahn wachsen; und wenn wir uns das Teuerste auf Erden aus dem Tiefsten unseres Wesens herausreißen, sollten wir uns mit einer Anweisung auf den ewigen Bankrottierer Hoffnung trösten lassen?! Wenn jemand ein Haus auf dem Graben liebt, und es gerne sein nennte, wird ihm kein Mensch tröstend zurufen: „Hoffe auf die endliche Gegenliebe dieses Hauses!“

Und wenn wir ein Wesen mit aller Heiligkeit und Innigkeit des Herzens lieben, und nicht besitzen, da sollten wir uns mit dem Augennichts, mit dem nihil-album, mit dem Spiegelbild eines leeren Scheines, mit Hoffnung trösten lassen?!

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

So lange der Mensch hofft, ist er matt, schlaff; ohne Spannkraft, zäh, harzig. Alle seine Kraft trasiert er auf die Hoffnung; die Hoffnung soll alles für ihn thun; die Hoffnung ist die lange Bank seiner Trägheit, die Rutschbahn seiner Unentschlossenheit!

Ein Mensch, der mit der Hoffnung liebäugelt, ist eine Turteltaube vor dem Spiegel, die so lange mit dem gleißenden Spiegelbilde liebäugelt, bis sie, dasselbe küssend, sich den Kopf zerschlägt! — Das Glockengeläute der Hoffnung zieht die Ungewitter an, statt sie zu zerteilen. — Das menschliche Herz ist wie eine Glocke, kleine Risse nehmen ihnen jeden Klang, ein großer durchgehender Riß giebt der Glocke und dem Herzen seinen Metallklang wieder! Wehe dem Herzen, das, ein Hagestolz, sich die Hoffnung zur Haushälterin nahm, sie bringt ihm ein Süppchen ums andere, braut ihm Tränkchen und Säftchen, aber am Ende ist er doch in der Rechnung betrogen!

Hoffnung heuchelt dem Menschen von der Wiege bis zum Sarge, und schlägt dann hohnlachend ein Schnippchen auf seinem Grabeshügel!

Va banque, Hoffnung! Ich habe dich abgeschüttelt wie die Karne als Kappe am Aschermittwoche, ich habe mich selbst bei den Ohren genommen und habe mich köpflings aus deiner Vogelfängerschlinge herausgezogen

Va banque, Hoffnung! Landläuferin, Allerweltsdienerin, langausgesponnener Alterweiberjammer, leergeschwätzige Ohrenbläserin, fahr' hin ich hasse, ich verabscheue, ich verachte dich!

Ich will nichts mehr hoffen, als daß ich nichts mehr hoffen werde, und in dieser Hoffnung leb' wohl, Hoffnung!

Va banque, dem Frühling.

Frühling! Wieder ein Wort und ein Begriff wie „Hoffnung“! Wieder eine Täuſchung, wieder eine Redensart, wieder ein Papierwort, wieder ein Dichter-Ausdruck, der nichts iſt, nichts heißt, nichts gewährt!

Frühling! Was iſt der Frühling? Wo iſt der Frühling?

Frühling, poetiſche Grimaſſe der Natur! Frühling, du ohrenfeuchter, weißnaſiger Gelbſchnabel der Schöpfung! Frühling, Froſch-Freund, Schupfen-Schnapper, Schwindſucht-Schwindler, Lungen-Langer, Kehlkopf-Kehlabſchneider!

Frühling, hinkender Bote des Winters! Frühling, ich haſſe dich! Fort mit dir, à bas le Printemps!

Was iſt dieſer Frühling? Schaut ihn an! Was iſt er anderes, als ein Winter ohne Ball, ein Winter ohne Soirée, ein Winter ohne Tanz!

Wollt ihr Schnee? Der Frühling bringt ihn! — Wollt ihr Eis? Der Frühling bringt es! — Wollt ihr Huſten, Schnupfen, Rheuma, Migräne, Gliederreißen, Froſtbeulen? Der Frühling bringt das alles! — Wollt ihr Moraſt, Kälte, Boreas, Geſtöber? Der Frühling hat das alles in Überfluß!

Frühling? Iſt das der Frühling, der ſo weiß auf den Bergen liegt? Iſt das der Frühling unter den Mänteln und Muffen der Damen, welche erfroren die Straßen durcheilen? Iſt das der Frühling, der im Ofen und im Kamine wie dürre Späne kniſtert?

Hinaus mit dem Frühling aus dem Wörterbuch; hinaus mit dem Frühling aus den Jahreszeiten!

Zu was vier Jahreszeiten? Welch ein Luxus, welch ein Unſinn! Wir haben nur eine Jahreszeit: Winter; einen Winter in drei Farben, einen weißen Winter (Winter), einen grünen Winter (Sommer) und einen gelben Winter (Herbſt). Der Frühling iſt eine poetiſche Lüge, den ein Heer hungriger Dichter der guten Natur aufgebunden hat, um davon zu ſingen, und dann mit dem Notenblatte bei Buchhändlern und Redaktionen ſammeln gehen zu können!

Frühling! Ungeheure Ironie! Da ſitzt ein Frühlingsdichter, ſo eine auf Wartegeld ſitzende Philomele. Hören wir, wie er vor

Froſt mit den Zähnen klappert, ſich in ſeinen Flanell wickelt und ſingt:

„Der Lenz mit ſeinen Strahlen,
Er thut die Blümlein malen
Mit Farben allerlei!
Es ſingt die Philomele
Aus wundgeritzter Kehle,
Daß Lenz gekommen ſei!“ u. ſ. w.

Der Lenz hat aber nichts gemalt, als eine froſtblaue Naſe den Dichter; ich aber ſinge:

„Der Lenz mit ſeinen Strahlen
Muß mir mein Holz bezahlen
Und Socken allerlei!
Die Opern-Philomele,
Sie ſingt mit heiſ'rer Kehle,
Daß Lenz ein Eſel ſei!“

Frühling, oder die Narrheit kürzer ausgedrückt, Lenz! Ich bitte Sie lieber Muſje Lenz, Sie machen ſich lächerlich!

Frühling! Was iſt ein Frühlingstag? Zu kurz für die Langeweile, und zu lang für die Kurzweile! Was iſt ein Frühlingsabend? Zu lang für ein Bonmot, und zu kurz für einen verliebten Seufzer; zu kalt für ein Rendezvous, und zu warm für eine Staatsviſite; zu hell für eine Entführung, und zu dunkel für eine Eroberung!

Frühling! Es geht mit dem Frühlinge wie mit den Feiertagen; man freut ſich die ganze Woche auf den Feiertag, und wann langweilt man ſich am ärgſten? Am Feiertag!

O Frühling, wer ſind deine Nachtigallen? Die Fiakres! Die können ſingen, ihnen blühen Roſen aus dem Moraſte!

Fort mit dem Frühling! Fort mit dieſem Autodidakten! Fort mit dem Frühling aus den Gedichten! Fort mit dem Frühling aus der Sprache! Fort mit dem Frühling aus dem Leben! Va banque, Frühling!

Was iſt ſelbſt der Lebens-Frühling: die Jugend? Dieſes Kopfſtück des Daſeins, voll Gräten und Knorpel, voll Sulz und Gallerte, und nirgends Kern und kräftiges Zeug!

Was iſt der Lebens-Frühling? Dieſer nichtsſagende Vormerkſchein, dieſer matte Vor-Abhub des Lebens? Was ſind die Menſchen in ihrem ſo belobten, beliebten und beſungenen Frühling? Betrachten wir das weibliche und männliche Geſchlecht in dieſer Zeit. Die Frauenzimmer ſind in ihrer Jugend: Frühlings-Engel, und die Männerzimmer: Frühlings-Bengel.

Was thun wir als Frühlings-Bengel? Wir üben uns in den ſieben freien R-Künſten des Lebens: Raufen, Rauchen, Reiſen, Reiten, Renommieren, Raiſonnieren, Rezenſieren

Lieben die Männer im Frühlinge ihres Lebens?

O nein, sie liebeln, sie sind verliebt, sie lieben so zu sagen bis über den Kopf, weil sie noch nichts im Kopfe haben. Liebe, wahrhafte Liebe, kennt nur der Mann, der den Frühling des Lebens zurückgelegt hat.

Die Treue ist keine Frühlingspflanze. Die Treue ist eine Herbstfrucht; sie ist das Rebenblut der Liebe, lange gezeitigt an der hochstehenden Sonne des Lebens.

Leidenschaftliche Liebe ist eine Frühlingsrose bald zerflattert; innige, dauernde Liebe ist eine Spätpflanze, die dann für's ganze Leben in unserm Herzen überwintert!

Fort mit dem Frühlingsleben, fort mit der Frühlingsliebe der Männer!

Und nun die Frühlings-Engel!

Was ist ein Mädchen in seinem Frühlinge? Nichts als ein schönes Augen-Nichts (nihil-album). Was liebt ein Mädchen im Frühlinge, in jenem zarten Alter, wo die ersten Rosen auf den Wangen blühen, und die ersten Nachtigallen in dem Busen schlagen? Sie liebt einen Kourmacher und einen Schneider! In ihrem Herzen wohnt die Modiste neben dem Geliebten! Ein Gedicht und eine Guirlande ist ihr eine gleiche Weise! Ein guter Tänzer lebt so lange in ihrem Herzen als ein treuer Liebhaber! Die Liebe dieses Frühlingsengels ist ein Einfall, ein Märzstrahl, ein Aprilblick, eine Grille. Ihre Neigung ist Laune, ihre Liebe Caprice, ihre Anhänglichkeit Eigensinn.

Ein Mädchen im Lebens-Frühlinge kann nicht lieben, es kann sich lieben lassen, es kann heute an jenem Gefallen finden, und morgen an einem andern, es möbliert sein Herz wie seine Garderobe, und es zieht Neigungen und Männer an, wie Moden und Handschuh!

Nur ein Frauenzimmer, welches anfängt aus dem wetterwendischen, aprilmäßigen, launenvollen Frühlinge in die sommerliche Zone überzugehen, kann lieben, kann treu sein!

Fort mit dem Frühlingsleben, mit der Frühlingsliebe der Frauenzimmer!

Fort also mit allen Frühlingen! Werft sie hinaus diese falschen Würfler, diese Heuchler, werft sie hinaus aus der ganzen Wesenheit, und werft ihnen nach alle Frühlingsdichter, alle Frühlingsluren und alle Frühlingsempfindungen! Keinen Frühling und kein Frühlings-Zeug, bloß Sommer und weiße Sommer-Pantalons!

Va banque, dem Frühling!

Dr. Henschel, das Manuskript-Skelett.

Dr. Henschel hat Medizin studiert, das heißt, er war immer der Erste, der die Zweite bekam und einer der letzten, die am ersten wieder repetierten. Er war auch nicht ein einziges Mal gegenwärtig, wenn er eine Absenz bekam, und war einer der Fleißigsten, sobald die Ferien angingen.

Durch Geduld und Zeit aber überwindet man alles. Alles begreift auch zweite Klassen, Absenzen und Repetitionen in sich. Dr. Henschel überwand also alles, ging nach Pavia, besah die Larve Rolands in der Domkirche, badete in dem Ticino, und da Karl der Große gerade zufällig so gütig war, daselbst eine Universität ad usum privatum des Herrn Dr. Henschel zu stiften, so machte dieser in der Geschwindigkeit, in der man nicht viel gefragt wird und noch weniger viel, oder noch viel weniger zu antworten braucht, sein Rigorosum.

Herr Dr. Henschel kehrte also, zur Freude und zum Augentrost aller, die eine starke Zuneigung zu Absenzen und eine starke Abneigung zu Frequenzen haben, als graduierter Doktor von Pavia zurück.

Zum Unglück für den Herrn Dr. Henschel pflegen die gesunden Menschen keinen Arzt zu rufen, und die Kranken haben gesunden Menschenverstand genug, um sich Ärzte zu rufen, die mehr berühmt durch ihr Wissen, als berüchtigt durch ihre Absenzen und bekannt als Reisende nach Pavia sind.

Herr Dr. Henschel fing also seine Praxis bei einigen Patienten an, an welchen schon viele mit Unglück laborierten, nämlich bei den Musen!

Er sah den kranken Zustand unserer Musen und beschloß sie zu kurieren! Kurz, Dr. Henschel wurde ein Dichter! Der Himmel steh' uns bei!

Er schrieb lange Gedichte auf Konzept- und Rezept-Papier! Zum Beispiel:

R. (Kann heißen „Rezept oder auch Romanze".)

Alſo: R. Schmerz und Herz Dr. jj.
Luſt, Bruſt Dr. j.
Röte, Flöte Unc. β.
Solv in acq. lacry. Nach Bericht.
Dr. H.

Solche Rezepte bringen zwar nie einen Menſchen um, aber ſie bringen zuweilen, wie der Wiener ſagt, ein Vieh um!

Bei einem Verſifex kommt es faſt noch mehr auf die Praxis an, als bei einem Arzt. Wenn ein ſolcher Verſe-Spekulant einmal fünfzig ſolche Rezepte geſchrieben hat, ſo geht das dann im buchſtäblichen Sinne des Wortes: wie geſchmiert.

Herr Dr. Henſchel gehörte zu jenen ehrwürdigen Ärzten, die gar nichts gegen ein Konſilium haben und ſogar ſelbſt dazu auffordern.

Die Muſen ſchienen dem Herrn Dr. Henſchel beſonders krank, und er verſchrieb ihnen nicht das kleinſte „Wiener Trankel“ ohne Konſilium! Leider war ich immer derjenige, welchen er zu Rate zog, und dem er alle ſeine Rezepte vorlas, und ſeitdem ich das Unglück habe, auch „Apotheker“ zu ſein, das heißt, Redakteur eines Blattes, in dem er ſeine Rezepte gerne machen ließe, bin ich der ewige und alleinige Konſulent bei ſeinen inkurabien Patienten!

Wenn ich nicht gerade den Schnupfen habe, ſo beſitze ich eine feine, wenn auch breite Naſe. Juchten und Manuſkripte rieche ich auf zwanzig Ellen ſchon! und ſo riech' ich den Herrn Dr. Henſchel ſchon, wenn er noch auf der Treppe iſt; denn Dr. Henſchel iſt nicht ein Menſch, der ein Manuſkript mit ſich bringt; auch nicht ein Menſch der vielleicht zwei Manuſkripte in der Taſche hat; und auch kein Menſch, der verſchiedene Manuſkripte bei ſich trägt; ſondern Dr. Henſchel iſt ein förmliches Manuſkripten-Skelett; ein Formular von einem Menſchen, mit Manuſkripten befleiſcht; alles an ihm iſt Manuſkript: Fleiſch, Haut, Adern, Sehnen, Nerven u. ſ. w.

Wenn er ſich bewegt, kniſterts wie ein altes Pergament; wenn er ſich niederſetzt, knittert es wie eine Papyrusrolle; und wenn er ſich bückt, ſo krachts und knackts um alle ſeine Glieder.

Zu allererſt nimmt er ein Manuſkript aus dem Hut; es ſind Verſuche aus früherer Zeit, über die er meinen Rat wünſcht; dann kommt ein Manuſkript aus der Bruſttaſche: „Lyriſche Tändeleien“, über die ich meine Anſicht ſagen ſoll; dann kommt aus der hintern Rockſchooßtaſche ein Manuſkript: „Entwurf eines Luſtſpiels“, worüber ich meine Meinung abgeben ſoll; dann kommt ein Manuſkript aus einer andern ähnlichen Taſche: „Dritter Geſang eines Epos“; dann kommt ein Manuſkript aus der Weſtentaſche, dann ein Manuſkript aus der Uhrtaſche, dann kommt die Brieftaſche und aus ihr ein Manuſkript: „Epigrammatiſche Haarnadel-

eien", und ſo zaubert Herr Dr. Henſchel wie ein zweiter Bosko Manuſkripte aus ſich, aus ſeinen Taſchen, und aus ſeinen Manuſkripten ſelbſt wieder andere Manuſkripte heraus. Mir ſchwindelt! Wie der Beſen von Goethes Zauberlehrling holt er immerfort Manuſkripte um mich her; mir flimmerts vor den Augen, ich erwarte, daß er ein Manuſkript aus dem Naſenloche zieht, ein Manuſkript aus den hohlen Zähnen, ein Manuſkript aus den Ohrgehängen u. ſ. w.

Dabei lächelt Dr. Henſchel ſelig und ſagt nichts, als: „Nur noch dieſe Kleinigkeit!"

Die unbegreifliche Gastfreundschaft.

Es war in einer jener norddeutschen Städte, wo die Natur sehr viel Sand und sehr wenig Gemüt gedeihen ließ, und wo daher auch die Mohr-, weißen, Wasser- und Stockrüben besser und häufiger gepflegt wurden, als Herzlichkeit, Innigkeit und Gastfreundschaft.

In dieser Stadt hatte der liebe Himmel den Bankier X. gesegnet mit Geld und Gut, und damit er in seinem irdischen Glücke nicht übermütig werde, segnete er ihn auch mit einer Frau und sieben Töchtern.

Töchter haben, ist an und für sich ein geborener Hang zur Schwermut; sieben Töchter haben, ist ein natürlicher Beruf zur inkurablen Melancholie.

Indessen: die Töchter waren schön, der Vater reich und die Mutter kurzsichtig, drei Umstände, welche ganz geeignet waren, den Besuch in dem Hause zu dem angenehmsten zu machen, und so fanden sich denn immer junge Schäfer genug ein, welche die sieben fetten Kühe auf die große Weide des Kourmachens austrieben und mit ihnen abweideten die ganze Wiese der Galanterie.

Unter diesen Schäfern war auch ich; nicht etwa um eine jener Kühe am Abende des Kourmachens heimzutreiben in meinen Stall, denn ich hatte keinen eigenen Stall und auch sonst gar nichts von jenen fetten Heu- und Grasgaben der Natur, die nötig sind, um mich für eine appetitliche Ehewiese zu halten; allein der Winter im Norden ist sehr kalt, das Holz ist teuer, in dem Gesellschafts- und Speisezimmer des Bankiers X. war es immer so schön warm und in der Gesellschaft dieses Siebengestirns befand man sich immer in einer Art von angenehmer und der Gesundheit zuträglicher Transpiration.

Es ist bekannt, daß die Musen viel Rosen und Vergißmeinnicht, aber wenig Brennholz abwerfen, und daß die Musensöhne die heißesten Herzen und die kältesten Füße haben.

Da ich von dem Speise- und Gesellschaftszimmer des Bankiers X sprach, so muß ich dabei bemerken, daß das identische Begriffe und dieselben Personen waren, man speiste im Gesellschaftszimmer und gesellschaftete im Speisezimmer.

Wenn ich sagte „man speiste", so muß ich wieder dabei bemerken, daß ich nicht aus historischen Quellen schöpfte, sondern aus Traditionen, aus Sagen, die sich mündlich im Publikum fortpflanzen. Augenzeuge war nie jemand, ob bei dem Bankier X. je gegessen wurde, und was gegessen wurde. Die Familie betrieb dieses Geschäft im Geheimen, gehüllt im tiefsten Schleier; nie war eine fremde Person Zeuge dieses Schauspiels, nie wurde ein Uneingeweihter zu diesen Mysterien zugelassen.

Was das ist, „einen Gast zu Tische bitten", kannte die Familie nur dem Hörensagen nach. Herr X. hatte den Grundsatz: „nur der ist gastfrei, der frei von allen Gästen ist!"

Herr und Madame X., sieben Töchter, vier Söhne und eine alte Tante, welche zugleich Erzieherin der fetten Plejaden war, sie setzten sich ewig und immer ganz allein an den Eßtisch, und so lange der Mond die gehörnte Sichel in den glänzenden Scheiben der dicken Wangen der sieben Töchter abspiegelte, hat kein fremder Mund sich in ihr stilles Geschäft am Tische gemischt.

Ich war immer willkommen im Hause, denn die Mutter hielt mich für ganz ungefährlich, die Töchter wollten sich immer zu Tod lachen über meine possierlichen Einfälle, und der Vater, glaube ich immer, duldete mich gerade dieses letzten Umstandes halber.

Ich kam immer eine Stunde vor Tische, entweder abends oder mittags: nie, nie sagte Jemand zu mir: „Bleiben Sie zum Essen da." Je näher die große Abfütterungsstunde kam, desto besorglicher wurden alle Mienen, Herr und Madame X. scharrten mit den Füßen wie Schweizer-Vieh, wenn ein Gewitter in den Firnen steckt. Die sieben Töchter gingen unruhig im Kreise herum, als ob sie Kolik hätten. Die Luft selbst wurde schwül, bis ich mich erhob, um zu gehen; und wenn ich sagte: „Sie wollen wohl essen? Jetzt geh' ich!" glänzte das Antlitz des Herrn X. wie ein Seidenhut nach dem Regen. Madame X. lächelte freundlich wie eine geknickte Schmalzblume, und die sieben Töchter wimmelten selig untereinander wie sieben Öl-Fettaugen auf einem Essigsalat.

Zwei Jahre nacheinander besuchte ich die sieben Töchter des Herrn X. Ich wurde dadurch nicht fetter, und sie nicht magerer; nie wurde ich zum Essen eingeladen, und wenn mich nicht zuweilen am Abend, wenn ich hinkam, ein Zugemüseduft, der noch von dem geheimen Mittagsopfer im Zimmer herumzog wie eine Weihrauchwolke, und ein Nachglanz auf den vierzehn Wangen der Töchter, der lieblich leuchtete wie der belohnte Hunger, überzeugt hätten, daß hier gegessen wurde, gegessen mit Frakturzähnen, so würde ich immer mehr geglaubt haben, daß man in diesem Hause gar nicht an die Existenz des Magens glaube.

Ich kam zuletzt auf den Gedanken, die Familie esse gar nicht mit dem Munde. Vielleicht, dachte ich bei mir, gab ihnen die

Natur andere Auſſaugungs- und Einſaugungs-Teile. Die Bäume eſſen mit den Blättern, die Blumen auch mit den Staubfäden, vielleicht ſpeiſt dieſe Familie mit den Poren, mit den Augenbrauen, mit dem Ohrläppchen; wer kennt alle Kapricen der in ihren Schöpfungen ſo bizarren Natur?! Falſche Scham hält dieſe Familie zurück, je vor andern Leuten zu eſſen! So dachte ich.

Eines Tages, es war im Jahre 1826, am 15. Dezember, kam ich wie gewöhnlich um zwölf Uhr Mittag. Ich blieb immer, bis ſich die der Abfütterung vorhergehenden Symptome einzuſtellen pflegten, nämlich allgemeine Bewegung, auf die Uhr ſehen, in die Ohren ziſcheln u. ſ. w. Heute kam nichts von allem dem. Eine beſondere Zuthunlichkeit der ganzen Familie drängte ſich an mich, ſie war nie ſo freundlich geweſen; die ſieben Töchter ſchwammen um mich herum wie ſieben Karpfen um einen Semmelbrocken. Die Mutter blinzelte mit den Äuglein wie eine Eidechſe, wenn man ihr auf den Schwanz tritt, und Herr X. ſah ſo ſchlau aus wie eine Charade, welcher die Auflöſung vorgedruckt iſt.

Mir wurde unheimlich; ich ahnte, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe; ich griff eilig nach dem Hut, darauf ſagte ich mein Troſtſprüchlein auf:

„Sie wollen wohl eſſen? Jetzt geh' ich.“ Allein Himmel! Welche Begebenheit! Das Unerhörteſte iſt geſchehen! Nicht möglich und doch geſchehen! Herr X. fuhr auf mich zu: „Wollen Sie nicht einen Löffel Suppe mit uns eſſen?“ — Ich blieb ſprachlos ſtehen. Hatt' ich recht gehört? „Eſſen?“ „Mittageſſen?“ „Mit uns eſſen?

Es mußte etwas Ungeheures vorgegangen ſein!

Ich war ſtarr vor Erſtaunen und konnte kein Wort hervorbringen. Madame X angelte mit der Hand nach mir wie eine Angel nach einem Weißfiſch. „Ach ja, Sie ſind heute unſer Gaſt!“ — Ich rieb mir die Augen, die Ohren, die Naſe, ich wußte nicht, ob ich träume, wache. Die ſieben Töchter umringten mich auch, und aus allen Sieben ertönte es auf einmal wie aus ſieben Bierflaſchen, von denen der Stöpſel zu gleicher Zeit losging: „Ach ja, Sie eſſen heute Mittag bei uns!“

Dabei nahm man mir Hut, Stock und Handſchuh aus der Hand, und ich blieb faſt willenlos. Gewiß, es lag eine große Urſache, ein unerforſchliches Geheimnis zu Grunde, und ich beſchloß, es zu erforſchen, und wenn es mein Leben koſten ſollte.

Man ſpeiſte, man ſpeiſte gut, mit Fleiß und Ausdauer, mit aller deutſchen Biederkeit und jener gelehrten, zähen Unermüdlichkeit, die man an deutſcher Philoſophie und Eßluſt gewohnt iſt. Die Familie aß wie alle Menſchen, nirgends eine Abnormität! Die ſieben Töchter freilich, die aßen jedes Gericht dreimal: erſt verſchlangen ſie es mit den Augen, dann verſchlangen ſie es mit der Naſe und dann erſt mit dem Munde; dafür geſchah dieſes

Letzte aber auch so schnell, dafür wurde das Gericht mit einer solchen Blitzesschnelle von der Zunge zum Magen übergeführt, daß es nicht einmal Zeit hatte, ein kleines Legat an die Zähne auszuwerfen. Dies Essen war zu Ende, alles in Ordnung, man war fröhlich und guter Dinge, nirgends konnte ich die Ursache dieser unerhörten Gasteinladung erforschen.

Ich nahm gerührt Abschied von der ganzen Familie, sie war freundlich und lieb bis zum letzten Augenblicke.

Ich ging, in Gedanken damit beschäftigt, die Ursache dieser außerordentlichen Erscheinung aufzuspüren.

Im Vorzimmer gab mir das Stubenmädchen meinen Mantel um.

Dieser Moment war immer einer der interessantesten bei dem Bankier X. Es war ein allerliebstes Wesen, und so konnte kein lebendes Wesen den Mantel nach dem Wind und um die Schultern hängen, als sie. Da ich ihr beim Weggeben stets entweder die Hand selbst, oder etwas in die Hand drückte, welches Letzte mehr Eindruck auf sie zu machen schien, war sie mir sehr gewogen, und schüttete manches Familien-Geheimnis in meinen Busen und in meinen Mantel aus. Heute lächelte dieses Stubenmädchen ein Lächeln, in welchem viel „Drolliges“ lag, aber Drolliges frisch und lustig, nicht alt und abgeschmackt.

Ich gewahrte das, drückte ihr die Hand beträchtlich und etwas Beträchtliches in die Hand.

Meine Druckkosten wurden reichlich belohnt. „Wissen Sie, Herr Doktor,“ sagte sie, „warum Sie heute hier speisten?“ — — „Ach, Engel! sage es mir doch!“ erwiderte ich. — „Nun,“ sagte sie, „die alte Tante ist krank und konnte nicht zu Tische kommen. Die Familie ist ungeheuer abergläubisch; ohne die Tante wären sie dreizehn bei Tische gewesen, und, ihrer Meinung nach, hätte jemand von ihnen sterben müssen. Sie mußten also der Vierzehnten machen!“

Dr. Eisenkorn, das Tausendsapperment-Talent.

Talentvolle Menschen haben gewöhnlich nur zu diesem oder jenem Talent. Niemand hat zu allem Talent Es giebt aber Menschen ohne alles Talent, die zu allem Talent zu haben glauben, die sich an alles wagen, in allem versuchen, in jedem Genre zu jeder Zeit für jedermann zu arbeiten bereit sind; kurz, es giebt Menschen mit einem Tausendsapperments-Talent

Dr Eisenkorn ist ein solches Universal-Talent. Er arbeitet mit jedem der zehn Finger für eine andere Unsterblichkeit! Er schlitzt sich wie ein Pelikan die Brust auf und tränkt mit seiner Herztinte alle seine literarischen Kinder. Er ist Mitarbeiter an allen bestehenden Zeitschriften, Korrespondent in allen Journalen, intim mit allen Schriftstellern, in genauer Verbindung mit den ausgezeichnetsten Zeitgenossen, Vertrauter und Ratgeber aller Kunst- und Theater-Direktionen, unzertrennlicher Gefährte und Hausfreund aller Künstler, Sänger, Tänzer, Tänzerinnen u. s. w.

Wenn er aufsteht, so raucht er eine Zigarre und schreibt eine Ode an das Morgenrot; dann frühstückt er und schreibt eine Humoreske über den Kaffee! dann wäscht er das Gesicht mit der linken Hand und schreibt mit der rechten eine Satire; dann wäscht er das Gesicht mit der rechten Hand und schreibt mit der linken ein Sonett; dann liest er die Theaterzettel und schreibt ein Trauerspiel; dann läßt er sich rasieren und diktiert eine Novelette; dann zieht er seinen Schlafrock an und schreibt ein Epigramm; dann geht er auf und ab und schreibt eine Charade; dann wirft er sich in den Schreibsessel und schreibt Liebeslieder; dann stopft er sich eine Pfeife und schreibt eine Ballade, kurz, er schreibt alles für alle, an alle, auf alle: dann schickt er die Charade an jene Redaktion, die Ballade an eine zweite, die Ode an eine dritte, das Sonett an eine vierte u. s. w. Dann fliegen die Briefe nach Ost, West, Süd, Nord, und immer heißt es: „Zwar kann ich meine Zeit nur selten zu literarischen Werken verwenden, allein den kleinen Raub an meiner Zeit bin ich so frei u. s. w.“

Darauf geht Dr. Eisenkorn aus.

Die Thätigkeit und Vielseitigkeit, die er in seinem Zimmer à

la camera entfaltete, iſt nichts, iſt ein einſeitiges Ding gegen die ungeheure, raſtloſe und alle Gegenſtände umfaſſende Rüſtigkeit und Allſeitigkeit, die er nicht nur in den Beſuchen zu allen Redaktionen, Direktionen, Ambitionen, Hiſtrionen u. ſ. w. entwickelt, ſondern auch in den furchtbaren Streifzügen, die er auf der Straße, im Gehen, en passant zu Wege bringt!

Auf dem Hauptplatze begegnet er einem Redakteur. „Ach, mein Liebſter! für Sie hab' ich ein köſtliches Aufſätzchen! Nicht gar groß, ſo in zehn, zwölf Fortſetzungen; Herr N N., Redakteur des Soundſo, wollt' es haben, allein Sie wiſſen, ich geb' es lieber in Ihr Blatt u. ſ. w."

Zehn Schritte weiter begegnet ihm N. N., der Redakteur des Soundſo, er umarmt ihn: „Soeben dacht' ich an Sie, mein edler Freund, ich hab' für Sie ein köſtliches Aufſätzchen! Ein epiſches Gedicht in ganz neuer Form, noch gar nicht dageweſen! Nicht groß, gar nicht groß, fünfundzwanzig zwölfzeilige Strophen. Herr P. P., Redakteur von Soundſo, hat's zufällig bei mir geſehen und wollt' es mit Gewalt einſtecken, allein ich hab's einmal Ihnen beſtimmt; ich mag dem P. P nichts geben u. ſ. w."

Um die Ecke herum ſtößt er auf P. P., ſchüttelt ihm die Hand: „Grad' recht, mein Teurer, für Sie hab' ich was, ein köſtliches Aufſätzchen! „Humoriſtiſche Lebensgeſchichte einer Leberbirne", nicht gar zu groß, ſechzehn kleine Kapitelchen. Ich hab's geſtern in einer Geſellſchaft geleſen, wo auch Z. Z., der Redakteur des Soundſo war; der hätt' mich bald inſultiert, daß ich es ihm nicht geben wollte u. ſ. w."

In der nächſten Gaſſe ſtößt er auf den Balletmeiſter der großen Oper: „Zu Ihnen wollt' ich eben, mein Verehrter, ich habe ein köſtliches Programm zu einem romantiſchen Ballette: „Terpſichorens Triumph", oder: „Die geheilte Leberverhärtung". Das iſt ein höchſt romantiſches Sujet; ich habe darin eine Gruppe von Allopathen und Homöopathen tanzen laſſen, die außerordentlich pittoresk iſt u. ſ. w."

Der Balletmeiſter empfiehlt ſich dankend, und Dr. Eiſenkorn ſetzt ſeinen Zug fort; da kommt ihm der Ballettmeiſter der großen Oper in den Wurf: „Ach, guten Morgen, ein gutes Vorzeichen! Hören Sie, mein Hochgeſchätzter, für Sie habe ich einen herrlichen Operntext! heroiſch-romantiſch:
„Mutter und Elefant", oder: „Wahre Liebe überwältigt Beſtien".
Das ſind Gemüts-Szenen! Affekte! Abwechslung! Sie mit Ihrem Talente und dieſer Text, ohne mir zu ſchmeicheln, das wird was ganz Neues u. ſ. w."

Kaum hatte ſich der beglückte Kapellmeiſter aus ſeinen Armen geriſſen, ſo führt der boshafte Gott des Zufalls ihm einen Direktor eines Volkstheaters zu: „Ach himmliſch! mein Verehrteſter! Heute hätte ich Sie auf jeden Fall noch geſprochen! Ich habe

etwas Köſtliches für Sie! Noch gar nie dageweſen! Eine ganz neue Idee, eine neue Geſtaltung der Lokalpoſſe, ein Stück in drei Akten mit einem Vorſpiel, zwei Nachſpielen und drei Zwiſchenakt-Spielen unter dem Titel:

„Hi-Hi! — Mi-Mi! — Bi-Bi! lauter Allegorie!“ oder: „Das bezauberte Grieszweckerl.“

Eine nichtparodierende Parade-Parodie, in willkürlichen Aufzügen. Das macht Ihnen wenigſtens ein Paar hundert volle Häuſer, ohne alle Ausſtattung, bloß das Stück u. ſ. w.“

Der Direktor umarmt ihn ganz erſchrocken, empfiehlt ſich und ſiehe da, Herr Eiſenkorn hängt ſchon wieder an einem berühmten Schauſpieler: „Guten Morgen, mein Beſter, ich dachte eben an Sie; ich höre, Sie wollen im nächſten Konzert deklamieren? Da hab' ich was Köſtliches für Sie! Eine Ballade voll Effekt:

„Die große Pauſe der Natur nach dem Untergange der Welt!“

Da haben Sie Gelegenheit, Gefühl, Herz und Lunge zu zeigen! Da ſind Stellen, Stellen, wo ich zerſprungene Feuerberge redend einführe, und wo das ausgetrocknete Weltmeer nach einem Tropfen Waſſer lechzt, das muß Furore machen u. ſ. w.“

Kaum wendet ſich der betroffene Schauſpieler zum Abſchiede um, ſo hat Herr Eiſenkorn ſchon wieder einen Theaterdirektor erwiſcht: „Ergebenſter Diener! Für Sie hab' ich was Köſtliches! Da hab' ich dieſe Woche in einer müßigen Stunde fünfundſechzig neue Stücke aus dem Franzöſiſchen überſetzt; eigentlich nicht überſetzt, ich überſetze nicht, bearbeitet, frei bearbeitet; eigentlich nicht bearbeitet, bloß mitgeteilt, mitgeteilt; eigentlich nicht mitgeteilt, ich mitteile nicht, ſondern bloß nach der Idee, nach der Idee, nach fünfundſechzig Ideen! Sie werden alle gewiß ſehr gefallen u. ſ. w.“

Noch bei dem letzten Worte ſtürzt Herr Eiſenkorn auf einen andern Mann zu, es iſt ein Lieder-Kompoſiteur: „Ach, mein Charmanteſter, für Sie hab' ich was Köſtliches! Ganz für die Muſik! Ganz lyriſch, echt muſikaliſch:

„Schnupfen und Seufzer, eine Serenade im Schneegeſtöber.“ Ich ſag' Ihnen, das ſingt ſich von ſelbſt; das werden Sie himmliſch komponieren! u. ſ. w.“

Kurz, Dr. Eiſenkorn iſt überall zu leſen, zu finden, zu ſehen, gedruckt in großen, kleinen und mittleren Lettern, über und unter ſeinen Aufſätzen, mit deutſchen, lateiniſchen und gothiſchen Buchſtaben; er ſchreibt „Geſammeltes“ — „Gefundenes“ — „Erbeutetes“ — „Aufgeſchnapptes“ — „Zuſammengetragenes“ — „Fremdes und Eigenes“ — „Steinchen“ — „Buntes“ — „Scherben“ — „Späne“ — „Splitter“ — „Zahnſtocher“ — „Kurioſa“ — „Körner“ — „Pillen“ — „Fidibus“ u. ſ. w. und unter jedem Worte breit und klar: Dr. Eiſenkorn.

Er ſchreibt als Anekdote:
„Berthold Schwarz hat das Pulver erfunden.“
Dr. Eiſenkorn.

Als Miszelle:
„Horaz hat geſagt, man ſoll erſt nach neun Jahren ſein Werk drucken laſſen.“ Dr. Eiſenkorn.

Als Aphorisme:
„Hamlet ſagt: Sein und nicht ſein, das iſt die Frage.“
Dr. Eiſenkorn.

Als Gedankenkäſtlein:
„Bevor Dr. Jenner das Impfen entdeckte, gab es mehr Menſchen mit Blatternarben, als jetzt.“ Dr. Eiſenkorn.

Als Eingeholtes:
„Shakeſpeare iſt alt und doch neu!“
Dr. Eiſenkorn.

Als Nüſſe für ſchöne Zähne:
Rätſel: „Wo haben die erſten Menſchen den Löffel angefaßt?“
Auflöſung: „Beim Stiel! Ha! ha! ha!“
Dr. Eiſenkorn.

Und dennoch, dennoch, — o unbegreifliches Wunder der Leſewelt! — bleibt Dr Eiſenkorn der Leſewelt unbekannt!

Es iſt ein Unglück, ein Talent zu allem, ein Univerſal-Talent zu haben!

Herr Schniffelfeld, der Naturforscher.

Herr Schniffelfeld pflegt mich zuweilen zu besuchen. Wenn ich sage, er pflegt mich zu besuchen, so verstehe ich darunter, daß er zuweilen alle meine Mobilien, meine Bilder, meine Bücher, meine Büsten, meine Porte-Bijoux u. s. w. untersucht, ergründet, und die Naturgeschichte aller meiner liegenden, hängenden und herumfahrenden Effekten studiert!

Herr Schniffelfeld kommt ins Zimmer; mit dem ersten Entrechat sagt er: „Ah, guten Morgen! Wie gehts?" und mit dem zweiten Schritte ist er an meinem Mitteltische, ergreift ein da liegendes Manuskript, schlägt den Titel auf, und nun beginnt die Naturforscherei:

Er. Von wem ist dies Lustspiel?

Ich. Ja! von einem Ungenannten.

Er. Wird es aufgeführt werden?

Ich. Kann sein.

Er. Ist das des Verfassers Handschrift?

Ich. Ich weiß wahrlich nicht.

Er. Hübsch geschrieben.

Ich. Recht hübsch.

Er. Und schönes Papier.

Ich. Recht schön, u. s. w.

Nach dieser Untersuchung stürzt sich Herr Schniffelfeld auf einen ausgestopften Nußhäher, der eine Feder im unde hat. Er fängt die Naturforscherei an: „Das ist ein Nußhäher!" Ich nicke schweigend: Ja. — „Die Augen sind eingesetzt." Ich nicke schweigend: Ja. — „Die Feder ist recht hübsch angebracht!" Ich lächle holdselig. — „Eine gute Idee!" Ich sage: Passiert! Er fährt fort: „Sie stopfen jetzt recht gut aus!" und hat schon mein Siegel in der Hand: „Hübsch gestochen!" Da ich darauf nichts erwidere, drückt indessen Herr Schniffelfeld an meine Zündmaschine und sagt: „Sie geht recht gut! das ist mit Phosphor!" Dann zündet er meinen Wachsstock an, nicht ohne dabei zu sagen: „Ein tüchtiger Kerl von einem Wachsstock!" nimmt mein Siegellack, liest darauf: „Patent-Lack", reibt es am Tuch-Ärmel, dann nimmt er Papier, läßt das Siegelwachs schmelzen, drückt mein Siegel darauf, führt es an die Augen und sagt: „Das drückt sich recht deutlich aus!"

— Kaum iſt Herr Schniffelfeld mit dieſem Experiment fertig, ſo ſtürzt ſich ſeine naturforſchende Wißbegier von der Wappenkunde auf die Blumiſtik. Er ergreift ein Glas mit Blumen, das auf meinem Tiſche ſteht, führt es mit einem genialen Schwunge an die Naſe und ſagt: „Vortrefflich riechen ſie!“ Dann reibt er eine Reſede zwiſchen ſeinen Fingern und führt dieſe wieder an ſeine Naſe, indem er ſelbſtzufrieden, lächelnd ſagt: „Die Blumen haben gewiß was zu bedeuten!“ Ich lächle ganz aufgelöſt. Indeſſen geht die unermüdliche Unterſuchungsluſt des Herrn Schniffelfeld von der Blumiſtik wieder zur Mineralogie über. Er ergreift meine Uhrkette mit den Petſchaften, dreht ſie hin und her, haucht ſie an, läßt ſie im Lichte ſpielen und ruft aus: „Das iſt ein Rubin balé, und das ein Carneol.“ Darauf lieſt er, was auf ihnen geſtochen iſt: „Recht ſinnig! Sie ſind ein Vokativus!“ Ich lächle wieder wie nach einer Kamillen-Infuſion. „Der Carneol iſt nicht ganz rein! Ich habe auch einen, der iſt hübſcher!“ — und, bums! auf einmal iſt er über meinen Wandkorb geraten! — „Der ſcheint gehäkelt zu ſein? oder tambouriert? Ich glaube, es iſt Seiden-Toque; die Idee iſt nicht übel: ich möchte wiſſen, ob es ſelbſt gemacht, oder ob es gekauft iſt?“ Ich geſtehe meine Unwiſſenheit, und Herr Schniffelfeld ſtürzt ſich auf die Fiſchkunde, er macht ſich über mein Glas mit Goldfiſchen, nimmt das kleine Netz und fährt hinein: „Ach, die lieben Tierchen! Da iſt ein gefleckter! Die müſſen alle Tage Waſſer bekommen! Haben Sie ſie geſchenkt bekommen? gekauft? Halten ſie ſich lange? Wie lange haben Sie ſie ſchon?“ Er hört aber meine Antwort gar nicht an, ſondern er hat ſich ſchon meines Perſpektives bemächtigt, zieht es aus, macht das Fenſter auf und verſucht es: „Das iſt ein gutes Glas. Ich hab' auch eins: aber auf dieſem ſeh' ich beſſer. Es hat keine Farbenränder. Ein gutes Glas iſt ein Glück! Da drauf ſehen Sie die Schauſpieler durch und durch!“ Darauf lacht er ungeheuer naturforſcherlich, und ich begleite dieſes Gelächter mit einem diskreten weinſäuerlichen Lächeln. Plötzlich dreht ſich Herr Schniffelfeld zu meinem Büſtenſchrank und ruft aus: „Gyps!“ Dann faßt er Goethe beim Hals, Schiller bei der Naſe, Mozart läßt er auf der freien Hand ſtehen, Haydn trägt er zum Fenſter hin, dem Sophokles guckt er von unten in die Luftröhre hinein, und dem Apollo vom Belvedere bläſt er den Staub aus den Augenwinkeln. Unglücklicherweiſe hängt auf dem Kopfe einer bronzenen Niobe ein nettes, blaues Käppchen, und — hier iſt Stoff zu Unterſuchungen, zu Forſchungen, zu Meinungen! „Ein allerliebſtes Käppchen! blau und weiß! Ha, Treue und Unſchuld! Ha ha ha! Und auf der Niobe! Das hat was zu bedeuten! Ja, bei Ihnen iſt alles mit Beziehung! Niobe! Ein Käppchen! Ein Käppchen auf der Niobe! Eine bronzene Niobe mit einem blauen Käppchen! Kurios! recht kurios! Warum grad' auf der Niobe! Sonderbar!“ Herr

Schniffelfeld wäre noch nicht fertig, wenn nicht plötzlich ein gesticktes Tableau mit der Unterschrift: „Die Maske, am 8. Februar“ seinen Eifer und seine Wißbegier aufgeregt hätte! „Die Maske? die Maske? Welche Maske? Aha, eine Maske! am 8. Februar? Was ist denn am 8. Februar? Wissen Sie, von wem es ist? Wann haben Sie's bekommen? Was stellt es eigentlich vor? Die Maske! am 8. Februar! Hum! kurios! Bei Ihnen sieht man kuriose Sachen!“ — Darauf greift er nach meinem Hut, nimmt die Handschuhe heraus, dreht sie um und liest: „Jaquemar! Ja, Jaquemar! Ich trag' auch Jaquemar! — Aha, da sind sie aufgerissen; Sie müssen erst hineinblasen, bevor Sie sie anziehen, sehen Sie, so —“ nun bläst er in die Handschuhe, wirft sie dann weg, um nach meinem Stocke zu greifen: „Ein spanisches Rohr! Ein hübscher Stock! Der Knopf oben recht hübsch! Echtes Gold oder vergoldet? Recht massiv! Etwas schwer, aber recht stattlich!“ Darauf giebt er sich wieder eine kühne Wendung an meinen Schreibtisch, ergreift das Federmeiser und sagt: „Eine echt englische Klinge! Schneidet sie gut?“ Dann nimmt er eine Feder und probiert sie; plötzlich fällt ihm ein: „Ich muß doch sehen, ob ich mit Ihren Federn schreiben kann!“ Er nimmt meine Feder, setzt sich in meinen Arbeitssessel, ergreift meine Feder und schreibt, nachdem er erst das Papier untersucht hat und fand, daß es Whatman sei, auf mein Papier einigemal seinen Namen und dann: „Komm, weiße Dame, komm, weiße Dame, komm, weiße Dame!“ Dann lacht er und sagt: „Ihre Federn sind zu spitz! zu spitz! zu spitz!“ Ungeheures Gelächter von seiner Seite, ein [illegible]seliges Lächeln von meiner Seite.

Zum guten Glück meldet mein Diener einen Besuch. Herr Schniffelfeld empfiehlt sich, indem er im Abgehen noch schnell den bei der Thür stehenden Regenschirm in die Höhe hebt, anschaut, biegt und sagt: „Recht fein, recht leicht, aber etwas klein, nur für eine Person! Verstehen Sie mich? Nur für eine Person!! Ha! ha!“

Winter-Opfer und Geſellſchafts-Geiſeln.

Der tanzende Nachtlöhner.

Wenn man ein bischen darüber nachdenkt, woher es kommt, daß zuweilen die ſittſamſten Menſchen in ſchlechten Ruf kommen, daß die unſchuldigſte Frau in üble Nachrede gerät, ſo kommt man auf eine der Haupturſachen: ſchlecht gewählte, leichtſinnige Geſellſchaft. Und der Hang zu dieſen hirnloſen und geiſtloſen Geſellſchaften entſteht aus den drei Suchten der weiblichen Welt: Putzſucht, Gefallſucht, Tanzſucht; das iſt der Poſitiv, Komparativ und Superlativ des Zugrundegehens aller beſſern Frauennatur.

Ich brauche zu meinem heutigen Bilde nur die Tanzſucht allein.

Viele Eltern leiden an einem einfachen Übel, an einer Tochter, die ſie gerne verheiraten möchten, oder an einem doppelten Übel, an zwei Töchtern, oder an einem dreifachen, an drei Töchtern ꝛc.

Gegen dieſes Heiratsübel werden, wie gegen alle örtlichen Ubel, gegen Gicht u. ſ. w., Badekuren und Schweißkuren gebraucht. — Im Sommer geht man auf Badeorte, Karlsbad, Pyrmont, Aachen u. ſ. w., vielleicht gießt ein unſchuldiger Freier das Bad mit dem ſchönen Kinde aus und heiratet es; im Winter aber braucht man Schweißkuren, die ſogenannten Jourfix, oder Hausbälle, oder Picknicks, wo die armen Kandidatinnen des Eheſtandes ſich im Schweiße ihres Angeſichts einen Mann ertanzen ſollen. Zum Heiraten gehören aber Freier, zum Tanzen Tänzer! Die Mädchen können ſich nicht untereinander heiraten, die Mädchen können nicht untereinander tanzen!

Die Tänzer ſind aber jetzt ſo rar, wie die Freier! Den Hof wollen die Männer jetzt den Mädchen machen, aber kein Haus machen ſie ihnen dazu; aufziehen thun ſie die Mädchen fleißig, aber nicht zum Tanz!

„Tänzer! Tänzer! Um Gotteswillen Tänzer!“ Das iſt der Not- und Hilfsruf aller albernen Mütter!

Der Mann jammert: „Kann ich Tänzer aus der Erde ſtampfen? Wächſt mir ein Tanz-Anführer in der flachen Hand?“ Aber das Schrecklichſte der Schrecken iſt eine Mutter in ihrem Wahn!

„Tänzer! der gute Ruf meiner Töchter für einen Tänzer!“

Jeder Bekannte wird also auf Tänzer-Raub ausgeschickt. Ein jeder darf einen Tänzer bringen; ob dieser Tänzer nun reich oder arm, klug oder dumm, gesittet oder lasterhaft, geachtet oder verrufen ist, das gilt gleich, ist er doch ein Tänzer!

Diese Hausfreunde zerstreuen sich nun in Kaffeehäusern, in Bierkneipen, an Straßenecken, in Theatern und rufen: „Ist kein Tänzer unter euch?" Ist einer da, so wird er gefragt: „Tanzen Sie? Tanzen Sie viel?" Dann wird mit dem armen Schlachtopfer ein Pakt geschlossen, er wird als Nachtlöhner gemietet, er muß alles tanzen, mit allen tanzen, die ganze Nacht tanzen!

Das tanzende Opferlamm wird abends schwarz angezogen, eine Rose in sein Knopfloch gesteckt, gelbe Handschuhe bekommt er, und nun wird er in die Gesellschaft, die er nicht, die ihn nicht kennt, geführt. Er präsentiert sein Kreditiv als Tänzer, und weder Mutter noch Tochter, noch die eilfhundert thörichten Jungfrauen, die eingeladen sind, fragen: „Wer ist das, was ist er?" Mag es der ungeschlachtetste Bengel, der hirnloseste Fant, der sittenloseste Roué sein, was thut das? Er ist ein Tänzer!

„Dies eine Wort erschlägt zehntausend Rücksichten!"

Aber dafür muß der arme Mann auch arbeiten! Wie ein Lasttier keucht er unter seinem unsterblichen Beruf!

Er muß die Paare stellen, den Kotillon anführen, die Touren arrangieren u. s. w.; keinen Augenblick darf der Arme rasten, er muß ein perpetuum mobile sein.

Will er einen Augenblick sitzen, so kommt die Hausfrau: „Ach, ich bitte Sie, tanzen Sie doch mit der dicken Frau Z. ein bischen; es fordert sie niemand auf!" Und der arme tanzende Nachtlöhner geht hin und fordert das lebendige Rondeau auf, und

„Tanzet herauf, und tanzet hernieder,
Bis ihm knacken die zerbrochenen Glieder!"

Erschöpft lehnt er sich an eine Stuhllehne, da kommt das Hausfräulein: „Ich bitte Sie, Liebster, ziehen Sie doch das kleine Fräulein dort ein bischen zum Tanze auf, sie ist schon beleidigt." Mit schmerzlicher Resignation geht das Opferlamm hin, zieht das kleine Fräulein auf und walzt wieder wie eine Windsbraut um den Saal herum, läßt sie dann in ihren Sessel hineinfallen und lehnt sich atemlos in die Fenstervertiefung; allein, nein, noch ist dir keine Ruhe beschieden, du weises, thätiges, menschenfreundliches Haupt! Die Frau kommt wieder: „Das Fräulein X. will eine Mazurka tanzen, Sie thun mir die Freundschaft!"

Und der tanzende Nachtlöhner rafft sich zusammen, und rafft eine Mazurka zusammen, und gekocht wie ein Krebs, aber deshalb nicht minder roh, hat er vollendet!

In einer seligen Minute will er seinen heißen Gram an dem

Busen eines Gefrornen ausschütten, da wird zum Kotillon geblasen!

„Auf, auf, mein Tänzer, zu Pferd, zu Pferd!“

Da steht er wieder, verlassen hat er sein Eis, seine Mandelmilch, und neuerdings tanzt er eine Stunde herab.

Wenn die Nacht zu Ende ist, wenn die Lichter ausgebrannt sind, die Mädchen blaß, die Frisuren zerrissen und alles geht, streicht der lendenlahme, abgehetzte Nachtlöhner seinen Dank ein und erhält die dringende Einladung, ja zum nächsten Tanz wieder zu kommen. Wie er fort ist, frägt man sich: „Wer ist denn das?“ Kein Mensch weiß es. Die Hausfrau fragt: „Wer hat ihn denn gebracht?“ Es ist kaum zu ermitteln.

Ein paar Tage später geht ein liebes, sittsames, unschuldiges Mädchen über die Straße; ein verrufener, als sittenlos bekannter junger Mann grüßt sie ganz vertraulich; die Leute, die es bemerken, zucken die Achsel, — und der sagt zu seinem Begleiter: „Mit der steh' ich auf einem kuriosen Fuß!“

Das Mädchen war auf jenem Hausball, und der Begrüßende war der tanzende Nachtlöhner!

„Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären!“

Ich als Beobachter.

Badner Novellette.

Nicht nur der Dieb ſchleicht im Dunkeln, ſondern auch der Wächter.

„Im Dunkeln iſt gut munkeln!“ Was heißt munkeln? Haben meine Leſer oder meine liebenswürdigen Leſerinnen ſchon einmal gemunkelt?

Das Wort „munkeln“ wartet noch auf ſeinen Erklärer! Munkeln iſt vor der Hand eine urbane Umſchreibung von Liebesgeziſchel, Liebesgeflüſter, Liebesgemurmel und Liebesgewinke, Liebeshandlungen und Liebesauskundſchaften. Munkeln heißt auch beobachten, ein „Munkler“ iſt auch ein Späher, ein Verräter. Alſo im Dunkeln iſt gut munkeln, heißt auch: im Dunkeln iſt gut beobachten.

Es war bei der letzten Paſſy-Muſik im Badner Park. Da war ich ein „Munkler“, das heißt ein Beobachter; ich habe im Dunkeln mit mir allein gemunkelt.

Es giebt Menſchen, die, wenn kein Menſch mehr mit ihnen Karten ſpielt, entweder weil ſie zu arm ſind, oder weil ſie ſchlecht ſpielen, oder weil ſie zanken, ſich darauf reduzieren, zuzuſehen, in die Karten zu ſchauen u. ſ. w., ſie intereſſieren ſich für das Spielglück anderer, für die wunderbaren Chancen der launigen Spielgöttin. So geht es mir, ſeitdem niemand mehr mit mir Liebe ſpielen will! Ich habe auf das ſelbſt lieben verzichtet, ich habe aus dieſer Not eine Tugend und eine Schönheit gemacht, und bin dafür ein paſſionierter Liebes-Zuſeher! Mich intereſſiert es ungemein, ſo von rückwärts den Liebesſpielern in die Karten zu ſehen. Aber ich bin ein diskreter Kerl, ich ſehe nicht in die Karten, um drein zu reden oder gar zu verraten, o nein, ich denke mir mein Teil und ſchweige, ſelbſt wenn ich ſehe, wie ſo ein ungeſchickter Spieler die ganze Partie verpatzt; ich ſage nichts, ich denke mir bloß: „Du dummer Liebeskerl, wenn mir Gott Amor eine ſolche Partnerin am grünen Tiſch gegeben hätte, wo Coeur ſtets Trumpf und das „Schweigen“ der Gott der Glücklichen iſt, ich würde ſicherer ſpielen, und meine Partnerin müßte mir beſſer Farbe bekennen!“

Das denke ich bloß, aber ich ſage es nicht, woraus meine

lieben Leſer wieder ſehen können, daß der Menſch nie zu alt iſt, um etwas zu lernen.

Alſo richtig, es war bei der letzten Palffy-Muſik im Badner Park.

Ich erinnere mich noch ſo gut, als ob's vor zwanzig Jahren geweſen wäre.

Es war Mondſchein, mein lieblicher Mondſchein, Kouſin aller Dichter. Er ſchien ſo ſchön, er ſchien mich zu ſuchen und zu fragen: wo ſteckſt du? Aber ich verſteckte mich wie Adam hinter den Bäumen, denn ich hatte was anderes zu thun, als in den Mond zu ſchauen.

Bei dem Orcheſter der Palffy-Kapelle links kann der Leſer einen Baum bemerken. An dieſem Baum kann der Leſer an den Muſik-Abenden zwei merkwürdige Dinge bemerken: oben eine Laterne und unten mich; alſo zwei Lichter, ein hängendes und ein ſitzendes.

An dieſem Baume, unter dieſer Laterne ſetzte ich meinen Strohſeſſel hin und mich auf denſelben. Da begann ſchon der Cyklus von Fatalitäten, die mir das Schickſal für dieſen Abend an den Kopf warf.

Ich ſetze voraus, der Leſer weiß, was ein „Strohſeſſel" iſt; dieſes vierfüßige Tier, welches die Natur für das zweifüßige erſchuf, rangiert in der Naturgeſchichte zwiſchen dem Kameel, auf welchem man ſelbſt an Abgründen ſicher ſitzt, und zwiſchen einer Spekulation auf Aktien, die auf ebener Erde unter einem zuſammbricht.

Ich ſetzte mir an dieſem Abend meinen Strohſeſſel an den Baum und mich drunter und drauf.

Da ſaß ich wie die Jungfrau von Orleans unter dem Druiden-Baum, „und in des Baumes Schatten ſaß ich gern, die Herde weidend, denn mich zog das Herz!" Ich grub mit dem Stock „Zeichen in den Sand", und

„Eines Abends, als ich einen langen Abend
Unter dieſem Baum geſeſſen und
Dem Schlafe widerſtand —"

da rutſchte ich plötzlich in ein Loch! Mein Seſſel rutſchte mit den zwei Hinterbeinen in das Loch, welches um den Baum unten an der Erde gezogen war, und riß mich mit in ſeinem Fall, ich ſaß oder lag plötzlich wie ein eingefallenes Ausrufungszeichen!

Miniſter und Butterbrote, ſagt Börne, fallen ſtets auf die fette Seite, ein Schriftſteller fällt ſtets auf die magere Seite, weil er keine fette Seite hat. Ich wollte mich von meinem Falle ſchnell erheben, wie es großen Geiſtern und ſchönen Sünderinnen vorzüglich erlaubt iſt, faßte im Fallen nach einem vor mir ſtehenden Stuhl, erwiſchte ſtatt der Lehne die darauf hingelegte Mantille einer Dame, zog ſie mit in meinem Fall, die Mantille

nämlich, und lag nun noch mit einer weiblichen Mantille bedeckt da!

Ich raffte mich empor, bemerkte zu meiner Freude, daß nur noch wenig Menschen da waren, und stellte mich neben meinen Strohsessel, welches stets sicherer ist, als sich auf ihn setzen. Aber indem ich aufstand, stieß ich mit meinem lebenslänglichen Ich an die Laterne, die ihr Provisorium an dem Baum absolvierte; die Laterne, das Hangen noch nicht gewohnt, gab dem äußern Anstoß nach, wurde verrückt, verlosch und goß ihr Öl auf meine beiden Schultern herab! Ja, der Mensch weiß nicht, von was man fett wird!

Die Lampe mußte wieder korrigiert werden, und indessen hatte sich der Schauplatz gefüllt. Ein alter Herr kam mit einer jungen Dame, suchte einen Platz, sah meinen Strohsessel, den Heuchler, der so unschuldig dastand, als ob er nie ein Wesen verlockt hätte! Der alte Herr bot der Dame den Sessel an, ich aber, ein guter Narr, sagte, indem ich den alten Herrn ansah: „Meine Gnädige, er wackelt!"

Unterdessen war der Gegenstand meiner Beobachtung angekommen und saß inmitten des Meeres von Hauben, Hüten, Mützen u. s. w.

Das Geschäft meiner Beobachtung begann. Es war schwer; wenn auch dieser schöne, blonde Engelkopf leicht zu finden war, so war doch das Gewoge von den Damenköpfen hin und her so stark, so unaufhörlich, daß es fast unmöglich war, die Blicke dieser Damen in ihrer Richtung zu verfolgen, wenn man nicht auf einer Anhöhe stand. Ich wollte also meinen Druiden-Baum verlassen und mich als Observations-Korps unbemerkt auf einen höher gelegenen Punkt postieren. Ich wollte leise fortschleichen, trat bei dieser Gelegenheit einem Herrn, der seitwärts vom Orchester stand, unversehens auf den Fuß, welcher wahrscheinlich auf dem Zeigefinger einen jener kostbaren Solitäre trug, die unschätzbar sind; der Mann schrie jämmerlich auf und machte dabei den alten Witz: „Treten Sie auf Ihre eigenen Füße!" Ich sagte: „Entschuldigen Sie, ich glaubte, es wären die meinigen, sonst wär' ich stärker aufgetreten."

Es war keine kleine Aufgabe, durch den Damen-Kordon ins Freie zu dringen. Ich suchte lange um den Punkt, wo ich mich mit einiger Artigkeit durchschlagen konnte, wählte endlich die Linie seitwärts vom Orchester, brach ein und durch und hörte nur hinter mir einige Schüsse mir nachkommen: „Das ist stark!" — „Der hat's nötig! u. s. w.

Ich hatte mich durch die Damen plötzlich durchgearbeitet und hatte nur noch ein kleines Korps von Männern durchzubrechen, die dichtgedrängt an der Seiten-Allee standen und die „nächtliche Heerschau" über die weiblichen Truppen im Lager hielten. Ich

wand mich wie ein Aal durch, wäre auch glücklich ohne weiteres Aufsehen durchgekommen; da will ich plötzlich seitwärts abschwenken, stoße an einen herabhängenden Zweig, mein Hut fällt mir vom Kopf herab auf die Schultern von zwei anderen Herren, die sehen sich um, alles sieht sich um; ich bitte um meinen Hut und entferne mich wieder, um nach einem andern Standpunkt zu sehen. So gewann ich endlich die Anhöhe hinter dem Orchester, da sieht gewöhnlich ein Häuflein Müßlinge aller Klassen, Männer, Weiber, Dienstboten u. s. w. Ich mischte mich mitten unter sie, begünstigt von dem Dunkel der Bäume, und fand, daß man von da aus das Schlachtfeld der Musik vortrefflich übersieht; ich fand auch sogleich mit Hülfe eines kleinen Tubus den Gegenstand meiner Beobachtung, verfolgte jede Richtung ihres Hauptes und ihres Blickes und hätte ganz gewiß auch den Punkt aufgefunden, wohin diese Blicke ihr Geschoß richteten, da rief plötzlich ein kleiner Balg, eine Kinderstimme neben mir: „Mutter! Mutter! Der Saphir steht auch da!“ Sogleich drehten sich die Köpfe alle nach mir um! Das ist der Fluch der Berühmtheit!!! Ich hätte den kleinen Balg gleich durchbalgen mögen! Es war an kein Bleiben mehr zu denken. Ich trat auch von da meinen Rückzug an, und der Himmel gab mir einen kühnen und glücklichen Gedanken ein! In der hölzernen Rotunde des Orchesters der Mittags-Musik, da muß es herrlich observieren sein! Da ist Dunkel, Deckung und ein hochgelegener Standpunkt. Ich kroch fast auf allen Vieren dahin, gelangte in das Orchester, in welchem zwar auch einige Individuen der Küche und des Vorzimmers kampierten, wo ich aber unter einer Holzsäule eine allerliebste Anstellung fand!

Ein superber Platz! Ich sah jeden Damenkopf einzeln, und jeden Blick aller Damen nach vor- und rückwärts, nach allen Seiten-Alleen; ich sah jeden Blick, der zurückgesendet wurde, kurz, er war nicht mit Geld zu bezahlen. Ich lehnte mich gebückt auf eines von den dastehenden Notenpulten und machte unbemerkt meine Beobachtung.

Aber mit des Schicksals Mächten
Ist kein zweiter Bund zu flechten,
Und das Unglück reitet schnell!

Die Damen und die Herren, die ich beobachtete, hatten eben einen vierundzwanzigpfündigen Blick gewechselt; ich drückte stärker auf das Pult, ich fühlte es unter mir zusammenbrechen, es krachte und knitterte; in der Furcht, durch das Geräusch verraten zu werden, wollte ich mich leise zurückziehen, verfehlte im Rückzuge eine Stufe, stolperte nach hinten über, will mich an die anderen Pulte anklammern, reiße sie mit mir nieder, purzle auf den Boden hin, und ein Dutzend Notenpulte mit Donnergepolter über mich hin! Alles gerät in Aufruhr, die zunächststehenden Zuhörer richten alle die Köpfe nach dieser Seite, ich aber bleibe am Boden liegen,

ich hätte mich um keinen Preis erhoben, ſonſt wäre ich gleich entdeckt worden. Ein paar gutmütige Mitbewohner des Orcheſters wollten mich aufrichten, ich aber bat ſie, mich liegen zu laſſen, und ſagte: „Das wäre meine Unterhaltung.“ Das alles aber hätte mir wahrſcheinlich nichts genützt, die Aufmerkſamkeit wäre auf dieſen Punkt gerichtet geblieben, wenn nicht ein weiterer Zufall als Wetterableiter mich gerettet hätte.

Durch den Lärm nämlich, den die umſtürzenden Notenpulte erregten, wurden alle im Parke muſikfeindlichen Hunde rebelliſch, und es fingen ein Dutzend Hunde an, von allen Seiten in Sopran, Tenor, Bariton und Falſett zu bellen, zu winſeln und zu heulen

„— und dieſer Tiere Bellgkeit rettete mich
von des Parkes verfolgenden Blicken!“

Während die Hunde an meiner Rettung arbeiteten, kroch ich auf dem Bauche aus dem Orcheſter bis in die finſtere Allee am obern Ende des Parkes, dort richtete ich mich in die Höhe, ſäuberte mich vom Erdenſtaube, umzingelte mich ſelbſt, beſchrieb einen Bogen und komme von hinter dem roten Kiosk die Seiten-Allee herauf, unbefangen und unverſchämt, als ob ich nie in ein Loch gefallen, als ob ich nie eine Laterne entwurzelt, als ob ich nie einem Sterblichen auf die Hühneraugen getreten, als ob ich nie den Hut verloren, als ob ich nie von einem Balg als lebender Saphir erkannt worden wäre, als ob ich nie in meiner Aufregung ein unſchuldiges Notenpult erwürgt hätte, und als ob ich nie auf dem Bauch aus dem Orcheſter entflohen wäre!

Mit einem Antlitz, klar wie ein Satz von Neſtroy, trat ich in den Kreis meiner bekannten Herren und Damen: „Hat die Muſik ſchon lang begonnen?“ — „Iſt viel ſchöne Welt da?“ — „Die wievielte Pièce iſt das, mein Fräulein?“ und ſolche unbefangene, geiſtreiche Fragen richtete ich an alle. Hätte mir der Leſer eine ſolche Vorſtellungskunſt zugetraut?

Aber der Abend war mir ſehr nützlich. Ich werde nie mehr „Beobachter“ ſein. Was gehen mich fremde Angelegenheiten an? Ein jeder kehre vor ſeiner Herzensthür, und wenn man noch ſo oft da kehrt, es ſammelt ſich ſtets wieder etwas an, was wegzukehren iſt!

Die Muſik war zu Ende, alles ging oder lief oder fuhr nach Hauſe. Nur ich und Luna wir blieben noch eine Zeit lang im Park.

Ich ſaß lange ſchweigend und ſehnſüchtig ſinnend da! Luna fragte mich endlich: „Lieber Saphir, an was, an wen denkſt du?“

Ich erwiderte: „Liebe Luna, an was und an wen denkſt du?“

„Das geht dich nichts an.“

„Alſo geht das, an wen ich denke, auch dich nichts an.“

Woraus der Leſer erſehen kann, daß es auch ihn nichts angeht, an wen ich gedacht habe. Auch gut!

Der Schicksals-Hecht, oder: Ein Passagier der dritten Klasse.

Die Griechen und Türken haben ein Fatum, die andern europäischen Völker haben ein Schicksal; die Deutschen haben auch ein Schicksal, man nennt's Malheur!

Das Schicksal spielt in den deutschen Tragödien eine große Rolle, aber bei den deutschen Dichtern spielt das „Malheur" eine große Rolle. Ein Deutscher zu sein, ist schon ein „Malheur", ein „deutscher Dichter" zu sein, aber ist: „Malheur mit Nachguß"! Ein deutscher satirischer Dichter" ist ein „Malheur mit Nachguß und Extrakipfel" dazu! Seinem Malheur kann kein Dichter entgehen; wird er nicht aus Leipzig ausgewiesen, wird er aus Berlin ausgewiesen; wird er nicht aus Berlin ausgewiesen, so bekommt er die Erlaubnis, in Hannover bleiben zu dürfen, und so kommt ein Unglück nach dem andern. Das Unglück eines deutschen Dichters erstreckt sich von dem Schreibtisch bis zum Omnibus!

Wie oft bin ich in einem Omnibus gefahren, nie habe ich ein schönes vis-à-vis oder ein interessantes Seitenstück gehabt! Aber immer, wenn ich mir einen Fiaker bis zur Eisenbahn nehme, sitzen die schönsten Gesichter in den Omnibussen! Aber seinem Malheur kann man nicht entgehen; es giebt Augenblicke, in denen man keinen Gulden Münze wegzuwerfen hat, und ein solcher Augenblick war es, als ich an einem Abend, der der Lützner Aktion vorausging, hinausfuhr mit einem Omnibus, um nach Gloggnitz und Reichenau zu fahren.

Wir waren schon unser Eilf und warteten auf den Dutzend-Passagier; da kam ein Mann mit einem verdeckten Korbe und setzte sich neben mich hin. Der Mann nahm seinen Korb auf den Schooß, und ich hielt mich halb in der Schwebe, um so viel als möglich jeden Kontakt mit demselben zu vermeiden. Der Omnibus war mit der Zeit und mit Geduld in jene Gegend an dem

Naſchmarkte angekommen, die in jedem Jahre dreizehn Monate lang gepflaſtert wird, bloß, weil dort die größte Wagenfrequenz iſt, als durch die aufgeriſſene Straße der Omnibus einen gewaltigen Stoß bekam; dieſer Stoß teilte ſich vom Omnibus meinem Nachbar, und von meinem Nachbar ſeinem Korbe, und von dieſem ſeinem Inwohner mit. Dieſer Inwohner war zum Unglück ein lebendiges und fühlendes Weſen, das zwar mit kaltem Blute begabt war, aber in einem Omnibus kann man mit dem kälteſten Blute ein Choleriker werden. Der Inwohner dieſes Korbes war nichts weniger als ein Hecht, ein lebendiger Hecht, der durch die Erſchütterung des Wagens aus ſeinem dumpfen Hinbrüten erwachte und ſeinen vollen Verſtand wieder erhielt. Der erſte Gebrauch, den er von ſeinem Verſtande machte, war, in die Höhe zu ſchnellen,

„Und ſchlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,“

und zwar gerade auf mich und meine weißen Pantalons, auf denen ſich ſogleich die Konturen dieſes Hecht-Endes in feuchten Linien abzeichneten. „Ah, das iſt g'ſpaſſig,“ ſagte der Hecht-Patron und verſuchte, den Korbdeckel auf den ſich entfeſſelnden Fiſch zu drücken; allein das war vergebens, der liebe, vielleicht zehnpfündige Hecht entwickelte ſeine ganze Elektricität und entlud dieſelbe abwechſelnd auf meine Pantalons und auf meinen Sommer-Leibrock. Der Herr Hecht aber war nicht der einzige ſtille Bewohner des unheilſchwangern Korbes; es war Donnerstag Abend, alſo Vorabend des Fiſcheſſens, und in den Tiefen des Korbes

„Schwarz wimmelten da, im grauſen Gemiſch,
Zu ſcheußlichen Klumpen geballt,
Die Grundeln, die Weißling', der Schadenfiſch
Und auch der Krebſe gräßliche Ungeſtalt!“

Und durch die immer ſich wiederholenden elektriſchen Schläge des Hechtes ſchleuderte er auch die Krebſe in die Höhe, die auch auf mein unſchuldiges Haupt niederfielen, vielleicht als rächende Schatten aller jener Krebſe, die ich auf das Haupt unſchuldiger Verleger geſammelt.

In einer ganz kurzen Zeit war ich von den wiederholten Angriffen des Hechtes ganz feucht punktiert.

„Da ſaß ich und war mir's mit Grauſen bewußt,
Unter Larven die einzig fühlende Bruſt!“

Wie dankte ich, als ich am Bahnhofe anlangte, und in einem Nu war ich aus der Schußlinie des fatalen Hechtſchwanzes, und

dankte den Göttern, nun nicht mehr in seine Nähe zu kommen. Allein mit des Ungeschickes Mächten ist kein vernünftiger Bund zu flechten. Ein kleines Fellesen mit etwas Wäsche nötigte mich, in die Expeditions-Stube zu treten und dasselbe wiegen zu lassen; als ich an den Tisch trat, um das Gebührende zu bezahlen, drehte sich gerade jemand um, und ich bekam urplötzlich einen nassen Schlag auf die Hand: es war mein Omnibus-Nachbar mit dem Hechtkorb! „Willst du denn ewig leben, Bestie?“ sprach ich und floh vor dem unglückseligen Manne davon, war mit einem Nu in dem Waggon erster Klasse und steckte den Kopf zum Fenster heraus, und atmete erst ganz froh und frei, als ich den Mann, den Korb und den Hecht in einen Waggon dritter Klasse sich versenken sah. Thal und Berg und erste und dritte Klasse, dachte ich, kommen nicht zusammen.

Nach und nach wurde es dunkel; wir fuhren ab, — krack! — ein Stoß: es wird angehalten, eine kleine Pause entsteht, man weiß nicht, was geschehen ist, da wird die Thür unseres Waggons aufgemacht

„Und herein mit betrunkenem Schritt
Der Mann mit dem Hechte tritt!“

Entsetzen! Schicksal! Es war nämlich das Rad des Waggons dritter Klasse gebrochen, die Passagiere desselben in die andern Waggons verteilt worden, ohne Unterschied der Klasse, und mir führte mein Schicksal wieder meinen Hecht zu! Wir standen gepreßt wie die Heringe, und der Hecht hatte volle Muße und Muse, mich mit Gründlichkeit und ausführlich mit seinem Schwanze zu tätowieren. Ich war in einem verzweiflungsvollen Zustande! Ich wurde auf einmal von meiner Verehrung für die Dritte-Klasse-Bewohner herabgestürzt! Es war ja auch ein Tertianer, ein Mann mit einem Korbe, in dem Korbe der Hecht, der Mann selbst in dem Zustande der nobelsten Hemd-Ärmlichkeit! Also, dachte ich, in dieser dritten Klasse, in welcher sonst nur und ausschließlich die „gewählteste Gesellschaft“ fährt, giebt es auch „Wesen aus dem Fabellande“? Neben mir stand noch ein Passagier, der von dem Kondukteur aus dem Paradiese der Waggons, wo man im Zustande der lieben, toujours noblen Natur fahren kann, entführt war, und schimpfte gewaltig über die Eisenbahn, über die Direktion, über die Bahnwächter, über die Dampfmaschinen, über „unsere Einrichtung“, über „unsere Anstalten“, über „unsere Eisenbahnen“ u. s. w. Ich lugte mit Ehrfurcht an diesem „Tyrann der dritten Klasse mit Vorzug“ hinauf und sagte mit tiefer Demut: „Euer Wohlgeklößter sind wohl ein berühmter Reisender, ein weitgereister Mann, der die Eisenbahnen von ganz Deutschland, Frankreich und England genau und in allen Einzelheiten kennt, und das berechtigt Sie wahrscheinlich, mit solcher Anmaßung

über „unſere Eiſenbahnen“, über „unſere Direktoren“, über „unſere Anſtalten“ zu ſchimpfen?“ — Der Mann aus der dritten Klaſſe ſah mich verdutzt an und ſagte: „I bin mein Lebtag nit außa Wien außakema, i fahr' nur manigsmal nach Vöslau außi, und i hab' mein Lebtag kan' andere Eiſenbahn g'ſehen, aber i ſchimpf' halt doch, geht's Ihna was an?“ Ich verſuchte einiges zur Verteidigung der Eiſenbahn zu ſagen und den Tyrann mit ſüßen Worten zu beruhigen, er aber ſagte: „Se bezahlen epper nix? Da können's leicht loben; i aber, i bezahl', und weil i bezahl', will i ſchimpfen!“

Ich verneigte mich und ſagte: „Cicero der dritten Klaſſe mit Eichenlaub, heimlicher Ironiker und unangehörter Anwalt aller regenſchirmloſen Kavaliere der dritten Klaſſe, ſo geht's! Die Tugend wird nicht belohnt, das Verdienſt wird nicht anerkannt! Leute meines Gleichen, die gar nichts bedeuten, die gar nichts ſchreiben können, auf die das Publikum gar nichts giebt, bekommen „Gratis-Fahrten bis Gloggnitz“ und „können daher leicht loben“; aber die größten Genies, die Ciceröne der Zeit, die berühmteſten Volksvertreter, die, welche die meiſte Popularität beſitzen, bekommen nicht einmal „ein Dritte-Klaſſe-Freibillet bis Vöslau!“ O undankbares Eiſenbahn-Vaterland! Du mißhandelſt deine größten Männer! Und dieſe großen Männer ſind doch ſo naiv, um ſich öffentlich zu ärgern, daß andere Leute einmal ein Gratis-Billet bis Gloggnitz bekommen, ein Beweis, daß auch Napoleon eine Dummheit hat begehen können, und daß die geiſtreichſten Klaſſiker oft Bötiſen für die Ewigkeit niederſchreiben!“

Während ich mich ſo an den Expektorationen des Gentleman of the most third classe ergötzt hatte, waren wir in Gloggnitz angekommen; ich ſprang aus dem Wagen, um dem fatalen Hechte nur ſo ſchnell als möglich zu entkommen. Ich rief laut um einen Wagen „nach Reichenau“, den ich auch beim Bahnhofe alſogleich fand. Ich warf mich raſch in den Wagen, ſchlug die Thür zu und ſagte dem Kutſcher: „Zu Oberndorfer!“ — Wie glücklich fühlte ich mich im Wagen, allein, entfernt von jeder Gefahr, mit irgend jemand in Berührung zu kommen.

So gelangte ich glücklich bei dem Gaſthauſe „Oberndorfer“ an, recht herzlich froh, einmal mein Haupt zur Ruhe bringen zu können. Eh' ich mich noch recht von meinem Sitze erheben konnte, wurde von einem dienſtfertigen Geiſte die Wagenthür aufgeriſſen, ich ſtürzte mich hinaus, und — Entſetzen! — vor mir ſtand der Mann mit dem Korbe, und der Schwanz des fatalen Hechtes ſtach mich gerade ins Geſicht, als ich aus dem Wagen ſprang!

Ich war ganz erſtaunt, und doch war die Geſchichte ganz einfach. Der Mann mit dem Schickſals-Hecht war nämlich der Hausknecht vom Oberndorfer, welcher in die Stadt geſchickt wurde und für den Freitag auch einen Hecht mitbrachte. Als ich in Glogg-

nitz einen Wagen zum Oberndorfer nahm, hörte er es mit an, ſprang rückwärts auf den Wagen, fuhr mit, und bei Oberndorfer angekommen, ſprang er ſchnell ab und öffnete mir den Wagenſchlag!

Iſt das nicht ein Schickſalsſtück? Gäbe das nicht Stoff zu einem Luſtſpiele, das heißt zu einem franzöſiſchen, das man dann überſetzen müßte, um es in Deutſchland auf die Bühne zu bringen? Daß ich am andern Tage meinem Schickſals-Hechte arg zuſetzte, nachdem er erſt recht in die Sauce kam, verſteht ſich von ſelbſt.

Leere Betrachtungen über den vor mir liegenden leeren Bogen Papier.

Freundlich lächelt mich der leere Bogen Papier an, wie das Gesicht einer Tänzerin bei einem ronde de jambe, wie die Augen einer Dame auf den Subskriptionsbällen, und wie das Repertoire eines Theaters. Weiß wie Rußlands Ebenen liegt das Papier vor mir, und ruft der napoleonisch-wütenden Feder zu: „Bis hierher und weiter nicht! rein sind die Fluren! unschuldig diese Hütten! schwärze sie nicht an bei der besonnten Mitwelt.“ — Ein Schauer ergreift mich, aber mein Schicksal reißt mich hin; das schwarze Verhängnis bricht über das weiße Gefilde herein, und bereits trägt die blendendweiße Velinhaut die Solennarben des nicht verschonenden Kiels. Wenn ich bedenke, was aus diesem weißen Bogen hätte werden können, so erbebt mein Inneres! — Ein Rothschild hätte mit einem einzigen Federzug ihm einen Wert von Millionen gegeben, es hätte ein herrlicher Wechsel daraus werden können, und nun, was ist daraus geworden? — Eine Schöne hätte darauf die zärtlichsten Ergüsse ihres Herzens schreiben können, er hätte das Glück eines Liebhabers durch ein einziges „Ja“ und das Glück eines Bewerbers durch ein einziges „Nein“ machen können! — und nun ist er nichts geworden. Kein Ja, kein Nein, bedeutungslos wie das Blinzeln einer Sängerin geht er vorüber! Unter der Hand eines Restaurateurs hätte er zum einladendsten Speisezettel werden können; die feinsten Gerichte, das delikateste Wildpret, und die seltensten Fische hätten den Leser angelächelt, und jetzt, was ist aus ihm geworden? ein nichtssagendes Ding, ein gewöhnlicher Brei; ein mageres Gericht, ein fauler Fisch, und höchstens ein Braten für Spötter! — In der Hand eines Weinhändlers hätten Champagner, Burgunder, Rhein- und Kapwein von seinem Antlitz uns angelächelt, und jetzt, was ist aus ihm geworden? — Eine Wadzeks-Büchse, leer und inhaltslos, voll Grüneberger, oder höchstens ein Ausbruch fader Laune. — Unter der Hand eines Schneiders, was hätte aus ihm werden können? — Ein Maß, das die reizendste Taille umfaßte — in der Hand eines Schusters ein Maß, das das reizendste Füßchen umschließt, und nun, was ist aus ihm geworden? eine

Langeweile ohne Maß, etwas, das nichts umfaßt und nichts umschließt! Wohl hast du Recht, geliebter leerer Bogen Papier, der ich dich nach und nach um all' deine Weisheit bringe, was du wohlweislich verschweigst, plaudert die schwarzkünstlerische Feder aus! — Aber bedenke, was du auf eine andere Art hättest werden können! — Unter der Hand eines — _ _ wärest du zum Schwefelhölzchen für zotenliebende Zuschauer geworden! — Unter der Hand eines — _ wärest du zum Stiefelknecht eines Gelegenheitsgedichtes geworden! — In der Hand eines Arztes zum Waisen- und Witwenfabrikanten! — In der Hand eines Rechtsgelehrten zum Amputations-Instrument der Gerechtigkeit! — In der Hand eines Jesuiten — zur Inokulier-Nadel der Heuchelei und des Mystizismus! — In der Hand einer Buhlerin — zur Venus-Fliegenklappe der Unschuld! — Dann, o du weißer, leerer Bogen Papier, dann freilich ist dein jetziges Loos besser, und du bist nun halb weiß, halb schwarz, ein sogenannter Mulatte, aber du bist unschuldig wie der Liebeskuß einer zahnlosen Kokette; friedlich wie ein Mädchen am Hochzeitstage, und ohne Konsequenz wie des Herrn von Ottenfels Intervention.

Wenn ich auf dich zurückblicke und nun betrachte, daß deine beschriebenen Seiten ebenso leer sind, als deine unbeschriebenen, freue ich mich, so viele gute Seiten an dir zu entdecken; ich will aber nun abbrechen, um dir noch Weisheit genug übrig zu lassen, da es meinen Hörern doch schon ganz schwarz vor den Augen wird. Denn meine leeren Betrachtungen sind zu leer, wenn man ihnen alles nachsagt, so kann man sie doch der Völlerei nicht beschuldigen. Ich segle mit meinem Federschiff immer mehr aus dem stillen Ozean des Papiers heraus, der Tisch rückt wie Land immer näher: es ist für euch das gelobte Land; denn ich muß nun schweigen, das Schweigen aber ist der Gott der Glücklichen. Dem Glücklichen schlägt keine Uhr. Ohne Uhr ist keine Feder, ohne Feder ist nicht nur kein Schreiben, sondern auch kein Leser, also schweig ich ohne viel Federlesens!

Unser Mittwoch.

„Sie müssen einmal auf unsern Mittwoch kommen!“ sagte mir Herr Käszeisel, „da leben wir wie im Paradies!“ — „Ja, Sie müssen auf unsern Mittwoch kommen!“ schnarrte Fräulein Käszeisel.

Es ist einmal mein Schicksal, dachte ich, denn ein Schicksal giebt es, das hab' ich von unsern Tragödien-Dichtern gehört, und besonders im Monat Februar, da ist das Schicksal geboren worden, am 24. nämlich. Also es giebt ein Schicksal, und das Schicksal erscheint jedem Menschen anders, dem Einen als eine Million und dem Andern als eine Rente von siebenzig Gulden, dem Einen als ein grosses Versprechen und dem Andern als der Haß eines Günstlings, dem Einen als ein Eheweib und dem Andern als ein sogenannter guter Freund. Ich hatte bis jetzt gar kein Schicksal, mein Schicksal wurde wahrscheinlich auf Wartegeld gesetzt, und ich nahm an, mein Schicksal erscheine mir nun als „unser Mittwoch“!

Unser Mittwoch war nämlich der „jour-fixe“ der Familie Käszeisel, an dem äußersten Ende der X Vorstadt Jour-fixe! Es ist gut, wenn der Mensch einmal etwas Fixes hat, deshalb trinken die Leute so viel Mineralwässer und Brausepulver, um nur etwas Fixes zu haben, sei es auch nur — fixe Luft. Nichts auf der Welt aber ist weniger fix, als das Vergnügen eines fixierten Tages; ich nenne es nur immer: das fixierte Vergnügen eines fixierten Tages.

Der Käszeiselsche Jour-fixe war in der ganzen X-Vorstadt berühmt, es war „Gesang und Tanz und Spiel und Duft und junge Rosen!“ Dazu Deklamation, Vorlesung, Haustheater und Soupé.

Den Mittwoch-Abend pflege ich gewöhnlich aus drei guten Gründen bei mir selbst zuzubringen: einen Grund muß ich dem Leser verschweigen, den andern Grund kann ich der Leserin nicht sagen, und den dritten kann ich Beiden nicht anvertrauen. Diese drei Gründe sind gewiß hinreichend, dem Leser und der Leserin zu beweisen, daß es sehr interessante Gründe sein müssen. Indessen einen Mittwoch-Abend mußte ich meinem fixen Schicksale opfern. Es ist gar nichts, einen Tag zu opfern oder zu verlieren;

das diem perdidi iſt gar nichts, aber eine Nacht verloren, das will etwas ſagen, man mag ſie nun durchſchlafen oder durchwachen.

Ich fuhr hinaus. Als ich ſchellte, fuhren die drei vereinigten Käszeiſels heraus, um mir aufzumachen. Der männliche Käszeiſel drückte mir die rechte Hand, die frauliche Käszeiſel drückte mir die linke Hand und Fräulein Käszeiſel trat mir in Ermangelung einer dritten Hand auf den linken Fuß, und zwar auf jenen Finger, der unter vier Augen oft ſchmerzlich empfindſam iſt. Die Käszeiſels führten mich wie den Boeuf-gras in den Tanz-, Speiſe-, Konverſations-, Sing- und Deklamierſaal und rieſen aus: „Hier iſt er!“ Wenn ich ſage, ſie rieſen aus, ſo verſtehe ich darunter: er brüllte, ſie ſchnarrte und das Töchterchen zwitſcherte.

Die Geſellſchaft fuhr in zwei Teilen aus- und ineinander. Die Frauenzimmer fuhren alle in eine Ecke ineinander, und Eine verſteckte ſich unter die Andere, wie die Lämmer vor dem Regen, und die Männer fuhren auseinander und alle um mich herum. Ich kannte nicht eine ſterbliche und nicht eine unſterbliche Seele in der ganzen Geſellſchaft, und das aus zwei Gründen, erſtens weil es ſo finſter war, daß ich ſie nicht ſehen konnte, zweitens weil ich wirklich keine kannte. „Madame Käszeiſel ſagte, ſie wären eben in der Leſeabteilung, ſie leſen nämlich immer ein großes Trauerſpiel und jeder leſe ſeine Rolle.

„Heute,“ ſagte die Käszeislin, „leſen wir halt den „Fauſt“ von dem großen Göthe, das iſt ein prächtiges Stück!“ Ich bat in der Lektüre fortzufahren, allein vergebens.

Die Madame Käszeislin ſagte, ſie hätten „die Jungfrau von Orleans“ geleſen, das ſei ein ſehr „aromatiſches Stück“, aber ſchwer zu leſen, weil es in „Drachmen“ geſchrieben iſt, ſie wollen nicht weiter leſen, denn ſie fürchten ſich, ich könnte ihre „Deklamation in der Zeitung hineindrucken“. Ich bedauerte ſehr, die Lektüre unterbrochen zu haben, und verſuchte es, den Knäuel von Mädchen, der ſich immer mehr zuſammenballte, aufzulöſen. Ich ging zu ihnen hin und beteuerte, daß ich ſie weder beißen noch zwicken werde, und daß ich auch ihre „Dekelmation nicht in der Zeitung hineindrucken laſſen werde“. Dabei faßte ich den Mittelfinger der „Jungfrau von Orleans“ und führte ihn in meinen Mund, um ſie zu überzeugen, daß ich nicht beiße. Es gelang mir, die Jungfrau, eine Demoiſelle Süßwurzel, zutraulich zu machen; ſie war eine geborene Leimſiederiſche und hatte früher einen Bibliothekariſchen zum Geliebten. Auch Agnes Sorel, eine Mamſell Sulzfüßel trat nun mutig zu mir heran; auch Graf Dunois, der Völkerbezwinger, Muſje Gelbhölzel, ein Schüler der Handlungsbefliſſenheit, und Karl der Siebente, Muſje Oberſtöpſel, ein dilettierender Wachsler, wurden ganz vertraulich und furchtlos, und ſie gaben mir noch eine Leſe-Scene zum Beſten. Es war

die Scene, in welcher Johanna zum erſten Male vor dem Könige erſcheint. Gelbhölzel fing mit einer Stimme wie eine quiesszierte Druckwalze an:

„Biſt du eß, wunterpaares Metchen —“

Darauf zirpte Demoiſelle Süßwurzel wie eine enghalſige Eſſigflaſche:

„Baſchtard von Orleahns, du willſt Gohd verſuchen!“

ſchritt dann wie ein aufgemachtes Zirkeleiſen auf Karl zu und ließ ſich auf die Kniee nieder; Musje Oberſtöpſel ſprach mit allem Anſtande einer ſentimentalen Wachskerze:

„Du ſiehſt mein Antlitz heut zum erſtenmall,
Vohn wahnen lehnt dir dieſe Wihſenſchaft?“

So ging es fort, und während der ganzen Scene hatte Mademoiſelle Sulzfüßel als Agnes Sorel ein Genie im ſtummen Spiel entwickelt; ſie drückte die Äuglein immer zu, wie ein Stieglitz, wenn er trinkt, und mit der rechten Hand fühlte ſie ſich am linken Ellbogen den Puls; in dieſem ſtummen Spiel wurde ſie von Dunois Gelbhölzel unterſtützt, der immer die Hände ausbreitete, als ob er einige Ellen Flanell meſſen wollte. Als die Scene zu Ende war, ſtürzten alle Käszeiſels auf mich zu und kneipten mich um meine Meinung: ich war ganz entzückt und ſagte, das können die da drin, im Hoftheater, lange nicht. „Nicht wahr,“ ſagte Madame Käszeiſel, „und ſie memorrieren alles vom Blatte“ — „vnd“, fügte Mamſell Käszeislin hinzu, „und holt gor nicks ohne Äckzent!“ Ich aber trat vor Johanna Süßwurzel hin und ſagte mit Karl:

„Du ſiehſt mein Innerſtes und kennſt meine Zerknirſchung!“

worauf ich ſie um den erſten Walzer bat. Sie warf mir einen Blick zu und ſagte mit Hoheit: „O jo!“ — Ich tanze eigentlich nicht, als in außerordentlichen Fällen, und ſo einer war hier, denn es war in dem großen Zimmer, genannt Saal, eine grimmige Kälte, zwar keine ſichtbare helle, denn es war auch ſo finſter, daß ich im Stillen die Bemerkung gemacht habe, Karl, der Wachsler, hätte beſſer gethan, ſeine Wachskerzen, als ſein Licht leuchten zu laſſen; aber es war eine hörbare Finſternis, denn ich und mein Freund R., der mit mir da war, uns klapperten die Zähne, und wir fingen zu tanzen an. Die junge Käszeislin ſpielte Klavier; ſie ſtach jeder Taſte extra den Star, und wir hopſten nach dieſem Walzer herum. „Erkennen Sie dieſen Walzer?“ fragte die Käszeislin, „es iſt ein Lanner'ſcher.“ Es war ein Lanner'ſcher Walzer; aber auch durch Blatternarben ganz entſtellt! Der Tanzſaal war wie eine ländliche Wintergegend, dunkel, kalt, voll kleiner Berge und Thäler am Boden; ich ſegte mit der „Jungfrau von

Orleans" über dieſe Gebirgsgegend hin, wie Fingal's Geiſt mit der Harfe, und dachte an Göthes Worte:

„Wählet der Kenner die Höhen und Tiefen,
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein!"

Die „Jungfrau von Orleans" bammelte an meinem Herzen wie eine Kürbisflaſche an der Bruſt eines Wilden. Ich tanzte wütend darauf los, wie ein wahnſinniger Telegraph.

Es war nun ein geiſterhafter Anblick! Über die dunkle Haide ſchwebten wunderſame Geſtalten, feuchte Nebel deckten die Gegend und von ferne ſchallten Töne wie ein in Kratzbürſten gefaßter Unkenruf! In der Raſtviertelſtunde wurde etwas gegeſſen, aber äußerſt zart und romantiſch. Eine homöopathiſche Gans, ſo groß wie ein Spatz, ſchwebte wie ein Schatten über die Scene und kam in Infinitesimalteilchen wieder in die Geſellſchaft. Eine einzige Serviette ging zur Beförderung der geſelligen Schmutzigkeit von Hand zu Hand, und blieb dann auf dem Tiſche liegen. Zwei große Flaſchen, von denen in einer einmal Wein geweſen war, und in der andern hätte Bier ſein können, ſtanden bei einer dritten, in welche nächſtens Waſſer kommen wird. Die Käszeislin, eine praktiſche Wirtin, ließ ſogleich wieder darauf los hopſen. Agnes Sorel, vulgo Sulzfüßel, ergriff in Eile ſtatt ihres Tuches die einzige Serviette vom Tiſche und dieſe hing wie eine Flagge hinter ihrem Rücken herab. In dieſer Serviette blieb fataliſtiſcher Weiſe ein Gänſebein von der allſättigenden Wundergans hängen und baumelte hinter Agnes Sorel drein. Ich bemerkte ſogleich dieſen Fund, ergriff neuerdings die Johanna, humpelte mit ihr ſchnell hinter Agnes Sorel her, und im Vorübertanzen erhaſchte ich richtig das Gänſebein, zog meine Johanna auf die Seite, bot ihr das Gänſebein und ſprach wie La Hire:

„Die treue Neigung eines redlichen
Gemüts genügt dir, und das ſtille Loos,
Das ich mit dieſer Hand dir anbiete!"

Die Jungfrau war gerührt und drückte mir die Hand, wovon die ungläubigen Leſer noch die Fettſpuren auf meinen Glacé-Handſchuhen ſehen können.

Nach und nach wurde es Mitternacht, mir wurde das Ding doch ſchon zu bunt, ich und mein Freund wir empfahlen uns, nachdem wir allen Käszeiſeln verſprochen hatten, von nun an jeden „unſern Mittwoch" zu beſuchen.

Verſchiedene fromme Wünſche

verſchiedener armer Teufel.

I.

Ich bin ein armer Teufel, aber weder ein Luſtteufel noch ein Bosheitsteufel, weder ein Teufel des Geizes, noch ein Liebesteufel, weder ein hinkender, noch ein hölliſcher Teufel, ſondern ein armer Leſeteufel, der, wenn er hört, daß irgend jemand flucht: „Hol der Teufel dieſes oder jenes Buch!“ auch ſogleich da iſt und es wirklich holt. Ja, fehlt irgend jemandem von meinen Bekannten ein Buch oder eine Zeitung, ſo ſchreit er: „Dieſes Buch oder dieſe Zeitung iſt ſchon wieder beim Teufel!“ Dieſe finden ſich aber bei mir, folglich bin ich ein wahrer Buch- und Zeitungsteufel, aber ein armer, das heißt einer, der ſich kein Bücherſerail anſchaffen kann, um ſie nicht zu genießen, ſondern einer, der ordentlich nach einem Buche jagen muß, um es zu erobern, dann aber mit aller Liebeskraft eines glühenden Schäfers über die Schöne herfällt. Mit den Zeitungen geht es einem armen Leſeteufel ſchon beſſer; da ſind Konditoreien, die Rettungsanſtalten oder die Rumfordſche Zeitungsſuppenanſtalt für arme Leſehungrige; aber eben hier muß ich zu Nutz und Frommen mehrerer armen Leſeteufel einen frommen Wunſch äußern, in Betreff eines großen Konditoreiübels, und dies iſt der buchſtabierende Zeitungsleſer!

Es iſt zum Raſendwerden, wenn ein ſothaner Zeitungsleſer ſich durch eine Taſſe Kaffee das Recht erkauft, zwei bis drei Stunden Leſeproben und Buchſtabierexerzitien zu halten. Man pränumeriert ein Blatt; es iſt in den Händen dieſer Buchſtabierzünftler, die wie Leiſefaultiere eine Ewigkeit brauchen, bis ſie von einem Blatte auf das andere kommen; man ſitzt auf dem Nadelſpitzenſeſſel der Ungeduld und ſieht ihren langſam vorrückenden Zeigefingern und Deuthölzern nach. Pechſchwer rückt der Finger vor; ſchon will man die Langverhaftete befreien; da dreht er das Blatt wieder um und macht Anſtalt, einen vergeſſenen Artikel da capo nachzubuchſtabieren. Wie muß da einem armen Schnell-Leſeteufel zu Mute ſein? Es wird daher jeder meinen Wunſch billigen, in jeder Konditorei ein Nebenkabinet für Buchſtabierer errichtet zu

sehen, in welchem sie an den gestrigen Zeitungen die edle Buchstabierkunst à leur aise treiben könnten, oder aber im schlimmsten Falle mögen ihnen die Mittag- oder Mitternachtstunden angewiesen werden, damit andere ehrliche Leser auch an's Brett, d. h. an's Zeitungsbrett kommen mögen.

II.

Ich bin ein armer Teufel, d. h. wie du, mein geneigter Leser, wohl wissen wirst, ein Mensch, nach dem sich niemand umschaut, aber ich bin auch ein solcher armer Teufel, der sich nach niemandem umschaut. Ich schaue bloß mit Gottesfurcht hinan zum Himmel, mit Liebe hinauf zu meinem Monarchen, mit Zärtlichkeit hinüber zu meinem schönen Fenster-vis-à-vis, mit Fröhlichkeit hinein in das schäumende Glas und mit ruhiger Gläubigkeit hinab in das mich über kurz oder lang umfassende Grab. Umschauen aber mag ich mich nun einmal nicht; ich schaue g'rad'aus! Desto ärgerlicher muß es aber einem gerad'ausschauenden armen Teufel sein, wenn er von gewissen umschauenden Blicken angewetterleuchtet wird. Gewiß ist es jedem meiner Leser schon arriviert, daß er einmal unter den frechen Blicken gewisser Leute stand, die in diese Blicke alles hineinlegen, was Unverschämtheit, mit Roheit nur hervorbringen kann. Es wäre daher mein frommer Wunsch, ein eigenes Gericht für ähnliche Blicke niederzusetzen, indem sie ebenso wie andere Behelligungen das gesellige Leben zerstören. Ich könnte ordentliche Naturpässe dieser Blicke angeben, die, so verächtlich sie an und für sich sind, doch wie eine Dachtraufe den Geduldstein aushöhlen. Liegt denn nicht in der frechen Gassmanier, wie einen eine gewisse Gilde von hirnlosen Jungen anglotzt, eine mit Schwabacher Lettern geschriebene Injurie? Und würde nicht ein Tribunal, das diese Augeninjurie züchtigt, eine wahre Wohlthätigkeitsanstalt für friedliche Menschen sein?

III.

Ich bin ein armer Teufel, ergo habe ich außerordentlichen Respekt vor Gelehrten, Künstlern, Dichtern, Komponisteuren, Malern, Schauspielern und Rezensenten. Wäre ich ein reicher Teufel, ich hieße diese Leute alle „Kerls" und könnte sie nicht schmecken, aber als armer Teufel liebe ich sie; nur habe ich wieder einen frommen Wunsch an Rezensenten, ad vocem Künstler. Ich habe neulich die Theaternotizen einiger Blätter ausgezählt, und siehe da! auf jede Zeile kam eine Künstlerin, ein halber Künstler und drittehalb Kunstgebilde! Ich ging gläubig und fromm und sah mich um unter den Söhnen und Töchtern des Landes der Kunst und:

Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Und dies Wenige wie klein und karg!

O Kunst und Künstler! Die Hutschemännchen unserer Theater-Rezensenten! Die falschen Schaumünzen, die sie bei ihrer papiernen Krönung mit vollen Händen ausstreuen! Ich hege also den frommen Wunsch, daß nicht mehr als dreizehn Künstler auf ein Dutzend gehen mögen, daß die Rezensenten etwas kärger mit diesem Namen umspringen, damit der Künstler sich nicht schäme, einen Namen zu führen, der schon zum Gattungsnamen aller Kulissenreißer und stentorstimmigen Lungengiganten herabgesunken ist.

IV.

Ich bin ein armer Teufel, der gerne lacht, aber ich lache nicht gerne in's Fäustchen, sondern hell auf; ich lache nicht gerne über jemanden, sondern mit jemandem, und so ein Freund ich von Lachen bin, so zerreißt doch jedes Odoardo-Gelächter mein Herz. Aber es giebt noch ein Gelächter, das mir die Brust zerschneidet, und das ist das Gelächter über Zweideutigkeiten in Gegenwart von Frauen und Kindern. Ich hege daher zum Frommen mehrerer ähnlicher armer Teufel den gewiß frommen Wunsch, die oft sehr zweideutigen Extemporationen auf manchen Bühnen wenigstens nicht laut zu belachen und zu beklatschen. Es begnüge sich jeder, der Gefallen daran findet, seine Freude geheim zu halten und im Stillen seine Billigung zu geben. Dieser Wunsch liegt mir mehr als alle andern am Herzen, und ich bitte sehr darum. Man bedenke, wie viel reine Seelen, wie viel unbefleckte Gemüter in einem Theater sind, denen der obscöne Sinn verloren ginge, wenn nicht der Applaus einer solchen an sich schon rügenswerten Equivoque dieselbe aufmerksam machte und vielleicht den ersten trüben Anhauch auf das Glas der Kindlichkeit und Unschuld brächte. Ich beschwöre euch, unterlaßt wenigstens das laute Applaudieren, da ihr doch vielleicht selbst ein schuldloses Weib, eine reine Braut, eine unbefleckte Schwester oder eine unentweihte Blume der Jugend in diese Hallen führt, an deren Seelenadel und Reinheit euer eigenes Glück geknüpft ist. Und ist denn nicht jedes „Bravo", das bei ähnlichen Stellen euren Lippen entflieht, ein ausgesprochenes Geständnis, daß euer befleckter Sinn jedem Unkeuschen ein Echo giebt?

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Die Taschen-Familie.

Die Familie der Taschen ist die allerälteste, einflußreichste, bedeutendste und angesehenste im menschlichen Leben; es ist kein Ort in der kultivierten und unkultivierten Welt, an dem nicht ein Mitglied dieser Familie lebt und die größte Achtung genießt. Ja man kann sagen, diese Familie regiert die Welt, sie verleiht Ehren und Ämter, sie erteilt Doktorhüte, sie adelt Bürgerliche, sie avanciert Kadetten, sie befördert Referendare, sie kreiert Professoren, sie stiftet Ehen, sie erobert Herzen, sie verführt die Unschuld, sie giebt Dispensationen, sie legt in Ketten, sie befreit Gefangene, sie macht Dummköpfe klug, sie macht Stumme beredsam, sie verschönert die Häßlichen, sie verjüngt das Alter, sie glättet die Runzeln, sie gründet Museen, sie pachtet Theater, — kurz, wo nur irgend etwas Erhebliches geschieht, hat ein Glied dieser Familie die Hand im Spiele. Ein jedes Mitglied dieser erlauchten Familie hat sein eigenes Departement, in welchem es seine Regierung bekundet. Die erste Person ist die

Brusttasche, oder die Finanzministerin des Weltalls! Sie schließt den Reim auf „Welt" in sich ein, und ist daher der ewige Endreim des Lebens. Wenn diese Tasche nur recht weit und voll ist, darf die Brust noch so eng und leer sein, kann man sich doch brüsten und in die Brust werfen! Nur derjenige, der viel auf der Brust hat, darf frei von der Brust weg reden! Die Papierblätter der Brusttasche sind die wahren Brustthee-blätter gegen das Husten der Verlegenheit und gegen die Heiserkeit der Stimme der Wahrheit. Wer solche Blätter in der Brusttasche hat, nimmt kein Blatt vor den Mund. Ein solches Blatt mit Ziffern ist ein ordentliches Zifferblatt, nach dem man immer sieht, um zu wissen, was an der Zeit sei, es verschafft Stern und Titel und wird zum Stern- und Titelblatt, nicht in Kupfer, sondern in Gold gestochen. Es ist eine charakteristische Eigenheit der Brusttasche, daß sie eine entschiedene Vorliebe für leere Köpfe hat; sie wirft sich ihnen an den Kopf, wie die schönsten Frauen sich an dumme Männer hängen, um die Alleinherrschaft zu führen. Wenn ich einen solchen hochgeachteten leeren Kopf mit voller Brusttasche begegne, lasse ich immer voll Trauer meinen eigenen Kopf bis an meine eigene leere

Brusttasche sinken, welches der leere Kopf für ein Kompliment hält! Nach der Brusttasche spielt die

Briefstasche oder die Ministerin der innern und äußern Angelegenheiten, eine Hauptrolle. Bei den Damen ist sie das Kammergericht der Herzenskammern, bei Verliebten der Hafen und Stapelplatz aller ein- und auslaufenden Liebesbriefe und der Trophäensaal erbeuteter Locken und Schleifen; bei Ehemännern die Familiengruft für das Bild der in ihrer Liebe verstorbenen Gattin; bei Börsen-Spekulanten die Logarithmentafel des leidigen Differentialismus; bei Dichtern das Reisebeteck der Gedanken; bei Zeichnern der Taschendieb der Physiognomien; bei Spielern die Fischmarktrechnung von gestern und bei Witzigen das Feldbett plötzlicher Einfälle. Nach der Briefstasche kommt die

Posttasche, die Gesandtin des Gedanken-Freistaats. In ihrem Staate herrscht Toleranz und Gleichheit aller Stände. Sie umarmt den jüdischen Brief und den christlichen mit gleicher Liebe; das große Wappensiegel kußt brüderlich das Groschenpetschaft des armen Schluckers; der unfrankierte Grobian (wie der witzige Langbein den unfrankierten Brief nennt) liegt so geschmeidig da, wie das Bittschreiben; der nagende Mahnbrief und das freudige Gratulationsbillet sind friedlich vereint; die bissigste Kritik und das lobhudelnde Elogium schlagen einen Weg ein; das Bewerbungsschreiben und der Korb machen ein gleiches Gesicht, und der Brief, der einem Manne seine Witwerschaft verkünden soll, sieht nicht munterer aus, als die Trauerepistel, die einem Neffen die Genesung seines reichen Onkels anzeigt. Nun kommt die

Jagdtasche, die Oberhofküchenmeisterin des Vergnügens. Sie ist der Probesaal zum Einstudieren, wie man sodann die Menschen gleich Tieren hetzt und jagt, wie man lauert und anschlägt; wie man Netze und Schlingen legt; wie man edles Wild parforce auftreibt und in kalter Lust niederschießt. Das ganze menschliche Leben ist eine Jagdtasche oder vielmehr eine Taschenjagd; einer jagt nach der Tasche des andern; da werden Treib- und Prelljagden veranstaltet, man jagt in Schlachten, zu Ehren des Pulvererfinders, die Menschen wie Schwarzwild; die edlen Hirsche werden immer seltener, doch die Hasenfüße sind nicht auszurotten. Wenn das Wild zu fern ist, gießt man das Jagdtaschen-Blei zu Setzkasten-Blei und schießt damit d'rauf los. Eine würdige Schwester findet die Jagdtasche in der

Patrontasche, der Kriegspräsidentin Mavors. Patronentaschen sind mehrere Taschen, die ihre Patronen vereinigen, um einen Patron für alle Taschen zu finden. Dieser zunächst steht die

Maultasche (Maulschelle), die man oft erhält, wenn man das Maul nicht in der Tasche behält, sondern spricht, wie es einem gewachsen ist. Solche Maultaschen trägt man oft Jahre lang in der Tasche, bis man exekutiver Maultäschner wird. Es ist sonder-

bar, daß eben die Leute die meiſten ſolcher Taſchen einſtecken, die nichts einſtecken und die das Maul am rechten Orte haben. Solche Maultaſchen kleiden am beſten und zieren ordentlich die

Backentaſchen des Affen und des Orangutangs im geſelligen Leben; für dieſe Backentaſchen aller ſchwänzelnden, eckelhaften, äffenden Geſprächs- und langarmigen Schreibeaffen ſind die Maultaſchen erfunden worden, und es läuft einem das Maul voll Waſſer, ihnen eine Taſche voll ähnlicher Erfindungen zukommen zu laſſen. Die Gallerie der ſo glorreichen Familie beſchließt nun ein Mitglied, welches die Welt nicht nur regiert, ſondern tyranniſiert, ein Mitglied, das in jeder Geſellſchaft zu finden iſt, und das ausſchließend dem ſchönen Geſchlechte angehört: die

Plaudertaſche! Dieſe plaudert ganze Nationen in die Taſche! Wie ein einziger Laut den Sturz einer Lawine hervorbringen kann, ſo iſt ein Anſchlagwort genug, um die Lawine ihrer Beredſamkeit in's Rollen zu bringen. Sie fängt an zu plaudern, die Maſſe vergrößert ſich immer mehr, bis ſie ganze Gegenden ſamt Häuſern und Bewohnern niedergeplaudert hat, und man oft hundert zerſtümmelte Namen aus dem Schutt ihrer Worte herausgraben muß. Welch einen Unterſchied giebt es in Familien! Wie liebenswürdig und reizend, wie verführeriſch iſt die üppige volle Brieftaſche gegen die unerträgliche, meiſtens dünne und magere Plaudertaſche! Welch ein Spiel der Natur in den Taſchen, welche bewunderuswerte Taſchenſpielerei!

Sehen und Hören.

Es wird so viel Unfug in der lieben Welt mit diesen beiden Wörtchen getrieben, daß einem Hören und Sehen vergeht, wo man hinsieht, hört man nichts Gutes, und was man hört, sieht traurig aus. Macht man sich gefaßt, eine große Oper zu hören, so sieht man, wie seine Freude zu Wasser wird, und freut man sich, eine Künstlerin zu sehen, so hört man, sie ist heiser geworden. Die Leute, die auf die Finger sehen sollten, sehen durch die Finger; die, welche einen bloß anhören sollten, hören einen aus. Es läßt sich kaum ersehen, warum die Damen den und den erhören. Ein Mädchen wird zuerst angesehen, wie weit ist es aber da noch, bis sie ausersehen wird; oft ist dieses kaum abzusehen! Wie sieht sich der Mann nicht vor, wie sieht er ab und zu, wie wenig sieht er ihr nach, auf was sieht er nicht alles früher! Er sieht auf die Familie, auf die Kleiderschränke, auf die Geldkisten, letztlich sieht er auf das Mädchen; und wie oft muß man nicht nach allem diesen Sehen noch ein Auge zudrücken! Das Hören ist wieder eine ganz eigene Sache. Diejenigen, welche die längsten Ohren haben, hören am schlechtesten, und gerade diejenigen, welche ausgehört haben, wollen immer wieder anfangen zu hören. Wie oft führt nicht ein kleines Versehen zu einem großen Verhör, und ein kleines Verhör zu einem großen Versehen, und dennoch ist verhört und versehen das beste Spiel. Unsere Vaudevilles, die mit Melodien versehen werden, bei denen wirkt dies Versehen gerade entgegengesetzt, wie bei Festungen, die man mit Proviant versieht; die letzten halten sich dadurch länger, die Vaudevilles nicht; es ist aber gut, daß es „Versehen" heißt, da sie bald darauf sterben. Man hört oft, was die Glocke geschlagen hat, bevor man noch sieht, was an der Zeit ist, und oft sieht man seine blauen Wunder, ehe man noch davon gehört hat. Seitdem die Wände Ohren haben, hören alle Häuser, unter welchen die Schauspielhäuser die harthörigsten, und die Adreßhäuser die weithörigsten sind. In den Spielhäusern haben sogar die Karten Ohren, ja sie haben's oft faustdick hinter den Ohren, und wenn sie Ohrenweh bekommen,

ſo zieht es ſich auf die lange Bank. Kokette Mädchen, guter Schweizerkäs und fette Rindsſuppe haben tauſend Augen, man kann ſie kaum zählen, allein die Augen der fetten Rindsſuppe laſſen ſich verſchlucken, die Augen des Schweizerkäſes laſſen ſich verdauen, aber die Augen der koketten Mädchen ſind wie Elſter- oder Hühneraugen; ſie wachſen immer beſtändig friſch heran, ſie ſind überall und nirgends, ſie hüpfen umher, wie die Heupferde ohne Zaum und Zügel, begucken alles und kaufen nichts, wie die Diebe, und doch, wenn man ſie ertappt, ſind ſie am losgelaſſenſten.

Die Kunst

mit Kaffeeschwestern umzugehen,

nebst

einem Anhang über das Klatschen, Medisieren, Verläumden, Spötteln, Achselzucken, Augenblinzen, Kopfschütteln, Händereiben, Ohrenspitzen u. s. w., wie auch einige Fingerzeige über die Kunst, alles zu wissen, was bei seinem Nachbar vorgeht, wie viel Ellen Taffet alle Damen in derselben Straße zu ihren Oberröcken gebrauchen, wie die Gesindeordnung aller Häuser beschaffen, wer den Mädchen in dem Revier die Kur macht, wie groß der Pantoffel in den verschiedenen Familien der Umgegend ist u. s. w. u. s. w.

Herausgegeben

von einem

Praktikus und Kaffeebruder.

Vorwort.

Adams erster ruhiger Schlaf ist auch sein letzter gewesen; er erwachte und hatte eine — Frau. Nichts war natürlicher, als daß es bald kein Paradies mehr für ihn gab, sie zogen aus dem Paradiese; alles war stille; kein Blatt regte sich an den Ästen und Zweigen des Gottesgartens; kein Säuseln der Zweige sagte ihnen ein flüsternd — Lebewohl! Eva schmollte, kein Wort kam über ihre Lippen, und Adam ging ganz traurig neben her. Ermüdet lagerten sie sich unter einen Baum, doch nicht eine Silbe vermochte Adam aus ihr herauszubringen; da fiel ein Korn von der Frucht des Baumes herab und gerade in ihre Herzgrube, sogleich fing Eva an, nicht nur zu sprechen, sondern unerschöpflich wie ein Springbrunnen zu plaudern und zu raisonnieren; Adam erstaunte über dieses Wunder, nahm einige Körner dieses Baumes mit — es war der Kaffeebaum -- und baute sie in seinem Exparadiese; so oft Eva schmollte und nicht sprach, legte er ihr eine Kaffeebohne auf die Herzgrube, und sie begann wie ein Uhrwerk

zu plaudern. Dieſes iſt der erſte Urſprung des Kaffeegebrauchs; wie er bis auf unſere Zeiten raffiniert und kultiviert worden iſt, weiß jede Leſerin ohnehin.

Erſtes Kapitel.

Vom Anzug in Kaffeegeſellſchaften.

Das Anziehen in Kaffeegeſellſchaften iſt ebenſo wichtig, als das Abſtoßen. Eigentlich aber iſt allda nur vom Losziehen die Rede.

Für die Damen iſt eine dunkle Farbe zu empfehlen, da doch ohnehin eine die andere verdunkeln, und ſich mit den Flecken der Mitſchweſtern beſchäftigen will. Enge Schuhe können nicht ſchaden, da gewiß jede noch eine in der Geſellſchaft findet, bei deren Anblick ihr der Schuh zu weit wird. Schnüren dürfen ſie ſich nicht ſehr, da ſie ſich im Verlauf der Geſellſchaft immer mehr aufblaſen. Den Mantel müſſen ſie nicht ablegen, um ihn nach dem Winde hängen zu können. Ihr Haar muß ſorgfältig gemacht ſein, denn ſie laſſen nicht gerne ein gutes Haar an jemandem.

Zweites Kapitel.

Über das Handarbeiten in Kaffeegeſellſchaften.

Das Strickzeug müſſen ſie auf jeden Fall mitbringen, damit ihnen ja beileibe der Faden der Unterhaltung nicht ausgehe, und damit ſie ſich gegenſeitig tief ins Geſpräch verſtricken. Feine Tücher zu ſäumen, ſteht aber nur höchſtens der Hausfrau zu, doch darf ſie darüber keine Mediſance verſäumen. Merken iſt in Geſellſchaft ſehr zu empfehlen, denn da ſie ſo viel Perſonen um ihren Namen bringen, ſo müſſen ſie es doch auf einer andern Seite wieder einigermaßen erſetzen.

Drittes Kapitel.

Über das Sich-Introduzieren in Kaffeegeſellſchaften.

Ein Mann, der in eine Kaffeegeſellſchaft von Damen gebeten iſt, verſehe ſich mit drei Sachen und er iſt flott.

1. Eine wahre Anekdote aus dem Leben der Stadt.
2. Ein Bericht einer neuen Mode oder eines neuen Stoffes.
3. Eine Schere, um die guten Namen und die Langeweile abzuſchneiden.

Er beginne vom Wetter und leite es immer ſo, daß er ſeine Anekdote daran anknüpfen kann. Z. B.: „Es iſt ſehr glatt draußen; man kann leicht ausgleiten. Apropos, das bringt mich auf die Idee eines Fehltritts, da muß ich Ihnen eine wahre Anekdote erzählen!“ Oder: „Es iſt heiß zum Verſchmachten! Weil wir eben

vom Verſchmachten und Schmachten reden, muß ich Ihnen eine wahre drollige Anekdote mitteilen!“ u. dgl. m.

Viertes Kapitel.

Sonſtiges Benehme

Bei der vierten Taſſe ſind die Sprachwerkzeuge ſchon ganz durchwärmt und erregt, man nimmt es nun mit der geographiſchen Rediſance nicht mehr ſo genau, d. h. es können nun auch entfernteſte Stadtgegenden an die Reihe kommen, und die nächſten Verwandten um einen Namen kürzer gemacht werden. Mit der fünften Taſſe fängt die Ohrenbeichte an, d. h. man flüſtert ſich ſchon über ſeinen Nebenſitzenden in die Ohren. Bei der ſechſten Taſſe löſen ſich alle Bande des Blutes und des Herzens, es herrſcht eine allgemeine Rediſance-Freiheit und Gleichheit.

Fünftes Kapitel.

Abſchieds-Komplimente.

Zu empfehlen braucht man ſich gar nicht, denn man hat ſich durch ſein Läſtern und Spotten genugſam empfohlen. Man reicht den Damen das Umſchlagetuch, denn nach ungebundenen Reden können ſie bloß in Umſchlag erſcheinen; begleitet ſie an den Wagen und ſagt leiſe: „Fahren Sie ſo fort und Sie kommen weit!“

Sechſtes Kapitel.

Schluß.

Man ſieht nach, wie viele gute Namen auf dem Platze blieben, wie viel leicht und wie viel tödlich verwundet wurden, man ſcharrt die Toten ein und giebt die Hoffnung auf die andern nicht auf. Man küßt ſich gegenſeitig, um das Geſagte zu beſiegeln, und geht auseinander, um wieder zuſammen zu kommen.

Die literarische Holzspaltungs-Anstalt.

Wenn wir einen Blick auf die literarischen Waldungen werfen, und ihren ehemaligen Zustand mit ihrem jetzigen vergleichen, so drängt sich uns unwillkürlich die Furcht auf, bald einen gänzlichen Mangel an wahrem Eichen- und Tannenbrennholz leiden zu müssen und gezwungen zu sein, unsere Lesezimmer bloß mit den Stoppeln und Maisblättern einer Afterlektüre zu heizen. Wie kräftig und riesenstämmig eilten nicht sonst die vielblättrigen Bäume dieser alten Wälder hinan zum Himmel, wie konnte der Leser von Zweig zu Zweig eilen und sich hinaufschwingen in die klare, höhere Region des poetischen Daseins und sich kräftigen in dem Stahlbade der weitgestreckten Anschauung des Lebens; oder sich lesend und lustwandelnd ergehen in den gastlichen und ernsten Schatten ihrer Zweige, die, nachbarlich verschlungen, seine geistige Promenade überbauten! Da sprach aus jedem Baume die inwohnende Hamadryade heiliger Gefühle uns an; in jedem Rauschen der Blätter hörten wir nur den An- und Rückklang unserer Herzenstöne, und in jedem Stamme standen die eigenen Namen der heimischen Pieriden eingeschnitten! Doch werfen wir jetzt einen Blick nach diesen Wäldern. Wie ausgesichtet! Wie ausgereutet! Wie hat nicht die Axt der fällenden Nachstribler an den üppigen Bäumen genascht! Welch ein Heer von Holz- und Baumdieben hat hier nicht souragiert und requiriert! Die Zweige sind entlaubt, und statt der heimatlichen Nachtigall nistet nur die nachäffende Spottdrossel (Turdus polyglottus) in den ausgelichteten Ästen. Auf dem großen klassischen Banyasbaume sitzen pedantische Affen, welche die Citationsnüsse herabwerfen in den Schoß unwissender Kommodschreiber, welche sie sodann als Motto-Vorhängetüchlein ihren Kindlein vorbinden. Der Baum der Erkenntnis, der sonst inmitten des Schreibe-Edens stand, ist verdorrt, und die riesigen Palmablätter der Alten werden von den jetzigen talentnackten Geschwindschreibern zu kleinen Blätterchen verschnitten, ihre Blößen damit zu decken! Dieses Eingehen der literarischen Waldung, die dadurch bevorstehende Holzteuerung und die Vorahnung eines Lesefrosttodes hat die jetzige ökonomische Handhaberei des Literaturgehölzes herbeigeführt. Eine der vorzüglichsten Hervorbringungen dieser Anstalt sind die Sparöfen und Sparherde, id

est Journale und Zeitschriften. Mit einem kleinen, unbedeutenden Stückchen wird ein ganzes Lesepublikum einige Tage lang in einem gewissen Wärmegrad erhalten. Was wird nicht alles auf diesem belletristischen Sparherde verkocht und verbacken! Romantische Kräutersuppen, kritische Brühen, sentimentale Hohlehippen, Notizenkoch, polemische Hachées, Charadenragouts ꝛc. ꝛc! Und nun gar jene Sparöfen, die mit anderwärts schon ausgebrannten und hier noch einmal angeklommenen Steinkohlen heizen, d. h. jene Zeitschriften, die nachdrucken und Tote beschwören; diese kontribuieren zur Holzökonomie am meisten. Aber es ist nicht genug, daß das Verbrauchungssystem eingeschränkt wird, die Materie selbst, das Holz muß ökonomischer behauen werden, und zu diesem Behufe giebt es, gottlob, auch eine „literarische Holzverkleinerungsanstalt" in der schreibenden Welt. Es giebt nämlich Leute, die teils von der lieben Regentin Vernunft monatlich wenig Gage beziehen, oder auch solche, die gar keine eigentlichen Gedankenrenten haben, sondern davon leben, daß sie zuweilen einen finden, oder sich bei einem andern Gedanken zu Gaste laden, oder auch irgendwo ausführen ꝛc. Diese Leute wollen doch als Kontribuenten der Schriftstellerwelt leben, darum werden sie „Holzhauer" und „Holzverkleinerer" der Literatur. Sie schleppen nämlich einen alten Stamm aus klassischem Boden in ihren eigenen, der auch zuweilen klassisch ist, z. B. aus der dritten Klasse — nun keilen sie sich mittelst eines Diktionnärs in den Stamm hinein, und verursachen also schon eine Spaltung in der alten Literatur. Nachher wird darauf losgehämmert und losgezimmert, bis der Stamm in seinen Teilen zerfällt, glatt gehauen, und in verschiedene Stöße aufgeschichtet wird, worauf sie dann tarifmäßig losschlagen:

	L. M.
Eine Klafter Übersetzung in großen Scheiten	24 fl.
Eine dito Auszüge in kleinen dito	20 „
Ein Scheffel Rinde für Quartalschriften . .	15 „
Ein dito Abschnitzel für Almanache	12 „

Nun bleiben noch die Accidenzien und Nebensporteln, die sie auch mit einer außerordentlichen Betriebsamkeit zu befördern wissen z. B.

	L. M.
Die Späne als Gedankenspäne, das Bündel .	10 fl.
Die Splitter als Gedankensplitter, das Büttel .	8 „
Die Abfälle als Einfälle, das Maß	5 „
Die Holzfasern als Gedankenfidibus, das Hundert	3 „
Den Holzstaub als Gedankenzunder, die Handvoll	20 kr.

Man ſieht, dieſe belletriſtiſchen Holzverſilberer haben es in ökonomiſcher Gediegenheit weit gebracht

Man glaube aber ja nicht, daß man bei Heizung der Leſekabinete mit dieſem Klein- und Dünnholz Kälte leide, im Gegenteil, es rinnt einem der helle Schweiß über die Stirn. Die Adreſſe dieſer Holzhauer iſt jedem bekannt, wer ſie aber ſprechen will, der gehe auf einen Kreuzweg zwiſchen einer Antiquarhandlung und einer Buchdruckerei, und rufe dreimal: „Heilige Propheten der Kunſt! erſte Lichter der Literatur!“ Da kommen ſie gleich und fragen: „Was befiehlt der Herr?“

Jabadeus Sauerteigs

Neujahrs-Prophezeiungen.

Das neue Jahr wird, wie jede Neuigkeit, einen Tag das allgemeine Stadtgespräch sein; man wird sich mit dem Munde wünschen, mit dem Herzen verwünschen. Man wird kostbare Geschenke machen, und die Rechnungen nicht bezahlen. Leute werden lange Reden halten und nichts sagen. Liebhaber werden mit Anstand verschenken, was man ihnen mit großem Anstande borgte. Frauenzimmer werden sich einen halben Tag ankleiden, um den andern halben Tag entblößt zu gehen. Männer werden ihre Weiber überraschen mit Zärtlichkeit. Das Jahr wird sein ein Schaltjahr für alle Frauen, die schwache Männer haben. Die Zinszahl wird dem Hausherrn immer zu klein, den Einwohnern immer zu groß dünken. Der Planet, der das Jahr regieren wird, heißt Gold. Zwischen Weihnachten und Aschermittwoch wird es sehr viele Glückliche, nämlich Betrunkene geben. Den längsten Tag wird haben ein Dichter an dem Tage, an dem sein erstes Stück aufgeführt wird, die längste Nacht wird haben ein Weib vor der Abreise ihres Mannes, und die kürzeste Nacht der Mann nach der Abreise seines Weibes. Ein ewiger Frühling wird sein in den Toilettenbüchschen der Damen. Finsternisse wird es zwei geben, eine unsichtbare bei den sogenannten Helldenkern, und eine sichtbare von der Sohle bis zum Scheitel einer gewissen Jungfrau, die so groß als ganz Europa ist. Das erste Mondesviertel tritt ein nicht lange nach der Hochzeit. Ein ergiebiges Feld wird es geben für Zwischenträger, einen günstigen Wind für Ohrenbläser, eine trockne Zeit für die Konversation, und heiß wird es werden allen ehrlichen Leuten. Der Hagel wird viel Unheil anrichten, nämlich der Janhagel. Viel Blitz und Donner wird es geben in häuslichen Kreisen. Eine Überschwemmung wird es geben an Gedichten, und doch eine Dürre in der Poesie. Viel Nebel wird sein, doch reifen wird nichts. Eine ergiebige Ernte wird sein an Dünkelkorn, ein herrlicher Schnitt für Namen- und Ehrabschneider; an Flegeln wird kein Mangel sein, doch gedroschen wird leeres Stroh. Am besuchtesten wird sein das Pfandhaus, und am lustigsten in den Trauerspielen. Man wird wie sein Leben lieben — die Toten,

und tödlich hassen — die Lebenden. Man wird in Gesellschaften gehen, um allein zu sein. Man wird sich stets schminken, und nicht rot werden. Man wird sich für eine Ewigkeit trauen lassen, und sich von dieser Minute an keinen Augenblick mehr trauen. Menschen, die nie hungrig sind, werden stets essen, und die so Hunger leiden, kriegen keinen Bissen. Man wird fast ebenso viel Zahlungen ein- als Wechsel ausstellen. Man wird das ganze Jahr verliebt sein, und doch nicht lieben. Man wird viel Gönner und wenig Kenner finden. Die Müßiggänger werden sehr beschäftigt sein, und die Geschäftsleute werden müßig gehen. Weiber werden sich den ganzen Tag Mühe geben, abends zu gefallen, und werden, beim Lichte betrachtet, mißfallen. Ein jeder wird es lieben, nur sich selber zu sehen, und doch seinem Nachbar den Spiegel vorhalten. Der nicht einen Bedienten hat, wird oft viele beherrschen, und der zehn Diener hält, wird kaum sein eigener Herr sein. Um den Streit zweier Parteien zu schlichten, wird man Leute besolden, die ihn ewig machen. Leute ohne Ausbildung werden die meiste Einbildung haben. Auf den Theatern wird man die alten griechischen Stücke mit vielem Aufwande geben, das eine große Trauerspiel aber: „Die Griechen" wird ohne Teilnahme vorübergehen. Nach verbotenen Frauen und verbotenen Büchern geschieht die meiste Nachfrage, erlaubte Bücher und ledige Mädchen aber werden nicht an den Mann zu bringen sein. In der Literatur werden viele Diebe erwünscht werden, die kritischen Richter werden die kleinen hängen, und die großen laufen lassen. Man wird sich in zwölf Sprachen „gehorsamer Diener" nennen, und keinem Menschen einen Dienst erweisen. Die Ungeschliffenen werden am schneidendsten, und die Geschliffenen am stumpfsten sein. Leute, die zehntausend Tage studiert haben, kriegen kein Amt, und die nur eine Nacht verheiratet sind, werden angestellt. Arme Teufel werden reich sein an Witz, Laune und frohem Mut, und reiche Leute werden arme Sünder sein. Man wird, um frische Luft zu schöpfen, in verschlossenen Häusern spazieren fahren. Leute, die nirgends kochen, werden überall essen, und die überall zu Hause sind, werden bei sich selbst fremd sein. In Lesezirkeln wird man bemerken, daß die Lichter immer kürzer, die Zeit aber immer länger wird, und die Redaktoren sämtlicher Journale werden sehr klagen über die große Abnahme — der Abnehmer.

Amen.

Das Unglück,

das große Los zu gewinnen.

Wie oft ist ein großes Los der unglückliche Wetterstrahl in der sonst ruhigen Schäferhütte eines friedlichen Herzens; wie oft ist es ein wahres Unglück, das schwer auf dem Getroffenen lastet; wie oft ist es eine Hexengabe, die den Empfänger verwandelt und umschafft! Seht, X. war gut, höflich, artig, bescheiden und zuvorkommend; noch gestern war er dies alles, heute hat ihn das Unglück getroffen, plötzlich gewinnt er das große Los, und nun ist er grob wie ein Rezenient, anmaßend, wie ein junges Schriftstellerchen, dem ein Winkelblatt sein erstes Gedichtchen abdruckte, hochmütig, wie eine ausländische Sängerin, und stolz wie ein reicher Schlächter; ist das nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? Z. war gestern gesellig, wohlthätig, dienstfertig und leutselig, heute hat er das große Los gewonnen, und er ist ungesellig, wie das böse Gewissen, hartherzig wie die Termintafel eines Wucherers, ungefällig wie ein Leberkranker und abfertigend, wie der Portier eines Ministers; ist das nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? B. war gestern froh, gesund, sorglos, hatte Nächte voll süßen Schlafs und Tage voll mäßiger Arbeit; heute hat er das große Los gewonnen und ist düster wie ein Decembertag, kränklich wie eine Dame vom Stande, hat schlaflose Nächte wie ein Winkelmäkler, und unruhige Tage wie ein Ehemann, der nie ausgeht; ist es nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? A. hatte gestern einen Freund, den er liebte, wie die Fromme die Tugend liebt, von dem er so unzertrennlich war, wie ein Dichter von seinen eigenen Werken, den er überall zu Rate zog, wie die Frauen ihren Spiegel, dem er stets zur Seite war wie ein alter Ehemann bei seiner jungen Gattin. Heute hat er das große Los gewonnen und er meidet seinen Freund, wie ein Elegant das Gewölbe seines Schneiders; er will ihn kaum erkennen, wie ein Geldloser die Unterschrift eines verfallenen Wechsels, und entzieht sich ihm ganz wie das Gefühl aus dem Busen der Kokette; ist es nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? B. hatte gestern eine Geliebte; sie war ihm das Heiligtum seines Lebens, das Amulet seiner Schmerzen, der Trost seiner Augen

und die Seelengefährtin seines Daseins. Heute hat er das große Los gewonnen, und er verläßt sie, wie ein unverbesserlicher Sünder das Gotteshaus, um nie wieder zurückzukehren; sie ist ihm gleichgiltig, wie die Tugend einem alten Wollüstling, und er vergißt sie, wie ein Parvenu die Tage seiner Kindheit; ist es nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? Da dieses Unglück plötzlich kommt, und einen wie ein Wirbelwind heraushebt aus dem Wurzelorte seiner Umstände, so muß man als Weiser darauf vorbereitet sein, um es im Notfalle mit Fassung und Geduld zu ertragen. Sollte mir das Schicksal diesen unvermuteten Schlag zugedacht haben, so will ich Stärke genug haben, darob nicht zu murren, mich mit Ergebung darein finden, und was mir der Himmel auferlegt, allein zu ertragen suchen. Ich verbitte mir daher im voraus jede Teilnahme an meinem Unglücke, sowie jede Berührung meines Unglücks von fremder Hand würde mir nur noch mehr wehe thun! Doch da dieses Unglück, wie der Tod, mich aus der Reihe aller bis jetzt mit mir Lebenden herausstriche, muß ich noch aus Vorsicht mein Lebewohl darbringen, allen denen, die mir vor meinem Tode vor dem Schlagtreffen des großen Loses lieb und teuer waren, und für dieses Leben von ihnen scheiden. So lebt denn wohl, ihr Eltern und Geschwister! Ihr Vielgeliebten, lebet wohl! Ich bin tot für euch! Ihr werdet von meinem Unglücke gehört haben, o tröstet euch und sucht mich zu vergessen; in diesem Leben bin ich für euch verloren! Ein großes Los hat alle meine Zärtlichkeit, meine heiße süße Pflicht aufgezehrt; dort im Himmelreich nur sehen wir als Gleiche uns wieder! Ihr Freunde alle, die ich bis jetzt tief im Herzen getragen, die ich in der Brust liebend gepflegt und den süßen Kranz geselliger Freuden treu und bieder durchgelebt, lebt wohl, lebt auf ewig wohl! Ein großes Los ist zwischen uns getreten, scheidend, wie Salomons Richterschwert: kaum weiß ich mich noch auf eure Namen zu entsinnen. Lebt wohl und denkt: es war ein guter Junge, wenn ihn nur dies Unglück nicht getroffen hätte! Lebe wohl, Geliebte! Du Licht meines Lebens! Luft und Odem meines Daseins! Lebe wohl, ich bin tot, vergönne mir Licht und Luft und Odem kaum! Ein großes Los hat dich aus meinem Herzen gedrängt, ich kann nicht zwei Gegenstände mit gleicher Liebe umfassen! Lebe wohl, und schenke mir eine Thräne! Wähle dir einen andern und weniger Unglücklichen als ich, und vergiß in seinen Armen den Reichen! Einst, wenn wir uns wieder sehen, erinnere ich mich deiner kaum. Lebe wohl, und reiß mich aus deinem Herzen! Lebe wohl, o Muse, Morgenstunde des Lebens, ohne Gold im Munde, lebe wohl! Lebe wohl, du holz-goldne Leier! Lebt wohl, ihr Draht-Silberiaiten! Die Prosa eines großen Loses hat sich meiner bemächtigt! Lebe wohl, du Lorbeerbüschel! Auf ein großes Los reimt und schickt sich ohnehin die ganze Welt. Eine halbe Million

macht unſterblich, denn man ſtirbt wenigſtens nicht Hungers; ein großes Los iſt die vortrefflichſte Dichtkunſt, alle ihre Werke haben Gehalt und guten Klang im Lande, alſo lebe wohl, meine Muſe! Ich bin empor gekommen, ohne mit Keuchhuſten den Parnaß zu erklimmen! Und zuletzt, lebe wohl, leſendes Publikum! Du lieſeſt nie mehr etwas von mir; das iſt der einzige Gewinn, den du aus meinem Unglücke ziehſt. Lebe wohl, und denke: der Tod macht alle Fehler gut. Lebe wohl, ich habe dich geliebt und nach deinem Beifall gerungen, aber wer ein großes Los gewinnt, liebt nichts mehr, am wenigſten aber ein leſendes Publikum. Lebt wohl, ihr holden Leſerinnen! Ich habe euch oft geliebt, denn was man neckt, das liebt man, wie ſüß war mir das Geſchäft, für euch zu ſchreiben. Aber ich muß reſignieren; als reicher Mann kann ich an und nicht für euch ſchreiben, denn ich kann euch etwas verſchreiben, das ſonſt kein Dichter kann: eine Hand voll Gold! O, wer eine neue Damenbibliothek mit ſolchen Schriftſtellern anlegen könnte! Lebt wohl, ihr ſchönen Leſerinnen! Ihr habt mir als Schriftſteller oft gegönnt, euch in den Schlaf zu bringen, jetzt erlaubt ihr mir's vielleicht, euch aus dem Schlaf zu bringen. — Doch, lieber Leſer! bald hätte ich vergeſſen, daß ich das große Los nicht gewonnen, daß mich das Unglück noch nicht traf, ich alſo noch lebe; ja, lieber Leſer, noch lebt er, „und lebt euch allen zum Verderben!“ Denn nun iſt's mit eurem Gewinn, mein Nichtſchreiben, auch vorbei! Alſo nicht Adieu, lieber Leſer; keinen Abſchied, holde Leſerinnen! Noch ſchreibe ich für euch und kann euch nichts verſchreiben als mich ſelbſt, und das an jede insbeſondere; denn die neuen Schriftſteller verſchreiben ſich ſo oft, daß zuletzt gar nichts an ihnen bleibt. Alſo, da ich noch das Gut nicht gewonnen, ſo ſeid, ich bitt' euch, mir gut.

Die Emanzipation der Esel.

Welchen Einfluß die Ochsen auf die Gesammt-Menschheit haben, ist lan..it bekannt; nicht nur die lebendigen, sondern auch die toten; wenn eit der Geist der lebenden Ochsen beträchtlich auf das Volk einwirkt, so geht von den toten Ochsen wenigstens das Fleisch in Saft und Blut des Volkes über. Bis jetzt war es aber nur dem Hornvieh oder Rindvieh gegönnt, an die menschliche Tafel gezogen zu werden, an den vornehmsten Tischen fand man Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein; aber die edlere Rasse der Pferde wurde von dem Herde und von dem Tische der Menschen intolerant verstoßen. Dem Siege der Freiheit unserer Zeit bleibt es vorbehalten, die Pferde den Ochsen vor dem Gesetze gleich zu stellen. In der sächsischen Kammer brachte ein Abgeordneter den Antrag vor, daß man Pferdefleisch auf gesetzlichem Wege verzehren dürfe.

Wenn dieser pferdefreundliche Vorschlag durchgeht, so ist für das materielle Wohl der Völker ein großer Schritt geschehen! Es werden von nun an nicht mehr die Ochsen allein sein, die uns das Maul stopfen werden! Die Preßfreiheit ist eine wahre Bagatelle gegen den Segen des gesetzlichen Pferdefleischessens. Den Schlächtern und den Köchen öffnet sich eine neue Laufbahn, die Kochbücher werden bereichert und der ganze Pferdehandel bekommt einen neuen Umschwung.

Der Leipziger Meßkatalog wird dicker werden. Für die Dichter entsteht der Nutzen, daß sie ihren Pegasus, wenn er gar nichts taugt, gesetzlich schlachten und sein Fleisch essen dürfen. Der Geist der Zeit läßt sich nicht dämmern. Das Licht bricht sich seine Bahn, die Aufklärung siegt, das ist Gesetz der Vernunft; wenn wir heute durch das Recht der Freiheit die Pferde den Ochsen gleichgestellt sehen, so bleibt die menschliche praktische Vernunft nicht dabei stehen, und bald dürfen auch die Esel ihrer Emancipation entgegensehen, und das um so mehr, als die Esel wenig Freunde zu haben pflegen. Warum soll bloß das Pferd sein Fleisch gesetzlich essen lassen dürfen, warum nicht auch der Esel? Ich fühle etwas in mir, welches mich hinreißt, die Esel zu vertreten. Versammelt euch um mich, ihr mögt nun vierfüßig oder zwei-

fähig sein. ihr mögt lesen und schreiben können oder nicht, mir sind alle Esel gleich, ich will eure Sache führen. Ich habe große Hoffnung für euch, denn ihr findet in der Gesellschaft viel heimliches Mitgefühl!

Warum soll man das Eselsfleisch nicht auch auf gesetzlichem Wege essen dürfen? Glaubt man etwa, das Fleisch der Esel sei schädlich? O thörichter Unglaube! Man besuche nur fleißig die menschlichen Gesellschaften und man wird sich überzeugen, wie viel Esel ein gesunder Mensch vertragen kann. Die zartesten und schwächlichsten Damen müssen oft an einem Abend sechs junge und sechs alte Esel verdauen! Und nun und das gewöhnlich nur rohe Esel — man denke sich erst einen marinierten oder eingemachten Esel! Welch ein Leckerbissen muß ein eingemachter Esel sein, wenn schon die ausgemachten so köstlich sind! Wenn man anhört, welch ein Geschrei die Esel in der Welt machen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, wie vortrefflich muß ein Esel-Lungenbraten schmecken! Kälberfüße müssen eine wahre Abgeschmacktheit sein gegen junge Eselsfüße; denn man weiß, daß die Esel am besten Fuß zu gewinnen wissen! Das Höchste aber, was die Gastronomie erfinden könnte, wäre eine Esel-Leber Pastete! Die Esel haben unstreitig die gesündeste Leber, denn sie sprechen nie von der Leber weg, und wenn sie auch viel nach Karlsbad gehen, so ist das mehr Luxus als medizinische Notwendigkeit. Durch seine Esel-Leber-Pasteten allein könnte Deutschland dem benachbarten Straßburg den Rang ablaufen. Jede Nation hat ihre Esel, aber gründliche Esel hat nur der Deutsche, die Gründlichkeit aber hat ihren Sitz in der Leber, das sieht man an den deutschen Grundgelehrten, sie leiden alle an der Leber; je härter die Leber, desto gründlicher ihre Gelehrsamkeit. Die Funktion der Leber ist die Gallen Absonderung. Esel aber haben gar keine Galle, welche herrliche Leber muß das sein!

Man denke sich das Schauspiel, wenn bei einem Familien- und Kinderfeste ein gebratenes Eselchen auf den Tisch käme, und der zärtliche Vater einem jeden das Seinige vorlegt und dabei moralische Betrachtungen über die Hinfälligkeit der Jugend anstellt. Man denke sich die Berliner Bühnendichter, wenn sie den Todestag eines Dichters essen und es kommt ein gedünsteter Esel mit Lorbeer-Blättern auf den Tisch, müssen sie nicht alle an das gemeinschaftliche Los der Sterblichen denken? Die größte Rarität wäre ein irikaisierter Esel, denn nur selten sind es die Esel, die früh kaisiert werden! Ein Kalbshirn ist eine wahre Lederneit gegen ein Eselshirn mit Citronensaft. Ein Eselshirn ist so unschädlich, daß eine Sechswöchnerin es essen darf!

Aber warum sollten die Esel nicht mit den Ochsen, mit den Pferden gleiche Rechte, eben solche Freiheit genießen? Die Esel sind doch die ersten Urheber und Wegbahner zur Freiheit, denn

nur auf den Eſeln kann man auf hohe Berge kommen und „auf den Bergen,“ — ſagt Schiller — „wohnt die Freiheit!“ Alſo, meine lieben Mitmenſchen, nehmt euch der Eſel an, thut's den Eſeln, thut's euch, thut's mir zu lieb!

Mich aber durchſtrömt ein ſchönes Bewußtſein, das Bewußtſein, auch einmal den Eſeln etwas recht gemacht zu haben, eine Sache, die mir noch nie gelungen iſt. Ja, ich fühle mich erhoben und begeiſtert, ein edles Feuer durchſtrömt mich, ich bin durch und durch für die Eſel geſtimmt! Schafft mir einen Eſel, ich mache mir ſogleich einen Braten aus ihm, ſchafft mir ſchnell einen Eſel,

„reißt ihn vom Schreibtiſch, wenn er redigiert,
ſchleppt ihn von der Bühne, wenn er ſchauſpielt!“

Schafft mir einen Eſel, wo nicht, ſo leg' ich Hand an mich ſelbſt. Ihr kennt mich!

Was ist Lesen?

Lesen soll sein Geistesgymnastik, intelektuelle Diätetik (besser Hygiastik), geistige Promenade. Man läßt sein besseres Ich an einem öffentlichen Ort, fremden Eigentums, spazieren. Ob es nun eine flache Wiese, ein Obstgarten, ein Kornfeld, ein englischer Park ist, oder eine Blumenflur, ein Küchengarten, ein Weinberg, ein Eichenwald, das Stadtpflaster, oder wohl gar eine Steppe, das hängt dann von des Wandlers Persönlichkeit ab. Natürlich ist der öffentliche Ort und das fremde Eigentum das „Buch", und noch natürlicher ist dann die flache Wiese die Abendzeitung, der Obstgarten Reinhards christliche Moral, das Kornfeld Müllers Weltgeschichte, der englische Park das Morgenblatt, die Blumenflur Jean Pauls Hesperus, der Küchengarten ein Opus von Garve, der Weinberg der Schiller, der Eichenwald der Lessing, die Steppe Grävells Menich u. s. w. Man promeniert zur Lust oder der Gesundheit wegen; sich zu amüsieren oder durch Bewegung zu stärken, oder wohl auch aus beiden Ursachen zugleich, um dann erquickt zu rechter Zeit, oder oft schon ermüdet vor der Zeit heimzukehren. — Was ist wohl reizender und bequemer (zu deutsch: kommoder, wie Kotzebue ironisiert, daß Böttiger das gute deutsche Wort: Korkbildnerei sehr glücklich in: Felloplastik übersetzt habe —) als in fremdem Gehege nach Laune und Willkür zu hausen, auf fremden Saatfeldern zu ernten, zu pflücken auf eines andern Blumengefilde, zu requirieren, zu souragieren in fremden Gauen? Und gleichwohl! wie reizlos, wie unbequem ist so manchem dieses Ernten, Pflücken und Requirieren zu eigenem Nutz und Frommen auf fremdem Grund und Boden! Woher mag das doch kommen? Zweitens weil es keine irdischen, klingenden Zinsen trägt, oder weil diese gar zu lang ausstehen; drittens weil dieses Aneignen fremden Gutes nicht verboten (Kaffee und Wein würden noch einmal so gut schmecken, wenn sie verboten wären. Vide 1. die famose Handelssperre; vide 2. die löbliche Muselmännerschaft ꝛc.), sondern empfohlen, mehr oder weniger bedungen, und dabei doch von keiner äußern Auszeichnung, etwa wie in einem Knopfloch begleitet ist; viertens aus göttlicher Faulheit oder nicht-göttlicher Suffisance; und erstens weil das Lesen bei sinnlichen Nationen

beſonders, wie Buchholz irgendwo ſehr richtig bemerkt, nur heißt, ſich in einen unangenehmen Zuſtand verſetzen.

Trotzdem wird aber doch enorm viel geleſen! Ja wohl, aber von wem, und wie? Das Frauenzimmer lieſt, aber was? der junge Wißbegierige, der Gelehrte leſen, aber wie? das Publikum in genere lieſt, aber was und wie? und wo, und warum? Es wird geleſen, um zu leſen, ſo wie man ſpazieren geht, um ſpazieren zu gehen; oder um ſagen zu können: ich habe dies und jenes auch geleſen, oder wohl gar, um ſich zu brüſten: ich habe dies und jenes nicht geleſen (ſurrogierende Literatur-Zeitungen); aus Ton oder Langweile, oder aus einer Art von mechaniſchem Heißhunger, wie es gewiſſen Leuten leichter wäre, gar nicht Tabak zu ſchnupfen, als darin mäßig zu ſein. Es wird zu viel, und darum wird zu wenig geleſen, denn viele Bücher, ſagt Luther, machen nicht gelehrt; aber gut Ding und oft leſen, das macht gelehrt und fromm zugleich. Das iſt das Geheimnis, über das uns wohl eine ordentliche Theorie not thäte. (Bergks Kunſt Bücher zu leſen, iſt außerordentlich fließend, weil es der Charakter des Waſſers iſt, daß es fließe; Marées Anleitung zur Lektüre iſt eben ſo außerordentlich konzis, weil es die Natur des gefrorenen Waſſers iſt, daß es konzis ſei.) Da aber bei dem chamäleontiſchen Charakter des Bücherweſens und der Hydra des Buchhandels gar nicht daran zu denken iſt, ſo bleibt es beim Alten, oder vielmehr immer beim Neuen und Allerneueſten (oder beſſer bei Letzterem, denn neu iſt im Buchhandel nur das Allerneueſte, wie daher nicht das Allerälteſte alt), und das ſchöne bibliſche Sprüchlein: Der Buchſtabe tötet, der Geiſt macht lebendig ſchießt nimmer in geiſtigem Samen auf. Ja es erinnert wohl an die kauſtiſche Anekdote jenes im Geruch der Gelehrſamkeit ſtehenden Paſtors, bei deſſen Tod man ſehr in Verwunderung war, keine Bibliothek, dafür aber einen wohlgefüllten Weinkeller anzutreffen, und deſſen lachende Erben getröſtet ausriefen: Nun, der gute Mann hielt, wie figura zeigt, auf den Grundſatz: Der Buchſtabe tötet, der Geiſt macht lebendig. Doch — was heißt auch: eine Bibliothek haben? Augenſcheinlich zeigt ſie an, daß man eine Menge Sachen nicht wiſſe: je mehr Bücher, deſto mehr Zeugen und Zeichen und verräteriſche Monumente unſerer Unwiſſenheit. Wer kein Buch, oder höchſtens nur ein paar Diktionärs hat, kann ſagen, er wiſſe genug; wer eine Bibliothek beſitzt, geſteht ſtillſchweigend, daß er noch gar viel nicht wiſſe, oder ein ſehr ſchlechtes Gedächtnis beſitze, was auch keine große Ehre ſein ſoll.

„Ein Leſer ſoll ein Menſch ſein, der ſich anſtellt, als ob ihm an einem Buche etwas gelegen wäre", Hippel oder Wenzel dixit. Das ſind aber die wenigſten Leſer: oder eigentlich alle, weil gewiß alle ſich wenigſtens ſo anſtellen. Das iſt alſo die Expoſition, daß man ſie ſo anſtellt. Gut! Nun zeigt es ſich aber gar häufig,

daß der Titel nur ein lockendes, verſchmitztes Aushängeſchild ſei (zur Rechtfertigung der Autoren muß man erwägen, daß die Titel — Verlängerung der Vorreden nach Jean Paul — meiſtens von den Verlegern gemacht werden); oder bei weiterem Durchblättern, daß entweder der Gegenſtand oder die Darſtellungsart, oder oft beide unſern Erwartungen nicht entſprechen, oder daß wir ein Plagiat vor uns haben ꝛc. Genug, wir finden uns getäuſcht, legen das Buch bei ſeite, um uns gleich darauf auf's Neue täuſchen zu laſſen. Die Beſchaffenheit der Bücher ſelbſt iſt demnach eigentlich an der unfruchtbaren Vielleſerei Schuld, denn es würde erfolgreicher werden, wenn wir weniger, aber gute Lektüre beſäßen. Und daran iſt, wie einige Klügler ſagen wollen, wieder der ſuperfötierende Buchhandel Schuld; nämlich der Umſtand, daß Schriftſtellerei und Bücherverſchleiß zu lukrativen Gewerben herabgeſunken ſind.

Inzwiſchen, da dies nicht hierher gehört, wollen wir nur die übrigen Hauptantriebe des Leſens betrachten. Wenn man in der Regel lieſt, um ſich zu unterhalten oder zu belehren, ſo giebt es noch zwei Klaſſen von Leuten, die ſich weder aus dem einen noch aus dem andern Grunde mit Lektüre beſchäftigen. Zur erſtern zählen wir die Schriftſteller, die nur leſen um zu ſchreiben wie man ſonſt nur ſchrieb um zu leſen (ſein Eigenes dem unzuverläſſigen Gedächtnis aufzubewahren), fremde Gedanken zu den ihrigen zu machen, um ſich ein Privilegium darauf geben zu laſſen, oder über Nachdruck zu ſchreien. Und zur zweiten Klaſſe gehört jene ehrſame Gilde der Kritiker und Ariſtarchen, die bei dem Leſen irgend eines Werkes keinen andern Zweck haben, als alle menſchlichen Blößen und Mängel, oder wohl auch, um alle kleinen und nicht kleinen Vorzüge aufzuſpüren, um dann jene zu läſtern, oder dieſe zu erheben.

Leſen heißt alſo immer und überall das, was es nicht heißen ſollte, und da alles Unheil nur vom Leſen herkommt, und die Erfindung der Buchdruckerkunſt ein ganz fatales Ereignis für die Ruhe der Welt und der Einzelnen iſt, ſo wollen wir als echte Menſchenkinder hübſch fortfahren, eifrig zu leſen.

Uhren, Menschen und Bücher.

Der Anblick einer jeden Uhr, so wie ihre Schläge, sollten den Menschen in eine sehr ernste Stimmung versetzen, weil ihm dabei Zeit und Ewigkeit vor die Seele treten. Unter allen Uhren aber kann wohl keine uns feierlicher stimmen als die Sanduhr, die uns zugleich an den Sandmann erinnert. So verschieden aber die Stunden sein mögen, die ich und du, mein Leser, während des Schreibens und Lesens dieser Geschichte, erlebt, und andere erleben gesehen haben, ebenso verschieden als diese und die wechselnden Zeiten überhaupt, sind auch die Uhren, sehr bedeutende warnende Sinnbilder! Bedenken wir aber dies nicht, so werden uns die verschiedenen Arten der Uhren schon dadurch interessant, daß sie eine auffallende Ähnlichkeit mit Menschen und Büchern zeigen. Man kann, wie ich es sogleich thun werde, jede Art von Uhren mit einer gewissen Art von Menschen und Büchern zusammenstellen, ich sage z. B. so:

Turmuhren sind uns alle die unsterblichen Heroen der Vorzeit, die uns selbst in ihrer Höhe und Entfernung groß erscheinen, und deren mächtige Stimmen aus weit entlegener Vergangenheit uns noch jetzt entgegen schallen, imponierend durch Geist und That. Die Zeit selbst ist der hohe Turm, auf dem wir, hinaufblinzelnd, sie erblicken. Im Reich der Wissenschaft und Kunst sind Turmuhren alle jene Werke des Genies, nach denen untergeordnete Geister sich richten, Nachahmer ihr Thun und Treiben regeln.

Taschenuhren sind wir selbst gegen jene Riesen. Unsere Zeit liefert überhaupt gern alles in Taschenformat, selbst Köpfe und Herzen. Wär's möglich, so gestaltete sie Riesen in Taschenformat. Die fein gekünstelten Werke der schönen Literatur haben zierliches Taschenformat. Taschenbücher sind Sinnbilder der neuesten Literatur.

Wanduhren sind Hausfrauen, die ihren Namen mit Recht verdienen, weil sie in ihren vier Wänden hausend ihr eigentliches Leben und Regiment führen. In Häusern, wo die Wanduhr unrichtig geht, hält die Hausfrau nicht auf Ordnung. Hausfrauen, die zwar wacker und rüstig, dabei aber in ihren Häusern etwas laut und heftig sind, gleichen den Wanduhren mit lärmenden

Weckern. In der Literatur sind alle wahrhaft gemeinnützigen Werke den Wanduhren zu vergleichen.

Ringuhren und jene sehr kleinen Miniaturührchen, die von den Damen an goldenen Ketten als Halsschmuck getragen werden und in der großen Welt paradieren, sind die Ebenbilder jener paradierenden Damen selbst.

Springuhren sind melancholisch-sanguinische Menschen, die mit den schnellsten Übergängen von einem Extrem in's andere hinüber springen, vom tiefsten Schwarz in's freundlichste Rosafarb. Auch die unaufhörlichen Bonmotisten sind witzige Springuhren. Dagegen finden wir lebendige

Spieluhren in jenen holden Modefräuleins, die mit dem lieblichen Glockenspiel ihrer Reize und Sentiments zu bezaubern wissen, sobald sie glauben, daß ihr Fangstündchen schlagen könnte, wo sie dann herzlos in Liebe zerfließen und ohne Liebe ganz Herz zu sein scheinen.

Repetieruhren sind Menschen von mittelmäßigen Talenten, die sich aber gern produzieren, folglich das Wenige, was sie wissen, bei jeder Gelegenheit an Mann bringen wollen, und wiederkäuen, was jeder schon weiß. In der Literatur gehören hierher alle Schriftsteller, die fremde Werke ausschreiben, und mit andern Worten das von andern Gesagte wiederholen.

Sekundenuhren sind jene äußerst emsigen Ameisenmenschen, die sich den ganzen Tag regelmäßig ab- und zerarbeiten, und, im Kleinsten geschäftig, gar nicht wissen, daß auch ein Großes existiert. Hierher gehören auch die bis in's kleinste Detail unsäglich mühsam gelehrten Werke.

Wasser- und Sanduhren stellen uns schwerfällig melancholische Menschen dar, die das Rechte und Heilige ehren, aber — ohne zu leben — den Tod immer dicht vor Augen haben, und — mit Verachtung aller Rosenlauben — heroisch fest immer nur Thränenweiden und Cypressen aufsuchen.

Sonnenuhren endlich nenne ich alle diejenigen, die das Höhere zwar im Auge behalten, aber — als sinnlich vernünftige Wesen, naturgemäß leben. Ich halte diese für die klügsten und besten, und wünsche dir, mein Leser, daß du eine solche Sonnenuhr seiest, damit du das Irdische recht und tadellos genießest, aber des Ewigen eingedenk und wert bleibest.

Ein Abenteuer in den Tuilerien.

Es war Sonntag. — Ich hatte meine Wechsel erhalten und war sehr froher Laune, als ich mein Hotel verließ, um mir auf einem Spazier ange über die Boulevards und durch die Tuilerien Appetit für mein Diner zu holen. Die Menge der Spaziergänger in der großen Allee verscheuchte mich in die reizenden Partien unfern der Wasserkunst und hier war es, wo ich auf einem Stuhle unter herrlichen Linden eine Dame bemerkte, deren elegantes Kostüme, feine Taille und reizend kleiner Fuß mich bewogen, ihr gegenüber Platz zu nehmen, um ihr, womöglich, ohne aufzufallen, ins Gesicht zu sehen. Sie betrog meine Erwartungen nicht. Ein glänzend schwarzes Haar, sehr feiner doch nicht sacer Teint, herrlicher Körperbau und eine wunderniedliche, kleine Hand ließen mich bald wünschen, näher mit ihr bekannt zu werden. Als sie das erstemal bemerkte, daß ich sie ansah, schlug sie die Augen nieder, ließ sich aber von mir überraschen, als sie meine Augen anderswo hingerichtet glaubte und sorglos ihren Blick auf mir ruhen ließ. Da es uns Menschen nie an der festen Überzeugung fehlt, die gute Meinung, die wir selbst von uns hegen, müsse auch in andern, namentlich aber in Frauenzimmern dominieren, so legte ich die flüchtigen Blicke meiner schönen Unbekannten für Wohlgefallen an meiner von der Natur eben nicht ganz vernachlässigten Persönlichkeit aus, und beschloß, nachdem ich meinen Stuhl verlassen und auf einem andern neben ihr Platz genommen, sie anzureden. Wie die Unterredung nach den gewöhnlichen Präliminarien vom Wetter und von den Schönheiten des Gartens so interessant geworden, daß wir, ohne es zu bemerken, eine halbe Stunde verplaudert, weiß ich nicht, nur erinnere ich mich genau, viel vom Theater und den neuen Stücken gesprochen zu haben, mit der Absicht, zu erfahren, ob sie vielleicht eines derselben besuchen und mir das Glück verschaffen würde, sie dort zu sehen. Statt aller Antwort lächelte sie — ich deutete dies Lächeln, wie man in Paris und in den Tuilerien das Lächeln einer reizenden jungen Frau zu deuten gewohnt ist — rief die Vermieterin der Stühle heran und suchte aus einer Hand voll Louisd'ors ein Silberstückchen, um meinen Stuhl zu bezahlen. — Sie lächelte wieder. — Nun schien mir alles klar. Ich bot meinen Arm, lud sie zu

einem Diner bei Very und später zum Theater ein — welches? das ſollte ganz natürlich nur von ihrer Wahl abhängen. Neugierig erwartete ich ihre Antwort.

Erſt ſtockte ſie — endlich fragte ſie mich, wie jemand, der eben einen Entſchluß faßt, wie viel Uhr es ſei? — Sechs Uhr. — Da wird es wirklich Zeit, den Garten zu verlaſſen — es fängt ſchon an, kühl zu werden.

Sie ſtand auf, warf einen unruhigen Blick um ſich her und nahm dann meinen Arm. — Kaum waren wir an das Gitter gekommen, welches zu den Champs Elysées führt, ſo trat auf ihren Wink ein reichgalonierter Lakai, den Hut in der Hand, heran, und erwartete ehrerbietig ihre Befehle. —

Wer iſt der Menſch? —

Mein Bedienter!

So, ſo! —

Eine elegante Equipage fährt vor. — Sie ſteigt ein, und winkt mir, Platz zu nehmen. Ich gehorche.

Wohin befehlen Madame?

Nach Hauſe. — Sie werden mir doch das Vergnügen nicht verſagen, bei mir zu ſpeiſen? —

Ich überlaſſe mich blind Ihrer Führung. —

Wirklich? Nun wir wollen einmal ſehen. —

Nach einer Viertelſtunde hält die Equipage vor einem prächtigen Hotel des Faubourg St. Honoré. Wir ſtiegen aus. — Bedienten öffneten uns die Flügelthüren. — Im Speiſeſaale ſtand eine gedeckte Tafel mit acht Couverts. — Ich will meine Unbekannte ausforſchen. — Noch ein Couvert für dieſen Herrn! — Dann nahm ſie mich bei der Hand

Die Thür des Geſellſchaftszimmers flog auf. — Am Kamine ſtand ein ältlicher Mann, von ſechs jüngern Perſonen umgeben; auf ihn ging es zu.

Ich habe die Ehre — ſagte ſie leicht und lächelnd — dir einen Herrn vorzuſtellen, den du wahrſcheinlich nie geſehen haſt. Auch mir ging es bis vor einer Stunde ſo. Da er aber die Güte hatte, mich zu einem Diner einzuladen, ſo konnte ich nicht umhin, ihn zu bitten, daß er das unſrige teile.

Alles ſah ſich erſtaunt an' — Ich wünſchte mich weit weg. Noch immer lachte meine Quälerin, wie ein Frauenzimmer lacht, wenn ihr eine kleine Malice gelungen, und ſchien mit Vergnügen die Erklärung zu erwarten.

Man kann mir aufs Wort glauben, daß ich verlegen war, und nicht erſt wartete, bis es zur Tafel ging, um ein wichtiges Geſchäft vorzuſchützen, welches mir das Vergnügen raubte, länger zu bleiben. Ein tiefes Kompliment und ich war vor der Thür des Speiſeſaales. — Aber der alte Herr kam hinterher. — Dürfte

ich so frei sein, mir morgen früh um zehn Uhr noch einmal die Ehre Ihrer Gegenwart auszubitten? —

Sehr gern! — Also um zehn Uhr. —

Mein Mittagsessen schmeckte mir heute gar nicht, und das Theater ennuierte mich zum Sterben.

Am andern Morgen punkt zehn Uhr stand ich im Visitenzimmer des Hotels im Faubourg St. Honoré. Ich wurde gemeldet und trat in das Kabinet des Grafen M*****. Freundlich kam er mir entgegen und redete mich höflich an:

Dreißig Jahre war ich Soldat. Sie werden mich daher gewiß keiner Feigheit beschuldigen, wenn ich keine Genugthuung für Ihr gestriges Betragen fordere. Meine Frau hat mir alles erzählt. Sie hat zu dem ganzen Mißverständnis die erste Veranlassung gegeben. — Gewiß werden Sie eine junge Frau entschuldigen, die erst zwanzig Jahre zählt. Ich bin sechzig — fügte er mit einem Achselzucken hinzu. — Wahrscheinlich schien es ihr besonders pikant, mich, ihren ältern Mann, auf solche Weise von ihrer Anhänglichkeit zu überzeugen. — Daß ich den ganzen Scherz mißbillige, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Von Ihrer Ehre fordere ich, daß Sie die Gelegenheit vermeiden, uns wieder zu sehen.

Ich versprach es! —

Er öffnete die Thür — ich glaubte das Rauschen eines seidenen Kleides im Nebenzimmer zu hören, doch sah ich niemanden, und unterdrückte erst das Klopfen meines Herzens, als ich den Faubourg St. Honoré weit hinter mir hatte.

Der Pantoffel.

Allgewaltiger Pantoffel, hocherhabener, weltberühmter weiblicher Szepter über die männlichen Schlafmützen, deine Macht will ich hier preiſen, deine Größe verherrlichen. Von einem Ende der Welt bis zum andern erſtreckſt du deine Gewalt, furchtbarer, männerbeherrſchender Pantoffel! Von deinem Schalle zerplatzten ſchon Millionen Trommelfelle der erhabenſten Ohren, dein Blitzſchlag zerſchmetterte oft ſchon die künſtlichſten Gebäude der Friſeure, dein Donner erſchütterte manchen armen Erdenſohn ſo fürchterlich, daß er in ſich zuſammenfiel, wie ein Turm im Erdbeben. Du drohſt und tauſend Manſchetten wackeln, tauſend Hände falten ſich und ſagen: ſie wollens nicht mehr thun. Du fährſt durch die Luft, und ſchon der bloße Druck der Luft, den deine Schwingung verurſacht, ſtreckt manche Schlafmütze ohnmächtig dahin. Ich kenne kein Inſtrument, das dir an Kraft und Gewalt gleicht. Da liegen ſie alle, die tauſend Ohren, die dich ärgerten, alle die tauſend Köpfe, die du zu Schlafsköpfen ſchlugſt; da liegen ſie alle, die hunderttauſend Naſen, die du breit und ſtumpf ſchlugſt, alle die Zähne, die du mit deinem Druck zerſchmetterteſt, gegen den alle vorgehaltenen Ellenbögen unwirkſame Arbeiter waren.

Wer kann deine Macht genug rühmen; du darfſt nur winken und die Zungen aller Völker werden von deiner Herrſchaft und Erhabenheit reden.

Da liegen ſie unter dir alle die tauſendmal tauſend Schlafmützen, und flehen nur um einen gnädigen Blick, daß du ſie nicht wie Würmer zertrittſt.

Aber ich will nachdenken, woher du deine Gewalt haſt, furchtbarer Pantoffel! Vergönn' es mir, daß ich deinem hohen Urſprung nachforſche.

Du Körper von Schaf-, Kalb-, Ochſen- und Pferdeleder, einmal, auch dreimal genäht mit Hanf und Pech! — Alle Schafsköpfe erſchrecken ſchon vor deiner bloßen Benennung! Welch ein grauſiges Gemiſch iſt in dir! man höre nur: von Pferden, Ochſen, Schafen, Kälbern, von Hanf und Pech zuſammengeſetzt; wem leuchtet's nun nicht ein, daß alle Schlafmützen zittern müſſen. So ein furchtbares Gemiſch hat ſchon Krieg und Blutvergießen, Peſtilenz und teuere Zeit veranlaßt; wer einmal von ihm beherrſcht

ist, zittert vor seinem bloßen Anblick. Den Stolz und Übermut des Pferdes, die Kraft und Grobheit des Ochsen, Feuer und Stricke, Pech- und Schwefelregen sieht der Pantoffelknecht in dem Ochsen- und Pferdeleder, in dem Hanf und Pech der Pantoffeln. Sein bloßer Anblick zeigt schon seine ganze furchtbare Kraft und bezeichnet, was er ist. Das Schaf- und Kalbleder, was es trägt, ist der Wolf in Schafskleidern, damit will er sanft anlocken, um dann seinen Hufschlag und seine Ochsenstöße desto fürchterlicher fühlen zu lassen.

Wunderbare Wahrheit! er scheint nur zum Treten erschaffen zu sein! Er hat die Gestalt eines Fußes. Die ganze Erde will er unter den Füßen haben, alles will er zertreten und zermalmen.

Sodurch ist das Rätsel gelöst, warum er sich so in die Höhe und über die schwachen Männerköpfe emporschwang! Er will sie unter den Füßen haben; dies weiß er aber, so lange die feigen Männer noch gerade aufgehen, und nicht wie das dumme Vieh auf der Erde kriechen, nicht anders anzufangen, als wenn er aus einer Furienhand über ihre Köpfe herfliegt, oder von eben dieser Hand gezwungen, auf ihre Köpfe losschlägt.

Man bewundere das Charakteristische hierbei, bloß die Sucht, alles niederzutreten, hat die weiblichen Furien dazu bewogen, sich der Pantoffeln bei den Bataillen mit Männerköpfen zu bedienen. So hat sich dies schreckliche Instrument nach und nach furchtbar zu machen gewußt.

Pantoffel! schrecklichster aller Namen! rufen die Schlafmützen! Wie viel Furchtbares liegt schon in der bloßen Aussprache! Bei der ersten Silbe Pan denkt man bloß an panischen Schrecken, in den letzten zwei Silben, wie viel Schauerliches, Donnerndes tönt daraus hervor! Toffel!! Es ist, als ob die Schläge, wie sie auf den hohlen Schädel donnern, daraus schon hervorgedonnert würden! — Toffel! Die Haare stehen zu Berge, und nun die grausigen Bestandteile dieses schrecklichen Pantoffels, von Pferden, Ochsen, Kälbern, Schafen, Pech und Hanf zusammengesetzt, und dann die Form, ein Fuß, der alles zertreten und zermalmen will, nein, es geht nichts über seine Schrecken!

Um desto tiefere Wunden mit seinem Regiment einzuschlagen, ist er oft mit einer hölzernen Stelze versehen! — Wehe dem Kopfe, in welchen er diese Stelze einschlägt!

Es wird noch immer schrecklicher. Je schöner und weißer die Hand ist, die mit ihm auf den Köpfen dieser gewaltigen Männer umherspaziert, desto furchtbarer erscheint der Pantoffel. So erscheint eine dunkle, schwarze Wolke viel dunkler und schwärzer, wenn sie neben einer weißen, hellen Wolke steht. Die Herrschsucht der Pantoffel wird immer größer, immer wütender. Bald werden die Schlafmützen von ihren Köpfen heruntersteigen, und sich auf hohen Pantoffel-Befehl alle zu den Füßen der Pantoffeln legen; ha! dann wird's über diese Männerchen hergehen; sie werden alles zertreten, und die Welt wird leer werden von — — — Schafsköpfen.

Warum der Himmel blau ist?

Ein schöner stiller Sommertag neigte sich zu Ende, einer von der Art, die sich so warm ans kalte Herz legen, daß alle Gefühle sich beleben und aufsprießen und wie Sonnenblumen der Sonne nachstarren und nachweinen. Das Blau des Himmels war so dunkel und doch so durchsichtig zart, als müsse man in das Allerheiligste hineinschauen können und sehen, wie die Engel zwischen den prangenden Beeten des himmlischen Gartens wandeln, wie sie Sträuße binden und nach Paradiesvögeln haschen.

Das mochten wohl auch einige Gesellen, die unter dem seligen Bau des Himmels saßen und tranken, wirklich sehen, oder doch zu sehen glauben: denn andächtig und verklärt blickten ihre Augen in das tiefdunkle Blau hinan. Ihre Gefühle stiegen auf der Jakobsleiter des Traumes und der Ahnung, wie flammende Engel, zum Himmel hinauf und herab. Ein schönes blondes Haupt mit blauen Augen, das auf einem zarten, fast dünnen Körper sich wiegte, begann in gar anmutigen Tönen: Ist's doch fast, als habe das Auge meiner Geliebten sich in unermeßlicher Weite ausgebreitet und wölbte sich glühend über uns.

Wo viel Poesie ist, pflegt wenig Verstand zu sein, antwortete ein anderer Kopf von griechischer Schönheit und britischer Schwermut (man wird mir verzeihen daß ich nach Köpfen zähle), aber wer, wie ich, seine liebsten Pläne scheitern sah, an wessen Herz, wie an meinem, äußeres und inneres Leid zerstörend arbeiteten, wem der Becher der Freude, den er schon zum Munde führte, auch noch am Munde zerbricht . . . er hatte hierbei seinen Becher erhoben, ausgeleert, und setzte ihn ruhig nieder — der wird mir zugeben, daß der Himmel darum blau sei, damit die armen Menschenkinder nur ins Blaue zu sehen sich allmählich gewöhnen mögen.

Zugegeben, fiel ein anderes schwarzhaariges Haupt ein, dessen fast kannibalischer Ausdruck von Spott durch einen geheimnisvollen Zug um den Mund bis zur offenbaren Malice gesteigert wurde, zugegeben, daß viele Pläne scheitern mögen, obgleich bewiesen werden kann, daß manche auch auf gebrochenem Wrack sich glücklich ans Land gerettet haben — aber weil ihr ins Blaue hineingeschwatzt, weil ihr durch analysieren euern Genuß verkümmert,

darum iſt der Himmel blau geworden, er iſt blau geworden aus Ärger.

Nicht aus Ärger, begann ein Vierter, der wie ein nichtsdenkender Stilldenker mit der ruhigſten Miene immer nur in den Himmel hinaufſtarrte — nein, aus Gleichgiltigkeit. Blau iſt die Farbe der Beſtändigkeit: wo die Beſtändigkeit iſt, giebt es kein Feuer, das nur durch Reibungen entſteht. Was kein Feuer hat, iſt gleichgiltig und kalt. Nichts iſt gleichgiltiger, indifferenter, als der blaue Himmel. Wie unbeweglich, wie teilnahmslos ſtarrt er uns an! — Man ſieht, daß man, je mehr man den Flaſchen auf den Grund kam, deſto gründlicher überhaupt ſpekulierte. Bald wurden Luſt und Laune die Spindel, um die das Gewerbe der Unterhaltung hin und wieder ſchnurrte.

So begann denn der Fünfte, dem zum völligen Abdruck eines Satyrs nur ein gewiſſes Etwas fehlte, ein Symbol der Tierheit, das vielleicht unter den Kleidern verſteckt lag: Ihr wißt, meine Freunde, Neublau wird zur Wäſche angewandt; Neublau dient zur Reinigung der Sterne, des Mondes und der Sonne. Eh ſie aufgehen, müſſen ſie in die Wäſche, daß ſie geputzt und rein ſich ſehen laſſen dürfen vor den Augen der Welt. Der Himmel beſteht aus Waſchſtoff, aus Neublau.

Unterdeſſen waren die Sterne, die wie Goldkäfer um unſichtbare Himmelsblumen ſchwebten, heraufgezogen. Ich hatte mich als Lauſcher und unbemerkter Zuſchauer höchlich erbaut; der Wirt aber ſchwerlich auf gleiche Weiſe. Denn als er ſeine Rechnung bezahlt zu ſehen wünſchte, ſcholl ihm in vollem Chorus folgendes Lied entgegen:

Wir flehen, als gläubige Chriſtenleute,
Und falten ſo innig zu dir die Hände:
Du lieber Weingott, verleih' uns heute,
Verleih' uns allen ein ſeliges Ende.

Es täuſcht den Teufel wohl öftermalen,
Wer luſtig gelebt und ſelig geſtorben;
Sich ſelig trinken und nicht bezahlen,
Das heißt dem Wirt die Rechnung verdorben.

Ich als Geſichterſchneider,

oder:

Der Gezeichnete wider Willen.

Wer je geſeſſen hat, weiß, wie unausſtehlich das Sitzen iſt. Ich rede nicht von dem Sitzen wo man zuerſt getroffen hat und dann geſetzt wird, nicht von ſchriftſtelleriſchen Sitzereien, ſondern von jenem Sitzen, wo man erſt ſitzen ſoll, um getroffen zu werden — von Maler- und Zeichner-Sitzungen.

Was hat man von der leidigen Berühmtheit? Man wird geſtochen, gedruckt, in Öl geſotten, und am Ende gerade von ſeinen Verehrern aufgehängt! Und dazu muß man früher noch ſtundenlange ſitzen und freundliche Geſichter machen!

Letzthin hatte ich eine eigene dergleichen Sitzung.

Ich bemerkte nämlich einige Tage lang nacheinander, daß mir ein Mann — dem Anſcheine nach ein Fremder — immer nachging. Er ging bald vor, bald hinter mir, und ſah mich mit zärtlichen Blicken an. Ich glaubte erſt lange, es ſei ein verkleidetes Frauenzimmer, und ſie habe eine heftige Leidenſchaft für mich gefaßt. Der Mann hatte zwar einen ſtarken Backenbart, allein das machte mich nicht irre, denn Liebe kann alles!

Eine kleine Kokette, wie ich bin, warf ich ihm dann und wann ſo einen meiner recht unwiderſtehlichen Blicke, ſo einen Gollaſchblick mit Paprika zu. So ein Kokettier-Blick, der nach Nordoſt zu gehen ſcheint, aber in Südweſt Verheerungen anrichtet, iſt nicht mit Gold zu bezahlen. Er verfehlte auch ſeine Wirkung nicht! Der Mann ging mir nach über Graben und Kohlmarkt, und da ich, wenn ich einmal im Zuge bin, wenigſtens dreißigmal über Graben und Kohlmarkt gehe, ſo blieb ich immer bei einem geſtickten Bilde bei der „Braut“ ſtehen, und blinzelte meine verkleidete Geliebte an, der oder die dann nach mir auch immer bei dem Bilde ſtehen blieb ſeufzte, mich anſah und Verſuchungen anſtellte, die gewiß zu meinem Vorteile ausfielen, denn er folgte mir ſtets mit erneuter Leidenſchaft.

Eines Abends ſaß ich im Volksgarten, die Langeweile verzehrte

mich, und ich verzehrte Gefrornes; ich sah mich um, einen Gegenstand zu finden, an dem ich meine Langeweile auslassen könnte, und siehe da, mein verkleideter Liebhaber saß mir gegenüber! Da saß er, und aus seinem Auge schlug die wilde Flamme seiner heftigen Neigung zu mir; sein Blick schien zu sagen:

„Mich reizt, mich lockt deine schöne Gestalt!"

Und in der Hand hielt er ein Zeichenblei und Papier, und seine Absicht lag klar am Tage; er wollte mich zeichnen, so was man sagt: abreißen!

Die Liebe und das Zeichnen fangen beide beim Auge an. Der Mann aber begann bei der Nase. Sein Blick ruhte auf meiner Nase, so gegen den siebenten Grad ihrer nördlichen Breite.

Nun ist es ärgerlich, wenn der Mensch nicht einmal seine Nase für sich allein haben kann! Hab' ich dazu eine Nase, damit jeder Mensch seine Nase in diese Nase stecke? Meine Nase hab' ich platterdings für mich allein, und nun kommt so ein Mann aus Berlin oder Hannover oder Hamburg und stiehlt mir meine Nase vor der Nase weg, und bringt sie unter die Leute. Die besten Frauen und die besten Nasen sind jene, von denen man gar nicht spricht!

Ich ärgerte mich also, ließ mein Gefrorenes stehen und meinen Liebhaber sitzen, ging ins Paradiesgärtchen und ließ mir wieder ein Gefrorenes geben. Kaum saß ich zehn Minuten, da erblickte ich meinen Geliebten schon wieder mir gegenüber, das Mordinstrument blitzte in seiner Hand, das gespitzte Blei auf mich gerichtet, sah er mich mit sehnsüchtigen Blicken an.

„Ach," dachte ich, „selbst als Schatten im Paradiesgarten ist man noch seines Schattenrisses nicht sicher!" sprang wieder auf und entfloh wie eine schüchterne Taube

Am anderen Tage saß ich am Fenster beim Mittagstische im Daum'schen Speise-Lokale, ich saß, wie gewöhnlich große Genies zu sitzen pflegen, und dachte an nichts; ich sah hinab zum „Modebande", dem einzigen Bande, welches Mode bleibt, wenn alle anderen Bande reißen, da weckte mich Theodors Stimme, der mich fragte: „Haben Euer Gnaden schon Ihren Kalbskopf?" Ich faßte mich schnell und sagte: „Noch nicht, Schmeichler!" Mein Blick fiel auf den Tisch mir gegenüber, und ich rief mit Macbeth aus: „Pr'ythee, see there! behold! look!"

Da saß er, sein Auge starr nach mir gerichtet, das Zeichenblei in der Hand, das Papier vor sich und den Blick wie die Trut auf meiner Nase sitzen! Mich faßte Verzweiflung! Der Kalbskopf war indessen gekommen, und stand vor mir. Ich wollte dem Zeichner schon zurufen: „Wenn du interessante Köpfe zeichnen willst, so zeichne diesen da, der hat doch noch wenigstens den Reiz der Jugend für sich!"

Allein nicht der Kalbskopf war sein Ziel, auf mein unschuldiges

Haupt war es abgeſehen. Ich hätte ihm gerne alle jene verunglückten Bilder von mir gezeigt, und ihm wieder zugerufen: „Schrecken dich nicht Babingtons, nicht Tychburns blutige Häupter, auf Londons Brücke warnend ausgeſteckt?“

Der Mann aber arbeitete ſich in meine Naſe hinein, als ob ſie ein Goldbergwerk geweſen wäre. Mich erfaßte ein Grimm ſondergleichen, und ich griff zu dem entſetzlichſten Mittel! Ich fing an, Geſichter zu ſchneiden, daß eine Hyäne davongelaufen wäre. Ich machte mit meiner Naſe die unſäglichſten Manöver. Ich zog ſie auf wie einen Sonnenſchirm, ich ließ ſie hängen wie ein Truthahn, ich rümpfte ſie wie ein Erdzeiſel, ich räuſperte ſie mit einem ſolchen Donnerwetter, daß der Kellner drei Teller fallen ließ u. ſ. w. Ich legte die Stirn in Falten wie ein Hemdjabot; ich verzog den Mund bald zu einer Charybde, bald zu einem Zuckerhut; ich riß die Augen auf wie die Dummheit, wenn man ihr eine Liebeserklärung macht; ich drückte ſie zu wie ein Gourmand, wenn er den erſten Spargel ißt; ich blinzelte wie eine Gans beim Wetterleuchten; ich legte den Kopf auf die Seite wie ein Stieglitz, wenn er trinkt; ich ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken wie eine nervenkranke Frau, wenn ſie eine Tenorſtimme hört; kurz, ich muß mich benommen haben, wie ein Verrückter, denn ein Lärm unterbrach mich plötzlich, und ich erblickte zu meinem Entſetzen zwei ſchöne Frauen, die indeſſen gekommen waren und die mich voll Bewunderung in der Force meiner Geſichtſchneiderei angafften, und endlich in lautes Lachen ausbrachen. Nun ſteigerte ſich mein Grimm zur Raſerei, ich ſprang auf, nahm die Serviette, warf ſie dem Zeichner über den Kopf, rannte zwei Kellner über den Haufen, nahm im Vorüberſtürmen ſtatt meines Hutes eine Studentenkappe mit, ſtolperte über einen Seſſel, fiel einem eintretenden Militär in die Arme, dieſer warf mich einer eintretenden Frau zu Füßen, dieſe ging über dieſen Gegenſtand ganz weg, ich raffte mich empor, ſetzte die Treppe hinab, und lief, und lief, und ich glaube, ich laufe noch!

Der Rebus-Fresser.

Ein Journalwelt-Bild.

Die deutschen Journalisten sind zum Küssen! Wo eine Dummheit auftaucht, halten sie sich daran wie die Ertrinkenden an einem Strohhalm.

Charaden, Rätsel, Logogryphe, das sind alte Dummheiten; die Journalistik muß aber immer neue Dummheiten haben. Die neueiten Dummheiten heißen: „Rebus"!

Was heißt ein „Rebus"? Ein gescheiter dummer Kerl erfindet aus Müßiggang eine dumme Klugheit, giebt es in ein Journal, und dumme gescheite Menschen, die müßig gehen, bemühen sich zu sehen, ob sie so gescheit dumm sind, wie jener gescheite dumme Kerl, und dieser ganze Prozeß heißt: Ein Rebus!

Die Wiener Journalisten sind aber die „Kramperl-Crême" der deutschen Journalistik. Wir machen nichts so schnell nach als das Abgeschmackte, nichts als das Frivole, nichts als das Flache, nichts als das, wo alles darauf berechnet ist, die Plattheit zu beschäftigen, die Hirnlosigkeit angenehm zu unterhalten, und dem großen Heere von nichtsdenkenden Le[illegible]-Widerkäuern das Hirn mit leerem Stroh auszufullen.

Wenn die deutsche Journalistik eine ernste Sache der Literatur anregte, haben wir uns auch gleich des Gegenstandes in unsern Journalen bemächtigt? Wenn die deutschen Journale die tiefgehenden Interessen der Kunst, der Geselligkeit, der Menschheit in Rede brachten, haben wir uns auch des Schlagwortes bedient zur Weiter-Rede, zur Erörterung, zur Verbreitung dieser Interessen? Ja, selbst als ein einheimisches Blatt die den Saft und das Blut des Volkes berührende Angelegenheit über den sittlichen Verfall der Volksbühnen anregte, fand es in unserer hiesigen Journalistik ein Echo, einen fortspinnenden Faden? Nein, in's Mauseloch sind wir alle gekrochen, und haben stutzig die Ohren herausgereckt und haben uns die Journalspalten fein zugenäht, daß um Gottes Willen ja keine Silbe von dieser das Interesse der sittlichen Menschheit berührenden Angelegenheit sich hinein verirre.

Allein, kaum hat das Wort „Rebus" unser Ohr berührt, kaum haben wir erkannt, daß ein Rebus ein Ding ist, das weder Herz,

noch Geiſt, noch Verſtand intereſſiert, ein Ding für Köchinnen und Lakaien, kaum hatten wir die Anſicht gewonnen, daß ein Rebus etwas iſt, womit die Flachheit der Fadheit eine Aufmerkſamkeit erweißt, als wir mit Heißgier über die Rebuſſe herfielen, um unſere Leſer damit abzufüttern.

Wie ſind nie befliſſen, unſern Leſern ſogleich das mitzuteilen, was ihren Geiſt auf eine ſinnige Weiſe beſchäftigt, ihre Seele auf eine erhebende Art anregt, was ſie angenehm belehrt, was ſie ſpielend unterrichtet, was ihren geiſtigen Horizont erweitert, nein, wir ſind befliſſen, ſie ſogleich mit allem zu überhäufen, was den Geiſt in Lakaienthätigkeit ſetzt, was ſozuſagen den „Haspel-Verſtand" in Anſpruch nimmt, z. B. ein „Rebus"!

Wie, ſchämt man ſich nicht, wenn man zu den Beſſern in der Literatur gezählt ſein will, ſolche Troddel-Geiſtesſpiele aufzutiſchen? Wir reden hier nicht von „Bilder-Rebuſſen", wie ſie die „Theaterzeitung" bringt, die durch ihre ſinnige Illuſtration und koſtſpielige Ausſtattung imponieren.

Man weiß nicht, ſoll man lachen oder weinen, wenn man in Bier- und Kaffeehäuſern dieſe „Rebus-Freſſer mit dem Linſenklauber-Verſtand" ſitzen ſieht, wie ſie die Köpfe zuſammenſtecken und ſich an Scharfſinn überbieten, um eine ſolche Lapperei herauszufinden; eine Lapperei, bei welcher es dem Verſtande mehr Ehre macht, ſie nicht zu erraten. Man glaubt kaum, wie es möglich iſt, daß Menſchen, welche Verſtand genug haben, um im Notfalle auch gar nichts zu thun, noch mit ſolchen Dingen, die der platte Müßiggang für den Müßiggang der Plattheit erfunden hat, ſich beſchäftigen.

Da iſt z. B. auch ein Rebus:

Sprichwort.

Arr.

Nun geht's an. Sie drängen ſich um dieſes „Arr", ſie fangen an zu raten: „Arr", „ein Arr," — „Arr allein," „A vor zwei zwei R" — „Marr oder Em" endlich bringt's einer heraus, es iſt das Sprichwort: „Ein Narr macht viele Narren!" Denn die unter „Arr" ein Sprichwort ſuchen, ſind doch Narren, alſo: „Ein Narr — ein Arr — u. ſ. w." Iſt das nicht klaſſiſch?

An einem andern Tiſche ſitzen wiedere andere Gelehrte und Schriftkenner, und ſtudieren über folgende Weisheit des Rebus:

Ein Liebling des Redakteurs.

A.

„Was kann das ſein?!" — „Ein A?" — „Wer A ſagt, muß auch B ſagen?" — „Ach nein!" — „A ohne B, ohne C, ohne D u. ſ. w." „Das iſt zum Teufelholen!" — Endlich hat's einer, ein Vokativus, es iſt: „Ein Abonnent!" Nämlich ein „Ab"

ohne End'. Das ist klassisch! Nun ist der Jubel! Der eine sagt: „Das ist dumm!" der andere sagt: „Es soll ja dumm sein!" der dritte: „Aber nicht so dumm!"

Wieder in einem Winkel sitzen ein paar tiefe Denker, Philosophen, Rechtsgelehrte, brütendes Denken auf ihrem Antlitz, was ist's? „Ein Rebus":

Anfang eines Schiller'schen Gedichtes.

Illlmntg

„I vor vier L?" — „I vor allem geh' am End!" — „Vier L nach großem J." — „Verflucht, das ist gewiß sehr gut." — Endlich findet wieder einer den Stein der Weisen: „Vier Elemente, innig gesellt." Es sind nämlich vier L, dann m, n, t, in den Buchstaben „Ig" — in nig — gesellt.

Da erschallt ein Geschrei: „Superb"! — „Eselhaft dumm!" — „Nein, ich find's herrlich!" — „Nein, das ist zu viel!"

Im Winkel sitzen wieder drei stille Gelehrte, kauen an den Nägeln, runzeln die Stirn, eine harte Nuß zu beißen:

Was ist das?

Horch! die Glocken hallen dumpf zusammen
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, wohlan denn, nun, in Gottes Namen,
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!

„Was kann das sein?" — „Die Anfangsbuchstaben H. U. N. G. Horch — und — nun — Grab?" — Horch — zusammen — und Lauf — nein, das kann's auch nicht sein!" — „Ich hab's! Ich hab's! Das ist ein Gedicht von Schiller!" — „Richtig! Aber das ist stockstumm!" — „Nein, es ist ein guter Jopp-Spaß u. s. w.

Und das nennt man sich geistreich beschäftigen, und auf so etwas setzen wir die Hoffnung, daß unsere Leier damit unterhalten sind, und daß es uns Abonnenten bringen soll.

Wenn diese Erscheinung wahr ist, wer ist mehr zu bedauern: Redaktionen, die für solche Abonnenten schreiben müssen, oder Abonnenten, die sich von solchen Redaktionen schreiben lassen?

Wurſtel-Theater und Marionetten-Theater im Wurſtelprater.

An Auguſt.

Komm, lieber Auguſt, in den Wurſtelprater,
Dort ſpielt der Hanswurſt ſein Theater,
An dieſen Künſtlern will ich dir jetzt zeigen,
Was man bei andern muß verſchweigen.
Für Marionetten und für Wurſteldichter
Allein gibt es noch wahre Richter!

Wenn der Leſer dieſer Blätter in den Wurſtelprater geht, in den Wurſtelprater, wo die Konzerte auf grünere Zweige kommen, als in den Konzertſälen, wird der Leſer mich ſehr oft finden, und der redliche Finder wird belohnt werden, wenn er mich ſitzen ſieht vor einem Wurſtel-Theater mit andächtig aufmerkſamem Antlitz, einen Anflug von bedeutenden Saal-, Zimmer-, Gäßchen- und Gaſſenjungen um mich, hie und da ein hübſches Kindermädchen, dieſe Accidenzien der Kinderliebhaber, vor oder neben mir, und wie ich ganz verſunken bin in dieſer Kunſtanſtalt mit Natur garniert.

Ich gehe nie ohne Klingemanns und Zimmermanns „dramaturgiſche Blätter" ins Wurſtel-Theater, denn immer finde ich da noch eine Wahrheit, eine Anſicht, einen Gedanken, den weder der Klinge- noch der Zimmermann gefunden haben, und das darum, weil jene die Kritik nicht an der Quelle, nicht aus der erſten Hand der Natur: nicht von einem Wurſtel-Theater unter Kindern gelernt haben!

Nur in einem Wurſtel-Theater ſind noch alle Elemente der reinen dramatiſchen Dichtkunſt ſowohl, als die der darſtellenden Kunſt, und nur unter Kindern iſt noch die Kritik in ihrem patriarchaliſchen, ehrwürdigen Zuſtande, in dem nackten Wahrheitszuſtande!

Die Wahrheit und Adam kamen beide nackt zur Welt, allein ſeitdem die Schneider erfunden worden ſind, ſieht man vor lauter Kleidern die Leute nicht. Die Wahrheit iſt auch eine moderne Dame, man weiß bei ihr nicht mehr, was eigentlich ihr, was dem

Schneider, was dem Friseur, was dem Zahnarzt, was dem Miedermacher, was dem Wattenmacher, was dem Polisson-Fabrikanten, was dem Roßhaar-Eigentümer gehört. Wenn man jetzt so eine Wahrheit von allem Aufputz entkleidet, so bleibt einem der Schatten des Traumes einer Idee!

Nur Kinder sagen die Wahrheit, denn die Kinder haben ihren eigenen Gott, dieser schützt sie, wenn sie sich anstoßen; dieser schützt sie, wenn sie fallen; dieser schützt sie in Blattern, Masern, Röteln, Flecken, Scharlach, Zahnfieber u. s. w., und weil sie noch einen eigenen Gott haben so schützt er sie auch vor den bösen Folgen der Wahrheit. Allein ein Mensch, der schon alle Ausschläge und alle Zähne überstanden hat der hat keinen eigenen Schutzgott mehr, und der darf keine Wahrheit mehr sagen.

Mit Unrecht also klagt man darüber, daß jetzt schon die Kinder Rezensionen schreiben. Wollte Gott, daß die wirklichen Kinder sie schrieben, da würden wir vielleicht doch noch Wahrheit hören.

Deshalb glaub' ich, lieber Leser, ein gemeinnütziges Werk zu befördern, wenn ich „dramaturgische Blätter für Kinder von sechs bis neun Jahren" schreibe.

Im „Wurstelprater" vor einem „Wurstel-Theater", da ist die Schule der Kritik, wie sie sein soll. Bei diesen Dichtern beruht das Drama noch auf dem Zwiespalt der gemeinen Lebensmächte mit einer äußern feindlichen Macht, wie z. B. der Hanswurst mit dem hausierenden Juden. Wie ungeschickt steht Hamlet da gegen diesen Hanswurst! In Hamlet geht die eigentliche Individualität im grübelnden Denken unter, seine Rache fällt vernichtend auch auf ihn, während der Hanswurst sogleich die Aufgabe des Lebens, der Aufklärung und seine erkennt: den Juden totzuschlagen!

Ganz wie in der uralten Tragödie der Griechen und Römer gehen die Dichter dieser Wurstel-Theater darauf aus: das Dasein als ein durch Reue und Untergang zu Läuterndes und Geläutertes darzustellen, und so geht endlich aus dem Darniederschlagen des Juden und der Jüdin und aus dem Hervorgehen eines weißen Kaninchens aus ihrem Sarge die Idee der Sühne und Wiedereinigung nach Schuld und Strafe hervor. Jedoch ich will dem Gange des Ganzen nicht vorgreifen, und werde Schritt um Schritt dem Gange der Dichtung und der Darstellung folgen.

Im Anfang erscheint Hanswurst und Vertrauter, jeder mit einem eisernen Hammer. Der Hammer vertritt hier die Stelle des Fatums, es ist eine sichtbare und zu Eisen gewordene Idee des blinden Schicksals, so wie der Dolch in der „Ahnfrau" gleich beim Beginn des Stückes in der Blende zu sehen ist. Der Hammer tritt als Prologus auf, indem er auf dem Amboß unermüdlich forthämmert, die Hämmer sind hier figürlich Prinzipien der

modernen Tragödie: die Nationalität und der Germanismus in ihrem Niederschlag.

Also die Exposition der Hämmer ist meisterhaft, im echt antiken Style. Nach dieser Exposition der zwei Hämmer, welche auch vielleicht ganz einfach anzeigen: „Klappern gehört zum Handwerk", beginnt das eigentliche „Wursteldrama".

Dieses „dramatische Wurstelepos" hat weder wie die indische Tragödie ihren Ursprung aus Schäferspielen und Liebesintriguen, noch wie die griechische aus Festchören und Kriegsgeschicken, sondern sie ist ein selbstständiges, aus unserm Charakter hervorgehendes Alleinbestehendes.

Die Sage vom „Faust" und vom „ewigen Juden" ist hier in einem Mythus zusammengeschmolzen. Der Jude wird ewig geprügelt, beim Eingang, beim Ausgang, in den Dialogen, kurz, wo er sich sehen läßt, aber er wird als dramatische Gerechtigkeit geprügelt. Er tritt auf und hat einen Bündel unter dem Arm. Dieser Bündel ist seine Schuld, an diesen Bündel knüpft sich der tragische Gang des Dramas. Der „Jude" und der „Wurstel" machen die beiden Wagschalen des Geschicks und der Bündel ist die Kurbel, um die sich die Wagschale dreht. Der Jude, der Wurstel und der Bündel, oder Egmont, Alba und die Niederlande, oder Fiesko, Doria und Genua, oder Götz, Weislingen und die Ritterzeit, es ist dieselbe Tendenz, dieselbe weltgeschichtliche Abspiegelei im Kleinen. Der Jude tritt auf mit seinem Bündel. Hier schon beginnt die „Kinderkritik" unter den Zuschauern, und ein allgemeiner Ausruf: „Der Jud! der Jud!" zeigt, wie aus dem Kern des Volkstums der Dichter seinen Gegenstand schnitt. Er sieht sich um, etwas mißtrauisch, und legt seinen Bündel nieder, aber er legt oder stellt sich auf denselben, gleichsam als keinen Augenblick von seinem Prinzip lassend, und selbst, wenn er Miene macht, es abzulegen, doch fest darauf fußend!

Hier weichen die „Wurstelbichter" in den „Wurstel-Theatern" bedeutend von einander ab. In dem „Wurstel-Theater A." legt sich der Jude auf seinem Bündel schlafen, Wurstel kömmt, zieht ihm den Bündel sachte hinter'm Ohr weg, der Jude erwacht, lamentiert und Wurstel schlägt ihn als zureichenden Grund mit dem fatalistischen Hammer tot. In dem Wurstel-Theater B. hingegen kömmt Wurstel geradezu auf den Juden los, beweist ihm mit dem Hammer, daß der Bündel ihm gehört, und unterstützt diesen Beweis a priori mit dem a posteriori-Beweis, daß er den Juden tot schlägt.

Weder Shakespeare in seinem Shylok, noch Cumberland in seinem Schewa wußten so auf das Volksleben zu wirken, als diese beiden. Shakespeare hat die Original-Novelle, in welcher der Mann, der das Pfund Fleisch herausschneiden will, ein spanischer Hidalgo ist, in einen Juden umgeschaffen, und das kann dem

dramatischen Dichter nicht verwehrt werden, wenn er dadurch mehr Effekt hervorzubringen glaubt. Allein man könnte fast sagen, Shakespeare habe Shylok so hingestellt, als sei eine abscheuliche That Notwehr, er hat nicht so recht die Menge auf den Juden gehetzt. Cumberland in seinem Schewa heuchelte Gesinnungen der Humanität, indessen sein ganzer Schewa ein viel erbärmlicherer Patron ist, als Shylok. In Shylok ist Kraft, Rachegeist, Nationalität. In Schewa ist lumpige Knechtschaft, hündische Seelenschlottrigkeit, und Herr Cumberland glaubt ein großes Opfer auf dem Altare der Duldung niedergelegt zu haben, wenn er einen Enkel Abrahams schildert welcher Almosen austeilt, welches er sich vom Magen erbärmlich abzapft, und der einem Kommerzienrat, der durch ihn reich wurde, und dessen Kinder er glücklich machte, die Hand küßt, weil er ihn einen braven Mann heißt!!! Wahrlich, der weit verpönte „Unser Verkehr" ist ein Kompliment für die Juden gegen diesen Cumberlandschen Juden!

Wie anders, wie patriarchalisch stehen nun die beiden Juden in den „Wurstel-Theatern" da! Sie kommen mit ihrem Bündel, sie tragen ihr Fatum auf den Rücken und ihre Nemesis in der Tasche! Sie werden kurz und gut totgeschlagen, das ist die Blutrache in ihrer alten Reinheit! Der von den beiden Dichtern, welcher ihm zuerst seinen Bündel wegnimmt, schlägt ihn zweimal tot. Das ist ein tragischer Doppeleffekt! Wenn wir nun mittlerweile von der Dichtung zu der Darstellung übergehen, so wurde in diesem „Wurstel-Theater" der Jude so dargestellt, wie ich ihn selten mit solcher Einfachheit und Wahrheit darstellen sah.

Ich habe schon an einem andern Orte bemerkt, daß die „Darstellung überhaupt" jetzt deshalb zurückgeht, weil die darzustellenden Individuen zu wenig äußerliche Merkmale ihrer Unterscheidung an sich tragen. Wenn Iffland seinen „Essigsieder", wenn Eßlair seinen „Oberförster", wenn A. W. Wolf seinen „Hermann" darstellte, so hatten sie die Exemplare vor sich, bunt geschnitzelt wie die Stäbe an Jakobs Schafränke, nach welchen nun die guten Mutterdarsteller ihre Darstellungslämmer warfen. Der Essigsieder mit dem roten Rock, mit der grünen Weste, mit den kurzen Beinkleidern u. s. w., der Oberförster mit dem grünen Riesenfrack, mit dem Portierstock u. s. w., kurz, es waren Individuen, die der Zuschauer schon an der Malerei kannte, und die der Darsteller mit dem Kostüm anzog. Die jetzigen Schauspieler haben kein äußeres Schema zu ihren Personen, der schwarze Frack, die allgemeinen Pantalons, die bunte Kravatte, diese Universalschalen für alle Menschenkerne, bringen unsere lieben Darsteller um ihren größten Triumph! Da heißt es nicht mehr: Die Schale darstellen, die Hülse, sondern den Kern, den Brustkern, und da hapert's gewaltig! Deshalb sehen wir bei den Darstellern da den meisten Effekt,

wo ſie mit greller oder wenigſtens ſtark markierter äußerer Erſcheinung der matten Pſyche zu Hilfe kommen können.

Die meiſten Künſtler können alle Arten von Menſchen vortrefflich darſtellen, aber den Menſchen als Gattung herzlich ſchlecht! Bettler in grellen Fetzen, Galeerenſklaven, Banditen mit roten Haaren und Federn, Teufel ditto mit Phosphor- und Kolophonium-Unterſtützung, Invaliden mit Krücken und Stelzbeinen, Quäker mit herabhängenden Scheitellocken und Krämpenhut u. ſ. w., kurz, die ganze Sippſchaft jener Theaterfiguren die ihr quibus auxiliis in grellen Schminktiegeln, in phantaſtiſchen Perückenſchachteln und barocken Garderobekäſten ſuchen.

Zu dieſen von der Schneiderei, dieſer natura medicatrix der Schauſpielerei, beſonders begünſtigten Rollen gehören die Juden; Bart ſpitz, lang, breit, grau, ſchwarz: dreieckiger Hut, Schlappel, Kappel, Brille, Stock, langgeſchoßter Jaß, Schnallenſchuh und ein Judeln und Mauſcheln ad libitum, das ſind Reize zu weltner und verführeriſcher Art, als daß ſie nicht eine Lockangel für Darſteller ſein ſollten, die mehr in dem pantomimiſchen als in dem geiſtigen Haine der Kunſt ihre Lorbeeren gepflückt haben.

Hier ſtellt ſich aber am deutlichſten heraus, was ich oben angemerkt habe: früher hatten die Juden ihr eigentümliches Koſtüm, ſowie der „Eſſigſieder" u. ſ. w. und die Darſteller hatten leichtes Spiel, allein jetzt trägt der Jude ſo wenig mehr ſeinen Spitzbart und einen chapeau à cornes, als der Eſſigſieder ſeinen roten Rock und einen Schiebkarren. Es hieße alſo die Rolle des Juden geben, nicht den, der auf dem Trödelmarkt zum Verkauf liegt, ſondern den Juden wie er in ſeinen modernen Salons, auf ſeinem Gig, auf ſeinem Vollblutpferd lebt, kurz, es hieße, einen phyſiſchen Charakter zeichnen, und da liegt der Haſ' im Pfeffer!

Bei dieſer allgemeinen ſozialen Verſchwimmung und Ineinanderflutung aller äußeren Formen und Abzeichen hat die liebe Schauſpielkunſt zu einem andern Surrogat gegriffen und ich kann dieſes Surrogat nicht anders nennen, als das letzte Mittel, was rot gemalt und bis zum Schrei der Farbe getrieben wird.

Wir hören jetzt nie mehr ſeufzen, ſondern immer ſchluchzen, nie mehr weinen, ſondern ſtets heulen, nie mehr agieren, ſondern immer tragirieren, wir hören nie mehr den Schwung und den Fall der Rede, ſondern immer ihren Sprung und ihren Sturz, wir ſehen kein Geberdenſpiel mehr, ſondern einen phyſiognomiſchen Krampf; und wie es ſich trauerſpielt, ſo luſtſpielt es ſich auch! Wir ſehen kein Lächeln mehr, ſondern immer bloß Gelächter: kein Augen- und Mienenſpiel, ſondern Augen- und Mienengalopp: wir ſehen nicht mehr einen polternden Alten, ſondern ſtets tobende Windhoſen, für Humor bekommen wir Rumor und für Naivität giebt man uns Imbezillität!

Shylok und Schewa werden größtenteils bloß noch von ihrem

Rocolor, von ihrem spanischen Rohr gespielt; besonders Schewa, an den sich keine Lokalität und keine Zeit knüpft, die, wie dem Shylok, jenes Kostüm bedingt. Dieser Schewa wäre durchaus eine der abgeschmacktesten Darstellungen in der Schauspielkunst, wenn man ihm seinen Spitzbart, seinen Hut, seinen Schabbesrock u. s. w. nähme, und ich würde nur für jenen Darsteller des Schewa den ungeheuersten Respekt haben, der ihn in moderner französischer Kleidung, ohne jenen korrupten Dialekt darstellte, und doch psychisch und geistig auf das Publikum wirkte. Da würde ich meinen Hut abnehmen und die Schauspielkunst verehren lernen.

In dieser Beziehung spielten die zwei Juden in dem „Wurstelntheater" superb! Keine Überladung im Kostüm, keine niedrigen Grimassen, um die Galerie zu erschüttern, keine ekelhafte Gemeinheit, wie sie die vielen Jubals und Tubals so sehr lieben, und sich so con amore in der Arena wälzen, um den hohen Gönnern oben ein Hurrah abzugewinnen. Diese Darsteller waren durchaus was sie sein sollten, und wenn ihnen die Natur auch nicht so günstig war, daß ihnen der Dialekt von Geburt auf eigen war, so übertrieben sie ihn doch nicht, und überschritten nie die Grenze, die eine wahrhaft künstlerische Individualität ohnehin nie verletzt.

Sehr charakteristisch ist es in diesen Stücken, daß die Geschlagenen gleich maustot hinfallen und nicht noch in der Agonie einen Monolog röcheln und mit den Füßen die melodramatische Musik dazu zappeln! Hier ist alles Natur! Wer tot ist, ist tot, und darf für sein Leben nichts mehr deklamieren! Ja, selbst der „elastische Tod" ist hier nicht so üblich, wie auf vielen anderen Bühnen. Der Leser weiß vielleicht nicht, was das für ein Tod ist: „Der elastische Tod"! Der Leser kennt jene „elastischen Temperamentfischchen" aus Hausenblase, glaub' ich, die man auf die flache Hand legt, um sein Temperament zu erkennen. Diese Fischchen liegen erst maustot, dann zucken sie, dann krümmen sie sich wie ein Reif hinauf, dann wie ein Reif hinein, dann schnellen sie in die Höhe; nun bei unserer Tragödie giebt es solchen „elastischen Tod", der Tote stürzt tot hin, überlebt aber sogleich seinen Tod, zuckt, krümmt sich hinauf, dann hinein, dann hinüber, dann schnellt er in die Höh', nachdem er auf diese Weise im Sterben sehr viel Leben entwickelt hat, und so eine kleine Viertelstunde sich selbst durchstirbt, stirbt er endlich einen wirklich sterbenden und gestorbenen Tod, und diesen Tod nenn' ich den

„Dramatisch-elastischen Tod"!

Kleines ABC-Büchlein
für große Schauspiel-Kinder.

Abgang.

Ein guter Abgang ist der beste Eingang in die Gunst der Gallerie. Das Erste, was unsere Schauspieler in ihrer Rolle nachsehen, ist ihr Abgang; haben sie einen sogenannten guten, einen luftzersetzenden, lungenflügelaufspreizenden, hand- und fußabzappelnden Abgang, so hat das Werk des Dichters ihren Beifall, wo nicht, so heißt's: es ist nichts an der Rolle. Es giebt Schauspieler, die sich Abgänge einlegen, wie unsere Sängerinnen neuerer Zeit sich Arien einlegen. Sie ziehen nämlich, wie die Taschenspieler, die Worte wie Bänder aus ihrem Munde, und wenn die Rede zu Ende ist, so drehen sie sich um, als wollten sie abgehen, schreiten bis an die hintere Kulisse und kehren wieder um. Diese Abgänge nenne ich die wattierten Abgänge, es sind falsche Kunstwaden für Nichtkenner.

Abonnent

heißt ein guter Kerl, der ins Theater geht, wenn alte Sachen gegeben werden. Alles Gute und Neue wird ihm aufgehoben, das heißt: es wird mit aufgehobenem Abonnement gegeben: Der witzige Castelli sagt: Abonnent heißt auch der Schauspieler, der auf eine Zeitschrift abonniert und auf diese Weise eine viertel-, halb- oder ganzjährige Freundschaft mit dem Redakteur abschließt.

Action

heißt eigentlich Körper- oder Handsprache, damit sind aber unsere Schauspieler nicht zufrieden, weil sie mit der Sprache nicht zufrieden sind, sie sprechen nicht, sie brüllen, folglich wird die Aktion zum Handgebrüll! Sie machen aus der Kunst ein wirkliches Handwerk, sie wissen mit ihren zwei Händen so zu agieren, daß man glauben sollte, sie haben viere, sie agieren ihre Rolle à quatre mains allein herunter. So habe ich es von einem Schauspieler gesehen, daß er als Hauptmann Lindeck (im Herzogsbefehl), der, wie bekannt, nur eine Hand hat, bei den Worten: „ich habe

nur eine Hand", die Hand vorstreckte, und dann bei den andern: „denn diese fehlt mir," die andere Hand hervorstreckte, um es recht deutlich zu machen, „diese Hand hier hab ich nicht!"

Affen

giebt es sehr viele in den Musentempeln, diese schauen den ersten Künstlern alles ab, nämlich das Räuspern und Händereiben, den Verstand gucken sie aber nicht ab. Solche Affen gefallen sich sehr.

Affektation

ist das Rauschgold des Gefühls, ein bloßer Scheinauslegekasten. Affektation verhält sich zum Affekt, wie der Wahnsinn zum Sinn, es ist Wahnaffekt. Unsere jungen Musendamen bereichern ihre Kunsttoilette sehr mit den Affektationsbüchschen, sie streichen sich so zu sagen mit ihr an. Sie ist aber zum Glück eine Lügnerin, man glaubt ihr nichts: schwimmt sie in Thränen, so wissen wir, das sind Illuminationslämpchen, mit denen auf Allerhöchsten Befehl freiwillig beleuchtet wird; und tanzt sie vor Freude, so sehen wir, daß es ein einstudierter Eiertanz ist: kurz, Affektation ist ein löcheriger Mantel, durch welchen wir alle Höcker und Überbeine klar und deutlich durchschimmern sehen.

Auffassen.

Unter diesem Worte versteht die Kritik den Geist der Rolle. Die Schauspieler verstehen darunter die Kulissen, sie fassen dieselben auf und schleudern sie umher.

Aktien.

Theateraktien oder Musenobligationen, ein Produkt der neuern Zeit, des papiernen Direktionen-Zeitalters Ihr Kurs hängt lediglich und allein von der Witterung ab. Ist nämlich die Witterung so rauh und unfreundlich, daß es sich vermuten läßt, diese und jene Sängerin, oder dieser und jener Sänger könne heute eine rauhe Kehle haben, so sinken die Aktien u. s. f. Es läßt sich deshalb erwarten, daß man neue Aktienbarometer erfinden wird, um sie in und auf Börsenhallen aufzuhängen, ungefähr nach folgendem Schema:

Schönes Wetter	pari
*) ganz schönes Wetter	95
trübes Wetter	84
stürmisch und ungünstig	50
außerordentliche Kälte, id est des Publikums, Gefrieren, id est des Unternehmens	—

*) Ganz schönes Wetter ist für die Theateraktien auch kein gutes Wetter, denn da machen die Stimmen Landpartien und die Theaterkasse wird zur Wasserpartie.

und so fort. Ich wundere mich, daß es keine Freikäufer auf der Börse giebt, wie Freibillette im Theater. Solche Freikäufer nämlich sollen von der Aktiengesellschaft zwanzig Akten bekommen, damit sollen sie gegenseitig auf der Börse Geschäfte machen, sie einander um hundertsechs bis hundertzwölf abkaufen; nach der Börse geben sie die Akten wieder ihren Eigentümern zurück.

Alles

spielen verschiedene Schauspieler vortrefflich, die gar nichts gut spielen. Es sind die theatralischen passes-par-tout, man kann sie gewöhnlich auch nicht brauchen, aber zur Zeit der Not sind sie kostbar. Solche Allesspieler und Nichtskenner sind die wahren Augenäpfel aller Direktionen; schade, daß es Äpfel ohne Kern sind.

Alte Mütter

giebt es in der Wirklichkeit nicht, jede Schauspielerin, die diese Rollen spielt, sagt, sie ist noch zu jung und es wäre ganz und gar ihr Fach nicht. Das Alter der Schauspielerinnen gehört auch zu den Direktionsgeheimnissen. Am Mittage ihres Lebens, ungefähr zu dreißig, halten sie eine Siesta und machen ein Mittagsschläfchen, das zwanzig Jährchen dauert, sie erwachen, und sind plötzlich fünfzig Jahre alt.

Anonymus

ist ein Rezensentenkerl, der sich vor Prügeln fürchtet, übrigens ein unschädliches Tier. Er lobt den, der ihn zu einer Theaterpartie bittet, und schimpft den, der ihn nicht grüßt, oder der ihm aus Versehen auf das Hühnerauge trat. Der Lebenswandel eines solchen Anonymus ist zuweilen folgender: Er schreibt oder läßt ein Stückchen von sich aufführen, läuft dann als Pseudonymus in die Abendzeitung und lobt sich nach seiner vollen Überzeugung, zitiert dann als Anonymus jene Rezension in einer andern Zeitung, schreibt dann eine dritte in einer dritten u. s. w. und erklärt in einer vierten bei seiner Ehre, er schreibe nie Rezensionen.

Applaus

war früher nur in der einfachen Zahl gebräuchlich, weil er auch sehr einfach war, wer gut spielte, erhielt Applaus. Jetzt haben wir Applause. Schönheitsapplause, die der Figur der Schauspielerinnen gelten und die bloß mit dem Naturpaß beschäftigt sind. Kleiderapplause, wenn eine Aktrice in schönem Kostüm erscheint; diesen Applaus bringen lustige Gesellen dem Schneider aus, die Dame dankt, vermutlich hat sie es mit dem Schneider so abgemacht. Rätselapplause, wo der Zuschauer nicht erraten kann, was der Schauspieler eigentlich wollte, jeder denkt sich etwas anderes, und applaudiert eigentlich sich selbst, daß er dies Rätsel löste,

der Schauſpieler bedankt ſich, dies iſt beſonders bei ſtummen Rollen und Stellen der Fall. Aktien- oder Familienapplaus, Dichter exerzieren vor dem Stücke ein Regiment hohe Gallerie-u-ſchauer, bei welcher Stelle ſie applaudieren ſollen. Stehender Applaus, der von den auf einem Theater haftenden Freibilletten herrührt. Bier- oder Sonntagsapplaus, die froh erregten Kunſt- und Dunſtgemüter der oberen Region jubeln die Repräſentanten eines Karl Moor, eines Jaromir, eines Fauſt heraus, und der beſcheidene Künſtler dankt für die würdige Anerkennung.

Sechs verschiedene Ohrfeigen

von sechs verschiedenen Händen durch mich selbst an mich selbst spediert.

Ew. Wohlgeboren bin ich gezwungen, eine wohlkonditionierte Ohrfeige zu übermachen, als ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit dafür, daß Sie meine, unter dem Titel „Zebra" erschienenen Gedichte in Ihrer Zeitschrift getadelt haben. So bescheiden ich bin, so weiß ich doch, daß meine Gedichte weder den Schiller'schen an Schwung, weder den Göthe'schen an Klarheit nachstehen, und bei aller Anspruchslosigkeit hätte ich doch mit Recht verlangen können, das Sie gesagt hätten: diese Zeugnisse eines Genies, die an lyrischer Fülle und poetischer Begeisterung in den neuesten Erzeugnissen des deutschen Parnasses riesig hervorragen, weisen dem ruhmvollen Verfasser einen Platz neben den ersten Sternen unseres Helikons an, u. s. w. Statt dessen sagten Sie: Dem Verfasser ist bei manchen Fehlern ein entschiedenes Talent nicht abzusprechen. Donner und Doria! Ich bin kein Talent, ich will keines sein! Ein Talent! Seh' einer her! Manche Fehler? Ei, ei! Hätten Sie nicht sagen können: es findet sich zuweilen ein Flecken, aber es bleiben doch immer nur Sonnenflecken? Ich lese zwar Ihre Zeitschrift nicht, aber zufällig fiel mir gerade dies Blatt in die Hände, und wenn mir auch an Ihrem Urteil nichts liegt, so urteilen doch nicht alle über Ihr Urteil, so wie ich urteile, und wenn ich Ihr Blatt auch nicht lese, so lesen es vielleicht doch einige andere. Ich hätte Ihnen eine Rezension über mein „Zebra" ohne Honorar geschickt; aber Sie sind gar kein ordentlicher Redakteur, Sie thun ja alles selbst für Ihr Blatt. Pfui, schämen Sie sich, und ermessen Sie an dieser Ohrfeige den Lohn der Wahrheit.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von dem Zebra-Dichter als Entschädigung für „sein Talent" erhalten zu haben beicheinige.

Der Redakteur.

Zweite Ohrfeige, von der Hand eines Schauspielers.

Ew. Wohlgeboren empfangen hiermit einen Beweis meiner kräftigen Aktion, und den Wolken, den Winden will ich's verkünden, daß sie's verbreiten nach allen Seiten! Wie? Ich hätte keinen göttlichen Genius in mir? Wie? Ich hätte keine alles-überflügelnde Phantasie? O Menschen, Menschen! Heuchlerische Krokodillenbrut! Ich hätte nicht selbst ein dichterisches Gemüt? Ich schaffte nicht selbst ein viel höheres Bild, als der Dichter uns vorzeichnet? Vorher habe ich dulden gelernt, aber wenn die Kritik zur Wahrheit wird, wenn Unparteilichkeit die Feder führt, dann verwildere zum Tiger, lammherzige Geduld! Sie sagen bloß: ich wäre ein denkender Schauspieler. Zum Teufel auch! Das ist kein Lorbeer, ich bin kein Schauspieler und ich denke auch gar nicht, aber ich bin ein Künstler! Gott ob, die Kritik ist mein Publikum nicht. So viel Respekt ich auch für jede mich lobende Rezension habe, so sehr bin ich über jede tadelnde erhaben. Die übermachte Ohrfeige möge Sie belehren, daß ich den Dichter wohl zu fassen verstehe.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Heldenohrfeige, die ich vom Schauspieler N. N. als Rekompens des ihm zugemuteten Denkens richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redakteur.

Dritte Ohrfeige, von der Hand einer Sängerin.

Euer Wohlgeboren belieben eine kleine Ohrfeige in Empfang zu nehmen, die Ihrer Wange die Koloratur beibringen soll, die Sie so sehr hassen. Das Portamento dieser Ohrfeige und der Ton, den sie hervorbringt, wird Sie überzeugen, daß ich auch eine ganze Stimme hervorzubringen im stande bin, wenn Sie dafür empfänglich sein wollen. Meine große Gage giebt mir stolzes Bewußtsein genug, mich über Ihr strenges Urteil, welches ich boshaft nenne, hinwegzusetzen. Ich kann nichts, als Sie bedauern! Was mache ich mir aus einem Kritiker? Ich habe an jedem Finger zehn hängen, die bereit sind, alle Augenblicke ein Meer von Tinte für mich zu verspritzen, und diese anhänglichen Anhänger werden Ihnen schon eines anhängen! Eigentlich ist es sehr albern von mir, mich darüber aufzuhalten; denn nie bin ich mehr applaudiert worden, als wenn Ihr fades und ungelesenes Blatt mich tadelte! Also finde ich Ihren Tadel nur lächerlich, aber nichts desto weniger verdienen Sie die beigefügte Ohrfeige dafür, daß Sie noch kein Sonett auf mich schrieben.

Ergebenste u. s. w.

Quittung

über eine zarte Ohrfeige aus ſchönen Händen, welche ich für kein Sonett richtig empfangen zu haben bescheinige. Ich reiche dieſen ſchönen Händen ſchon im voraus die andere Wange hin.

Der Redakteur.

Vierte Ohrfeige, von der Hand eines Leſers.

Euer Wohlgeboren kann ich nicht umhin, eine ausdrucksvolle Ohrfeige anbei zuzumitteln. Sie haben ja in Ihrem Blatte gar keine große Erzählung, mit denen man gewöhnlich am Anfang des Blattes dem Leſer den Magen voustopft, damit er hinterdrein nicht mehr viel verlange? Sie wiſſen gar nicht, was eine ſolche hübſch ausgewachſene, ſieben Fuß hohe Erzählung für eine Wohlthat für den Redakteur iſt! Es iſt ordentlich, als hätte man für ſeine Leſer einen Scheffel Klöße im voraus auf einen Monat abgekocht, und brauchte dann in der Fütterungszeit nur immer ein bischen Rätſelſchmalz, Kritikſalz und ein paar Verſe-Radieschen hinzuzufügen, und der Leſer iſt abgefüttert! Ja, auch an Rätſeln und Charaden laſſen Sie es fehlen!

Und geben Sie uns keine Charaden zu löſen,
Sind Sie am längſten Redakteur hier geweſen!

Alſo möge Sie dieſe Ohrfeige witziger und gewitzigter machen.

Ergebenſter u. ſ. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von einem Leſer für Mangel an Charaden richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redakteur.

Fünfte Ohrfeige, von der Hand einer Leſerin.

Euer Wohlgeboren werden von der Hand eines Frauenzimmers eine wohlverdiente Ohrfeige nicht übel nehmen. Ich liebe die Empfindſamkeit und dafür thut Ihr Blatt gar nichts. Keine Sentimentalität, keine Gemütlichkeit, kein Gedicht an die Liebe, an die Schwermut, an die Einſamkeit, an die Verzweiflung, an die Sehnſucht, an die Ferne, an den Fernen, an die Hoffnung! Nichts von Thränen und Klagen! Nicht einmal des Jahres einmal ein Gedicht an den Mond, der mich immer ſo ſanft ſtimmt und den ich immer ſo liebe, daß ich erſt geſtern meinem Stubenmädchen zwei tüchtige Ohrfeigen gab, daß ſie mir die Vorhänge zu früh herabließ. Was ich beſonders liebe, iſt ein murmelnder Bach; da denke ich immer an meinem erſten ſeligen Gatten! Auch ein Gedicht an die Lerche kann mich rühren, weil mein zweiter Gemahl

an einem Gericht Leipziger Lerchen ſtarb, und in den Hirtenliedern erinnere ich mich bei jedem Schaf an meinen dritten Mann: und über alles gehen mir die Liebesgedichte zu Herzen, denn ach! wer einmal liebt, der liebt immer! Und Ihr Blatt liefert gar nichts für mein weiches Herz, nichts für mein gefühlvolles Herz, mit welchem ich die Ehre habe, Ihnen beigeſchloſſene Ohrfeige anzubieten.

Ergebenſte u. ſ. w.

Quittung

über eine gemütliche Ohrfeige, die ich aus den Händen einer gemütlichen Leſerin für Unſentimentalität richtig erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redakteur.

Sechste Ohrfeige, von meiner eigenen Hand.

Euer Wohlgeboren bitte ich nicht zu zweifeln, daß die Ihnen hiermit applizierte Ohrfeige aus bloßer Freundſchaft für Sie erfolgt. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie hoch ſchätze, Ihren unübertrefflichen Witz liebe und Ihr Blatt als das beſte aller Blätter halte. Aber ihrem Blatt fehlt noch ein Blatt; ein Blatt, ohne dem es kaum wird beſtehen können, nämlich: ein Blatt vor dem Munde. Sie ſingen Ihren Waldgeſang ſo vom Blatte weg, das zeigt keinen Takt und es wird Ihnen deshalb zum Neſſelblatte werden. Nehmen Sie alſo dieſe Ohrfeige als Erinnerung an das, was Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind, gütigſt an.

Ergebenſter u. ſ. w.

Quittung

über eine wohlgemeinte Ohrfeige, die ich von einer mir ſehr teueren Hand für zu wenig Mundblatt erhalten zu haben beſcheinige.

Der Redakteur.

Gedankenjagd

nach

der kleinen Silbe „lei“.

Es giebt verſchiedene Jäger und Jagden, die häufigſten ſind die Glücksjäger, die ſeltenſten die Glücksjagden. Ein Glücksjäger iſt ein Menſch, ſtets gekleidet in dem grunen Jagdkleid der Hoffnung, ſtets auf der Fährte, nie am Ziel, beſtändig auf dem Anſchlag, doch ſelten beim Treffen, ſtets ſchußfertig in den Revieren der Abenteuer herumſtreifend, doch den Wald des Glückes vor lauter Spekulationsbäumen nicht ſchauend. Nach dieſen Glücksjägern kommen die Mädchenjäger.

Die Mädchenjäger ſind die Hyänen der mädchenliebenden Welt; nicht aus Geſchlechts- oder Liebeshunger jagen ſie nach ihrer Beute, ſondern bloß aus böſer Luſt, ihnen das Herzblut auszuſaugen und ſie zu verlaſſen. Dieſe Jäger ſind meiſtens Wildſchützen und gehen in fremdes Gehege; es geht ihnen meiſtens, wie Hamlet vom Speiſen ſagt: ſie jagen nicht, ſondern werden gejagt. Nun kommen die Neuigkeitsjäger; das ſind Flur- und Feld-, Wald und Waſſer-, Thal- und Bergſchützen; ſie gehen um ein eben flügge gewordenes Hiſtörchen wie nach einer Wildente in's Waſſer, und klettern himmelan eines Neuigkeits Gemschens halber. Ihre Ohren ſind ihre Vorſtehhunde, ihr Mund der ewige Schnapphahn und ihre Zunge der ſtets geſchäftige Ladeſtock. Sie laden ewig ein und ſchießen ewig aus, kein Pulverkörnchen irgend einer neuen Begebenheit darf über Nacht in ihrer Gehirnſchüſſelbüchſe bleiben, ſie drucken los und wär's in die blaue Luft, ſie ſchnuppern immer und ewig auf der Spur und auf der Läufte jedes jungen Geſchichtchäschens herum, und tragen jedes aufgepirſchte Neuigkeitchen ſogleich noch ſchweiß- und bluttriefend an die Börſe, in das Kaffeehaus, in's Theater oder auf Promenaden, in und auf dieſe Wildpretmärkte der Stadtgeſchichten und ſchreien: kauft's ſchöne, friſche Neuigkeiten! kauft's u. ſ. w. Nun kommen die Anekdotenjäger. Das ſind wahrhafte Freiſchützenſchießer mit lauter fremden Kugeln, gegoſſen in den Wolfs- und Fuchsſchluchten gewiſſer Kotterien; ſie verſchreiben ſich dem T....., wenn nur

zuweilen die siebente Kugel trifft. Manche Anekdotenjäger kommen mir wie Spieluhren vor, man weiß ordentlich im Gasthause, so und so spielt alle Tage von eins bis zwei, oder von sechs bis sieben der Herr so und so seine Anekdoten herab; haben diese Anekdoten-Spieluhren ein Thema exhaustirt und man will sie noch fortspielen lassen, so schiebt man ihnen nur eine neue Walze unter. Man sieht es ihnen ordentlich wie den Sandgläsern an, wie viel Anekdoten schon herausgelaufen sind, wie lange also ihr Anekdotenleben noch dauern kann; sind alle herabgeronnen, so füllen sie sich selbst mit dem nämlichen und fangen wieder beim ersten an. Wem sein geistiges Leben lieb ist, der fliehe diese Witzquacksalber, die einem gleich ihre fertigen Rezepte aufheften, gleich einem Mixturchen eintrichtern, und einem auf jedes gesprochene Wort ein Anekdotenpflaster aufkleben oder einen Bonmotsschröpfkopf auf den Nacken setzen. Diese Anekdotenjäger sind gewöhnlich Voyageurs für fremde Geschäftshäuser; mit eigenen Waaren handeln sie wenig, sondern sie nehmen Anekdoten. Bonmots auf Geschäft, auf Kundschaften, handeln, tauschen sie aus, waschen alt auf neu, treiben sich herum, packen ihre Waaren aus, wenn man auch zehnmal versichert: man brauche nichts. Diese Leute sind als Tischfreunde zuweilen gern gesehen als Aufsätze oder Zwischengerichte. Man kann nicht stets essen, auch nicht stets selbst reden; man zieht sie daher auf, sie spielen eine Weile ab, indessen sich der Gönner bei einem halben Lächeln die Zähne bequem stochern kann. Das Loos der Anekdotenjäger ist das der Spielkarten; ein Nobler spielt einmal mit ihnen, dann kommen sie schon als überspielt in Wein- und Bierhäuser. Eine ganz besondere Art Jäger giebt es in der Schriftstellerwelt, Lobjäger. Ein solcher geht in ein öffentliches Haus und schiebt den Leuten Zeitungen unter, worin seine Sachen abgedruckt sind, dreht das Gespräch gewaltsam darauf und spitzt die Ohren wie Schildwachen, ob kein Lob im Anzuge sei; er legt den Leuten wie den Hühnern erst die falschen Windeier seiner Bescheidenheit unter, damit sie ihre lobenden Eier dazu legen sollen. Und hat ein solcher Lobjäger gar kein Wild im Schuß, so jagt er sich selbst ganz komisch, d. h. er lobt sich selbst, bald anonym, bald pseudonym. Er läuft z. B. als literarisches Wild über dies Blatt; geschwind stellt er sich in ein anderes, und schießt auf sich selbst fürchterlich lobend los; dann läuft er noch als ein dritter in ein drittes und erzählt, wie er als X. von Z. mit vielem Rechte wäre gelobt worden, er selbst als Y. könne dies Lob noch bestätigen. Diese Leutchen kommen mir vor wie gewisse Harlekine, die sich selbst unten abschneiden und oben ansetzen, um recht groß zu scheinen, und doch stets klein bleiben. Doch ich komme vor lauter Jägern zu der Jagd nicht, und ich wollte doch eine Gedankenjagd nach der Silbe „lei" machen. Es ist ein wundersames Silbchen dieses „lei"! Es ist die moralische Holzverklei-

nerungsanstalt, der Wechselladen der Tugenden, die große Falschmünzerei der Empfindungen und der schlechte, verrenkte Kleinmacherdruck der Gefühle. Es hängt, sich wie der Neid mit seinem Endschmutzgewicht an alles Große, um es herabzuziehen. Da ist Andacht, das hohe Lied aller Tugenden, der Augentrost in dem Garten Gottes, dieses süße Gefühl, beschwichtigend wie der Arm der liebenden Mutter, erhebend, wie der Anblick der Tugend, beruhigend, wie der Gedanke an die Ewigkeit! Wo ist ein Gefühl dem gleich, mit dem man aufgelöst in weihevoller Inbrunst hinknieet an die Gottesstätte, das Herz erleichternd im wohlthätigen Genusse frommer Herzerhebung? Und nun kommt das Silbchen „lei" wie ein Satan nachgeschlichen, hängt sich an diese Himmelstugend und zerrt sie als Andächtelei herab in den Staub. Was ist aus ihr geworden? ein Höllenaffenabdruck, die fratzenhafte Nachgeburt ihres entwürdigten Wesens! Die Andächtelei ist ein Faliarius des großen Wechsels auf die Ewigkeit; ein Schleich- und Schmuggelkünstler an den Zollen des jenseitigen Lebens; ein falscher Spieler auf der langen Bank der Auferstehung! Da ist die Liebe, die große heilige Frühlingsfeier des Daseins; das unsterbliche Gottheitsteil in menschlicher Brust, der Vorschein des ewigen Urlichtes, das Wiegengeschenk des Himmels beim ersten Werderuf der Erde! Wo ist eine Brust, in der du nicht die Goldhütten dir bauest? wo ist eine Seele, in der nicht das Hosianna deines Namens erschallt? Wo ist ein Herz, das sich zum heiligen Dom dir nicht wölbt? — Doch da ist schon das Silbchen „lei", und verwandelt den Seraph der Liebe in das puppenartige Gliederweibchen: Liebelei, in das Schaukel- und Hutichespielzeug närrischer Kinder und kindischer Narren! Liebelei ist die Groteskpantomime auf das ewig erhabene Programm der Liebe; der Himmel in ein Schminkbüchschen geschachtelt und in joux-joux flacons gegossen für die Toilette alter und koketter Herzen; die Sonne zertrümmert, um mit ihrer ewigen Glut die Lockenkämmchen und Kniebandhäkchen einer eitlen Empfindung zu übertünchen! — Da ist die Empfindung, die Morgengabe der Natur an ihren Bräutigam, den Menschen; die Zumittlerin aller reinen Genüsse; die Erzieherin unserer edelsten Freuden; die süße Gesellin auf dem Blumenraube in allen fünf Weltteilen unserer Sinne! Wo ist der Nomade, den du nicht leitest an den unsichtbaren Fäden deiner Gewalt? Wo ist der Troglodyte, dessen Seele du nicht erhellest mit deinem reinen Lichte? Wo ist der Dionys, dem du nicht das marmorne Herz beschleichst in den süßen Regungen seiner Menschlichkeit? — Doch, da ist schon das Silbchen „lei" wieder; du wirst zur Empfindelei, aus dem großen Odem der Welt ein verzucktes Nervchenzittern der Affektation; die Karrikatur deiner selbst; aus der strahlenklingenden Memnonssäule des innern Lebens ein Küchenfeuerhund und Hausbratenwender für die Schau- und Fest-

gerichte eingeladener und fremder Gefühle! — Da ist die Vernunft, der Bürge für unseren Anteil an dem höheren Leben; der Kassaschein für unsere Unsterblichkeit; die Sternenmilchstraße von der Körper- zu der Geisterwelt! Husch, kommt die Silbe „lei", und Vernünftelei sehen wir als rhachitisches Kind dieser herrlichen Mutter mit den Doppelgliedern an uns herankriechen! Vernünftelei ist der trockene Keuchhusten des Gehirns, die Kriebelkrankheit der Beurteilungskraft und der bei schlechtester Verdauung sich oft einstellende Scheinappetit des Denkens! — Da ist der Witz, der goldene Kammerherrnschlüssel in den Kaisersälen geselliger Freuden, der Springbrunnen des Geistes, der stets emporsteigt, in tausend Farben niederstrahlt; die Stenographie des Denkens und die blitzschnelle Generalrevue aller Begriffe! Wo ist ein Cirkel, ein Ort, in dem der Witz nicht Ehrenbürger ist? Wo ein Ohr, in dem er nicht Gastfreundschaft genießt? wo eine Brust, die ihm den Triumpheinzug verweigert? — Doch da ist das Silbchen „lei"! Hinweg mit dir: Witzelei! untergeschobenes Storchenei in diesem Straußennneste! Meth und Mussurrogat für Naphta und Äther! Witzelei ist der Eunuche in einem Gedankenserail, es gelüstet ihm nach ihnen, ohne sie deswegen benützen zu können!

So ist dies kleine Silbchen „lei" Urheber großer Übel. Vermeidet es, wo ihr es am Wege trefft; denn es läuft wie Schlingkraut um alle edlen Gewächse hin.

U. A. W. G.,

oder:

Meine Visitenkarte an die Frankfurter National-Versammlung.

„Gieb mir ein Ei, und ich gebe Dir zwei Kronen.
Narr im „Lear".

Am 31. März 1848 erklärte ich in meinem „Humoristen" (Nr. 78), daß ich die deutsche Kaiserkrone nicht annehmen könne, da meine „Redaktions-Geschäfte" es mir nicht erlaubten. Wir haben diesen Entschluß der Frankfurter National-Versammlung mit unserer Visitenkarte zugeschickt und den gewöhnlichen vier Buchstaben:

U. A. W. G.,

das sollte aber nicht heißen: „Um Antwort wird gebeten", sondern:

„Unsere allerhöchste wahrhafte Gesinnung".

Es war nicht etwa Gleichgiltigkeit gegen die deutsche Kaiserkrone, Gott bewahre, unter allen anderen Verhältnissen würde uns dieser künftige Kaiserhut eine angenehme Kopfbedeckung gewesen sein, von dem man nicht weiß, ob er ein „Stürmer" oder ein „Cylinder", aber in Hinsicht der Civilliste jedenfalls ein „Filz" werden wird, allein jemand nannte mich einmal den „König" des „Humoristen", und zwei Kronen sind für einen Menschen, der nichts hat, als einen Kopf, den er schonen muß, zu schwer! Das

U. A. W. G.

heißt also:

„Uns absorbieren wichtige Geschäfte!"

Ich hatte zwar gleich im Anfang die Idee gehabt, der „Humorist" soll in Deutschland aufgehen, und „ich stelle mich an die Spitze der deutschen Bewegung"; allein nach reiflicher Überlegung dachte ich: „Besser ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache!" Der „Humorist" ist der Spatz, der hat seine paar sicheren Abonnenten, die hab ich schon in der Hand, aber die deutsche Kaiserkrone ist die Taube auf dem St. Pauls-Kirchendache

eine Taube, die aus der Arche der National-Versammlung ausgesendet wird und keinen Boden findet, worauf sie den Fuß festsetzen könnte.

In diesem Sinne heißen:

U. A. W. G.:

„Ungewisse Aussichten wirken geringfügig!"

Meine Abonnenten haben freilich eine „Adresse" an mich geschickt, daß ich mich an die Spitze Deutschlands stellen soll, allein Deutschland ist so impf geworden, daß es keine Spitze hat, und wohin soll ich mich also stellen? Über diese Adresse sage ich eben:

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unzeitige Adressen werden gefährlich!"

Soll der „Humorist" die Sünde, nein, es ist mehr als Sünde, soll er die Dummheit auf sich nehmen, die falsche Mutter in „Gagerns Urteil" zu spielen! Gagerns „Salomons Urteil" lautet: „Zerhaut das junge deutsche Reichskindlein!" Soll ich also als falsche Mutter ausrufen: „Ja, zerhaut das liebe Kind in Klein- und Groß-Deutschland, nur daß die andere auch kein ganzes Kind habe?" Darauf bezieht sich das

U. A. W. G.,

und heißt:

„Unwürdiges Abenteuerstück wünscht Gagern!"

Also, ich bin stark genug, d. h. klug genug, trotz der Adresse meiner Abonnenten, das Erbkaisertum auszuschlagen, trotz „deutsche Zeitung", Dahlmann, Professoren-Weisheit, denn das ist wieder

U. A. W. G.,

das heißt:

„Urgroßmutter-Pfändel-Weiber-Geschwätz!"

Ja, ich bin zwar kein König von Preußen, und kann mich nicht verlassen auf die vier Buchstaben:

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unser alte Wrangel garantiert!"

Allein, auch als „Humorist" fühle ich mich stark genug, um „mein Volk", die „Abonnenten", nicht einer begriffsverwirrten National-Versammlung unterzuordnen, und da sagt die Formel:

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unsere Abonnenten würden grollen!"

Wie, ich sollte ein Schattenkaiser sein?

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unter allgemeinem gefährlichen Wahlgesetze?"

Ich ſollte meine Abonnements-Steuer nicht ſelbſt beſtimmen können? O,

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unſinniges, albernes Welker-Geſaſel!“

Wie, ich ſollte nicht einmal die Bagatelle, nicht einmal ein abſolutes Veto haben, ſondern bloß ein ſuſpenſives, und alſo ein Männchenſtehauf der National-Verſammlung ſein? O,

U. A. W. G.,

das heißt:

„Und adje Welt-Geſchichte!“

O, nein! Die Weltgeſchichte läßt ſich nicht von einem Profeſſor mit an das Kreuz nageln, und ſich aller Berechtigung entblößen! Ich werde die Deputierten in meinem Redaktionsſaale empfangen, ich werde „Feder und Tinte“ Deutſchland zu Gebote ſtellen, aber was das Annehmen der Kaiſerkrone betrifft, ſo werd' ich nichts ſagen, als

U. A. W. G.,

das heißt:

„Und alle werden gefragt!“

Alle Fürſten! Denn die „Kaiſerkrone“ iſt eine Blume, die man nicht ſo geſchwind aus ihrem tauſendjährigen Frucht- und Glanzboden in den dürren Sand eines neuen Erdreichs verpflanzt! Und ſollte ich vielleicht, um aus dem Dilemma zu kommen, als Redakteur des „Humoriſten“ ganz abdanken?

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unzeitiges „Abdanken“ wäre Gemeinplatz!“

Zwar haben ſie ſchon den Kaiſer in Frankfurt „eingeläutet“, denn ſo war das

U. A. W. G.,

das heißt:

„Ultimatum am „Weidenbuſch“ geſchloſſen!“

Aber das iſt ja alles Komödie, Puppenſpiel, Mummenſchanz! Die Frankfurter Konſtituante wollte ſich ſelbſt in die Luft ſprengen, aber mit Pomp und Eklat und Beleuchtung bei bengaliſchem Feuer und als Schluß-Dekoration eine „Profeſſoren-Himmelfahrt“ mit ultra-demokratiſchem Tamtam! Die National-Verſammlung und ihre Parteiführer haben unzählige Male Ton, Farbe und Wollen gewechſelt, haben ſich gehäutet und geſchuppt, wie die Sumpf-Salamander, haben ihren Anfang verſchluckt, ihre Entſtehung verleugnet und ihr Schluß iſt ein Purzelbaum, bei dem ſie mit ihren Füßen den lockeren Boden von ſich ſtoßen, den ſie mit Schweiß ſo lange zu gewinnen arbeiteten, fahren à posteriori gegen den blauen Dunſt eines unerreichbaren Horizonts, und indem ſie auf dem Schlappſeile einer idealen Reichsverfaſſung die praktiſche

Balancierſtange weit von ſich werfen, ſchreien ſie: „Aufg'ſchaut! Großer Salto-Mortale, kopfüber, noch nie dageweſen!“

Und mit dieſem Kraft- und Bravourſtücke die Arena verblüffend, gehen ſie dann mit dem Teller in Deutſchland herum, Beifall und Bewunderung zu ſammeln, aber das Publikum ſchleicht nach und nach davon, ohne beizuſteuern, denn der geſunde Sinn des Volkes ergötzt und erheitert ſich zwar gern an Kapriolen und Luftſprüngen der Idealiſten auf dem ſchwanken Seile der luftigen Phraſe, aber Vertrauen, Beiſteuer, Sympathien fühlt es nur bei Dingen und Menſchen, die ſich auf reellen, feſten, praktiſchen Boden ſtellen, darum werden wohl viele deutſche Staaten ſagen:

„U. A. W. G.“,

das heißt:

„Unſere Abgeordneten werden gehen!“

Ich aber bleibe nichts als „König“ des „Humoriſten“, ich laſſe mich nicht einmal mediatiſieren!

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unſer altes Witz-Geſchäft“
und
„Unzählige Abonnenten werden geſucht!“

Und endlich:

„Um Anteil wird gebeten!“

Schul-Examen in der Geographie von Neu-Deutschland.

Professor. Du, Breseke aus Berlin, was versteht man unter „Deutschland?“

Breseke. Das ist ein Endecken Welt, so groß wie ein Stücksgen Boomtorte, und dieses Deutschland ist man entstanden aus dem vielen Schnupftabak, den der große Fritze aus seiner Tasche verstreute, und da sagte an einem schönen Decemberdag der olle Fritze, daß aus diesem Schnupftaback een Land wird, und den Volteeren zu liebe sagte er auf französisch: „Que le Deutschland se fasse!“ — und so wurde „Deutschland“, und weil es aus den ollen Fritzen sein Tabak entstanden ist, deswegen alleweil wenn irgendwo in Deutschland Eener eenmal nießen dhut, kommt Preußen und sagt: „Prost', helf' Jott!“ Und deshalb heißt Preußen janz Deutschland in die Neese, und det is „Deutschland“!

Professor: Sehr gut, Breseke; ich werde darauf antragen, daß du roter Kommerzienrat vierter Klasse wirst. Nun, Giesinger aus Stuttgart, sag' du, was versteht man unter „Deutschland“?

Giesinger. Deutschland ist ein einfaches Land, welches früher aus „38 Teilen“ bestand, nun aber, seit es ein „einiges Deutschland“ wurde, zerfällt es einfach in einige tausend Teile, wovon einige „zusammengebunden“ und die andern bloß ge„pfalzt“ werden! Deutschland ist bloß erstanden, damit „Menzels Geschichte von Deutschland“ nicht zur Makkulatur werde und damit die „Schwabenstreiche“ nicht genötigt sind, in einem andern Lande gemacht zu werden.

Professor. Sehr gut, Giesinger, ich werde darauf antragen, daß in der Cotta'schen Buchhandlung eine zweite Auflage von dir veranstaltet wird, auf Velin mit Goldschnitt. — Nun sage du, Friedrich aus Karlsruhe, was versteht man unter „Deutschland“?

Friedrich. Unter Deutschland versteht man ein Land, in welchem ein Deutscher den andern im Lande nicht versteht; verstanden? Unter Deutschland versteht man ein Land, wo jeder Sohn haben will, sein Vater solle sein Land vergrößern, deshalb singen sie immer: „Des deutschen Vaters Land muß größer sein!“ Und um das Land ihrer Väter recht groß zu machen, hacken sie es erst

recht klein, mischen Blut hinein, füllen dann einen weiten Hals damit an, und aus dem Ganzen wird eine „Frankfurter Wurst"; und aus dieser Wurst ist das „neue Deutschland" in drei Wurstteile hervorgegangen; in nördliche „Fasten-, Semmel- und Magen-Wurst", in südliche „Fleisch-, Blut- und Schlag-Wurst" und in noch nicht ganz fertige „Leber-Brägen- und Räucher-Wurst"!

Professor. Sehr gut, Friedrich, du sollst das Heidelberger Faß mit lauter deutschlandmachenden Professoren gefüllt als Prämie bekommen. — Und nun, Sebaldus aus Dresden, was versteht man unter „Deutschland"?

Sebaldus. Unter Deutschland versteht man die „sächsische Schweiz", die „Brühliche Terrasse" und die „Meißner Porzellan-Fabrik", welche die schönsten „Köpfe" für Deutschland liefert. Das „zusammenseparierte und auseinanderverbundene Deutschland". Groß-Deutschland aber besteht aus drei Löffel voll aufgelösten Kammern und vier Fingerspitzen voll heißabgesottenen engeren und weiteren Vorschlägen.

Professor. Vortrefflich, Sebaldus! Du bekömmst eine Medaille aus sächsischem Milch-Kaffee mit Band und Öhrl; und nun du, Seppel aus Wien, was versteht man unter „Deutschland"?

Seppel. Was soll man unter Deutschland versteh'n? Das versteht sich, daß man nix davon versteht! Schaun's, Herr von Professor, als unser Herrgott die Mamsell „Jungfer von Europa" erschaffen hatte, da war Italien der Fuß, darum reden's dort an „Stiefel" z'sammen und können nicht einig werden, ob der Papst zum „Pantoffel"-Ausziehen einen Stiefelknecht oder Stiefelhaken braucht; Spanien ist das Antlitz, das ist ein schönes Antlitz; aber es hat Leberflecken, die nicht bloß von der Leber herkommen, und „Sommersprossen", die auch im Winter verdächtige „Sprossen" treiben! An dieser „Mamsell Europa" nun fehlte noch der „Bauch", und da erschuf Gott Deutschland als „Europa's Buch"! Dieser „Bauch", in dem jetzt eine wahre „Gedärmverwicklung" stattfindet, wird eingeteilt in den „nördlichen Bauch", wo die Krankheit bis jetzt bloß ein „Bauchgrimmen" ist, und in den „südlichen Bauch", wo sie bereits den Charakter des „Bauchzwickens" angenommen hat. In Frankfurt bildet die Paulskirche den „Nabel" dieses Bauches; in dieser Kirche versammeln sich die deutschen „Bauch-Redner" und versuchten alle „Bauchmuskelwände" Deutschlands zu durchschneiden, und aus ganz Deutschland einen einzigen dicken Reksbauch zu machen. Aber in diesem einzigen Bauche herrschen wie auf dem großen Ocean so viel verschiedene, teils verschlagene, teils vernagelte Winde, daß es ein ewiges Kollern und Poltern ist, als ob Bauch-Deutschland die Trommelsucht hätte! Dieses Bauchübel ist schwer zu kurieren; Reibungen machen die Entzündungen noch ärger; ihn täglich waschen, wäre wohl das Beste, allein bei diesem Rumpf- und Bauch-Parlament

kommen nur die Ungewaſchenen ans Brett; durch „Baden“ aber wird das Bauchübel gar zum „Bauchkrampf“ und durch „Baden“ kann es dem „Bauch“ paſſieren, daß er auf eine Zeit lang die „rote Ruhr“ bekömmt!

Profeſſor. Bravo, Seppel! Für deinen Fleiß ſollſt du täglich die „Wiener Zeitung“ zweimal zu leſen bekommen, und wenn du was neues darin findeſt, zum „Profeſſor der unentdeckten Neuigkeiten im In- und Auslande“ ernannt werden! — Und nun noch einige geographiſche Fragen. Anton! Wie und wo liegt „Neu-Deutſchland“?

Anton. Es liegt in der „Quere“, zieht ſich in die „Länge“ und wächſt in die „Breite“.

Profeſſor. Welches ſind die Grenzen von „Neu-Deutſchland“?

Anton. Die Neu-Deutſchen kennen keine Grenzen! Aber ihr Neu-Deutſchland ſelbſt grenzt in N. ans Unſinnige, in S. ans Wahnſinnige, in W. ans Blödſinnige und in O. ans Stumpfſinnige!

Profeſſor. Valde bene mi fili! In wie viele Teile zerfällt die „Oberfläche“ Neu-Deutſchlands?

Anton. Die Oberfläche Neu-Deutſchlands zerfällt in drei Teile: in „abſolute Gewalt“, in „Central-Gewalt“ und in „Aller Gewalt“!

Profeſſor. Welches ſind die „höchſten Höhen“ von Deutſchland?

Anton. Als „höchſte Höhe“ betrachtet Neu-Deutſchland den „Berg“ in der franzöſiſchen Kammer; die „republikaniſche Spitze“ — das „Demokraten-Joch“, den „groſſen Ausſchuß-Kogel“, das „Erzhalunken-Gebirg“ im Badiſchen und den „proviſoriſchen Regentſchaftsbrocken“ in Stuttgart.

Profeſſor. Wo entſpringt die Donau?

Anton. Die Donau „entſpringt“ einigemale: bei Ulm „entſpringt“ ſie den Würtembergern, bei Paſſau „entſpringt ſie den Baiern, bei Orſowa „entſpringt“ ſie den Öſterreichern, ſie wird aber immer eingeholt und vermittelſt Dampfboot in ihr „Bett“ zurückgebracht, damit ſie ſich nicht auf den „Divan“ werfe.

Profeſſor. Was für „Kanäle“ und „Flüſſe“ hat „Neu-Deutſchland“?

Anton. Neu-Deutſchland hat verſchiedene „Kanäle“: „Tollköpfe“, welche den „Rhein“ mit der „Seine“ verbinden wollen, und die „Dickköpfe“, welche die „Havel“ und „Spree“ mit dem „Main“ und „Neckar“ verbinden wollen.

Profeſſor. Wie iſt das Klima von „Neu-Deutſchland“?

Anton. Noch hat Neu-Deutſchland kein Klima, ſondern bloß Gliederreißen und Stockſchnupfen, die auf ein Klima hindeuten.

Profeſſor. Welches ſind die Produkte „Neu-Deutſchlands“?

Anton. Die Produkte von Neu-Deutschland sind „Dünkelkorn“,

Zu Anfang in der Mitte, von hinten und von vorn
Zahlreiche „Böcke“ in Frankfurt geschossen,
Von Gagern, Welcker, Gervinus und Genossen;
Viele „Bären“ dem deutschen Volke aufgebunden,
Von Linken und Rechten in Früh- und Abendstunden;
„Faule Fische“ in einer Brüh von heißen Worten,
Von Zitz, Mohl, Vogt und Konsorten;
Allerlei „Wild“ und „Raubtiere“ aus dem Wald,
Die da zerfleischten Lichnovsky, Latour und Auerswald!
„Malz und Hopfen“ das geht leider verloren,
Für die langen und ungemäßigten Ohren;
Saubere Früchte, die selbst wert sind zu hängen,
An dem roten Freiheitsbaum, zu dem sie uns drängen
u. s. w.

Professor. An welchem Flusse liegt Sachsen?
Anton. Sachsen liegt an der „Leine“! —
Professor. An welchem Wasser liegt Preußen?
Anton. Preußen liegt an dem „großen Belt“, und zwar sehr viel liegt Preußen d'ran!

Professor. Welches ist die Form der „Neudeutschen Reichsverfassung“?

Anton. Mitten in Deutschland, ungefähr zwischen Frankfurt am Main, Stuttgart und Gotha, zwischen diesen drei Bau- und Zimmerplätzen von Neu-Deutschland, baut Herr Direktor Pokorny auf Antrag von Raveaux, Struve, Brentano und Mieroslawski eine große „Arena“, welche sich auf die „Sympathie der Völker“ und zur größeren Sicherheit auch auf die dicken Tragbalken und Vieler stützt. In dieser Arena versammeln sich die vorzüglichsten Komödianten aller Einzelbühnen Deutschlands und bilden zwei Probekammern. Die erste besteht aus Mitgliedern der deutschen Hoftheater, die zweite aus Mitgliedern der Privat- und Volkstheater. Herr Direktor von Holbein macht das Repertoire und sorgt dafür, daß nichts Neues entstehe, Alles beim Alten bleibe, und daß von der ersten Kammer bloß „das Versprechen hinter'm Herd“ aufgeführt werde und „zwei Tage geschlossen“ bleibe, damit nicht immer und ewig unbarmherzig geschrieen werde. Dann wird von der „linken“, auf der Bank, wo die größten Heldenspieler und Schreier sitzen, die „Abällinos“, „Karl Moors“, die „Götz von Berlichingen“, die „Fiodoardos“, die „Kunz von Kaufungen“, die „Wetter von Strahl“ u. s. w., ein „Reichs-Ober-Regisseur“ gewählt, der unverantwortlich ist, wie ein Regisseur vom Hofburg-Theater, und der sein Veto nur im „Abonnement-Suspendu“ auffahren lassen kann. Diesem „Reichs-Ober-Regisseur“ wird ein

„Reichs-Miniſterium“ von „Dramaturgen“ beigegeben: ein „Dramaturg der verſchiedenen, in Neu-Deutſchland aufzuführenden Trauerſpiele mit dem Porteſeuille des Innern“, ein „Dramaturg der Hirſchauer Stückchen zum totlachen, mit dem Porteſeuille des Äußerſten“; ein „Dramaturg des öffentlichen Ruins“; ein „Dramaturg der auswärtigen Ungelegenheiten und fremdartigen Spektakel“; ein „Dramaturg des heimlichen Unterrichts und der Viehzarbeit mit Statiſten und Choriſten“; ein „Dramaturg für Generalproben und Rollenkampf“, und endlich ein „Finanz-Dramaturg, der bei der Kaſſe ſitzt und, im Falle nichts darin iſt, auch fürs Porteſeuille nicht verantwortlich iſt.“ Geſpielt wird in dieſer Arena auf „Teilung“; wenn nichts mehr eingeht, löſt ſich die „National-Theater-Verſammlung auf und es beginnt wieder wie früher jeder auf ſeinem Haustheater privat aufzutreten.

Profeſſor. Und ſo weiter, ſchon gut; und welches iſt die Hauptſtadt von Neu-Deutſchland?

Anton. Neu-Deutſchland hat keine „Hauptſtadt“, es hat bloß ein wanderndes „Deputierten-Magazin“, das es im Felleiſen mit ſich herumträgt, und wo dasſelbe auspackt, iſt Deutſchlands Hauptſtadt!

Mein Rabe.

Der Engländer sagt: „time is money" — „Zeit ist Geld!"

Es ist nicht wahr! Zeit ist mehr als Geld! Verlorenes Geld kann ich wiederfinden, verlorene Zeit niemals; Geld kann man mir schenken, leihen, Zeit nicht!

Geld kann man zusammenscharren, aufhäufen, Zeit nicht. Wer mir Geld stiehlt, den kann ich verklagen, wer mir Zeit stiehlt, geht frei aus!

Ich habe über meinem Schreibtische einen ausgestopften Raben, der seine Flügel schützend über denselben hält, und der im Munde eine Tafel trägt mit der Inschrift:

„Wer hier soll willkommen sein,
Darf durchaus kein „Rabe" sein,
Denn nur das sind „Rabenseelen",
Die uns Zeit und Stunden stehlen!

Man sollte glauben, so was wär' ein „insektenvertilgendes Mittel"? Bewahre! Es giebt Menschen, welche kommen, diesen Spruch lesen, ausrufen: „Das ist vortrefflich und sehr oft nötig!" und dann bleiben sie noch eine Stunde sitzen und reden von gar nichts, währenddem mir die Zeit auf den Nägeln brennt!

Wer Zeit stiehlt, stiehlt mehr als Geld! Gesetzt, ein Schriftsteller schreibt in einer Stunde einen Bogen, gesetzt, er bekömmt den Bogen mit 200 Gulden bezahlt, stiehlt dann derjenige, der ihm eine Stunde stiehlt, bloß 200 Gulden? Nein, er stiehlt ihm mehr, weit mehr, manchmal Unersetzliches! Er stiehlt ihm eine Künftigkeit, eine Schöpfung, eine Eingebung! Er stiehlt ihm den Genius des Augenblicks, der in einer Stunde hundert Jahre Nachruhm, ja, ein Stück Unsterblichkeit schaffen kann!

Nikolaus Becker hat das Lied geschrieben:

„Sie sollen ihn nicht haben!"

Dieses Lied ist ein Volkslied geworden, insoweit in Deutschland ein Volkslied werden kann, d. h. insoweit es nicht Volkslied werden kann.

In Frankreich, in England ist das möglich, die „Marseillaise" und „rule Britannia" sind nur einmal in Musik gesetzt worden,

für alles Volk. Das „Sie sollen ihn nicht haben" ist in jeder Stadt, in jedem Dorfe, in jedem Weiler in Musik gesetzt und gehetzt worden. Giebt es also für dieses „Volkslied" eine „National-Melodie ? Nein! Folglich konnte es kein „Volkslied" werden. Aber das nur „en passant". Wie lange braucht man, um ein Lied wie das: „Sie sollen ihn nicht haben" zu schreiben? In einer glücklichen Stimmung eine halbe Stunde.

Der Verfasser jenes Liedes ist durch alle seine dicken Gedichte nicht bekannt geworden, durch dieses Gedicht wurde er eine „Zelebrität", ein „Volksdichter", erhielt von hohen Häuptern Auszeichnungen u. s. w.

Wenn also jemand dem Verfasser jenes Gedichtes diese halbe Stunde glückliche Stimmung gestohlen hätte, hätte er ihm bloß Geld, bloß das Honorar für eine Journal-Spalte gestohlen? O nein, er hätte ihm seine ganze Popularität, seinen Lorbeer, seine Stelle im Konversations-Lexikon sogar gestohlen!!! Also ist Zeit bloß Geld?

Wir haben dieses Beispiel bloß als das schlagendste, umfassendste angeführt, aber deren giebt es vielleicht tausende.

Als der König von Rom starb, erfuhr ich diese mich tieferschütternde Nachricht in Landshut, während des Mittagstisches, auf einer Reise mit dem Eilwagen nach Passau. Ich mußte gleich wieder in den Wagen, der voll von Schwätzern war. Ich bat den Kondukteur, mich an seiner Stelle eine Station lang im Koupee sitzen zu lassen. In diesem Koupee schrieb ich mein bekanntes Gedicht: „Des Hauses letzte Stunde", und gab es, wie es war, mit Blei geschrieben, auf die Post, für mein Blatt in München, und dieses Gedicht wurde in mehrere Sprachen übersetzt und verschaffte mir ein Schreiben von der Hekuba des „Hauses", von Lätitia Buonaparte! — Wenn jene Schwätzer mir also diese Poststunde gestohlen hätten, hätten sie mir bloß Geld gestohlen?!

Der Staat stellt gewisse „Verschwender" unter Kuratel, die „Müssiggänger" nicht, und die „Müssiggänger" sind die größten „Verschwender"! Ein „Verschwender" verschwendet Geld, ein „Müssiggänger" verschwendet Zeit!

Geld kann man sich wieder verschaffen, man kann Geld erben, finden, in der Lotterie gewinnen! Aber Zeit kann man nicht erben, nicht finden, nicht gewinnen!

Ein Verschwender, der nicht sein Geld, sondern das von anderen verschwendet, der Schulden macht, und so andere um ihr Geld bringt, wird verdammt, mit Recht, aber er kann doch sagen: „Ich hoffe das Geld zu bezahlen! Ich werde verdienen, ich kann verdienen, ich werde es mit der Zeit redlich bezahlen." Aber der Müssiggänger, der nicht nur seine Zeit verschwendet, sondern zu anderen Menschen kommt, ihnen Zeit stiehlt und auch ihre Zeit

verſchwendet, der kann nicht ſagen, er wird die Zeit zurückgeben, er hat Hoffnung, ihnen die Zeit zurückbezahlen zu können!

Alſo: Ein Verſchwender iſt ein Verſchwender für ſich. Aber das Müſſiggehen iſt ein „übergehendes Zeitwort"! Es geht auf andere über! Von einem Müſſiggänger werden oft an einem Tage zwanzig Geſchäftsmenſchen müſſig gegangen!

Und was heißt endlich: Zeit? Eine „Stunde"? Sind die Stunden gleich? Der eine ſchafft in einer Stunde, was der andere in einem Tage ſchafft!

Es giebt Tage, es giebt Wochen, in welchen die Zeit gar nichts iſt, weil der Geiſt an dieſen Tagen, in dieſen Wochen Sabbathruhe feiert!

Es giebt aber hingegen Tage und Wochen, die Monden an Zeit in ſich faſſen, weil der Geiſt an dieſen Tagen, in dieſen Wochen mit allen Segeln auf dem Meere der Gedanken unentdeckten Welten ſchaffend und arbeitend zuſegelt.

Schaffen! Arbeiten!

Man ſagt oft: Wann arbeitet dieſer oder jener Menſch, man ſieht ihn ja ſtets in den Straßen u. ſ. w.

Eben da aber ſchaffen, arbeiten wir! — Wenn wir „ſpazieren" gehen, in den Straßen, unter dem Gewühle von Menſchen, oder allein auf Promenaden, da arbeitet man, da iſt man Kompoſiteur, Erzeuger, Schöpfer; wenn man am Schreibtiſche ſitzt, und die Leute glauben, wir arbeiten, da ſind wir längſt mit dem ſogenannten „arbeiten" fertig, da ſind wir kein „Schöpfer" mehr, ſondern bloß „Magazineur"; wir räumen den Vorrat aus dem Kopfe aufs Papier, wir machen Raum für neuen Vorrat. Wir nadeln die im Spazierengehen im Gehirnnetz eingefangenen Gedanken mit der Federnadel aufs Papier.

Aber auch die Zeit des Aufräumens, dieſer Magazineurarbeit, iſt teuer, iſt Geld, iſt mehr als Geld, iſt Rente!

Das alles ſagt mein Rabe und ich ſage es ihm hier nach, zum Nutzen aller Leute, die nichts beſitzen als „Zeit", und beſonders zum Nutzen von Journaliſten, denen die „Zeit" beſonders als Charpie zugeteilt iſt, die jede Faſer Zeit mühſam verwerten müſſen. — Mögen ſie dieſe Worte meines Raben jeden Tag an die Spitze ihrer Journale ſtellen!

Die Witwe und ihre Köchin.

Eine Residenz-Anekdote.

In einer Residenz, wo Licht und Schatten, Tugend und Laster, Glanz und Schmutz, Glück und Elend, Freude und Kummer, Erhabenheit und Verworfenheit nebeneinander wohnen, wo Beten und Fluchen, Verschwenden und Zusammenscharren, Wohlthun und Übelstiften, Frommwandeln und Sündigen in Schichten auf- und nebeneinander lagern, lebt eine Witwe, deren Mann gerade zu rechter Zeit starb, um sich eine Nachkommenschaft nicht aufdringen zu lassen, die aus einer Reihe von Abwechslungen entstand, welche die tugendhafte Witwe im Gebiete der sinnlichen Magie machte.

Diese Witwe gehörte zu jenen unglücklichen Geschöpfen, welche durch eine verwahrloste Erziehung schon in den zartesten Kinderjahren dem Laster in seiner gemeinsten Gestalt zugeworfen werden, die nach und nach durch Zeit und Übung alles Bewußtsein von Tugend und Laster, von Sitte und Verworfenheit, von Zucht und Unzucht verlieren und im Pfuhl der Schmach und der Sünde ein nur für das gemeinste Laster bestimmtes Leben fortführen.

Diese Witwe hatte kein Register wie Leporello für die zahllosen Vermehrer ihrer kleinen häuslichen Freuden, obschon sie auch wohl hätte sagen können: „Zwanzig in Deutschland, in Italien sechsunddreißig, in England fünfundvierzig und in Spanien tausend und drei!“ Allein sie hielt ein „Tagebuch“ — lucus a non lucendo — ein Tagebuch, worin nichts von Tagen, sondern bloß von Nächten aufgezeichnet war. Diese „Nachtbücher“ wurden von der tugendsamen Witwe mit einer Vorsicht sondergleichen, mit einer „Versicherung für das Gedächtnis der Sünde“ geführt. Jede Nacht nämlich, die sich durch eine neue Berührung im Gebiete der physikalischen Experimente ergab, sowie auch alle Wiederholungen dieser Experimente, besonders wenn sie auf „Verlangen“ geschahen, zeichnete sie darin auf, mit einigen verblümten Worten, an welchen einige kleine Pausen, gleichsam als Lotterbettchen für die sich in der Rückerinnerung darauf wälzenden wollüstigen Gedanken!

Die tugendsame Witwe hatte das Prinzip der Gleichberechtigung

ſchon lange früher ausgeübt, als die Märztage dazu führten! Vielleicht hat kein Weſen die „Freiheit aller Nationalitäten“ ſo gleich begünſtigt, ihnen allen ſolche gleiche Rechte, einen ſolchen gleichen Genuß an Boden und Grundbeſitz“ geſtattet, als dieſe in Rede ſtehende tugendhafte Witwe. Der Schüler des Mars, der Sohn des nebligen Albions, der Jünger Thaliens, der Paiſiſt auf der Barrikade, der Komödiant im Badeorte, der hungernde Student, keiner von dieſen konnte ſich beklagen, von ihrem Herzen und von den Umgebungen dieſes Herzens abgewieſen worden zu ſein, ohne die lebendigſten Folgen eines wohlthätigen Eindrucks zurückgelaſſen zu haben.

Dieſe tugendhafte Witwe befand ſich endlich in der Lage der Equipage, die von oben herab dient. Eine ſolche Equipage iſt in jungen Jahren die Equipage eines Vornehmen, dann geht ſie in die Hand eines Janſchky über, dann wird ſie „Fiaker“, dann Lohnkutſche, endlich ein altes Einſpänner-Wagerl.

Die Witwe kam, nachdem ſie abwechſelnd Momente hatte, in welchen ſie durch ihre Beſitzer unter die „Equipage“ zählte, endlich in die „Einſpänner-Wagerl Saiſon“ an. Der Vierziger kam auch und ſchrieb ſeine Viſitenkarte in das durch vieles Tranſito abgewelkte Fleiſch der tugendſamen Witwe ein, und die vielen Sünden, die am grünen Holze der Welt bloß als marmorierte Kreiſe erſchienen, klafften am dürren Holze als ekelhafte Aſtlöcher weit auf.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß Buhlerinnen und Krokodille im Alter noch leidenſchaftlicher und ſtärker werden. Es giebt nichts, was ſchamloſer iſt als eine Verworfene, die einmal in die Zone ankam, wo ſie das, was ſie für Liebe empfing, wieder ausgeben muß, um, wenn auch nicht Liebe, doch das materielle Surrogat dafür unter der Firma „Liebe“ zu bekommen:

Von dem Augenblicke an, wo eine ſolche depravierte Perſon die furchtbaren Worte ausſtößt: „Mir liegt an der Welt nichts!“ von dieſem Augenblicke an trägt ſie die Sünde wie einen Schmuck, das Laſter wie einen Kranz, die Frechheit wie eine Beſcherung, die Gleichheit wie eine Berechtigung, die Schande wie einen Fächer und die allgemeine Verachtung wie eine Errungenſchaft.

Auf dieſer Höhe war dieſe tugendhafte Witwe angelangt, und mit jener eiſernen Stirn, welche das hartgekochte Laſter ſich aneignet, mit jener frechen Fratze, welche die langjährige Übung im Zurſchautragen der Sünde endlich aus dem Geſichte jener Klaſſe von Weibern macht, ſchleppte ſie ſich in Konzerte und Theater, unbekümmert um die Verlegenheit, welche jedes ſittſame weibliche Weſen befiel, die in ihrer Nähe zu ſitzen kam und zufällig wußte, zu welcher Klaſſe ſie gehört, unbekümmert um das verächtliche Winken und Lächeln aller, die ihre Laufbahn kannten, und das ſie für „Eroberungen“ hielt

In dieſen Jahren der „Vierziger", in welchen ihr Fleiſch zu Heu und dann zu Grummet wurde, minderte ſich aber die Eroberungs-Begierde unſerer Witwe noch lange nicht, im Gegenteile, wie das immer der Fall iſt, ſie ſteigerte ſich! Die tugendhafte Witwe mußte Liebe à tout prix haben, d. h. Liebe im Sinne dieſer korrupten Weſen; da „Liebe nicht mehr kam", mußte ſie „Liebe ſuchen", alles eins, ob unter dem Barett eines Sohnes der Euterpe, ob unter dem Pappendeckelkram eines Hiſtrionen oder auf dem Vorſtadtzimmer einiger Calabreſer-Beſitzer. Chi cerca trova!

Unter andern ſolchen Reiſen nach den Zonen, wo „Liebe weilet und ſchwindet", fand ſie einen Bettelſtudenten, einen Winkelpoeten, der ganz geeignet ſchien, „Liebe" zu robotten, wenn ſie bar abgelöſt wird.

Es iſt in Reſidenzen keine ſeltene Erſcheinung! Die Zahl jener nichtswürdigen Mannsnachtlöhner, die ſich von liederlichen Weibsbildern aushalten laſſen, iſt nicht klein und iſt eine glorreiche Errungenſchaft der Zeit!

Ein ſolcher nichtswürdiger Lump iſt das Verächtlichſte, was die Erde trägt. Wenn ein Weib ihre Perſönlichkeit als Waare verdingt, ihren Leib als ambulante Sache verwertet, ſo iſt das Schmach und Schande genug, wenn aber ein Mann ſo tief in die Pfütze der Gemeinheit ſinkt, von einem Weibe ſich aushalten zu laſſen, Liebesdienſte für Futter, Zärtlichkeit für Unterſtand zu geben, dann hat die Sprache kein Wort, um den Grad der Erbärmlichkeit auszudrücken, der eine ſolche D—ckſeele erfüllt! Ein Gebrandmarkter erſcheint als Mann erhaben und ehrenwert gegen einen ſolchen Mietgaul an dem Schlappkörper eines ſündigen alten Weibes!

Aber die ſchönen Seelen finden ſich zuſammen! Die tugendſame Witwe fand ein ſolches erbärmliches Wichtchen, das für „Subſiſtenzmittel" die Strapaze übernahm, um mit einer ihm alle Ehre machenden Überwindung ſich als der letzte Amant von tauſend und einem zu proklamieren und öffentlich eine Feſtung als Eroberung am Arme zu ſchleppen, die durch unzählige Kapitulationen ſchon aller ihrer Feſtungswerke beraubt war. Dieſer gute Gewerbs-Jüngling ſetzte ſich über den Hohn ſeiner Geſellſchaft hinaus, ja er trieb die volle Offenheit ſo weit, ſelbſt in die eigene Beſpöttung einzuſtimmen, und man ſagt ſogar, er ſelbſt habe Plan und Umriß der Feſtungswerke in vertraulichen Stunden Preis gegeben.

So lebte dieſes holde, achtungswerte Paar in gegenſeitiger echter Liebe und Achtung, bis ein fataliſtiſcher Zufall die platoniſche entente cordiale ſtörte. Die holde Witwe nämlich hatte eine Köchin. Eine Köchin kocht, was thut eine Köchin noch? Sie liebt! Sie hält ſich auch einen Liebhaber! Tel maitre tel valet! Aber eine Köch'n ſchürt auch Feuer an und oft ein Feuer, bei

dem was anderes gebraten wird als ein Huhn. Der Amadis unſerer tugendſamen Witwe wendete ſich von dem keuſchen Feuer ſeiner Subſiſtenz-Witwe zu dem Feuer auf dem Herde, wo die Werke von „Spieß“ ſeiner literariſchen Beſchäftigung vielleicht Neid erweckten. Der Amadis, der gerne „con amore“ lieben wollte, ſuchte das Feuer in der Aſche, die Aſche war auf dem Herde, an dem Herde die Köchin, man ſieht, es war — Fatum! Der Menſch entgeht der Köchin nicht!

Als der junge Amadis eben im Begriffe war, ein Feueranbeter zu werden, hilf Himmel, warf er durch das Ungeſtüm der Liebe einen Topf mit lautem Geſchmetter zu Boden; und

Ein Knall
Iſt ein Schall
Der den Fall
Einer Köchin kann bedeuten!

Jedoch dieſer Fall — ein Incidenzfall — führte einen andern Fall herbei! —

Die tugendhafte Witwe riß die Thür auf, ſtürzte hinter den Küchenſchrank — und

„O Witwe, begehre nie und nimmer zu ſchauen,
Was der Küchenſchrank deckt mit Nacht und Grauen!“

Aber ſie wollte ſchauen, ſchau, trau, au au! Sie kam und ſah, und ſah was? und dann fing ein kleines Kampfſpiel an — „Goddams!“ und „Se ſein a die Rechte!“ wurden zwiſchen tugendſamer Dame und tugendſamer Köchin ausgewechſelt, und zwiſchen beiden der junge Werther mit ſeinen Leiden! Aber die tugendſame Witwe hat Temperament, Temperament! Sie will der Köchin handgreiflich beweiſen, daß ſie an Dinge und Sachen, die ſie für Geld ſich angeſchafft hat, kein Recht habe; die Köchin entflieht in ihrer Angſt, ſtürzt in das Seitenkabinett der Dame, ſtürzt auf einen Schirm, der Schirm ſtürzt auch, er ſtürzt, — o Schirm, warum biſt du geſtürzt? Der Schirm ſtürzt, wie ein Miniſter, auf die fette Seite! Was iſt die fette Seite? Ein Mann! Ein Mann? Ein Mann, ein lebendiger! Was für ein Mann? — ein Liebhaber! — und weſſen Liebhaber? — Weſſen Liebhaber? — o Mond, verſtecke dich dazu! Der Liebhaber der — Köchin! —

Die Köchin ſtürzt auf den Schirm, der Schirm ſtürzt auf den Liebhaber, ergo ſtürzt die Köchin im Kabinett der Frau auf ihren eigenen Liebhaber! So ſpielt der Zufall! So dunkel ſind die Wege des Schickſals, wenn ſie von einer tugendhaften Witwe, von einer keuſchen Köchin, von einem ſalarierten Liebes-Praktikanten und von einem Köchin-Amanten gewandelt werden!

Man denke ſich die unerforſchlichen Geheimniſſe der Lebensläufe! — Wie kam der Liebhaber der Köchin hinter den Schirm

der Frau, und wie kam der Liebhaber der Frau hinter den Kuchenschrank der Köchin? — Da sieht jeder Fromme die Hand der Fürsehung!

Und welch' ein Tableau: „Die Köchin hier, die Dame dort, der Küchenschrank daneben!" Hier die „vedova tradita", dort „la bella Koechinara", dort „is nix, sein's 36 Kreuzer", und hier „der Student und die Dame", und von beiden Seiten das „unterbrochene Opferfest" und der Altar und das Schaf und die Vestalinnen!

Die Weltgeschichte hat große Momente! Wie diese beiden „matrimonii segreti" endeten? Die Köchin mußte den Herd ihrer Tugend verlassen, die tugendsame Witwe bewies ihrem Herzensliebhaber, daß sie den Liebhaber der Köchin rief, um ihm zu sagen, wie gar nicht moralisch es wäre, eine Köchin zu lieben, und so zu sagen feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln; — der Liebhaber folgte der Köchin, indem er ihr sagte, er habe die Frau nur auf die Probe stellen wollen; — der junge Holdling aber diente weiter bei der tugendsamen Witwe, nachdem sie eine Erhöhung seiner Dotation bewilligte.

Und so endete jeder Spaß friedlich, zur Zufriedenheit aller Parteien!

Das Unglück, ein geistreicher Mensch zu sein.

Es giebt verschiedene Unglücke in der Welt; z. B. das Unglück, in einer so glücklichen Lage zu sein, daß man gar nicht weiß, wer wirklich unser Freund ist; oder das Unglück, so eine schöne Stimme zu haben, daß man das ganze Jahr plötzlich heiser ist; oder das Unglück, im ganzen Jahr so oft zum Essen geladen zu sein, daß man das ganze Jahr keinen Appetit hat; oder das Unglück, daß unsere Frau das ganze Jahr so viele Dinge zufällig unter dem Preise zu kaufen bekommt, daß wir es zufällig nicht mehr aushalten können; oder das Unglück, alle Monate so viele Abonnenten auf unsere Zeitschrift mehr zu bekommen, daß wir es gar nicht merken, daß wir alle Vierteljahr um so viel weniger haben; oder das Unglück, so ungeheuer bieder zu sein, daß die Leute sagen: „das ist grob!"; oder das Unglück, so ein tüchtiger Brotgelehrter zu sein, daß wir nicht auf Semmeln haben; oder das Unglück, so schön zu sein, daß die Leute schon in der Ferne sagen „Na, die muß schön dumm sein!" oder das Unglück, nur einen Einspänner mit einem Sitz und eine Frau mit zwei Hausfreunden zu haben; oder das Unglück, seiner Geliebten stets so gegenwärtig zu sein, daß sie in jedem Manne nur uns zu erblicken glaubt; oder das Unglück, so kalligraphisch zu schreiben, daß die Leute beim Anblicke unseres Briefes sogleich ausrufen: „das kann nichts Gescheites sein!"; oder das Unglück, so bekannt zu sein, daß man sich keine Bekanntschaft zu machen getraut; oder das Unglück, so ein beliebter Damen-Schriftsteller zu sein, daß man ihnen alles geschrieben geben muß; oder daß Unglück, so kurzsichtig zu sein, daß einem alle Frauenzimmer nahe gehen müssen; oder das Unglück, so einen gesunden Schlaf zu haben, daß wir die Stunde verschlafen, in der unsere Gläubiger kommen und wir noch zu Hause sind; oder das Unglück, immer so fein gekleidet sein zu können, daß alle Schneider mit uns grob sein können; oder endlich — um doch einmal aus dem Oder-Fluß heraus zu kommen — oder endlich das Unglück, daß einem unaufhörlich so viel oder und Gedanken und Gleichnisse einfallen, daß man nicht weiß, wann man aufhören soll. —

Alle dieſe Unglücksfälle ſind jedoch wahre Glücksfälle gegen das Unglück, ein geiſtreicher Menſch zu ſein, oder dafür zu gelten! Es giebt nichts Génanteres, Unkommoderes, Unbequemeres, Hinderndere, als Geiſt!

Den Staar kann man ſich ſtechen laſſen, die Taubheit kurieren, den Zahn ausreißen, die Warze wegätzen, das Überbein amputieren, das Elſterauge ausſchneiden u. ſ. w. — aber der Geiſt iſt nicht auszurotten, gegen den Geiſt giebt es kein Mittel, wer mit ihm behaftet iſt, wird ihn nicht mehr los!

Wenn die Menſchen von einem anderen Menſchen einmal überzeugt ſind, daß er durchaus keinen Geiſt hat, auch nie Spuren dieſes Übels gezeigt hat, heißt es ſogleich: „Das iſt ein lieber Menſch!“ —

Man kann ſich darauf verlaſſen, wenn man von jemandem hört: „das iſt ein lieber Menſch!“ — der Menſch hat Voltaire's Schriften nicht geſchrieben, und hat es in Künſten und Wiſſenſchaften höchſtens bis zur Kalligraphie gebracht. Es iſt beſſer, man iſt gar kein Menſch, als ſo ein „lieber Menſch“!

Kaum aber hören die Leute von einem Manne, der Geiſt hat, ſo ſehen ſie ihn gerade ſo an wie einen Königstiger, von Ferne, mit Angſt und Entſetzen!

Wenn der Mann von Geiſt in einen Zirkel tritt, ſo ſagt ſogleich die Mutter zu den Töchterleins: „Halt's Maul! Redet keine Silbe, das iſt der Mann mit dem Geiſt!“ Die Töchterleins ſtecken ſich eines hinter dem anderen wie die Lämmer, wenn der Wolf kommt, und beißen ſich die Lippen inwendig mit den Zähnen zuſammen, daß ja kein Wort herausgluckſe.

Die Tante ſagt zu der Muhme, und die Baſe ſagt zu der Großbaſe, und die Gevatterin ſagt zu der Nachbarin: „Ich getraue mich den Kaffee nicht zu trinken, der Mann mit dem Geiſte ſchaut uns an!“ —

Der Mann mit dem Geiſte tritt zu den Herren, um Teil an der Konverſation zu nehmen; das Geſpräch ſtockt, die Herren verſtummen, man ziſchelt, man ſchaut den Mann mit dem Geiſte an, und getraut ſich nicht weiter zu ſprechen.

Der Mann mit dem Geiſte ſtellt eine unſchuldige Frage; „was kann er denn eigentlich damit meinen?“ Der Mann mit dem Geiſte giebt eine unſchuldige Antwort; „was für ein heimlicher Sinn liegt in ihr?“ Der Mann mit dem Geiſte will Thee trinken, die Hausfrau zittert und ſagt zu dem Stubenmädchen: „Um Gotteswillen, Thee für den Mann mit dem Geiſte!“ Der Mann mit dem Geiſte nähert ſich einer Dame, um ſie anzuſprechen, ſie wechſelt die Farbe, ihr Auge bricht, der Mann mit dem Geiſte fühlt Erbarmen und tritt zurück.

Zufällig iſt eine Dame in der Geſellſchaft, die Geiſt genug hat, ſich vor dem Geiſte nicht zu fürchten, der Mann mit dem Geiſte

unterhält sich mit ihr, die ganze Gesellschaft staunt sie ebenso an, wie man Van Aken angestaunt hat, als er den Kopf in den Löwenrachen steckte!

Kurz, in der Gesellschaft ist niemand génanter, als der Mann mit dem Geiste!

Und nun belauschen wir den Mann mit dem Geiste bei ihm zu Hause! Da geht das Unglück erst los! Da ist sein Geist wie ein Versatzamt, es soll der ganzen Welt Geist leihen, auf und ohne Pfänder!

Es klopft: „herein!" — „Mein verehrter Herr Mann mit dem Geiste, ich habe ein großes Trauerspiel geschrieben, darf ich's Ihnen vorlesen? Ihr Geist u. s. w." —

Noch einmal! „herein!" — „Hochgeschätzter Herr Mann mit dem Geiste, meine Tante hat übermorgen einen Namenstag, ich möchte ihr eine sinnige Überraschung machen, Ihr Geist u. s. w." —

Wiederum! „herein!" — Teuerster Herr Mann mit dem Geiste, mein Onkel ist gestorben, eine sinnige Grabschrift, Ihr Geist ꝛc." —

Noch einmal! „herein!" — „Mann mit dem Geiste, meine Frau ist von Drillingen entbunden, eine zarte Anspielung, Ihr Geist u. s. w." —

Schon wieder! „herein!" — „Die Frau so und so läßt sich empfehlen, da steht eine Charade in der „Agramer Zeitung", Sie möchten so gütig sein, sie aufzulösen, Ihr Geist u. s. w."

Noch kein Ende! „herein!" — „Fräulein Z läßt Sie um eine kurze, aber geistreiche Devise zu einem Zahnstocher-Etui bitten, Ihr Geist u. s. w."

Hat das Ding denn gar Ende? „herein!" —

„Entschuldigen Sie, ich möchte mich dem Schauspielerstande widmen, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Rolle des Jaromir vorspiele, Ihr Urteil, Ihr Geist u. s. w." —

Zum Kuckuck! „herein!" — „Ach, Edelster, ich werde heute nach meinem Liede gewiß gerufen werden, nur einige recht schlagende Kouplets zur Repetition, Ihr Geist u. s. w."

So ungefähr sehen die geselligen und häuslichen Freuden des Mannes mit dem Geiste aus!

Mit dem Heiraten ist's nun gar schlimm! Die Mütter, die Väter, die Großmütter, die Tanten sagen alle: „Warum nicht gar! das fehlt uns noch! Einen Mann mit Geist in unserer ehrlichen Familie!"

Kurz, es ist ein großes Unglück, Geist zu haben, und es gehört unendlich viel Geist dazu, dieses Unglück mit Anstand zu überleben!

Etwas über das humoriſtiſche „Ich“,

oder:

Ich und meine Ichleins.

In den „Mitteilungen aus Wien“ ſagt Herr Ermin bei Gelegenheit, wo er über das „Wir“ oder „Ich“ in der Kritik ſpricht, Folgendes — „Saphir iſt der Gründer dieſes Individualismus in der Kritik; aber er iſt ein geniales Original, ſeine perſönlichen, wie ſeine ſchriftſtelleriſchen Verhältniſſe ſind von mannigfachem Intereſſe durchwoben. Wir ſehen ihm dieſe Abirrung vom wahren Wege, dies bleibt ſie immer, lieber nach, wir amüſieren uns über die kleinen humoriſtiſchen Romane, wo ſein Ich die Axe iſt, und die er häufig den geharniſchten Urteilen als Einleitung vorausſchickt. Was aber kümmern uns Hinz und Kunz, ihre affektierte Wichtigthuerei, ihre hohle Aufgeblaſenheit?“ —

Wenn ich mich an dieſe Bemerkung halte, um einiges zu ihrer Berichtigung zu ſagen, ſo geſchieht dies nicht darum, als ob mich etwa dieſe wohlwollende und im allgemeinen wahre Anſicht im Entfernteſten verletzt hätte, ſondern wegen vieler Leſer des „Humoriſten“, die, wie ich ſchon oft Gelegenheit zu hören hatte, über das „humoriſtiſche Ich“ noch in völliger Unkenntnis ſind.

Es giebt leider noch viele Leſer, die, wenn der Humoriſt den Einſetzpunkt ſeiner geiſtigen Schleuder in ſeinem Ich nimmt, ſagen: „Der Menſch ſpricht ewig von ſich!“

Eine ſchwerere Kunſt, als die, gut zu ſchreiben, iſt die Kunſt: gut zu leſen; unter zehn Schriftſtellern kann nicht einer gut ſchreiben, und unter zehntauſend Leſern können nicht hundert gut leſen! — Zum gut leſen gehört vor allem, darüber im Klaren zu ſein, welches die Pflichten und welches die Freiheiten, welches die Eigentümlichkeit und welches die Familiaritäten ſein dürfen, welche die Verſchiedenheiten des Stiles und des Genres an und für ſich und gegen ihr Publikum haben ſollen, haben dürfen, haben müſſen.

Wenn das Ich in der Kritik eine „Abirrung vom Wege“ iſt, ſo iſt das koloſſalſte äſthetiſche Werk, ſo iſt das genialſte kritiſche

Werk der deutschen Litteratur, so ist Jean Paul's „Vorschule der Ästhetik" eine Abirrung in drei Bänden!

In diesem unsterblichen Werk sagt Jean Paul über das humoristische „Ich":

— „Daher spielt bei jedem Humoristen das Ich die erste Rolle; wo er kann, zieht er sogar seine persönlichen Verhältnisse auf sein komisches Theater, wiewohl nur, um sie poetisch zu vernichten." —

— „Im Humor tritt das Ich parodistisch heraus, und bis in die kleinsten Sprachteilchen hinein wirkt die Humoristik des Ichs!" —

Der Humor ist ein geborner Engländer und kein Deutscher. Daher schreibt er wie die Engländer das I groß, und nicht wie die Deutschen, die kaum ein i klein genug finden können, um ihr demütiges „ich" damit anzufangen.

Die Subjektivität des Humors ist es eben, sich als Thoren anzusetzen, und mit diesem seinen Ich-Bestandtheile die Herbheit des ganzen abzusüßen.

Wenn der Mensch einen Stein schleudern will, so lehnt er sich, weit ausholend, zurück; wenn der Mensch über einen Graben setzen will, so geht er acht, zehn, auch zwanzig Anlaufsschritte zurück. Wenn Geist als Humor den Anlauf nehmen will, so macht er erst einige Schritte in sich hinein, in sein Ich hinein, um von da auf die Außendinge anzulegen. Die Subjektivität oder das Ich — denn das Ich ist ja nichts, als der eigene Namen der Subjektivität — ist bei der humoristischen Fraktion selbst Nenner und Zähler, aus dieser subjektiven Rechnung ziehen wir das objektive Fazit.

Die Unbescheidenheit, die der Leser dem Autor vorwirft, der „ich" sagt, ist eigentlich Unbescheidenheit des Lesers. Der Leser liest gerne, wenn der Autor „wir" sagt, weil der Leser sich in dieses „Kollektiv-Wir" mit einschließt.

Wenn der Humor „ich" sagt, so meint er nicht jenes sein Ich, welches Moritz oder Jonathan oder Theodor oder Isidor heißt; nicht jenes Ich, welches lang oder kurz, mager oder fett, schön oder häßlich ist; nicht jenes sein Ich, welches auf dem Graben oder in Hernals wohnt, sondern jenes sein Ich, welches er als parodistisches und parodiertes zugleich in Bewegung setzt; als erster mit ausgelachter Lacher über das Lächerliche. Das Ich ist das Quecksilber des humoristischen Spiegels, durch dieses Ich scheint die Thorheit aus dem Spiegel heraus zu schauen, die doch eigentlich nur in den Spiegel hineinschaut.

Eben aber, weil das Ich des Humoristen nichts ist, als der Schein einer Parodie, dieser Schein aber aufhört zu wirken, wenn er in ein Sein übergeht, muß der Leser des Humors Vertrauen und Liebe zu seinem Autor, als Autor, mitbringen. Der Leser

muß Intereſſe an der geiſtigen Individualität des Humoriſten nehmen, wenn ihm auch ſeine wirkliche und phyſiſche gleichgiltig, ja verhaßt iſt. Denn nur in dem Glauben des Leſers an die Darſtellungskunſt dieſes Ichs, nur dadurch, daß der Leſer die empfängliche Offenheit und Liebe mitbringt, daß er mit frohem Scherztalent es erkennt, hinter dieſem „Ich" ſteckt die Unendlichkeit, die ganze Welt, hinter dieſem bloßgeſtellten, parodierten Ich ſteckt die geharniſchte Ironie, die gutmütigſte, ja hausväterlichſte Mahnung an den Haushalt der Welt und der Thorheit, nur dieſe Vorliebe für den geiſtigen Autor macht die Wirkung des Humors plaſtiſch und draſtiſch.

Wer einen humoriſtiſchen Schriftſteller lieſt, muß in ſeine Individuation eingehen, das leſende Ich muß mit dem ſchreibenden Ich, für den Augenblick des Leſens wenigſtens, in einem ſolchen wohlwollenden Verhältniſſe ſtehen, daß er das, was das ſchreibende Ich ſcheinen will, nicht böslich oder albern für ſein wirkliches Weſen annimmt.

Wenn wir einen beliebten Komiker, der uns auf der Bühne ergötzt, auf der Straße begegnen, ſo lächeln wir; warum? Weil wir durch Vorliebe zu ihm eine freundliche Allianz zu ſeiner Individuation geſchloſſen haben.

In einem höheren, feineren und geiſtigen Grade iſt das mit dem komiſchen und humoriſtiſchen Autor der Fall. Wir knüpfen an ſeine äußere Erſcheinung die Erinnerung ſeines humoriſtiſchen Ichs an. Es muß alſo zwiſchen dem Ich des Humoriſten und dem Ich des Leſers eine wechſelſeitige Gaſtfreundſchaft, eine ſtille Neigung vorherrſchen. Wehe dem humoriſtiſchen Autor, deſſen Publikum und Rezenſent nicht eine gewiſſe wohlwollende Achtung oder Freundlichkeit zu dem geiſtigen Ich desſelben mitbringt.

Dieſes Ich, welches ſo viele für Unbeſcheidenheit nehmen, iſt nichts, als Selbſt-Vernichtung, parodiſtiſches Aufheben ſeiner Individualität.

Darin aber liegt das beſte Kennzeichen des „Aſter-Humors", wenn der Leſer, ſelbſt bei der völligen Anerkennung des humoriſtiſchen Ichs, es den tauſend Aſter-Humoriſten dennoch nicht vergeben kann, daß ſie ihre Ichs und Ichleins mit auf ihr Wurſtel-Theater bringen. Dieſe unſere Aſter-Humoriſten erregen gerade dadurch Ekel, weil ſie das, was ſie zu parodieren ſcheinen, wirklich ſind, und weil ſelbſt ihr geiſtiges Ich ſo entblößt von aller äſthetiſchen Schönheit, von jeder moraliſchen Würde iſt.

Tanz, Wein und Erlag sind des Teufels Feiertag.

Fasten-Devise.

Und so wird denn manches Fest, das man den Engeln veranstaltet, ein Feiertag des Teufels!

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen", Tanz, Wein und Gelag aber sind geschäftige Maler, die den Teufel an jede Wand hinmalen, an die Zimmerwand, an die Saalwand, an die Gehirnwand! Der Teufel ist nicht stolz, nicht hochmütig er kommt sogleich, wenn man ihn einladet; es braucht nicht vierzehn Tage früher sein, er braucht keine Einladungskarte mit Goldschnitt; er kommt, wenn man ihn auch dann erst ruft, wenn man sich zu Tische setzt, er kommt in die Scheune so gut und so gern, wie in den Prachtsaal und in das Boudoir!

Wo jemand den Fuß erhebt zum Tanz, hebt der Teufel den Bockfuß mit auf; wo jemand den Becher füllt, schnalzt der Teufel mit der Zunge daneben! Ein Tanz in Ehren, ein Trunk in Ehren kann niemand wehren; allein die Grenze von Ehren zu Unehren ist schmal, kaum zu erkennen, sie besteht nicht in breiten Flüssen und Gebirgsketten, es steht kein Grenzstein auf ihr mit großen Lapidarbuchstaben! Die Grenze ist leicht übertanzt, leicht übertrunken, und drüben steht der Teufel als roter Grenzjäger!

Tanzen, tanzen, o ja! Tanze du zu, du fröhliche Unschuld, tanze, du heitere Jugend, tanze, du züchtiges Mägdlein, wir sind keine Grämler und Mucker, die ein unschuldig Vergnügen mißgönnen; tanzet, aber rastet nicht; tanzet, um die Zeit, aber nicht, um die Gesundheit zu vertreiben! Tanzt, wenn die Geige aufspielt und die Lichter brennen, aber tanzt nicht schon acht Tage voraus, am Nähtisch, am Herd, am Schreibtisch, tanzt nicht schon acht Tage früher im Schlaf und Wachen, und laßt nicht alles andere gehen, wie's geht! Tanzt, denn nicht ein heiterer Tanz ist des Teufels Festtag, sondern was an dem Tanz hängt, was mit dem Tanz kommt, was nach dem Tanz folgt, das sind des Teufels Anteile! Die Eitelkeit, die mit dem Tanz kommt, die Putzsucht, die an dem Tanz hängt, die Gefallsucht, die bei dem Tanz steht,

die Sinnlichkeit, die durch den Tanz erwacht, die Zerstörung, die nach dem Tanz daherwackelt, das sind die Glocken, mit denen der Teufel seine Festtage einläutet!

Tanzen ist recht, unsere ehrbaren Väter und Mütter haben auch getanzt; man hat im Tempel des Herrn getanzt, vor der Bundeslade ist auch getanzt worden; tanzen ist recht, aber sich dem Tanze verschreiben mit Leib und Seele, mit Gesundheit und Herzblut ist Teufelsfest! Sich dem Tanz in die Arme werfen wie eine Mänade, wie eine Bacchantin; tanzen, daß der Odem vergeht, daß die Sinne schwinden, daß die Glieder beben, daß die Herzen pochen, daß die Augen rollen, daß die Haare fliegen, daß die Schweißtropfen strömen; tanzen, tanzen, daß man aussieht wie eine zerschlagene Pappel im Sturm und Wolkenbruch; tanzen, daß man glüht wie eine Wilde, keucht wie eine Gehetzte, aussieht wie eine Furie, wenn sie vom Besenritt kommt, so tanzen ist des Teufels Festtag, bei solchem Tanz steht der Teufel vor euch, die Häßlichkeit neben euch und der Tod hinter euch!

Man hat früher auch getanzt und Tänzer gehabt, und der Tänzer ist gekommen, fein sittsamlich, und hat das Mägdlein fein artig zum Tanze aufgezogen, und die Jungfrau hat ehrsam zugesagt, und er hat sie in die Reihen geführt, und nach dem Tanze wurde das Mägdlein zur Mutter zurückgeführt, und der Tänzer verneigte sich tief und bescheiden und ging seiner Wege. Das ist nichts für den Teufel gewesen! Aber jetzt, da führt der Teufel Buch über seine Tänzer mit Soll und Haben, und jedes Mägdlein ist eine Buchhalterin, und leider steht nur das „Deber" in diesem Buche, sie haben die Seele schon verschrieben zum Galopp, zum Redovak, zur Polka! Der Tänzer kommt nicht artig und sittiglich, das Mädchen von den Eltern zu erbitten, er kommt, die ihm verschriebene Seele zu holen, er hat ja den Pakt schriftlich, er ist nicht artig, nicht höflich, er schleppt das Mädchen zum Tanz! Zum Tanz? Nein, nicht zum Tanz, zum Hexenwirbel, zum Satanskreisel! Er reißt sie hin und her, er wirft sie, er drillt sie, er schleudert sie, er dreht sie rechts und links, er schiebt sie wie einen Schiebkarren vor, er schiebt sie wie einen Strohsack zurück, sie ist ein Ball, eine Schleuderpuppe in seiner Hand, er zerrt sie, er drückt sie, er legt sein Haupt auf ihre Schultern, er schnaubt ihr ins Gesicht, er fährt mit ihrer Hand hinüber, herüber, — das ist des Teufels Festfigur! Und nach dem Tanze wird das Mädchen nicht der Mutter übergeben, nein, man macht die Promenade mit dem Tänzer, da geht der Teufel mit auf die Promenade! Man geht ans Buffet und nimmt Gefrorenes oder Punsch, da schnalzt der Teufel mit der Zunge, und der Tod sagt: „Morgen giebts zu thun!"

Tanzen ist recht, wir alle haben getanzt, ja die Propheten haben auch getanzt, aber mit Maß, mit Besinnung! Tanzt eine

Stunde, zwei Stunden, drei Stunden, vier Stunden, aber tanzt nicht! von neun Uhr bis sechs Uhr Morgens, macht's dem Tod nicht gar zu leicht! Tanzt, aber arbeitet nicht im Tanze! Schwaches Geschlecht mit zarten Nerven, mit hinfälligen Kräften, wie kommt's, daß du gerade im Tanze arbeiten kannst, was einen Schnitter und Tagelöhner ermüden und ermatten würde?! Das kommt daher, weil der Teufel hilft, weil der böse Feind die Füße dir heben hilft!

Ach, ich höre sie, die holden Mädchen, wenn sie dieses lesen, so rufen sie Weh und Zeter über mich, und rufen wohl: „Der garstige Mann! Der Wauwau! Der böse Feind der unschuldigen Freuden u. s. w." Ich muß mir das gefallen lassen, ihr lieben, holden Mädchen: allein es ist nicht an dem, ich weiß, daß das Essen das Leben erhält, und nicht bloß Essen, sondern auch Freude, geselliges Vergnügen, Tanz u. s. w. zum Leben gehört; aber ebenso wenig als „essen" verschlingen, fressen, Völlerei heißt, ebenso wenig als „trinken" schlemmen, saufen, sich volltrinken heißt, ebenso wenig heißt „tanzen" rasen, toben, mit den eigenen Füßen die ganze Gesundheit zerstampfen, dem offenen Grabe mit Musik zugaloppieren, in einem Atemzug außer Atem sein, der Gesundheit beide Beine unterstellen und mit Trompeten und Pauken ganze Nächte hindurch dem bösen Sinnengotte und seinem gleißenden Gefolge Herz, Brust und alle fünf Pforten der Sinne aufreißen!

Seht, ihr holden Mädchen, so meint es der „garstige Mann", der „Wauwau", und fragt nur eure Väter, wenn sie wirklich Männer sind, fragt nur eure Mütter, wenn sie würdige Frauen sind, ja, fragt nur eure Freier, wenn sie wirklich auf Freiersfüßen gehen, und nicht bloß auf Freiersfüßen tanzen, und sie werden euch bestätigen, was der „Wauwau" sagt: „Tanz und Gelag ist des Teufels Feiertag!"

Allerſeelen-Nacht.

Der Tag iſt für den Geiſt, die Nacht iſt für die Seele; ich mag keinen Allerſeelen-Tag, ſondern eine Allerſeelen-Nacht! Der Tag iſt für das Verlangen, die Nacht für die Erinnerung; der Tag iſt für die Klage, die Nacht iſt für die Thräne: der Tag iſt für das Leben, die Nacht iſt für den Tod; der Tag gehört der Zukunft, die Nacht gehört der Vergangenheit; der Tag des Glücklichen iſt ein Geſang, die Nacht des Glücklichen iſt ein Gebet; der Tag des Unglücklichen iſt eine Proteſtation gegen das Schickſal, die Nacht des Unglücklichen iſt eine Grablegung des Schmerzes und eine Reſignation in den Willen der Allmacht!

Die Freuden des Tages kreiſen wie bunte Falter in der Dämmerſtunde des Abends matt und matter in immer kleineren Ringen und ſinken in den ſchwarzen Kelch der Nacht ganz leblos hin; die Schmerzen des Tages ſind wie Rauchſäulen: des Nachts ſteigen ſie brennend und glühend als Flammen- und Feuerſäulen zum Himmel empor!

Allerſeelen-Nacht! Allerſeelen-Tag!

Jeder Tag iſt ein Todestag und jede Nacht eine Sterbefeier! In jeder Stunde ſteht der Menſch zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Erd' und Himmel, zwiſchen Grab und Auferſtehung! Der „Tod" hat eine „Senſe", aber das „Sterben" gebraucht die Zeit als „Sichel", um Minute nach Minute, Sekunde nach Sekunde das Leben abzumähen!

Allerſeelen-Nacht! In dieſer Nacht wandeln über den Gräbern der Frommen die Geiſter ihrer Lebenstage als glänzende Engel und ſtreuen unverwelkte Blumen auf die ſchweigſame Stätte!

In dieſer Nacht beſuchen die Boten der Ewigkeit, die Engel des Menſchengeſchlechtes, die Gräber derjenigen, die von keiner überlebenden Liebe beſucht werden: ſie beſuchen das Grab der Verlaſſenen, denen der Allerſeelen-Tag keine Zurückgelaſſenen bringt; — ſie beſuchen das Grab der Unglücklichen, die ungeliebt aus der Welt gingen und welchen am Allerſeelen-Tag keine Hand ein Blümchen ſpendet; — ſie beſuchen die Gräber derer, denen im Leben der Thau zum Ätzſtein, der Lotos zur Neſſel und die Liebe zum Haß verkehrt wurde, und die ſich weit von aller Heimat da

beſte Bett gebettet haben, das Bett, an welches am Allerſeelen-Tage keine lebende Seele mit einer Erinnerung tritt; — ſie beſuchen die Gräber der Unglücklichen, die heimgegangen ſind in den unendlichen Schoß, ohne daß ſie vor dem Tode noch jemandem ſagen konnten: „Ich hab' dich gekränkt, aber ich hab' dich doch geliebt, und der Tod nimmt die Kränkung von dir, und nur die Liebe bleibt dir zurück!“ — ſie beſuchen an den Rändern der Friedhöfe die unbezeichneten Ruheſtellen der Unglücklichen, die — dem Heimweh unterliegend — früher heimkehrten, als der Vater ſie rief, und die der barmherzige, allverzeihende Vater doch aufnimmt, wie den verlorenen Sohn, und ſie pflanzen ein Blümchen und flüſtern: „Auch euch wird, beim ewigen Frühlingsrufe, der Vater der Blumen und der Seelen nicht vergeſſen!“ — ſie beſuchen die grauenden, unheimlichen Stellen, wo die Überreſte derer verſcharrt ſind, welche vor den Menſchen geſündigt haben, von den Menſchen gerichtet wurden und von den Menſchen verdammt wurden, und machen ein frommes Zeichen auf der Stätte und flüſtern: Ihr habt geirrt und geſündigt, ihr wurdet verurteilt und gerichtet, euer Tod war kein Ruf des Herrn und euer Grab iſt nicht eingeſegnet; eure Witwen werden auf eurer Ruheſtätte nicht trauern und eure Kinder kein Gebet darauf ſprechen — aber wenn der vieltauſendjährige Krieg der Zeit mit der Ewigkeit zu Ende ſein wird, wenn der ewige Friede zwiſchen dem Irdiſchen und dem Himmliſchen abgeſchloſſen ſein wird, wenn das Daſein ſeine Gefangenen ausliefern wird an die Unſterblichkeit, wenn Gottes allmächtiger Wille ratifizieren wird die Akte, welche die Endlichkeit mit der Unendlichkeit verbindet, dann wird Gott zu Gericht ſitzen über Sünder und Büßer, über Angeklagte und Kläger, über Verurteilte und Verurteiler, über Gerichtete und Richter, und die Geſchworenen aus der Mitte ſeiner Erzengel und Lichtträger werden mit ihm ſitzen zu Gericht, und die Pforten des himmliſchen Gerichtsſaales werden offen ſtehen nach Oſt und Weſt und Süd und Nord, und alle Sterne und alle frommen Himmelsſeelen werden zugegen ſein, und euer Prozeß wird revidiert werden vor dem unfehlbaren Appellationsgerichte der höchſten Inſtanz, und ihr werdet Recht finden und Gnade; denn nur in der menſchlichen Natur ſind Recht und Gnade zwei, in der göttlichen Natur ſind ſie eins; und wer von euch dort oben freigeſprochen wird, den werden die lichtvollſten Engel vom Hochgerichte weg auf blühenden Armen in den Himmel tragen, und wer von euch unſchuldig liegt in der ungeweihten Grube, den holen ſingende Cheribum aus ihr hervor und führen ihn unter Pſalterklang und Sphärenſang in den Schoß der Gnade!“ — ſie beſuchen die Gräber derjenigen, die in Abgründen liegen, zu denen kein Menſchenfuß am Allerſeelen-Tage trägt: ſie beſuchen die Eingeſargten in verſchütteten Schachten und Stollen, wohin am Allerſeelentag nicht

Weib, nicht Kind ein Blümchen tragen kann; — sie besuchen die Gräber der ins Meer Versenkten, deren Spur die Überlebenden nicht wissen: — alle diese Gräber besuchen die Engel Gottes in der Allerseelen-Nacht und legen einen Tropfen Tau auf sie als eine Thräne des Himmels und einen Gruß der Vorangegangenen, als ein Blümchen der Erinnerung, und ein Licht aus dem Sternenkranze als Grab- und Auferstehungskerze des Jenseits!

Sei mir gegrüßt, holde, schweigende, tiefsinnige, dunkeläugige, totenerweckende Nacht! Du Einsamkeit bist das hohe Lied, das die Nacht gedichtet hat, du heiliges Schweigen bist das Siegel, das die Nacht auf den schwarzberänderten Brief der Erde drückt; du Sehnsucht bist der Kuß, den der stille Mund der Nacht von der Lippe der Wehmut pflückt, und du Erinnerung bist die ewige Grabesrose, welche die geisterbleiche Hand der Nacht auf den Friedhof unserer Liebe, auf unser mit teuren Toten volles Herz legt!

Jedes menschliche Herz ist ein Friedhof und Leichenacker, eine Familiengruft und ein Mausoleum! und jede Nacht ist dem Einsamen eine Allerseelen-Nacht, in welcher er den Gottesacker in seinem Herzen besucht, und Blumen legt auf das Grab eines Verlorenen, und Gebete windet um die Urne einer Mutter, und Blumen streut auf den Totenhügel eines Kindes, eines Freundes, eines schmerzlich Vermißten, und brennende Thränen anzündet auf der Decke, unter welcher ein totes, gebrochenes Herz im lebendig gebrochenen Herzen ruht!

Ist denn nicht das Leben des Menschen ein ewiges Leichenbegängnis? Ist nicht jeder Glockenschall ein Ruf der Totenuhr? Ist nicht jeder kommende Augenblick ein Konduktansager und jede verschwundene Sekunde eine Trauerkutsche hinter unserer Leiche?

Wozu braucht der Mensch also hinauszugehen in den Kirchhof, um seine Toten zu ehren? Wozu „Blumen" und „Rosen", diese Kinder der Liebe und der Natur, falsch und allerweltgefällig, wie ihre Mutter Natur!

Ich mag sie nicht, die Natur, die seelenlose Mutter der Dinge, sie ist teilnamslos, schroff und selbstisch!

Ich sah den Schmerz sich um die Menschen wickeln wie der Epheu um den Baum, ich sah das Weh durch das Leben geh'n, wie eine Seuche, ich sah das Unglück sich satt schwelgen an den Eingeweiden der Menschheit — und die Natur lachte und blühte und prunkte mit rosigen Gewändern und blumigen Schürzen! — Ich sah die Freiheit zertreten wie ein Märzveilchen unter dem Hufe der Gewalt; ich sah den Genius des Rechts erdrosselt von der Hand des Henkers; ich sah die halbe Erde als ein Golgatha, als eine Schädelstätte, und die Natur lachte und jauchzte und ließ ihre Waldkapelle Lieder anstimmen, und ihre Hofgaukler, die

Schmetterlinge, vor sich den fröhlichen Reigen tanzen und sich ätherische Wohlgerüche zufächeln von den dienstthuenden Kammerblumen und Blüten! — Ich sah das Licht zurückstürzen in den Schlund der Finsternis; ich sah Verrat sich mästen an den Thränen der Edlen, ich sah die Schadenfreude ihren Kankan tanzen an den Kerkergittern der Unschuldigen, ich sah den Undank hohnlachend zerren an den zartesten Nerven der Empfindung, ich sah die Erde als ein Hackbret der Willkür und den Himmel harthörig wie Erz — und die Natur lachte, lachte und zog mit fliegenden Wolken und klingenden Bächlein über die Erde und streute Sonnenschein aus, und buhlte mit Lüften und Düften, und noch mit dem letzten balsamischen Odemzug der sterbenden Vegetation salbte sie jauchzend ihr herbstliches Haar!

Jedoch was ist die Natur? Ist sie ja selbst nicht die Gottheit, ist ja selbst nur der Schleier, in den die Gottheit sich hüllt, daß das menschliche Auge an ihrem Anblick nicht vergehe! Und diesen Zauber-Schleier, der bald mit Sternen gestickt am Himmel daherwallt, bald als Witwen-Schleier der Nacht trüb und dunkel herabhängt bis zur lichtversagten Erde, hebt kein sterblicher Finger, durchdringt kein sterbliches Auge, zerreißt kein Schrei des Schmerzes, und nur das Wort der Hingebung, der Blick der Andacht, die Thräne der Hoffnung und das Gebet des Herzens dringt durch den Schleier und bringt unsere Klagen und Wünsche, unser Sehnen und Hoffen vor das leuchtende Antlitz der Gottheit!

Aber zwischen der Gnade des Schöpfers und der Zuversicht des Geschöpfes ist kein Schleier gezogen; zwischen dem Leben der Erde und dem Leben des Himmels ist die fliegende Brücke des Glaubens nicht abgebrochen; in der Rechnung zwischen Gott und Menschen bleibt kein Rest und zwischen dem letzten Seufzer des Todes und dem ersten Rufe der Auferstehung hält die ewige Gnade den Odem nicht an, sondern sie waltet ewig fort und wandelt die Herzen um, und die Schmerzen und die Klagen und das Sehnen in Hingebung und Hoffnung, in Trost und inneren Frieden! Amen!

Ich und das Whistspiel.

Im Leben sind gewöhnlich unter vier Menschen ein Grobian, ein Dummerian, ein Zänker und ein Denker, und das sind gerade vier Menschen, die zu einer Parthie Whist taugen.

Ich habe schon gesagt, eine Parthie Whist ist ein Geständnis von vier Menschen, daß sie nicht wissen, was sie miteinander anfangen sollen, daher nehmen sie zu Whist ihre Zuflucht; einer fürchtet sich davor, was der andere für dummes Zeug reden könnte, darum spielen sie „Whist", und machen dabei gleich aus: „Die erste Regel ist: nichts reden!"

Eine Partie Whist ist ein Abonnement auspendu alles geselligen Anstandes: eine Partie Whist ist ein „Anti-Höflichkeitsverein"; eine Partie Whist ist eine stillschweigende Übereinkunft bei den Kartenblättern, kein Blatt vor den Mund zu nehmen und offen zu sagen, was man von seinen Mitmenschen denkt: „Das ist dumm!" „Das ist doch eselhaft!" „Aber wie kann man so gar keine Idee haben!" „Sie sind ein Ignorant!" und ähnliche Ausdrücke, die zwar in keinem Whistbuche angegeben sind, die aber ebenso zur Seele des Whistspiels gehören, wie die Ausdrücke: „slam" — „Lévée" — „Trick" — „invitieren" — „renonce" u. s. w.

Im Whistspiele ist's g'rade auch wie im gewöhnlichen Leben, man erlaubt sich alle Grobheiten nur gegen seinen Freund (Partner), und auch der Whistspieler kann sagen: „Gott behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!"

Mann und Frau sollten immer beim Whist zusammenspielen, bei dieser Gelegenheit können sie sich die schönsten Grobheiten und die gröbsten Schönheiten sagen.

Eine Partie Whist ist bloß deshalb für die Menschen eine Unterhaltung, weil sich auf jeden Fall immer zwei von der Gesellschaft „giften", nämlich die, welche die Trick verlieren, und es ist eine angenehme Abwechslung, jetzt giften sich diese zwei, dann giften sich jene zwei, dann giften sich wiederum jene zwei, und so ganz liebenswürdig bis in's Unendliche.

Es giebt ganz „ausgezeichnete Whistspieler", das sind diejenigen, die immer den Trick machen wenn sie gute Karten bekom-

men und die immer ihren Partner crudel ausmachen: „Sie Patzer! Sie Pfuscher!“ wenn sie den Trick verlieren! Ein ausgezeichneter Whistspieler ist immer, wenn er den Trick macht, ein pfiffiger Lächler und sagt: „Haben Sie gesehen, wie ich die kleine Coeur durchließ, damit, wenn, wie vielleicht, dann gewiß u. s. w?“ Ein vorzüglicher Whistspieler ist der, „der niemals gute Karten bekommt“, und wenn er „Großschlemm“ macht, dies bloß durch die Heiligkeit seiner Sache und die klare Intelligenz seines Spiels zuwege bringt. Ein vorzüglicher Whistspieler ist der, welcher, wenn er einen Bock macht, sogleich seinen Partner anrempelt, und ausruft: „Sie machen Einen ja ganz konfus!“ Ein „schlechter Whistspieler“ ist ganz kurz bezeichnet: Ein schlechter Whistspieler hat immer die Honneurs in der Hand, und wenn er vom Spiel aufsteht, hat er immer ein paar Dutzend Fisch gewonnen.

Ich bin ein herzlich schlechter Whistspieler; so viel dumme Streiche macht ein bedeutender Mann in Amt und Stellung nicht in drei Monaten, als ich, wenn ich Whist spiele, in einer Stunde. Wenn ich fertig bin, stecke ich gewöhnlich ein paar Gulden Gewinn in die Tasche und denke mir: „Wenn der Mensch nur dumm ist, so kann er schon alles unternehmen, auch wovon er gar nichts versteht! Wer dumm ist, hat das Glück stets für sich, und mit dem Glück das Lob!“ Ich verstehe vom Whistspiel gar nichts, und doch dirigiere ich immer das Spiel! Mein Partner sagt oft: „Sie „Patzer“, wie wollen Sie das Spiel dirigieren? Sie verstehen ja nichts davon!“ Ich aber denke mir: „Ich bin dumm, ergo dirigier' ich doch und gewinn' doch!“ und gleich darauf mach' ich einen gewaltigen Bock, und gleich darauf bekomm' ich alle fünf Honneurs, vier Aß, vier Könige, und gewinne mein Spiel, und dann sag' ich triumphierend zu meinem Partner: „Nun, soll ich nicht dirigieren? Bin ich nicht dumm genug dazu?“ also — ja, ich bin ein Patzer, kennst du meine Farben?

Ein „Patzer“ ist ein „Genie der Ungeschicklichkeit“, er kann alles — verderben, er versteht alles, aber er kann's nicht machen, er mischt sich in alles und ruiniert alles, er greift alles an und verunstaltet es. Er ist ein Patzer, ein Flicker, aber er flickt gerade die ganze Stelle und läßt das Loch daneben ungeflickt. Ein „Patzer“ in der Malerei braucht alle und dieselben Farben, die ein großer Maler braucht, aber er „patzt“ sie, er macht rot hochrot, blau himmelblau, grün papperlgrün u. s. w., er malt eine schöne Frau anstatt mit roten Lippen, weißen Wangen und blauen Augen — mit roten Augen, weißen Lippen und blauen Wangen.

Ein Patzer in der Dichtkunst hat auch alle Reime wie ein großer Dichter, allein er patzt die Reime aufeinander, ungeschickt und unpassend.

Ein Patzer im redigieren hat auch dieselben Blätter wie ein anderer Redakteur, zum anstreichen, dieselben Novitäten, dieselben

Bücher, aber er patzt, er stickt buntes, fades dummes Zeug zusammen. Nicht im stande, selbst ein vernünftiges Wort zu schreiben, hält er sich Flickbuben, er näht die kleinen Löcher zu und die großen Löcher bleiben offen, — er patzt Lügen und Fadheiten zusammen, er patzt Ankündigung auf Ankündigung, er patzt und patzt, aber der Riß ist nicht zuzuflicken; das ist ein „Patzer" unter den Redaktionen.

Ein „Patzer" unter den Whistspielern ist ein Mensch, der Whist spielt und an Piquetspiel denkt, ein Patzer ist ein Mensch, der das dreizehnte à-tout herausschlägt zu seinem Privatvergnügen; ein „Patzer" ist ein Mensch, der einen Singleton ausspielt, wenn er nichts als zwei kleine à-tout hat; ein „Patzer" ist ein Mensch, der die Invite seines Gegners nachspielt; ein „Patzer" ist ein Mensch, der den à-tout König seines Freundes mit à-tout Aß sticht und ein kleines à-tout nachspielt; ein „Patzer" ist ein Mensch, der patzt, und ein Mensch, der patzt, ist „Patzer", und ein solcher „Patzer" im Whistspiel bin ich; und wenn sich drei Menschen mit mir zum Whist setzen, so sagen alle drei: „Der Patzer wird uns wieder das Geld abnehmen!"

Dummer Brief an die „wilde Rose".

„O Gott — das Leben ist doch schön!"
(Der Marquis von Posa.)

Wenn schon der Marquis von Posa, der nicht in unserer Zeit gelebt hat, sagte: „Das Leben ist doch schön!" was soll ich erst sagen, der ich ja in unserer Zeit lebe?!

Ja, wenn das Leben auch nicht einmal schön wär', was wär's dann?! Angenehm ist's nicht, gescheit ist's auch nicht, unterrichtet auch nicht, tugendhaft auch nicht, reich auch nicht, also muß es wenigstens schön sein, damit es jemand lieben kann!

Aber wer liebt jemand lange wegen seiner Schönheit? Unser Leben ist schön, aber sonst nichts, — ich möcht's nicht heiraten!

Lieben Sie mich vielleicht meiner Schönheit wegen? Dann fürchte ich fast, Sie werden bei näherer Besichtigung anders denken. Aber nein, ich fürchte nichts, Sie sehen mich ja gar nicht an, nicht in der Nähe, nicht in der Ferne!

Sie wissen vielleicht gar nicht, daß ich Sie liebe! O, die Unwissenheit ist das halbe Lebensglück! „Das Wissen ist der Tod" — folglich ist die Unwissenheit das Leben, und das Leben ist schön!

Wer wissen will, muß studieren, wer studiert, verdaut schlecht, wer schlecht verdaut, hat einen schlechten Magen, wer einen schlechten Magen hat, dem ist das Leben nicht schön, folglich muß man durchaus nichts wissen, um das Leben schön zu finden!

Ich weiß nichts, gar nichts, und das ohne studiert zu haben! Darin unterscheidet sich das Genie vom Talent, — das Talent studiert zehn Jahre, und weiß dann nichts, das Genie studiert gar nicht und weiß gleich nichts!

Wenn Sie diesen „dummen Brief" lesen, süße Wunderfrau, werden Sie auch nicht wissen, ob ich gescheidt bin oder dumm, und Sie sollten doch wissen, daß ich dumm bin, Sie haben mir ja den Verstand geraubt!

Aber die Rache ist nicht ausgeblieben! Die Nemesis verschont keinen Sapbir, keinen Napoleon und keine „wilde Rose"! Weil Sie mir den Verstand geraubt haben und Ursache sind, daß ich nicht anders als dumm schreiben kann, sind Sie bestraft!!

Ja, holde Fee und Nachruhmblume, Sie sind bei mir, wo ich bin und geh' und steh' und sitze. Geschieht Ihnen recht! Was glauben Sie denn? Glauben Sie, man dürfe so mir nichts dir nichts Privat-Verstände rauben und sich damit aus dem Staube machen?! Glauben Sie, ich habe meinen Verstand nur eine Minute lang aus den Augen gelassen! O, ich hab' nichts dergleichen gethan; konnte ich denken, daß meine Leibesbeschaffenheit so schlecht ist, daß ich nicht einmal eine Dummheit vertragen kann?

Das kommt davon her, wenn man alt ist und liebt! Aber wie alt bin ich denn? Einige lumpige Fünfziger! Und wie viel davon hab' ich gelebt? Davon war ich 14 Tage in Hannover, die können mir doch nicht angerechnet werden? Dann habe ich 25 Jahre gehofft, es wird in der Welt besser werden, die sind doch rein als nicht gelebt zu betrachten? Dann hab' ich 16 Jahr lang gestrebt ein vaterländischer Schriftsteller zu sein und Gutes zu wirken, die kann man mir doch nicht anrechen? 5 Jahre wenigstens hab' ich — gut zusammengerechnet — zugebracht, die Musik in den Zwischenakten des Burgtheaters anzuhören; 3 Jahre hab' ich zugebracht, um schlechten Schauspielern beweisen zu wollen, daß sie keine Götter sind — heißt das gelebt?

Also wenn man diese Jahre, zusammen in der Summe von
39 Jahre und 14 Tage,
von 56 Jahren abrechnet, so bin ich im Grund ein Jüngling von 17 und 18 Jahren! Und soll ein Jüngling von 17 und 18 Jahren nicht lieben? Nicht toll, dumm, entsetzlich dumm lieben?!

Ach, als ich Sie vor drei Monaten zum ersten Male in der Rofranogasse sah, da wurde ich gleich dumm! —

Ich bitte den Leser zu lesen: „Rofranogasse", denn wenn ich schreibe: „Rofranogasse", wird der Leser gewiß lesen: „Paniglgasse", und eine schöne Frau, die in der „Paniglgasse" wohnt, könnte mir was nachtragen. Ich bitte den Leser überhaupt in meinen Aufsätzen nichts zu lesen, als was ich schreibe, und nichts zwischen den Zeilen zu lesen; wenn mir der Abonnent vier Gulden Abonnementsgeld giebt, so such' ich auch zwischen diesen Gulden nicht noch ein paar Groschen; das wär' schmutzig!

Also es war nicht die „Paniglgasse", sondern gewiß die „Rofranogasse", in der ich Sie, meine Angebetete, zum ersten Male sah, und da hab' ich gleich den Verstand verloren!

Nun bin ich schön d'ran! Meinen Verstand hab' ich nicht, und Sie sehen, in die Rofranogasse geh'n kann ich auch nicht!

Können Sie mir nicht sagen, Liebreizendste aller Verstands-Räuberinnen, wie lang' ich Sie nicht sehen werde?! Wie lang' Sie mich nicht sehen werden, weiß ich: nie! Sie sehen mich nie an, Sie würdigen mich keines Blickes, nie fällt ein Strahl ihrer

lichtgefüllten Augen auf mich! — Ach, Sie haben leider den Verstand noch nicht verloren! —

Sie nicht sehen! In dem Gedanken ist Botanybay! — Sie nicht in der Ferne sehen, wie einen Stern durch die Nacht, in dem Gedanken liegt etwas, worüber man den Verstand wiederfinden möchte, bloß um wahnsinnig werden zu können! Und doch seh' ich Sie, fühl' ich Sie überall um mich! Früh beim Erwachen zaubert der heitere „Morgen" Ihr Bild wie ein Lichtbouquet vor meine Seele! Aus dem Grabe der Nacht feiert Ihr Bild jeden Morgen die Auferstehung, und füllt meine Seele mit heiliger Sehnsucht! Des Tages über stickt die Phantasie Ihr Bild auf jede Tapete der Stunde und der Minute, und in dem weichen Ton der Dämmerung steht ihre Huldgestalt, wie ein Marmor-Genius in dunkler Nische!

Ohne Sonnenschein und Blumen ist mir die Welt; Lieder und Lenz sind entschwunden, die Erde ist welk und der Himmel abgeblüht, die Sterne sind matten Blickes, die Wolken ziehen bedeutungslos hinab, klanglos ruht die Harfe auf der sehnsuchtsschweren Brust, und ein langer Zug leidtragender Gestalten in schwarzen Gewändern zieh'n die künftigen Stunden ohne Ihren Anblick an mir vorüber!

Und doch welche Süßigkeit liegt in der Bitterkeit der Sehnsucht! Wie belebt ist meine Einsamkeit von Gedanken, Träumen, Küssen, Liedern, Grüßen, Flatterwünschen, Luftbildern und holden Täuschungen! Wie weich und mütterlich schmiegt sich die Freundin Dämmerung um meinen Busen und streicht mir die Schläfe und umhüllt mich mit Liebkosungen, mit Tröstungen, mit der süßen Innigkeit des Denkens und Brütens!

Sie wissen es nicht, daß und wie ich Sie liebe, und wenn mich der Blick Ihres Auges zuweilen streift, ist's wie ein inhaltloser Blick, der über wertlose Dinge hinfährt, und doch quillt in der Erinnerung auch ein solcher Blick wie eine aufbrechende Blume aus dem schwarzen Boden der Nacht und legt einen Frühling in mein Wesen, und ein wundervoller Schein verbreitet sich aus ihm und läßt Frühlingsgrün um mich entstehen, und Lenzesluft und einen langen, blaugedehnten Himmel, und die innigste, zarteste, heiligste Liebe zu Ihnen faßt mich an, wie ein Gebet, mit weißem, reinem Fittig, und zieht mich im Geiste zu Ihren Knieen nieder, und mein Sehnen löst sich auf in heißen Tropfen, die auf die Hand Dir, Angebetete mit dem Gnadennamen, in stiller Verehrung niederrinnen! Ich liebe Dich, ich bete dich an und ich bin glücklich! Die Erde lächelt, der Himmel strahlt in Milde, mit Lilienstäben in der Hand umgeben mich die reinen Gefühle, die ich für Dich im Herzen trage, ein leiser Ton frommer Glocken tönt's in mir und die Welt zerrinnt in eine namenlose Befriedigung.

Ja, süße Frau mit dem Märchenauge und mit dem Sonnen-

blick, mit dem Feenlächeln, mit der Stirn wie eine Muse, und mit dem Lächeln wie ein Engel, mit den Schultern wie ein Genius und mit dem Leib wie ein Wundertempel, mit dem Wort wie ein Madrigal und mit dem Gang wie eine Melodie, ja, süße Wunderfrau, Sie haben, ohne es zu wissen und zu wollen, mir den Stein der Weisen in die Seele gelegt: Die Liebe! Und wer liebt, ist weise und ist glücklich und ist heilig, ihm kann Menschenhand und Erdenweh seine Seeligkeit nicht trüben!

Dank! Dank! Tausend Dank! Die Liebe ist des Lebens Weihe! Sie haben mir diese Weihe wiedergegeben! Dank Ihnen, Dank! Möge tagsüber der Engel des Lebens goldene Kreise um Ihr Dasein ziehen, möge abends die Fee der Dämmerung zu Ihrem Haupte stehen, und Ihre dunklen Locken kränzen mit Reihen von Edelgesteinen, die da funkeln von Glück und von Freude; möge in der Nacht der Traumkönig und seine Braut auf Ihr keusches Lager ausstreuen duftige Blätter und leuchtende Blumen, und vor Sie hintreten lassen, was Sie nur lieben herzinnig und ersehen inbrünstig, alle Freuden Ihrer Kindheit, alle Gespielen Ihrer Jugend, alle Hoffnungen Ihrer Mädchenzeit, alle süßen Ahnungen Ihrer Brauttage, alle Segnungen Ihrer Eltern und alle beflügelten, beflammten Gebete, die Sie in dankbarer Andacht vor dem Tische des Herrn vergossen haben!

Ach, meine süße Wunderfrau, die Welt ahnt es nicht, wie dem Menschen die ganze Welt so leer erscheint, wenn ihm das Herz so recht voll ist; wie ihm all' das Getriebe von Gefühlen und Leidenschaften, all' das Abspinnen von kleinlichen, zersplitterten Fühlnissen so wesenlos dünkt, wenn er in sich innen trägt den Graal des Liebens, wenn all' sein Sinnen, Trachten, Denken, Fühlen, Sehnen ist aufgegangen in dem einzigen Wundertropfen Liebe, der in das Herz ihm gefallen, wie der Tau in die Muschel, und die da zur Krankheit wird, aber zur herrlichen Krankheit, zur lebensverschönernden: zur Perle!

Die Welt nennt das „schwärmen"! Die arme, die armselige Welt! Die bedauernswerte, kranke, sieche, hilflose Welt!

Den Ruhm, das Glück, die Ehre, den Reichtum, der Genuß, den Rang, den Besitz, die Befriedigung, das nennen sie reell! und eine Minute kann sie töten, ein Hauch kann sie fortwehen, ein Funke kann sie in Asche legen, ein Windstoß kann sie niederstürzen, ein kleiner Wurm sie entblättern, eine Übernacht sie aus dem Dasein auslöschen, das nennen sie Wirkliches, Reelles! — und die Liebe, die da kommt von Gott und nur von Gott genommen werden kann, die da liegt unter einem Schloß, das keine Menschenhand öffnet, in einem Haus, in welches kein Fremdling bringt, in einer Wiege, an welcher die Unsterblichkeit Wacht hält, die mit uns wird und mit uns vergeht, die mit uns träumt und mit uns irre spricht, die mit uns betet und mit uns Leid trägt,

die uns Thränen giebt und Küſſe und Lieder und Sehnſucht und tauſend wunderſame holde Phantaſien und weſenloſe Zauberſpiele von Glühwürmchen und ſchaukelnden Elfen und Zitherſchlägern, das nennen ſie Schwärmerei! Armſelige Welt!

Gute Nacht, ſüße Wunderfrau! ich ſehe, wie der Milchbruder des Todes, der Schlaf, ſich mit leiſem Weben, in immer kleineren Kreiſen auf Ihr edles Haupt niederläßt, ich ſehe den zarten Augendeckel, welcher den ſchlafenden Demant bedeckt, ich ſehe, wie des Wachſeins letzte liebliche Regung um Ihre roſigen Lippen ſpielt, als wolle ſie noch den letzten würzigen Tropfen Bewußtſein aus dieſem Rubinglas ſchlürfen; von der Stirn ziehen weg die kleinen Lilien der Tagesgedanken, wie ſich Blumen vor dem Abend flüchten: Dein Antlitz blüht ruhig lieblich wie eine ſchlummernde Silberlilie auf dem lachenden See; Kirchenſtille iſt um Dein duftiges Lager, nur meine Sehnſuchtsgedanken wandern leiſe durch das Zimmer, und all' mein Herz kniet vor Dir und ſingt Dir zu:

Gute Nacht, ſchlaf' in Ruh',
Schließe ſanft Dein Auge zu!
Schlaf' in Ruh', gute Nacht,
Lieb' an Deinem Bette wacht!

Lieb' an Deinem Bette wacht,
Lauſcht auf Deinen Odem ſacht;
Liebe ſingt Dir leiſe zu:
Gute Nacht! Schlaf in Ruh'!

Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!
Friede drück' das Aug' Dir zu;
Schlaf' in Ruh', gute Nacht!
Schöne Träume kommen ſacht'!

Schöne Träume kommen ſacht',
Wie Dein Antlitz lieblich lacht,
G'rad als ſagten ſelber Du:
„Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!"

Libation*) — der wilden Rose.

Aus der Knospe des Morgenrotes bricht die Blume des Tages und legt ihr rosiges Blatt über das blaue Himmelsauge, die Kinder Floras erwachen und lugen aus der grünen Erdenwiege der Mutter Sonne entgegen; die Mutter Sonne streut ihre goldenen Krönungsmünzen ringsum aus; mit marmornen Schultern steigt die blendende Schöpfung aus dem Bade niedersinkender Nebel; die Blüten, diese Gedanken der Bäume, richten sich empor, fühlend, daß sie durch die Sonne zu Thaten, zu Früchten werden; die Sängerin der Morgen-Messe, die Lerche, erhebt sich aus Staub zum Äther und jubelt ihr Gloria; zu mir auf den Gipfel des Berges schlagen die Wellen des Wiesenduftes und der Wälderfrische empor und ziehen mich und locken mich, und aus der Taucherglocke des über mir gewölbten Himmels stürzt mein Geist sich hinab, ein Taucher nach der Perle, die da unten tief ruht im Meere des Lebens, und diese Perle bist du! Du Perle und Rose! Perle in meinem schmuckberaubten Leben, Rose in der Wildnis meines Herzens! Wilde Rose! Blasse Perle! Rose, auf welche die Perle meiner Thräne fällt, Perle, in der Rose meines Liedes gefaßt! Ferne Rose, mir aus dem Auge gepflückt, Perle, dem Blick mir entzogen, nicht bist du dem Herzen, nicht bist du der Liebe entrissen! Erinnerung, die liebliche Gespielin der Liebe, sitzt lächelnd neben mir, mit rückwärts gewandtem Gesichte, und zeigt mir dein Bild, und ihre Schwester, die Sehnsucht, führt dich an unsichtbaren Fäden zu mir; an der Hand der wehmütigen Muse trittst du zu mir her und deine würzige Lippe lispelt mir zu: dein denket jetzt die wilde Rose!

Der Mittag deckt mit seiner Sonnendecke die strahlenmüde Erde zu, die Sonnenstrahlen liegen wie gelbe, geschnittene Garben auf Feld und Flur, die Blumen stehen unbeweglich mit heißfunkelnden Augen, die Wälder liegen schweigend, gedankenbrütend da, der

*) Die Römer gingen an kein Geschäft, ohne zuerst ihren Göttern ein Opfer, eine Frucht, eine Blume, dargebracht zu haben — eine „Libation".

ſchwüle Atem der Luft ſcheint gewittervolle Zukunft zu ahnen, der Schmetterling kreiſ't matt um die Roſen, auf deren Antlitz die treueſten Züge ihres Roſenlebens ſich malen, die geflügelten Blumen, die Vögel, ſinken abwärts und ſchließen den Kelch ihres Wohllautes, am Himmel ziehen mit ſchwerem Fluge der Wolken düſtere Raben, und die Seele des Menſchen fühlt ſich matt und träge in ihrer ſchwülen Körperſtube; das Licht iſt ihr reizlos und die Roſe ohne Duft und Schöne, und meine Seele badet ſich auch dann im Lichte der Liebe, und die Erinnerung an dich, du wilde Roſe, überdeckt mich mit Duft und Blätterlicht und Glanzfülle! Ich ſehe dich, holde wilde Roſe, ſo fern und ſo nah, die du Mittags biſt lieblich wie am Morgen, die du biſt mittags übergoſſen mit Liebreiz und Anmut wie am Morgen, und am Mittag der Demant deines Auges mit ſeinem Strahl in's Herz mir funkelt wie am Morgen, obgleich ich dich nicht mehr ſehe, du wilde Roſe, du Blume meines Morgens, du Demant meines Mittags!

Der Abend kömmt mit der Gießkanne milder Kühlung und begießt die ermatteten Roſen und erfriſcht das Herzblatt hinſterbender Blumen; die Dämmerung, die blaſſe Freundin der Einſamkeit, die wehmütige Vertraute der Liebe, des Glückes und des Leides, ſpinnt ihre weißen Fäden ab vom Rocken des entfliehenden Tages, und ſpinnt ſie mit geſchäftigem Finger um das Denken und Sinnen und Koſen der Pflanzen und Menſchen; durch die grünen Dach-Jalouſien der Bäume tröpfeln die letzten goldenen Strahlen des Tageslichtes, in der blauen umgeſtürzten Schale des Aethers hängt die volle Mond-Roſe, den Kelch nach abwärts geöffnet, und sub rosa tändeln durch den Abſchiedstanz der Tagesſtrahlen mit der kleinen Lichtkrone, und nach und nach wickelt die Dunkelheit Erde, Leben, Blumen, Menſchen in ihre braunen Arme, und verhüllt ſie dem Auge; aber auch aus dem Dämmerſchein des Abends blühſt du meinem inneren Auge hervor, du wilde Roſe; aus dem Dunkel des Abends führt dich meine Phantaſie als ein Lichtbild vor meine Seele; in dem fernen, lichtblaſſen Raume entdecket dich meine Sehnſucht wie der Geiſt des Entdeckers ſeine in ihm rufende ferne Welt; ich ſehe dich auftauchen aus dem Dunkeln wie den Stern aus dem verfinſterten Himmel; ich ſehe dich abends wie ein Lächeln, das mir den Abend macht zum Mittag, den Mittag zum Morgen, du Blume meines Morgens, du Demant meines Mittags und Stern meines Abends!

Die Mitternacht ſtreckt ihre dunkle Hand über die Scheidemauer zwiſchen Heute und Morgen herüber; hinter dem Nonnengitter der Finſternis ſitzt die ſinnende Schwermut und ſenkt den düſtern Blick; an dem Himmel blüht ein Lächeln nach dem andern ab, ein untertauchender Stern ab; die Erde hängt wie eine ſchlafende Centifolie im Raum und um die Schlafenden kreiſen Planeten wie Schmetterlinge mit loſem Flügelſchlag; die menſchliche Seele

ruht aus von dem Nachtraben des Tages nach Wünſchen und Hoffnungen; der Menſch ſteht vor ſeinem ruhenden Herzen wie vor dem ſtillen Ozean verſunken in ſich ſelbſt: die Vergangenheit hängt vor uns wie das leere Kleid eines verſtorbenen geliebten Kindes; der Milchbruder des Todes, der Schlaf, nimmt die Menſchen auf in ſein Barmherzigen-Inſtitut, und die Träume geben durch die verſchloſſenen Thüren der Sinne geräuſchlos ein und aus und ſetzen Blumen vor die zugemachten Augenfenſter, und bevölkern die Einſamkeit der Herzzelle mit Einwanderern aus dem Reiche der Phantaſie des Glückes und der Erfüllung! Ich aber bin wach um die Mitternachtsſtunde; mit mir wacht die Göttin, die den Wahnſinn giebt und die Begeiſterung: die Liebe; die geſchäftigen Cyklopen die in meinen Gedanken tagsüber den Bedarf der Stunden hämmern, ſchweigen ſtill, und die goldbeflügelten Bienen der Dichtung tragen von allen Blumen der Schöpfung die ſüße Beute mir ein in Herz und in Geiſt, und die ſüßeſte Beute von dir, du wilde Roſe, und meine Gedanken fliegen hin zu dir und kehren honigſchwer zu mir zurück, und erzählen mir Märchen von dir und von deiner Süßigkeit und gießen in die Feder mir tauſend kleine Lieder der Sehnſucht, des Bangens, des Verlangens und der Verherrlichung; und ſo biſt du mir auch da nahe, du Blume meines Morgens, Demant meines Mittags, Stern meines Abends, Muſe meiner Mitternacht! —

Wilde Roſe! Meine Muſe, mein Genius, meine Offenbarung! Du tratſt an mein Herz, als der Abend des Lebens kam wie der Engel des Herrn, und durch die ſchon halb zugemauerte Thür fällt auf einmal Morgenlicht und Liebesſtrahl und Liederduft und Jugendfriſche und Sangesluſt und Lebensſchwung und Blütenfälle und wunderſames Walten und Geſtalten, und in den Tiefen fühl' ich Quellen ſpringen, Gedanken rauſchen, blühende Empfindungen aus den Knoſpen ſpringen und junge Tage grünen!

Du Süße, Ferne, Nahe, Reizumflogene, durch viele Räume ſeh' ich dich leuchten wie Sonnenſtrahl ob lachender Halde, und all' mein Sinnen und Fühlen und Trachten fliegt dir zu wie Wandervögel, die ſingend unter Gewitterwolken ihrer Heimat zuziehen: und allen Lüften geb' ich Grüße an dich mit, und in alle Ströme werf' ich Geſänge für dich, und jeder ziehenden Nachtigall trag' ich für dich auf ſüßes Klingen und ſingendes Träumen, und alle Minuten, die abwärts eilen, beſchwör' ich mit Klagen und Trauerweiſen, und in des Windes Wehen werf' ich Blätter, geſtickt mit Sprüchen und Küſſen und Herzgeſtändniſſen, daß ein günſtiger Zephyr ſie kräuſelnd zu deinen Füßen niederſenke, zu deinen Füßen wilde Roſe!

— Wilde Roſe! Du haſt ein Stück Frühling geworfen in die Winterlandſchaft meiner Tage, du haſt eine Oaſe gezaubert in die

Büſte meines Herzens, du haſt mir des Lebens Schöne wieder entſchleiert, du haſt wieder ſtrömen gemacht die verſchüttete Quelle meines Buſens; du, holde Schenkin, kredenzeſt mir noch ſpät den Becher der Poeſie, und einen Tropfen nur von Liebe haſt du hineingegoſſen aus dem dunkeln Feuerwein deines Auges, und mich faßt des Zaubertrunkes lieblicher Wahnſinn! Dank dir, ferne Roſe, Dank dir, daß du den letzten Saum meines Lebens haſt eingefaßt mit Purpur und Seide, daß du an die Ausgangsthür des Daſeins mir pflanzteſt das letzte Blümchen, das letztgeborne, geliebteſte Kind meiner Empfindung! Dank! Dank!

Der Mensch zwischen zwei Kalendern.

Ist es einem Menschen schon eingefallen, sich am Vortage vom neuen Jahre zwischen die beiden Kalender vom verflossenen Jahre und vom zukünftigen Jahre zu stellen, und mit dem Seelen-Janusgesicht vorwärts zu schauen in die Zukunft, in dies reiche Indien der Hoffnungen und Wünsche, und zugleich auch rückwärts in den hinunterrinnenden Strom der Vergangenheit?

Stehen wir nicht in jedem Augenblicke auf einer solchen Messerschneide der Zeit? Tanzen wir nicht ewig und ewig auf diesem dünnen Zeithaar mit der Balanzierstange des Daseins? Wäscht denn nicht das ewige Meer der Zeit das Ufer der Zukunft ab und aus und schwemmt das Ufer der Vergangenheit höher an?

In jedem Augenblicke geht hinter uns eine Sonne nieder und eine Nacht auf mit kleinen fernen Erinnerungssternen, vor uns aber eine Sonne auf mit ihrem Strahlenhofe von goldnen Kammerherrnschlüsseln, die das Glück aufsperren sollen!

Hinter dem Menschen liegt eine Weltgeschichte mit ihren Millionen Repetitionsstrophen von Leid und Elend, und vor dem Menschen liegt die Weltkarte mit Millionen unentdeckten Amerikas, mit Millionen noch aufzufindender Glückseligkeitsinseln! Und alle die Millionen Schiffbrüchigen, welche die durchschiffte Weltgeschichte an den Strand der Erfahrung wirft, halten den Menschen nicht ab, sich in die vor ihm liegende Weltkarte zu stürzen mit dem Ausrufe: „Steure nur zu, mutiger Segler!“

Ach, welch' ein Unterschied zwischen dem Angesichte eines Kalenders vom nächsten Jahr und dem Angesicht eines Kalenders vom vergangenen Jahr!

Im künftigen Kalender sind noch alle Festtage rot angestrichen, alle Sonnen-Zirkel strahlend, jeder Sonntagsbuchstabe ein goldnes ABC, jeder Bitt-Tag zugleich ein erfüllungsreicher, jede Himmelfahrt eine selige, die Finsternisse unsichtbar, nur die Vollmonde und Frühlings-Anfänge in's Auge leuchtend, und die Namens- und Geburtstage hervortretend mit den bunten Lettern der Freude — und im Kalender des vergangenen Jahres alle Festtage durchstrichen, alle Freuden- und Lichtzeiten abgeblaßt, und nichts übrig als auf den eingeschalteten weißen Haushaltungsblättern die bittere Ausgabe von Schmerz und Leid, die Summen

der getäuschten Hoffnungen, das Datum, an welchem alle Leiden wiedergekehrt und neue bittere Erfahrungen eingetreten sind!

Und nun gar, wenn man über fünfzig solche Kalender mit schwarz durchstrichenen Festtagen hinter sich liegen hat, und in dem langen Korridor der Erinnerung bis zu unserer Kindheit nichts als schwarze Bilder und Schattenrisse dastehen und einen anschauen und zu fragen scheinen: „Armes Kind, was hat man dir gethan?“ und wenn dieser Korridor nur bepflanzt ist mit Trauerweiden und Cypressen, und nur am ganz letzten Ende ein Lichtpünktchen ist, und in diesem Lichtpünktchen wir selbst en miniature — als Kind!

Wenn der Mensch eine solche lange Kalender-Allee zurückwandelt und jedes Jahr bezeichnet ist mit einem Setzling aus der Nadelbaum-Schule des Lebens, und die Bänke, die da stehen, nur geschnitzt sind aus dem harten Holze des Wanderstabes, und wenn man auf dem ganzen Rückpilgerweg nichts findet und auflest als die eig'nen verlornen Stunden und Trümmer, zerschlagene Stücke von Jugend, Liebe, Hoffnung und tausend zerfaserte Fäden aus den bunten und flatternden Bändern, mit denen geschmückt man auslief und die von Gestrüpp und Nadelgezweig zerfetzt am Boden liegen blieben!

In solchen Buß- und Wallfahrts-Momenten, in welchen man die Schritte rückwärts macht, da nehme man es dem Herzen nicht übel, wenn es böses Wetter ansetzt, wenn aus dem Wetterwinkel des Herzens Gewölk heranzieht und sich wickelt um die zerbröckelten Ruinen von Gefühlen und Gedanken, und selbst die wenigen Überreste von Empfindungen noch zu vernichten droht! Und doch ist's noch ein Glück, wenn der Mensch dem Sturme den Rücken kehren kann, wenn er vom Sturme vorwärts getrieben wird!

Im Sturme wird der Mensch oft inne was er wert ist! Im Sturme, da wirft der Mensch allen Ballast aus dem untern Schiffsraum des Herzens über Bord, um das Herz zu erleichtern; im Sturme, da befreit der Mensch die lange gefangen gehaltenen Kräfte, und löst die Ketten gefesselter Selbsttriebe, damit sie mitarbeiten, das Herz oben zu halten, und das erleichterte Herz wird selbst im Brechen von der Woge nur höher zum Himmel getragen!

Das Leben ist ein besonderes Gericht! Je mehr man davon genießt, desto hungriger ist man d'rauf, und je weniger man davon genießt, desto satter hat man es!

Und wie unglücklich ist es mit den Genüssen des Lebens bestellt! In der Jugend hat der Mensch den Hunger und nichts zu essen, im Alter hat er zu essen und keinen Hunger!

In der Jugend glauben wir an alle, aber niemand glaubt an uns, im Alter glaubt man an uns, aber wir glauben an niemand!

Das Leben steht in einem dreifachen Schleier vor uns: die Vergangenheit in einem Witwenschleier, die Zukunft in einem Nebelschleier und die Gegenwart in einem Leichenschleier; der Mensch hat keine Gegenwart als die Sekunde; die Gegenwart ist ein Kind, das in der Geburt stirbt! Darum ist der Mensch immerfort ein Leidtragender.

Aber eben weil alle Menschen in jedem Augenblicke Leidtragende sind, und zwar um einen und denselben Toten, sollte der Mensch daraus ersehen, daß wir alle nur Teile einer Menschenfamilie sind, daß die Erde unsere gemeinschaftliche Familiengruft ist und der Himmel unser gemeinschaftliches Mausoleum, und die Sonne und die Sterne unsere gemeinschaftlichen Seelenlampen, daß in der Erde unser schweigsamer Gottesacker, auf der Erde unser redender Gottesacker und im Himmel unser aller Allerseelentag ist, und daß es nur ein Gott ist und eine Liebe und eine Hoffnung und ein Weh und ein gemeinsamer Zweck, welche die Vergangenheit an die Zukunft, unsere Voreltern an unsere Nachkommen, unsere Erde an unsern Himmel und uns selbst alle an einander und an die Ewigkeit knüpfen! Und so stehe ich denn sinnend, wehmütig fühlend zwischen den beiden Kalendern, und blättere zurück und finde ganze Blätter vom herben Schicksal ausgerissen, ganze Seiten undeutlich, voll Spieße und gesperrter Leidenlettern, und am Ende von den fernen, blauen Bergen der Kindheit neigt sich ein verklärtes Antlitz herüber, lächelnd, weinend, liebend, sehnend: das Mutterantlitz, und ein milder Strahl trägt dieses Antlitz durch die Erinnerung herüber, und senkt es ein in mein Herz, und es küßt da die fließende Schnittwunde, und es gießt kühlende Tränen in die aufgeätzte Brust, und es giebt mir neue Liebe und neue Wärme für alles, was da lebt und ist, und neues Hoffen auf eine höhere Befriedigung als die in diesem Leben; und ich blättere wieder mit freudiger Bewegung in dem künftigen Lebenskalender, und ich fliege wie ein Abendschmetterling dem Lebens-Sonnenuntergang ruhiger entgegen, im Abwärtsfliegen die Fühlhörner ausdehnend, und sie in Ruhe und beschwichtigter Empfindung an die eigene Brust zurücklegend!

Macht es alle so, die ihr jetzt steht zwischen den beiden Kalendern, und diese stille Allerseelenminute wird euch werden zu einem glücklichen Sämoment des unendlichen Menschenlebens und innerer Zufriedenheit!

Wie man sich stellen muß, daß Einem die gebratenen Tauben in's Maul fliegen.

Eine akademische Preisfrage.

Jeder Mensch weiß, was gebratene Tauben sind. Wenn ich sage, jeder Mensch, so heißt das mit Ausnahme der Schriftsteller, die wissen nur, was romantische Tauben, Tauben an dem Wagen der Cypria, Tauben der Phillis und Dorilis, schnäbelnde Tauben, girrende Tauben, Briefstauben, kurz was alle Tauben in bezug auf Liebe und Herz sind, aber was gebratene Tauben in bezug auf Hunger und Magen für Wesen sind, das schlägt nicht ins Fach der Schriftstellerei.

Also alle Menschen, welche wissen, was gebratene Tauben sind, welche es als Empiriker aus der Erfahrung und nicht bloß aus der Theorie der Begriffe wissen, die wissen auch, daß es Fälle im menschlichen Leben giebt, wo dem Menschen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen.

Ob es möglich ist, daß gebratene Tauben überhaupt fliegen können, diese Frage lasse ich den Naturforschern über, welche fast schon die ganze flügelhabende, chromatische Tonleiter hinauf und herab, gebraten und gebacken, gesotten und gedünstet, naturgemäß in sich aufgenommen und erforscht haben.

Ich, für meinen Teil, der ich die Natur wie die Menschen nicht erforschen, sondern bloß lieben und genießen will, ich glaube Stein und Bein daran, daß die gebratenen Tauben fliegen. Denn wenn die gebratenen nicht fliegen würden, so müßten sie stille halten, aber alsdann würde sie jedermann erhaschen können: da sie aber nur von Menschen, die lange Arme haben, oder die große Sprünge machen, erhascht werden, so ist das ein Beweis, daß die gebratenen Tauben wirklich fliegen. Eine Taube ist das Sinnbild der Zärtlichkeit, eine gebratene Taube ist das Sinnbild der gebratenen Zärtlichkeit, und niemand wird leugnen, daß eine gebratene Zärtlichkeit besser ist, als eine rohe Zärtlichkeit. Eine fliegende gebratene Taube ist also das Symbol einer am heitigen Liebesfeuer gebratenen Zärtlichkeit, die entweder eben ihren Flug ad astra nimmt, oder die eben im Ver- oder Entfliegen ist. Nachdem ich

also mit einer nicht nur glühenden, sondern wirklich gebratenen Phantasie die physische und allegorische Existenz der fliegenden gebratenen Taube erwiesen habe, bleibt mir nur noch zu beweisen übrig, daß diese fliegenden gebratenen Tauben gewissen Menschen gerade ins Maul fliegen.

Es gäbe ein ganz einfaches Mittel, es zu beweisen, wenn man auf der einen Seite einer großen Ebene 50 000 Menschen aufstellte und ihnen gegenüber 50 000 gebratene Tauben losließe, und ihnen in diesem Augenblicke ein „Maul — auf!“ zuriefe, da würde man sehen, daß in manches Maul ganze Wolken von gebratenen fliegen, und in manches Maul nicht Eine!

Allein wegen plötzlichen Mangels an Menschen sowohl als an Tauben muß dieser augenscheinliche Beweis unterbleiben, und ich muß zu philosophischen Beweisen meine Zuflucht nehmen. Die deutsche Philosophie bietet mir am besten die Hand dazu, und zwar am meisten die Fichte'sche.

Ich leite nämlich alle Erkenntnis aus dem „Ich“ her. Also aus meinem Ich habe ich die Erkenntnis der fliegenden, gebratenen Tauben geschöpft; ich mache nämlich aus meinem subjektiven Ich ein absolutes Ich, d. h. ich sage: „Ich muß absolut gebratene Tauben haben.“ Darauf gehe ich idealphilosophisch von meinem Ich zur Natur fort. In der Natur sind die gebratenen Tauben; wenn ich diese gebratenen Tauben in der Natur habe, so steige ich im objektiven Idealismus von der Natur zum Ich auf: wenn ich von der Natur und den gebratenen Tauben oben bei meinem Ich angelangt bin, so setzt Ich sich selbst, oder ich setze mich selbst zu den gebratenen Tauben. Nun sperrt mein Ich das Maul auf, um die gebratenen Tauben zu erhaschen, denn indem ich gebratene Tauben denke, absolut denke, so sind gebratene Tauben, denn das Absolute macht die Identität des Denkens und Seins. Nun aber hat mein Ich oftmals gebratene Tauben gedacht und das Maul aufgemacht. Ich habe also bewiesen, daß mir keine gebratenen Tauben ins Maul fliegen, und das ist philosophisch gerade Beweis genug, um zu beweisen, daß sie andern wirklich ja in das Maul fliegen müssen; denn irgendwo müssen doch die gebratenen Tauben fliegen! Ich habe es also dem schlichten Menschenverstande einleuchtend gemacht, daß die gebratenen Tauben gewissen Menschen nicht, und gewissen Menschen ja ins Maul fliegen! Wo liegt nun aber der unbegreifliche Grund zu diesem Naturgeheimnis? Liegt er in der Individualität, in dem Instinkte der gebratenen Tauben? Schwerlich, der Instinkt ist ein roher Trieb, und es ist auch nicht anzunehmen, daß gebratene Wesen rohe Triebe haben. — Liegt es in der Beschaffenheit des Maules? Unmöglich! Wir sehen tagtäglich viele Menschen, die ein sehr großes Maul haben, die ihr großes Maul bei jeder Gelegenheit weit aufreißen, und doch fliegt ihnen nie eine gebratene

Taube hinein; dafür giebt es tausend Menschen, die das ganze Jahr das Maul nicht aufmachen, tausend, die das Mäulchen bloß spitzen, und ihnen fliegen fortwährend die fettesten gebratenen Tauben ins Maul!

Wenn es also erwiesen ist, daß es gebratene Tauben giebt, daß die gebratenen Tauben fliegen, daß die gebratenen Tauben gewissen Leuten ins Maul fliegen, und wenn es erwiesen ist, daß dieser unbegreiflich sympathische Zug zwischen dem Flug gebratener Tauben und dem Maul hungriger Menschen weder in den Menschen, noch in den Tauben, noch in den Mäulern liegt, wo liegt er denn?

Dieses Geheimnis muß also gewiß in der Art und Weise liegen, wie der Mensch sich stellt; denn es ist erwiesen, daß in einer gewissen Stellung Einem tausend gebratene Tauben ins Maul fliegen, und in einer andern gewissen Stellung nicht eine einzige! Jeder Mensch ist wenigstens einmal in seinem Leben in eine solche Lage versetzt, wo er eine gewisse Stellung annimmt, in welcher ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen; allein diesen Moment der Stellung festzuhalten, in diesem Moment das Maul gerade recht aufzusperren und die hineingeflogenen gebratenen Tauben aus diesem Maul-Tauben-Schlag nicht wieder herausfliegen zu lassen, das ist die schwere Kunst, die Kunst, mit gebratenen Tauben umzugehen.

Wie muß sich also der Mensch stellen, daß ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen? Wohin muß er sich stellen? Worauf muß er sich stellen? Was muß er alles anstellen, wie viel Wechsel ausstellen, wie viel Zahlungen einstellen, wie viel Zustellungen abstellen, wie viel Vorstellungen hinstellen, kurz: „Auf welchen Standpunkt muß der Mensch sich und seine unverstellte Stellung stellen, damit ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen?“

Wer mir diese Frage in allen ihren Beziehungen am richtigsten und amüsantesten beantwortet, der, der — der habe nur die Güte, sich sodann die von ihm als allerbest erkannte Stellung zu versetzen und abzuwarten, wie ihm dann zum Dank die gebratenen Tauben ins Maul fliegen.

Neujahr-Epistel

als Antwort auf einen Sylvesterbrief.

Jedes Jahr hat, wie nicht selten auch der Ehestand, nur zwei fröhliche Momente, den Anfang und das Ende. Jedes Jahr beginnt, wie der Ehestand, mit Flitterwochen, mit Karnevalstagen, mit maskierten Freuden, nachher kommen die hinkenden Boten.

Der Mensch ist ein kurioser Mensch! Jeder Augenblick ist ein neues Jahr; in jeder Sekunde erneuert sich der Verlauf der Zeit, allein der Mensch hört bei der Zeit, wie bei Strömen nur den Fall, den jähen Absturz; — das leise Dahinfließen vernimmt er nicht.

Der Kalender, mein Freund, ist nur für frohe Herzen erfunden worden, die suchen gleich die roten Fest- und Freudentage auf, die Namens- und Geburtstage; für das Herz aber, aus dem selbst der rote Faden des lebendigen Lebens schon herausgezogen ist, für das giebt es keinen Kalender und keinen Abschnitt der Zeit, keine Faschingsdienstage und keine blauen Montage. Der Mensch sollte nur seine Resignation als Enthebungskarte an die Thür nageln, dann wird man schon wissen, für den giebt es kein altes und kein neues Jahr mehr.

Jedoch ich vergesse, daß ich Ihnen Antwort schreiben soll. Es gehört sonst zu meinen liebsten Freuden, keine Antwort zu schreiben. das ist ein reines Vergnügen, welches sich auch der ärmste Mann machen kann. Allein Briefe, die man so öffentlich bekommt, sind, selbst wenn sie auch nicht an und für sich so beachtenswert wie der Ihrige sein sollten, doch schon deshalb interessant, weil sie einen neuen Beweis liefern, welch' ungeheure Vergünstigungen wir Autoren genießen. Wir dürfen ungescheut eine Post-Defraudation begehen!

Sie fangen Ihren Brief damit an: „Wenn zwei Liebende bis über die Ohren sich lieben". Gut gesagt! Von allen Liebenden liebt jeder sich bis über die Ohren. Es ist überhaupt eine hübsche Redensart: „Bis über die Ohren lieben", denn über den Ohren fängt der Verstand an und wo der Verstand anfängt, da hört die Liebe auf. — Was heißt das, Liebe? Liebe ist eine Versammlung von fünf Buchstaben: L. J. E. B. E. und heißt manches-

mal: „Lange Irrungen eines betrogenen Tiels.“ — Bis über die Ohren lieben! Darum kann der, welcher liebt, die Ohren nicht genug spitzen, und nur ein Langohr, der sie nie spitzt, sondern die Ohren immer hängen läßt, das ist der rechte Mann für die Liebe . . .

Liebe! Unter allen Worten ist keins so gemißbraucht worden, als dieses! Wenn ich von einem Mädchen höre: „sie liebt“, kommt es mir so vor, als hörte ich: „sie stickt“; und ich möchte gleich fragen: „Nach welchem Muster? worauf? auf Silber-Toque oder Gold-Toque?“ Das Mädchenherz ist nichts als ein Engagementsbüchlein für die Tanzzeit der Liebe. Sie lieben einen Mann gewöhnlich aus zwei Gründen: erstens, weil sie eben keinen andern lieben, zweitens, damit er eben keine andere liebe. Sie lieben einen Mann wie eine Putzsache: sie denken sich: wie wird mich die Liebe dieses Mannes kleiden? Werde ich in dieser Liebe gut aussehen? Sie stellen sich in Gedanken erst vor den Spiegel mit ihrem Geliebten und probieren ihn an. Sie haben den Geliebten wie die Hüte, einen Sommer- und einen Winterliebhaber; die mit den Strohköpfen lieben sie bei beiden schon am meisten.

Deshalb, mein Freund, als ich sah, daß Ihr Brief mit Liebe beginnt, wollte ich kaum weiter lesen, allein ich that es dennoch und sah, daß sie recht wehmütig durch die Sylvesternacht gestimmt wurden! Es geschieht Ihnen recht, warum sind Sie ans Fenster getreten, um in die Nacht hineinzuschauen! Das geschieht einem alle Tage, wenn man in die Nacht um sich herumschaut, daß man traurig wird. Ich werde daher auch traurig, wenn ich alle Nacht in den Tag hineinschaue!

Zuletzt werden Sie noch einmal recidiv. Sie bringen vier Gesundheiten aus: der Liebe, der Freundschaft, der Leserwelt, dem Humor!

Die Menschen haben sich schöne Worte gemacht: „Lieben! Freundschaft!“ zwei Spielmarken, mit denen sie am Spieltisch des Lebens statt mit gutem Gelde bezahlen! Thun Sie es mir zu Liebe, reden Sie nicht von Freundschaft und erzeigen Sie mir die einzige Freundschaft, reden Sie nicht von Liebe! — Liebe und Freundschaft, das sind die zwei Sphinxe, die unser Leben bewachen, die ein lächelndes Antlitz tragen, aber die falschen Klauen nur eingezogen haben. Die Beiden sollen im nächsten Jahre auch leben? Meinetwegen, aber nur ferne von mir! Mich werden diese zwei Gaukler mit ihrem Herzens-Tiki-Taki nicht mehr berücken. Wenn ich sie schriftlich hätte, ich würde sie zerreißen, wie Julie den Namen Romeo! —

Die Leserwelt? Da werde ich mich hüten. Läßt denn die Leserwelt uns leben? . . . Was heißt das, die Leserwelt? Heißt das, alle Welt, die liest? Bewahre mich der barmherzige Himmel vor diesem Ungetüm! Das ist der Fluch des Schriftstellers, daß

alle Welt ihn lieſt! Mich faßt ein Entſetzen, wenn ich am Schreibtiſch bin und denke: Dieſer und Jener wird mich auch leſen! Das iſt das Schaudervolle, daß wir nicht beſtimmen können, nur Dieſe und Jene ſollen uns leſen, Dieſe und Jene aber ſollen ſich nicht unterſtehen, uns zu leſen! Wer alle Welt zu Freunden hat, der iſt nicht wert, einen Freund zu haben; wer alle Welt zu Leſern hat, iſt nicht wert, einen Leſer zu haben.

Die Leſerwelt! Der Schriftſteller, der für die Leſerwelt ſchreibt, iſt nicht wert, daß er eine hat! Sie ſoll leben, aber ſie ſoll mich nicht beurteilen'

Der Humor? Der kann ohne mich leben: leb' ich doch auch ohne ihn.

Mich ſelbſt laſſen Sie auch noch leben! Sonderbar, der Menſch glaubt, er erzeigt dem andern einen Liebesdienſt, wenn er ſagt: „Du ſollſt leben" Wißt Ihr denn, ob ihm das angenehm iſt? Ich glaube, die Menſchen laſſen ſich gegenſeitig nur darum ſo gerne leben, weil ſie wiſſen, daß dem andern das Leben zuwider iſt! Es ſollte kein Menſch die Keckheit haben, dem Nebenmenſchen ins Geſicht hineinzuſchreien. „Du ſollſt leben!" wenn er ihm nicht eine halbe Million und ein zufriedenes Herz dazu hinlegt. Überhaupt ſoll man niemanden leben laſſen, man weiß nicht, wie man manchmal einen Dritten dadurch verletzt Man trinkt einem Manne zu: „Du ſollſt leben!" Seine Frau ſitzt dabei und fühlt ſich dadurch gekränkt. Man trinkt einem Reichen zu: „Du ſollſt leben!" Ein Vetter, der ihn beerben will, hört es und fühlt ſich beleidigt. Alſo nichts vom Lebenlaſſen' Laſſen wir das Leben, wie das Leben uns läßt; der Menſch ſetzt oft ſo viel an das Leben und ſetzt ſein Leben oft an ſo wenig, daß alle Schätzung für das Leben verloren ging. Alſo der Menſch laſſe den Menſchen nicht leben, es iſt genug, wenn er ihn ruhig ſterben läßt; und damit leben Sie wohl und ſterben Sie noch beſſer.

Die Geneſis des Praters.

Der Frühling iſt vertagt, das Interim des Mai wird verlängert, die Bäume ſind noch Miniſter ohne Portefeuilles, die Sonne iſt wie die Hannover'ſche Note nicht recht klar, die Luft iſt rauh wie ein Bürgerlicher, der Miniſter geworden iſt, die Blüten wollen wie der geſetzliche Zuſtand nicht recht heraus, die Aufs-landgeher gehen wie unſere Zeit wieder zurück, und der „Prater", dieſer humoriſtiſche Frühlings-Almanach der Wiener, erſcheint mit Blättern ohne Illuſtration, ohne Bild, ohne Duft, ohne grüne Lebensfriſche!

Die armen Blätter auf den verſchiedenen Zweigen laſſen den Kopf hängen, als wären ſie lebendige Wiener, ſie getrauen ſich nicht zu entfalten, denn dieſer Mai iſt ein verkappter November; die Blütenkelche ſtehen geſchloſſen, ſie wagen den Mund nicht aufzumachen, mit zugedrückten, lichtloſen Augen trauern ſie auf den melancholiſchen Äſten; die Menſchen gehen in den Prater, um ihn — zu ſuchen, ſie ſehen die Atonie der Natur, die mit der ihrigen ſympathiſiert, und ſeufzen und gehen nach Haus und ſagen: „Es is halt nit mehr der Prater und wird's halt nimmermehr!"

Und doch las ich geſtern in unſeren Feuilletons: „Die Praterfahrt am zweiten Mai war wieder ſo glänzend wie die alten Praterfahrten!"

O, ihr Epigonen von vorgeſtern, ihr Friſchlinge von geſtern, was wißt ihr vom „alten Prater!" Habt ihr ihn perſönlich gekannt in ſeines Lebens Mai? Habt ihr euch in ſeine Arme geworfen, als er noch Alkibiades, Lovell, Don Juan, Jean Paul, Beranger, Werther, Oreſt, und allen alles in allem war?

Ihr habt ihn nicht gekannt, als er noch reich, friſch, verſchwenderiſch, begeiſternd, tröſtend, aufrichtend, erquickend, üppig und füllig war! Ihr kennt den greiſen Prater, und nehmt ſeine Grimaſſe für Jugend! Ihr habt in dieſem Mai nur die Parade-Ausſtellung ſeiner Leiche geſehen, und haltet ſie für ſeine goldene Hochzeit mit dem früheren Leben! Ihr ſagt, das alte Volk wächſt wieder heran, ihr betrogenen Betrüger! Kinder und Blumen und Träume wachſen im Schlafe, aber Völker wachſen nicht, wenn ſie ſchlafen, ſie verkrüppeln im Schlafe, ſie werfen ſich krumm wie ſchlafende Bretter und Balken!

Ich, ich habe ihn gekannt, meinen lieben, guten, alten Prater! Er war im Jahre 1811 ſchon mein grüner Schreibtiſch, mein Speiſetiſch mit der Jasmindamaſtdecke, mein blühendes Sansſouci, mein Schlafgemach mit den ſeidenen Blätter-Vorhängen, mein Freund, mein Vertrauter, mein Tröſter, mein Geſpiele, mein Lehrer, mein Delphi und mein Beichtſtuhl!

Ach, was war der Prater! Die grüne Marſellaiſe der freien Luft, das Frauentaſchenbuch der Wiener Schönen, Feen-Oper und Kinder-Ballett, Volksſtück und höheres Drama! Der erſte Mai im Prater! Der alte Phantaſus wurde jung, der Sommernachtstraum wurde wach; Oberon und Titania huſchten auf und ab und auch der Zettel ward hie und da geſehen!

Der erſte Mai! Da war der Prater der Hofmarſchall der Reichen, der Dichter der Armen, die Hymne der Vornehmen und das G'ſtanzel des Volkes; der Ovid der haute volée und der Minneſänger der Maſſen. Morgens, wenn Aurora ihre Bettgardine zurückſchlug und herunterlachte auf den Prater, auf dieſen großen Streckvers der lyriſchen Natur, da ſtürzte ſich das Volk in die langgeſtreckten Alleen, die ihre grünen Arme, mit Blütenarmreifen behängt, entgegenſtreckten; und ſo überlieferte der Morgen das Volk an den glühenden Mittag und der glühende Mittag an den ſanftäugigen Abend, und der ſanftäugige Abend an die tauſendängige, luſtwiegende Nacht, und überall Luſt und Freude, und die Sorge an den Bäumen gehängt, und überall Grüße und Winke und flatternde Tücher und wehende Hüte und lachende Mädchen mit unverſchämt weißen Zähnen, und überall Begleiter, die der Sieg des Erfolgs im voraus triumphieren ließ, und man rief hinüber und herüber, und drängte ſich ſchäkernd durch die Menge, und in den beiden Parlaments-Häuſern, im Unterhaus des Wurſtel-Praters und im Oberhaus der ariſtokratiſchen Alleen herrſchte Eintracht, Frohſinn, ſüße Vergeſſenheit des Geſtern und des Morgen, überall nur den Schmetterling „Heute" auf den Hut geſteckt; und auf den ſamtenen Raſen in den Zwiſchenräumen ſiedelten ſich Kolonnen Stadtauswanderer, Mai-Nomaden an, und der Raſen wurde zum Kredenz- und zum Familientiſche, und die Kolonie jubelte hinüber in's Mutterland und blieb durch Scherz, Gelächter, Zuruf, Muſik, Einladung mit dem Mutterlande in Verbindung! Und dann die Geheimniſſe der lüſternen Waldnacht in der ſogenannten „Krieau", die Urpoeſie des Volkslebens an den ſchattigen Ufern der Donau; der Sanskrit im Phyſiognomieſpiel der Auserwählten in Reit- und Fahr-Allee, die ſymboliſchen Winke und verhüllten Enthüllungen vom Reiter zur Equipagen-Beſitzerin; die Geſtändniſſe ſchöner Seelen in den erotiſchen Frühſtücken des Luſthauſes; die Rendezvous der appetitfähigen wilden Welt beim „wilden Mann", das Geſchwätz und Gekoſe beim „Paperl", und all' das fröhliche Treiben und Drängen und Sichdurchwinden, bis

die Mutter Nacht ihre luſtigen Kinder nach Hauſe rief unter ihre dunklen Fittiche.

Das alles iſt geweſen! Das alles kommt nicht wieder! Was iſt jetzt eine Praterfahrt? Ein Volksſtück mit herausgeriſſenen Couplets, ein Gebiß aus künſtlichen Zähnen, ein galvaniſierter Kadaver, der aufzuckt und dann zuſammenſchnappt; ein Kadaver mit roten Adern, aber in den Adern iſt bloß eingeſpritztes Wachs, es iſt kein Blut, es pulſiert nicht, man ſchiebt ſich auf und ab, aneinander vorbei, aber man ergeht ſich nicht; man ſchwimmt wie Eſſig und Öl zuſammenhanglos nebeneinander; man ſchaut die Maſſen, aber niemand ſieht den andern an, man grüßt per usus und dankt par depit; die marmornen Illuſtrationen gehen, reiten und fahren wie die ſteinernen Gäſte; hart hinter dem Fußgänger ſchreitet der dunkle Schatten der nächſten Stunde, auf der Croupe der Reiter ſitzt die ſchwarze Sorge und hinter der glanzvollen räderbeſchwingten Equipage rollt das Rad einer ſchickſalsſchweren Zukunft. Hier rauſchen Seiden- und Atlas-Gewänder ſtolzaufgebauſcht vorüber, aber in den langen Falten der Stoffe knittern unheimliche Proletarier-Gedanken heraus; reichgeſtickte Livréediener ſchreiten nach hinter der luſtwandelnden Elite, aber die Gedanken der Diener eilen der Herrſchaft voraus und laſſen ſie zurück; die Menge bleibt ſtarr, die Maſſe regt ſich, aber bewegt ſich nicht. Treſſen und Drap d'argent imponieren nicht mehr, Peitſchenknall und Federbuſchwehen ziehen die Menge nicht mehr ab von ihren finſteren Betrachtungen; das Sättigen des Auges ſtillt nicht mehr den Hunger des Verſtandes: das Angaffen eines glänzend vorüberrollenden Poſtzuges iſt keine Entſchädigung mehr für die Schwielen an den wundgegangenen Füßen der Armut; das Bewundern der Toilette des Reichtums läßt den Menſchen ſeine Blöße nicht mehr vergeſſen! Es iſt alles verdüſtert, der Volksſtimmung iſt der Reſonanzboden zerſchlagen; das öffentliche Leben lebt ohne Nahrung, wie die Kröte im Stein; die öffentlichen Beluſtigungsorte und Spazierplätze ſind nichts als große Räume, in welchen man taub und ſtumm und teilnahmslos aneinander vorübergeht, entweder um Appetit zu bekommen oder um zu verdauen, nicht aber um ſich zu erheitern: ſelbſt die Hirſche im Prater ſind menſchenfeindlich geworden, früher kamen ſie bis in die Kaffeehäuſer, ſahen die Menſchen mit hellen, klugen, freundlichen Augen, und freuten ſich ob ihrer Freude, jetzt haben ſie ſich zurückgezogen hinter die entfernten Waldpartien im engeren Bunde, im Sondergelüſte; ja ſelbſt im Wurſtelprater ſchlägt Policinell vergebens zehnmal täglich den Juden tot, nicht einmal ein Kind lacht mehr darüber, und das ſoll der „alte Wiener Prater" ſein?! Und wo ſind die dichten Reihen der wappenſtrahlenden Phaëtone? Wo ſind die ſtolzen, prächtigen, ſtahlnervigen Söhne Pannoniens? Wo ſind die dichten Reihen der Ritter der Mag-

natentafel-Runde? Wo ſind die rhytmiſchgliedrigen Töchter der Wälder und Pußten, mit dem Leibe üppig wie der Weizen im Banat, mit den Augen, ſüß und feurig dunkel, wie der Moſt von Tokai? Wo ſind die prächtigen, düſterſinnigen Söhne und draſtiſch fülligen Töchter Libuſſas? Wo ſind die ſchimmernden, glänzenden, ſtrahlenwerfenden Glorioſitäten alle aus Fern und Nah, die den Prater einſt zum Korſo Europas machten?!

Der Prater iſt tot, der Prater iſt jetzt das Escurial ſeines früheren Ichs! O, bemüht euch nicht, ihn zu beleben; legt kein künſtliches Rot auf ſeine Wangen, die Verweſung hält keine Schminke; legt keine aufgemalten Roſen auf ſeine eingefallenen Bruſtgitter, ſie machen den Tod nur noch kenntlicher! Der Prater iſt tot, mauſetot, tot wie ein neugeborenes Geſetz, tot wie unſer Leben!

Und wann wird der Prater auferſtehen? Auferſtehen in ſeiner früheren Jugend und Schönheit und Glückſeligkeit? Wann? Wer weiß das?! Nach langen, ſturmvollen Nächten, nach langen, ſich entladenden Elektrizitäten, nach ſchweren Gewitterzügen, nach verzogenen Wolkenhimmeln, wenn der Völkerfrühling kommen wird, wenn, um mit der „Ahnfrau" zu reden, ſanftere Lüfte wehen und die Gnaden auferſtehen, und die Herzen heiter fließen, und die Zwanziger wieder ſprießen, und die Palliſſaden ſchwinden, wenn ſich Fürſt und Volk wird finden, wenn von oben ſtrahlt die Liebe, wenn von unten ſchweigen böſe Triebe, wenn Vergang'nes wird vergeben, wenn die Jetztzeit tritt in's Leben, wenn die Zukunft wird verbürget, wenn der Argwohn wird erwürget, wenn die Freiheit wird geſetzlich, wenn das Recht wird unverletzlich, wenn das Volk wird klar beſonnen, wenn der Rechtszuſtand hat begonnen, wenn nicht alles proviſoriſch, wenn die Charte wird hiſtoriſch, wenn Gold und Silber wieder kommen, wenn nicht knechten uns die Frommen, wenn die Fleiſcher und die Bäcker, nicht noch täglich werden kecker, wenn der Jud', die Hottentotten, dürfen Ochſen frei ausſchrotten, wenn das Heer der Monopole, uns nicht verſchlingt vom Kopf zur Sohle, wenn die Denunzianten ſchwinden, wenn ſich die Lieb' wird wieder finden, Lieb', Gemüt und Fröhlichkeit, zwiſchen Ariſtokraten, Menſchen, Leut', zwiſchen Volk, Miniſter, Thron, zwiſchen Groſchen, Gulden und Million; dann, dann, dann wird im Wiener Prater, Volk als Kinder, Fürſt als Vater, wieder wandeln, reiten, fahren, wie vor vielen Jahren, friedlich, fröhlich, freudig, wonnig, in den Räumen ſchattig, ſonnig; bis das alles eingetroffen, laßt uns — ſchweigen, harren, hoffen!

Der Humor und der Frühling.

Ja, mein Freund, die Natur ist humoristisch und das Buch der Natur ist die Bibel des Humors, die einzige, höchste und ergreifendste Lektüre, das Vaterunser voll Einfachheit und Erhabenheit, voll Gemüt- und Göttlichkeit! O! lest, lest unaufhörlich in den humoristischen Blättern der ewig offenen, klaren und deutlichen Natur! Die Natur legt einen heitern Himmel in eure klare Spiegelbrust, wie sie einen über euch wölbt; die Natur zieht einen abgerundeten Kreis fester Ruhe in eure Seele, wie sie den Zirkel ewiger Berge um euren Horizont schließt; sie sät eine grüne Saat voll Hoffnungen, voll reinerer, besserer Hoffnungen in eurem Selbst, wie sie die grüne Tanzdecke des pflanzentreibenden Bodens vor euch ausbreitet; sie legt ein Chor voll jubilierender, helltönender Stimmen in euer Gemüt nieder, wie sie um euch die Singschule und das Tutti aller stimmkehligen Wesen erschallen läßt; sie füllt eure Phantasie mit dem Gefühl für das Schöne, wie sie täglich ihre Belvedere von Millionen herrlichen Bildern vor euch aufschließt, und euer Auge sich an ihren zauberischen Einklängen und reizenden Farbengebungen labt; sie gießt von der heilenden Hand einer überschleierten Hoffnung Balsam in euer wundes, einsames und klösterliches Herz, wie sie euch durch den Nonnenflor der barmherzigen Nacht die leuchtenden Himmelsaugen, die Sterne blinken läßt! Mit tausend Zungen spricht die Natur zu euch, wie der Humor mit tausend Bildern und Masken euch umgiebt, sie umfaßt euch mit tausend Fühlfäden, wie der Humor mit tausend Handhaben euch ergreift, bald mit den heißen Armen der Liebe, bald mit den Preßschienen des Spottes, bald mit den Rosensingern der Hoffnung und bald mit den Krebsscheren der Verzweiflung; bald mit den Schmetterlingsflügeln der Wonne und bald mit den Freßzangen des Jammers! Der Humor ist der Uraltvater, der Pentateuch aller andern Witzspielarten, er ist der Raketenmeister der ganzen Schöpfung, der erstgeborne Kronprinz der Phantasie, bei dessen Geburt alle Geistesglocken ertönen, und hundert Donnerkanonen voll geistiger Ladung es der ganzen Welt verkünden, da hingegen bei der Geburt der Laune, wie bei jeder Prinzessin, bloß die Hälfte in Bewegung gesetzt werden.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen; er überwindet die Welt, aber er verzehrt die Gefangenen nicht kannibalisch, wie die Satire; er läßt sie nicht über die Zungenklinge springen, sie müssen bloß alle ihre Waffen und Munition an sein Fouragiercorps abliefern. Er ist ein lebensfroher, jovialer, rüstiger und vielerfahrener Greis, der sich mit uns, wie mit Kindern neckt und balgt, aber doch mit uns gutmütig am Boden herumkrabbelt. Es scheint, als hätte er ewig gelebt und müßte ewig fortleben. Er wird, wie eine Dennebecker Metamorphose, bald so groß daß er sich das Haupt mit Sternen umflicht und mit seinen Riesenarmen hinausgreift in's jenseitige Leben, daß ihm die Planeten und Wolken wie Tropfen an den Fingern hängen. Bald läßt er sich auf dem Fallschirm der Phantasie herunter, spielt als Kind mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, streift in Urgebirge und Wälder und in alle Werkstätten und Laboratorien; und überall holt er seine Nahrung, und alle Reiche der Natur und Kunst müssen ihm Brandschatzung geben. Er ist Mineralog und Botaniker, Astrolog und Hydrauliker, Philolog und Statistiker, Wundarzt und Prediger, Pharmaceut und Alchymist. Er ist Meister und Geselle, Laborant und Praktikant. Er ist selbst Autor und Schriftgießer, Setzer und Drucker und Verleger und Kolporteur. Mit der Linken schreibt er die Rudolphinischen Planetentafeln, und mit der Rechten ein Intelligenzblatt. Er schüttet Cagliostro's Lebensessenz und gemeinen Teufelsd . . . aus seinen Philadelphischen Schreibärmeln. Das eigentliche Wesen des Humors aufzufassen, dazu gehört eine klare, spiegelhelle, erkenntnis- und anschauungsvolle Seele, in welcher er sich, wie die fata morgana im strahlenreichen Krystallsee, abspiegeln kann. Darthun wollen was Humor ist, heißt das Licht erzählen und den Klang abschreiben wollen.

Über das Heil des Zapfenstreiches.

Es giebt noch viele Erscheinungen in der Natur, die wohlthätig und heilsam auf die Menschheit wirken, und von denen es eine große Zahl der Unvernünftigen nicht einsehen wollen. Z. B. Ungewitter und Stürme, sie reinigen die Atmosphäre; Krieg und Pest, sie sichten das wilde Wachstum der Menschheit; Hungersnot erzeugt Diät und Mäßigkeit; eine Feuersbrunst verbessert die Löschanstalten u. s. w. Wie wohlthätig und welch ein Segen wäre jetzt nicht auch ein solides Erdbeben für die Stadt München? Da stürzten die Häuser, die nicht fest genug gefügt sind, auf einmal ein, und man müßte nicht nach und nach bald hier einen Menschen ausgraben, bald dort. Die Bau-Kommission könnte nach einem solchen Erdbeben ruhig schlafen, sie wüßte: nun sind unsere Häuser Gottlob alle eingefallen, was jetzt noch stehen geblieben ist, bedarf keiner Unterstützung und kein Haus bedürfte einer Tafel mit der Warnungs-Überschrift:

„Abonnement suspendu!"

Nicht nur Krieg und Pest und Erdbeben, auch die Jesuiten sind heilsam, denn durch sie lernen wir den Wert eines tugendhaften Mannes erst recht schätzen und die Heuchelei erst recht verachten. Nichts in der ganzen weiten Schöpfung ist also ohne Nutzen, nicht einmal ein Theater-Intendant, von dem man gewöhnlich gar nicht weiß, was er nützt, ein Theater-Intendant ist vom höchsten Nutzen, auf wen könnten sonst schlechte Regisseure ihre Sünden wälzen?! So geht es auch mit unserm Zapfenstreich! Es giebt viele unvernünftige Menschen, welche ausrufen: Aber um des lieben Himmels willen, zu was soll uns alle Abend dieser hirnzerrüttende, ohrenzerreißende, kopfbetäubende und luftzerfetzende Lärm? Leben wir denn in einer belagerten Festung, mitten im Kriege? Wohin sollen wir denn unser ohnehin schwaches Gehirn retten vor diesem diabolischen, kannibalischen Getrommel? u. s. w." O ihr kurzsichtigen, kurzsinnigen und kurzschließenden Menschen! Dieser Zapfenstreich ist nichts als ein etwas vernehmbares:

„Comment vous portez-vous?"

eures Leib- und Seelenarztes. Dieser Zapfenstreich ist nur eine Generalprobe, die euch untersucht, ob eure Glieder noch hübsch zusammenhalten und ob ihr die große Posaune der Auferstehung

ertragen könnt. Ein offenbares Übel iſt offenbar beſſer als ein heimliches, habt ihr alſo die kleinſte Dispoſition zu einer Ohren- oder Hirnentzündung, dann bricht ſie durch den Zapfenſtreich erfreulich aus, und der Arzt weiß woran er iſt. Hat irgend ein Haus Neigung zur Hinfälligkeit, ſo muß es bei dem Zapfenſtreich einſtürzen und ihr habt dann eine ruhige Nacht. Habt ihr bis 9 Uhr im Theater geſeſſen und habt ſchlechte Schauſpieler mit Andacht angehört, ſo iſt es billig, daß ihr euch dann austrommeln laßt. Welch Glück iſt es, wenn ihr in Geſellſchaft ſeid und der Zapfenſtreich kommt! Dann hört ihr nicht nur das nicht, was der andere ſagt, ſondern ihr hört auch euer eigenes Wort nicht, es ſteht euch alſo frei zu glauben, ihr habt eben etwas Geſcheites geſprochen. Die Ehemänner können ſich durch den Zapfenſtreich an die Beredſamkeit ihrer Frauen und ihre Gardinenpredigten gewöhnen. Der Zapfenſtreich iſt auch eine Geſundheits-Erinnerung, daß man ja hübſch geſchwind alle Fenſter zumache. Der Zapfenſtreich iſt auch eine moraliſche Vorleſung, die wir alle Abend erhalten über den Text: daß die leeren Köpfe den meiſten Lärm machen, daß die Eielshaut immer von ſich ſelbſt ſpricht, und überhaupt lernen wir daraus, daß das Kalbsfell das beſte Mittel iſt, die Nationen in Schlaf zu bringen! Dann auch noch, wie viele Tugenden, die vielleicht eben um neun Uhr, welche Stunde im Sommer für Tugenden überhaupt die Geſpenſterſtunde iſt, dem allgemeinen Weltgeiſt näher ſind als ſonſt, werden durch dieſen intermezzierenden Zapfenſtreich ſich, der Moral, und dem rechtmäßigen Eigentümer erhalten? Alſo:

„Ehret den Zapfenſtreich!“

Denn er giebt Ruhe, Glück, Geſundheit, Schlaf, Tugend und Legitimität der Generation!

Die Mystifikation.

Es war in Berlin: in Berlin, zur Zeit, als das Königsstädter Theater unter den dritthalb Stämmen von den zwölf Stämmen Israels stand, und die Sonntag den Schabbes ausmachte. Es war zur Zeit der „alten Garde", zur Zeit, wo Karl Schall, der Breslauer Vers-Kanditor, eine „gold'ne Preisfeder" gewann, welche die „Mittwochs-Gesellschaft" austeilte, und zwar, weil er das beste Gedicht schrieb, in welchem „besten Gedichte" die Zeilen an die Sonntag:

„Sie, die die Töne säuselte,
Wie Zuckerplätzchen sträuselte!"

die besten waren; zur Zeit, als mir von Leipzig der Orden „de Rose" für die „Rosa badensis" Amalia Neumann zugeschickt wurde; zur Zeit, als der kleine Dichter Angely mich verklagte, daß ich mich geäußert hätte, ich wollte ihn umbringen, und ich nichts anderes zu Protokoll gab, als die Worte: „Meine Herren, seh' ich aus wie ein Kindermörder?"

Zu jener Zeit war es, wo ganz Berlin von der wichtigen Frage absorbiert wurde, ob der „Taschenspieler Habitt aus Moskau" oder der „Zauberer Bosco" die gebratenen Hühner täuschender wieder lebendig werden lassen; zu jener Zeit war ich schon noch immer verliebt, denn ein Poet muß zu jeder Zeit eine Liebe und eine Liebschaft haben, die eine fürs Herz, die andere für den Schmerz, für den Gedichtschmerz, für die gereimten, gepreßten und gedruckten Seufzer! Ich war um fünfzehn Jahre jünger, und also gescheiter, denn die verliebten Herzen und die Krokodille werden im Alter immer stärker und verschlingen immer mehr, ich war also auch gescheiter, d. h. ich betrachtete jeden Liebesanfang, wie Talleyrand sagt, als „le commencement de la fin". Dazumal wußte ich sogleich, wenn sie nicht zum Rendezvous kam, und dann schrieb: „Heftiges Zahnweh" — oder: „Ein unvorhergesehener Besuch", oder: „Die Mutter ging nicht aus" u. s. w., da wußte ich gleich, daß ihre Liebe zu wackeln anfing; und wenn ich vergebens auf Briefe von „der Holden", von „der Einzigen" wartete, und es dann hieß: „Unbegreiflich! ich schrieb dir sechs Briefe!„ oder: „Ich schnitt mich in den Finger" u. s. w., da begriff ich das

Unbegreifliche bald, und ſagte mir wieder: „C'est le commencement de la fin!“

Zu jener Zeit alſo, wo

„Kraft der Lorbeern, die mein Haupt umrauſchten,
Kraft der Leier, die ich rühmlich ſchlug!“

mein Herz in jedem Frauenantlitz eine gute Priſe ſah, kam ich eines Abends nach Hauſe, und fand ein zierliches, duftendes „Briefchen auf Seidenpapier, berändert mit goldenen Kanten“ vor, in welchem mit zierlicher Hand gekritzelt ſtand: „Eine Dame, von Ihren literariſchen Talenten und Ihrer Liebenswürdigkeit entzückt, wünſcht Sie morgen abends im Königsſtädter Theater zu ſehen. Geben Sie gut auf das morgen Abend zu gebende Stück Acht, bei einer gewiſſen bezüglichen Stelle werden Sie ein Zeichen erhalten, und erfahren, wer Sie zu ſehen wünſcht.“

Der Leſer fragt, welchen Eindruck dieſes Billet auf mich machte? Gar keinen. Ich war entſchloſſen, hinzugehen. Ich dachte mir: „Es kann auch eine Myſtifikation ſein!“ Allein, da in meiner Praxis immer von ſechs ſolchen Zuſtellungen drei oder vier keine Myſtifikation waren, ſo ſetzte ich mich der Gefahr aus, auch einmal myſtifiziert zu werden. Und ich glaube, die Männer alle würden im gleichen Falle ebenſo handeln.

Und was heißt das, eine Myſtifikation? Ein naſeweiſes Bürſchchen, oder eine müſſiggängeriſche Mamſell, oder eine gelangweilte Witwe führen den Plan aus, den und den zu myſtifizieren! Was liegt daran? Den Spaß kann man immer mitmachen, mit allen möglichen Vorſichten, das verſteht ſich.

Ich beſah das Briefchen, ich las es, es war nicht romantiſch, das gefiel mir! Wer romantiſch ſchreibt, liebt nicht. Ich bin viel mit Liebe heimgeſucht worden, ich habe mir oft einreden laſſen, man liebe mich, denn ein Poet iſt ein Narr von rechtswegen, ich habe eine Kollektion von romantiſchen, poetiſchen, ſäuſelnden, flüſternden, girrenden, hochtrabenden, ſturmlaufenden, zerfließenden und dahinſchmelzenden Liebesbriefen. Allein ich beſitze nur einen einzigen, der ganz einfach, ja, ſo zu ſagen ganz unbedeutend in Hinſicht des Stiles iſt, und es iſt doch mehr wahre Liebe darinnen, als in allen Geſängen Sapphos, Corinnas, Petrarkas, Schillers und Goethes. Sie ſchreibt:

„Biſt du hier, in ***, ſo kann ich mir alle Augenblicke denken, wo du biſt, jetzt gehſt du in *** ſpazieren, jetzt biſt du bei ***, jetzt ſpeiſeſt du bei *** u. ſ. w.; biſt du aber nicht hier, biſt du aber, wie jetzt, in ***, da werde ich verwirrt, dort iſt mir alles fremd, ich kenne nicht Land, nicht Leute, ich kann mir keine Vorſtellung machen, wo und mit wem du biſt, und das geniert mich im Denken an dich.“

Wahrlich, die glühendſten Tropen des Orients, die welchſten

Lieder Heines, die zarteſten Blüten Bettinas reichen an heiliger Einfalt und Herzinnigkeit des Liebelebens nicht an dieſe ſüßen, wunderſüßen Zeilen.

Wienerinnen, ſeid ſtolz, die Schreiberin war eure Mitbürgerin!

Alſo, der andere Tag kam, die Theaterzettel kamen auch. „Königliches Schauſpielhaus: Dienſtpflicht", Herr Gaſner als Gaſt." — „Königsſtädter Theater: „Die blühende und verblühte Jungfrau", Luſtſpiel von Jul. v. Voß."

Ich hatte das Stück bei der erſten Aufführung geſehen, und es langweilte mich entſetzlich. Es war nicht zu verkennen, daß es vom Vater des „Magiſter Lämmermeyer" herrührte. Man muß Julius von Voß gekannt haben, wie ich, man muß im „Voigtlande" bei ihm geweſen ſein, man muß dieſe Stube ohne Dach und Fußboden, dieſen Tiſch ohne Füße und Ecke, dieſes Bett ohne Geſtell und Bettzeug geſehen haben, und ihn dazu, um zu begreifen, wie eine allerdings talentierte Dichternatur einen ſolchen Steckbrief wie „Magiſter Lammermeyer" ſchreiben, wie er ihn in die Welt ſenden konnte!

Es war eine harte Prüfung, dieſes Stück noch einmal zu ſehen, aufmerkſam ſein zu müſſen, um bei einer bezüglichen Stelle ein Zeichen zu erhalten! „Schweres haſt du mir beſchieden, pythiſcher, du arger Gott!"

Der Abend kam, ich ließ mir eine Loge holen, und eine halbe Stunde vor dem Anfange ſaß ich ſchon im Königſtädter Theater.

Ich muſterte das Parterre, die Logen, das Parkett, jedes Häubchen, jeder Hut konnte ja die Reizende umſchließen, denn reizend mußte ſie ſein! Wie denn anders! Allein ich fand, außer einigen neugierigen Blicken, die bloß dem Redakteur der „Schnellpoſt" und des „Couriers" galten, keinen Blick mit obligaten Beziehungen, keinen Blick mit Seitenbeſchlägen, keinen Blick mit Ober- und Untergewehr, kurz, keinen Blick für mich, „alles hatte ſeinen Herrn"!

Das Stück begann, all' mein Lebtag hatte ich nicht ſo aufmerkſam zugehört, keine Silbe entging mir! In den Zwiſchenakten ließ ich wieder das ganze weibliche Zuſchauerperſonal die Revue paſſieren; nirgends die leiſeſte, entfernteſte Spur eines Rendezvous.

Der letzte Akt begann. Mit erneuter Aufmerkſamkeit verfolgte ich den Lauf des Stückes, lauſchte auf jedes Wort, ob nicht doch endlich das Zeichen käme; nichts, alles vergebens!

Das Stück war zu Ende, weder eine Beziehung konnte ich herausfinden, noch viel weniger kam ein Zeichen.

Das Theater war zu Ende, ich hüllte mich in meinen Mantel und in mein gefoppтes Bewußtſein, und verweilte einige Augenblicke am Ausgange. Da kam Julius von Voß auf mich zu:

„Guten Abend, Herr Saphir! Sie wieder bei meinem Stücke? Viel Ehre für mich!“ Ich lächelte weinſäuerlich und ſagte: „Mich intereſſiert es beſonders!“ Voß machte ſein bekanntes Voigtländer Kratzbürſtengeſicht und ſagte: „Sehen Sie, Herr Saphir, nach der erſten Vorſtellung dieſes Stückes ſagten Sie, man brächte Sie um keinen Preis mehr dazu, dieſen Unſinn noch einmal anzuhören, ich habe Sie mit einigen anonymen Zeilen dazu gebracht; gute Nacht, Herr Saphir!“ Sagt's, lachte und ging; ich ſagte nichts als: „Auch gut!“ und ging hundert Auſtern eſſen. Nichtsdeſtoweniger werden noch immer anonyme Rendezvous von mir reſpektiert, avis à la lectrice!

Inhalt des dritten Bandes.

Humoristische Erzählungen II. Teil.

	Seite
Unter-Töblinger Novellen	5
1. Jede Sache hat zwei Seiten, oder: Man soll mit allen Frauenzimmern artig sein	5
2. Der Mensch denkt, der Esel lenkt	10
Briefe aus dem Nachlasse eines Zeitungsträgers	21
Devisen und volkstümliche Reden im Karneval	28
1. „Wer mit Hunden schlafen geht, steht mit Flöhen auf"	28
1. „Der liebe Himmel fragt nichts nach den Schneidern, er läßt gefrieren nach den Kleidern"	31
3. „Fasching ist vorbei, Stockfisch schreit: „Juchhei!" alles Fleisch ist Heu!"	33
4. „Jedes Menschen Freund keinem gut es meint!"	36
Ich als Briefsteller der Liebe und Eifersucht, oder: Für andre schreibt man's, für sich treibt man's. Ein buntes Bild aus meinem Leben	39
Meine Genesung, oder: Die mir vom Himmel verliehene „Leibes-Konstitution"	51
Der Frühling, auch ein Postillon	55
Kleine Exempel aus Europas Rechenbüchlein, oder: Wenn ein einzelner Mann die ewige Treue in vier Flitterwochen zerreißt, wie lange brauchen 80000 Mann, um den ewigen Frieden zu zerreißen?	59
Naturgeschichte der Mädchenjahre. 1. Die Luftschlösserjahre. — Die Kartenhäuserjahre. — 3. Die Versorgungsjahre. — 4. Die Strohhüttenjahre. — 5. Die Verzweiflungsjahre — 6. Die „Hol's der Teufel!"-Jahre	67
Betrachtungen über den Überfluß an Mangel weiblicher Schamhaftigkeit bei der Zunahme der Abnahme der Ärmel- und Schulterbekleidungen	73
Das „ff" des Lebens: „Frühling" und „Frauen"	74
Über den Einfluß der Grammatik und der Orthographie auf die weibliche Schönheit	87
Kleines Toilettenbüchlein des weiblichen Herzens	93
Das Auge der Geliebten	96
Die deutsche Sprache und die deutschen Frauen	98
Der Kenner des weiblichen Geschlechtes	104
Meine Sterne	107
Frühlingspräludien	112
Der Sommerprossentag, oder: Wie viel Unannehmlichkeiten man auf einem kurzen Spaziergang erfahren kann	115
Mantel-Rede, in den Wind gesprochen	121

Seite
Der erſte Kerb und der tauſendſte Thaler 124
Legitimer Witz und legitime Einfalt 128
Der ſatiriſche Müßiggänger 132
Don Carlos mit Butter, oder: Die Leſe-Societät 134
Das Konzert durch die Fenſterſpalte 144
Der Narren- und April-Humor 150
Der Deklamator und die Fliege 155
Die Probeblätter des menſchlichen Lebens. Eine Neujahrsſtandrede . . . 160
Die innern Menſchen, oder: Der öffentliche Gerichtshof im Menſchen . . 165
Das ariſtokratiſche Herz und le valet de coeur 171
Das ABC-Büchlein und die Hageſtolzen vor dem jüngſten Gericht . . . 180
Ein Wort zu ſeiner Zeit über das Hageſtolziat 194
Dummer Brief an die „wilde Roſe“ 199
Luft, Feuer, Waſſer, Erde, oder: Die vier Erden-Elemente und noch ein Hammelstauſend-Element. Ein Capriccio 204
Konverſations-Lexikon der Ohnmacht 210
Pantoffelrede eines Schriftſtellers und Satirikers am Tage ſeiner Verheiratung 215
Das Rätſel und die Löſung. Ein Bruchſtück aus meinem Reiſebüchlein . 218
Das Abenteuer. Aus meinen Memoiren 228
Die wehmütige Inſchrift 231
Va banque, der Hoffnung 238
Va banque, dem Frühling 241
Dr. Henichel, das Manuſkript-Skelett 244
Die unbegreifliche Gaſtfreundſchaft 247
Dr. Tauſendkorn, das Tauſendſapperment-Talent 251
Herr Schniffelfeld, der Naturforſcher 255
Winter-Opfer und Geſellſchafts-Geiſeln. Der tanzende Nachtlöhner . . . 258
Ich als Beobachter. Badner Novellette 261
Der Schickſals-Hecht, oder: Ein Paſſagier der dritten Klaſſe 266
Leere Betrachtungen über den vor mir liegenden leeren Bogen Papier . . 271
Unſer Mittwoch 273
Verſchiedene fromme Wünſche verſchiedener armer Teufel 277
Die Taſchen-Familie 280
Sehen und Hören 283
Die Kunſt mit Kaffeeſchweſtern umzugehen, nebſt einem Anhang über das Klatſchen, Mediſieren, Verläumden, Spötteln, Achſelzucken, Augenblinzeln, Kopfſchütteln, Händereiben, Ohrenſpitzen u. ſ. w., ſowie auch einige Fingerzeige über die Kunſt, alles zu wiſſen, was bei ſeinem Nachbar vorgeht, wie viel Ellen Taffet alle Damen in derſelben Straße zu ihren Oberröcken gebrauchen, wie die Geſindeordnung aller Häuſer beſchaffen, wer den Mädchen in dem Revier die Kur macht, wie groß der Pantoffel in den verſchiedenen Familien der Umgegend iſt u. ſ. w. u. ſ. w. . . . 285
Die literariſche Holzſpaltungs-Anſtalt 288
Zababeus Sauerteigs Neujahrs-Prophezeiungen 291
Das Unglück, das große Los zu gewinnen 293
Die Emanzipation der Eſel 296
Was iſt Leſen? 299
Uhren, Menſchen und Bücher 303
Ein Abenteuer in den Tuilerien 304
Der Pantoffel 307
Warum der Himmel blau iſt 308
Ich als Geſichterſchneider, oder: Der Gezeichnete wider Willen . . . 311

	Seite
Der Rebushetzer. Ein Journalwelt-Bild	314
Wurstel-Theater und Marionetten-Theater im Wurstelprater	317
Kleines ABC-Büchlein für große Schauspiel-Kinder	323
Sechs verschiedene Ohrfeigen von sechs verschiedenen Händen durch mich selbst an mich selbst vollzogen	327
Gedankenjagd nach der kleinen Silbe „lei“	331
U. A. W. G., oder: Meine Visitenkarte an die Frankfurter National-Versammlung	335
Schul-Examen in der Geographie von Neu-Deutschland	339
Mein Rabe	344
Die Witwe und ihre Köchin. Eine Residenz-Anekdote	347
Das Unglück ein geistreicher Mensch zu sein	352
Etwas über das humoristische „Ich“, oder: Ich und meine Ichheits	355
Tanz, Wein und Gelag sind des Teufels Feiertag. Fasten-Devise	358
Allerseelen-Nacht	361
Ich und das Mystikspiel	365
Summer Brief an die „wilde Rose“	369
Libation — der wilden Rose	373
Der Mensch zwischen zwei Kalendern	377
Wie man sich stellen muß, daß Einem die gebratenen Tauben in's Maul fliegen. Eine akademische Preisfrage	380
Neujahr-Epistel als Antwort auf einen Sylvesterbrief	383
Die Genesis des Praters	384
Der Hu or und der Frühling	391
Über das Heil des Zapfenstreiches	393
Die Mystifikation	396

M. G. Saphir's

humoriſtiſche Schriften

in vier Bänden.

Ausgewählt und herausgegeben

von

Dr. Karl Meyerſtein.

Universi
Bibli
Ber

Vierter Band.

Humoriſtiſche Erzählungen III. — Literatur-Briefe. — Pariſer Briefe. — Didaskalien. — Dichtungen für heitere Deklamation. — Wilde Roſen. (Auswahl.)

Berlin.

J. Gnadenfeld & Co.

Humoriſtiſche Erzählungen.

III. Teil.

Sonnabend-Gedanken aus meinem Fußteppich.

Alle Sonnabende abends wird der Fußteppich bei meinem Schreibtisch ausgestaubt und gelüftet, da findet mein Bedienter so manchmal Gedanken, die mir beim Schreiben unter den Tisch gefallen, und am Teppich hängen geblieben sind. Ich habe sie ihm wieder abgekauft, und ihm die Erlaubnis erteilt, dann und wann seine Gedanken über meine Gedanken zu haben, und sie in meinem Blatte mit abzudrucken. Es ist nicht das erstemal, daß ein Bedienter bessere Gedanken hat, als sein Herr. Er heißt Josef Hilbert und ist einer der eifrigsten — Leser des „Humoristen"; pränumerieren aber will er nicht; ich führe das als einen Beweis an, daß er zuweilen ganz gute Gedanken hat.

Ich werde nun dem Leser diese meine eigenen, aus zweiter Hand wieder an mich gekauften „Fußteppich-Gedanken" dann und wann mit den Gedanken meines Bedienten mitteilen, bemerke aber dabei ganz bescheiden, daß diese Gedanken schon mit Füßen getreten worden sind, und dann erst ausgeklopft, auch haben sie sich bereits aus dem Staube gemacht! Also Nachsicht! Bitte! bitte!

— Es giebt Menschen, die nie einen guten Gedanken haben, die sind glücklich, denn ihnen geht kein guter Gedanke verloren!

— Jeder Arzt liebt — seinen ersten Patienten, das ist eine Liebe bis in — den Tod:

— Der Mensch befindet sich nur da wohl, wo er nicht ist.

(Mein gnädiger Herr hat doch zuweilen recht dumme Gedanken! Was heißt nun wieder dieser Gedanke? Ebenso gut könnte man sagen: „Dem Leser gefällt eigentlich nur das, was er nicht lies't! oder: Der Herr, der gar keinen Bedienten hat, der ist am besten bedient!")

— Wer donnern will, muß ein ganzer Kerl sein, dumme Menschen sollen sich mit den Donnern nicht befassen. Jupiter hat wohl Donner-Pferde, aber keine Donner-Esel.

— Wenn ich im Sommer durch unsere herrlichen Gebirgsgegenden reise und höre, wie die Menschen ausrufen: „Welch' ein Paradies!" so fällt mir die Bemerkung ein, daß in jedem Paradiese vom Baume der Erkenntnis nicht gegessen wird.

— Jeder Strom strömt jene Sprache fort, die an seiner Wiege tönt; die Donau strömt deutsche Laute, ihre Wellen klingen deutsch, ihre Ufer werden ewig nur von deutschen Tönen widerklingen, sie wird ewig nur die Pulsader der deutschen Sprache bleiben.

— Plato sagt: „Der Tugendhafte ist 792 mal so glücklich, als der Lasterhafte"; ach, wie unglücklich müssen die Lasterhaften sein!

— Die Leidenschaften tanzen ewig ein Ballet im menschlichen Herzen; und wenn sie auch nicht sichtlich beschäftigt sind, so üben sie sich doch stets zwischen den Kulissen ein!

— Wenn man im Theater, im Konzert u. s. w. ein Frauenzimmer ansieht, so korrigiert es sogleich sich, seine Locken, seine Chemisette, so nimmt es sogleich eine General-Korrektur an seiner Toilette vor. Es ist dies nicht immer Gefallsucht, sondern Missgefall-Angst.

— Als Aaron in der Wüste alles Gold und Silber der schönen Jüdinnen einschmolz, wurde nur ein — Kalb daraus; jetzt würde in einem solchen Falle ein grosser goldener — Ochs daraus werden!

— Wer war der erste Rezensent? — Eva! Sie hat den ersten Apfel heruntergerissen, und sich vom ersten besten Blatt gekleidet.

— Nur der Mann hat ein Schicksal, die Frau hat bloß einen Mann oder einen Anbeter.

— Jean Paul sagt: „Niemand hat ein Urteil über seine eigene Nase." Sonderbar! Und man hat sie doch beständig unter den Augen! Allein, es hat niemand ein Urteil über seine eigene Nase, aber auch nicht über seine Eigene, die ihn bei der Nase herumführt! — Es hat niemand ein Urteil über seine eigene Naseweisheit!

(Mein gnädiger Herr hat gewiß über seine Nase auch kein eigenes Urteil! Er glaubt, wenn ihm jemand eine Gefälligkeit erzeigt, so thut er das ihm, dem „Menschen", bloß weil er eine so schöne Nase hat! Er glaubt gewiß, er hat eine griechische Nase! Wie viel Nasen hab' ich schon ausgekehrt, die er alle bekommen hat; er weiß sie aber nicht zu schätzen!)

— Warum verlieren die Frauen ihren Namen, wenn sie heiraten? Weil sie dann den Mann — namenlos beglücken oder beunglücken.

— Drei Dinge soll man nicht thun: Ein häßliches Frauenzimmer soll man nicht küssen, denn sie rühmt sich dessen gewiß; — mit einem dummen Kerl soll man nicht zanken, denn man kann nie voraus wissen, wie dumm die Dummheit antwortet — und von einem Mann, der selbst Schulden hat, soll man sich nichts ausleihen, denn der kann nicht verschweigen, daß er Kollegen hat!

(Ich begreife nicht, wie so ein geſcheiter Menſch, wie mein Herr iſt, ſo ein dummer Kerl ſein kann!)

— Die bezeichnendſte Überſchrift iſt wohl folgende, die ich in irgend einer Zeitung geleſen habe:

„Verſpätet.

Vorgeſtern iſt meine Frau u. ſ. w. geſtorben."

— Jedes Frauenzimmer iſt ein Gut des Lebens: die Tugend und Eigenſchaften desſelben ſind die Revenuen dieſes Gutes, die Schönheit iſt die Roſe, die in dieſem Gute blüht; — wird aber jemand ein Gut kaufen bloß einer „Roſe" wegen?

— Ein Ring iſt ein Sinnbild der Ewigkeit; kaum hat der Mann den Trauring am Finger, ſo ſcheint's ihm ſchon eine Ewigkeit!

— Schaut unſere geputzten Frauen an, je ſchwererer Stoff, deſto leichteres Zeug!

— Hat man ſchon Löwen geſehen, die einen Hund hetzen? Nein, aber umgekehrt!

Der Morgen.

Wenn ich des Morgens recht frühe hinausgehe in den englischen Garten und die schöne Natur genieße die wie jede natürliche Schöne am reizendsten ist im Erwachen, wo sie so frisch, so üppig einladend, so genußheischend und genußgebend ist, wo sie, mit aufgelösten Bändern, alle Schönheiten im blühenden Morgen-Inkarnate den offenen Sinnen entgegenschwillt, wo sie kaum entstiegen dem Bade des Morgentau's aus dem ersten Gewande mir entgegenschwillt mit den hüllenlosen Reizen und mit ihrer warmen und reichen Fülle, wenn ich dann mit offenen freudigen und gekräftigten Sinnen mich hineinstürze in die liebeglühenden, liebeblühenden, weitgeöffneten Arme der Morgen-Schöne; wenn die Gebüsche wie aus dem Schlummer erwachte Kinder, die mir bis an die Brust reichen, mir ihre zarten Ärmchen entgegenstrecken, und die markigen Bäume wie turnierende Jünglinge dastehen und das Haupt stolz emporheben in die gewürzte Luft, und die alten Baumstämme wie lebenslustige Greise noch mit gekrümmten Rücken sich des Daseins freuen und die kurzbehaarten Häupter freundlich schütteln, und wenn die Nachtigall singt, ohne daß die preußische Staatszeitung sie ex offo in Weihrauch einpolitisiert, und wenn ich dann denke: „Ich bin ein König!" und kein österreichischer Zensor da ist, der mir diesen demagogischen Gedanken aus dem Kopf streicht, und wenn ich mich so recht satt schwelge an den entblößten Reizen der schlummerentrungenen Schöpfung, dann, dann freue ich mich nicht nur, daß ich das alles mit so empfänglichen Sinnen, mit so vollen Zügen in mich schlürfe, sondern ich freue mich auch dabei, daß viele andere es nicht genießen: z. B. der türkische Kaiser und der österreichische Beobachter, der Dey von Algier und der Lyoner Korrespondent, Don Miguel und — und — und eine sehr schöne und sehr geistreiche Dame, die mir letzthin behauptete, wenn man um zehn Uhr aus dem Bette steigt, so sei dann erst Morgen. Ich freue mich, daß diese nicht den Morgen mit mir genießen, denn ich bin auch an der Table d'hôte der Natur lieber allein als in appetitloser Gesellschaft, oder in solcher, denen doch im Grunde kein guter Bissen zu gönnen ist. Ja, da wiederhole ich mir mein demagogisches: „Ich bin ein König!" und ich bin auch ein König; und ich will es, meiner zu-

künftigen Frau zu liebe, beweisen, daß ich ein König bin, und daß sie also eine Königin in Spe d. h. nicht etwa Saphirs poetische Ehehälfte) ist. Ich breche hier ab, um den schönen Leserinnen, unter denen vielleicht eine sich befinden könnte, für die ein Königreich so viel Anziehendes hat, um alle sonstigen Bedenklichkeiten zu überwiegen, bis morgen Zeit zu lassen, sich bei meiner morgen schon legitimer Majestät heute noch anmelden zu können.

Nichts ist leichter zu beweisen als daß ich König eines großen Reichs, nicht nur eines großen Erdreichs, sondern auch eines großen Himmelreichs bin. Denn keine Macht der Welt kann mir abstreiten, daß der Raum oder der Platz, den meine beiden Füße einnehmen, mein Eigentum ist, denn den kann mir kein Kaiser der Welt nehmen; aus dem Raum hinaus kann man keinen Menschen schaffen. Selbst wenn man ihn umbringt, muß er doch begraben werden und nimmt nur noch mehr Erde ein.

Dieser Platz, den meine zwei Füße betreten, gehört also unstreitig mir an, dieser Platz gehört aber in der Tiefe bis zum Mittelpunkte der Erde mir an, weiter nicht, denn mein Gegenfüßler hat auch sein Recht bis an meine Grenze. In die Höhe hinauf gehört ebenso viel Raum zu meinem Eigentum. Das alles zusammen macht das größte Reich der Welt aus. Ich habe also auch ein Oberhaus, welches mir auf dem Kopf herumgeht, und ein Unterhaus, welches ich mit Füßen trete.

Da die ganze Erde ganz gewiß schon mit Toten gefüllt ist, so ist ein großer Teil meines Reichs bevölkert, und welche Unterthanen, welche vortreffliche Unterthanen sind die Toten! Sie lassen sich alle Auflagen gefallen und murren nicht, man zieht ihnen das letzte Hemd aus und sie schweigen, man seziert sie und sie geben noch ihren letzten Tropfen Blut her. Dann die Beamten, die ich bei diesen meinen Unterthanen angestellt habe, das heißt die Würmer, die sich mit ihrem Fleische ernähren, was sind das für humane Menschen! Ohne Unterschied des Glaubens nagen sie an allen meinen Unterthanen, ja, das Judenfleisch soll ihnen sogar am besten schmecken. Alle anderen Unterthanen schwören ihrem König „Treue bis in den Tod"! Dieser Ausdruck muß jetzt auf Veranlassung des Königs der Niederlande anders gemodelt werden, denn der König der Niederlande meint, in dem Vertrage der freien Rheinfahrt von 18[illegible] heiße es „bis in die See", aber nicht auch in dem See, folglich wenn man dem König Treue bis in den Tod schwört, so heißt es eigentlich bis an die Grenzen des Todes, aber tot selbst brauchen wir uns nicht für ihn zu machen! Meine Unterthanen aber fangen mit ihrem Tod erst ihre Treue gegen mich an. Was nun mein Reich über mir, meine Luftprovinzen betrifft, die werden erst finanziell lukrativ, wenn ich erst so weit bin, einen Transitozoll erfunden zu haben. Ein jeder Nagel, der durch mein Reich passiert, müßte

ein paar Federn laſſen, jeder blaue Dunſt, der durch mein Reich zieht, müßte Religionsſteuer bezahlen, jede Wolke, die mir die Sonne entzieht, müßte einen Lichtkreuzer abgeben; käme einmal Mad. Garnerin mit ihrem Luftballon, ſo behielte ich den Luftballon und ließe Mad. G. in Gottesname weiter ziehen; wollte jemand in meinem Luftreich ein Luftſchloß bauen, ſo müßte er mir Grundſteuer, dann Hausſteuer, dann Fenſtertaxe und obendrein Toleranz-Abgabe entrichten. Trüge einmal ein Windſtoß ein Blatt durch mein Reich, müßte ein Zenſor ⅞ davon in die Taſche ſtecken. Wollte nun endlich gar jemand durch meine Luftregion in den Himmel fahren, da würde ich ſchön Pfeifen ſchneiden! Ein Jeſuit müßte mir — doch nein, ein Jeſuit kömmt nicht in den Himmel — jedoch er käme bis an den Himmel, dann mußte er wieder zurück und müßte alſo doppelt Tranſitozoll bezahlen, und zwar nach dem engliſchen Drawback-Syſtem

Ich bin alſo ein großer König! und um ſo mehr König, da ich keinen kleinen Fuß habe! Es muß alſo jeder auf die Größe ſeines Fußes ſtolz und eitel ſein und nicht auf die kleinen Füße. Da ich auch des Morgens früh aufſtehe und nicht bis zehn Uhr ſchlafe und dann erſt anfange zu ruhen und zu geruhen, ſo bin ich auch längere Zeit ein König, quod erat demonstrandum.

Die Nacht.

Wie lieb' ich dich, o Nacht! wenn du deinen sterngestickten Mantel ausbreitest über das Firmament und mit deinem kühlenden Odem die heiße Atmosphäre durchwehst! Wenn deine heilige Stille das nichtige Tosen des Tages verdrängt und die Gedanken fördernde Ruhe das leere Getümmel verscheucht! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Wenn du dein dunkles Leichentuch über die Welt, wie über einen Sarkophag deckst und die matten Sterne wie Kandelaber bei ihr anzündest! Wenn du das Geschenk der gütigen Götter, den Trost der Menschheit, das Tageslicht verscheuchst: wenn du den anmutigen Tanz und Wechsel der Farben verschlingst und in ein eintöniges Schwarz hüllst die bunte Natur! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du schleichst teilnehmend in mein Gemach und teilst mit mir Gefühle und Stimmung, die sonst allein verschlossen ich hatte im Herzen; du führst an deiner Hand den süßen Schlummer, den Kummerbezwinger, den zeitlichen, täglichen Erlöser! Du wickelst deine milde Finsternis wie weiche Seide um wunde Stellen und schmiegst dich wie ein liebendes Weib an die gramumzogene Brust! Du teilst das Lager des einsam Klagenden und du durchwachst gesellig mit dem Schlummerberaubten die Wüste langgedehnter Stunden! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Du kömmst zigeunerhaft und gespenstig, stiehlst dich durch verschlossene Thüren und sagst dem Herzen wahr in grauenvollen Ahnungen! Du gräbst die Schmerzen geschäftig wieder heraus aus den sie bedeckenden Gegenständen und Dingen des Tages und kleidest sie heraus zu unserem erneuten Weh' und Kummer! Du mordest selbst den heiligen himmelsgesalbten Schlaf mit den Dolchen der Träume oder du wiegst durch süße Gebilde uns ein, entfliehst des Morgens mit ihnen und höhnst im Entfliehen uns aus! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Deine ambrosische Nähe labt mein verletztes Gemüt! Du führst in deinem magischen Schatten liebende Wesen mir vor! Aus deinem dunklen Zauberschleier treten lieb-

volle Gestalten heraus! Wornach mein Herz sich sehnt und was ich in den hellen Strahlen des Tages vergebens suche, das führst du in süßer optischer Täuschung mir vor die schmachtende Seele! Aus deiner Finsternis oben treten die fernen Lieben in transparenten Zügen nächtlich heraus! Du bescheinst mir die Geister schmerzlich Vermißter und auf deiner gesternten Strickleiter steigen die Seelen der Dahingeschiedenen vom Himmel zu mir nieder! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß ich dich, o Nacht! Du rüttelst ungestüm an dem Sarge der Liebe, rufst aus dem Friedhof meines Herzens die lebendig begrabenen Schmerzlichbeweinten heraus, und störst grausam die Kirchhofmuse meines Gemütes. Du malst auf die schragen Kerkerwände mit denen du das Leben überbaust, trügliche Phantome, um dich an dem Schmerz der erwachenden Täuschung zu laben! Wie haß ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du führst an der verschwiegenen Hand meine einzige Geliebte, meine Muse mir zu! Du bist unser Brautwerber, unser Traualtar und unser Priester zugleich! Deine Sterne kreisen wie Hochzeitsgäste um uns herum, und das süße Lippenspiel der keuschen Muse belauscht der geheime Pulsschlag der schlummernden Natur! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! weil du dein finsteres Antlitz der Muse nur zeigst! weil du dein Trauertuch windest um die goldenen Saiten, daß sie gedämpft wie eine Leichentrommel ertönen! weil du nicht den Schmelz des Morgenrotes und nicht die Milde des Abendrotes hauchst in die Töne der nächtlichen Leyer! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du ziehst deine geliebte spanische Wand zwischen mir und dem herzlosen Getümmel! Du entziehst mir das hirnlose Karussellspiel der hohen Welt, das leere Lächeln, die übertünchte Nichtigkeit, die geschminkten Gesichter und Herzen und das große chinesische Hölzelspiel der Formen und Gestaltungen des Welttreibens! Du stürzest deine Vehm'appe über das nichtige Gesindel und über alle die tausendgestaltigen Lumpen, daß sie unsichtbar werden dem menschlichen Auge! wie lieb ich dich, o Nacht!

Der zweideutige Regenschirm.

Ein Abenteuer mit nassem Anfang und trockenem Ende.

Es war einer unserer schönsten Sommertage, mir klapperten die Glieder in den kalten Zimmern; ich hüllte mich in einen leichten Sommerpelz und zog durch die Straßen Wiens.

Ich habe schon oben gesagt: es war einer unserer schönsten Sommertage, es fing also auch sogleich zu regnen an.

Ich trage seit langer Zeit keinen Regenschirm mehr, erstens weil ich keinen habe, zweitens — denn es giebt Menschen, die mit dem gründlichsten Grund nicht zufrieden sind — und zweitens, weil ich nicht gerne der Diener meines Regenschirmes bin, der sich, wenn es nur ein bischen schlechtes Wetter ist, von mir tragen läßt. — Sobald ein Regenschirm erfunden werden wird, der bei schmutzigem Wetter mich tragen wird, schaffe ich mir auch gleich einen an. — Der Regen fing an, dermaßen in Strömen herabzustürzen, daß ich genötigt war, in ein Hausthor zu treten und mich, wie man hier sagt: unterzustellen.

Daß Regen und Sturm, Donner und Blitz der Liebe günstig sind, ist eine bekannte Sache. Wie hieß nur gleich die da? Dido! richtig!

Sogar das prosaischste Ding im Leben kann einem Liebesgenie zum glücklichen Behelf werden; Zeuge dessen: der Mantel, den Leicester über den Morast legte, damit Elisabet darüber spaziere; Herr Lott ist seine Frau los geworden, weil sie sich nach einem Feuerregen umsah; kurz, das Grollen der Elemente ist der Liebe günstig, so auch mir dieser Platzregen, dieser Regen und dieser Platz.

Es war in der —gasse, der Leser kann nicht fehlen, denn gerade über dem Hause steht alle Abend, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist, das Sternbild: die Spika.

Ich stand im Thor und sah zum Himmel empor, denn der Mensch richtet leider nur dann erst seinen Blick zum Himmel, wenn Sturm und Ungewitter ihm droht. Da erblick' ich plötzlich,

auf dem Wege zwiſchen mir und dem Himmel, ein Fenſter vis-à-vis, und an dem Fenſter — ach! an dem Fenſter! — Nun meint der Leſer gewiß, es wird heißen: „und dann an dem Fenſter ein weibliches Weſen u. ſ. w.?“ Nicht wahr, das meint der Leſer?

Es iſt auch wahr: und an dem Fenſter ein weibliches Weſen. Ein weibliches Weſen, wie ſoll ich es gleich ſchildern? Lieber Leſer, ſchilderde ſie dir ſelbſt, nach eigenem Belieben, ich bin mit allem zufrieden. — Wie du ſie ſchilderſt, ſo ſoll ſie geweſen ſein.

Sie ſaß am Fenſter und — las? Nein! Begoß die Blumen? Nein! Tändelte mit der Nachtigall? Nein! — Ich will die Leſer nicht täuſchen. Ich bin in dieſem Augenblicke Hiſtoriker und nicht Romantiker! Ich gebe hiſtoriſche Wahrheit: Sie ſaß am Fenſter und ſpitzte ſich die Nägel.

Ich ſah hinauf, ſie ſah herab, es war richtig; wir ſahen uns, wir liebten uns, wir ſchwuren uns ewige Treue! Alles durch Phyſiognomik!

Die Scheibe! die Fenſterſcheibe! die verdammte Fenſterſcheibe genierte mich gewaltig. Der Menſch traue nie einer Fenſterſcheibe! Ein Mädchen hinter der Fenſterſcheibe iſt ein ganz anderes Weſen, als ohne die Fenſterſcheibe. Die Glaſermeiſter haben die größten Illuſionen im Leben hervorgebracht. Ein Mädchenkopf hinter einem Fenſterglas bringt die größte optiſche Täuſchung hervor! Prima regula juris est: Man verliebe ſich nie, bevor ſie das Fenſter aufgemacht hat!

Sie machte das Fenſter auf! Ach, welche Schönheit! Sie war ſchön wie — ſiehe meine geſammelten und noch ungeſammelten Schriften Seite 17, 39, 44, 67, 120, 201, 304, 506 und ſo weiter, und wähle ein Muſter. — Honoratioren zahlen dafür nach Belieben.

Sie ſah zum Himmel empor und dann zu mir! Ich war ja auch ihr Himmel! — Dann machte ſie das Fenſter wieder zu! Warum machte ſie das Fenſter wieder zu? Weil es regnete! Richtig! Die Leſer wiſſen jetzt gleich alles, man kann ſie gar nicht mehr überraſchen!

Sie ſah wieder herab, auf einmal ſprang ſie auf, eilte vom Fenſter weg, blieb einige Minuten weg, kam dann zurück und lächelte. In dieſem Augenblick kam die beflügelte Iris oder, um deutlicher zu ſein, ihr Stubenmädchen, über die Straße gehüpft, brachte mir einen Regenſchirm und ſagte: „Das gnädige Fräulein ſendet Ihnen hiermit einen Regenſchirm!“ — Sagt's und verſchwand, indem ich ihr noch nachrief: „Ich werde die Ehre haben, den Schirm mit meinem Dank dem Fräulein ſelbſt zu überbringen.“

Man ſage, was man will, die Frauen ſind liebenswürdiger als die Männer, auch ſogar wie ich! Und ſie wiſſen mit ſolchem Anſtand uns Gelegenheit zu geben, mit ihnen bekannt zu werden, daß wir Herren der Schöpfung wahre Tölpel der Schöpfung dagegen ſind.

Am andern Tage, es war gleich den Tag darauf, es war ſehr ſchönes Wetter, ging ich zu ihr.

Welch ein Unterſchied: geſtern und heute! Geſtern ging ich im Regen ohne Regenſchirm, heute im Sonnenſchein mit einem Regenſchirm! Die Natur iſt reich an ſolchen ſinnigen Kontroverſen!

Ich ging hinauf, legte mein Herz an die Thür, es klopfte; „Herein!“ rief eine flötenweiche Stimme, und ich trat hinein. Sie ſaß am Fenſter — ich nahte mich, das Pfand der Liebe auf dem Arm, den Regenſchirm.

„Fräulein!“ ſagte ich, und ich korrigierte mich ſogleich: „Holdes Fräulein! Im Leben gewährt der Mann den Frauen Schutz, und die Frauen den Männern Schirm!“ Hier wartete ich, um den Effekt dieſer brillanten Introduktion abzuwarten. Sie machte keinen Effekt. Aha, dachte ich, zieh' das witzige Bramſegel ein und pflanze den ſentimentalen Fockmaſt auf! Ich begann alſo wieder:

„Verehrteſte Holde! wie glücklich, wer nach Lebensſturm und aus des Daſeins Wolkenhimmel ſich auf die glückliche Sonnenterraſſe eines empfindenden Herzen flüchten kann!“

Ich endete wieder, um die Wirkung dieſes empfindſamen Bölkers zu beobachten. Er verhallte wirkungslos!

Kurz, meine Schöne blieb kalt, ſchroff, unzugänglich. Dieſe Heuchelei verdroß mich! Mir den Regenſchirm zu ſchicken, mir ſo zu ſagen auf gut regenſchirmeriſch anzudeuten: „Komm mit ihm wieder!“ und nun ſo die Sprödе zu ſpielen!

Ich verſuchte noch einige Anläufe, alles vergebens. Sie ſagte: „Ich bitte Sie ſehr, mich zu verſchonen!“

Das war zu arg! Ich entſchuldigte meine Kühnheit mit der Heftigkeit meiner Leidenſchaft und ging endlich ſo weit, ihr zu ſagen: „Die Güte, mit welcher Sie mir den Regenſchirm ſchickten, nahm ich für eine mich beglückende Einladung, mich dann ſelbſt bei Ihnen vorzuſtellen!“

Sie ſprang auf, eine edle Röte überflammte das holde Angeſicht, und ſie ſprach: „O ihr eitlen Männer! So wiſſen Sie denn, Ihr Anblick und Ihr Gegenüberſtehen war mir ſo unleidlich, ſo zuwider, daß ich es vorzog, Ihnen je eher je lieber den Regenſchirm zu ſenden, um Sie nur recht bald von da drüben los zu werden!“

Daß ich bei dieſer Anrede ein verteufelt dummes Geſicht gemacht haben muß, wird man mir leicht glauben, doch raffte ich noch alle meine Ironie zuſammen, um zu fragen: „Aber, mein holdes

fräulein! was hat Sie denn genötigt, am Fenſter zu bleiben, wenn Ihnen mein vis-à-vis ſo verhaßt war?' — Sie machte einen ſpöttiſchen Knix und ſagte lachend: „Und wie, mein genialer Herr! wenn ich nun meinen wirklichen Geliebten erwartet hätte? Ich empfehle mich Ihnen!" Und damit ſchlüpfte ſie in ein Nebenzimmer. Ich machte Rechtsum und zog ab, indem ich den zweideutigen Regenſchirm auf den Tiſch legte. Darauf ſchrieb ich dieſe erbauliche Hiſtorika nieder, zur eigenen öffentlichen Selbſtgeißelung und zum moraliſchen Exempel für die Eitelkeit und Eigenliebe ſämtlicher Mannsperſonenwelt.

Die Brieftaube.

Es war eine Blondine.

Gewiß iſt es, ich muß in einer blonden Stunde geboren worden ſein; entweder wenn die goldene Aurora ihr Goldhaar mit goldenem Kamm in die blauen Lüfte hereinkämmt, oder wenn Heſper ſeinen blonden Rundkamm um die roſigen Wangen der abenddämmernden Gebirge friſiert; und zu meiner Wiege trat eine blonde Fee, blond wie Luna, wenn ſie mit aufgelöſten Flatterlocken um die Erde wandelt, um ihren langweiligen, ſchläfrigen Liebhaber aufzuſuchen, und ſie ſegnete mich und ſprach:

„Dein Fuß ſtrauchle ſtets in blonde Netze, und das große Narrenſeil, welches man Liebe nennt, werde dir ſtets aus goldenen, dünnen, weichen, rolligen, elfigen, ſonnigen Löckchen und Locken gedreht!“

Und ſo geſchah's!

Ich will damit nicht geſagt haben, daß nicht hie und da, dann und wann, hier und dort auch ein ſchwarzes, braunes, dunkles oder Cendré-Haar mit in das ſogenannte Seil eingeflochten wurde, aber die Grund Couleur blieb — blond!

Blond in allen Miſchungen, Färbungen und Abſtufungen, von jenem goldgelben Semmel-Blond, welches die Leibfarbe der Fadheit iſt, bis zu jenem Hochblond, welches ſich mit Feuerrot ſchweſterlich duzt und ſeine eigentümlichen Reize beſitzt. Alle Arten von blaß-, tief-, dunkel-, licht-, ſtroh-, mariſſen- und herbſtlaub-blond durch die ganze Weſenleiter der Blondheit hinauf und hinab!

Das iſt nun nicht mehr Geſchmacksſache, oder Guſto oder Wahl, es iſt Fatum, Geſchick, Prädeſtination; ich habe nunmehr einmal ein blondes Schickſal, ſo wie manche Menſchen ein ſchwarzes Schickſal haben.

Alſo, es war eine Blondine.

Und es begab ſich zu einer Zeit, als die Theater leer werden, die Herrſchaften, Bankiers und Eigentümer alle aus der Reſidenz entfliehen, und niemand ins Theater geht, als „Nachtigall und Grille, die ſich der Nachtluft freuen“, das heißt, als Freibillete und Rezenſenten; um dieſe Zeit ſind die Logen nicht mit ihren Urbewohnern beſetzt, ſondern plombiert und wattiert mit Freunden,

Bekannten, Kammermädchen, Zofen und sonstigen Stellvertreterinnen der eigentlichen Logenbevölkerung.

Zu jener Zeit, wo die Hitze sehr groß und das Publikum sehr klein ist, im Theater nämlich, die Stücke sehr lau und die Kunst sehr kühl, zu jener Zeit saß ich im Theater, ich weiß nicht, warum ich im Theater saß, gewiß aber geschah es nicht zu meinem Vergnügen, vielleicht spielte ein „Gast" aus jener Welt, der noch nicht rezensiert wurde, oder es wurde ein französisches Lustspiel ins Übersetzerische übertragen kurz, ich saß im Theater und ließ die Blicke umherschweifen auf alle meine Leidensgenossen und Mitgefangenen in dem Blocke der Sperrsitze und in dem Bajazet-Käfige der Logen.

Da saß sie! blond! blond! blond wie mein Schicksal, zum Sprechen ähnlich! Aber keine Locken, keine Schlangen, keine Maccaroni, keine Bretzeln, auch keine Flechten, keine „accroche-coeur", keine Semikolons „(;)" um die Schläfe, sondern glatt gekämmt und in zwei einfachen Ringen um das Silberplateau der Schläfe gelegt, und auf dem Scheitelpunkt ein gordischer Knoten, in dem schon ein goldenes Alexander-Schwert angebracht war. Und ein Paar Augen, blau, versteht sich blau, blau wie, wie sag' ich nur gleich' nicht wie Berliner Blau, denn das ist affektiert und blauäugerlich, aber wie Wiener Blau! Ach, mein holder Leser, du kennst das Augen-Wiener-Blau der Wienerinnen! In diesem Blau tummeln sich die Augensternlein so geschäftig und zuthunlich und wohlig herum, wie die Sternlein in dem Blau einer frischen Juni-Nacht!

Also Wiener-blau Augen waren es! Und diese Augen hatten einen Blick, einen Blick, so tröstend und hoffnunggebend wie die Gerechtigkeit, wenn sie durch die Finger sieht, und diese Augen waren beschattet von Wimpern, ach, Wimpern, die, lange majestätische Garden, den Augentempel bewachten, und wenn auch diese Garden mit ihren langen Lanzen zu sagen schienen:

„La garde meurt, mais ne se rend pas!"

so wohnte gleich neben oder vielmehr bald unter diesen Garden ein Lächeln in dem rosigen, anmutigen Kinngrübchen, welches zu sagen schien:

„Tentare licet"

oder:

„Der Mensch muß an nichts verzweifeln."

Ich bin ein Mensch, das heißt: in jenen lichten Augenblicken, in denen ich kein Rezensent bin, und solche lichte Augenblicke habe ich gerade im Theater recht viele, denn da sehe ich es am besten ein, daß ein Mensch dem Menschen immer noch mehr nützen kann, als ein Rezensent!

Ich sah sie an, sie lachte gerade über den Peter in „Menschenhaß und Reue", und aus der gesprungenen Granitblüte ihres

Mundes lachte mir eine Fülle weißer Zähne zu, wie die weißen Körner einer angeſchnittenen roten Zuckermelone.

Ich ſegnete den Peter, und zum erſtenmale fand ich an ſeinen albernen Späßen Vergnügen.

Bei dem großen, rieſengroßen Witz Peters:

„Pfeifen für uns!“

lachte ſie unbändig, und ihr Blick fiel auf mich und ich lachte gewaltig mit, und dieſes Mitlachen ſchlug eine fliegende Brücke von mir zu ihr!

Mir iſt es viel lieber, wenn ein Mädchen über Peters Dummheit lacht, als wenn ſie über Eulalia's Reue weint!

Überhaupt iſt ein bischen Dummheit bei Frauenzimmern ſo pikant, wie der große haut-gout beim Wildpret!

Mir ſagte ein geiſtreicher Dichter in Paris:

„Parbleu, je suis dégouté de ces femmes d'esprit, des ces faiseurs d'esprit, je m'en veux faire la cour à une imbécille!“

Der Mann hat nicht ganz unrecht!

Unſere geiſtreichen Frauen ſind vor lauter Geiſt entſetzlich dumm!

Unſere dummen Frauenzimmer dagegen, das ſind noch die einzigen, mit denen man ein vernünftiges Wort ſprechen kann!

Alſo ſie lachte über Peters Dummheiten, ich lachte mit, der Bund war geſchloſſen.

Ich will den Leſer mit dem weitern Verlauf der Kokettiergeſchichte verſchonen und, um den dramatiſchen Gang der Sache nicht zu hemmen, zur Kataſtrophe ſchreiten.

Bald wußte ich ihren Namen, wo ſie wohnte, und daß ſie nicht böſe wäre, wenn ein Zettelchen, welches ich zwiſchen meinen Fingern drehte, ſich bald auch zwiſchen ihren Fingern befände.

Es heißt alſo einen Liebesbrief ſchreiben! „Geſegnet ſei der Mann, der Schrift und Siegel für ein armes Liebespaar erfand!“

Ein Liebesbrief!

Ach! und warum? Ach! deshalb, weil der Menſch an nichts ſo ſehr merkt, daß er alt wird, als an ſeinen Liebesbriefen; nicht an den grünen Erbſen, die er nicht mehr ſo gern ißt, als in ſeiner Jugend; nicht an den Stiefeln, die er gerne immer weiter und breiter trägt; nicht daran, daß man nach und nach immer mehr Freund von Suppen wird, ſondern daß man immer weniger Talent verſpürt, Liebesbriefe zu ſchreiben!

In der Jugend ſchreibt man zehn Liebesbriefe an einem Tage, und alle atmen glühende Leidenſchaft, und jeder iſt eine Brandfackel, geſchleudert in eine Pulvertonne!

Welch ein Vorrat an Brand- und Feuer-Material!

Sie fangen alle an:

„Könnte ich meine Feder in die Sonne tauchen!“ oder: „Was der Tau der lechzenden Roſe, das Licht dem im Finſtern Wan-

delnden, das war der Anblick u. ſ. w.“ oder: „Ihr Sterne da oben, du leuchtende Sonne, leiht mir eure Strahlen“, oder: „Wenn Sie zürnen, ſo zürnen Sie über die Allmacht Ihrer Reize,“ oder: „Ich habe lange gekämpft, aber hinweg, nagende Geier, hinweg, blutgierige Gedanken!“ u. ſ. w., u. ſ. w.

Aber wenn man einmal die Linie paſſiert, die Mittagslinie des Lebens, das heißt, wenn man einmal über die Lebenshälfte hinaus iſt, und bei dem ſchönen Geſchlechte ſchon die „Favoriten-Linie“ hinter ſich hat, da kommen einem die Liebesbriefe blutſauer an!

Indeſſen die Praxis muß aushelfen! die erſte Bedingung eines Liebesbriefes iſt: Unleſerlichkeit! Je weniger die Schöne vom Briefe leſen kann, deſto mehr Eindruck macht er auf ſie! Die zweite Bedingung iſt: keinen Reſpekt-Rand! Nur keinen weißen Rand an einem Liebesbrief! weder oben noch unten! die obere Hälfte der Anfangszeile und die untere Hälfte der letzten Zeile müſſen womöglich noch auf dem Tiſche geſchrieben ſein! Die dritte Bedingung iſt: wenigſtens ein Klecks! Ein Klecks iſt eine Licentia erotica! Ein Klecks in einem Liebesbriefe, c'est de rigueur!

Wenn die Geliebte von dem ganzen Brief auch nichts leſen kann, als den Klecks, ſo iſt das ſchon genug! Ein Klecks iſt nichts, als das Symbol überſtrömender Empfindung; die Kleckſe gehören zu den Privilegien der Liebe. Man ſehe einmal die Archive der Liebe durch, die letzten Briefe, die man von der Geliebten bekommt, ſind immer ärmer an Empfindungen und an Kleckſen, und die Weltgeſchichte hat kein Beiſpiel, daß ein Abſchieds- und Abſage-Brief je einen Klecks aufzuweiſen hat! Die vierte und Hauptbedingung iſt es endlich: er muß geſchmuggelt werden! Ein Liebesbrief, der auf geradem Poſtwege, und ein Liebhaber, der zur offenen Thür hereinkommt, ſind nicht halb ſo pikant, als ein Brief, der auf Schleich- und Winkelwegen, und ein Liebhaber, der zum Fenſter hereinkommt.

Ich ſchrieb ihr alſo einen Brief, in welchem ich eine kleine Muſterkarte von Kleckſen anbrachte, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten.

Mit dieſem Hatti-Scherif ausgerüſtet, lief ich vom Stapel und lavierte lange vor ihrem Hauſe herum, um eine günſtige Schmugglerfährte für meinen Brief aufzufinden.

Da erſchien mir die erſehnte Brieftaube in der Geſtalt des Hausmeiſters!

Die Hausmeiſter, Hausmeiſterinnen und Hausmeiſter-Töchter ſpielen in der Geſchichte der Herzen eine große Rolle, ſie ſind oft das Medium zwiſchen Subjekt und Objekt, und die dritte Perſon anzeigender Art zwiſchen der erſten und der zweiten Perſon in dem unregelmäßigen Zeitwort der Liebe!

Da ſtand er im Thorweg, behaglich, wie ein reicher Emir, in die Welt hineinſchauend, wie ein Fruchthändler bei langer und anhaltender Dürre.

Ich nahte mich ihm wie ein Mäcen, nahm meine freundlichſte Miene aus meiner Wintergarderobe hervor und ſagte ſanft:

„Guten Morgen, mein lieber Herr Hausmeiſter!“

Gravitätiſch und kalt antwortete er:

„Guten Morgen!“

Es entſtand eine kleine Konverſations-Pauſe, ich raffte all meinen Mut zuſammen und ſteuerte mit vollen Segeln meiner Abſicht zu.

„Sie könnten mir eine Gefälligkeit thun, wofür ich Ihnen ſehr dankbar ſein würde — (hier ließ ich in einer Hand die Gefälligkeit in Geſtalt eines Brieſchens und in der andern Hand die Dankbarkeit in Geſtalt eines Zweiguldenſtücks ein lebendes Bild zu meiner Deklamation darſtellen) — wenn Sie dieſes Zettelchen gefälligſt beſtellen wollten.“

Dabei ſchilderte ich ihm die Perſon, die er auch ſogleich erkannte, und ich bemerkte mit vieler Pietät, das Brieſchen käme von einer ihrer Freundinnen, und das Ganze ſei auf eine Überraſchung abgeſehen, die ihrem Vater zugedacht iſt, und von der er alſo nicht früher Wind bekommen dürfte.

Die hausmeiſterliche Brieftaube ſchien anfangs nicht Luſt zu bezeugen, doch bald beſann er ſich eines beſſern, nahm mit ſchlauem Lächeln Brief und Geldſtück und verſprach, ſeine Sache gut zu machen.

„Wiſſen Sie was, Euer Gnaden?“ ſagte er endlich, „ich werde Ihnen was verraten. Sie fährt jetzt um elf Uhr nach Döbling zu ihrer Tante, ſetzen Sie ſich auf der Freiung in den erſten Wagen, dort iſt ihr Platz ſchon beſtellt, und Sie haben die beſte Gelegenheit, Sie zu ſprechen!“

O edle Seele des Hausmeiſters! Wie entzückteſt du mich!

Ich ließ noch ein Guldenſtück in ſeine Hand rollen, mir alles noch einmal erklären, eilte dem erſten Döblinger Stellwagen auf der Freiung zu, bezahlte meinen Platz und ſetzte mich in den Taubenſchlag. Bald war es elf Uhr. Kommt ſie oder nicht? das war die Frage. Endlich kam ſie, ſie ſelbſt; der Hausmeiſter, mit einem kleinen Packet ihr zur Seite, erſchien auch, um dieſes Packet bis an den Wagen zu bringen. Wie pochte mein Herz!

Sie ſtieg ein, gerade mir vis-à-vis, ich bebte vor Freude!

Als ſie ſaß, ſtieg auch der Hausmeiſter ein, ich machte große Augen. Er ſetzte ſich ihr zur Seite, ich war ganz verwirrt. Er ſchien ſich einige Zeit an meiner Lage zu ergötzen, endlich ſprach er, indem er mir meinen Brief und meine Geldſtücke hinreichte: „Mein Herr, Sie wollten dem Vater dieſes Mädchen eine Über-

raschung machen, er macht Ihnen aus Dank auch eine. Ich bin ihr Vater, dem es gar nicht leid ist, vor einer Stunde gerade wie ein Hausmeister ausgesehen zu haben. Nehmen Sie Ihre beiden mir anvertrauten Güter zurück, und halten Sie in Zukunft nicht jeden, der im Thorweg steht, für den Hausmeister!"

Was ich bei dieser Anrede für ein Gesicht machte, was sie für eines machte, ich weiß es nicht, mein lieber Leser. Der Wagen wollte gerade zum Schottenthor hinaus, ich war in der gräßlichsten Verlegenheit.

„Halt!" rief ich einem mir ganz unbekannten Vorübergehenden zu, „halt, ich habe mit Ihnen zu reden!" ließ den Wagen halten, sprang aus, bat dann den Mann um Vergebung, daß ich mich verkannt hatte, und lief nach Hause, um über die verunglückte Brieftaubenpost ein klägliches Nachdenken zu halten.

Liebe und Zahnweh.

Liebe und Zahnweh! Zwei unsägliche Schmerzen für die, welche sie empfinden; zwei unbedeutende Dinge für die, welche sie nicht empfinden. „Was fehlt dem oder der?“ — „Sie lieben — sie haben Zahnweh.“ — „Nun, wenns weiter nichts ist, das hat nichts zu bedeuten!“

Das sind die gewöhnlichen Ansichten von Liebe und Zahnweh.

Leidet jemand in einem Hause an Liebe oder an Zahnweh, weiß jedes Mitglied der Familie ein anderes Mittel, welches untrüglich hilft. Der Papa sagt: es ist Rheumatismus, der giebt sich von selbst. Ein Onkel sagt: es ist ein Fluß, warm halten. Eine Gouvernante sagt: gar nicht d'ran denken ist das Beste. Eine Base sagt: laß dir den herausreißen und setz' dir einen andern ein. Ein weiser Nachbar sagt: verstopfen Sie sich die Ohren, das hilft gewiß.

Kurz, es giebt keinen so dummen Kerl auf der Welt, der nicht ein probates Mittel gegen Liebe und Zahnweh wüßte.

Am meisten Mittel gegen Liebe und Zahnweh wissen alte Matronen und Sünder, die aus lauter verlorenen Zähnen und verlorener Liebe selbst keinen Zahn mehr im Munde und kein Herz mehr im Leibe haben.

Alle jene Menschen, die ihre Zähne durch Süßigkeiten und Unachtsamkeit, und ihr Herz durch Schwelgerei und Wollust verloren und hohl haben, glauben nicht an Zahnweh guter Zähne, nicht an Herzweh guter Herzen, und das natürlich, denn sie können sich selbst ebenso wenig auf das Herz als auf den Zahn fühlen.

Liebe und Zahnweh haben auch das mit einander gemein, daß ihr Schmerz uns am meisten in der Nacht überfällt, daß wir dann wie wahnsinnig herumwandeln und wie die Mondsüchtigen an den steilen Wänden hinaufklettern möchten.

Aber was ist stärker: Liebe oder Zahnweh?

Wenn beide zugleich einen Menschen anfallen, welche Empfindung ist stärker?

Voyons!

An der Friedrich- und Behren-Straßen-Ecke in Berlin, im ersten Stocke wohnte ein verliebter Schriftsteller, und der war ich.

Sie war eine verliebte Juſtizratstochter. Das iſt alles, was ich dem Leſer von unſern perſönlichen Verhältniſſen verraten kann.

Ich darf nur noch ſo viel ſagen, daß ſie ſehr putzſüchtig und ſehr eiferſüchtig war; denn das iſt hiſtorique und gehört zur Geſchichte.

Die Putzſucht ſchlägt in die Finanzkammer, die Eiferſucht aber in die Herzkammer. Die Putzſucht iſt ein Pfau, je älter ſie wird, deſto ſchwächer; die Eiferſucht aber iſt ein Krokodil, je älter ſie wird, deſto ſtärker

Was iſt aber ſtärker, Putzſucht oder Eiferſucht, wenn ſie bei einem Individuum zuſammenſchlägt?

Vorerſt!

Meinem Fenſter gegenüber, an der andern Straßenecke, klebten alle Theaterzettel und Konzertzettel.

Sie ging nun gewöhnlich mit ihrer Mutter des Morgens um zehn Uhr von der Charlottenſtraße nach den Linden, und beide blieben an der Ecke ſtehen, die Theaterzettel zu leſen.

Wenn ſie nun ſo that, als wollte ſie der Mutter etwas auf dem Zettel zeigen, und mit dem Finger auf die Stelle zeigte:

„Anfang ſieben Uhr,“

ſo wußte ich, der ich mit dem Fernglas hinter den Jalouſien meines Fenſters ſtand, daß die beſtimmte Stunde — ſieben war. Wenn ſie dabei mit der andern Hand einen Finger, wie ganz abſichtslos, in die Höhe hob, ſo wußte ich, daß ein Stündchen dazu kam, und daß acht Uhr die beſtimmte Stunde ſei u. ſ. w. Das war an den Fingern abzunehmen. Die Liebe macht erfinderiſch! Franklin hat nur einen Blitzableiter erfunden, die Liebe erfindet alle Augenblicke einen andern Blitz- und Hagelableiter u. ſ. w.

Es war acht Uhr, ich ſtand an dem bewußten Orte, — aufrichtig geſagt, es war unter den Bäumen an der Börſe, wo jetzt die Granitvaſe ſteht, und wartete. Ich wartete, ſie kam nicht, ich wartete noch, ſie kam nicht, ich würde vielleicht noch warten, wenn nicht ein kleiner Junge — es war der Laufburſche des Juſtizrats mit noch einigen Kollegen an mir vorbei gelärmt wäre, mit einem Blick auf mich eine Nuß zu meinen Füßen niederrollen ließ und verſchwand. Ich hob ſie auf, es war eine hohle Nuß, aber keine taube Nuß, denn ein Zettelchen lag in ihr:

„Ich kann nicht kommen! Die berühmte Anatole (ſo hieß die erſte Putzmacherin) iſt heute aus Paris gekommen, und ich muß noch abends hin, bevor alles von andern ausgeklaubt worden iſt. Leb' wohl, mein Süßer!“

Ich war gewiß nicht ſüß! In dieſem Augenblicke gewiß nicht!

Indeſſen: „Gegen Marchandes de modes kämpft die Liebe

ſelbſt vergebens!“ Ich Süßer ſchnitt ſaure Geſichter und ging bitter nach Hauſe.

Zwei Tage darauf hatte ich den unbändigſten Zahnſchmerz; es wütete in mir wie mit Dolchen. — Die Wange war aufgeſchwollen und überdeckte mein linkes Auge; ich ſah aus, wie ein ungeheurer Borsdorfer Apfel mit einer brandroten Seite. Da ging ſie vorüber, legte den Finger auf die Stelle:

„Anfang ſieben Uhr,“

tupfte noch einmal, wie zur Beſtätigung, mit dem kleinen Fingerchen darauf und zog mit der lieben Frau Mama weiter.

Ich ließ ſogleich meinen Arzt holen und ſagte: ein Geſchäft, ein unaufſchiebbares, nötige mich zum Ausgehen. Er meinte, ich dürfte durchaus nicht an die Luft, ſonſt bekäme ich die Geſichtsroſe.

Ich war in einer ſtarken Verzweiflung und in einer gelinden Transpiration. Ich entſchloß mich, ihr zu ſchreiben.

Ich ſchilderte ihr meinen doppelten Schmerz und meine einfache Verzweiflung; mit den feurigſten Farben ſchilderte ich ihr das Feuer meiner Liebe und meiner linken Wange, und bat um Verzeihung, und ſendete meinen kleinen Berliner Kurier mit dem kleinen Briefchen ihr zu.

Es war die Scheidungsakte! — Ich war verloren! — Ich hätte doch gehen ſollen! Meine geſchwollene Wange hätte ich ihr zu Füßen legen müſſen, die Geſichtsroſe hätte ich meiner Roſe ins Geſicht zeigen müſſen, ich hätte kommen müſſen, hätte ich auch tot zurückgehen müſſen!

Am andern Tage brachte der kleine Juſtizlaufburſche ein Zettelchen und ein Fläſchchen!

„Gefühlvoller Dichter!

„Gewiß, Zahnweh iſt ſtärker als Liebe! Was iſt eine brennende Sehnſucht gegen eine brennende Wange? Was iſt ein entzündetes Herz gegen eine entzündete Lippe? Wenn man ſo liebt und ſo an Zahnweh leidet, muß man auf alles reſignieren, nur nicht auf gegenwärtigen Balſam, den ich Ihnen ſchicke, und von dem ich wünſche, daß er alle Ihre Leiden heilen möge. Binden Sie ihn, auf Ihren Liebesbrief geträufelt, um Ihre Wange, und bleiben Sie ewig verbunden Ihrer achtungsvollen Freundin

N. N.“

— Wir ſahen uns nicht wieder.
Das iſt Liebe und Zahnweh!

Memoiren einer Zeitgenossin.

(Aus den hinterlassenen Papieren einer Fliege.)

Ich bin von Geburt eine Deutsche und meine Vaterstadt ist eine große Residenz. Diese liegt an einem Flusse, dem es ebenso an Wasser fehlt, wie meiner Vaterstadt an Wein. Mein Vater ist unter ähnlichen Fliegen in dem Antichambre der Großen aufgezogen worden, hat aber wie andere zweibeinige Fliegen schmarotzt und gesummt, gesummt und schmarotzt. Meine Mutter, von dem alten Geschlechte der Stechfliegen, war bei dem Zollwesen angestellt und saugte sich am Blute der Menschen voll. Plötzlich fiel mein Vater, nicht in Ungnade, das wäre noch zu verschmerzen gewesen, aber in den Wein von Serenissimus und endete ruhmlos; meine Mutter zog sich über den Zollverband eine Gemütskrankheit zu und starb. Ich blieb als eine arme Waise zurück. Dem Pupillen-Kollegium schien ich keine vorteilhafte Partie, ich war also genötigt, mein eigenes Amt zu suchen. Ich zog geradezu in eine entlegene Straße, wo ich auf Gastfreundschaft eher als in den ersten Straßen rechnen konnte. Ein halb offenes Fenster zog mich an, ich flog in ein kleines Gemach, und nahm auf einer Toilette, auf einem Zahn eines ausgebrochenen Kamms, welcher zwischen einem Riechfläschchen und einem Bündel seiner Locken lag, meinen Platz ein. Auf dem Tische daneben lag Ekartshausens Gebetbuch und ein Theaterbillet. Auf einem niedlichen vis-à-vis saß ein junges Mädchen und neben ihr ein junger Mann, der ihre Hand festhielt. Die Augen des Mädchens waren niedergeschlagen, lange, schwarze Wimpern bedeckten sie. Auf den Wangen lag die Morgenglut des Tages, die Lippen, halbgeöffnete Rosenknospen, waren von dem Reiz der erwachten Natur angeglommen, dunkle Locken wühlten wollüstig auf dem Flaum des schneeigen Nackens und der wallende Busen stieß unwillig an die leichte Hülle. Der junge Mann sprach dringend und feurig, bittend und girrend. Ich konnte nicht alles verstehen, ich flog daher auf ein Heiligenbild hin, welches über dem vis-à-vis hing. „Süße! Einzige!“ flehte der Jüngling, „nur ein Lächeln, sage mir, daß du mich erhörst, nur ein einziges himmlisches Lächeln dieses göttlichen Mundes, und ich bin der Glücklichste!“ Sie schlug langsam

die Augen auf, eine feuchte Glut ſchwamm in denſelben, der üppige Himmel hing niederſinkend an den Augenlidern und auf ihren Wangen beleuchtete ein tiefes Rot den letzten Kampf der Liebe und Scham. „Nur ein einziges Lächeln!“ bat er nun noch inniger, ich hatte Mitleid mit ihm, flog auf den weichen, niedlich-geſpitzten Mundwinkel des reizenden Mädchens hin, ſcharrte mit meinen Füßen, — — ſie lächelte, — er ſprang beglückt auf, und ich gewann kaum Zeit, noch durch das Fenſter, welches er eben zumachte, hinaus zu kommen und das Freie zu gewinnen. —

Ich flog irrend herum, meine Seele war von der eben erlebten Scene noch ganz voll. Hier werden ſich die Philoſophen etwas ſtreiten, ob die Fliegen auch eine Seele haben. Da man in eigener Sache kein Richter ſein kann, wenn man nicht zufällig dreimalhunderttauſend bewaffnete Mann als juridiſche Beweisgründe mitbringen kann, ſo kann ich nichts darüber ſagen, aber ich glaube, ich muß doch eine Seele haben, denn ich bin ich und ich ſetze mich ſelbſt, zuweilen ſogar dem Sultan auf die Naſe. Ich mochte ungefähr ein paar Minuten planlos herumgeflogen ſein, als ein zierlicher, bejahrter Herr vor mir her ging, welcher eine Düte Bonbons in der Hand trug. Ich ſetzte mich in eine der vielen Falten, welche oben am Schluß der Düte ſich befanden, und ließ mich von meinem alten Manne forttragen. Er ging in ein Gartenhaus, durch einen langen Korridor, über ein weitläufiges Vorzimmer in ein dunkles Gemach. Hier verblieben wir im Dunkeln einige Zeit, endlich raſchelten ein paar Pantöffelchen. „Sind Sie da, Ehrwürden?“ fragte ein Stimmchen, dem ich das Stubenmädchen ſogleich anhörte. „Ja, mein Döckchen!“ ſummte ein gedämpfter Prieſterbaß. Die Kleine führte uns noch in ein anderes, warmes, wohlbeleuchtetes Zimmerchen. „So, mein Mäuschen!“ ſagte der ehrwürdige Herr, indem er mit der heiligen Hand um das blühende Kinn des allerliebſten Kammerkätzchens fuhr, — „ſo, hier hab' ich dir auch gebrannte Mandeln mitgebracht und das Kleid bring' ich dir morgen.“ — Er zog ſie auf eine Ottomane nieder. „Haſt du,“ — fuhr er fort — „die Miniſterin bearbeitet? Es liegt mir alles daran, daß der junge Z. aufs Bureau Seiner Excellenz kommt, ſie macht alles, ſie muß ihn anempfehlen.“ „Euer Ehrwürden, ich habe ihr geſagt, daß der junge Z. alle Abende im Theater aus einem Winkel nur nach ihr ſehe, und daß er gerne ein Unterkommen auf irgend einem Bureau haben möchte. Sie will ihn Seiner Excellenz vorſchlagen, allein der vertrakte X. aſpiriert auf dieſen Platz.“ — Der iſt es eben, Mäuschen, der darf nicht hin; du kannſt ihr ſagen, der X habe geſagt, ſie hätte falſche Zähne, he Mäuschen?“ Se. Ehrwürden begannen nach und nach mit den Händen zu ſprechen; da bewegte ſich etwas im Nebenzimmer. „Sachte! ſtille!“ ſagte das Mädchen. Da flog ich gerade Sr. Ehrwürden an den Naſenflü-

gel hin, er mußte laut nießen. „Verdammt“! rief er, ich aber flog immer von neuem heran und Se. Ehrwürden nießte wie ein Ungewitter. „Ach,“ lamentierte das Stubenkätzchen, „Euer Ehrwürden nießen mich ums Brot und um den Dienst!“ Sie löschte das Licht aus, ein Nebenzimmer öffnete sich, und ich gewann Zeit, mich auf eine hübsch gekräuselte Perücke, die auf einem Napoleonskopfe aufgestülpt war, niederzulassen. Ich saß ganz bequem in einem kleinen Löckchen einer Ministerperücke und that mir nicht wenig darauf zu gut, mit einem solchen Kopfe in naher Berührung zu stehen. Se. Excellenz, die sich die Perücke aufsetzten, arbeiteten eben an einem Entwurfe, die Leibeigenschaft in konstitutionellen Staaten herzustellen. Se. Excellenz lächelten wohlgefällig, sahen in den Spiegel, lächelten noch einmal und arbeiteten wieder.

Die Leibeigenschaft wurde mit den poetischsten Farben gepriesen; der Aufsatz war fertig. Se. Excellenz wollten eben schließen, als ich an seinen Finger herankroch. Dieser Kitzel machte, daß Se. Excellenz einen großen Klecks statt Dero hohen Namen hinzeichneten! Welch' ein Unglück! Ach, wie vielen Ländern ist nicht schon oft ein ministerieller Klecks angehängt worden, daß sie ein halbes Jahrhundert daran zu radieren hatten! Se. Excellenz wollten mich mit einem ministeriellen Schlag auf einmal töten, allein ich saß schon wieder in seinem zierlichen Lockenbau und da war ich sicher. Se. Excellenz radierten den Klecks aus und trugen ihn, nicht den Klecks, sondern den Entwurf, zu Seiner Durchlaucht, dem regierten Regierenden!

Serenissimus waren in übler Laune, Allerhöchstdero Kopf lag auf Allerhöchstdero Hand und Allerhöchstdero Augen sahen auf Allerhöchstdero Fußspitze. Es muß etwas Betrübendes vorgegangen sein. Allerhöchstdero Jagdhund sind vielleicht unwohl, oder Allerhöchstdero Maitresse schmollen. Kurz, Serenissimus waren unmutig. Seine Excellenz nahten sich und machten einen Knicks bis zu Allerhöchstdero Nabelgegend und stellten Allerhöchstdero väterlicher Regentengüte vor, daß das Wohl Allerhöchstdero Unterthanen es nötig machte, daß die Leibeigenschaft im Lande eingeführt werde. Serenissimus dachte eben vielleicht an die Eigenschaft eines Leibes, verwechselte dieses mit Leibeigenschaft, und wollte nicht recht daran gehen, den Vorschlag zu unterschreiben. Se. Excellenz standen da wie in Todesangst, ich hatte Mitleid mit ihm, flog auf Serenissimus Tintenfaß, tauchte meinen Fuß in die Tinte und zog mit demselben unter den Vorschlag einen Halbzirkel (C); Serenissimus sahen, es war sein Anfangsbuchstabe. Die Götter hatten gesprochen, er unterschrieb. Mit Gewissensbissen belastet flog ich in Serenissimus Halskrause zurück und hielt mich da verborgen. Am andern Morgen flog ich mit Serenissimus zu Allerhöchstdero Lieblingsschauspielerin. Hier fand ich

Süßigkeit in Hülle und Fülle und ſetzte mich auf ein Glas Cyperwein, welcher für ſie eingegoſſen war. Sereniſſimus hatte eben geruht, die niedliche Prieſterin verſchiedener Göttinnen in Unruhſtand zu verſetzen, als mehrere Steine durch das Fenſter in das Zimmer flogen. Es waren die erſten zarten Vorwürfe der Leibeigenſchaft an Sereniſſimus. Das Volk des kleinen Ländchens fing an, die Äuglein aufzuſchlagen, und ſie begleiteten ihre Vorſtellungen an Sereniſſimus mit einem beredſamen Steinregen. Solche Petitionen pflegen guten Eindruck zu machen. Sereniſſimus geruhten ſich auf Allerhöchſtdero Füße zu machen, und durch Allerhöchſtdero eigenen Gaſſenkot aus der Stadt zu entfliehen. Se. Excellenz wurden von der Liebe des Publikums um einige Ellen höher befördert, und ſein luſtiges Palais erhielt die Überſchrift:

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!"

Allerhöchſtdero Maitreſſe aber lag in Allertiefſtdero Ohnmacht, Krämpfe ſchnürten ihr den Hals zuſammen, das Stubenmädchen goß ihr in der Eile den Cyperwein ein, ich hatte nicht Zeit, mich zu retten, ich kam ihr in die Gurgel, dies verurſachte ihr einen Reiz, ſie erſtickte, indem ſie mich auch vollends erwürgte!

So war ich kleine Fliege erſt Urſache an dem Fall eines Mädchens, dann an dem Fall eines Deſpoten und endlich fand ich den Tod, indem ich einer andern Fliege den Tod gab.

Hier endete das Manuſkript, hier ende auch ich.

Là bas und Amor's Oberlippe.

Der Franzose kennt nur sein Frankreich, sonst ist ihm alles fremd. Frankreich ist sein Höchstes, alles andere ist bei ihm „là bas". Fragt man einen Franzosen, „wo ist Ihr Bruder? so sagt er: „mon frère? là bas à Mexique" oder „là bas à l'etersbourg" oder „là bas à Constantinople" oder „là bas à Berlin." Was nicht Frankreich ist, liegt „là bas".

Es giebt eine Menge Damen hier, die man in den honettesten Zirkeln findet, die sehr liebenswürdig sind, und die auch eine große Eigenschaft besitzen, nämlich die, daß ihre Männer ewig „là bas" sind. Fragt man eine solche Frau: wo ist Ihr Herr Gemahl? so erwidert sie: „Ah! monsieur, il est là bas aux Indes." oder „il est parti pour là bas, pour le Brasil." Ein solcher „là bas-Mann" ist ein wahrer Ulysses, er durchkreuzt alle Sterne, allein seine Penelope geht etwas humaner mit ihren Freiern um, als die wirkliche Homerische. Auf dem Bal masqué de l'Odéon reichte ich einer schönen Frau, die mit einem der liebenswürdigsten Mädchen etwas entfernt vom Büffet stand, zwei Becher Eis hinüber. Ein „ah! vous êtes fort obligeant" war mein Dank; das wäre aber für einige derbe Rippenstöße, die immer mit einem „pardon, monsieur" gegeben wurden, wenig Entschädigung gewesen, wenn es nicht von einem Blick begleitet gewesen wäre, von einem Blick, den ich lieber zehnmal sehen, als einmal beschreiben möchte. Das Herz im Leibe und das Eis auf der Zunge schien an diesem Blick hinzuschmelzen. Ich erinnerte mich an Göthes:

„Geht den Frauen zart entgegen,
Ihr gewinnt sie auf mein Wort;
Doch wer keck ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort."

Ich versah mich schnell mit einem „Corno d'abondance" voll Erfrischungen, ging den Damen nach, und begann die Konversation mit einem „beaucoup de monde", welches für eine Pariser Seele soviel als „beaucoup de plaisir" heißt. Um im Gedränge den Faden des Gesprächs nicht zu verlieren, machte ich eine Bewegung mit dem Arme, die, wenn man sie verstehen wollte, ver-

ständlich genug war, und im Gegenfalle auch zufällig gewesen sein konnte. Zum Glück hatte die schöne Frau, die noch mit aller Lebensfrische auf der Mittagslinie des Lebens stand, einen scharfen Blick und hing sich an und ein. Ein junger Herr hatte das reizende Mädchen am Arme, und so zogen wir einer Loge des zweiten Ranges zu, in welcher wir uns niedersetzten. Ich erfuhr sogleich, daß das reizende Mädchen ihre Tochter Juliette, und so halb und halb an den jungen Mann versagt sei. Auf meine Frage, wo denn ihr Herr Gemahl sei, sagte sie mit einem Tone, dem an Schalkhaftigkeit nichts gleich kömmt: „il-y-a deux ans qu'il est là bas à Rio". Auf diese Antwort betrachtete ich mir meine là bas-Witwe etwas genauer. Es war eine wohlgebaute Frau zwischen 30 und 40, mit aller Lebhaftigkeit einer Frau von 20 Jahren. Ein feines, allerliebstes Gesicht, in welchem sich die Jahre fast noch gar nicht markiert hatten, ein paar Augen wie die Spitzbuben und ein Lächeln wie die geheime Polizei, ins Innerste dringend. Übrigens war ihr Humor so angenehm, wie er nur von einer Frau zu fordern ist, deren Mann schon seit zwei Jahren „là bas à Rio" sich befindet Sie erriet sogleich, ich müßte ein Fremder sein, und da ich mich für keinen Deutschen ausgeben wollte, so sagte ich, ich wäre ein Preuße. Noch an demselben Abende wurde ein Spaziergang beschlossen und zwar nach Versailles.

Ich segnete im stillen Herzen den guten Mann, daß er die Güte hatte, zwei Jahre „là bas à Rio" zu bleiben und hätte nichts sehnlicheres gewünscht, als daß auch der junge Herr, der Juliette in Beschlag nahm, auch irgendwo „là bas", wegen meiner là bas in der Hölle gesteckt hätte.

Ich habe mir erzählen lassen, das erste Abenteuer edlerer Natur, das ein Deutscher in Paris mit einer Pariserin bestehe, mache ihn ganz schwindlig; mir war es nicht so zu Mute, ich blieb ganz ruhig, betrachtete diese Stunden als Sprachstunden, um mich in der französischen Sprache zu üben. Ein heiterer, warmer Tag, es war in diesem Jahre gar kein Winter in Paris, zog mich früh, d. h. gegen elf Uhr aus den Federn, und nachdem ich meinen Anzug mit aller jener Sorgfalt geordnet hatte, die eine Frau erheischt, deren Mann in Rio Janeiro ist, begab ich mich zu meiner neuen Bekanntschaft. Juliette stand schon angezogen da, ein Hut aus der Rue Vivienne, eine ceinture de la patrie und ein Shawl à la reine umgaben die Reizende, aber unter dem Hut hervor blitzten ein paar schwarze Schelmenaugen, und ein Mund, der in seiner Liebenswürdigkeit sich selbst zu küssen schien, rief mir zu: „maman est encore à la toilette!" Daß ich diese Nachricht mit aller Fassung eines Philosophen, d. h. eines deutschen Philosophen aufnahm, wird mir der Leser gerne glauben; auch das, daß ich Juliette einige Worte sagte, die eines Pariser nicht unwürdig gewesen wären.

Wir setzten uns am Kamine nieder, und ich, wohlwissend, daß man einem Fremden, von dem man voraussetzt, daß er die Sprache nicht ganz in seiner Gewalt hat, manchen kühnen Ausdruck verzeiht, ja ohne Zeugen sogar gerne hört, ich machte den amoroso-buffo, mischte so viel närrisches Zeug ins Gespräch, daß ich lachend und ausgelacht schon im Besitze ihrer zart geformten Hand war, als Mr C., der sogenannte Bräutigam herein kam, und zum Glück auch maman aus dem Seitenzimmer. Wir waren aufgestanden, aber ich hielt in meiner Verlegenheit noch immer die warme, weiche, elastische Hand in der meinigen. „Ah!" sagte die Mutter, „vous dites la bonne aventure à Juliette?" Mr. C. machte ein Gesicht wie eine halbabgelegene Olive, und erinnerte, daß der Wagen unten warte. Juliette hüpfte die breiten Treppen hinab, daß der Marmor aufzuleuchten scheint, von diesen Füßchen geküßt zu werden. Endlich sitzen wir, der Wagen rollt über den Vendome-Platz und die champs élysées entlang nach Versailles. Endlich halten wir an dem großen übergoldeten Gitter, und Mr. C. hilft uns allein aus dem Wagen. Im Garten war nicht viel zu genießen, und Mr. C. schlug vor, das Schloß zu besehen.

Mit wehmütigem Gefühle betrat ich den Ort ehemaliger Größe. Meine Begleiterinnen aber sagten nichts als die Vergleichungsstaffeln hinauf:

„gentil!" „jolie!" „beau!" „superbe!" „magnifique!" „exquis!" u. s. w.

Im Sommerpalast rührte mich das Zimmer der unglücklichen Marie Antoinette unbeschreiblich; Juliette sagte: pauvre malheureuse! und besah sich dabei in dem Spiegel der unglücklichen Königin, lächelte auf den Mr. C., sagte noch einmal: pauvre malheureuse! und schlüpfte in den Garten hinaus. In dem kleinen Gartentempel fanden wir uns zusammen, da steht die Statue eines Amors, mit der bekannten Unterschrift:

Qui que tu sois,
Voilà ton maître,
Il est, il fut,
Ou il doit l'être!

„Ah! c'est charmant!" sagte Juliette, und Mr. bot ihr eine feine Bleifeder, damit sie ihren Namen auf den Amor hinschriebe. Der arme Amor war von Kopf bis Fuß mit lauter Namen überdeckt, von allen den Tausenden, die sich so unsterblich machen wollten. Die ganze Statue bot keinen anständigen Platz dar, auf den sich ein sittsames Mädchen hätte hinschreiben können. Juliette fand aber den Gedanken, ihren Namen auf den Kupido zu schreiben, gar zu unique, als daß sie ihn aufgeben sollte. Ich war endlich so glücklich zu entdecken, daß die Oberlippe Amors noch unbeschrieben wäre.

„C'est bien drôle!" sagte Juliette, aber mit aller Grazie schrieb

sie den Namen „Juliette" dem stummen Liebesgotte auf die Oberlippe. Mr. C. machte sich auch sogleich auf und schrieb seinen eigenen lieben Namen auf die Unterlippe des geduldigen Amors! Ich machte Julietten die Bemerkung, daß, wenn der Gott der Liebe jetzt das Maul aufmachen wollte, sie und ihr Bräutigam geschiedene Leute wären!

Madame und ich mußten nun auch noch unsere Namen dem steinernen Gott anhängen. Es war aber kein Platz mehr übrig, als der hinter den Ohren des kleinen Herzendiebes. Wir schrieben also getrost dem Liebesgott unsere Namen hinters Ohr.

Führt dich der Weg, lieber Leser, einmal nach Paris und nach diesem Amor-Tempel, da vergesse ja nicht, dem geflügelten Knaben, der es ohnehin dick hinter den Ohren hat, ein wenig hinter das Ohr zu sehen, und da wirst du den Namen dessen finden, der sich schon so oft manches von Amor hinter das Ohr schreiben mußte. Es war Abend geworden; nach einem fröhlichen Mittagstisch in der Restauration à la grille du mail brachte uns unser Wagen nach Paris. Es war 8 Uhr abends und wir rollten im Finstern dahin. Wenn ich den verehrten Leser bitte, sich in meine Lage zu denken, so wird ihm das eben nicht unangenehm sein, denn nach einer Lustfahrt zu Versailles, nach einem dîner aux huitres im Finstern, vis-à-vis einer schönen Frau, deren Mann seit zwei Jahren „là bas à Rio" ist, scheint nicht die verzweiflungsvollste Lage zu sein.

Allein der Mensch ist ein neidisches Tier! Die Lampen des Kaffeehauses de cents couverts in den champs Elysées warfen plötzlich eine Tageshelle in unseren Wagen, und siehe da! Mr. C. schien eben beschäftigt zu sein, mit dem Munde seinen Namen auf Juliettens Lippen hinzuschreiben. Ich hätte den Schreiber ermorden mögen. Als wir abstiegen, flüsterte ich der holden Juliette zu: Darf ein Sterblicher nicht hoffen, seinen Namen auf den Mund der Liebesgöttin einzuschreiben?

„O! le méchant!" sagte sie mit einem hochaufflammenden Blicke, und gleich darauf lispelte sie: „nous en causerons". Liebster Leser! goldener Leser! hast du gehört! „nous en causerons"!

Sei versichert, lieber Leser, was auch vorgehen mag: nous n'en causerons pas.

Volksschmeichler und Zeitgeist-Verdreher.

Aus den Blättern der Weltgeschichte säuselt der milde Trost, daß die Humanität und die wahre Freiheit stets über servilen Druck und Geisteszwang obsiegte. Aus den Blättern der Weltgeschichte wehet die ernste Ermahnung hinauf an die Höhen der Regierung, daß die Freiheit eines Volkes nicht in einzelnen erteilten Rechten, die fast wie Begnadigungen aussehen, bestehe; und aus den Blättern der Weltgeschichte rauscht der Erfahrungssturm hernieder, daß die mißverstandene Volksfreiheit stets, historisch oder speciell, zu innern Zerrüttungen des Staatslebens, zu Spaltungen und Fraktionsgeist, zum Mißbrauch des Heiligsten und zum Hinsturz an fremde Zwingherrschaft geführt hat.

Eben dasselbe Polen, das heute als heiliger Märtyrer der Freiheit die unsterbliche Seele aushaucht, dessen herzzerschneidende Endlassenschaft vielleicht den Eintritt Europa's in den Wendekreis des Krebses bezeichnet, eben dasselbe Polen ist ursprünglich durch seine jedes Maß übergeilende Volksfreiheit, durch das Veto seiner Landboten, durch das Recht, Konföderationen gegen den König zu stiften, aus der Reihe selbständiger Staaten verschwunden!

Die wahre Volksfreiheit besteht nicht im Entbinden von Gesetzen, nicht im Wegwerfen jedes, wenn auch noch so leichten Zwanges; sondern im Zusammenklange des eigenen Willens mit dem Gesetze, in der Entbehrlichkeit des Zwanges durch freiwillige Hingebung, nur im Bewußtsein, keinem anderen Zwang als einem gesetzlichen hingegeben zu sein, d. h. einem solchen, wo die Pflichten des Einzelnen und des Ganzen auf Gerechtigkeit und Wahrheit basiert sind.

Wie ganz anders lautet aber das, was unsere ultra liberalen Journale von der Volksfreiheit ausposaunen! Sie verstehen unter Volksfreiheit nichts als den Umsturz des Bestehenden, bloß weil es besteht. Sie wollen das Volk hinausreißen über die Grenze des Guten und Wahren, denn in den Bannkreis der Lüge dringt keine redliche Waffe, kein Vernunftgrund, keine geläuterte Ansicht und Gegenrede mehr.

Von jeher nennt die Geschichte keinen Tyrannen, keinen Despoten, der nicht einen Schmeichler, einen Krümmwurm fand, welcher ihn in seiner Tyrannei bestärkte und lobhudelte. Das ist

nun jetzt anders, wir haben Volks-Lobhubler, Volksschmeichler, Volksnarren.

Was sind die ultra-liberalen Blätter anders als servile Volksschmeichler? Sie setzen zuerst das Volk hinauf auf ihren papiernen Thron, und dann beginnen sie ihren kriecherischen Götzendienst. Sie tanzen um das gold'ne Kalb ihrer Volks-Souveränität herum, und kein Katzenbuckel ist ihnen krumm genug, und keine eckle Speichelleckerei niedrig genug, und keine Vergötterung albern genug, um sie diesem Idol verknechtet darzubringen. Nie hat noch ein Fürstenknecht, ein serviler Königsdiener, ein verknechteter Despotensklav seinem Herrn so unbedingt, so unsinnig, so schamlos knechtisch gehuldigt, als diese Ultra-Freiheits-Männer ihrer selbstkreierten Volkssouveränität, und eben deshalb muß sie eben jene Indignation, eben jene Verachtung treffen, die alle niedrigen Knechte und Schmeichler trifft. Es ist alles eins, ob man der Despotie eines Einzelnen oder der Despotie eines Volkes verehrend sein Weihrauchfaß schwingt, es bleibt immer Anbetung der Despotie.

Man irrt sich, wenn man glaubt, daß dieser ewige Angst- und Feuerwächterruf nach völliger Unabhängigkeit des Volkes etwas mit der Idee der Liberalität gemein habe. Ebenso viel hat der Wunsch der Armen nach dem Gelde der Reichen, die Begier des Menschen nach der Frau seines Nachbars mit liberalen Ideen gemein.

Der unsterbliche Blakstone sagt sehr richtig:

„Nicht, was der Mensch darf, nicht, was der Mensch will, sondern was er als vernünftiges Wesen soll, giebt das Merkmal und den Maßstab seiner unveräußerlichen Rechte."

Was hier vom Menschen im einzelnen gesagt wird, gilt vom Volke im allgemeinen. Bei dem angebornen Hange zur Unbändigkeit würde die ungereimte Lehre der Selbstregierung ungefähr zu eben dem Scheusal ausarten, als die Blätter der Ultra-Liberalen bei ihrer Selbstzensur.

Früher hat ein moralischer Mut dazu gehört, Liberaler zu sein, es war ein selbstgeadeltes Gemüt, welches die edle Kühnheit hatte, für die bürgerliche und persönliche Freiheit in die Schranken zu treten. Allein die leise, aber alles aufreibende Macht der Zeit nimmt oft Wörtern ihren Adel und adelt oft wieder andere, die früher in Mißkredit waren. Schon Forster bemerkt, daß bei politischen Parteien kein Name auf Ehre oder Schimpf lange Rechnung machen kann; so sind die alten ehrlichen Worte Schalk, Dirne u. s. w., jetzt Schimpfworte, und die frühern Tadelsworte: Salbung, Einfalt u. s. w. neigen sich jetzt zum Lobe hin. So dürfte bald der Ausdruck: ein Liberaler durch die Übertreibung der Liberalen entadelt sein. Es gehört jetzt wirklich ein moralischer Mut dazu, sich als einen Gemäßigten, als einen redlichen

Royaliſten zu zeigen; denn die Ultra-Liberalen finden in jeder mäßigen Geſinnung einen Beiſatz von Verknechtung, ſtreiten der mäßigen Partei ſogar die Möglichkeit einer aufrichtigen Überzeugung ab; ja ſelbſt ein redliches Irren wollen ſie ihnen nicht zugeſtehen, und den groben Stoff ihrer eigenen ſelbſtiſchen Motive in die Handlungs- und Denkweiſe der andern Partei übertragend, giebt es für ſie nirgends eine urſprüngliche Reinheit der Geſinnung, nirgends eine unbefleckte Konzeption der Anſicht, und nirgends ein an der Sonne der innern Überzeugung gezeitigtes, politiſches Religionsleben.

Das wütende Geſchrei dieſer unberufenen Wehe-Mütter der Zeit wird die Wehen der Zeit vermehren, ohne die Entbindung zu erleichtern. Die Zeit, wie die Natur, zeugen und gebären ihre Frühlinge und ihre neuen Welten ſtumm, nur im Zerſtören werden beide laut, in Erdbeben oder in Poſaunenſtößen des jüngſten Tages. Der Zeitgeiſt ſtoßt bei ſeinem Schaffen weder erſt in die „Revolution", noch in die „Deutſche Tribüne", wenn er eine politiſche Wiedertaufe der Völker vornehmen will; der alte Saturn iſt ein ſtiller Greis, leiſe verſchluckt er ſeine Kinder, und nicht bei der Lärmtrommel einer falſchen oder wahnſinnigen Begeiſterung! Weil die Vergangenheit in einen Witwenſchleier gehüllt iſt, und die Zukunft in einen jungfräulichen, und nur die Gegenwart nackt vor ihnen daliegt, weiden ſie ſich mit ſinnlicher Luſt daran, durch ihre Blößen die rohe Begier aufzureizen, ſich ſchänderiſch in ihren Schwächen zu ſättigen.

Gemeinen Sinn nehmen ſie für Gemeinſinn, und das neugierige Emporſtrecken des Halſes für geiſtige Erhebung des Geſammtlebens. Jedes kleine Gebrechen in der Staatsmaſchine hingegen wird von dieſen Volksheuchlern als ein Flecken am Throne ausgeſchrieen, weil der Thron am höchſten ſteht und dem Volke am erſten in die Augen fällt. Sie vergeſſen aber, daß man Höhen, hohe Menſchen und hohe Berge, oft in einem Nebel ſieht, daß aber dieſe Nebel aus der Tiefe emporſteigen, aus dem niedern Leben, und ſich an ihnen hinaufziehen.

Die Kompanie-Laſter des Parteigeiſtes und die in leeren Phraſen eingewickelte Nationaltäuſchung der ausgeſchrienen Volksſouveränität wollen viel weiſer ſein, als unſer lieber Herrgott. Er erſchuf das Licht am erſten Schöpfungstage, allein erſt am vierten die Sonne, inzwiſchen ließ er Gräſerchen wachſen und Blümlein, und nützliches Gewächs mehr. Unſere Lichtprediger aber ſind mächtiger denn Gott, kaum haben ſie aus den vollen Backen in das Volk hineingerufen: „es werde Licht"! ſo haben ſie auch ſchon lauter Sonnen aus dem Volke gemacht, und ſich ſelbſt als erſte Sonnenprieſter.

Aber das Volk, dem ein ſolches Hätſcheln und Backenſtreichen vielleicht anfangs wohlthut, wird in ſeinem geſunden Menſchen-

verſtande endlich erwachen, und einſehen, daß alle jene, die ſeinen Fehlern huldigen, ſeine Gebrechen adeln, ſeine Schwächen zu Tugenden ſtempeln, ſeine Gelüſte zu Gotteingebungen umtaufen, und ſeine Launen als Himmelsgebote ausſchreien, nichts als feile Schmeichler, nichts als böſe, irreleitende Irrwiſche ſind, die vor ihren Augen herumgaukeln.

Es wird einſehen, daß es von dieſen Freiheits-Apoſteln nicht wie ein Gebäude in die Höhe geſchraubt wird, um es zu reparieren, ſondern daß ſie es hinauftreiben wollen, um in ſeinem verlängerten Schatten ſich ſelbſt gemächlicher ausdehnen zu können!

Vachelinde di Rococonia.

Sammt und Schönheit dienen von oben herab; Stroh und Geist dienen von unten hinauf. Sammt vom Thron und Königsmantel dient zuletzt als Käppchen auf dem Haupte eines Kellners; Stroh aber schwingt sich vom Boden, vom Staube zu dem Haupte der erhabensten Fürstin empor. Schönheit ist die erbliche Pairie des Körpers, aber ihre Herrschaft ist kaum ein zehnjähriges Konsulat, sie tritt nachher in den Bürgerstand zurück oder für den Bürgerstand. Geist hingegen ist ein Parvenu, im Dunkel geboren dient er von der Pike auf, ein Napoleon, ein Autodidakt.

Verwitterter Sammt, verwitterte Geister und verwitterte Schönheiten machen einen wehmütigen Eindruck; einen schmerzlichen Eindruck, den Manchester und gewöhnliche alternde Gesichter nicht machen.

Einen solchen verwitterten Sammt-Eindruck bringt Madame Vachelinde di Rococonia aus Pampeluna hervor.

Mein Blick ruht oft auf diesen großen Ruinenmassen, wie Marius auf den Ruinen von Karthago. Die Zeit hat einen besondern Zahn auf sie gehabt und doch scheint es, als ob sie der Zeit nicht auf den Zahn gefühlt hätte. Nur an gemalten Rubens ist die Zeit eine angenehme, reizende Mitarbeiterin, aber nicht an lebenden; nur bei dem Fleische auf der Leinwand wirkt das Alter magisch reizend mit, aber nicht bei dem Fleische unter der Leinwand.

Vachelinde, selbst eine rasende Gelehrte der Antike, scheint diese Wahrheit nicht zu erkennen. Sie war sehr schön, so sagen die Geschichtsforscher und Altertumskundigen; schwarzes Rabenhaar umflatterte den weißen Silberbusen; aber ach! die Zeit kehrt alles um!

Vachelinde di Rococonia hatte einst den schönsten Nacken und den schönsten Busen der Welt; allein jetzt sind sie bloß zu Vorurteilen geworden, und Vorurteile, je größer und älter sie sind, je ungescheuter trägt man sie zur Schau! Busen und Nacken einer Dame, so sagt Vachelinde di Rococonia, müssen wie Mädchen nur bis zu einem gewissen Alter und bis zu einer gewissen Größe einsam, abgeschieden und eingesperrt erzogen werden; über eine gewisse Größe und über ein gewisses Alter hinaus gehören sie der

großen Welt, dem großen Verbande der Gesammtgesellschaft an. Vachelinde's Maler und Schneider dürfen sehr wenig bedecken. Daher braucht der Schneider wenig Stoff, der Maler aber viel Inkarnat.

Vachelinde zählt siebenundzwanzig Sommer; als sie den siebenundzwanzigsten Sommer zählte, hörte sie zu zählen auf; seitdem sind unzählige Sommer verflossen, die sie, im Schatten ihres eigenen Busens versteckt, nicht bemerkte.

Siebenundzwanzig Sommer! Das schönste Alter für eine schöne Frau! Wenn nur die fatalen Winter nicht wären. Man glaubt es schon, daß Vachelinde nicht mehr als siebenundzwanzig Sommer hat, aber zweiundvierzig Winter dabei, das ist eine eigene Abnormität! Allein der Winter ist kein wirkliches Wesen, er liegt in der Einbildung: es giebt keinen objektiven Winter, jeder Winter ist bloß subjektiv. Wem nicht kalt ist, der hat keinen Winter. Wer dem Winter, diesem Weiberfeind, wie Vachelinde die offene Brust mutig zum Kampfe entgegenträgt, dem thut er nichts; und es bleibt immer die Frage, wenn Vachelinde und der Winter sich begegnen, welcher Winter vor dem andern davonläuft; gewiß Vachelinde, weil sie leichter gekleidet ist.

Wenn sie erscheint in der Sala grande dellas Buenas artes in Pampeluna, mit dem erfahrenen Haupte, sieht man, daß sie sich vier Stunden angezogen hat, um unangezogen zu erscheinen; wie herrlich, wie allumfassend ist sie! Die Augen scheinen über längst vergebene und verziehene Mordthaten doch noch in halber Trauer, schwarz und grau zu gehen; die einstige Schönheit wird in dichten Locken bei den Haaren herbeigezogen, um ihr aus langer Gewohnheit um den Hals zu fallen; Busen und Nacken wie aus karrarischem Parmesan, in stereotyper Unsterblichkeit, verschmähen jeden Einband und jede Broschüre, ein Veilchenbouquett am Busen, wie ein Vergißmeinnicht am jähen Abhang, scheint aus Angst über die eigene Gefahr ganz blau geworden zu sein.

Aber noch reizender als da ist sie zu Hause in ihrem Aposento di visita (Besuchsgemach), da ist sie im strengsten Negligé und etwas weniger nackt als im Konzerte. Nicht im Bette, wie oft, empfängt sie da die Besuchenden, sondern hinter einem antiken cul de Lamp — eine Beute aus den Ausgrabungen Pompeji's — in einem Zimmer magisch beleuchtet, zu wenig für das, was man nicht sieht, und zu viel für das, was man sieht, — auf einem Sofa hingestreckt — ein Stredvers mit zwei Streckfüßen — in sitzend liegend-schwebender Lagestellung. Alles im Zimmer atmet Altertum, sogar die allernächste Umgebung ihrer Seele. Griechische, römische, hetrurische und die modernsten Antiquitäten ringsumher; Göthe's „Kunst und Alterthum", herrlich gebunden, mit Göthe's eigener Handschrift, als Oreiller auf dem Sofa!

Ach, auf Göthe muß ſich gut ſchlafen laſſen, und auf chineſiſchem Porzellan!

Sie iſt eine leidenſchaftliche Liebhaberin von allem, was rokoko, was antik iſt, daher auch ihre unbeſchreibliche Eigenliebe. Rokoko! das iſt göttlich! Sie liebt Gott bloß weil er antik iſt; ob ſie den neueſten, der erſt 1834 Jahre alt iſt, auch ſo ſehr verehrt, weiß man nicht, aber man ſagt, ſie könnte ſogar ihren eigenen Mann lieben, wenn er rokoko wäre. Unter allen lebenden Schriftſtellern iſt ihr Göthe le plus rococo, und ſie lieſt ihn nie ohne Thränen. Bachelinde kann aber zu jeder Zeit Thränen vergießen, Größe und Gewicht nach Belieben und jedesmaligem Bedarf; ſie hat wahrſcheinlich ein antikes Thränenglas aus einem römiſchen Grab aufgefunden und in die Augen geſteckt. Aber nicht nur ſie, auch ihre Anbeter müſſen Rokoko-Diener und Antiken-Verehrer ſein; ſo der Amante als der Mameluko, als der Capo d'Auſtria; ſie dürfen Göthe, die Antiken und ſie zugleich anbeten, ſie dürfen „O!“ und „Ach!“ ausrufen, aber nur wenn ſie an einen Pfeiler gelehnt ſtehen, wie die Trauergerüſte an alten Grabmälern. El Mamoluko embajador di extrangero (Geſandter der auswärtigen Angelegenheiten) darf ſogar auf echt alt-ritter-deutſchlich ihre feindlichen Angelegenheiten ausfechten und dabei ſo viel Blößen geben, als ſie ſelbſt; dabei aber muß er einen alten Degen umſchnallen und einen Spruch aus Göthe's weſtöſtlichem Divan auf ſeinem Schilde führen. Auch für Malereien hat ſie entſchiedene Vorliebe; mit den Farben weiß ſie herrlich umzugehen und unter den Malern iſt ihr Fa presto der liebſte.

Ihre Vorliebe für die Antike geht ihr bis über die Ohren, im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Ihr Haar nämlich, dieſes dunkelwolkige, tragiſch geſchlungene, ſchickſalſchattige ſoll wirklich einmal um das Haupt der Antigone geflattert haben, ſoll auf der Inſel Capri von einem ſpaniſchen Hidalgo ausgegraben worden ſein, von Göthe die Approbation erhalten haben und bedeckt nun auf Bachelinde's Haupt die Zenſurlücke der Zeit. Es geſchieht deshalb auch zuweilen beim Tanze, daß ſich dieſe klaſſiſche Perücke vor der Romantik der modernen Zeit ſträubt und ſich auf die andere Seite dreht, um dieſe Barbarei nicht mit anzuſehen. Es muß auch auf das Haar einer Antigone einen ſonderbaren Eindruck machen, einen Strauß'ſchen Walzer zu tanzen.

Die Unnennbare.

Ich will ſchwärmen, das heißt, ich will zuerſt den Verſtand verlieren und mich dann darüber freuen, daß ich ihn verloren habe.

Das weibliche Geſchlecht iſt das glücklichſte Geſchenk, welches uns die Götter gemacht haben, denn nur durch die Frauen kann man zuweilen den Verſtand verlieren. Wenn es keine Frauen gäbe, wir wüßten nicht ihn zu verlieren, und wie traurig wäre das! Es iſt die höchſte Gunſt des Schickſals, daß man zuweilen den Verſtand verliert!

Er drückte mich ſchon wieder wie ein enger Stiefel, mein Verſtand nämlich. Er genierte mich entſetzlich und that mir unendlich weh. Ich konnte ihn nicht los werden. Ich verſuchte alle Mittel, ich hörte ein philoſophiſches Kollegium, ich trank Brüderſchaft mit Herrn Dr. ***, es half nichts, mein Verſtand wollte nicht weichen.

Da ſah ich ſie! da ſtand mein Verſtand plötzlich ſtill und auf einmal verlor ich ihn ganz. Der redliche Finder kann ihn als Rekompenſe ſogleich behalten, wird aber gebeten, mich nicht des Undanks zu beſchuldigen; für eine ſolche Kleinigkeit iſt das Belohnung genug.

Ich ſah ſie! der Himmel ſprach: es werde Schönheit! und ſie ward! der Himmel ſprach: es werde Licht! und ihr Auge ward! der Himmel ſprach: es werden Roſen und Lilien! und ihr Antlitz ward! der Himmel ſprach: es werde Liebreiz! und ihr Lächeln ward! der Himmel ſprach: es werde Muſik! und ihr Wort ward! und der Himmel ſah ſie und ſprach: es iſt gut, und er ſegnete ſein Werk und die Welt ringsumher lag vor ihr auf den Knieen und die erſte Anbetung erſtand, und die Religion der Schönheit heiligte alle Herzen und die Offenbarung alles Liebreizes überleuchtete Erd' und Himmel und alle Weſenheit.

Zuerſt war nichts und da ſchuf Gott die Schönheit, nicht aus dem Nichts, ſondern aus ſich ſelbſt, und zu der Schönheit geſellte ſich die Liebe, und die Gewäſſer rannen in einem Hoſianna zuſammen und die Lüfte bauten die blaue Wölbung triumphierend über ſie auf, und die Urſtoffe umarmten und vermiſchten ſich, und die Erde rang ſich entzückt aus ihrer Umarmung los, und aus

der Erde jubelten die Blumen hervor und jauchzten die Wälder heraus, und die Berge öffneten im süßen Taumel ihre vollen Erzadern, und die Sonnen stürzten aus der unendlichen Höhe herab und die Welt ward!

Gott erschuf Schönheit und Liebe, und die Welt ward von selbst. Schönheit und Liebe allein schufen Welten und sind die Welt. Alles wird zertrümmern, aus den Angeln gehen, Reiche, Künste, Religionen vergehen, Schönheit und Liebe sind unvergänglich. Nach zwanzigtausend Jahren wird man eine Madonna, eine Magdalena, einen Johannes ausgraben, man wird nichts in ihnen sehen als Schönheit und Liebe!

Ich sah sie. Jetzt erst weiß ich, was sehen heißt! Bis jetzt hat mein Auge bloß Licht ausgestrahlt, aber keines eingesogen. Jetzt erst sehe ich; jetzt erst hat mein Sehen auf dem großen Ozeane des Raums ein goldnes Blütenland gefunden. Jetzt erst weiß ich das Geschenk des Sehens zu lieben. Jeder Blick bringt mir nun eine gepflückte Blume des Lichts mit; jeder Blick hängt nun wie eine Biene an der Rose der Schönheit und sammelt Honig für die Zelle des Auges. Meine Blicke sind Nachtwandler, die in seliger Sicherheit auf den höchsten Höhen der Schönheit lustwandeln; o, weckt sie nicht auf, diese glücklichen Nachtwandler, sie stürzen sonst herab und sind verloren! Ich sah sie! ich sehe sie! sagt mir nichts, ich bitte euch!

Was will ich denn mehr, als sie sehen? Ihr habt mir gut predigen, ihr predigt tauben Augen! Was ist es denn mehr? Sie ist die Kirche der Schönheit und meine zwei Augen wallen fromm und inniglich wie die stillen Pilger zu ihrer Schönheit, und beten leise und schließen sich dann, um das eingesogene Gnadenbild heilig zu bewahren.

Ihr lächelt? gut, sagte ich es euch nicht gleich? Ich habe den Verstand verloren; aber wer mir ihn wiederbringt, ist des Todes, ich schlag ihm denselben an den Kopf. Ich will keinen Verstand, um sie nicht anzusehen! Wenn mein Verstand zwei Augen hätte wie ich, und ein Perspektiv, das sie so nahe bringt, wie das meinige, mein Verstand würde auch wie ein Narr dasitzen und sie ansehen, und wie ich ausrufen: ich sah sie!

Was habe ich an meinem Verstande verloren? Hat er blaue Augen, angefüllt mit Geßner'schen Idyllen, wie sie? Hat er Wangen mit Hermelin und Purpur wie sie? Hat er einen Mund, gleich der aufspringenden Rosenknospe, wie sie? Hat er ein allein seligmachendes Lächeln wie sie?

Wenn sechs solche Verstände wie der meinige neben ihr in der Loge säßen, ich würde sie und nur sie sehen und die Verstände nicht.

Wenn ich im Theater sitze und mein unverlorner Verstand mit mir, so langweile ich mich wie ein Abgeordneter bei einem

Geſetzentwurf; verliere ich alſo nicht lieber den Verſtand und ſchaue die Schönheit an und bin ſelig?

„Wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert,“ ſagt Leſſing, „der hat keinen zu verlieren.“ Es giebt aber in allen Welten kein gewiſſeres Ding, als die Schönheit der Unnennbaren, und ich ſollte ſogar keinen Verſtand gehabt haben, um bei dieſem Anblick den Verſtand nicht zu verlieren?

Ihr fragt mich, ob ich ſie liebe? Ihr Narren! Lieb' ich die Sonne? Lieb' ich den Abendſtern? Lieb' ich das Morgenrot? Lieb' ich die Roſe? Weiß ich's? Ich weiß nur, daß ich die Roſe, das Morgenrot, den Abendſtern ewig anſehen könnte, ewig ſtill und ſelig, ohne Wunſch und ohne Verlangen. Wird es mir einfallen, mich zu fragen, ob ich das Morgenrot liebe oder ob das Morgenrot mich wieder liebt? ich ſehe ſie, es iſt mir genug.

Ich ſehe ſie wie den ſüßen Lichtſaum am weiten Ozean, wenn die Lippe der Sonne ihn ſcheidend kußt; ich ſehe ſie wie den milden Glanz am hohen Kreuze der Kirche, wenn Heſpers Auge andächtig darauf weilet; ich ſehe ſie.

Ich ſehe ſie! Die wahre Freiheit wohnt nicht auf den Bergen und nicht in den franzöſiſchen oder engliſchen Kammern; die Freiheit wohnt allein im Auge! Das Auge kann ſehen, was es will, wohin es will, und ſagen, was ihm einfällt. In's Auge dringt kein Geſetz, keine geheime Polizei und keine Zenſur, das hat vollkommene Sprechfreiheit!

Was räſonniert und denkt und klügelt und revoltiert nicht ſo ein Auge zuweilen! O, wenn man alle Augen ſehen und hören könnte, da würden ſchöne Geſchichten an den Tag kommen!

Ich ſehe ſie immer an, ſie mich nie, das iſt eine unſchuldige Seligkeit, die man uns beiden gönnen kann.

Scherz und Ernst über Leben und Kunst.

Ja, dieses Leben ist mehr denn ein bloßes Pflanzendasein, mehr als eine bloße Vorschule des Todes, mehr als ein bloßes Kerkeratmen, mehr als ein bedeutungsloses und unverstandenes Ding! Das sagt uns jede gestirnte Nacht, das sagt uns die Süßigkeit verstohlen vergossener Thränen, das sagt uns die tiefe Sehnsucht nach etwas, das nicht im Leben ist, und das nicht gestillt wird, nicht von dem Goldglanze des Glückes, nicht von den Luftblasen der Ehre, selbst nicht von den Seligkeiten zärtlicher und erwiderter Liebe; das sagt uns der fortbebende Laut entfernter harmonischer Töne, alles, alles das sagt uns, daß ein tieferer, heiligerer Sinn des Lebens weiße Blätter fülle, daß es ein sinn- und bedeutungsreiches Rätsel ist, dessen Auflösung wir erst am Leichensteine zu lesen bekommen!

Die Frauen hassen nichts mehr, als Vorreden, lieben nichts mehr, als Nachreden, lassen sich gerne vieles einreden, aber selten etwas ausreden.

Alles lernen die Frauen, nur die deutsche Sprache nicht leicht. Daher kommt es auch, daß sie vieles unrichtig auffassen und ausführen. So wird zum Beispiel oft das ungewisse „Mädchen" zur „Frau" (die), ohne daß sie so thut, als ob sie jetzt bloß weiblich wäre. So behandeln sie oft die abstrakten Hauptwörter: „die Treue", „die Sparsamkeit" „die Mutterpflicht" ꝛc. bloß als Nebenwörter; sie leiden die eigenen männlichen Namen in der vielfachen Zahl; sie verwechseln das Geschlechtswort „das" mit dem Bindewort „daß"; sie vertauschen oft das Nennwort „Mann" mit dem unbestimmten „man", oft auch mit dem Sammelnamen „Männer"; von den persönlichen Fürwörtern kennen sie nur die erste und dritte Person „ich" und „er". In den Zahlwörtern nehmen sie oft eine Null für eine Zahl, und das Zahlen für eine Null; in den Ordnungszahlen sind sie ganz fremd, gewöhnlich ist ihnen der Erste der Beste. Mit den Zeitwörtern gehen sie gar falsch um, die längstvergangene Zeit nehmen sie in der gegenwärtigen, zum Beispiel „ich bin 18 Jahre alt", statt „ich war gewesen" ꝛc. — Oft sagen sie in der anzeigenden Art, was sie doch in der verbindenden denken, zum Beispiel „ich könnte heiraten", statt „o, daß ich heiraten könnte!" ꝛc. Von den Hülfswörtern

fordern ſie von ihrem Geliebten nur das „Haben"; zu „Sein" braucht er gar nichts. Von den Umſtandswörtern kennen ſie bloß das „gegen" und das „wider" ꝛc. ꝛc. Man ſieht alſo, wohin es führt, daß das weibliche Geſchlecht die Sprache nur oberflächlich verſteht.

Es giebt weibliche Weſen, die nichts als Seele ſind, aber ohne es ſein zu wollen. Ihr Körper iſt ſo zu ſagen nur der ätheriſche, durchſichtige klare Spiritus, in welchen der Schöpfer die Seele zur Erhaltung in der verweſenden Erdenluft geſetzt, und die wir in dieſem kryſtallreinen Elemente faſt beſchauen können. Ja, wir ſehen die Seele eines ſolchen zarten klaren Weſens auf der Antlitzfläche ſich ſonnen, wir folgen ihrem Spiele in den durchlaufenden Lineamenten des lebendigen Mienenſpiels, und wir tauchen bis auf den Grund dieſer waſſerhellen Seele, durch die runde, geſchliffene, glanzfeuchte Taucherglocke ihres freien, offenen und klaren Auges. Ein ſolches Weſen iſt ein wahres Blümchen Augentroſt (Euphrasia), und ihr Kennzeichen iſt, daß wir uns ſtets heliotropenartig zu ihr hinneigen, um ſie regellos anzuſchauen, aber es iſt nicht das vampirartige, gierige Einſaugen der Blicke, es iſt nicht das Drehen der geöffneten Paſſions- und Leidenſchaftsblume nach der glühenden Sonne ſeines Wunſches, es iſt das Erſchließen der zarten Nachtviole dem keuſchen Mondlichte, dem milden Sternenſchein; wir ſehen ſie an, wie wir das Sternenblatt betrachten, wie wir im Dunkeln nach dem Schein eines fernen Lichtes ſchauen, wie wir mit den Augen ausruhen auf einer herrlichen Landſchaft, die, in reizenden Maſſen vom Mondlicht umgoſſen, ſich vor uns aufthut.

Es iſt ſonderbar, daß das Mädchen mit den kleinſten, zierlichſten Füßchen als Weib den größten drückendſten Pantoffel hat, und die ſcharfſichtigſten, thätigſten Jünglinge die kurzſichtigſten und leidendſten Ehemännner werden.

Schriftſtellerinnen haben die Eitelkeit, daß ſie ihrem Namen das „geborene von" hinzuſetzen. Ei, in der Literatur ſind die rechten Muſenſöhne alle gleich wohl und gleich hoch (am Parnaß) geboren. Wollen ſie aber nun ſchon das „geboren" durchaus beibehalten, ſo ſollten ſie wenigſtens „geboren zu" und nicht „von" ſchreiben, zum Beiſpiel „geboren zu Trauerſpielen", „zur Romanſchriftſtellerin" ꝛc. ꝛc., ſo würde man doch wiſſen, daß ſie dazu geboren ſind, wenn man es auch aus ihren Schriften nicht erſieht.

Warum hängt das Triumphkleid der Freude nur leicht und locker um unſre Schulter, und das feingewebte, thränennaſſe Neſſeltuch des Schmerzes legt und ſchmiegt und wickelt ſich an und um uns an, feſt und unherabreißbar, wie das Neſſuskleid der Dejanira?! Ach! jede helle Lebenserſcheinung wirft einen dunklen Schatten hinter ſich! So wird das Segelſchiff un-

ſerer Gefühle zugleich von dem Segelhauch der Freude und von dem Haarſeile der Wehmut fortgezogen, und eben mitten in den ſtrotzenden Macbettafeln der Luſt ruft's plötzlich in uns: dorthin ſchau! und zeigt auf die geſtaltloſe Geiſternähe einer traurigen Empfindung! Aber hat das Geſchick nicht dem brennendſten Schmerze wie dem Salamander kühlende Tropfen gegeben? Blüht nicht in jedem Erdenleiden, wie auf der perſiſchen Seeneſſel, die himmelblaue Blüte, die Thräne, dieſe ſchmerzſtillenden Tropfen des himmliſchen Vaters? Der höchſte Grad von Schmerz bleibt auf dem Siedepunkte der Unerträglichkeit nur einen Augenblick ſtehen; nach der längſten kummerſchweren Erdennacht folgen immer kürzere und kürzere. Die hochgehenden Wolken des Unglücks tragen uns nur höher zum Himmel, und wenn wir alle Wünſche über Bord geworfen, wenn alle ausgeſetzten Hoffnungsboote umſchlagen, wenn das ganze Freudenſchiff zerſchellt, o, dann, ja dann nur drücken wir das rettende Brett deſto inniger an unſere Bruſt, — die Liebe zu Gott!!

Kunſt! Künſtler! das ſind jetzt die Hutſchmännchen unſerer Zeit, und beſonders unſerer Theaterwelt! Künſtler! Künſtlerin! das ſind die falſchen Schaumünzen, die Rezenſenten bei ihrer papiernen Krönung an den Janhagel der Kunſt mit vollen Händen auswerfen. O! ſündiget nicht auf das geduldige Papier los! ſetzt eine katoptriſch-dioptriſche Linſe auf und ſeht, wie leer dieſe Hülſen ſind! Setzt die rechten Gehörtrichter an euer Ohr, und hört, wie hohl es klingt! Von den Dutzenden, die ihr mit dem Namen Künſtler belegt, iſt es oft kaum der Dreizehnte! Die Toga macht den Römer nicht, das Schwert den Helden nicht, das Schreien und Lärmen den tragiſchen, Frivolitäten und Gemeinheit den komiſchen Künſtler nicht!

Erſt verſpricht man ſich zur Ehe, dann traut man ſich. das iſt ſchlecht; man muß ſich erſt trauen, dann verſprechen. Man verſpricht ſich, das iſt wieder ſchlecht, man ſollte nicht ſich, ſondern einer dem andern frohe Tage verſprechen.

Das Weib lieſt Romane, um einen zu ſpielen, der Mann ſpielt Romane, um einen zu ſchreiben.

Schillers „Mädchen aus der Fremde" vor der Polizei.

Der Polizeipräsident zu X. hatte das Pulver nicht erfunden, weder das Schieß-, noch das Zahn-, auch nicht einmal das Rattenpulver. Es ist auch nicht nötig, daß ein Polizeipräsident etwas erfinde, er soll bloß auffinden. Der Polizeipräsident von X. war auch kein Liebhaber und kein Kenner von Poeten und Poesien, er kannte nur die in seiner Stadt lebenden Dichter, die auf der Polizei zuweilen Censurvergehen halber eingesperrt wurden. Poesie und Polizei lieben sich gegenseitig nicht sonderlich, indessen hatte der Polizeipräsident zu X. doch einen Sekretär, dem der Böse es angethan hatte, daß er einen Hang zu poetischen Erzeugnissen bekam, und er hatte unter den Akten immer einen Dichter liegen, d. h. einen gedruckten.

Eines Tages war dieser poetische Polizeisekretär eben beschäftigt, bei seinen Akten heimlicherweise Schiller's „Mädchen aus der Fremde" für seine Geliebte auszuschreiben, als der Präsident plötzlich eintrat. Der Sekretär schob das abgeschriebene Gedicht schnell in die Akten hinein und machte sich an ein anderes, ihm eben vom Präsidenten aufgetragenes Geschäft. Indessen nahm der Präsident die Akten des Sekretärs, die das Referat für ihn enthielten, und ging in sein Bureau.

Hier fand er das Schiller'sche Gedicht, welches der Sekretär auf einen Aktenbogen hingeschrieben hatte. Er las und las, und staunte immer mehr, er glaubte, es sei ein Polizeibericht aus einem der umliegenden Dörfer.

„Sehr verdächtig!" sagte er, und legte die Hand an die Stirn; „mit jedem jungen Jahr erscheint das Mädchen!" — „Ein Mädchen schön und wunderbar!" — „Da steckt etwas dahinter!" Er klingelte heftig, und sein Sekretär kam herein: „Eine schöne Bescherung!" rief er ihm entgegen, „da ist wieder so ein Einlauf von einem jungen liederlichen Mädchen oder was sie sonst sein mag, sehen Sie!" Er hielt ihm den Aktenbogen hin, der Sekretär geriet in eine jämmerliche Verlegenheit und der Präsident fuhr fort:

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam."

Zum Teufel auch, hat man ſie denn nicht nach ihrem Paß gefragt, ſie muß doch irgendwo herkommen! und gar die Dummheit:

„Doch ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.“

Wie iſt das möglich, ein berittener Gend'arm wird doch wohl ſo ein dummes Ding von Mädchen einholen können, wenn er ihr gleich nachgeritten wäre. Aber auf dem Lande thun die Gend'armes gar nichts!“

Der Sekretär wollte ſprechen, allein der Präſident war ſo in Eifer geraten, daß er mit aller ſeiner Amtsmiene fortfuhr, und plötzlich rief er, wie von einem Blitz durchzuckt, aus: „Ha! mir fällt was ein, wie?

„— eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.“

Alſo eine vornehme Perſon als Blumenmädchen? Sie, Herr Sekretär, das iſt entweder die Gräfin Wrisberg aus Braunſchweig, die aus dem Gefängnis entſprang, oder vielleicht gar die Herzogin von Berry, wer kann's wiſſen! Die Indicien häufen ſich immer mehr:

„Sie teilte Jedem eine Gabe“ u. ſ. w.

Sie will das Volk beſtechen; das merk' ich ſchon, und das

„Willkommen waren alle Gäſte“,

das ſoll ſo einen Schein von Popularität auf ſie werfen, ſie ſucht einen Anhang. Herr Sekretär, da nehmen Sie den Polizeibericht wieder mit, begeben ſich ſogleich mit zwei verkleideten Polizeikommiſſären an Ort und Stelle, und ſchaffen wir dieſes verdächtige „Mädchen aus der Fremde“, dieſes landläuferiſche Blumenmädchen ſogleich hierher, aber unter ſtrenger Bedeckung, und machen Sie kein Aufſehen.“

Der geängſtigte Sekretär krümmte ſich verlegen wie ein Spulwurm, bat demütig um Verzeihung, und referierte unterthänigſt, wie ſothanes „Mädchen aus der Fremde“ bloß ein Gebilde der Einbildungskraft, eine bloße Fiktion ſei, von einem wunderſamen Kauz, Schiller geheißen, in ſo abſonderliche Verſe gebracht, zu Kurzweil und eitel Zeitvertreib; daß aber an der ganzen Fabula kein wahres Wörtchen ſei.

Da ſchimpfte der Präſident gewaltig auf den albernen Skribler, der ſeine pudelnärriſchen Einfälle ſo einkleide wie ein Polizeibericht, und der Sekretär wurde mit dem Verweis entlaſſen, ſich mit ſolchem Schnickſchnack nicht weiter zu befaſſen.

Papillotten.

Ein zahnender Dichter, — das heißt, einer, dem die poetiſchen Zahnknoſpen eben aus den Kiefern brechen, — verdient, wie zahnende Kinder, die größte Sorgfalt. Um dieſe Zeit bemerkt man an ihm eine innere Unruhe, ein beſtändiges Sauaen an den Fingern, ein Abkieſeln aller Gegenſtände ein untermiſchtes Fröſteln, anfliegende Röte u. dgl. In dieſer Epoche ſind ſie am zarteſten, da ſtelle man ſie, wie April-Spargel und Frühpflanzen, unter ſchützende Glasglocken damit kein unzeitiger Rezenſienten-reif und Krittlerfroſt ſie anhauche und verſenge Sobald ihnen die erſten Vorderzähnch n herausgeſproſſen, beißen ſie in die Mutterbruſt der Klaſſiker, die ihnen doch die erſte Milch reichte, und wenn ſie Stockzähne machen, fangen ſie ſchon das Zermalmen an. Eben da ich dieſes niederſchreibe, zerarbeite ich in den lauern-den Anſchlagspauſen der Gedanken-Treibjagd den Wolfszahn des linken Daumens mit meinen Vorderzähnen, und fühle, ſozuſagen, mir ſelbſt auf den Zahn, und ſo oft ich dieſes Experiment mache, ſtürzt durch einen Gehirnſchuß ein Gedankenwildpret auf's Papier nieder; dies wiederhole ich dann ſo oft, bis ich genug Wildpret habe, um wenigſtens meine Faſtenleſer zu befriedigen, und nenne dieſe Ideenaufläufe: (wie man ſagt Reisauflauf) „Drachenzähne"; wie ich eigentlich alle ins Typenfeld geſäte Schriften, an deren Stelle eine Armee von Kriegern aus den Setzkäſten hervorwimmelt, nennen möchte. Beſonders ſollte das ein Anfänger thun, als wirklicher Kadmus in philologiſcher Bedeutung des Wortes: da hat er noch den Vorteil, daß man nicht weiß, ob auch Drachen Weisheitszähne bekommen, und ob rezenſierende Dentiſten ihren Pelikan auch an Drachenzähne zu legen wagen. Überhaupt ver-ſprechen poetiſche Drachenzähne mehr, als poetiſche Menſchenzähne, da ſie keine hohlen mit Pleonasmen-Blei und Rauſchgold plom-bierten haben, und in die Lücken ihrer Zahnladen keinen fremden, verſtorbenen oder noch lebenden Dichtern ausgehobenen, geſunden Zahn einſetzen Aber ich komme, um doch auch ein Nachklang des Shakespeariſchen „ich ſeh' den Wald vor lauter Bäumen nicht" zu ſein, vor lauter Zahnen zu den Zähnen nicht, ſowie die meiſten Menſchen durch die Vorjagd des Lebens das Grenzwildpret ver-ſcheuchen und zur eigentlichen Luſtjagd nicht kommen; und ich muß

ſchon, wie jener Läufer in dem Ammenmärchen, meinen ſchnellen Vergleichungsfüßen Sperrketten anlegen, damit ſie den Gegenſtand, den ſie erhaſchen wollen, nicht weit hinter ſich zurück laſſen. Dieſer mein Gegenſtand biſt du, mein lieber Leſer, der du mich nicht lieſt; denn das Unglück des Dichters, der nur Handlanger des Verlegers iſt, macht nur der Nicht-Leſer, ſo wie das Schrecklichſte iſt, gar keinen Schatten zu haben. Der Leſer, der mich nicht lieſt, will, wie ein Zollviſitator, eben darum beſtochen ſein, daß er nicht viſitiert, und ſchimpft am meiſten auf das Buch, wie gewöhnlich Menſchen, die nicht ins Paradies kommen, es auch läugnen; der Leſer aber, der mich lieſt, iſt freundlicher; ſchon das, daß er mich lieſt, ſchlägt eine Lettern-Brücke zwiſchen uns, und jede Zeile wird uns zum Knüpffaden, und da es ſo viele Leſer giebt, als Phyſiognomien, und jeder anders lieſt, ſowie jeder anders nieſt, ſo muß der Verfaſſer ſein Buch wie ein Polymorphoſkop einrichten, mit vielen klaren Spiegelflächen, in verſchiedenen Hüllen, in denen jeder Leſer ſein Herzens-Antlitz hineinpaſſen kann, da dieſem jener Schmuck, und jenem ein anderer beſſer anſteht; er muß die Phantaſie, wie den großen Taſchenſpieler Philadelphia, auf einmal durch alle Lebens- und Gefühls-Thore auswandern laſſen, damit ſie allen leſenden Spaziergängern begegne. Meinen Leſerinnen, die mich leſen, hoffe ich gewiß zu gefallen: die nehmen, wo es darauf ankommt, zu gefallen, den Willen ſchon für die That; ſie gehen, ſozuſagen, nur transito durch das Buch; behandeln es wie das Schauſpiel, halten ſich in der Vorhalle, Vorrede oder Einleitung gar nicht auf! hören flüchtig zu, machen einige Bemerkungen über den Kleiderſchnitt der Helden und Heldin, bleiben ſelten bis zu Ende, und fragen oft hinterher, wie heißt eigentlich dieſes Stück und von wem iſt es? Eine Eigenſchaft aller Leſerinnen iſt es, daß ſie das Buch als den Staturpaß und die Kundſchaft des Verfaſſers betrachten, da wollen ſie gleich aus dem Buche herausfinden, ob wohl der Verfaſſer einen ſtolzen Blick, ein ſatiriſches Lächeln, oder ſo was habe? ob er ſchwärmeriſch lieben könnte? wie er wohl in der Ehe ſein mag? ob ſeine Frau viel auf den Putz verwenden darf? welches ſein Lieblingsgericht iſt? ꝛc. Sogar Leſerinnen, die ſelbſt das Muſenroß beſteigen, (welches ich von ihnen ebenſo wenig, als das Beſteigen jedes Reitroſſes, das die Weiblichkeit verflüchtigt und entwürdigt, leiden kann, da ſie auch auf dem Muſenroß, wie auf dem Reitpferde nur einſeitig ſitzen) ſind, wenn ſie nicht Franzöſinnen ſind, nachſichtsvolle Leſerinnen. Nachdem ich alſo dir, lieber Leſer, der du mich nicht lieſt, ein Vorwortsſchlachtopfer gebracht habe, wende ich mich zu euch, ihr lieben Leſer und liebenswürdigen Leſerinnen, ich will euch einſchläfern. Denn wahrlich das Einſchläfern iſt es nicht, das man mit Recht an den Dichtern tadelt, ſondern das, daß ſie nur einſchläfern, ſie ſollten den Leſer erſt einſchläfern,

dann durch den poetiſchen Magnetismus ihn zur Clairvoyance führen, daß er mit dem innern Ohr vernehme die Harmonie des Lebens, dieſer Ouverture der Ewigkeit, und mit dem Herzauge ableſe das Notenblatt der Natur und den verſiegelten Brief des Daſeins.

Wer behauptet, die Nacht ſei des Menſchen Feind, der hat wahrlich ein böſes Gewiſſen. Die Nacht war von jeher der Gebärſtuhl außerordentlicher Begebenheiten; ſie iſt der Medeenkeſſel des Geiſtes bei den Dichtern, der Hekla heroiſcher Thaten der Helden, das lindernde Thränenkiſſen der Bedrängten, die heimliche Je-länger-je-lieber Laube der Verliebten, das heimliche Faulbettchen der ermüdeten Natur, und das blinde Kuhſpiel der kreiſenden Geſtirne. Nur dem Böſen iſt ſie ein Reibeiſen des Gewiſſens und das ſchwarze Schaffottuch am Blocke des Hochgerichts. Nur Herzen, in denen es nie Tag wird, haſſen die Nacht. Lichtvollen Seelen iſt ſie der Dämmerſchein eines glanzvollen Tages, dem keine Nacht mehr folgt.

Glückliche Eheleute ſind untrennbare Mitlauter in Hymens Orthographie.

Witz iſt ein Gnadenband des Geiſtes, das er nur ſeinen Auserkornen umhängt, wahrer Witz ſpeiſt an der Table d'hôte des ganzen Univerſums; Scheinwitz hat Gaſthäuſer, wo er zu Borge ſpeiſt.

Das Gewiſſen gleicht bei vielen Menſchen einer geheimen Winkeltreppe, die man nur bei höchſter Feuer- und Waſſernot betritt.

Angehende Dichter ſind meiſtens beißend, Satire iſt ihnen der Wolfszahn, den ſie ſtets zerarbeiten, um das Hervorbrechen der poetiſchen Zähne zu befördern.

Der Nachtſchlaf iſt ein Reſtaurateur, von dem Körper und Seele geſättigt und erquickt werden; der Morgenſchlaf ein köſtliches Deſſert auf dem goldenen Präſentierteller der Morgenröte, von dem man nur naſchen muß; der Schlaf am Tage iſt ein ſchwülſtiger Nachtrag zum Texte.

Nicht nur gegen wirkliche, ſondern auch gegen häusliche Donnerwetter leiſtet Seide gute Dienſte; ſo ſind Shawls, ſeidene Kleider, Bänder u. ſ. w. vortrefflich, — auch Gold- und Stahlketten ſind mit Nutzen als Wetterableiter gebraucht worden.

Wenn die Tiere eine Sprache hätten, ſo ſagten ſie gewiß von

vielen Lastern: „das ist recht menschlich", so wie der Mensch sagt: „das ist recht viehisch". Dahin gehört das Laster der Trunkenheit, des Spiels, der Verläumdung, des Lügens, ꝛc.

Das Bewußtsein einer bösen That ist ein Anteus, den man vergebens zu erwürgen strebt; es erhält neue Kräfte, so oft es den Boden unseres Gewissens berührt

Man könnte die Romane füglich das schöne Geschlecht der Bücherwelt nennen; einigen Anstrich von Wert und etwas Koketterie, Elegants und flache Kopie machen ihnen die Kur, sie tändeln in ihrer Rosenzeit auf ein paar Leipziger Bücherballen herum um nur, etwas veraltet und von niemandem gestört, den ewigen Schlaf zu schlafen.

Freundschaft zwischen Weibern ist ebenso unmöglich, als Liebe zwischen Männern.

Wohlthaten heimlich getbar, sind großmütige Fürsten, die zur Erleichterung des Empfanges inkognito reisen; die dem Empfänger das Glockengeläute der Erkenntlichkeit und die Dankthränen-Illumination ersparen wollen. —

Es giebt Menschen, bei denen erst der erschütternde Donnerschlag des Unglücks die Thatkraft aufschreckt, und deren Geist sich nur im Thränenwasser zur Männlichkeit versteinert, sowie die Schlehdorn-Blüte nur im Ungewitter hervorbricht.

Schwärmerei ist eine Sinnenpflanze, ein Noli-me-tangere, eine Venus-Fliegenklappe die, wenn man sie berührt, schnell ihre Krampfblätter zuschließt, und uns für das echte Leben erstickt.

Wein bei Tische ist Variation, Erläuterung des Genusses und Folie der Tafelfreuden; Wein außer der Mahlzeit ist ein Kommentar ohne Text, ein Feuer das sengt, aber nicht wärmt.

Der Stutzer und seine Augengläser haben etwas ähnliches, beide sind nur obenhin abgeschliffen, an innerem Gehalt aber ziemlich zerbrechlich; beide sind, wie es eben die Mode will, in Gold, Silber oder englischen Stahl gefaßt. Je höher der Stutzer die Nase trägt, desto höher trägt sich auch das Augenglas. Bei dem männlichen Geschlecht sind die Augengläser jetzt das stete Observations-Korps, das sich immer auf dem Nasenhügel verschanzt hält; die Damen haben es zu einem fliegenden Korps umgeschaffen, und bedienen sich dessen streifzugsweise. Nur im Schauspielhause werden die Wandel-Lorgnetten zu Fix-Lorgnetten, da

sind die Logen gegen die Erde gekehrte Sternwarten, die Astronominnen richten ihre Tubusse statt gegen den Himmel parterre, beobachten da den Lauf der Irrwische, entdecken zuweilen neue Kometen, d. h. Hüte mit Federschweifen, und mustern besonders die Milchstraße der Damensitze, um ihre bunten Bestandteile heraus zu bringen.

Dummheit ist Starrsucht des Denkens, Narrheit ist Konvulsion des Verstandes, und Wahnsinn tötliche Fraisen der Vernunft. Dummheit ist ewige Unmündigkeit des Denkens; Narrheit ist Stutzerei und Geckheit des Verstandes; Wahnsinn aber ist Karrikatur der Vernunft. Der Dumme ist bloß eine A-B-C-Tafel; der Narr ist Pleonasmus, und der Wahnsinnige ein durch einander geworfener Setzkasten. Der Dumme ist eine Laterne ohne Licht der Narr ist eine Gasbeleuchtung des Gehirns, und der Wahnsinnige ist der Reflex eines Regenbogens, in dem die Farben in umgekehrter Ordnung erscheinen.

O Liebe! Liebe! Heiliger Feuerbusch, der stets flammt, und sich nie verzehrt; Amme der Tugend! Erzieherin der heitern Künste! Süße Gespielin der Muse! Du lebst im Säuseln der Weste und im eichenknickenden Sturme; in Philomelens flötender Klage und im leisen Geschwirre des Käfers, in der Aeolsharfe Schauerbeben und in des Haberrohrs lispelndem Hauche; du wölbst des Mädchens jungfräulichen Busen und den schwellenden Becher der Hyazinthe; du funkelst in der Sterne diamantnen Chiffern und in des Kolibri farbigen Tinten; du bezähmst der Wölfin Leidenschaft, und kühlest den Samum der Gierde; du ebnest die Wogen der Zwietracht, und dämpfest der Regungen Tosen. Du Liebe! Liebe! bist der allerzeugende Schooß, aus dem Friede und Ruhe gesprungen, und das letzte und liebste deiner Kinder ist die Poesie, die im traulichen Arme dir liegt.

Das weibliche Geschlecht ist das Ceylon der Witzköpfe, wo die ergiebigste Witzperlenfischerei stattfindet. — Weibliche Herzen sind Schönsehröhre, in denen man mit jedem Blick eine neue Farbenmischung, ein neues Dessin erblickt. Die Romanschreiber und erotischen Dichter sind die Maler, die diese unzähligen Metamorphosen und Schattenbilder im Fluge abkopieren. Doch reicht vielleicht ein Menschenalter nicht hin, um die zahllosen Verwandlungen und Farbengruppierungen zu erschöpfen, welche die leiseste Erschütterung dieser Schönsehröhre hervorbringt. —

Weiber und Uhren haben viel Ähnliches: bei beiden wird oft die Façon teuerer bezahlt, als der innere Gehalt — beide wird der, welcher sie hat, gerne los — an beiden ist immer etwas

verdorben — beide haben ein immerwährend ſich bewegendes Perpendikel oder Zünglein — beide werden von denen, die ſie beſitzen gelobt, wenn ſie gleich wiſſen, daß ſie nichts taugen, — von beiden finden ſich ſelten zwei, die gleich gehen — an beider iſt nur das Zifferblatt manchmal verſchieden, die innere Machination iſt bei allen dieſelbe. Nach allen dieſen Ähnlichkeiten ſind ſie nur darin verſchieden, daß man bei den Uhren noch immer ziemlich gut weiß: wie viel es an der Zeit ſei — bei den Weibern hingegen nie: wie viel es geſchlagen habe.

Der Umgang mit gebildeten Frauen iſt die Schleifmühle des männlichen Charakters, der Schmelztiegel ſeiner Sitten, und die Retorte ſeiner Leidenſchaften. Die Weiber ſind das Treibhaus ſchöner Talente, die engliſche Schule, aus der die Männer als Künſtler in's Leben hervorgehen.

Wahrlich, wenn die Weiber die Sprachgeſetzgeber geweſen wären, wir Männer hießen mit mehr Recht das ſchwache, das unbeſtändige Geſchlecht als ſie. Das Weib liebt, der Mann liebelt; das Weib iſt beſtändig, der Mann nur ſtandhaft; das Weib gemütlich, der Mann nur mutig; das Weib unſchuldig, der Mann höchſtens ohne Schuld; wo das Weib ſchmollt, da trotzt der Mann; wo ſie weint, ſchimpft er; wo ſie in Mitleid zerfließt, taut er kaum auf; wo ſie launiſch iſt, iſt er kapriciös. Der Mann handhabt die Liebe, das Mitleiden, die Wohlthätigkeit als ein Geſchäft, er rubriziert ſie, er beſtimmt ſich Stunden zu ihnen; dem Weibe ſind aber dieſe Gefühle Element, Lebensluft und notwendig wie das Atemholen. Der Mann iſt neben dem Menſchen noch Aſiat, Europäer, Geometer, Soldat ꝛc. ꝛc. In Italien ſteht er voll Selbſtheit auf dem erwachſenen Kothurn, und verachtet, was nicht italiſche Sonne geleitert; in Frankreich dreht er ſich am Tarantelſtich der Freiheit, in England erſtarrt er an dem Gorgonenhaupt Spleen; aber das Weib iſt das abgezogene Ideal klarer Menſchlichkeit, in jeder Zone, in jedem Klima ein blühendes Geiſtes-Tempe; die Verſchiedenheit der Nationalität iſt ihnen nur Draperie, verſchieden gefaltet, geworfen, aber durch dieſen Nimbus ſchimmert ſtets das gleich ſanfte Gemüt.

Wenn ich anfange, das weibliche Geſchlecht zu vergleichen, kann ich ſo bald nicht aufhören. Da nenne ich ſie erſtens: überhaupt die Prachtausgabe der vernünftigen Tiere auf Velin, die ſich gut unter Glasſchränken, unter ſeidenen Vorhängen ausnehmen, die aber auf der großen Lebensreiſe nichts taugen. Ich nenne ferner ihre Herzen das Eldorado, von dem man glaubt, die Gaſſenſteine wären dort aus Demanten, von dem aber Abenteurer und Glücksritter erzählen, daß es auch nur gewöhnliche Steinarten enthielte.

Ich fahre fort, und vergleiche ihre Herzen mit Vexierbüchsen, aus denen, wenn man sie öffnet, irgend ein Teufelchen herausschnellt; mit dem Titelkupfer mancher Bücher, auf die der Herausgeber nur sein eigenes Bild hinmalen läßt; mit dem Fasse der Danaiden, das niemals voll wurde; mit einer Gegend, die jedem, der hineinruft, ein Echo zurückgiebt; und mit einem Polypen, der, in tausend Stücke zerstückelt, zu ebenso viel Ganzen wird. Ich nenne ferner die Falschheit ihren sechsten Sinn, und ihre Art zu lieben das künstliche Volteschlagen ihrer Verstellungskunst. Ich gehe weiter und heiße die Mode den Bandwurm des schönen Geschlechts, und die Schneider und Marchandes de modes ihre Hilfstruppen. Da bleibe ich noch nicht stehen und nenne ihren Mund das Perpetuum mobile der Künstlerin Natur, ihr ganzes Dasein ein periodisches Mausen und Häuten, wie der Sumpf-Salamander; dann vergleiche ich ihre angeblichen Schwächen und Hinfälligkeiten mit einer stehenden Armee in Friedenszeiten; ihre Migräns und Vapeurs mit Supernumerärs und Beurlaubten, die in Kriegszeiten einberufen werden, und ihre Konvulsionen und Ohnmachten nenne ich den Landsturm und das allgemeine Aufgebot bei dringenden Fällen.

Ich vergleiche ihr Lächeln mit dem Kräuseln einer Wasserfläche, wenn ein Molch im Grunde wühlt; ihre Kinngrübchen mit Wolfsgruben der Falschheit; ihre Augen mit künstlichen Springbrunnen; ihre Blicke mit Lettres de Cachet; ihre Thränen mit wohl dressierten Zofen, die bei fingierten Herzensohnmachten gleich mit dem Eau de Cologne da sind; ihren Händedruck mit einem Vorposten, der mit dem feindlichen Vorposten friedlich seine Flasche leert, indessen der Anführer im Herzenszelte Krieg und List sinnt. Ich heiße die Toilette das Buchbinder-Arsenal der Weiber, aus dem sie im Sommer als Broschüre, im Winter aber steif gebunden und in Schuber hervorgehen. Wenn sie sagen „Ich liebe Dich", so nenne ich das den Hebraismus ihrer Herzenssprache, der den Singular setzt, wo er die ganze Gattung ausdrücken will. Ich heiße ferner die Mühe, eine treue Geliebte zu finden, die Expedition nach dem Nordpol, die bis jetzt noch stets mißlungen ist. Dann vergleiche ich den getäuschten Jüngling, der eine Treue gefunden zu haben glaubt, mit einem unkundigen Seefahrer, der einen ruhenden Haifisch für eine Insel hält. Ja ich vergleiche denjenigen, den die erfahrene Untreue schmerzt, mit einer Scheinleiche, die erwacht, und über ihren eigenen Zustand wieder in Ohnmacht fällt. Hiermit noch nicht zufrieden, vergleiche ich mich selbst und meine Vergleichungen des andern Geschlechts mit denjenigen italienischen Karnevalsmasken, die mit weißgefärbten Zuckerpastillen ihre Bekannten bewerfen, so daß diejenigen, die ihnen am teuersten und liebsten sind, auch die größte Ladung erhalten und am gesprenkeltsten sind; oder mit einem auf dem Meere ergrauten Schiffer, der, die Beweglichkeit und Untreue dieses Elements kennend, noch auf

festem Boden zittert. Diese letzte Vergleichung gilt als Ohrenbeichte und sub rosa nur meinen Lesern, erstere aber brauchte ich als Wetterableiter und Sicherheitsgeleitbrief für meine liebenswürdigen Leserinnen.

Der Schlaf ist das Sanssouci der gesamten Menschheit.

Die Gewohnheit ist unsere Amme. Wir sind es gewohnt, den bildlichen Zeichen Leben unterzuschieben; so geht es uns mit den Interpunktionen:

Das Fragezeichen (?) kommt uns so vor, als ob es den Mund aufspannte, etwas zu fragen und in der gekrümmten Stellung unsere Antwort erwartete. Das Ausrufungszeichen (!) ist ein unten zugespitzter Empfindungsbolzen, der gerade nach unserm Herzen zielt. Der Schlußpunkt (.) ist ein Feldbett, das man auf dem Ideenmarsche mitnimmt, und es manchmal aufschlägt, um frisch Atem zu schöpfen. Die Pause (—) ist das Gedankenkanapee, auf dem wir, uns dehnend, das Gedachte digerieren können. Dieser Gedankenstrich wird jetzt so gemißbraucht, daß er oft einen Strich durch die Gedanken macht. Zum Beispiel: —

Der Fünftelsaft jeder Leidenschaft ist Selbstliebe.

Wie oft verschlingt nicht die erste Ehestandswoche die Liebe vieler vorhergegangenen Jahre. Diese bösen Sieben, diese sieben Hymenstage verzehren manchmal ebensoviele Amorsjahre, so wie die mageren Kühe Pharao's die fetten verschlangen, ohne daß man es bemerkte, daß sie in ihren Leib gekommen.

Der ganze menschliche Lebenstag wird, wie jeder Tag, von zwei Dämmerungen umschlossen. Beim Beginnen von der Morgendämmerung der Kindheit und beim Ende von der Abenddämmerung des Greisenalters.

Wenn ich einen Elegant die Geburtsörter seiner Kleidungsstücke angeben höre, wenn er z. B sagt dieser Nankin ist aus Ostindien, diese Manschetten sind aus Lyon, diese Handschuhe aus Grenoble, dies Leder kommt aus Brasilien, diese Leinwand aus Geldern u. s. w., so kann ich ohne ihn erst zu fragen, auch angeben, woher er sich die Vernunft verschrieben habe — aus Abdera.

Religion! Religion! Lieblingstochter der Gottheit! Paradiesblume! Himmelsschlüßlein! Medeenbad des Kummers! Nepenthe des Lebens! Zendavesta der Natur! Du bist der Odem Gottes, der die Menschheit beseelt. Du bist der heilige Salamander, den

kein irdiſches Feuer verzehrt. Dich lallt der Erdenſohn und der Seraph ſtammelt nur dich. Du wärmſt des Grönländers eiſigen Buſen, und helleſt des Troglogyten finſtere Seele. Du ſchlingeſt der Eintracht adamantene Ketten um entmenſchte Kannibalen, und legſt an der Verzweiflung rauchenden Krater die Lotuszweige des Friedens. Du härteſt zum Demant der Hoffnung des Leidenden weiches Gemüt, und ſchmelzeſt des Menſchenfeinds kieſigen Sinn im Schmelztiegel geläuterter Thränen. Du biſt die flammende Feuerſäule, die die Lade des Lebens umglänzt, und die ſtrahlende Inſul, die ſelbſt dem Tode den Heiligenſchein giebt; dein Friedenskuß trägt zum Himmel die ſcheidende Seele des Frommen, malt Elyſium auf die Kerkerwände des Daſeins, und wandelt des Henkers blutiges Beil zur grünen Myrte des Friedens. O Religion, du warſt die Oriflamme des Jünglings, ſei auch das Panier des Mannes, der ſtützende Stab des Greiſes. Maſ' auf das gebrochene Auge mir die Bilder des Lebens, und trage auf deinem Taubenfittig meine Seele hinüber über die Schwindelbrücke, welche die Zeit von der Ewigkeit trennt.

Nicht wie viel, ſondern wie man den Wein trinkt, das macht ihn zum edlen Götternaß, oder zum gemeinen Trunkenheitsſchlamme. Ein Glas, übervoll, hochangeſtoßen, und auf einen Zug geleert, iſt Poeſie des Trinkens; mehrere Gläſer, halbgefüllt, teilweiſe geleert, heißt mit dem Pegaſus ackern. Bei außerordentlichen Gelegenheiten iſt ein Rhythmus von Gläſern und ein Räuſchchen als Impromptu dem poetiſchen Weintrinker erlaubt.

Zwei Gegenſtände zugleich mit gleicher Stärke lieben iſt eine poetica licentia, deren ſich nur ein genialiſches Herz bedienen kann.

Wer eine fremde Sprache gut ſpricht, der malt die Töne, es ſchmeichelt dem Ohr, aber die Bilder zerfließen im Trommelfell, ohne in die Seele zu gelangen. Wer ſeine Mutterſprache gut ſpricht, der ſpricht in Farben, jedes Wort iſt ein Bild, ſeine Lippen ſind das Paſtell, von dem er die Farben lebendig auf's Herz trägt. Gute Gedanken in ſeiner Mutterſprache geleſen, heißt gutes Obſt von ſelbſt gezogenen Bäumen pflücken; in fremder Sprache geleſen, heißt von Obſthändlern kaufen müſſen. Wer ſeine Sprache vernachläſſigt und eine fremde kultiviert (wie der größte Teil des ſchönen Geſchlechts thut), iſt ein Stiefvater, der die Kinder ſeiner zweiten Gattin in Purpur kleidet, und ſeine eigenen entblößt läßt. Die Empfindung drückt ſich nie in einer fremden Sprache aus; ein jäher Schmerz, eine ſchnelle Freude äußert ſich gewiß nur in der Mutterſprache. Zanken und befehlen möchte ich nur in einer fremden Sprache, denn bis der Ausdruck in dieſe Form gegoſſen wird, verfliegt ein großer Teil ſeiner Schärfe: mit meiner Geliebten

aber würde ich nur meine Mutterſprache reden, jedes Wort in einer andern Sprache wäre ein Diebſtahl an den geheiligten Geſprächen der wahren Liebe.

Die verehelichten Frauen führen zuweilen den Familiennamen ihres Mannes mit eben dem Rechte, als die neue Welt den Namen Amerika. Wenn ſie nach demjenigen hießen, der die erſte Entdeckungsreiſe in ihr Herzensländchen machte, würden ſie oft viel andere Namen führen.

Eiferſucht iſt eine verkappte Selbſtliebe, und das Salz in dem Ozean der Liebe.

Jeder Menſch hat eine ahnende, weiſſagende Stimme im Buſen; nur gleicht ſie der Kaſſandra, der Fluch laſtet auf ihr, daß ihr die Vernunft nie Glauben beimißt.

Das Erröten iſt bei vielen Frauenzimmern die Viſitkarte, bei vielen die Abſchiedskarte der Unſchuld.

Der Mann ſucht in der Liebe einen Vertrauten, dem er erzählt, wie er liebt; das Weib eine Vertraute, um zu erzählen, wie ſie geliebt wird.

Es geht vielen Jünglingen mit dem Gegenſtande ihrer Liebe, wie es vielen Leſern mit dem Homer geht, ſie finden Schönheiten, die niemand ſieht, und überſehen die, die wirklich da ſind.

Wer die Qualität einer Geſellſchaft erproben will, der muß ſich auf eine halbe Stunde die Augen zudrücken; was er dann hört, iſt das Wahre der Geſellſchaft.

Wenn auch die ganze moraliſche Diligence eines Menſchen mit lauter Tugenden beſetzt iſt, ſo ſitzt doch die Eigenliebe als blinder Paſſagier vorne auf dem Bock, und langt auf jeder Reiſeſtation wenigſtens um einige Augenblicke früher an, als ihre Hintermänner.

Wenn ich zur Geſellſchaft gehe, ſo ſage ich voraus: Du, mein liebes Ich! ſei ſo gut, und warte hier ein bischen auf der Treppe, ich muß auf ein ganzes und halbes Stündchen in das Ich dieſer Geſellſchaft, wie in die Leiblivree dieſes Hauſes kriechen; wenn ich dieſen Konverſations-Frohndienſt verſehen habe, dann ziehe ich dich wieder an.

Neben der ſchwierigen Frage, ob ein Frauenzimmer auch im Dunkeln erröten könne, verdient auch folgende Frage einen Platz

Was macht nämlich einem Weibe mehr Vergnügen, der Anblick eines ſchönen Mannes, oder der eines häßlichen Weibes? —

In der ganzen Bolden-Menagerie iſt der Witzbold das gefährlichſte Tier. Sauf-, Rauf-, Lehr-, Wehr-, Lach- und Ach-Bolde haben ihre Ruhemomente, ihre Sabbate, aber der Witzbold iſt der wahre ewige Jude, der nie raſtet; er iſt ein aus einer neuern Tragödie losgekommener Schickſalsdolch, der weder Eltern noch Freunde, noch Geliebte verſchont, der mit ſeinen häkeligen Trochäen ſich überall anhäkelt; er iſt ein Hypolitus-Ungeheuer auf den friedlichen Sozietätsinſeln des menſchlichen Lebens, eine wahre Land- und Stadtplage, für deren Abwendung man allgemeine Buß-, Faſt- und Bet-Tage einführen ſollte. Was der Witzbold aus Mahagony iſt, das iſt ſeine Abart, der Witzling, aus Nußholz, fährt ſtatt auf dem Phaeton des Witzes auf dem Schnellläufer-Torſo einer faden Bonmotsjägerei ohne Kopf und Schwanz, und zerſetzt den eigenen abgetretenen Soccus. Noch eine andere Raſſe ſind die Silbendrechsler und Namenverdreher, die an dem Krönungsmantel eines eigenen Namens ſo lange zerren und zupfen, bis ſie durch dieſen Buchſtaben-Veitstanz und dieſe Silbenkuliſſen-Verſetzung irgend eine ominöſe und obſcöne Draperie oder Gruppierung hervorgebracht haben: dieſe ſind die eigentlichen Karrenſchieber und Lazzaroni der Witzwelt.

Der Bräutigamsſtand iſt die Expoſition der großen Eheſtandstragödie.

Es giebt Fälle, wo bei dem Falle der weiblichen Tugend der Genius der Menſchheit lächelt, und auf ihrem Grabe die Engel ein Feſt feiern, die im Erliegen noch Siegerin iſt, und beſiegt die Palme erringt. Der Sturz einer ſolchen Tugend iſt rühmlicher, als die Trophäen anderer ſiegreicher Tugenden, ſo wie die drei Schweſternſiege bei Salamis, Platäa und Mykale mit ihrer vereinten Glorie die Glorie der Niederlage des Königs Leonidas bei den Thermopylen nicht aufzuwiegen imſtande ſind.

Es iſt noch ein großer Vorzug, den die Tiere vor uns Menſchen haben: daß ſie ihre Ohren wie Klappenflöten in umgekehrter Abſicht gebrauchen, das heißt: ſie ſenken können. Sie hängen, wenn ſie etwas Trauriges hören, wie bei einem Leichenbegängniſſe, dem Trommelfell noch ein Trauertuch um, das die Töne wenigſtens dämpft; da hingegen die Tonkronhüter an unſern Trompetenſchnecken, wie die Steinſchildwachen an öffentlichen Gebäuden, doch niemandem den Eingang verwehren.

Es giebt Augenblicke in unſerm Leben, in denen ſich die dünnen

Blumenfäden der Sehnsucht, der Liebe, der Freundschaft wie schneidende Schmerzensseile und Ringelschlangen um unsern Herzens-Laokoon legen, wo dieser dreizipfige Neptunszacken in die Tiefe unserer Empfindungen fährt, und ein Kreta namenloser Schmerzen aus dem Meere der Gefühle auftaucht; wo die Noahs-Taube der Sehnsucht heimatslos zu unserer Lebensarche zurückkehrt, und das zerstörte Jerusalem unserer Liebe mit Riedgras und Nebeln überbaut, aus den Eisspalten unsers Herzens in formlosen Ruinenmassen hervorgraut! O, welch' anderes Moschusmittel haben wir dann gegen den Schmerzkrampf in jedem Nervenknoten, als den Granitkern eines Tropfens aus der Vauclusenquelle der Thränen; oder die Schmerzens-Schattenstimme Echo in dem hohlen konischen Herzmuskel, die als Seufzerpassatwind in die Trostsegel bläst; oder das magisch-magnetische Handauflegen der Janusseite unseres Lebens, der Rückerinnerung?

Jedem tiefen Schmerz entlockt, wie der Memnonssäule, die auf- und niedergehende Sonne einen wehmütigen Ton.

Die erste Erfindung und Ausübung der Belle-Lancaster'schen Methode kann man dem weiblichen Geschlechte unmöglich streitig machen. Das Mädchen, das eben erst einen Satz aus dem Gefühls-A-B-C-Büchlein begriffen, demonstriert denselben schon als Künstlerin ihren Gespielinnen, geht zur Grammatik der Liebe über, trägt sie sogleich als Meisterin vor, geht als Schülerin in die Verstellungskunst, erlangt sogleich die Professur, tritt in die Falschheit als Lehrling ein, besteigt sogleich da den Katheder, und ist immerfort in einer Kunst Schülerin, in der andern Lehrerin. Das Weib, das in der Frühe von ihrem Friseur ein warmes Stadtanekdötchen hört, trägt es als Lehrerin dem Theekränzchen in pleno, mit Erläuterungen versehen vor, hört wieder als Schülerin mehrere Neuigkeiten, die sie bald wieder ausgeziert von ihren Rednersessel vorträgt, und so in's Unendliche.

Ein jedes Geniewerk findet sogleich seinen Nachahmer, der sich, wie der Schildknappe beim Leichenzuge des Helden, in dessen Rüstung steckt und, wie ein lebendiger Schatten des toten Körpers, der Bahre folgt. Wie selten ist aber die edle und kostbare Spottdrossel (Turdus Polyglottus), die die Stimmen aller befiederten Sänger vom Kondor bis zum Kolibri auf's Täuschendste und Melodienreichste nachzuahmen, und dennoch mit ihren Füßen sich einen eigenen Takt zu schlagen weiß, und wie erbärmlich ist der gemeine betäubende Trompetenvogel (Psophia), der mit seiner Zwergstimme den Herosklang einer Trompete nachahmen will, vor der aber der Zuhörer glaubt, daß sie nicht aus dem Munde, sondern aus dem After hervorklinge.

Wenn das Mädchen das Porträt ihres Geliebten von dem Isisschleier der Brieftasche befreiet, und es von dem heiligen Dunkel des Schmuckkästchens weg auf das Herz hinhängt, so nenne ich diesen Jüngling gestorben in ihrer Liebe; sie bringt den Toten nicht mit, oder unter, sondern auf dem Herzenschilde getragen, er macht hier ein Castrum Doloris, und liegt wie eine Schauleiche in Brillantlichtern nicht im, sondern auf dem Sarge. Ihr Herz ist ein unechter Teppich, der das Bild nur auf der Außenseite zeigt, die Rückseite ist leer. Das Bild der Geliebten hingegen auf dem Herzen des Jünglings ist nur der Durchschlag des inneren Herzbildes; die Sonnentitelvignette an dem Portal des allerheiligsten Sonnentempels; das an einem Eisenanker befestigte Schwimmholz, das auf der Oberfläche des Wassers zeigt, wo der Anker tief steckt, und die Zauberflamme, die die Stelle des Schatzes anzeigt. Sein Herz gleicht echten chinesischen Tapeten, wahren Gobelins, deren Bilder seidengleich sind. Das Bild des Gemals hängt auf dem Herzen der Gemalin, wie an dem Thor einer gewesenen Festung die alten Waffen und Keulen überwundener Feinde. Es ist gleichsam die Herzenslarve des Ehestandsballs, und bittet um — — Maskenfreiheit: das Bild der Gattin auf dem Herzen des Herrn Gemals hängt so da, wie die Namen verlorner Länder in dem Titel großer Potentaten. Dieses Bild gleicht der Livrée, sie zeigt nicht an, daß man sie besitzt, sondern daß man von ihrem Repräsentanten besessen wird.

Die größte Bescheidenheit des Menschen äußert sich dann, wenn er sagt: Ich bin ein guter Narr! Nicht die Bescheidenheit, daß er sich als Narr dargiebt, sondern, daß er meint, man werde nur die Hälfte glauben. Noch nie sagte jemand: Ich bin ein kluger Schurke. Wir und also bei uns selbst überzeugt, daß ein guter Narr mehr Liebe verdiene, als ein kluger Bösewicht, und dennoch verzeihen wir es unsern Nebenmenschen eher, wenn sie unsere Moralität, als wenn sie unsere Geisteskräfte antasten, und lassen uns lieber ein schlechtes Herz als einen schlechten Kopf vorwerfen! Die Ursache liegt vielleicht in der ersten Erziehung des Menschen, wo nur die Arbeiten seines Geistes, und nicht die des Herzens belohnt werden.

Jedes Mädchen muß ihrem Geliebten, wenn sie ihn behalten will, wie einer Mumie, erst das Gehirn, das heißt den Verstand herausnehmen, und die leere Höhlung mit dem Spezerei-Geist der Leidenschaft ausreiben, damit er sich erhalte.

Die Damen auf den antillischen Inseln stecken als Schmuck lebende Kolibris in die Haare, und lassen sich von der Kammerfrau Natur täglich frische aus ihrem reichen Juwelenkästchen rei-

chen. Unsern Damen würde diese Mode sehr willkommen sein, wenn sie nicht so wohlfeil wäre, daß sie jedes Bürgerweib nachäffen könnte. Für die Männer wäre es der größte Vorteil: der Charakter der Frauen würde sich durch die Wahl der Vögel offenbaren. Die Eitle trüge eine Bachstelze, die Stolze einen Wiedehopf, die Spröde eine Drossel, die Zärtliche ein Zeischen, die Dumme einen Kuckuck, die Kluge einen Falken, die Fromme eine Schwalbe, die Wilde einen Stieglitz, die Bescheidene ein Rotkelchen, die Vorwitzige eine Grasmücke, die Stille einen Zinken, die Plauderhafte eine Elster, die Geizige einen Geier, die Neidischen Fledermäuse, die Matronen Papageien und endlich die Freudenmädchen Nachteulen: so hätten wir eine charakterisierende Vögelchronik. Doch die Damen haben allen Federschmuck von ihrem Kopf verbannt, bis auf die Federn des Vogels Strauß, der es, wie bekannt, auch mit Hörnertieren aufnimmt. Hingegen schmücken sowohl Männer als Frauen sich auf eine andere Art mit Federwesen. Viele hängen ihre Goldgänschen als Ridikuls an den Arm. Andere spazieren mit einer Löffelgans, das heißt, die das Geld mit Löffeln hat, wie mit Zuckerröhren herum. Andere verdunkeln das Banner ihres ganzen Lebens, um eine hexameterschlagende Wachtel zu haben, und noch andere graben emsig nach den goldgekörnten Ameiseneiern des Glücks, einer zarten Nachtigall halber. Die Frauen tragen Gimpel- und Goldfinken-Armbänder, Truthahn- und Storchenschleppen. Goldammern und Rupfzeisige stehen unter ihrem Feudalsystem, und ins Herz stecken sie lose Kolibris, Zaunkönige, das heißt, Könige vom oder hinterm Zaun. Das Schmücken mit fremden Federn ist den Frauen von Alters her erlaubt, die neuern wollen es auch auf schriftstellerisierende Frauen anwenden.

Kopf und Herz sind Glocke und Zeiger an dem Menschenturm. Bei den Thoren ist das Herz der Zeiger, und der Kopf die Glocke, die nach dem Befehle des Zeigers anklingt, bei Klugen umgekehrt.

Die Unabhängigkeit kennen wir nur durch ihre Schwester, die Abhängigkeit, sie selbst hat noch niemand geschaut. So lange der Mensch sich nicht wie die Schnecke ein eigenes Steinhaus aus der Haut herausschwitzen, und wie die Kröte ohne Nahrung und Luft wird leben können, so lange wird er sie nicht erreichen. Die Unabhängigkeit und des Jenseits sind zwei Anagramme, deren Auflösung erst in dem Blatte Nr. 1 post mortem erscheinen wird.

Pläne und Wünsche haben das Los der Billardkugeln, wenn sie auch manchmal aus- oder abspringen, splittern oder mangelhaft werden, man giebt sie noch nicht verloren, man läßt sie abziehen,

abdrehen, frisch runden, so werden sie kleiner und kleiner; wenn sie nicht mehr zu großen Lebenspartien taugen, nimmt man sie zum Pyramidenspiel, und sind sie endlich ganz abgedrechselt und verkleinert, so nimmt man sie wenigstens als Stockknöpfe auf die Steckenpferde unseres Daseins; selten giebt sie der Mensch ganz auf, und emigrieren sie auch hilflos aus allen vier Weltteilen, so siedeln sie sich doch als Kolonisten in dem Neuholland der Hoffnung wieder an.

Eine Voltaische Säule aus Gold- und Silberplatten hat die galvanische Kraft, daß sie das dümmste Gehirn zur Vernunft entzückt.

Das Herz gleicht einer Nadel, die, wenn man sie nur einmal mit dem Magnet der Liebe bestreicht, ewig nach dem Norden eines unbekannten und unentdeckten Sehnens hinzittert.

Die süßesten Augenblicke der Liebe sind die Schmoll- und Maulmomente, die, wie einige Tropfen Wermut im süßen Bundwein der Liebe, dem Genuße nur noch was Anziehenderes geben. Ich kenne nichts Reizenderes als einem Mädchen das den süßen Herzenskern der Liebe mit der Kokosschale des Zürnens überzieht, gegenüber zu sitzen und zu sehen, wie allmälich diese Schale locker wird und nur eines kleinen Berührens bedarf, um völlig abzuspringen.

Es giebt zweierlei Witz, den aber der Selbstwitzige leicht unterscheidet; der eine hat erst die Bilder, dann sucht er die witzigen Gedanken dazu; welches zahm gemachtes, und in Gärten eingefangenes Wild zum Spaß aufsäbeln heißt; der andere echte Witz hat auf jeden, eben auf der Gehirn-Zündpfanne aufgegebenen Gedankenschuß sein Bilder-Gefieder schon in den Augen, und holt sich augenblicklich die glücklichste Beute aus der höchsten Höhe herunter. Bei diesem zweiten rechten Witz ist jeder Schuß ein Königsschuß und überall trifft er ins Schwarze, so holt z. B. Jean Paul mit dem kleinsten Fingerdruck an den Federhahn einen Paradiesvogel aus dem Witzhimmel, und macht sein Papier zum schönsten Kabinette natürlich ausgestopfter Lustbewohner, wo Bild an Bild gedrängt ohne bedeutende Zwischenräume steht; die erste unechte Art Witz hingegen balliert ihren seltenen Witz wie chinesisches Porzellan in große Massen Kleien, Häckerling ꝛc ein, so daß man erst mühsam einen Haufen leeres Stroh durchsuchen muß, ehe man auf ein Stück Witz-Porzellan oder Humor-Fayence trifft. —

Ein Kartenspieler ist der verstoßene Sohn Saturns, der Zeit, der auf der wüsten Kreta-Insel des Spiels verschleudert ist, und

dessen Stimme der Vernunft und des Herzens, durch den Kotzbauten-Tanz der Würfel und das Schildergeklapper der Kartenblätter betäubt wird daß sie nicht aufdringe zum fürchterlichen Richtstuhl des Gewissens. Seine Blicke sind Meilenzeiger zur Hölle, sein Gesicht Calotts verzerrte Blätter, sein Herz mit Schlüter'schen Todeslarven geschmückt. Er ist der Prosektor der Verzweiflung, und der Kandidat des schrecklichen Selbstmordes.

Wo kann wohl die Liebe und die Freundschaft einem schönern und befriedigenderen Trost finden, als in einem weiblichen Herzen? Wo schimmert das holde Bild der Tugend, der Unschuld und des Wohlwollens freundlicher, als in den Raphaelsfarben der weiblichen Wangen? Wo sind die Anklänge des Trostes, des Mitleids und der Ermunterung so rein, so silbertönend, als an der Rosenglocke eines weiblichen Mundes? Was setzt so alle Säulen des Mißmuts und des Kummers unter das lindernde Wasser des Vergessens als die Lethe weiblicher Thränen? Wo winket dem Leidenhaupte des Dulders ein weicheres, sanfteres Lager, als das weibliche liebegeschwellte Herzkissen? Was berühret so sanft die Schmerzstellen und Brandstätten des Unglücks, als die samtnen Blumenfäden weiblicher Finger? Wo findet der verstoßene, verwaiste, verwitwete Solitaire Mensch eine weichere Einfassung, als die Silberspangen liebender Weiberarme? O ihr sanften Huldinnen der Liebe und des Lebens! Verklärte Priesterinnen in den Eleusinischen Mysterien des Daseins, o warum seid ihr so zart, daß ein Tropfen des fallenden Tau's eure Blumen zu Boden beugt? Warum giebt euch die Sonne der Sehnsucht, nach der ihr wie die Sonnenblume das Antlitz wendet, wie jener, den hinwelkenden Tod? Warum muß euer Herz wie die Austern erkranken, wenn sich der Perlenstoff der Liebe darin ansetzt? Und warum, o warum seid ihr nicht alle, und nicht immer die Genien der Liebe und der Duldung? Warum verfehlt ihr so oft den Zweck der goldenen Bulle eurer Bestimmung? Warum mißbraucht ihr so oft das Sendschreiben eurer Liebenswürdigkeit und die Insul eurer Reize? O, wenn ihr wüßtet, was ihr über uns vermögt, wenn ihr nichts über uns vermögen wollt; daß wir euch Triumph-Pforten der Anbetung bauen, wenn ihr nur nicht triumphiert; daß wir eure Sklaven sind, wenn ihr nur nicht Herrinnen seid; daß euch eine Blume mehr Reize giebt, als das Gold des Patkols; daß das Thema der Natur aus eurem Munde schöner klingt, als die Variationen und Schnörkeleien der Kunst; daß euch Einfachheit und Heiterkeit mehr ziert, als die Schröpfköpfe der Affektation und die Daumschraube der Ziererei; o dann würdet ihr an dem Degenmantel eurer Herrlichkeit nicht so lange zerren und zupfen, bis er samt der Fürstin in das Meer der Hyperverfeinerung sinkt.

Knigge ſchrieb ein Buch über die Kunſt, mit Menſchen umzugehen; dies ſcheint ganz überflüſſig; mit Menſchen umzugehen, bedarf's keiner Kunſt. Man ſchreibe ein Buch über die Kunſt, mit Unmenſchen umzugehen, für alle Ab-, Schlag- und Nebenarten der großen Zunft der Unmenſchen, als da ſind: dienende Unmenſchen, befehlende Unmenſchen, reiche Unmenſchen, ſchweigende und redende Unmenſchen, ſchreibende Unmenſchen, rezenſierende Unmenſchen, Kunſt-Unmenſchen, beſonders dramatiſche und theatraliſche, und, zum Heil und Nutzen aller Autoren, auch etwas über den Umgang mit leſenden Unmenſchen, die, in unbeſchreiblichen Variationen, in tauſenden Auflagen und Geſtaltungen die Bücherwelt verheeren und abfreſſen! Wer nennt die Unzahl der leſenden Unmenſchen! Da iſt der Orang-Utang, der langarmige Leſer, der mit einem Mal alles umfaſſen will, der gerne hätte, daß der Verfaſſer die Füße ſeiner Erzählung über die Schulter nehme, damit er gleich im Anfang wiſſe, was an der Geſchichte ſei; dann kommt der Süßleſer, Gutſchmecker und Wohldüftler, der immer ein bischen Lektüre auf's Jabot ſpritzt oder auf's Schnupftuch, damit er in Geſellſchaft ausdufte und aromatiſiere; der ſich ein Buch wie ein Fläſchchen Eau de Cologne anſchafft, um ſich zu parfümieren. Dann kommt der Kannibal, d. h. der menſchenfreſſende Leſer, dem es nur dann wohl iſt, wenn der Autor ſeine Leſer niederſäbelt, wenn er ganze Schlachtfelder gebrochener Herzen und invalider Seelen vor ſich hat, und der, ſozuſagen, aus der blutigen wahnſinnigen Hirnſchale des Buchhelden die eigene Lektürgeſundheit trinkt. Nun kommen die Affen, d. h. die nachahmenden Leſer, dieſe nehmen ſogleich den Charakter, der ihnen im Buche am beſten gefällt, in Beſchlag, probieren ihn wie eine neue Seelen- und Geiſtestracht an, ſehen, wie er ihnen läßt, und verwechſeln ihn in drei Tagen wieder mit einer neuen Charaktermode die; eben heiß von ihrem Autor und Maskenſchneider ankam u. ſ. w. Die holden Leſerinnen kann man nicht füglich Unmenſchen nennen, es müßten denn Hermaphroditen oder ſchreiende Leſerinnen ſein. Die meiſten könnte man Leſerinnen „à la Meldinger" nennen, ſie lernen aus den Büchern nur die Geſpräche, ſelten aber die Regeln.

Es herrſcht die Gewohnheit, daß Schriftſtellerinnen ihrem eigenen Tauf- und angeehelichten Namen noch das Wörtchen „von", „geborne von", hinzufügen; nun ſollten aber alle Schriftſteller und -ſtellerinnen alle gleichhoch (d. h. am Parnaß) geboren ſein, ja man ſoll nicht: „geboren von", ſondern „geboren zu" ſein, z. B. geboren zu Trauerſpielen, geboren zum Romanſchreiber u. ſ. w.

Die Entfernung iſt das Opiat der Liebe und der Phosphor der Freundſchaft. Wenn Liebende lange entfernt ſind, zerfließen

die Konturen der Körperrinde, und die moralischen Holzknorpeln und Abstöpsel steigen dürre heraus und klaffen auf, und es sind keine marmorierten Kreise und Sammetknöpfchen mehr, sondern dürre Hornspitzen und fatale Astlöcher, die unser Leben aufzuritzen und wund zu kneipen drohen. Eine kleine Beleidigung, in der Nähe als warmer elastischer Druck kaum empfindbar, ist in der Ferne, wie durch den Luftdruck vermehrt, stark genug, uns von unserm Gegenstande ganz los zu reißen. Der ferne Freund hingegen zieht, wie alles Ferne, einen Nimbus um sich. Man sieht auf der Fernseite des Freundschafts-Perspektivs den weitstehenden Freund nur um so vieles kleiner, um die Sommer-, Leber- und Muttermale nicht zu sehen, aber er erscheint desto reiner, in ein frisches durchsichtiges Klar getaucht und von einem verklärenden Farbenstreif umgrenzt.

Es giebt Kunstkenner und Nicht-Kunstkenner, mit beiden läßt sich mehr oder weniger gut leben; aber es giebt noch eine dritte fürchterliche Gattung: Kunst-Unkenner, das sind sozusagen Dick-Geister, die zwar die Theorie-Virtur innehaben, aber eine solche verdechte und harte Geschmack-natur besitzen, daß alle Elixiere verkehrt bei ihnen operieren. Wehe dem Kunstproduzenten, der in die Hand eines Kunstunkenners fällt.

Das Leben opfert man der Freundschaft, die Freundschaft der Liebe, die Liebe dem Stolze, den Stolz der Eitelkeit, und nur die Eitelkeit opfert der Mensch für nichts als für den — Hunger!

Das weibliche Geschlecht schließt alle Gattungen der Poesie in sich. Die Verliebte ist der Roman; die Amazone das Epos; die Rechthabende das didaktische Gedicht; die Wilde eine Dithyrambe; die Häusliche das Idyll; die Neckische das Epigramm; die Lose das Madrigal; die Geschraubte das Sonett; die Kokette das Gelegenheitsgedicht; die Spröde eine Xenie u. s. w. Aber immer bleibt es Poesie, und selbst die kleinen Mängel des schönen Geschlechtes haben einen poetischen Nimbus, es sind die Thalschatten, welche nur dazu dienen, den Lichtblick auf den Höhen ihrer Vorzüge lieblicher und reizender zu machen. Es sind die bittern Mandeln, welche die Schöpferin Natur in diesen Stoff mischte, um denselben noch etwas pikanter zu machen.

Es kann keinen heiligeren Tempel geben für ein empfängliches Gemüt, als das Herz schöner edler Frauen, keinen erhebenderen Himmel, als ihr klares Auge, keine reinere Blume, als die Blume ihrer Schönheit, keinen süßeren Klang, als aus den Glocken ihrer

Lippen, und keine größere Harmonie, als den Rhythmus ihrer Glieder. Aus ihren Augen quellen die lindernden, ſchmerzſtillenden Tropfen jedes Leidens; von ihrem Antlitz leuchtet der milde Vorſchein der Seligen in die Nacht unſeres Herzens; von ihren Lippen tönt es wie der Troſt der Kirche, erhebend und beſchwichtigend, in die Seele des Dulders, an ihrem keuſchen Buſen iſt die erleichterndſte Beichtſtätte des gedrückten Gemütes und in ihren liebenden Armen iſt das einzige sans-souci des ſorgenſchweren Hauptes.

Literatur-Briefe.

N.

Börne, Heine, Wenzel.

An J. J. in W.

München.

Lesers Leiden durch literarische Sprichwörter kennst du bereits aus den Ansichten des Ahnherrn der deutschen Humoristik, aus Jean Paul.

Zu diesen literarischen Sprichwörtern hat die neueste deutsche Literatur noch mehrere neue Kursiv-Worte geprägt, die sie verschwenderisch zum Fenster hinauswirft. Dahin gehören die Worte: geistreich — bieder — liberal - humoristisch.

Ich kann jetzt das Wort „geistreich" nicht hören, ohne zu gähnen, bei dem Worte „bieder" fällt mir die ganze Grobheit der Altdeutschen ein, bei dem Worte „liberal" halte ich mir die Rocktaschen fest zu, und wenn ich das Wort „humoristisch" lese, welches die jetzigen Schriftner so gerne als Stirnblech ihren Werken vornageln, so steht die personifizierte Obstruktion des Geistes vor mir!

Die galenische Humoral-Pathologie hat freilich ihre Humores oder Feuchtigkeiten über die meisten Erzeugnisse unserer Humoristik ausgegossen; der eigentliche Humor aber, jener auf den Kopf gestellte Riese, der umgekehrte Himmel, der auf die Spitze gestellte tarpejische Felsen, der seine Opfer nicht hinunter, sondern hinauf stürzt, der ist wie Steinböcke immer seltener geworden. Die meisten jetzigen sogenannten, das heißt sich selbst nennenden, in zehn Jahren nimmergenannten Humoristen sind kaum selbstbehagliche Freibeichter ihrer spaßigen Natur; es sind kleine Schöffen und Landrichter für einzelne Thorheits- und Narrenstreiche, lustige Galgenpaters für Zeitsünden; sie sind hie und da bunte Schergen an einem Lokalpranger der Satire, schreibende Narrendenunzianten, aber es sind keine totalen, weinenden Weltverlacher, ihnen fehlt die Totalität und jene Vernichtungs-Idee, die sich selbst als Subjektivitäts-Nenner und alle Welt zum Zähler nimmt.

Das irdische Muttermal aller unserer neuen Humoristen ist ein roter politischer Zeitflecken! Sie bringen alle ihre Kindlein in die politische Feuertaufe und weihen sie dadurch gerade der schnellen Sterblichkeit. Irgend ein Scharfdenker sagt ganz richtig: „Nicht daß Horaz, Swift, Sterne u. s. w. durch ihre Zeitsatiren

bis auf uns kamen, ist zu bewundern, sondern daß sie trotz ihren Zeitsatiren bis auf uns kamen." Das Anklammern an die Apropos-Geburten der Zeit, um diese als Schwimmkissen auf der Leseflut zu gebrauchen, ist Ursache, daß mit dem Verlaufe dieser Zeit oder dieses Zeitabschnitts auch die an diesem Dampfschiff angebundenen Nachschlepp-Kähne mit in die Vergessenheit gezogen werden.

Die meisten neuen politisch-humoristischen Schriftsteller halten sich oder möchten gerne gehalten sein für schicksalsvertraute Boten der Zeit, die ihr vorauseilen, um ihre Lager abzustecken und Quartier zu bestellen, aber sie sind im grunde gerade das Gegenteil, sie sind Nachzügler und Hinterherläufer der Zeit; wenn diese aufgebrochen und fortgezogen ist, dann ziehen sie plündernd und sengend in freibeuterischen Kapriolen nach, und knallen mit ihren Federbüchsen hie und da einen einzelnen Flüchtling der Zeit nieder, durchstöbern das Zeitschlachtfeld und ziehen den bereits schon Toten noch mit Siegesgeschrei das letzte Hemd aus. Mit dem humoristischen Salz wollen sie die Zeit füttern oder fangen, und erinnern an Kinder, welche sagen, man brauche, um Schwalben zu fangen, ihnen bloß Salz auf den Schwanz zu schütten. Salz thut der Gegenwart wohl not, der literarischen Gegenwart nämlich, um sie vor Fäulnis zu bewahren, aber der politischen Gegenwart mit ihren wunden Trikolor-Striemen ist Salz Gift, ätzendes Gift. Es giebt nichts Widerlicheres als das allseitige Bestreben der jetzigen Schreibsteller, ihre geistige Leerheit mit Politik zu plombieren und um die nackte Schreibseele einen revolutionären Purpurmantel zu werfen.

Die geistige Ohnmacht hat etwas Romantisches und in der literarischen Bettelei ist einige Rührung; aber in dieser falschen Scham des intellektuellen Unvermögens, das sich eines falschen ultra-liberalen Priaps bedient, um mit zu den Männern der Zeit gezählt zu werden, liegt Ekel und Verächtliches. Die Ungeschicklichkeit auf der dichterischen Leier soll dadurch bemäntelt werden, daß sie diese Leier als liberales Klöppelkissen gebrauchen, um Brabanter Revolutionsspitzen darauf zu klöppeln. Statt der Harfe nehmen sie die Trompete, um die Mauern des legalen Jericho umzublasen.

Gold und Liebe müssen zwar immer einen Beischlag, eine Art von Schlacken haben, wodurch sie fester und glänzender werden, aber die Dichtkunst verträgt sich nicht mit Politik, das hieße das hohe Götterweib mit den sanften, weisen, himmelblauen Augen, mit dem thränenmilden Wort und mit dem heiligen Mittler-Lächeln an ein Häringsweib anschmieden. Auch zu dem Humor ist nur sein kleiner Nagel: der Witz, eine politische Potenz, und das auch nur mit seinem Mut des Lachens und nicht mit der Grobheit des Hasses und der innern Wut.

Es geht mit unſern humoriſtiſchen Narren wie mit den dramatiſchen Narren. Der Shakeſpeare'ſche Narr, der Narr im Lear, iſt ein Narr, aber ein bewundernswerter Narr, ein Narr zum Küſſen, vorausgeſetzt, man weiß, er iſt ein Narr. Alle Höhen der Ironie und alle Tiefen der Wehmut, der vernichtende Hohn des Geſchickes, der allgewaltige Tollklang einer zerriſſenen, zu grunde gegangenen großen Seele, alle dieſe jammervoll-luſtigen eingeſtürzten Gott-Trümmer liegen in dem Gemüte dieſes Narren vor uns ausgebröckelt. Wie viele Narren ſind ſeit dieſem Ur-Narren auf der Bühne erſchienen, und wie erbärmlich ſind ſie erſchienen! Welche klägliche Nachfratzungen jenes Rieſen-Urbildes; welche läppiſche Konterfeis, ein jeder Narr faſt ſo abgeſchmackt, als wär' er ein Schulgelehrter. Sie wollen alle Narren ſein, aber ſie ſind nicht klug genug dazu; ſie ſind und bleiben immer ganz fade Moralſchwänzer und traurige Bajazzos. So iſt es jetzt mit den politiſch-humoriſtiſchen Narren.

Börne, das iſt der Shakeſpeare'ſche Narr! Erhaben, toll, bewundernswert verrückt und zum Küſſen wahnſinnig! Sein Geiſt iſt edler Marmor, der leider ſtatt zu einem Götterbild im hohen Heiligtum der Muſe, zu einem kannegießeriſchen Trog ausgemeißelt wurde. Dieſer Narr zerreißt einem das Herz, weil wir in ihm den Sturz eines großen Genies von ſeiner Sonnenhöhe in die Leukade einer brauſenden Untiefe bewundern und beweinen. Wir ſahen ſeit dem Erſcheinen dieſes humoriſtiſchen, klaſſiſchen Narren aus allen Offizinen auch lauter humoriſtiſch-politiſche Narren hervorwimmeln; aber ſie verhalten ſich zu Börne, wie die Wiener Leopoldſtädter Hanswürſte zum Shakeſpeare'ſchen Narren. Von Börne muß man ſagen: „Der Teufel ſoll ihn holen!“ aber man verſpürt Luſt, ſich mit holen zu laſſen, um in geiſtreicher Geſellſchaft zu ſein; Börne iſt ſelbſt ein Teufel, d. h. ein gefallener Engel; aber die andern ſind bloß arme Teufel, ganz traurige Teufel; es ſind nicht einmal Teufel, es ſind arme Seelen, die zu ſchlecht für den Himmel und zu dumm für die Hölle ſind und die der Teufel ſchon längſt geholt hätte, wenn er nur wüßte, wohin mit ihnen.

Börne hatte eine Anſtellung in Frankfurt, und zwar bei der Polizei; es muß alſo eine Zeit gegeben haben, wo derſelbe Genius, der jetzt ſämtliche Miniſter und loyale Schriftſteller nur Fürſtenhunde und Königsknechte nennt, der ſelbſt Gott nicht dienen will, weil das ſervil iſt, doch ſelbſt ganz gefügig und geſchmeidig in Frankfurt a. M. auf ſein Polizei-Bureau ging, und mit derſelben Hand, die jetzt wie ein Caligula mit einem Federhieb alle Königsköpfe von ihrem Länderrumpfe trennen möchte, Päſſe ausfertigte, ein Fremden-Regiſter führte und Aufenthaltskarten bewilligte oder verweigerte. Nach dem Umſturz der franzöſiſchen Regierung, d. h. nachdem Frankfurt wieder eine alte Perückenſtadt, id est eine

freie Reichsstadt wurde, war ihr erster Atemzug der Freiheit der, den Herrn Börne von der Polizei wegzublasen, weil er ein Jude war. Der Hahn auf der Sachsenhauser Brücke konnte darob nicht erröten, weil er zum Glücke ohnehin rot ist; aber die vier „Oeil de Boeuf" am Frankfurter alten Reichshause wandten sich fromm gen Himmel ob diesem reichsfreistädtischen Sieg über den gesunden Menschenverstand. Darauf spannte Börne seine Kugelbüchse gegen die Frankfurter Bühne, fertigte kritische Theaterpässe und Aufenthaltskarten aus. Er hatte aber einmal auf der Polizei Strenge gelernt, und er schoß mit seinen witzigen Knallerbsen einen Komödiantenvogel nach dem andern von der Frankfurter Bühne herunter, und nicht nur die Vögel, sondern auch die Vögelinnen. Da erbebte das Frankfurter Kapitolium von dem Racheruf der Gänse, der Senat zitterte in seiner kattunenen Toga, die Triumviren, Septemviren und Dezemviren bebten um die Sicherheit der Republik und Börnes Theaterkritiken verstummten. Aber in ihm selbst verstummte weder der Verlust seiner Stelle, noch die gehemmte Kraft der Satire, und sie schlugen später mit allen Zinken und Zins von Zinsen aus seiner Feder heraus. Sein Haß warf den Stein vorerst nach Frankfurt und dann rang er sich in immer weitern Kreisen um Deutschland, um Europa, um die Erde, und bald auch um den Himmel aus. Ein zweiter Coriolan zieht er gegen seine Senatstadt zu Felde, die ihm freilich weder Väter noch Mütter noch Kinder entgegen zu schicken hat, weil sie in ihrem Judengesetz alle Gefühle für Väter, Kinder und Mütter reichsfreistädtisch zu grunde getreten hatte. —

Wie der Rachegott seiner Väter zieht er nun im blinden Feuereifer gegen seine Feinde los, bis in das dritte und vierte Geschlecht. Feuer und Schwert muß über Amalek und Moab verhängt werden. Dieses Verfahren in dem Geiste Börnes um so eigentümlicher, da sein Humor nur in die Höhe geht, aber nicht in die Tiefe, das heißt, da ihm alles Gemüt fehlt. Gott hat seinem Genius alles gewährt, aber bloß die Thräne versagt, und das ist entsetzlich! Sein Geist verwandelt alles, was er berührt, wie in dem bekannten Zaubermärchen, in Gold und Eisen, aber dabei stirbt sein Gemüt Hunger, sein Herz verdurstet inmitten des Feuerregens, sein Himmel ist ein erfrorner und seine Erde eine glühende: oben findet sein Auge keinen Durchgang und unten brennt es seine Sohle wund; die frische Quelle des schönen Lebens labt seine Zunge nicht, weil diese von innen heraus verkohlt ist, und er steht inmitten der schönen, herrlichen, rosenroten Schöpfung wie ein grosser Wahnsinniger, der die Leichengebeine seiner Mitmenschen ausgräbt und damit sein Spiel treibt. Seine Lustigkeit ist eine tollgewordene Kränkung und sein Lachen findet in ihm selbst ein zerrissenes Schmerzens-Echo. Ihm fehlt zu dem echten

italieniſchen Humorſalat das Öl. Sein Geiſt iſt ein reicher, ein unendlich reicher, aber ihm fehlt die Liebe; er liebt nichts als die Freiheit, und dieſe nur, weil ſie, wie er glaubt, nicht exiſtiert. Der Menſch, das Menſchentum, das Chriſtentum, oder um kurz zu ſein, das Empfindungstum iſt ihm nichts, und ohne dieſe einzige göttliche Weihe der Seele ſchaut er kalt und höhniſch das Leben an, und das Leben liegt leer und inhaltlos vor ihm da; wie ein unbegrabener Scheinlebender wandelt er unter den Menſchen herum, und weil er ſie nicht empfindet, höhnt er ſie aus.

An J. J. in W.

München.

Wenn wir die frühern Schriften Börnes lesen, so lebt in ihnen eine Geistesfrische, eine Universalität und eine gesunde Kräftigkeit, die nach und nach aus seinen späteren Werken immer mehr und mehr verschwanden und einer Geschminktheit, einer gewaltsamen Aufreizung, einer Einseitigkeit und einer gallichten Kränklichkeit Platz machten. Man könnte den Umschlag seiner Muse ungefähr in kurzen Worten folgendermaßen bezeichnen:

„Einst hat Börne mit dem Humor gespielt, jetzt spielt der Humor mit Börne!"

Seitdem er seinen humoristischen Schreibedurst mit dem Flammentranke der Politik löscht, geht es ihm wie Faust nach dem Hexentrank: seine gute Natur ist umgewandelt, sein Streben in die Höhe ist nun ein Ringen in die Tiefe, und seine Weltanschauung eine dämonische. Die großen Riesenschwenkungen und harmonischen Bewegungen seines Humors haben sich in epileptische Zuckungen verwandelt, und seine Federzüge, die früher wie verschlungene, sinnige Zaubergeister vor uns auf dem Papiere hintanzten, sehen in dem politischen Felde wie zusammengeringelte Molche und Unholde aus. Der Humor schreibt eine schöne Kursiv- und Kurrentschrift, aber eine schlechte Kanzleihand. Unter der politischen Umarmung kann der Humor seufzen und ächzen, aber nicht kosen und singen, und so sehen wir mit Mitleid und tiefem Bedauern die Agonie dieses Götterhumors in seinen spätern Erzeugnissen, und je schöner zuweilen das herrliche Auge wieder aufblickt und mit einem leuchtenden Blitze sein Siechbett überstrahlt, je tiefer dringt der Schmerz über diesen geistigen Selbstmord in uns ein. Die ersten zwei Bände seiner Briefe aus Paris bezeichnen den ersten Übergang in diese Periode. Da rang noch der gewaltsame, spröde und unnatürliche Stoff mit der dem herrlichen Himmel entwendeten Form; in den zwei spätern Bänden ist der grobe Stoff schon Meister geworden, und man sieht es jedem guten Gedanken, jedem Lichtstrahl des Witzes in ihnen an, daß sie nur mit Widerstreben und Weigern sich zu den Verzierungen, zu den Haut- und Basreliefs einer papiernen Pritschbank

hergegeben haben, und in dem fünften und sechsten Teile sehen wir die geistige Rückenmark-Darre, die zu dem letzten Mittel ihre Zuflucht nimmt, und mit dem glühendsten Revolutionseisen über das schriftstellerische Rückgrat hinabfährt, um die gelähmten, durch ausschweifenden Mißbrauch getöteten Nerven noch zu einer gewaltsamen Aufreckung zu bringen.

Der fünfte und sechste Teil von Börnes Briefen machen jenen traurigen Eindruck, den großartige, verwitterte Ruinen auf ein fühlendes Gemüt machen. Wir sehen in diesen Bänden die letzte Anstrengung eines geschwächten Humor-Simsons, welcher mit dem äußersten Kraftaufgebot die Säulen des Bestehenden erschüttern machte, um alles und sich selbst unter seinen Trümmern zu begraben. Die Indignation abgerechnet, mit welcher der nackte Cynismus dieser radicalen Weltlästerung jeden Leser erfüllen muß, ist noch Stoff genug in diesen zwei Bänden, um zum Überdruß und zur Bemitleidung zu führen. Einzelne Geistesblitze, die aus dem einst so herrlichen Geisteshimmel brechen, dienen nur dazu, um uns die verstümmelten und zu Tode gemarterten Gedanken und Ausdrücke auf diesem Schlachtfelde desto deutlicher und greulicher sehen zu lassen. Ohne Zusammenhang, weder im Stoff noch in der Form, flattern diese Ausfälle und Einfälle um die Auszüge aus deutschen und französischen Journalen wie Raben um den Rabenstein herum und picken den da aufgehängten Neuigkeiten die toten, lichtlosen Augen aus. In auf- und absteigender Linie ergeht sich ein wehthuender Humor auf allen Stufen der Spottleiter, um bald hoch oben Gott einen Nasenstüber zu versetzen, bald tief unten einen Referendarius beim Schnurrbart zu zausen. Könige und Fürsten werden natürlich wie Distelköpfe zusammengesetzt, und um das „von Gottes Gnaden" den Regenten vom Munde wegzubarbieren, wird erst Gottes Gnade selbst recht eingeseift und abgeschoren. Börne klammert sich in diesen Bänden an Zeitungsartikel, läßt sich auch hie und da aus einer Residenz eine Nachricht zuschicken, um mit ihr ein obscönes öffentliches Beilager zu halten. Das humoristische Gesetz liegt in ihm umgekehrt, er trägt die Objekte nicht in seine Subjektivität über, sondern seine Subjektivität in die Objekte, und so rollt sein schwarzes Hämorrhoidalblut durch die Adern des Universums.

Sein Lebtag ist in deutschen Setzkästen kein solcher Verbrauch von dem Wörtchen „ich" gemacht worden, als bei Börne; sein Ich setzt sich gleich neben dem Ewigen hin, um zu beweisen, daß der Himmel keinen Herrscher braucht; sein Ich reformiert das Christentum bloß deshalb, weil es „Drei Könige" feiert, und sein Ich entwurzelt alle Tokayer Reben, bloß weil man den Tokayer den König der Weine nennt. Sein Ich geht immer drei Schritte vor ihm her, und kömmt sogleich wieder hinter ihm, wo er aufhört. Zwar soll diese Ich-Manie die Selbstironie sein, allein durch die

Löcher dieser Selbstironie sieht die klarste Selbstanbetung nur zu deutlich heraus.

Ohne uns auf einzelne Punkte dieser neuesten Bände einzulassen, wollen wir bloß ein Beispiel anführen, um die Indiskretion der Ultraliberalen ins hellste Licht zu setzen. Börne spricht nämlich von den deutschen Flüchtlingen in Paris, denen es gelungen ist, aus ihrer Haft zu entkommen, und bemerkt dabei, daß sie samt und sonders mit Einverständnis ihrer Wächter und selbst der Polizeioffizianten entkamen. Hier kompromittiert Börne Schuldige und Unschuldige; setzt, wenn man anders von solchen Andeutungen Notiz nehmen wollte, eine Menge Menschen der Untersuchung und dem Verluste ihrer Stellung aus, und alles aus liebevoller Dankbarkeit!

Bevor ich nun von Börne zu den andern Humoristen und humoristisch sein Wollenden übergehe, muß ich doch noch seines „Häring-Salates" gedenken, den er, im vierten Teile seiner Briefe, den Berliner Poeten auftischte, und an dem ich mich umsomehr labte und ergötzte, als ich zu der Zeit, als Börne in Berlin war, dort lebte, er mich und ich ihn besuchte.

Die Berliner Poeten, da sie nun denn einmal Poeten genannt sein sollen, trieben dazumal die Verehrung Börnes bis zum Götzendienste, und hinterher, nachdem er ein papierner Rebell wurde, verläugneten sie ihn und schworen ihn ab. Ich habe Börnes Geist immer geliebt, und liebe ihn noch, wenn ich auch die Richtung dieses Geistes verdamme. Licht ist immer Licht, und die Flamme ist imposant, auch wenn sie verheerend und verderblich durch die Dächer ras't; wer wird nachher sagen, ich habe das Licht nicht gekannt, weil es ein Haus in Brand steckte?

Als Börne nach Berlin kam, da waren die Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft in großer Verlegenheit, ob sie ihm zu Ehren seinen Geburtstag essen sollen, oder ob sie, um ihn würdig zu ehren, ihn erst totküssen und totschmeicheln sollen, um dann seinen Todestag zu essen. Sie flatterten um ihn herum wie die Mücken um die Wachskerze. Zuerst Gubitz, der gute Taillour en bois et en poësie; Fr. Förster, der durch Tinte weißgewaschene Demagog und Kurrende-Poet des alten Churfürsten; Alexis, der ungesalzene Häring, der entfesselte Referendarius und Leib-Reichs-Novellist; von Holtei, Goethes Hühneraugen-Dichter und schauspielender Kindermörder seiner eigenen Produkte; Fouqué, der Weithinschreibende, mit der minnegirrenden Ritter-Tartsche, und dann alle die kleinen Silbergroschen-Genies aus dem „Gesellschafter" und aus dem „Freimütigen", alle, welche unter den Fenstern der Sontag den Pegasus mit ihren Strumpfbändern aufzäumten, wie liefen sie durcheinander, fielen sich in die Arme, und sagten nichts als: „er ist hier!" Man war noch uneinig, ob Gubitz ihn in Holz schneiden und zum alten Hutten hinsetzen sollte; ob Förster den

großen Churfürsten mitten im Jahre zu ihm aufs Zimmer die Runde machen lassen sollte, oder ob die Redaktion des „Freimütigen“ ihren Ulrich v. Hutten und ihren Verleger braten lassen sollten, um Börne damit zu bewirten.

Börne konnte kaum zu Atem kommen, er bekam ordentlich eine Ehrengarde von Schriftstellern, die sich regelmäßig ablöste, und er sagte oft zu mir: „Berlin kömmt zwar zu mir aufs Zimmer, allein ich möchte auch einmal Berlin sehen und nicht nur mir's zeigen lassen.“

Wie tragi-komisch war es nachher, als Börnes erste Briefe erschienen! Alle, die mit ihm in Berührung waren, hatten nichts weniger vor, als eine große Sühne und Reinigung mit sich vorzunehmen, und dem Gouvernement nur ja zu sagen, sie hätten Börne nie gekannt. Gubitz wollte sich selbst eine zweifingerdicke Rinde vom ganzen Körper herabschneiden; Förster badete sich in dem Berliner Euphrat, in der Spree, bei Sonnenaufgang und Niedergang, und Häring soll wirklich lange darauf angetragen haben, sich von Grund aus neu machen zu lassen.

Nachdem sie ihn polizeilich desavouiert hatten, fielen sie literarisch über ihn her, und es war hochkomisch anzusehen, wie sich diese Tournée mittelmäßiger Schriftsteller abmühte, ihn zu zerreißen, und dieses Zerreißen mit ihren früheren Umarmungen und Küssen in harmonische Konsequenz zu bringen.

An J. J. in W.

München.

Endlich fanden sie einen Ausweg, einen Ausweg, würdig, in Pankows Olivenhainen von den sieben Weisen Berlins im Geiste empfangen zu werden. Sie teilten Börne in zwei Theile, in den Juden und in den Christen, sie hatten früher den Christen in ihm geküßt, und schlagen jetzt den Juden in ihm tot!

„Was schöne Seele schön empfunden,
Muß herrlich und vollkommen sein!"

Sie bewiesen, daß nicht der Schriftsteller in ihm ein Rebell ist, sondern der Jude; sie bewiesen sogar, daß nicht der Schriftsteller in ihm witzig und geistreich ist, sondern auch bloß der Jude, und der gewässerte Häring sprach nichts, als wie der Patriarch in Lessing's „Nathan":

„Der Jude wird verbrannt!"

Vergebens rieten die Freunde des Herrn Häring demselben, wenn er glaubte, Geist und Witz läge im Judenthume, sich doch um seiner Verleger willen so schnell als möglich beschneiden zu lassen. Häring blieb was er war, ein geistloser, lächerlicher Gegner Börne's, der ihn bannen wollte. Seitdem ist Häring ein sehr devoter Schriftsteller, der keine Feder ansetzt, ohne dabei an Polizei Vater, Sohn und heiligen Geist zu denken, und der keine Zeile schreibt, ohne sich dabei serviler Unterlinien zu bedienen.

Alle Berliner Dreizehner und Mittwochs-Dichter, deren erstes Literaturgesetz es ist, den Hohen zu schmeicheln, und deren erster ästhetischer Grundsatz heißt: „Schön ist, was der Polizei gefällt", machten eine geistige Kollekte, um Börne, Heine u. s. w. niederzuschlagen. Aber die Kollekte fiel gar erbärmlich aus, ihr ganzer Zusammenschuß an Geist, Bosheit und Kritik betrug sammt und sonders nicht mehr als den Wert des alten abgegriffenen Leibzoll-Groschens: „Es sind Juden!" Mit dieser elenden Mähre trabte ihre dürre Kritik zu Stalle. Der Refrain jeder Beurteilung hieß: „Es sind Juden!" All ihr bischen Gehirn und Mutterwitz brachte

keinen andern Streitkolben als dieſe Altweiberwaffe auf, die freilich noch immer die wohlfeilſte iſt, und in dem Zeughauſe der deutſchen Literatur zu ihrer Schande und zu ihrer Dummheit noch immer gang und gäbe iſt.

Der Donner, den die Berliner Kritik auf die Häupter Börne's und Heines ſchleuderte, hieß immer „Judenwitz", und dieſer Donner rollte durch alle nordiſchen Blätter. Es iſt wahr und bleibt auffallend, daß die Juden den Witz faſt ausſchließend wie den Handel an ſich gebracht haben. Das „Warum?" und „Wieſo?" liegt vielleicht nicht ſo fern, als man glaubt. Schon darin erſtens, weil man durch die Zenſur den Witz faſt überall beſchneiden läßt, hält er ſich ſelbſt für einen Juden, und hält ſich zu ſeinen Glaubensgenoſſen. Aber auch in dem hochtragiſchen Schickſal dieſer Nation liegt die Eſſigmutter ihres Witzes. Das Alter ihres Schmerzes hat das ſarkaſtiſche Weinſteinlager an ihre Gehirnwände angeſetzt.

Die Shakeſpeare'ſchen tragiſchen Geſtalten ſind voll Ironie, die Wahnſinnesſpitze des Schmerzes wird luſtigwitzig und hohnlachend. Der Wellenſchlag des Druckes, welcher an die Bruſt des Judenvolkes aus dem offenen Meere der Zeit heranſchlägt, hat ſeine Nerven zu einer geiſtigen Reaktion aufgeſchwemmt. Das Chriſtentum hat ſeinen alten greiſen Vater: das Judentum, mehr als totgeſchlagen, es hat ihn in ein finſteres Loch geſperrt, ihm Luft und Licht geraubt, und reicht ihm elende Koſt. Es bleibt dieſem alten gemißhandelten Vater nichts übrig, als in herzzerreißender Reſignation, in der tollen Luſtigkeit der Ohnmacht aus ſeinem Kerker herauszulachen. Klagen und Worte kann man erſticken, aber lachen, fürchterlich lachen, gräßlich lachen kann auch der Geknebelte. Die Juden haben zu dem Witz gegriffen, weil das jener Waffendienſt iſt, bei dem ſie es mit der Zeit zum Offizier bringen können, bevor ein Armeebefehl den Taufſchein und nicht das Verdienſt in Betracht zieht.

Dem ſchweren Gepäcke der geiſtigen Armee, dem poſitiven Wiſſen, den Brodſtudien der Juden hat man in Deutſchland auch ein gelbes Judenfleckchen angeheftet, und ſie können mit dieſem nicht frei paſſieren; aber der Witz läßt ſich nichts anheften, er iſt ſelbſt ſein eigener Passe-par-tout. Die Gelehrſamkeit iſt ein Schlüſſel zu dieſem oder jenem amtlichen Sperrſitz, dieſer Schlüſſel darf aber keinen Bart haben! Der Witz hingegen iſt ein Dietrich, er ſperrt alles auf; er ſitzt inmitten Deutſchlands trotz des Zollvereins; er ſchlüpft durch's Schlüſſelloch, während die Polizei die Klinken verſiegelt; er geht nicht den gebückten Gang durch den engen Korridor zum Staats-Almanach, ſondern er ſauſt auf Schlittſchuhen über die glänzende Spiegelfläche des Lebens hin zu dem Strande, der dem ſchwerfälligen Linienſchiffe des trockenen Verſtandes unerreichbar bleibt.

Alſo nicht der Jude in Börne und Heine iſt witzig, ſondern vielmehr die Weltgeſchichte oder vielmehr das Weltgericht. Das Fatum dieſes Volkes erſcheint ſeinen Unterdrückern, aber nicht als ſeufzendes Geſpenſt, ſondern als moderner Rache-Schöngeiſt, als amüſanter Vergeltungs-Bajazzo.

Lächerlich aber iſt es, wenn die nordiſchen Kritiker den Juden in Börne und Heine Demagogen ſchelten. Warum ſchelten ſie in Wirth, Siebenpfeiffer, Groſſe, Piſtor und unzähligen andern nicht auch den Chriſten einen Demagogen?

An J. J. in W.

München.

Die beiden modernen politischen Auguren Börne und Heine unterscheiden sich wesentlich. Börne weissagt gerne aus zerissenen Eingeweiden, aus blutigen Köpfen und zuckenden Gliedern; Heine hingegen mehr aus dem Zug der Wolken, aus dem Flug der Vögel und aus dem Rechts- oder Links-Donnern der diplomatischen Gewölke. Börne ist der politische Heraklit, Heine der Demokrit; der Lachende aber ist weniger böse, jedoch mehr gefährlich; mehr gefährlich, weil er verführerischer ist, und verführerischer, weil die Menschen lieber dem Lachenden als dem Weinenden nachlaufen.

Bei Börne ist das politische Glaubensbekenntnis die prima causa seines Witzes; er gebraucht den Witz als Inokuliernadel seines radikalen Pockengiftes; bei Heine ist es umgekehrt; bei Heine ist der Witz die prima causa seiner politischen Gesinnung; er gebraucht den Radikalismus, weil dieser der beste und schlagendste Konduktor seines Witzes ist. Börne ist ein ehrlicher Wahnsinniger, er hat sich mit der französischen Freiheitsmetze vermählt, nicht französisch-bürgerlich, sondern deutsch-priesterlich, er bleibt ihr treu und liebt sie wirklich; Heine aber lebt mit ihr im Konkubinat, er buhlt mit ihr, so lang sie jung ist; wenn sie alt wird, verläßt er sie.

In Heines politischen wie in seinen erotischen Erzeugnissen ist die Sinnlichkeit, die Schwelgerei, die Lust im Fleisch zu wühlen, gleichviel ob Weiberfleisch, ob Völkerfleisch, der Antrieb und der Anlaß. Er liebt die „peuples libres" wie er die „femmes libres" liebt; er hat keine revolutionäre Gesinnung, sondern bloß revolutionäre Geilheit. Es fehlt Heine durchaus an Wahrheit, an moralischer, an dichterischer und an politischer. Heine ist Poet, Humorist und Politiker geworden, nachdem der Mensch in ihm schon zerfallen war, deshalb fehlt es seiner Poesie, seinem Humor, seiner Politik an dem Menschlichsten im Göttlichen und an dem Göttlichsten im Menschen: an Wahrheit; an Wahrheit der Empfindung, am Ernste der Gesinnungen, an der moralischen Beglaubigung.

Ich kann Heine nicht lesen, ohne auf vielen Seiten ihm gerne

um den Hals zu fallen; ohne seinen Genius zu küssen, ohne seine reiche, herrliche, volle dichterische Pulsader himmlisch pulsieren zu hören; ohne seinen Scharfsinn und seinen regenbogenschimmernden Witz zu bewundern; allein ich kann es auch nicht eine Minute lang dahin bringen zu glauben, daß er selbst wirklich das fühle und glaube, was er schreibt.

So wie Heine in seinen herrlichen, lieblichen, duftigen Liedern immer die edle Empfindung eine Strophe vor dem Ende aus dem Sattel wirft, um mit einer frivolen und widerlichsinnlichen die Endstation zu erreichen, so würde Heine, wenn es zum Ausführen seiner riesigen politischen Ansichten käme, vor dem Schlusse einen Purzelbaum machen und sich die Haut vollachen über die vorhergegangenen Strophen.

Börne, wenn er an der Spitze aller deutschen Schneidergesellen, die er auf dem Montmartre haranguierte, nach Deutschland gezogen wäre, er hätte redlich Wort gehalten, er hätte Deutschland ganz ausgerottet, mit Stumpf und Stiel; Caligula wäre ein sanftes Kind gegen Börne. Was Börne dann in dem ausgerotteten Deutschland begonnen hätte, weiß ich nicht; wahrscheinlich hätte er „Briefe aus dem ausgerotteten Deutschland" geschrieben und sie an „Hoffmann und Campe" verkauft, denn „Hoffmann und Campe" hätte er allein leben lassen, damit sie Börne's Briefe drucken können.

Heine hingegen wäre auch an der Spitze der Schneidergesellen ausgezogen, gen Deutschland, von Narseba bis Dan; allein nicht um der Freiheit willen, sondern um sich auf dem Wege über die Schneidergesellen, von denen wie von den Krebsen nichts genießbar ist als die Scheeren, recht lustig zu machen und „Schneider-Reisebilder" zu schreiben. Zu der ersten deutschen Stadt angekommen, da wäre ein deutsches Mägdlein gesessen an dem Thore der gottverfluchten Stadt, die noch nie eine Revolution machte, ein Mägdlein mit großen, blauen Augen, mit erfahrenen Gliedern, mit begehrlichen Lippen, mit der wogenden, schwellenden, duftigen Blume des Fleisches und des Leibes und hätte den unbezwingbaren Anführer angesehen mit den lustatmenden Augen, und Heine hätte gesagt: „Gnade dieser Stadt um deinetwillen!" und so wäre er durch ganz Deutschland gegangen, und Heine hätte sich an die Babelströme Deutschlands niedergesetzt zu den wohligen, heimatlichen, deutschbusigen Frauen, hätte die Leier an die Cypressen und sich an die Frauen gehängt, und hätte in einer köstlichen, humoristischen und sarkastischen Anrede die Schneidergesellen aufgelöst und Deutschland begnadigt der Deutschinnen halber.

Ich liebe den Heine; ich liebe ihn, weil sein Genius so reich, so groß, so üppig ist; weil dieser sein Genius so hinüberragt über Börne wie eine vielzweigige Ceder über einen kahlen, schroff-

ſen Fels; ich liebe ihn, weil ſeine Poeſie in die Seele ſchleicht wie der Gedanke der Liebe, weil ſie uns das Herz beſtrickt wie weiche, liebliche Kinderhändchen; weil ſein Humor auch weint wie ein ſegensreicher Gewitterhimmel; allein eben weil ich ihn liebe, haſſe ich ihn, daß er mit dem Götterfunken fährt in den erbärmlichen Zunder der dahinflatternden Zeit; daß er die Sonnenſcheibe ſeines Geiſtes zu Schwefelkerzchen zerſchneidet, und daß er den Phaeton und ſeine geiſtigen Sonnenroſſe nicht oben erhält, ſondern tief und niedrig damit herabfährt in den Qualm und Moder und ſengt und brennt und ausdörrt, wo er beleuchten, erwärmen und überſtrahlen ſollte.

Da liegt ſein „Salon" vor mir. Es iſt kein Pariſer Salon, es iſt der Hamburger „Peter Ahrens" mit ſeiner Gasbeleuchtung, mit ſeinen Hanſe-Phrynen und Nymphen.

Heine fährt immer von der höchſten Spitze des Olymps aus und ſteigt immer bei Peter Ahrens oder bei Dorgerloh*) ab. Er giebt dem Pegaſus erſt immer Nektar und Ambroſia und Tau und Sonnenſtrahlen und endlich immer ein Aphrodiſiakum. In ſeinem lyriſchen Aufſchwung hat er den Muſenberg im Auge, aber im Niederſchwung läßt er ſich am Hamburger Berg herab!

Seine Muſe hat eine intermittierende Nymphomanie, wovon der „Salon" ein ekelhaftes Zeugnis giebt!

---

*) Zwei berüchtigte Freudenſäle in Hamburg.

An J. J. in W.

München.

Die „Memoiren des Herren Schnabelewopski“ in diesem „Salon“ sind nichts als ein wahres „Cabinet d'aisance“ (man verzeihe mir diesen Ausdruck, aber ich finde keinen andern, es giebt keinen andern dafür). Ich mag jene Stellen nicht zitieren, in denen die Gemeinheit der Scham den Kopf abbiß; ich glaube, meine Tinte müßte erblassen, mein Papier schamrot werden, und die Lettern vor Schmach aus dem Setzkasten springen, wenn ich jene Kloacinen wiederholen wollte. Warum thut das Heine?

Man würde sich irren, wenn man sagen wollte, das ist Übermut, Überkraft, Übergenie, Mutwille; nein, es ist Unterkraft, Untergenie, es ist eklige Aufreizung der Unmacht!

Die Gedichte in diesem „Salon“ verhalten sich zu Heine's frühern Liedern wie faule Eier zu Ananassen. Seine früheren erotischen Gedichte sind schöne Meernixen, die obere Hälfte schön, herrlich, emporragend in den Äther, umspielt von den süßen Düften und Lüften des Lichts und Lebens, und nur die unterste Hälfte schuppig und ekelhaft geschwänzt und im Schlamme watend. Diese Gedichte aber sind durchaus schuppig und unwirsch und hohl und abstoßend. Man lese:

Das Fräulein stand am Meere,
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

„Mein Fräulein, sei'n Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.“

Oder auch:

„Ja freilich, du bist mein Ideal,
Ich hab' es oft bekräftigt,
Mit Küssen und Eiden sonder Zahl
Doch heute bin ich beschäftigt

„Komm morgen, zwiſchen zwei und drei,
Dann ſollen neue Flammen
Beweiſen meine Lieb' und Treu;
Wir ſpeiſen nachher zuſammen."

Oder auch:

„Manchmal, wenn ich bei euch bin,
Großgeliebte, edle Donna,
Wie erinnernd ſchweift mein Sinn
Nach dem Marktplatz zu Bologna.

„Dorten iſt ein großer Brunnen,
Fonte del Gigante heißt er;
Obendrauf ſteht ein Neptun
Von Johann, dem großen Meiſter!"

Oder auch:

„Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitsſchmuck,
Mit Jubel und Muſizieren,
Dem Bräutchen und dem Bräutigam
Kommt er zu gratulieren.

„Er bringt Jasmin und Röſelein
Und Veilchen — duft'ge Kräutchen,
Und Sellerie für den Bräutigam
Und Spargel für das Bräutchen!"

Wahrlich, eine tiefe Wehmut muß ſich jeder redlichen Bruſt bemächtigen, wenn man die heiligen, helläugigen, keuſchen Kaſtaliden zu Gaſſenhauer-Sängerinnen herabgewürdigt ſieht.

Wie ekelhaft nun gar iſt es, wenn man unter dieſen Gedichten lieſt:

„Schütz euch Gott vor Überhitzung,
Allzuſtarker Herzensklopfung,
Allzuriechbarlicher Schwitzung,
Und vor Magenüberſtopfung.

„Wie am Tage eurer Hochzeit
Sei die Liebe euch erfreulich,
Wenn ihr längſt im Eheioch ſeid
Und eu'r Leib, er ſei gedeihlich."

Vom Schöpfer ſingt Heine:

„Ich hab' allein dreihundert Jahre
Tagtäglich darüber nachgedacht,
Wie man am beſten Doktores Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht!"

Wohin ſoll es am Ende mit der deutſchen Literatur kommen, wenn ſich ihre beſſern Agnaten ſo zu ſagen auf dem Markte ausflöhen, und wie Krates und Hiparchia öffentlich die Muſe ſchänden?

Aber wie ſoll man verlangen, daß ſie die Muſen keuſch und ſittlich behandeln ſollen, wie ſie ſelbſt Gott im Himmel mit ihrem Federkiel in die Ohren fahren und ihm wie Kinder einem alten Mann bald einen Schnurrbart malen und bald ſonſt einen Schabernack ſpielen!

Sie nennen Gott einen Autokraten und die Religion eine Polizei, und beide ſoll es nicht geben. Ich bin weit entfernt, mich hier Gottes annehmen zu wollen, er iſt gottlob Mann genug, ſich ſelbſt helfen zu können, er hat ſchon die Sündflut und den Frankfurter Herbſtkarneval überlebt und er wird Börne und Heine auch überleben.

Und ſagte ich auch etwas über dieſe Gotteslästerungen, ſie würden doch nur ſagen: „der Heuchler!" denn das iſt eben der fluchenswürdige Fluch des Unglaubens, daß er an einen Glauben des Glaubens nicht glaubt. Allein ich will von einem andern Geſichtspunkte ausgehen, von dem des Schicklichen, des Anſtändigen des Höflichen des Menſchlichen. Die Pflicht der Artigkeit gebietet das zu ſchonen und zu ehren, was unſerm Nebenmenſchen heilig, was ihm lieb, was ihm teuer iſt Wenn jemand eine häßliche Frau hat, die er liebt, werdet ihr hingehen und zu ihm ſagen: „Pfui, deine Frau iſt garſtig!" — Wenn jemand ein verwachſenes Kind hat und es zärtlich liebt, werdet ihr roh genug ſein und ihm ſagen: „Dein Kind iſt ein Krüppel!" — Wenn jemand ein Bild hat, das ſeine höchſte Freude, ſeine einzige Seligkeit ausmacht, werdet ihr hingehen und zu ihm ſagen: „Das iſt ein falſches Bild, eine Schmiererei!"

Nun gut, Gott und die Religion werden euch doch wenigſtens noch ſo viel dünken als eine Frau, ein Kind, ein Bild? Wenn Gott und die Religion das Glück, die Liebe, die Hoffnung, die Seligkeit von Millionen und Millionen ausmachen, warum wollt ihr hingehen und zu ihnen ſagen: „He da, ihr guten Leute, ihr irrt euch, euer Glück, eure Hoffnung, eure Seligkeit ſind Wahn und Thorheit. Gott und Religion, das ſind nur ſo zwei eingebildete Dinge, das wiſſen wir beſſer; wir, die wir alles wiſſen müſſen, eben weil wir nichts von Gott wiſſen!"

Sagt mir, wollt ihr das thun? Habt ihr ein Recht dazu?

Ich bitte euch, laßt Gott und die Religion aus eurem Spiele. Wenn ihr für euch mit dem alten Gott nicht mehr zufrieden seid, weil in Frankfurt nur dreizehn Juden jährlich heiraten dürfen und in Hamburg ein Senator die Theaterkritiken streicht, so laßt doch uns unsern Gott; uns ist er noch sehr gut und lieb und heilig genug für unser Leben lang und auch wohl noch darüber. Wir sind dann auf jeden Fall besser daran als ihr, denn wir können für euch zu Gott beten, allein was könnt ihr für uns thun? Bei wem wollt ihr für uns beten? O, ich sag' euch, der Mensch ist zu bedauern, der für seinen Nebenmenschen nicht zu Gott beten kann, selbst wenn er „Briefe aus Paris" und einen „Salon" geschrieben hat.

Ich sehe sie schon, wie sie die Achsel zucken und lachen und sagen:

„Der Heuchler, die humoristische Betschwester!"

Meinetwegen, ich könnte einen Zeugen stellen, daß ich's ehrlich meine, allein ihr glaubt nicht an meinen Zeugen, denn er heißt —: Gott!

Pariser Briefe.

Vorbrief zu meinen Briefen

über die

Pariſer Welt-Induſtrie-Ausſtellung.

An Frau D—n in Paris.

Ihr liebes, liebes Schreiben atmet die Gemütlichkeit einer Deutſchen, die Liebenswürdigkeit einer Franzöſin und die Herzlichkeit einer Freundin!

Beim Leſen Ihres Briefes ſtand Mainz, der Rhein und Ihre beiden graziöſen Genien wieder vor mir wie im vorigen Jahre, und die Erinnerung ſetzte noch einige Flügel an meine Sehnſucht, Sie und die Ihrigen wieder zu ſehen!

Ihr Brief, ſo voll Güte und Wohlwollen er iſt, birgt eine Natter unter Roſen, eine giftige Schlange im Paradieſe: die Stelle, die mir anzeigt, daß Sie mir ein hübſches Quartier in Ihrer Nähe ausgewittert haben! Das Quartier iſt die Roſe, Ihre Nähe das Paradies, die Schlange aber iſt der Preis, die Natter iſt der Monatszins!

Dreihundert Franks monatlich! Plagt Sie der Ruſſe, Sie böſe Freundin? Wie hoch ſchätzen Sie denn Ihre Nähe? Iſt dieſe nicht mit der Gegennähe eines deutſchen „Humoriſten", eines „primo-Humoriſten-assoluto" genug bezahlt? Das Herzklopfen, welches Ihre Nähe erregt, gar nicht mitgerechnet!

Aber wenn ich einmal dort bin, ſo wollen wir uns à l'amiable arrangieren. Ich diktiere Ihnen meine „Briefe aus der Pariſer Induſtrie-Ausſtellung", und dafür, daß Sie dieſe köſtlichen Früchte zuerſt von meinen Lippen pflücken, dafür, daß Sie zuerſt leſen dieſe brieflichen Abſpiegelungen von Paris, der Induſtrie-Ausſtellung, der Pariſer Kunſt- und geſelligen Zuſtände, der Moden, Konverſation mit ſo vielen politiſchen Reverbères dazwiſchen als nötig iſt, um die ganze Pariſer Saiſon in einer papiernen Fata morgana meinen einigen Millionen Leſern anſchaulich zu machen: für dieſe Diktier-Wonne oder für dieſe Diktatur werden Sie mir ſchon einige Franks herabhandeln! nicht wahr? Wo nicht, ſo beſtrafe ich Sie exemplariſch! — ich nenne Ihren vollen Namen

und wie Sie mir im vorigen Jahre von heller Haut um den Hals gefallen sind und mich — geküßt haben!
„Darf ich's der keuschen Sonne nennen und mich vernichtet nicht die Scham?"

Und wenn Sie die Verwirrung Ihres gesunden Menschenverstandes vor der Welt leugnen wollten, dann habe ich zwei Zeugen: den alten Vater Rhein und die etwas jüngere Lorelei!

Ja, meine edle Freundin, ich folge diesem Brief fast auf dem Fuß nach. Wie könnte auch eine

„Welt Industrie-Ausstellung"

ohne mich „Welt-Industrie-Ausstellung" genannt werden!

Die Pariser Ausstellung hat schon den Vorteil für sich, daß die Londoner ihr vorausging! Die Mängel, die sich in London fühlbar machten, werden hier vermieden werden; aus den Erfahrungen und Anregungen der Londoner Ausstellung wird die Pariser den Charakter der ihrigen destillieren, reiner, praktischer und ausgreifender klären und gestalten.

So viel weiß ich, und ich habe, als zur Mission in diese Ausstellung bestimmt, mich auch schon überzeugt, daß auch die Vorarbeiten viel umfassender waren und sind, nicht bloß die technischen, sondern daß auch die szientifischen für Klassifikation, Kontrastierung, Tabellierung u. s. w. weit zweckmäßiger in Angriff genommen worden sind.

Wie Michel Angelo in seinem Siegel drei Ringe führte, für Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst, so werde ich in meinem Missions-Siegel drei Ringe führen als Sinnbild meiner Auffassung der Pariser Ausstellung: die welthistorische Bedeutung derselben in „industrieller", „intellektueller" und „politisch-sozial-zivilisatorischer" Beziehung. Drei Zweige, die wie die drei Grazien nur in schwesterlicher Eintracht ein vollkommenes Bild gewähren.

In industrieller Beziehung wird die Leistungsfähigkeit eines jeden Landes der Konkurrenz aller zivilisierten Welt gegenüber ihren Beruf und ihre Werkthätigkeit zu beweisen haben.

Es liegt daher im Interesse eines jeden Landes, seine industrielle Kapazität dort zur Anschauung zu bringen, und das nicht nur in einzelnen Firmen, sondern noch mehr in der Darlegung eines ganzen Komplexes von industriellen Hervorbringungen, um die allgemeine Weltmarktfähigkeit der Industrie des Landes zu bekunden. —

Österreich hat diese industrielle Seite auch als nationale Ehrensache beanschaut, davon gab London und nachdrücklichst München den glänzenden Beweis. Wenn aber der industrielle Zweck in dieser Weise zur Nationalsache erhöht wird, dann fängt die politische und zivilisatorische Bedeutung der Ausstellung an. Die Ausstellung wird zu einem Rendez-vous der Mächte! Die ver-

ſchiedenen Induſtrie-Kapazitäten mit ihren Eigentümlichkeiten, die Erfinder und Verbeſſerer aller Induſtriezweige mit ihren ſpezifiſchen Vorzügen, mit ihren bezugsweiſen Fortſchritten geben ſich ein „Stelldichein", um ſich gegenſeitig kennen zu lernen, ſich mitzuteilen, im vertraulichen Austauſch ſich zu erfreuen und zu belehren.

Auch für die Kunſt im idealen Sinn, für die Genien, welche die Sitten veredeln, das Leben verſchönern, und den Gürtel der Anmut um den üppigen, vollen Leib des Gewerbs- und Induſtrie-Fleißes ſchlingen, wird ſich in der Ausſtellung ein hoher, ein univerſeller Standpunkt gewinnen laſſen. Verſchiedene Kunſtzweige werden da in Bild, Form, Farbe, Ton zu einer Welt von Vergleichungen anregen, zu einem Fond von Andeutungen führen, und eine Entwicklungs-Reihe von Anſchauungen und Ideen aufſchließen.

Sie ſehen nun, meine holde Freundin, daß in meinen „Briefen" Abwechslung genug ſein wird, genug, um daß Sie ſich nicht über die Einförmigkeit des Inhalts beim Diktandoſchreiben zu beſchweren haben werden.

Ich werde in allen angedeuteten drei Reichen dieſer Ausſtellung flibuſtieren und Stoffleſe halten.

Sie werden wohl ſelbſt wiſſen, daß der Sänger der „wilden Roſen" nicht nach Paris geht, um z. B. über Leder zu berichten, dafür ſind lederne Berichte genug in der Welt, auch nicht um über Öl, Thran u. ſ. w. ſeinen Geiſt auszugießen, dazu werden Schmierer aller Länder genug da ſein. Aber ich werde jeder hervorragenden Erſcheinung auch in jedem Spezialfache der Induſtrie eine Aufmerkſamkeit, eine Würdigung angedeihen laſſen, und beſonders mit inniger Vorliebe an die Darlegung alles Vorzüglichen gehen, womit die Induſtriellen Öſterreichs dieſe Ausſtellung bereichern werden. Ich werde in dieſer Beziehung auch mit dem beſten Willen Winke und Andeutungen von den in Paris ſich befindlichen Induſtriellen entgegennehmen.

Sie wiſſen es, meine verehrte Freundin, daß ich mit Paris, mit der Pariſer Journaliſtik, mit den Pariſer Schriftſtellern und Künſtlern in mancher Verbindung ſtehe, und auch nach dieſer Seite hin den Induſtriellen Öſterreichs dort angenehm zu ſein imſtande bin.

Übrigens werden Sie die Feder nicht unwillig wegwerfen, wenn ich Ihnen kunterbunter diktiere, ohne pedantiſchen Zuſammenhang, heute ein Stückchen Induſtrie, morgen ein Stückchen Theater, dann wieder ein bischen „rues de Paris", dann wieder Silhouetten von intereſſanten Perſönlichkeiten, dann Skizzen über Volksleben, Mode, und beſonders über das ſchöne, ſchwache, ſchönſchwache und ſchwachſchöne Geſchlecht, u. ſ. w. alles gerade eben friſch, wie ich den Eindruck aufgenommen habe

Meine Leser sind diese meine Flankenzüge und Katzensprünge schon gewöhnt, und haben sich bon gré mal gré so daran gewöhnt, daß sie ordentlich darauf verwöhnt sind.

Und nun leben Sie wohl, meine kunstsinnige Freundin, leben Sie wohl, bis ich komme, dann leben Sie noch wohler, und wenn ich abreise, wohl am wohlsten!

Bereiten Sie Paris auf meine Ankunit vor, besonders die Familie Gl – t mit der höllischen Himmelsbescheerung von fünf schönen Töchtern! Bereiten Sie sie vor auf meine Erscheinung, langsam, vorsichtig, mit einer Gradation der Wahrheit sich nähernden Personalschilderung des „lebendigen deutschen Humoristen", sagen Sie ihnen aber auch, daß meine Devise ist:

„Les esprits comme nous ne sont pas fait pour tenir la chandelle." (Voltaire.)

Und nun Adieu! Der Himmel segne Sie, breite meine Füttige über Sie aus und lasse mein Antlitz auf Sie leuchten!

Wenn Sie meine Schrift nicht lesen können sollten, so gedulden Sie sich, bis ich selbst komme, ich bringe Ihnen zu diesem Behufe meinen „Setzer" mit, der einzige Mensch auf Erden, der meine Schrift lesen kann.

Ich vertraue Ihnen in folgendem ein Staatsgeheimnis an: Ich und mein Setzer wir werden, als seit 19 Jahren wundersam zusammengewachsen, in die „Industrie-Ausstellung" geschickt als Wunderfabrikat! Ich kann ohne ihn nicht leben, denn niemand sonst kann meine Schrift setzen; aber auch er kann ohne mich nicht leben, denn der gute Mann kann gar keine andere, ordentliche Schrift mehr lesen oder setzen! So laufen mir vierfüßig wie Katzenbergs Hase herum. Wir müssen miteinand sterben und auf unserem Grabstein wird zu lesen sein:

„Hier liegt ein Paar, ganz wunderlieb,
Der eine setzte was der andere schrieb;
O Himmel! rechne es ihnen nicht böse an,
Sie haben's beide nicht gern gethan!"

Doch nun genug! Vale et fave! — Sprechen Sie Latein? — nicht? — dann, holde Frau, sind Sie mein Mann!

A propos! seien Sie so liebenswürdig und sagen Sie dem Concierge in meinem Logis, er möchte mir Dlle. Rachel um keinen Preis früher nach Amerika gehen lassen, bis ich dort, d. h. in Paris, bin! Ich hoffe, meine edle Tragödin wird mir entgegen kommen mit den Worten Phädras:

Le dessein en est pris, cher „Humorist"!
Je ne quitte les lieux wo du jetzund bist!

Noch einmal: à propos! Leben Sie wohl!

300 Franks! und doch: „Leben Sie wohl!“ Ich bin ein Engel an Großmut und Güte und zwar Ihr ganz Ergebenster.

Dresden, Hotel de Saxe

An B. D—n.

Hier bin ich nun wieder in dem schönen Elb-Florenz!

Gottlob, wir Deutsche haben alles, alles! Ein Florenz an der Elbe, ein Athen an der Isar (München), ein Rom am Rhein (Köln), ein Paris an der Pleisse u. s. w. — Bei so viel magerer Phantasie und so viel realer Forschung als die Deutschen haben, ist das gewiß bemerkenswert.

Da sitze ich wieder in dem komfortablen, freundlich gelegenen, allen Fremden bestzuempfehlenden Hotel de Saxe, mit der hellen, freien, lebendigen Aussicht auf den „Neuen Markt“. Aber mir fehlen zwei Dinge: Sie und der Sommer.

Ich glaubte, wie ich Bodenbach, den toskanischen Boden, ich est Sachsen, betreten werde, wird Waldesgrüne, Wiesenschmelz, sonniges Laubgewinde sich über mir zum schattenden Dach wölben.

Aber es kömmt anders. Wie man den toskanischen Boden betritt, betritt man die besonnenste aller Eisenbahnen. Die sächsischen Lokomotiven scheinen nicht mit Pferdekraft zu fahren, sonden mit sächsischer — Kaffeekraft. —

Nirgends sind die Personenzüge der Eisenbahnen so unregelmäßig, so zeitverschlepperisch, so ordnungslos als in Sachsen. Drei Jahre hintereinander bin ich etwa 12 bis 15-mal abwechselnd von Berlin nach Dresden, von Dresden nach Leipzig, von Leipzig nach Berlin gegangen und niemals, ohne daß ich vom Kondukteur die angenehme Antwort erhielt: „Heute wird wohl noch ein halbes Stündchen d'raufgehen!“ — Ein halbes Stündchen, das sich bis dreiviertel Stündchen ausdehnt.

Dafür aber sind die Waggons superb!

Nicht nur der „Sommer“ fehlt mir jetzt hier in Dresden, sondern auch Sie, mein Dresdner „Sommervogel“, mit Ihren ewigbewegten Kunstfittigen, durch welche Sie in die heitere Region des Lebens fliegen und mit sich fliegen lassen.

Das „romantische Dresden“, wie es im Sommer genannt werden kann, liegt jetzt in erstorbenen Farben vor mir; das „grüne Gewölbe“ des Frühlings und Sommers ist fahl und sonnenscheinlos. Ganz und gar von der Natur zurück- und auf Kunst und Gesellschaft hingewiesen, erscheint mir Dresden jetzt wie eine Schöne nach abgelegter Toilette, manche Illusion schwindet und die eigentliche Körperlichkeit tritt nackter und schmuckloser hervor.

Wer so östlich her nach Dresden kömmt, namentlich, wer aus

dem gehäbigen, großartigen und doch ungenierten Wien über die böhmischen Berge herab den sächsischen Boden betritt, Dresden, welches mit den beiden Fühlhörnern den deutschen Süden und den deutschen Norden betastet oder vielmehr von demselben betastet wird, der fühlt sich hier zum erstenmale geniert von dem „Maulkorb des Anstandes", von den „steifleinenen" Kitteln der Etikette des Vornehmthuns, in welchen hier Kunst, Literatur und Gesellschaft herumspaziert, und man wird aus der Atmosphäre der Behaglichkeit und des bequemen Sichgehenlassens so auseinmal in das Schniegeln und Bügeln des Wortes und des Ausdrucks, in das Bürsten und Glätten des innern Menschen, bevor man sie in die Konversation losläßt, hineingeworfen, daß derjenige, welcher nicht darüber steht, ganz verschüchtert und eingeschüchtert nur sein Selbstbelauscher und Aufhorcher seines eigenen Wortes wird.

Es ist sonderbar, wie sich alles steigert und wie alles gradatim geht, sogar mit der Skala des Konversations-Tons. In Italien schreibt man, in Oesterreich spricht man, hier in Dresden fängt schon das Flüstern an. Man hört hier kein lautes Wort, an öffentlichen Orten ist bloß eine Lispelei hörbar.

Wer nicht für unanständig gehalten werden will, muß dem Kellner als ein Geheimnis zuflüstern: „Ein Schnitzel mit Erdäpfel!"

Es ist alles kühl, aber höflich, es riecht schon nach Berliner Verstand, aber es ist noch ein Nachgeschmack österreichischer Gemütlichkeit.

Das Naturell der Dresdner ist allerliebst, freundlich, zuthunlich und das bischen Singen in ihrer Aussprache hör' ich gerne, es ist stets ein Mollton, es klingt nach Gemüt.

Im Sommer liegt die Stadt Dresden mit ihren durch Kohlendampf geschwärzten Häusern in grünen Wickelbändern, in blumigem Umschlag, und der Kontrast der dunkeln Gemäuer mit den flatternden grünen Lichtern und sonnigen Lichtstreifen bietet einen romantischen Eindruck.

Auf Dresden ist Schillers Ausspruch in Beziehung deutscher Kunst:

„Kein Augustisch Alter blühte"

nicht anzuwenden.

Zwei Auguste haben Dresden zum Tempel der Kunst gemacht. Da steht sie, aus Erz gegossen, die Reiterstatue August des Starken, des Zweiten, im römischen Imperatoren-Gewand, das Antlitz der Neustadt und seine wie des starken Rosses Rücktheile der Altstadt, der Brücke, der Terrasse zugewendet —! Und doch verdankt ja Dresden diesem August seine Pracht, seine Kunst und sein monumentales Leben. Zu allem, was die nachfolgenden Auguste in dieser Beziehung gethan, hat August der Starke, dieser Typus

der Kraft, der Frische, der Kühnheit und der Verschwendung den Grund gelegt.

Das ganze spätere, sowie jetzige architektonische Dresden ist eine Schöpfung von Sprößlingen und Schößlingen und Setzlingen aus der Zeit des gekrönten Herkules von Sachsen, der die zum Kultus erhobene Üppigkeit der Kraft und der physischen Begier auch in genialer Übermütigkeit auf Kühnheit der Entwürfe in Bauten und monumentalen Schöpfungen ausdehnte.

Troja ist durch eine Helena zu grunde gegangen, das war ein Troja, aber es giebt mehr Trojas, die durch schöne Helenen erbaut worden sind! Wie viele Versailles und St. Clouds u. s. w. sind nicht durch schöne Helenen erstanden?! Und jene Länder befinden sich noch immer glücklicher, deren Fürsten durch Maintenons geleitet wurden, als die, deren Herrscher durch Mazarins regieren.

August der Starke hat viel geliebt! Aber er war die Natur darnach! Er schwelgte in Frauen wie in mächtigen Plänen, wie in den schwelgerischen Entwürfen, seine Reiche an die Großmachtseite der Zukunft zu nageln.

Das gemauerte Dresden erinnert noch immer an die Helenen jener Zeit! Ist doch das Gartenschloß in Form eines „H" gebaut — Anfangsbuchstabe der Frau von „Hoymb", und der Palastteil an der Elbseite wird nach der Gräfin Cosel benannt.

Die Gräfin Cosel, mein Freund, wurde im Schloß Stolpen eingesperrt; das ist nichts, aber sie saß 43 Jahre! — von 1716 bis 1759, — dreiundvierzig Jahre gefangen! Und für was büßte sie? Für eigne oder für fremde Sünden?!

Mir träumte heute Nacht von der Gräfin Cosel! woher kam das? sollte es die Folge der Aufregung sein, in welche mich gestern Abend „die falsche Pepita" brachte?

Ja, mein Freund, Sie sind fort von Dresden, Emil Devrient auch; also der Bayard und der Alkibiades der Bühne abwesend, die Ney auch, die hausbackene Nachtigall, — zum Teufel ist der Spiritus, der „Räder" ist geblieben.

Ja, ich werde gerädert! Abends von 6 bis 9 Uhr ge-Rädert!

Da hat, glaub' ich, Herr Taglioni in Berlin ein Ballett komponiert: „Alladin", und zu diesem Ballett horribile dictu hat Herr Räder Worte gemacht, und das Dings, welches riecht nach Ballett, stinkt nach Posse und räuchelt nach „Gsing-Gsang", dauert drei Stunden.

Es ist kaum glaublich, ein Hoftheater, ein Hoftheater, welches nach 10 Tagen wieder eröffnet wird, giebt „Alladin" und Tags darauf „Pietsch in Madrid" und die „falsche Pepita", und als ich nach vier Tagen wieder kam, wieder „Pietsch" und wieder „Senora Pepita, mein Name ist Meier!" und ein Elend in der Darstellung!

Ach, lieber Freund, ich fürchte, wenn ich zurückkomme, iſt mein Geſchmack ſo ledern geworden, daß ich das Burgtheater vortrefflich finde!

Sollten Sie, lieber D., ſo was hören, dann kommen Sie gleich und ſchießen mir eine Kugel durch den Kopf, ich werde Ihnen nachher für dieſen Liebesdienſt ſo lang ich lebe dankbar ſein.

Heute, indem ich dieſes ſchreibe, bringt man mir den Theaterzettel: „Chonchon"!

„Chonchon"! die „Grazie der Butterbrotfreſſerei"! Und das im Dresdner Hoftheater, in Dresden, wo Shakeſpeare's „Hamlet" auf der „Terraſſe" heimiſch iſt!

Zum Teufel hinein, Herr D—n! Hab' ich Ihnen Urlaub gegeben? Wo ſtecken Sie? War ich ſo taktlos, Ihnen Urlaub zu geben, und dem Emil und der Ney auf einmal, ſo daß nichts übrig bleibt als „Pietſch", „Sennora Pepita" und „Alladin"?

„Alladin"! In dieſem Stück hat Herr Räder alle Wiener Poſſen klein gehackt und als Dresdner Thürſteher ausgeboten! Welcher unſinnige Gebrauch des Unſinns!

Ich kann's entſchuldigen, wenn jemand Mißgeburten auf die Welt ſetzt, es verdient Mitleid, wenn jemand „Selbſterzeuger von Trotteln" iſt, aber Mißgeburten und Trottel an ſein Schreibzeug anſtellen, wie Jakob die bunten Stäbe an die Schafſtränke, damit die Phantaſie ſolche Trottel werfe, das verdient kein Mitleid! Trottelmacher ſein iſt ein Unglück, aber Trottel aus Geſchmack und Neigung an Kindesſtatt annehmen und ihnen ſeinen Namen geben, dazu gehört — dazu gehört — dazu gehört — der Verfall des Theaters wie er iſt!

Und nun noch eines, lieber D., mir paſſieren jetzt in Dresden lauter Satiren, lauter Pasquille! An einer Straßenecke ſteht angeſchlagen:

„Wiener-Affen-Theater"

in der „Schuſter-Innung". Heißt das nun „Wieneraffen-Theater" oder „Wiener-Affentheater"? und in einer „Schuſter-Innung"? Müſſen denn die Wiener überall Pech haben?

Nicht minder ſonderbar und bedenklich iſt der Maueranſchlag über die „Hundeſteuer", die hier eingeführt worden iſt. In dieſem Maueranſchlag heißt es: „Da nach Paragraph ſo und ſo des Geſetzes verboten iſt, Hunde ohne Maulkorb herumlaufen zu laſſen, werden alle Durchreiſenden und Fremden auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht u. ſ. w." — Heißt das alle durchreiſende und fremde Hunde?

Aber das Luſtigſte iſt folgende Annonce:

„Im Thiene-Salon"

„Humoriſtiſche Vorleſung von M. G. Saphir."

„Cercle-Sitz 12 Neugroſchen."

Da muß ich doch hingehen! Ich habe mir ſchon längſt ge-

wünscht, mich einmal leſen zu hören! Wenn ich mir nicht gefalle, ſo pfeif' ich mich aus!

Morgen ſchreib' ich Ihnen als ausgepfiffener Selbſtauspfeifer.

Dresden, Hotel de Saxe.

An B . . g R . . t in Wien.

Alſo geſtern hab' ich mich gehört!

Haben Sie je einen „Rhetor" genoſſen? Einen „Rhetor" mit Eſſig und Öl?

Sie wiſſen vielleicht gar nicht, was ein „Rhetor" iſt! Wo kann ein „Rhetor" anders wachſen als in Berlin? Zwiſchen Pankow und Stralow in der ſpezifiſchen indogermaniſchen Latinität? Herr Schramm war „Rhetor der Erſte", Vater: der Geiſt der alten Römer; Mutter: „Neue preußiſche Zeitung".

Hugo Bauer iſt „Rhetor der Zweite" aus dem Stamme der Rhetoriden.

Alſo ein „Rhetor" iſt ein ſpezifiſch preußiſcher Schreihals, welcher die Hegemonie über fremde Geiſtesprodukte antritt und dieſe für acht Silbergroſchen den deutſchen Stämmen aller Zungen, die da eſſen „Gänſe-Sauer" oder „Hummer", die da trinken „kühle Blonde" oder „Mumme", in Hotels oder Wirtshäuſern, in den Abendſtunden zwiſchen 5 und halb 12 Uhr vorſchreit, id est vorlieſt.

Die ſtaatliche Notwendigkeit eines ſolchen „Rhetors" für die Gauen Teutoniens, ohne Unterſchied der Wein-, Bier- oder Schnapps-Stämme, iſt nachgewieſen Seite ſo und ſo in der Kultur'bel der Weiſen, die da ſind ſo viel wie Sand an der Spree

Herr Hugo Bauer iſt nun ausgegangen als „Rhetor" von Berlin und zog gen Dresden, um allda zu lehren Literatur-Furcht, Poeſie-Furcht und Furcht vor Rhetorik im allgemeinen und Speziellen.

Herr Hugo, der „Rhetor von Lungen-Gnaden", rhetorierte an einem Abende für 10—15 Silbergroſchen drei diverſe Spiritualitäten: „Luiſe v. Plönnies" — „Herr Schanz" — „M. G. Saphir".

M. G. Saphir mußte der ärgſte Verbrecher geweſen ſein: er wurde zuletzt gehängt!

Über „Luiſe von Plönnies" brauche ich ihnen wohl nichts zu ſagen. Die deutſche Literatur erſchuf ſie und — allen Reſpekt vor der deutſchen Literatur!

Herr Schanz aber iſt ein homo novus, ein Neugroſchen! Ich kenn' ihn nicht, relata refero. Seine Entſtehungsgeſchichte fällt in die Zeit, wo die Profeſſoren und Proletarier die Kurzſichtigkeit des lieben Herrgotts kurieren wollten! Um jene Zeit ſoll Herr Schanz die erſten Körnlein ſeiner Brechbohnen-Poeſie in die Fur-

chen gelegt haben, welche der demagogische Pflug in die harten Schädel des Volkes zog, welches die Eiche zu seinem Stammbaum erkieste, weil ihre Frucht den Geist fett und die Nationalität stark macht. Für diese ersten melodischen und rhythmischen Tyrannenscheuchen seiner Poesei erhielt Herr Schanz nach der Hand Gelegenheit, einige Zeit „fern von allem Getriebe der Menschen" darüber nachzudenken, wie das gemeinsame Deutschland sich zu erhalten vermag, wenn seine größte Intregal-Kapazität unter Schloß und Riegel der praktischen Weisheit von demselben abgeschnitten ist.

Nach überstandener Epoche der abgeschiedenen Selbstbeschauung ging das bessere Licht, man möchte sagen: das allerbeste „Zodiakallicht" in Herrn Schanz auf, er verurteilte sich selbst zu lyrischer „Schanz-Arbeit" und singt nun au contraire im Gegenteil und justament Lieder zu Ehren „Kaiser Nikolaus", als welche und solche Lieder hat Rhetor Wauer vorgetragen um zehn Silbergroschen im Hotel Thiene zu Dresden, am Abende zwischen 8 und halb 12 Uhr, am 17. April des Jahres 1855!

Und dieses ist die Schöpfungsgeschichte Waueri und Schanzi aus dem Geschlechte der Schreiber und Lungenpfeifer im heiligen römischen Reich, als welches ist nicht arm an Exemplaren ähnlicher Gattung und literarischer Umschläger und Radikalbelehrten im Norden und Süden!

Nachdem also Herr Hugo Wauer die Luise und die „matte Limonade" ausgeschenkt hatte und auch dem Herrn Schanz sein Zeitliches anthat, gürtete Herr Hugo Wauer die Schädelhaut einer Saphir'schen Vorlesung um seine Linden-Lenden und segnete sie zu Tode.

Wenn Sie wissen wollen, was die Weisen des Morgenlandes über diese rhetorische Vorlesungs-Finsternis sagten, so hören Sie folgende Stelle, die ein hiesiger Referent darüber in der hiesigen Zeitung losließ:

„Was demselben an der schneidenden Ironie Saphirs fehlte, ging mit gutem Geschmack durch seinen dezenten Vortrag zu Gutem!" —

Ich bitte Sie, lieber L., lassen Sie doch gleich in alle Zeitungen folgenden Aufruf setzen:

„Alle löblichen Sicherheits-Organe werden höflichst ersucht, auf Schreiber obenangeführter Zeilen zu invigilieren, denselben im Betretungsfalle zu inhaftieren und ihn mittelst Zwangpasses an die nächstgelegene Irrenanstalt abzuschieben."

Dresden.

An L . . B—n.

Heute ist einmal der Frühling mit dem rechten Fuß aus dem Bette gestiegen!

Sonnenaufgang und Morgenrot!

Ach! wenn nur der „Kaffee-Aufgang" und das Morgenschwarz auch so vortrefflich wäre!

Morgenstunde hat Kaffee im Munde! Aber welchen Kaffee? Was ist das Leben ohne Liebesglanz und ohne echten, guten, duftigen Mokkasaft?!

Wer nicht liebt Kinder, Blumen und Kaffee, der kennt nicht des Lebens Lust und Weh!

Aber die Dresdner Blumen versöhnen mich mit dem Dresdner Kaffee! Es ist hier ein wahrer Blumen-Kultus! Überall an den Häusern Narzissen, Kamelien und allerlei Blumen und grüne Gewinde! Ich sehe aus meinem Fenster hinaus, und der Markt ist mit gequadertem Sonnenschein gepflastert, und aus allen Fenstern ringsherum schauen mich Blumen an, und die Dolden und Glocken nicken freundlich hinüber und herüber, und das Frühlingslicht wiegt sich auf den lieblichen Wangen der Kinder Floras.

Auf dem Markte sitzen die Blumenweiber in langen Reihen und winden Kränze. In Wien hat man „Bouquetts", „Sträußchen", hier windet man bloß Kränze, üppige strotzende Blumenkränze!

Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen sagen, daß ich ein rechtes Glückskind bin! Der „Fechter von Ravenna" ist mir bis Weimar nachgelaufen, hat sich mir in den Weg gestellt und sah mich triumphierend an, daß ich ihm doch nicht entgehen kann! „Je nun — sodann!" Ich sagte zum „Fechter" in Wien:

„Treff' ich dich draußen im Freien."

Also über den „Fechter" später.

Die Dresdner Leciscas beschäftigen mich noch!

Wir wissen aus dem römischen Satiriker, daß der Bei- oder Spitz-Name für die „Messalinen" „Lecisca" war. —

Doch davon zu seiner Zeit.

Wenn man in Dresden auf der Brühl'schen Terrasse die silberne Elbe sieht, wie sie leise und lieblich murmelt, geheimnisvoll und anständig, als wären ihre Wellen sächsische oder preußische Oberpost- oder Oberbau-Räte, und wenn man im Café real sitzt und die schweigsame Atmosphäre atmet, und wenn man den holden Dresdnerinnen in die Augen sieht, welche dem großen Weltverkehr und dem Freihandel der Blicke nicht huldigen, sondern wahrhafte Protektionisten sind, und wenn man auf öffentlichen Spaziergängen die mit Höflichkeitsschleier überzogene Ruhe des gelispelten Austausches der Gedanken hört, und wenn man die Friedlichkeit, Milde und freundliche Harmlosigkeit des sächsischen National-Charakters im allgemeinen erkennt, dann wird man sich nicht wundern, daß Sachsen nicht gar zu rasch — mobil machen will!

Wenn die einigedreißig deutsche Nationalitäten-Kilos zusammen

kommen und sich bei einer Tasse Linden-Blüthenthee — die „Linde“ ist ja jetzt wieder zum Statthalter der „deutschen Eiche“ ernannt worden — über Gegenwart und Vergangenheit unterhalten, so müssen sie sich selbst gegenseitig unter die Nase lachen!

Doch liebster L., ich will keine Politik machen! Sie wissen, ich bin ein Mann des Friedens, ein Elihu Burrit an der Donau!

Heute Nacht hatte ich einen Traum, der mir die Friedenshoffnungen bestätigte.

Ich war nämlich etwas aufgeregt zu Bett gegangen. Ich war in den „Hugenotten“ und Herr Lindemann als Marcell brüllte so undeutsch büffelwüchsig, daß ich die Hoffnung hegte, sein „Piff — paff — puff“ sei bis Sebastopol gedrungen und dieses dadurch gefallen. Dieser Gedanke führte mich zum Nachdenken über Krieg und Frieden —

„— und also bei mir denkend schlief ich ein!“

Ich mochte ungefähr eine Stunde geschlafen haben, da weckte mich ein sonderbar Geräusch, ich schlug die Augen auf,

„und mein Geldbeutel stand vor mir!“

Mit nachdenklicher Miene sprach mein Geldbeutel:

„Montecuculi! Montecuculi!“

Ich sprach zu meinem nachdenklichen Geldbeutel: „Ich heiße Moriz und nicht Montecuculi! Was willst du von mir?“

Da sagte mein Geldbeutel: „Zum Reisen braucht man dieselben drei Dinge, die man nach Montecuculi zum Krieg braucht:

„Geld! Geld! Geld!“

Diese Geistererscheinung meines Geldbeutels hat meine Friedensnerven gestärkt!

Friedrich der Große hat aus keinem andern Grund den Krieg begonnen, als weil ihm sein Vorfahr einen gefüllten Staatsschatz hinterließ! Aus diesem Grund beginnt jetzt niemand Krieg!

Ich habe meinen Geldbeutel beruhigt! Ich sagte ihm, daß England die Größe seiner Macht nach der Größe seiner Staatsschuld berechnet: denn England denkt so: je größer die Staatsschuld eines Staates ist, desto größer ist die Pflicht der Selbsterhaltung im Volke, durch Treue und Ruhe und Gewerbefleiß im Frieden und durch Tapferkeit, Hingebung und Aufopferung im Krieg den Staatkredit aufrecht zu erhalten, um die Interessen richtig zu bekommen!

Wenn England nun wieder eine neue Zahl an seine Staatsschuld ansetzt, so ist das nur eine neue Stärkung des Patriotismus für die Männer in Guildhall und in der Krim!

Ach, die Engländer in der Krim, da hab' ich im Wagen in meinem Shakespeare gelesen, und finde in „König Heinrich der Fünfte“ eine Stelle in der Beschreibung des englischen Lagers, welche ich Ihnen als Kuriosität mitteile, weil sie wie für das englische Lager geschrieben ist.

„— — the poor condemned English,
Like sacrifices, by their watchful fires
Sit patiently, and inly ruminate
The mourning danger, and their gesture sad,
Investing lank-lean cheeks, and war-worn coats,
Presenteth them unto the gazing moon
To many horrid ghosts!“

Doch wohin verirre ich mich?

Sie wollen Reiſebriefe und Sie ſollen Sie haben. Aber Dresden iſt jetzt ſtoffloſ, mager: die Galerie-Schwalben, die Sächſiſche-Schweiz-Pilger ſind noch nicht da; die Hotels ſind noch der Wallfahrer gewärtig, ſind noch ſalop und nonchalant, die Stammhalter der klaſſiſchen Bretter: Dawiſon und Devrient ſind in das einige Deutſchland auf Gaſtrollen ausgezogen, und ſo iſt der Dresdner status quo ein status zwiſchen „Wintermärchen“ und „Sommernachtstraum“, und bloß „Pietſch in Madrid“ und „Sennora Pepita, mein Name iſt Meyer“ ſind die Alliierten, welche das Theater-Balaklawa beſetzt halten.

In den Hotels ſind ſtatt Gäſte „Vorleſer“. Im „Hotel Thiene“ der Rhetor Wau-Wauer und im „Hotel de Pologne“ Dr. Wolfsſohn, der über Leſſing lieſt. Dieſe Vorleſungen ſollen ſehr intereſſant und Herr Dr Wolfsſohn eine intellektuelle und bedeutende Perſönlichkeit ſein.

Gutzkow fand ich nicht hier, aber Berthold Auerbach, den gemütlichen, liebenswürdigen, erfahrenen und doch ſinnigen Auerbach.

Sie wiſſen, er hat eine liebenswürdige Wienerin zur Frau; ſie verſprach mir zum Sonntag ein „Wiener Mittagsbrot“! Das „Verſprechen hinterm Wiener Herd“ war ſchön, aber ich wurde treulos! Ich wurde ein Abtrünniger! Ich ließ mich nämlich nach Halle zu einer Vorleſung preſſen!

Ich kam Sonntag nach Halle und fand, daß der Theater-Direktor die Vorleſung für Sonnabend annonciert hatte! Das ſind die Folgen einer leſerlichen und kalligraphiſchen Handſchrift!

Alſo in Dresden kein „Wiener Mittagsbrot“ und in Halle keine „Wiener-Abend-Einnahme“!

In Halle gings mir kurios.

Ich ſuchte meinen alten Bekannten, den Major v. Rohr, da hieß es: vor einem Monat geſtorben! Ich ſuchte die Generalin von Werder, da hieß es: iſt vor acht Tagen nach Merſeburg gezogen. Ich ſuchte den Forſtrat von Rauchhaupt, da hieß es: iſt vor drei Tagen nach Berlin gegangen. Ich ſuchte das Fräulein Schulze, da ſagte die Schweſter: grade heut' iſt ſie abgereiſt; ich fragte ſie ferner um Fräulein Louiſe von Werder, da erwiderte Fräulein Schulze: die wird wahrſcheinlich ſoeben ſterben!

So hat sich Halle zu meinem Empfang vorbereitet; wer nicht fortgezogen oder abgereist ist, ist gestorben oder starb soeben!

Auerbach schreibt soeben ein Drama: „Die Wahlbrüder", den Titel wird er aber wohl noch ändern.

Ich bin begierig, wie dieses Kerntalent der Erzählung und Novelle sich in der dramatischen Rüstung bewegen wird!

Bei Auerbach fand ich Herrn Andree, den berühmten Nationalökonom und fruchtbaren Schriftsteller, der aus Bremen hieher übersiedelte. Wir kennen uns nun schon an dreißig Jahre und Herr Andree ist noch immer derselbe! Dieselbe strotzende Fülle der Vitalität und der geistigen Thätigkeit und dieselbe joviale, kerndeutsche, ehrliche, zuthunliche, angenehme Individualität.

Auerbach sagte mir ganz richtig von ihm: „Andree hat nur einen Fehler: er weiß gar zu viel!"

Und das ist richtig! Wenn man mit ihm spricht, treibt er aus allen Poren Wissen und Kenntnis aus! Er ist ein Rätsel: so vollgestopft mit vielem Wissen, mit Gelehrsamkeit und doch so ein lieber Mensch, sollte er kein Deutscher sein?

Paris, 28. April 1855.

An Herrn Dr. T. . . l in Wien.

Uf!

Vor drei Wochen war ich noch in Wien, vor 14 Tagen noch in Deutschland, vor acht Tagen noch in Frankreich und heute bin ich schon in Paris! Die Toten reiten schnell!

Hiermit übersende ich Ihnen den Schlüssel zu meinem Gehirnkasten, und wenn Sie gefälligst da hineinsehen wollen, werden Sie eine kleine Idee bekommen, wie es hier im Industrie-Palast aussieht! Links Hobelspäne, rechts Heu und Stroh, noch rechtser Gebröckel, Trümmer, in der Mitte Chaos in Naturzustand, das Licht ringt mit der Finsternis, die Tiere haben noch keinen Namen, die Bäume mit den Industriezweigen sind noch im Wachsen, die Erzeuger harren noch auf den Spruch: „Seid fruchtbar und mehret euch"! die verschiedenen Nationen liegen noch in Säcken und Kisten mit der Aufschrift „fragile" „très fragile" — „à poser avec soin" in allen Winkeln herum, die „Künste", die „Wissenschaften", die „Agrikultur" wälzen sich mit dem „Bergbau" und dem „Manufakturwesen" in der unanständigsten Weise auf dem Boden herum, die „Häute" suchen ihre ursprünglichen Träger, kurz: acht Gruppen und dreißig Klassen sehen noch in tausend und tausend Kolli, Leisten, Ballen, Kisten und Kasten ihrer Entbindung und Taufe entgegen, und hier und da schleichen Väter, Mütter, Großpapas um ihre eingenähten und verschlagenen Kinder umher und sehen deren großem Kaiserschnitt entgegen; dieser Kaiserschnitt hat die Geburt noch um 14 Tage aufgeschoben

und die leeren Industriepalastwände schauen die Aussteller an und scheinen zu sagen:

„Was hat man dir, du armes Kind gethan?“

Der liebe Himmmel hat eine große „Weltausstellung“ in sechs Tagen erschaffen, aber freilich hat er ein fügbares Material gehabt: „Nichts“. Das Nichts legte keine Hemmnisse in den Weg, es ist leicht aus Nichts etwas zu machen, ein Nichts widerstrebt nicht, ein Nichts ist nicht spröde, widerhaarig, man hat nicht dagegen zu kämpfen.

Wenn der liebe Himmel, anstatt aus „Nichts“, aus „Klein- und Großdeutschland“ die Welt hätte erschaffen wollen, er wäre heute noch nicht am Ruhetag angelangt.

Aufschieben! Das ist die Devise der Zeit. Die Konferenzen sind aufgeschoben, Krim-Reise aufgeschoben, die „Eröffnung der Exposition“ aufgeschoben.

Es wird ein Neubau dazu angelegt, großartig, imposant, unbegreiflich.

Ja, „unbegreiflich“, das ist das rechte Wort; wenn ich sage, „unbegreiflich“, so werden Sie mich am leichtesten begreifen.

Lassen Sie sich von all' den Beschreibungen, die Sie über den „Industrie-Palast“ lesen, nichts begreiflich machen. Es ist nicht möglich, jetzt schon aus der Anschauung etwas darüber zu sagen, und alle Schilderungen, die jetzt schon „nach dem Plan“ oder „nach dem Programm“ des Palastes erschienen sind, können nur tote Abklatsche sein. Ich liebe die lebendige Anschauung, lebendig vom Baume der Gegenwart gepflückt, dem Leser anzubieten, und es wird noch 14 Tage dauern, bis die nominelle Eröffnung stattfinden wird, und glauben Sie mir, vor Anfang Juni wird von einer vollen Zustandebringung keine Rede sein, und dennoch ists fabelhaft, was geschieht, welche riesige Thätigkeit, welche kolossale Kraft und Mittel-Entwickelung sich ergiebt.

Paris ist in diesem Augenblick ein großer summender, schwirrender Bienenkorb, es summt und flattert und surrt auf allen Seiten, Zelle an Zelle wird geklebt, wir Fremde sind die Bienen, welche den Honig in die Quartierzellen tragen sollen, den Stachel können wir an unseren Geldbeutel ansetzen.

Ganz Paris muß bis zum 15. Mai neu angestrichen sein. Ganz Paris ist also zum Empfang der Fremden gerüstet, jedes Haus hat ein Gerüst und Hals und Kragen, alle Fenster ausgehoben, um neu mit Gestank gefirnißt zu werden, alle Quartiere liegen mit aufgeschlitzten Bäuchen da und man sieht bis in die Eingeweide der „chambres“ und „apartements à louer“ hinein. Wenn man geht, tritt man unten in einen Kalkeimer, in einen Farbentopf, oben tropft einem Ofer oder Mörtel auf den Kopf, zur Seite stößt einen ein Arbeiter in die Rippen, von rückwärts schreit jemand „gare la tête“ — zu deutsch „aufg'schaut!“ — und

vor einem hüpft eine Pariserin mit der verführerischsten chanssure der Welt über den Schmutz und über die Prosa der Welt, wie die bewußtloseste Unschuld über eine Zweideutigkeit in der Lokalposse hinweg, und dabei soll der Mensch ruhig und unangefochten durchs Leben gehen und neutral bleiben wie ein preußischer Deutscher und deutschiger Preuß!

Da nun die Pariser ihre Häuser anstreichen müssen, so sind sie auch genötigt, ihre Gäste anzuschmieren, und so hält eine höhere Weltweisheit das europäische Gleichgewicht stets in gutem Geruch!

Ich bin mittags um halb zwölf in der „Rue notre dame de Lauretto" in meiner „maison meublée" abgestiegen, suchte sogleich eine zweite, zog abends um sechs wieder aus und mußte für diese 7 Stunden 11 Fr. und 15 Cnt. bezahlen; darunter „zwei Betten: 6 Fr. 50 Cnt."

„Aber ich schlafe ja nicht hier?"

„Ja wohl, aber wir hätten indessen die Betten vermieten können!"

Ich rezitierte mit deutscher Gewiegtheit dieser Wirtin eine Stelle aus der Rede des Prinzen Napoleon vor, die er bei der ersten Sitzung der kaiserlichen Kommission hielt:

„Die Gastfreundschaft in ihrem weitesten Sinne (une largo et bienveillante hospitalité) wollen wir uns den Ausländern gegenüber vorbehalten."

Aber sie schien mich wegen meines rein lerchenfelderischen Französischen für keinen „Ausländer" zu halten!

Ich wohne nun, mein edler Freund, der Sonne ganz nah', und wenn ich in den Himmel kommen sollte, so brauch ich nur noch ein paar Stufen hinaufzusteigen!

Wenn Sie mir schreiben wollen, schreiben Sie nur: A Monsieur Saphir, rue du Helder, Nr. 27, neben dem

Thor des heil. Petrus.

Ich bezahle 300 Franks monatlich, dafür hab' ich erstens: die Aussicht auf alle Dächer des Boulevard italien, und wenn ich einmal Laune habe, den „Diable boiteux" zu spielen, so decke ich alle Dächer ab, und entdecke alle „Mystères de Paris" und besonders das große Pariser Geheimnis, auf welche Weise hier so viele arme Teufel und dumme Teufel wie die reichsten Teufel leben, ich könnte mir dieses Geheimnis in doppelter Weise zu Geld machen!

Ja, mein Liebster, das „Arme-Teufel-Gefühl" überfällt den Menschen hier mehr wie irgendwo. Alles was hier in die Augen und Ohren fällt, ruft uns zu: „armer Teufel"! Jeder „Bijouterieladen" ruft dem Geldbeutel zu: „armer Teufel"! Jedes Restaurant ruft dem Magen zu: „armer Teufel"! Jede Dame, die sich mit halbherausgestelltem Fuß in ihrem Wagen in den „Champs

elysées" hinſtreckt, ruft den Sinnen zu: „armer Teufel"! Jeder Schriftſteller, der für ein Pamphlet 60,000 Franks bekömmt, ruft dem ausländiſchen Geiſt zu: „armer Teufel"!

Und wenn man ein Engel iſt, möchte man bei dieſen Dingen des Teufels werden!

Da hat mich der Teufel gleich am Tage nach meiner Ankunft dabei gehabt, in die Champs elysées zu fahren und die Cruvelli zu beſuchen, die — nicht dort wohnt, weil ſie dort ausgezogen iſt, weshalb ich ſie dort am liebſten beſucht hätte.

Plötzlich wird ein Tumult, mein Kutſcher hält an und ruft: „une detonation!" — ich ſpringe aus dem Kabriolet, was iſt's?

Vor mir hundert Schritte ritt der Kaiſer und ein Tollhäusler hat auf ihn geſchoſſen!

Es war ganz nahe am „Chateau aux fleurs", ich miſchte mich unter die Umſtehenden, Se. Majeſtät der Kaiſer war mit einer römiſchen Ruhe weitergeritten, ohne weiter um ſich zu ſehen, um die Kaiſerin, die voraus war, einzuholen.

Mir war alles Blut in den Adern erſtarrt, ich eilte nach Hauſe in der bangen Erwartung eines großen Eindrucks, den dieſes verabſcheuungswürdige Attentat hervorbringen würde, aber es gab ſich wohl das Gefühl des allgemeinen Abſcheues der That, aber ſonſt kein großer Eindruck kund.

Am Abend erſchienen der Kaiſer und die Kaiſerin in der Opera Comique, der Kaiſer mit der Ruhe der Intelligenz in der Phyſiognomie, als ob gar nichts geſchehen wäre, und das eben imponiert den Franzoſen, er wurde mit Akklamation empfangen.

Ein Mann, der neben mir ſaß, erzählte mir, daß man einſt ſchon den Kaiſer gewarnt habe, nicht an jenem Abend ins Theater zu gehen, indem ein Komplot allda im Werke ſein ſoll, der Kaiſer aber erwiderte ganz ruhig: Das geht mich nichts an, das iſt die Sache des Polizei-Präfekten!" Iſt das nicht echt klaſſiſch? Und „das iſt die Manier, mit Frankreich umzugehen"!

Und nun leben Sie wohl, verlangen Sie noch keine ſyſtematiſchen Berichte, ich bin noch ein dreitägiges Kind in Paris, und doch und doch,

O Fluch der Berühmtheit!"

Hier eine Einladung zu „le demi-monde" von Dumas fils, hier ſoll ich die „Cruvelli" als „Jüdin" hören und ſehen, da ein Tedeum von Berlioz in St. Euſtache mit 900 Sängern, worunter 600 Kinder! — („Hier ſchick' ich ihnen ein halb Dutzend Rebhühner, worunter vier Tauben." Vademecum.) — Dann eine Einladung zu Halévy, dann eine Invitation zu den „grands-eaux" am 1. Mai in Verſailles u. ſ. w. u. ſ. w. — „und man beneidet uns noch!"

Ich muß mit einer Anekdote ſchließen. Ich ſchlenderte geſtern in der Rue Montmartre, da kommt ein ſolcher Deutſchling auf

mich zu: „Ah, ich bin ihr Kompatriot.“ Ich hätte ihm gern geantwortet: Sie mein „Komm'=Patriot“? Sie sind mein „Marsch=Patriot“!“ Er setzte sich wie ein Schröpfkopf an meine Seite und fanfaronierte von seinem Glanz in Paris, er braucht und verdient ungeheure Summen, er kommt soeben vom Frühstück zu sechs Franks u. s. w. Ich sah ihn an, er sah aus wie der „Hunger mit du pain à discretion“. Auch sah ich sehr gut, daß die beaux restes eines frugalen Abendbrotes auf seinem Hemd Nachtlager hielten. Ich sagte ihm: „Ich muß hier im „Café Montmartre“ eine „demi-tasse“ nehmen, wollen Sie nicht auch auf eine „demi-tasse“ mein Gast sein?“ Der ehrliche deutsche Magen behielt bei ihm die Oberhand über den Pariser Aufschneider. „J'accepte!“ rief dieser Altdeutsche aus meinem Gaste heraus.

Ich ließ „deux demi-tasses“ hergeben, und der gute Mann, der eben von einem Frühstück zu sechs Franks kam, brockte fünf Weißbrote in diese Tasse Kaffee und verschlang sie so hungrig und hastig und geschwind, wie ein Kriegsminister einen Finanzminister verschlingt!

Und dieses Mannes Thätigkeit bei diesem Geschäfte war mir genug, um seine Lebensgeschichte schreiben zu können:

So hungrig ist ein Genie, wenn es in der Phantasie um sechs Franks gefrühstückt hat!

Paris, 5. Mai 1855.

An E. J . . . . . n in Berlin.

Kennst du das schöne Wörtchen „Mai“? Das Wörtchen, welches nur noch im Wörterbuch steht? Und kennst du die vier Wörtchen: „un panier de bois“? zu deutsch: „sechs Zahnstocher Holz“, welche zwei Franks und fünfzig Centimes kosten?! O ja! wir haben oft unser „panier de bois“ zusammen verzehrt! Also es ist der stets vorwärtsschreitenden Natur gelungen, den „Mai“ und den „panier de bois“ in Zusammenhang zu bringen!

Mai ist da! „Mabille“ und „le jardin de plantes“ und „les Champs-Elysées“ liegen Arm in Arm mit dem „panier de bois“; en attendant ist der „Kamin“ unsere Sonne und das Knistern der Späne ersetzt die Nachtigallen und die Maikäfer!

Wie man aber sich an einem Pariser Kamin erwärmt, das ist eine orientalische Frage, denn ist vorne der Orient am Menschen durchwärmt, so friert hinten der Occident am Menschen, man müßte sich an einen Spieß stecken und vom Garçon am Kamin herumdrehen lassen, bis man hübsch durch und durch warm ist und gebräunt wie ein Brathuhn!

Ach, wer doch jetzt ein Krim=oneser wäre! Die Krim=oneser haben alle festländischen Pelze absorbiert! Wo ein menschenfreundlicher Mensch in Europa atmete, wurde er nach der Krim verwiesen,

und nun ſitzt der Menſch in Paris im Monat Mai am Kamin vor einem brennenden Zahnſtocher-Scheiterhaufen um 2 Franks 50 Centimes und vermißt das, was die Natur dem Bären mitgab und den Menſchen vorenthält: den Pelz!

Ein Induſtrie-Palaſt für einen Pelz!

Die Elemente verſchwören ſich gegen die deutſche Literatur! Jeden Tag zehn Franks für die partielle Erwärmung eines Futterals, in welchem ein Stückchen deutſcher Geiſt ſteckt; das iſt gegen alle Geſetze deutſcher Buchhändler-Honorare!

Iſt denn wirklich die Verſchmelzung Deutſchlands mit Frankreich ſchon ein ſolches fait accompli, daß das Klima vom Schwarzwalde heranrückt auf das Schloß des Louvre! Ich wills, ich kanns nicht glauben, und doch doch! Mir klappern die Zähne vor Froſt bei dieſer Alliance der öſtlichen und weſtlichen Temperatur, und der Kamin bleibt neutral, nicht warm und nicht kalt, und das nennt man: Gegenwart!

Geſtern, liebſter Freund, hüllte ich mich in drei Hemden — drei Hemden machen einen Pelz — und ſtreifte ein wenig durch das

„neue Paris".

Ich ſuchte die Plätze auf aller unſerer „ſtillen Freuden", den Platz, wo Louis Philipp uns die Hand drückte mit ſeinen volkstümlichen Handſchuhen, die er „à l'usage du peuple" bei ſeinen Spazierfahrten anzog in den Flitterwochen ſeines Bürgerkönigtums; ich ſuchte die Stelle auf, wo — wir ſchwach waren, ich ſuchte alle Plätze auf, die man uns als hiſtoriſche Monumente zeigte, aber Hammer und Kelle haben keine Ehrfurcht vor hiſtoriſchen Erinnerungen, ein Maurer hat kein Erbarmen mit den Manen, welche um die Stelle ſchweben, wo Voltaire ſang, wo Coligny ſeine edle Seele unter Mörderhänden aushauchte: ein Maurer ſieht die Schatten nicht, welche unter ſeinem Hammer aus den niedergeriſſenen Steinen emporwimmeln, in welchen Rouſſeau, Scarron, Racine u. ſ. w. die gloire jenes Frankreich gründeten, welches ſie jetzt aus ihren einſtigen Ruheſtätten verjagt!

Aber, ſagt Theophile Gautier nicht mit Unrecht, haben die Toten mehr Recht an das Leben als die Lebenden?

In und um die Stellen, welche der Erinnerung geweiht waren, dem Andenken großer Menſchen, großer Thaten, wohnten mit dieſen großen und heiligen Erinnerungen das Laſter, begünſtigt durch Dunkelheit und Winkelwerk; das Fieber und die Cholera, begünſtigt durch Fäulnis und dumpfe Atmoſphäre; der Diebſtahl und der Mord, begünſtigt durch Unzulänglichkeit und Verwirrung der Gäßchen und Sackſtraßen!

Die großen Geiſter, die großen Thaten eines Volkes leben in der Geſchichte fort, die Denkwürdigkeiten der Vergangenheit ſind ſchlecht aufbewahrt in Stein und Mauerwerk, an welchen Zeit und

Elemente noch grausamer rüttteln als Verschönerungen und Neuerungen, ihr Pantheon ist die Zukunft, die Geschichte!

Die Gegenwart hat ihren Egoismus, aber dieser Egoismus ist ein nötiger, ein wohlthuender, dieser Egoismus ist eine Wohlthat. Es ist ein großer Egoismus, das „alte Paris" zum Paris hinauszuwerfen, ohne Ehrfurcht vor seinen tausend Straßen-Falten und Gassen-Runzeln, ohne Zurückschreckung vor seinen dicken Allongeperücken von Überlieferungen und verknöcherten Erinnerungen, die sich an morsche Thüren, an baufällige Wände, an schimmelbedeckte Dächer anklammern wie altersschwache Greise an wurmstichige Krücken, ja es ist ein Egoismus, aber nicht der Egoismus eines Einzelnen, nicht der Egoismus der Eitelkeit, es ist der Egoismus des alles verschönernden Geistes der Illustration, der seinen Geist aushaucht und ausgießt auf Holz und Stein; es ist der Egoismus der Majestät der Menschennatur, die als Ebenbild des ewigen Geistes ihr „Werde"! ausruft und auszurufen berufen ist über jedem Chaos, das sich der ordnenden Gewalt des Schönen und Großen in den Weg stellt.

Es ist merkwürdig, dieses Paris anzusehen, wie es sich aus den um ihn eingestürzten Ruinen erhebt wie ein Riese aus einer durch Erdbeben erschütterten Welt, zuerst Schultern und Brust kolossal freimachend, dann die schönen kolossalen Glieder immer mehr emporringend aus den Schuttwellen und Trümmerwogen, bis Paris dastehen wird, ein glorreicher, herrlicher Redivivus, ein Paris biscuit in kolossaler Schöne und fleckenloser Formung.

Paris, die alte Stadt, schüttelt nach und nach die alten Lappen und Fetzen von sich ab, wirft ein Stück Häßlichkeit nach dem andern von sich und steht bald als die „neue Stadt Paris" da!

Die finstern Erinnerungen haben den Lichtstrahlen Platz gemacht, die eingeschnürten Gäßchen mit ihren atemlosen Häusern sind aufgeschnürt und dekrottiert worden, um den gesegneten, freien, gesunden Luftstrom um Hals und Busen spielen zu lassen!

Es ist Wahnsinn, was einige Mäkler und Grübler sagen: „Diese Neuerung geschieht auf Kosten der Geschichte (aux dépens de l'histoire").

Nie ist in tönender Hoffart ein leererer Unsinn ausgesprochen worden!

Alles geschieht auf Kosten der Geschichte! Das Leben lebt auf Kosten der Geschichte! Keine Stunde kann anders ablaufen als auf Kosten der vergangenen Stunde! Kein Jahrhundert tritt in die Geschichte anders ein als auf Kosten des vergangenen Jahrhunderts: der Mensch lebt auf Kosten seines Vormenschen, die Kunst und die Wissenschaften leben auf Kosten der Kunst und Wissenschaften der früheren Epochen! Um zu ergründen, woran die Vergangenheit zu grunde ging, um aus dieser Ergründung die Gegenwart zu machen, muß man die Gebeine der Vergangen-

heit ausgraben, muß man den Grabstein von der Geschichte abheben, muß man den Staub der Erinnerung fortkehren!

Es giebt gewisse Pessimisten, die alles von der schwarzen Seite darstellen — und welche Sache hat keine schwarze Seite? — und diese Achselzucker und in den Topf der schwarzen Lose Gucker halten allen diesen Segnungen und Vorteilen des „neuen Paris“ nichts entgegen als die „Geldkassen-Frage“!

„Ziffern reden“! Ich will diesen Ziffern das Wort nicht abschneiden, ich will nur diese Ziffern redend anführen, wie sie mir ungefähr bekannt geworden sind. Ich schreibe folgende Ziffern bloß ab: Zur Vollendung der Rue de Rivoli und des Boulevard du Centre und zur Herstellung des Boulevard de Straßbourg, des Boulevard du Centre, bestimmt den Boulevard de Straßbourg bis zum Chatelet-Platz zu führen, sind nach Rechnung des Präfekts der Seine folgende Summen nötig: die Beendigung der Rue de Rivoli, sowie die Freimachung des Hotels de Ville und der Kaserne Napoleon 17,613.798, des Boulevard du Centre 14,744.397, macht zusammen 10[illegible],38[illegible]195. Die Rivolistraße nebst den Umgebungen des Hotels de Ville sollen 1856 beendet sein, in demselben Jahre soll die Sektion zwischen der Rue des Lombards und der Rue Rambuteau fertig werden, 1857 die Sektion zwischen der Rue Rambuteau und der Rue Grenéta, 1858 die komplete Eröffnung bis zum Boulevard, 1859 die Erweiterung und Verbesserung der Nebenstraßen. Nach ungefährer Berechnung hält nun der Seine-Präfekt hierzu eine fernere Summe von 50,301.024 Frks. für ausreichend: etwaige kleine Irrtümer vorbehaltend, schlägt er die Realisierung einer Anleihe von 60 Millionen vor.

Die Ziffern reden, ja sie schreien; aber wer schreit, hat Unrecht! Es mag sein daß die Stadt Paris etwas Schulden machen wird, aber an Schulden ist noch nie ein Staat, eine Stadt zu Grunde gegangen, eher an einer Schuld, aber nie an Schulden!

Unsere Vorfahren haben so wenig an uns gethan und wir thun so viel für unsere Nachfolger! Unsere Vorfahren waren lauter Trottel, Cretins! Der Dampf lag vor ihnen offen da wie ein Element, lag hundert Jahre vor ihnen und sprach zu ihnen aus jedem Küchentopf, und predigte ihnen aus jedem Waschkessel und sie waren taubdumm und hörten ihn nicht! Die Elektrizität, diese Schnellpost der Gedanken, lag vor ihnen in Blitz und Donner u. s. w., und sie stolperten darüber hinweg, ohne Notiz davon zu nehmen; unsere Vorfahren haben gar nichts für uns gethan, sie haben uns auf den Hals geladen die Erfindungen, dem Leben Hand und Fuß anzuschrauben, dem Verkehr Flügel zu verleihen, dem Gedanken ein elektrisches Stelldichein zu erfinden, das Meer mit unterirdischen Briefmarken zu bereichern u. s. w., und wir sollten unsern Enkeln gar nichts zu thun übrig lassen? Nicht

einmal die lumpige Mission, unsere Schulden zu bezahlen? Wie? das neunzehnte Jahrhundert, welches die Eisenbahnen erfand, die Dampfschiffe, den elektrischen Telegraphen, kongrevische Raketen, Gasbeleuchtung, Kapselpistolen, Perkussionsgewehre, Dramaturgen, Konferenzen, Tantième, Galvanoplastik, Pepitas, Industrie-Paläste, künstliche Mineralwässer, Stetoskope, Seidlitzpulver, Daguerreotypies, griechisches Bier, türkische Zivilisation, morganatische Ehen, orientalische Fragen, Revalenta; dieses neunzehnte Jahrhundert sollte nicht ein Recht haben, in Geldangelegenheiten eine Anweisung an das 2000ste oder 3000ste Jahrhundert auszustellen? Es wäre doch ein schwarzer Undank vom 2000sten oder 3000sten Jahrhundert, wenn es die Lappalie von einigen Millionen Milliarden nicht bezahlen wollte?

Was sind also 60 Millionen Anlehen gegen ein neues Paris, ein Paris, aus welchem die verpesteten Gassen, die finstern Schlupfwinkel von Eugen Sues Romanhelden, die Lasterlöcher der Loretten, die Diebshöhlen und Fäulnis-Reservoirs der Sitte und der Moral verschwanden oder doch wenigstens beseitigt sind, um dem Licht, der Luft, der Sonne, dem Atem, der Zirkulation, der Eleganz, der Mode, dem Leben Raum und Platz zu machen?

Ist da zu wählen? Ein stinkendes, ein mephitisches, ein rachitisches, krummbeiniges, verkrüppeltes, Moder und Seuche ausatmendes, Fäulnis und Schimmel aufbewahrendes, alle Finsternis und Dunkel suchenden Laster und Gebrechen begünstigendes, ekelhaftes, rußiges und verstümmeltes Paris mit etwas weniger Schulden, oder ein Paris voll Licht und Luftreströme, ein Paris, wie eine Venus, in jugendlicher Schöne aus dem Meer der Gegenwart gestiegen, Paris gesund und frisch und hell und lachend in brillanten Dimensionen, in vollem Schmuck wie die Königin der Städte, wie die Königin Saba, als sie den weisesten König verführte, mit etwas weniger Schulden?

Die Wahl ist wahrlich nicht schwer!

Ich stimme nur dafür: Die Schulden für uns, das bezahlen für die Nachwelt!

Und diese Lehre, Freund, beherzige, und es wird an dir erfüllt werden, was ich dir wünsche: „Leb' wohl"!

Paris, 8. Mai 1855.

Pianori ist zum Tode verurteilt worden. Wer gestern in den Saal wollte, mußte queue machen wie beim Theater. Um 9 Uhr wurden die Thore geöffnet, nur wenige Karten wurden an Private wie ich bin verteilt. Die Räume waren von der Elite der Pariser Welt besetzt, Frauen wurden gar nicht eingelassen; warum?

Nach 10 Uhr wurde der Angeklagte hereingeführt. Die allge-

meine Neugierde gab sich durch eine Bewegung wie das leise Rauschen des Meeres kund.

Pianoris Persönlichkeit ist ganz unbedeutend; weder Romantik noch Schwärmerei, weder Heldentum noch Fanatismus, weder Resignation noch Trotz spricht aus dieser stagnierenden Fratze, aus dieser mittelgroßen Gestalt, die sich ohne Energie trägt, aus diesem Mißwachs von Schnurrbart, der sich mit dem graunen Rundbart vereinigt; nur sein Auge ist kühn und sein Blick frech.

Ruhig, ich möchte sagen mit Apathie, [illegible] das Publikum schweifen, gleichgültig, gleichsam als fände er es nicht des Ansehens wert, kehrt er seine Blicke davon wieder [illegible] und die Verhandlung beginnt. Die Anklage [illegible] verlesen, sie enthält die bekannten Daten über das von Pianori am 28. April begangene Attentat. Aus dem Ganzen teile ich hier [illegible]marisch die Biographie dieses demokratischen Schusters mit.

Eine Depesche der französischen Legation aus Rom vom 2. Mai giebt folgendes an: Pianori ist 3[illegible] Jahre alt, Schuster, verheiratet, Vater von zwei Kindern. Ein politisches Assassinat bewog ihn zu emigrieren, später brach er aus den Gefängnissen von Servia aus. Im Jahre 1849 diente er unter den revolutionären Banden, welche gegen die Franzosen kämpften. Nach mehreren Assassinaten und Verbrechen, die Pianori beging, kam er doch von Zeit zu Zeit von Genua, wohin er sich flüchtete, zurück, um neue Verbrechen zu begehen.

Eine zweite Depesche vom 5. Mai trägt nach, daß Pianori zu zwölf Jahren Galeere verurteilt wurde wegen eines Assassinats.

Das sind also die Antezedentien des Angeklagten.

Im Jahre 1854 begab sich Pianori nach Marseille, von da ging er unter dem Namen Liverani nach Lyon, von da nach Chalons sur Saone, und von da nach Paris, wo er bis zum Dezember blieb, dann nach London ging, wo er bis Ende März 1855 blieb, und um diese Zeit nach Paris zurückkehrte. Von dieser Zeit an wohnte Pianori bei einer gewissen Michelet, Boulevard Pigale Nr. 40. Den ganzen Monat April verlebte Pianori ohne Geschäft, ohne Arbeit, geteilt zwischen brütender Einsamkeit und liederlicher Schwelgerei. Der Morgen des Tages, an welchem er sein fluchwürdiges Unternehmen ausübte, sah in seinem Logis noch eine Orgie feiern.

Zwischen 5—6 Uhr geschah, was wir alle schon wissen.

Pianori läugnet nicht, doch findet sich ein Widerspruch; einmal will er den Kaiser morden, weil er ihn und seine Familie brotlos machte, also ein persönliches Motiv, das andere mal will er den Kaiser ermorden, weil er sein Vaterland unglücklich, Rom unglücklich gemacht hat.

Pianori leugnet fest und beharrlich jede Konspirations-Idee,

er will durchaus als einzelner und nicht auf Antrieb gehandelt haben. Alle Daten aber sprechen dagegen. Seit 1849 treu der blutigen Fahne der Insurrektion, fand ihn der 28. April 1855 nur treu dem Systeme des Mordes und der italienischen Demokratie, welchem er sechs Jahre lang huldigte. In London, wo dieser Herd der politischen Verbrecher den Meuchelmord nach allen Seiten des Festlandes aussendet, in London weilte Pianori mehrere Monate, in London kaufte er die Pistole, mit welcher er das Verbrechen beging. Von London bringt er auch die zwei anderen Pistolen mit, welche man bei ihm fand, von London bringt Pianori auch das Geld mit, welches ihn in Stand setzte, ohne Arbeit ein Wohlleben mit Debauche zu führen, sich luxuriöse Kleider und ein Dolchmesser anzuschaffen.

„Pianori," so schloß die Anklageakte, „handelte nicht unter dem Einfluß einer persönlichen Feindschaft; entschlossener und bezahlter Mörder, war er nur der Arm jener Partei, die ihn mit Dolch und Pistolen versah, und die ihn auch mit Geld versah."

Nach einem langen, aber unwesentlichen Zeugenverhör nimmt der Herr Generalprokurator, Herr Roulland, das Wort und sagt: „Der Angeklagte Pianori hat dem Kaiser nach dem Leben getrachtet, er selbst bekennt das Verbrechen, er wollte, wie er sagte, die Expedition nach Rom rächen, das heißt: „die römische Demagogie besiegt und verjagt durch die französischen Waffen."

Nach dem Geständnis dieses Verbrechers, so fährt der Generalprokurator ungefähr fort, hätte man, den Termes der Konstitution zufolge, den Verbrecher an die haute-cour weisen können, allein bei so einem gemeinen Verbrecher, der seine Doktrinen in Pistolenschüsse übersetze, bedarfs einer schnellen Justiz. Man wird vielleicht fragen, so fährt der Generalprokurator noch fort — und die Worte sind inhaltsschwer! — warum dieses Verbrechen so schnell abgethan wird, ohne sich erst die Zeit mit Ergründung der Mitschuldigen zu nehmen? Man beruhige sich, die wachsame Staatspolizei berührt mit ihrem Finger schon alle jene, welche sie im Interesse hat u. s. w.

Darauf nimmt der Advokat des Verbrechers das Wort, was er vorbringt sind Worte, die er an die Nachsicht der Jury, an die Gnade des höchsten Vollstreckers richte.

Der Präsident fragte hierauf: „Pianori, stehen Sie auf, haben Sie noch etwas zu Ihrer Verteidigung hinzuzufügen?"

Pianori: „Non, Monsieur."

Die Jury zieht sich zurück; nach 10 Minuten kommt sie zurück und sagt: „Auf Ehre und Gewissen, vor Gott und Menschen, die Erklärung der Majorität der Jury lautet: Ja, der Angeklagte ist schuldig."

Darauf verliest der Greffier das Verdikt, welches auf Todesstrafe lautet.

Der Präsident sagt: „Angeklagter, es stehen Ihnen drei Tage zum Kassationsgesuch frei.“

Pianori hört diese Worte mit jenem Phlegma an, mit welchem er eintrat, mit welchem er die ganze Verhandlung anhörte, und verläßt festen Schrittes den Saal. Die Ruhe dieses gemeinen Verbrechers, — denn ein solcher ist Pianori, — ein alter, invoterierter Verbrecher, eine schlemmerische Bestie, diese fast frappierende Ruhe biegt sozusagen der Geschichte und der psychologischen Moralgeschichte ein Paroli!

Diese Stoa, diese erhabene Ruhe, welche die Geschichte dem Tod großer Individualität vindiziert, diese Ruhe, mit welcher Sokrates den Tod trank, mit welcher Johanna d'Arc den Feuertod ertrug, mit welcher die Märtyrer ihrem Tod entgegensahen, diese Ruhe und stoische Todesverachtung, welche man für die Kennzeichnungen eines großen Bewußtseins, eines unbefleckten Gewissens hält, sie zeigt sich uns auch oft bei den verruchtesten Bösewichtern, bei der von allen Lastern angefressenen Verbrechern, welche dem Galgen und Rad mit einer Philosophie, mit der frappierenden Freudigkeit eines Märtyrertodes entgegen gehn! — Was ist die menschliche Natur?!

Ein ganz gemeiner verruchter Mörder, dem die Sünde ein Gelüste ist und das Verbrechen ein Spielzeug, der sich für Geld zur Bluthat vermietet, der Gott und die Bibel und die Gesetze der Natur mit Füßen tritt; dieser Mensch hält sich vielleicht verpflichtet, einen verbrecherischen Eid zu halten, den er einer Rotte von Mitmördern leistete, ihre Namen zu verschweigen?!

Diese Todesverachtung könnte eine Art von Glorie, von politischer Glorie um das Haupt eines solchen Königsmörders werfen, wenn sie nicht auch bei Räubern und Mordbrennern und Vatermördern wohnte, welche wir mit einer Art von Seelenheiterkeit und Verklärung die Stufen der Leiter betreten sehen, welche sie über ihre Mitmenschen erhebt.

Das Interessanteste in der Verhandlung war für mich das Argument, mit welchem London und England als der Mittel- und Ausgangspunkt dieses und aller ähnlichen Attentate bezeichnet wurde, und mit welchen glühenden Redezangen der Redner feurige Kohlen auf die Situation des Landes sammelte, welches gestattet oder gestatten muß, daß in ihm der Hexenkessel sich einbürgert, in welchem Mord und Totschlag und Meuterei für alle Länder und Regierungen gebraut und versendet werden.

Ich bin neugierig, welchen Nachklang dieses Zuwälzen der Revolutionsbegünstigung in den Londoner Blättern finden wird.

Ich glaube, diese Flocke Feuer, geworfen in das Koblenz der Revolutionsmacher, dürfte dort drüben nicht ohne Folgen bleiben.

Orleans, 9. Mai 1855.

„An alle deutſchen „Jungfrauen von Orleans“ ledigen, verheirateten und neutralen Geſchlechtes.“

Meine hoch- und niedergeborenen Jungfrauen!

Hoch- und übergeſchätzte Johannen, Hannen und Hannchen!

Ich bin in Orleans, in der Stadt, die euch in den Stand ſetzte, euch „Jungfrauen von Orleans“ zu nennen, in der Stadt, in welcher geſtern am 8. Mai als am Jahrestage der Einnahme von Orleans durch Johanna d'Arc (8. Mai 429), die Enthüllung ihrer Statue gefeiert wurde, ein Feſt, welchem das Volk aus allen Gegenden Frankreichs zuſtrömte.

Ihr undankbaren deutſchen „Jungfrauen“ von Temesvar bis Poſen, die ihr alle eure dramatiſchen Siegeszeichen auf Orleans aufpflanzet; ihr deutſchen Dramaturgen alle, die ihr die große Heerde der Jungfrauen ſeit fünfzig Jahren weidet auf allen Bühnen Deutſchlands, nicht eine Seele von euch iſt nach „Orleans“ gekommen, um ihren Dank zu der ehernen Statue niederzulegen! Wieder bin ich es ganz allein, der die deutſche Dramatik, die deutſche Schilleranbetung und die deutſche theatraliſche Jungfrauenſchaft in Frankreich vertreten muß, und ich bin von Paris nach Orleans gegangen aus Ehrfurcht vor den Manen Schillers und um zu den Füßen der bronzenen Hirtentochter den Dank niederzulegen, daß ich ſo viel „Johannen“ überlebt habe in meinem an Johannen ſo reich geſegneten Vaterland!

Ach ihr „Jungfrauen“ alle aus Wien, Berlin, Reußgreiz, Reußſchleiz u. ſ. w., die ihr mir ſicherlich mehr Vergnügen gemacht hättet, wenn ihr „eure Glieder nicht in Erz“ und die Direktoren gar nicht „geſchnürt“ hättet, wenn ihr eure „Bruſt nicht mit Stahl“ und eure Rolle nicht mit Unſinn bedeckt hättet! ihr Jungfrauen alle, die ihr eure Heerden und euren Herd verließet, um die Theater zu weiden, und die ich auf dieſer Weide oft weidlich durchweidete, wo waret ihr, als man in „Orleans“ die Statue eurer unſterblichen theatraliſchen „Gelegenheitsmacherin“ enthüllte?

Ich habe wieder die Ehre der deutſchen Intelligenz gerettet, ich gab mich für den Abgeſandten aller „deutſchen Theater-Jungfrauen“ aus, um in ihrem Namen an der Feſtivität teilzunehmen.

Einem Poeten ſtehen zwei Wege von Paris nach Orleans frei, die „Phantaſie“ und der „Expreß-Train“, man braucht aber keine gar zu lebhafte Phantaſie, um mit ihr ſchneller als mit dem „Expreß-Train“ zu fahren, welcher in „zwei Stunden“ nach Orleans gehen ſoll, aber in Wahrheit vier Stunden hingeht!

Meine Phantaſie iſt alſo in jedem Falle geſchwinder und — wohlfeiler.

Das Feſt zu Orleans dauerte drei Tage.

Das Feſt zu Orleans war kein „Provinzialfeſt“, es war ein „Nationalfeſt“. Johanna d'Arc iſt eine Heldin der Nation, ſie iſt ein Blatt Geſchichte, ein Lorbeerzweig, ein Triumphgeſang von ganz Frankreich. Die Geſchichte und die Legende, die Lorbeerkrone und die Märtyrerkrone, das Epos, das Drama und das Lied, die Bühne und die Kanzel, die Begeiſterung und der Glaube, die Poeſie und die Religion haben ſich ihrer bemächtigt, um ſie unſterblich, ewig lebendig im Volke zu erhalten.

Orleans war daher bei dieſem Feſte ein Mittelpunkt des romantiſchen und geſchichtlichen Frankreichs. Nach Orleans kamen zu dieſem Feſte die Einwohner der Ufer der „prächtig dahinſtrömenden Loire“, die Bewohner von Rouen dem Theater ihres Flammentodes, und die Bewohner der Gegenden alle, welche ſie mit ihrer Fahne auf dem Befreiungszug nach Orleans durchzog, die Bewohner von „Vaucouleurs“ — „Troyes“ — „Reims“ — — „Poitiers“ — „Tours“ u. ſ. w.

Sonderbare Laune des Zufalls, dieſes größten Ironikers der Geſchichte! Im Jahre 1855, wo in Paris die „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ gefeiert wird, dieſes jüngſte Kind der Laune der franzöſiſch-engliſchen Allianz, wird vier Stunden davon in Orleans ein Feſt gefeiert, das die Heldin illuſtriert, welche die Engländer in Frankreich beſiegte, ſo daß nie wieder ein „engländiſch Roß aus den Quellen der Loire trinken ſollte!“

Das Feſt dauerte eigentlich drei Tage, aber ich rede nicht von dem Sonntag, an welchem ein „Feſt-Konzert-Monſtre“ ſtattfand! Ein Konzert, in welchem die Zwiſchenpiecen ſchon aus „Kantaten“ und „Symphonien“ beſtanden! Und welche Kantaten! Und welche Symphonien! Und welche Exekutionen!

„Ha, dieſe Töne, wie zerreißen ſie mein Ohr!“

Und der Konzertſaal in der „Halle au blé!“ wo der Wind von vier Seiten und aus allen Löchern pfiff und der Regen an die Linnen und „Blachen“ ſchlug, welche den Ton, der an ſie kam, wie naſſes Geplätſcher wiedergaben, und die „Cercleſitze“, wo man zu der Muſik mit Zähneklappern akkompagnierte! Und in dieſer Halle umarmten ſich diſſonanzenſelig „Moſes“ und „Lucretia“, „die Somnambula“ wandelte Mitternacht, und um 2½ Uhr ging der Morgen über der „Schreiberwieſe“ auf, und noch daneben das Konzert, welches um 8 Uhr abends begann, und in welchem man bloß zur Erhaltung mehrere „Becher! Kantaten“ und „Symphonie-Hohlehippen“ herumreichte!

Wenn ich mich je an einer deutſchen „Jungfrau von Orleans“ kritiſch verſündigte, wenn ich je einer deutſchen Johanna den Küraß heruntergeriſſen habe, ſie iſt gerächt!

Von 8 Uhr bis halb 3 Konzert!

Von dieſen Leiden ſchweige ich, denn ich wurde vollkommen

am anderen Abend entschädigt. Da fand der Glanzpunkt des Festes statt: die „Fakel-Kavalkade", welche den Einzug von Johanna d'Arc in Orleans und die Befreiung von Orleans durch dieselbe darstellte.

Dieser historische Zug wurde von den vorzüglichsten Künstlern Frankreichs organisiert und der Eindruck desselben war imposant, unvergeßlich. Zwei Stunden lang bewegte sich dieses prachtvolle, lebendige, wandelnde geschichtliche Tableaux, übergossen von Fackeln- und Flammenlicht, durch eine dichtgedrängte Volksmasse, unter Glockengeläute und Kanonendonner, begleitet von dem Enthusiasmusruf der Menge!

Ein Stück Geschichte stieg aus dem fünfzehnten Jahrhundert heraus, um mit seinen Helden, mit seinen Erinnerungen, mit seiner Romantik in dem goldenen Rahmen der Personifikation an der Gegenwart vorüberzuschreiten, um in ihre Prosa in ihre Blasiertheit in ihre Materialität einen Traum voll Poesie, eine Hand voll Begeisterung, einen Athemzug von alter Ritterlichkeit und Minne zu bringen. Die Täuschung war komplet, die Illusion wurde Wahrheit.

Welcher Enthusiasmus! „Vive la Pucelle!" Da kommt sie, die Heldin, die Hirtin, die Befreierin, die Märtyrerin! — Da kommt „Dunois" der Held und der „Bastard", der Sohn der Liebe und „der sich nach ihr nennt"! — Da kommt „La Hire", da „le Sire de Beaugency", da „Baudricourt", der „fünfzehn Fähnlein aufbrachte, lothringisch Volk"; dann „Jean de Brosses" und „Armagnac" und „Chabannes" und die ganze Ritterschaft, deren Namen Klio vom Schlachtfeld pflückte und in ihre ehernen Tafeln einschrieb!

Und nach diesem Stück Weltgeschichte, von Kunst, Glaube und Pietät in die Gegenwart hineingetragen, kam das interessante „postscriptum" jenes romantischen Heldenzuges; einige Abkömmlinge jener Familien, die sich bei der Belagerung von Orleans auszeichneten wohnten dieser Kavalkade bei und mit tumultuarischem Enthusiasmus begrüßten die Orleanier die Wappenschilde jener Ritternamen, welche ganz allein zehn Generationen überlebt haben.

Die Enthüllung der Statue ging glücklich von statten. Es hatte fast den ganzen Tag geregnet, allein der Himmel ist ein gnädiger Herr, derselbe Himmel, der so gefällig ist, fast immer zu lächeln, wenn ein Einzug u. s. w. ist. Der Himmel, welcher sich stets in blau und weiß kleidet, wenn das Münchener Oktoberfest gefeiert wird, damit die Journalisten sagen können, der Himmel zog selbst in diesem Augenblick die bairische Farbe an; der Himmel, der so gütig ist, die Wolken vom Himmel zu fegen, wenn auf der Erde ein Volksspektakel stattfindet, der Himmel sendete

auch heute einen Sonnenstrahl durch die plötzlich zerrissenen Wolken auf die enthüllte Erzstatue der Jungfrau von Foyatier.

Der große Platz von Orleans war superb für diese Ceremonie hergerichtet, und die Journale von Orleans haben heute auch nicht verfehlt zu erzählen, daß ein Sonnenstrahl — „comme par miracle" — kam, um die Inauguration mit zu feiern.

Die Statue selbst machte einen schönen, doch keinen imposanten Eindruck!

Der Eveque Mr. Dupanloup hielt eine Dankrede der Johanna d'Arc, die den Stempel der Nicht-Improvisation an der Stirn trug, so geziert war das Wort, so parfümiert war die Salbung des Vortrages. Er vindizierte die Jungfrau von der Geschichte für die Legende, als eine Heilige, und das ist nichts als billig, denn die Kirche hat sie gleichgiltig dem Flammentod überlassen, um sie des Märtyrertums würdig zu machen.

Dem Feste im Hotel de Ville konnte ich nicht beiwohnen. Ich verließ Orleans, doch ging ich noch einmal, um von der bronzenen Johanna d'Arc Abschied zu nehmen, von ihr, welche ihr Vaterland dem Scheiterhaufen überlieferte, von ihr, welcher der geistreiche Dichter Frankreichs, Voltaire, die Dulderkrone vom Haupt riß, um dasselbe mit dem Schmutz einer unkeuschen und einer unfrommen Dichterphantasie zu umgeben, von ihr endlich, die nur von dem edelsten deutschen Dichter, von Schiller, mit feurigen poetischen Armen aus den Flammen des Scheiterhaufens emporgetragen wurde, verklärt, im Strahlenkranz der Poesie und der heiligen Sendung, zu den Sternen, die hereinleuchten in die Zukunft und in die späteste Nachwelt!

Johanna d'Arc ist für Frankreich gestorben, Frankreichs Staat hat sie verbrennen lassen, Frankreichs Poesie hat ihre Manen geschändet; dem Genius der deutschen Poesie war es vorbehalten, ihr den Heiligenschein der himmlischen, unbefleckten Sendung um die leuchtende Stirn zu flechten.

Die Statue der Jungfrau von Orleans steht in Orleans, die Gloire, die Unsterblichkeit, die poetische Erscheinung der „Jungfrau von Orleans" steht in der deutschen Literatur strahlend, glänzend, rührend, sittlich fromm und menschlich mild, und dieses Denkmal in der deutschen Literatur wird alle Bronzestatuen in Orleans und Rouen u. s. w. überdauern, und der Statuaire dieser deutschen Statue der „Jungfrau von Orleans" heißt:

„Schiller"!

Paris, 16. Mai 1855.

Gestern wurde der Janustempel des neunzehnten Jahrhunderts, der Friedenstempel der Völker, der Industriepalast eröffnet, und ein „Friedenstempel" muß es sein, trotz Kriegsgetöse und

Schlachtendonner, denn der Kaiser antwortete auf die Eröffnungsrede des Prinzen Napoleon die inhaltklingenden Worte:

„J'ouvre avec bonheur ce temple de la paix qui convie tous les peuples à la concorde!"

Also wir begrüßen diese Inauguration mit den Schlußworten der Schiller'schen „Glocke":

„Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!"

Gestern um 10 Uhr morgens öffneten sich die Thore und Eingänge dieses trojanischen Rosses, in dessen Bauch Frieden, Eintracht, Brüderlichkeit aller Völker, Länder und Menschen ruhig liegen wie Drillinge im Mutterleib; ganz Paris erinnerte an Goethe's „Hermann und Dorothea":

„Ist doch die Stadt wie ausgestorben!"

Alles zog, ging, lief, ritt, fuhr nach dem Industriepalast. Die „Sonne von Austerlitz", welche noch immer mit dem Aufgehen vor Sebastopol beschäftigt ist, ließ ihre Strahlen nicht auf die gläserne Kuppel dieses Wunderbaues fallen; der Regengott schien sich besonders für die einstige große tragische Künstlerin zu interessieren, welche unter ihrer Lorbeerkrone einen Regenschirm-Tempel für alle begossenen Nationen der Welt errichtete.

Um 10 Uhr wurden die Räume dem Publikum, welches mit Administrationskarten versehen wurde, geöffnet, und um halb 11 Uhr waren alle Galerien, alle Tribünen, alle Estraden überfüllt; eine Füllung, die nicht ohne deutsche Rippenstöße in entente cordiale mit englischen „Goddams!" und in intimer Allianz mit französischer Ellenbogensprache abging.

Der Anblick des Transsepts in diesem Augenblick war großartig, ein Eindruck, den zu beschreiben unmöglich ist!

Doch wir haben Zeit, die Dinge zu beschreiben, wenn es auch der farbenreichsten Feder nicht möglich wäre, den Eindruck zu schildern, das Feenhafte dieses lebendigen Dramas mit Tableaux, Gruppierungen, Dekorationen und Zauber-Ausstattungen wiederzugeben. Von 10 bis 1 Uhr, um welche Zeit der Kaiser kommen soll, sind drei Stunden, wir wollen unsere Feder spazieren führen.

Reichen Sie mir die Hand; ein Spaziergang durch diesen Palast ist ein Spaziergang durch die Welt, eine Promenade durch das Universum, ein Handlangen mit allen Völkern der Erde; sogar die Menschenfresser fehlen nicht, denn es sind Augen da, die einen lebendig zu verschlingen drohen.

Hier im rez de chaussée, gerade dem Haupteingange des Central-Pavillons gegenüber, in jenem Raum, welchen die „vereinigten Staaten" so gütig waren, bis zu diesem Tage unausgefüllt zu lassen, erhebt sich der Thron und Thronhimmel aus rotem

Sammt mit der kaiſerlichen Krone, unter welchem drei Fauteuils bereit ſtehen.

Rechts und links und vor dem Thron ſind die Plätze für die Hofdamen, des Senats, des geſetzgebenden Körpers, des Stadtrats, der kaiſerlichen Kommiſſions-Mitglieder, der Jury, der fremden Kommiſſäre u. ſ. w.

Zu beiden Seiten dieſes reſervierten Raumes bauen ſich die Ausſtellungs-Wunder aus, inſoweit ſie bis jetzt enthüllt und ſichtbar ſind.

Am Schiffe des ganzen Gebäudes läuft eine Namen-Tabelle herum, welche die Nationen benennt —

„Die Namen der Menſchen und Gäſte,
Die ſtrömend wallen zu dem Völker-Feſte!“

Hier ſehen wir den Namen England 10 mal, Frankreich 22 mal, Öſterreich 4 mal, Hannover, Preußen, Sachſen u. ſ. w. einmal.

Sie wundern ſich, den Namen Rußland nicht zu finden? Ich teile dieſe Verwunderung mit Ihnen, und das umſomehr, als Prinz Napoleon in ſeiner eloquenten Anrede an Se. Maj. den Kaiſer die intereſſanten Worte ſprach:

„Wenn die Induſtriellen Rußlands, den allgemeinen Regeln ſich unterwerfend, ſich eingefunden hätten, wir hätten ſie ebenfalls zugelaſſen, um die Demarkation genau zu beſtimmen, welche zu etablieren iſt zwiſchen den ſlaviſchen Völkern, die gar nicht unſere Feinde ſind, und dieſem Gouvernement, deſſen civiliſierte Nationen das Übergewicht erkämpfen ſollen.“

Es wäre gewiß intereſſant geweſen, wenn wir hier zwiſchen „Hannover“ und „Preußen“ auch „Rußland“ hätten prangen ſehen mit ſeinen Induſtrie-Erzeugniſſen, als da ſind: „Dampf-Cirkular-Depeſchen“ — „Ultimatums aus Juchten“ — „Ukaſe aus Bull“ — „Punkte aus Kaviar“ u. ſ. w.

Die Kapitäler ringsumher waren mit den Wappen und Fahnen aller Städte Frankreichs und der anderen Nationen mit ihren Landesfarben geſchmückt.

Doch das Transſept füllt ſich mit Uniformen, mit Galagewändern, mit Großwürdenträgern, mit Magiſtraturen, es iſt Zeit, zurück auf ſeine beſtimmte Galerie zu gehen, wenn das noch möglich iſt.

Ich habe glücklich meinen Platz wieder erreicht, ſetzte mich an der Balluſtrade zwiſchen meinen beiden Damen nieder, dem Himmel dankend, nach dieſem Kreuzzug einen Ruhepunkt gefunden zu haben, allein „l'homme propose et l'inspecteur dispose!“ — auf einmal kömmt ein Inſpektor und zeigt an, daß alle Herren ſich entfernen müſſen, ganz in den Hintergrund! Horreur!

Anfangs Gemurmel, dann Murren, dann lauter Ausbruch

des Unwillens! Die Damen bestehen auf ihre Ritter, die Ritter bestehen auf ihre Damen und auf ihre Plätze, bloß eine näselnde Engländerin sagte in beefsteaksblutigem Französisch: „Je vouuus rómerciames o nonme de wfemmes“ worauf ihr eine neben mir sitzende Dame erwiderte: „Oui Madame, vous remercies au nom des femmes, mais pas au nom des dames!“

Ein Deutscher aber, es ist wahr, er kommt selten einmal zu einem guten Platz, hat er aber einmal einen bekommen, so bringt ihn kein Inspektor, kein Kommissär, nicht einmal die Unzufriedenheit seiner Regierung mehr von seinem Platz ohne halbe Pension und einen Orden oder Titel zum Zeichen der Zufriedenheit! Also wir Deutsche, wir waren nicht gesonnen, Platz zu machen, wir ließen den Inspektor schreien, schrieen wieder, und es blieb — beim Alten!

Indessen unterbricht der Donner der Kanonen den Lärm der sich Niedersetzenden, es wird ein Uhr, der Prinz Jerome Napoleon, umgeben von seinem General-Sekretär, begiebt sich nach dem großen Eingange, die Tambours treten in Thätigkeit, die Musik spielt die Arie: „de la reine Hortense“.

Der Hof erscheint. Die Majestäten werden mit großem Zuruf empfangen; nachdem sich der Kaiser setzte, die Kaiserin zur Linken, die Prinzeß Mathilde zur Rechten, hält Prinz Napoleon die schöne und inhaltsreiche Eröffnungsrede. Diese Rede kann, wie der „Moniteur“ sich ausdrückte, als Vorrede zur Geschichte dieser Industrie-Ausstellung von 1855 gelten.

Obwohl Vorreden, wenn sie gut sein sollen, gewöhnlich erst nach Vollendung des ganzen Werkes von dem Autor geschrieben zu werden pflegen, so trägt diese Vorrede doch den Stempel eines vollendeten Gedankens in sich, und der Gedanke ist eigentlich das Werk und nicht die Worte, nicht die Kapitel, nicht die Seitenzahl, nicht der Stil und die Färbung. Die Pariser Industrie-Ausstellung von 1855 ist ein Gedanke, ein Gedanke, welcher in dieser Gestaltung, in dieser Ausdehnung, in dieser welthistorischen Bedeutung, wie die Minerva gepanzert mit Schild und Schwert, aus dem Haupt des Kaiser Ludwig Napoleon gesprungen ist.

Es ist ein Weltgürtelgedanke, er umfliegt den Erdball, er schifft durch Meere, er umrennt die Pole, er verbrüdert Nationen, und vereinigt den Genius der Industrie den Genius der Intelligenz mit dem Genius der Vervollkommnung, der Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen.

Der Gedanke dieser Welt-Industrie-Ausstellung ist die Verschwisterung der Theorie mit der Praxis, die Vermählung des Geistes mit der Materie, die Gleichberechtigung des Verstandes mit der Arbeit, das Verschmelzen der Akademie mit dem Atelier, das Handinhandgehen der abstrakten Wissenschaft mit der Applikation des Handwerkes, das Sekundieren der schönen Künste bei

dem Duell der Erfindungen und Entdeckungen auf dem Felde der Gewerbe und Produktion, endlich ist dieser Gedanke des Kaisers Napoleon die geniale Initiative einer intimen Reunion aller Kräfte, Bewegungen, Fortschritte, Sympathien, Bestrebungen und Forschungen des Geistes und der geistigen Thätigkeit mit den Ergebnissen und Erinnerungen der materiellen und industriellen Kräfte in dem Gebiete der Konkurrenz und edler Rivalität, in dem Reich der Vervollkommnung alles dessen, was die menschliche Thätigkeit mit Hülfe von Arbeit, Fleiß, Nachdenken, Ausdauer, Verbessern und Erfinden zu leisten im stande ist, um daraus das Facit der Vergangenheit zu ziehen und die Perspektive zu eröffnen, was die Zukunft für große Segnungen, für Kunst, Geist, Wissen und Industrie zum Behufe der menschlichen Glückseligkeit in sich trägt, wenn man dieser Zukunft mit Vertrauen, mit Eintracht, mit Zusammenwirkung aller geistigen und physischen Kräfte der Menschheit überhaupt entgegensieht, und von diesem Gedanken ausgehend, hat auch der Kaiser heute gesagt: „Ich eröffne den Friedenstempel!"

Diesen Kaisergedanken hat der Prinz Jerome Napoleon in seiner Inaugurationsrede mit Geist und Eloquenz resumiert und wiedergegeben.

Daß dieser Gedanke in diesem Augenblick von der Masse anderer Gedanken durchkreuzt und durchschnitten wird, ist natürlich! Jeder Gedanke an und für sich ist schon ein Protest! Der Mensch kann nicht denken ohne zu protestieren, denn denken heißt etwas neues schaffen, und neues ist immer eine Protestation gegen das Alte und findet also immer wieder Proteste in den Leuten und Gedanken, die mit dem Alten alt geworden sind, oder die glauben, sich in dem Alten durch das Alte jung zu erhalten! Ein Irrtum, der schon großes Unglück über Völker und Individuen hervorgebracht hat.

Dieser große Kaisergedanke, welcher im Grunde allen Nationalitätunterschied aufhebt und das Band der allgemeinen Humanität proklamiert, dieser Gedanke, welcher alle Völker als ein Individuum betrachtet, welches unter dem Horizont von Eintracht, Frieden, Industrie und materieller Vollkommenheit und geistiger Behaglichkeit einer glücklichen Kompletation entgegenreifen soll, wird grade in diesem Augenblick hie und da von Gedanken durchkreuzt, die in brennender Opposition mit demselben stehen, von Gedanken an die Intregität der verschiedenen Nationalitäten, von Gedanken und Prinzipien, welche die strengste Absonderung der Nationalitäten predigen, die Wiederbelebung von Nationalitäten, von welchen die Geschichte beweist, daß sie nicht im stande waren, eine Nationalität für sich zu behaupten, von Nationalitäten, die keine Wiederbelebungselemente in sich tragen.

Welcher auffallende, aber durchaus nicht unbegreifliche Kontrast

der Gedanken in dem Moment der Eröffnung des Industrie-Palastes, wo der pronunzierte und illustrierte Gedanke der Einheit aller Völker grade von den schreiendsten Gedanken der Nationalitäten-Distinktion unterbrochen wird!

Ich will die Erörterung dieses Zwiespaltes der Natur in dem Hause Derindurs auf eine meiner späteren Betrachtungen aufsparen und heute mich bloß auf das Fest der Eröffnung beschränken.

Nachdem der Kaiser gesprochen, bewegte sich der ganze Hof in den Räumen des Industriepalastes umher, um die schon enthüllten Gegenstände in Augenschein zu nehmen. Auf den ganzen Rundgange wurden der Kaiser und die Kaiserin von dem lebhaftesten Zurufen des Enthusiasmus begrüßt, und waren der Gegenstand des höchsten Interesses, besonders für uns Fremde.

Meine holden Leserinnen sehen mir gewiß schon auf die Finger, und erwarten mit Begierde die Schilderung, die ich ihnen von der Kaiserin der Franzosen machen werde, von dieser schönen, geistreichen, reizgürteten Kronenträgerin, von welcher so viel mit Begeisterung gesprochen, gesa rieben und gesungen wird, allein damit will ich noch warten, ich will keinen flüchtigen Eindruck schildern, ich will nicht einen vorüberfliegenden Lichtstrahl rekrutieren, um aus ihm ein Bild der Sonne zu entwerfen; ich werde mir Mühe geben, die Kaiserin so oft zu sehen als möglich um ihre Physiognomie mit der Tiefe eines Lavaters, mit der Forschung eines Philosophen, mit der Freude eines Blumenfreundes und mit der Anschauung eines Poeten zu studieren und dann meinen Lesern ein Bild von ihr, d. h. den Eindruck dieses Bildes zu schildern. Ich bin recht unglücklich! Man hat mir gesagt, das „Gymnase dramatique" sei ihr Lieblingstheater, ich habe deshalb dreimal „le demimonde" besucht, diese „halbe Welt", die gottlob bei uns in Wien fehlt, und gottlob auch die Poeten, die so intim mit ihr sind, um sie so in Lebenswahrheit zu schildern, aber niemals war ich so glücklich, die Kaiserin zu sehen. Aber ich hoffe, die Götter des Zufalls werden mir noch günstiger gestimmt werden.

Um aber meine Leserinnen nicht ganz mit ungestillter Neugierde zu entlassen, teile ich ihnen mit, daß die Kaiserin grün gekleidet war; ein seidener Frühling um einen lebenden Frühling; eine Rose, aus der grünen Knospe hervorbrechend. Die Prinzessin Mathilde war weiß gekleidet.

Ist diese Detailbeschreibung nicht ein Wunder aus dem Munde eines deutschen — Gelehrten? Doch nein, gottlob, ich bin kein Gelehrter, ich bin ein Poet, für mich sind Sonnenschein, Frauenschönheit, Blumenglanz, Grazie, Anmut und Würde die interessantesten Gegenstände in der Weltausstellung der Natur, und deshalb sprach ich von der Kaiserin Eugenie und ihrer Toilette

Um drei Uhr war alles zu Ende, und die Rückfahrt des Hofes war eben so brillant und bruyanter wie die Ankunft.

Während der ganzen Ceremonie war das Transsept von allen Arbeitern geleert, bloß in dem Raum der österreichischen Exposants waren Wächter und Aufseher geblieben, und diese besondere Exception hat man der Thätigkeit, der unermüdlichen Sorgfalt, der Energie des Herrn Dr. Schwarz, welcher die österreichischen Ausstellungsgeschäfte dirigiert, zu verdanken. Herr Schwarz ist die Vorsehung für uns Österreicher! Aber eine Vorsehung ohne alle Laune und Verdrießlichkeit! Eine ewig wahre, ewig dienstfertige, ewig umherwandelnde, ewig in Anspruch genommene und ewig liebenswürdige, zuthunliche, alle Wünsche berücksichtigende, allen Anforderungen genügende Vorsehung! Herr Schwarz ist das primum movens des österreichischen Expositions-Körpers! Tag und Nacht wirksam, zu jeder Stunde für jedermann bereitwillig, mit aller Aufopferung das Ganze organisierend, das Interesse jedes Einzelnen wahrend, aufrechthaltend, ja oft auch erkämpfend, das ist die Aufgabe dieses unseres Genius! O du armer Genius! Genius von Deutschen zu sein, ist ein undankbares Geschäft!

Konzert Fradel im Salon Herz.

Ein Konzert in Paris! Vox clamantis in deserto! Ein Konzert in Paris! Ahasver, der nie stirbt und nie lebt! Künstler ohne Publikum! Töne, die keine Ohren finden; Pianos ohne Echo, Lieder ohne Worte und ohne Lauscher; Violoncellos für die Einsamkeit; Harfen-Davids, die ihren Saul suchen; Gasflammen, die in das Leere hinausflackern!

Konzertbilette! Mit diesen Anweisungen auf vier verlorne Stunden in irgend einem salle des pas perdus entledigen sich die hier wohnenden Deutschen ihrer „dévoirs“ gegen die Fremden, die ihnen empfohlen sind! Diese Hospitalité, vor welcher jeden ehrlichen Deutschen der Himmel bewahren möge, hat ihren Grund darin: Gewisse Familien müssen „Konzertbillete“ nehmen, c'est de rigueur! Die Künstler kommen in ihre Salons, id est: Holzkammerl mit rotem Sammt ausgeschlagen, — und arbeiten da an jenen Abenden, an welchen die Frau „empfängt“, Instrumente! Der eine arbeitet Piano, der andere arbeitet Violon, der dritte arbeitet „du chant“, d. h. er thut als ob er eine Stimme hätte, und die Gäste, die thun, als ob sie was gegessen hätten, thun nun auch, als ob sie was gehört hätten, und finden es „charmant“!

Diese sechs Konzertbillete also, welche in eine solche deutsch-pariser Familie hineinfallen wie eine Einquartierung, diese werden wieder von dieser Familie, die um keinen Preis selbst ins Konzert geht, den Herren étrangers versetzt, die dieser Familie empfohlen sind! Anstatt Gastfreundschaft Konzertbillette! Ich habe gleich zwei Tage nach meiner Ankunft in Paris der Seelenwanderung solcher zwei Konzertbillete beigewohnt!

Zuerſt wurden ſie mir zugeſendet von einer Familie, an die ich mit den enthuſiaſtiſchſten Worten empfohlen war!

Ich dachte an das Tableau in dem Induſtriepalaſt: „L'équité préside à l'accroissement des échanges!“

Die Gleichheit präſidiert beim Austauſch von deutſcher, biederer, herzlicher „Gaſtfreundſchaft“ gegen „Konzertbillete“!

Ich dankte avec une portion großer Rührung! Mittags beſuchte ich eine andere angekommene deutſche Familie, da kamen dieſelben von mir bekorbten zwei „Konzertbillete“, um dasſelbe Tauſchgeſchäft mit dieſer Familie abzuſchließen; dieſe Familie refüſierte ebenfalls. Nachmittags um 6 Uhr bin ich bei zwei Wienern, die auch vor ein paar Tagen ankamen, um ſie zu Tiſch abzuholen, da kamen dieſelben zwei armen wandernden „Konzertbillete“, um zu verſuchen, ob ſich bei dieſen beiden unſchuldigen Fremden das Tauſchgeſchäft machen ließe, aber auch da wurden dieſe „Konzertbillete“ mit derſelben Hochachtung refüſiert, die man in Paris den „Konzertbilleten“ überhaupt angedeihen läßt!

Die zwei Konzertbillete dauerten mich in tiefſter Seele! Sie „wanderten raſtlos hin und her“! Die arme Familie, für welche ſie eigentlich gewachſen waren, mußte ſie vielleicht doch ſelbſt verbrauchen, wenn ſich nicht doch ſpäter abends ein „Empfohlener“ fand, den man mit denſelben anſchmieren konnte!

Wenn ich alſo bei dieſen Konzertverhältniſſen dennoch von einem „Konzert“ ſpreche, ſo können ſich meine Leſer denken, daß es kein gewöhnliches Konzert iſt, daß es ein „concert exceptionnel“, ein „concert exquis“, ein „concert primeur“ iſt. „Concert donné par M. Charles Fradel.“

Fradel iſt ein Deutſcher. Fradel iſt ein deutſcher Deutſcher, ein Wiener! Er iſt als Menſch, als Freund, als Geſellſchafter, als Künſtler — ein Wiener; lieb, freundlich, unermüdlich, gemütlich, ſolid, tüchtig, beſcheiden und verdienſtvoll.

Fradel komponiert allerliebſt, ſpielt mit Grazie und Leichtigkeit, trägt die Sache mit Anmut und warm vor. Er iſt der Gerngeſehene im Fauxbourg St. Germain, d. h. unter der crême de la crême, und in der „cité financière“, d. h. in den Salons, wo die Männer in der Taſche und die Weiber in den Saiten klimpern.

Alſo Fradels Konzert war eine „avis rara“, eine „rose verte“, eine „chose inconnue“, das Konzert nämlich war voll! Voll und nicht nur voll von leeren Plätzen, nicht nur voll von „Zuhörern ohne Portefeuilles“, von unbezahlenden Publikümern, ſondern von unbezahlbaren, exquiſen Publikümern, von der Elite der Geſellſchaft, von dem Parfum der Société.

Dieſes fait accompli ſagt mehr als alle Kritik ſagen könnte. Ich bin auch gar nicht kritiklich geſtimmt, ich ſchreibe dieſes nur, weil das Konzert ein „deutſches“ war, nämlich der Anführer, der Canrobert dieſes muſikaliſchen Feldzuges in die Krim der Kon-

zerstegend war ein Deutscher, und unter den Mitwirkenden waren es auch Deutsche, die sich um dieses gewagte aber glückliche Unternehmen verdient machten.

Eine Harfe! Mon dieu! bon dieu! eine Harfe! — Eine Harfe an und für sich ist eine echte Deutsche! Sie giebt nicht eher einen Ton von sich, bis sie mit Füßen getreten wird! Die Treterin aber war heute auch eine Deutsche: Mlle Marie Moesner Sollten mir meine Wiener Freunde die Harfe nach Paris nachgeschickt haben? Nein, so herzlos ist in Wien nicht einmal der blutigste Feind! Jemand von einer Harfe verfolgen lassen! von einer Pedalharfe! Nein, das thut kein Wiener.

Und eine Harfe, die nicht von zwei Händen gespielt wird, deren jede im Besitz ist von fünf Fingern, wie sie Laura hatte, wenn Petrarka kein Maulmacher ist:

„Con cinque perle d'oriental colore."

Und eine Harfe, die nicht von zwei Füßchen getreten wird, die, wie der zweite Petrarka, M. G. Saphir, von einer seiner Lauren sagt:

„Sie ist ein griechisches Epigramm und ihr Fuß die reizende,
kleine Pointe daran!"

Und eine Harfe, die sich nicht an eine Schulter anlehnt, die eine Schulter von denen ist, von welchen ein großer Improvisator sang:

„Nacken, Schultern, Hals und Arm
Alabaster, aber schwellend, üppig warm."

Und eine Harfe, die nicht von diesen drei Dingen gespielt wird, ist nicht wert, daß sie einmal vor einem tollen König gespielt wurde.

Aber nun wieder eine Deutsche: Fräulein Jenny de Treffz. Sie können sich denken, mit welchem Interesse ich Fräulein Treffz hörte, die ich so lange nicht gehört habe. Sie sang allerliebst und unter ungeteiltem Beifall ein Lied von Mendelssohn und das niedliche „Trab trab! von Rücken; ebenso gefiel sie in der Romanze „lui seul" von Coen, die sie mit Wärme und Zartheit sang.

Auch ich wirkte mit! Wie? Ganz einfach, aber wunderbar!

„Chansonnette allemande, paroles de M. G. Saphir, chantée par Mlle. Treffz."

Und was war's?

„Das Morgenfensterln", welches ich für Dlle Liebhardt schrieb und welches von Proch und Suppé in Musik gesetzt wurde.

Mit dieser Musik hat Dlle. Treffz das meiste Glück gemacht, sie wurde stürmisch applaudiert und oft gerufen, und ich?

„Ich bin nichts als ein gefesselt Weib!"

Auch eine Dlle. Binochi sang mit vielem Erfolg eine recht

sinnige Komposition vom Prinzen Ponyatowsky; es ist aber unglaublich, wie miserabel akkompagniert wurde! Ich hätte dem jungen, unbekannten Begleiter einige zarte kritische Rippenstöße versetzen mögen!

Sehr interessant und anmutig ist eine Komposition von Fradel: „Hortense", Valse dedicé à sa Majesté l'Imperatrice, die er auch mit vielem Geschick exekutierte.

Gegen Mitternacht war das Konzert zu Ende, das ist hier die rechte Stunde!

Der Saal Herz oder „Salle Herz" ist ein herrlicher, imposanter Saal, der größte und beste in Paris; voll Pracht und Zweckmäßigkeit, die Räume vortrefflich und akustisch höchst vollkommen. Er gewährt einen sehr angenehmen Eindruck und entspricht allen Anforderungen der Kunst, der Künstler und des Auditoriums. Es that meinem Deutschtum in mir recht wohl, gleich beim ersten Aufblick den Köpfen Mozarts und Beethovens zu begegnen! Ein Deutscher fühlt sich dadurch in diesem Saal ein berechtigter, ein nationalisierter Saalmitbürger!

Paris, 15. Juni 1855.

Fast jeder Artikel in den hiesigen Journalen über die Industrieausstellung führt das Motto: „Paris c'est le centre de la civilisation et de l'industrie." Es giebt in der ganzen Welt keine Journale, welche schlechteren Druck, schlechtere Lettern und abscheulichere Abzüge hätten als die Pariser. Daher kam es, daß ich einmal statt: „Paris c'est le centre de la civilisation" las: „Paris c'est le ventre de la civilisation".

Fast aus allen Journalen, die sich hier mit dem „Industriepalast" beschäftigen, atmet ein Grundhauch, ein vorwiegender Gedanke: der Unterschied der Londoner Industrie-Ausstellung im Jahre 1850 und der Pariser im Jahre 1855. Eben der Gedanke, daß Paris die Mutterrede für alle geistige Thätigkeit ist, daß jede geistige Strömung von Paris aus über die beiden Hemisphären hinströmt, diese Tradition von Poesie, die noch in Frankreich nicht verklungen ist, obwohl die Prosa und die Materie schon seit Jahren alle Poesie getötet hat, dieses Anklammern an die Tradition der geistigen Suprematie macht es der Pariser Journalistik schwer, ihre „Welt-Industrie-Ausstellung" bloß mit dem soliden Hausrock: „Industrie-Ausstellung" zu bekleiden, und sie bestrebt sich, den „Industriepalast" mehr als einen Turnierplatz des Geistes der Nationen, als ein olympisches Spiel für Kunst und Poesie auszugeben.

Diesen Journalen nach gebührte der Londoner Ausstellung von 1850 der Name; „Exposition industrielle", der Pariser Aus-

ſtellung aber von 1855 der Name: „Exposition artistique“. Ein Namensgefecht?

Die hieſigen Blätter ſind unerſchöpflich in Beweiſen, daß der unnachahmliche franzöſiſche Geſchmack, daß der angeborne Inſtinkt der Franzoſen für alles Schöne und Poetiſche, daß der geiſtige Sinn der Franzoſen für die Form, für die Grazie, für die Schönheit u. ſ. w. ſelbſt den gewöhnlichſten Erzeugniſſen der Induſtrie, ja des unbedeutendſten Handwerks ein Siegel von künſtleriſcher Belebung, einen Atem von poetiſcher Durchgeiſtigung auf- und einpräge. Sie behaupten, es wäre ungerecht, bloß „induſtriell“ und nicht „künſtlich“ zu nennen dieſe „Divans“, dieſe Möbel“, dieſe „Stiefel“, dieſe „Bronzeleuchter“, dieſe „Taſchenmeſſer“ u. ſ. w., welchen die franzöſiſche Phantaſie zu der Schönheit des Äußern eine gewiſſe Seele des Liebenswürdigen, des innern Gemütes gegeben hat.

Das „Palais de l'induſtrie“ ſelbſt aber wird am geeignetſten ſein, jedem das Seinige zu geben, jedem Urteil die freie Geltung zu laſſen, England zu bewundern in dem Volumen ſeiner Induſtrie, Frankreich in dem Augenmaß ſeines genialen Geſchmackes für Formen, Proportionen und Verhältniſſe, Deutſchland in ſeinem bewundernswerten, unermüdlichen Ringen nach dem wahren Vollkommenen, nach der Idee des Allerreellſten, in ſeinem Vorwärtsdringen nach einem Allerzweckmäßigſten, welches, wie Amerika vor Columbus, vor dem denkenden, tiefgehenden Geiſt der Deutſchen, ſelbſt in ihrer Induſtrie, in ihrer Gewerbsthätigkeit liegt, ſich kundgiebt, Deutſchland und deutſche Induſtrie, welche, in vielleicht minder ingeniöſen Formen, eine Urwüchſigkeit, Unabhängigkeit und Energie entwickelt, welche ahnen läßt, daß ſie den Weg zum Übergewicht mit zuverſichtlichen Schritten betritt. Und ſo wird ſich aus dem „Palais de l'induſtrie“ das „Jedem das Seine“ am Ende doch glücklich herausſtellen.

Vorderhand wird in dieſen Tagen in dem „Cercle de l'exposition“ eine Frage verhandelt werden, welche, nach meiner Anſicht, eine der wichtigſten iſt: „die Preisfrage“. Die Frage nämlich, wie es zu bewerkſtelligen iſt, daß alle exposants die Preiſe ihrer ausgeſtellten Sachen mit affichieren und anſchlagen, wie es einige Wenige gethan haben. Vom praktiſchen Geſichtspunkt aus, und dieſer Geſichtspunkt iſt Körper und Seele und Kleid und Schmuck der Ausſtellung und alles in allem, alſo von dieſem Geſichtspunkt aus ſteht Kunſt und Induſtrie unter dem gleichen Maßſtab.

Die Fabrik und das Atelier, der Fabrikant und der Künſtler, der Hammer und die Leier, der Marmor und das Leder, die Erfindung und die Imitation, das Genie und der Werksmann produzieren, wollen das Produkt verallgemeinen, ſie wollen alle ſo viel als möglich verkaufen, ſo viel als möglich gewinnen, ſo viel als möglich anerkannt ſein, ſo viel als möglich ihre Erzeugniſſe po-

pulär machen. In dieser Beziehung ist der Poet ein Industrieller und der Industrielle ein Poet, der Handwerker ein Künstler und der Künstler ein Taglöhner

Das ist die praktische Seite der Medaille, und von dieser Seite aus frage ich: was nützt es dem Besucher des Palastes, sei er reich oder arm, Bankier oder Proletarier, Duchesse oder Gastwirtin, wenn sie alle diese Sachen sehen, all' dieses Chaos von stupenden Dingen, voll Glanz, voll Überraschung, voll Blendung, und sie wissen nicht, was ein solches Ding kostet? denn nur aus dem Vergleich des Preises mit dem Produkt kann die Nützlichkeit, der Fortschritt, die Konkurrenz beurteilt werden!

Als Napoleon im Jahre 1806 den Minister Fox in der Industrieausstellung herumführte und ihn fragte, was er am meisten bewundere, antwortete Fox: „Sire! das Messer um einen Sou, welches hier ausgestellt ist."

Die ganze Kommission zur Verteilung der Preise und Medaillen liegt in dieser Antwort des großen Staatsmannes!

Das Urteil einer Ausstellung, d. h. einer Unternehmung, die international, vergleichungsweise, das Analoge zum Analogen ꝛc. darbieten soll, kann nur nützlich, kann nur erschöpfend sein, wenn man die Gegenstände von dem Standpunkte ihrer allgemeinen Nützlichkeit, ihrer Verbreitung, ihrer verhältnismäßigen Wohlfeilheit aus beurteilt!

Der Preis des Gegenstandes ist die Moral desselben!

Übrigens ist die Ausstellung noch nicht komplet und die Kommission sah sich genötigt, die saumseligen exposants mit Strenge einzuberufen.

Auch der Besuch ist mager und frugal, vom 16. Mai bis gestern sind 180000 bezahlende Personen im Palast gewesen, in London haben im ersten Monat 700000 Personen den Glaspalast besucht.

Eine nicht uninteressante Ausstellung fand unter dem großen Glaspalast, „Himmel" genannt, statt: die „Vieh-Ausstellung", mit Respekt zu melden.

Im Champ de Mars fand die „Versammlung der vereinigten Tierstaaten" statt. Die Nationalität der verschiedenen Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine, bis zum Hahn, bis zur Henne, alle sind da mit ihren Erziehern, mit ihren Telemaques, und alle diese Nationalitäten kann ein vernünftiger Mensch doch nur unter dem kosmopolitischen Gesichtspunkt anschauen und beurteilen.

Auch Deutsche sind da, Engländer, Holländer und Schweizer

Ich bin zwar nicht ungeübt in der Kunst, Ochsen beurteilen zu müssen, aber in solchen Massen, in solcher Munifizenz, in solcher Superlativität habe ich sie nie beisammen gesehen.

Frankreich hat zu dieser Ausstellung 888 und die Fremden 557 Häupter gestellt.

„Wer zählt die Häupter, wer die Namen,
Die zu dem Feſte alle kamen?“

Aus England haben der Prinz Albert, der Marquis Tollhant, Lord Feversham die ausgezeichneiſten Exemplare geliefert.

Die Konkurrenz aber iſt groß unter Menſchen und unter Vieh! Der Raſſenkampf, dieſer tieriſchſte aller Kämpfe, iſt auf dem Champ de Mars martialiſch geworden!

Es ſind Individualitäten da, Individualitäten von ſtupender Originalität!

Hier ſehen Sie eine „Kuh“, — ach, die Sprache hat keine andere Bezeichnung für die allerſchönſte wie für die allergarſtigſte Kuh! —

Dieſe „Kuh“, welche Jo nicht ſchöner wünſchen könnte, wenn ſie je wieder aus einer unnützen Göttin in ein nützliches Weſen verwandelt werden ſollte, dieſe Kuh zieht die Augen von Tauſenden auf ſich! Nicht die ſchöne „Zaïre“ im „Salle mabille“ kann mit ſolchen lüſternen Blicken betrachtet werden als dieſe Kuh von den Cultivateurs und Eleveurs betrachtet wird. Dieſe Kuh (Nr. 56) repräſentiert die Erziehung aus den Ställen des Vicomte de Curzay und vereinigt alle Schönheiten: das Horn von Suſſex, die Haut von Devon und die Geſtalt von Durham!

Und wie ſittſam ſteht ſie da dieſe Kuh! Weiß ſie, daß ſie die Medaille bekömmt? Ahnt ihr ſtrotzender Euſen den erſten Preis?

Wenn ich, par courtoisie, der Kuh den Vorrang gelaſſen habe, ſo bitte ich den Herrn Stier (Nr. 92, Walter Forthing), darin keine Zurückſetzung zu finden, es iſt nichts als Rückſicht, die ein Mann, Menſch und Poet dem Geſchlechte ſchuldig iſt.

A tout seigneur grand honneur! Welch' ein Stier! Der „Stier von Uri“ im „Tell“ iſt ein Kolibri dagegen!

Willkommen, edler Vertreter von Somerſet! Willkommen, Sieger über Herfort, willkommen, Sieger Durham! Die Lorbeeren von Devonſhire vergehen am Ruhm dieſes Helden von Devon!

Seid gegrüßt auch, ihr Schweizer Damen! Du Kuh aus Bern, du Kuh aus Schwitz und du aus Fribourg!

Ach, ſehen Sie da das „Porträt“ der allerſchönſten Kuh aus der Schweiz! — (So drückt ſich der Kommiſſionsbericht aus: „Voici le portrait du plus beau de la bande.“)

„Kopf ſtark und behaart, kurze Hörner, hervorſtehende Schultern, Haut dicht und hart, Wampen (Fanon) wie eine Schürze, dicke, ſtarke Gliedmaßen, Croupe hervorhängend, breite Füße.“

Man wird aus dieſem Bild kein Ganzes bekommen, aber ſchon der Maler Conti ſagt: „Wir malen mit Augen der Liebe, und Augen der Liebe müſſen uns auch beurteilen!“

Sie ſah ganz traurig aus, dieſe arme Perſon! Ich weiß nicht, ob die Schweizer Kühe auch „Heimweh“ haben?

Es hat mich einmal in Dornbach eine ſolche Schweizerin lange,

lange angesehen, es war ein Blick, nicht wiederzugeben, es lag ein Etwas in diesem Blick, das wie Heimweh aussah! Gewiß, diese Berner Kuh im Champ de Mars hatte Heimweh!

Ich komme nun zu dem Schafgeschlecht! Auch hier ist England obenan. Da sehen Sie einen Merino-Widder; aber es ist kein gewöhnlicher Merino-Widder, er holte sich sein goldenes Vließ grade aus der Heerde, welche Georg der Dritte nach England einführte! Ein legitimer Merino! Er hat seine edle Abkunft, seine spanische Grandezza, seinen spanischen Halskragen beibehalten!

Aber neben den Mitgliedern der zum Scheren bestimmten und der zum Melken bestimmten Individuen sind hier auch jene Tiere zu sehen, die in blindem Zustand manchmal eine Eichel finden, und die fett werden von der Frucht jenes Baumes, dessen Zweige ein Futter für die deutsche Symbolik abgeben.

Hier ist die „Ahn-Sau", in der Geschichte giebt's Umschreibung, Yorkshire weiß, da Cumberland schwarz u. s. w.

Die Preise sind bereits verteilt und England hat das Übergewicht, auch sind sie meist schon verkauft

So geht jedes Vaterland mit den Wesen um, die ihm im Auslande Ehre machen und da hochgeschätzt werden! England hat hier jene Wesen verkauft, für die es Preise, silberne und goldene Medaillen bekommen Ein solcher Ochs kann wirklich sagen: „Ingrata patria, nec mea ossa habebis!" Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Beine sollst du haben!

Ein Ehepaar aus Donking ist um einen enormen Preis von 750 Franks verkauft worden! Ein Ehepaar sage ich, ein Hahn und eine Henne aus Donking! Man hat für einen Hahn vom Prinzen Albert 1800 Franks geboten, aber der Prinz ließ ihn nicht verkaufen.

Zu einem jeden solchen Hahn werden aber zwei Hennen mitgegeben. Avis au Coq-queur!

Paris, 16. Juni 1855.

Ich habe gestern von der „Vieh-Ausstellung" im Champ de Mars gesprochen, habe aber eine Gattung von „reproduktiven animaux" vergessen, ich trage sie heute nach.

Es sind gewisse Korrespondenten für die „Augsburger Allgemeine" und „Kölner Zeitung". Eine Viehgattung, die, wenn man sie nach ihren Korrespondenz-Artikeln in jenen Zeitungen beurteilen wollte, zwischen „bovino" und „porcino" zu rangieren wäre.

Es ist ein bejammernswertes Viehgeschlecht, diese Korrespondenten für die „Allgemeine Zeitung". Heine hat doch wenigstens Geist gehabt, mit welchem er die Falschheit der Ansicht, Beredsamkeit, mit welcher er die Bosheit, Laune, mit welcher er die

Gehässigkeit, Spaß, mit welchem er den persönlichen Neid bedecken und einen Anstrich von Lebendigkeit geben konnte.

Aber die Miserabilität der meisten Korrespondenten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", die Miserabilität ihrer geistigen Exkremente, die sie in den Spalten ihrer „Zeitung für Alle" niederlegen, wird nur von der Miserabilität ihrer Existenz in Paris überboten. Es giebt kein elenderes Fristen einer elenden Existenz als ein solcher Korrespondent hat, und das Mitleid mit dem Jammer, den der Anblick eines solchen bejammernswerten Berufs darbietet, überwiegt bei weitem die Verachtung, welche die Lügenhaftigkeit ihres aufgeschnappten Bettelsacks und die schäbige, persönliche Neidhämmelei ihrer Elukubrationen in dem Leser jener Auswüchse erregen.

Welche traurige, jämmerliche Existenz! Ein solcher Korrespondenzler ist von Tagesanbruch bis Mitternacht auf der Rattenjagd nach Notizen, auf der Angelfischerei nach Neuigkeiten in den Gossen und Rinnen der Straßen von Paris!

Von den Thüren der Telegraphen-Bureaux bis zu den Concierges der Financiers auf- und abjagend, den Bedienten eines Kammerdieners, eines Sekretärs, eines Redakteurs mit Liebkosungen bedeckend, um ein Gerücht, ein „l'on dit" zu erfahren, von allen Leuten dupiert, zum besten gehabt, auf der Lauer liegend, von der Lauer zum Tintenfaß keuchend, die Minute abnagend, die Sekunde mit den Nägeln so lange zu Blut kratzend, bis sie eine Lüge, ein „sagt man", ein „wie man hört" von sich giebt, jeden Fremden um- und anschnüffelnd, aus der Liste der angekommenen Fremden eine armselige Kombination zusammenschweißend, aus den Feuilletons-Knöcheln der „petits journaux" einen Brei für ihr Journal zusammenkochend, bei den Lakaien der Gérants antichambrierend, um durch das Schlüsselloch zur Redaktion ein Wort zu erschnappen, die Schwellen des Hotels ableckend, um die Spur eines angekommenen Kuriers zu entdecken; ein Spott der hiesigen Leser, ein Augenmerk der Regierung, welche die Korruptheit und Fäulnis dieser Menschengattung kennt, haßt und mit Recht stets unter dem Schwert des Damokles hält, unter einander sich mit Neid und Gewerbshaß anfallend, sich an Erfindung von Lügen und pikanten Skandalen überbietend, das ist das Brot und Salz, welches die meisten — ich sage nicht: alle — dieser Korrespondenten für die „Augsb. Allg. Zeitung" hier in Paris, mit Schmutz und Ordinärität gewürzt, täglich und stündlich essen.

Ein Wort aus der Luft, im Widerhall erhascht, ein Börsenklatsch aus der Menge, lauernd und schleichend erforscht, reicht hin, um ihnen zum Kanevas einer seitenlangen Korrespondenz voll absurder Nachrichten und erfundener Dinge zu dienen.

Hier nur ein Beispiel. Es hat hier vor einigen Tagen im

Telegraphenamte die Entdeckung eines Mißbrauches stattgefunden. Es gingen verschiedene Gerüchte darüber umher. Ein Korrespondent für ein „Münchner Blatt" stoppelte aus diesem abgemähten Felde der Gerüchte eine Nachricht, nein, eine Denunziation zusammen, ein Gewebe von alberner Lüge und dummer Erfindung. In dem „Münchner Blatt" nämlich hieß es ungefähr: „Ein Hoher, dem Hofe nahestehender, sogar anverwandtschaftlich nahe, habe sich einen Mißbrauch des Privat-Telegraphen zu schulden kommen lassen und sei deshalb seiner hohen Stellung enthoben worden; der Korrespondent teile das dem „Münchner Blatt" besonders mit, weil jene hohe Person eine in München bekannte Persönlichkeit sei u. s. w.

Zufällig war ich in der Lage, den Hergang jener Angelegenheit genau, aus den besten Quellen zu wissen, und die elende Lügenhaftigkeit jener Nachricht hat mich mit Empörung erfüllt. Die Sache ist unbedeutend und einzig also: Ein junger talentvoller Kreole hier, der sich einer fernen Anverwandtschaft mit der Kaiserin Josephine rühmte, wurde nach langem vergeblichen Sollizitieren im Telegraphenbureau angestellt. Nach einiger Zeit bemerkte man, daß der junge Kreole, der sonst nicht bemittelt ist, einen Aufwand mache, der seinen Gehalt weit übersteigt, daß er sich ein Kabriolet anschaffe u. s. w. Man beobachtete ihn sogleich, man sah, daß er zu verschiedenen Tageszeiten das Bureau verließ und einige Bankiers besuchte. Kurz, der junge Mann wurde sogleich entlassen, Beweise zur Bestrafung lagen keine vor, natürlich kein Bankier wollte etwas von einer Mitteilung wissen.

Jene Person, von welcher das Münchner Blatt spricht, eine Persönlichkeit, durch Rang, Charakter und Lauterkeit des Herzens und des Geistes über jeden Schatten von Verdacht erhaben, und natürlich ganz außer dem Komplex dieser Angelegenheit, hat über diese ganze Mache gelacht, die auch lächerlich war, wenn sie nicht ein Beweis wäre, welcher Gemeinheit, Bosheit und Lächerlichkeit gewisse Berichterstatter fähig sind, um nur ihren Lohn zu verdienen! Es ist auch natürlich; da sie liefern müssen, Neuigkeiten, Pikantes liefern müssen, so ist ihnen alles willkommen, Lüge, Bosheit, Gemeinheit, Erfindung, Verleumdung, Widerruf u. s. w.

Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" ist darin die am meisten und am besten versehene, und das auch darum, weil sie ihre Korrespondenten spärlich honoriert und diese also, wie eine Meute magere Jagdhunde, sich gegenseitig die Knochen abnagen. Sie ist hier allgemein als das perfideste deutsche Blatt bekannt und stigmatisiert.

Da hat mich ein solcher Korrespondent sehr unterhalten! Er sagte nämlich in der „Augsb. Allg. Ztg.": Auch Saphir ist in Paris angelangt u. s. w. „Derselbe hat von unseren Mitgliedern des kais. Hofes ein Reisestipendium (!) von 2000 fl. erhalten, allein

das reicht noch lange nicht aus, um in Paris mit Komfort zu leben und häufig Theater und Soiréen zu besuchen!"

Ein liebes Buberl! Zum Küssen! Aber dumm, stockstumm! Neidisch ist recht, mißgünstig sein ist auch recht, aber nur nicht dumm! Schlechtigkeit vergeht, Dummheit besteht! Die 2000 fl. scheinen den Mann gewaltig zu jucken, aber wie kann der gute Mann so dumm sein und das glauben? Wie kömmt es, daß er nicht weiß, daß ich 24000 fl. C. M. für drei Monate bekommen habe? Ach Gott, wenn der Mann erst das wüßte, wie hätte er mich bearbeitet!

Glaubt der gute Mann, Saphir wird in Paris keine Theater und keine Soiréen besuchen? oder ich werde mit 24000 fl. C. M. in Unkomfort leben? Es ist sonderbar, ein Mann, der von allem so gut, so richtig, so wahr unterrichtet ist, sollte nicht wissen, daß meine Sendung bloß ist, den „Komfort" zu studieren?! O kurzsichtiger Sterblicher der „Augsb. Allg. Zeitung"!

Ich kenne das gute Männchen, aber zur Beruhigung der „Augsb. Allg. Zeitung" muß ich bekennen, daß ich ihn noch nie in einem Theater, noch nie in einer Soirée, noch nie in einem „Komfort" gesehen habe, Beweis genug, daß er seine Reisestipendien edler verwendet!

Wenn der Leser den Namen jenes Korrespondenten erraten will, so setze er an die beliebte Namensendung der Prager Juden „eles" — als z. B. Geisteles, Schesteles, Zeiteles, Davideles, Karpeles, Itzeles u. s. w. irgend eine oder zwei Silben vor und er ist auf der Fährte.

Jener Korrespondent hat mich sehr amüsiert! Er meint, „ich stehe auch bei der Familie der Napoleoniden in großer Gunst"; ist das alles, was der gute Mann „anzugeben" vermeint?! Ich, so heißt es weiter, „streue den Franzosen dicken Weihrauch, wie Börne selig!"

Verzeihe, lieber Börne, verzeihe, edler Schatten, diesem erbärmlichen Geschmeiß, welches hirnlos, geistlos und ehrlos mit Namen, Sachen, Celebritäten, Charakteren und Intelligenzen spielt, wie Gassenjungen, welche Edelsteine finden, sie für Kiesel halten und mit ihnen „Grübelwerfens" spielen. Fort mit diesem zweihändigen Nichts! Es ist schon viel, daß ich diese paar Worte darüber verschwendete. Da dieser Brief schon unbedeutende Dinge erwähnt, so mag er mit einer kleinen Klassifikation der „Pariser Kaffeehäuser" schließen.

Alles vergeht, der Kaffee besteht! Reiche sinken, Völker wandeln, Kaffeehäuser sind unveränderlich! Kaffeehäuser wird es geben, so lang es Kaffee giebt, Kaffee wird es geben, so lang es Frauen giebt, und Frauen wird es geben, so lang es Marchandes de modes giebt, und Marchandes de modes wird es ewig geben!

Unter allen Chancen der Stadt Paris haben sich die Namen

der Kaffeehäuser erhalten. Paris ist der klassische Boden der „cafés".

Das älteste „café" in Paris ist das „café Procop". In diesem „café" haben sich ein halbes Jahrhundert lang die größten Künstler von Paris zusammengefunden. Jetzt ist das „café Procop" der Versammlungsort der Aristokratie unter den Studenten. Hier wird aber jetzt mehr kein Witz, kein Geist gemacht, hier ist der Tempel des Domino-Spieles!

Wer Domino spielt, kündigt an, daß er seinen Verstand in Ruhestand versetzen will, mit erhöhtem Charakter: „Domino-Spieler"!

Dominospielen ist die Wissenschaft der „doppelten Sechser" und des „double blanc". Wer Domino spielt, hat manchesmal 4, oder 8, oder 12 Steine im Bret des blöden Zeitvertreibes vor. Dominospielen heißt zur Zeit sagen: „Schau, wie eine elende Kreatur du bist! Dich zu vertreiben, nehm' ich mir nicht einmal die Mühe, vom Gottesgeschenk „Denken" Gebrauch zu machen. Ich steinige dich! Ich mach' aus meinem Gehirn einen Haspel und haspele dich ab!" Aber es giebt Weise über Weise! Es giebt Denker über Denker! Der Dominospieler ist ein großer Denker, aber ein noch größerer Denker ist der Domino-Zuschauer! Dominospielen heißt die Gedanken mit Kleister verpappen, aber Dominospielen zusehen ist die Blume dieser Gedanken-Verpappung! Langeweile haben mag eine Unterhaltung sein, aber Langeweile zuschauen ist der Preis der Tugend!

Ein anderes berühmtes, altes café ist das „café Foy" im Palais royal. Im „café Foy" wird nicht gespielt, bloß gelesen! Aber am Plafond ist eine Schwalbe gemalt. Was will diese Schwalbe sagen? Diese Schwalbe ist jene „eine Schwalbe", die in diesem café Sommer machte. Das café Foy war wenig besucht. Eines Morgens kommt ein Mann in's café, trinkt Kaffee, nimmt noch mehrere Erfrischungen und will bezahlen. Er hat seine Börse vergessen. Der garçon will dem unbekannten Gast nicht borgen, dieser sagt, man soll den Wirt rufen. Der Wirt kommt, der Gast erzählt ihm seine Verlegenheit. Der Wirt ist liebenswürdig und sagt: „Bezahlen Sie, wenn Sie wieder vorübergehen." In diesem Augenblick erblickt der Gast einen Farbentopf mit einem Pinsel, der zufällig in einem Winkel stand. Er sagt zum Wirt: „Ich werde Sie gleich bezahlen," nimmt Topf und Pinsel, steigt auf einen Sessel, den er auf's Billard stellt, malt eine Schwalbe an den Plafond, und den Namen „Horace Vernet". Diese Schwalbe brachte dem café Foy den ewigen Sommer voll Gäste. Die Schwalbe ist das Palladium, der Genius des café Foy. Hier kommen auch die Künstler des Théâtre français zusammen.

Im „café de la regence" wird bloß Schach gespielt! Hier ist das Pantheon Philidors, das Mausoleum Palamedes! Hier wird

ewig Krieg geführt und die blutigsten Schlachten enden nicht einmal mit einem Toten. Hier war auch das „café Valois"! Gehen wir weinend an diesem Namen vorüber, wie er selbst und das café vorübergegangen ist. Das „café d'Orleans" kämpft noch immer, aber sichtlich unterliegend mit den Waffen alten Glanzes gegen den Verfall des „Palais royal" und der Galerie vitrée.

„Café Tortoni" ist rococo, alter Name und leere Ansprüche. Das „café Napolitain" hat ein Eis erfunden, „tranche channelle", ein Eis, in welchem ein Eisbär ein Frühlingsdichter wird, und „Tortoni" ist genesen!

Das „café Lamblin" war einmal à la hauteur des Mokka, an der Spitze des Java-Parfums, heute ist es — ein estaminet zweiten Ranges. Was hat dieses brillante „café" gestürzt? die Politik! In der Restauration war es Zusammenkunftsplatz der Maurer, in der Juli-Revolution ein Ablager vom Klub „amis du peuple" u. s. w.; aber ein Kaffeehaus soll keine Meinung haben! Große Lehre für die Welt- und Kaffeehäuser-Geschichte! Die größten Kaffeehäuser von Paris, „café Valois" und „café Lamblin", sind durch ihre politische Gastführung zu Kneipen herabgesunken!

Im quartier latin fanden wir die klassischen Kaffeehäuser „café Voltaire" — „café Molière" — im „café Tabourey" wohnt Jules Janin, der Oberpriester der Pariser Kritik, der ewig junge Templer für Kunst, Geist und Wahrheit.

Das „café" oder „maison do'r" ist der goldene Anfangsbuchstabe der Boulevard-Kaffeehäuser, Temple des „Landsknecht", Asyl der „Grecs", Ausgangspunkt aller Erzählungen von Loretten ꝛc.

Genug und genug, wozu noch einen „café turc", — „café Frascati" u. s. w.

Ich schließe mit einem Spaß aus dem „café du grand balcon", wo man das beste baierische Bier bekommt. Ich sitze gestern oben, lese eine Zeitung und trinke eine demi tasse, da höre ich Deutsche unter mir sprechen. Ein Herr und eine Dame, der Herr schreit: „Garrrçon!" Der Garçon kommt: „Monsieur!" — „Donnenz-ma un bierre bavoroise!" Der Kellner schaut ihn an, er schreit lauter: „Un bierre bavoroise dis-je!" Der Kellner schaut mich an, ich komm' ihm zu Hilfe: „de la Bavière" will der Herr. Bavoroise ist nämlich hier ein Getränk, das bei uns „Barbaras" heißt. Der gute Mann forderte also ein „Barbaras-Bier"!

Paris, 17. Juni 1855.

Rachel — Ristori — Verdi — Meyerbeer — Scribe.

Ich komme aus jenem „Tempel der Kunst", der ein „Industriepalast" ist, aus dem Hause Rachels in der rue Trudhon Nr. 4.

Ich war bei Dlle. Rachel, um sie zu erinnern, daß sie mir zweimal hintereinander versprach, eine Vorstellung für die Armen in Wien zu geben.

Dlle. Rachel kam nach Wien wie die Rachel in der Genesis: Rachel und Lia, Vater und Bruder und die ganze Herde, die Truppe französischer Künstler, und wie haben wir sie empfangen! Wie haben wir ihr den Weg mit Blumenkränzen, mit Lobgesängen gepflastert, wie haben wir ihr entgegengejubelt! Wie haben wir ihr die Schatulle gefüllt, und in einer Anwandlung menschlicher Regung versprach sie, am Ende der Gastrollen eine „Vorstellung für die Armen" zu geben.

Die letzte Vorstellung war vorüber, ich und die Armen waren schon in süßer Hoffnung, — aber „l'uomo propone e papa Felix dispone!" Ein Briefchen gab kund, daß Dlle. Rachel sogleich nach Italien abreisen müßte, aber wenn sie wieder nach Wien kommt, dann, dann! u. s. w.

Dlle. Rachel ging nach Triest, nach Venedig, was weiß ich, nach Venedig, wo die dummen Dogen goldene Ringe in den Busen der Amphitrite warfen, anstatt sie zu den Füßen großer Tragödinnen niederzulegen, wo aus den Bleikammern noch etwas Gold zu münzen war; sie ging mit der Einnahme meiner Armen „vogue la galère!" Und ich stand auf dem Semmering und harrte der Wiederkehr, aber der Sommer ging, der Winter kam und keine Rachel!

Und wieder kam die große Tragödin und entzückte auf der Halbinsel, wie sie im Burgtheater entzückte! Neue Kränze! Neue Einnahmen! Neue Lorbeern! Neue Huldigung! Neue Bitten Saphirs für die Armen! Neue, sichere Versprechung und Zusage der Dlle. Rachel.

Die letzte Vorstellung war vorüber — und neues Brieflein vom Papa Felix, „Felix Austria!" Dlle. Rachel müßte augenblicklich nach Pest, aber nach drei Vorstellungen schwimmt die Arche bestimmt wieder donauaufwärts und Dlle. Rachel wird eigens verweilen, um den Armen und mir ihr Versprechen zu halten.

Ich ließ mir eine Hütte am Ufer der Donau bauen, ich lugte in die Wellen wie Goethe's „Fischer", Welle kam und Welle ging, aber keine Rachel und kein Felix! Ich irrte an den Wellen der Donau umher, ich wurde ganz Lorelei, ich kämmte mein goldenes Haar mit einem goldenen Kamm und seufzte: „Rachel, Rachel!" aber die Wellen murmelten und ich murmelte mit, aber keine Rachel, und kein Felix und keine Vorstellung für die Armen!

Aber „laß' dich von Saphir einmal bei einem Haare fassen und du bist sein auf ewig! Ich ziehe der Rachel nach wie der Bettler in Raimunds „Verschwender" mit der Bitte für meine

Armen. Dlle. Rachel geht nach Amerika, ich zieh' ihr wie Raimunds Bettler in einem Schinackel nach und ſinge von Ferne: „Für meine Armen!“

Und geht die Rachel wirklich nach Amerika? Wer weiß das! Ich frage den Miniſter Fould: „Werden wir bei der großen „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“ nicht den erſten Sänger Frankreichs Herrn Roger hören und nicht die erſte Künſtlerin Frankreichs: Dlle. Rachel ſehen? Der Miniſter lächelte. Die Miniſter ſagen, wenn ſie gefragt werden, nie „ja!“ und nie „nein!“ Sie lächeln bloß, und aus dieſem Lächeln kann der Frager wie aus einer Zirkulardepeſche entnehmen, was er will! Ein ſolches Lächeln iſt wie die Wolke Hamlets, es hat einen Rücken, der ſieht aus wie ein „ja!“ und es hat einen Bauch, der ſieht aus wie ein „nein!“ Geht die Rachel nach Amerika? Orientaliſche Frage mit Nachguß!

Kein Menſch wußte es! Nicht Paris und nicht die Journaliſtik! Nicht die Napoleons und nicht die Feuilletons, nicht der geſetzgebende Körper und nicht die Synagogen! Das waren die „Mystères de la rue Trudhon Nr. 4!“ Es war eine Kunſt- und Geld-Frage! Die Familie Felix hat ſich untereinander verkontraktiert! Ein jeder wollte „Nr. Sicher“ gehen. Dlle. Rachel machte einen Kontrakt mit Bruder Raphael, der das Ganze führen ſollte; Bruder Felix machte einen Kontrakt mit Papa Felix, der das Geld vorſtrecken ſollte, Papa Felix machte einen Kontrakt mit den Kameelen und Kornaks, welche die Truppe begleiten ſollten. Die Unternehmung hatte ihre Chancen ihre Schwierigkeiten! „Ein Schiff,“ ſagt Shylock, „beſteht aus Brettern, Bretter ſind Holz, es giebt Landratten, es giebt Seeratten.“ Paris war alſo über die „neue Entdeckung Amerikas“ der Dlle. Rachel in Ungewißheit! Da erwacht an einem ſchönen Morgen Paris und das erwachende Paris findet an ſeinen Mauern angeſchlagen:

Heute Abend im Théâtre français: „Horace“.
„La rentrée de Dlle. Rachel.“

Paris reibt ſich die Augen! Paris glaubt zu träumen! Rachel in Paris! Felix nicht in den Plantagen? Iſt Amerika untergegangen? Man ſieht ſich an, man ſtaunt, man begreift nicht!

Aber die Sache iſt einfach! Große Wirkungen, kleine Urſachen! Dlle. Rachel ſchmollte mit Paris, mit Frankreich, ſie ſchmollte mit dem Empire, wie ſie mit der Republik geſchmollt hat, mit der Republik, wie ſie mit der Reſtauration geſchmollt hat! Und ſie ſagte: Ihr ſollt' keine Rachel haben, und alſo keine Tragödin!

Da ließ der liebe Himmel ein Lüftchen wehen, daſſelbe Lüftchen, welches einmal die Wachteln herwehte, als in der Wüſte kein Fleiſch war, und dieſes Lüftchen wehte ein Schiffchen her und aus dem Schiffchen ſtieg ein zartes, ſchmächtiges, blaſſes Weſen, und dieſes Weſen kam aus den goldenen Auen Toskana's, aus den

Orangenwäldern Sardiniens, aus den gesegneten Sonnengebieten Italiens, und dies Wesen hieß: „Ristori“, „Mad. Ristori“, und mit sich brachte sie an der zarten, lieblichen, künstlerisch feinen Hand „Francesca di Rimini“ von Silvio Pellico und „Myrrha“ von Alfieri.

Wer ist Mad. Ristori? Woher kommt sie? Was will sie? Wer kennt sie? Eine halbvergessene Tragödin eines Stückchens von Italien!

Wer ist sie? — Die Muse! Melpomene! Die Göttin mit dem Dolch! Die Göttin mit der Gottgewalt über Herzen und Thränen!

Woher kommt sie? Aus den Landen Dante's, aus dem Himmel und der Hölle Dante's, aus dem Sonnenstrahl Tasso's, aus dem Tempel Arioſto's, aus den Hallen Michel Angelo's und Lenardo da Vincis! Aus dem Anschauen Raphaels und der sixtinischen Madonnen!

Was will sie? — Sie will euch bringen den Dante, sie will euch in die Szenen setzen Himmel, Hölle, Purgatorium, sie will euch bringen Seufzer und Thränen, Liebe, Haß, Verzweiflung, Schmerz, Sehnsucht und alle großen Bewegungen der Seele und alle Vibrationen des Herzens!

Wer kennt sie? — Jeder, der das menschliche Herz kennt in seinen Träumen, in seiner Pulsation, in seinen Wonnen und seinen Bitternissen! Jeder, der die Wahrheit kennt in ihrer Erhabenheit, in ihrer Einfachheit, in ihrer Anmut und in ihrer Häßlichkeit! Jeder, der das Erhabene kennt in seiner Fülle, in seiner Macht, in seiner dynamischen Größe, in seiner vollen Unendlichkeit!

Madame Ristori?

Gestern eine kaum gekannte, kaum genannte Persönlichkeit, ein Atom, geworfen in die Welt Paris, und heute ein gekröntes Haupt, eine Berühmtheit, das Echo von Paris!

Gestern ein Gast, heute eine Macht, gestern eine Bittende, heute eine Herrschende.

Und der Ruhm der Ristori, und die Huldigungen der Ristori, und die Lobgesänge der Ristori, und der Enthusiasmus der Pariser für die Ristori drang bis in die Stiftshütte der französischen Tragödin, bis in das Kabinett der Dlle. Rachel, in die rue Trudhon! Und bei dem ersten Trompetenstoß der Kritik für die Ristori lächelte Dlle. Rachel mitleidig, bei dem zweiten Trompetenstoß lächelte sie verächtlich, beim dritten Trompetenstoß lächelte sie bitter, als aber alle Journale in einen einzigen Trompetenstoß, in einen unisonen Lobgesang der Mad Ristori ausbrachen, da lächelte Dlle. Rachel das sardonische Lächeln und sie sagte: „Ich muß doch auch sehen, was an diesem Schemen ist!“ Und sie hüllte sich in eine alte Toga und versteckte sich in eine Loge, in

ein „baignoir", wo sie niemand sehen sollte, und sie sah die „Myrrha" der Mad. Ristori. Und als sie die Ristori sah in all' ihrer Herrlichkeit, in all' ihrer Wahrheit und Tiefe, da erfaßte sie das „verfluchte-Kerl-Gefühl", das „Anch'io"-Gefühl! Sie bäumte sich in sich auf und sagte: „Anch'io sono Ristori!" Und sie ging nach Hause und trug mit sich fort im Busen des Eifersuchts-Gefühl der Götter ihrer Väter: „Du sollst keine andern Götter neben dir dulden!"

Und sie schrieb an den Direktor Cronier: „Ich bin Rachel, die da ist, war und sein wird! Und ich sehe, mein Publikum ist abgefallen von mir und betet zu anderen Göttern. Auf, Cronier! Mache auf die Bundeslade des Théâtre français, nehme heraus die Gesetzestafeln Racine und Corneille, und versammle mein Volk von Paris und sage zu ihm also: Dlle. Rachel hat erfahren, daß ihr werdet abtrünnig und betet zu andern Göttern, weil ihr ihr Antlitz nicht gesehen habt schon so lange! Nun will sie zu euch kommen, gehüllt in Feuer und Flammen, und will sich niederlassen über dem Tempel der Tragödie, auf daß ihr zurückkehrt und erkennt: Es ist nur eine Rachel und neben ihr nichts im Himmel und auf Erden!"

Und es war g'rade der Sterbetag Corneille's, und Rachel sprach: „Dieser Corneille starb mir heute sehr gelegen!" Und sie spielte „pour l'anniversaire de Corneille" die „Camille".

Ich saß da und bewunderte sie, und neben mir die Ristori, welche in Bewunderung und laute Brava! ausbrach.

Wer spielte besser? Dlle. Rachel, als sie bei der Vorstellung der Ristori im Dunklen verborgen saß und ungesehen zuckte und zusammenfuhr, oder Mad. Ristori, als sie bei der Vorstellung der Dlle. Rachel vor allen da saß und laut applaudierte?! —

Ich glaube, dort war mehr Natur und hier mehr Kunst!

Aber welche unendliche Größe, welche unendliche Wahrheit lag im entzückenden Spiele der Dlle. Rachel!

Ich habe die Rachel nie größer, nie wahrer, nie intelligenter, nie vollkommener gesehen! Ich fühlte alle meine Nerven zittern! Da ist ein Stück Römertum lebendig geworden, da ist der gedehnte, klassische, steife Stil der französischen Tragödie flüssig geworden, flüssiges Gold, flüssige Leidenschaft, strömende Erhabenheit, klare, durchsichtige Seele!

Welche Einfachheit im Erhabenen, welche Erhabenheit im Einfachen! Welches Wirken und Schaffen im Pathos! Wie leuchtet die Intelligenz aus diesen sinnigen Rügen, wie strahlt die Seele aus diesem geistigen Blicke! Welches Leben in jeder Bewegung, und welcher furchtbare Inhalt in ihrem Schweigen! Ihr Schweigen auch ist ein stillstehendes Gewitter! Welche Glut und welche Innigkeit! Welche Weisheit und welcher Schmelz! Welch' ein ewiges Schaffen und Bilden in Mienen und Geberden! Da, wo

andere Darstellerinnen nur ein Leeres finden, ein Leeres lassen, da findet das Genie Stoff zu Schaffen, da findet Dlle. Rachel Inhalt, Bedeutung, Zukünftiges!

Als die Vorstellung zu Ende war, dünkte es mir, als ob ich aus einem schauerlichen Traum erwachte, aus einem Traum voll Lust, Süßigkeit und Grauen! Das Haus brach in stürmischen Beifall aus, es war erdrückend!

Der Vorhang fiel. „Camille" ist verschwunden und in die rue Tradhon Nr. 4 kehrt nichts zurück als Dlle. Rachel, die Komödiantin, Dlle. Rachel, die eifersüchtige Nebenbuhlerin, Dlle. Rachel, die Tochter von Felix, des Sohnes von Simeon aus dem Stamme Abrahams, Dlle. Rachel, „Commis-voyageur en affaires tragiques", Dlle. Rachel, die „in „Corneille" und „Racine" macht", Dlle. Rachel, die ausgezogen ist, um in Mad. Ristori Moab und Amalek zu vertilgen, Dlle. Rachel, die noch immer nicht weiß, ob Melpomene in Amerika nicht bessere Geschäfte machen kann, als in Paris!

Und Dlle. Rachel erwachte am andern Tage und alle Journale waren voll ihres Lobes, und alle Journale bedeckten „Rachel-Camille" mit wohlverdienten Lorbeern, aber alle Journale, wie verabredet, dankten laut und herzlich — Madame Ristori, daß sie die Rachel dem „Théâtre français" zurückgegeben hat!

Es ist doch ein boshaftes Volk, dieses Journalistenvolk! Und mit erneuerter Unermüdlichkeit singen sie das Lob der Mad. Ristori, und die meisten gehen so weit, zu sagen: „Die Zeit ist vorüber, wo Paris sich mit der rentrée oder nonrentrée der Dlle. Rachel beschäftigte! Wir sehen, es giebt noch größere Tragödinnen! Dlle. Rachel ist ein „passé" u. s. w."

Unter allen Kritikern hier ist Jules Janin der geistreichste, der liebenswürdigste, aber auch der prophetischste!

Als noch von der „rentrée" der Rachel keine Rede war, saß ich mit Jules Janin bei Madame Orfila (Witwe des berühmten Orfila). Wir sprachen von der Rachel, und Jules Janin sagte: „Wenn die Ristori einen großen Succeß hat, dann wird Dlle. Rachel gewiß einmal wenigstens wieder auftreten!"

Und er hat's getroffen. Mad. Ristori, die italienische Gesellschaft, hat Dlle. Rachel dem Theater wiedergegeben; die englische Gesellschaft, Mad. Wallace, hätte das nicht vermocht!

Ja, Paris hat auch eine englische Truppe! Diese englische Truppe hat auch „Macbeth" gegeben, aber den englischen „Macbeth", den „real Shakespeare", keinen Ducis-Shakespeare. Es sind drollige Engländer, diese Engländer! Vor „Macbeth" geben sie eine „Posse", eine „Posse mit Tanz", eine Zauberposse!

Die englischen Tänzerinnen sind schauderhaft! Und nach dieser gräulichen Ballett-Possen-Farce „Macbeth"!

Von dieſer Truppe, von dem hieſigen Urteil über Shakeſpeare, von Madame Wallace als Lady Macbeth in einem ſpäteren Briefe.

Paris hat alſo ein italieniſches und ein engliſches Theater, ſowie ein ſpaniſches Ballett als „Expoſition“, und gar kein deutſches Theater? Nicht ein Stückchen deutſche Einheit, wie ſie Dingelſtedt zuwegebrachte! Nicht eine halbe kleine Portion Schiller, Goethe, oder Kotzebue!

Glaube man mir nur, unſere Rettich, unſere Seebach könnten kühn und keck mit Mad. Riſtori um die Palme ſtreiten! Aber es giebt in Deutſchland keine „Wandertruppe“ in der Tragödie. Wozu auch? Dingelſtedt wollte ſeine „Muſtervorſtellungen“ hieher bringen, aber er konnte ſich mit dem Miniſter Fould nicht einigen, und gewagt bliebe ſonſt die Entrepriſe ſehr.

Der Erfolg einer „deutſchen Schauſpielergeſellſchaft“ hier würde rein von den politiſchen Beziehungen Frankreichs zu Deutſchland abhängen! Wenn Öſterreich neu bewaffnete, wäre „Don Carlos“ ein gutes Stück und die „Eliſabet“ vortrefflich dargeſtellt; wenn Öſterreich wirklich 140,000 Mann entläßt, würde „Don Carlos“ allen Angriffen einer feindlichen Armee ausgeſetzt ſein!

Ich glaube, die deutſche Schauſpielkunſt, da, wo ſie wirklich Kunſt, innige, wahre Kunſtgröße iſt, würde hier wie die deutſche Philoſophie — nicht verſtanden werden. Doch genug für heute über dieſen Gegenſtand, welcher einen großen Raum verlangt.

Eine bedeutende Angelegenheit iſt jetzt die Vorſtellung der „Vêpres siciliennes“ von Verdi in der großen Oper. Darüber morgen.

Paris, 17. Juni 1855.

Meyerbeer — Verdi — Scribe.

Die große Oper in tauſend Ängſten! Cruvelli! Cruvelli! Eine Schwalbe macht keinen Sommer und eine Nachtigall macht keine Oper, die Rachel iſt die Cruvelli des Théâtre français. Die Rachel hat Racine und Corneille, die Cruvelli hat Halévy und Meyerbeer; aber Corneille und Racine ſind tot, Halévy und Meyerbeer leben, und das iſt immer ein Nachteil.

Wer morgen unſterblich ſein will, muß heute ſterben, wer morgen anerkannt werden ſoll, muß geſtern begraben worden ſein.

Halévy hat weniger mit der Welt, mit dem Publikum, mit der Kritik, mit den Künſtlern zu kämpfen, denn ſeine Erfolge ſind ſolid, aber nicht mirobol! Seine Opern gefallen, aber ſie furoriſieren nicht, ſie ſchließen ſich andern großen Opern an, aber ſie ſchließen ſie nicht aus! Meyerbeer aber iſt ſtets in Emotion, ſeine großen Succeſſe ſind fruchtbar an Gegnern, der Zulauf zu ſeinen Werken wird ihm als Verbrechen angerechnet, jeder brillante Erfolg wird von ſeinem Genie abgezogen, der Enthuſiasmus des

Publikums wird ihm als Sünde angeschrieben; wenn eine andere Oper nicht gefällt, so ist die „ehnte“ ein Werk Meyerbeer's, wenn eine andere Oper nicht in die Szene geht, hat Meyerbeer die Hindernisse komponiert u. s. w. Und es ist wahr, sehr wahr, an dem Nichtdurchgreifen, an dem Mißerfolg anderer Opern ist Meyerbeer schuld, aber nicht das Individuum Meyerbeer, sondern das Genie Meyerbeer; nicht der Mensch Meyerbeer, sondern der Compositeur Meyerbeer; nicht der Meyerbeer mit seinen Bekanntschaften, mit seinem Einflusse, sondern der Meyerbeer mit seinen Opern, mit seinen brillanten Erfolgen. Er intriguiert nicht gegen die Erfolge anderer Opern, aber seine Kinder, d. h. seine Werke, seine Tonschöpfungen! Daß sein „Robert der Teufel“ tausend andere Opern holt und sie in die Hölle der Vergessenheit schickt, ist nicht seine Schuld! Daß die „Hugenotten“ an einem Abende eine ganze Schar mittelmäßiger Opern niedermetzeln, ist nicht sein Verbrechen! Daß sein „Prophet“ länger in die Zukunft hineinlebt, ist ein Vergehen, das natürlich ist! Daß sein „Nordstern“ fortleuchtet, wenn tausend Sternschnuppen neben ihm sich schneutzen nnd fallen, daß ist ein Geschick des Himmels!

Meyerbeer ist das Fatum vieler französischen Opern! Meyerbeer sollte kommen, er sollte, er wollte schon längst hier sein, aber er kommt nicht; oder wenn er gekommen sein sollte, so ging er bloß über Paris nach London. Und warum kam Meyerbeer nicht? Weil er nicht nur ein genialer, ein unübertrefflicher Kompositeur ist, nicht nur eines jener seltenen Menschen-Exemplare, welchen das Schicksal zu einer kolossalen Begabung auch „Glück“ gab, — denn Talent allein thut's in der Welt nicht und Glück allein auch nicht, beide müssen vereint sein! — sondern weil Meyerbeer auch eine feine Nase hat! Eine feine Nase ist eine Gabe Gottes, eine ganz eigene Gabe; welch' ein seltener Verein: Genie, Glück und eine feine Nase! —

Es wurden zwei neue Opern gegeben: „Jenny Bell“ von Auber und „les vêpres siciliennes“ von Verdi und die Libretti beider von dem großen Libretto-Mann im Süden, in „dessen Reich das Kuplet nicht untergeht“, von Scribe.

Ich wollte die Cruvelli fragen, die mir „deutsche Mehlspeise“ kochen ließ, — Gott und Saphir werden ihr's bezahlen! — warum sie keinen Appetit hat, aber ich begriff's, sie studierte schon an den „Vêpres“!

Meyerbeer's „feine Nase“ mußte wahrscheinlich so gedacht haben: „Wenn diese Opern keinen Erfolg haben und ich bin in Paris, so sagen gewisse Leute: „c'est Meyerbeer!“ Denn wenn eine Oper wegen Mangels an Wert durchfällt, so sagen die Compositeurs: „Das hat Meyerbeer gethan! Meyerbeer ist der Opernknacker!“

Also Meyerbeer blieb weg, der „Opernknacker“ hat nicht gear-

beitet und die beiden Opern ſind doch geknackt worden und es gab viel Schale und wenig Kern!

„Jenny Bell", „la Jenny Lind empaillée" iſt ohne viel Sang und Klang, ohne viel Saus und Braus dahingegangen, wo viele Opern hingehen, den Weg aller Strauße und Muſards! Die „Vêpres siciliennes" aber, die letzte Heldenthat der großen Oper, das jüngſte Kind des Verdi'ſchen guten Gedächtniſſes ſeiner eigenen Opern, iſt nicht durchgefallen, ſondern ſie ſinkt nach und nach durch! Wenn man hie und da in dieſer fünf Stunden langen Oper ein ſchönes Motiv hört, ſo ſagt man: „Passez votre chemin! Je vous connais, beau masque!"

Neu iſt nicht eine Nummer dieſer Oper, damit will ich ſagen, einen neuen Weg hat Verdi in nicht einem Bolero, in nicht einer Kavatine, in nicht einer Romanze u. ſ. w. eingeſchlagen, es iſt in jeder Nummer dasſelbe Künſtlerzeichen eingewebt, alle Einzelnheiten tragen denſelben Stempel, es ſind die Deſſeins von „Ernani", die ſteten Kadenzen und die ewige Leerheit des muſikaliſchen Inhalts; es ſind einige recht hübſche, melodiöſe Sachen, die Inſtrumentierung iſt, was man ſagt, „ſauber", einige Sanglichkeiten recht mouſſierend und ſprudelnd, aber die Muſik dieſer fünfſtündigen Oper hat keinen Charakter, es fehlt ihr alles, was grade eine „ſicilianiſche Veſper" nicht entbehren kann: der muſikaliſche Heimatsſchein! Da iſt nicht Italien, nicht Sicilien, da iſt nicht der lokale Ton, nicht die lokale Farbe nicht das ſiedende Blut, nicht die fiebernde Leidenſchaft, nicht die üppige Hitze der muſikaliſchen Vegetation! Der zweite Akt iſt pompös, hat herrliche Stellen, aber auch da wieder dieſe Heerſchau gekannter, gewöhnlicher Effekte, nirgends Intenſivität der Konzeption. Die Cruvelli im „Doppel-Chor" hat ganz allein mit Recht Furore gemacht! Die Verſchwornen auf der Szene und die Schiffenden in Barken im Hintergrunde, das iſt von herrlichem Effekt. Im fünften Akt aber ſinkt das Ganze in eine Art von Mattigkeit und Erſchlaffung, in eine Fadheit und Unbedeutendheit des Stiles, die unbegreiflich iſt!

Da in dieſem Akt muß Verdi den Herrn Scribe bei der Hand nehmen und ihm zurufen:

„Einen Teil der Schuld mußt du vor dem großen Dichter tragen!"

Überhaupt iſt dieſes Buch ein monstre! Es wird dem großen und herrlichen Talente Scribe's keinen Eintrag thun, wenn man ihm endlich ſagt: Genug! Du haſt lange genug das Scepter des Libretto geſchwungen, du warſt genug Alleinherrſcher Meyerbeer's, Verdi's, Auber's, Halévy's u. ſ. w. Deine Muſe will etwas Erholung, es kann ſelbſt dem größten Genie nicht immer und alles gelingen! Laſſ' einmal jüngeren Talenten auch einen kleinen Weg offen, ſtell' dich nicht querüber, um der Jugend, den Ankommenden, den Weg abzuſperren!

Dieſe „Vêpres“ iſt mehr als ein ſchlechtes Buch, es iſt eine Albernheit!

Scribe fühlte wohl alles Säuerliche und Widerhaarige, was in dem Sujet für Paris, für die Franzoſen liegt! Er wollte ſich decken und hat die „Geſchichte“ als „Eleſant“ benutzt, er hat geglaubt, den Bodengeruch dieſer unpaſſenden Erinnerung zu verſcheuchen, wenn er an der Spitze ſeines Libretto ſagte: „Die ſicilianiſche Veſper iſt gar nicht hiſtoriſch! Es iſt eine Erfindung!“

Aber das mag wahr ſein oder nicht, ich glaube, Scribe hat ſich durch dieſe Bemerkung ſelbſt in Anklageſtand geſetzt. Denn wenn ihn die Ehrfurcht vor der Geſchichte nicht gezwungen hat, eine Erfindung zu haben, wer iſt Schuld an dieſem vollkommenen Mangel an Erfindung, ja an dieſer Verſtümmlung einer Handlung, die man nach Belieben fortſpinnen und enden laſſen kann?

Es bleibt immer etwas gewagt, in Paris einen Chor mit den Worten beginnen zu laſſen:

„Sois maudite, o France“!

Und am Ende die ganze blutige Veſper ſo ſchmachtend und matt zu Ende zu führen und zwei oder drei Franzoſen von einer Rotte Sicilianer abgeſchlachtet zu ſehen. Kann Verdi hoffen, dieſe Oper in dieſem Gewande je in Italien aufführen zu können? Nicht möglich!

Soll ich nun erzählen, was wir, wir, die wir in den Kuliſſen ſtehen, ich, der ich im Mittelpunkt der Quellen ſchöpfe, über den Text dieſer Oper zu wiſſen glauben? Sollte Verdi es nicht wiſſen, daß, — ſo ſagt die böſe Welt! — daß dieſes Libretto ſchon ein graues Haupt hat! daß es ſchon allen franzöſiſchen und italieniſchen Maeſtri angeboten wurde? den ſeligen Donizetti nicht ausgenommen? Sollten dieſe Vêpres einſt „le duc d'Albe“ geheißen haben?! Sollten die folgenden Verſe der „Vêpres“:

„Frappez les tous! que vous importe?
François ou bien Siciliens,
Frappez toujours! Dieu choisira les siens!“

nicht wörtlich in jenem Buche geſtanden haben? Hat ſie dort nicht der „Legat“ geſprochen? Ich weiß es nicht, aber man murmelt's!!

Und nun das unſelige Ende! Dieſe Prinzeſſin, welche im Anfang Blut und Liebe iſt, Liebe und Blut, die mit Dolchen ſpielt, dieſes blutige Mannweib wird am Ende ein Lamm, ein Fiſch an Blut, eine Schäferin an Empfindung, eine barmherzige Schweſter an Worten! Und mit dieſem Traveſtiſſement ſeiner Heldin iſt auch Signor Verdi ganz einverſtanden, er führt ſie mit Triller und Kuplets zu Ende. Die Franzoſen und Italiener erwürgen ſich unter lieblichen Kuplets, die Liebenden ſinken dem Tod bei Tanztakten in den Arm! Das nennt man die „ſicilianiſche Veſper“,

aber nicht die hiſtoriſche, ſondern die erfundene, die ausgeſetzte und von Scribe et Verdi an Kindesſtatt angenommene „ſicilianiſche Veſper"!

Auch ein Ballett iſt in dieſer Oper, ein Ballett und auch Tänzerinnen, aber ſo häßlich und alt, — die „Couqui" ausgenommen! Wie kann man „Couqui" heißen, wenn man reizend iſt wie das Vergehen, jung wie der Frühling, ſchön wie ein Maimorgen, und wenn man tanzt wie ein Roſenblatt auf den Lippen des Zephyrs?

Noch etwas bleibt mir zu bemerken: „Das Koſtüm!" — Liegt Sicilien in Rußland? Iſt Palermo die Hauptſtadt von Sicilien? Welche Pelze! Welche Muffs! Welche Pelzverbrämungen! Auch gut!

Aber die Cruvelli! Welche herrliche Sängerin! Welche Stimme! Welcher Schmelz! Welche Seele! Und welche Innigkeit des Geſangs und welcher wahre ergreifende Pathos! Mit welcher Leidenſchaft ſingt ſie die große Arie, mit welcher Süßigkeit die Romanze, und wie iſt alles klar und ſeelenvoll und voll Paſſion und Innerlichkeit! Sie wurde mit Jubel überdeckt; wenn dieſe „Veſper" ſich auf der Bühne erhält, ſo iſt Dlle. Cruvelli das tägliche „Veſper-Brot", welches ſie am Leben erhält, welches ſie ernährt, ihr Blut und Seele giebt.

Gueymard hat eine hübſche Stimme, ſein Spiel aber iſt nicht dramatiſch, weil es zu ſehr dramatiſch ſein ſoll, er hat übrigens hier eine Partie, die nicht für ihn iſt, ſie iſt zu zart, zu ſanft für ihn.

Paris, 21. Juli 1855.

Die Strömung der Zeit. — Die Halle der Neutralität. — Überblick.

Wer lange und vieles geſehen hat, iſt deshalb noch nicht zu dem gekommen, was die gewöhnliche Welt mit dem Namen „Erfahrung" belegt. Nur wer lange und vieles beobachtet hat, dem giebt ſich jenes Reſultat kund.

Zum Sehen hat der Menſch zwei Augen, zum Beobachten aber hat er das Auge und das Ohr, den Geiſt und den Verſtand, die Geduld und die Ausdauer, die Auffaſſung und die Beurteilung. Denn einen geſetzlichen Zuſammenhang aller Erfahrung zu ergründen, das iſt die Aufgabe des Beobachters.

Die Phyſiker, die Aſtronomen haben zu dieſer Beobachtung noch zwei Augen; ein drittes Auge, das den Himmel erforſcht: das Teleſkop, und das vierte Auge, welches die Erde erforſcht: das Mikroſkop.

Den Zuſammenhang der „Welt-Induſtrie-Ausſtellung" mit der „Strömung der Zeit" zu beobachten, ſcheint an und für ſich wenig

fruchtbringend zu sein, aber der geistige Beobachter kann sich dessen nicht ganz enthalten.

Wenn ich den „Annex" besuche, in welchem 6000 Metres Mechanik und 6000 Metres Chemie rechts und links ihre gewaltige Konkurrenz eröffnen, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, welche welt- und zeitenumgestaltende Erscheinungen aus dem Beobachten kleiner, anscheinend unwichtiger Dinge hervorgegangen sind.

Wer die erste kleine Ablenkung der Magnetnadel durch den galvanischen Strom beobachtete, konnte gewiß nicht vermuten, daß dadurch einst der Telegraph den Verstand und das Wort von Balaklawa nach Paris tragen wird.

Als Papinian aus seinem Topfe zuerst den Wasserdampf beobachtete, ahnte niemand, daß diese Kraft berufen ist, das Verbrüderungsfest der Länder und Völker vorzubereiten. Wer den ersten kleinen „Jahrmarkt" einführte, dachte gewiß nicht bei der Beobachtung der winzigen Krämerkonkurrenz, daß dieser Jahrmarkt das Samenkorn zu der großen Pariser „Welt-Industrie-Ausstellung" ist!

Die Zeit hat ihre Strömung, die Geschichte hat ihre Strömung, der Geist hat seine Strömung.

Die jetzige Zeit hat eine doppelte Strömung; die erste ist: die Bändigung der Massenkraft, die zweite ist: die Erweckung der materiellen Interessen.

Der geistige Hochmut, welcher die Revolution und die Leidenschaft in seinem Gefolge hatte, brachte das Fördernis des Zusammenstoßes der Massen mit der Ordnung hervor. Diesen Zusammenstoß zu verhindern durch das Absorbieren der Massen ist die Mission der jetzigen Zeit und besonders des jetzigen Frankreichs, diese Mission hängt mit der zweiten Strömung der Zeit, mit der Erweckung der materiellen Interessen innigst zusammen. Der geistige Hochmut wird durch die unabweisbare Brutalität der materiellen Interessen gedemütigt. Durch den eröffneten Springbrunnen der Arbeit, der Erzeugung der Industrie, des Gewinnes, des Fleißes, des mühevollen Erwerbs, welcher in tausend und tausend Strahlen niederwirkt, wird die Massenkraft zerbröckelt, die Masse geht im Individuum auf, der geistige Hochmut erlahmt an der Geltendmachung der physischen Kraft und der mechanischen Fertigkeit; die Gemeinsamkeit der geistigen Bewegung und Schwungkraft parzelliert sich durch die Bestrebungen persönlicher und materieller Zwecke und Interessen.

Weit davon entfernt, diese allgemeine Zeitbetrachtung hier weiter auszudehnen und auszuspinnen, habe ich sie hier nur ausgesprochen, weil sie sich mir beim Anblick dieser „Annexes" wie von selbst und gewaltsam aufdrang.

Als ich diese Annexe durchwanderte, als diese Bewältigung

des Anblicks dieſer koloſſalen Maſchinerien und Dampfſchöpfungen mich zur Beſinnung kommen ließ, mußte ich fragen: „Iſt dieſe materielle Zeitſtrömung, welche die „Maſſenkraft der Maſchinen“ zum Kultus des Zeitgeiſtes macht, iſt ſie nicht geſchaffen, um die „Maſſenkraft der Menſchen“ von der Arbeit der materiellen Beſchäftigung abzuziehen, und ſie wegen Mangels an phyſiſcher Verwendbarkeit dem geiſtigen Hochmut, der geiſtigen Bewegung wieder in die Arme zu legen?“

Dieſe „Annexes“ ſind der Brennpunkt der „Welt-Induſtrie-Ausſtellung“. Der „Induſtriepalaſt“ ſelbſt, das ſogenannte „Transſept“, iſt prachtvoll, glänzend, romantiſch, poetiſch; die „Expoſition des beaux arts“ iſt intereſſant, ſinnig, kunſtvoll, ergötzlich, ohne überraſchend zu ſein, aber dieſe 1200 Metres lange Glasgalerie mit ihren Maſchinen, Rohprodukten und Erzeugniſſen aller Weltteile iſt überwältigend, iſt koloſſal, iſt erhaben, iſt turbulent!

Hier die Dampf- und Maſchinenſchöpfungen! Als Gott den Menſchen Waſſer und Feuer zu ihren Dienern gab, gab er ihnen gebundene Diener, gefeſſelte Sklaven. Da umarmten ſich Feuer und Waſſer, und aus dieſer Umarmung ging der Dampf hervor, aber Jahrtauſende gingen vorüber, der Dampf rief ihnen aus jedem Topf zu: „da bin ich ich bin die Kraft und ich bin die Macht!“ Aber die Jahrtauſende waren taub für das Brodeln des Dampfes, bis in Amerika ein Prophet erſtand, der die Zukunft des Dampfes prophezeite, und Amerika, das Europa die Kartoffel gab, gab ihm auch die Dampfkraft, und der Menſch hat einen neuen Diener bekommen: den Dampf! „Sei mein Sklave!“ ſagt der Menſch zum Dampf, „treib meine Mühle, pflüge meine Äcker, furche meine Meere, durchſchneide meine Straßen, beſeele meine Fabriken, trepaniere die Hirnſchale der Erde, zapfe den Bauch der Erde an, zerſtampfe die Berge, kaue die Erde klein und zerſäge die ſtämmigen Wälder zu Zündhölzchen!“ Und Knecht Ruprecht, der Dampf, gehorcht! Dieſer Knecht hat keinen Magen, der eſſen will; dieſer Knecht hat kein Auge, das ſchlafen will; dieſer Knecht hat keinen Fuß, der müde wird, keinen Arm, der erlahmt; dieſer Knecht wird nicht krank, dieſer Knecht will keine Raſtſtunde; dieſer Knecht hat Siebenmeilenſtiefel an; ſein Atemzug iſt ein Tag und ſein Pulsſchlag eine Meile!

Aber dieſer Knecht wird euer Herr werden! Die Maſchine wird Seele und die Menſchheit wird entſeelt.

Seht ſie daſtehen in langen, unabſehbaren Maſſen, dieſe Rieſenkinder des Dampfes, dieſe Enockgeſchlechter des Maſchinenweſens! Seht und hört ſie, dieſe unheimlichen Geburten der Siedkraft, dieſe hundertarmigen Söhne der Maſchinenwelt, aus rieſiger, eiſerner Lunge mit eiſernen Lungenflügeln bricht ihr gewaltiger Odem! Mit hundert Rohrarmen wie Briareus arbeitet ein leu-

chender Keſſel! Kolben und Zylinder ſteigen in ſtummer, geheimnisvoller Thätigkeit! Gabel und Stangen vollbringen in apathiſchem Gehorſam die Befehle ihres Meiſters! Keſſel und Pumpen ſetzen brummend und murrend den Kreislauf ihres Lebens fort! Ofen und Ventil gehorchen kochend und ziſchend den ewigen Geſetzen der Siedhitze! Und in den beiden Herzkammern aller dieſer Kinder des Dampfes und der Mechanik gehen nur zwei Pulsſchläge: die Kraft und Schnelligkeit! Und eine Maſchine erzeugt die andere, wie der Stoß eines Körpers immer einen andern in Bewegung ſetzt.

Und weiter frage ich: Wenn der Knecht der Wohlthäter des Herrn geworden iſt, wenn der Knecht unentbehrlich geworden iſt, was gilt der Herr?

Aber in der Wirtſchaft der großen Natur giebt's keinen Knecht und keinen Herrn! Eine jede Kraft dient der andern, eine jede Kraft wird durch die andere veredelt, erhöht und in ihren Grenzen erhalten.

Eine Dampfmaſchine iſt Menſch und Dampf; der Menſch gab den Gedanken, der Dampf die Kraft; der Gedanke ſagt zur Kraft: hilf! und die Kraft giebt ihre tauſend Arme, ihre eiſernen Muskeln, ihre gegoſſenen Nerven, ihre erzenen Sehnen her, und der Gedanke wird Werk, wird Geſchöpf, wird ein Lebendiges, ein Thätiges!

Die Kraft hat dem Gedanken lebendige Körper gegeben, der Gedanke iſt dankbar, er giebt der Kraft ihre eigenen Kinder veredelt, verfeint, erzogen, geiſtig ausgebildet zurück! Die Kinder der Kraft, die Enkel des Gedankens, werden Weſen mit Geiſt und Kraft, und das iſt das Geſchlecht der Induſtrie, das ſind die Wunder des Induſtriegeiſtes, der Gedanke wird Nutzen und die Kraft wird Segen.

In dieſer Hälfte des Anneges ſtehen die Monumente unſerer Zeit in ſinnender Ruhe, und im ſtolzen, gleichmäßigen Selbſtbewußtſein reihen ſich dieſe eiſernen Tempel des Dampfes, dieſe kochenden Mittelpunkte der konzentrierten Kraft aus allen Ländern aneinander an.

Aber noch fehlt ihnen der Atem! Noch ſtehen ſie ſtumm und lautlos! Kein Atem bewegt die eiſerne Lunge, kein Pulsſchlag rollt durch die eiſigen Adern, denn noch ſind die Röhren, die alle gehen machen ſollen, nicht vollends gelegt. Wenn dieſen Giganten der Geiſt durch die eiſerne Naſe eingeblaſen ſein wird, werde ich über die Kapazität der Einzelheiten ein weiteres denken und laut denken.

Die zweite Hälfte des Annexes, welche den Rohprodukten, den chemiſchen Produkten, den Natur- und Stofferzeugungen der ganzen Welt gewidmet iſt, dieſe Hälfte ſteht noch in dem grauſamſten Negligé da und dürfte ihre Toilette erſt am Ende Juli vollkom-

men beendet haben. Da sah ich auch noch mein liebes Österreich nur mit einem Fuß aus dem Bette, und das aus der einzigen Ursache, weil die Unordnung in der Toilette der andern nicht räthlich macht, sich zu putzen und anzuziehen, um sich mit Staub und Schmutz, mit Mörtel und Kalk bedecken zu lassen! Da steht noch die Pyramide der Miesbacher Wunderziegel in einer geschämig verhüllenden Morgenbluse, da steht die schöne Pyramide der herrlichen Apollokerzen, die ihr Licht auch unter Scheffel setzen muß, da alles ringsumher noch im Finstern und Chaos liegt, und so fast die meisten Gegenstände dieses Teiles des Annexes.

Wir verlassen nun diesen Teil und betreten die „Halle der Neutralität", die große Mittelhalle, welche alle Luxus- und Prachtgegenstände aller Völker in strikter Neutralität versammelt.

Dich begrüß ich in Ehrfurcht, prangende Halle, säulengetrag'nes, herrliches Dach!"

Paris, 23, Juni 1855.

Der Wiener Mensch und die Pariser Uhr.

Der Himmel nahm einen Batzen Erde und schuf daraus einen Menschen. Einen Menschen, ja wohl! Aber das war noch lang kein „Wiener"!

Das wird wohl ein „Schwechater" gewesen sein, oder ein „Leutomischler", aber kein wahrer Wiener!

Der Wiener ist aus einer ganz eigenen Erde gemacht! Aus einer „terracotta", wie sie uns Miesbach produziert; aus einer Erde, die erst in „Obers" gekocht, dann in „Semmelbröserl" ein bischen herumgewälzt, dann in frischer Butter geröstet und dann mit Zucker und Zimmt bestreut wird.

Eva kann schon eher eine Wienerin gewesen sein, wenigstens war sie das erste „Schnitzel", welches dem Menschen aus dem Leib herausgeschnitten wurde.

Erst als sich der erste Mensch gut ausgeschlafen und vom Baume der Erkenntnis gut gefrühstückt hatte, als er neben seiner grad auch eine hübsche Schlange zum Umgange hatte, als nachher Ada und Zilla Sängerinnen wurden und Jubal einen Walzer spielte, wurde er ein Wiener!

Ein Wiener kann also schon getrost nach Paris gehen, denn er findet sich nicht beleidigt, daß sich die Pariser für diesen „ersten Menschen" halten. Wir Wiener sagen gemütlich: „Gut, seid ihr in Gottes Namen die ersten Menschen, wir sind die zweite und verbesserte Auflage."

Aber die Pariser bestreben sich, die Fremden wenigstens in einer Beziehung in den Zustand der ersten Menschen, in den Naturzustand zu setzen: sie ziehen sie aus! —

Die Wiener klagen: es iſt teuer! Sie werden ſich verſündigen! Geſtern ſpeiſte ich bei einer allerliebſten Pariſerin und ſie erzählte mir, ein Pfund „Filou“ oder ein „Filet de boeuf“ koſte 2½ Franks, alſo einen Gulden Silbergeld! Ein Tag in Paris koſtet ſo viel wie eine Woche in Wien.

Aber was iſt in Paris „ein Tag“? und „es wird Abend und es wird Morgen, ein Tag!“ In Paris iſt wirklich nur die Zeit von „Abend bis Morgen“ der Tag! Der Wiener Menſch, der ſich nach Pariſer Uhr richten will, der wird bald zu früh, bald zu ſpät gehen, bald wird er ganz ſtehen bleiben!

Die Tageszeiten Morgen, Mittag, Abend, Nacht findet der Wiener hier ganz auf den Kopf geſtellt.

In jedem Menſchen ſteckt eine Wanduhr, „Magen“ genannt. Im Wiener iſt die Uhr eine „Repetier-Uhr“. —

Der Wiener, der dieſe ſeine mitgebrachte Uhr nach den hieſigen Speiſeſtunden richten will, wird lange zu thun haben und wird die Uhr ganz verderben!

Der Wiener zieht die Uhr viermal des Tages auf, der Pariſer eigentlich nur einmal!

Ich bin recht unglücklich; ich habe den Schlüſſel zu meinem Magen ſchon ganz verloren, ich weiß ſchon gar nicht mehr, wie viel Uhr auf meinem Magen iſt!

Ich bin gewohnt, morgens um 6 Uhr aufzuſtehen. Ich bin gewohnt, den Tag wie Spargel zu genießen, oben den Kopf, den Morgen, und das andere wegzuwerfen.

Morgens um ſechs Uhr da weckt mich meine Wiener Weckuhr: der Magen! Er ſchlägt: „Ein Glas friſches Obers!“

Sechs Uhr morgens! Wenn ich hier um 6 Uhr früh ausgehe, und der Portier macht mir die Thür auf, ſagt er: „Monſieur kommen ſpät nach Haus!“

Ach, ein Morgen in Baden! Wo biſt du, göldner Anfangsbuchſtabe des Badner Tages?!

Eine Morgenſtunde in Baden! Poetiſche Erſtlinge der lieblichen Hore! Morgenſtunde in Baden! Reizende Präludien der langen Tagesoper! Wie ſehn' ich mich nach dir! Morgenſtunde im reizenden, lieblichen, herzigen Baden! Süße, ſinnige, innige Wiegenmärchen an der Wiege des Tages! Wie ſehne ich mich nach euch!

Der Morgen fehlt in Paris ganz! Dieſe liebliche Vorrede des Tages iſt aus dem Pariſer Leben ganz herausgeriſſen! Um 9 Uhr fängt hier der Tag an, die Augen aufzuſchlagen, bis 10 Uhr reibt er ſich den Schlaf aus den Augen, bis 12 Uhr geht er im Schlafrock herum, und erſt um 3 bis 4 Uhr iſt der Tag ein gemachter Menſch, der ausgehen und ſich ſehen laſſen kann. —

Aber um 6 Uhr morgens ſieht der Wiener Menſch ſchon auf den Magen und will „Kaffee“ und „Obers“ und wenn der Menſch

in Baden iſt, will er auch „an Baunzerl“ wie mein Freund S. Mayer, aber auf dem Pariſer Magen iſt erſt um 10 Uhr die Kaffeeſtunde! Um 10 Uhr aber iſt auf dem Wiener Magen ſchon die „Bäuſchel“- oder „Guliasfleiſch-Stunde“! Um 1 Uhr Mittags aber da läutet der Wiener Magen Mittag! Da wird im Menſchen der Wiener Magen wach und ſtellt ſich auf die Hinterbeine, und alle Wiener Magenerinnerungen ſteigen empor, und die deutſche Gründlichkeit des Eſſens und die Wiener Gemütlichkeit des Eſſens beſteht auf ihre Grundrechte, und der Wiener Magen als Mittagswächter ruft:

„Alle meine Wiener und laſſet euch ſagen,
Der Hammer hat Mittag geſchlagen,
Gebt Obacht auf die Pariſer Gericht',
Daß eurem Magen kein Schaden geſchicht!“

Die dummſte Dummheit aller dummen Dummheiten iſt die Dummheit, wenn man ſagt: „Eſſen iſt Nebenſache! Eſſen iſt ordinär! Geiſtreiche Menſchen, gebildete Menſchen halten nicht viel aufs Eſſen!“ u. ſ. w.

Der Teufel auch! Gut eſſen iſt ein geiſtreiches Ding! Ganz gut eſſen iſt ein ſinniges Ding! Ausgezeichnet gut eſſen iſt eine Poeſie, iſt die Lyrik des Magens!

Lucullus war auch kein Eſel! Talleyrand war auch kein Trottel und Herr von Saphir iſt auch kein Hans Jörgel von Speiſing!

Iſt es zu glauben, daß die Natur ein „junges gewickeltes Indianchen“ mit einem „Salat aus Ananasſpalten“ für die Dummköpfe hervorgebracht hat und „Rindfleiſch mit Fiſolenſalat“ für die geiſtreichen Menſchen? Sollte die Schöpfung wirklich ihre „Trüffelpaſteten“, ihre „Faſane“, ihre „Gansleberpaſteten“ für die Schafsköpfe und „Dämlakels“ produziert haben und für die Dichter, Künſtler, Philoſophen, guten Politiker nichts als „Karotten“, „Erbſen“, „Bohnen“, „Plunzen“, „Quargel“ und „Sauerkraut“!?

Hat die Vorſehung dem Menſchen Geiſt und Witz und Genie gegeben, um „Knödel“ und „rote Rüben“ zu verdauen und Magendrücken zu bekommen, und hat ſie dem Menſchen Dummheit, Borniertheit und Geiſtloſigkeit gegeben, um „junge Hendel“, „grüne Erbſen“ u. ſ. w. in gedankenloſer Gemütlichkeit zu verdauen?!

Wenn dies wirklich im Haushalt der Schöpfung ſo eingerichtet ſein ſollte, geh' ich gleich zu einer neuen Tagesordnung über: am Schreibtiſch ein geiſtreicher Menſch, am Speiſetiſch ein dummer Kerl! Aber ſo dumm, daß mir die Schöpfung Kaviar, Auſtern, Schnepfen u. ſ. w. als Handgeld der Dummheit im Überfluß geben muß!

Also um „ein Uhr" wird die Dummheit im Wiener Magen wach und will ihr Honorar haben!

Da ist guter Rat teuer! Ein Mittelding zwischen Gabelfrühstück und Diner!

Der Wiener Magen schreit: „Kellner, a Suppen!" O holde Naivetät eines Wiener Magens! Das ist leicht gesagt: „a Suppen!" Aber um ein Uhr, wo das Rindfleisch noch im Morgenpantoffel herumgeht und die Hühner noch das „Journal de matin" lesen! — Oder „a guts Stückl mürbes Rindfleisch!"

„Ha, diese Töne! Wie verführen sie mein Ohr!" Rindfleisch? „veau?" wo? gigot? mouton? Ach Gott, der Ochs, das Kalb, das Schaf, die gehen um ein Uhr alle noch auf dem Boulevard auf und ab! Es bleibt nichts übrig als: „du thé" avec „deux oeufs à la coque!" Thee mit Eiern!

Wenn man aber einem Wiener Magen um 1 Uhr „Thee mit weichen Eiern" antragt, glaubt er, man spricht böhmisch mit ihm. Der Wiener Magen sagt: „das ist ja eine entsetzliche Begriffsverwirrung! Ist's denn jetzt 8 Uhr früh auf Pariser Uhr?" Da thut einem der Wiener Magen weh! Aber es liegt etwas Rührendes, etwas Naives, etwas ungemein Liebevolles in diesem Magenweh! Es ist das Heimweh des Appetits, die unergründliche Sehnsucht nach den Mehlspeisbergen der Heimat, nach dem Kuhreigen der Wiener Köchinnen!

Von ein Uhr bis sechs Uhr geht ein „halbgegessener Wiener" in Paris herum, d. h. ein Mensch, der nur halb gegessen hat und dessen andere Hälfte noch den Gegenstand seiner Liebe sucht!

Um sechs Uhr schlägt's auf dem Wiener Magen „Jausen"! Aber die Pariser Uhr schlägt Mittag! Nun aber verliert der Wiener Magen die Geduld, es wird ihm zu weh! Alle Organe altdeutscher Verdauung und alle Sprachwerkzeuge des Wiener Appetits erheben ihre Stimme, sie lärmen und toben und schreien durcheinander wie in der Paulskirche und man geht an die Befriedigung des inneren Menschen, des primitiven Menschen!

Aber wie und wo und was und wie teuer?! Da liegt der Rezensent begraben!

Wie? Wie ein Mensch oder wie eine Bestie? Entweder essen oder sich füttern?

Wo? Entweder bei Vory oder Wefour, d. h. im „Lampel" oder bei „Munsch" oder bei einem marchand de vin, d. h. in einem „Beisel"!

Was? Entweder etwas zur Erheiterung des Magens, zur Ergötzung des Gaumens, zum Privatvergnügen der Zungennerven, oder eine Vorstellung zum besten eines halbausgehungerten Individuums, ein Benefice für den bellenden Hunger, eine Einnahme für die folgenden Unterleibsbeschwerden, Bauchweh und Anschoppungen!

Wie teuer? Entweder bei „Philipp“ in „Montorgueil“ zu zwanzig Franks oder um 32 Sous dem Appetit in ſeinem Stadium die Zähne ausgeriſſen an Rattenfleiſch von vorgeſtern und an jungem Kalbsfleiſch von alten Katzen.

Die meiſten Wiener, wenn ſie herkommen, eſſen „à prix fix!“ „à prix fix!“ „das heißt nix!“ zu zwei Franks, das halt der Wiener einen Tag aus, am zweiten ſagt ſein Magen ſchon: „Mir wird völli entri!“ am dritten Tag iſt ſein Magen wie mit Asphalt gepflaſtert, und jeder Biſſen im Magen ſchreit: „außa möcht' i!“

Wenn der Menſch hier wie ein Wiener eſſen will, und wenn der Wiener hier wie ein Menſch eſſen will, ſo muß er — am beſcheidenſten — folgendes eſſen:

Suppe: „Bisque!“ („Bisque“ iſt eine Krebsſchweifelſuppe).	—	2 Frks.
„Un quart de chapon aux petits pois.“ (d. h. ein viertel Kapaun mit jungen Erbſen.)		3 „
„Une Plombière“ oder eine andere Mehlſpeiſe.		2 „

Das ſind ſchon ſieben Franks, ohne Brot, ohne Wein, ohne Deſſert, ohne Käs u. ſ. w.

Bei einem ſolchen Mittagseſſen bemächtigen ſich des Wieners vier Paroxismen!

Der erſte Paroxismus iſt der „Paroxismus der Grandigkeit“! Der Wiener iſt grandig über dieſen Speiszettel, in dem er ſich nicht auskennt über dieſe lange Brotſtange, die er nicht zu placieren weiß.

Der zweite Paroxismus iſt der „Paroxismus der Ungeduld“! Nach der Suppe muß man warten, da hilft nichts, kein: „Jetzt machen Sie's aber einmal!“

Der dritte Paroxismus iſt der „Paroxismus der Rückerinnerung“! Beim „bœuf“, beim „mouton“ u. ſ. w. erinnert er ſich an ſeine „Schweinsknöchel mit Sauerkraut“, an ſeine „Backhendel“, an alle dieſe gekochten und gebratenen „Lieder ohne Worte“, an alle dieſe „études“ und „rêveries“ der Wiener Küche und eine Thräne ſchleicht ſich aus ſeinem Magen und rinnt über ſeinen inneren Menſchen herab! Dann kommt der vierte Paroxismus, der „Paroxismus des nervus rerum“: das Bezahlen! Acht Franks! 4 fl. C. M. Für 4 fl. C. M. giebt mir der „Hauptmann“ im „Lamm“ eine ganze gekochte Naturgeſchichte! Aber alle dieſe vier Paroxismen werden von dem letzten, von dem fünften Paroxismus überflügelt: von dem Paroxismus des Nichtſattgewordenſeins! Der Wiener hat in Paris von morgens 6 bis abends 6 Uhr gegeſſen, d. h. er hat geglaubt zu eſſen und iſt — hungrig. Hungrig, denn er verſteht weder den Stil der Pariſer Küche noch die Behandlung des Speiſezettels, nicht die Verſtändigung der Speiſen, nicht die

Leerheit all' dieſer dreihundert Gerichte und nicht das Phraſentum dieſer „Carte du jour", welche imponiert, aber nicht befriedigt.

Dann nach dieſem Tagewerk iſt 10 Uhr, da iſt im Wiener Menſchen Nacht und in Paris beginnt der Tag.

Da geht man erſt in die Theater!

Der Franzoſe geht vom Tiſch, ſatt, mit vollem Leib ins Theater — um zu verdauen; der Wiener geht vor dem Eſſen, hungrig, mit leerem Magen ins Theater — um zu denken! Darin liegt der Grund, daß in Paris jeder „Schmarn" gefällt; das Publikum verdaut, im Stadium der guten Verdauung iſt der Menſch ein Lamm, ein ſanftes Lamm, ein milder Menſch, ein hungriges Publikum iſt ſtreng, iſt nüchtern, ein hungriges Publikum denkt, es iſt kritiſch; das iſt der Unterſchied. Doch nächſtens mehr!

Paris, 25. Juni 1855.

Der Saal der Neutralität. — Deutſche Zündhölzchen. Geruchloſe Freikarten.

Endlich gewährt der Anblick des Transſeptes einen befriedigenden, einen herrlichen, einen großartigen Anblick.

Endlich liegen alle Wunder, alle Fabeln und alle Wirklichkeiten der Induſtrie in voller Toilette vor uns da!

Mögen meine Leſer und holden Leſerinnen mir ihren holden Arm — dieſes hold bezieht ſich auf die Leſerinnen — reichen, um mit mir Spaziergänge durch dieſe tauſend und einen Zaubergarten der Induſtrie, des Luxus, der Kunſt und des Erfindungsgeiſtes zu machen.

Ich werde meine Leſer nicht ermüden, wir werden nur bei dem Schönſten, dem Merkwürdigſten, dem Intereſſanteſten länger verweilen, wir werden unſerem Öſterreich die galanteſte und urbanſte Aufmerkſamkeit ſchenken, und wir werden inzwiſchen, um Abwechslung zu bieten, wie die Ausſtellung ſelbſt, die ernſten Dinge durch Phantaſiegeſtalten, die großen Gegenſtände durch kleine Spielereien, die Stein- und Erzmaſſen durch Blumen und Vaſen, die ſchweren und verblüffenden Türme und Pyramiden durch Waſſerkünſte und Springbrunnen unterbrechen. Wir werden dem Leſer dann und wann einen Fauteuil zum Ausruhen, eine Lorgnette zum Überblick hinſetzen. Endlich, meine lieben Leſer, können wir hier im Transſepte herumgehen, ohne von Ballen angehalten zu werden, ohne daß eine Kiſte uns zuruft: „Bis hierher und nicht weiter!" ohne daß die Rolli uns zwiſchen die Beine herumrollen.

Wir gehen zum Mittelthor herein, hier in der Mitte begrüßen wir die erquickenden Tritone, welche ihre friſchen Waſſerſtrahlen

in ein herrliches Baſſin ſtürzen, in welchem Blumen in wunderlieblicher Miſchung unter dem tropfenden Silber zittern und ihren Duft auch als Induſtrieartikel in die Räume umher ausſenden.

Um dieſen blumigen, lachenden, reizenden Punkt hat man einen Halbzirkel in Geſtalt eines offenen Salons angebracht und ringsumher Stühle, Seſſel, Fauteuils, Banquettes von Sammt und Seide und Ebenholz u. ſ. w. Wenn ſich eine meiner entzückten Leſerinnen auf dieſen Fauteuil von dunkelrotem Sammt ſetzen will, von hier aus kann ſie das Transſept in ſeinem ganzen impoſanten Enſemble am allerbeſten überblicken.

Die Leſerin, die Geiſt für das Ebenmaß hat, wird von hier aus am beſten ſehen, daß dieſer Saal zu der Importanz ſeiner Größe und Ausdehnung die vollkommenſte Harmonie der Zeichnung und Linien, das untadelhafteſte Gleichgewicht der Formen beſitzt. Von hier aus bietet ſich die graziöſe Seite dieſes Saales am reizendſten dar, während der Anblick von der Galerie des erſten Stockes den überraſchendſten, den verblüffendſten Eindruck hervorbringt. Der Anblick aller dieſer Nationalfarben auf den verſchiedenen Fahnen und Pavillons ſoll uns eine Einheit in der Mannigfaltigkeit zeigen; eine Neutralität in der Induſtrie, die mit nichts bewaffnet, als mit Geſchmack, Luxus, Fleiß und Erfindung, und die beſtimmt iſt, aus allen Lebenden nur eine Nation zu machen.

In dieſem Teile der Ausſtellung, welcher hauptſächlich den Anblick der vereinigten Induſtrieſtaaten darſtellen ſoll, bilden die Fahnen der Nationen, welche am mehrſten zu den Grundgedanken dieſer Induſtrieeinheit beigetragen haben, die Hauptpunkte. Hier flattern vorzugsweiſe die Fahnen Englands, Belgiens, der Vereinigten Staaten, Öſterreichs und des Zollvereins.

Ohne in die Unterſuchung einzugehen, ob die „Ausſtellung" einen beſſeren Überblick gewährt hätte, wenn ſie nach der induſtriellen Ordnung, ſozuſagen wie ein Fach-Katalog, nach den Gegenſtänden gereiht geweſen wäre, muß zugegeben werden, daß die Anordnung: die Nationen und ihre Produkte jede beſonders zu rangieren, einen originellen und maleriſchen Anblick gewährt.

Wir werden in den andern Räumen, in den Galerien und Annexen auch Gegenſtände der Induſtrie und der Kunſt aller Länder finden, aber in dieſem Raume finden wir die Blüten der Induſtrie, die ſich in Form, Luxus, Stoffe u. ſ. w. am meiſten dem Kunſtgebiete nähern. Die Gegenſtände in dieſem Transſept bieten neben dem Ausdruck ihrer Nützlichkeit und praktiſchen Exiſtenz auch den Ausdruck des Schönen, des Anmutigen, des Geſchmackvollen in Formen, Farben, Verhältniſſen und Konſtruktion.

Es iſt wahr, die Kunſt geht für ſich allein, ſie hat ihr Ziel

für sich, und sie allein mit ihren Reizen und Strahlen würde sie doch nicht ausreichen, um die „Industrie" zu beseelen; aber die Industrie allein, das Geschick der physischen und mechanischen Kraft allein, selbst die Wissenschaft der Arbeit allein würde nicht ausreichen, um der Industrie den vollen Aufschwung zu geben, ohne den Genius der Schönheit, ohne den Genius des Komforts, ohne den Genius der symmetrischen Form zu Hilfe zu rufen.

Nur Industrie und Kunst Hand in Hand sind Körper und Seele, sie müssen zusammengehen, sich gegenseitig halten. Eben aus diesem Gesichtspunkte genommen bietet dieser Saal das Gretna-Green, in welchem sich Industrie und Kunst aller Völker ohne viel Zeremonie vermählen, die beste Gelegenheit, den Gewerbefleiß, den Geist der Industrie, der Erfindung, der Verbesserung, sowie den Geschmack und die Kunstidee in den verschiedenen Gegenständen der verschiedenen Völker zu beurteilen und aus denselben kennen zu lernen.

Im Mittelpunkt stehen die großen Anfangsbuchstaben, die Maibäume, die exzeptionellen Prachtstücke, und um diesen Mittelpunkt reihen sich nach den Ländern mit ihren Trophäen die anderen Pavillone der Industrie und Kunst.

Der erste Gegenstand, der am aufdringlichsten in die Augen springt, sind die „Leuchttürme" (Phares). Nun, es ist ja ihr Zweck, schon von ferne gesehen zu werden!

Wie soll man diese Gegenstände und wer soll sie beurteilen? Leuchttürme, Tubusse, Himmelfernröhre sind nicht nach ihrem Anblick, nach ihrer Schönheit zu beurteilen! Man müßte sie versuchen! Man müßte die Divisionen, die Dimensionen, die Präzisionen kennen, versuchen, man müßte Schiffbruch leiden oder einen Kometen eben auf der frischen That der Erscheinung ertappen!

Die Pariser Blätter sagen über diese Gegenstände:

„La seule garantie qu'ait le public de la valeur d'un tel instrument vient du nom de la maison que l'a construit"

Wenn aber der Name des Verfertigers die einzige Bürgschaft für die Vollkommenheit des Verfertigten ist, zu was eine „Jury", zu was eine Beurteilung der Sache, wenn das Verdikt im Namen des Erzeugers bedingt ist?!

Ganz sonderbar unter diesen Instrumenten, welche das „Kameel des Meeres", das Schiff, in den sicheren Hafen leiten, welche den Himmel der Erde näher bringen und die Sterne wie schöne Damen unter der Lorgnette der Astronomie erröten machen, nimmt sich eine „Equipage aus Brüssel" aus! Ein Wagen, eine Kalesche, eine Karosse, ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll. Ist es ein „Landauer", eine „Berline", ein Schwimmer?? Ich weiß es nicht; es ist eine Prachtkutsche von „Jones Frères" aus Brüssel.

Dieser Wagen hat nur meine Betrachtung in Anspruch ge-

nommen, daß er im großen Saal steht, zwischen der „Astronomie“, und der „Religion“, zwischen den Kupolen, Altären und Kirchengewändern Belgiens, weil Belgien ist „la Belge, soeur aimée de de la France“, während der Prachtwagen unseres Wiener Bürgermeisters in die Annexes verwiesen wurde, unter die anderen unbedeutenden Wagenfabrikaturen. Aber es giebt eine Nemesis auch für Wagenbauer! Während dieser Wagen im großen Saal gar nicht angesehen wird, zieht der Wiener Wagen im Annexe alle Aufmerksamkeit auf sich.

Nun nähern wir uns mehr der Frontseite, und da sind wir auf heimischem Boden. Da sind die böhmischen Glaswaren und die Pyramiden der Terra-Kotta, der Springbrunnen aus Miesbachs Schöpfungen, um welche sich die Masse besonders drängt. Diese Gegenstände alle werden wir, lieber Leser, später im Einzelnen in Augenschein nehmen und würdigen, und von da aus tiefer in die österreichische Zone eindringen.

Für heute genug des Ernstes und nun auch etwas Amüsantes! Die schwache Seite der Pariser Industrie ist bekanntlich die „Zündhölzel-Fabrikation“! Sonderbar, ein Volk, das aus lauter „Zündhölzern“ besteht, fabriziert Zündhölzel, zu welchen man Feuer anmachen muß, wenn man sie anzünden will. Ein Pariser Zündhölzchen besteht aus einem Holzprügel, der vor einem Gedanken von Schwefel vorbeigegangen ist, und den man fünf Minuten lang an die Wand anreiben muß, bis er in Feuer gerät, dann wie Mephistopheles einen pestilenzialischen Schwefelgeruch hinter sich zurückläßt. Ich habe diese meine Schwefelhölzchennot in der deutschen Abteilung des Annexes laut werden lassen, und siehe da: am andern Morgen erhalte ich ein Dutzend Zündhölzchen-Packete aus der k. k. Phosphor- und Zündhölzchenfabrik des Bernard Fürth zu Schüttenhofen und Goldenkron in Böhmen.

Ja, es giebt noch schöne Seelen! Böhmische schöne Seelen!

Und seit dieser Zeit habe ich ruhige Nächte! Denn das sind Zündhölzchen, denen man nur zu sagen braucht: „Zünd dich an!“ husch! und man hat Licht!

Die Pariser sind auch von unsern Zündhölzchen ganz entzückt! Es sind auch Zündhölzchen, wie sie der kühnste Gedanke nicht herrlicher erfinden kann! Ein jedes Zündhölzchen ein Blitz! Und gar kein Schwefelparfum! Ich amüsiere mich, wenn schlechtes Wetter ist, und zünde die Hölzchen nach und nach an.

Der Leser sieht, daß ich nicht undankbar bin! Wenn nur kein großer Unterschied zwischen den „Kaliforniern“ und den „Böhmen“ wäre! Ich habe mich auch über die Goldklumpen aus Kalifornien sehr lobend ausgesprochen, aber glaubt der Leser, es hat mir irgend ein Kalifornier auch nur einen Viertelzentner Gold geschickt? Schmutzerei!

Weil wir eben von „Schmutzerei“ sprechen, ein Artikel, welcher

in der „Welt-Induſtrieausſtellung“ nicht fehlen darf, und an dem alle Völker ſo ziemlich mit demſelben Vorwärtsſchritte und mit demſelben induſtriellen Fleiß arbeiten, will ich meinen lieben Leſern eine Schmutzerei der Ausſtellung erzählen, die ich aber nicht recht anzufangen weiß!

Es iſt ein delikater Gegenſtand, d. h. nicht delikat, im Gegenteil undelikat, aber weil er undelikat iſt, iſt es ſehr delikat, denſelben mitzuteilen. Wie ſoll ich die Sache beginnen? Der Sache „ein Mäntelchen“ umhängen? Aber es handelt ſich nicht um eine Undelikateſſe fürs Auge, ſondern für die Naſe! Die Sache umſchreiben? Ein Gegenſtand läßt ſich umſchreiben, eine Sache, ein Gedanke, aber nicht ein Geruch; wenn ich ſage „Geruch“, ſo nenn' ich grad das Gegenteil! — Aha! das iſt ſchon eine Umſchreibung! Es wird mir vielleicht gelingen, dem Leſer die Sache begreiflich zu machen, ohne ihn mit der Naſe darauf zu ſtoßen. Eine geſchickte Feder kann um den Brei herumgehen und ihn beſchreiben, ohne gerade den Brei zu berühren. Wenn ich ſage „Brei“, ſo iſt das bloß wieder eine Umſchreibung ein Spezialausdruck für die Gattung „Brei“.

Alſo zur Sache, d. h. nicht zur Sache ſelbſt, denn ich habe ja ſchon geſagt, daß ich die Leſer nicht bei der Naſe herumführen will, am allerwenigſten zur Sache, von welcher ich in verblümter Symbolik zu ſprechen habe.

Wie werde ich die Sache ganz fein beginnen? Ich werde grade vom andern Ende, dem Gegenſtück, anfangen, oder eigentlich von der erſten Grundurſache der eigentlichen Sache, von welcher ich reden will. Alſo im „Induſtriepalaſt“ findet man auch „Buffets“ und „Reſtaurations“, zu trinken und zu eſſen.

Wenn der Leſer nur ein bißchen ſcharfſinnig iſt, ſo wird er dieſe Anſtalten als Grundurſache in ihren Wirkungen für andere Anſtalten hervorriechen müſſen.

Wenn der Leſer das erraten hat, ohne daß ich ſo undelikat war, es ihm zu ſagen, dann ſind wir dem Dinge ſchon ein wenig näher, aber doch nicht ſo nahe, um eine Priſe zu nehmen, wenn wir zum häßlichen Geſchlecht gehören, oder ein Flacon, wenn wir zum ſchönen Geſchlecht gehören.

Alſo in Hinſicht des Lokals weiß der erratende Leſer nun ſchon, daß es die „Antitheſe der Reſtauration“ iſt, und in Hinſicht des Zweckes, daß es die logiſche Folge des Eſſens und Trinkens iſt. Wir ſind alſo ſchon um einen bedeutenden Schritt weiter und waren ſo glücklich, die Delikateſſe der Leſer noch nicht verletzt zu haben, obwohl wir ſie ſchon über den kitzlichſten Punkt weggeführt haben.

Der Beſuch der „Reſtauration“ hat keinen „prix fix“, die Thätigkeit des Magens iſt unbeſchränkt. Man kann die „Reſtauration“ beſuchen zu 2 Franks, zu 10 Franks u. ſ. w., je nachdem

man Appetit hat und Durſt. Der Beſuch aber der Antitheſen, die Frequenz jener Räume, die der Exportation jener Produkte gewidmet ſind, die in den „Reſtaurations“ importiert worden ſind, dieſer Beſuch iſt vier Sous prix fix! Da wird nicht nur auf Rang und Stand keine Rückſicht genommen, ſondern auch keine Rückſicht, ob der Beſucher Speiſen um 20 Franks eingeführt hat oder Speiſen um einen Frank! Das iſt die „équité“, die „Gleichheit“, welche „préside aux échanges“, die Gleichheit, welche beim Austauſch der Dinge herrſcht.

Nun aber kömmt die Hauptangelegenheit. Der Inhaber dieſer „Reſtaurants“ und ihrer „Gegenſätze“ iſt Herr Cardailhac, früher Mitdirektor des Vaudevilletheaters. Dieſer Exdirektor begehrt nun von allen Wächtern und Arbeitern, die im „Induſtriepalaſt“ beſchäftigt ſind, für jeden Beſuch dieſer unausſprechlichen Konſequenzen der Reſtaurations vier Sous!

Dieſe armen Wächter und Arbeiter haben zwei Franks täglich, das macht zehn Entrées in die Gemächer des Unausſprechlichen! So oft ein ſolcher armer Arbeiter einen gewiſſen Rädergang in dem natürlichen Mechanismus ſeines innern Individuums verſpürt, muß er vier Sous auf den Altar der menſchlichen Begegniſſe niederlegen! Wenn nun ein ſolches innere Individuum durch ſchlechtes Wetter, durch Temperaturwechſel u. ſ. w. zu einer öfteren Repetition der Notwendigkeit gezwungen wird, was bleibt ihm über, um zu der Grundurſache dieſer Notwendigkeit, zur „Reſtauration“ gehen zu können?

Iſt es nicht ebenſo gerecht und witzig, wenn man hier dem Exdirektor des Theaters zuruft: „Wie, Herr Theater- und aktueller geheimer Kabinets-Direktor, die Angeſtellten beim Theater haben „freien Eintritt“ in's Theater, und den Angeſtellten im Induſtriepallaſt wollen Sie keine Freikarte zu dem Schauplatz geben, wo die Kataſtrophen der Reſtaurationsſtücke vor ſich gehen?“

Dieſe Angelegenheit zu beſprechen, würde die deutſche Journaliſtik für undelikat halten, die hieſige Journaliſtik iſt aber praktiſch! Sie reibt den Leuten die ungerechten Dinge unter die Naſe, und wenn dieſe Dinge noch ſo antinaſal wären! Dieſe Sache iſt für 200—300 arme Arbeiter eine Lebensfrage!

Ich bin aber jetzt ein deutſcher und franzöſiſcher Journaliſt, ich verbinde die franzöſiſche praktiſche Auffaſſung mit der deutſchen Schamhaftigkeit und Zartheit, und ſo bin ich ein wahres Weltwunder! Ich bin überzeugt, die Wiener haben ihre Herzensfreud an mir, i laſſ' grüßen und d'Hand küſſen, i wär' halt ſo gern ſchon wieder bei ihnen!

Paris, 27. Juni 1855.

Ein kleines Ehe-Drama. — Friedrich der Große und Mlle. Desgazet.

Ich werde heute dem Leser zwei kleine Dramolets vorführen. Das erste ist ein „Assisen Drama" und spielt im Gebiete der ehelichen Treue, ein Gebiet, das so oft feindliche Invasionen erduldet, ein Gebiet, das leider nicht immer vom Prinzip der Nichteinmischung respektiert wird. Es ist dieses kleine Drama komisch-tragisch.

Die Handlung spielt im Quartier St. Honoré. Der Held der Begebenheit ist kein Held, im Gegenteil, es ist ein Ehemann, Herr X., die Heldin des Stückes ist seine Frau. Herr X. glaubt Ursache zur Eifersucht zu haben. Ein anonymer Brief facht diesen Argwohn noch mehr an. Dieser anonyme Schutzengel ehelicher Pflicht sagt dem Herrn X, wenn er sich überzeugen will, so soll er sich abends nur am Eck der Straße Montmartre postieren, in Nr. so und so hätten Frau und Hausfreund ein Privatkabinetchen für die Abendstunden genommen.

Ein eifersüchtiger Ehemann ist ein Pulverfaß, wenn ein anonymer Brief in es fällt, springt es in die Luft! Anonyme Briefe sind gewöhnlich Ausbrüche verschmähter Liebe, Erzeugnisse elender Erbärmlichkeit! Aber diesmal sollte die Ausnahme der Regel stattfinden. Herr X. beschloß, sich auf die Lauer zu stellen. Aber er ist nicht nur eifersichtig, er ist auch vorsichtig. Sein Wasserträger ist zugleich Holz- und Kohlenhändler. Herr X. sagt zu seiner Frau, daß er heute abends nicht nach Hause komme, dann geht er zu seinem Wasserträger, und unter dem Vorwand eines Scherzes, den er jemand machen wolle, leiht er sich dessen Kohlenhändlerkleider aus, schwärzt sich das Gesicht und die Hände, krämpt sich zum Überfluß den Hut tief in's Gesicht und postiert sich in diesem Eifersuchtskostüm vor das Haus seiner ehelichen Selig'eit.

Aber die Verstellung ist eine weibliche Person und eine weibliche Handarbeit; die Männer verstellen sich auch zuweilen, aber sie verstellen sich, wie sie Strümpfe stricken, es thut's doch nicht! Madame X. merkt etwas, sie riecht Lunte, sie traut der Promenade des Herrn Gemahls nicht. Sie beschließt, nicht zum Rendezvous zu gehen, aber dem Geliebten zu schreiben, daß er sie heute nicht erwarte, sondern morgen um dieselbe Zeit. Sie geht aus, um den Brief durch einen Kommissionär zu übersenden. Vor ihrem Hause sieht sie einen Kohlenbrenner, sie läßt ein Fünffrankenstück in seine Hand gleiten und sagt: „Mein Freund! tragt den Brief hier da und da hin und übergebt ihn dem und dem Herrn, nachdem ihr ihn gefragt habt, ob er Herr B. heiße!"

Der Herr Kohlenbrenner und Ehegemahl erbrach den Brief und las, daß das Rendez-vous morgen ſtattfinden wird. Darauf ging er zu Herrn B. und ſagte ihm im Jargon eines Kohlenbrenners, daß eine Dame ſo und ſo, von dieſer und dieſer Geſtalt ihm aufgetragen habe, ihm zu ſagen, daß es heute mit der bewußten Sache um die beſtimmte Stunde nichts iſt, ſondern morgen. Herr B. ermangelt nicht, dem Kohlenbrenner dito 5 Franks zu ſchenken! O Glück der Ehe! Zehn Franks verdient für nichts!

Am andern Abend placiert ſich der Kohlenbrenner vor die Thür des Rendez-vous-Ortes, die Dame kömmt, der Kohlenbrenner holt die Polizei, das Pärchen iſt gerade in der ſüßeſten Konverſation, es ſpinnt ſich der zärtlichſte Liebesfaden. Da erſcheinen die drei Parzen: Ehemann, Kohlenbrenner und Polizei, und ſchneiden den Faden ab und der Faden wird nun vor den Aſſiſen fortgeſponnen!

Iſt das nicht ein allerliebſtes Dramolet? Einige Kuplets dazu, und die Poſſe iſt fertig!

Nun bitte ich meine Leſer, mich zu einem drolligen Drama zu begleiten, einem Drama zum totlachen.

Hier gehen wir auf den „Boulevard der Verbrechen", auf den Boulevard, wo jeden Abend die ſcheußlichſten Räuber- und Mordthaten vorgehen! Auf den Boulevard, wo das „Théâtre de "Ambigu", das „Théâtre Porte St. Martin", das „Théâtre de la Gaité" u. ſ. w. einer jeden Mitternacht die Pforten der ſchwärzeſten Verbrechen aufſchließen, wo Kindermord, Brandlegung, Blutſchande, Meuchelmord u. ſ. w. in vollen Kolonnen über die Bretter gehen; wo das Melodrama mit blutigem Haupt, mit triefendem Dolch, mit Schlangenhaar und Giftbecher thront; auf dieſem „Boulevard der Verbrechen" iſt heute große Bewegung! Aber das Verbrechen hat heute dem hiſtoriſchen Teil Platz gemacht! Im „Théâtre de la Gaité" läßt heute Herr Dumanoir „Friedrich den Großen" los! Friedrich der Große als „Gamin de Berlin"!

Das Stück heißt: „Le sergeant Frédéric", und Mlle Dejazet iſt Friedrich der Große.

Ich ſaß im Jahre 1831 im Vaudeville-Theater und Mlle. Dejazet gab den „Duc de Reichstadt" in Barthélemy's „le fils de l'homme". Ich vergoß die deutſcheſte, die öſterreichiſchſte, die wieneriſchſte, das heißt die gemütlichſte Thräne bei dem Spiele der Dejazet. Mein Freund De la Trouche, damals Redakteur vom „Figaro", führte mich zu ihr; ſie war reizend, friſch, verführeriſch, verführt und verführend, ſie war damals 39—40 Jahre alt!

Wenn mich mein Rechnungstalent nicht trügt, ſo iſt demnach Mlle. Dejazet heute 6[illegible]—64 Jahre alt, und doch ſpielt ſie noch den jungen Sergeant Friedrich, und dennoch hüpft ſie noch als „Le

min royal' und dennoch singt sie noch Kuplets wie die jüngste der Nachtigallen!

Aber das Stück ist, wie gesagt, zum totlachen. Man nehme nur die Personen: Der gute Katt heißt „Gustav de Keil", dann kömmt ein „Baron de Koppen Riken" ?), dann ein Baron „de Stolbak" (Stolberg?), dann ein Monsieur „de Chekeldoff", dann ein Baron „de Fanferlüche"!!!

Man nehme das alte Stück: „Der Müller von Sans-souci", „Zopf und Schwert" und andere deutsche Dramen aus jener Zeit und zerhacke sie, und man hat noch keine Idee von dem Durcheinander dieses Machwerkes. Das Stück beginnt in einem Dorfe unweit Berlins; ein Bauer hält Kindstaufe, hat aber keinen Paten. Da kömmt der Kronprinz Friedrich als Sergeant und übernimmt die Patenstelle; in demselben Augenblick kömmt auch die Prinzessin von „Wolfenbüttel", welche den Prinzen heiraten soll, sie kommt incognito und übernimmt mit Friedrich die Patenstelle. Friedrich verliebt sich sterblich in seine unbekannte Mitpatin. Er stellt sich auf ein Faß, spielt die Flöte, die Bauern tanzen, die Prinzessin tanzt mit, alles ist in dulci jubilo, da kommt Friedrich Wilhelm, der Vater Friedrichs; natürlich mit einem großen Stock, mit roten Hosen und in einem großen, blanken Küraß: ein Mephistopheles im Harnisch! die Prinzessin versteckt sich hinter dem Faß, der König prügelt die Bauern, die Bauern schreien „Vivat!" Prügel mit Vivat! Der König will den Kronprinzen auch prügeln, der foppt ihn um Tisch und Bänke herum und schneidet dem Herrn Vater Gesichter. Der König, der schon alle Lebenden durchgeprügelt hat, fängt an, Sachen zu prügeln! Er prügelt den Tisch, er prügelt die Bänke, er prügelt das kronprinzliche Faß, endlich will er auch die Mühle prügeln, die ihm im Wege steht. Die Mühle muß fort, der Müller sagt: Nein! Der König prügelt wieder, da sagt der Müller: „Il y a des juges à Berlin." „Es giebt in Berlin ein Gericht!" Die königlichen Prügel werden von diesem Müllerglauben ganz niedergeprügelt! Die Mühle wird pardonniert, Friedrich Wilhelm wird ein guter Kerl, er prügelt nur aus Gemütlichkeit! Der Akt geht unter einem allgemeinen Tanz zu Ende, Friedrich und die Prinzessin von Wolfenbüttel singen noch ein Kuplet:

„Mi — mi — mi —
Le roi va aux bois mi — mi — mi."

Im zweiten Akt wird Friedrich zum Leutnant erhoben, denn er soll die Prinzessin von Wolfenbüttel, die Nichte von Karl V. (!!) heiraten, und da er nicht will, weil er in seine Müllerpatin verliebt ist, wird er mit dem Leutnantspatent bestochen! Aber Friedrich will doch nicht! Er sagt zum Papa, „er will lieber in einer Hütte mit einer Geliebten wohnen, als in einem Palast mit

einer Nichtgeliebten, und wäre ſie die Enkelin Karls des Großen!“ Allgemeiner Beifall vom Publikum, aber nicht vom Papa, deſſen Stock recidiv wird und der ſeinen Sohn abſchimpft, weil er mit dem ſchmählichen Voltaire im Briefwechſel ſteht und ſogar — Verſe macht! Friedrich entflieht, er will nach Frankreich zu Voltaire, er nimmt ſeinen Freund „Keik“ mit. Aber er will auch ſeine liebe Mitpatin entführen, er will ſie auch zu Voltaire bringen.

Keik aber will früher noch Abſchied von der Generalin „Stolbal“ nehmen, in die er leutnantiſch verliebt iſt. Friedrich belauſcht die Liebenden, die in der Laube ſitzen, und angeregt vom Geflüſter und Liebesgelüſte ſpielt der Kronprinz Friedrich im Garten eine „Solo-Poſſe“ mit Geſang und Tanz! Er bildet ſich eine ideale Geliebte, ſpricht mit ihr, ſinkt vor ihr auf ſein Knie, tanzt vor ihr, ſingt ihr Liedlein vor, kurz, er macht alle Lazzi und Mäzchen eines Buffo.

Aber der General Stolbal läßt die Liebenden überfallen, Keik rettet ſich in's Schloß, die Gurgelabſchneider ihm nach, da ruft Friedrich die Wache und ſagt: „da drin iſt ein Deſerteur!“ Mit dieſem Staatsſtreich rettet er ſeinen Freund, der aber als Deſerteur eingeſteckt wird.

Aber Friedrich Wilhelm verſteht keinen „G'ſpaß“, er will „Keik“ erſchießen laſſen; da giebt ſich Friedrich als Mitdeſerteur an! Keik iſt zum Tod verurteilt! Friedrich, um ihn zu retten, tauſcht ſeine Kleider mit ihm. —

Aber Keik will von dieſer Großmut keinen Gebrauch machen und ſtellt ſich dem König. Friedrich aber iſt fröhlich und wohlgemut, er denkt an Voltaire, an Frankreich, und ſagt:

„Wenn ich König von Frankreich wäre, in ganz Europa dürfte keine Kanone ohne meine Erlaubnis losgehen!“

Dieſe Worte wurden vom Publikum mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen, aber nicht ſo vom König Friedrich Wilhelm, deſſen Stock wieder bereit iſt, loszugehen! Aber der König iſt im Grund ein guter Junge. Die ganze Geſchichte geht gut aus! Keik wird pardonniert, und anſtatt erſchoſſen zu werden, wird er avanciert! Friedrich liegt am Buſen des Vaters, der in den heißeſten Thränen zerfließt, die Prinzeſſin von „Wolfenbüttel“ tanzt mit Friedrich dem Großen und Friedrich Guillaume, einem Handlanger, die Königin tanzt mit „Koppen Niken“, die Prinzeſſin Luiſe tanzt mit „Chekeldoff“ und alle beſchließen mit einem jubelnden Galopp und Kupletgeſang dieſes große hiſtoriſche Tableau aus der deutſchen Geſchichte!

Geſpielt wird dieſes Stück wie in der Affenkomödie, mit Ausnahme der Dlle. Dejazet, die mir nicht gefallen, die mich nicht entzückt hat, die mich aber in Verwunderung ſetzte! 64 Jahre, und ſie ſieht noch aus wie eine Frau von 30 Jahren, wie ein

Page Cherubin! Sie singt noch allerliebst, sie hüpft und tanzt noch wie eine Balletänzerin!

Ich sage und führe dieses an zum Trost und zur Herzerquickung unserer alten jungen Liebhaberinnen in Deutschland, welche den dummen Deutschen schon zu alt sind, wenn sie erst noch schon um die 40 herum sich befinden, und ich bin der dümmste Deutsche unter diesen, und ich bin auch so dumm und will keine Gurli au naturel von vierzig Jahren: ich kann diese zähen Gurlis nicht mehr beißen! Und die „Ninon de Lenclos" wachsen selten und die Dejazets sind auch spärlich zu finden.

Aber die Pariser sind galanter, vielleicht auch gerechter! Sie haben einen „Adreßkalender", einen „Hofkalender", aber keinen „Künstlerkalender", sie zählen die Jahre der Künstler nicht, die Künstlerinnen haben für sie keinen Geburtstag!

Die Dejazet mit 40 Jahren als Sergeant Friedrich — hüpfend, zwitschernd, lazzimachend, — es thut's, es thut's! und das Stück ist bis zum Herbst auf's Repertoire festgesetzt!

Die „Georges"! die „Georges"! Vielleicht 70 Jahre! Ihr glaubt wirklich, sie hat „Regenschirme" in Pacht beim „Palais de l'industrie"? Unsinn! Sie wird in nächster Woche die „Rodogune" im Odeontheater spielen. Vive la France! Wenn ich 70 Jahre alt werde, geh' ich nach Paris und werde erste Liebhaberin!

Paris, 1. Juli 1855.

Die Frauentoilette vom Scheitel bis zur Zehe in der Ausstellung.

In den Zwischenakten des ernsten Industriedramas werden wir mit unseren holden Leserinnen manchmal einen Gang durch die Foyers des Luxus und der Toilette machen.

Der „Wein" für die Männer! „Der Wein erfreut das männliche Herz!" — Der „Putz" für die Frauen! „Der Putz erfreut das weibliche Herz!" — Die „Cigarren" für die Männer, die „Spitzen" für die Frauen! Der „Meerschaum" für die Männer, der „Seiden-Kokon" für die Frauen! Der „Kautschuk" für die Männer, die „Stickerei" für die Frauen! Der „Komfort" für die Männer, der „Luxus" für die Frauen! Für die Männer die Männer die „Industrie", für die Frauen die „schönen Künste", für die Frauen die „Poesie!" Luxus ist Poesie! Ohne Frauen, wäre die Menschheit ein Tiergarten, ohne Poesie die Frauen Naturprodukte, ohne den Luxus wären Industrie, Gewerbefleiß, Fabrikation armselige Taglöhner!

Es giebt hier einige Journale, wir wollen sie umschreibend Quäkerblätter nennen. Diese sind sehr grimmig über diejenigen Journale, welche gottesläßig genug sind, über Luxusartikel zu

ſchreiben, ſie zu empfehlen! Als ob der Fall der Menſchen nicht vor der Erfindung der Spitzen und Seidenſtoffe ſtattgefunden hätte, als ob die Sünde nicht früher in die Welt gekommen wäre als die Modeſchneider! Die Schlange hat keine Juwelen getragen und das erſte Weib trug keine Mantille, um den erſten Sünder zu locken!

Von dem Augenblick an, in welchem alle Frauen anfingen, ſich zu kleiden wie die Quäker, würde alle Induſtrie auf halben Sold geſetzt werden!

Machen wir alſo einen kleinen Rundgang kreuz und quer um die Gegenſtände der Frauentoilette.

Den „Spitzen“ gebührt der erſte Blick! „Spitzen! Brüſſeler Spitzen!“ „Auguſte Lefebure“ hat den Wettkampf mit Belgien und Brüſſel kühn unternommen! Vor dieſem Glaskaſten ſtehen die Frauen und werfen die zärtlichſten, glühendſten Blicke auf dieſe Gewebe, die Oberon nicht duftiger um Titania ſchlingen könnte!

Acht Tage hinter einander traf ich eine und dieſelbe Frau, welche mit Wehmut und tiefer Sehnſucht vor dieſem Glastempel ſtand und eine „robe-tunique“ aus points d'Alençon anſtarrte! Es iſt aber auch eine Robe, oder vielmehr der Traum einer Robe! Welche Zartheit! Welches Gewebe! Ein Silberwölkchen in fliegende Silberfäden zu einem idealen Syſtem in einander gewebt! Und neben dieſer Robe ein Shawl aus ſchwarzen Spitzen! Aber welch' ein Shawl und welche Spitzen! Gebt mir ſechs ſolche gewebte Verführer und ich vertilge eben ſo viel Lukretien mit ihnen!! Was meinen meine holden Leſerinnen von dieſen „ſpaniſchen Mantillen“ aus ſchwarzen und weißen Blonden, fremdartig und anlockend, zauberhaft feſthaltend und die geheimſten Wünſche aufſtachelnd! Ach, gütige Götter! Nur eine ſolche Mantille, aber eine Andaluſierin dazu!

Dieſer Lefebure iſt ein Zauberer, er verrückt mir noch dem ganzen weiblichen Geſchlecht den einen Kopf, den es hat! Wer hat ihm geholfen, dieſe „Toilette-Pompadour“ erfinden! Dieſer „Leib“ aus weißen Spitzen, von Elfenhänden gewoben, und zu dieſem Leib die Seele, die Sinne, die Gliedmaßen aus zitternden Blumen, aus bebenden Tautropfen, aus Zweiglein und Blüten von „points d'Alençon“! Und nun hier dieſe „Toilette-Pſyche“! Eine tranſparente Verklärung aus weißen und roſigen Spitzen, eine durchſichtige Zurückweiſung des Naturzuſtandes! O Pſyche, Pſyche! Wo biſt du?!

Es iſt jetzt ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen den Brüſſeler Spitzen, den „points d'Alençon“ und den „points Valenciennes“! Und die Zeitungen nehmen Teil an dieſem Kampf!

Bei den Spitzen iſt Ihnen heiß geworden, holde Leſerin, nicht wahr?

Da wollen wir gleich Kühlung und milde Lüftchen herzaubern.

Sehen Sie da diese „Fächer", diese phantasie- und grazienvollen Windmacherchen? diese Schmetterlingsflügel? Es ist allerliebst! Wollen Sie ein leises Erröten verbergen? Hier haben sie einen Elfenbeinfächer, durch welchen Ihr Erröten durchstrahlt wie ein Sonnenblick durch ein Schneewölkchen! Wollen Sie verbergen, daß Sie nicht erröten? Da ist ein goldener Fächer in Purpur, der strahlt Sie mit einem künstlichen Erröten wundervoll an!

Giebt es einen diskretern Freund als einen Fächer? Giebt es einen herzlichern Freund in der Not als einen Fächer? Giebt es einen zärtlichern Vertrauten, als einen Fächer? Hier sind diese seltenen Exemplare aus Gold, Elfenbein, Silber, Seide, Papier, Perlmutter u. s. w. in den reizendsten, in den lieblichsten, in den glücklichsten, in den bizarrsten Formen!

Und nun hier dasjenige was der Phantasie den meisten Spielraum läßt, Schuhe und Pantöffelchen, diese süßen Dinge, die von der Form auf den Inhalt, und von diesem in aufsteigender Linie auf das ganze Meisterwerk der Schöpfung schließen lassen!

O ihr Aschenbrödel, die ihr zu diesen graziösen Schuhen noch fehlt, o kommt, kommt!

Ach, welche stumme, leblose Koketterie liegt in dem Anblick eines kleinen, lieblichen Frauenschuhs! Diese lieblichen Mignonerien aus Seide, Maroquin, Gold, aus Schwanenfedern, aus gesticktem Fischbein u. s. w, lauter kleine Liebeslieder, die von Fuß auf dienen!

Ein Berliner stand neben mir und fragte mich: „Glauben Sie, daß es Frauenfüße giebt, die da hineingehen?" All' meine Verehrung des weiblichen Geschlechtes empörte sich in mir über diese Berliner breitfüßige Frauenketzerei! Ich schwieg, und sagte ihm inwendig nichts als: „O Trompetier!"

Paris 1. Juli 1855.

Platz da! Aufgeschaut! Ihr Werke der Industrie, gebt Raum! Tretet in den Hintergrund, ihr Werkzeuge des Luxus, Flonflon und Tamtam u. s. w.

Eine Gasse für Gutenberg!

Wäre eine „Welt-Industrieausstellung" auch nur im Gedanken möglich, wenn Gutenberg nicht gelebt hätte? Eine Annäherung der Völker durch Gedanken, Werke, Korrespondenzen wäre stets ein Flauder- und Handerwerk geblieben ohne Gutenberg!

Gutenberg, der Räuberhauptmann' Gutenberg, der Anführer einer Bande von vierundzwanzig bleichen Banditen, welche der Welt die Finsternis aus der Tasche stahlen, welche die Dummheit enthellten, den Aberglauben auf der Landstraße anfielen und nie-

dermetzelten, welche bei der Unwiſſenheit einbrachen und ihr Haus in Brand ſteckten?

Gutenberg, deſſen Mitſchuldige wir Schriftſteller ſind; Gutenberg, deſſen Helfershelfer wir Journaliſten ſind; Gutenberg, deſſen Hehler und Verkäufer die Buchdrucker ſind; Gutenberg, der Ahnvater aller jener Bandwürmer an den Eingeweiden der Schriftſteller: Verleger genannt; Gutenberg, der Miſſionär des Lichtes, der den Glauben des ewigen Heils in Millionen kleinen Bibeln nach dem fernen Heidentum trägt; Gutenberg, der auch zu den Armen am Geiſte ſagt: „Kommt zu mir, Ihr auch ſollt durch mich leben in der „Annonce", in der „Ankündigung"; du Blinder und Lahmer an ſchriftſtelleriſcher Geiſtigkeit, auch dich will ich ernähren durch den „Reiz der Ankündigung", auch dir ſoll mein Licht leuchten auf dem Weg des journaliſtiſchen Charlatanismus.

Kurz, Gutenberg, die geiſtige Sonne, welche das Licht brachte und die Wärme und den Regenbogen und die Zeitigung edler Früchte, aber auch ausbrütete das Gewürme der Revolution, die Hyder der Skeptik, die lärnäiſche Schlange der Unzucht u. ſ. w., Gutenberg kömmt, und wem anders als ihm zollte die Feder des Schriftſtellers am liebſten ihren Tribut?!

Aber indem wir uns in dem Gebiete Gutenbergs bewegen, müſſen wir zwei Abteilungen machen, die „Druckerei" überhaupt, die Buchdruckerei in ihrem immenſen Glanze und in allen ihren Fächern, und die „Buchdruckerei" als Werke der Buchhändler und Verleger.

Die Franzoſen betrachten den „Monſieur Gutenberg" als einen Franzoſen Straßburgs halber. Wir aber ſagen: „Sie ſollen ihn nicht haben, den alten guten Mann!"

Die Buchdruckerei überhaupt bietet zwei Ausgangspunkte dar, auf der einen Seite „ihre geiſtige Bewegung", auf der andern Seite „ihre materielle Bewegung", d. h. das mechaniſche Volumen ihrer Wirkſamkeit, die Zahl der Arme, die ſie in Bewegung ſetzt, die Maſſe, die ſie umtreibt, die Kapitalien, die ſie in Verkehr bringt u. ſ. w.

Es kann einem Menſchen, der denkt und vergleicht, nicht entgehen, daß „Fulton" der zweite Teil von „Gutenberg" iſt, Fulton war beſtimmt zum Nachfolger Gutenbergs, der „Dampf" iſt das Siegel auf die Erfindung der Buchdruckerei. Ohne den „Dampf" wäre die Druckerpreſſe eine „Fackel", durch den Dampf iſt ſie ein „Blitz", in unbegreiflicher Schnelligkeit ihre Strahlen weithin verbreitend.

Auch bei der Druckerei teilt der Menſch jetzt mit der Maſchine, der Gedanke mit der Kraft, der Geiſt mit dem Dampf!

Ich halte die Frage für nicht entſchieden: „Hat denn der „Buchhandel" ein Recht, im „Induſtriepalaſt" zu figurieren? Hat denn der „Buchhandel" irgend etwas mit der Erfindung zu

thun? Hat der „Buchhandel" als solcher eine neue Konzeption, eine neue Schöpfung u. s. w. hervorgebracht, und mit was anderm will der „bloße Buchhandel" glänzen, als mit den Erfindungen der andern, der Buchdruckerei, der Schriftgießerei, des Farbendrucks, des Buchbinders u. s. w.

Der Herausgeber eines Buches ist fast für gar nichts in der Sache! Die Buchdruckerei ist alles! Die Lettern, die Typen, das Papier, die Ornamente, der Druck u. s. w.

Die kaiserliche Kommission hat geglaubt, die „Librairie", den bloßen „Buchhandel" auch zuzulassen.

Die kaiserliche Kommission ist, wie ich aus meiner Forschung näher erfahren habe, von einem Gesichtspunkt ausgegangen, der auch sein Recht für sich hat, z. B.:

Der Autor eines Werkes allein kömmt nicht mit einer vollkommenen Ausgabe zu stande; der Buchdrucker allein hat auch nicht immer Zeit und Hilfsquellen genug, die aber ein Herausgeber, ein Verleger hat! Es giebt Werke, Ausgaben, Encyklopädien, Prachtexemplare, Diktionäre, Werke mit Zeichnungen, Porträts u. s. w., welche ohne den Verleger, der mit der Idee der Herausgabe auch die Kapacität der Realisierung verbindet, nicht das Licht der Welt erblickt hätten, und in dieser Beziehung hat der Verleger dasselbe Recht wie ein Erfinder, wie der Schöpfer eines Gegenstandes, welcher ohne ihn nicht geschaffen worden wäre.

Ein solches Prachtwerk oder großes Werk ist nicht nur das Werk der Buchdruckerei und des Autors, sondern in seinem Ganzen auch noch eine persönliche Idee des Verlegers, des Herausgebers, ein Werk welches sein Verdienst in Cirkulation setzte.

Die kaiserliche Kommission hat also mit vollem Recht die Herausgeber und Verleger als industrielle Selbstschöpfer deklariert und acceptiert.

Kommen wir auf die Pariser Buchdruckerei zurück, die sich in achtzig Druckereien verteilt. Im Jahre 1851 beschäftigte Paris 562 Pressen, die durch Menschenarme getrieben werden, und 276 Maschinenpressen, welche jährlich fünf Millionen Kilogramm Papier bloß für Bücher verarbeiten, die Journale nicht mitgerechnet.

Die Geschäftssummen, welche diese „Druckereien" verbrauchen — ohne Schriftgießerei, Papier, Druckerschwärze, Broschier- u. Buchbinderwerk u. s. w., beträgt jährlich an sechszehn Millionen Franks.

Trotz allen Maschinen beträgt die Summe der typographischen Preßarbeiter 4000 Menschen.

Der Dampf spielt in der Buchdruckerei jetzt eine eben solche Heldenrolle als in den Garn- und Wollfabriken.

Aber ich glaube, der Dampf hat in der Buchdruckerei noch

nicht sein letztes Wort gesprochen, die Maschine hat hier noch nicht den letzten Willen und die vollste Kraft entwickelt!

Es giebt noch widerspenstige, schwer zu bekämpfende Arbeitspartien in diesem Gebiet, welche der Dampf und der Gedanke noch bewältigen und sich unterwerfen müssen.

Aber wird der „Dampf" je „Setzer" hervorbringen? Wird der Dampf die Menschheit von jenen bemitleidenswerten Menschen befreien, die man „Korrektor" nennt? Wird der Dampf, dieser moderne Herkules, die Leserwelt je von diesen Ungeheuern reinigen, die man „Druckfehler" nennt?! Wird der Dampf den Journalisten zu Hilfe kommen gegen diese Monstres und Unholde, die man „metteur en pages" heißt?"

Das ist die Frage!

Paris, 2. Juli 1855.

Schiller und „Maria Stuart" in Paris. — Pariser Kritik.

Unser guter Schiller auf italienisch in Paris.

Es war eine ungeheure Erwartung und Spannung auf diese Vorstellung in der hiesigen Kunst- und Kritikwelt.

Denn in „Maria Stuart" betrat Mad. Ristori zum erstenmal den Boden, den Mlle. Rachel betrat, sie spielte dieselbe Rolle, sie nahm den Kampf mit der Nebenbuhlerin in ihrem Reiche selbst auf!

Dumas hat mich gebeten, ihm einige Worte über „Maria Stuart" vor der Vorstellung zu geben, welches ich auch that, und ich zitiere hier einige Stellen aus meinem französischem Bericht:

LE STATU QUO — ANTE — DE MARIA STUART.

Par Schiller.

„Mon cher Dumas.

„Voilà l'exposition universelle pour les artistes, les comédiens et les drames de toutes les langues, de tous les peuples, des Anglais, des Italiens, des Allemands etc.; voilà la devise du Palais de l'Industrie: „L'équité préside à l'accroissement des échanges!" échange des artistes, échange des drames, échange de Mme. Ristori et de Mlle. Rachel, échange de Racine et de Maffei, échange de Maria Stuart et Médée. Mais la traduction n'est pas une véritable échange de l'original, voici Maffei en échange de Schiller; hélas! Patrocle pouvait très bien porter la lance d'Achille, mais il était incapable de la lancer.

Habent sua fata libelli. Quel sort étrange de drame! quelle métempsychose: la reine d'Ecosse immortalisée par un poète allemand, interpréte par une tragédienne sarde au public français!"

In der ferneren Auseinandersetzung sagte ich:

„Dans Jeanne d'Arc et dans Maria Stuart Schiller le poète, ou Schiller le protestant, anima et entoura ses héroïnes avec toutes les poésies, avec toute la hauteur, avec toute la splendeur du catholicisme. Dans Jeanne d'Arc Schiller changea la martyre en héroïne militaire; dans Maria Stuart il changea la femme enivrée de philtres, la femme à la couronne sanglante, en martyre."

Es ist sonderbar! Erst in dieser Mißhandlung des Schillerschen Dramas durch Herrn Scipio Maffei, erst durch die Darstellung in einer fremden Sprache sind mir neue Ansichten über diese Tragödie geworden! Vielleicht eben deshalb, weil der Bearbeiter allen Schmuck der Poesie, alle Maschinerie der Personen und Staffagen unbarmherzig und unsinnig wegschnitt und weil der Darstellerin alles das fehlte, was die deutsche Gemütswelt in dieser Rolle zu sehen gewohnt ist, eben deshalb blieb meiner Beobachtung nur das rein dramatische, die Aufgabe der Tragödie an und für sich übrig! — Es ist mir klar geworden, daß Maria Stuart eine der poetischsten Dichtungen unseres großen Dichters ist, daß er hier mit allem Zauber der Sprache, mit aller Süßigkeit der Wehmut, mit allem Glanz des Verses, mit aller Heiligkeit des Christentums, mit aller Weihe der Verklärung das Kleid wob, welches er um die Schulter jener unglücklichen, rührenden, erhebenden und versöhnenden „Maria Magdalena-Stuart" hüllte; daß aber „Maria Stuart" als Tragödie nicht existiert, daß „Maria Stuart", wie sie in Schillers Drama vor uns lebt, keine Heldin einer Tragödie ist und sein kann. Die Handlung, die innere Handlung des Stückes ist zu Ende, wie das Stück anfängt. Die Heldin ist tot, wie sie auftritt; wie der Vorhang zum erstenmal in die Höhe geht, sehen wir das Schaffot! Maria Stuart trägt fünf Akte hindurch ihr Haupt zum Schaffot! Fünf Akte lang geht Maria Stuart unter dem Beil des Henkers, bis sie durch dasselbe diesen Leidensgang beendet.

Eine Gefangene, jeder Handlung unfähige Gefangene, fünf Akte lang im Kerker, die im Kerker hingerichtet wird, entbehrt jeder epischen, jeder dramatischen Handlung, und kann nur durch die ethische Größe, durch die moralische und sittliche Durchsicht des Ganzen auf der Höhe der Teilnahme erhalten werden.

Aber mit welcher Schönheit, mit welcher Grazie, mit welcher Klarheit und Lieblichkeit, mit welcher Süßigkeit und Innigkeit der Empfindung, mit welcher Rührung, mit welchem Zauber der Reue, der Hingebung, der alles verklärenden Endlösung hat Schiller diese Maria-Magdalena ausgestattet! Die Wehmut mit ihrem Reiz, die Liebe mit ihrem Nachsommer, die verlorene Königskrone mit ihrem nicht zu verblassenden Schimmer, die schmerzliche Sehnsucht der Gefangenschaft, das menschliche Erwachen und Aufraffen der

Weiblichkeit in der Gefangenen und Königin der heuchleriſchen Eliſabet gegenüber, der Blitz des Triumphes in Gegenwart ihres Geliebten, Grafen Leiceſter, die fromme und rührende Einkehr in ſich ſelbſt, die geläuterte Reſignation und Ergebung in das erkannte Strafgericht Gottes und endlich dieſes Einwickeln und Einhüllen in das Himmelsgewand der Religion wie ein weinendes Kind in die Falten des Mutterkleides, alles das rührt, reißt hin, erſchließt das Herz und die Thränenquelle, und macht das Werk zu einem der reizendſten, wirkſamſten des Dramas überhaupt.

Wie aber hat Herr Maſſei dieſes Drama verunſtaltet!

An und für ſich komiſch iſt dieſe Namenumgeſtaltung! die hiſtoriſchen Namen italieniſiert: „Maria Stuarda“! Talbot heißt: „Tabot“, Mortimer heißt: „Mortimero“, Cecil heißt: „Cecilio“ und ſo weiter. Alle Szenen des zweiten Aktes, die des franzöſiſchen Geſandten u. a. hat Herr Maſſei weggelaſſen. Daviſon iſt vom Bearbeiter ganz aus der Reihe der Lebendigen geſtrichen worden, wodurch alſo die ſchönſte Scene, welche Eliſabets Tartüffismus ſo recht enthüllt, ganz wegfällt. Endlich hat Herr Maſſei auch den ganzen Schluß des Stückes fortgelaſſen und das Stück endet mit Leiceſters Monolog.

Ich weiß, auch deutſche Dramaturgen haben dieſe faſt alberne Amputation dieſes Stückes verſucht, und das zeigt nur, daß der Unverſtand kein Vaterland hat, daß die Borniertheit eine kosmopolitiſche Perſon iſt!

Die Originalſchlußſcene, in welcher Eliſabet allein bleibt, in welcher Talbot ſein Amt ihr zu Füßen legt, in welchem Leiceſter „zu Schiff nach Frankreich“ geht, das iſt die Scene, in welcher die Nemeſis ihre Waltung antritt, in welcher dem Hörer und Beſchauer die Gewährleiſtung wird, daß jede ſchnöde Miſſethat im Buſen des Thäters eine Saat voll Dornen legt, die früher oder ſpäter als rächende Geiſter ſich nach ſeinem Innern kehren!

Eliſabet, allein gelaſſen, verlaſſen von Treue und Liebe, die Eumeniden im falſchen Buſen, ſteht am Ende da wie das lebendige Ausrufungszeichen nach dieſem Schlußſatz der ewigen Vergeltung! —

Es war ein ſchöner Anblick, dieſes „Théâtre italien“ an dieſem Abend! Alles, was Paris an Glanz, an Schönheit, an Glorie, an Reputation, an Intelligenzen hat, alles war da! Und die Literatur! Und die Kritik!

„Pfeifen für uns“! ſagt Peter in „Menſchenhaß und Reue“, und ich ſagte wie Peter: „Ein Abend für uns!“ Wir waren alle beiſammen da: Lamartine, Dumas, Théophile Gauthier, Jules Janin, Girardin, Philarete Chasles und — Saphir.

Die erſten zwei Akte gingen la la! Ich kam nach dem zweiten Akte im Foyer mit der franzöſiſchen Kritik zuſammen, da war der Erfolg des Stückes ſowohl als der Riſtori noch unent-

schieden! Und warum?! Sonderbare Menschen! Weil das gedruckte Stück noch nicht da war! Das Publikum wußte sich nicht aus! Erst vor Beginn des dritten Aktes brachte Herr Michel Levy das gedruckte Buch in italienischer und französischer Sprache, und von da an war der Erfolg entschieden, brillant!

Dumas war im Foyer ganz untröstlich, daß die Ristori in diesem Stück kein „Fourore" machen kann! Ich tröstete ihn und die Andern, und sagte: „Geduld! Ich verbürge den Erfolg des Stückes und der Ristori im dritten und letzten Akt!"

Und so wars! Vom dritten Akt an hatte jeder sein Buch, diesen verstümmelten Schiller, in der Hand, und Schiller und Maria und Ristori gingen höher und höher, und ein unerhörter Succès begleitete die ganze Darstellung.

Ich war früher auf der Bühne bei der Ristori, und legte ihr meinen unsterblichen deutschen Dichter an's Herz, ich versprach, nach der Vorstellung wieder zu kommen, — aber ich kam nicht. —

Ich möchte nicht ungerecht sein, ich glaube, uns Deutschen fehlt vielleicht das Verständnis dieser Art italienischer Darstellungskunst! Und nun besonders in dieser Rolle, die sich in uns so hineingedeutscht hat, und die wir so in uns hineingedeutscht haben! In dieser Maria, mit welcher wir groß gewachsen sind, ist es uns vielleicht nicht möglich, ganz unparteiisch zu sein.

Ich habe die Rachel (in Wien) als Maria Stuart (von Lebrun) gesehen und die Ristori hier; wenn ich nun sage, die Maria unserer deutschen Künstlerinnen ist edler, ist inniger, ist wahrer, ist gemütstiefer u. s. w., so ist das vielleicht das Urteil der „süßen Gewohnheit"!? —

Ich sage daher nur als individuellen Eindruck und nicht als Urteil: Mir hat die Ristori im Ganzen als Maria weniger zugesagt. Einzelne Momente waren unbeschreiblich schön, z. B. wenn sie vor Elisabet niederkniet und die Worte ausruft: „il nume adoro"! („die Gottheit bet' ich an, die euch erhöhte!") spricht sie mit einer Heiligung, mit einer Resignation, mit einer De- und Wemut, welche unbeschreiblich ist. Der Moment, in welchem Maria Stuart trunken von Rache und Sieg der Rache, und im Triumph, die Nebenbuhlerin der Krone und die Nebenbuhlerin der Liebe vor den Augen Leicesters gedemütigt zu haben, ausruft:

„Io l'abbassai agli ochi di Ruberto alfine"!

(„Vor Leicesters Augen habe ich sie erniedrigt"!)

war von ungeheurer Wahrheit und Wirkung! Da war das Weib, das entköniginte Weib, das leidenschaftliche Weib, das eifersüchtige Weib, das edle Weib, das rachegesättigte Weib in dem höchsten Aufschrei seiner tiegerhaften Sättigung.

Die Kritik bot hier einen besonderen Anblick bei der Beurteilung dar.

Ich rede zuerst von Jules Janin Jules Janin ist der Groß-

meiſter der hieſigen Kritik. Seit langen, langen Jahren ſtets friſch, ſtets geiſtreich, ſtets voll Kraft und Grazie, ſtets voll Scharfſinn und Eloquenz, iſt er noch immer Alleinherrſcher im Reiche der wahren Kritik. Er iſt unerſchöpflich, er bietet jeden Montag dem Leſer ein Gabelfrühſtück, mit Blumen und Grazien, heute ein gründliches Urteil, morgen eine beredſame Auseinanderſetzung, bald ein Bouquett, bald eine Geißel u. ſ. w.

Jules Janin alſo hat unſerem Schiller am meiſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, obſchon ich mit ihm nicht einverſtanden bin, daß er den zweiten Akt als ganz überflüſſig, als einen hiſtoriſchen Auswuchs dieſes Stückes betrachtet.

Er ſagt vom dritten Akt:

„Oui! et je ne crois pas que, même dans un drame de Sophocle, au pied du Cythéron, quand la nature entière est de moitié dans la douleur du poëte, aux souffles vivifiants du Pinde, aux murmures de la claire fontaine, rien se puisse comparer à ce hasard arrangé, à cette rencontre, au milieu des bois, entre le trône et l'échafaud, de ces deux femmes si cruellement ennemies, parce qu'elles devaient s'aimer comme deux soeurs, Elisabeth et Marie Stuart! Luimême, Schiller, s'il n'eût arrangé que cette cencontre en ce moment, dans cet espace, au feu de ces rayons et de ce clair soleil sur lequel la prison jette une ombre funeste, s'il n'eût fait que la troisième acte de Marie Stuart, qui'l serait encore au premier rang des poëtes dramatiques!"

Ganz im Gegenſatz findet der Kritiker im „Siècle" den zweiten Act" meiſterhaft, „plein d'intérêt quoique Marie n'y apparaisse pas."

Theophile Gauthier, der Schwätzer, der Jules Janin abgeſehen hat, „wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt", aber nichts von ſeinem Geiſte, nichts von ſeiner Eloquenz u. ſ. w., Theophile Gauthier ſagt im „Moniteur":

„La traduction de Maffei est excellente"!

Seine Verſe, ſagt er, ſind „dans un bon ton de drame"! Paff!

Einen Jux will er ſich machen. — Ein Wiener „Weinberl" in Paris.

Es giebt Augenblicke im Pariſer Leben, in welchen man aus Paris und aus der Haut fahren möchte. Da der Menſch aber nicht ſobald ein zweites Paris und eine zweite Haut findet, von welchen er ſicher weiß, er würde ſich beſſer in ihnen befinden, ſo fährt der Menſch nicht aus Paris und nicht aus der Haut, aber ſein innerer Menſch iſt ein „kranker Mann", in den ſich Überdruß, Langeweile, Ermüdung, Heimweh u. ſ. w. zu teilen ſuchen.

In ſolchen Augenblicken des Pariſer Lebens hat der Engländ-

der ein gutes Mittel, ein unfehlbares Mittel: er geht ins „bois de Boulogne“ und hängt sich auf! Die Engländer sind immer praktisch! Giebt es gegen die Langeweile ein besseres Mittel als sich aufhängen? Andere Leute spielen Domino, wenn sie sich langweilen, oder gehen ins Theater! Wie lange dauert das? Aufhängen, das hält für die Ewigkeit!

Was muß alles einem andern Menschen vorkommen, bis er dieses einfache Hilfsmittel ergreift! Er muß unglücklich lieben, eine böse Frau haben, falsche Wechsel oder Veruntreuungen gemacht haben u. s. w. bis er zu dem „concierge“ des Lebens, zum Tod, wenn er vom Leben herausgehen will, sagt: „la corde! si'l vous plait!“ Aber der Engländer sucht nicht lange um ein Mittel, er sagt: „Was willst du in die Weite schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!“ Das „Gute“ ist ein ellenlanger Strick und ein drei Ellen hoher Baum! Welche einfache Maschinerie!

Man hat zwar Beispiele, daß sich Nichtengländer auch in Paris aufgehängt haben, aber es ist ein großer Unterschied! Der Engländer, bevor er sich aufhängt, bezahlt er sein Quartier auf einen Monat voraus! Er berichtigt alle seine Rechnungen und legt in seinem Zimmer die Adresse des Baumes hin, an welchem er sich aufhängen wird, ob im ersten Stock der Zweige oder im zweiten Stock u. s. w.; während die andern Nationalitäten, wenn sie einmal den Entschluß gefaßt haben, sich vermittelst eines Strickes mit „erhöhtem Charakter“ in den ewigen „Ruhestand“ zu versetzen, auf solche irdische Dinge nicht viel Rücksicht nehmen! Der arme Sterbliche nimmt ja so nichts mit in die Ewigkeit als seine Passiva!

Solche Betrachtungen anstellen, lieber Leser, ist schon ein Beweis von Langeweile, und Langeweile in der Fremde ist noch langweiliger als Langeweile zu Hause, wo alles darauf eingerichtet ist!

Also ein solcher langweiliger Tag war vor einigen Tagen. Ich sollte am Tage darauf bei Lamartine eine Vorlesung hören! Der große Dichter, der merkwürdige Staatsmann, der liebenswürdigste und tugendhafteste aller Menschen, der hinreißendste Redner hatte uns zu einer „Vorlesung“ eingeladen, in seinem kleinen aber reizenden Häuschen der „rue ville l'Evêques“, er wollte einem Kreis von Schriftstellern ein ungedrucktes Werk von M. Sarrans über das erste Kaiserreich lesen.

Das war morgen! Aber desto schlimmer die Zeit bis morgen! Ich war des Gesurres in der Industrie-Ausstellung müde, und ich hatte den Nachmittag über geschrieben und ging ganz schachmatt in die elyséeischen Felder.

Also ein solcher Augenblick der Pariser Langeweile war es, als ich wie Wallenstein „gedankenlos an einem Baume stand und hinaussah in die weite Ebene“!

Es rollte und wogte um mich her, Seide und Atlas rauſchten, Equipagen und Damen mit ganzen Poſtzügen in den Augen fuhren auf und ab, Geſtalten ſchwachen Geſchlechtes huſchten an mir vorüber, heiße Blicke, heiße Worte und heiße Atemzüge ſtreiften meine Wangen, da überkam mich das Neſtroyſche „Verfluchte-kerlgefühl“ und mein innerer Menſch ſagte: „Einen Jux will er ſich machen“! Wenn vor 20 Jahren mein innerer Menſch beſchloß, ſich einen Jux zu machen, ſo ſagte mein äußerer Menſch gleich: „Halb Part, Schütze! ſo will ich ſchweigen!“ allein ein innerer Menſch von 30 Jahren, der in einem äußern Menſchen von 60 Jahren logiert, der ſtoßt bei der Entrepriſe des Juxmachens auf einige Diffikultäten!

Indeſſen mein äußerer 60jähriger Menſch iſt ein guter Menſch, er giebt dem innern 30jährigen nach! Der Kluge giebt nach!

Mein äußerer Menſch arrangierte ſich alſo zum Juxabend!

Ein junger Menſch und ein Hund brauchen ſich nur zu ſchütteln und ſie ſind in voller Toilette, aber ein ſechzigjähriger Juxkandidat, da braucht's viel Hilfstruppen und friedliche Kriegskünſte!

Aber mein Talisman heißt: „la cravatte blanche“! In der weißen Halsbinde bin ich jung, friſch gewaſchen und geſtärkt!

Und alſo ausgerüſtet und mit vierzig Franks Nachtkoſten beſchloß ich nach „Mabille“ zu gehen, zu lieben, zu ſchwärmen und — zu tanzen, wenns ſein muß!!! Gott' erbarm'!

Ich ſah mich an und war mit mir zufrieden, ich ſagte von mir wie von Don Valeros:

„Ein Mann, der ein alter Löwe zwar,
Aber dennoch immer Löwe war!“

Im „Bal Mabille“ war beaujour, d. h. Sonnabendball; die andern Montag- und Mittwoch-Mabille-Bälle ſind ordinär.

Dieſe Sonnabendbälle im Mabille ſind die hohen Feſte der „Loretten“, der „Griſetten“, der „Arthurs“ u. ſ. w.

In dieſer Welt herrſcht eine ganz eigene Sprache! Die „Lorette“ ſagt nicht: „Heute wird die „élite“ da ſein“, oder „heute wird es „fashion“ ſein“, ſondern ſie ſagt: „Heute iſt „réunion de l'élite de la fashion“!“

„Mabille“ iſt „Sperl“ mit „Dommayer“ multipliziert, mit dem „grünen Thor“, dem „großen Zeiſig“ und der „Bierhalle“ noch einmal multipliziert, mit „Stuwer“ und „Strauß“ und „Fahrbach“ ausgeſtopft. Es iſt ein brennender Garten, ein flammender Wald, eine tanzende Orangerie, ein taumelnder Park, ein beleuchtetes Märchen, ein Tempel der Odalisken, eine „Verlorene-kinder-Bewahranſtalt“!

Dieſer hängende Garten liegt ironiſcher Weiſe des Zufalls in der „Witwen-Allee“, und man findet deshalb auch in dieſem wal-

zenden Wald faſt lauter „Witwen“! Dieſer Luxus an Witwen in Paris iſt enorm. Lauter künſtliche Witwen! Es iſt vielleicht die witzigſte Stelle in „demi-monde“ vom jungen Dumas, wo er eine Jungfrau ausrufen läßt: „Es iſt zwar ſehr ſchwer, einen lebendigen Mann zu bekommen, aber es iſt noch ſchwerer, ſich einen toten Mann zu verſchaffen!“

Mir ſelbſt wurde von meinem franzöſiſchen Freund L. P. im Mabille eine Witwe vorgeſtellt: „La comtesse de Soubise“. Das iſt doch wenigſtens der Mühe wert! Wenn man ſchon Witwe iſt, ſo ſei man eine vornehme Witwe! Der tote Mann proteſtiert nicht!

Es war halb 11 Uhr, als ich durch die farbenflammenden Arkaden Mabille's eintrat. Der Turm, um welchen ſich die „cavaliers à cinq francs“ mit ihren „freien Damen“ nach dem Direktorialbogen des Walzerorpheus in Spirallinien drehten, war in vollſtönender Thätigkeit!

Ich betrachte noch einmal die phrygiſchen Tänze, dieſe karrikierten Poſituren, dieſe laſziven Stellungen, dieſe Flankenbewegungen, dieſe Kittelwerferei, dieſe bizarren Luftſprünge, dieſe Gliederkrämpfe nach Tanztakten, alle dieſe Variationen des „Kankans“, die mit kleinen Umſchreibungen der „police correctionelle“ zu entgehen ſuchen.

Als ich ſo daſtand und zuſah, ſtreifte eine „Rose-pompon“ an mir vorüber. Eine Rose-pompon bezeichnet in der ganz eigenen Sprache dieſer Bälle und Loretten eine aufgeputzte Schülerin Epikurs, die von der Schönheit nichts als die Erinnerung, von der Jugend nichts als das Heimweh übrig behielt, und die gehend, kommend, die Menge durchſchneidend, die Zuſchauer zerteilend, hie und da jemand ein Wort ins Ohr flüſtert; ſie flüſterte auch mir etwas ins Ohr, allein mein deutſches Trommelfell tönte von dieſen Schlägeln nicht wieder.

Ich verließ dieſen babyloniſchen Thurm, um mich in die grünen, halbbeleuchteten Räume und Laubgezelte der Erfriſchungen zu begeben. Da im Mittelpunkte des Gewühls hör' ich rufen: „Herr von Saphir!“ In meiner bekannten Blindheit geh' ich dem Tone nach, trete einigen Damen auf die verwitweten Hühneraugen, ſtolpere über die chineſiſchen kleinen Tiſche und nahe mich dem Orte, von wo der „irdiſche Ruf an mich erging“!

Ich erblickte ein „Wiener Weinberl“! Es war ein Herr von „Plempel“ ich will ihn ſo nennen und den Leſer bitten, kein Original dazu zu ſuchen. — Ich hatte in Wien nicht das Vergnügen, den Herrn von Plempel näher zu kennen. Er iſt ein guter Mann, ein „beau“! Sein Kopf riecht hübſch, und wenn es ſich um Haare handelt, ſo war ſein Kopf, um gerecht zu ſein, dem meinigen bei weitem überlegen! Die Naturgeſchichte rangiert den Herrn von Plempel in das Geſchlecht der „in Sor-

timents-Macher". Aber wenn er Tuch, Seide, Leinen, Wolle, Leder u. ſ. w. aſſortiert hat, ſo iſt er auch Schöngeiſt! Er macht in Komödiantinnen und Tänzerinnen, er ſortiert Entréebillets und kennt verſchiedene Kritiker; ſeine Kravatte iſt das, was man nicht immer von ſeinem ſonſtigen Weſen ſagen kann: tadellos, ſein Gilet bildet den Übergang von der „Pudel" in den „Salon" und ſeine Konverſation trägt er in kleinen und großen Paketen unter dem Arm! Er iſt Dilettant auf dem Dominoſpiel, liebt die ſchönen Künſte, wenn ſie etwas einbringen, iſt Vortänzer in den ſchönſten viereckigen Zirkeln und ſpricht franzöſiſch wie gefrorenes Waſſer. Er hat ſich vom Geſchäft zurückgezogen, obſchon andere ſagen, das Geſchäft hätte ſich von ihm zurückgezogen, und in einem Moment, wo der Rentier zuweilen von großen Inſpirationen befallen wird, fiel es ihm ein, die „Pariſer Welt-Induſtrie-Ausſtellung" zu beſuchen.

Er kam und ſah und ging in Mabillo! Weinberl lo second! Weinberl à Paris! Weinberl à Mabille! Weinberl in der Lorettengrube! Weinberl ſtrahlend wie ein braungebratener Faſan!

Wie geſagt, ich hatte Weinberl-Plempel in Wien nicht die Ehre näher zu kennen. Allein in Paris glaubte ſich das Wiener Weinberl berechtigt, mit dem Wiener Saphir Mabillenſchaft zu trinken! Vielleicht hatte er eine Ahnung, daß ich mir heute einen „Jux" machen wollte, und ſeine Weinberl-Ahnung gab ihm Mut.

Mein Wiener Weinberl ſaß zwiſchen zwei — Damen, wovon die eine ein „Weibsbild" und die andere eine verwitwete „Mamſell" war.

Weinberl ſtellte mich den Damen vor: „Monsieur de Saphir! Vous ne connaitre pas? Grand Musje dans Wien!" Die Damen nickend lachten und die eine ſagte: „J'vois bien!" Weinberl fuhr fort: „Poèt! o! poèt grand! très grand! homme publie!"

Ich machte mich nun an die Aufgabe, dieſen Damen zu erklären, was Weinberl unter „homme publie" verſteht. Die Damen lachten, aber ich ſah, daß die Damen noch ganz „trocken" ſaßen. Mein Weinberl nämlich hat ſich von Wien auch vielleicht nur zwei Gulden mitgenommen, und ich erwartete jeden Augenblick, er würde, um ſeine Damen zu ſetieren, ausrufen: „Garçon! un Beuſchel!"

Weinberl, obſchon vom Geſchäft zurückgezogen, hat doch den Geſchäftsgrundſatz beibehalten: „Flauſen mit Luſt gefüllt!" Er machte gerne den „plattierten Kavalier", den „Tauſendſappermenter", aber wohlfeil! ſpottwohlfeil! Die Damen wollten „Erfriſchungen"; Weinberl ſah in ſeinem kaufmänniſchen Geiſt die ganze Ausdehnung dieſes Wortes ein, aber er erſchrak noch mehr,

als eine von dieſen beiden Grazien ſagte: „Aussi nous voulons bien accepter une consommation!“

Weinberl war am Ende mit ſeinem Lateiniſch! Er fragte mich, was eine „consommation“ iſt, ich rechnete ihm ein Souper für 100 Franks zu drei Perſonen vor. Aber Weinberl bleibt bei „Erfriſchungen“, und da Weinberl auch in Witz macht, ſo ſagte er auf gut Weinberliſch zu den Erfriſchungsliebhabern: „Comme je n'étais non pas si bonheur de vous faire chauffer je veux vous faire froid!“

Weinberl wollte nämlich ſagen, „da er nicht ſo glücklich war, ihnen heiß zu machen, ſo will er ſie doch abkühlen,“ und er ſagt ungefähr: „Da ich nicht ſo glücklich war, Sie zu heizen, ſo will ich Sie kalt machen.“

Nach dieſer losgelaſſenen Dummheit warfen die lieblichen Griſetten ihre Damen-Masken ab, und die eine, ein Stück „filet de mouton“ in einen roſenroten Luftballon geſteckt, ſagte in ihrem Naturlaut: „Pouah! que c'est fade! Garçon! du rhum!“ — „Et moi,“ ſagte die andere, „je prendrai du champagne frappé et de l'absinthe!“ (Die Loretten und Griſetten können ſelbſt bei Champagner nicht ohne „Rhum“ und „Abſinthe“ ſein.)

Weinberl wurde blaß und ſtotterte: „Ah! Champagnervin et absinthe, ce n'est pas santé!“

Die Lorette: „Extrêmement drôle“! und indem ſie ſich an mich wendet: „qu'en ditez-vous, Monsieur l'homme public?“

Ich fühlte Mitleid mit den 40 Franks in mir, und hatte nicht Luſt, Herrn Weinberl aus der Tinte zu ziehen. Ich ſagte nichts als: „Mon ami a accepté la douce mission dont vous avez eu la bonté de le charger, vous pouvez-vous-y fier!“

Die andere Lorette fragte mich: „Ah ça! d'où sort-il, ce cantaloup?“ (Wo kömmt denn dieſe Wurzelmelone her?) Man muß den Diktionär dieſer Perſonen kennen, um zu wiſſen, daß „Cantaloup“ ein „Dämlakel“, ein „Knaſterbart“, ein „Strunk“ u. ſ. w. heißt.

Weinberl roch Lunte und ſagte: „Herr von Saphir, wollen Sie nicht einen Augenblick da bleiben, ich komme ſogleich wieder!“

Ich ſah Weinberl an, mein Blick tauchte in ſeine innerſten Gedanken, und in dieſen ſah ich mit Frakturbuchſtaben geſchrieben: „Ich mach mich auf die Strümpfe!“

Ein raſcher Entſchluß ward von mir raſch gefaßt und raſch ausgeführt: „Bon soir, Mesdames!“ Und mit einer kühnen Mittelſchwenkung war ich aus dem Reich Weinberls und ſeiner „Erfriſchungs-Theorien“.

Als ich wieder zu den tanzenden Gliedermännern zurückkam, ſah ich mehrere Wiener „Expoſants“ mit Lorgnetten und Lorgnons die Runde machen.

Da erblick' ich im Halbdunkel eine weibliche Geſtalt mit einem Manne auf einer Gartenbank ſitzen. Die Lichtfunken, die durch das Blattlaub auf dies roſige Antlitz fielen, machten es noch roſiger, ihr Auge leuchtete vom ſüßen flüſſigen Feuer, die Lippen wie zwei Roſenknospen, auf welchen die Liebesgötter Küſſe träumen. Es war das einzige ſchöne Weib in dieſem Wirrwarr von welken Schönheiten und verblaßten Sünderinnen, ſie fiel mir auf; es fiel mir ein: „Ich wollte mir heute einen Jux machen!" Ich gehe auf die „türkiſche Poſt", um einen Brief, einen Telegraph an dieſe Mabille-Schönheit zu ſchicken; ich gehe nämlich zu der „Bouquetts-Hütte" und kaufe ein Bouquett, einen „Selam", einen Blumentelegraph und ſende ihn mit der ambulanten Blumenpoſt, mit Madame Margot la bouquetière, an die Adreſſe: „Das iſt ſo Herrenrecht zu Mabille"! Ich ſetze mich von weitem, um zu ſehen, welchen Eindruck meine Liebesworte in Kamelien, meine Seufzer in Reſeda, meine Wünſche in glühenden Nelken u. ſ. w. hervorbringen werden.

Die kleine Poſt kam an, — die Dame lächelt und zögert, aber ihr Begleiter, ein unerwarteter Othello, ſpringt auf, fragt Mad. Margot, wer dieſe Sendung gemacht hat? — Mad. Margot denunziert mich, der Mann ſtürzt auf mich zu, ſieht mich an und ruft aus: „Ach, Herr von Saphir, das freut mich! Ach, das iſt ſchön von Ihnen! Kommen Sie, der Spaß iſt wieder ganz Saphir!" Er nimmt mich beim Arm, zieht mich zu der Schönen hin und ſagt: „Sieh' da, das iſt Herr von Saphir, von dem ich dir ſo viel erzählt hab'! Das iſt ein guter Spaß, wie er hier unſere Bekanntſchaft erneut!" Die Frau war höchſt zuvorkommend. Ich konnte nicht fragen: „wer ſind Sie?" da der Mann ſo ſehr bekannt that! Ich wendete das Geſpräch hin und her, aber ich konnte nichts erfahren. Aber ich habe ſie auf Dienſtag zu einem Mittageſſen eingeladen, da werde ich wohl das Ding erfahren.

So endet meine Juxmacherei mit einem Bouquett für 8 Franks an eine Dame, die ich nicht für ſo viel Dame hielt, als ſie leider zu ſein ſcheint!

Weinberl aber wird mir wohl noch unterkommen!

Paris, 7. Juli 1855.

„Nordſtern". — „Prophet". — Der Elephant, der eine Nachtigall geſchluckt hat, d. h. die Alboni. Der franzöſiſche Sänger, der deutſches Gemüt geſchluckt hat, d. h. Roger.

Es waren zwei heiße Nächte! Erſt der „Nordſtern" mit Dlle. Ugalde, dann der „Prophet", die Alboni als Fides, und Roger feierte ſein Rentrée als Jean oder Johann von Leyden. Es iſt ganz richtig, die „Hugenotten" ſind eine Epopöe, ein muſikaliſches

Heldengedicht; „Robert" ist eine romantische Höllenfahrt, der „Prophet" aber ist eine Kathedrale, ein gotischer Musiktempel, erhaben und romantisch, kolossal in der Konzeption und im Grundbau, und wundersam pittoresk in Verzierungen, in Haut- und Basreliefs.

Der „Nordstern" Meyerbeers ist das, was die „lustigen Weiber von Windsor" Shakespeares sind: ein Capriccio, ein genialer musikalischer Mutwille.

Wir hätten in Wien den „Nordstern" hören sollen, ungünstige Götter vereitelten es. Ich habe jetzt den Nordstern hier gehört; die Ugalde sang die Katherine höchst mittelmäßig! Sie erhebt sich weder im Gesang noch im Spiel zu einer bedeutenden Höhe, im dritten Akte ist ihre Konzeption sowohl wie ihr Gesang matt, geist- und farblos. Es fehlt der Madame oder Demoiselle Ugalde alle und jede künstlerische Auffassung, sie vergoldet auch nicht einen Ton, nicht einen Moment mit dem Strahl geistiger Konzeption.

Die Rückerinnerung ist ein Unglück! Die „Jenny Lind" und die „Ugalde" — die „Flöte" und die „Klarinette" — die „Nachtigall" und die „Spottdrossel"!

Der darauffolgende Abend war ein Festabend! Roger trat wieder zum erstenmale in der großen Oper auf, die Gefahr lief, ihn ganz zu verlieren! Mit ihm kam die Alboni.

Ich will erst von der Alboni sprechen.

Es sind einige Jahre, daß ich die Alboni nicht hörte, und die Zeit hat die Alboni auch nicht unberücksichtigt gelassen. Die Zeit kümmert sich nicht um „Feuilletons" und „Claque", und besonders an der menschlichen Stimme geht sie selten vorbei, ohne eine Blüte, ein bischen Schmelz, ein bischen Wohlklang abzustreifen. Die Stimme der Alboni hat seit einigen Jahren ihren Tribut redlich an die Zeit bezahlt. Es scheint, daß sie dieses auch fühlte und sehr befangen war, denn die ersten Akte gingen nicht ohne einige Schwankungen, ohne einige Distonierungen vorüber.

Die hiesige Kritik, die sehr galant ist, sagt von dieser hörbaren Einbuße an Stimme: „die Alboni hat ihre Stimme geschont!" (un peu menagé ses moyens!)

Im dritten und vierten Akte war sie kalt; wunderbares Skalisieren in Fiorituren, kühn und vollendet, von unerreichbarer Schönheit, lieblich und süßtönig diese Marmorruhe der dramatischen Gestaltung. Aber im fünften Akte zog sie alle Schleusen ihrer epischen Gesangskraft auf und alle Register ihrer immer noch wunderbaren Stimme, und aus der tiefsten Menschenbrust sang sie heraus die gewaltige Wehmut und den dämonischen Schmerz, und ein Blütenregen von weichen, schmelzenden, in die Seele tropfenden Tönen entströmte dem Zauberschacht dieser innigen, heißflüssigen Stimme! Ich kann von diesem ihren Gesang im

letzten Akte nichts sagen: sie sang nicht zu Liebe Meyerbeers, nicht zu Liebe des Publikums, nein, sie sang zur Ehre Gottes, der eine solche Stimme schuf, zu Lust und Leid, zu Süßigkeit und Wehmut, zur Vergessenheit des Irdischen auf Erden! —

Ich erspare es, von dem enormen Erfolg dieses Schlußaktes zu sprechen. So ist die Alboni: der Elephant, der eine Nachtigall geschluckt hat!

Roger aber ist ein französischer Sänger, der einen Deutschen geschluckt hat! d. h. nicht den Deutschen mit seinem Phlegma, nicht den Deutschen mit seiner künstlerischen Trägheit, sondern den Deutschen mit seiner intensiven Auffassung, den Deutschen mit seiner hohen Redlichkeit der musikalischen Charakterzeichnung.

Roger besitzt an Gesang die französische Eleganz, die sinnliche Schönheit, und die deutsche Redlichkeit, nie das künstlerische Ebenmaß zu sprengen oder zu verletzen. Vom ersten Laut seiner Darstellung bis zum letzten ist er musikalische Dramatik und dramatische Musik.

Wie sicher und wie ruhig, wie imposant beherrschte Roger im „Propheten" diese Massengruppierungen der Töne, wie treu und gewissenhaft, wie ausdrucksvoll und mächtig malt er den musikalisch-historischen Gedanken!

Seine ganze Darstellung ist ein geschlossener Organismus, und bei aller Fülle seiner Innerlichkeit, bei aller Mächtigkeit seiner Empfindung läßt er sich doch nie zu einem dramatischen Mißbrauch seiner Kraft verleiten.

Es ist wahr, es giebt mächtigere, kolossalere Stimmen als die Rogers, — ich nenne hier besonders unsern unübertrefflichen Steger, es giebt Stimmen von einer blendenden äußern Kunst des Gesanges.

Aber Roger ist mehr als Sänger, er verschmäht es oft, seine herrliche Stimme in ungebändigter Willkür walten zu lassen. Roger weiß, daß die Oper, die Rolle, der Charakter nicht geschaffen sind, um die Stimme daraufzuhängen und auszulüften, sondern daß die Stimme da ist, um die Rolle, um die Oper zum Verständnis zu bringen.

Wenn wir die großen Schauspieler, Tragiker u. s. w. studieren, wenn wir einer Rachel, einer Ristori, einer Rettich mit tiefer Beobachtung folgen, wenn wir einen Talma, einen Kean, einen Seydelmann u. s. w. mit Aufmerksamkeit studiert haben, so finden wir, daß auch die tragischen Menschendarsteller oft mehr durch ein Zurückhalten der Stimme wirken, als durch ein ungezügeltes Aufschreien; daß jene Muster des hohen Dramas oft durch eine Senkung des Tons, durch ein Fallenlassen der Stimme eine größere dramatische Wirkung, einen ergreifenderen Eindruck hervorbrachten, als durch den steten Ausverkauf der Stimme in ihrer ganzen Naturkraft,

Wenn wir Herrn Joseph Wagner und Herrn Ludwig Löwe in tragiſchen Rollen ſehen, ſo wird keinem Kritiker von Gewiſſen und Erkenntnis, keinem Publikum von Intelligenz einfallen, den Wert, die Innerlichkeit ihrer Leiſtungen nach dem Gewicht der Stimme zu taxieren! Der hohle Verbrauch, den Herr Wagner mit ſeiner Stimme betreibt, das materielle ungeregelte Aufarbeiten dieſes Materials benimmt den Leiſtungen Wagners alles Künſtleriſche, alles Dramatiſch-Richtige, wirft die Rolle und den Charakter als Block, als geſtaltloſen Klumpen in das Publikum. Ludwig Löwe aber, der Zunft der Luſterſchütterer entronnen, gibt die Rolle, den Charakter oder die Geſtalt entwickelt, in allen Teilen harmoniſch geformt und durch den Künſtlerſchlag des Meiſters zum Leben berufen. Man trompetet weder in dem Drama noch in der Oper eine Rolle von Anfang bis zu Ende, man reitet weder im Drama noch in der Oper bloß auf völlig und immer aufgeriſſenen Stimmregiſtern in die Bahn des wahrhaft guten Erfolges hinein. Mit wie anſcheinend wenig Mitteln, mit welchen kleinen Nuancen bringt Ludwig Löwe oft die echten, die wahren Eindrücke und Wirkungen hervor, denn bei ihm iſt die Intelligenz die Herrſcherin der Stimmmaſſe; er weiß, daß nicht im Aufſchrei des Tons, ſondern im Kolorit des Tons, in der Beſeelung des Tons ſeine Gewalt, ſein Zauber liegt; und darum ſind die Leiſtungen Löwes immer Kunſtſchöpfungen, während die Wagners ſtets den Bodengeſchmack des Gewerkes an ſich tragen.

So iſt es auch mit Roger. Roger iſt die Intelligenz des Geſanges ſelbſt: er überſetzt den Ideengang dieſer Noten, die oft kaum zuſammenhängende, oft durchriſſene Reihe von Recitativen, Arien, Chören, Dialogen u. ſ. w. in ein zuſammenhängendes, innig harmoniſches, verſchmolzenes und logiſch bedingtes Ganze, in eine vollkommene, durchaus runde und geiſtdurchglühte Geſtaltung.

Parlando und Arien, Motiv und Harmonie, kurz alle klaffenden Gegenſätze einer Oper löſt das Genie und die mächtige, geiſtige Potenz Rogers in ein harmoniſches Enſemble von Stimme und Spiel, von Licht und Schatten, von Form und Kern auf, und bringt den wahren, verborgenen, muſikaliſchen und dramatiſchen Inhalt ſeiner Rolle in einem glänzenden Gußbild an's Tageslicht.

Ich habe ſchon geſagt, Roger iſt Franzoſe und Deutſcher! Er ſingt als Franzoſe, aber die Leichtfertigkeit die Oberflächlichkeit der franzöſiſchen Geſangs-Manier hat er mit der deklamatoriſchen Würde des deutſchen Stils vertauſcht.

Die franzöſiſchen Sänger und Sängerinnen ſind größtenteils techniſche Sklaven des Compoſiteurs, von künſtleriſcher Selbſtändigkeit neben dem Compoſiteur iſt ſelten die Rede. Die Cruvelli

ſelbſt, Gueymard (der ganz ſchwach iſt) u. ſ. w., es ſind nichts, als weiße ſingende Sklaven in den Notenpflanzungen ihrer Compoſiteurs Da iſt von ſelbſtſchaffender Mitwirkung keine Spur; ſie gehorchen notenſtäblich den Muſikſtücken; von einem Auflöſen der muſikaliſchen Richtung in eine unmittelbare Natureingebung iſt bei ihnen keine Spur.

Roger iſt der einzige, welcher in voller Selbſtändigkeit ſeines Talentes, im vollen Bewußtſein ſeiner Kraft der vorgezeichneten Rolle, dem vorgezeichneten muſikaliſchen Charaktergang die Wahrheit und die Geſtalt einer Selbſtſchöpfung, einer eben improviſierten, heißen, friſchen und dramatiſchen Kreation verleiht.

Paris, 10. Juli 1855.

Freikonzerte in der Induſtrieausſtellung. — Muſikaliſche Inſtrumente.

Die Konzerte in der Ausſtellung haben begonnen! Rieſenkonzerte! Weltkonzerte! Allgemeine Menſchheitskonzerte! Jetzt iſt die Ausſtellung eine Inſtrumental-Folter! Eine Ohren-Robot! 600 Klaviere tönen auf einmal, 500 Trompeten, 800 Bäſſe, Geigen, Violons, vom Geigelchen bis zum Baß-Koloß; Flöten Klarinette, Piccoli, Serpents, Melophons, Harfen blaſen, tönen, klimpern, ſchrillen, ächzen auf einmal und es iſt ein Heidenſpektakel, denn Muſik iſt die lieblichſte, aber auch die aufdringlichſte, die unverſchämteſte Kunſt! Alſo:

Töne, wem ein Ton gegeben
In dem Inſtrumentenwald,
Das iſt ja ein L—rleben,
Wenn's von allen Saiten ſchallt!

Und die „muſikaliſche Jury", dieſes jüngſte Gericht, geht umher und klopft auf alle Pianos und blaſ't in alle Trompeten, und ſtreicht in alle Geigen, und paukt in alle Pauken, und zupft auf allen Harfen und ruft: „Steht, auf, ihr toten Töne, die ihr in dieſen Holzſärgen ſchlummert und in dieſen Blechgräbern, und gebt einen Ton von euch, damit wir mit euch zu Gerichte gehen nach eurem Wirken und Streben!"

Die 27. Sektion iſt die „muſikaliſche Jury". Für Öſterreich iſt unſerem lieben und liebenswürdigen jungen Hellmesberger (Joſeph) die Auszeichnung geworden, Präſident dieſer Sektion zu ſein! Der Prinz Napoleon ſelbſt hat ihn dazu ernannt. In Frankreich iſt „Talent", „Ruf" alles! Herr Hellmesberger hat als Künſtler einen bedeutenden Ruf, er trägt den Namen „Direktor des Conſervatoires", das war für Napoleon Beweggrund, ihn trotz ſeiner Jugend und Nichtbetiteltheit zum Präſidenten zu ernennen. Ich freute mich, daß dieſem ebenſo liebenswürdigen

als talentvollen Freund und Landsmann diese Freude zu teil wurde! Wie ist er aber auch hinterher, hinter allen diesen Instrumenten, kein Gläubiger verfolgt einen blassen Schuldner mit solcher Sorgfalt und Ausdauer, als Herr Hellmesberger und die Jury überhaupt jedes Instrument verfolgt und seine Seele begehrt!

Aber ich glaube, es ist nicht möglich, in der Ausstellung selbst eine wahre Prüfung vorzunehmen! Da sind diese Klaviere überbaut von Fahnen und Flattern, umpflanzt von Teppichen und Fransen, nebenan hämmert ein Handwerker, plätschert ein Brunnen, surrt ein Räderwerk, kurz es ist ein Heidenlärm.

Ich glaube, die „Musik-Jury" oder die „Instrumental-Rezensenten" werden, wenn sie prüfen wollen, die Instrumente in ein anderes Lokal transportieren lassen müssen, um ungestört hören zu können; das wird noch lange Zeit kosten, allein diese Jury ist ja erst gekommen und hat Zeit, wir aber, die wir, von der „Ersten-Mai-Eröffnung" angelockt, schon Ende April hier waren, wir schicken uns nun zur Abreise an, die „Ausstellungs-Eröffnung" hat viel später angefangen, aber unsere „Geldbeuteleröffnung" hat mit dem ersten Tag der Ankunft hier angefangen und die Prüfung unseres Instrumentes „Börse" ergiebt das Resultat, daß es bald keinen Metall-Klang mehr haben wird!

Die Vervollkommnung der musikalischen Instrumente in Frankreich ist nach zwei Richtungen hin bemerkenswert. Zuerst nach der Richtung der Blasinstrumente von Messing, auf deren Vervollkommnung nicht nur, sondern auch auf deren Erfindung der Maestro Meyerbeer großen Einfluß genommen hat. Dieses Verstärkungskorps der Meyerbeer'schen Kompositionsarmee, welches an den gewonnenen Schlachten von „Robert" und den „Hugenotten", an den siegreichen Völkerschlachten des „Propheten" und „Nordstern" solchen glorreichen Teil nahm, diese messingenen Paix-Hänse des Orchesters hat Herr Sax in Frankreich perfektioniert und ist der Mann des blasenden Tags, die Posaune des jüngsten Gerichts wird aus Sax's Atelier hervorgehen.

Der alte Feldherr und kleine Korporal der Klaviere ist für Frankreich Herr Erard, für die großen Klaviere, und Herr Pape ist Divisionskommandant der Wiener Flügel, „Konsolklaviere" genannt.

Diese letzteren Klaviere, in „Taschenformat" sozusagen, sind in Paris, wo die Quartiere so klein sind und ein „Salon" nichts als ein in Ruhestand versetztes Kabinett mit erhöhtem Charakter ist, ein wahres Bedürfnis, und Herr Pape hat das Problem gelöst, in kleineres Volumen einen großen und starken Ton zu legen.

Die zwei ersten Meister größerer Klaviere sind Erard und Pleyel. Pleyel für die Zartheit und Sanftheit des Tons, Erard für die Riesenmechanik der größten Gewalt, das geistreichste Me-

dium mit der ausgedehnteſten Möglichkeit verbunden, den leichteſ anſprechenden, ſchwachen Ton oder auch den vollſten und ſtärkſte Ton hervorzubringen.

Als das erſte und non plus ultra aller Klaviere hat Erar einen Flügel in der Mitte des Transſepts ausgeſtellt, welcher de König der klingenden Wälder, der Lion der Pianos zu nenne iſt. Er iſt ein wahres Pracht- und Wunderſtück.

Was indeſſen allen dieſen Klavieren fehlt und nach ihrer W ſenheit fehlen muß, iſt die Innigkeit des Geſangs, da die Mög lichkeit fehlt, wie die menſchliche Stimme den Ton an- und abzu ſchwellen. Alles aber leiſtet die „Orgue expressive" von Alexandr In Weimar hat mich Liſzt zum erſtenmal mit der wunderſame Gewalt dieſes Inſtruments bekannt gemacht. Ich habe Liſzt n dämoniſcher und auch mit ſchmelzender Gewalt auf dieſem In ſtrument ſpielen hören. Dieſes Inſtrument iſt es, welches z der „Physharmonika" ihren Mann gefunden hat: den Baß! d Begleitung des Baſſes nämlich. Herr Alexandre hat der Orge Klaviatur noch eine Klavier-Klaviatur angehängt, durch welc Kombination man ein Duo beider Inſtrument hervorbrin gen kann.

Paris, 13. Juli 1855.

Empfehlungsbriefe. — Salons. — Napoleoniden.

Zu einem Empfehlungsbrief iſt es nicht genug, daß der Bri den Mann empfiehlt, ſondern der Mann muß viceversa wiede den Brief empfehlen.

Die Natur hat eine eigene Art, die Menſchen zu empfehlen ſie giebt ihnen Schönheit mit; Gott empfiehlt manche Menſch dadurch beſonders, daß er ihnen beſonderen Geiſt giebt; die Wel ſeele empfiehlt die Menſchen durch Geld, und die Menſchen em pfehlen die Menſchen durch Briefe.

Es giebt kein dümmeres Geſicht als das, welches der Menſ in dem Augenblicke macht, in welchem er ſeinen Empfehlungs brief abgiebt. Jeder vernünftige Geſichtsausdruck ſcheint ſich i das Empfehlungsſchreiben hineingezogen zu haben. Da es ſi bei den meiſten dieſer Briefe bloß um ein „Diner" handelt, t thut der Menſch beſſer, wenn er gleich ſechs Franks begehrt, wel ches auch dem Empfänger oft lieber ſein mag.

Empfehlungsbriefe an große Sommitäten der Geldwelt, z. B an welthiſtoriſche Häuſer, an die Fuggers des Jahrhunderts Rothſchild's, Foulds, Pereira u. ſ. w. in und bei dieſen Männern Häuſern und Diners lernt man ein Stück Zeitgeſchichte kennen man ſpeiſt ein Gericht Weltſeele, man hört ein Stückchen Pendel ſchlag der großen Uhr, deren Weiſer und Zeiger „Anlehen" un „Rieſen-Unternehmungen" u. ſ. w ausſagen, welche Stunde au

die Politik und Europa geſchlagen hat. Auch iſt ein „Diner“ bei einem ſolchen modernen Plutus ein „Ereigniß“. Dieſe Karte iſt eine Wahrheit, eine akademiſche Wiſſenſchaft!

Ich war geſtern „membre de l'académie“; ich habe geſtern wieder ein Diner bei Herrn Baron (James) von Rothſchild mitgemacht. Ich teile meinen Leſern die Karte dieſes Diners mit:

2 Potages. De Potage printanier. De Potage à la Reine.
2 Hors-d'Oeuvre de Potage. Des Bouchées à la Monglas.
2 Bouts. De Turbot Sauce Hollandaise. Des Filets de Boeuf Jardinière.
2 Flancs. Des Poulardes à la Périgueux. La Croustade de Riz à la Dolmant.
12 Entrées. 2 De Filets de Volaille aux petits Pois. 2 De Filets de Canneton à la Bigarade. 2 Timbales de Macaroni à la Parisienne. 2 Pâtés chauds de Foies Gras Financière. 2 Galantine en Chauds-Froids. 2 Salades de Homard en Bellevue.
2 Rôts. Des Cannetons de Rouen. Les Chapons garnis de Cailles.
2 Hors-d'Oeuvre de Rôt. Les petits Soufflés au Marasquin.
2 Grosses Pièces de Pâtisserie. Le Gâteau de Compiègne Sauce Abricots. Des Meringues garnies d'une Mousse aux Fraises.
8 Entremets. Les Pois fins à l'Anglaise. Les Artichauts à la lyonnaise. Les Fèves de Marais à la Crême. Les Haricots verts Maitre d'Hôtel. La Macédoine au Champagne. Le Bavarois à la Cardinal. Le Napolitain garni d'une Plombière à l'Ananas. La Charlotte glacée à la Pompadour.

Wenn man zu dieſen Gerichten noch die verſchiedenen Gaben aus den Weinbergen des Herrn rechnet, ſo wird man ſelbſt ermeſſen, wieviel nüchterne Kritik noch übrig bleibt, um nachher noch in dieſem prachtvollen und eleganten Salon die auserleſenen Gemälde von van Eyk, Rembrandt, Carlo Dolce, Paul de la Roche u. ſ. w. zu bewundern. Wir waren zwiſchen 30 bis 40, darunter Männer mit Sternen, Kometen und allerlei Zodiak auf dem Frack, wieder andere von den Tauſenden und Tauſenden, die hier „am Bandel“ herumgeführt werden, unter dieſen Gäſten hatten wir auch „ſechzehn Fähnlein aufgebracht, öſterreichiſche Welt“, die Humoriſtik zwiſchen der Induſtrie.

Ich für meine Perſon ich bin nicht gerne da, wo ich eingeladen werde deshalb, weil ich zu der „Induſtrie-Ausſtellung“ komme, weil ich ein Stückchen „Expoſitions-Artikel“, ſondern da, wo ich eingeladen und gerne geſehen werde, weil ich ich bin!

Ich ſage daher nichts von den Salons des Miniſters Grafen

Walewsky, bei welchem besonders die feenhaften, magisch beleu-
teten Gartenräume wundervoll sind; nichts von den Empfang
abenden des Präfekten der Seine u. s. w. Die „Empfangsabend
sind überall die „öffentlichen Audienzen", die „offenen Tafel
welche die großen Herren den „Welt-Fremden" geben.

Ich liebe, mir schmeicheln nur die „Privataudienzen", d
kleinen „amikalen Diners", wozu ich bloß durch mein bisch
Talent, durch meinen Namen komme.

Es war mir doch ein bischen deutsch zu Mut, d. h. ein b
chen blöde, als ich zum erstenmal die Salons Ihrer kais. Hoh
der Prinzessin Mathilde betrat, als ich diese Treppenteppiche
trat, die so unheimlich sind, weil sie selbst den Tritt eines Elefa
ten nicht laut werden lassen, und als alle diese Marmorstatu
und Bilder in den Galerien auf mich herabsahen, und mir a
vorkamen, als wären es Paßbeamte, und fragten: „Wer si
Sie? Was wollen Sie hier? Wie lange gedenken Sie hier
bleiben?" Und als der annoncierende Diener in den Saal hine
rief: Mr. Saphir, und gar keine Sauce zu diesem Namen, kein
Titel, ein ungesattelter Name, da sagte ich zu mir selbst à
Wallenstein: „Jetzt wird sich's zeigen, was ein einzelner Na
kann wert sein zur wichtigen Stunde."

Aber ich war nicht fünf Minuten im Salon, als ich mich
wohl fühlte, wie in einem aromatischen Bade, ich fühlte mich
rechtigt, da zu sein, par droit de l'esprit et par droit de la
lébrité! Nach den ersten Worten der Prinzessin war ich wie
ganz ich. Das ist der Zauber des Geistes, der Anmut und
Liebenswürdigkeit, daß sie nach fünf Minuten den Alp der V
legenheit, der Fremdheit von der Brust des Menschen löst, daß
dem Geist des andern die Binde lüftet, daß sie ihm die Atm
sphäre heimisch, leicht atembar macht.

Die Prinzessin Mathilde ist einfach, lebhaft, munter, geistreich u
herzlich gut. Schön, wenn auch nicht mehr im frischesten Morge
rot des Lebens, die üppigen Formen der Gestalt werden du
die wundersam liebliche Weise, diese Gestalt zu tragen, zu
wegen, durch den anmutigen Gang der Prinzessin gemildert u
poetisiert. Ihr Lächeln ist ganz napoleonisch, ihr Auge eilt ih
Worten mit lebendigem Kommentar voraus, sie spricht etw
rasch und unterbrochen, aber wohltönend und interessant. D
Prinzessin hat besonders die ausgezeichnete Tugend und Liebe
würdigkeit: sie hört vortrefflich zu! Sie hört nicht nur mit d
Gehör, sie hört mit dem ganzen Antlitz, ihr Auge trinkt das W
des Sprechenden, ihr Lächeln interpunktiert die an sie gericht
Rede, man sieht, wie ihre ausdrucksvollen Züge das Gehörte
ihre Seele übertragen.

Der Salon, in welchem sie mich empfing, ist nicht groß,
es war, wie gesagt: eine Privataudienz, — rote Sammttapet

über Thüren, Kamin und Spiegel große herabfallende grüne Sammtdraperien, auf zwei Seitentischen die Büsten Napoleon I. und der Kaiserin Josephine, einige Gemälde von großen Meistern. Am Kamin eine Causeuse aus rotem Sammt, gegenüber ein Divan und ringsherum kleine Tabourets. Es mögen ungefähr zwölf Personen dagewesen sein. Der Galerie- und Museendirektor Baron von Nieuwerke, ein Admiral, ein Abbé u. s. w. Ich saß neben der Prinzessin auf einem kleinen Tabouret und hinter der Causeuse saß und kniete halb Alexander Dumas, diese Seele aller Salons, dieser unbegreifliche Geist voll reicher Regsamkeit und Schaffung.

Als ich einige Tage später im Salon des Prinzen Napoleon war und in den Saal trat, in welchem „im runden Balkon die Damen im schönen Kranz" sitzen, neigte eine Dame, eine blendende Dame, mir ihren Fächer freundlich zu. Ich in meiner Blindheit sah nicht wer es ist, ich verneigte mich bloß ganz tief; die Dame wiederholte diese Fächergrüße, ich verneigte mich wieder, endlich steht die Dame auf, kommt auf mich zu: „Comment, Mr Saphir, vous ne voulez pas me reconnaitre?" Es war die Prinzessin Mathilde. Ich war ganz aufgelöst in deutscher Sentimentalität und Lyrik! Sie sah brillant aus! Ein weißes Seidenkleid, — Kleid? ein Silbergewölk! Und in diesem Silbergewölk Guirlanden von grünen Blattgehängen mit roten Korallchen und Demanttropfen. Um die Stirn einen runden breiten Goldreif mit riesigen Smaragden.

In den prachtvollen Salons des Prinzen Napoleon ist der Prinz selbst wohl die merkwürdigste Individualität. Schon die erschreckende Ähnlichkeit mit dem großen Napoleon ist höchst interessant. Jeder Zug, jede Bewegung! Nur ist der Prinz etwas stärker, aber trotz dieses Embonpoints sieht man doch den Mann der hohen Intelligenz, der geistig schaffenden Thätigkeit. Die Prinzessin Mathilde macht die Honneurs der Salons. Der Prinz und zuweilen König Jérome empfängt die Gäste im zweiten Saal. Welch ein Zusammenfluß von den verschiedenartigsten Individualitäten, Persönlichkeiten, Celebritäten und — Kuriositäten!

Eine Stunde lang vielleicht verfolgte mich eine lange weiße Binde, in welcher ein langer, weißer Mann eingeknöpft war. Ich erinnerte mich, diesen Telegraph schon einmal gesehen zu haben, er trug auf dem Rock eine Auszeichnung und ging steif und aufrecht wie ein preußischer Grenadier. Endlich faßte er mich: „Ergebenster Diener, Herr Saphir!" — Er war ein Elberfelder Industrieller, glaub' ich, er sah mich mit der Prinzessin sprechen und wollte haben, ich sollte ihn vorstellen!! Ich stellte ihm vor: „Stellen Sie sich vor, ich bin ja selbst nur ein Vorgestellter, nicht einmal ein Angestellter! Es wäre lächerlich, wenn ich, und noch dazu ohne vorher eingeholte Erlaubnis, mich erdreisten wollte, der Prinzessin jemand vorzustellen!" Ich hatte Mühe, die weiße Industriebinde los zu werden. Im dritten Saale sah ich einen

alten, grauen, hohen Mann, der mich aufmerksam betrachtete. Dann sah ich, wie er sich an Prinz Charles Napoleon (Lucian) wendete, worauf der Prinz sich nun ihm nur mehr und mir denselben vorstellte. Es war der Herzog von Schleswig-Holstein, meerumschlungenen Andenkens! Als darauf die Prinzessin auf uns zukam, sagte ihr der Prinz: „Ich war so glücklich, den Herzog von Schleswig-Holstein dem Herrn Saphir vorstellen zu können." So liebenswürdig kann nur ein Franzose sein.

Ein paar Tage früher war ich beim Prinzen Charles Napoleon zum Diner und Salon gebeten! Als der Diener in den Salon hineinrief: Mr. Saphir! kam mir der Prinz entgegen! Ein freundliches, gehäbiges, lächelndes, joviales Angesicht, in welchem das Vergnügen der Welt und die Kühnheit des Geistes sich umarmen, ein Auge, in welchem Fragmente weltgeschichtlicher Erinnerungen aufblitzen. Der Prinz kam mir entgegen und — man stelle sich mein Erstaunen vor! — er betastet mich, fühlt mir Hand und Arm an und ruft aus: „Vraiment, Mr. Saphir! commont? vous existez donc pourtant?" (Wie? Herr Saphir? Sie existieren also doch wirklich?) Ich erwiderte: „Mon prince, à l'heure qu'il est j'existe!" Er nahm mich bei der Hand, führte mich in den Damensalon, stellte mich seiner Tochter, der Prinzessin Marie mit den Worten vor: „Voilà, Princesse, voilà Mr. Saphir! vous voyez bien qu'il existe!" Die Prinzessin freute sich, daß ich auf der Welt bin! Ich war so frei, mich mit zu freuen!

Die Sache aber ist ganz einfach. Die Franzosen, besonders aber die Prinzessin Mathilde, Prinz Charles, wo Alexander Dumas Hausfreund ist, glaubten immer, die Schriften, die Dumas von mir übersetzte, meine Aufsätze jetzt hier im „Mousquetaire" u. s. w. wären alle von Dumas, er hätte den Namen Saphir bloß angenommen, ich aber wäre längst kein Lebendiger mehr!

Da ich zu den Wenigen gehörte, die vor dem Abendempfang auch zum Diner eingeladen waren, so saß ich bei Tisch, der ungefähr zehn Gäste zählte, zwischen der Prinzessin und Dumas, die mich beide in eine kuriose Verlegenheit brachten. Es kam nämlich eine Schüssel „Trüffel", aber nicht geschälte, nicht zugerichtete Trüffel, sondern Trüffel im Naturzustande, ungefähr so wie man bei uns Erdäpfel in der Schale aufträgt. In dieser Gestalt wußte ich mit Trüffeln nicht umzugehen. Ich wartete also ab, um zu sehen, wie meine Nachbarn sich benehmen werden. Aber sie verfolgten verschiedene Systeme! Die Prinzessin zerschnitt ihre Trüffel und nahm Butter auf jede Scheibe. Dumas aber, der einen kühnen Griff that, schälte sie wie unsere Erdäpfel und nahm Essig und Öl dazu! Dieser letzteren Methode schloß ich mich endlich an.

Bei Tische hätte ich Dumas küssen mögen! Das Gespräch

drehte sich auf Victor Hugo, der in der Verbannung lebt. Ein Gast, Herr Jaubert, glaubte den Napoleons gefällig zu sein, wenn er von Victor Hugo übel sprach. Da bäumte sich die edle Natur Dumas' gewaltig und stolz empor und er donnerte den Mann mit aller Kraft des Geistes und der Beredsamkeit nieder, indem er dabei den in diesen Räumen kühnen Ausspruch that: „Das glänzendste Zeugnis seiner hohen Tugend sei eben seine Verbannung!"

Unter andern trat eine sonderbare Erscheinung ein. Ein Mann aus Brillanten! Ein kleiner schwarzer Mann, dessen Haar nicht naturschwarz war. Der Mann war, wie gesagt, ein Mann aus Brillanten! Vier große Brillant-Hemdknöpfe, sechs große doppelte Gilet-Brillantknöpfe, vier doppelte große Manschetten-Brillantknöpfe, eine Brillantenkette unter dem Gilet herabbaumeln, große Brillantorden und Sterne auf dem Frack ich glaubte das Gilet von „Monte-Christo" zu sehen. Der Prinz Napoleon stellte ihn mir vor: — „Der Herzog Karl von Braunschweig!" Er erinnerte sich, mich einst in Braunschweig empfangen zu haben. Was hat dieser Herzog aus Braunschweig mitgenommen? Ich frage das mit den Worten der römischen Elegie von Goethe: „Saget's, ihr Steine, mir an!"

Ein komisches Intermezzo muß ich noch erzählen. Der oben erwähnte Herr Jaubert, ein Schriftsteller und Industrieller, der, wie er mir sagte, zweihundert Werke schrieb, — trat auf mich zu und bat mich, ihm in den Garten zu folgen. Im Garten führte er mich in die entlegensten Gänge; ich folge. Er führt mich in einen ungebahnten Weg. Ich folge. Endlich am Ende des Gartens steht er still, greift in die Tasche, nimmt etwas heraus, das in ein Papier gewickelt ist, und sagt: „Das hab' ich erfunden! Sie sind ein berühmter Schriftsteller, Sie sollen diese Erfindung zu allererst hören!!" Darauf enthüllte er die „Erfindung"! Es ist ein kleines Trichterchen aus Kautschuck! Wenn man dieses Kautschuck-Trichterchen in den Mund nimmt wie eine Zigarrenspitze, dann kann man die Stimme aller Vögel und Tiere nachmachen, man braucht zum Einstudieren nur sechs Monate!

Darauf nimmt Herr Jaubert das Kautschuk-Trichterchen in den Mund und fängt ein Konzert zu blasen an! Es war rührend! Nachdem er eine halbe Stunde blies und besonders die menschliche Stimme einer Katze auf's Täuschendste nachahmte, wollte er mir Privatunterricht auf diesem Instrumente erteilen! Er steckte mir den Trichter gewaltsam in den Mund und sagte: „Travaillez!" Ich blus hinein, es war ein Ton zum krepieren, aber Herr Jaubert sagte: „voyez-vous! ça va bien"! Und so wurde ich in meinen alten Tagen in Paris ein Musikant!

Wenn ich nach Wien zurückkomme, g[illegible] ich sogleich eine

„Franzöſiſch-deutſche Akademie und Vorleſung“ und dabei laß' ich mich als „dreimonatlicher Kautſchuk-Flötiſt“ hören!

Als ich in den Salon des Prinzen zurückkam, waren alle Säle voll.

Der Herzog von Braunſchweig ſpielte Schach. Ich ſah einen Augenblick zu, er hatte ſeine Bauern gleich zu grunde gerichtet. Aber kaum ſah ich fünf Minuten zu, holte mich der Prinz ab, um mich einer Dame vorzuſtellen, die „von meinen Schriften entzückt iſt“. Ich verſtand den Namen nicht recht, Comteſſe Biſarna oder dgl. Der Prinz ſtellte mich ihr vor, es war eine wunderſchöne, herrliche Frau! Sie ſprach deutſch, „aber nur ſchwach“. Sie ſagte mir ſehr viel artiges und engagierte mich auf eine Partie — — — Whiſt! — Sie hatte einen Partner, dem ſie beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, ich patzte furchtbar! Ich ſah ihr in die Augen und — in die Karten, und ich fuhr fort zu patzen, bis ein anderer Herr kam, mich abzulöſen!

Paris, 21. Juli 1855.

U. A. W. G.! — Erſte Viſite in der Seidenwaaren-Welt.

U. A. W. G.! — „Unſer armes Wiener Geld!“ — „Und alletag weniger Geld!“ — „Und alſo wird gereiſt!“

Bepackt mit Notizen und Betrachtungen, mit Skizzen und Aufzeichnungen, mit Anmerkungen und Entwürfen u. ſ. w. kehre ich jeden Tag vom Induſtriepalaſt zurück, um noch zu Hauſe in Wien von tauſend und tauſend Sachen zu berichten, um noch Monate lang aus dieſem Notizbuche die vorzüglichſten Dinge der öſterreichiſchen Abteilung dieſer Ausſtellung zu beſprechen.

Ich wiederhole meinen Weltſchmerz, id est Geldſchmerz, d. h. ſechs Wochen zu früh hiehergekommen zu ſein! Sollte mir nicht eigentlich die franzöſiſche Regierung ein „Dedommagement“ dafür geben, daß ſie mich mit ihrer „Erſten-Mal-Eröffnung“ früher nach Paris lockte?!

Ich atme nun in den wenigen Tagen, die ich noch hier weile, große Stücke „Induſtrie-Ausſtellung“ täglich ein.

Heute hab' ich im Transſept eine kleine Satisfaktion genoſſen. Der Schild von Preleitner, über deſſen Nichtaufnahme in der „Kunſtausſtellung“ ich nicht nur im „Humoriſten“, ſondern auch ſonſt noch großen Lärm ſchlug, iſt nun aus dem Transſept in die „beaux arts“ gekommen, und hat, chemin faisant, noch einige ähnliche Produkte mit ſich aus dem Reich der Induſtrie in das der Künſte nachgezogen.

Ich betrat heute die Region, wo die „Glorie“ Frankreichs iſt, wo man eigentlich ſagen muß: „voilà la France“, nämlich die

Galerie des Transparents, wo in sechzig Metres Façade die Wunder und Märchen, die Regenbogen und Luftspiegelungen der „Seidensachen" (Soieries) wie ein glänzendes Heer Front machen.

Mit großem Luxus und großen Buchstaben steht da in langen Reihen: Lyon! — Lyon! — Lyon! — Lyon! u. s. w.

Lyon ist Frankreich in Atlas und Seide. Lyon ist die französische Grazie, der französische Geschmack, die französische Eleganz, der französische Egoismus und die französische Eitelkeit aus Seidenwürmern, Maulbeerblättern, Farben, Zeichnungen und Maschinen!

In dieser Lyoner Seidenfabrikation ist die unverwundbare Achillesferse der französischen Industrie, so wie in ihren Gobelins und Sèvres.

„Hier ist der Ruhm Frankreichs" — sagte Carl Dupin am 25. September 1851 bei der Preisverteilung — „und sein Sieg ist im Krystallpalast so gesichert, wie er es in jedem andern Palast der Welt (?) sein würde."

In diesen Seidensachen, sowie in den Gobelins ist der feine Sinn und die instinktive Handführung der Farben sichtbar, durch welche sich der Franzose besonders bei der Wahl der Farben auszeichnet.

Aus diesem Gesichtspunkt genommen, ist es begreiflich, daß Paris, daß die Herrschaft des französischen Geschmackes so groß ist, daß Frankreich jährlich einigemal von den Hauptfirmen aller Städte und Residenzen bedeutende Subsidien für die Einsendung neuer gedruckter und gefärbter Muster bezieht.

Aber dabei kann nicht geleugnet werden, daß diese Herrschaft des französischen Geschmackes oft grundlos, ja gerade widersinnig ist. Es ist oft eine Exageration der Bestrebung, eine Geilheit der Phantasie in diesen Zeichnungen und Farbenmischungen, die ans Grelle, ans Abgeschmackte grenzen. Die Bizarrerie der Dessins geht oft mit der schreienden Dissonanz des Kolorits Hand in Hand.

Das ist es, was den Seidenprodukten der österreichischen Aussteller einen besonderen Wert verleiht; sie wollen nicht durch „tours de force" blenden, sie wollen nicht durch das Schreiende und in die Augen Peitschende glänzen, sie veranstalten unter sich selbst nicht ein Wettrennen mit Hindernissen.

Die österreichische Seidenfabrikation kann ohne Beschämung an die Seite der Lyoner sich darstellen; sie kann mit deutscher Stille und Ruhe den Vergleich ausdauern, und die Menge, welche in diesen Galerien zirkuliert, bleibt, nachdem sie die Region der Lyoner Etalagen verlassen hat, in der Seidenregion „Autriche" lange weilend, und mit Bewunderung und Anerkennung nehmen sie zu ihrem Erstaunen wahr, daß „là-bas" die Industrie und die Kunst, der Geschmack und die Eleganz in vollem Flore sind.

Diese Zone, ein wahres Tropenland an Farben, Blättern und Formen, ist sehr geschmackvoll arrangiert und in sinniger Ordnung entfaltet. Ein Arrangement, welches durch seine Zweckmäßigkeit und symmetrische Ordnung nicht wenig zu dem günstigen Eindruck des Ganzen beträgt. Nebst diesem Verdienst muß von uns Berichterstattern besonders anerkennend erwähnt werden, mit welcher Zuvorkommenheit und Mühegebung man zu jedem Augenblicke Auskunft giebt, erklärt und bedeutet. Die Lyoner Seidenfabrikation bringt Phänomene und löst Probleme, aber die wahre Würdigung von Industrie und Fabrikation liegt nicht in Phänomenen, sondern in den steten Erscheinungen; nicht in Meisterstücken und einzelnen Blendwerken, sondern in der Totalität des Geschaffenen, in der Realität der Erzeugung. Nicht das Gegenständliche des überschwenglichen Luxus hat mitzureden in der Akademie selbst der Luxusgegenstände; nicht den Kraftstücken der Fabrikations-Athletik und Zauberbüchsen gebührt das große Wort, wenn von dem Einfluß auf das ganze Genre, wenn von dem allgemein-industriellen, populären und ökonomischen Standpunkt ausgegangen wird

Die Wahrheit, die Realität, die wahrhafte Verbesserung der Industrie, der unbestreitbare Fortschritt der Weltfabrikation liegt darin, das Produzierte durch Inhalt und Form, durch Preis und Vervielfachung zur Höhe eines nationalen Bedürfnisses emporzuheben und populär zu machen.

Die Phänomene der Industrie sind bewundernswert, aber sie sind den Massen vollkommen unzugänglich

Die Nützlichkeitstheorie, welche das Schöne, Elegante und Komfortable durch weniger Geldopfer der Menge genießbar macht, das ist die richtige.

In dieser Beziehung hat Österreich einen riesigen Vorrang in dieser „Welt-Industrie-Ausstellung". In seinen unvergleichlichen Tüchern, Glassachen, Leinenwaren u. s. w. (auf die wir noch speziell kommen werden) verbindet sich die innere Vortrefflichkeit und die Formschönheit in Zeichnung und Farbe mit jenen Preisen, welche allein Zeugnis von dem Weltenfluß Fabrikation geben. Auch sind fast nirgends so viel Zettel: „vendu" — „verkauft" zu lesen, als bei den österreichischen Vitrinen, Pyramiden und Etalagen.

In der Seidenfabrikation steht Wien herrlich und glänzend da.

Paris, 25. Juli 1855.

Ein Abend bei Lamartine.

Soeben schickt mir Lamartine sein Porträt, von ein paar liebenswürdigen Zeilen begleitet.

Lamartine! Der Gott einer Stunde! Der Genius eines Tages! Der Schöpfer einer Epoche! Das Schwert im Munde und die Krone in der Hand! Das Schicksal der Völker auf der Lippe und die Thräne der Menschheit im Busen! Dichter und Redner! Priester und Opfer! Hammer und Amboß der Zeit und des Schicksals! Zorniger Poet auf der Tribüne und poetischer Zorn im Griffel Klio's! Auferstehungsengel der Vergangenheit, trauerndes Ausrufungszeichen der Gegenwart und Wallfahrtsname der Zukunft!

Lamartine!

Es war nach den Flitterwochen der Restauration! Frankreich hatte gesiegt (!), geblutet, Frankreich wußte zu töten und zu sterben, Frankreich hatte gelebt und geliebt, Frankreich war — ruhig!

Aber Frankreich hatte keine Begeisterung, keine Freundschaft, kein Nationalgefühl, keine Poesie! Frankreich aß, trank, tanzte, es war aufgegangen in der Materie, in der restaurierten Materie!

Da kam Lamartine, „der Dichter"! Er brachte die Gesänge der Hoffnung, der Sehnsucht, des gewissen Unkennbaren, Unnennbaren! Den Gesang der Begeisterung für ein Etwas, das nicht da ist, den Gesang der Unruhe im menschlichen Busen, den Gesang des menschlichen Gedankens, der wie die Taube aus der Arche keinen festen Boden in der Gegenwart findet! Lamartine gab Frankreich das verlorne Paradies der Dichtkunst wieder zur Zeit der Dürre der Herzen, zur Zeit der Prosa des Geistes, zur Zeit der Vertrocknung des Volkes!

Und zu jener Zeit war und lebte Frankreich mit Lamartine und Lamartine mit Frankreich — bis zum Tage, der noch nicht zu Ende ist.

Bis zum neuen Kaiserreich war Lamartine mit und im Volke Frankreichs! Man fühlte mit seinen Versen, man atmete in seiner Atmosphäre, das Echo gab seine Gesänge wieder, er gab den Seelen Trost, Erholung, Hoffnung und den Blick in die Ewigkeit!

Dann Lamartine — der Deputierte! Der Gedanke sollte Wort, der Vers sollte Rede, die Idee sollte That werden!

Mit ironischem Lächeln begrüßten die Abonnenten der Tribüne den Dichter Lamartine! Sollten Träume und Bilder in der Kammer mitreden?! Als ob man da nur von Kredit und Budgets zu reden hätte, und nicht auch von Dingen, die mit der Idee der Menschheit, mit den Gedanken der Reformen zusammenhängen!

Aber auch da siegte Lamartine's Genie! Er hätte vielleicht Minister, Gesandter werden können, allein sein Ehrgeiz trug ihn höher, er verlangte „eine Gasse für die Idee"! Aber die Zeit war starr, die Epoche war regungslos, der Moment war stumpf, der Leichnam Frankreichs lag fühllos auf der Bahre der Gegenwart und Lamartine schlug an die Pforte der Zukunft mit dem Schlüsselhammer der Vergangenheit, er schrieb: „l'histoire des

Girondins"! Er zitierte den Geist der „Girondisten" und das ist die tragische Schuld Lamartine's! Das ist die tragische Schuld, die an der Katastrophe seines ruhmvollen Lebens die ewige Gerechtigkeit ausübt! Indem Lamartine in diesen Girondisten die Demokratie mit einer Auréole umgeben und doch auch den Terrorismus verdammen und entehren wollte, kam er in eine falsche Position, er unternahm das Unmögliche! Die Poesie schreibt schlecht Geschichte, und das Antlitz der Geschichte nimmt weder das Rot noch das Weiß, noch die Schminkpflästerchen der Poesie an, um ihre Züge der Schönheit und Häßlichkeit, der Menschlichkeit und der Bestierung zu beschönigen oder zu verdecken!

Lamartine hat die „Girondisten" geschrieben, er hat als Zauberlehrling der Poesie einen Teil jener Geister heraufbeschworen, aber als sie kamen und da waren, und das Hotel de Ville mit verderblichen Fluten bedeckten, als Lamartine Präsident war, da fehlte dem Meister die Zauberformel, welche sagen konnte: „Besen, Besen, seid gewesen!" Einen Augenblick lang war die Brust Lamartine's der alleinige Sitz der französischen Regierung; aber seine tragische Schuld vertrieb sie von da, und Lamartine der Dichter, der Redner, der Deputierte, der Präsident, Lamartine war schüchtern vis-à-vis seiner Geister, die er aufgerufen, und er trat zurück vor der Erscheinung, die er beschworen!

Das alles ungefähr dachte ich auf dem Wege abends zu Lamartine, um bei ihm zu speisen und den Abend zuzubringen. Und als ich diese bescheidenen Zimmer betrat, einfach, elegant, poetisch und künstlerisch, und als mir Lamartine entgegenkam und ich seine Hand in die meinige fügte, diese zarte, feine Hand, welche die „Méditations" schrieb und die „Girondins", „les Harmonies" und die „Restauration", die Hand, welche das berühmte „Manifest an Europa" schrieb, diese Hand, die einen Augenblick lang das Jahrhundert und die Zukunft in ihrer Höhlung hielt und die nun in aller Stille Artikel für den „Siècle" schreibt, in diesem Augenblicke dachte ich, welche traurige historische Figur „Cincinnatus" gegen Lamartine spielt! Cincinnatus fand seinen Acker wieder, Cincinnatus fand seinen Pflug, seine Erde, seine reiche Ernte, seine belohnte Mühe wieder! Er hatte eine Diktatur abgeworfen, die keinen Reiz für ihn hatte.

Aber wie anders kehrt Lamartine zu seiner Scholle zurück! Cincinnatus nimmt den Dank Roms, die Glorifikation des Volkes mit zu Pflug und Egge, Lamartine wird zu seiner Scholle begleitet von Neid, Mißgunst, Verkennung und Verleumdung! Cincinnatus betreibt die Agrikultur aus Liebhaberei, er ist ein reicher Propriétaire, er findet sein Vergnügen. Lamartine geht von der höchsten Macht blutarm in seine Einsamkeit zurück; Lamartine ist zu ewiger Zwangs-Intelligenzarbeit verurteilt! — Und mit welcher

frommen Ergebung, mit welcher rührenden Einfalt, mit welcher heiligen Poeſie iſt Lamartine's Weſen dennoch erfüllt!

Nicht ein Tropfen Bitterkeit miſcht ſich in die ſüße Schale ſeiner Poeſie, nicht ein leiſes Wölkchen umdüſtert dieſes Auge, in welchem ein ſanftes Blau meditiert und fühlt und ein mildes Leuchten verbreitet! Stets lächelnd, ſtets gütig, ſtets bereit, Liebe und Freundſchaft zu geben, Liebe und Freundſchaft zu empfangen; den Mund ſtets mit dem Zug der Güte bekränzt, die Stirn ſtets mit dem Stempel des Gedankens gekrönt! Das Herz und die Hand und das kleine Häuschen ſtets offen für Gäſte, Fremde, für Mitleid, Wohlthat und unbegrenzte Menſchenliebe. Das iſt Lamartine!

Im Äußern hat Lamartine eine frappante Ähnlichkeit mit Metternich. Dieſelbe Grazie des Benehmens, dieſelbe Feinheit der Lippe und des Lächelns, derſelbe tiefe und ſeelenvolle Blick, derſelbe Schnitt der Naſe, nur etwas kleiner, ſowie Lamartine's Statur auch etwas kleiner als die des Fürſten Metternich iſt.

Lamartine, welcher am 21. Oktober 1791 zu Mazon geboren wurde, hat alſo jetzt 64 Jahre. Metternich hat zu 64 Jahren auch noch mit aller Friſche des Geiſtes, mit aller Elaſtizität der urwüchſigen geiſtigen Begabung gearbeitet. Die wahrhafte Gottbegabung wird nicht alt; der wirkliche Geiſt, der vom Himmel kommt, zählt die Jahre nicht im Erdenkalender.

Lamartine iſt 64 Jahre alt, ſein Haupthaar iſt weiß, ſein Angeſicht iſt blaß, aber er arbeitet unausgeſetzt, er ſchreibt Tag und Nacht. Lamartine Cincinnatus pflügt das Papier, er zieht ſchwarze kleine Furchen, er legt den Samen des Gedankens hinein, und die Ernte?! — Die Ernte für die Nachwelt, den Taglohn für den Dichter!

Lamartine's höchſter Ruhm, das was ſeinem Charakter, ſeiner Perſon zur Apotheoſe, zur Unſterblichkeit dient, iſt: ſeine Armut! Er iſt von der höchſten Stufe Frankreichs arm herabgeſtiegen in ſeine einfache Hütte! Lamartine arbeitet mit der Unverdroſſenheit eines Jünglings, eines Praktikanten, mit dem Eifer eines Preisbewerbers, mit der Ausdauer eines Mathematikers! Neben ihm ſitzt der Ruin, vor ihm ſteht die begehrende Minute, hinter ihm ein Rudel Gläubiger, die ſeine Beſitzungen Stein für Stein, Scholle um Scholle ihm abreißen; er arbeitet unverdroſſen, er jagt die böſen Stunden durch die Muſe fort, er kämpft ſchreibend, arbeitend, dichtend, lächelnd, er iſt doch ſtets liebenswürdig, gaſtfrei, großmütig! Ja, großmütig! Als ob man wirklich ein Dichter ſein könnte, ohne Großmut im Herzen! Als ob man wirklich ſingen könnte, ohne in der Bruſt ein Echo für alle Töne der Menſchheit zu haben! Als ob man wirklich den Kuß der Muſe empfangen könnte, ohne geheiligt zu ſein durch Milde und Thränen, durch Hingebung und Aufopferung für Leid und Mi-

leid, für Wo... ...enschen
an die Menschheit!

Ich kann nicht umhin, einen Zug aus dem Leben dieses unsterblichen Dichters mitzuteilen.

Die Frau Lamartine's, eine der ausgezeichnetsten Malerinnen, ist der Trost seines Herzens, der Engel seines Hauses, der Schutzgeist seiner Mußestunden. Sie hat sein Herz, sein Gemüt, sie teilt seine Güte, seine Gutmütigkeit, seinen Hang zum Wohlthun.

Eine Freundin des Hauses, Mad. Dargaud, welche sieht, daß diese Art zu leben nicht fortbestehen kann, bemächtigt sich der Wirtschaftsführung, der Hausökonomie Lamartine's. Man giebt ihr die Schlüssel zu Haus und Keller und Kasse.

Eines Tages kommt eine barmherzige Schwester von der „Madeleine", für eine arme Familie Unterstützung zu suchen. Mad. Dargaud ist nicht da, sie hat den Schlüssel zur Geld-Schatulle mitgenommen. Was ist zu thun? Mad. Lamartine läßt einen Schlosser kommen, die Schatulle wird aufgebrochen, es finden sich einige hundert Franks. Mad. Lamartine nimmt sie und drückt sie der barmherzigen Schwester in die Hand. Lamartine steht dabei, lächelt und küßt seiner Frau die wohlthätige Hand.

Es wird gewiß eine Menge Leser geben, welche hier denken: „Das ist doch zu viel!" — Sie mögen Recht haben! Aber Dichterherzen müssen nur von Dichterherzen, oder wieder von edlen Herzen beurteilt werden, denn der Edelmut ist auch Poesie!

Während des Diners saß ich an Lamartine's Seite, seine Frau mir gegenüber, an meiner anderen Seite ein alter Deputierter, Mr. Denis, der Bruder des berühmten Geschichtschreibers. Neben Mad. Lamartine saß Alexander Dumas, dann der Admiral Soisboule u. s. w. Das Gespräch kam auf die Tage der Präsidentenschaft Lamartine's. Dumas erzählte, aber was er auch sagen mochte, Mr. Denis widersprach und wollte es besser wissen. Lamartine lächelte, und sprach nur, nachdem ich ihn bat, mir als Fremden zu sagen, wer von beiden Recht hatte, und Dumas hatte recht erzählt.

Nicht uninteressant sind folgende zwei Momente. Eines Tages meldet man der Versammlung und dem Präsidenten die Deputation vom „grand orient" (die Zentral-Freimaurerloge), 200 Mann!

In jenem Augenblick befinden sich bloß vier Mitglieder der provisorischen Regierung da: Lamartine, Ledru-Rollin, Armand Marrast und Cremieux. „Ich bin kein Maurer," sagte Ledru-Rollin, ebenso sagten Cremieux und Marrast. „Ich auch nicht!" sprach Lamartine. Die andern gingen und ließen ihn allein. Er empfing die 200 Freimaurer. Er wußte nicht was er sagen sollte. Da erblickt er die Fahne der Maurer: „Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit!" Er improvisiert eine Dichtung über diese drei Worte

drei Viertelstunden lang. Die Deputation schrie: „Vive Lamartine!“ und das Schauspiel war vorüber.

Nicht so leicht wurde es ihm bei einer Deputation der „Wollkrämplerinnen“, welche ihm vorgestellt wurde. Wie er sagt, waren es lauter Hexen, er konnte nicht von blauen Augen, weißen Händen, blonden Locken sprechen! Er kehrte die Farbe um! Er sagte: „Ihr seid Männer, Männer des Vaterlandes u. s. w.“ und unter großen Schweißtropfen beendete der Verfasser „Jocelyns“ seine Rede an die Wollkrämplerinnen.

Ich konnte nicht umhin, des Liedes „Sie sollen ihn nicht haben!“ zu gedenken. Becker hatte, wie bekannt, seine Gedichte Lamartine gewidmet. Lamartine, nicht faul, in dem guten Glauben, Becker sei wirklich ein „deutscher Dichter“ und das „Sie sollen ihn nicht haben“ sei wirklich ein „Nationalgedicht“, schreibt ein Gedicht: „La Marseillaise de la paix“, und widmet sie wieder an Becker. (In der „Revue des deux mondes“.) Und ich fragte ihn, ob er nicht auch jetzt noch eine „Friedens-Hymne“ schreiben möchte, und ich betrachte mich als einen derjenigen, die er in der „Marseillaise“ feiern ließ:

„Vivent les nobles fils de la grande Allemagne!“

Während dieser Zeit fing der Admiral an, vom „Walfischfang“ zu erzählen. Dumas erzählte nun vom Walfischfang, von den Seelandsinseln, von der dreifachen Art des Fanges, von der Eigentümlichkeit der Walfischfänger, von allen Einzelnheiten der Walfische u. s. w. „Ach!“ sagte der Admiral, „Sie haben also lange Zeit auf jenen Inseln gelebt?“ Dumas lachte und sagte: „Niemals!“ Der Admiral konnte nicht glauben, daß ein Mensch alle diese Details wissen könnte, ohne sie augenzeuglich mitgemacht zu haben. Dieser Zug von Dumas erklärt zum Teil seine Fruchtbarkeit und seine Phantasiethätigkeit!

Nach dem Diner blieben wir noch lange zusammen im kleinen Garten Lamartine's und verließen erst gegen Mitternacht die Laren dieses Hauses, welche das Haupt eines der ersten Geister des Jahrhunderts bewachen.

Ich ging mit Dumas im Mondschein entlang, wir sprachen von Lamartine und seiner politischen Mission, und Dumas sagte die ebenso geistreichen als historisch wichtigen Worte: „Die ganze Sache ist die, Lamartine war als Präsident lyrischer Dichter, wäre er dramatischer Dichter gewesen, die Sache hätte anders geendet!“ Es liegt eine erschreckende Wahrheit in diesen Worten. Ich war so frei, dann zu fragen: „War Changarnier also dramatischer Dichter?“ —

Wir trennten uns an der Madeleine, die Erinnerung aber an diesen Abend wird mir für stets eine unendlich interessante und kostbare sein.

Paris, 28. Juli 1835.

Ein Grab und ein Bett in Paris; oder: ein Besuch bei Börne und bei Heine.

Es ist jetzt ein Vierteljahrhundert, daß ich hier in Paris mit Börne zusammmenwohnte, rue de Provence 24.

Fast jeden Morgen oder Abend kam Börne, in seinen braunen Pelzschlafrock gehüllt, in mein Zimmer, setzte sich an den Kamin, schürte das Feuer an und sagte: „Nun, Saphir, helfen Sie mir, an nichts denken.“ Er behauptete nämlich, er befinde sich nur dann wohl, wenn er an gar nichts denke, das könne er aber nicht allein, dazu müsse ihm immer jemand helfen. Namentlich aber, sagte er, gelänge es ihm ganz und gar an nichts zu denken, wenn ein deutscher Professor mit ihm diskuriert.

„Aber,“ erwiderte ich, „ich bin ja kein Professor, im Gegenteil, ich leide an Diarrhoe.“

„Thut nichts,“ sagte Börne, „Sie sind erst aus Deutschland gekommen, ich weiß. Sie waren ein Freund von Hegel, Sie müssen mir helfen, an nichts denken.“ — Darauf schürte er das Feuer an, legte Holz nach und sah in die Flammen.

Er litt immer an Kälte. Wenn ich bei ihm war, schrieb er zuweilen, zwischen jeder Zeile stand er auf, um sich am Kamin zu wärmen. Er arbeitete sehr langsam, ging inzwischen oft fünf Minuten lang auf und ab und schrieb wieder zwei Zeilen. Wenn ich ihn verlassen wollte, um ihn nicht zu stören, sagte er: „Au contraire, bleiben Sie hier, da stören Sie mich nicht, aber wenn Sie oben in Ihrem Zimmer auf- und abgehen*), da geben Sie meinen Gedanken lauter Fußtritte.“ — Ich arbeite sehr schnell; eines Tages kam Börne gegen 12 Uhr Mittags zu mir hinauf und sagte: „Heute haben Sie Ihre Vorlesung in Salon Boffange, über was werden Sie lesen?“ —

„Heute?“ rief ich erschrocken aus; „heute? Schwerenot, daran hab' ich ganz vergessen! Nun muß ich mich gleich darüber machen.“

„Sie haben gewiß über den „Boeuf gras“ gestern, über den Zug des Faschingsochsen, daran vergessen.“

„Gewiß! aber der Ochs muß mir das vergüten! Einer hilft dem andern! Ich werde über „den Zug des Faschingsochsen durch Paris“ lesen.“

„Gut,“ sagte Börne, „ich will euch nicht stören, thut, als ob ich hier gar nicht wäre.“

Er setzte sich an den Kamin, ich an den Schreibtisch, und mein

*) Er erzählt das selbst in seinen „Pariser Briefen“.

Ochs hatte in einer Stunde solche Fortschritte gemacht, daß wir beide ein bißchen ruhen konnten.

„Wie sind Sie glücklich," sagte Börne, „so geschwind zu arbeiten, ich kann das nicht!"

„Ja," entgegnete ich, „daher hält Ihre Arbeit für die Ewigkeit, meine aber ist bald zerbrochen und unbrauchbar!"

Als ich eines Abends zu Louis Philipp ins palais royal geladen ward, sagte Börne: „Grüßen Sie mir alle und bringen Sie mir ein Stückchen bürgerliches Königtum mit, weil es noch frisch ist."

Der Mensch, jeder Mensch ist ein Talleyrand! Es sind 25 Jahre und ich stieg in den gelben Handschuhen, der weißen Kravatte und im schwarzen Frack die Treppe im palais royal hinauf und machte dem bürgerlichen Königtum tiefe Bücklinge und nach 35 Jahren ziehe ich wieder gelbe Handschuhe, weiße Kravatte, schwarzen Frack an, steige dieselbe Treppe im palais royal hinauf und machte dieselben tiefen Bücklinge dem Kaisertum, und ich bin doch kein Talleyrand und kein Höfling und auch kein politischer Wetterhahn und auch kein Protektionsjäger, ich bin nichts als ein außer allen Beziehungen stehender reisender Schriftsteller, der alles sehen und kennen lernen will, um darüber manches in sein Blatt und wieder hinters Ohr zu schreiben.

Es thut mir nur herzlich leid, daß ich nicht hoffen kann, zu erleben, für wen ich mir in noch 25 Jahren hier wieder die gelben Handschuhe, die weiße Kravatte und den schwarzen Frack anziehen werde —?

25 Jahre, und das Königtum ist tot und Börne auch. Börne! auch ein König! Er trug die Geisteskrone und die Dornenkrone! Er führte die Feder wie ein Szepter; sein Reich war die Phantasie, sein Thron der Schreibtisch! Als ich dazumal Paris verließ und Abschied von ihm nahm, sagte er: „Auf Wiedersehen! oben oder unten!" Und ich drückte seine schmächtige Hand und erwiderte: „Oder in der juste milieu zwischen oben und unten, noch hier auf der Erde!"

Ich sollte Börne auf der Erde nicht wieder sehen! Also „oben" oder „unten"! Jedoch wo ist „oben" und wo ist „unten"? In einer Zeit und in einem Lande, wo heute oben ist, was gestern unten war, und morgen vielleicht unten, was heute oben ist, in einer solchen Zeit ist das Rendezvous: „oben" oder „unten" ein sehr unbestimmtes.

Börne ist jetzt gewiß oben! Er war schon im Leben oben, hoch oben über dem Leben, über dem Schmutz der Erde. Er liegt unten, aber er lebt oben!

Börne liegt in fremder Erde! in fremdem Boden! Paris wurde sein St. Helena, père la chaise sein Longwood, der Buchhändler Campe sein Sir Hudson Lowe.

Frankreich hat Napoleons Asche wieder verlangt, Deutschland sollte Börnes Asche aus dem fremden Boden zurückverlangen. Deutschland sollte zu Frankreich sagen: „Gebt mir heraus den Toten! Wollt ihr wissen, für wen er gestorben? Für mich ist er gestorben!“

Ja, Börne ist an und für Deutschland gestorben! Er hat Deutschland geliebt, und weil er es geliebt hat, hat er es verlassen, wie ein edler Mann sich von der Geliebten losreißt, die mit ihm und mit der er nicht glücklich sein kann! Er hat Deutschland geliebt, er hat die Deutschen geliebt, sowie jeder ehrliche Deutsche sein Vaterland liebt, wenn er auch über vieles in seinem Vaterlande weint oder lacht! Börne hat sich nach Deutschland gesehnt, sein geschriebener Zorn über Deutschland ist nichts als sein deutsches Heimweh, welches er in Salz und Säuren frisch erhielt, welches er mit Witz und Spott zu betäuben, fortzujagen trachtete.

Die deutschen Korrespondenten in Paris sagten in der „Allg. Augsb. Zeitung“: „Börne schmeichelt den Franzosen,“ sowie sie jetzt sagen: „Saphir schmeichelt den Franzosen.“

Diese deutschen Läuse in dem Walfisch „Paris“ haben in der „Augsb. Allg. Ztg.“ den würdigen Kopfgrind gefunden, darinnen zu wimmeln. Diese allgemeine Gemeine für alle, diese politische femme entretenue der verschiedensten Parteien, diese Maria Stuart, die noch ärger ist als ihr Ruf — o Himmel — die nur eine politische Gesinnung hat: „den Débit in alle Länder und keine Postporto-Erhöhung“, die ist von der Nemesis ereilt worden! Ihre Abonnenten vermindern sich mit jeder Runzel, welche ihr altes Angesicht heimsucht, ihr Kredit ist so tief gesunken, daß er bald den Geist, der sie beseelt, erreicht haben wird. — O Himmel! —

Zu jenem Ungeziefer, welches die Pariser Korrespondenten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ in Paris sich gegenseitig abjagen, um es in den Spalten jener Zeitung loskriechen zu lassen, gehörte auch die Anschuldigung: „Börne schmeichelte den Franzosen!“

Börne und Schmeicheln! Ein Löwe, dem man nachsagt, er macht einen Katzenbuckel!

Er schmeichelte den Franzosen, das meinten die Franzosen, und die deutschen Korrespondenten in Paris, welche das als Nektar schlürfen, was sie einem Franzosen abhorchen, um es seidelweise in deutschen Journalen auszuschenken, sagten es den Franzosen nach!

Die Franzosen waren nicht imstande, aus der Bitterkeit und aus den salzigen Worten Börnes über Deutschland die Liebe Börnes zu Deutschland, den Schmerz Börnes über Deutschland, die Mühe Börnes, diese Liebe und diesen Schmerz aus sich wegäpen zu wollen, aufzufassen, herauszufinden und zu verstehen!

Börne liegt in französischer Erde. Er liegt allein! Er liegt

fern vom Volk, das er geliebt, für das er geweint, gelitten und gestritten hat. Am Tage Allerseelen tönt kein deutscher Laut, blüht kein deutsches Blümchen auf seinem Grab.

Dann und wann kömmt ein deutscher Weinreisender, ein Handelsbeflissener aus seiner Vaterstadt Frankfurt am Main, ein jüdisches Bankiersöhnchen aus der Vaterstadt Nantes, und sie haben in ihrem Notizenbuch angemerkt, was sie in Paris für „Kuriositäten" besuchen müssen, und da steht: „Tiergarten" — „Bal Mabille" — „Grisetten" — „Börnes Grab" u. s. w.!

Aber Frankfurt am Main sollte Börnes Leiche reklamieren! Nicht Goethe und nicht Börne haben ihrer Vaterstadt die Ehre erzeigt, in ihr zu sterben, und doch ist Frankfurt am Main die Stadt dazu, wo jeder große Mann gleich begraben ist! Frankfurt am Main hat Goethe ein Denkmal gesetzt, weil er ihm das Vergnügen gemacht hat, Minister zu werden. Aber seine Statue in Frankfurt am Main haben sie mit großem Scharfsinn aufgestellt, Goethe kehrt nämlich der Kunstanstalt, dem Theater, den Rücken zu.

Frankfurt am Main setzt Börne deshalb kein Denkmal, weil es nicht weiß, wie es seine Statue setzen wollte, d. h. welcher Seite in Frankfurt er nicht den Rücken zukehren sollte.

Börnes Grab in Paris ist mehr als einfach. Eine erbärmliche Büste steht in einer kleinen, dunklen Nische und die paar Zeilen auf dem Steine sind nicht mehr zu lesen! Nicht ein Blümchen steht auf dem Grab, zwei halbverdorrte gelbe Kränze hängen an den Eisenstäben, die das Grab umgittern!

Guter Börne! Auch im Tode noch von Eisenstäben umgittert! Ich legte einen vollen frischen Kranz auf das Grab.

Edler Schatten! Freund, Landsmann, Bruder im Apoll und Mitpilgerer auf der Wallfahrt des Geistes! Leb' wohl! leb' wohl, du edler Toter! und rufe mir zur Vergeltung dieser Worte von oben zu: „Sterbe wohl, du guter Lebender!"

Von Börnes Grab zu Heines Krankenbett!

Sollte es vielleicht im Buch des Schicksals stehen, die deutschen Humoristen sollen in französischer Erde ruhen! Ich muß machen, daß ich fortkomme, das Schicksal könnte mich für einen Humoristen halten!

Heine war lange nicht imstande, Besuche anzunehmen; er war sehr leidend. Seit einigen Tagen ist er etwas besser.

Herr Steinitzer, mit dem ich zu Heine gehen wollte, brachte mir dieser Tage ein Briefchen, welches Heine an ihn richtete und in welchem er sagt: „Es wird mir viel Vergnügen machen, wenn mir Herr Saphir die Ehre seines Besuches erzeugt, ich werde das Beste, was man mir in meiner kummervollen Lage anbieten kann, nämlich einige erheiternde Augenblicke, mit Dank annehmen. Herr Saphir ist einer der geistreichsten Männer Deutschlands, und wir

haben sehr viele gemeinschaftliche Feinde; dabei soll er sehr gutmütig sein, was doch auch eine gute Eigenschaft ist." —

Herr Heine erzeugt mir zu viel Ehre, wenn er glaubt, ich habe so viele Feinde wie er, so geistreich bin ich nicht, und solch' einen Ruhm hab' ich auch nicht, um so viel Feinde zu haben wie er. Ich war einen Augenblick lang Heines Feind, als er Börne nach dem Tode so hart behandelte. Ich habe Heine darüber recht bitterböse angelassen. Ich habe ihm das, bevor ich ihn besuchte, ganz offen sagen lassen, da alle Unwahrheit und jede zweideutige Lebensweise meiner Natur verhaßt und unmöglich ist! Ich war Heine dazumal bitterböse, ich habe mich darüber ausgeschrieben. Das war ich den Manen meines edlen Freundes Börne schuldig.

Darüber sind fünfzehn Jahre vergangen! Ich habe Heine stets als herrlichen Dichter, als einen der geistreichsten Schriftsteller und als eine der witzigsten, oder was ebensoviel ist, als eine der kratzendsten Federn des Jahrhunderts anerkannt. Verschiedenheit der Ansichten und Gesinnungen ist unter geistreichen Menschen kein Grundrecht zur Verleugnung des gegenseitigen Talentes und Genies.

Nachdem ich mich also Heine darüber offen erklärte, besuchte ich ihn.

Heine wohnt jetzt Nr. 3, avenue Matignon, in den champs élysées im fünften Stock.

Ein weiblicher Domestique meldete mich an. Ich trat in ein sehr verdunkeltes Kabinett. Das Kabinett war durch einen Schirm in zwei Teile geteilt. Selbst halb blind, tappte ich mich vorwärts, da tönte es von hinter dem Schirm hervor: „Ist's der wirkliche Saphir?" Ich erkannte Heines Stimme nicht wieder, welches auch schwer gewesen wäre, da ich ihn seit 1827 nicht sprach.

Ich trat hinter den Schirm, das Dunkle des Zimmers war mir nach und nach nicht mehr so dunkel, ich trat näher an Heines Bett, an das Leidensbett, auf welchem dieser Prometheus, der vielleicht zu viel Feuer getrunken, himmlisches und irdisches, seit vier Jahren gefesselt liegt. Aber kein Geier nagt an seiner Leber, denn er schreibt und spricht noch frisch von der Leber weg; auch nagt kein Geier an seinem Herzen, denn er hat sein Herz gefeit vor den Krallen der ätherischen Liebe, und auch an seinem Gewissen nagt kein Geier, denn Heine weiß dieses Gewissen so zu verstecken, daß kein Geier weiß, wo es anzupacken sei.

Seit vier Jahren ringt Heines Körper mit dem Tod! Aber sein Körper hat einen Verbündeten gefunden, mächtiger als eine Allianz, einen Verbündeten, der dem Körper seine Existenz garantiert, nämlich: Heines Geist! Alle Körper, besonders fleischliche, werden in Spiritus gelegt, um von außen her konserviert zu werden; Heines Körper wird von innen konserviert, der Spiritus in Heine erhält das irdische Futteral dieses Geistes.

Als A. T. E. Hoffmann [illegible] bekommen hatte, sagte er zu Chamisso [illegible] besuchte: „Riechen sie den Teufelsbraten? [illegible]!“

Das ist ein gräßlicher Humo[illegible]kt ein; der Humor, der mit dem Teufel ein [illegible] der muß, wenn er verliert, mit Humor zum Te[illegible]

Der Weise kennt keinen Schmerz, de[illegible] das ist kein Verdienst! Aber dem Schmerz in [illegible]gen sehen, den wütendsten Schmerz in seinen Gliedern auf- und abgehen fühlen, den Kuß des Todes in Jahresraten auf seinem Angesicht fühlen, die Auflösung jahrelang löffelweise einnehmen, die Verwesung aus dem Grabe sich entgegenkommen sehen, in kleinen Portionen verwesen, und da noch seinen Humor haben, da noch dem steten Schmerz mit steter Laune ins Gesicht lachen, da noch mit innerer Lustigkeit, mit unverwüstlichem Geist dem körperlichen Elend zurufen: „Du vermagst nichts über meinen innern Menschen“, das ist ein denkwürdiges, ein psychologisch interessantes, ein geistig erhebendes, ein moralisch tröstendes Schauspiel!

Heinrich Heine in seinem Bette ist ungefähr ganz und gar so groß wie ein Jean Piccolo, es ist vom Menschen gerade noch so viel dageblieben, als nötig ist, um dieser Fülle von Poesie, Laune, Humor, blendendem Witz und – satanischer Bosheit zum Aufbewahrungsgefäß zu dienen.

Heine streckte mir seine Hand entgegen! eine Hand? ein Händchen von einer Mumie! Und dieses Knochenmodell einer Hand schreibt noch „Lutèce“, „Salon“, „Romancero“, und all' die wundersam duftigen, wundersam witzigen, wundersam poetischen und wundersam abscheulichen Dinge durcheinander!

Heine muß, wie bekannt, mit der einen Hand sein Augenlid in die Höhe heben, wenn er jemand sehen will. Aber in diesem Augenblick, wenn er den Vorhang von seinem Auge aufzieht, bietet dieses ein Theater mit griechischem Feuer beleuchtet dar, dieser Blick ist noch Licht, dieses Licht ist noch ein Strahl, und dieser Strahl bringt noch ein Prisma voll farbiger Gestaltungen und Eindrücke.

Heine ist ganz und gar der alte Heine, um 30 Jahre älter, um 50 Pfund leichter und viele Zoll kürzer, um ein Auge ärmer, um zwei Füße von der Gicht betrogen, von Amor in Stich gelassen und von Erys bestraft, aber es ist doch der alte Heine an Geist und Gedanken, an Wort, Ausdruck, Gefühl und Empfindungsweise.

Die irdische Vase ist zertrümmert, der Henkel abgebrochen, der Sockel zermürbt, die Farben abgeblaßt, aber das Potpourri der poetischen Blumen, die Blätter und Blüten in dieser Vase sind geblieben, die Rosen – und die Dornen.

Ach, es ist schade, daß dieses Genie an nichts glaubt, nicht

einmal an ſich, und das iſt der ſchlimmſte Unglaube! Wer an ſich ſelbſt nicht glaubt, glaubt nicht an Gott; denn jeder Menſch muß ein Stück Gottheit in ſich glauben. Heines wundervolle, ſinnige, blendende Poeſie hebt die Erde zum Himmel empor, aber leider verpflanzt ſie auch den Himmel auf die Erde! Heine weiß aus allen Materien Geiſt zu ziehen, er vergeiſtigt die Materie, aber dafür iſt ihm aller Geiſt, der Geiſt der Natur, der höchſte Geiſt auch nur Materie; Heines geiſtiger Atem iſt unendlich, aber es iſt ein Samum, er verſengt! Dieſer Atem ſtreift die Blume, die Blume öffnet dieſem ſonnigen Atem den lieblichen Buſen, der Atem fährt über ſie hin, ſie iſt verbrannt, welk geſungen. Dieſer würzige Atem berührt die Lotosblume Poeſie, die Lotos erſchließt dieſem Atem das Rätſel ihres Duftes, die Geheimſchrift ihrer Blätter, den Zauber ihres Daſeins, aber der Atem, der ſie öffnet, tötet ſie, der Hauch, der ihr die Seele entwickelt, vergiftet ſie!

Aber welche Friſchheit der Ideen, welche Triebkraft der Phantaſie, welche Farbenmiſchung, welcher gehämmerte Stil und welcher Wechſel der Perſpektive in Schilderung und Staffage!

Die Franzoſen begreifen nicht recht, wie Geiſt und Witz und Lyrik an und für ſich Berechtigungen der Literatur, des Genius ſind. Amédée de Ceſena fragte: „Aber was will Heine? Welchen Zweck haben ſeine Genialitäten? Was iſt das Ziel dieſer Gedanken-Wettrennen? Wohin gehen dieſe Strahlen, welche ſich von den Sternen losmachten?“ (détaché des étoiles) Amédée de Ceſena könnte ebenſogut fragen: „Was will die Roſe? Welchen Zweck haben die Töne der Nachtigall? Was iſt das Ziel aller dieſer Blumendüfte und wohin gehen alle die Wolkenzüge und Zephirlüfte?“

Ein Ziegelſtein muß einen Zweck haben, der Demant iſt ſein eigener Zweck. Der Reiſende ſteckt ſich ein Ziel vor, der Spaziergänger nicht, der Wegweiſer muß uns ein „wohin?“ zeigen, aber die Blume, die Quelle, das Echo, der Wälderduft, die lachende Landſchaft, welche den Reiz und den Schmuck des Weges bilden, ſagen nie: wohin! — Heines Bosheiten ſelbſt, glaub' ich, haben auch keinen Zweck, ſie ſind bei ihm eben auch eine Formation ſeines Geiſtes. Er fragt ſie auch nicht: wohin? Er bekümmert ſich nicht um ihre Wirkung. —

Ich ſprach mit ihm davon, von den vielen Verletzungen, welche er ſelbſt Freunden anthut. „Ach,“ ſagte er, „über wen ſoll man denn Witze machen als über ſeine Freunde? Die Feinde nehmen es einem gleich übel! Die Freunde eben ſollen uns die Freundſchaft erzeugen, unſere Witze nicht übel zu nehmen.“ Ich muß geſtehen, da iſt Methode d'rin!

„Mit meinen Finanzen,“ ſagte Heine, „bin ich immer brouilliert, ich habe immer weniger als ich brauche.“

„O," erwiderte ich, „das kenn' ich, wir sagen immer: „ich habe weniger als ich brauche," aber wir sollten eigentlich sagen: Ich brauche mehr als ich habe."

„Ich habe," fuhr Heine fort, „6000 Franks jährlich von meiner Familie und 6000 Franks von Campe in Hamburg, das sind jährlich 12000 Franks Renten, ich brauche aber wenigstens 20000 Franks! Wie viel brauchen Sie?"

„Mein lieber Heine," erwiderte ich, „die Berechnung ist leicht Sie haben mehr als 12000 Franks Renten und brauchen dennoch 20000 Franks. Stellen Sie sich vor, wie viel ich erst brauche, der ich gar keine Renten habe."

In diesem Augenblicke brachte die Dienerin einen Brief, er ließ die Fenstervorhänge zurückschlagen und ich sah Heines Angesicht deutlich. Ein wahres leidendes Lazarus-Angesicht, hohle, bleiche Wangen, spärliches Haar, der Bart weiß und struppicht, die Stirn weit hervortretend und die Augen tief in ihre Höhlen zurückgezogen und zugedeckt. Heine ist schlaflos und braucht die Nacht hindurch unzähligemal die Bedienung zu hundert Dingen, und doch darf kein Licht im Zimmer sein und auch kein lebendes Wesen kann er des Nachts um sich dulden, er muß allein sein! Allein wach mit seinen Schmerzen, mit seinen Leiden, aber auch mit seinen Gedanken und wachen Träumen.

Er ist verheiratet, seine Frau hab' ich nicht gesehen, hab' auch den Wunsch nicht geäußert; sie soll eine stattliche, starke Person sein. Das ist alles, was ihre Biographen von ihr wissen — oder aussagen. Daß der Sänger des „Buches der Lieder" nach Loreley und so weiter an einer „stattlichen starken Person" ehegesponslich hängen blieb, ist ein Heine'scher Witz des Schicksals. Völker und Frauen, von welchen die Blätter der Geschichte nichts sagen als: „eine stattliche, starke Person!" mögen höchst respektabel sein, aber nicht — interessant.

Heine liebt noch immer vorzüglich jüdische Witze.

Ich fragte Heine, ob seine Frau deutsch spreche; „nur zwei Worte," war seine Antwort: „Nebbech" unde „Jofe". (Das erste Wort ist ein Klageausruf und das zweite heißt „schön".) „So?" agte ich, „das sind bloß zwei eigene Namen, der erste ist Ihr eigener Name und der zweite der Ihrer Frau."

Heine ist jetzt wieder doch so weit, daß er manches selbst schreiben kann. Er diktiert sonst, aber er hat alle acht Tage einen andern Schreiber, es kann ihm nicht so bald jemand zurecht sein.

Obschon zur Zeit, als wir uns das letztemal in Frankfurt sahen, Börne stets mit mir war, vermied es heute sowohl Heine als ich, den Namen „Börne" auszusprechen.

Ich bin von Heines Krankenbett noch verdüsterter weggegangen als von Börnes Grab. Drei Humoristen der deutschen Gegen-

wart, zwei große und ein kleiner, davon iſt einer tot in Frankreich begraben, einer lebendig in Deutſchland begraben, und einer, der in Deutſchland nicht leben und in Frankreich nicht ſterben kann!

Paris, 29. Juli 1855.

Ein Morgen bei Alexander Dumas.

Der Diener Dumas' hatte den Auftrag, mich ausnahmsweiſe jederzeit eintreten zu laſſen. Ich kam geſtern um neun Uhr morgens.

In der rue d'Amsterdam 77 bewohnt Dumas ein Häuschen und Garten ganz für ſich allein.

Im erſten Stock iſt das Arbeitszimmer ſeiner Tochter Marie. Sie iſt ein ausgezeichnetes Malertalent. Ihr Zimmer iſt ein Atelier, ein Muſeum, ein exotiſcher Blumengarten, eine Bildergalerie, ein Raritätenkabinet, ein orientaliſcher Tempel zugleich Zeichnungen, Croquis, Statuetten, Blumenvaſen, ausgeſtopfte Vögel, Lampen, Münzen, Stickereien, Teppiche, Schirme; alles durcheinander, übereinander, nebeneinander! Methode in der Unordnung, Syſtem im Durcheinander, ſtudierter Geſchmack in anſcheinender Zufälligkeit.

Eine Treppe höher iſt das Arbeitszimmer Dumas'. Hier iſt zuerſt nichts und dann Chaos, und aus dieſem Nichts und Chaos ſchafft Dumas eine Welt, ſeine Welt. Zu dieſem Chaos von Tinte, Papierſtreifen, Federn, Büchern und Broſchüren ſagt Dumas: „Dieſes Papier ſoll erzeugen allerlei Leben, Meer und Erde, Himmel, Sonne, Sterne, Menſchen und ſonſtiges lebendes Weſen," und alſo geſchieht's.

An den Wänden des Zimmers ſind türkiſche Divans, auf Kamin und Geſimſe ein pêle-mêle von cadeaux und souvenirs: „Donné par le Prince etc." — „Hommage à Alexandre Dumas par le Princesse etc." u. ſ. w. An den Wänden hängen allerlei Bilder, auf Seſſeln und Fauteuils Bücher, Kartons, Diktionnärs, Damascener Säbel, Piſtolen, Albums u. ſ. w.

In der Mitte des Zimmers ſteht ein breiter, langer, flacher Tiſch, ein Schreibzeug in der Mitte, und auf dieſem Tiſch unzählige große blaue Papierbogen, in lauter einzelnen halbgeſchnittenen Bogen; und auf dieſe Streifen, ſtets auf einer Seite, ſchreibt Dumas zugleich die „Histoire de ma vie", die „Mohicans de Paris", die „Mémoires de Mad. Dorval", die Urteile über Mad. Riſtori und noch hundert andere Dinge.

Es iſt unglaublich, mit welcher Schnelligkeit, mit welcher Vielfachheit Dumas ſchreibt. Dumas hat vier Hände, zwanzig Finger,

aber ſelbſt die reichen nicht hin, um ſeinem ſchaffenden Geiſt und ſeiner beflügelten Phantaſie, um ſeiner quellenden Erfindungsgabe und dem Sprudeln ſeines Stils nachzukommen. Nur wer Dumas arbeiten geſehen hat, kann es glauben, wenn auch nicht begreifen, daß er über tauſend Bände verfaßt hat! Während er arbeitet, ſpricht er mit ſeinen Beſuchern, ordnet er ſeine Diener an, arrangiert er ſein Blatt, erteilt er Rat und hört zehn Menſchen an, von welchen ihn jeder in einer andern Angelegenheit ſpricht.

Er arbeitet in einem tropiſchen Negligé, wie es ſeine tropiſche Natur, ſeine tropiſche Phantaſie erheiſcht. In Pantoffeln und Nankinpantalon, im bunten Hemd, ohne Gilet, ohne Halsbinde; ſtark und groß, von muskulöſer Struktur, mit dichtem, emporgeſträubten Haar, dröhnt der Boden unter ihm. Sein Auge iſt gedankenvoll, ſein Blick dennoch mild, ſtark ausgeprägte Züge drücken eine frohe und herzensgute Stimmung aus. Er lächelt vortrefflich, ſpricht ſchnell, laut, mit Feuer, und belebt ſich im Geſpräch immer mehr. Sein Geſicht trägt eine innere Gutmütigkeit im Ausdruck.

Nur wenn Dumas in Dumas angegriffen wird, nur wenn man ſeine geiſtige Individualität verletzt, fliegt der Kreole über dieſes Angeſicht! Da wird das Übermeerblut in der Geſichtsfarbe ſichtbar, da nehmen ſeine Blicke die Geſtalt von Tigerpfeilen an, und der Panter trägt auf einen Augenblick ſeinen Ausdruck auf die Geſichtszüge des Menſchen über. Aber dieſer Moment geht bald vorüber und Dumas iſt wieder der alte, frohe, joviale, liebenswürdige, herzlich-gute Menſch.

Dumas iſt von einer kindlichen Herzensgüte, der edelſten Aufopferung fähig. Er giebt alles hin an die Menſchheit, er iſt für jeden mit Rat und That bereit. Dumas hat viele Feinde, namentlich unter den jüngeren Schriftſtellern und Feuilletoniſten! Wie kann es auch anders ſein? Ein ſolches Genie und keine Feinde?! Eine ſolche koloſſale Reputation und keinen Neid?! Dieſe kleinen Geiſter nergeln an dieſer großen Individualität, an dieſem Weltrenommée. Er läßt ſie nergeln und geht ſeiner Wege: Er iſt der Freund, der intime Freund von Lamartine, Viktor Hugo, Béranger, Emile Girardin, St. Beuve u. ſ. w., u. ſ. w., er iſt der Augapfel der höhern Geſellſchaft, er iſt die Seele dieſer Zirkel. Ich habe ihn in den Salons der Napoleoniden geſehen, wo man ihn mit Herzlichkeit bedeckt.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ich ihn auch bei der Prinzeſſin Matilde ſah.

Die Prinzeſſin Matilde beſitzt keine Handſchrift von Napoleon I. Dumas beſitzt einen Brief von ihm. Dumas wollte ſich von dieſem Briefe nicht trennen, den die Prinzeſſin ſo ſehnlich wünſchte. Ich war der glückliche Mittler, daß Dumas der Prinzeſſin den Brief giebt. Sie läßt die Unterſchrift, den Namenszug

Napoleons herabſchneiden und unter Demanten in ein Armband faſſen.

Es war neun Uhr morgens, als ich letztlich zu Dumas kam. Er lag auf dem Boden auf einem Teppich, ſtreckte mir die Hand entgegen: „Ah, mon cher Saphir!“ ſprang auf und ſetzte ſich zu mir auf den Divan. „A présent je suis tout à vous!“ Aber kaum hatten wir zehn Worte gewechſelt, da fing die Wallfahrt der Beſucher an. Zuerſt der junge Herzog von Schleswig-Holſtein, den wir am Vorabend beim Prinzen Napoleon ſprachen, und der ſich bei Dumas die Gunſt erbat, ihn beſuchen zu dürfen. Kaum ſind ſechs Minuten verfloſſen, kömmt ein Präſident, deſſen Namen ich vergaß: „rien que deux mots, cher Dumas!“ Die zwei Worte werden 200. Ich will gehen, Dumas ſagt: „Non, mon cher Saphir, à présent je suis tout à vous! Nach einigen Augenblicken kömmt Mad. Daſh, eine Schriftſtellerin, und bittet nur um zwei Worte. Während dem kömmt der Verleger der „Histoire de ma vie“ und verlangt für's Feuilleton die Fortſetzung. „A l'instant!“ ſagt Dumas, ſetzt ſich nieder und füllt ſchnell einen langen halben Bogen und giebt ihn mit. Nun aber will ich wirklich gehen. „Non, nous causerons encore!“ Da kommt wieder jemand, wer iſt's? Der Maler B. aus Brüſſel hat mit dem Brüſſeler Expoſitions-Kommiſſär Worms de Romilly einen Ehrenhandel, Dumas ſoll ſekundieren. Dumas acceptiert, ſchreibt an den Sekundanten des Gegners und ſetzt ſich wieder zu mir. Wir beginnen unſer Geſpräch kaum, kömmt Méry und wünſcht, Dumas möchte abends der Probe ſeines Stückes beiwohnen, da er der Sache ſo ungeheuer Meiſter iſt. Mérys Ambaſſade geht, nun hoffen wir allein zu ſein, umſonſt! Die Erben der Mad. Dorval (eine der erſten Tragödinnen Frankreichs) ſchicken ihm eine Bibel, welche einen Teil ihrer Lebensgeſchichte ausmacht, er ſoll ſie in Augenſchein nehmen und in der Biographie ſchildern!

So wird's elf Uhr, ich will nun endlich im Ernſt gehen. „O non, vous dejeûnerez avec moi!“

Wir ſteigen hinab in den Gartenſalon zum Frühſtück. Aber Dumas iſt ſelbſt Koch. Er macht ſich ſein „Filet aux pommes“ ſelbſt; indeſſen beſah ich die Tapeten u. ſ. w. Nun kömmt Dumas mit ſeinem neueſten Werk, welches der Bediente hinter ihm her dampfend nachbringt.

Wir ſetzen uns zu Tiſche, da ſteht Schinken, Kälbernes, Roſtbœufs, Melonen, Filet, Omelette, Bordeaux, Thee, Kaffee und Liqueure. Wir wollen uns ans Geſchäft machen, aber noch nicht! Man bringt eine Ladung köſtlicher Blumen- und Pflanzengeſchirre, die eine nicht genannt ſein wollende Dame Dumas für ſeinen Garten ſchickt. Dumas ſpringt auf, ruft ſeinen Gärtner, aber voll Ungeduld ſtreift er die Hemdärmel auf und fängt an, die Blumentöpfe ſelbſt in die lockere Erde ſeines Gartens zu ſetzen. Ich,

nicht faul, helfe ihm und wir kehren mit Händen voll Gartenerde in den Speiſeſaal zurück.

Wir beginnen das Frühſtück, aber ich ſehe, Dumas iſt voller Unruhe, er ſchaut hin und her, ihm fehlt etwas! „Qu'avez-vous donc?“ frug ich. Er ruft den Bedienten, ihm fehlen ſeine Miteſſer. Der Bediente öffnet eine kleine Gartenthür und es hüpfen und flattern herein kleine Perlhühnchen, Wildenten, Schopftauben u. ſ. w., und ſie umringen den Seſſel Dumas' und Dumas iſt ſeelenvergnügt, er kann nicht frühſtücken, ohne dieſen ſeinen Gartenbewohnern Brot und Futter von ſeinem Tiſch geſtreut zu haben. Es fehlt ein kleines Entchen! „Wo iſt das kleine Entchen?“ — Der Diener ſagt, es ſei ihm was Menſchliches begegnet. Dumas iſt untröſtlich, das Frühſtück ſchmeckt ihm nicht mehr.

Von welcher Herzensgüte Dumas iſt, mögen folgende zwei Züge ſprechen.

Dumas hat 800 Franks zu bezahlen. Dumas iſt nicht zu jeder Minute Herr über 800 bare Franks. Aber nun hat er ſie, er wirft ſich in ſein Kabriolet, welches er immer hat, um die 800 Franks zu bezahlen.

Während er fährt, ſieht er, daß der Kabrioletkutſcher traurig iſt und weint.

„Was iſt's, Jean?“

„Nichts!“ ſagte der Kutſcher. Aber Dumas dringt in ihn und der Kutſcher erzählt, daß ihm geſtern ein Unglück zukam, er ſtürzte, Pferd und Kabriolet ſind zu grunde gegangen. Dies Kabriolet habe ihm ein anderer Kabrioletkutſcher für heute geliehen; er hat fünf Kinder und iſt nun ein Bettler!

„Wie viel brauchſt du zu Pferd und Kabriolet?“

„Wenigſtens 600 Franks.“

„Halt!“

Der Kutſcher hält; Dumas giebt ihm 600 Franks. „Hier, mein Freund, wenn du's haſt, wirſt du mir's bezahlen, erziehe deine Kinder ordentlich!“ Damit giebt er ihm 600 Franks, geht zu Fuß fort, um ſich, Gott weiß wie, andere 600 Franks aufzutreiben.

Eines Tages kömmt ein Freund, ein junger Schriftſteller, zu ihm und klagt ihm, er iſt verliebt, er hat eine engelſchöne Braut, ſie könnten glücklich ſein, ewig glücklich, wenn er 30000 Franks hätte!

„30000 Franks!“ ſagte Dumas, „Sie ſehen wohl, daß ich nicht imſtande bin, zu helfen!“

„Doch! doch! Sie können uns auf ewig glücklich machen! Sie allein haben das Weh' und Wohl zweier Herzen in Ihrer Hand!“

„Ich? Wie denn? Iſt das möglich?“

„Ja, ſo iſt es! Ich habe ein Buch in zwei Bänden unter dem Titel: „Die beiden Dianen“ geſchrieben. Der Verleger will

mir 30000 Franks Honorar geben, aber nur unter einer Bedingung!“

„Unter welcher, mein Liebſter?“

„Daß Sie Ihren Namen zu dieſem Werke hergeben!“

„Aber das iſt ja unerhört! Das iſt ja nicht ſchriftſtelleriſch!“

„Das iſt wahr! Aber es iſt das einzige Mittel, mich und meine teure Geliebte vor Verzweiflung zu retten!“

Und Dumas, gerührt von dem Schmerz des jungen Mannes, von der Wahrheit und Innigkeit dieſes Schmerzes, wirft den Rock um, geht mit ihm zum Verleger, giebt ſeinen Namen her, der Verleger zählt 30000 Franks aufs Bret hin! Nach acht Tagen iſt das ſelige Paar vermählt; in einem Jahr iſt der junge Dichter Vater eines herrlichen Jungen und Dumas Vater von zwei Bänden, die er nicht gemacht hat!

Es iſt vielleicht nicht ganz in der Ordnung, aber zwei glücklich gemachte Herzen! Die Zukunft einer ganzen Familie!

Das Herz Dumas' hat über alle andern Rückſichten den Sieg davon getragen.

Gott Lob, in eine ſolche Verſuchung kann ein deutſcher Schriftſteller gar nicht kommen, und Gott geklagt, auf ſolche Weiſe kann in Deutſchland kein liebendes Paar glücklich gemacht werden!

Ich glaube nicht, daß ein Wiener Mausberger einem Wiener Novelliſten dreißigtauſend Franks für ſeinen Namen giebt, und wenn es drei Bände wären!

Didaskalien.

Tannhäuser.

Von Richard Wagner.

Ich habe dieses instrumentale Durchhaus für Zukunftsmusik in verschiedenen deutschen Städten besucht, habe mit Andacht und mit duldender Demut angehört, bin zuweilen von oratorischen Stimulanzen ergriffen worden, aber ich habe den Tempel ohne Trost, ohne Erhebung, ohne Klarheit über das verwirrte Notengebäude verlassen. Es ist eine trostlose Verirrung des heutigen Begriffes über Musik, daß man dieses blumengeschürzte Elfenkind mit seinem Äterleib, mit seinen Strahlenschwingen, dieses Himmelskind, das nur die Welt betrat, damit es fühlen, empfinden, weinen, lachen, beten mache, daß man diese Tochter der Luft an den Karren des Gedankens spannt, daß man die Lustgewobene an das Triebrad der Reflexion zwängt, daß man sie überlastet mit philosophischen Ideen, mit Tendenzen, daß man ihr anzieht ein goldbeladenes Gewand mit Reformations-Schleppen, daß man ihr Lehmklumpen und Hammerwerke in die Hand giebt, um eine transzendentale Zukunftsmusik zu bauen!

Herr Wagner hat sich mit dem Stimmhammer das Haupt gespalten und eine musikalische Minerva aus demselben herausgehackt. Die musikalische Minerva, von Herrn Wagner gezeugt, von Herrn Wagner entbunden, von Herrn Wagner der Zukunft als enfant trouvé vor die Thür gelegt, heißt: „Musikalisches Drama", das alleinige Kunstwerk aller künftigen Zeiten!

Man muß an Herrn Wagner die höchsten Ansprüche machen, den höchsten Maßstab, das strengste Richtscheit anlegen.

Wer, wie Herr Wagner, Beethoven in seinem Musikwerke*) ganz ignoriert, wer in Mozart den „wahren musikalischen Ausdruck" nicht finden kann, der muß als Komponist das Höchste leisten, und wer ebenso wie Wagner selbst Shakespeare's Stücke nicht als „Werke der Kunst" anerkennt, der muß als Selbst-Libretto-Fabrikant mit der schärfsten Brille beaugapfelt werden.

Der Raum dieser Blätter ist viel zu eng, um das Libretto gehörig zu zergliedern.

---

*) „Das Kunstwerk der Zukunft."

Es sind Reflexions-Schnitte, in Worte gebracht Liebesphasen in Würfel gepflastert, lauter gesungene Abhandlungen, in Musik gesetzte Reflexions-Garderobekästen, notenbesäte, langgestreckte Putztag.

Herr Wagner hat sich in der Selbsterkenntnis seiner dichterischen Kraft auch die Aufgabe gestellt, „der Liebe Wesen zu ergründen (!)". Er ergründet das ganz allein, und vereinigt in sich Walter von der Vogelweide, Eschenbach und viele andere Sängerfürsten, genannt Minnesänger.

Wir wollen von der süßen Lyrik, von dem poetischen Duft des Wagner'schen „Tannhäuser" nur einige kleine Auszüge geben:

Wolfram.

„Und sieh! Mir zeiget sich ein Wunderbronnen,
In den mein Geist voll hohen Staunens blickt:
Aus ihm er schöpfet gnadenreiche Wonnen,
Durch die mein Herz er namenlos erquickt.
Und nimmer möcht' ich diesen Bronnen trüben,
Berühren nicht den Quell mit frevlem Mut: —
In Anbetung möcht' ich mich opfernd üben,
Vergießen froh mein letztes Herzensblut. —
Ihr Edlen mögt in diesen Worten lesen,
Wie ich erkenn' der Liebe reinstes Wesen!"

Wir Edlen lesen in diesen Worten gar nichts von der „Liebe Wesen"!

Walter von der Vogelweide.

„Den Bronnen, den uns Wolfram nannte,
Ihn schaut auch meines Geistes Licht;
Doch, der in Durst für ihn entbrannte,
Du, Heinrich, kennst ihn wahrlich nicht.
Laß dir denn sagen, laß dich lehren:
Der Bronnen ist die Tugend wahr,
Du sollst in Inbrunst ihn verehren,
Und opfern seinem holden Klar (!)".

Auch „Bitterolf" singt in diesem höchst sanglichen Metrum, bis „Tannhäuser" ausruft:

„Ha, thör'ger Prahler, Bitterolf!
Singst Du von Liebe, grimmer Wolf? (!)
Gewißlich hast du nicht gemeint,
Was mir genießenswert erscheint.
Was hast du, Armster, wohl genossen?
Dein Leben war nicht liebereich,
Und was von Freuden dir entsprossen,
Das galt wohl wahrlich keinen Streich!"

Im dritten Akte singt Tannhäuser unter schweren Noten nicht mehr als 65 Zeilen in einem Atem, Zeilen, von welchen die kürzesten und melodischesten folgende sind:

„Wie neben mir der schweißbedrückte Pilger
Die Straßen wallte, erschien mir allzuleicht,
Betrat sein Fuß den weichen Grund der Wiesen,
Der nackten Sohle sucht' ich Dorn und Stein!" u. s. w.

Doch würden wir das alles nicht so genau nehmen, aber daß er das Wesen der Tannhäuser-Sage so ganz unwahr und unhistorisch auffaßte, er, dem Shakespeare kein Drama vollkommen recht machte, daß er den Geist dieses Werkes des deutschen Sagenkreises so willkürlich verzettelte, muß ihm schwer doppelt angerechnet werden.

Das Unternehmen, diese sinnige Sage dramatisch zu gestalten und sie mit Musik zu illustrieren, ist ein glückliches. Aber ihm fehlte vor allem die dramatische Gestaltungsklarheit und das musikalische Genie.

Herr Wagner hat dem Gegensatze von Christen- und Heidentum, der in dieser Sage waltet, und das nämlich deutsches Heidentum und deutsches Christentum sein soll, ein Element beigesellt, das antik ist und bleibt, und dies ragt wie ein hineingeschleuderter düsterer Felsklumpen in dieses wundersam duftige Gewebe von Sage, Gesang und Lust hinein.

Man braucht nur die Personen des Zettels zu lesen, um die Vermischung und die Wirrnis der Dramatisierung dieser Sage zu erkennen.

Zu „Anfang des 13. Jahrhunderts" Ritter, Grafen, Pilger, Eremiten in Gesellschaft von Sirenen, Najaden, Nymphen u. s. w. Warum Herr Wagner aus den germanischen Nixen und Elfen griechische Sirenen u. s. w. machte, ist nicht klar. —

Den Wettgesang auch hat Herr Wagner nicht in seiner wahren poetischen Bedeutung aufgefaßt. Jener Wettkampf der Leier war nicht ein Zwistgesang sinnlicher oder übersinnlicher Liebe, es war ein Ringen um den Geist des Liedertums, um den Kranz des Gesanges überhaupt. Tannhäuser selbst ist ganz und gar nicht der Tannhäuser der Sage. Es ist ein ungeberdiger Liebhaber, der Abwechslung will, oder vielmehr nicht weiß, was er will, ein Jüngling des 19. Jahrhunderts, der neben dem Geschäft des Pilgerns noch in Weltschmerz arbeitet. Wenn nun das Libretto ganz unhistorisch und ungermanisch ist, was soll man von dieser chaotischen Musik sagen?

Es ist nicht zu leugnen, daß eine große musikalische Gelehrsamkeit in der Komposition steckt, daß wir im ganzen ein Talent von nicht gewöhnlichem Umfange erkennen, daß in vielen Einzelnheiten Blitze aus diesem Knäuel von musikalischen Wetterwolken zucken,

aber das Ganze ist ein Chaos von Tönen und Instrumenten, von dissonierenden Akkorden, von krassen Kontrasten, von sich in den Haaren liegenden dur- und moll-Tönen, die in dieser Lüneburger Tonhaide sich dicht untereinander wälzen.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch zur Bildung eines solchen Chaos ein kräftiger Arbeitsgeist gehört; die Stoffe so untereinander zu rütteln, die Elemente so in dem Wirbel zu vermischen das fordert eine Kapazität; und so unklar und durcheinander ein Chaos auch ist, das Genie wäre imstande, Licht in die Finsternis, Ordnung in das Wirre, Lust, Heiterkeit und reges Leben aus dem Klumpen zu schlagen, — das Genie, sagen wir, und das ist's, was Herrn Wagner fehlt! Der zündende Funke, der den Zunder entflammt; der Funke, der die Natur beseelt, — der Funke, der das Streben befruchtet, — der Funke, der das Wollen zum Können, das Ringen zum Sieg macht, — der Funke, der die herrliche Gestalt aus der Mühe des Gedankens herausspringen läßt.

Dieses Genie fehlt Herrn Wagner. Er hat eine Idee vor sich, eine herrliche Welt liegt vor seinem Wollen, sie liegt fern vor ihm, wie Amerika vor Kolumbus, aber so wenig als Kompaß und Magnet, Steuer und Segel die neue Welt entdeckten, sondern das Genie Kolumbus, der Gott in ihm, ebensowenig entdeckten Wagner's Generalbaß, Kontrapunkt, Gegensätze, Noten, Rezitative u. s. w. die neue Musikwelt, denn in ihm steckt kein Kolumbus!

Der Triumph des Genies über das Wüste, über das Abenteuerliche, über das Schauervolle, über das Dumpfe besteht darin, das Wüste nicht wüst, das Geheimnisvolle klar und das Chaos so zu behandeln, daß es hervorbringt Tag, Blume, Nachtigall, Leben, freudige Regung.

Das Formlose, Einseitige und Verworrene im „Tannhäuser" ist der Beweis vom Alibi des wahrhaft schöpferischen Talents.

In dieser Oper wollte Herr Wagner eine ganz neue Tonwelt schaffen, aber von der Erde hat sie nichts als die Wüstenei, vom Himmel nichts als den Donner, vom Meere nichts als das Einförmige und von der Luft nichts als das Fortpflanzen des Tonschalles.

Das ist lauter Gewölk lauter Grollen, das sind lauter zerrissene, zerschlitzte Wolken, durch die kein Stückchen Blau, kein Sternlein blinkt, und unter diesem ewigen Gewitterhimmel zieht nicht eine Melodie als irrende Nachtigall, blüht kein Liedchen als duftiges Blümchen. In all diesen Berechnungen der Töne, in dem ganzen Kalkül dieser Kompositionen, in all diesen Kombinationen nicht eine Inspiration, nicht ein Hauch der Begeisterung!

Die Musiker von Fach, die Notenzöpfe sozusagen, werden Zeter schreien über dieses mein Urteil, das Urteil eines Laien in der Musik.

Ich habe nicht die Ehre, den Herrn Kontrapunkt zu meinen

Bekannten zu zählen, und ich bin nicht ſo glücklich, mit dem Edlen von Generalbaß perſönlich befreundet zu ſein, aber nicht nur, wenn der Herr Generalbaß, ſondern wenn der Herr Feldmarſchallbaß mir gegenüberſtände, ſo müßte ich, Laie, ihm offen geſtehen, daß ich den „Tannhäuſer“ für keine Oper halte, ſondern für eine oratoriſche Strapaze mit einigen wenigen intereſſanten Ruhepunkten. Ich würde ihm ſagen: Euer Gnaden! Ich habe fünf Sinne, ein Herz, ein Gefühl, einen Geſchmack, offenen Sinn und ſtets bereitwillige Empfänglichkeit, aber niemals werde ich ein Werk als ausgezeichnet anerkennen, welches langweilt! Niemals werde ich an einer Oper, einer fürs Theater beſtimmten Oper, Gefallen finden, in welcher der Aufwand der gemachten Anſtrengung alles Schöne und Liebliche erdrückt, wo nicht eine melodiöſe Weiſe mich anheimelt, wo ich mich auf keiner angenehmen lyriſchen Ruhebank von dem Gang durch den Eiſenhammer ſauſender Tonſchmelzereien ausruhen kann. Niemals werde ich, Laie in der Muſik, mich mit dem Herrn von Kontrapunkt befreunden, wenn er nicht zugeſteht, daß das Element der Heiterkeit auch über das Erhabenſte und Würdigſte in der Muſik ausgegoſſen ſein muß, und dieſe muſikaliſche Heiterkeit, dieſer Stillhimmel der Muſik, fehlt dem „Tannhäuſer“ ganz und gar. Zuweilen, z. B. im einfachen Hirtengeſang, im lieblichen Liede: „Holder Abendſtern“, glaubt man, nun blühe eine Melodie ans Licht, nun breche eine Geſangsblume duftig aus dem Brotbaumwald von langen Rezitativen und unklaren Regelloſigkeiten, aber gleich verſchwindet unſere Hoffnung wieder und macht dem Aufſchrei geängſtigter Inſtrumente Platz.

Bogumil Dawiſon als Narciß.

Das Trauerſpiel „Narciß“ ſelbſt iſt kein Drama, keine Tragödie, es fehlt vor allem der klare, tragiſche Äther, der mit dem Odem der Wahrheit und moraliſchen Gerechtigkeit die Weſen und die Weſenheit der Handlung umfluten ſollte und müßte. Es iſt eine abenteuerlich, willkürlich zuſammengeklügelte Operation, eine nicht tragiſche, ſondern eine phantaſtiſche Operation, welche eine Kataſtrophe herbeiführt, die am Ende keine iſt.

Wir vergeben dem Verfaſſer die Maulſchellen, die er der hiſtoriſchen Wahrheit gegeben hat, der Dramatiker hat das Vorrecht, ſich die Geſchichte zurechtzulegen und zu modeln, aber er hat kein Recht, die Charaktere zu fälſchen, die Charaktere zu verkrüppeln und die Motive der Handlungen nach Selbſtgefallen zu geſtalten.

Wie erbärmlich iſt da die Pompadour gezeichnet! Wie mager iſt ſie ausgeſtopft! Wie farblos iſt ſie rot angeſtrichen! Welch ein Schatten iſt das Licht, das ſie auf Frankreich, auf die Zuſtände ihrer Zeit, auf die Bodenfäulnis ihrer Epoche werfen ſoll!

Ein Schemen tritt ſie auf, ein Schemen bringt ſie ſich fort und als Schemen ſtirbt ſie! Stirbt ſie? Nein! Sie wird aus dem Leben experimentiert, es iſt kein Tod, es iſt eine Tortur, der ſie der Dichter unterwirft, eine grauſame Tierquälerei, von welcher es nicht einmal ſicher vorauszubeſtimmen war, ob ſie an dieſem Experiment ſicher verenden wird! Verenden, ſagen wir! Denn der dramatiſche Dichter hat kein Recht, die tragiſche Gerechtigkeit, die Vergelterin, als langſame, grauſame, höhniſche, zähnefletſchende Perſon auftreten zu laſſen. Eine kranke, todesſieche Frau raffiniert zu töten durch eine Eindrucksvergiftung, mit dem Meuchelmord des Anblickes einer einſt geliebten Perſon, iſt ein unſtatthaftes, ein verletzendes, ein empörendes Gerichtsverfahren. Dieſe Art erinnert an Franz Moor, der alle Herzgifte muſtert, um ſeinen Vater zu töten, und endlich bei dem Gifte „Reue“ ſtehen bleibt: „Komm' du mir zu Hilfe, nagende Reue,“ u. ſ. w.

Wie ganz zerriſſen und zerſpliſſen ſind all dieſe hiſtoriſchen Figuren hingeſtellt, die eigentlich nichts ſind, als zweibeinige Reflexionen über ihre eigene Nichtswürdigkeit, in welcher ſich die Nichtswürdigkeit der Zeit abſpiegeln ſoll, in der ſich aber nur

die Nichtswürdigkeit der Perſonen und nicht die der Epoche abſpiegelt.

Ganz ein Schatten-König bleibt König Ludwig, der ſich nur wie ein Phantom auf dem Hintergrunde abzeichnet. Auch die Königin iſt bloß ein beklagenswertes Weib, aber ſonſt lebt ſie in keiner Weiſe als hebendes oder erhebendes hiſtoriſches Element auf. Die übrigen Geſtalten ſind hiſtoriſche Illuſtrationen ohne Begründung. Die Encyklopädiſten ſcheinen nur da zu ſein, um dem „Narciß“ als Taſten zu dienen, auf welchen ſeine tolle Weisheit bei ſeinem erſten Erſcheinen eine brillante Phantaſie abſpielt und die ſich dann nach gethaner Gelegenheitsmacherei in Ruheſtand verſetzen.

Es iſt alſo nur „Narciß“, dieſe „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“, welche den Stern bildet, auf dem dieſer Knäuel von Perſonen und Situationen gewickelt iſt.

Narciß ſoll die Vereinſamung einer großen, zerfallenen Individualität vorſtellen, er ſoll die Echoloſigkeit ſeiner Zeit, die nichtswürdige Hohlheit des ganzen ſozialen Baues, die innere und äußere Zerlumpung der Geſellſchaft vorſtellen. kurz, er ſoll das abgehobene Spiegelbild des giftzerfreſſenen, vermoderten Leichnams „Frankreich“ ſein! Leere aus Fülle, Geiſtesabweſenheit aus Überfluß an Geiſt, Siechtum aus Überkraft, Ekel aus Gelüſte, Menſchenhaß aus Liebe, Verſunkenheit aus Hoheit, die gemeinſte Selbſterniedrigung aus Selbſtüberſchätzung, die cyniſcheſte Ekelhaftigkeit aus zarter Empfindung: das ſind die pſychologiſchen Fäden, aus welchen Narciß zuſammengeſetzt iſt. Daß eine ſolche barocke Geſtalt, eine ſolche Centaurfigur, eine ſolche Geſtalt, die mit einem Menſchenantlitz beginnt, in einen ſchuppigen, ſchlammigen Drachenſchweif endet, eine Geſtalt, die Philoſophie und Narrheit, Schmutz und Poeſie, Moral und Fäulnis, Weltverachtung, Hohn, ätzende Ironie mit dem Ton eines Königs und mit der Nacktheit eines Bettlers den Menſchen, den Großen, den Frauen ins Antlitz wirft, daß eine ſolche Geſtalt große Wirkung machen muß, wenn ſie ihre Nacktheit mit bunten Wortlappen, mit ſchreienden Farbenſtrichen überkleidet, wenn ſie alle Koſtümſtücke der Diktion um dieſe Nacktheit hüllt, iſt evident, iſt welthiſtoriſch.

Damit ſei keineswegs in Abrede geſtellt, daß in „Narciß“ eine geiſtvolle Macht liege; es ſei nicht in Abrede geſtellt, daß ein tüchtig waltender Geiſt über dem Ganzen ſchwebt, daß Herr Brachvogel den kühnen Vorwurf, den er ſich ſetzte, mit großem Talent zu handhaben wußte, daß er mächtige Situationseffekte hervorbrachte, daß er einzelne geniale aperçus mit großem Glück einſtreute, daß er den Dialog mit Bitterſalz, mit ätzender Schärfe durchtränkte, und eben durch die klatſchenden, patſchenden Peitſchenhiebe, welche kreuz und quer die Striemen auf der Haut der Zeit hervorbringen, einen prickelnden, ſchauerlichen, grauſigen Eindruck

auf die Maſſen hervorbringt, und — dadurch iſt das Glück, der Ruf, das Los des Stückes entſchieden. Es iſt eine Art Exekution, die eben durch ihr hautüberlaufendes Grauſen eine unerklärbare Anziehungskraft auf die Menge ausübt.

Aber im Ganzen, als Tragödie, ſteht „Narciß" da wie ein nackter Fels, deſſen Reflexions-Rippen und Zacken in eine Negation hineinſtarren, kein Grün, kein Leben, kein Fernblick, kein tröſtender Strahl, kein Lebensatem! Nichts als ein nackter Menſchenfels, unten ohne Grün, oben ohne Blau, kein Atemzug des Lebens, nichts als Hohn, Reflexion, Negation und nirgends ein Ausgang ins Leben, zum Leben, zur Beſchwichtigung, nichts als Troſtloſigkeit und Hohngelächter!

Iſt das die Aufgabe einer Tragödie? Geben die Amalgame von Jammergeſtalten dramatiſche Charaktere? Sind die Konſequenzen des Häßlichen das Schöne? Strahlen die Irrlichter des Falſchen die Gebilde der Wahrheit aus? Kann aus der Umarmung von Diſſonanzen eine Harmonie hervorgehen? Kann aus der Selbſtentkleidung aller perſönlichen Achtung und Würde ein moraliſcher Eindruck hervorgehen? Kann aus dem Anblick einer ſich und ihr Bewußtſein ſelbſtanſpeienden Innerlichkeit eine tragiſche Ausſehnung quellen? Kann aus der Öde und Klemme eines hinausgeſtoßenen Daſeins, aus einem von allem Sittlichen losgeriſſenen Daſein eine wohlthuende Löſung entſtrömen? Unmöglich! Und das iſt Narciß' Glück und Ende! . . . . . .

Narciß iſt ein Tuſchkaſten mit zwei Füßen, ein Tuſchkaſten, aus welchem der Seelen- und Charaktermaler Dawiſon Farben nimmt und ſie miſcht, um zu zeigen, daß er ein Seelenmaler für alles iſt, für das Hiſtoriſche, für das Idylliſche, für das Stilleben, für das Blumenſtück, ja in gewiſſen Stellen des Narciß auch für das Tierſtück. Kurz, daß er Geſchichte malt und Porträts liefert, daß er Nachtſtücke und Sonnenpartien, den Sturm und den Mondſchein gleich wahr und erſchütternd zeichnet, daß er Sammt- und Höllenbreugel ſein kann.

Herr Dawiſon zeigt uns in Narciß, daß man ſich auch in Lumpen wie ein König drapieren kann, daß das Genie aus den Scherben eines zertrümmerten Sackfenſters einen Spiegel ſchleifen kann, in welchem ſich Schmerz und Luſt, Hohn, Ironie, Weltverachtung, ſowie Herzeleid, Wehmut, Liebe und die tiefſte Empfindung abſpiegeln.

Herr Dawiſon läßt in dieſer Rolle, in dieſem Flickmenſchen aus tauſend verſchiedenen Lappen, alle Höhenzüge ſeines anſchauenden Verſtandes, alle Seelentiefen ſeiner Gefühlsſeite und alle Feuerräder, Sprühteufel, Tourbillons und Blitze ſeiner zerſetzenden, trennenden, verbindenden, blendenden und wunderſamen Dialektik an uns vorüberziehen.

Auch in „Narciß" iſt es uns klar geworden, daß Dawiſons

Genie den Fleiß und die fast mikrologische Ausführung des Details nicht spart und auch das Studium der einzelnen Partien nicht verschmäht was sonst sogenannte Genies so gerne thun und mit Ostentation thun.

Leider hat sich bei vielen Darstellern die falsche Meinung geltend gemacht, das Genie, das Geniale dürfte nachläßig, schlotternd, skizzierend sein. Ja, die falschen Genies glauben, die Liederlichkeit in einzelnen Teilen sei ein Merkmal des Genialen! Das ist ganz unwahr. Das Genie ist ebensogut Inspiration als Resultat des Fleißes, des Studiums, der forschenden und angewandten Aufmerksamkeit Das Genie in seiner vollen Nachahmung besteht aus zwei Faktoren: aus der Offenbarung des Göttlichen im Menschen und aus der Arbeit des Verstandes und des Nachdenkens.

Darin eben ist Dawison bewundernswert, seine Ineinanderbildung der Charaktere und Gestalten zeigt die Durchdringung des Genies und des tiefsten Studiums, und aus dieser Durchdringung geht der Kern der gediegensten Künstlerleistung hervor.

Sein Genie gefällt sich nicht bloß darin, das Ideal von der Wirklichkeit zu trennen und es als ein in der Luft schwebendes, in der Wirklichkeit keinen Halt habendes „Genialen" hinzuzeichnen. In seiner Darstellung ist Übereinstimmung der beiden Momente, des Genialen und des Geregelten, der Poesie und der Wahrheit, des Idealen und des Realen. Gerade in der Zerfahrenheit einer Rolle wie „Narciß" bewies sich die Macht des Dawison'schen Genies, welches in alle diese zusammengewürfelten Momente von Irdischem, Nichtigem, Dramatischem, Historischem, Empfindsamem, Höhnischem u. s. w. einen pragmatischen, vernünftigen Zusammenhang brachte, er hat dem „Narciß" eine gewisse ethische und dramatische Notwendigkeit verliehen.

Was uns in „Narciß" an Dawison am meisten gefiel, in was wir ihn am meisten bewunderten, war die Szene, in welcher er die Geschichte seiner Liebe erzählt. Da sprach Dawison Thränen! „Ich suchte sie und fand sie nicht!" In die Wiederholung dieses Schmerzensschreies legte Dawison alle Wehmut, alles Weh, alles Leid, allen wogenden Schmerz einer unendlichen Betrübnis. Es blieb kein Auge thränenleer und dieser warme Strichregen in diesem Gewitterstück voll wasserloser Wolken, voll nichteinschlagenden Donners, voll elektrischer Entladungen ohne nachkommende Frische that dem Gemüte des Hörers sehr wohl.

Die Gewalt, die dämonische und lyrische Kraft seiner durchglühten Dialektik machte sich in seinem Monolog, sozusagen in seinem Solo-Drama, und in anderen diabolischen Szenen siegreiche Bahn. Gerade im Monologischen, da entwickelt der große Künstler das höchste Dramatische. Da, wo Ich mit Ich sich bespricht, wo das Individuum mit dem Individuum Zwiesprache hält, wo

die in dem Individuum kämpfenden Gedanken und Bilder, Mahnungen und Gesichte als ein Lebendiges vor ihn hintreten, wo er diese inneren Bewohner durch Wort, Geste, Geberde dem Hörer als Existenzen hinstellt, da zeigte Herr Dawison die Gewalt seiner veranschaulichenden Sprache des Monologes.

In der Todesszene riß Herr Dawison das schwarze Thor des Todes mit allen seinen Grauen und Schrecken weitmächtig auf. Schiller sagt: „Der Tod, mein Herr, ist so ästhetisch doch nicht!“ aber Herr Dawison gab dem Gräßlichen Milderung, ohne der Wahrheit, selbst pathologisch, Abbruch zu thun

Der Sonnwendhof.

Volksschauspiel in fünf Aufzügen von S. H. Mosenthal.

Wir haben uns gefreut, als wir hörten, Herr Mosenthal habe sich an eine Aufgabe gemacht, wie „Da Toni und sei Burgei" u. dergl.

Wir glauben immer, daß gewisse Talente vielleicht grade für gewisse Unternehmungen ausreichen. Solche Vorwürfe, wie diese „Niederungs-Stücke", kann die Kapazität des Herrn Mosenthal vielleicht bewältigen, und da, so glaubten wir, wird er etwas leisten, da die Sphäre eine solche ist, die keiner großen Konzeption, keiner tiefen Erkenntnis bedarf. Wir lieben es, wenn sich jeder an das macht, was seinem Vermögen analog ist.

Somit glaubten wir, im „Sonnwendhof" dürfte Herr Mosenthal jenes bescheidene Stück Arbeit gefunden haben, welches in der Tragweite seines Strebens liegt.

Wo Herr Mosenthal als Interpret eines großen Gedankens, einer tieferen Geistigkeit auftritt, wo er dramatischer Dolmetsch höherer Konflikte sein will, wenn sich sein laborioses Wirken in jene Gruppen verirrt, wo das Drama alles Richtige und Verkehrte ins Gericht führt, wo menschliche Schwäche und göttliche Gnade auftreten, wo der Ernst des Lebens, der geschichtliche, der reinmenschliche, der universell geltende, in bedeutsamen Interessen, in markanten Begebnissen, in ausgeprägten Individualitäten erscheint; — wenn Herr Mosenthal sich und sein Können so weit übergreift, daß er uns einen Blick in die scheinbaren Widersprüche der menschlichen Naturen und Leidenschaften thun und aus den innersten Tiefen des dramatischen Kerns die wiederhergestellten Harmonien der anfänglich gestörten Einheit der Wesen hervorgehen lassen möchte, da wird uns sein Unvermögen klar, und die Strandung der Schwäche an der Klippe der Unternehmung treibt das zersplitterte dramatische Bretterwerk vor uns her.

Herr Mosenthal hat kein Recht, von der dramatischen Muse Wohlwollen zu verlangen, er hat sie in seinem „Deutschen Dichterleben" entadelt, er hat der keuschen Muse das Erröten der Scham abgejagt, er hat die Züchtigkeit des Dramas desavouiert und die Entsittlichung eines dichterischen Genius illustriert.

Nie ist das Andenken eines Dichters, und noch dazu eines der edelsten Volksdichter der Deutschen, auf eine unwürdigere Weise an das Pillory gestellt worden, als unser „Bürger" in dem Drama:

„Ein deutsches Dichterleben"!

Es ist bezeichnend genug für die Unzurechnungsfähigkeit der deutschen Theater-Direktoren, für alle, ohne Ausnahme, daß sie ein Stück zu Markt tragen, in welchem nicht nur mehr Sittenlosigkeit liegt als in der trivialsten Nestroy'schen Posse, sondern in welchem ein Dichtergenius, auf den sein Volk stolz ist, ein Geist, der dort nun geklärt, was er hier geirrt, auf eine ganz erbärmliche, sündhafte Weise hingestellt wird, in welchem seine Verirrung, die ein pietätliches Gemüt gar nicht zum Gegenstand eines Dramas aufgegriffen hätte, in welchem diese Verirrung, sagen wir, mit nichts überdeckt wird, als mit jüdischem Gefasel von Gemütseligkeit, ja aus dem eigentlich als Durchsichtsmoral zu ersehen ist: es giebt berechtigte Entschuldigungen für solche Vergehen! — Es giebt eine Szene in diesem „Deutschen Dichterleben", vor welcher die Sitte und die dramatische Keuschheit mit Zorn entflieht!

Aber unsere Theater-Direktoren haben weder Pietät noch richtiges Verständnis genug. Dieses „Deutsche Dichterleben" ist des deutschen Dramas in Tendenz unwürdig und als Reminiscenz an der Würde des deutschen Parnasses eine Versündigung. Nachdem wir dieses Verdikt über Stoff und Tendenz ausgesprochen haben, wäre jede weitere Bemerkung über das Blauveigliche und Gemütduselige ohne Kraft und Kern jenes Stückes überflüssig. Als wir also hörten, Herr Mosenthal habe sich in die „Bäuerei" begeben, um von der Alm die Konflikte des Lebens und von der Milchkammer den Rahm des Dramas zu holen, da waren wir froh, denn nicht nur übereinstimmen wir mit dem Spruch: „Was kann dieser Misère Großes begegnen?" sondern wir gehen noch weiter und sagen: „Was kann an dieser Misère verdorben werden?"

Als wir aber das Stück gelesen und gesehen haben, wurden wir enttäuscht, und müssen zugeben, daß es dem Talente des Herrn Mosenthal gelungen ist, auch die „Krescenzl" und den „Franzl" und den „Mathisel" zu verzeichnen! Dazu gehört nicht wenig Glück!

Stücke wie der „Sonnwendhof" sind im Theater in der Josefstadt gewiß schon ein Dutzend durchgefallen. Der Ausspruch scheint hart, aber nichtsdestoweniger ist er wahr. Und wieder hat ein Teil unserer Kritik gesagt: „Das Drama hat nun eine „Zukunft" vom „Sonnwendhof"! Aber wie viel mal ist das schon gesagt worden! Es ist beim „Toni und sein Burgei" gesagt worden, es ist bei Elmar's, Berla's Stücken unzählige male gesagt

worden: „Nun hat das Volksstück eine Zukunft!“ Aber verschiedene Zukünfte sind schon Vergangenheiten geworden, und das Drama und das Volksstück hat noch nicht einmal eine Gegenwart! Wir müssen g'radezu sagen, alle Dorf-Dramas, die wir kennen, selbst die von Madame Birch-Pfeiffer aus Novellen auf Theaterflaschen gezogenen Dorf-Novellen, stehen in jeder Beziehung weit, weit über diesem „Sonnwendhof“, in welchem nicht ein Moment ist, welches sich über die mehr als gewöhnlichen Komödienstücke erhebt

Selbst den Heuduft, dem wir sonst nicht abhold sind, wenn wir ihm in diesen Regionen begegnen, vermissen wir. Diese Natur ist Unnatur, so denkt, so fühlt, so handelt dieses Volk nicht!

Herr Mosenthal hat die „Burgei“ und „Lorle“ und andere Naturburschen und Naturburschinnen studiert und kopiert, aber jede Naturwahrheit verwischt! Wir verzeihen es, wenn eine Stadtmamsell affektiert ist, wenn sie mit Empfindseligkeit Handel treibt, aber wenn eine Schmiedgesellenstochter sentimental ist, wenn die Alm und die Senn tragische Schicksale ausbrüten, dann tritt uns die Unnatur und Unwahrheit in ihrer Nachsicht-aufreibenden Gestalt entgegen! Welches ist des Pudels Kern? Welches ist die dramatische Durchsicht? Welches ist die Idee? Wo ist irgend ein Blick in Herz, Geist und Gemüt? Wo ist irgend ein Accent der Handlung, irgend ein Schwerpunkt des Interesses? Nichtigere Gestalten, hohlere Situationen, abgesprudeltere Charaktere sind nie sobald zu einem Drama an einen Dialog zusammengefädelt worden, der zu der Langeweile sagt: „Bin ich nicht dein liebstes Kind?“ Und zu der Unnatürlichkeit: „Hand in Hand mit dir, so fordere ich die Kritik in die Schranken!“

Die Handlung selbst ist die Schablone aller Rührspiele mit obligaten Bösewichtern und turtelierenden Schmachtlappen, aber auf Milchkannen und Heuschoppen gezogen. Alle Figuren durchaus entbehren der Wahrheit, und gerade die Hauptträger des Stückes: Anna, Valentin und Matthias, sind Mißgestalten, sind Mestizen und Mulatten an Gesinnung, Empfindung und Gebarung! Deshalb mußten sie auch von den Darstellern auf eine so horrende Weise vergriffen werden. Matthias ist durchaus kein liederlicher, versoffener Bauer, sondern ein echt französischer Vaillard, ein Federwürfling französischer Boulevard-Dichter und mitunter auch deutscher Lump der Societät, das rechte Auge von Spiegelberg, das linke eines Franz Moor u. s. w. Und diese Unfigur aus Fratze und Lüge ist ausstaffiert mit etwas Kommunismus aus Prudhon, mit etwas Philosophie des Chourineurs! Es ist nicht eine gesunde Silbe an dem ganzen marterlangen Kartenspiel-Dialog, den er mit dem Pfarrer von Achau hält! Keine gesunde Silbe, aber ein Oxhoft von schaler Salbaderei, von aufgedunsener Subtilität, mit dem der arme Pfarrer den Matthias

bespritzt, ein Stück Flanell mit Himbeeressig! Diese Szene ist an dem ganzen kranken Körper des Stückes noch eine Extra-Milzverstopfung die den Hörer in Verzweiflung bringt.

Man höre nur, — denn, um bei dem Leser nicht der zu großen Härte verdächtig zu werden, müssen wir unsere Härte erhärten. Matthias, nachdem er lange — der Bauer! — von „Mein" und „Dein" und „Besitz" alles wiederkäut, was schon dagewesen, ja, nachdem sich der Bauerntölpel so hoch versteigt, zu philosophieren: „Der Gedanke ist die Strafe! und auch die „Wurzel des Unglücks", erwidert der Pfarrer von Achau: „Du hast's getroffen! Versuch's, diese Wurzel auszujäten! — Sie ist das einzige Unsterbliche in dir, es ist der Teil von Gott im Menschen. — Dränge die Kluft zusammen, die sie (?) in die sündige Seele reißt (?), sie wird enger werden — aber um so tiefer! — Du willst darüber hinaus — aber dir schwindelt; du gehst darum herum — aber sie hemmt dir den Weg; du schiebst sie vor dir hinaus (?!), immer weiter zurück — bis an die Stunde des Todes, da stehst du davor!"

Ich habe diese Stelle viermal gelesen, ich habe auf allen Ruhebänken der spendid angebrachten Pausen mein müdes Denken abruhen lassen, um neue Kräfte zu sammeln, aber ich bin nicht dazu gelangt, darin klar zu werden!

Dieses Gerede ist sogar undeutsch stilisiert! „Du willst darüber hinaus (es ist von der Wurzel die Rede), aber sie hemmt dir den Weg!"

„Darüber" und „sie!" „Du schiebst sie vor dir hinaus, da stehst du davor!"

„Sie" und „davor"!

Wir müssen ins Detail gehen, um den Leser vollauf auf den Standpunkt des Urteils zu setzen.

Im ganzen Stücke geht nun der Matthias herum und brütet Böswichterei, aber es kommt zu nichts! Er ist nicht einmal das, was er sein soll, ein ganzer Kerl von einem Schuft! Er sucht Mitarbeiter zu der Redaktion seiner Schreckensthat, aber er findet keine! Er ruft den Kesselflicker an, er möcht' ihm helfen, ein Schuft sein, aber „der ist der Rechte nicht"! Auch die Krescenz ist die Rechte nicht, und so ist er selbst als Böswicht ein feiger Böswicht und ist durch und durch ein dramatischer Blasbalg.

Gehen wir nun zu Anna, so ist sie ein wahrer Schemen, ein Ding, nicht Fisch und nicht Fleisch, nicht Liebe und nicht Haß, nicht Lorle und nicht Gretchen, aber ein Stück gute Unnatur und Zimperlichkeit und ein Stück Sentimentalität, die ins Alberne geht, da sie unbegreiflich ist! Und unbegreiflich, weil sie unwahr ist! Ein Schmiedskind, eine dralle Dorfseele, wird kein Ahasver, wenn ihr Vater auch ein Verbrechen begangen hat! Es ist durchaus falsch und erlogen, diese Gefühlsweise, diese Denkweise aus

dem Kölnerfläschchen der Gesellschaft auf die Butterfässer der Bauernverhältnisse zu pfropfen! Anna ist eine „Alm-Wandlerin", sie wandelt Alm, von Sennhütte zu Sennhütte! Und was ist das Ende? Am Ende kuriert sie Herr Mosenthal von dem „einen Punkt aus" (wie Göthe sagt), von dem sie alle zu kurieren sind! Sie kriegt ihn! Aber nicht gesund und frisch wie eine tüchtige Landdirne, nein! Sie ruft Valentin und „sinkt ohnmächtig an seine Brust"! Wie kommt dieser Glanz in eine Sennhütte?!! Valentin ist nun ganz und gar Siegwart in Zwilch. Er siegwartelt im Dialekt! Ich frage jeden Unbefangenen, ob an der Gestalt eines Oberknechtes dieser Parfum von Liebesseligkeit und Sehnsuchtsherumlaundlerei Naturduft ist? Dieser Valentin ist gewiß der einzige Toggenburg seiner Rasse, der so auf die „Steinalm" fensterln geht!

Und wie nun in diesen Figuren kein wahrer Nerv, kein urwüchsiger Muskel ist, so kann uns auch diese Angelegenheit nicht im mindesten interessieren, wir nehmen an niemand und an nichts Anteil.

Wenn wir uns zur etwaigen Heldin des Stückes, zur Monika, zur Sonnwendhofbäuerin, wenden, was finden wir? Es ist mit viel Behagen gesagt worden: „ein resolutes Weib"! und sie sagt's auch mit Wohlbehagen von sich selbst. Ihre Devise ist: „Je nun, sodann!" Was heißt: „ein resolutes Weib"? Sie hält Haus und Hof zusammen, sie giebt den Mägden Aufgeld, sie läßt sich von der Krescenz nichts sagen, sie läßt den „Schecken" einspannen, vielleicht ein Kousin des Schecken, den Wallenstein's Vetter an jenem Tage ritt, und fährt zu Gericht; wenn das der Inhalt eines resoluten Weibes und genug zu einer dramatischen Gestalt ist — „je nun, sodann!" Sie will den Valentin heiraten, und als er sie nicht mag, resigniert sie, — und wenn das eine Katastrophe ist, — „je nun, sodann!"

Wenn nun von diesem Drama ein Teil unserer Kritik eine „neue Zukunft" erwartet, so sagen wir nichts als: „Je nun, sodann!" Gott schenke euch die neue Zukunft, die ihr wollt, wir aber ziehen die alte Zukunft vor.

Diese niederländischen Theaterstücke, diese menschlichen „Tierstücke", wachsen gerne so geschwind und so rasch aus ihren Schranken und stellen sich, von dem gedankenlosen Zuruf des Momentes getäuscht, als ein Berechtigtes den edlen Gebilden des Dramas, den wahren Schöpfungen der Bühnentalente an die Seite, ja manchmal noch höher, und deshalb muß die ehrliche Kritik, welcher der legitime Adel der Bühnenschöpfungen wert ist, mit aller Strenge solche Autoren, welche die spaßige Geschicklichkeit und das Tafelkunststück verstehen, aus Brotkügelchen solche Männchen und Mändchen zu drehen, auf jene Stelle hinweisen, wo sie hingehören. Diese papigen Sentimentalitäten, diese grundflachen Karrikaturchen,

diese watschligen und quabblichen Mannsen und Weibsen, die sich von den Darstellern so gehäbig befühlen lassen wie eierlegende Hühner, diese Bösewichter aus Speckschwarten, diese tugendsamen Louisen aus Gramelknödeln, diese Hermanns und Dorotheas aus dem Familienleben der Krautstrünke müssen ihre Rumpelkammer angewiesen bekommen, in die sie gehören!

Daß solche Dramen aber doch der Menge gefallen? „Je nun, sodann!" Wenn man uns den Erfolg solcher Produkte als Antikritik wiedergeben wollte, so würden wir darauf nichts erwidern, erstens, weil es gar nichts bedeutet, und zweitens, weil Tieck schon für uns geantwortet hat. Tieck sagt im dritten Bande seiner „kritischen Schriften", Seite 38, bei Besprechung des „Wallenstein": „Wir haben es erlebt, daß es gewissen Stimmungen sehr leicht wird, sich unserer Bühne zu bemeistern. Verschrobenheit muß nur zu oft für Edelmut, das Abgeschmackte für das Große gelten, und was vermögen Kritik, Witz und Philosophie gegen jene unüberwindliche deutsche Rührung u. s. w.? Daß gewisse Dinge den Gebildeten weder zum Lachen noch zum Weinen reizen, wird die Einsicht immer der Menge umsonst predigen, wenn auch unter denen, welche das Antlitz der Wahrheit geschaut haben, darüber kein Zweifel sein kann!"

Aber wir haben ganz aufmerksam den Teilnahmsgang des Publikums bei diesem „Sonnwendhof" beobachtet und gesehen, daß Teilnahme und Beifall sich nicht in einem einzigen Moment an Inhalt, Gedanken, Situation und Wahrheit des Stückes selbst schloß, sondern nur an die Darsteller, an die Form der Darstellung, an das Frappante und Fremde der Äußerlichkeit. Niemand kümmerte sich um die Monika als Monika, niemand um die Anna als Anna, niemand um die Krescenz als Krescenz, man interessierte sich bloß für die Hebbel als Bäuerin, für die Haitzinger als Oberdienerin, für die Würzburg*) als Schmiedetochter. Es war eine Art Maskerade und das Publikum freute sich zu sagen: „Ah! Du Krescenz! Ich kenn' dich schon, du bist die Haitzinger!" u. s. w. Der Reiz, diese Künstler und Künstlerinnen im Zwilchkittel zu sehen, sie juchzen und G'stanzeln jodeln zu hören u. s. w., das war und ist es ganz allein, was dem Stück Beifall bringt, aber das Publikum ist nicht durch einen Schritt der Handlung ergriffen, nicht durch eine Gefühlswendung angeregt, nicht durch einen Gedanken belebt worden. Der vollgiltigste Beweis dafür ist, daß bei den beiden rührendsten Stellen, wo die Krescenz weint und wo der Franzel weint, das Haus laut auflacht!

Übrigens ist auch die Ausstattung aller Sonnwendhöfe wert! Da war Kuhgeläute, da war Gejodel, da waren glühende Bergspitzen, und „sagt alles nur in allem": ein wirklicher veritabler

*) Nachmals Frau Gabillon.

Heuwagen, der ebenfalls ganz natürlich in das ganze Naturspiel mit eingriff.

Sehr dankbar muß das deutsche hohe Drama dem Herrn Mosenthal sein, daß er endlich eine Einheit in die Aussprache bringt. Die Belehrung des deutschen Bühnenkünstlers, daß die „Krescenz" als Trochäus und ebenso „alsdann" und „naher" gebraucht werden, kann für die Zukunft der Reinheit der deutschen Sprache für alle Künstler von großer Wichtigkeit und von großem Nutzen sein! Es ist überhaupt ein unübersehbarer Gewinn für die Purität der höhern und bessern Bühnen, daß sie dem Dialekt die Zuständigkeit angedeihen lassen, darauf kömmt endlich Konformität auch in die Rezitation der Göthe'schen und Schiller'schen Worte! Es ist ja ohnehin so weit gekommen, daß, wenn man auf den deutschen Bühnen ein klassisches Stück hat, eine hohe Tragödie, man mit Arndt fragen möchte: „Wo ist dieses deutschen Schauspielers Vaterland?" Da nordelt ein Posa, da südelt ein Lear, da sächselt ein Hamlet, dort hamburgelt ein Othello, da frankfurtelt eine Ophelia, da schwäbelt eine Desdemona! Es trifft sich, daß man in einem großen Stück alle deutsch-vaterländischen Idiome zu hören bekommt!

Aber wie glücklich wird der Zustand des hohen Dramas sein, wenn die Schauspieler durch ihr Vertrautwerden mit dem Jargon, durch das Aufgehen in den platten Dialekt, keinen Unterschied der reinen, einzig duldbaren hochdeutschen Bühnensprache von dem Quitschiquatschi-Dialekt mehr zu beobachten haben werden, und Posa zu Elisabet sagen wird: „Das Leben ist doch schön! Nachher b'hüt di Gott!" Wir aber sagen nichts als: „Je nun, jedannl"

Magellona.

Trauerspiel in fünf Akten und einem Nachspiele von Friedrich Hebbel.

Magellona, — ursprünglich „Genovefa", — Bruno — Golo — Sigurd — Siegfried.

Durch gegebene Verhältnisse bestimmt, entschloß sich der Autor zu dieser Umgeburt.

Wenn wir nicht irren, ist diese Tragödie Hebbel's zweites Werk und ist nach seiner „Judith" erschienen.

In „Judith" galt es dem Geiste des Judentums, in der „Genovefa" dem Geiste des Christentums.

Das spezifisch-jüdische Element ist ein thätiges, ein streitendes, ein Element des Kampfes, der Rache, ja des Hasses, ein mit den Konflikten kämpfendes Element, also ein spezifisch-dramatisches!

Das spezifisch-christliche Element ist die Liebe, die Ruhe, die Duldung, die Ergebung, ein die Konflikte passiv über sich hereinbrechenlassendes Element, also ein — undramatisches.

Im Judentum ist den „Leidenschaften" Berechtigung gegeben, und das Dramatische beruht auf Leidenschaften, die mit Leidenschaften streiten, die durch Leidenschaften siegen oder entmachtet werden. Im Christentum ist Seelenstille, Sänftigung aller Leidenschaften, duldende Innerlichkeit, und diese sind undramatisch.

Hebbel bezeichnet selbst den Kampf zweier feindlichen Kontraste auf Tod und Leben als das Naturgesetz der dramatischen Poesie. Wo aber die Frömmigkeit der Seele den freien und in dem Trieb des Menschen gewurzelten Widerstand gegen sein Geschick, gegen die ankämpfenden Gewalten verbietet, wo die Seele durch ein Allesübersichergehenlassen die freie Bewegung des sich regenden Gefühls aufhebt, da kann der Kampf nicht entbrennen, denn der Sieg ist im voraus gesichert, eben weil er auf einem Höheren beruht, als auf einem Kraftmessen der mit einander ringenden Widerparte der Leidenschaften.

Wir haben in „Judith" das handelnde Weib, welches Opfer bringt, in „Magellona" das duldende, welches Opfer wird, Opfer ist.

In „Judith" ist's eine That, in dieser That liegt ein Kon-

stift: um diesen Konflikt auszugleichen, hat Hebbel die That Judithens zugleich zu ihrer Schuld gemacht und dadurch das eigentliche Tragische in ihr zur Anschauung gebracht.

„Magellona" aber ist freilich selbst keine That, sie ist auch kein Gefäß, in welchem Stürme Wellen aufpeitschen und gegen einander aufstürmen, aber sie ist das Motiv der That, sie ist die Erzeugerin der Konflikte, der helle Sonnenstrahl, der aus einer und derselben Erde Blumen und Giftpflanzen, Nachtigallen und Krokodile großzieht.

Der dramatische Mittelpunkt des Stückes ist Bruno (Golo).

In Bruno ist der Kampfplatz der Konflikte. In Magellona ist bloß das Ethos ausgeprägt, die innere Kernigung des Charakters, aber in Golo liegt das Pathos der Tragödie.

In Golo selbst, in seiner Seele, ist der Kampfplatz, zwei an und für sich berechtigte Kräfte: „Liebe" und „Pflicht"; anstatt in einander zu fallen, fallen sie sich gegenseitig an!

Beide, sagen wir, beide sind berechtigt, denn auch Bruno's Liebe zu Magellona ist von dem Herzen als „Leidenschaft" berechtigt, wenn auch vom sittlichen Prinzip aus verwerfenswert. Als Leidenschaft hat sie ihr Recht, als ein existierendes, und alle Existenzen haben ihren Erhaltungsinstinkt, den der dramatische Dichter am wenigsten wegleugnen darf, da er seinen Hauptpfeiler auf Leidenschaft und Existenzen bauen muß.

Aber dazu gehört ein Geist wie Hebbel, ein Prüfer der Höhen und Tiefen im menschlichen Herzen, der nicht zusammenzuckt vor einem entblößten Nerv in dem Zustande des menschlichen; und eine Richtung wie die Hebbel'sche, die weiter ausgeht, als dramatische Effekte an die Beine der Handelnden zu binden und sie damit über die Bretter zu jagen. Hebbel hat diesen Konflikt in Bruno's Seele unter höhere Mächte gestellt, es ist ein ganzes dramatisches Plaidoyer, welches sich in dieser Brust vor uns aufthut; das gute Prinzip und das böse treten in ihm gegen einander, und „Magellona" und „Margareta" sind nur die Personifikation der zwei Gewalten, die in Golo's Brust sich um ihn selber streiten, d. h. um seinen sittlichen Untergang und um seine sittliche Rettung. Unstreitig war die Uridee des Dichters: „In Golo zu veranschaulichen, daß der Weg zur sittlichen Reinigung recht wohl auch durch die Sünde selbst gehen kann."

Und das scheint uns auch ganz wahr. Es zeugt von einer sehr einseitigen Ansicht des Begriffes des „Tragischen", wenn man das Vergehen, das Verbrechen als ein die tragische Klarheit hemmendes Element betrachtet. Der abstrakte Begriff einer sittlichen Nötigung ist eine fremde Kategorie der Tragödie.

Ganz gewiß ist es: Es giebt tragische Verbrechen. Man kann das Verbrechen in doppelter Gestalt zum tragischen Hebel machen. Die erste Art ist die, wo das Opfer vom Geschick, von Verhält-

niſſen, von der Gewalt tyranniſcher Verhängniſſe, die es wie Schlangen umwinden, ſo umgarnt iſt, wo ihm der Ausweg, auf ſittlichen Wegen ſich zu retten, ſo verſtellt iſt, daß es zum Verbrechen, als zur einzigen und letzten Reaktion, greifen muß. Das iſt das ſogenannte Schickſalsdrama, das Fangeiſen der Nemeſis! Das iſt nicht mehr menſchliche Kraft und menſchliches Thun, das iſt eine tyranniſche Aufnötigung.

Aber wieder kann das Verbrechen als Erſcheinungsform des Verhängniſſes auftreten, wobei es aber in ſeinen Motiven ungebunden iſt, und die endliche Reaktion kann frei ſein und ſich auch als Gegenwehr des Sittlich-Guten gegen das Sittlich-Schlechte geſtalten. Dann wird die Tragödie auch eine moraliſche.

Dieſe letzte Erſcheinung dünkt uns an Golo ihre Perſonifikation erhalten zu haben. Golo, den die Macht des Verhängniſſes zum Wurfſpiel eines böſen und guten Principes macht, geht nicht nur durch das Fegefeuer, ſondern durch die Hölle der Unthat zur Reue, die hier mit Tod zuſammenfällt, und indem er dieſe That begeht, dieſe That der Sühnung, ſteht er auf dem eigentlichen Boden der Tragödie: auf der Markſcheide des Verhängniſſes und der menſchlichen Freiheit.

Die urſächlichen Quellen der Leiden und Verbrechen in der Tragödie „Magellona" ſind die Pflicht, die Liebe, der Haß und die Lüge. Würde nun Hebbel die Perſonen dieſes Stückes bloß als Perſonen hingeſtellt haben, die mit gleichen Kräften und gleichen Freiheiten ſich gegenüber ſtehen, wäre das Motiv ihrer vernichtenden Kolliſion bloß in den Kontraſten ihrer materiellen und moraliſchen Exiſtenzen gegründet, dann hätte die Tragödie nur Glück und Ende eines gewöhnlichen Verlaufes menſchlicher Berührungen und Aneinanderläufe. Die Unthat Golo's würde, in ihrer nackten Darlegung aufgefaßt, eine Unthat gemeiner Begier, roher Wolluſt ſein und bloß Abſcheu erregen.

Dieſer oberflächlichen Wirkung entgegenzuarbeiten, mußte Hebbel dem Bruno eine tiefere Bedeutung verleihen. Es mußte eben in Magellona, welche die Tugend, und in Margarete, welche die Sünde iſt, und welche beide nur als Spiegelbilder der in Bruno's Bruſt kämpfenden Gewalten ſind, gezeigt werden, wie die Sühnung auch dadurch vor ſich geht, daß der ſündigende Menſch endlich die Nacht, die um ſeine Seele lagert, zerreißt, wie er in den finſtern Abgrund ſeines Weſens hinabſchaut und durch reuigen Tod wieder zur Läuterung eingeht.

Dieſer Vorwurf, wohl einer der edelſten und erhabenſten, iſt es, der dieſer Tragödie zu grunde liegt, und Hebbel hat ihn mit gigantiſcher Kraft bewältigt, ihn auf die Höhe des tragiſchen Lebens hingeſtellt und gerufen: Ecce!

Mit welcher Genialität und zugleich mit welcher Sicherheit hat Hebbel alle dieſe Motive und auseinanderſtrebenden Elemente wie

Strahlen in einen Brennpunkt zuſammengefaßt und ſie in die glatte Form des Dramas gegoſſen! Man hat gegen die Erſcheinung der alten Margareta eingewendet, ſie ſei überflüſſig, ſie ſei kraß u. ſ. w., allein bei nur halbwegs Überlegung müßte man doch erkennen, daß die Margareta hier nur als ein Reflex des dämoniſchen Brütens in Bruno ſelbſt gilt. Sie iſt eine ſubjektive Viſion. Hat nicht Shakeſpeare dieſelben Wundergeſtalten? Sind die Hexen in „Macbet“ nicht eben das, was hier die Margareta iſt? Könnte man nicht ebenſogut ſagen, wozu Hamlet's Geiſt? Sind das nicht auch eingeflochtene Wundergeiſter, welche zur völligen Entbindung der guten oder böſen Kraft in der handelnden Perſon vom Dichter gebraucht werden? Fällt die Erſcheinung des Geiſtes nicht mit dem Traum Egmont's zuſammen, um einen mildernden Blick in die Zukunft thun zu laſſen? — Worin unterſcheidet ſich das Drama vom Epos? Das Epos fragt nach „Was?“, das Drama nach „Warum?“; das Epos hat bloß Thaten zu bringen, das Drama aber Gedanken. In den Gedanken aber tauchen Erſcheinungen auf, welche oft die Gedanken zu Thaten verführen oder treiben. Dieſe Gedanken-Figurationen hat der Dramatiker das Recht, zu geſtalten, außer der Perſon zu bilden und ſie als handelnde Mächte der Innerlichkeit in verſchiedenen Formen vor uns auftreten zu laſſen.

Bruno geht durch Schuld, Reue und Buße zur Sühne; wäre er ſchuldlos geweſen, ſo wäre kein tragiſches Motiv da! Am Ende ſtellt er ſich innerlich durch Reue und Buße wieder her, und wie endlich Goethe's Gretchen, die Mutter- und Kindermörderin, zum Schluſſe im Kerker ihre ſittliche Natur aufrichtet, ſo könnten wir auch hier bei Bruno's Schlußmonolog und Selbſtſtrafe ein: „Er iſt gerettet!“ hören, und das iſt es, was dieſe Tragödie wollte: „Die Reue führt nach Sünde zur Läuterung!“

Nachdem wir die Idee, die herrlich komponierte und vollendet aufgefaßte, ins klare Licht geſtellt haben, brauchen wir wohl nicht erſt davon zu ſprechen, mit welcher Urgewalt Hebbel Charaktere ſchafft und ſagt: Lebt und gebt Zeugnis von eurer Berechtigung! Wir brauchen nicht zu ſagen, mit welcher Kühnheit und Genialität er Gedanken und Sprache in eines vermählt, mit welcher Kraft der Sehne er die befiederten Bilder der ſchaffenden Phantaſie in das Ohr des Hörers ſchleudert.

Auch von den einzelnen Szenen erſparen wir uns zu reden, und daß in den erſten Akten Szenen vorkommen, die des britiſchen Tragödien würdig ſind.

Jedoch wollen wir nicht verhehlen, daß Hebbel vielleicht aus Embarras de richesse zu viel thut! Ein gewiſſes Sichabſichtlichexzentriſchestürzen, ein oftmaliges Dunkelwerden durch die zu geniale Bilderſtürmerei, zuweilen auch eine Kühnheit des Aus-

druckes, dem es an Schönheit fehlt, um ihn verzeihlich zu machen, das sind einzelne Schatten, die nicht unbemerkt bleiben können.

Was der tolle Klaus eigentlich will, ist uns auch nicht recht klar geworden. Klaus soll, so glauben wir, ein Eingreifen der höheren Macht in der Katastrophe andeuten. Wir finden in Klaus bezeichnend, daß es von ihm heißt: Wer wird dem Tollen ein scharfes Messer anvertrauen? welches hier ebensogut ein Vorwurf an Sigurd ist und heißt: „Wer wird dem wilden Bruno eine Magellona anvertrauen?" Sollte Klaus ein Eingreifen, ein Gottesgericht sein, der Wille zu einem solchen höheren Eingreifen da sein, so könnte man mit Recht fragen: Warum greift die höhere Macht nicht entscheidender ein?! Ebenso justizwidrig ist der Tod des Dieners, den Bruno noch als Draufgabe ersticht; dieser Tod ist durch nichts motiviert.

Das Nachspiel aber fanden wir als ganz und gar außer dem Organismus des Ganzen liegend. Es ist nirgends mit ihm verwachsen und sagt uns nichts, als das, was wir schon wissen. Wir wissen es sehr gut, daß der Dichter es nötig fand, dem „Theaterpublikum" eine Konzession zu machen; wir wissen, wie ihm die dramatischen Handwerker vielleicht zugesetzt haben, damit er so eine populäre Ausgleichung zustande bringen möge, damit die liebe Einfalt mit klarem Auge sehe, wie sich alles so hübsch und schön und gemütlich auflöst. Allein ein Hebbel soll — der Theateralltäglichkeit keine Konzession machen. Wer aus den Worten des „Geistes" u. s. w. nicht in den Regenbogen der Zukunft und Verklärung Magellona's schaut, für den sind keine Hebbels gewachsen.

Raten würden wir dem Dichter, die beiden letzten Akte bedeutend zu kürzen. Namentlich die Hexenszenen.

Mit wahrer Satisfaktion sprechen wir es aus, daß das Publikum diese Schöpfung Hebbel's mit großer Teilnahme und Wärme aufnahm und eine ebenso große Achtung für sein Talent als Empfänglichkeit für die Trefflichkeit des Ganzen zeigte. Es dürfte dies die wünschenswerte Folge haben, auch andere Dramen dieses schöpferischen Geistes hier auf die Bühne gebracht zu sehen. Auf der anderen Seite dürfte ein Inslebentreten seiner Produkte den Dichter ein wenig aus der Moralklinik der menschlichen Gebrechen, in welche seine Muse sich zuweilen verirrt, auf den praktischen Boden der normalen menschlichen Leidenschaften zurückführen, und sein großes, urwüchsiges Talent würde sich der Allgemeinheit faßlicher und freundlicher amalgamieren!

Der Traum — ein Leben.

Dramatiſches Märchen in vier Aufzügen von Franz Grillparzer.

In einem romantiſchen Thale lebt, abgeſchieden von der Welt, Maſſud, ein reicher Landmann, mit ſeiner Tochter Mirza Bei und mit ihm lebt ſein Neffe Ruſtan, ein junger, kühner, verwegener Mann, durch ein fremdes Idiom ſeinem Onkel entfremdet, durch eine Neigung zu deſſen Tochter zu ihm hingezogen. Sein thatenlechzendes Gemüt, ſein wildſtrebender Sinn, ſein ungeſtümes Treiben der Jagd machen der zärtlichen Mirza viel Kummer, die als das verſöhnende Prinzip zwiſchen Ruſtan und ihrem Vater ſteht. Ein Negerſklave des Hauſes bemächtigt ſich des Ohrs und der Seele Ruſtans ganz, um ihn zu tollerem, wilderem Treiben, zu überſchwenglich-kecken Plänen aufzuſtacheln. Einſt auf der Jagd ſtößt Ruſtan auf einen andern Jäger, Osmin genannt; dieſer erzählt von Schlachten und von Kriegsthaten, und wie der König von Samarkand, von Feinden hart bedroht, ein Gelübde that, ſeine Tochter Gulnare und ſeine Krone ſelber dem zu geben, der den Feind bezwingt. Ruſtan's Geiſt lodert bei dieſer Erzählung hoch auf, all ſein kräftiger Mut blitzt im Auge empor und bricht in Worte aus, und als Osmin darob ihn höhnt und ſpöttiſch ſeinen Heldengeiſt belächelt, vergißt Ruſtan ſich und mißhandelt ihn. Dieſes iſt die Urſache zu noch bitterem Tadel von ſeiten Maſſud's. Ruſtan, immer mehr gereizt, den Buſen aufgeſchüttert von Thatendurſt und unbezwingbar raſender Flamme, von Zanga angeſpornt, von ſich zu werfen dieſe enge Thales- und Thatenhaft, will im Thal nicht länger bleiben, er will hinaus, um nach Ruhm und Glanz und Größe, um allen ſchimmernden Phantomen, welche die Jugend und der Übermut und die ſtrotzende Überfülle ſeiner Kraft ihm lockend vormalen, nachzujagen. Vergebens iſt das Mahnerwort Maſſud's, vergebens Mirza's Liebesblick, ſein ſtürmiſch aufgewühltes Weſen übertost alle Ufer, er will, er muß fort; man kann zurück ihn nimmer halten. Die letzte Nacht noch bringt er in der heimatlichen Hütte zu, morgens früh um drei Uhr wendet er dem Thale ſeinen Rücken, um dem Glück, dem lockenden, und der glorreichen Thatenbahn in die Arme ſich zu werfen. Mit den letzten Worten: „Meine Pferde, Zanga,

morgen früh!“ wirft er zum letztenmale sich auf sein einfach Lager nieder. Unter den entfernten Liedestönen eines frommen Derwisch entschlummert er und wird alsobald von der Hast des Traumes bunt umstrickt. Zwei Genien steigen an seine Schlummerstätte, wovon der eine, der Genius des Tages oder des Wachens, seine Fackel verlöscht (so erklären wir uns das), und der Genius der Träume seine anzündet. Nun beginnt das Leben des Traumes. Rustan und Zanga sind in Samarkand, noch darüber sinnend, wie und wo die Bahn, die schnell zur Größe und zum Ruhme führt, beginne. Da stürzt der König mit Angst und Hilferuf herbei, und sinkt auf eine Bank, an einem Felsenblocke, ohnmächtig nieder. Eine ungeheuere Schlange verfolgt ihn; Rustan wirft seinen Spieß nach ihr und fehlt sie, allein oben auf dem Felsenblocke erscheint der Mann vom Felsen, schleudert auch sein Gewehr nach ihr, welches tötend sie zerstückt, worauf der schauerlich bleiche, gespenstische Mann verschwindet. Der König erwacht. Rustan, von Zanga halb dazu genötigt, giebt sich für den Schlangentöter aus, um so den ersten, den wichtigsten Schritt zu seiner glänzenden Zukunft zu machen. Der König, dunkel noch an einen Mann auf dem Felsenblocke und seines braunen Mantels sich erinnernd, ist leicht zu überzeugen, und drückt den Retter an die Brust. Da kommt Gulnare, seine Tochter, die zärtlich an die Brust ihm fliegt, und mit großem Dank sich dem Retter ihres Vaters naht, mit den kühnsten Hoffnungen ihn beseelt, und den Vater überredet, an des Heeres Spitze, gegen alle seine Feinde ihn zu stellen. Es geschieht. Ein reicher Dolch, der dem König entfiel, wird von diesem an Rustan noch geschenkt. Als sich der König und sein Gefolge entfernt und Rustan mit Zanga allein zurückbleiben, steigt bleich und grauenvoll der Mann vom Felsen, um, wie er sagt, seinen Lohn vom König sich zu holen. Vergebens bietet Rustan Schätze ihm und Reichthümer, wenn er schweigt; er bleibt unbeweglich, schreitet vorüber und ist schon auf der Brücke, die zwischen Felsen hoch über einen Gießbach führt; Rustan, in Verzweiflung, seiner selbsten nicht mehr Herr, eilt ihm mühsam nach und stößt den Dolch ihm in die Brust, worauf der Mann von der schaudervollen Brücke in die Fluten stürzt. Bald darauf sehen wir Rustan von Sieg zu Siegen eilen, in Glanz und Größe immer höher steigen, und als Gulnare's künftigen Gemahl. Der König thut in seinem Prunkgemach sich gütlich, ist des Sieges und des Weines froh und bespricht mit Rustan sich, als Volk und Wachen kommen, um zu melden, man habe einen Mann in einem braunen Mantel gefunden, ermordet mit des Königs Dolch in seiner Brust, er, der König, sei der That verdächtig, und der Vater des Ermordeten, der greise stumme Kaleb, klage bei Gericht. Da kommt dem König der Mann vom Felsen wieder ins Gedächtnis, eine dunkle Ahnung durchdämmert seine Seele, er naht Rustan sich, um leise

ihm zu ſagen, er geht jetzt der Sache nachzuforſchen, bei ſeiner Rückkehr fordere er genaue Rechenſchaft.

Ruſtan iſt nun allen Qualen einer gefolterten Seele anheimgegeben; am Ziele ſeiner Wünſche läuft er Gefahr, alles, ja Freiheit vielleicht und Leben zu verlieren; es tobt in ihm, und fieberhaft durchzuckt es ſein ganzes Weſen. Da erſcheint ein altes Weib mit einem Becher voll von einem Tranke, der, wie ſie ſagt, geſund die Kranken und krank die Geſunden macht. Sie ſetzt den rätſelhaft unheimlichen Becher auf den Tiſch; als ſie gehen will, giebt Ruſtan ihr den Becher wieder, allein er vergreift ſich und giebt den Becher ihr, aus dem der König erſt getrunken, worauf ſie mit demſelben ſich entfernt. Der König kommt zurück, und mit ihm Kaleb, der ihm Papiere, Blätter von ſeinem Sohn, vom Mann vom Felſen, giebt, der kein anderer war, als eben jener Ösmin, der früher an des Königs Hof gelebt, wegen kühner Wünſche von ihm verbannt wurde, und dann in Maſſud's Thale lebte. Der König legt ſich auf ſein Thronbett, um die Blätter zu leſen, er will Wein und fordert, daß Kaleb ihm den Becher reiche. Ruſtan bittet den König, nicht zu trinken und Kaleb nicht zu trauen. Vergebens, er trinkt, fühlt bald die Folgen dieſes giftigen Trankes und läßt in ſein Gemach ſich führen, wo er mit dem Worte: „Ruſtan" auf den Lippen ſtirbt. Gulnare nimmt dieſes letzte Wort des ſterbenden Vaters für den Wunſch, daß ſie Ruſtan ſich vermähle. Das geſchieht; Ruſtan iſt König von Samarkand, und er läßt Kaleb als Mörder des Königs in den Kerker werfen. Bald jedoch wird eine Verſchwörung gegen ihn begonnen, an deren Spitze Karkhan, ein Verwandter Kaleb's, ſteht. Sie werfen ſich der Königin zu Füßen, dieſe will Kaleb ſelbſt vernehmen. Er erſcheint, um ſchriftlich gegen Ruſtan zu zeugen, während des Schreibens entfällt ihm die Feder, und während des Getümmels naht ſich Zanga und ſticht Kaleb nieder. Dieſer ſinkt zuſammen. Nun beginnt der Schleier von den Augen der Königin zu ſinken. Ruſtan, des ſtummen verwundeten Kaleb's höhnend, tritt frech heran und ſagt: „So zeug' er gegen mich!" Da entfeſſelt plötzlich ſich die Zunge Kaleb's, und auf die Frage: „Wer war des Königs Mörder?" ſtößt er den Angſtruf: „Ruſtan" aus. Nun fällt Frau und Heer von ihm ab, er irrt als Flüchtling, verwundet, mit Zanga umher, und wir finden beide wieder auf dem Platze bei der Brücke, auf welcher er Ösmin ermordete. Hier iſt Ruſtan alles Glanzes, aller Größe, aller Kraft beraubt, Zanga wirft höhnend ihn zu Boden und will ihn nötigen, über jene ſchauervolle Brücke zu entfliehen. Vergebens iſt ſein Sträuben, von allen Seiten ſuchen ihn die wütenden Verfolger; Zanga verwandelt ſich vor ſeinen Augen in einen teufliſchen Dämon, der mit einer Furienfackel ihm den Weg zur Brücke grell beleuchtet. Er ſtürzt, gejagt von allen Entſetzen, auf die Brücke, da treten

Gulnare und ſeine Feinde ihm entgegen, und er ſtürzt hinunter ſich in die brauſende Flut. In dieſem Augenblicke verwandelt ſich die Scene, und Ruſtan liegt auf ſeinem Lager in Maſſud's Hütte, die zwei Genien zu ſeinem Haupte, wovon nun dem einen die Fackel wieder verliſcht, der andere ſeine neu anzündet, — der Traum iſt vorüber. Lange nach ſeinem Erwachen iſt Ruſtan von ſeinem Traume befangen, nur nach und nach, in Maſſud's und Mirza's Gegenwart, ebnen ſich die ſchäumend aufgejagten Wellen ſeines Gemütes, er erwacht nun vollends und ruft aus: „Was hab' ich erfahren?“ Maſſud ahnt, daß ihn ein Traum ſo umgewandelt, und ſagt: „Vielleicht war's die dunkle Mahnung einer Macht, die die Stunden macht zu Jahren, und die Jahre macht zur Nacht.“ „Ja,“ erwidert Ruſtan, „es war ein Traum, aber ein ganzes Leben, er hat gezeigt, daß alles Streben nach Ruhm und Größe eitel ſei und nichtig.“ Ruſtan bittet nun Maſſud um drei Dinge; um Verzeihung, um die Entfernung Zanga's und um Mirza's Hand. Es geſchieht; als am Ende Ruſtan Mirza in die Arme nimmt, hört man deſſelben Liedes Töne, die der Derwiſch beim Entſchlummern Ruſtan's ſang, im Hintergrunde zieht der Derwiſch mit ſeiner Harfe vorüber, und Zanga folgt ihm nach, auf der Flöte ſein Saitenſpiel begleitend. In der erſten Geſtalt des Derwiſch erkennt man die Traumgeſtalt Kaleb's. Der Vorhang fällt. Das iſt ungefähr der Gang der Handlung, wie er aus einer einzigen flüchtigen Anſchauung mir im Gedächtnis geblieben. Der Dichter wurde nach dem erſten Akte jubelnd verlangt, und am Schluſſe mit einem unerhörten ſtürmiſchen Beifall zweimal gerufen.

Als Viktor Hugo mit ſeiner genialen Romantik erſchien, da zog das Théâtre français die vornehmen Schultern zweifelhaft in die Höhe; die ſchwerbordierten Klaſſiker erſchraken, die Perücken- und Rokoko-Enthuſiaſten ſchrieen ſich heiſer, und alle akademiſchen Götzendiener der Ariſtoteliſchen Einheiten und klaſſiſchen Peinlichkeiten trauerten ob der dramatiſchen Entſetzung ihres Dogma's; allein der im genialen Sturmſchritt einherſchreitende Geiſt Hugo's überflügelte die alten abgeſteckten tragiſchen Pfähle und riß bald den Beſchauer, den das Erſcheinen dieſer kecken und neuen, wunderſam geſtaltigen Schöpfungen auf dem einfärbig tragiſch gerötheten Podium, und inmitten dieſer regelrecht und ängſtlich alt gekleideten Ritter, anfangs fremdlich überraſchte, von Überraſchung zur Teilnahme, von Teilnahme zur Erkenntnis, von Erkenntnis zur Bewunderung hin. Ähnliches, wenn auch nicht Gleiches, läßt ſich bei der Erſcheinung des obengenannten Grillparzer'ſchen Werkes auf einem Boden erwarten, welcher bisher in würdiger Höhe und Abgeſchloſſenheit nur das einfache Große und Schöne, das Formglatte und Regeladelige als ſeiner edlen Muſe ebenbürtig anſah und aufnahm. Es dürfte vielleicht hie und da nicht an Zuſchauern

fehlen, welche, durch die befremdliche und auf dieſen Brettern nie geſehene Erſcheinung von Flug- und Zauber-Apparaten, von Spuk und Feerie dem eigentlichen Beurteilungspunkt entrückt, dieſes Werk der Grillparzer'ſchen Muſe als eine exotiſche Pflanze auf dieſem Boden anſchauen und es mit der Alltags-Elle der gewöhnlichen vorſtädtiſchen Zauber-, Spektakel- und Allegorie-Stücke kritiſch ausmeſſen wollen. Dieſe und ähnliche würde freilich die liebevolle Bewunderung nicht überkommen, die ſich von jenem wahrhaft Schönen und Vortrefflichen durchdringen läßt, welches in dem innerſten Kern der Dinge, in der Anweſenheit derſelben wohnt.

In allen ſonſtigen Allegorien und Zauberſtücken unſerer Zeit iſt jeder individuelle bedeutende Ausdruck des Charakters, des Gedankens und der Empfindung ſo ganz von Flittern verdrängt und in alltägliche, wertloſe Scheidemünze umgeſetzt: die allegoriſchen Individuen, aus ihrem Himmel auf die Bühne getrieben, wandeln als handeltreibende, entadelte Emigranten, zerriſſen, bettelhaft, ein Bild geſunkener Größe, herum. Die abſtrakten Tugenden und die auf allegoriſche Flaſchen gezogenen Charaktere gehen und kommen als blutloſe, dürre Revenants. Weder in den Perſonen noch in ihren allegoriſchen Doppelgeſtalten, noch in der Handlung ſpiegelt ſich die Grundnotwendigkeit der Charaktere, noch das Urgeheimnis ihres Schickſals, am wenigſten aber die innere Notwendigkeit und Wahrheit ab. Nur Wunder oder vielmehr Wunderlichkeiten in fortwuchernden Wirkungen und zuſammengewürfelten Begebniſſen ſollen als das Höchſte, als das unbedingt Beſtimmende der menſchlichen Schickſale dargeſtellt werden.

Wie ganz anders, wie edel, wie poetiſch, wie dramatiſch wahr ſteht in dieſem „Traum ein Leben" die ganze dramatiſche Geſtaltung und ihr Urweſen vor uns da!

Der letzte und höchſte Vorwurf der Tragödie: „Das Hervortreten eines neuen Lebenstages durch Nacht und Tod, die geiſtige Verklärung, die ſiegend aus dem Dunkel der Leidenſchaften hervortritt," iſt da. Der Schlaf iſt Nacht und Tod, das Leben im Traume iſt ein geiſtiges Leben, und der Tod im Traume nicht minder eine Verſöhnung nach Kampf und Untergang, eine Läuterung. Der tragiſche Untergang der Perſon im wirklichen Tode führt ſiegend hinüber aus den Irrpfaden des Lebens in die lichtvolle Zukunft des andern Lebens: der tragiſche Untergang im Schlaftode führt den Sieg und die Befriedigung in das Leben des Erwachens über, und wir haben dabei nicht nur das erhebende Gefühl, die Läuterung zu ſehen, ſondern auch die Freude, den Geläuterten beglückt vor uns zu erblicken.

Dieſes, dünkt mir, war die Grundidee, die Tendenz des Dichters. In Ruſtan hat er uns einen Charakter vorgeführt, der, von regelloſer Wildheit, von einem beſtimmungsloſen Streben

nach Scheingröße und nach leeren Ruhmgebilden, nach nichtiger Höhe haſchend, den Durſt nach Thaten mit dem Trunke des Verbrechens löſcht, die Höhe nur durch die Stufenleiter von Abſcheulichkeiten erſteigt, und unter dem ſie morſch und faul zuſammenbricht. Das Mittel, welches der Dichter ſich zu der Darſtellung ſeiner Idee bedient, iſt der Traum des dramatiſchen Helden ſelbſt. Im Traume anticipiert ſein in die Zukunft ſtrebender wilder Sinn' all die Begebenheiten, Geſehenes und Geſchehenes laufen wie die Weberſchiffchen an dem bunten Webſtuhl ſeiner Traumgeſtaltung vorüber. Wie ein Schattenſpiel eilen die gefärbten Bilder über die aufgeſpannte Traumwand hin, und planlos, regellos, verworren miſchen ſich die abſonderlichen Gebilde quer und über, wie wir im Traume hundertfältig ſelber es erfahren. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wird es klar, daß es kein Zauber- oder Flugwerkſpiel iſt. Es geſchieht kein Zauber, keine Verwandlung, nichts wunderbares. Shakeſpeare ſagt: „Die Erde wirft ihre Blaſen wie das Waſſer," der Geiſt und der Traum nicht minder. Dieſe wundergeſtaltigen, vielfärbigen, gaukelnden, ſchimmernden und zerpuffenden Blaſen wirft der Traum auch. Nicht für uns erſcheinen dieſe Genien mit der Fackel, nicht wir ſehen dieſes alte Weib: nicht uns ſollen dieſe Schlangen und Gebilde und Spiegelgeſtalten ſichtbar werden. Nein, das alles träumt Ruſtan; der Dichter aber hat uns, großmütig und poetiſch freundlich, wunderſam zu dieſem Traume zu Gaſt gebeten, er hat in der Idee den dunklen Vorhang zwiſchen uns und der Traumbühne weggezogen, und wir ſehen, wie Ruſtan träumt. Da iſt kein Zauber dabei, nichts Übernatürliches, wir müſſen nur keinen Augenblick vergeſſen, daß wir träumen ſehen.

Wir genießen das ſeltene Schauſpiel, das geheimſte Geäder eines Traumes offen vor uns liegen zu ſehen, und wie ſich die Geſtalten aus der Wirklichkeit und der Umgebung der Träumenden mit in die Schöpfung des Traumgottes ſchleichen, und verworren, willkürlich, ungeſtaltet, bald behalten, bald wieder fortgelaſſen werden. Zanga, ſozuſagen das böſe Prinzip Ruſtan's, als ſeine innere dämoniſche Wildheit, iſt von der früheren Wirklichkeit im Traume durchwegs bei ihm geblieben. Man könnte weiter gehen und ſagen, man findet Ähnlichkeit von Maſſud in dem König und von Mirza in Gulnare wieder. So hat Kaleb des Derwiſchs Geſtalt, die Ruſtan früher ſchon geſehen, ganz beibehalten, und der Mann vom Felſen iſt Osmin. Es ſind lauter Bekannte Ruſtan's, vom wunderſam ſchaltenden Traum noch wunderſamer umgeſchaffen und umgezaubert. Der Traum hat die ganze lange Lebensgeſchichte Ruſtan's oder ſeine Lebensfabel, wenn man will, in Zeit und Raum zuſammengeſchoben, und nur die Moral, die Lehre, iſt noch dieſelbe große. Die Beſſerung groß und ausgedehnt.

Man könnte freilich einigermaßen in Zweifel ziehen, ob aus den Begebenheiten dieses Traumes wirklich jene große Lehre folgt; denn die Strafe, die Rustan im Traume erlitt, galt doch im grunde mehr seiner Person, der ungerechten Weise, auf welche er Größe und Ruhm sich hat erworben, als der abstrakten Größe, dem Begriff des Ruhmes selber. Allein vielleicht gerade deshalb sagt der Dichter: „Gefährlich ist die Größe", eben dadurch gefährlich, daß sie böse Mittel zu ergreifen uns verleitet. Ich finde auch in Rustan das, was andere vielleicht rügen: daß er nicht so ganz der Held, als vielmehr das Werkzeug ist, vom Dichter sehr herrlich angelegt. Nicht der ist ein dramatischer Held, der in einer Reihe von Thaten selbstwillig handelt und großes schafft; ein solcher Held ist mehr ein epischer Held, sowie alle Shakespeare'schen Stücke aus der englischen Geschichte nur dramatische Epopöen sind, aber keine Dramas. Bei dem dramatischen Helden macht die Rückkehr aus den Begebenheiten, der Rückzug aus der umgebenden Welt in sich das dramatische Interesse aus, und das ist bei Rustan allerdings der Fall.

Bei der Vortrefflichkeit und Neuheit dieser Idee und Form (denn das ganze Stück hat der Dichter schon vor zwölf Jahren entworfen, bevor noch ähnliches auf irgendeiner Bühne gesehen ward) hat sie der liebenswürdige und phantasiereiche Dichter in Diktion und Vers mit einem lieblichen, kräftigen, blütenreichen Zauber angethan. Besonders im ersten Akte herrscht eine lyrische Freudigkeit, eine poetische, romantische Klarheit, welche die farblose Wirklichkeit mit einem Zauberschimmer übergoldet. Aber auch die andern Akte sind voll herrlicher, lieblicher, holder, voll neuer Gedanken, wahr und lebenskräftig, geschöpft aus dem tiefsten Born des menschlichen Herzens und der Weltkenntnis, und der vierte Akt atmet wieder jene entfesselte Idyllität und Rosigkeit der Grillparzer'schen Muse, die wir in allen seinen poetischen Erzeugnissen so innig und so herzlich lieben und bewundern.

Clavigo.

Ein Trauerspiel von Goethe.

Zwischen den Isländischen Thränen-Zwiebeln, den Kotzebueschen Tugendpilzen, den französisch modernen Sinnpflanzen, den Raupachschen Geschichtsflechten und den ironischen neuern Lustspiel-Waiserruben, die sich im Lust- und Jammerthale der alltäglichen Intriguen so breit machen wie die Palmen des Morgenlandes, bleibt uns doch dann und wann die Zuflucht zu den Schatten der Schillerschen Cedern und in die Marmorgallerie der Götheschen blutlosen Drama-Helden

Es bestätigt sich täglich, auf allen Bühnen bei jedem Publikum, unter allen Gestaltungen, daß die Schillerschen Dramen selbst bei nur halbwegs mundrechter Darstellung stets ihr Theaterglück machen, die Goetheschen hingegen selbst bei vollendeter Aufführung nur teil- und deklamationsweise gefallen.

Alle Schillerschen Helden wollen das, was die menschliche Natur, die Folgerichtigkeit des Charakters nach seiner Eigentümlichkeit erheischen; sie siegen oder sie erliegen durch ihren Charakter, dadurch, daß sie das sind, was sie sind; die Goetheschen Helden sind immer nur Maschinen von Verhältnissen, Thermometer von Zuständen, dramatische Gleichungen zwischen ihrem Charakter und den Kreisen der sie umgebenden Welt.

Sie sind nicht tragisch, weil sie weder mit dem Schicksal, noch mit dem Herzen, noch mit der Tugend kämpfen, siegen oder untergehen; sie stehen nur im Konflikte mit gemachten Zeit- und Familienverhältnissen, sie ringen mit Satzungen und Formen, und das einzige Tragische ist dabei, daß ein solcher Charakter in eine Epoche oder eine Krise hineinfällt, wo die Veränderung der Dinge und der Zustände mit dem Inhalte dieses Charakters nicht mehr zusammenstimmt. Ich habe es schon einmal gesagt, daß „Götz von Berlichingen" ein solcher Charakter ist. Ein einzelner feudalistischer Stamm knöcherner Ritterlichkeit, steht sein Charakter da, aber um diesen Stamm hat sich der Zustand des deutschen Reichswaldes verwandelt, und diese Verwandlung der Zustände um ihn kehrt auch seinen Charakter um.

Egmont stirbt, woran stirbt Egmont? Stirbt er für seinen

Charakter? Nein, er ſtirbt, weil er vertraut, weil er nicht genug weiß, wie ſich die Dinge und die Menſchen und die Verhältniſſe geändert haben. Egmont iſt Egmont geblieben, aber die Niederlande ſind nicht mehr die Niederlande.

In „Taſſo", in der „Natürlichen Tochter", in den „Geſchwiſtern" u. ſ. w. ſind es immer und immer Gewalt der Verhältniſſe, Zweifel und Makel der Geburt, Abſtufung und ſpröde Trennung der Lebensſphären, welche dem Charakter gegenüberſtehen, und immer bleibt die Mittelpunktperſon unbeweglich, während ſich das Diorama der Figuren um ſie dreht und ſie da durch ihre Stellung als von ſich ausgehend verändert betrachtet.

In „Clavigo" iſt der flüſſige Charakter durchaus zu keiner dramatiſchen Feſtigkeit gekommen, und das Publikum wurde dieſes Trauerſpiel, ohne die pietätiſche Geduld für den Namen des Autors, unbedingt in die Reihe jener haltloſen Charaktergemälde rangieren, in denen eben nichts als die Charakterloſigkeit den Inhalt des Charakters ausmacht.

Clavigos amphibiſches Weſen, halb auf dem trockenen Boden bürgerlicher Familienſtille fußend und halb mit der neuangeſchloſſenen, politiſchen Schwimmhaut in den unabſehbaren Ocean grenzenloſer Weltpläne einer von ihm ſelbſt nur geahnten Zukunft hinlegend, geht dadurch zugrunde, daß er beide Elemente vereinen möchte, im Grunde aber weder ſchlicht genug für jenes, noch groß genug für dieſes iſt.

Goethe hat mit beſonderer Vorliebe immer darzuſtellen geſucht, wie eigentlich Familienleben, ſtille Liebe, alle edlen, aber ſtillen Freuden der Liebe, des häuslichen Glückes der Gewalt ſogenannter Weltgeſchichte und höherer Berufungen weichen und ihr, ſelbſt zugrundegehend, den Vorrang einräumen müſſen!! So geht auch Egmont mit ſeinem Weltgeſchickſchritt über Gretchens Liebe, ſie zerknickend, hin, und ſo vernichtet Clavigos leere Schwungſucht, der hoffärtige Gedanke, wie ein Schickſal über die Geſchicke gewöhnlicher Menſchenkinder hinzuſchreiten, die unglückliche Marie und das Stilleben einer ganzen Familie.

Es iſt eine perfide Spitzfindigkeit, daß in dem Streben für das Wohl von Hunterttauſenden Entſchuldigung für die frevelhafte und nichtswürdige Vernichtung einzelner zu finden wäre.

Bei Clavigo aber geſellt ſich zu der Nichtswürdigkeit dieſes Sophismus auch noch der faſt lächerliche Umſtand, daß alle die Weltgürtel-Gedanken und Glanzhöhen nur kleine Fernpunkte, ganz und gar noch im Nebel der Zukunft liegende Hoffnungsatome ſind; daß alle dieſe großen Sorgen für Welt, Größe, Glück und Menſchheit nur noch kaum ausgebrütete Selbſthoffnungen ſind, von denen wir auch noch nicht den kleinſten Umriß anders entworfen ſehen, als in dem phantasmagoriſchen Prophetenfieber des menſchenfeindlichen Carlos.

Ganz durch und durch und bis ins Tiefste des Herzens muß es uns mit Grimm und Unwillen erfüllen, daß der Dichter den Clavigo nicht bloß darstellt, als von Carlos irregeleitet, als von einem außer ihm liegenden und anregenden Dämon verlockt und angespornt, Marie zu verlassen, sondern daß er selbst das alles fühlt, zwar zu schwach ist, sich dieser Fühlung hinzugeben, aber in sich selbst fühlt, daß seine Liebe eine Hemmkette an dem Wagen seiner chimärischen Pläne ist, und sich ihrer gerne entlastet, also halbwegs ein Zugeständnis gemacht wird, daß die Liebe wirklich einer solchen Empfindung fähig, und dieses, unter besonderen Umständen, zu gunsten einiger zum Glanz Auserkornen nicht so ganz zu tadeln sei!

Wir sehen endlich Clavigo getötet am Sarge Mariens. Seine Sorge um ihren Bruder, seine ausgelassenen Klagen haben keinen Glauben bei uns, denn wir sahen ihn mit eben dieser Zerknirschung, mit eben diesem Ineinandersturz seiner Seele zu Marie zurückkehren, um ihre Vergebung auf den Knieen zu erwinseln, und eine Minute darauf gesteht er Carlos, daß ihn in ihren Armen ein Schauder der Reue ergriff.

Der Degenstoß des Bruders in Clavigos Herz ist bloß das physische Hindernis, daß Clavigo nicht mit eben diesen elenden Gesinnungen eine Stunde nach Mariens Beerdigung vor uns erscheint. Wir haben keine Gewähr für die Echtheit seiner Bekehrung bei Mariens Leichnam

Mariens Leichnam aber wird uns nur im vierten Akte im Kondukt vorgeführt, indessen sie eigentlich schon vom Anfange des Stückes Leichnam ist. Marie kommt gleich in Anfang des Stückes tot auf die Bühne, und erst im fünften Akte wird sie begraben, nicht ohne durch die vier Akte hindurch einen beträchtlichen Moderduft um sich verbreitet zu haben. An und für sich siech, selbst im Glücke der Liebe schwindsüchtig, wie Carlos sagt, und vom Augenblicke an, als Clavigo sie verließ, mit gebrochenem Herzen vollkommen tot, so erscheint sie, und wir sehen, wie vier Akte hindurch von dem toten Mädchen vermittelst dramatischer Batterien und theatralisch-galvanischer Säulen noch einige Regungen und Zuckungen erpreßt werden.

Und wahrhaftig, es ist ihr Glück, daß wir sie als eine Tote betrachten, einer Lebenden hätten wir es nie verziehen, daß sie einem solchen Verräter vergiebt und ihn wieder annimmt, denn die Lebende würde dadurch beweisen, daß sie nicht das Glück des Geliebten, sondern nur das eigene will. Eine innere Stimme muß ihr sagen und sagt ihr, daß Clavigo ihr seiner Natur nach nicht angehört und nicht angehören kann, und nur einer Toten können wir diesen materialistischen Egoismus, mit dem sie nach ihm hascht, verzeihen.

Wir finden auch darin, daß Marie, so uninteressant, so farb-

los, ſo unliebenswürdig, ſo wie ein ganz gewöhnliches Mädchen geſchildert iſt, unſere Anſicht noch mehr beſtärkt, daß der Dichter den Treubruch Clavigos gerne und gleichſam miteinſtimmend beſchönigt und uns glauben machen möchte, ein gewöhnliches Mädchen dürfte verräteriſch zugrunde gerichtet werden, wenn ein Trieb nach Größe, nach Rang den Geliebten erfüllt. Die moraliſche, äſthetiſche und dramatiſche Verwerflichkeit dieſer herzloſen Reſervation braucht nicht erſt nachgewieſen zu werden.

Wenn man nun zu Beaumarchais kommt, ſo ſteht der Komödienbruder, wie er leibt und lebt, vor uns, der ſich von jedem andern Komödienbruder nur darin unterſcheidet, daß er weiß, was ein Komödienbruder iſt, und ſagt, er ſei keiner; allein es iſt nicht jeder frei, der ſeiner Ketten ſpottet, und nicht jeder Betrunkene iſt nüchtern, der ſagt, er ſei nicht betrunken. Beaumarchais handelt durchaus ganz wie ein Komödienbruder mit Konſequenz. Iſt es Liebe zu ſeiner Schweſter, die all ſein Thun beſtimmt? Nein, denn er bringt die Tote ſchonungslos noch einmal um; er iſt bloß der Rachegeiſt der Familie, der die Familienſchmach rächen will.

Nur Carlos ganz allein hat die Dichtigkeit in ſeinem Charaktergewebe, er iſt ein Schachſpieler, ein Kempelen'ſcher Automat, alle Menſchen ſind wie Steine, die man da und dort hinſetzt, bläſt, wegwirft, um einem Ziele: dem Gewinn der Partie nachzuſtreben. Die ganze Gefühlswelt, alles Herzensglück, die Ehrfurcht vor Menſchenwohl, die Scheu vor Tugend, Liebe, Ehre u. ſ. w. ſind ihm nichts, ſie müſſen alle in den Hintergrund treten, wenn im Vordergrunde eines glänzenden Lebens eine große Rolle, eine Magnatur zu ſpielen iſt. Die Liebe, mit welcher Goethe gerade dieſen Carlos mit aller redneriſchen Dialektik und verführeriſchen Syllogismen ausſtattete, ließe faſt wähnen, er habe bei Clavigo, dem Genie, welches ſich durch Kraft, Drang und unabläſſiges Streben zu den höchſten Höhen erhob, zuweilen an ſich ſelbſt gedacht und dabei erklären wollen, wie es denn einer Muſe auf ſolchem Gipfelpunkt geraten und ratſamſt zuzumuten ſei, die Intereſſen von Menſchenglück und bürgerlicher Wohlfahrt dem höheren Beruf von Glanz, Würden und Ehrenzeichen unterzuordnen. Carlos ſoll dem Clavigo begreiflich machen, daß die kleinlichen Verhältniſſe gewöhnlicher Menſchen, die naturgemäßen Neigungen, Wünſche, Gefühle der glanzloſen Menge als kleinlich und unbeachtenswert erſcheinen gegen hohe Zwecke, gegen Pläne von irdiſcher Größe, deren Erlangung als das einzig Wünſchenswerte im Leben daſteht!!! —

So würde Clavigo, wenn er am Leben geblieben und Staatsmann und Schriftſteller zugleich geworden wäre, jenen literariſchen Machiavellismus in ſeinen Schriften vorgetragen haben und die Sache der Menſchheit ſtets kalt und berechnend den Rückſichten der Stellung und der Zwecke aufgeopfert haben. Darum ſehen wir

den Carlos weder als Böſewicht noch als Intriguant geſchildert, ſondern als einen klugen, warmen, wahrhaften Freund Clavigos! Wir ſollen ihm Recht geben. Schon Tieck ſagt in ſeinen dramaturgiſchen Blättern, daß Carlos kein Intriguant iſt, ſondern ein enthuſiaſtiſcher Freund Clavigos.

In dem endlichen Ausgange des Stückes, in dem dramatiſchen Schlußgericht, ſehen wir offenbar der Sache eines gewaltſamen und aufgebauſchten Hanges nach eitler Größe ein höheres Recht eingeräumt, als der Sache des menſchlichen Rechtes, der gemißhandelten Herzen, der gemordeten Liebe. Der Tod Clavigos iſt ein Lohn, das Lebenbleiben Beaumarchais' iſt eine Strafe! Clavigo geht geſühnt aus der Welt, während Beaumarchais verdammt in ihr bleibt! Ein Berliner Kritiker, ich glaube Franz Horn, ſagte: „Die Rache der Familie trifft am Ende nur Carlos, der ſelbſt Beaumarchais, welcher ſeinen Freund tötete, retten muß."

Es iſt kaum glaublich, daß eine ſolche Oberflächlichkeit geſagt werden kann' Iſt denn Beaumarchais gerettet? Was nennt man gerettet? Daß ihn vor unſeren Augen nicht die Häſcher ergreifen und aufs Blutgericht ſchleppen? Heißt das gerettet, daß er, als halbwegs Urſache an dem Tod der Schweſter — ſo beſchuldigt ihn wenigſtens Sophie Guilbert — und als ganzer Mörder Clavigos entrinnen kann, mit allen Gewiſſenspfeilen im eiternden Buſen, mit dem Donnerruf: „Zwiefacher Mörder!" in dem zerfleiſchten Ohren? Seine Rettung iſt eine grauſame, lebenslängliche, peinliche Folter, er iſt, wie die früheren Verbrecher, an den gehetzten Hirſch ſeines jagenden Gewiſſens geſchmiedet, welcher ihn durch alle Dornen und Klippen ſeines ferneren Lebens ſchaudererregend ſchleift!

Wie beneidenswert iſt dagegen Clavigos Ende, der auf dem Sarge ſeiner Geliebten ſein Leben, durch ſeinen Tod geſühnt, aushaucht, und ſo mit ihr vereint da erſcheinen kann, wo ſie Beaumarchais, der gerettete Mörder, nie erreichen kann.

Wir ſehen alſo am Ende die Notwendigkeit der weltlichen Macht und die Verbrechen ihrer Größe ſiegend hervorgehem über die zertretenen Rechte des bürgerlichen Familienlebens und die gezeitigten der Menſchheit und der Liebe.

Die verhängnisvolle Faschingsnacht.

Lokalposse in drei Aufzügen.

Von dem Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Sprung: die meisten unserer früheren Lokal- und Volkspossendichter waren stets auf diesem Sprung vom Erhabenen zum Lächerlichen — in welchem eigentlich der Wirkungskreis der parodistischen Posse liegt — und es gelang ihnen meist alles oder vieles.

Die meisten jetzigen sogenannten Volksdichter sind auf dem Rücksprunge, sie wollen nämlich von dem Lächerlichen auf das Erhabene springen, und das ist eine physische und geistige Unmöglichkeit.

Unter den meisten jetzigen Erzeugern der Volksbühnenprodukte steht Nestroy da wie ein Maibaum zwischen Hopfenstangen. Nestroy ist weder Volksdichter noch Lokalpossen-Dichter, er ist wie eine eigene Gattung, er ist der einzige Primo Buffo assoluto der drastischen Volksnatur-Dichter.

Es kann sich niemand von den jetzigen Volksstück-Fabrikanten mit ihm messen; es ist gar kein Verhältnis zwischen ihnen, sie gleichen sich in gar nichts. Das schlechteste Nestroysche Stück verschlingt noch, wie Pharaos magere Kuh, sieben der fettesten und besten Stücke vieler anderer seiner gleichzeitigen Rivalen.

Schon der Grad der Willkür, mit welcher Nestroy seinen Stoff behandelt, und wie er in dieser zügellosen, oft zu tadelnden Willkür dennoch Herr und Meister seines unbändigen Renners bleibt, giebt ihm das Zeugnis einer fougeusen, kecken, kräftigen Reiter-Natur, wie ich sie liebe, und wie sie allein nur, selbst in ihren Abwegen, Tüchtiges schaffen kann.

Ich liebe Nestroy deshalb so sehr, weil er sich giebt, wie er ist, und keine Gesichter bei seinen Produkten schneidet — ich rede immer nur vom Verfasser und nie vom Darsteller — er schneidet nie ein vornehmes Gesicht, wenn er uns das Gemein-Komische darstellt; er will nie die höchsten Wolken reiten, wenn er uns in die Arena der Thorheiten führt; er affektiert nie eine hüstelnde, fröstelnde Ideensucht, wo er nichts will, als das Reinlächerliche, und er zieht seinem ergötzlichen Charivari und seinen drolligen Karrikaturen keine Shakespeare'schen Tendenz-Perücken, keine

Goetheſchen Lebens- und Jenſeits-Livreen an mit poetiſchen Treſſen und mit ſententiöſen Rauſchgoldkragen!

Daß neben ſo vielen Vorzügen auch Schatten ans Licht treten, werde ich weiter unten darthun, denn jetzt will ich nur mit wenigen Worten dieſe „verhängnisvolle Faſchingsnacht" erwähnen.

Zergliedern und eingehen mag ich nicht in die Einzelheiten; es wird meinen verehrten Leſern genügen, wenn ich ſage, daß ſeit Jahren kein Stück in dieſem Genre erſchien, welches ſich einer ſolchen geſunden Konſtruktion, eines ſo ſchönen Baues, einer ſo gerundeten Haltung erfreut, und ſeit langen Jahren keines, welches ſo üppig komiſch, ſo geſpickt mit kerngeſunden, rotwangigen, lippenfriſchen und perlzähnigen Witzen, Späßen, Einfällen, Drolerien ausgefüllt iſt, und welches ſo frei von allen nicht genug zu verdammlichen Frivolitäten iſt, als dieſes.

Es kann keinen ſchlagendern Beweis für die Leichtfertigkeit unſerer Kritik geben, als wenn man vielleicht gerade aus dem, worin Neſtroy in dieſem Stücke ſein ungeheures Talent entwickelte, einen Tadel machen wollte! Gerade darin, daß er aus dem tragiſchen Vorbild (Holteis „Trauerſpiel in Berlin") ein Stück ſchuf, welches beidlebig in dem Elemente der Rührung und des Scherzes lebt, daß er beſonders im Schluſſe des zweiten Aktes den faſt nicht zu vermeidenden Überſchlag in das Tragiſche mit ſo feinem Takte umging gerade in dem meiſterhaften Gewebe aus dunklen und hellen Fäden, gerade in dem Talente, das Herz und das Zwerchfell zu erſchüttern, hat Neſtroy in dieſem Stücke einen Rieſenſchritt gemacht und gezeigt, daß er nicht nur produzierendes Talent, ſondern auch ein klares, anſchauungsreiches Auffaſſungstalent beſitzt, und vollkommen Herr und Meiſter im Empfang, im Verbrauch und im Verſchmelz ſeines Stoffes iſt! —

Das eben iſt auch eine große Kunſt, an ein Gegebenes ſich anzuſchmiegen, an dem Angeſchmiegten aber dennoch als ein vollkommen Selbſtändiges und Anderes zu erſcheinen!

Die einzige Stelle, in welcher Neſtroy als Lorenz darüber lamentiert, daß er von „halb acht bis viertel auf eins „vergebens auf die Sepherl wartete, ſchlägt fünfzig unſerer neueſten Lokalſtücke tot. Da iſt mehr als Spaß, da iſt großartiger, tiefer Spaßhumor darin! Ebenſo ſind viele einzelne Einfälle ganze Bände voll Ironie und Satire.

Würde man unſere Experimental-Kritiker fragen:

„Was iſt denn eigentlich „Poſſe" überhaupt, und „Lokalpoſſe" insbeſondere? ſo würden die Antworten vielleicht Stoff zu einer Lokalpoſſe geben, und höchſtens würden ſie zwiſchen Sulzer und Kaltſchmidt wanken, denn der Erſte führt die Poſſe nur im verächtlichen Sinne und der Zweite nur in dem edelſten Sinne an; beide Bedeutungen ſind nicht erſchöpfend, ja kaum richtig.

Ebenso unerschöpfend und nur das bereits Angedeutete wiederholend, spricht das

„Ästhetische Lexikon"

in dem Artikel „Posse". Das „Ästhetische Lexikon sagt: „Posse ist ein derber, bis an die Grenze, ja beinahe bis in das Gebiet des Gemeinen streifender Scherz," und meint damit ganz gewiß nur, daß die Posse zwar fast immer das Gemeine zum Gegenstand ihres Mutwillens nimmt, aber nie selbst gemein wird. Ebenso meint das „Ästhetische Lexikon": „Eine zu einer ganzen Handlung verbundene Reihe solcher derbkomischer Scherze bildet im Gegensatze des feinern Lustspiels die Posse, Farce." Nun will das „Ästhetische Lexikon" gewiß bei weitem nicht sagen, daß „eine Reihe verbundener Derbscherze" schon eine Posse ausmacht, denn selbst die Posse darf nur zum Schein die innere Folgerichtigkeit an Handlung, Situation und Charakter verletzen, und die Derbscherze sind nur die Gewürze des dramatischen Körpers, der selbst in der Posse — die nicht gleichbedeutend mit Farce ist — anatomische Ganzheit haben muß.

Man muß von der Posse in der Natur auf die Posse in der Kunst übergehen.

Die Natur ist erhaben und dennoch zuweilen eine Possenreißerin, zum Beispiel:

„Der Affe sehr possierlich ist,
Zumal, wenn er vom Apfel frißt."

Das ist eine Posse der Natur; so auch, wenn wir Eichhörnchen, wie die Menschen, an Nüssen knabbern sehen, wenn Kaninchen, Hasen u. s. w. aufrecht sitzen und uns wie Personen anschauen, das nennen wir possierlich, possenhaft, und so alles, was in der Äußerung der Tiere an die der Menschen erinnert und ihr gleichkommt.

Aber das Natur-Possenartige muß frei sein, willkürlich ungezwungen, sonst hört es auf, lächerlich zu sein. Bei einem Affen- und Hundetheater, diesen Tierpossen, kommt uns nur das possierlich und lächerlich vor, wenn die Affen und Hunde, gegen den Willen ihres Abrichters, der freien Entwickelung ihrer possierlichen Natur nachhandeln, den Teller fallen lassen, das Essen selbst aufessen u. s. w., kurz, der Gegensatz der tierischen Willkür zum dirigierenden Tyrannen macht das Lächerliche aus.

So äußert sich auch der angeborene Hang zum Possenhaften im Menschen, sein Naturtrieb zum Burlesken in der derben, aber freien Entwickelung seiner Sprache, seiner Gesinnung, seiner Geberden, und von den komischen Tänzen der Wilden, alle Nationalfeste, Bachanalien, Orgien, Mummereien, Eselsfeste durch, bis zu unserem Thaddädl, äußert sich nichts als das Possige oder Putzige der sich alles Zwanges entbindenden Scherz- und Lachnatur der Menschen.

Die eigentliche Posse in der Kunst, das Possenspiel in der Schauspielkunst, das Quodlibet in der Musik, die Karrikatur in der Malerei ist eine jede künstlerische Darstellung des Niedrig-Komischen.

Allein in allen diesen Künsten zerfällt die Posse in eine ästhetische und unästhetische, in eine feine und gemeine, dann wird das Possenspiel zum Farce- und Zotenstück, das Quodlibet zum Charivari, die Karrikatur zur Fratze, der Mimiker zum Grimacier, der Komiker zum Hanswurst und Possenreißer! —

Nun fällt die Posse in das Gebiet der Dichtkunst, der Lyriker wird zum Schwänkeschmied, der Epiker zum Schnurrenschreiber und der Dramatiker zum Possendichter; die Lyrik fällt in die Hände der Parodie, die Epik in die Hände der Travestie, und die Dramatik in die Hände des satirisch-komischen Hofnarren der dramatischen Muse: des Possenspiel-Dichters.

Die Posse also im engen Wortsinne ist die dramatische Darstellung lächerlicher Sitten, Handlungen, Thorheiten, Charaktere, Situationen, Dialekte, aus der Sphäre des niedern und gemeinen Volkslebens aufgefaßt, und mit freier Laune, mit willkürlicher Überschreitung aller Grenzen des Lustspiels, alle Zäune und Pferchstäbe der sonstigen geregelten Dramatik überspringend, ja sogar sie höhnend, sie verlachend, sie verwundend.

Wo sich aber die Posse anders gestaltet, wo sie die ihr gestellte Freiheit zur Frechheit, die ihr zugestandene Willkür zum widersinnigen Kunterbunt umwandelt, da versinkt sie in das Läppische, Widerliche, Fratzenhafte, Ekelhafte, Verwerfliche.

Die Lokalposse ist nun nichts weiter als ein Possenspiel, welches die beabsichtigte, willkürliche und freie Lächerlichmachung der Thorheiten oder Zeitunbilden in der Sphäre eines Ort-Dialektes, in den Sitten und Eigenheiten eines bestimmten Ausschnittes aus dem großen Geselligkeitszirkel beschränkt und seine Sphäre nur auf die Abspiegelung seiner Umgebung ausdehnt.

Einer der ersten und gravierendsten Fehler aller unserer Possendichter ist die Ausdehnung, welche sie dem Umfange ihrer Produkte geben, indem sie diesen über den des Lustspiels erweitern und nicht bedenken, daß das Feinkomische lange ergötzt, das bloß Lächerliche aber seiner Natur und Wesenheit nach nur kurzes Leben in uns anregt und in der Länge ermüdet.

Ein zweites Unglück aller Possendichter — und hier will ich auch Herrn Nestroy im Auge haben — ist, daß sie ihren Geschmack nicht genug bilden.

Schon Home sagt mit Recht: „Das Talent zum Lächerlichen ist selten mit Geschmack und Delikatesse verbunden."

Von Home bis zu uns aber hat sich so manches geändert, und gerade das Talent zum Lächerlichen hat sich des Geschmackes, dieses Augenmaßes des Geistes — vollkommen bemeistert und

:ben die angeſtrengte Scharfſinnigkeit, mit welcher es die Kontraſte aufdeckt, die Widerſpiele aufſucht, die Unanſtändigkeiten auffängt, hat dieſes Augenmaß geübt, geſtärkt.

Nur bei den Poſſendichtern vermiſſen wir faſt durchgehends Geſchmack und Delikateſſe.

Es giebt ſchöne Frauen, elegante Männer, die ſich ſtets ganz nach der neueſten Mode kleiden, aber ihnen fehlt das Augenmaß des Geiſtes: „der Geſchmack"; es lebt nichts an ihnen ſie ſind geputzt und nicht gekleidet, ausgeſtattet und nicht angezogen, ſie wiſſen ſich nach der Mode zu richten, aber ſie bringen es nie dahin, die Mode zugleich nach ſich zu richten. So iſt es mit vielen Poſſendichtern, wenn ſie auch Talent zum Lächerlichen, Witz, Spaß, Anſchauung, Drolligkeit u. ſ. w. beſitzen; es fehlt ihnen der Geſchmack, ſich darin zu kleiden, kurz, ſie haben, ſo was man ſagt: keinen Kleiderleib. Sie hängen ſich alles um und auf, aber ſie ſind nicht vollkommen ſtattlich equipiert, ſie ſind nicht ganz zeitgeſchmackvoll.

Aus dieſer Erbſünde unſerer Lachtalente entſteht nun, folgerecht nicht nur, ſondern notwendig, der Geburtsfehler und das Lebensgebrechen der Poſſe, nämlich: daß das Lächerliche in ihr die ſittliche Weſenheit des Menſchen und des Lebens verletzt und dadurch nicht nur das lautere Luſtgefühl in uns aufgehoben, ſondern unſer Geſchmack verletzt wird, und ſich alſo unſere beſſere Natur dabei in ihr innerſtes Schneckenhaus zurückzieht.

Liebe und Leichtsinn, oder: Die Täuschungen.

Ein Lustspiel in vier Aufzügen von Ed. v. Bauernfeld.

Wer mir in dem ganzen Stück etwas zeigen kann, was der Liebe oder dem Leichtsinne ähnlich sieht, oder auch nur einer halb wahrscheinlichen Täuschung, dem schenk' ich sechs Kreuzer oder Willibald Alexis' sämmtliche Werke, was ihm lieber ist! Dieses Lustspiel könnte ebenso gut heißen: „Schnupfen und Roßhaar", oder „Die Frostbeulen", oder sonst dergleichen. Man höre:

Herr Franke hatte einen Sohn Heinrich; dieser ist Badearzt und liebt seines Vaters Mündel Friederike. Er liebt sie, er aber weiß nichts davon, sein Vater nicht, Friederike nicht, die Zuhörer und Zuschauer merken auch nichts, bloß ich bin ein solcher Pfiffikus, es zu mutmaßen, weil ich weiß, daß Ärzte und Maulwürfe so lieben, als ob sie nicht liebten, sie lieben bloß mit einer verdrießlichen Miene. Friederike hatte eine Freundin Marie, aber auch von dieser Freundschaft verlautet im Stücke nichts, wir müssen alles erraten, und glauben es, weil es auf dem Theaterzettel steht.

Die Scene spielt in einem Badeorte, und da ist ein Obrist König der Badekönig; ein Spaßvogel, der trotz Bad und Brunnen doch höchst trocken ist. Der liebt auch; man weiß wieder nicht recht, ob er liebt und wen er liebt, zu was er auf der Welt ist, und er geht während des Stückes auch aus, wie ein Armensünder-Lichtlein. Nun kommt der Leichtsinn! Ein Herr von Bonstetten, ein Schweizer auf Reisen, ist gestern angekommen, hat sich an der table d'hôte Knall und Fall in Friederike verliebt, ohne zu wissen, wer sie ist. Er zappelt eben an einem Monolog, in dem sein Leichtsinn und seine Liebe wie zwei Hampelmänner gegeneinander kämpfen, als der Obrist kommt, ihn zu seinen Badepässen engagiert und ihm Friederike verspricht. Dann kommt auch Heinrich der sogar sein Schulgefährte war: dem entdeckt er auch seine table d'hôte-Liebe mit Senf, dieser stutzt, aber er verspricht sie ihm auch. Nun kommen noch sechs Personen, ganz polizeiwidrig, kein Mensch weiß, woher, wozu, was sie sollen u. s. w., und in diesen Zeiten sind sechs Personen, die so ohne

Paß herumlaufen und von denen man nicht weiß, zu was ſie da ſind, höchſt verdächtig; Rat und Rätin Reiſer, ihre Kinder Aurora, Matilde, Theophanie und Fritz, ein kleines aber ausgewähltes Publikum! Dieſe ſechs Perſonen, lieber Leſer, mußt du in Koſt und Quartier nehmen, ich und die Kritik und der geſunde Menſchenverſtand, wir wiſſen nicht, wohin wir ſie thun ſollen! Doch nein, ich habe vergeſſen, daß wir eine „Geſellſchaft" zu ſehen bekommen, ſo eine Geſellſchaft, ganz wie in „Welche iſt die Braut", und das ſind ſechs Rekruten dazu. Madame Birch-Pfeiffer hat uns einen Steindruck von einer Geſellſchaft im „Trudchen" zum beſten gegeben, und hier iſt auch wieder ſo ein Holzſchnitt von den Zungen-Komitees. Auf der einen Seite werden Karten geſpielt, auf der andern Seite werden Pfänder geſpielt; aber mein Gott, wo wird denn Theater geſpielt? Bei allen dieſen Spielen verliert niemand, als der Zuſchauer! Die drei dürren Reiſer: Aurora, Theophanie und Matilde, deklamieren ein Hexenterzett, und der Vorhang fällt zum zweitenmale; das iſt der zweite gute Gedanke im Stücke.

Im dritten Akte iſt Nacht, und ſo Stocknacht, daß wir gar nicht ſehen können, wozu der Akt eigentlich da iſt. Sie laufen alle in der Nacht herum, wie die Ratten im Keller. Kein Menſch weiß, wohin ſie alle laufen, da kommt eine Nachtmuſik und ein Nachtwächter, und doch weiß man nicht, wie viel es geſchlagen hat; auch hört man, dem Obriſt ſei das Piſtol losgegangen und er ſei mit einem blauen Auge davongekommen; der Hörer weiß nicht, ob er auch mit einem blauen Auge davonkommen wird, die Leute in der Nacht reden in den Tag hinein, und der Vorhang iſt wieder ein geſcheiter Kerl und fällt ihnen in die Rede.

Im vierten Akt iſt ein Garten, wie im „Fauſt", und die zwei Paare „Heinrich und Friederike" und „Bonſtetten und Marie" gehen hier unaufhörlich auf und ab, als ob ſie dazu gemietet wären, wahrſcheinlich zur Bewegung, um die drei erſten Akte zu verdauen. Zuerſt kommt die „Liebe" aus der Kuliſſe rechts, und der „Leichtſinn" geht in die Kuliſſe links; dann kommt die „Täuſchung" aus der Kuliſſe rechts und die „Liebe" geht in die Kuliſſe links, und ſo mit Grazie in infinitum. Die zwei Paare gehen unaufhörlich bald in dieſe, bald in jene Kuliſſe, dabei geraten ſie in Schweiß und Geſtändnis; nachdem ſie ſoviel gegangen und geſtanden haben, ſind ſie müde und ſetzen ſich; ein Paar in die Laube rechts, das andere in die Laube links; da ſitzen ſie und ſeufzen von allen Seiten, gerade ſo wie die Zuſchauer, und wer weiß, wie lange ſie noch ſeufzeten, wenn nicht Bonſtetten's Diener käme und den Schweizeronkel riefe. Nun geht's los: der kriegt die, jener kriegt die andere, und die Geſchichte ſchließt ſich ſanft wie eine ſchottiſche Doſe.

Der Wahnsinnige auf der Insel St. Domingo.

Oper von Feretti. Musik von Donizetti.

Ein recht mittelmäßiger Autor hat einmal gesagt: „Es war eine schöne Zeit, in der die Kritik noch nicht erfunden war!“ Dieser Stoßseufzer aller schlechten Schauspieler, aller mittelmäßigen und genieloſen Schau- und Lustspieldichter, sowie überhaupt aller Talentbedürftigen hat sehr viel Wahres! Es muß eine schöne Zeit gewesen sein, wo die Kritik noch nicht erfunden war; wo die gesunde Vernunft und der ästhetische Geschmack noch ihr Nichtscheit nicht zogen über alle Machwerke des magern und dürren Geistes; wo sich der Dünkel und die Arroganz, diese beiden unzertrennlichen Gefährten der Talentlosigkeit, noch keiner Kontrole unterworfen sahen; wo die kleinen Poeten und Poetchen, im Gevatterinnenkreise anerkannt und an dem Biertische abends von den Kumpanen mit der Gasthausunsterblichkeit belohnt, ihre kleinen geistigen Lichtstümpfchen in die Welt hinaushielten und dabei ausriefen: „Hier ist die große Fackel der Zeit, die Leuchte des Jahrhunderts, hier ist der große Dholagir*) der Literatur, der die Laureatur empfangen hat bei Gelegenheit der Lorbeersauce in dem weitberühmten Bierhause zu so und so!“ Das war eine schöne Zeit, als noch die Kritik ihr Licht nicht anzündete; denn im Finstern sieht man nicht, wie Marsyas von Apoll geschunden wird, und die geistige wie die physische Blöße scheut das Licht und versteckt sich in dem Paradiese der Wahrheit und Schönheit vor dem kritischen Zurufe: „Wo bist Du?“ Das waren schlechte Patrone, die Lessinge, die Batteux, die Schlegel, u. s. w.; die haben es zu verantworten, daß es so wenig auserlesene Geister giebt, die haben die Kritik erfunden, die Kritik, die schwarze Tintenpest der Schriftstellerei, welche alle, die eine Disposition zur Nichtigkeit in sich tragen und doch einen solchen Scheinappetit nach den himmlischen Schaubroden des geistigen Tisches verspüren, unheilbar da-

*) Dholagir, gewöhnlicher Dhawalagari, ein Alpenstock im Himalaya-Gebirge.

hinrafft. Am meiſten Abſcheu aber hat jede Mittelmäßigkeit und jede notoriſche Nullität vor Witz und witzigen Kritiken! Eine witzige Kritik iſt ihnen ein Greul! Witz und Frauengunſt ſind zwei Göttergeſchenke, die dem Menſchen vom Himmel fallen, man weiß nicht woher, nicht wieſo, nicht wodurch, nicht weßwegen. Der Mann, der ſie beſitzt, iſt ein Gott, er geht lachend auf glühenden Kohlen, er ſingt auf der Folterbank des Lebens, er tanzt unter dem Feuer- und Schwefelregen der Welt, er jubelt ſeine Hoſianna unter dem Sturzbad des Schickſals und jauchzt durch die Spießrutengaſſe der menſchlichen Leiden! Wer ſie beſitzt, der wandelt auf den Höhen des Daſeins, ihn umflutet der niebewölkte Äther des Geiſtes, und in ihm ruht der ewige Urdarſee des Gemütes, von keinem Sturme aufgejagt! Gegen nichts ſind die Witzloſen ſo aufgebracht, als gegen den Witz! Öffentlich ſprechen ſie geringſchätzig von ihm, und heimlich ringen ſie mit unendlicher Qual und mit unſäglichen Schmerzen nach ihm. Ach ja, es giebt Menſchen, die das ganze Jahr nach einem guten Einfalle haſchen, die nie einen bekommen und die jeden anderen guten Einfall verketzern; daß dieſe Unglücklichen noch nie aller geiſtigen Anſtrengung auf immer entſagen, kommt eben daher, weil ſie nie einen guten Einfall haben.

Hat aber ein Witzloſer einmal in ſeinem Leben einen Witz gemacht, dann Gnade der Menſchheit! Er erzählt ihn abends im Kaffeehaus, mittags am Tiſch, nachts ſeinem Bedienten und morgens ſeinem Barbier! Gnade ſeiner Frau, Gnade ſeinen Kindern, Gnade ſeinen Freunden, Gnade ſeinen Mitbürgern!

„Nur keinen Witz!“ ſo ſchreit alle Talentloſigkeit, „nur Gründlichkeit!“ Warum aber will die Mittelmäßigkeit bloß gründliche Kritiken? Weil der Leſer für die Gründlichkeit kein Gedächtnis hat! Bis man dem großen Leſerhaufen durch Gründlichkeit dargethan, warum dieſes oder jenes ſchlecht iſt, hat der Leſer ſchon längſt den Anfang vergeſſen und das Intereſſe daran verloren. Der Witz aber ſpricht bloß mit den Anfangsbuchſtaben, er apoſtrophiert alle Weitſchw ifigkeit, der Leſer weiß im Nu, was und wie, und damit das Urteil im Gedächtniſſe des Leſers nicht in Fäulnis übergehe und verweſe, ſalzt es der Witzige ein, damit es ſich friſch und lebendig erhalte: das iſt es, was den Witz ſo gefürchtet macht.

Sie wollen Gründlichkeit, weil ſie während der langen und breiten Salbung Zeit gewinnen, die Augen zu verdrehen, um Erbarmen zu winſeln und das Mitleid des Leſers anzurufen. Sie gehen dann von Leſer zu Leſer und lamentieren: „Ach, ich bin ein ehrlicher Menſch, ich habe mein Lebtag nichts geſtohlen, ich eſſe keine Talglichter und trinke kein Scheidewaſſer, auch habe ich eine brave Frau und fünf Kinder, arme Waiſen, und nun ſoll ich ein mittelmäßiger Schriftſteller ſein u. ſ. w. Der Witz aber

iſt ein flinker, ſcharfer Richter, die Exekution iſt im Nu vorüber, bevor Inkulpat noch Zeit hat, die Augen zu verdrehen. Was iſt denn der wahre Witz anderes, als der zuſammengepreßte Geiſt der Gründlichkeit, anderes, als der Extrakt des Scharfſinnes? Und was iſt Scharfſinn anderes als der Grund aller Gründlichkeit? Witz iſt das Endurteil, das Sublimat der Gründlichkeit, auf eine Lanzettenſpitze gethan, um ſie dem lebendigen Geiſte einzuimpfen.

Nun ſehe ich ſchon, wie die Leſer nach dieſem kritiſchen Vortiſche mit Heißhunger geprickeltes Witzopfer erwarten, das jetzt auf den Schreibtiſch gebracht werden wird, um witzig anatomiſch ſeziert zu werden. Ich ſehe ſie ſchon den Mund aufmachen und mit der Leſezunge lüſtern ſchnalzen. Proſit die Mahlzeit! Nach dieſer langen Vorrede über Witz kommt gar nichts Witziges, das iſt eben der Witz.

Ich liebe es bloß, gerade bei den gewöhnlichen langen Pfeifenröhren der Theaterkritik ein buntes Bernſtein-Mundſtück obenan zu ſetzen. Denn zu nichts macht der Leſer ſo gerne das Maul auf, als zu Theaterkritiken, und während der Leſer das Maul dazu aufmacht, praktiziere ich ihm ein bischen Wahrheit mit hinein, die eigentlich nicht zur Sache gehört. Alſo aufgepaßt, lieber Leſer, es kommt gar kein Witz, aber auch gar keine Gründlichkeit, ſomit werde ich alle Parteien befriedigen und bin ein guter Menſch, aequalo = gutes Schaf. Ich bin ſo wenig witzig, daß ich den Frauen ganz ohne Furcht aus der Hand eſſe und den Schriftſtellern aus dem Tintenfaſſe trinke. Ich bin nur noch zuweilen witzig, wenn ich mich barbieren laſſe und zum unglücklichen Glück das Maul nicht aufmachen darf. Alſo zur Sache!

„Der Wahnſinnige auf der Inſel St. Domingo."

Dieſe Oper von Feretti, mit Muſik von Donizetti, hat mich auch erwiſcht, und was ich litt, ſoll das Publikum mit mir leiden. Ich erzähle den ganzen Unſinn des Libretto Wort für Wort wieder. So rächt ſich ein Deutſcher. Dieſer „Wahnſinnige auf St. Domingo" iſt nichts als „Menſchenhaß und Reue" in Matroſen geſetzt.

In einer Gegend iſt auf der einen Seite Meer, auf der andern Wälder, Gebüſche und hohe Berge, und in der Mitte ein Schauplatz. Es donnert in der Ferne und blitzt in der Nähe. Bäume und Geſträuche ſtehen zerſtreut, aus lauter Unterhaltung. Man ſieht einige Hütten, die nicht mitgerechnet, die man nicht ſieht. Vor einer Hütte ſteht eine Bank. Marcella und Bartolomeo kommen aus der Hütte, um zu ſehen, ob ſchon ein Publikum da iſt, und gehen wieder in die Hütte. Hierauf kommt der Negerſklave Kaidama mit einem Chor; ſie melden den Wahnſinnigen an. Dieſer kommt wie gerufen und ſingt einen wahnſinnigen Vers:

„Licht! das in Liebe ſtrahlte —
Einſt im April vor Jahren
Doch wie ſchön — ſo treulos
Muß mit Reizen ſich Falſchheit paaren."

Darauf geht er, „mißt das Meer, um hineinzuſpringen"; das iſt von einem Wahnſinnigen vorſichtig genug, daß er es erſt mißt. Allein er ſpringt nicht hinein, ſondern er erblickt Marcella und läuft ſchnell ab, worauf der Chor die Bemerkung macht, daß er „Grauen fühlt", wenn „Donner brüllen", das ſind Nervenſchwächen! Nachdem der Chor ſelbiges geſagt, geht er in die Hütte. Ein Ungewitter, das früher im Negligé war, iſt nun im vollen Anzuge: die Nacht bricht ein, und wird von den Zuſchauern beim Einbruch ertappt. Es leuchtet Wetter und es regnet Platz. Ein Kauffarteiſchiff treibt auf den Wellen herum. Die Matroſen, die man nicht ſieht, ſind beſchäftigt, die Segel, die man auch nicht ſieht, einzuziehen. Kaidama und Marcella kommen aus der Hütte, wahrſcheinlich um von dem ſchönen Wetter zu profitieren. Auch die Landleute kommen, denn ſie hören Kanonen vom Schiffe. Während nun der Chor der Landleute ſingt, ſcheitert das Schiff, und der Erfolg und das Schiff verſinkt. O glückliches Schiff! So ein Schiff iſt verſchlagen genug, um bei einer glücklichen Gelegenheit zu verſinken! Mehrere Trümmer, die man nicht ſieht — wir reden nicht von den Trümmern, die man hört — ſind von Schiffbrüchigen beladen, die man auch nicht ſieht. Allein ein einziger Trumm, auf dem ſich Eleonore befindet, wird von einer rieſigen Welle ans Ufer geſchleudert. Da ſieht man, daß nicht nur bei uns zu Land, ſondern auch zu See mit den Frauenzimmern recht geſchleudert wird. Nach dieſem beſänftigt der Sturm ſich ſelbſt, und Kaidama, ein ſpaßiger Mohr, macht die ſehr witzige Bemerkung: „Das Meer muß ſich den Magen verdorben haben und hat ein Frauenzimmer ausgeworfen!" Eleonora erwacht aus der Ohnmacht, ſchreit „ha!" und nachdem ſie ſchrie „ha!" fällt ſie wieder etwas in Ohnmacht, erwacht wieder und ſagt: „Laßt mich ſterben!" Darauf kommt Bartolomeo und macht die ſcharfſinnige Bemerkung: „Eure Kleider trieſen von Waſſer!" Das hat ihm einer geſagt! Sie gehen in die Hütte. Cardenio, der Wahnſinnige, kommt und unterhält ſich mit Kaidama; das iſt ſein Privatvergnügen und darein haben ſich die Zuſchauer nicht zu miſchen. Er ſetzt ſich mit ihm auf die Bank: „Auf dieſe Bank von Stein will ich mich ſetzen", und drückt Kaidama's Hand auf dieſe Bank. Dieſer Hand-Steindruck iſt alles, was in dieſer Szene vorgeht. Endlich hebt Cardenio einen Stein auf. Kaidama geht in die Hütte und Cardenio auf den Felſen.

Nun kommt aus der Kuliſſe rechts ein Schiff gegangen und ehrere ſpaniſche Matroſen landen, auch Fernando. Fernando

ist nämlich ein Bruder Cardenio's und sucht ihn hier auf. Wahrscheinlich hat er an einer Straßenecke im Meere den heutigen Theaterzettel gelesen und weiß, daß Cardenio hier ist. Der Chor lamentiert ein Erkleckliches und singt zum Himmel:

„Erhöre seine Bitte,
Mach' ihn froh und reich!"

Sie besteigen nach dieser reichen Idee das Schiff, und nachdem sie uns in die Ohren gestochen, stechen sie auch in die See.

Nun finden wir das Innere von Bartolomeo's Hütte durch die Thür rechts und entfernen uns durch die Thür links. Dann bringt Bartolomeo den Wahnsinnigen; dieser ist der Einzige, der ein gescheites Wort spricht. Er erzählt ihm seine Leidensgeschichte: er hatte ein Weib. Das ist schon an und für sich eine Leidensgeschichte. Er hatte aber gegen den Willen seines Vaters geheiratet, eines Vaters, „der den Handel trieb". Er floh mit ihr übers Meer und kam wieder zurück. Es war bloß ein kleiner Umweg. Sein Vater starb und fluchte ihm, das heißt sein Vater fluchte ihm und starb. Seine Frau wurde ihm untreu und entfloh mit einem Entführer. Während Cardenio das erzählt, kommt Eleonora-Eulalia von der einen Seite und Fernando von der andern Seite. Sie stürzt zu Cardenio-Meinau's Füßen, er schleudert sie fort und „blickt sie verstohlen an". Das ist für einen Wahnsinnigen methodisch genug. Fernando schreit: „hör' sie!" Marcella schreit: „hör' sie!" Bartolomeo schreit: „hör' sie!" der Chor schreit: „hör' sie!" ich sage zu mir selbst: „hör' sie nicht!"

Er aber, Cardenio, schreit:

„Alle, alle will ich hassen,
Bis der Grund der Erde weicht!"

Das kann noch ein Weilchen dauern, denn es ist kein Grund da, warum der Grund der Erde weichen soll; sie aber singt:

„Nein, du sollst sie nicht verlassen,
Sei barmherzig, sei erweicht!"

Da aber noch ein Akt kommen muß, so ist er noch nicht erweicht, er stößt alle zurück und entflieht in die Gebirge.

„Dahin, dahin möcht' ich mit dir ziehn!"

Nachdem er entflohen war, fällt Eleonora in Ohnmacht. Der Chor will noch etwas singen, allein der Vorhang fällt ihm in die Rede, woraus zu entnehmen, daß ein Akt vorüber ist.

Der zweite Akt beginnt mit der Meergegend. Kaidama kommt vom Gebirge, Landleute kommen aus den Hütten, sagen: „Nein, nicht hier!" — „Auch hier nicht!" — „Hier auch nicht!" Nach diesem Überfluß von Austausch an Ideenmangel sind sie

weit entfernt, fortzufahren, sondern fahren fort, sich weiter zu entfernen. Nachdem sie sich entfernt haben, kommt Cardenio wütend und ruft: „Entfernt euch!“ Dann erscheint Eleonora, er schreit: „Erde, verschlinge mich!“ Die Erde aber, die nicht gerne Wahnsinnige speist, verschlingt ihn nicht, wir aber verschlingen einen Dialog oder Recitativ, der in St. Domingo wahrscheinlich Konversationston ist. Er sagt:

„Ich bin blind! (?) Sonne, deine Strahlen beschauen kann ich nicht! Du in Thränen? (!!)“

Sie bittet um Verzeihung; er aber sagt:

„Verzeihen Sie, verzeihen kann ich nicht!“

Darauf singt er:

„In Liebe vergehen
Ist sel'ges Entzücken!“

Darauf kommt Fernando vom Gebirge und die Landleute aus der Hütte. Eleonora und Cardenio gehen in die Hütte (hier ist eine Abweichung der Darstellung vom Buche selbst). Cardenio kommt ganz verständig gekleidet aus der Hütte und sieht, wie es beginnt, Abend zu werden, und beschließt:

„Im Grabe find' ich Frieden!“

Darauf setzt sich der redliche Finder nieder auf einen Stein. Wahrscheinlich will er damit sagen: „auch ein Stein muß sich meiner erbarmen“, und versinkt, auf ausdrücklichen Befehl des Textbuches, in süße Schwermut. Darauf kommt Kaidama aus der Hütte und bringt zwei Pistolen. Cardenio nimmt ihm die Pistolen weg. Kaidama entfernt sich darauf ins Gebirge. Darauf kommt Eleonora, in Gedanken und in Schmerz versunken, und Fernando aus der Hütte. Fernando entfernt sich ins Gebirge. Cardenio und Eleonora bleiben allein, sie versöhnen sich, sind wieder Mann und Frau, und sie beschließen, aus Lebenslust sich zu erschießen. Darauf kommt Fernando aus dem Gebirge, Landleute kommen mit Fackeln aus der Hütte, und ein Schiff kommt wie ein Wassertreter aus dem Hintergrunde. Eleonora will sich allein erschießen — „ihn zu versöhnen“! Allein Cardenio schont den Schuß Pulver und sagt:

„Nein, lebe! lebe!“

Und siehe da, sie lebt! „lebt in Fülle der Gesundheit, euch allen zum Verderben!“ Sie schwört ihm darauf Liebe und Treue! „zum erstenmal, zum zweitenmal!“ Cardenio drückt sie ans Herz, sie freut sich, daß sie sich nicht erschossen. Die Landleute besteigen das Schiff; nun wird die Handlung flott, der Chor sagt uns, wir sollen fühlen, wie sanft die Lüfte wehen, und der fallende Vorhang verhindert uns, zu sehen, ob die andern Leute in die Hütte oder ins Gebirge gehen. Dieses ist die Oper von Feretti, nun kommt die Musik von Donizetti.

Der ästhetische Magen des Menschen ist, gleich seinem wirklichen, wie ein Strumpf; er läßt sich dehnen, zusammenziehen; er läßt sich an alles gewöhnen; ist er einmal hungrig und bekommt keinen Fasan ꝛc nimmt er mit Schaffleisch vorlieb, und am Ende findet er alles schmackhaft, oder findet er es auch nicht schmackhaft, er nimmt es doch zu sich, weil er nichts anderes hat.

Die absteigende Linie des Geschmacks ist schneller durchlaufen, als die aufsteigende, und das Publikum ist leichter von Mozart und Beethoven oder überhaupt von dem gebildeten Ernste der deutschen Musik zu Ricci und Donizetti und zu dem Notenquirl der italienischen Musik herunterzuführen, als wiederum hinauf.

Ich liebe aber diese italienische Ton- und Bohnmusik, ich liebe diese Komposiiteure, die von den Worten nicht geniert werden. Die großen deutschen Komponisten genieren die Worte und alles, was nicht Musik war, weil sie ihre Töne den Worten anschmiegen mußten, weil ihre Musik sich um den Gliederbau des Textes wie ein nasses Gewand wickelte, daß alle Formen durch die enganpassenden Rhythmen durchschimmerten. Einen Italiener genieren die Worte nicht im geringsten, ob es da im Texte heißt:

„O Götter, mich ergreift Verzweiflung"

oder: „Du, Liese, liegt dort nicht mein Strickstrumpf?" das ist ihnen alles gleich, die Musik faßt die Worte hukepuk auf den Rücken und macht damit ihre Kapriolen; Lappen an Lappen gereiht, ist das Harlekin-Gewand der Komposition fertig, der Text damit angethan und mit wildem Huronengeschrei durch alle Instrumente des Orchesters geschleppt, welches bald selbst in tiefster Scham den Wechselbalg jedes musikalischen Gedankens fallen läßt und dafür einen neuen Fetzen irgend einer prunkenden Reminiszenz ergreift.

Das war ungefähr meine Empfindung bei dem Anhören dieses „Wahnsinnigen". Ich glaube, dieser „Furioso" hat früher das Licht der Welt erblickt, als „Norma", und somit wäre „Norma" ein Plagiat dieses „Furioso", allein wir haben nun einmal „Norma" früher gehört, die schöne Liqueur-Bonbon-Oper mit ihren lieblichen und innigen Weisen, und können nun dieselben Melodien, so abgeschmackt ausgefasert und zu Reminiszenzen-Charpie gezupft, nicht gut anhören. Bei Bellini wandeln doch zuweilen, freilich oft auch wie durch Zufall, der Gesang und der unterlegte Text die nämliche Straße; hier in dieser Oper sind auch nicht zwei gesunde Noten, die an dem Sinn und an dem Worte der Handlung festsitzen. Die Introduktion, ohne Grundgedanken, führt uns sogleich und ohne Umstände schon in den Wahn ohne Sinn der Instrumente hinein. Alle Geister sind losgelassen, und der Wahnsinn auch. Eine Reminiszenz fällt der andern in die Haare und sagt: „Entschuldigen Sie, wo hab' ich doch schon die Ehre gehabt?" Eine große Arie des Furioso scheint

im oberflächlichen Anhören sich zu einer dramatischen Bedeutung erheben zu wollen, doch fehlt hier, sowie dem Sextett im ersten Finale, dem auch eine Originalität auf der Zunge zu liegen scheint, die gehörig durchgearbeitete Stimmenführung, und die Instrumentation ist gesucht und ohne Halt. Der Komponiteur wollte Gräßliches hervorbringen, allein das Gräßliche ohne Motiv, das Gräßliche als Grasses ist kein Vorwurf der Kunst, und ist nicht so auszuführen; wer das Gräßliche, das Schreckliche, das Entsetzliche in der Form ausdrücken will, hat das ästhetische Vokabulär noch nicht begriffen. In der Natur freilich ist oft Heulen und Klaffen und häßlicher Lärm der Typus des Gräßlichen, aber für die Kunst ist nur die ideale Natur die Aufgabe. Schönheit ist Anfang, Zentrum und Ende aller Kunst, und Schiller hat recht, wenn er sagt: „Siegt Natur, so muß die Kunst entweichen."

Von dem andern Ganzen bemerke ich nur so en passant, und gleichsam zum Spaß, Gott bewahre aber nicht etwa, als ob ich glaubte, man sollte davon Notiz nehmen! beileibe, dazu ist unser Zeitalter noch nicht reif; allein ich schreibe es nur so quasi zwischen den Zähnen hin, daß wir Opernarrangierer kuriose Geister sind. Wenn ein Chor kommt, und in dieser Oper kommt er oft — vom Gebirge und aus der Hütte — so kommen sie und stellen sich sogleich in einem Halbzirkel, gleichsam als spielten sie „Der Plumpsack geht um", sie bilden einen halben Zirkel wie im Rütli. Warum? Habt ihr schon Bauern oder Matrosen gesehen, die, wenn sie zusammenkommen, sich gleich wie ein lebendiges Hufeisen aufstellen? Laßt doch den Chor in Gottes Namen sich gruppieren in Ballen und Haufen, das ist nicht nur natürlicher, sondern auch zweckmäßiger für den Effekt des Chors, die Stimmen geben mehr aus und sind wirksamer.

Bürgerlich und romantisch.

Lustspiel in vier Aufzügen von Ed. v. Bauernfeld.

Der Rat Zabern, die Rätin Zabern, die Ratstochter Cäcilie und der Bade-Kommissär Sittig sitzen in einem Badeorte beisammen. Cäcilie strickt der Rat klagt über Langeweile. Die Rätin zankt. Darauf kommt ein Park, in dem Frau von Rosen mit ihrem Kammermädchen Ernestine spazieren geht. Dieses ist eigentlich ein Fräulein von Rosen, allein, da sie eine romantische Erziehung erhielt, geht sie ohne Paß in ein Bad und gilt da für eine Frau. In demselben Badeorte ist ein Lohnlakai Unruh, ein Faktotum; er war erst Philosoph, dann Schauspieler, dann Hofmeister, dann Rezensent, und da er wahrscheinlich Theater-Rezensent war und schlechte Stücke rezensieren mußte, so zog er es zu seinem Vergnügen vor, lieber Lohnlakai zu werden Ein Lohnlakai hat das vor den Rezenienten voraus, daß er grobes und feines Tuch ausklopft, ein Rezensent klopft gewöhnlich nur grobes Tuch aus. Er stößt auf die romantische Rosen, trifft sie, wie sie eben tanzt, hält sie für eine Tänzerin, und giebt sie auch bei dem Baron Ringelstern, der auch im Bade ist, für eine Tänzerin aus Dieser, ein Mädchenjäger und Hagestolz, also ein halber Bürgerlicher und ein halber Romantiker, will die Tänzerin in Entrechats werben Sie stickt einen Amor, den eine Tabakspfeife verscheucht: aus dieser Blüte der Romantik will Ringelstern seine Frucht ziehen Allein die Rosen ist durch seine Zudringlichkeit beleidigt, verletzt, und will sogleich abreisen. Trotz ihrer Romantik braucht sie zur Abreise bürgerliche Pferde. Der Lohnlakai, mit Ringelstern unter einer Decke, will ihr keine verschaffen. Sie wendet sich an den Bade-Kommissär Sittig, und da ergiebt es sich, sie hat keinen Paß! Es giebt Untersuchungen über Untersuchungen. Im bürgerlichen Leben kann man nur ohne Paß nicht ankommen und bleiben, aber sehr gut abreisen oder abgereist werden. Anders ists mit dem romantischen, da kann man ankommen und bleiben ohne Paß, wie man will, aber zurückgehen, wo man hergekommen ist, kann man nicht ohne Paß! Ringelstern giebt sich für einen Paßbeamten aus, die Rosen macht ihn mit ihren Familienverhältnissen vertraut, um sich wegen des Passes zu entschuldigen. Sie ist ein

Schützling seines Onkels, des Präsidenten Stein. Er giebt sich ihr als Baron Ringelstern zu erkennen. Sie bittet den Herrn Sittig, sie bis zur Ankunft des Präsidenten in Schutz zu nehmen und mit ihr die Promenade zu besuchen. Er thut dieses. Inzwischen ist zwischen Cäcilie und Sittig ein Streit, ein Liebeszank entstanden. Der Präsident kommt, hört, daß Sittig, welcher bürgerlich verlobt ist, mit einer anderen Dame romantische Promenaden macht, und will ihm daher die Anstellung, die sein Neffe für ihn sollizitiert, nicht geben, weil die Romantik zu viel selbst anstellt, um angestellt zu werden. Inzwischen hat sich Ringelstern in die Rosen verliebt. Der Präsident will mit Gewalt haben, Sittig soll die Rosen heiraten, weil er mit ihr gefahren ist. Sittig aber meint, er werde schlecht mit ihr fahren, und fährt zurück oder vielmehr er fährt fort, Cäcilie zu lieben. Ringelstern hat indessen die Rosen zu Cäcilien in die Kost gegeben. Im dritten Akte verschwindet der Herr Unruh aus dem Stücke. Wieder ein Vorteil, den er vor andern voraus hat; andere Rezensenten müssen ihre vier, fünf, und wenn der Geschmack und der Zeitgeist so sehr wieder in liebliche Blüte kommt, daß man „Kaspar der Thoringer" aufführt, auch ihre sechs Akte mit anhören, und so ein bürgerlicher Rezensent-Lakai verschwindet schon im dritten Akte!

„Dahin, dahin möcht' ich mit dir,
O mein Geliebter, ziehn!"

Im vierten Akte endlich kehrt Sittig vollends zur Cäcilie zurück, Ringelstern heiratet Rosen, und mit dem Warnungsspruch:

„Werdet nur keine Spießbürger!"

fällt der Vorhang.

„Bürgerlich und Romantisch"? Ist das Bürgerliche dem Romantischen entgegengesetzt? Nein. Das Entgegengesetzte vom Bürgerlichen kann fast nichts anderes sein, als das Adelige; das Entgegengesetzte vom Romantischen das Alltägliche oder nach der neuen französischen Schule, oder vielmehr Unschule, das Klassische. Gehen wir weiter. Was heißt: Bürgerlich? Bürgerlich nennt man alles Schlichte, Solide, Einfache, ja, in gewisser Beziehung, alles Naive des geselligen Verbandes, mit welchem anspruchslose Rechtlichkeit, innere tüchtige Kernigkeit und instinktmäßige Tugend verbunden ist. Das Bürgerliche, wie wir es in dem vor uns habenden Stücke sehen oder sehen sollen, ist oder soll sein das Bürgerliche in Abartung, in seiner Karrikatur, das Spieß- und Pfahl-Bürgerliche. Das Bürgerliche in seinem wahren Sinne ist schön, gut und verehrungswürdig; nur die Fratze des Bürgerlichen, seine Charge ist ein Vorwurf für die Komödie.

Was ist Romantisch? Man sagt: das ist eine romantische

Gegend, aber man sagt nicht: das ist ein romantischer Grenadier; man sagt: das ist ein romantischer Turm, man sagt aber nicht: das ist ein romantischer Mastbaum. Man sagt: das ist ein romantisches Gemälde, aber man sagt nicht: das ist eine romantische Person. Man sagt: das ist eine romanhafte Person, und damit sind wir auf einmal ganz dichte bei unserem Gegenstand. Wie wir das Romantisch in diesen vor uns hier handelnden sogenannten romantischen Personen sehen, ist es bloß romanhaft, abenteuerlich, aber nicht romantisch. Das Romantische aller drei Reiche: der Kunst, der Poesie und der Liebe, besteht in dem wunderbar Idealen; es ist die höchste Schönheit, und die sittliche Grazie in lieblichster Blüte und klar dargestellt wie Graziens Himmel. Eine geheimnisvolle Weihe, die in den Tönen, Farben und Gebilden des Romantischen wie in einer Zauberwiege liegt; die unendliche Harmonie in dem Reichtum von Abwechslungen; die Äußerungen der edelsten, schönsten, reinsten, göttlichsten und reinmenschlichsten Empfindungen und Tugenden in der melodischen, entzückendsten, geistigsten Verkörperung durch Töne und Zeichen; das liebliche, magisch wirkende Ineinanderspiel des Irdischen und Überirdischen; der geistige Strahl in milden Farben gebrochen auf dem düster gewirkten Teppich des irdischen Teils in der menschlichen Brust; die endlich versöhnende Himmelsfahrt der Gefühle und des Göttlichen in uns; das Emporsteigen über die Niederungen des Lebens; der erquickende, ergötzende, stärkende, begeisternde Blumenduft, der emporquillt aus den tausendfarbigen, blühenden, glühenden, flammenden Blumen jener Dichtungen und Feereien und die Schattenstellen des Daseins aufhellet und seine Ödeneien bevölkert mit großen Gedankenbildern und Gefühlswesen; das ist das Romantische oder kommt ihm wenigstens nah. Ich frage nun aufrichtig, und jeder, der Sinn für Wahrheit hat und sie ehrt, lege die Hand auf die redliche Brust und antworte mir: Ist in diesem Lustspiel etwas Romantisches? Kommt etwas, was dies Romantische bezeichnen soll, darin vor? Nein. Wir sehen das Romantische in dem Sinne, wie ihn der Hohn ausspricht, wie gesagt: das Verzerrte der Romantik, seine Travestie. Ein Mädchen, das ohne Paß allein in ein Bad geht, sich die Welt anders denkt, mit einem Bade-Kommissär spazieren fährt und einen Amor stickt, ist das romantisch? Ich bitte euch, belehrt mich, sagt mirs, wo ist da die Romantik? Oder ist der Baron Ringelstern romantisch, weil er 42 Jahre lang allen Mädchen nachlief, und sich nun verliebt und heiratet? Ich will es ja gerne gestehen, daß ich dumm bin, aber bringt es mir nur gescheit bei; sagt mir ohne Leidenschaft, ohne Parteilichkeit, wo ist da die Bürgerlichkeit, wo die Romantik in ihrem wahren, ja auch nur in ihrem weitern oder engern Wortbegriff? Sodann, was haben wir am Ende für eine Lehre mitgenommen? Welche Grundidee spricht

ſich klar und wirkſam aus? Daß das Bürgerliche nichts taugt? Daß das Romantiſche nichts taugt? Woraus, durch welche Handlung, durch welche Erfahrung, durch welchen Vorfall geht das aus dem Verlauf dieſes Luſtſpiels heraus? Ich bitte euch, ſagt mirs, ich will ja nur belehrt ſein. Geſetzt aber auch, dieſe Moral ginge daraus hervor, iſt ſie wahr? Iſt uns bewieſen worden, daß das Romantiſche, das Idealiſche, das Poetiſche im gemeinen Leben nichts tauge? Nein. Wir haben bloß geſehen, daß eine verſchrobene Erziehung, die Vernachläſſigung eines elternloſen Mädchen es zu dummen Streichen verleitet; ſie kriegt aber am Ende einen reichen Mann, und den bekommt ſie ſonderbarerweiſe doch gerade durch ihre Bizarrerien. Ich frage alſo noch einmal: „Bürgerlich und Romantiſch?“ und: „Welches iſt die Grundidee dieſes Stückes?“ In der ganzen Handlung iſt weder eine Neuheit, noch irgend eine Erfindung. Es iſt, wie immer, ein Doppelpaar, das ſich liebt, quält, zankt und ſich am Ende heiratet. Es iſt mehr eine Reihe von gelungenen Szenen, die in keinem beſonderen feſten Verkehr miteinander ſtehen. Es gehen und kommen manchmal Perſonen, die weder zu gehen noch zu kommen brauchen, und von den Charakteren iſt keiner da, den wir nicht ſchon irgendwo geſehen oder gehört hätten; und es iſt eigentlich kein hervortretender, durchgeführter, feſtgezeichneter Charakter da.

Wenn wir bis hierher aus heiliger Achtung vor der Wahrheit, der Kunſt und unſern Leſern die nicht zu leugnenden Mängel beſprochen haben, wenden wir uns nun mit Vergnügen zu den ſeltenen Vorzügen und loben mit Vergnügen die äußerſt geſchickte Szenenreihe, das vortreffliche Verbinden überraſchender, raſcher, blendender Szenen; die liebliche Färbung der Individualitäten; die beſonders gelungenen Anwendungen bekannter Stellen und Sentenzen und den fließenden, leichten und gefälligen Dialog, der ſtets das große Publikum mit Recht anſprechen muß. Manche gelungene Einfälle und Wortſpiele, lebhafte Scherzworte geben dem Ganzen ein recht angenehmes Kolorit. Die Darſtellung dieſes Stückes war außerordentlich zu nennen, und ich begreife es immer mehr, wie die Stücke eines und desſelben Autors, die anderwärts und in Deutſchland nirgends gefallen, hier in Wien Glück machen und bei ſolcher Darſtellung auch Glück machen müſſen.

Der literarische Salon.

Lustspiel in drei Aufzügen von Ed. von Bauernfeld.

Es wird gewiß viele Leser geben, die mit Begierde diese Kritik und etwas ganz Ungewöhnliches erwarten. Es ist mir leid für sie, daß sie sich täuschen, und es freut mich für mich, daß sie sich täuschen. Dieser kleine Eingang bedarf einer größeren Erörterung, die ich in meiner unwandelbaren, oft naiven Offenherzigkeit gern mitteile.

Lange schon vor der Aufführung dieses Stückes war eine gewisse Partei bemüht, das Gerücht in der Stadt zu verbreiten, in diesem „literarischen Salon", dessen Titel meiner stehenden Rubrik in der Theaterzeitung „Literarischer Salon" entlehnt ist, wird Herr Bauernfeld mich und die Theaterzeitung persiflieren. In Himmels Namen! dachte ich, und mir fiel ein, was Voltaire bei ähnlicher Gelegenheit sagte: „Große Männer werden persifliert, kleine Männchen persiflieren sich selbst!" Allein, ich mußte im voraus jenem Gerüchte, das für den Verfasser jenes Lustspiels ehrenrührig genannt werden könnte, redlich widersprechen. Wie auch Meinungen über Talent und Verdienste der Schriftsteller unter einander divergieren mögen; wie auch die Schätzung gestaltet sein mag, die sie sich in ihrem literarischen Kreise gegenseitig angedeihen lassen: gegen außen, gegen die Masse und im Widerhalt gegen den großen Haufen müssen sie, wenn sie es mit dem Kredit der Literatur ehrlich meinen, zusammenhalten und einen erniedrigenden Verdacht, der einen von ihnen unverschuldet trifft, aus allen Kräften zu vernichten streben. Nur entschiedene Gegner von Herrn Bauernfeld, denn jeder Mensch besitzt dergleichen, konnten ein solches Gerücht verbreiten. Ein solches lügenhaft und böswillig ausgesprengtes Gerücht hat nach vier Richtungen eine malitiöse Tendenz, wovon zwei den Verfasser treffen. Erstens hieße das glauben machen, als dächte Herr Bauernfeld ordinär genug, einen rein kritischen Streit zu einem persönlichen zu machen, und als wolle er aus Unvermögen, mich, als seinen vermeintlichen literarischen Gegner, mit redlichen gleichen Waffen, wie es ehrenwerten Männern geziemt, wieder kritisch in öffentlichen Blättern zu bekämpfen, den Kampf hinterlistigerweise auf ein fremdes

Schlachtfeld verlegen. Zweitens könnten die etwaigen Gegner des Herrn Bauernfeld lieblos sagen: Es ist doch schon weit gekommen, wenn man an der Kraft seiner Muse so verzweifelt, daß man schon sucht, durch das Interesse von Persönlichkeiten seinem Produkte einen Reiz zu geben, den zwar viele genießen, aber kein rechtlich Denkender billigen kann

Das sind zwei Verdächtigungen, die ich auf Herrn Bauernfeld nicht kommen lassen konnte und wenn er mein Todfeind wäre. Eine dritte und eine noch größere Albernheit dieses Gerüchtes besteht darin, daß jedermann den hohen Standpunkt unserer k. k. Hofbühne, ihre stets bewährte Reinheit und unbefleckte Musenweihe kennt.

Die letzte und prägnanteste Albernheit dieses Gerüchtes bestand endlich darin, daß man auch das Publikum des Burgtheaters kennt und weiß, daß dieses gewöhnlich aus der Elite der Gebildeten besteht, und daß diese, wenn sie auch vielleicht im Augenblicke selbst lacht, soviel Herz und Geist hat, um dann selbst zu sagen: „Das ist unwürdig! Was geht uns hier euer kritisches Katzbalgen an!“ Ja, es würde jenen feinen und richtigen Takt besitzen, um sogar eine Beleidigung seiner selbst darin zu finden, daß man ihm Persönlichkeiten auf der Bühne zu seiner Unterhaltung vorführt.

Das Lesepublikum ist nun begierig und sagt: „Nun bin ich nur neugierig, was Saphir über das Stück schreiben und wie er sich aus der Verlegenheit ziehen wird!“ Und das Publikum, welches immer große Lust hat, im voraus zu erraten, was der Autor thun wird, teilt sich in zwei Erwartungen. Die einen sagen: „Nun, den wird er schön bearbeiten! Der kann's! Das letzte Wort bleibt doch ihm! Ich freue mich schon darauf!“ — Die andern sagen: „Ich will wetten, der Saphir spielt den Klugen, er wird das Stück jetzt gerade deshalb recht loben, damit es nicht heißen soll, er fühlt sich getroffen!“ — Diese letzte Meinung ist sehr klug und hat vieles für sich. Allein, meine lieben Leser, seid ruhig. Ihr habt beide nicht bedacht, daß das eben der Segen der Wahrheit ist, daß ihre Bekenner nie in Verlegenheit geraten. Ich habe immer nur die Wahrheit im Auge, das heißt jene meine innere Überzeugung, die ich rechtlicherweise für Wahrheit halte, und diese spreche ich aus; ich berücksichtige mich gar nicht. Es wäre sehr schlecht, wenn ich aus gereizter Persönlichkeit ein gutes Stück so enorm schlecht machen wollte; allein jene Klugheit, es zu loben, auch gegen meine innere Überzeugung aus Rücksicht für mich, wäre ebenfalls eine verächtliche Unwahrheit und obendrein eine absichtliche Täuschung des Lesepublikums, das meine Ansicht hören will, wie sie in meinem Urteil gegründet ist! Dazu achte ich die Wahrheit, den Leser und mich selbst zu sehr, um aus Klugthuerei

und Gleichgiltigkeits-Affektation etwas drucken zu lassen, was mit meiner vollkommenen inneren Überzeugung nicht vollkommen übereinstimmt. Über solche Mutmaßungen, über alle Schleichwege, über die Antastungen einer ephemeren Bühnenerscheinung bin ich erhaben. Das Urteil über mich — gut oder schlecht, wie es nun sein mag — ist nicht in der Literatur gefällt, und somit gehe ich ganz unbefangen und ohne die mindeste Reservation an die Beurteilung dieses Lustspiels.

Ich bin diesem Stücke recht herzlich zugethan. Denn erstens erspart es mir die Mühe, die Handhabung zu erzählen, da keine da ist. Das ist auch natürlich, denn der Hauptheld des Stückes ist ein Kaufmann Lampe, der die Handlung aufgegeben hat. Er hat einem Redakteur Wendemann seine Tochter versprochen; ein Dichter Morgenrot kommt aus Hamburg, allein ein alter Liebhaber kommt auch, und weil Lampe für Wendemann 500 Thaler bezahlen muß, ist das Lustspiel aus, denn er giebt ihm die Tochter nicht, sondern einem Offizier. Das ist die Idee, die Neuheit, die geniale Erfindung der Intrigue, die ungemein scharfsinnige, an ganz frappanten Situationen so überschwenglich reiche Invention oder Inspiration der Handlung. Dem Stücke ging ein sogenannter Prolog vor, in welchem so quasi, wie es bei Lokaldichtern am Ende geschieht, hier im voraus um gütige Nachsicht gebeten und in welchem uns gesagt wird, daß Schiller, Goethe und Shakespeare nicht mehr leben und folglich dieses Stück nicht von Schiller, Goethe oder Shakespeare ist; eine Wahrheit, deren Wahrheit wir auch ohne Prolog im Verlauf des Abends vielleicht hätten ahnen können. Wenn nun der Kern des Stückes, die sogenannte Intrigue, oder das, was geschieht, so ganz matt und ohne den mindesten Reiz ist, so steht die Ausführung dem Ganzen nicht nach. Es sind lauter Charaktere und Figuren, wie sie tausend- und abertausendmal schon auf dem Theater waren. Julius Voß ist in seinem „Lämmermayer" schon mit Rezensenten und Redakteuren so grob gewesen, daß nichts mehr überrascht, allein sein „Lämmermayer" ist eine originelle Gestaltung.

Die Figuren in diesem Stücke tragen kein Gepräge an sich, als das der Gemeinheit. Wahrlich, wenn es einen Dichter gäbe, der so albern und so durchaus ohne Halt und Färbung wäre, wie dieser Dichter Morgenrot, es wäre gewiß ein guter, herzlicher, intimer Freund von allen schlechten Schau-, Trauer- und Lustspiel-Dichtern. Im ganzen Verlauf der ersten zwei Akte findet sich nicht eine Spur von gesundem Witz, keine Laune, kein Funken Heiterkeit. Einige leere Donnerschläge, die wie hohle Winde hierhin, dorthin, bald dieses, bald jenes persiflieren oder persiflieren sollen, machen den ganzen Reiz aus. Derbheiten, wie sie unter gebildeten Menschen selbst in der Konversation mit Unwillen gehört werden, sind hier statt Stoff und Ausstattung eines Lustspiels gegeben! Oder

ſoll Wiens gebildetes Publikum es als geiſtreich hinnehmen, wenn in dem Dialoge Redensarten wie die:

„Wen's juckt, der kratze ſich!"

vorkommen? Ich frage das ganze gebildete Publikum, hat es in dieſem Stücke ein einziges Element zu einem Luſtſpiele gefunden? In der Situation? In der Erfindung? In den Szenen? In dem Dialog? In der Entwicklung? Iſt ein neuer Gedanke, ein überraſchender Witz, eine, aber auch nur die kleinſte geniale Wendung in dem Ganzen?! Heißt man das heutzutage ein Luſtſpiel? Eine ſolche Art, eine ſolche Weiſe, ein ſolcher Ton wirft ſich zum Strafgericht über die Mißbräuche der Literatur auf? Ein ſolches Treiben will das Treiben anderer bemängeln? Ungeheure Ironie und unſterbliche Lächerlichkeit! Nein, gottlob! dahin iſt es nicht gekommen. Die Stimmung, die ſich im dritten Akte und am Ende laut genug in Mißbilligung ausſprach, hat es deutlich bewieſen, daß der beſſere Teil ein ſolches Zumuten mit Beſtimmtheit und Widerwillen von ſich zurückweiſt. Ich möchte Herrn Bauernfeld ernſtlich raten, er ſuche ſo ſchnell als möglich ein gutes Luſtſpiel zu ſchreiben, um den Rückſchritt, den er mit dem heutigen machte, wieder gut zu machen. Wenn auch eine Art Clique, die ſchon im voraus auf die bezüglichſten Stellen aufmerkſam gemacht, den Verfaſſer am Ende rief, ſo kann man ſich doch nicht über den wirklichen Erfolg täuſchen. Der feine Teil des Publikums ſchweigt und zuckt die Achſel.

Mancher wird dieſe Zeilen mit vornehmen Mienen, mit einem Sauerampferlächeln leſen, aber ich weiß es, in ſich tief innen wird er fühlen, wie ſchrecklich recht ich habe, und alles Lächeln wird dieſe moraliſch-literariſche Magenſäure nicht weglächeln.

Das iſt eben der Segen des ſittlich Schönen, daß es ſeine Jünger mit Freude durchbebt; das iſt der Fluch des geiſtig Verwerflichen, daß ſeine Verfechter bald mit ſich ſelbſt zerfallen! Ich für meine Perſon habe das Theater mit einem Troſt verlaſſen, mir iſt es jetzt klar geworden, was ich für ein ungeheures Talent bin! Wenn es ſo ſchwer iſt, witzig zu ſein, wenn es möglich iſt, Lachen zu erregen, ohne zu perſönlichen Beziehungen Anlaß zu geben, welch ein Genie muß ich ſein! Denn ich rufe die ganze feine, gebildete, unterrichtete, vornehme und beſonders die unbefangene Welt Wiens auf, mir zu geſtehen, ob ich bei den öfteren Anläſſen, wo es mir gelingt, ſie herzlich lachen zu machen, ob ich mich je zu einer verletzenden Perſönlichkeit, je zu einer Grobheit, je zu gemeinen Invektiven hinreißen ließ; ob in meinen ſtundenlangen Vorleſungen je eine Stelle vorkommt, die irgend einem Weſen auf der ganzen Welt wehthun, ja es nur verletzen könnte?! Und ich frage jeden Redlichdenkenden: an wem iſt es nun, über das verwerfliche Treiben der Literatur dem andern eine Vorleſung zu halten?—

Zurücksetzung.

Schauspiel in vier Aufzügen von Dr. C. Töpfer.

Dieses Stück heißt im Französischen: „Préférence d'une mère", von Madame Ancelot. Herr Dr. Töpfer giebt nie an, daß seine Stücke Übersetzungen sind, was am Ende doch jedes Kind in der literarisch-theatralischen Welt weiß. Ich würde auch nichts darüber sagen, allein ich bin genötigt, es zu thun, um dadurch anzuzeigen, daß ich es bei meinem Urteile über dieses Stück durchaus nicht mit Herrn Dr. Töpfer, sondern mit dem französischen Verfasser des Originals zu thun habe und haben will.

Es giebt viele Übersetzer, die am Ende glauben, das übersetzte Stück sei wirklich von ihnen verfaßt! Sie nehmen sich den oft gerechten Tadel des Stückes so ans adoptivväterliche Herz, sind so trostlos über die Rügen, die man dem Kindlein macht, als hätten sie das Kindlein nicht aus dem Diktionnär, sondern aus dem Gehirne geboren, und beschuldigen oft die Kritik der persönlichen Parteilichkeit gegen sich, da der Kritiker im Grunde es doch nur einzig und allein mit dem Erfinder des Stückes, mit dem wahren Verfasser, mit dem französischen Autor zu thun hat. Dixi et salvavi!

Eine Tochter, die von ihrer Mutter nicht geliebt und gegen eine jüngere, geliebtere zurückgesetzt wird, deshalb dem Tode entgegensiecht, endlich durch einen Onkel, welcher sich dareinmischt, zum Glauben gebracht wird, die Mutter sei ihre Stiefmutter, und eben dadurch, daß sie nun der Mutter sich als eine Fremde gegenüberstellt, die Liebe dieser Mutter gewinnt, und auch den Mann, den sie liebte, aber ihrer Schwester aufopferte, glücklich heiratet und vom Grabesrand wieder frisch und gesund zurückkehrt, das ist der Inhalt dieses französischen Lust- oder Schauspiels.

Als Assietten und hors d'œuvres sind noch da: eine jüngere Schwester, welche sehr lustig und Braut des Geliebten der älteren melancholischen Schwester ist, und ein alter Junggeselle, welcher die traurige Heldin des Stückes heiraten soll und am Ende leer abzieht.

Die Mißliebigkeit des ganzen Stückes hat der französische Autor schon durch die unangenehme, abstoßende Unnatur der

Mutter, Frau von Lobek, in das Stück eingeimpft, und an diesem Hauptgebrechen siecht es seine bitterfüße Existenz durchaus hin.

Die Spartaner, glaub' ich, hatten kein Gesetz über Vatermord, denn ihrer Meinung nach kann dieses Verbrechen natürlicherweise nicht begangen werden. Die dramatische Kunst sollte billigerweise solche spartanische Gesetze haben. Für solch eine entartete, widernatürliche Mutter, die ihr Kind, das Kind ihres Herzens, ihrer Zärtlichkeit, das Kind, das sie mit Thränen und Wonnen aufgezogen, das Kind, das noch obendrein schön, reizend, tugendhaft, liebreich — kurz, ein Engel, und noch obendrein ein weiblicher Engel, eine Tochter ist, nicht liebt, ja sich mit Widerwillen davon abgestoßen fühlt, für solche Abnormitäten der menschlichen Natur sollte das Drama kein Forum haben und sie nie und nimmer aus dem Reiche einer erfinderischen Unphantasie zur Beschauung an das moralische Tageslicht ziehen.

Eine Kindesmörderin ist eine entsetzliche, ungeheure Verbrecherin; die Natur empört sich, Erde und Himmel zürnen und donnern über dem Haupte der unseligen Thäterin, und wenn es denn sein muß, so mag der dramatische Dichter samt Erde und Himmel zürnen und donnern! Eine Kindesquälerin aber ist eine widerliche, verächtliche Kreatur. Erde und Himmel wenden sich mit Widerwillen ab und mit ihnen der dramatische Dichter, der rühren, erheben, erschüttern will, aber nicht abstoßen, Haß erregen! — Frau von Lobek haßt ihr Kind ohne Ursache, sie ist aber desto unheilbarer, da sie, wie Schuldner, die sich selbst stets mahnen, nie bezahlen, stets sich selbst Vorwürfe macht und die heilige Schuld an ihr Kind doch nie bezahlt! Durch drei lange Akte sehen wir ein junges Mädchen moralisch verhungern, weil ihm die Mutter die einzige Nahrung: Liebe, nach der es lechzt, nicht reicht, und dabei immer weint, daß sie ihr diese Nahrung nicht reicht! Unser Herz wird nicht gerührt, nicht zum Mitleid bewogen, sondern es wird unwillig, fast erbost, und der Eindruck wird ein peinlicher.

Ein nicht minder unwahrer Charakter ist Klara, die zurückgesetzte. Krank ist sie, das kann sein, aber ein Drama wird nicht für Ärzte geschrieben. Gewiß ist es ein schmerzliches, ein ungeheuer schmerzliches Gefühl, sich von einer Mutter nicht geliebt zu wissen, und der Kummer darüber ist ein ganz natürlicher. Allein sterben thut man nicht daran! Vollkommen unwahr ist dieses krankhafte, krampfhafte Spielen mit Tod und Grab und Verwesung. Vollkommen unwahr ist diese mondscheinhafte Zerflossenheit, diese jenseitssüchtige Hinfälligkeit, dieses Wehmutsgeträufel und diese Leichentraumphantasien, dieses ewige, haltlose, schweigsame Aufopfern und aufopfernde Schweigen.

Wenn wir uns nun zum Wendepunkt des Krebses dieser Dramawelt begeben, so stoßen wir auf eine sogenannte Katastroph-

oder Peripetie, die das Ding nicht durch ein natürliches Mittel zu Ende führt, sondern durch ein gewagtes, glücklicherweise aber gelungenes Kunststück! Es ist also bloß ein glücklicher Zufall, der die Katastrophe ausmacht. Der Onkel, Herr von Lobek, um Klara zu retten, macht ihr glauben, ihre Mutter sei ihre Stiefmutter. Dadurch wird Klara froh und gesund, denn nun hat sie eine Mutter im Himmel, die sie liebt. Sie nimmt von der Stiefmutter Abschied wie von einer Fremden, dadurch springt plötzlich die Eisrinde von dem Herzen der Mutter und rinnt in aufgelösten Thränenbächen über das Haupt des auf einmal heißgeliebten Kindes hin! Klara erfährt von diesem in heißen Zähren aufgetauten Gletscher, daß es doch ihre Mutter ist, daß sie nun Mutterliebe empfängt, und ist glücklich, indem sie noch als Schmerzensgeld und Prozeßkosten den Geliebten ihrer Seele zum Manne bekommt.

Diese Krisis, welche Madame Ancelot sehr scharfsinnig herbeiführt, ist gelungen und glücklich geraten, aber nur darum, weil Madame Ancelot, als Verfasserin des Stückes und als inwohnende Natur ihrer Patienten, diese Krisis zur materia medicatrix machen konnte. Allein es wäre gefährlich, dieses Mittel bei jedem ähnlichen Fall anzuwenden, wo die Natur der Kranken nicht von dem dramatischen Selbstwillen der Madame Ancelot abhängt! — Wir haben neulich in einer medizinischen Zeitung gelesen, daß ein Nervenkranker, den alle Ärzte aufgegeben, in seiner Raserei vom dritten Stocke auf die Straße sprang, und — das Nervenfieber war kuriert. Würde deshalb ein Arzt seinem Nervenkranken als letztes Mittel verordnen: vom dritten Stock auf die Straße zu springen? Was aber in einem dramatischen Werke als Beweggrund, als moralisches Heilmittel u. s. w. angebracht wird, muß auf allgemeine Wirkung berechnet sein, muß auf jeden Fall, für jedes Individuum ein Spezifikum sein, sonst ist es ein casus fortuitus, ein individueller Fall, und gehört in die Reihe der Kuriositäten und Raritäten, aber nicht in die allgemein moralische Heilkunde!

Noch unwahrscheinlicher, als daß Klara durch diesen Wahn so ganz und gar plötzlich heiter und gesund wird, ist das, daß die Mutter gerade dadurch, daß ihr Kind sie wie eine Fremde behandelt, plötzlich in Liebe zu ihr zerfließt! Das ist plötzliche Mutterliebe aus Lust an Widerspruch! Mutterliebe aus Caprice, aus Bizarrerie! Wer bürgt uns für die Dauer, für die Haltbarkeit und Echtheit einer Mutterliebe, die zwanzig Jahre in einem Todesschlummer lag, plötzlich von einem Erdbeben erweckt wird, die Augen gewaltig groß aufreißt und ausruft: „Ich bin Mutterliebe!“ Wird sich dieser bleierne Schlaf nicht der gewaltsam aufgerissenen Augenlider wieder bemächtigen? Wird bei einem solchen Naturell, wie diese Mutter entwickelte, kein Rezidivfall ein-

treten, da das Mittel ein Gewalt- und Momentan-, aber kein Radikal- und Präservativmittel war?

Ich weiß es nicht, aber eben weil ich es nicht weiß, kann ich Mutter und Tochter nicht für kuriert halten und sie als vollkommen genesen aus dieser psychiatrischen Heilanstalt entlassen.

Ich habe mich mehr bei diesen zwei Personen aufgehalten, weil sie eigentlich die beiden Strebepfeiler sind, auf denen das ganze Gebäude beruht. — Die zweite Schwester, Matilde, soll ein Kontrast gegen Klara sein, ist aber nichts weniger, als das; sie soll ein heiteres, unbefangenes, herzliches Weichöpf sein, ist aber nichts, als eine geist- und herzlose Kokette, oder, um den Ausspruch zu mildern: „eine moderne Lustspielgestalt"!

In dieser Matilde sehen wir wieder einen Typus von weiblichen Gestalten, wie sie uns unsere Lustspieldichter als Normalgestalten der Jetztzeit aufdringen wollen: leer, nichtig, oberflächlich, mit der Empfindung wipfelnd, das Gefühl an ein Bonmot verkaufend, die Liebe als eine Mode an sich bringend und die Ehe als eine chose convenue mitmachend!

Matilde ist Braut von Baron von Heeren, und als der Onkel ihr sagt, der Baron liebe Klara und würde auch Klara heiraten, lacht sie und meint: „Ich habe ihn so nicht geliebt und habe ihn bloß deshalb heiraten wollen, weil ich glaubte, die Leute hätten von uns gesagt: das ist ein schönes Paar!"

Und das will man uns als einen Charakter verkaufen?

Ich bitte meine Leser, darauf aufmerksam zu sein, wie alle unsere Lustspieldichter die Basis ihrer Frauengestalten auf gänzliche Entadelung des weiblichen Wesens gründen, daß sie als Salonton, als moderne Gefühlsweise das darzustellen suchen, was im Grunde nichts ist, als gänzliche Blasiertheit und durchgehende Nadenscheinigkeit einer zerrissenen und zerzupften Ver- und Hyperbildung!

Sie übersetzen die Roués aus den Spielsälen Frascati's und die Gefühlsspötter aus den Wein- und Kaffeehäusern ins Weibliche und nennen sie: moderne weibliche Charaktere! Sie lassen ihre Mädchen und Frauen mit Empfindungen schalen Witz treiben, sich über die heiligsten Gefühle mokieren, jede zarte Regung über die Klinge eines Bonmots springen und sagen: „Hier hab' ich einen modernen weiblichen Charakter geschaffen!"

Wenn die modernen Frauen so wären, wie sie die modernen Dichter schildern, so wollen wir in Gottesnamen Antiken lieben und unsere Frauen aus den Gräbern und Glyptotheken holen!

Auch der Baron von Heeren ist ein dubioser Charakter; er liebt Klara, verliebt sich in Matilde, kehrt zu Klara zurück, wird

abgewiesen, verlobt sich darauf mit Matilde und heiratet am Ende Klara! Wahrlich, ein Akrobat macht solche Vor- und Rücksprünge kaum auf dem Seile, die der Herr Baron auf dem dünnen Faden der Liebe macht. Der alte Onkel und der alte Götze sind schon dagewesene Charaktere und bringen nichts neues mit

Übrigens ist das Stück echt französisch, wirksam, hat frappante Situationen, ist voll Effekt und geschickt gebaut und gegliedert, sowohl die Taschentücher als das Zwerchfell finden in dieser echten Comédie larmoyante vollauf Beschäftigung.

Weh' dem, der lügt.

Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer.

Motto:

„Wehe dem, der lügt!" Luſtſpiel.
„Wehe dem, der die Wahrheit ſagt!" Trauerſpiel.
„Wehe dem, der ſchweigen kann!" Pantomime.

Wie eine weiße Taube unter Krähen, wie ein Schwan unter Waſſerenten, wie ein Veilchen unter Brunnenkreſſe, wie Ambra unter Niespulver, wie Liebeslied unter Unkenruf, [illegible]int Grillparzer in dem Schiboleth unſerer Luſtſpielſcheune!

Von der disharmoniſchen Zeit zum harmoniſcheſten Geſchäfte angeregt; von dem kalten anfechtenden Geſchlecht zur heißeſten, edelſten Anſchauung impulſiert; von der vernichtenden Nüchternheit der allgemeinen Bildung zur höchſten abgeſchloſſenen Begeiſterung zurückgedrängt; von dem hohlen, oberflächlichen und geſchäumigen Zeitgeſchmack zurückgeſchreckt in ſein tiefſtes, poetiſches Selbſt; vor der Hohlheit, Zerfallenheit und leeren Parteiſchwindelei ſeiner Zeit wie die zarte Senſitive krampfhaft ſeine geiſtige Blume zuſammenſchließend, zugleich aber auch von eigener Verſtimmung und ſelbſtgeſchaffenem Mißmut widernatürlich umſtrickt, ſo ſehen wir dieſe edle Trauerweide unſerer Literatur das grüne Haupt in den Bach der Zeit ſenken, um ſchweigend und ſinnend in ihm ſich und ſeine Trauer wieder zu erblicken; darum flieht dieſer Geiſt die friſchen Geſtalten, welche die Jetztwelt ihm bietet, um mit der Vorwelt Schatten umzugehen und ſie zu ſich zu bringen: darum zieht er gerne die wirklichen, wahren Lehren der Menſchheit und des Lebens aus dem Dunkel- und Dämmerreich der Träume und des phantaſtiſchen Gewebes aus Geſchichtlichem und Fabelhaftem.

Die Poeſie iſt ſo ganz und gar, ſo mit Haut und Haar, ſo ohne Raſt und Ziel, ſo mit Stumpf und Stiel aus dem Reiche des Luſtſpiels gewichen, daß ſchon der Verſuch eines Grillparzer, ein Luſtſpiel zu ſchreiben, ein neues poetiſches Rot auf dem freudig überraſchten Antlitz Thaliens aufblühen macht.

Sehen wir alle unſere Luſtſpiele an, ſie haben alle, alle eine große Familienähnlichkeit, es iſt eine einzige große Kalmückenfamilie, alle mit derſelben plattgedrückten Naſe, alle dieſelben

kleinen, blinzelnden Liebesäuglein, alle dieſelben aufgeworfenen, hervorbrechenden, ſinnlichen Lippen, alle dasſelbe krauſe, wollige, rollige, ſtruppige Dialogenhaar, alle die glatte, aber ſchweißige Haut, tätowiert mit denſelben Plattituden, mit denſelben Equivoken, mit denſelben Gemeinplätzchen, mit demſelben Häckſel und Queckſel von Redensarten, mit demſelben Alltagsgakel, Gefrage und Geantworte.

Bei der erſten Scene aller unſerer Luſtſpiele ſieht jeder Menſch ſchon durch den langen Korridor der Handlung das Ende hereinſpazieren; alle Perſonen ſind durchſichtig, man guckt ihnen ſogleich durch alle Rippen durch, und wer nur zweimal in einem Salon von der volée financière war, der weiß immer ſchon voraus, was A zu B ſagen und C an D antworten wird. Nirgends iſt Gegenwart des Geiſtes, nirgends Erhebung der Seele, nirgends Veredlung der Anſchauung. Gewöhnliche Intriguen ins Unerträgliche ausgeſponnen, geleckte und geſchniegelte, aber immerhin loſe Form, alles Inhaltes entbehrend, alle Idealität in der Materie erſtickend und alle Poeſie mit buntem Spaß niederhaltend — das ungefähr iſt der Steckbrief unſerer modernen Thalia!

In dieſer Zeit, wo allen unſeren Luſtſpielen der äußerliche Mittelpunkt in der Haupthandlung und allen unſeren Luſtſpiel-Charakteren der innerliche Mittelpunkt ihres Daſeins fehlt und das Poetiſche und Geiſtvolle ſo ganz von dem ſonnigen Gebiete der heiteren Muſe ausgeſchloſſen iſt, iſt es eine wahre Wohlthat, wenn ein wahrer Dichter, wie Grillparzer, dieſen Boden betritt und den fruchtbaren Samen in das empfängliche, aber mißbearbeitete Erdreich ſtreut.

Ein Luſtſpiel iſt nur dann etwas wert, wenn das Ganze eine Schönheit für ſich enthält. Eine Schönheit in der Idee, eine Schönheit im Gedanken, eine Schönheit in der Tendenz. Dieſe Schönheit mit poetiſchem Geiſte zu befruchten, ſie mit Witz und Annehmlichkeit zu beſeelen, iſt die untergeordnete, aber auch höchſt wichtige Anforderung. Da aber nur das ſchön erſcheint, was im moraliſchen Sinne vollkommen iſt, ſo iſt die ſittliche Tendenz das einzige Kriterium eines Luſtſpiels.

Alle dieſe Abgeſchmacktheiten von Liebesintriguen, von Verkennungen, von Verwechslungen, von Misverſtändniſſen, von Bekenntniſſen, von Ertappungen, von Abenteuern, mit dem ganzen Brimborium der Zofen, Diener, der Verkleidungen, Irrungen, Behorchungen u. ſ. w. ſind ekelhaft, albern, widerlich, weil ſie auf ihren hohlgehenden Wogen, die von dem matten Odem des Alltagslebens gekräuſelt ſind, nicht eine edle Geſinnung, nicht eine erhebende Empfindung, nicht eine lautere Anſicht, nicht einen ſtärkenden, tröſtenden, wohlthätigen Gedanken oder Ausſpruch an den Zuſchauerſtand hinſpülen.

Einem Grillparzer aber iſt die höchſte Schönheit der Idee ſo

zur Natur geworden, wie dem Mandelbaum ſeine Blüte, wie der ſülligen Granate ihr innerſter Kern; und die Poeſie, die Duftigkeit des Geiſtes, die Lieblichkeit der Empfindung beſeelt und durchgeiſtet ſeine Idee durch und durch, und dieſe Idee iſt ſo ganz in Poeſie und Begeiſterung verſenkt, wie die Biene in den geöffneten Duftkelch der Roſe ſich einſenkt und einbaut.

Dieſe Idee: die Schönheit der Wahrheit mit allen ihren Schwierigkeiten und Gefahrniſſen darzuſtellen, iſt gewiß der edelſte Vorwurf der Muſe und gewiß auch der Luſtſpiel-Muſe; denn alles, was mit unſerer geiſtigen Erregbarkeit harmoniert, erweckt in uns ein Gefühl von Luſt und geiſtiger Freude.

Das Erkennen einer moraliſchen Größe — wie hier zum Beiſpiel das Erkennen des Wertes der Wahrheit — erweckt in uns eine ſüße Empfindung. Dieſe ſüße Empfindung iſt an und für ſich angenehm, allein ſie erhält einen höheren, einen gediegeneren Wert dadurch, daß ſie zu einem Begehren wird, zu einem Begehren darnach; in dem Begehren darnach liegt unſere innere Veredlung, unſere moraliſche Beſſerung, und in dem allen liegt die glücklichſte Löſung, das ſeligſte Endziel des höheren Luſtſpiels, des Luſtſpiels, wie es ſein ſoll.

Grillparzer hat dem Publikum einen anderen Standpunkt angewieſen, er traut ihm zu, nicht bloß über Lappalien von Liebeleien, über Familien-Abgeſchmacktheiten, über kleinliche Kolliſionen, beifällig oder kopfſchüttelnd abzuurteilen, ſondern er traut dem Publikum das Höchſte zu, das Richteramt in den feinſten moraliſchen Schwankungen, das höchſte Unterſcheidungsvermögen in den Kolliſionsfällen von Wahrheit, Unwahrheit, Lüge, Notlüge und allen den Zwiſchenfällen, in welche uns der Widerpart der gebieteriſchen und tyranniſchen Lebensverhältniſſe gegen die lauterſten und alleredelſten Bebungen und Entſchlüſſe, ſo oft und ſo zweiſchneidig entſcheidend, bringt.

Das Wohlgefallen an der Wahrheit iſt doppelartig, denn jede Wahrheit kann Doppeltes enthalten, entweder eine Lehre oder eine Schönheit; im erſten Falle wirkt ſie auf das moraliſche, im zweiten Falle auf das äſthetiſche Gefühl, und ſo iſt das Wohlgefallen und die Luſt, die aus dem Kampfe und Sieg der Wahrheit hervorgeht, eine moraliſche oder äſthetiſche Freude.

Dieſe Betrachtungen mögen darthun, daß das bedenkliche und ſuperkluge Kopfwiegen und mit weiſer Miene ausrufen: „Weh' dem, der lügt! wie kann das ein Luſtſpiel ſein?“ eine Oberflächlichkeit iſt, die unter dem Strahle der eindringenden Kritik wie Butter zerfließt.

Die Aufgabe, die ſich der ſinnige Dichter ſtellte, war vortrefflich, die Idee ebenſo erhaben als reich an Stoff für Gemüt und zugleich an Stoff für die Heiterkeit. Aber von der Konzeption der Idee bis zum Aufzug des Vorhanges iſt ein langer, langer

und breiter Weg! Es kann die glücklichste, sinnigste Idee, als Minerva mit der Ägis gerüstet, aus dem schöpferischen Geiste eines großen Dichters entspringen, und sie kann doch als ganz schwaches Mütterchen auf Stelzen und Krücken über den schmalen Abgrund zwischen Podium und Parterre zu uns herüberhinken.

Wenn kleine Geister irren und das Moosgeschlecht der gewöhnlichen Dichter auf Abwege gerät, so ist nichts daran zu bedauern, nichts daran zu verwundern; wenn große Dichter irren, so ist in diesem Irrtum selbst eine Erhabenheit des Anblicks; wenn einem Grillparzer etwas nicht gerät, so bleibt allen dabei noch etwas zu lernen, zu erlernen!

Grillparzer, in seiner edlen dichterischen Offenheit, hat den Maskenstreich verschmäht, sein Lustspiel ein „Charaktergemälde" zu nennen, was vielleicht eine andere Erwartung, als man billigerweise mitbrachte, hervorgebracht hätte. Erstens schon darum, weil er weiß, daß, wenn man von einem dramatischen Werke sagt: „Charaktergemälde", dieses ein gleicher Unsinn ist, als wenn man von Musik sagen wollte: Tonmusik, oder von einem Gemälde: Farbengemälde, oder von einem Menschen: Gliedermensch! Giebt es Musik ohne Ton, ein Gemälde ohne Farben, einen Menschen ohne Glieder, und giebt es ein dramatisches Werk, in dem kein Chara'ter gemalt ist, das heißt, in dem eigentlich kein Charakter gemalt sein sollte? Das ist ja eben der Fluch unserer Lustspiele, daß sie nicht sind, wie sie sein müßten: „Charaktergemälde"! Wie sehr schätzenswert und liebenswürdig zeigt sich wieder die klare, poetische Individualität unseres Grillparzer darin, daß er den unwürdigen Hebel an die öffentliche Meinung nicht voraus anlegte und nicht von mattblasenden Vorreitern erst austrompeten ließ: „Diesen neuen Weg hab' ich eingeschlagen; ich bitte, meine Herren, habt acht, daß dieser Weg nicht jener Weg ist! Habt Nachsicht ꝛc." Ein Grillparzer braucht weder eine Vor-Entschuldigung noch eine Vor-Empfehlung; unser Publikum des Hofburgtheaters ist vollkommen ästhetisch reif und weiß seinen besten Dichter zu schätzen; das beweist der allgemeine Beifall, den die Allusionen, welche im Prologe auf ihn anspielten, im ganzen Hause erregten; und wie sehr erhöht es die liebenswürdige Bescheidenheit dieses edlen Sängers, daß er sich so ohne Widerstreben bei diesem ihn liebenden Publikum anempfehlen und um Nachsicht ansuchen ließ. Das ist die Demut der wahren Dichterseele. — Im voraus waren wir mit in das Stück gegangen, wir brachten jene gute Stimmung mit, welche die Muse Grillparzer's bei uns stets voraussetzen darf; und wenn auch der Erfolg diese Stimmung bedeutend dämpfte, wenn man bei aller Vorliebe für den Dichter sich unverhohlen gestand, daß die Erwartung getäuscht wurde, so kann man doch behaupten, daß eine wohlthätige Erschütterung in dem allgemeinen Krankheitszustande der Lustspielmuse hervorgebracht wurde, und das

allein iſt ſchon Gewinn! Eine Kriſis war nötig! Grillparzer ſah den bald ſtheniſchen und bald aſtheniſchen Zuſtand der rettungslos erkrankten Thalia und pflanzte die Erregungstheorie von der Naturphiloſophie und Humoralpathologie in die dramaturgiſche Klinik über! Die Natur heilt keine Krankheit, ſondern die Veränderung des Verhältniſſes der Reize; die Reize des Luſtſpiels, ſeine Erregungen mußten in ein anderes Verhältnis gebracht werden. Eine totale Umſtimmung der Nerven iſt ihm vor allem nötig, und das konnte nur durch den Verſuch, das Luſtſpiel auf einen ganz anderen Boden überzupflanzen, bewerkſtelligt werden.

Grillparzer hat alſo den Verſuch gemacht, es aus dem ſchlammigen Sumpfe der vollkommenen Degeneration, in welcher es jetzt fortlaicht, auf einmal, ohne Übergang, auf die höchſte Spitze einer rein moraliſchen — Subtilität hinaufzuſtimmen.

Dieſer umgekehrte leukadiſche Sprung von dem Abgrund auf die Höhe, den der Dichter ſeine von alten Liebeleien und Intriguen lebensmüde Sappho-Thalia machen ließ, ſo edel er im Beweggrund, ſo notwendig bedingt in der moraliſchen Opportunität, ſo heilſam er auch für die künftige Lebenszeit derſelben ſein mag, mußte aber vor unſeren Augen umſo unglücklicher ausfallen, als wir leider eben nichts als den Beweggrund des Sprunges, die Schnellkraft des Entſchluſſes und den freien, mutigen Anlauf zum Sprunge ſelbſt zu loben haben und die Höhe, auf die der Sprung führen ſollte, die Ausführung ſelbſt aber, die That, der Sprung ſelbſt ſo mißlich ausfiel, daß die unglückliche Sappho-Thalia im Sprunge ſelbſt ſich einigemale unglücklich überſchlug, oben köpfilings zu fallen kam und von der Höhe aus gerade den auf den Kopf geſtellten verkehrten Anſchauungspunkt gewährt!

Da uns kein Manuſkript früher zu Inhaltsanzeigen und Auszügen zugebote ſtand und ſteht, ich es auch nicht liebe, dem Leſer die verdichtete Gallerte des Inhalts zäh auszukochen, ſo mag zur Verſtändlichung meiner Anſicht in kurzem nur folgendes mitgeteilt werden.

Der Domvogt von Chalons, deſſen Neffe Attalus als Geiſel bei den Heiden iſt, hat einen Küchenjungen, Leon. Letzterer will dieſen Neffen befreien. Der Domvogt erlaubt es, giebt ihm aber die Warnung mit: „Weh' dem, der lügt.“ Alſo ohne Lüge, ohne Trug, ohne Täuſchung ſoll Leon die Befreiung bewerkſtelligen. Dieſe beginnt nun ſogleich damit, daß Leon einem Pilger, der bis zu dem Rheingrafen Kattwald geht — bei dem Attalus gefangen iſt — ſich ſelber ſchenkt, mit dem Beding, daß er ihn als Koch an Kattwald verkaufe. Dies geſchieht; und nun beginnt eine Reihe von Reſervationen, Subtilitäten, Halblügen, Ausflüchten ꝛc., es geht ohne Hehl, ohne Täuſchung durchaus nicht: endlich entführt Leon den Attalus. Die Tochter Kattwalds, Edrita, die den Halblügen und Pfiffen und Beſchönungen Leons unter die Arme

greift, halb Blödheit und halb Naturphilosophin ist, wird mit entführt, oder vielmehr sie entführt sich selbst; die Flüchtlinge werden vor den Thoren von Metz, welches in den Händen der Heiden ist, eingeholt, allein es kommt der Deus ex machina, die Thore öffnen sich und der Domvogt Gregor tritt heraus; in der Nacht wurde Metz von den Christen genommen. Edrita wird Christin und heiratet den Küchenjungen Leon.

Wie aus dieser Begebenheit das: „Weh' dem, der lügt", als Endresultat und Brustsaft herausgeholt werden soll, wird nicht leicht klar.

Wir sehen weder einen Menschen, welcher dadurch, daß er gelogen hat, bestraft wird, noch viel weniger einen Menschen, der dadurch, daß er durchaus wahr gewesen ist, eingeht in den Tempel der Verklärung. Leon beginnt seine Bahn mit einer Lüge: er schenkt sich dem Pilger, daß er ihn als Koch verkaufe; das ist eine Spitzfindigkeit, ein Kniff, der eben einen solchen Grundgeschmack hat wie die Lüge. All sein Thun und Treiben bei Kattwald ist ein Gewebe von fast talmudischen Drechseleien, sich nur mit keinem Lügenwort zu verfangen, während sein Sinn durchaus lügenhaft ist. Die Lüge aber besteht nicht nur im Werke, und eine reservatio mentalis ist — vor dem dramatischen und moralischen Richtstuhl — auch eine Lüge, und fast eine bösere Lüge, weil sie noch heuchlerischer ist. Leon würzt die Speisen und die Sulze, damit die Schloßbewohner Durst bekommen, sich einen Rausch trinken, dann will er dem schlafenden Kattwald den Thorschlüssel stehlen. Ich frage: ist das nicht doppelte Lüge und Lüge in ihrer häßlichen Gestalt? Wenn ich jemandem eine Lüge ins Gesicht sage, welcher seiner Sinne mächtig, so ist zum wenigsten Mut dabei; wenn er klug ist, kann er merken, es ist eine Lüge; wenn ich ihn aber erst wehrlos mache, wenn ich ihm seine fünf Sinne erst stehle und ihn dann mit einer Lüge überfalle, heißt es da nicht: „Weh' dem, der lügt!" Freilich als Kattwald erwacht, bekennt er ihm sein Verfahren, weil er sich erinnert: „Weh' dem, der lügt!" Allein sowie die Notlüge keine Lüge ist, so ist die Notwahrheit keine Wahrheit; sowie es nur der unglaubliche Stumpfsinn Kattwalds begreiflich macht, daß sich dieser wieder beruhigt schlafen legt, ohne zu fragen: Was war der Zweck?

Nehme man aber auch an, Leon habe alles, alles durch reine Wahrheit, durch Wahrheit, von keinem Hauch befleckt, vollbracht; woher geht der Sieg dieser Wahrheit hervor, da diese weder in der Peripetie der Charaktere bedingt ist, noch weniger aber aus der Kraft und der segensreichen Folge der Wahrheit selbst als Wahrheit hervorgeht, sondern lediglich und ganz allein durch einen Zufall, durch den Theatercoup, daß Metz bei Nacht eingenommen wurde, bewerkstelligt wird! Dieser Hieb zerhaut freilich den materiellen Knoten, aber der moralische oder besser: metaphysische

Knoten bleibt ungelöst und unzerschnitten, und wir wissen am Ende nicht, ob wir darüber mit der menschlichen Bestimmung hadern sollen, daß sie entweder die Lüge als Erstgeborne in uns immer so situiert, daß sie den Zwillingsbruder Wahrheit bei der Ferse faßt und ihm den Vortritt streitig macht, oder ob wir uns am Ende der vernichtenden Trostlosigkeit anheimgeben müssen, weil nichts und niemand ohne Lüge und Trug bestehen kann! Die Ausführung des Ganzen steht also mit der Tendenz — insoferne ich sie zu erkennen glaube — im klarsten Widerspruch. Denn unmöglich kann der sinnige Dichter uns haben sagen wollen, daß der Mensch gerade da mit Verirrung, Selbsttäuschung und Begriffglauberei zusammenfällt, wo er sich fest vornimmt, durchaus wahr zu sein. Ein solches anatomisch-dramatisches Präparat des menschlichen Grund- und Erbübels oder der menschlichen Bestimmungsgebrechen gehört, wie gewisse Wachspräparate von heimlichen Naturgeschäften, in das Dunkel der verborgensten Untersuchung, hinter den geheiligten Schleier, den nur wenige lüften sollen, aber nicht auf das Brettergerüste der öffentlichen Beschauung; denn der allgemeine Sinn lernt nicht die Heilkunde daraus, sondern die trostlose Verzweiflung an dem eigenen Zustand, an der Organisation des menschlichen physischen Lebens und an der Harmonie seines innersten Wesens.

Ich kenne gar nichts, was mich so heruntergestürzt hätte in den Pfuhl einer apatischen Gleichgültigkeit gegen Lüge und Wahrheit, als die letzten Worte des Domvogts:

„Alle redeten wahr, und doch logen alle!"

Das ist das unbarmherzigste Prokrustes-Bett, in welches je ein dekapitierter und amputierter Grundsatz eingezwängt wurde! Diese letzte Rede des Domvogts löst das Ganze vollkommen in zerstäubende Atome auf!

Leider mag es eine juridische Wahrheit sein, daß der starre Rechtsbegriff von Wahrheit vor dem Untersuchungsrichter der wirklichen Kriminal-Justiz nicht ohne Zahnspur der Lügenschlangen befunden wird; allein uns Menschen, die wir weder Untersuchungs- noch Strafrichter sind, uns sollte man den Glauben an eine unbefleckte Wahrh it nicht rauben, uns sollte man die Einseitigkeit dieser schönen Tugend nicht begreiflich machen wollen, uns sollte man die ungeteilte Freude an dem Anblick der Wahrheitsrose nicht dadurch verleiden, daß man ihre Blätter vor uns metaphysisch auspreßt und uns zeigt, daß in ihr Honig- und Giftteile wohnen, und daß die Giftteile wie die Honigteile eben die Totalität der Rose ausmachen. Wie leicht stürzt nicht der leichtsinnige Hörer den Satz:

„Alle redeten wahr, und doch logen alle!"

um und zitiert in halber Vergeßlichkeit:

„Alle logen, und redeten doch wahr"!?

Da es sich bei der Beurteilung dieses Stückes mehr denn je um Wahrheit, auch in der Kritik, handelt, da der Leser jeden Augenblick mir zurufen kann:

„Weh' dem, der lügt!"

werde ich noch weiter gehen und aus den Worten selbst zu entnehmen trachten, welchen Begriff von Wahrheit der hochgeehrte Verfasser vorführte.

Gleich in dem ersten Monologe hören wir:

„Wahr ist der Wolf, der brüllt (?), eh' er verschlingt,
Wahr ist der Donner, drohend, wenn es blitzt,
Wahr ist die Flamme, die schon ferne sengt,
Wahr sind sie, weil sie sind — weil Dasein Wahrheit!"

Wie aber ist die Natter, die nicht droht, wenn sie sticht; der Arsenik, der gerade so aussieht wie Zucker, wenn er tötet, sie sind Lüge — sind sie wahr, weil sie da sind? Ihr Dasein ist Wahrheit, aber sie sind nicht wahr! Existenz ist physisches Sein, physische Wahrheit aber ist von der moralischen weit verschieden!

In demselben Monolog heißt es:

„Ein Teufel bist du, der allein ist Lügner,
Und du ein Teufel, insofern du lügst."

Wenn aber Dasein Wahrheit ist, der Teufel aber auch da ist, wäre folglich der Teufel Wahrheit!

Es ergiebt sich also schon aus diesem Monolog, daß wir die Wahrheit aus ihrem Standpunkt verrückt haben!

Gehe ich nun von der Wahrheit der Wahrheits-Darstellung auf die Wahrheit der einzelnen Charaktere über, da steht denn wieder das Wort vor mir:

„Weh' dem, der lügt!"

und ich muß den meisten Charakteren zu meinem größtem Leidwesen die Wahrheit ihres eigenen Charakters absprechen.

Leon, der Küchenjunge, ist durchaus unwahr, insofern unwahr, als seine Worte mit dem Charakter in keiner Harmonie sind. Wir finden diesen Leon ungeschlacht, läppisch, grob, roh — kurz, ein Küchenjunge di primo cartello. Er führt aber zuweilen bei dem albernsten Geschwätz hohe, metaphysische Reden: „Graben ist ein adelig Geschäft" u. s. w., und wirft die feinsten Philosophien von sich. Überhaupt sehe ich die Notwendigkeit nicht ein, warum gerade ein Küchenjunge zum Schildträger der Wahrheit auserkoren wurde?

Ich kann und mag es durchaus nicht leiden, wenn man, ohne innere Notwendigkeit, die ästhetischen Würdenträger und die dramatisch moralischen Prioritäten in der Schurzfell-Société des Lebens sucht. Das ist die kränkelnde Bizarrerie der französischen Romantiker; allein in Frankreich wollen die Dichter dadurch eine

gewiſſe Sympatie rege machen und Anklänge erwecken, die bei uns gottlob weder exiſtieren noch Anklang finden. Ich kann mir nun einmal einen Straßenjungen nicht als Adler denken, den Jupiter mit dem Blitz ſeiner Tugend unter die Menſchen ſende, und ich kann mir keinen Küchenjungen denken, den Zeus zum Ganymed beſtellte, um durch ihn Wahrheits-Nektar kredenzen zu laſſen. Champagner muß man nicht ohne beſonderes, tieferliegendes Motiv aus ledernen Schläuchen trinken laſſen; eine Perle bleibt zwar immer Perle, aber ſie ſitzt im Golde beſſer denn im plumpen Blei. Was nötigte unſern gefeierten Dichter, gerade einen Küchenjungen zum Lichtträger ſeiner Idee zu machen?

Wahrheitsliebe iſt eine Tugend, und zwar eine ethiſche; ethiſche Tugend kann nur da ſtattfinden, wo eine vollkommene, freie Thätigkeit der Vernunft waltet; die Vernunft, die ausgebildete, zum Unterſcheidungsvermögen gelangte Vernunft muß den reinen, inneren Wert der Wahrheit erkennen, ſie als unerläßlich zur Harmonie der Seele begehren. Die Liebe zur Tugend iſt von der Furcht vor dem Laſter himmelweit unterſchieden, und ein Knecht, der nicht lügt, weil ſtets die Drohung ſeines Herrn:

„Weh' dem, der lügt!"

und nicht einmal: „Wohl dem, der die Wahrheit ſagt!" ihm vor Augen ſchwebt, kann durchaus kein Träger der Wahrheits-Apotheoſe ſein! Leon iſt nicht die Muſchel, in welche die Wahrheit wie ein Himmelstropfen fiel und ſich da abrundete und kernig zur Perle ausbildete, ſondern es iſt ein zufällig aufgelöſtes Futteral, in welchem ſein Gebieter die Perle aufbewahrt; das Futteral ſteht mit der Perle und Leon mit der Wahrheit in gleicher Kohäſion.

Wenn daher am Ende Leon die blöde Grafentochter als Siegestrophäe heimführt, ſo iſt dieſes ein großmütiges, willkürliches Geſchenk des Dichters, aber keine dramatiſche Gerechtigkeit, es iſt durchaus keine ihm gebührende Trophäe, denn wenn man klar und beſonnen unterſucht, wie Leon die Wahrheit aufnimmt, wie ſich ſtets ſeine Vernunft, ſeine Anſicht und ſein Begehren gegen die Wahrheit ſträubt, wie er vom Domvogt ſtets eine Lüge-Vermiſſion erhandeln will, ſo liegt eher eine Art Aberglaube in ſeinem phyſiſchen Erſchrecken, wenn er ſich an die Drohung ſeines Herrn: „Weh dem, der lügt"! erinnert, als innere Überzeugung, als göttliche, freiwillige Hinneigung zur Wahrheit! Es liegt durchaus etwas Knechtiſches in ſeinem Reſpekt vor der Wahrheit, es iſt Furcht vor der Strafe. Kurz, Leon iſt eine Kapſel, in welche der Domvogt die Wahrheit einſchloß, und weil die Kapſel ihre Schuldigkeit gethan hat, heiratet ſie eine Gräfin Edrita!

Ganz unrichtig iſt der Charakter des Attalus; ſtörriſch, unwert,

undankbar, faul, verdrossen ist er, des Aufhebens unwert, das man für und über ihn macht, und auch bei ihm ist es nicht abzusehen, wozu ihn der Dichter so gezeichnet und in welcher Kontrastierung er etwa erscheinen soll? Soll er vielleicht etwa bloß dastehen, um den Abstand der bevorzugten Welt von der gewöhnlichen zu zeigen? Wozu das? Und wie soll das ein Mitbehelf zu unserem dramatischen Zwecke sein?

Edrita ist halb ein blödsinniges, halb ein begeistertes Wesen! Bald wie eine Stumpfsühlende, bricht sie in ein blödes Gelächter aus, wenn ihr Bräutigam mit der Brücke in die Tiefe stürzt, bald träufeln ihre Lippen Honig von dem Hymet*) der höchsten Weisheit und des höchsten Edelmutes. Selbst am Ende ist ihr Eingang ins Licht nicht recht klar, sie sagt, einen Grund verschweige sie, aber man kann denken: weil ihr der Rückzug abgesperrt ist; weil sie Leon liebt, bleibt sie, und das schmälert die Verherrlichung der Idee am Ende bedeutend. Mit dem dummen Galomir weiß ich nun vollends nichts anzufangen! Er ist ein Cretin, der aber weder durch possenhaftes Element noch durch geisterhafte Unheimlichkeit irgend einen Effekt machen kann. Er verhält sich zum Shakespeare'schen Kaliban wie Kaspar Hauser zu Droll und Puck, und zu den ironischen, tiefsinnigen und tollbedeutsamen Gnomen und Elfen allen, die, ausgerüstet mit dem höchsten Sarkasmus und der sinnigen Naivetät, in jenen Wundergärten zwischen den poetischen Gestalten gaukeln und surren.

Das Possenhafte in diesem Lustspiel ist, nicht wie bei Calderon, Shakespeare, ein humoristischer Gegenschlag, ein hineingeworfener Lebens-Schlagschatten, als Kontrast zu den hellen Lichtern, weder ein sub- noch ein koordiniertes Element, sondern es schwimmt sowie einzelne Stücke Treibeis in dem abrinnenden Handlungsstrom. Selbst in der Diktion hat der Dichter sich zurückgehalten und nur selten erkennen wir unsern edlen, poetischen, geläuterten Sänger der „Sappho"; nur selten den energischen, glühenden, kraftstrotzenden Dichter von „Traum ein Leben". Auch den Witz, diesen ersten und alleinigen dienstthuenden Kammerherrn des Lustspiels, verschmähte er, als ob der Witz das ästhetische Gebiet nicht Hand in Hand mit der Wahrheit durchwandeln könnte. Ja, es sagt, glaub' ich, ein großer Denker, oder hat es gesagt oder könnte es sagen, gerade der Witz beweist, daß die Wahrheit verschiedenartig reizen kann, und noch anders als die mathematische Wahrheit, als die logarithmische. Der Witz beweist, daß die Wahrheit Hand in

*) Hymettus, ein Gebirge in Attika, wo ein im Altertume berühmter Honig gewonnen wurde.

Hand mit Schönheit gehen muß, daß sich die Wahrheit erst reizend vor uns verstecken muß, um als Schönes, Erhabenes oder wenigstens als etwas Überraschendes uns zu gefallen und zu gewinnen.

Wenn es also vollkommen in der verfehlten Ausführung der herrlichen Idee lag, daß das Stück jenen Eindruck nicht machte, den man sich von dem beliebten Namen Grillparzer erhoffte, so wird der gefeierte Dichter daraus ersehen, welche Erwartungen das Publikum von seinem gefeierten Liebling hatte. An die hohe Kraft legt man den hohen Maßstab an.

Leichtsinn und seine Folgen.

Schauspiel in fünf Aufzügen, aus dem Französischen des A. Dumas (sen.).

Scribe ist der Großmarschall des französischen Lustspiels, Hugo der Groß-Septembriseur der dramatischen Tragödie, Dumas der Siegelbewahrer des Dramas vom Boulevard.

Sein Weg von „Tour de Nesle" über „Angelo" u. s. w. bis zu dieser „Mademoiselle de Belle-Isle" ist mit theatralischen Siegen und Porte St. Martin-Lorbeeren übersät. Aber er hat vielleicht von seinem „Caligula" gelernt, allen sittlichen und moralischen Prinzipien mit einem Effektmesser alle Köpfe auf einmal abzuhauen und zu dem Tempel Plutus und Plutos durch die pontinischen Sümpfe der Demoralisation und Sittenverderbnis zu gehen.

Alexander Dumas ist geistreich, aber herzarm, ästhetisch korrupt, aber dramatisch genial, seine Stücke sind leer von aller und jeder Sittlichkeit, aber sie sind voll von schlagenden Effekten und hinreißenden Situationen.

Die Franzosen haben alle Empfindungen, alle Tugenden, alle Moralgrößen nivelliert; sie sind von der Lauheit für die Tugend zur Kälte, von der Kälte zur Erstarrung übergegangen; sie haben mit der Sense der scharfen Vernunft, geschliffen am Steine des Egoismus, aus dem Herzen weggemäht die Rose mit der Nessel, die Ähre mit dem Dinkel*), die Sonnenblume mit der Distel, die wahre Empfindung mit der Affektation, den Glauben mit dem Unglauben, die Tugend mit der Heuchelei, die Liebe mit der Begierde, die Moralität mit der Prüderie. Sie haben nichts mehr, was sie gesund macht, entweder Überreiz oder Erschlaffung, Stupor oder Paroxysmus, Lähmung oder epileptische Zuckung.

Unter der zerlegenden und zersetzenden Beobachtung und Untersuchung des Egoismus, unter der tötenden Manie, alle politische, moralische und sentimentale Wesenheit in ihre Urbestandteile und Endteile aufzulösen, alle Konglomerate des Herzens und des Gei-

*) Dinkel (Spelz, Zweikorn, Triticum spelta) Getreideart, dem Weizen ähnlich. Saphir nimmt hier irrtümlich die Pflanze als Unkraut in seinem Vergleich.

ſtes in ihre letzten Grundlagen zu zerlegen, und unter dem vernichtenden Grundſatz, daß nichts im Leben, nichts von allen Pflichten und Rechten in der Ewigkeit und Notwendigkeit des Daſeins begründet iſt, mußten natürlich viele Ideen und Begriffe, die das Heiligſte im Leben ausmachen, als: Glaube, Liebe, Ehe, Geſetz, Sittlichkeit u. ſ. w. aufgefaſert und locker gezupft werden. Darum ſehen wir in Frankreich das Contagium aus dem Leben in das Drama übergetragen und von da wieder zurück ins Leben eingreifen.

Im franzöſiſchen Drama ſchreiten wir nach und nach vom Unäſthetiſchen zum Widernatürlichen, vom Unmoraliſchen zum Sittlich-Verwerflichen, vom Verwerflichen zum Verdammlichen, vom Verdammlichen zum Häßlichen, vom Häßlichen zum Schändlichen! Im franzöſiſchen Drama ſchreiten wir vom Spieltiſch zum Selbſtmord, vom Selbſtmord zur Morgue, von der Morgue in die Folterkammer! Im franzöſiſchen Drama zündet man eine Kirche an, um ein Ei mit Effekt daran zu braten; man deſtituiert eine Gottheit, um an ihrem Platz eine Hohnparodie vorzunehmen; man begeht einen Mord, um einen wirkſamen Ausruf dabei anzubringen, und man beißt aller Scham den Kopf ab, um dabei eine erſchütternde Grimaſſe ſchneiden zu können. Die Franzoſen ſehen das an, ſie drängen ſich dazu, ſie hören Gebet und Blasphemie, Sentenz und Läſterung nur aus dem Urteilspunkt an: wie wird es geſagt? Iſt es geiſtreich, pikant, erſchütternd, ergreifend, ſo iſt das, wie es gedacht und geſchehen iſt, Nebenſache.

Der Franzoſe ſtatuiert bloß aus gewiſſen Kulturprinzipien verſchiedene Satzungen der Liebe, der Ehe, der Religion, der Politik, der Moral, des ſozialen Lebens, der Kaufmannswelt, der literariſchen Kreiſe u. ſ. w., doch ſie dünken ihm alle bloß notwendige Polizei- und Vorſichtsmaßregeln, aber von ihrer Harmonie im Weſen der Geſamtheit, von ihrem ewigen Zuſammenhange mit der Wahrheit und dem Götterſinn, von ihrer geheiligten Kombination unter ſich zum unſterblichen Ganzen will er keine Idee haben, und daher ſieht er der Proſtitution aller dieſer einzelnen Rechts- und Tugendbegriffe auf der Bühne mit eben der Gleichgiltigkeit zu, mit welcher er die „Perruques“ und „Mayeux“, das „ancien regime“ und die Friſur „à la maréchal“ parodiert, perſiflirt und auf die Bühne gebracht ſieht.

Anders aber geſtaltet ſich gottlob die Sache bei uns Deutſchen oder doch wenigſtens bei einem großen Teile von uns!

Wir haſſen nun einmal jede Nudität, ſowohl die phyſiſche als die geiſtige und moraliſche. Sowie ein Schweigen über dem germaniſchen Urwald liegt, ſo liegt über dem Gemüt des Deutſchen ein Schweigen über gewiſſe Gegenſtände des Lebens und über gewiſſe Tiefen in ſeinem Herzen ein Schweigen, welches er nicht gerne durch räſonnierendes Grübeln und herausheßendes Anſprechen unterbrechen läßt.

Es iſt von anerkannter und ausgeſprochener Wahrheit, daß dem deutſchen Volke nichts ſo im grunde ſeiner Weſenheit zuwider iſt, als jede Enthüllung des weiblichen Weſens, des Weſens der Liebe und der Ehe und des Weſens ſeiner ſittlichen Keuſchheit überhaupt. Dieſe Züchtigkeit des deutſchen Charakters, die ſich faſt zu pedantiſch von dem Verhüllten auf das Verhüllende und von der Idee auf das Symbol erſtreckt, ſollten unſere dramatiſchen Dichter — von den Novelliſten will ich hier gar nicht reden, obwohl auch ſie reif ſind — ehren, und nicht es mit den ſescenniſchen Tönen und Liedern aus der laxen Kultur-Totalität Frankreichs unterbrechen.

Unſere dramatiſche Muſe — wenn man ſie ſo nennen kann — läuft das ganze Jahr alle Tage auf den Pariſer Wochenmarkt, um die deutſche Küche zu beſtellen. Die Franzoſen ſind keine Narren. Sie haben aus der deutſchen Literatur Philoſophie, Idealität, Tiefe und Erhabenheit geholt. Wir holen zum Austauſch frivole Vaudevilles, ſteinzermalmende Tragödien und laxe, inhaltloſe, unſittliche Dramen!

Wir wollen einen Augenblick bei der Mamſell von Belle-Isle verweilen.

Zergliedern wir dieſes Schauſpiel, ſo finden wir außer einigen einzelnen Szenen, die bloß theatraliſch, aber nicht einmal dramatiſch ſind, gar nichts, was uns für die Frivolität des Stückes entſchädigen könnte, wenn wir auch zugeben wollten, was wir aber nicht können, daß irgend eine Vortrefflichkeit der Ausführung auch nur im mindeſten die Wahl des Stoffes entſchuldigen kann.

Wir haben die Anekdote, die dieſem Drama zu grunde liegt, ſowohl die Wette als das Würfelduell, in irgend einer der chroniques scandaleuses von Frankreich geleſen, können aber nicht mehr ſagen, ob in den vielen Memoiren von alten Kotillons, ob in den Scharteken des Oeil de Boeuf oder ſonſt in den voluminöſen Unſterblichkeitsbehältern franzöſiſcher Sittenloſigkeit. Ein Mann wettet mir nichts dir nichts, ohne alle Motivierung und bei den Haaren herbeigezogen, daß er von jedem weiblichen fremden Weſen, Frau oder Mädchen, binnen vierundzwanzig Stunden ein Rendezvous bekommt. Der Herzog glaubt das Rendezvous erhalten zu haben und wirft einen Zettel aus dem Fenſter der Schönen, um dem Bräutigam des Mädchens zu beweiſen, daß er ſpät abends in ihrem Zimmer ſei.

Die Marquiſe von St. Prie, die frühere Geliebte des Herzogs, weiß ſich ſelbſt an die Stelle des Mädchens (Mademoiſelle Belle-Isle) zu bringen, empfängt den Herzog, und er iſt und bleibt in dem Wahn, er habe ein Rendezvous mit der Belle-Isle gehabt. Abgeſehen von der fingerdicken Unwahrſcheinlichkeit einer ſolchen Täuſchung liegt in dem Betragen der Marquiſe, wenn wir alle Ruchloſigkeit der ganzen Entrepriſe überſehen wollen, etwas Wider-

liches, welches die innerſte Seele empört. Der Herzog ſelbſt, ein Roué, wie ſelbſt ſein entadeltes Zeitalter keinen geſehen hat, iſt wohl liſtig genug, um zu ahnen, daß die Marquiſe das Rendez-vous-Billet ſchrieb, iſt aber nachher ſo einfältig und ſo arglos, daß er bei allem Befremdlichen und bei allen Schwüren Belle-Isles nicht auf den ſo ganz naheliegenden Gedanken kommt, die von ihm gekränkte, verlaſſene und intriguante Marquiſe könnte ihm einen Poſſen geſpielt haben. Nach dem zweiten Akte beginnt die Sache langweilig zu werden. Die hereingewürfelte alte Würfelduellgeſchichte bringt nur eine matte, momentane Aufregung in die ſchleppende Handlung, und endlich kommt ein wahrer Komödiencoup, ein deus ex machina, eine plötzliche Miniſterverhaftung, welche den Knoten ſtramm zerhaut und die Sache hübſch ausgleicht, nicht als ob es ſich um das Lebensglück der d'Aubigny oder um die Exiſtenz von mehreren Menſchen gehandelt hätte, ſondern als ob eine Salon-Tracaſſerie oder eine Schmoll- und Maulſzene gut zu machen geweſen wäre.

Das Stück iſt gut gemacht in ſeinen Einzelnheiten, aber es ſteht durchaus nicht gegliedert da, es iſt keine Seele des Ganzen, es ſchlottert aneinander, und nur der fünfte Akt iſt ergreifend, erſchütternd, durch die Szene zwiſchen Belle-Isle und d'Aubigny, und im Ganzen ſind wohl hie und da Funken von Geiſt und Spuren eines großen glänzenden Talentes.

Das Ding erſchüttert, ja! Es ſpannt unſer Intereſſe, ja! Wir folgen mit offenem Munde und aufgeriſſenem Auge, ja! Wir halten den Atem an und werden überraſcht, durchzuckt, ja!

Aber wie? wodurch? Es iſt nicht alles eins, ob man von einer ſchönen Empfindung erſchüttert wird oder von einer Pulver-Exploſion! Es iſt nicht gleich, wie man erhoben wird, ob von einer großen Idee oder von einem Galgen! Es iſt nicht dasſelbe Reſultat, wie man uns Thränen entlockt, ob durch eine rührende Rede oder durch Stockprügel! Es iſt nicht gleich, wie wir geſpannt werden, ob durch die Regung des Herzens oder durch die Dehnleiter!

In dieſem Stücke iſt keine Handlung, denn es geſchieht bloß alles; es iſt eine Geſchichte, die ſich Kaffeeſchweſtern, und nur die älteſten, ganz ſachte und leiſe in die Ohren ziſcheln. Von Charakter iſt keine Spur da; der Herzog, dieſer Frauen-Nimrod, dieſer Unwiderſtehliche, dem kein Herz zu feſt und keine Tugend zu unzugänglich ſein ſoll, durch welche Gaben hat ihn der Verfaſſer ausgeſtattet, um dieſen Zauber zu rechtfertigen?! Weder Geiſt noch Liebenswürdigkeit, weder Adel der Geſinnung, wenn auch nur erheuchelt, noch des Witzes und der Rede Zauber; nichts iſt an ihm, als ein reichgeſticktes Kleid, und der offene unverhohlen zur Schau getragene Unglaube an Unſchuld und Tugend und Frauenehre! Iſt das ein Charakter? Und die Marquiſe von St. Prie? Eine herzloſe Kokette, die ſogar alles weiblichen Stolzes bar iſt, jenes

Stolzes, der selbst in dem verworfensten Weibe wohnen muß, wenn sie nicht ästhetisch ekelhaft sein soll. Sie gebraucht eine Intrigue, um sich die größte Erniedrigung selbst zuzufügen, ihr ganzes Selbst der eigenen Verachtung preiszugeben, und zu welchem Zwecke? Das ist nicht bekannt! Was wäre denn nun daraus erfolgt, wenn die Sachen eine andere Wendung genommen hätten? Wie wäre der Herzog bestraft? Und Demoiselle Belle-Isle? Ist sie ein Charakter? Nein! Sie ist ein ganz gewöhnliches Mädchen, ein tugendhaftes zwar, aber ein passives, an ihrer Tugend ist nichts Dramatisches, sie leidet, weint, weint und leidet, und heiratet endlich! Und d'Aubigny? Ist das ein Charakter? Nun ja, er ist nicht charakterlos, aber mehr auch nicht um ein Haar. Ein Bräutigam, der wähnt, daß jemand von seiner Braut ein Rendezvous erhalten, und sie verläßt, ist eine Alltagserscheinung; daß er sich deshalb mit seinem vermeinten Nebenbuhler schlägt oder schlagen will, ist ebenso Rokoko. Die Würfelgeschichte scheint charakteristisch zu sein, ist aber ein bloßer Theatercoup, denn der Begriff von wahrer Ehre verträgt sich mit diesem Streich nicht, die Ehre ist kein Goldstück, das man auf Würfel setzt, und ein point d'honneur ist kein point, das mit einem Pasch abgemacht wird.

Und das will man uns als „Leichtsinn" verkaufen? Leichtsinn, wenn der Glaube an weibliche Tugend, dieser Grundpfeiler aller sozialen Seligkeit, in völlige Negation gestellt wird? Leichtsinn, wenn mit Frauentugend, mit Brautglück, mit den heiligsten Gefühlen des Daseins ein frevelhaftes, entwürdigendes Spiel getrieben wird? Leichtsinn, wenn der Herzog den Ruf und die Tugend eines Mädchens um fünfhundert Dukaten verwettet? Leichtsinn, wenn ein Weib die edelste Empfindung: die Liebe einer Tochter zu ihrem Vater, zu ihrem Frevel mißbraucht und dann noch ausruft: „Es ist doch schön, eine edle That zu begehen!"? Wahrlich, wenn das alles „Leichtsinn" ist, so hat die Entartung der Natur nichts in ihrem Reich, was dagegen mit dem Ausdruck: Laster belegt werden kann! Und wo sind die abschreckenden „Folgen" dieses Leichtsinns? Es geht ja alles so, wie man ein Haar aus der Milch zieht, alles so gut und selig am Ende, daß der Herr Herzog die Erfahrung mitnehmen kann, solche Streiche gleicht das Schicksal gutmütig und ohne alle bösen Folgen aus!

Im Dialog ist weder Schönheit des Ausdruckes noch Fülle des Gedankens, keine einzige Rede, in welcher irgend einer Empfindung oder einer Erhebung oder auch nur einer Erheiterung das Wort geredet würde.

So viel zu Alexander Dumas als deutscher Kritiker zum französischen Dramenfabrikanten.

Die Bearbeitung für die hiesige Bühne ist geschickt, zeugt von einer bühnenkundigen Hand und läßt sehen, daß auch die Abänderungen mit tiefer Einsicht und mit glücklichem Erfolge geschehen

ſind. — Das Stück erfreute ſich am Ende langen und lauten Beifalls.

Man erlaube uns bei dieſer Gelegenheit eine Bemerkung zu machen, die vielleicht nicht ganz ohne Grund iſt. Unſere deutſchen Schauſpieler ſpielen ganz anders in einem deutſchen Stücke und ganz anders in einem franzöſiſchen Stücke.

Im deutſchen Stücke hat der Darſteller bloß ſeine Individualität zu verleugnen, die Darſtellerin hat bloß zu ſehen, daß ſie eine Gräfin, eine Baronin, eine Herzogin darſtelle. Im franzöſiſchen Stück muß die darſtellende Perſon ſich zweimal verleugnen, erſtens ihre Individualität, zweitens ihre Nationalität, ſie muß nicht nur einen Grafen oder eine Gräfin, ſondern ſogar einen franzöſiſchen Grafen und eine franzöſiſche Gräfin vorſtellen u. ſ. w.

Wenn nun unſer Darſteller einen deutſchen Mitmenſchen darſtellen ſoll, ſo reflektiert er über ihn, abſtrahiert und addiert von ſeinem Mitmenſchen nach Belieben und giebt ſeinem Charakter am Ende eine Art von allgemeiner Geltung, hilft ſich in beſonderen Verlegenheiten mit dem Gefühl der Gleichheit, mit welcher die ihm von Geburt aus verknüpften Naturen nebenanſtehen, und bringt, ſelbſt wenn im Galopp hineingeſpielt wird, eine Figur zuſammen, die in Ton, Geſang- und Haltweiſe ſo ziemlich dem beabſichtigten Originale gleichſieht oder ähnelt.

Anders aber wird es wenn die deutſchen Darſteller franzöſiſche Perſönlichkeiten präſentieren ſollen. Da fängt bei den meiſten die Mockturtle-Suppe an! Es gilt nicht nur, einen anderen Charakter, ſondern einen andern Typus, ein anderes Naturell anzunehmen! Da haben die Männer beſſer Spiel. Wir kennen ſie in Deutſchland zum Teil perſönlich, die ſauberen Helden des franzöſiſchen Dramas! Sie ſind ſeit 1793 bis 184⁰ genug zu uns gekommen und haben genug unter uns ſich ſelbſt geſpielt. Da konnten unſere Schauſpieler ſtudieren, Modelle abreißen und die franzöſiſche Schauſpielkunſt lernen, nämlich die Kunſt, mit ein bischen naiver und draſtiſcher Perſönlichkeit all die Anforderungen des Publikums im Parterre, Stalles und Logen zu bezahlen. Aber unſere Schauſpielerinnen, wo lernen ſie all die frivolen Griſettes, all die blaſierten Salondamen und all das radſchlagende Manege der tauſend bonnes enfants und enfants perdues zu erfaſſen, zu ergründen und darzuſtellen? Wie ſie es auch anſtellen, es bleibt immer ein fremder Accent in der Darſtellung. Der Schwerpunkt, den der franzöſiſche Darſteller franzöſiſcher Charaktere in ſich ſelbſt findet, iſt nicht da, und wo dieſer fehlt, überſtürzt ſich die Darſtellung entweder ins Geſpreizte oder ins Exzentriſche! Was dort Beweglichkeit iſt, wird hier ein Herumwerfen, was dort Entwicklung iſt, wird hier eine in Ecken und Winkel geworfene Unnatur, und was dort Effekt, Schlaglicht iſt, wird hier Grimaſſe, Übertreibung, Lamentoſo, Doloroſo, Jammerſchrei.

Dichtungen
für
heitere Deklamation.

Frauenherz und Eisenbahn.

Ein Frauenherz und eine Eisenbahn, sie gleichen
Sich alle beid' fast auf das Haar;
Wer so mit beiden fährt, ist gar nicht mehr sein eigen,
Der fremden Macht gehört er ganz und gar,
Den eig'nen Willen muß man ganz vergessen,
Ist man auf beiden einmal — aufgesessen.

Bevor man so ein Frauenherz befahren,
Da geht's mit seinen Aktien Ha'loh!
Doch fängt man endlich an, darauf zu fahren,
So fahr'n die Aktien zurück: o ho!
Trotz Passagier und allem Larifari
Sieh'n doch die Herzensaktien niemals — pari!

Ein Frauenherz geht vorwärts, ungezügelt,
Es trotzt der Zeit, dem Elementenkampf,
Und die geheime Kraft, die seinen Lauf beflügelt,
Ist, wie bei einer Eisenbahn: — der Dampf.
Will es geschwinder noch in seinem Lauf von dannen,
Braucht's einen Hansdampf nur noch vorzuspannen.

Ja, mit dem Hansdampf ist gar nicht zu scherzen,
Er schnaubt und pfeift in seiner Seele tief,
Und schleppt oft sechzehn leere Frauenherzen
Gleich fort mit sich, wie ein Lokomotiv,
Und ist das Frauenherz nicht weit gescheiter,
So kommt mit lauter Pfiff er immer weiter.

Ein Frauenherz weiß seine Fahrt schon zu belohnen,
Macht bei dem Hauptziel manchen Nebenschritt,
Es macht gar oft so — Zwischenstationen —
Und nimmt so nebenbei noch manchen mit,
Und mit der Zeit, so will's bisweilen uns gemahnen,
Baut sich das Frauenherz auch — Flügelbahnen.

Die Billetdoux zur Fahrt bekommt man durch die Kasse,
Sie spielen alle Farben: gelb und grau und grün,
Wer mehr bezahlt, bekommt die erste Klasse,
Doch deshalb fahren sie nicht besser d'rin.
Und wollt ihr in die Frauenherzen schauen,
So sitzen in der dritten Klass' — die Grauen.

Hat man das Frauenherz versäumt nur die Sekunde,
So geht es ab; da hilft kein Rasen, Schrei'n;
Doch laufe man nicht nach, man warte eine Stunde,
Dann kommt's zurück und ladet ein;
Oft sagt's: „Ich fahre ab!" und wartet doch noch häufig,
Im Technischen heißt das: „Der Zug geht so beiläufig!"

Jedoch man muß gesteh'n, Sie werden schon erlauben,
Die Frauenherzen sind sehr frequentiert;
Man braucht sich nach der Fahrt nicht abzustauben,
Besonders schnell wird man da expediert;
Im Gegenteil, man hat kaum Platz genommen,
So ruft man schon: „Ach Gott, wie bin ich ungekommen!"

(Zum Publikum).

Nicht wahr, jetzt lachen Sie wohl, meine Herren,
Weil es den Frauen gilt, ich selber sag',
Ich bitte Sie, zu viel sich nicht darauf zu sperren,
Wer weiß, was von dem Mann zu sagen ich vermag!
Ach! Sie erschrecken? Gut! ich lasse Gnad' ergehen,
Jedoch, geborgt ist nicht geschenkt — auf Wiedersehen. (Ab.)

(Beim Hervorrufen).

Wie! Hör' ich recht? Ich soll noch einmal kommen,
Sie fürchten meine letzten Worte nicht?
Wohlan! Zuerst schön Dank! (verneigt sich) und nun hab ich mir vorgenommen
— Und wie gerufen kommt mir die Geschicht' —
Ich rede jetzt und drohte mir auch Köpfung,
Vom Mannesherzen, vom Wauwau der Schöpfung.

Ein Männerherz — darauf muß ich mich spreizen,
Ein Männerherz ist gleich der Eisenbahn,
Man muß das Männerherz beständig heizen,
Und alle Augenblicke schnaubt es grob uns an,
Und nötig sind ihm oft die bösen Zangen,
Denn sonst ist gleich sein Feuer ausgegangen.

Ein Männerherz ist ein Waggon, ein breiter,
Man rückt da dutzendweise nur heran,
Wahr ist's, man kommt damit wohl immer weiter,
Denn so ein Männerherz — das hält nicht an —
Und mit dem Billetdoux geht's zu — ich wette,
Auch ohne Platz vergiebt es noch Billete.

Ja, solch' ein Männerherz hat Vorzug, unverhohlen,
Noch vor der Eisenbahn wohl irgendwo,
Man braucht kein Holz, braucht keine Kohlen,
Ein Männerherz, das heizt man auch mit — Stroh.
Kurzum, es gleicht der Eisenbahn in allen Arten,
Denn, wenn man will, macht es auch — Extrafahrten.

(Zum Publikum.)

Ist's wahr? Hab' ich nicht recht? Was sagt mir Ihre Miene?
Ich weiß, Sie nehmen mir den Scherz nicht schief!
Ich, ich kann nichts dafür, ich bin bloß die Maschine,
Der Dichter, von dem's stammt, ist die Lokomotiv'!
Sind Sie, Verehrteste, mit mir nicht gut gefahren,
Soll die Lokomotiv' von mir es schon erfahren.

Sanftes Ehestands-Duettino.

(Für Trommel und Kontrabaß ausgesetzt.)

Er.

Im Himmel, sagt man, werden alle Ehen
Geschlossen, und warum nicht auf der Erd'? —
Auf daß, wenn man ihn ruft in Leid und Wehen,
Um's Himmelswillen uns der Himmel hört.
Allein, wenn sie geschlossen sind, so sagt der Himmel allen:
„Alles! Partes!" — Man ist aus seinem Himmel dann gefallen!

Sie.

Ja wohl! Im Himmel werden sie geschlossen,
Die Ehen! — Und warum nicht auf der Erd'? —
Weil dort die Männer leichter sind entschlossen
Zum Ehstandshändchen, daß sie uns bescheert;
Im Himmel muß der Mann zum Ehstand greifen
Denn in dem Himmel giebt's nicht Wein, nicht Pferd', nicht Pfeifen.

Er.

Geſchloſſen wird die Eh' von himmelswegen,
O ja! und krumm geſchloſſen noch dazu!
Man kann dabei ſich gar nicht mehr bewegen,
Geſchloſſen und beſchloſſen iſt die Ruh'!
Dann ſpricht ein jeder von den Eh'genoſſen:
„Beim Himmel! Ich hab' mit dem Himmel abgeſchloſſen!"

Sie.

Und weil ſie oben nur geſchloſſen werden,
Im Himmel, unterm blauen Hochzeitsflor,
D'rum ſchlägt die arme Ehefrau auf Erden
Den trüben Blick zum Himmel ſtets empor.
Seufzt: „Was der Himmel hat geſchloſſen auf Verlangen,
Das iſt auf Erden wied'rum aufgegangen!"

Er.

Und wenn der Himmel Hochzeit ſchließt da oben,
Da hängt er immer voller Geigen auch;
Die Eh'ſait' iſt aus lauter Duft gewoben,
Sie klingt ſo ſanft wie Aeolsharfenhauch!
Doch auf der Erd', — im Reich der Papataſchen —
Da werden's lauter Kontrabaß und Bratſchen!

(Begleitung.)

Sie.

Der Kontrabaß, er hat die Ehr' zu danken, —
Und auch die Bratſche macht ihr Kompliment —
Doch fordern ſie den Mann noch in die Schranken,
Er ſpielt das allergröbſte Inſtrument;
Gleich poltert er und tobt und ſchreit: „Sie volo!"
Und macht die Bratſche ſtill mit einem Paukenſolo!

(Begleitung.)

Er.

Viel haben wir von Griechenland erworben,
Doch eins iſt wunderbar, bei meinem Wort,
Die Sokrates ſind alle ausgeſtorben,
Xantippen aber pflanzen gut ſich fort!
Zwar haben ſie nicht alle griech'ſche Naſen,
Allein ſie brummen alle wie Xantippen's Baſen.

(Begleitung.)

Sie.

Der Mann iſt wie ein Buch. Bevor man es gefunden,
Voll Neugier man auf ſeinen Inhalt brennt;
Doch hat man es und lieſt's in müß'gen Stunden,
So findet man die Fehler all' am End'!
Wenn man ein Schäferbuch gekauft mit leiſen Klagen,
In kurzer Zeit ſchon wird mit Pauken d'rein geſchlagen.
(Begleitung.)

Er.

Das Weib iſt wie ein Buch, ſo ein Kalender,
Ein hübſches Titelblatt — (auf das Geſicht zeigend) —
und Blumenkron',
Ein bischen Inhalt, und ganz breite Ränder,
An jedem Tag — ein anderer Patron.
Noch heute kündet's Sonn' und Heiterkeiten,
Und morgen brennt der Stern von allen Seiten.
(Begleitung.)

Sie.

Wie ein Gebirge iſt der Mann; an Ecken, ſteile,
Bricht ohne Anklang ſich der zart'ſte Laut,
Und er erwidert nur die kleinſten, letzten Teile
Von Schmerz und Luſt, die innig ihm vertraut.
Allein löſ't ſich ein Stein von ſeinem Herzensſteinbruch,
Da rollt's und poltert's wie bei Donnerwetters Einbruch.
(Begleitung.)

Er.

Wie ein Gebirge iſt das Weib; im Widerſprechen
Pflanzt jedes Wort ſie zwanzig mal noch fort;
Ja ſie behält, wenn ſich auch tauſend Stimmen brechen,
Dem Echo gleich, doch ſtets das — letzte Wort.
Man darf nur einen Laut ihr noch ſo leiſe ſummen,
Sie wird im Widerhall die ganze Skala brummen.

Sie.

Wie eine Glocke iſt der Mann, er lärmt und läutet,
Und miſcht in jeden Lebensfall ſich ein!
Ihm iſt es gleich, ob Tod, ob Hochzeit es bedeutet,
Er ſchreit ſtets gleich mit vollem Hals darein,
Und in das Haus, vom kleinſten Schein geblendet,
Er gleich die große Feuertrommel ſendet.

Er.

Wie eine Glocke ist die Frau, denn oft im Leben
Hängt krank und frei sie da an einem — Strick.
Und geh'n die Glocken auch nach Rom zum Fest soeben,
Stellt sich das Ratschen ein im Augenblick;
Doch in dem Haus, im lieben Eh'standsrocke,
Da brummt den ganzen Tag die Zügenglocke.

Sie.

Den Wolken gleich sind Männer! In den gelben
Und blonden steckt doch nichts als Staub und Wind,
Die schwarzen scheinen furchtbar, doch dieselben
Entleeren sich und platzen gar geschwind,
Und aus der Eh'standswolke, — ach, ihr guten Götter!
Platzt gleich ein Wolkenbruch mit einem Donnerwetter.

Er.

Die Wolken in der Luft wohl sind die Frauen,
Wer Wind nur macht, der treibt sie hin und her,
Die stolzen fliegen hoch empor zum Blauen,
Und sind gewöhnlich alle hohl und leer;
Doch wenn zwei Wolken zur Visite sich begegnen,
Da geht das Brummen los, als wollt' es Bratschen regnen.

Sie.

Den Eisenbahnen gleich ist's Männerleben
Sie führen uns stets an — mit einem Pfiff!
Gar oft geht ihnen 's Feuer aus daneben,
Da hilft nun weder Pfiff noch Kniff:
Dann fährt aus ihrer Brust ein leer Gerassel,
Es zischt und gischt wie leerer Donnerrassel.

Er.

Den Eisenbahnen gleich sind auch die Frauen.
Durch Dampf macht man die glänzendste Partie,
Und sitzt man einmal auf, dann kann man schauen,
Heraus da hilft man sich wohl selber nie;
Und liegt das kleinste Steinchen in der Schiene,
Da knurrt und brummt die ganze Eh'maschine.

Sie.

Doch wiederum ſind Männer wie die Bienen,
Sie ſummen zwar, jedoch aus Emſigkeit,
Zum Zellenleben folgen gern wir ihnen,
Denn da regiert das Weib zu jeder Zeit;
D'rum, wenn die Bien' auch poltert in der Zelle,
Beim Donner, ſagt man, wird der Honig helle.

Er.

Doch wiederum ſind Frauen auch wie Bienen,
Sie ſummen wohl, doch nur zur Süßigkeit,
Sie ſchwärmen wohl, allein wir danken's ihnen,
Ihr Schwärmen deutet auf die Honigzeit.
Mir wäſſert ſchon der Mund, — ich muß verſtummen!
Die Honigſammlerin, ſie mag ein bischen brummen!
So, liebſter Kontrabaß —

Sie.

So, liebſter Trommelkönig!

Er.

Ein bischen Brummen —

Sie.

— ein bischen Donnern, wie ich ſag' —

Beide (geben ſich die Hände).

So brummen wir und donnern wir ein wenig,
Bis die Poſaun' ertönt am jüngſten Tag.

(Hier ertönt ein Poſaunenſtoß.)

Männlich und Weiblich.

(Mann und Frau ſitzen in zwei Winkeln des Zimmers.)

Der Mann.

Was weiblich iſt und Weibernamen trägt,
Iſt falſch und Falſches auch im Buſen hegt!
Das iſt ja klar und leicht beſchreiblich:
Die Falſchheit heißt's, denn ſie iſt weiblich.

Die Frau.

Was männlich iſt und Männernamen trägt,
Nur Arges ſtets im rauhen Buſen hegt!
Das iſt ja klar und unverkennlich:
Der Argwohn heißt's, und der iſt männlich.

Der Mann.

Ein Weib, und wenn es zehn mal ſchwört,
Hat immer doch den Mann bethört:
An vielen hängt ſie, glaubet mir:
Die Untreu' heißt's, das ſpricht dafür!

Die Frau.

Ein Mann, und wenn er zehnmal flucht,
Läßt doch kein Mädchen unverſucht,
Gewechſelt muß es immer ſein;
Der Wechſel heißt's; — wer ſpricht hier: Nein?

Der Mann.

Ein Weib, das bleibt ſich niemals gleich,
Iſt täuſchend wie das Wetterreich,
Und lacht und weint zum Zeitvertreib:
Die Laune iſt wohl auch ein Weib?

Die Frau.

Verdrießlich iſt der Mann im Haus
Und zieht die Stirne finſter kraus,
Er brummt, wo er nur immer kann:
Der Unmut iſt wohl auch ein Mann?

Der Mann.

Iſt ein Geheimnis wo verſteckt,
Das Weibchen d'rein ihr Näschen ſteckt,
Sie horcht und ſpäh't und forſchet ſchlau:
Die Neugier heißt's, man kennt die Frau!

Die Frau.

Zu allem, was man ſpricht und denkt,
Ganz naſeweis der Mann ſich drängt,
Und ſchlägt ſich oft die Stirne an:
Der Vorwitz heißt's, man kennt den Mann

Der Mann.

Und was das Weib nicht all's verthut,
Bald einen Shawl, bald einen Hut!
Was wendet sie an Putz und Zier?
Die Mode ist ein weiblich Thier!

Die Frau.

Und was der Mann nicht all's verpraßt
Und zecht und trinkt mit seinem Gast,
Trinkt Wein und Punsch und bairisch Bier;
Der Trunk ist ganz ein männlich Tier!

Der Mann.

Die Flittertage sind verrauscht,
Das Weibchen nun auf Zank nur lauscht:
In Weibsgestalt sieht dann der Mann
Die Hölle in der Nähe an!

Die Frau.

Die Flittertage sind vorbei,
Das Männchen wird nun wild und scheu,
In Mannsgestalt geht dann dem Weib
Der Teufel selber auf den Leib!

Der Mann
(näher rückend und einlenkend).

Zwar wird beim Weib, man muß gesteh'n,
Und weiblich oft auch das gesch'n,
Was zart und hold ins Leben scheint:
Die Schönheit sagt, wie ich's gemeint.

Die Frau
(auch näher rückend).

Zwar stellt den Mann, ich läugne nicht,
So manches Ding in schönes Licht,
Oft spricht sich Edles männlich aus:
Der Anstand ist beim Mann zu Haus.

Der Mann.

Das schönste Pflänzchen in der Welt,
Das Weib es in den Händen hält:
Wie heißt das Pflänzchen, zart gehegt?
Myrte, die die Liebe pflegt!

Die Frau.

Das beste Reis im ganzen Land
Gedeiht nur unter Männerhand;
Wie heißt das Reis so fruchtbeschwert?
Der Lorbeer, den der Ruhm genährt!

Der Mann
(aufstehend und zu ihr hintretend).

Doch der Gefühle Hochgefühl
Dem Weiblichen zu Teile fiel,
(vor ihr hinkniend))
Zu deinen Füßen zieht es mich;
An die Versöhnung mahn' ich dich!

Die Frau
(ihn aufhebend.)

Du schließest mir den Mund recht schlau,
Das letzte Wort hat doch die Frau;
Und daß der Mann es dulden muß,
(indem sie ihn küßt)
Beweiset der Versöhnungskuß.

„Na!"

Man glaubt gewöhnlich so im Leben,
Es käm' nur auf die Größe an;
Ich aber will ein Beispiel geben,
Daß oft das Kleinste groß sein kann.

Das Wörtchen „Na", man sollte meinen,
Von keinerlei Bedeutung spricht's,
Mit einer Silbe zu erscheinen,
Das ist so gut ja wie ein Nichts;
Da kann man größ're Worte haben:
Der „Federmesser-Fabrikant",
Der „Festungs-Mauer-Wassergraben"
Der „Pulvermagazinen-Brand",
Und noch mehr Worte so dergleichen,
Die wie Gebirge stehen da;
Und doch sind sie nicht zu vergleichen
Mit dem ganz winz'gen Wörtchen „Na"!

„Na"! sagen Sie schon ungeduldig,
„Kömmt aber der Beweis noch nicht?"
Na! nur Geduld, ich bin nicht schuldig,
Der Dichter schrieb so dies Gedicht.
Im Wörtchen „Na" liegt Lieb' und Schmollen,
Auch Vorwurf, Trotz und Schelmerei;
Versöhnung, Neigung, Lust und Grollen,
Koketterie und Neckerei.

Nanette und die Tante sticken,
Nanette schaut durchs Fensterglas;
„Na!" brummt die Tante, „welche Blicke!
Du ungezog'ne: schickt sich das?" —
„Na!" sagt das Nichtchen, „welch' Vergehen,
Als ob das eine Sünde wär'!"
Doch nicht umsonst hat sie gesehen,
Denn ihr Geliebter kömmt daher.
„Wie kömmt er spät! Das soll er büßen!"
Schon wetterleuchtet ihr Gesicht,
Er stürzt herein zu ihren Füßen.
„Na!" schmält sie, „ziere Dich nur nicht!
Wo Du geblieben, bleib' auch künftig,
Ich hab' Dich wahrlich nicht vermißt!"
„Na!" fleht er, „Nettchen, sei vernünftig,
Ich weiß nicht, wie Du heute bist."

„Na!" schmollt sie, „hat sich was zu wissen,
Wenn der Patron bei Andern bleibt."
„Na!" ruft die Tant' vom Nähekissen,
„Wer weiß, wo der herum sich treibt!" —
„Na, na!" sagt er, „herumgetrieben?
Wo sie nicht ist, hab' ich nicht Ruh'."
Sie blinzelt! „Na! wo bist geblieben?
Es spricht, ich höre Dir ja zu." —
— „Ich bring' Dir etwas, rat' Nanette!" —
„Du? na! das wird was Rares sein!"
— „Na, schau! es sind Konzertbillette,
Ich führe morgen Dich hinein."
Dergleichen, weiß man, muß versöhnen,
Sie lächelt schlau: „Na! so gieb her!
Mein gutes Herz wird Dich verwöhnen,
Das Schmollen wird mir gar zu schwer."

Er will versöhnt sie nun umfassen,
„Na!" ruft sie aus und kehrt sich weg.
„Na!" schmeichelt er, will sie nicht lassen,
„Na, na!" grollt sie, „das ist doch keck!" —

Er will sie dringender umfangen;
„Na! Süße!“ fleht sein heißer Mund;
„Na denn!“ spricht sie, und reicht die Wangen
Dem Glücklichen zum Liebesbund.
„Na na! was für ein Liebgekose?!“
Ruft nun die Tante brummend aus.
„Na, Tantchen! hier ist eine Dose,
Dies Prischen ist ein wahrer Schmaus.“

Sie bitten nun um ihren Segen
Und fleh'n: „Na, liebes Tantchen, na!“ .
Da schmunzelt sie: „Na! meinetwegen,
Da habt Ihr euch, ich sage Ja!“ —
„Na endlich!“ rufen sie voll Freude,
„Das ist doch noch ein Tantchen, na!“
„Schon gut!“ sagt sie und wehret beide
Halblächelnd von sich ab: „Na, na!“

Nun wend' ich mich an euch hier Alle,
Und frage: „Na! hab' ich nicht Recht? —
Wenn's auch zum Besten nicht gefalle,
Heißt's doch wohl: „Na! es ist nicht schlecht!“

Ei!

Ein Silbenspiel.

Seitenstück zu dem Gedichte „Na!“

Die Silbe „Na“, die kann sich glücklich preisen,
Es nahm ein Dichter sich schon ihrer an;
Um ihre Wichtigkeit uns zu beweisen,
Verfaßt er: „Na“, ein völliger Roman.
Die Silbe „Ei“ jedoch wird kaum beachtet,
Man glaubt, sie hab' im Leben kein Gewicht,
Darum hab' ich sie näher mir betrachtet,
Und widme nun ihr dies Gedicht.
Die Silbe „Na“ ist früher zwar gekommen,
„Na“ das ist nun nicht anders mehr,
Doch ob das jetzt den Mut mir hat benommen?
„Ei“, das beschämte wahrlich mich zu sehr.
Das Wörtchen „Ei“ spielt eine große Rolle
Und ist bei allen Menschen engagiert.
Der Weise wie der Narr, der Griesgram wie der Toll

Von jedem wird es in dem Mund geführt.
Ein Beispiel nur: man nennt von unserm Leben
Die Ehe als den „Hauptabschnitt" dabei,
Gewiß, weil's in der Eh' uns vorkommt eben,
Als ob das Haupt uns abgeschnitten sei.
Nun, nach den ersten Flittertagen,
Die Flitterwochen ehedem genannt,
Da sieht die Frau mit Mißbehagen
Und nestelt an dem Haubenband.
Der Mann sitzt mit geteiltem Herzen,
Das zwischen Weibchen und Cigarre schwankt,
Das nun nach Hymens Fackel nichts als Kerzen
Und einen Fidibus verlangt.
Im Winkel sitzt des Ehesatans Futter,
Der Himmel steh' den jungen Frauen bei!
Im Winkel sitzt die liebe Schwiegermutter,
Die Bratsche in der Ehemelodei;
Der Hausfreund sitzt und zupft an Vatermördern,
Streicht sich das Schöpfchen wundernett,
Und um die Zeit schnell zu befördern,
Entspinnt sich folgendes Quartett:
„Ei!" sagt der Mann, „Du wirst ja gar nicht fertig
Heut wohl mit dem vertrackten Haubenband,
Du weißt, der Wagen ist schon lang gewärtig,
Wir fahren heut hinaus aufs Land!" —
„Ei, nur Geduld, mein Herr und mein Tyrann." —
„Ei doch zum Kuckuck!" fängt nun im Solobrummer
Die Schwiegermutter aus dem Winkel an.
„Ei ei! Frau Schwiegermutter, auch schon munter?
Traktieren wieder uns mit dem Geschrei?" —
Dem Hausfreund wird das Ding stets bunter,
Er streicht das Haar und denkt im Stillen: „Ei!"
Der Mann jedoch, der still bisher gelitten,
Hält länger nimmermehr an sich:
„Ei, tausend Wetter! das muß ich verbitten,
Sei nicht so schnippisch, Frau, ich warne Dich!"
Da zuckt sie hämisch mit den Augenbrauen,
Und stemmt die Hände in die Seit' dabei,
Und nahet sich um ihm ins Aug' zu schauen,
Und saget nichts, als bloß ein schnippisch „Ei?"
Dies „Ei" scheint tiefer ihn zu treffen,
Als jedes Hohn- und Stachelwort.
„So, ei!" sagt er, um ihr bloß nachzuäffen,
„Ei!" dreht darauf mit Hast sich von ihr fort. —
„Ei, ei, ei!" sagt nun der Hausfreund leise,
„Dies Ungewitter ist mir Sonnenschein.

Darf, gnäd'ge Frau," spricht er in zarter Weise
„Ich bis zum Wagen Ihr Begleiter sein? —"
„Ei, ja wohl! Doch nur bis zum Wagen?
„O nein. Sie fahren heute mit uns aus."
„Ei ei! Ei ei! Das will mir nicht behagen!"
Brummt nun die Schwiegermutter erst sich aus.
Der Freund reicht seinen Arm der Frau behende,
Der Mann mit einem Herzen schwer wie Blei,
Der reibt verbissen sich die Hände:
„Ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei!"
So könnt' ich Ihnen vieles noch erzählen
Von dieser Silbe „Ei", mir wär' nicht bang,
Doch fürcht' ich und es kann nicht fehlen,
Sie sagen endlich: „Ei, das währet lang!"
Drum lieb ich es mit Wohlbehagen,
Wer schweigt zu rechter Zeit, ist klug;
Ich' hoff', Sie werden gütig sagen:
„Ei! für 'nen Scherz ist's gut genug."

Die Redefreiheit der Frauen.

Im Anfang erschuf Gott Himmel und Erde, Erde und Licht,
Gewächse, Bäume, Pflanzen und so weiter,
Den Löwen, den Tiger, dann erst mit edlem Angesicht
Den Menschen als König über Tier, Fisch und Kräuter,
Am sechsten Tage ward er König und dachte sich „gut",
Und hat am siebenten Tag sogleich — „geruht".

Als Vorzug vor dem dummen, stummen Tier
Hat dann der Mensch das „Denken" und „Sprechen"
bekommen;
Der Mann nahm das „Denken": „das gehört mir",
Die Frau hat geschwind sich das „Sprechen" genommen;
Der Mann dachte, als wär' er ein Ratsherr brav,
Er dachte ganz tief, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Adam dachte! Doch woran er gewiß nicht gedacht,
War: daß er im Schlaf ein Weib würd' erhalten,
Sonst wär' er lieber wach geblieben die ganze Nacht,
Und hätt' sich eilenfeit die Rippe gehalten!
Doch weil der erste Mann gedacht und geschlafen hat,
Findet an allen Ehemännern die Strafe jetzt statt.

Die erste Frau aber nahm die Sprache geschwind,
Doch was sprach sie zuerst? das waren Geschichten.
Das erste Wort zum Mann war: „Mein liebes Kind!
Laß uns doch essen von den verbot'nen Früchten."
Durch dieses Wort aßen sie und wurden gescheidt,
Das war die erste Frucht der Mündlichkeit.

D'rauf fragte der oberste Richter: „Wer hat das erlaubt?"
Und Adam hat als Advokat die Frau erhoben;
Die Frau hat sich zu entschuldigen geglaubt,
Und hat die Anklag' auf die Schlange geschoben.
Das Urteil hieß: „Marsch von Eden und mucke nicht!"
Das war das allererste „öffentliche Gericht".

Und seit jener alten paradiesischen Zeit
Findet Denken und Sprechen sich selten beisammen,
Der Denker war zum Reden viel zu g'scheidt,
Denn man sah das Sprechen tyrannisch verdammen;
Die Frauen allein in Süd und in Nord,
Die Frauen nur allein hatten das freie Wort!

Denn wo man Kaffee oder Thee schenkte ein,
Im Zirkel, im Salon oder Sälchen,
Da machten wir gleich einen „Redeverein",
Die Rede war groß und klein wie das Schälchen;
Da ward geredet, debattiert, geschrieen, gezankt,
Und so hatten wir „politische Bildung" erlangt!

Die Hausfrau sah man, grad' wie im Parlament,
Auf ihrem Divan als Lord vom Wollsack' sitzen,
Da kam bald eine Bill über's Hausregiment,
Bald eine Reform der Hauben und Spitzen;
Am Ende kam sogar eine „Monstre-Petition"
Wegen „freier Hausfreund-Association".

Da wurde gered't nicht nur, auch Urteil gefällt,
Ob Dieser oder Jener ein Aff' oder Adonis!
Wir haben uns zwar nicht zum Examen gestellt,
Doch sind sie uns angeboren die partes orationis.
Denn jedes Subjekt bekommt in unserem Rat,
Mit oder ohne Kopula schon sein Prädikat.

Wir reden über Staat, Politik, Militär und Putz,
Besonders über die inneren Finanzen;
Ja, die geheimen Ausgaben nehmen wir in Schutz,
Da giebt so gewisse Fälle im Ganzen! —
Die „Wahlfragen" besprechen wir jetzt zur Zeit,
Wir wählen Jeden, der nicht wählerisch ist!

Wir ſprechen auch herzlich, mit Liebe und Luſt,
Für den Verein, der ſich bildet für's Reden.
Frei zu reden von freier männlicher Bruſt,
Ein ſolcher Verein begeiſtert wohl jeden!
Die deutſche Sprache vor Allem iſt's wert,
Daß ſie geſchliffen werde zu Senſe und Schwert.

Kein Malheur, jedoch fatal!

Ein jeder Menſch wird oft im Leben
Geneckt von einer Zufallsſchaar,
Die g'rad kein Unglück ſind, doch geben
Zu ſchaffen ſie genug, fürwahr!
Es ſind ſo kleine Nadelſtiche,
Sie ritzen flüchtig uns die Haut,
Dabei iſt das das Ärgerliche,
Daß man zu ſchrei'n ſich nicht getraut.
Es ſind ſo winz'ge Schickſalsbiber,
Zwar nicht aus Stahl, ja kaum aus Blech,
Die Briten nennens „Trick", die Deutſchen „Stüber",
Jedoch die Römer nennens „Pech".
Es thut nicht weh, man kann nicht dran erſticken,
Es iſt ganz eigener Natur:
Poeten nennen's „Schickſalstücken",
Der Grieche nennt's „A Sekatur";
Kurz, jedermann paſſiert manchmal,
Was g'rade kein Malheur, jedoch fatal.

Ein Schnupfen, der Katarrh der Naſe,
Iſt nicht gefährlich, thut nicht weh,
— „Gebrat'ne Zwiebel", ſagt die Baſe,
Ein Weib iſt ſtets ein Arzt, per se! —
Jedoch verdirbt dem Redner er die Phraſe,
Wenn er hinaufgeht ſo ins C.
Der „Himmelsſtrahl" wird zu n'm „Hibbelsſtahl",
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein junger Geck, ganz ſchlank geſtengelt,
Tritt abends in den Zirkel ein,
Doch wie er nach dem Handkuß gängelt,
Tritt er dem Schooßhund auf das Bein,
Und als er ſchnell ſich ſeitwärts ſchlängelt,
Da ſtolpert er in Glasſchrank 'nein;

Fällt beim Umdreh'n über einen Shawl,
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Franzöſiſch wird geſpielt, und alle Väter
Geh'n en famille ins Schauſpielhaus,
Es lacht der Kunz, es lacht der Peter,
's ſieht, als ob ſie's verſtänden aus.
Da ſitzt ein Rezenſent, kein Wort verſteht er,
Zieht doch gelehrt die Stirne kraus;
Beſprechen muß er's, welche Qual!
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein Dichter ſitzt im Muſenkobel,
Dort unter'm Dachſtuhl hoch und ſchreibt,
Er träumt ſich in das Reich der Zobel,
Das ihm ein bischen Wärme treibt,
Vergnügt legt er den letzten Hobel
An ſein Gedicht und feilt und reibt,
Da ſagt des Mietsherrn Proſ': „Es iſt Quartal!"
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Bei einer Landpartie von zwölf Perſonen
Hat man ſuperb ſich amüſiert,
Man macht den Ritter hungeriger Amazonen,
Man hat im Gaſthaus alles arrangiert,
Kaffee, Melange, ſaure Milch, Melonen!
Zuletzt, als er die Koſten repartiert,
Heißt es: „Bezahlen Sie, wir rechnen dann zuſammen!"
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein Seladon ſinkt zärtlich girrend
Vor der Geliebten auf die Knie',
Er ſpricht ſo ſüß, ſo hirnverwirrend
Von der Gefühle Sympathie;
Sie iſt gerührt, und tändelnd, kirrend
Fährt in ſein üppig Haupthaar ſie.
Die Täuſchung flieht, die Wahrheit zeigt ſich kahl.
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Bei dem Diner ſitzt man oft dritthalb Stunden,
Doch eſſen kann man kaum etwas:
Die Dame rechts hält uns gebunden,
Die Dame links will dies und das,
Indeſſen iſt der Teller ſtets verſchwunden,
Die Diener ſind ſchnell auf der Paß,
Mit Ruh' genießt man endlich nur die Waſſerſchaal',
Das iſt zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Im Prunksalon, im großen Kreise,
Liest man ein Trauerspiel uns vor;
Doch Einer — ich glaub', er allein that weise —
Den fernen Winkel sich erkor.
Entschläft, fängt an zu schnarchen leise,
Dann immer lauter im Tenor,
Zuletzt schnarcht er im Brustbaß durch den Saal,
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!

Ein saures Brot ist's Deklamieren,
Jetzt leider fast das täglich' Brot!
Wenn Sie es einmal nur probieren,
Erbarmen Sie sich unsr'rer Not.
Ach, welche Angst! Wenn Sie nicht applaudieren,
Dann ist der Dichter schuld an meinem Tod:
Er selber schrieb' nichts mehr ein ander Mal.
Für Sie zwar kein Malheur, für ihn jedoch fatal!

Beim Hervorruf.

Ich komme schnell, um Ihnen zu berichten,
Daß, weil Sie gar so gütig richten,
Beschließt der Dichter, ferner noch zu dichten,
Das ist zwar kein Malheur, jedoch fatal!
Ich auch, wenn Sie so mild regieren,
Und mich zitissime zitiren,
Ich werde ferner deklamieren,
Doch wär's für mich Malheur, wenn's Ihnen wär fatal!

„Kommen" und „Gehen".

(Etymologische Menuet dieser beiden Wörtchen.)

Kommen.

Ich heiße „Kommen", bin von gutem Haus,
Und mein Geschlecht ist ohne Tadel,
Zwei Silben machen meine Ahnen aus,
Von echtem unverfälschten Adel,
Und will man oft noch Silben zu mir fügen,
Dann kann verletzen ich und auch vergnügen.

Gehen.

Ich heiße „Gehen", bin ein gutes Blut;
Geſchwind und flink ſtets auf den Beinen,
Dem „Kommen" iſt man oft nicht halb ſo gut,
Als eben mir und all' den Meinen,
Und will man mir noch manche Silben ſchenken,
Dann mach' ich viel zu ſchaffen und zu denken.

Kommen.

Ja, ohne mich, auf Treue und auf Ehr',
Wär' jetzt an Unterhaltung nicht zu denken;
Denn wenn kein Menſch gekommen wär',
Was ſprächen wir vor leeren Bänken?
D'rum hab ich eine Silbe vorgenommen,
Und trete freudig vor und heiß': „Willkommen!"

Gehen.

Auch ohne mich, auf Treue und auf Ehr',
Wär' vom Vergnügen heute nicht die Rede;
Wenn „Kunſtſinn" hier nicht gangbar wär',
Es bliebe hier wohl leer und öde,
Und würd' ich das nicht freudig eingeſtehen,
Dann hieße man mit Recht mich ein „Vergehen"!

Kommen.

O gehe nur, Du wetterwendiſch Wort,
Denn nimmer kannſt Du Segen ſpenden.
Beliebter bleib' ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Das Wörtchen „unterkommen" iſt ſtets gern geſehen,
Ein ſchrecklich Ding jedoch iſt: „untergehen"!

Gehen.

O komme nur, Du heuchleriſches Wort!
Denn nimmer kannſt Du Segen ſpenden:
Beliebter bleib' ich wahrlich immerfort,
Wie man mich drehen mag und wenden;
Wer „umzugehen" weiß, iſt herzlich aufgenommen,
Jedoch entſetzlich iſt es, „umzukommen"!

Kommen.

Wohl zu weit gehen können manche oft,
Doch zu weit kommen kann man nicht im Leben,
Zum Zwecke gehen heißt oft fälſch gehofft.
Zum Zwecke kommen kann das Herz erheben;

Fortgehen macht uns traurig, oft beklommen,
Vergnügt jedoch macht uns ein gut' Fortkommen.

Gehen.

Wie „geht's?" das klingt zum Gruße traut und wahr,
Wie „kömmt's?" verdrießlich klingt's und trübe;
Jemandem nahe kommen bringt Gefahr,
Jemandem nahe gehen zeigt von Liebe,
Um etwas kommen macht uns stets nur Wehen,
Viel angenehmer ist's, um etwas gehen.

Kommen.

Durchkommen ist ein Wort der Ehrlichkeit,
Durchgehen will dem Rufe nicht behagen,
Dahinterkommen, g'rad' ist's und gescheidt,
Doch Hintergehen will vom Bösen sagen!
Ausgehen kann beim Geier niemals frommen,
Ein Glück jedoch ist's, damit auszukommen!

Gehen.

Was nutzt uns das Einkommen doch fürwahr,
Wenn das Eingehen sich nicht recht will zeigen?
Selbst niedergehen kann die Sonne klar,
Doch niederkommen? davon laßt uns schweigen;
Loskommen kann aus Kerkern nur geschehen,
Zum Jubel heißt's, nun soll es recht losgehen.

Kommen.

Ob dieser Abend heut' Sie wird ergötzen?
Gesteh'n Sie selbst: darauf kömmt's an!

Gehen.

Doch würden wir uns auch schon glücklich schätzen,
Würd' auch von Ihnen nur gesagt: 's geht an!

Kommen.

Musik und Dichtkunst klopft bei Ihrer Nachsicht an,
Sie sollen heute sie zusammenkommen sehen.

Gehen.

Wohlan, so thue denn ein Jeder was er kann,
Dann hoffen wir, es soll auch schon zusammengehen!

Die langen und die kurzen A und O.

Eine deklamatoriſche Etude.

Das kurz und lang, das ſpielt gar große Rollen,
Gar viel kommt oft auf dieſe beiden an,
Wenn Mädchen einen Gatten wählen ſollen;
Es kommt ein langer und ein kurzer Mann:
Den langen Mann, den wählen ſie fürs Leben,
Dem kurzen Mann wird kurz ein Korb gegeben.

Ja, kurz und lang, das ſind zwei wicht'ge Sachen,
Bei Zeit und Weile zeigt es ſich recht klar,
Wie ſelt'ne Kunſt, die Zeit uns kurz zu machen;
Sie lang zu machen, iſt nicht ſchwer fürwahr!
Wie mancher kommt zu uns auf kurze Weile
Und macht uns, kurz und gut, nur Langeweile.

Es kontraſtieren kurz und lang im Leben
Bei Menſchen und bei Dingen nicht allein;
Bei Worten auch, in die ein Sinn gegeben,
Beim Buchſtab ſelbſt wird dies der Fall auch ſein;
Ein A, ein O, bald kurz, bald lang im Reden,
Giebt oft Gelegenheit zu Streit und Fehden!

Sie ſagen: „O! das möchten wir wohl hören!"
Und denken ſich: „Ah, das iſt doch kurios!"
Ich glaube gar, Sie wollen mich verhören?
Ah, mit Vergnügen! Schön iſt ja mein Los,
Wenn laut Sie laſſen dann erſchallen
Ein langes: „Ah, das laſſ' ich mir gefallen!"

Das Wort, das hat faſt gar nichts zu bedeuten,
Der Ton macht alles aus, in dem man ſpricht;
Dasſelbe Wort ſagt man zu vielen Leuten,
Und dennoch iſt's derſelbe Ausdruck nicht;
Wie freundlich klingt's: „Ah! die wird deklamieren!"
Wie boshaft klingt's: „Ah! die wird deklamieren!"

Man ſitzt zu Hauſe, fröhlich, ohne Sorgen,
Da kommt ein guter Freund uns zum Beſuch —
Wir ſpringen auf: „Ah, guten Morgen!"
Beiſeite fliegen Zeitungen und Buch;
Ein andrer Freund kommt, will von uns was borgen,
Wie anders klingt es da: „Ah, guten Morgen!"

Dem Bräut'gam bringt die Braut ein Angedenken,
Entzücket jauchzt er: „O! das ist charmant!"
Als Frau will sie dem Manne auch was schenken,
Gezwungen sagt er: „O! das ist charmant!"
Da sieht bei ihm sie fremde Liebessplitter,
Und: „O! das ist charmant!" lacht sie ganz bitter.

Ein Künstler jauchzt zu seinem Herrn Kollegen:
„Triumph!" und überrascht ruft jener: „Ah!"
„Ich bin nun Regisseur von Amtes wegen!"
Der andere stammelt nichts hervor als — „Ah?"
„Ich will," spricht jener, „dich stets protegieren!"
„Ah!" sagt er spitz, „das wird mich obligieren!"

Der Liebende seufzt: „O!" das muß sie packen,
Das ist ein O! das sich gewaschen hat!
„O!" sagt sie kalt mit steifgehob'nem Nacken,
„Ein O! das macht das Herz mir noch nicht satt!"
„O!" ruft unwillig er und barsch und spitzig!
„O! o!" versetzt sie, „nur nicht gar so hitzig!"

„Ah! gehen Sie!" ruft das Erstaunen eben,
„Da stehet einem der Verstand ganz still!"
„Ah! gehen Sie!" ruft man auch oft im Leben,
Wenn man das Ding noch einmal hören will.
Und manche Schöne sagt, als wollt' sie uns vertreiben:
„Ah! gehen Sie!" das heißt! „nicht wahr, Sie bleiben?"

Ein Mädchen singt; der Jüngling an der Kette,
„O! welche Stimme!" ruft er selig aus;
Als Braut singt sie mit anderen Duette,
„O! welche Stimme!" preßt er kaum heraus;
Als Frau auch singt und schreit sie oft im Grimme!
Wie anders ruft er aus: „O! welche Stimme!"

„Ah, Sie sind schlimm!" wer kennt nicht diese Rede?
„Ah, Sie sind schlimm!" sagt jede, die sonst stumm,
Betonen aber wird es anders jede;
„Ah, Sie sind schlimm!" sagt eine, geistlos, dumm;
„Ah! Sie sind schlimm! sagt blinzelnd die Kokette,
Wenn sie das schlimm noch schlimmer gerne hätte!

(Zum Publikum.)

Nun hört' ich gerne Sie auch rezitieren,
Das „Ah!" und „O!" verschieden im Accent,
Zum Beispiel: „Ah! das heiß ich deklamieren!"
Und: „O! o! Schade, daß es schon zu End'!"
Da fürcht' ich, daß Sie kurz das „Ah!" nur fassen
Und sagen: „A! das soll sie bleiben lassen!"

Theatraliſche Kapuzinerpredigt.

Heyſa, juchheya, dudeldumdei!
Da geht es ja hoch her! bin auch dabei!
Iſt das die Geſellſchaft der Schreiber?
Sind wir Rezenſenten? Sind wir Höckerweiber?
Treibt man ſo mit der Kritik Spott,
Als hätt' der liebe Muſengott
Das Chiragra, könnt' ſich nicht ſtrecken?
Iſt es jetzt Zeit zum Verſtecken?
Lob zu ſudeln, Speichel zu lecken?
Und die Kritik liegt auf der Naſe,
Lobt den Vetter, die Muhme, die Baſe,
Kümmert ſich mehr ums Geld, als ob's auch gelt',
Hat lieber die Barheit als die Wahrheit,
Kriecht herum um den warmen Brei,
Frißt den Schlegel, kennt nicht die Schlegelei.
Der Helikon trauert in Sack und Aſche,
Die Kritik füllt ſich nur die Taſche.
Es iſt eine Zeit der Thränen und der Not,
Am Parnaß geht es kunter-bunter,
Aus den Wolken ein, zweiter Lot,
Sieht Apoll auf das Sodom herunter.
Das literariſche Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen: literariſch arm!
Das Luſtſpiel iſt geworden zum Wuſtſpiel,
Die Tragödie ſollte heißen Krachödie.
Die Entwicklung iſt geworden zur Zerſtücklung,
Die Einheit und das Fatum
Sind nun Peinheit und fad'-dumm!
Und alle die geſegneten deutſchen Dramen
Sind geworden ausgeſpindelte Rahmen!
Woher kommt das? Das will ich verkünden:
Das kommt her von euern Laſtern und Sünden,
Von dem Klingkling und Verſifexen,
Mit dem auch die Kinder jetzt Verſe kexen,
Von dem ewigen Freundſchaftsgeſudel,
Vom Kriechen, Knixen und Lobgehudel,
Von der Parteiwut, von den Katzbalgereien,
Die den Ernſt der Sache entweihen.
Und wie die Kritik, ſo iſt die Kunſt,
Iſt jene Rauch, wird dieſe Dunſt.
Ubi erit victoriae spes
Si offenditur Deus? wie ſoll man ſiegen
Im dramatiſchen Feld, wenn, wie in Predigt und Meſſ'
Die Künſtler uns Vers und Silben zuwiegen?

Das Weib auf dem Wochenmarkt
Spricht doch wenigſtens natürlich,
Marionetten drehen ſich zierlich,
Selbſt Dilettanten ſprechen öfters manierlich,
Aber wer auf dem Theater ſucht
Des Wortes Wohlklang, der Rede Frucht
Und Rede Fall, der wird nicht viel hören,
Und käm' er mit unzähligen Röhren.
Zu Leſſing und zu Goethen
Kamen einſt in ihren Nöten
Schauſpieler auf das Zimmer,
Holten Rat und Beiſtand immer.
Fragten ihn: Quid faciemus nos,
Wie machen wir's, daß wir beſſer werden als der Troß?
Et ait illis: Und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr die Direktoren nicht plagt,
Neque columniam faciatis,
Wenn ihr dem Kunſtneid ob nicht liegt,
Contenti estote, ſondern euch begnügt
Stipendiis vestris, mit euern Rollen,
Wie Dichter und Muſen es wollen.
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt deine Phraſen
Dir vom Souffleur nicht laſſen einblaſen:
Und wo hört man ſchlechter memorieren,
Als in unſern deutſchen Muſenquartieren?
Wenn man für jede Silbe und Laut,
Die ihr verſchluckt und niederkaut,
Einen Überſetzer wollt' werfen ins Meer,
Es gäbe bald keinen in Deutſchland mehr.
Und wenn für jedes B und D,
Das ihr vertauſcht mit P und T,
Ein Rezenſent kratzte ſich hinter das Ohr,
An einem Abend wär' es weg,
Und wär' es ſo hart wie ein Scheunenthor!
Iffland war auch ein Akteur und Fleck,
Döbelin, Schröder und Beck;
Doch wer ſah, daß ſie's bis zur Ohnmacht trieben,
Wenn ein Rezenſent die Wahrheit geſchrieben?
Wieder ein Gebot: Ihr ſollt mit den Händen nicht ſägen.
Ja, das befolgt ihr auch täglich,
Und agiert mit den Händen unſäglich!
Vor eurem Händ- und Füßeſchütteln,
Vor eurem Zappeln und Luftdurchrütteln
Iſt die Kuliſſe nicht geborgen an ihrem Ort,
Der Schnürmeiſter nicht ſicher in ſeinem Port,

Ihr reißt den Souſteur und den Kaſten fort!
Was ſagt der Regiſſeur: contenti estote!
Begnügt euch mit der Hand und macht keine Piſte!
Doch wie ſoll man die Akteurs loben,
Kommt das Ärgernis doch alles von oben,
Wie die Glieder ſo das Haupt,
Weiß doch niemand, was ein Direktor jetzt glaubt.
Comme Misericorde et Hallabardo
Sind in jedem Trödel vernarrt.
Sie führen das Volk ab vom guten Geſchmacke,
In Sümpfe, Pfützen bis zur Kloake;
Solche Brauarbaſſe und Muſenhetzer
Nehmen in Pacht alle Überſetzer;
Solche Dichterbeſchneider und Kunſtvampyre
Verleugnen, wie Petrus, die herrlichen Meiſter,
Bringen Akrobaten und franzöſiſchen Kleiſter,
Solch ewige Allerwelt-Hauſierer,
Solche brutale Geſchmacksdemolierer,
Laſſen ſich nennen: ein Direkteur!
Ja, das Ende bringen ſie direkt her!
So lange man die Kunſt alſo beherrſcht,
In der Kunſtwelt ein ewig Weh herrſcht.

Reden und Sprechen,

oder:

Redensart und Wahrheitsfahrt.

Der Himmel hat dem Menſchen die Sprache gegeben,
Das Sprechen macht ihn zum höchſten Konterfei,
Das Reden aber iſt vor dem Tiere kein Vorzug eben,
Denn reden kann auch der Star, der Papagei.
Nur was die Menſchen ſprechen, ſoll man beachten,
Doch was die Leute reden, muß man verachten!

Man ſpricht anders in Schwaben und anders in Sachſen,
Die Sprache hat Grammatik, Regel, Geſetz.
Doch reden kann man wie der Schnabel gewachſen.
Es giebt keine Regel, wie man die Zunge wetzt':
Das Sprechen iſt gemacht, auf daß die Klugen ſchweigen,
Das Reden iſt gemacht, daß ſich die Narren zeigen.

Wem Sprechen im Sinne: „Gedanken offenbaren“,
Iſt nur die eine Bezeichnung „ſprechen“ bekannt,
Das Reden jedoch geht in tauſend Formularen
Durch Saal und Zimmer und Stadt und Land,
Man heißt's auch: plaudern, plappern, ſchwätzen, klatſchen,
Ausrichten, ſchnattern, wispeln, munkeln, tratſchen!

Wer fremde Sprachen ſich macht eigen,
Der gilt als grundgelehrter Mann.
Wer ſich mit „fremde Reden“ doch will zeigen,
Der iſt mit ſeinem Titel anders dran;
Die ungebundene Rede läßt man dem Buch paſſieren,
Die ungebundene Sprache wird hie und da genieren!

Die Sprache hält ſich feſt an angeſtammte Worte,
Ein jedes Wort muß welthiſtoriſch ſein;
Nur hie und da, an dieſem, jenem Orte,
Erfindet ein Poet ein Wörtchen klein,
Beim Reden doch, da red't man lange Stunden,
Und doch iſt jedes Wort faſt rein erfunden.

Es giebt leider jetzt gar viel Redefiguren,
Man ſeh' nur unſere Feſteſſen alle an,
Was machen da die Redner für Figuren!
Sie ſtoßen mit dem Glas und mit der Rede an.
Sie reden ſich ein gar vom großen Ruhme,
Und ſprechen ſich aus durch des Weines Blume!

„Er ſpricht wie ein Buch,“ — hörte früher man ſo ſagen,
So hielt den Sprecher man für geiſtreich drum,
Jetzt möchte man einen für ſolches Lob verklagen,
„Er ſpricht wie ein Buch“ heißt jetzt: „Er ſpricht dumm.“
In unſern Büchern ſieht man nur Bilder oder Fehde,
Doch von der Sprache iſt gar keine Rede!

Und unſere Journale! St! — ich ſag's unter vier Augen —
Denn wenn's einer hört, ſo iſt es mit mir aus! —
Die reden von allem, was ſie ſich aus dem Finger ſaugen,
Doch mit der Sprache will keiner heraus.

Die Sprach' iſt die Trägerin der Gedanken ſozuſagen,
Drum lebt ſie in den Journalen angenehm,
Denn da hat die gute Sprache gar nichts zu tragen,
Da hat's die Sprache ungeheuer bequem!
Die Redakteure ſind nicht zu ſprechen für jeden,
Doch laſſen, gottlob, die meiſten mit ſich reden!“

Die Wahrheit, sagt Kant, ist kritisch und historisch,
Natur und Kunst beruht auf Wahrheit immer,
Die wahre Kritik jetzt, das ist notorisch,
Zu ihr braucht die Kunst in Wahrheit eine gute Natur.
Den Weg zur Wahrheit muß die Kritik ebnen,
Denn Wahrheit beruht — auf Erfassen des Gegeb'nen!

Die Wahrheit wird nackt gemalt, darum auch hängen
Ihr ihre Freunde gern den Mantel um!
Und weil sie sich so sehr um die Wahrheit drängen,
Erblickt von ihr gar nichts das Publikum.
Das Wahrsagen aus der Hand will nicht mehr behagen,
Jetzt läßt man sich das Wahre in die Hand nur sagen.

Die Männer, die sich stets auf Wahrheit nur spreizten,
Die hatten von jeher nirgends ruhigen Stand,
Drum heißt's ja: Mit der Wahrheit kommt man am
weit'sten!
Man kommt ganz weit, sogar von Land zu Land,
Und weil die Wahrheit liegt im Weine für Prasser,
Drum trinken die Leute jetzt ungeheuer viel — Wasser!

Es ist ein Gebot: man soll der Wahrheit nicht zu nahe treten,
Drum halten sie sich in Ehrfurcht ganz weit von ihr,
Die Wahrheit fühlt sich gekränkt und betreten,
Sie erscheint wohl oft im Drucke, doch nicht auf Druckpapier,
Nur Kinder und Narren die Wahrheit noch bieten,
Dafür haben sie auch: „eigne Engel, die sie behüten!"

Die Wahrheit beißt einem gewaltig in die Nase,
Drum, wenn man niest, heißt's: „Helf Gott! 's ist wahr!"
Drum schnupfen die Philosophen bei jeder Phrase,
Weil Wahrheit stets eine freie Prise war.
Den Wahrheitssprechern muß das Schnupfen teuer kommen,
Weil sie das Jahr hindurch so viele Nasen bekommen.

Die Wahrheit hatte einstens einen Tempel,
Zur Zeit vom alten Heiligentum,
Als Opfer brachte man, ein feierlich Exempel,
Alljährlich einen fetten Ochsen um.
Die Ochsen können dies nun nicht mehr vergessen,
Und brüllen und nennen die Wahrheit vermessen.

Der Wahrheit wächst auch ohne Begießen,
Obwohl sie oft wie begossen bleiben muß,
Sie lernt richtig folgern, richtig schließen,
Drum eil' ich in Wahrheit nun auch zum Schluß.
Ob ich Wahrheit gesprochen. Sie sind zum Urteil berufen
Sie können gütig bestätigen und dann wider-rufen.

Weibliches Gutachten über Gewerbefreiheit.

Der Dichter, d. h. der Verfaſſer von dieſem Schwanke,
Hat mich heute zum Frauenzimmer erhoben und ernannt;
Ich bin ein Frauenzimmer, ein ſchrecklicher Gedanke!
Ich bitte, das nicht zu vergeſſen, und mich zu behandeln galant,
Ich bin ein Frauenzimmer, ein Dingsda, ein Emanzipiertes,
Ein Emanzipiertes, d. h. wenn man's nur anſchaut, ſo kapituliert es.

Die Herren der Schöpfung, Sie werden wiſſen, wen ich mein'?
Sie wiſſen gewiß, wer die Herren der Schöpfung ſind?
Die Männer! — aber nur von in der Früh um Neune
Bis fünf Uhr mittags, ſolange man ſie im Amte find't:
Um fünf Uhr beginnen die Amtsſtunden der Frauen,
Da ſind die Herren der Schöpfung als Amtsdiener zu ſchauen.

Am Himmel regiert am Tag die Frau: die Sonne,
Ihr Mann: der Mond, regieret in der Nacht.
Das iſt ganz gut gemacht für die himmliſche Wonne,
Auf der Erd' iſts aber verkehrt grad gemacht.
Da regiert am Tag der Mann, drum will ihm der Sommer behagen,
An einem kurzen Wintertag hat er gar nichts zu ſagen.

Alſo die Herren der Schöpfung machen die Geſetze.
Wir Frauen ſagen: Na, laſſen wir ihnen die Freud'!
Sie haben ja nichts anderes zu thun, die lieben Schätze!
Sie machen Geſetze, ſo vergeht ihnen die Zeit!
Sie machen Geſetze, wie wir machen die Kleider,
Wenn ſie nicht paſſen, — ſo ändern die Schneider!

Für uns Frauen iſt es ſchwer, Geſetze und Kleider zu machen,
Wir ſind gar ſo kommod, gar ſo apart, gar „ſo ſo",
Das Kleid wär' das wenigſte, aber die Nebenſachen,
Die ſind teurer als das ganze liebe Stroh.
Was man zum Kleid und Geſetz nicht alles braucht, es iſt ein Jammer;
Es thät not, mit dem Schneider käm' die ganze Handelskammer.

So haben die Herren auch, ohne uns zu fragen,
„Gewerbegeſetz" gemacht; unter ſich, ſo per se,
Das alles, ohne uns Frauen ein Wort davon zu ſagen.
Sollen wir das leiden? — Keine Idee!
Sich wollen die Männer an der Gewerbefreiheit laben,
Und wir Frauen ſollen den alten Zunftzwang noch haben?

Der Zunftzwang iſt bis jetzt ſtets ein „Hemmſchuh“ geblieben,
Der alte Zopf vom „Wandern“, „Meiſterſtück“, „Geſell“, —
Wer ſein Handwerk verſteht, das Handwerk zu „lieben“,
Der werde unſer Meiſter gleich auf der Stell'!
Die Junggeſellen, die Viel-Kurmacher, die Hin- und Her-Huſcher,
Die am längſten gewandert, ſind die größten Pfuſcher.

Nun, ihr lieben Schweſtern, da müſſen wir uns erheben,
Und darum halt ich einen Vortrag jetzt parat,
Wir Frauen müſſen auch unſer Gutachten abgeben,
Wiſſen Sie was? Wir bilden einen „Gemeinderat“!
Sie, meine holden Damen, ich und der Verfaſſer —
Das wird ein Gemeinderat vom reinſten Waſſer!

Alſo unſer weiblicher Gemeinderat iſt jetzt konſtituiert,
Ich, wie ich hier ſteh', bin Vorſitzerin!
Über die Gewerbefreiheit wird nun deliberiert,
Über die Gewerbefreiheit in Lieb' und Ehe im ſtrengſten Sinn.
Wir wollen das Gewerbegeſetz jetzt faſſen beim Kragen!
Die Frau Gemeinderat ſchweigt? Das hat was zu ſagen!

Unſere Sitzung beginnt: und ſollte eine Rätin auch fehlen,
So ſchlafe gleich eine andere auf ihrem Platz!
Alſo Gewerbefreiheit ſoll ſein für uns arme Seelen,
In Liebe und Ehe, in Kurmacher und Schatz,
Beſonders aber wollen wir vor allen andern Geſchichten
Für die Hausfreunde eine Tauſchgeſellſchaft errichten!

Beſonders im Kabinet der Bewerber und Freier,
Da wollen wir auf Gewerbefreiheit beſtehn!
Sonſt werden die Männer endlich gar zu teuer —
Man kann ja ohnehin kaum mehr beſtehn.
Wenn eine reich iſt, da wird's ein ewiges Werben geben,
Aber ein armes Herz kann von dem Gewerb nicht leben!

Wer um uns anhält, läßt ſich „Werber“ nennen,
Er wirbt ſchon für den Krieg auf Hieb und Schuß:
Wir ſind die Rekruten, aber, o verkehrte Welten!
Der Rekrut dem Werber Handgeld geben muß.
Jedoch wir denken: Werb' nur, und heiß dich heut ein „Freier“,
Hab' ich dich einmal, iſt deine Freiheit beim Geier.

Um die Hand zu werben, das gehört zum alten Zunftweſen,
Aber man gebe Gewerbefreiheit ums Herz.
Da braucht man keinen Lehrbrief keinen Gewerbſchein zu löſen,
Man kann frei praktizieren allerwärts.
Ein Liebhaber braucht ſo wenig Talent-Ausweis zu haben
Wie Dramaturgen, Erzieher, Redakteure und Schwaben.

Jede Frau soll sich ihre Kur machen lassen können,
Wenn sie geschickte Leute findet, zu Haus,
Da kann sie dabei sein, beim Kurzuschneiden, beim Trennen,
Das ist wirtschaftlich, dabei kommt man besser heraus.
Das werden Sie, liebe Schwestern, gleich klar auffassen,
Will man was Solides, muß man sich's zu Hause machen lassen!

Anders aber, meine verehrte weibliche Gemeinde,
Anders — merken Sie das gefälligst im Aktenheft —
Anders sieht's mit dem Gewerk der Hausfreunde,
Das ist was anders, das ist ein „Lokalgeschäft".
Der Hausfreund hat — es ist wegen Leben und Sterben —
Vom Hausherrn erst die Zuständigkeit zu erwerben!

Ich aber, ich, Sie merken, ich, ein Frauenzimmer,
Ich bring' noch einen neuen Industriezweig in Flor,
Man kann doch nicht bleiben bei einem Hausfreund immer,
Ich schlag' also eine „Hausfreund-Tauschgesellschaft" vor!
Man tauscht grad oder zahlt drauf ein paar Heller,
Das hebt den Verkehr und der Umsatz wird schneller.

Eine Konzession wird keinem Hausfreund mehr gegeben,
Das war freilich den alten Hausfreunden bequem,
Aber auch die liebe junge Welt will leben,
Wer Talent hat, soll's verwerten, das ist das beste System.
Die Ehemänner freilich werden schreien Zeter und Verderben,
Aber das Ehemannsrecht gehört zu den „beschränkten Gewerben".

Und nun, verehrter Frauengemeinderat, jetzt wollen zum Beschluß wir schreiten,
„In Anbetracht — dessen — dahero — anjetzo und auf daß —
„Indemo, — hinführo — deshalben — anderweiten
„Dieselbe — dermaßen — hochdero — Erlaß
„De dato — ad acta — anderseitig — wie oben"
— So! der Schluß macht uns Ehre, die Sitzung ist aufgehoben!

Sprichwörter en papillote.

Es ist eine alte Redensart im Leben,
Und allgemein heißt's: „Ein Sprichwort, ein Wahrwort!"
Doch dieses ist nun wiederum ein Sprichwort eben,
Das schmuggelt sich von Mund zu Mund so fort:
Allein wie und ob die Sprichwörter alle auch sind wahr,
Das zu untersuchen bring' ich jetzt nur ein paar.

„Wer A ſagt, muß auch B ſagen",
Den Kindern allen ſagt das ſchon der Inſtinkt,
Drum muß man ſich mit ihnen auch entſetzlich plagen,
Bis man ſie zum A nur bringt;
Allein auch dies Sprichwort, bei den Großen zerbricht's,
Die dummen Menſchen ſagen immer: „Ah" und weiter nichts.

„Im Weine liegt Wahrheit", ſagen die Sprichwortverfaſſer,
Darum wird einem ſo ſauer in der Seel'
Und darum trinken viele jetzt gar nichts als Waſſer,
Da kömmt ihnen keine Wahrheit in die unrechte Kehl'.
Die Rezenſenten allein trinken wegen der Wahrheit noch Wein,
Allein ſie haben ſie noch nicht, denn ſie gehen auf den Grund nicht ein!

Ein andres Sprichwort heißt nun wieder:
„Wem der Himmel ein Amt giebt, giebt er auch Verſtand",
Das iſt vom Himmel gnädig und bieder,
Daß er den Verſtand erſt giebt nach der Hand,
Denn wenn man den Verſtand früher beſitzt,
Hat man oft vergebens auf das Amt geſpitzt!

„Mit der Wahrheit", heißt's ferner, „kömmt man am weit'ſten",
Das iſt einmal ein recht wahres Wort,
Denn alle, die ſich in der Welt noch auf Wahrheit ſpreizten,
Die kamen immer weit von ihrem Lokale fort!
Die Wahrheit und die Medizin ſind immer alliiert,
Durch beide wird man — ſchleunigſt expediert!

„Für den Tod", ſagt man in Preußen, Öſterreich, Sachſen,
„Iſt kein Kraut gewachſen in der Welt",
Das ſoll heißen: gegen den Tod iſt keines gewachſen,
Für den Tod ſind Kräuter genug ausgeſtellt,
Das Kraut iſt der Ausſteller, der Arzt giebt ſein Accept,
Der Tod kaſſiert's ein und das Ganze heißt „Rezept".

„Das Werk ſoll den Meiſter loben", ſagt die Sprichwort-Iſis,
Ein ſchönes Sprichwort, das muß man geſtehn!
Allein auch mit dieſem hat es ſeine Riſis;
Wenn man ſo in die Journale könnt' ſehn,
Da ſähe man, wie man's auch der Welt verberg',
Das Sprichwort nur verkehrt: „Der Meiſter lobt ſein eignes Werk!"

Noch ein Sprichwort kurſiert unter den Leuten:
„Den Sack ſchlägt man, den Eſel meint man!"
Das iſt auch nicht immer der Fall! Beiweitem!
Man fängt das Ding auch verkehrt oft an,
Man führt gegen einen Reichen aus einen Schlag,
Da ſchlägt man den Reichen und meinet den Sack!

„Was dem einen recht iſt", ſo heißt es wieder,
„Das muß dem andern billig ſein".
Das Sprichwort aber iſt unſern Journalen zuwider,
Da trifft oft nur das halbe Sprichwort ein,
Der eine läßt ſich loben, das iſt dem einen recht, er iſt willig,
Allein, dem Gelobten kömmt das gar nicht — billig!

„Eine Hand wäſcht die andere", das iſt eine Wäſche,
Man hat dazu gar nicht Hände genug,
Man wäſcht ſich die Hand durch Kurier und Depeſche,
Man wäſcht ſich die Hand, bald dumm und bald klug.
Jedoch, je mehr man wäſcht, der Wäſche zum Trutz,
Je mehr man wäſcht, deſto größer der Schmutz!

„Des Brot ich eſſ', des Lied ſoll ich ſingen",
Das iſt ein gutes, altes, deutſches Wort,
Allein es hat ſich geändert mit vielen andern Dingen,
Man hat es leider vergeſſen an ſo manchem Ort,
Bei uns haben viele von draußen ihr Brot
Und ſingen ein Lied nur zu unſerem Spott.

„Die Gerechtigkeit iſt blind"; die Arme iſt zu bedauern,
Allein ſie hat ein gar gutes Blinden-Inſtitut,
Die Advokaten behandeln ſie zwiſchen vier Mauern,
Und ſie behandeln ſie ſo zärtlich, ſo gut,
Daß ſie ſchon den „Scheinen" nach kann gehen,
Und ſchon ganz gut — durch die Finger kann ſehen.

Ein anderes Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geſchloſſen",
Das Sprichwort bewährt ſich zu jeglicher Friſt,
Darum wird das größte Glück in der Ehe genoſſen,
Wenn auch eines von beiden erſt im Himmel iſt!
Und weil der Himmel Ehen ſchließt nach wie vor,
Drum ſchauen die Mädchen mehr als die Jüngling' empor!

„Wie der Herr, ſo der Diener", hört gar zu oft man klagen
Das iſt vielleicht, das iſt oft gewiß auch wahr,
Allein, eine Ausnahme muß man davon ſagen,
Die wird im Leben gar zu deutlich klar:
Die großen Herr'n ſind höflich, gerecht und mild,
Doch ihre kleinen Diener ſind manchmal anders gewillt.

„Wer Feuer haben will, muß den Rauch leiden",
Da ſchneiden die Frauen ein finſteres Geſicht;
Die Männer ſollen Feuer haben zu allen Zeiten,
Jedoch aber rauchen ſollen ſie nicht.
Drum jeder Mann ſein Feuer im Kaffeehaus braucht,
Und wenn er nach Hauſ' kömmt, iſt er ganz — ausgeraucht!

Wiederum ſagt ein Sprichwort ganz richtig,
Und ganz wahr: „Ende gut, alles gut“,
Darum, wie ich jetzt ende, das iſt wichtig,
Allein, daß ich ende, das allein iſt ſchon gut,
Und weil ich Ihnen zuliebe jetzt ende und wandre,
Drum hoffe ich auch (macht die Bewegung des Klatſchens), eine Hand
wäſcht die andre.

Des Lebens und der Liebe brennende Fragen.

Wenn man bedenkt, woher die ganze Menſchheit ſtammt
Und wo des erſten Menſchen Wiege hat geſtanden,
Dann weiß man, daß die Menſchen alle insgeſammt
Nur Orientalen ſind in allen Landen.
Drum ſind alle Menſchen in ihrem Thun und Wirken
Nichts anders als lauter reformierte Türken.

Man ſehe in der Weltgeſchichte ſich nur um;
Der Orient war das Vaterland von allen,
Im lieben Morgenlande lag das Elyſium,
In welchem Adam, leider, iſt gefallen;
Der Himmel fragte drauf: „Adam, wo biſt du? ſage!“
Das war die erſte orientaliſche Frage!

Drum in allen Menſchen, groß und klein,
Steckt ſtets ein kleiner Türke inwendig,
Das Frauenherz muß auch eine Türkin ſein,
Denn ſie tragen es verſchleiert nur beſtändig;
Und in jedem Ehemann, wenn er noch ſo zärtlich wäre,
Steckt doch ein kleiner Paſcha, ja auf Ehre.

Das ganze Leben iſt nur eine Frage, fürwahr!
Man ſagt: Wohin? Woher? Was ſoll daraus werden?
Man temporiſiert und unterhandelt ſiebzig Jahr,
Mit Schmerzen und Freuden und Wünſchen auf Erden,
Und während man unterhandelt mit allen Doktoren,
Geht ein Stück Leben nach dem andern verloren.

Die Doktoren ſenden in die Apothek'
Die Cirkular-Depeſchen und die Noten,
Die Hilfe iſt beſtändig auf dem Weg,
Die Hilfe wird nur auf Papier ſtets geboten,
Da kömmt der Tod und wirft den ganzen Salat um,
Und ſagt: Marſch fort! — Das iſt das Ultimatum!

Man hat einen Prozeß, man führt ihn ſehr lang,
Und jede Partei hat ihre Advokaten,
Der Notenwechſel macht einem ganz bang,
Man zahlt nicht fürs Helfen, man zahlt bloß fürs Raten,
Und wann wird beim Prozeß das Ultimo uns laben?
Wenn beide Parteien nichts in der Hand mehr haben!

Die Liebe, ſo was man Liebe jetzund nennt, —
Die von Plato wird jetzt nicht mehr getragen! —
Die Liebe iſt vom einen bis zum andern Weltenend'
Die brennendſte aller brennenden Fragen.
Dieſe brennende Frage zu löſchen,
Da braucht man gar kurioſe Cirkular-Depeſchen!

Ein brennend Männerherz zu löſchen iſt ſchwer,
Man weiß kaum, woher das Feuer ſtamme,
Wo kömmt der Zunder nur alle her?
Sie haben alle Augenblick eine andere Flamme!
Und ſteht ein Männerherz noch ſo lange in Flammen,
So brennt ihm höchſtens nur der Dachſtuhl zuſammen.

Und gerät ein Frauenherz nun gar in Brand,
So iſt's, wie wenn ein Haus brennt, dieſelbe Leier!
Da kommen die alten und garſtigen Weiber gerannt
Und läuten die große Glock' und ſchreien: Feuer!
Und ſind die Glocken gerade in Rom darinnen,
So werden die lieben Weiber zu — ratſchen beginnen!

Da brennen die Fragen, ſie fragen mit Hohn:
Wer liebt ſie? Seit wann liebt ſie? Liebt er ſie wieder?
Wie lange kennen ſich denn die lieben Leute ſchon?
Und hat ihr Vater gar nichts dawider?
Wird ſie ihn kriegen? Wird ſie ihn nicht kriegen? ſage!
Das iſt die große kriegeriſche Frage!

Und dann der Liebe flammende Frage: Bleibſt du mir treu?
Weil dieſe Frage uns brennt, ſollten wir ſie gar nicht berühren!
Auf dieſe Fragen antworten gewöhnlich alle zwei:
O ewig' ewig! Ich will dies aſſekurieren! —
Was iſt von dieſem „ewig" das Ultimatum?
In ſechs Monaten hat ein jedes Herz ein Duplikatum!

Und eine Mordlebensfrage noch: Wo nimmt man Geld her?
Die Frage brennt wie ein feuriger Klumpen,
Wo nimmt man gar ſo viel Waſſer zu löſchen nur her?
Da hilft jetzt nicht einmal mehr das — Pumpen!
Hier brandelt's, dort brennt's, und drüben thut's glaſen,
Das Feuer brennt jeden und keiner will blaſen!

In Hütten brennt die Frage als Unſchlittlicht,
Als Fackel brennt ſie in Schlöſſern und Paläſten.
Als Öllämpchen brennt ſie beim armen Wicht,
Als Kienſpan brennt ſie bei Familienfeſten,
Und ſelbſt die Dichter, mit ihren weichen, reichen Herzen,
Sie ſehen kein Geld ſelbſt bei ihren — Apollokerzen!

Eine Eiſenbahnfrage brennt auch nicht klein:
Die Kinder bezahlen die Hälfte, nicht mehr und nicht minder,
Doch ſollten hier billig Ausnahmen doch ſein,
Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Kinder und Kinder!
Denn wie könnte die Südbahn ſich erhalten,
Wenn alle „Kinder Iſraels“ nur die Hälfte bezahlten!?

Doch genug und genug ſchon der Fragen fürwahr,
Mit den hohen, ſowohl wie mit den niedern;
Sie ſehen, Verehrte, das Sprichwort iſt wahr:
Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weiſe erwidern!
Doch wollen Sie vielleicht gefälligſt Antwort mir geben,
So rufen Sie mich nur, — ich wart' hier daneben!

Splitter und Balken.

(Gelegenheits-Spaß zur Deklamation in halblokalem Dialekt.)

Viel Richter giebt es auf der Welt,
Man nennt ſie Splitterrichter;
Wenn jemand was ins Auge fällt,
So ſchneiden ſie Geſichter
Und ziehen gleich den Splitter aus
Und tragen ihn von Haus zu Haus,
Und fragt man ſo 'ne Fledermaus:
„Was ſind Splitter und was Balken?“
— So ſtehen's da wie Talken!

Ein Eh'paar ſchmollt ein bißchen g'rad,
Da kommt dazu ein dritter,
Der trägt's dann aus, ſo früh als ſpat,
Und 's war doch nur ein Splitter.
Kommt er zu Haus zu ſeinem Weib,
Fährt ſie ihm hölliſch auf den Leib,
Daß er nit hinter'm Ofen bleib',
Und ſagen Sie auch zehnmal: „Nein.“
Ich ſag': „Da muß ein kleiner Balken ein!“

„Die Nachbarsleut'," ſo ſagt zum Manne
die Frau Mahm:
„Die leben gar nit bitter,
In Wochentagen eſſen's Milirahm";
Das iſt doch nur ein Splitter.
Ihr Mann, ein Wächter auf der Eiſenbahn,
Beacht't gar nit des Weibes Bahn,
Und ſie ißt täglich nur Faſan.
Und ſagen Sie mir zehnmal: „Nein!"
Da d'runter muß ein Balken ſein.

„Mein Kind," ſo ſagt das Weib zum Mann,
„Die, die d'rüben hat an Ritter,
Denn er beglei't ſie wie 'n Galan";
Das iſt doch nur ein Splitter.
Doch kommt er früh nach Haus, oh weh!
Da ſitzen zwo auf'm Kanapee,
Und diskurier'n von Wind und Schnee.
Und ſagen Sie mir zehnmal: „Nein!"
Im Kanapee da muß ein Balken ſein!

„Ich hab' kein Geld," ſo ſagt der Mann,
„Für lauter Band und Flitter,"
Und fährt dabei die Frau recht an;
Das iſt doch nur ein Splitter.
Allein der hübſchen Gouvernant',
Der ſchenkt er oft ein Seidengwand,
„Den Kindern z'Lieb'", wie er's genannt.
Und ſagen Sie mir zehnmal: „Nein!"
In dieſer Kind'slieb muß ein Balken ſein.

Manch' Rezenſent, der führt ſein Amt
So ſcharf als wie ein Schnitter,
Hat manches ſchonungslos verdammt,
Und 's war doch nur ein Splitter.
Doch manchmal über ſchlechtes Zeug,
Da macht er einen mürben Teig
Mit Zuckerkant und Lorbeerzweig;
Und ſagen Sie mir zehnmal: „Nein!"
Im Zucker muß ein Balken ſein.

Durch Unglück macht ein Mann Bankrott,
Dann kommt ſogleich das G'witter:
„Er trank Champagner, lebte flott!"
Und 's war doch nur ein Splitter.
Doch ſein Kaſſierer, jetzt Millionär,
Ja, dem erzeugt man alle Ehr'
Und „Hochverehrter!" hin und her;

Und ſagen Sie mir zehnmal: „Nein!“
Solch' Balken giebt es allgemein.

Das Menſchenleben anzuſchau'n.
Aus Schmerz und Luſt ein Zwitter;
Der Maibaum und der Diſtelzaun,
Sie haben Blüten und auch Splitter.
Doch endlich kommt Freund Hain herauf,
Rieht alle Splitter aus in Hauf,
Und legt ein bischen Erde d'rauf.
Und in dem kleinen, kleinen Schrein
Wird das der letzte Balken ſein.

Aktien-König.

Wer reitet ſo ſchnell durch die Rennga ſſe*) hier?
Es iſt ein Vater mit ſeinem Papier!
Er hat ſein Papierchen wohl in dem Arm,
Er hält's für ſicher, daß Gott erbarm! —

Papier, mein Papier! Was machſt für ein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Aktienkönig nicht?
Den Aktienkönig mit papierenem Schweif?
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif.

Du, liebes Kind, bleib auf der Börſe bei mir,
Gar liebliche Spiele ſpiel' ich mit dir,
Da reicht dir doch mutig die offene Hand
Manchmal ein tiefer Spekulant. —

Mein Vater, Vater, und höreſt du nicht,
Was Aktienkönig mir leiſe verſpricht?
Sei nur ruhig, ſei ruhig, mein Kind,
In einem Spekulanten ſäuſelt der Wind.

Mein Vater, mein Vater und ſiehſt du nicht dort
Aktienkönigs Töchter an düſterem Ort,
Sie winken mir jede auf eine andere Bahn,
Aktienkönig hat mir ein Leides gethan!

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das papierene Kind;
Er erreicht die Börſe mit Müh' und Not,
In ſeinen Armen das Papier war tot!

---

*) Dort war in den fünfziger Jahren eine zeitlang die Wiener Börſe untergebracht.

Wilde Roſen.

(Auswahl.)

Obwohl die „Wilden Rosen“ nicht zu Saphirs humoristischen Schriften gehören, konnte ich doch nicht umhin, diese Sammlung in diese Ausgabe mit aufzunehmen. Ich bin überzeugt, daß ich damit vielen einen Gefallen gethan habe.

Der Herausgeber.

Widmung.

1.

Weil ich liebe dich mit Liebe,
Wie kein and'rer sonst im Leben,
Sei genannt mit einem Namen,
Den kein and'rer dir gegeben.

Weil an deinem Namensklange
Tausend and're dich erkennen,
Soll das Lied der einz'gen Liebe
Dich mit and'rem Laut benennen.

Denn so einzig ist mein Fühlen,
Meine Lieb' so ohnegleichen,
Daß ihr Vater, Bruder, Freundin,
Alle and're müssen weichen.

Und so einzig und so selten,
Und so ohne allesgleichen,
Sei der Ton, der dich benenne,
Sei auch deines Namens Zeichen.

Denn mit einem andern teilen
Will ich selbst nicht deinen Namen,
Weil er ist des süßen Bildes
Angewöhnter Kranz und Rahmen.

2.

Mit dem Kranz von wilden Rosen,
Abgepflückt in Lebens-Wildnis,
Send' ich dir im Geist mein eig'nes,
Schlichtes, aber treues Bildnis.

Findest du, daß Geist und Leben
Und des Herzens Schlagen fehle,
Werd' ihm, was du mir gewesen,
Werde seines Daseins Seele.

Findest du, daß stumm die Lippe,
Sagt es dir kein Wörtchen wieder,
Löse ihm wie mir die Lippe,
Daß es singe Wehmuts-Lieder.

Wenn du einst hast mein vergessen,
Wenn du einst wirst mein nicht denken,
Will' ich dich, als Herbe-Fülle,
Dieses Bildnis zu versenken.

Hinzugraben in die Erde,
Gleich als ob ich's selber wäre,
Und die Erde zu benetzen
Mit der letzten Mitleids-Zähre;

Und zu meines Bildes Grabe
Wird mein Herz den Weg mir zeigen,
Und ich will zu meinem Schatten,
Selbst ein Schatten, niedersteigen.

3.

Nicht ganz arm sind diese Lieder,
Sind aus reicher Brust geflossen.
Lieder sind's, die leben werden,
Mit gar schönen Sangs-Genossen!

Blut'ge Tropfen sind's, aus denen
Wunderſame Töne schossen,
Wie aus Blut am Marterkreuze
Ew'ge Blumen sind gesprossen;

Blut'ge Tropfen, die ich flechte
In das Haar dir, wie Korallen,
Daß sie wie die reichſten Schnüre
In die gold'nen Locken fallen;

Blut'ge Tropfen, wie Rubinen,
Die ich wein', dich zu beglück'n,
Daß sie einſtens mögen glänzen,
Deinen Abend noch zu schmücken.

Hart so nimm denn diese Tropfen
Aus des Herzens Demant-Schachten,
Denk, was sie dem Herzen kosten,
Wenn du gehſt, sie zu betrachten.

1.

Ein Buch liegt tief begraben
In meiner Bruſt auf ſeinen Blättern
Da ſtehen des Schickſals dunkle Gaben
Verzeichnet, mit verzogenen Lettern;
Des Buches Inhalt zu entfalten.
Dazu treibt mich ein höh'res Walten.

Und wie ich blätt're in den Seiten,
Den ſtummen Inhalt ſeiner Zeilen
Im lauten Klang der Silber-Saiten
Dem Licht des Tages mitzuteilen,
Entſteigen den verworr'nen Zügen
So ſüßer Schmerz als wild Vergnügen!

Und wie die Blätter wieder rauſchen,
Und wie ſich um die Blätter ſchlagen,
Muß ich den Zeichen ſinnend lauſchen
Von Freud' und Luſt aus frühern Tagen;
Was ſie in Luſt und Schmerz gegeben,
Muß noch einmal ich dann erleben.

Doch auf dem Blatt von jetz'gen Stunden
Iſt nur ein einzig Wort geſchrieben,
Mit Blut aus meines Herzens Wunden,
Ein einzig Wort, es heißet: lieben!
Doch dieſes kleine Wörtchen eben,
Es iſt ein Buch fürs ganze Leben!

Und dieſes Buch und all ſein Weſen
Iſt dir gewidmet, ganz dir eigen,
Willſt du es auch nicht mit mir leſen,
So wirſt du doch dich lauſchend neigen
Wenn ich die Lieder will erwählen,
Das Buch dir ſingend zu erzählen!

2.

Wenn eine Perle wär' das Wort
Und Perlenſchnur das Lied,
Dann reih'te ich Perlen immerfort,
Und würde nimmer müd',
Und ſchlänge ſo das ganze Jahr
Die Schnüre in ihr gold'nes Haar.

Wenn Silber wär' mein Sang,
Und Gold mein Saitenſpiel,
Ich ſänge fort mein Lebenlang,
Und hätt' es nie zu viel,
Und das Geſchmeid', ich hing es ihr
An Hals und Bruſt, zur ſüßen Zier.

Wenn all mein Denken wär' Geſpinſt,
D'rein ſie nur webt und lebt,
Ich hätt' ein Kleid ihr zum Gewinſt
Aus Denken ſchon gewebt,
Und hätte dies Gedankenkleid
Der Holdeſten zum Putz geweiht.

Wenn jeder Wunſch ein Engel wär',
Und jegliches Gebet,
Ich hätte ſchon ein Engelheer
Vom Himmel ihr erfleht,
Und all die Engel hielten Wacht
Bei meinem Engel Tag und Nacht!

3.

Reichtum heißt nicht Gold erlangen,
Reichtum heißt nicht Silber graben,
Reichtum heißt als ſein umfangen,
Was wir lieb im Herzen haben.

Armut heißt nicht Silber miſſen,
Armut heißt nicht Gold verfehlen,
Armut heißt nur ſein nicht wiſſen,
Was wir tief im Herzen hehlen!

Ärmer ſo von Tag zu Tage
Tret' ich oft an ihre Schwelle,
Ohne Wunſch und ohne Klage
Sieht mich ſtets dieſelbe Stelle;
Denn mein Reichtum iſt's auf Erden:
Sie zu ſehn und — ärmer werden!

4.

Lieb' hat eine treue Schweſter:
Sehnſucht, die in Träumen ſinnt;
Lieb' hat eine ſchöne Tochter:
Hoffnung, ein verklärtes Kind.

Hat am Hals der treuen Schweſter
Sich die Liebe ausgeweint,
Kommt die Hoffnung mit dem Troſte,
Der die Thräne mild beſcheint.

Meiner Liebe iſt geſtorben
Hoffnung, ihr alleinzig Kind,
Und die Schweſtern alle beide
Weinen, weinen ſich noch blind!

5.

Die Bäume ſtehen noch und ſüße Blüten
Bedecken duftend jeden Lebenskaſt,
Es hänget noch, in weißgeſtickten Düten,
An jedem Zweig die friſche Blütenlaſt;
Es hat des rauhen Sturmes wildes Wüten
Die heitern Gartenräume nicht erfaßt,
Nur meine tote Bruſt empfindet nimmer
Der Blumen Duft und aller Blüten Schimmer.

Das Herz verletzt, zerſchnitten und vernichtet,
Durchzieht mein ganzes Weſen ſtarrer Froſt:
Auf heit're Träume ſelbſt hab' ich verzichtet,
Auf ſanften Schlaf, des Tages ſüße Koſt;
Die Leier, die manch' warmes Lied gedichtet,
Verzehrt ſich ſelbſt im tiefgeätzten Roſt.

Und alle meine täuſchungsvollen Lieder
Sind in der Seele Tiefen mir zuwider.

Denn wehe, wer ſein herzallinnigſt Leben,
Wer alles, was nur ſüß das Herz ihm letzt,
Wer ſein Gefühl und ſein geheimſtes Beben,
Wer alles, was ſein Daſein teuer ſchätzt,
Wer alle Kräfte, aller Pulſe Streben,
Bis auf die Thräne, die ſein Auge netzt,
Wer ſelbſt das Lied, das ſchmeichelnd ſich umwindet,
Geſetzt hat an ein Herz, das nichts empfindet.

Entblättert wird er dann im Leben ſtehen,
Von bitt'rer Täuſchung grauſam abgelaubt;
Mit Hohn wird er die Blüten um ſich ſehen,
Die ſeinem Herzen ewig ſind geraubt;
Um ſich allein wird er ſich freudlos drehen,
Weil ihn verſchmäht, woran er treu geglaubt;
Der Urne gleich, ein kaltes Bild des Schmerzens,
Trägt er in ſich die Aſche ſeines Herzens.

6.

Liebesglück hat tauſend Zungen,
Liebesglück ſpricht immer fort,
Blatt um Blatt, zum Kranz geſchlungen,
Und zum Liede Wort um Wort;
Nicht beglückter Lieb' iſt's eigen,
Schweigend lieben, liebend ſchweigen.

Liebesglück in tauſend Sprachen
Spricht mit ſeinem Gegenſtand,
Blättlein, die aus Knoſpen brachen,
Werden Wort in Liebeshand,
Liebesglück find't aller Orten
Treuen Dolmetſch ſeinen Worten.

Liebesglück kann nimmer zaudern,
Auszutönen ſeine Luſt,
Um von ſeinem Glück zu plaudern,
Nimmt die Welt es an die Bruſt;
Nicht beglückter Lieb' iſt's eigen,
Schweigend lieben, liebend ſchweigen.

Liebesglück, in tauſend loſen,
Heitern Scherzen ſpricht ſich's aus,
Putzt mit Lichtern und mit Roſen
Wie die Chriſtnacht ſich heraus,
Und es ſteh'n in ſeinem Solde
Ringe, Locken, Blum' und Dolde.

Liebesglück zieht immer wieder
Singend vor des Liebchens Haus,
Tauſend kleine nette Lieder
Flattern aus dem Herzen aus;
Nicht beglückter Lieb' iſt's eigen,
Schweigend lieben, liebend ſchweigen.

Schweigend lieben, liebend ſchweigen,
Stiller Mund bei ſtillem Schmerz!
Fremd der Luſt, dem Weh zu eigen,
Toter Liebe lebt das Herz,
Will, ſelbſt im finſtern Todesreigen,
Schweigend lieben, liebend ſchweigen.

X.

Sterne ſteh'n in ihren Augen,
Unſtern' ſind ſie mir allein;
Roſen blüh'n auf ihren Wangen,
Ihre Dornen nur ſind mein.

Anmut wohnt um ihre Lippe,
Unmut hat ſie nur für mich;
Liebevoll iſt all ihr Weſen,
Lieblos zeigt es mir nur ſich.

XI.

Lang' hatt' ich ſie nicht geſehen,
Und ſie fragte kalt: „warum?"
Und mir trat die Thräu' ins Auge,
Doch die Lippen blieben ſtumm.

Solche Antwort kann nur Liebe,
Liebe nur kann ſie verſteh'n,
Und ſo blieb denn meine Antwort
Unverſtanden, ungeſeh'n.

9.

Holde Nacht, du Mohrenfürſtin,
Haſt um Hals und Haar und Wangen
Tauſend Sterne, wie die Perlen
Und wie Diamanten, hangen.

Holde Nacht, du ſchwarze Roſe,
Trägſt auf deinen dunklen Blättern,
Gleich des Glühwurms mildem Leuchten,
Viele tauſend Sternenlettern!

Holde Nacht, du Tageswitwe,
Eingehüllt im ſchwarzen Schleier,
Haſt als Trauerkerzen brennen
Sterne bei der Totenfeier.

Glücklich dennoch, denn beim Scheiden
Küßte Tag doch deine Lippen,
Kommt er wieder, wirſt du fliegend,
Flüchtig ſeinen Kuß doch nippen.

Doch die Nacht in meinem Herzen
Wird von Sternen nicht durchglänzet,
Und kein Geſtern und kein Morgen
Hält mit Dämm'rung ſie umgrenzet.

Nicht Erinn'rung liegt als Geſtern
Hinter ihr mit Tagesſtrahlen,
Und nicht Hoffnung kann als Morgen
Vor ihr einen Lichtkreis malen!

Nur ihr Bild zerreißt zuweilen
Wie ein Blitz die Nacht, die dichte,
Daß die Finſternis, die tiefe,
Deſto greller ſich mir lichte.

10.

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Wie mit einem zarten Kinde,
Bunte Träume, bunte Wünſche
Gab ich ihr zum Angebinde!

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Wie mit einem teuren Kranken,
Gab ihr Hoffnung, gab ihr Tröſtung,
Um ſich d'ran empor zu ranken.

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Wie mit einer armen Waiſe,
Sang vom Himmel und vom Jenſeits
Ihr ſo manche zarte Weiſe.

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Wie mit einer Heimatloſen,
Gab die Dichtkunſt ihr zur Hütte,
Und zum Lager Reich von Roſen.

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Wie mit meiner letzten Stunde,
Gab ihr von dem beſſern Leben
Und vom Wiederſehen Kunde.

Hab' mit meiner Lieb' geſprochen
Bis mir ſelbſt die Sprache fehlte,
Ich mich ſelbſt zum Kinde, Kranken,
Waiſen, Heimatloſen zählte.

11.

Wie man ſchreibt ein Liebgedicht,
Das ſo recht gelungen?
Ach, ich weiß es ſelber nicht,
Obſchon ich viel geſungen!

Wartet, bis von Liebesgram
Euch das Herz zerſprungen,
Bis die allertiefſte Nacht
In die Bruſt gedrungen.

Bis ihr auf die Hoffnung ſelbſt
Hoffnungslos verzichtet,
Bis des Lebens Reſonanz
Gänzlich iſt vernichtet!

Hüllt dann, wie die Nachtigall,
Euch in Finſterniſſen,
Taucht euch in den Stachelſtrauch,
Der die Bruſt zerriſſen.

Flößet dann aus wunder Bruſt
Blut in eure Lieder,
Gebt dem Lied aus dieſem Quell
Friſches Blut ſtets wieder!

Denn nur auf dem düſtern Grund
Strahlt der Regenbogen,
Und nur aus zerriſſ'nem Schacht
Stürzen klare Wogen.

12.

Gleich dem Ozean iſt meine Liebe,
Unermeßlich voll, zum Überfließen,
Dennoch immer neue Liebesſtröme
Täglich, ſtündlich ſich in ſie ergießen.

Gleich dem Schoß' der Erd' iſt meine Liebe,
Selber lichtlos, ohne Hoffnungs-Regen,
Dennoch ſchickt ſie ihrer Lebens-Sonne
Tauſend Blumen duftgefüllt entgegen.

Gleich dem Himmelszelt iſt meine Liebe,
Übervoll von Sternen kaum zu ahnen,
Dennoch tauchen immer neue Flammen
In ihr auf, zu neuen Liebesbahnen.

Gleich dem Denkergeiſt iſt meine Liebe,
In ſich ſelber weſenlos verſunken,
Dennoch aus dem eig'nen Kraftvermögen
Holt ſie ewig junge Lichterfunken.

Gleich der Liebſten ſelbſt iſt meine Liebe,
Schenket nie mir einen Blick der Gnade,
Dennoch lenken ſich allein zu ihr nur
Meines Lebens, meiner Liebe Pfade!

13.

Ein Geſchäft hab' ich mir ausgeſonnen,
Süß und tröſtend zu verrichten:
Schreibe tauſend Briefe an die Holde,
Muß ich auch ſie dann vernichten.

Schreib' vertraulich ihr von tauſend Dingen,
Nenne „du" ſie, „mir erkoren",
Mahne ſie an nie geſagte Worte,
Und an Schwüre, nie geſchworen.

Nehme dann die Briefe alle, alle,
Nehme alle ſie zuſammen,
Und verdamme dieſe Selbſtbetrüger
Zu dem Tod in Feuerflammen!

Wie ſo gierig dann die durſt'gen Flammen
Durch die naſſen Worte eilen,
Und mit ihren heißen Glutenarmen
Sie umarmen dieſe Zeilen,

So auch ſchlagen lichterlohe Flammen
Um den Brief in meinem Herzen,
Den mit blut'ger Schrift ich ihr geſchrieben,
Und beſiegelt hab' mit Schmerzen,

Den ich aber nicht an ſie geſendet,
Und von dem ſie nichts darf wiſſen,
Und er bleibe von ihr ungeleſen,
Sei auch Brief und Herz zerriſſen!

14.

Den Glanz nahm ich aus jenen Farbenſchwingen,
Die ich in früher Jugend froh getragen;
Das Gold nahm ich aus jener hellen Leier,
Die ich im Lebens Frühroth friſch geſchlagen,

Den Wahn aus meinem Jugendtraume,
Die Blüte, ſo die erſte Lieb' getragen,
Und Glanz und Gold und Wahn und Traumes-Wonnen
Hab' ich zum Liedernetze ausgeſponnen.

Und in das Meer lebendiger Geſtalten
Warf ich das Netz der zarten Melodieen,
Ein Weſen aus den tauſend Alltagswellen
In Liederſchlingen mir emporzuziehen;
Jedoch das Netz ſchlug über mir zuſammen,
Ich ſelber kann dem Netze nicht entfliehen,
Undine tauchte aus des Lebens Wogen,
Hat Netz und Fiſcher zu der Flut gezogen.

So rauſcht das Lebensmeer an mir vorüber,
Ich ſitz' am Ufer manche trübe Stunde,
Und ſchau' die Perle, himmelklar und lieblich,
Wie ſie erglänzet auf dem hellen Grunde:
Durch das kryſtall'ne Haus ſend' ich die Lieder,
Daß ſie der Perle bringen Liebeskunde,
Die Lieder alle ſind nur Taucherglocken,
Die Perle an das Licht der Lieb' zu locken!

15.

Oben in dem blauen Bogen
Geht der Mond die ſtille Bahn,
Und die Venus ſteht von ferne,
Und er ſieht ſie traurig an.

Sinnend in dem gold'nen Kahne
Zieht er durch die Ätherflut,
Feucht und unverwandt ſein Auge
Auf dem ſchönen Sterne ruht.

Ewig bleibet ſie ihm ferne,
Ewig ſtrahlt ſein mildes Licht,
Wie der Blick der tiefen Sehnſucht
Aus dem blaſſen Angeſicht.

Und die Sterne haben Ehrfurcht
Vor der Liebe ſtillem Gram,
Und ſie weichen auf die Seite,
Wo der blaſſe Wandler kam.

— Ich bin Mond und ſie iſt Venus,
Mich entzückt ihr ſüßes Licht,
Doch die Erde iſt kein Himmel,
Menſchen ſind wie Sterne nicht! —

Weichen ſchonend nicht zur Seite,
Wo der Schmerz geht ſeine Bahn,
Und verhöhnen laut in Scharen
Liebesſchmerz und Liebeswahn!

16.

Winter war in meinem Herzen,
Froſterſtarrt die roten Wogen,
Über Lieb'- und Hoffnungs-Pflanzen
Hatte Zeit ihr Eis gezogen;
Selten konnt' ein Lied ich ſchreiben,
Matte Blüten karg zu treiben!

Spät in dieſem Herzenswinter
Fiel ein Blick aus ihren Augen
In mein Herz, wie Frühlingsſtrahlen,
Um das Eis da aufzufangen,
Mit dem Aug', dem ätherblauen,
Froſt und Eis da aufzutauen.

Und das Eis begann zu ſchmelzen,
Frühling regte ſeine Schwingen,
Nachtigallen, lang verſtummet,
Fingen wieder an zu ſingen,
Ihrem ſüßen Strahl entgegen
Trieb es Blumen allerwegen.

Ach, es iſt der letzte Frühling,
Der mich kühlt mit ſanftem Wehen,
Und zum letztmal fühl' ich Liebe
In dem Herzen auferſtehen,
Liebe kommt in Sterbetagen,
Ein „Leb' wohl" mir noch zu ſagen!

D'rum ſind reiner ihre Wonnen,
D'rum ſind heil'ger ihre Schmerzen,
Weil es iſt die letzte Labung,
So die Liebe giebt dem Herzen,
Weil ſie iſt — o Schmerzbenennung! —
Langer Kuß bei ew'ger Trennung!

17.

Zu ihren Füßen ſank herab ein Blatt,
Es war vom Glanz und Schein der Sonne ſatt;
Zu ihren Füßen ſank dahin mein Herz,
So ſatt von ihrem Glanz, ſo ſatt vom Schmerz.

Sie hebt das Blatt empor mit zarter Hand,
Sie legt es in ein Buch mit Blumen allerhand;
Doch nicht ins Buch, nicht in ihr Herz hinein
Legt meine Liebe ſie als Zeichen ein.

18.

Zwei Gäſte kamen ſpät mir, abends,
Die Lebenssonne war im Niedergehen,
Da ließ im Herzen ſich die Liebe,
Die Thräne ließ ſich in dem Auge ſehen.

Empfangen hab' ich gaſtfrei beide,
Im off'nen Auge und im off'nen Herzen;
Bewirte beide reichlich, fürſtlich,
Und nähre ſie mit Gram und Leid und Schmerzen.

19.

Drei Dinge laſſen ſchwer ſich bergen,
Ich hab's verſucht, doch konnt' ich's nicht!
Drei Dinge laſſen ſchwer ſich bergen,
So Liebe, Thräne, als Gedicht!

Wenn Liebe wohnet noch ſo heimlich
In unſres Herzens ſtillem Haus,
Lockt Poeſie mit ſüßen Klängen
Doch vor die Thüre ſie hinaus!

Wenn Poeſie in unſerm Buſen
Im tiefen Schlaf befangen ſteckt,
Wird ſie von Lieb' und Liebesregung
Zum lauten Leben froh erweckt

Und wenn die Thräne, ſich verbergend,
Im Winkel ſich des Auges drängt,
Der bitt're Tropfen deſto länger
Am ſeid'nen Wimper ſichtbar hängt!

D'rum laſſe frei man immer ſchalten
So Thräne, Liebe, als Gedi[illegible]
Wer ſie erkennt, wird ſie n[illegible] ſchelten,
Und wer ſie ſchilt, erkennt [illegible] nicht!

10.

Wilde Roſe ſteht verſtoßen,
Tief in Hecken, unbeachtet,
Von dem Aug' der Einzigholden
Nicht geſehen, nicht betrachtet.

Ein Glühwürmchen ſchwebt in Lüften,
Schwebet leuchtend auf und nieder,
Läßt ſich, wie ein flatternd Sternlein,
In die Bruſt der Roſe nieder.

Angezogen von dem Sterne
In der Bruſt der wilden Roſe,
Neiget ſich die Einzigholde,
Pflückt ſie aus dem Hecken-Schoße. —

Herz, mein Herz, du wilde Roſe,
Beibſt doch immer noch verachtet,
Nur das Lied, das aus dir lodert,
Wird mit Freundlichkeit [illegible]!

11.

Die Roſ' iſt ſchön, doch iſt ſie ſchöner,
Wenn eine Thrän' im Kelche glänzet; —
Die Hoffnung auch iſt ſüß, doch ſüßer,
Wenn ſie von Furcht wird rings begrenzet.

Das Aug' iſt hold, doch iſt es holder,
Wenn Scham die Wimper d'rüber ſenket; —
Geſtändnis iſt ſo ſüß, doch ſüßer,
Wenn halb vom Zagen es beſchränket.

Das Morgenrot iſt mild, doch milder,
Wenn es durch Bläſſe zart entglommen; —
Ein Kuß iſt ſüß, doch iſt er ſüßer,
Wenn unter Sträuben er genommen.

Die Sonn' iſt hell, doch ſcheint ſie heller,
Seh'n wir durch Wolkenflor ſie ſchreiten; —
Die Lieb' iſt ſüß, doch iſt ſie ſüßer,
Wenn ſie vermiſcht mit Bitterkeiten!

22.

Wie in einer kleinen Knoſpe
Roſenblätter enggebettet liegen,
Im Gedränge unbeſchädigt,
Freundlich koſen, ſchweſterlich ſich ſchmiegen,

So in meinem tiefſten Herzen
Die Gedanken an die Holde wohnen,
Tauſend wohnen da zuſammen,
Schmiegſam gegenſeitig ſich zu ſchonen.

Soll der Strahl denn niemals kommen,
Der die Herzensknoſpe ſoll erſchließen,
Daß ſich die Gedankenblätter
Roſig glühend an das Tag'slicht gießen?

Soll denn keines dieſer Blätter
Aus dem vollen Herzenskelche ſchlagen?
Soll kein Zephyr nur ein Blättchen
An die Bruſt der einzig Holden tragen?

Sollen die Gedanken ſterben,
Eh' ſie noch das Sonnenlicht erblicket?
Soll im grünen Knoſpenſarge
Junges Roſenleben ſein erſticket?!!

23.

Schenkt der Himmel eine Thräne,
Iſt's, daß ſie zum Heil uns werde,
Denn ſie wird zum hellen Demant,
Fällt ſie in den Schoß der Erde.

Denn ſie wird zur hellen Perle,
Fällt ſie in des Weltmeers Schoße
Denn ſie wird zum ſüßen Ambra,
Fällt ſie in den Kelch der Roſe.

Solche Thräne iſt die Liebe,
Die der Himmel uns geſchenket,
Und ſie wird zum hellen Demant,
Wo ſie in die Bruſt ſich ſenket.

Und ſie wird zur ſchönſten Perle,
Die der Schöpfung je entronnen,
Wenn ſie fällt vom klaren Himmel
In das Meer der Lebenswonnen.

Doch ſie wird zum reinſten Ambra,
Wenn ſie fällt in Dichterherzen,
Duft und Lied wird aus der Thräne,
Duft und Lied aus ihren Schmerzen!

24.

Geſchmücket mit dem reinſten Tau,
Prangſt, ſüße Blume, du im Blätterſchoße,
Und milder Glanz entſtrömt auf Wieſ' und Au
Aus dir, du junge Roſe!

Mein Aug' auf deinem Blätterſcharlach ruht,
Er teilt mit meiner Hoffnung gleiche Loſe,
Er wird und ſtirbt an einer Sonne Glut,
Du ſchnellverwelkte Roſe!

So geh' denn einer Lebensroſe zu,
So rein und zart, wie du, doch dornenloſe,
An ihrer Bruſt legſt du dein Haupt zur Ruh',
Du totbeglückte Roſe!

Da trinkſt den Odem du aus ihrem Mund,
Ihr Seufzer, mir verſagt, er ſtiehlt ſich leiſe
In deines Kelchs geheimnisvollen Grund,
Beneidenswerte Roſe!

25.

In meinem ſchönen Vaterlande,
In Ungarn, herrſcht die ſchöne Sage,
Daß jedes Sternlein einen Engel
Von einem Mädchen in ſich trage.

Und wenn von ihm ſein guter Engel
Auf Erden weinend iſt gewichen,
Dann fällt herunter auch ſein Sternbild,
Und all ſein Schimmer iſt verblichen.

D'rum wach' ich alle laue Nächte,
Und blick' empor zum Blatt der Sterne,
Den Stern der Einzigauserkornen,
Den ſchönſten Stern erblickt' ich gerne!

Und wo ich einen Stern erblicke,
Der so verklärt und lieblich funkelt,
Daß mit dem reinen keuschen Lichte
Die andern Sterne er verdunkelt,

Denk' ich, das ist der Stern der Holden,
Das ist der Engel ihrer Tage,
Und ich vertrau' ihm Lieben, Hoffen,
Erwarten, Fürchten, Wunsch und Klage!

Allnächtlich, wenn er wiederkehret,
Läßt mich ein süßer Irrsinn denken,
Es würde nun von ihrem Sterne
Ein Hoffnungsstrahl sich zu mir senken!

26.

Wie eine schöne Braut, die plötzlich
Vor ihrer Hochzeitsnacht gestorben,
Im Sarge ruht mit allen Kränzen,
Die sie in Wonne hat erworben,

Mit dem Geschmeid' am weißen Halse,
Und mit den gold'nen Freuden-Spangen,
Mit der Erwartung roter Rose,
Noch glühend auf den zarten Wangen,

So meine Hoffnung ist gestorben,
Die Hoffnung auf die Auserwählte,
Als g'rade sie dem süßen Glauben
Auf Gegenliebe sich vermählte.

Mit bunten Kränzen, gold'nen Spangen,
Mit Blumen in dem langen Haare,
Zum Fest geschmücket liegt die Hoffnung
Fast atmend noch auf ihrer Bahre!

Und all die tausend Liederflammen,
Bereit zur Hochzeit anzuzünden,
Sie brennen jetzt als Leichenkerzen,
Den Heimgang meines Glücks zu künden!

27.

Von dem Zweige pflückst du Blätter,
Als Orakel, flüsterst leise:
„Liebt mich, liebet mich vom Herzen,"
Und so fort nach jener Weise:

Willſt du denn an Blätter glauben,
Die von blinder Kraft getrieben?
Glaube lieber dieſen Blättern,
Die mit Herzblut ſind geſchrieben;

Dieſen Blättern, die: „vom Herzen"
Und: „mit Schmerzen" dir nur ſagen,
Doch: „ein wenig, oder gar nicht"
Nimmer in dem Buſen tragen.

Glaube lieber dieſen Blättern,
Die, voll zärtlichen Beſtrebens,
Ich gepflückt, als treue Boten,
Von dem Baume meines Lebens;

Dieſen Blättern, die ich ſtreue,
Süße Herrin! dir zu Füßen —
Dich von Liebe, dich „vom Herzen",
Dich „mit Schmerzen zu begrüßen!

28.

Einen Ring trägt ſie im Auge,
Einen Ring auch auf der Hand,
In dem erſten ſeh' ich ſelber
Mich verklärt und feſtgebannt;

Und den andern möcht' ich ziehen
Von dem Meerſchaumfinger ihr,
Möcht' ihr gar zu gerne geben
Einen andern Ring dafür.

In dem erſten Ringe lieget
Himmels Himmel aufgethan
An dem zweiten Ringe knüpfet
Sich mein Erdenhimmel an.

Süßes Auge, ſüßer Finger,
Habt ihr keinen Ring für mich?
Ei, ſo lehrt, wie man den Ringen
Unverletzt entringe ſich!

29.

Den Frühling ſucht' ich in dem Garten,
Der Frühling war entflogen,
Die Nachtigall ſucht' ich im Laube,
Sie war davon gezogen.

Die Blumen ſucht' ich an dem Fenſter,
Die Blumen ſind verſchwunden,
D'rauf ſucht' ich, Holde, dich von ferne,
Ich hab' dich nicht gefunden! —

D'rauf ſucht' ich in dem eig'nen Herzen,
Da fand ich Frühling wieder;
Da fand ich alle Nachtigallen,
Sie ſangen Liebeslieder;

Da fand ich alle Blumen wieder
In Sehnſuchtsfarben blitzen;
Da fand ich dich, o Teure! wieder
Im tiefſten Herzen ſitzen!

30.

Da ſtehen hohe Georginen
Wie ſchlanke Mädchen aufgeſchoſſen;
Sie wiegen ihre ſchönen Köpfe,
Als ob ſie ſinnend was beſchloſſen.

Die weißen ſanft, mit frommen Augen,
Sie ſeh'n mich an mit klugen Blicken,
Wie Hertha ſelbſt die milden Blicke
Aus klarem Auge pflegt zu ſchicken.

Die roten, wo in dunklen Blättern
Geheime Wünſche durſtend hängen,
Sie wollen mit den Glutenlippen
Sich aus des Kelchs Geheimnis drängen.

Und ich verweile denkend, ſinnend,
Und lauſche auf die Geiſterſagen,
Die aus den großen, glatten Blättern
Ins aufgeſchloſſ'ne Herz mir ſchlagen;

Viel kleine Minnemärchen glänzen
Auf Blätterpergament geſchrieben,
Doch leſen können dieſe Märchen
Diejenigen allein, die lieben.

Ich las die tauſend Liebesmärchen,
Und hab' ſie treulich abgeſchrieben;
Willſt du ſie, Holde, wieder hören,
So lerne ſie verſtehen: — lieben.

31.

Einen Zaubertraum hab' ich geſehen,
Eine Wieſe, grün wie Sammt und Seide
Und inmitten meinen eig'nen Namen,
Glänzend ſtrahlen wie ein Goldgeſchmeide.

Und von unſichtbaren Feerenhänden
Durchgewebet eine gold'ne Krone,
Arabesken Fabelblumen,
Runenblätter fremder Zone.

Dann in einem reinen Schneegefilde
Einen Kranz aus Roſen, wilden,
Deinen ſüßen Namen ſanft umſchlingend,
Wie in reichen Wappenſchilden.

Zwiſchen dieſen Wunder-Arabesken
Blühten unſichtbare Bäume,
Zwiſchen dieſen ſchönen Fabelblumen
Flatterten verliebte Träume;

Zwiſchen dieſen buntgefärbten Blättern
Schlugen tauſend Nachtigallen,
Zwiſchen dieſen glutgefüllten Knoſpen
Sah ich Liebesgötter wallen;

Zwiſchen dieſen blumenreichen Lettern,
Wie mit goldnem Haar gezogen,
Bauten tanzend kleine Hoffnungsengel
Ihren reichen Farbenbogen;

Zwiſchen dieſen wilden, wilden Roſen
Sah dein Antlitz ſo anmutig,
Zwiſchen dem Gewind' aus ſeid'nen Dornen
Lag mein Herz, zerriſſen, blutig.

Zaubertraum, ob Wahnbild oder Wahrheit,
Sei mit beiden mir willkommen,
Bleibt uns doch bei jedem ſüßen Traume
Traumesdeutung unbenommen.

32.

Morgens ſteckt man eine Roſe,
Blühend, duftend, halbenthüllt,
An ſein Herz, das wie die Roſe
Iſt mit Glut und Tau gefüllt.

Abends wird zum Dolch die Roſe,
Nicht ein farbig Blättchen blieb,
Und der Stengel ſeine Dornen
In den off'nen Buſen trieb.

An dem Morgen meiner Liebe
Pflückte „wilde Roſen" ich,
Abends ſetzten mit den Dornen
In mein Herz ſie blutig ſich.

Und in meinem Herzen fühl' ich
Einen wilden Dornenſtrauch,
Weil ich liebte ſeine Roſen,
Lieb' ich ſeine Dornen auch!

33.

Wenn ich wollte ſingen,
Wie das oft geſchieht,
Sah ich ihr ins Auge,
Und es ward ein Lied!

Wenn die Bruſt ich fühlte
Von Groll und Haß geſchwellt,
Da ſah ich ihr ins Auge,
Und liebte alle Welt!

Wenn ich mit mir ſelber
Zuweilen hab' gegrollt,
Da ſah ich ihr ins Auge
Und ward mir wieder hold!

Nun aber kann ich nimmer
Ihr in das Auge ſeh'n,
Um Singen, Lieben, Glauben
Iſt's nun auch ganz geſcheh'n

34.

Das Schickſal iſt ein Arzt,
Ein groſſer Anatom,
Denn es zerſchnitt mein Herz
In vollem Lebensſtrom

Zerſchnitt es bloß darum,
Damit die Menſchheit ſeh'
Sein allertiefſtes Leid,
Sein allertiefſtes Weh;

Damit die Menſchheit lern',
Wie ſo ein Herz leicht bricht,
Wenn es mit Inbrunſt liebt,
Und findet Liebe nicht!

35.

Da oben wandern Sterne,
Sie wandern ohne Zaudern,
Da unten wandern Flüſſe,
Sie wandern und ſie plaudern;

Dazwiſchen wandern Wolken,
Sie wandern und ſie klingen,
Mit ihnen wandern Vögel,
Sie wandern und ſie ſingen.

Die Sterne und die Flüſſe,
Wie ſie ſo ſingend wandern,
Die Vögel und die Wolken,
Sie eilen hin zu andern.

Ich aber wand're einſam,
Und einſam iſt mein Singen,
Mein Singen und mein Wandern
Kann mich zu niemand bringen.

Ich wand're und ich ſinge,
Allein in meiner Stube.
Ich ſinge und ich wand're
Ganz einſam in die Grube.

36.

Hütet euch, die junge Knoſpe
Mit den Nägeln aufzuritzen
Und das Blatt heraus zu zerren,
Eh' die Roſe ſie macht platzen.

Hütet euch, das Herz der Liebſten
Zu beſtürmen, zu bedrängen,
Eh' die Fülle ihrer Liebe
Selber macht die Knoſpe ſprengen.

Hütet euch, des Mundes Knoſpe
Um die Blume anzuſprechen,
Eh' ſie ſelbſt in ſüßer Fülle
Strebt im Kuſſe aufzubrechen.

Hütet euch, ihr ſcheues Schweigen
Allzufrühe zu erſchließen,
Eh' vom ſeligen Geſtändnis
Herz und Lippen überfließen.

37.

Das Glas, aus dem dein Wohl ich hab' getrunken,
Hab' ich zerbrochen dann auf immer;
Geweihet war's, und einer andern Lippe
Spend' einen Tropfen Wein es nimmer!

Mein Herz, aus dem du Liebe haſt getrunken,
Haſt du gebrochen auch auf immer,
Gebrochen bleibt's, und einer andern Seele
Spend' einen Tropfen Lieb' es nimmer!

38.

Wenn ein Mädchen noch ſo heimlich
In dem Buſen trägt ein Veilchen,
Es verrät ſich doch den Leuten,
Weil es aushaucht duft'ge Teilchen.

Solch ein Veilchen iſt die Liebe,
Tief verſteckt in Buſens Sehnen,
Sie verrät ſich doch den Leuten,
Weil ſie ausſtrömt ſtille Thränen.

Solch ein Veilchen iſt die Wehmut,
Tief verſteckt im Sänger-Herzen,
Sie verrät ſich doch den Leuten,
Weil ſie austönt ew'ge Schmerzen!

39.

Ein Buch iſt jedes Mädchenherz
Mit gar geweihten Lettern,
Die meiſten Männer leſen's nicht,
Sie wollen bloß d'rin blättern.

Sie ſchlagen wie der Wirbelwind
Die Blätter um in Reihe,
Verſtehen nicht ein Sprüchlein d'rin,
Nicht einen Vers voll Weihe

Ich abehabr' ihr Herzensbuch
Mit Andacht durchgeleſen,
Und bin nach jedem neuem Blatt
Noch zärtlicher geweſen.

Da ſchlägt das Schickſal mir das Buch
Urplötzlich aus den Händen, —
Den ſchönen Inhalt muß ich nun
Aus dem Gedächtnis enden!

40.

Im gefärbten, bunten Glaſe
Seht der Strauß verblichen da,
Der mit ſeinen ſchönſten Farben
Unlängſt noch die Holde ſah.

In dem finſtern, dunkeln Herzen
Steht noch friſch die Roſe da,
Die ich ſchmerzlich ſchon ſeit langen,
Langen Monden nicht mehr ſah.

Täglich wird mit friſchem Waſſer
Wohl das bunte Glas gefüllt,
Täglich wird mit friſchen Thränen
Auch benetzt das Herzensbild.

Doch die Blumen, ſie verwelken,
Nur das Bild bleibt ewig hell,
Weil der Thräne Wunderwaſſer
Iſt geſchöpft vom Lebensquell!

41.

Hundert wilde Roſen ſind geſproſſen
Aus den Ritzen meiner Herzenswunden,
Und ich band ſie ihr zum Liederkranze
In des Wundenfiebers heißen Stunden.

Jede dieſer hundert wilden Roſen
Treibt an ihrem zarten Stengel wieder
Hundert and're kleine Roſenknoſpen,
Hundert and're Knoſpen kleiner Lieder.

Denn ſo tief ſind dieſe Herzenswunden,
Daß ihr Boden bleibet unergründlich,
Und ſo heiß das Blut in dieſen Wunden,
Daß es wilde Roſen treibet ſtündlich.

Doch die Liebe zählt nicht ihre Thränen,
Ihre Küſſe nicht, nicht ihre Lieder,
Und ich ſollte dieſe Roſen zählen,
Die aus Wunden ſproſſen zehnfach wieder?!

Ungezählt, wie ſüßes Liebeswünſchen,
Ungezählt, wie ſüßes Liebesträumen,
Pflück' ich ihr zum Kranze wilde Roſen
Aus des Herzens blumenvollen Räumen!

42.

In die Erd' kann ich nicht ſteigen,
Um zu holen gold'ne Stangen,
In das Meer kann ich nicht tauchen,
Edle Perlen zu erlangen.

Doch ins Herz der Auserkornen
Stieg ich, wie ein Bergmann, nieder,
Holte mir den Schatz, den gold'nen,
Singend meine Bergmanns-Lieder!

Doch ich tauchte in die Augen,
In die blauen, ſinnig tiefen,
Um die Perlen mir zu holen,
Die am klaren Boden ſchliefen.

Schätzegräber, Perlenfiſcher
Und doch dürftig ohnegleichen,
Bei dem Schatze, bei den Perlen
Muß ich darben und erbleichen!

43.

Viel Gedanken ſteh'n verworren,
Dicht in mir, gleich einer Wildnis,
Bauen ſich zum dunklen Tempel
Um ihr heilig Götterbildnis!

Jeder Zweig von den Gedanken,
Jedes Blatt an dieſen Zweigen,
Sie verſchlingen ſich in Demut,
Zu dem Bildnis ſich zu neigen.

Leiſes Rauſchen, leiſes Flüſtern
Geht durch die Gedanken-Bäume,
Lieder ſind's begrab'ner Tage,
Lieder ſind's begrab'ner Träume!

Nie durch die Gedanken-Wildnis
Fällt in mich ein Strahl der Sonne,
All mein Licht empfang' ich einzig
Von dem Antlitz der Madonne!

Täglich werden die Gedanken
Immer dichter, immer wilder;
Täglich wird das Hertha-Bildnis
Immer ſanfter, immer milder!

Täglich werden meine Klagen
Immer lauter, ſchmerzensreicher;
Täglich macht des Bildes Zauber
Meine Lieder wehmutsweicher.

Und ſo lieg' ich vor dem Bilde,
In der Wildnis von Gedanken,
Knieend, ſeufzend, betend, weinend,
Ohne Weichen, ohne Wanken!

44.

Eine weiße, eine rote
Roſenknoſpe prangten beide,
Eng gebettet in ein Sträußchen,
Auf dem Ball an ihrem Kleide.

Neigten an dem holden Buſen
Süß verſchämt das Haupt hernieder,
Hörten, was ihr Herz geſprochen,
Und erzählten mir es wieder.

Weiße Knoſp' mit Silberzungen
Sagte mir, wie ſie geſehen
In dem unſchuldvollen Herzen
Selber ſich als Abbild ſtehen.

Rote Knoſp' mit Purpurlippen
Sagte mir, wie ſie vernommen
An den hohen Herzensſchlägen,
Daß in Lieb' ſie ſei entglommen.

Und Reſeda, die inmitten
Beider Knoſpen war gegeben,
Sagte mir, wie ſtill in Sehnſucht
Stillem Gram ſie ſei ergeben!

Beide Knoſpen und Reſeda
Müſſen mir das oft noch ſagen,
Wenn ich komme, täglich, ſtündlich,
Stets von neuem ſie zu fragen.

Wiederholen ſtets dasſelbe,
Welk und blaß und im Entfärben,
Und ich muß es endlich glauben
Weil ſie's ſagen noch im Sterben.

45.

Wie an Blumen Schmetterlinge
Schlafend hängen nach dem Regen,
Duftbetäubt, gewittertrunken,
Träumen und ſich nicht bewegen,

So auch hingen lang die Lieder
Träumend mir am vollen Herzen,
Duftbetäubt von ſüßer Liebe,
Lebensmüd' von bittern Schmerzen;

Hingen wie geſtorb'ne Wünſche,
Lautlos, mit gebund'nen Schwingen,
Tranken ſtill doch aus dem Herzen
Luſt und Leid zum Liebeſingen.

Nun mein Herz iſt neu ergriffen,
Nun mein Herz iſt neu erſchüttert,
Nun mein Herz iſt neu durchſtürmet,
Daß ſein Kelch erbebt und zittert,

Sind erwacht die tauſend Wünſche
Und die Lieder aus den Träumen,
Und ſie flattern durch die Lüfte,
Kreiſe ziehend in den Räumen.

Tragen wieder auf dem Fittig
Gold'nen Schmelz von Liebeswähnen,
Tragen wieder auf dem Fittig
Eine gold'ne Welt in Thränen.

46.

In dem Teiche wachſen Blumen,
Silbern, wie verwunſch'ne Schwäne,
Schwimmen mit dem blaſſen Antlitz
Sehnſuchtsvoll um Schilfertähne.

Wurzeln nicht im feſten Boden,
Wurzeln bloß in feuchten Wellen,
Wie ſie auch das Haupt, das klare,
Gerne zu dem Strand geſellen.

Und ſo ſollſt du meine Lieder
Nur als Waſſerblumen wähnen,
Weil ſie leben nur in Zähren,
Weil ſie wurzeln nur in Thränen!

47.

Dornenwunden, ſpricht die Sage,
Die man von der Roſ' empfangen,
Schmerzen, bluten nur ſo lange,
Bis die Sonn' iſt heimgegangen;

Meines Lebens einz'ge Sonne
Iſt für mich in Nacht entſchwunden,
Dennoch bluten, brennen, ſchmerzen
Immer meine Dornenwunden!

48.

Oben ſtand ich auf dem Berge,
Unter mir das Thal, das kleine,
Das wie eine grüne Muſchel
Meine Perle birgt, die reine.

Sah ſie wandeln in dem Garten,
Unter duftig-ſchwülen Bäumen,
Bald im Schatten dunkler Gänge,
Bald in freibeſonnten Räumen.

Vielmal rief ich ihren Namen,
Doch die Lüfte, die hier wallten,
Fanden gar ſo ſüß den Namen,
Daß ſie ſich den Schall behalten.

Pflückte Blätter von den Bäumen
Und beſchwerte ſie mit Grüßen,
Hoffend, daß ein Zephyr kräuſle
Glücklich ſie zu ihren Füßen.

Doch kein einz'ges von den Blättern
Sah bei ihr ich angelangen,
Blieben hier und dort in Dornen,
In Geſträuch und Klippen hangen.

So gelangt auch nie zur Holden
Lied und Klage meiner Lippen,
Bleiben hängen auf dem Wege,
An den Dornen, an den Klippen! —

49.

Wer den Blitzſtein bei ſich führet, —
Heißt es in den Wunderſagen, —
Den ſchon einſt der Blitz geſchleudert
Wird vom Blitz nicht mehr erſchlagen.

Er darf wandern unter Wettern,
Unter tauſend wilden Blitzen,
Keiner wird ein Haar ihm ſengen,
Keiner wird die Haut ihm ritzen.

Weil ich trage ſtets im Herzen
Jenen Blitz, der mich getroffen
Aus dem Himmel ihrer Augen,
Darf ich wohl dasſelbe hoffen:

Ich darf wandeln unter Blitzen,
Die aus tauſend Augen flammen.
Keiner wird ins Herz mir ſchlagen
Von den tauſend Blitzen allen!

50.

Liebesſchmerzen ſind wie Bienen,
Flattern ſummend um die Herzen,
Flattern, ſchweben, kommen wieder
Mit dem Stich voll heißer Schmerzen.

Während ſie ſo ſtechend flattern
In des Herzens off'ne Zelle,
Legen ſie den Liederhonig
In des Stachels Wundenſtelle.

51.

Weiß denn nicht voraus die Roſe,
Schlummernd in dem Schoß der Erde,
Daß im Leben ſie von Dornen
Stachelreich empfangen werde? —

Weiß denn nicht voraus die Roſe,
Eh' ſie noch der Erd' entſproſſen,
Daß im Leben ihrer harren
Reif und Nebel, Blitz und Schloſſen? —

Weiß denn nicht voraus die Roſe,
Daß ſie muß am Strauche ſterben,
Oder daß ſie rauhe Hände
Fühllos brechen und verderben? —

Weiß denn nicht voraus die Roſe,
Die an ſchöner Bruſt uns blendet,
Daß ſie wird hinweggeworfen,
Wenn der Ball und Tanz geendet? —

Dennoch dringt ſie aus der Erde,
Dennoch eilt ſie in das Leben,
Dennoch drängt ſie's, Duft und Farbe
Allen Stürmen preiszugeben;

Dennoch ſchwillt's in ihren Adern,
Und ſie ſprengt die Knoſpen-Spangen,
Dennoch aus der grünen Kammer
Treibet ſie ein ſüß' Verlangen.

So auch weiß voraus die Liebe,
Eh' ſie treibt aus tiefem Herzen,
Daß im Leben ihrer warte
Nur ein Dornenkranz von Schmerzen;

So auch weiß voraus die Liebe,
Eh' den ſtummen Mund ſie ſprenget,
Daß die Zukunft voller Schloſſen
Über ihrem Haupte hänget;

So auch weiß voraus die Liebe,
Eh' ſie ſpricht in lauten Klagen,
Daß die Lüfte ſie an Klippen
Und an taube Ohren tragen.

So auch weiß voraus die Liebe,
Wenn ſie auch wird jetzt beglücket,
Daß ſie bald wird weggeworfen,
Wie ein Kranz, der nicht mehr ſchmücket.

Dennoch treibt ſie aus dem Herzen
Ihre ungeteilten Flammen,
Und ſie ſchlagen unauslöſchlich
Über Glück und Leid zuſammen;

Dennoch bricht sie aus dem Herzen
Ohne Zagen, ohne Zittern,
Eilt entgegen, unbeschirmet,
All den Stürmen und Gewittern!

Dennoch hat sie ihre Kränze
Nur der Einz'gen ausgebreitet,
Wie sie auch mit stolzem Schritte,
Sie zertretend, d'rüberschreitet!

52.

Tausend Schmerzen fühl' ich stündlich
Ungestüm ans Herz mir schlagen:
„Laß hinaus uns in das Leben,
Gieb uns Wort' zu lauten Klagen!" —

Und ich kleide sie in Töne,
Hülle sie in weiche Worte,
Und sie ziehen weinend, klagend
Aus des Herzens off'ner Pforte.

Denn ein Schmerz erträgt sich leichter,
Giebt im Wort er von sich Kunde,
Und die Luft sie kann nicht heilen,
Aber kühlt die heiße Wunde!

Nur ein einz'ger Schmerz, ein großer,
Bleibt im Herzen mir verschlossen,
Er begehrt nicht Luft und Worte
Wie die andern Schmerzgenossen:

Sitzt allein, vom Krampf gefesselt,
Und zum Knäul zusamm'gezogen,
Hat sich an des Herzens Wänden
Stumm und durstend festgesogen.

Wie ein Krebs, mit scharfen Scheren,
Sitzt er in des Herzens Krone,
Schneidet ein mit kaltem Blute,
Schneidet ein mit kaltem Hohne.

Und ich möchte seinen Namen
Meinem Schatten selbst nicht nennen,
Und den eigenen Gedanken
Es verwehren, ihn zu nennen.

Wie der Mann mit Eisen-Maske,
Seinen eig'nen Laut behütend,
Sitzt er in dem Herzgefängnis,
An sich nagend, lautlos wütend!

53.

Nur die Wolken, die ganz niedrig,
Wandern ſchnelle und vergehen,
Doch je höher ſchwebt die Wolke,
Deſto länger bleibt ſie ſtehen;

Nur die niedern Erdenſchmerzen
Ziehen fort nach kurzer Dauer,
Ewig ſchwebt an unſ'rem Himmel
Höchſter Schmerz und höchſte Trauer.

54.

Winter bringt ihr Tanz und Freuden,
Winter bringt mir Weh und Kummer,
Kurze Tage, lange Sehnſucht,
Lange Nächte, kurzen Schlummer!

Lange Nächte wie die Rieſen,
Lange Nächte wie Geſpenſter,
Jagen mich aus Bett und Schlummer,
Zerren mich an alle Fenſter.

Wagen rollen, Wagen raſſeln,
Jagen hin und her zum Balle,
Und ich ſeh' im Geiſt ſie prangen,
Reizgeſchmückt, in hoher Halle.

Seh' umgeben ſie von Gecken,
Von der hirnverſagten Rotte,
Die ſie macht zu ihrer Göttin
Und den Tanz zu ihrem Gotte.

Seh' ſie fliegen durch die Kreiſe,
Bald mit jenen, bald mit dieſen,
Seh' ſie durſtig in ſich ſchlürfen
Huldigungen, fad' erwieſen!

Friſche Roſen auf den Wangen,
Blumen in dem Haar, dem loſen,
Scheinen wehmutsvoll zu fragen:
„Denkt du nicht der wilden Roſen?"

Und ſie ſenken ihre Blätter,
Grämen ſich für meine Sorgen,
Beide ſind ſie d'rum verblichen
Und verwelkt am andern Morgen!

55.

Zarte Früchte, Roſenknospen,
Will man lange friſch ſie hegen,
Muß in Eſſig und in Säure
Und in Salze man ſie legen.

Zarte Neigung, Liebesknoſpe,
Bleiben friſch fürs ganze Leben,
Werden ſie mit Hohn und Kränkung
Und mit Stachelwort umgeben!

56.

Wie ich Gott verehre innig,
Nicht nur wenn er Glück mir ſendet,
Wie ich liebend zu ihm ſchaue,
Wenn er Weh und Schmerz mir ſendet;

Wie ich aus dem Staub ihn liebe,
Und vergeh' in ſtiller Demut,
Wenn er zürnet und mich heimſucht
Mit des Lebens tiefſter Wehmut;

Wie ich dennoch vor ihm kniee
Und in Thränen zu ihm bete,
Wie er auch, in weiſer Fügung
Meine Erdenſaat zertrete;

Wie ich ſtets, geſtärkt im Glauben,
Seinen Namen halt' geheiligt,
Wie er auch mit Leid und Trübſal
Mich zur Stunde hat beteiligt;

So verehr' ich ſie, die Hohe,
Nicht nur, wenn ſie mir gewogen,
So verehr' ich ſie, die Reine,
Selbſt wenn Zorn ihr Aug' umzogen.

So auch lieb' ich ſie mit Inbrunſt,
Nicht nur wenn ſie Lieb' mir ſpendet,
Selbſt wenn ſie das Haupt, das fromme,
Grollend, zürnend von mir wendet.

So mein Beten und mein Singen
Iſt geweiht der Engelgleichen,
Mag ſie auch von Gunſt und Hoffnung
Nicht den kleinſten Strahl mir reichen.

So auch weinend, auf den Knieen,
Lieg' ich ſtets, an ſie zu denken,
Mag ſie auch ſo Herz als Auge
Unerbittlich von mir lenken!

57.

Wenn der wilden Roſe Blätter
Abgefallen und verblichen,
Steht die Hagebutte trauernd
Um den Reiz, der ihr entwichen.

Sehnſuchtsglühend, tieferglommen,
Dunkelflammend iſt ihr Weſen,
Denn ſie denkt voll Glut der Stunde,
Wo ſie Roſe iſt geweſen! —

Wenn der Lieb' in meinem Herzen
Auch die Blätter ſind entfallen,
Steht ſie dennoch dunkelglühend
In des Herzens tiefſten Hallen.

Sehnſuchtsglühend, tieferglommen,
Dunkelflammend iſt ihr Weſen,
Denn ſie denkt voll Glut der Stunde,
Wo die Blätter friſch geweſen!

58.

Schmeichelwort und friſche Klänge,
Lob und Preis und Huldigungen,
Süße Briefchen, goldberändert,
Zierlich ineinandergeſchlungen,

Sinn'ge Gaben und Deviſen,
Und Gedichtchen, zart empfunden,
Kühlen wohl, doch heilen nimmer
Meines Herzens tiefe Wunden.

Schmeichelwort war einſt mir teuer,
Weil ich's ihr konnt' wiederbringen,
Friſche Kränze nahm ich gerne,
Ihr ſie in das Haar zu ſchlingen;

Süße Briefchen las ich gerne,
Weil an ſie dabei ich dachte,
Und Gedichtchen nahm ich gerne,
Weil ich ihr ſie neckend brachte!

Lob und Preis und Huldigungen
Waren mir willkommen immer,
Weil auf sie von ihrem Lichte
Fiel zurück der schönste Schimmer.

Nun mein Garten ist verwüstet,
Und gestürzt die Blumenhallen,
Nun mein Lieben ist zerschnitten,
Nun mein Leben ist zerfallen,

Nun was sollen Huldigungen
Einem Dasein, das getötet?
Nun was soll der bleichen Wange
Frischer Kranz, vom Licht gerötet?!

Nun was sollen Schmeichelworte
Einem toten, tauben Herzen,
Nun was sollen süße Briefchen
Einer Brust voll bitt'rer Schmerzen?

Wartet mit den frischen Kränzen,
Bis die Totengräber harren,
Wartet mit dem Schmeichelworte,
Bis sie Erde auf mich scharren!

59.

Auf den Zweigen, die sich traulich
Um der Holden Fenster schmiegen,
Seh' ich grüne Knospenköpfchen
Schalkhaft sich zum Fenster wiegen.

Grüne Blättchen, wie die Händchen,
Rings besetzt mit Demant-Tropfen,
Scheinen sich herauszuringen,
Um ans Fenster anzuklopfen.

Früh am M...gen eilt der Flieder,
Weiße Blätter frisch zu treiben,
Gleich als wollt' er auf den Blättern
Süßes Wort ans Liebchen schreiben.

Blumen mit verliebten Augen,
Und Zitron' mit Glutenblicken,
Wollen durch die Fensterscheiben
Gruß und Huldigung ihr schicken.

In den Zweigen, die den Himmel
Ihres Fensters mir verdüstern,
Hör' ich tausend off'ne Blüten
Still von ihrer Schönheit flüstern.

Und ich eile, Liederblätter
An die Fenster ihr zu ſtreuen,
Mögen ſie wie Blumenblätter
Ihres Lichtes ſich erfreuen!

60.

Auch der Haß iſt eine Speiſe,
Die ein Herz kann reich ernähren,
Will ihr Gott die Lieb' nicht laſſen,
Mög' er ihr den Haß gewähren.

Möge ſie im tiefſten Herzen
Mich ſo tödlich, feindlich haſſen,
Gleich als ob ihr Haß an Größe
Meine Lieb' zurück wollt' laſſen!

Mög' ſie alle tiefen Qualen,
Die ums Herz ſich ſtets mir winden,
Als die ſüßeſten Gefühle,
In der tiefſten Bruſt empfinden!

Mög' ſie alle meine Thränen,
Heiß geweint in öden Nächten,
Sich als lebensfrohe Perlen
In die gold'nen Locken flechten!

Mög' ſie alle Schmerzenslieder,
Aus der Seele mir geſchnitten,
Lächelnd hören, wie ein Märchen
In der luſt'gen Kinder Mitten!

Dann erſt ſind mir Schmerz und Thränen
Und die Lieder hochwillkommen,
Weil ſie meiner ewig Teuern
Doch zu Luſt und Kurzweil frommen.

61.

Wilde Roſen, wilde Roſen
Stehen üppig am Gehege,
Kommen ſicher, mich zu grüßen,
Rechts und links auf meinem Wege.

Kommen weiß und rot gekleidet,
Wie die Kinder hergegangen,
Mich als ihren Liederfürſten
Unterthänig zu empfangen.

Wie ſie grüßen, wie ſie nicken,
Wie ſie ſich ſo lieblich neigen!
Und mich treibt es, aus dem Wagen
Zu den Kindern auszuſteigen.

Grüß' euch vielmal, wilde Roſen,
Grüß' euch vielmal, liebe Kinder;
War euch immer hold gewogen,
Bin es jetzo auch nicht minder.

Hab' euch in der Bruſt getragen,
Als ich Liebesglück geſungen,
Hab' euch in der Bruſt getragen,
Als mein Lied von Weh erklungen.

Eure Blätter wurden einſtens
Freundlich mir zum Sängerorden,
Und der Stich von euern Dornen
Iſt zum Liederquell geworden.

Seht mich nicht mehr an ſo fragend,
Und begehrt mehr keine Lieder;
Nur den Roſen kommt ein Frühling,
Doch den Dornen keiner wieder.

Weil nun von den wilden Roſen
Nur die Dornen mir geblieben,
Hat der Frühling keine Lieder
Aus dem Dornenſtrauch getrieben!

62.

Wenn du willſt den Schatz der Liebe
Heben Dir zur ſüßen Stunde,
Mußt du ſchweigen, mußt die Zunge
Feſt vermauern in dem Munde;

Keine Seele darf dir helfen,
Keine Seel' den Weg dir bahnen,
Keine Seele dich ermuntern,
Keine Seel' den Schatz nur ahnen!

Keine Flamme darf dir leuchten,
Als die beiden Augenſterne,
Die da brennen äthergeiſtig,
Ob dem Schatz im Herzenskerne!

Darfſt nicht horchen, darfſt nicht lauſchen,
Wenn du hörſt ein hämiſch Flüſtern,
Denn es hauſen die Dämonen,
Wo ein Schatz iſt, bös und lüſtern!

Wie du hörſt auf fremde Worte,
Wie ein Wort dir flieht vom Munde,
Iſt der Schatz ſogleich verſunken
Und verſchwunden in dem Grunde;

Und die ſchwarzen Erdengeiſter
Schlagen auf ein Hohngelächter,
Denn es ſind die böſen Geiſter
Jedes Erdenſchatzes Wächter!

63.

Eine Götterſtadt der Liebe,
Aufgebaut von Amorshänden,
Ausgeſchmückt mit Tempelhallen,
Götterbilder an den Wänden,

Ein Pompeji voller Wunder,
Voll von Tempeln und Altären,
Stand in meinem vollen Herzen,
Wogend, wie ein Feld voll Ähren.

Unter ausgebrannter Lava,
Unter Aſche, feſt verkittet,
Liegt ſie jetzt, mit all den Göttern
Und den Tempeln tief verſchüttet!

Und der Schmerz, der forſchbegier'ge,
Gräbt nun nach zu jeder Stunde,
Wühlet nach verſunk'nen Göttern
In dem aſchbedeckten Grunde.

Deckt ſie auf die Arabesken,
Mit den Blumen, mit den Kränzen,
Friſcht ſie auf die Wandgemälde,
Mit den luſt'gen Horentänzen,

Gräbt herum in den Ruinen,
Nach zerſtückten Götterreſten,
Nach den Trümmern von Gefäßen,
Einſt beſtimmt zu Götterfeſten!

Schmerz iſt ſo mein Totengräber,
Der, anſtatt ſie einzugraben,
Iſt beſchäftigt, all die Bilder
Aus dem Tode auszugraben!

64.

Möchte wiſſen, wann ich bald
Begraben werde ſein,
Und auf meinem Grabe ſteht
Ein Kreuzchen oder Stein,

Und man vor Riedgras kaum
Das Grab zu ſeh'n vermag,
Ob ſie wohl kommen wird
Am Allerſeelentag?

Ob ſie den feuchten Blick
Wohl ſenket niederwärts,
Ob ſie bei ſich nicht denkt,
Hier ruht ein treues Herz!

Ob ſie um meinen Stein
Ein kleines Kränzchen flicht,
Ob ſie für meine Ruh'
Ein Vaterunſer ſpricht?

Gewiß, ſie wird wohl kommen,
Zu beten bei dem Grab;
Sie weiß, daß ich ſonſt Keinen
Für mich zum Beten hab'!

65.

Des Sommers letzte Roſe
Sah ich dort einſam blüh'n,
Schon ſanken die Gefährten
Entlaubt und welk dahin.

Ach, kein befreundet' Blümchen,
Kein Knöſpchen rings umher;
Der Duft, den ſie verhauchet,
Drückt mich von Seufzern ſchwer.

Nicht länger ſollſt du weinen
Hier auf dem öden Strauch,
Die Schweſtern ſind entſchlummert,
So ſchlumm're du denn auch.

Hin ſtreu' ich deine Blätter
Hier an verwandtem Ort,
Wo alle deine Lieben
Entfärbt ſchon und verdorrt.

So möcht' ich auch entweichen,
Wenn Freundſchaft mir entweicht,
Und von der Liebe Sonne
Der letzte Strahl verbleicht!

Wenn treue Herzen ſcheiden,
Wenn all die Teuren flieh'n,
Wer möchte dann auf Erden
Wohl noch allein verzieh'n?

66.

Blumen hab' ich geſammelt und Thränen,
Ich hab' ſie geſammelt für dich, o Holde!
Ich weinte, als ich die Blumen geſammelt,
Die Thränen verbergen ſich tief in der Dolde.

Ich ſchick' dir die Thränen, du innig Geliebte,
Weil Thränen allein nur der Liebe genügen;
Ich ſchick' dir die Blumen, du ſchmerzlich Vermißte,
Weil Sprache der Blumen allein nicht kann lügen.

67.

Moſes ſah den Buſch in Flammen,
Und der Buſch blieb unverſehrt,
Und er hat die Wunderflamme
Tief im Staube dann verehrt.

Wenn ein Herz in Liebesflammen
Ihr entbrennen ſeht fortan,
Und das Herz lebt fort in Flammen,
Betet fromm und ſchweigend an.

Werft euch nieder auf die Erde,
Und die Schuhe ziehet aus,
Denn der oberſte der Götter
Spricht aus dieſem Brand' heraus.

68.

O Nacht, o Balſamnacht,
O ſüßer Wunderbaum,
Der Schlaf iſt deine Blüte,
Und deine Frucht der Traum!

Um deine Wurzel lagern
Die Seelen ſich zur Ruh',
Durch deine Wipfel ſchauen
Die Sterne ſchützend zu.

Als Stern durch deine Zweige
Möcht' ich nur einmal geh'n,
Und ihr, im ſtillen Schlafe,
Ins holde Antlitz ſeh'n.

Als Sternlein möcht' ich fallen
Vom Himmel durch die Nacht,
Und vor ihr dann verlöſchen,
Wenn ſie iſt aufgewacht!

69.

Ich hab' ſie geſehen am Morgen,
Als Baum und Blume erwacht,
Doch ſchöner als Tag und Aurore
Hat ſtrahlend ihr Antlitz gelacht.

Ich hab' ſie geſehen am Abend,
Als Sterne den Himmel bekränzt,
Doch heller als Sterne und Heſper
Hat lieblich ihr Auge geglänzt!

Ich hab' ſie geſehen im Garten,
Als Blumen und Roſen erglüht,
Doch holder als Kinder der Flora
Ihr roſiger Mund war erblüht!

Ich hab' ſie geſehen im Saale,
Umflutet von Pracht und von Licht,
Doch reiner als Lichter und Flammen
Erſtrahlte ihr reizend Geſicht!

Ich hab' ſie geſehen beim Beten,
Als fromm auf den Knieen ſie lag,
Da erſt hat mein Herz es empfunden,
Wie Schönheit das Höchſte vermag!

70.

Oft ſeh' ich deinen ſüßen Blick
Sich in mein Aug' verſenken,
Wie Taucher in das tiefe Meer,
Wenn Perlen ſie d'rin denken.

O tauch' dich in mein Auge nur,
Du wirſt den Schatz ergründen,
Du wirſt die ſchönſte Perle d'rin,
Du wirſt dein Bildn'ß finden.

71.

Dein Haar iſt ſchwarz, dein Auglid ſchwarz,
Und weiß ſind deine Wangen,
Da ſteht es ja ſchon ſchwarz auf weiß,
Nach dir geht mein Verlangen!

Dein Aug' iſt Glut, dein Blick iſt Glut,
Und kalt iſt dein Betragen,
Wie kann doch ſolche Flammenglut
Aus kaltem Innern ſchlagen?

Dein Mund iſt ſüß, dein Laut iſt ſüß,
Und bitter deine Worte,
Wie fließt doch ſolche Bitternis
Aus holder Roſenpforte?

Mein Leid rührt dich, mein Leid rührt dich,
Ich ſelbſt kann dich nicht rühren;
O Leid voll Lied, o Lied voll Leid,
Wohin ſoll das noch führen?!

72.

O Aug', ſo ſchwarz und doch ſo licht,
O Aug', ſo hell und doch ſo dunkel,
Du trägſt in dir die Wunder all',
Die man erzählt von dem Karfunkel!

Denn wem dein Schein ins Auge fällt,
Der Wunderſchein, zum erſten Male,
Der ſteht erſchreckt, er ſchließt das Aug',
Geblendet von dem Wunderſtrahle.

Und wen dein Strahl zum zweitenmal
Trifft, mit dem Glanz, dem freundlich feuchten,
Der fühlt durch all' ſein Weſen geh'n
Ein inneres Erglüh'n und Leuchten!

Und wem die Götter dich geſchenkt
Zu eigen und ganz für immer,
Dem nahen ſich die Erdenſünd',
Der Erde finſt're Geiſter nimmer!

Und wer dich nur betrachtet lang
Und ſich verſenkt in deine Fluten,
Dem iſt's, als ob in deinem Grund
Viel tauſend kleine Lieder ruhten.

Mit jedem Blick dir in das Aug'
Lockt er ein Lied vom hellen Grunde,
D'rum kaum ich dich nur hab' erschaut,
So giebt ein Liedchen davon Kunde!

73.

Ja schön ist ihre Locke,
Doch schöner ist das Haupt,
Dem ich die dunkle Locke
Zur guten Stund' geraubt.

Ihr Brief ist gar so lieblich,
Doch lieblicher die Hand,
Die Hand, die ihn geschrieben,
Als Amor bei ihr stand!

Das Busenband ist reizend,
Das sie verlor im Geh'n,
Doch reizender die Stelle,
Wo ich's zuerst geseh'n!

Ihr Bild ist wie ein Engel,
Doch engelhafter sie,
Ihr Bildnis ist getroffen,
Sie selber treff' ich nie!

Ihr Herz ist mir verschlossen,
Verschloss'ner noch ist sie,
Zum Herzen wüßt' ich Schlüssel,
Doch zu ihr selber nie!

74.

Wenn die Winterſterne oben
Schimmern, funkeln mit beſonderm Licht,
Für die tiefe Erdenzone
Ein die ſtrengſte Kälte bricht;

So auch, wenn dein Auge funkelt
In beſonders hellem Schein,
Tritt für mich dann erſt empfindlich
Deines Herzens Kälte ein.

75.

O Herz, mach' alle Thüren auf,
Es kömmt ein Gaſt, ein lieber;
O Lieb', kehr' ein, eh's Abend wird,
O Lieb', geh' nicht vorüber.

Ich will dich kleiden in Seidenkleid
Aus buntem Lied gewoben:
Will dir bereiten Liebesmahl,
Den Trank auch sollst du loben;

Will dir bereiten Lagerstätt'
Aus frischen wilden Rosen;
Und will dich singen in den Schlaf
Mit Schmeichelwort und Kosen.

O Lieb', weil du noch einmal kamst,
Bevor mein Tag geht nieder,
D'rum sei gesalbt mit Lieder-Öl
Dir Haupt und Brust und Glieder.

76.

In ihrem Auge tief,
Da lag ein Stern und schlief,
Weil's Aug' sie zugemacht
Da küßt' ich ihr das Augenlid,
Sie schlägt es auf und sieht,
Da war der Stern erwacht!

Und als nun wach der Stern war,
Da schaut er aus dem Aug' so klar,
So wundervoll mich an:
„Weil du gestört hast meinen Schlaf,
So sei's fortan zu deiner Straf'
Um deinen Schlaf gethan!" —

Schließ' ich nun nachts das Auge zu,
Der Stern erscheint, giebt keine Ruh',
Bis Morgenrot erwacht!
Gewiß des Himmels Ausspruch ist:
„Wer jemals einen Stern geküßt,
Für den giebt's keine Nacht!"

77.

Aus meinem Herzen quillt es,
Aus meinem Herzen schwillt es:
Ich sehne mich nach ihr!
Aus meinen Augen bricht es,
Aus meinen Liedern spricht es:
Ich sehne mich nach ihr!

In alle Lüfte klag' ich's,
Zu allen Blumen sag' ich's:

Ich ſehne mich nach ihr!
In tauſend Worte kleid' ich's,
In alle Bäume ſchneid' ich's,
Ich ſehne mich nach ihr!

In allen Träumen ſchau' ich's
Und jedem Stern vertrau' ich's:
Ich ſehne mich nach ihr!
Und ewig alſo treib' ich's,
Mit jedem Wölkchen ſchreib' ich's:
Ich ſehne mich nach ihr!

78.

Ich möchte dir ſagen ſo gerne,
Daß ich dich liebe!
Wie ſoll ich dir ſagen von ferne,
Wie ich dich liebe?
D'rum bitt' ich dort oben die Sterne:
Sprecht ihr von Liebe!

Ich möchte dir ſchreiben zwei Zeilen,
Voll nur von Liebe!
Ich möchte geh'n tauſend von Meilen,
Dir nur zu Liebe,
D'rum bitt' ich die Blumen zu eilen
Zu dir hin in Liebe!

Ich möchte dir küſſen die Wange
Zärtlich in Liebe!
Ich möchte dir Halsband und Spange
Schenken in Liebe!
D'rum bitt' ich den Blick, daß er hange
An dir in Liebe!

Ich möchte viel Perlen dir ſenden,
Rein wie die Liebe.
Ich möchte dir dichten Legenden,
Heilig wie Liebe!
D'rum ſing' ich, das Herz dir zu wenden,
Lieder der Liebe!

79.

Ich pflücke die Roſen, die prangend
Am Roſenſtrauch ſteh'n,
Die Roſen ſie fragen mich bangend:
Für wen, ach, für wen? —

Nicht weiß ich's für wen und nicht weiß ich wofür,
Doch alle die Rosen, die Rosen von mir
Geh'n alle, geh'n alle, geh'n alle zu ihr!

Ich denke und sinne mit süßem Behagen
An dies und an das;
Da kommen die Leute und fragen:
An was denkst? an was? —
Ich weiß es wohl selbst nicht, kann's sagen nicht dir,
Jedoch die Gedanken, die Gedanken von mir
Geh'n alle, geh'n alle, geh'n alle zu ihr!

Ich schreibe viel Briefchen herzinnig,
Bald groß und bald klein;
Da fragen dann viele so sinnig:
An wen soll das sein? —
Ich schrieb' sie nicht euch und ich schrieb sie nicht ihr,
Doch alle die Briefchen, die Briefchen von mir
Geh'n alle, geh'n alle, geh'n alle zu ihr!

Ich dichte und singe viel Lieder,
Bald froh und bald bang;
Da kommen und fragen sie wieder:
Wem gilt dein Gesang? —
Ich weiß nicht, wohin wohl das Echo sie führ',
Doch alle die Liedchen, die Liedchen von mir
Geh'n alle, geh'n alle, geh'n alle zu ihr!

O Rosen und Briefchen und Lieder,
O hört meine Bitt'!
Geht einst zu der Holden ihr wieder:
So nehmt mich doch mit; —
Ihr alle geht zu ihr bei offener Thür',
„Du Armer allein!" so sag' ich zu mir, —
„Geh'st niemals, geh'st niemals, geh'st niemals zu ihr!"

30.

Meine Lieb' ist eine Biene,
Schwärmend um die wilde Rose,
Süßen Liederhonig sammelnd
Aus dem Antlitz, makellose.

Eine Bien' ist meine Liebe,
Und ihr Stachel fuhr mit Schmerzen
In die Brust mir, in die Seele,
Unter Singen, unter Scherzen.

Und ich fühle, daß nur sterbend
Dieser Schmerz vergehen werde,
Liebesschmerz und Bienenstiche
Heilt die Hand voll kühle Erde!

81

Einen Tag nur in der Woche
Darf ich hoffen, sie zu sehen,
Dieser Tag kömmt glanzvoll, strahlend,
Alle andern farblos gehen.

Eine Stund' in diesem Tage
Ist sie mir nicht ganz so ferne;
Dieser süßen Stund' zu Liebe
Harr' ich lange Tage gerne!

Zwei Minuten dieser Stunde
Sind gegönnt mir, ihr zu sagen
All' mein Denken, Fühlen, Sehnen,
Hoffen, Wünschen, Bangen, Klagen!

Und in diesen zwei Minuten
Hält Verstummen mich gebunden,
Ihr mein Herz zu offenbaren,
Voll von Dornen, Blut und Wunden.

82.

Geh' hin, du blätterreicher Ast,
Sag' ihr, so viel du Blätter hast,
So viel bringst du der Süßen
An Küssen und an Grüßen!

Zieh' hin, du Wolke, sage ihr,
So viele Tropfen, als in dir,
So viel bringst du der Süßen
An Thränen und an Grüßen!

Geh', Abendhimmel, zu ihr hin,
Sag' ihr, so viel Sternlein in dir glüh'n,
So viel bringst du der Süßen
An Wünschen und an Grüßen!

Geh' hin, du Schwalbenzug dort weit,
Sag' ihr, so viel ihr Schwalben seid,
So viel bringst du der Süßen
An „Lebewohl" und Grüßen!

83.

In einen Wald möcht' ich gehen,
In den noch niemand gegangen,
In einen Stern möcht' ich ſehen,
Der noch keinem aufgegangen!

In einem Meere möcht' ich ſchiffen,
Das noch von niemand durchſchnitten,
Um einen Preis möcht' ich kämpfen,
Um den noch niemand geſtritten.

Auf einer Windharf' möcht' ich ſpielen,
Die noch kein Luftbauch erſchüttert,
In einer Wolke möcht' ich wandeln,
Von der kein Blitz noch gewittert!

Und in ein Aug' möcht ich ſchauen,
Das mit keinem Blick noch geſprochen,
Und an ein Herz möcht' ich ſinken,
Das noch kein andres gebrochen.

84.

Geſtern warſt du lieb und wonnig,
Lieb und ſonnig warſt du geſtern,
Doch auch heute biſt du ſonnig,
Und ich will den Tag nicht läſtern;
Geſtern warſt du ſchön wie heute,
Brauchſt dich, Holde, nicht zu ſorgen,
Schön wie heute biſt du morgen!

Geſtern warſt du gar ſo prächtig,
Warſt gehüllt in Gold und Seide,
Dunkel war dein Haar und nächtig,
Licht die Augen alle beide;
Doch von geſtern und von heute
Brauchſt du dir von heut' für morgen
Keinen neuen Reiz zu borgen!

Geſtern war ich wie von Sinnen,
Bin von Sinnen heut' noch immer,
Denn wie ſoll ich dich gewinnen,
Weiß ich heut' wie geſtern nimmer;
Geſtern ſann' ich, ſinn' noch heute,
Und in Bangen und in Sorgen
Sinn' ich ſicher auch noch morgen!

85.

Unter allen Blumen mir zuwider
Iſt „brennende Lieb'“ nur allein;
Laut und wild wie Gaſſenlieder
Ihre Blätter „liebt mich“! ſchrei'n!

Auf dem Fenſter, an der Hecke,
Auf der Treppe, vor dem Haus
Steckt die ungenierte Kecke
Ihre rote Fahne aus.

Nebenan die weiße Roſe,
Noch vom Tau des Morgens naß.
Wie ſie daſteht! gierdenlos!
Sinnig hold und reizend blaß.

Rot das iſt ein Ding, ein dreiſtes,
Das von Sinnenflammen ſchreit,
Bläſſe iſt die Farb' des Geiſtes
Blaß iſt der Gedanken Kleid!

Dir im blaſſen Angeſichte,
Feenweib, von Gott geſchmückt,
Steh'n Gedanken und Gedichte,
Die mein Auge durſtig pflückt!

86.

Eine Kirche iſt die Erde,
Und die Berge ſind Altäre,
Finken, Lerchen, Nachtigallen
Sind die frommen Prieſter-Chöre!

Und die Blumen ſind die Knaben,
Die, im weiß und roten Kleide,
Weihrauch ſenden in die Lüfte
Aus dem Kelch von Blätterſeide.

Blau' und weiße Glöcklein läuten,
Daß die Kirche man betrete,
Und die Himmelſchlüßlein öffnen
Uns den Himmel zum Gebete!

Und der Himmel iſt die Kanzel,
Allwo predigt laut der Glaube,
Von dem Lichte, von der Allmacht
Für die Hörer tief im Staube.

Und des Herzens reine Liebe
Iſt die fromme, ſtille Meſſe,
Und das Hoffen iſt der Segen,
Den das Herz gar nie vergeſſe!

27.

Den Wald nur kann ich lieben,
Der Wald iſt recht mein Ort,
Im Walde ſteht geſchrieben
Manch' grünes Rätſelwort.

Im Walde, ſo im düſtern,
Da wird's in mir erſt licht,
Ich hör' die Zweige flüſtern,
Ich hör' das Blatt, das ſpricht.

Ich liege, um zu lauſchen,
Wie durch der Bäume Weh'n,
Wie durch der Blätter Rauſchen
Verſchied'ne Stimmen geh'n.

Aus hohen Wipfelräumen
Tönt eine Stimme her,
Als ob's in ſchweren Träumen
Ein Herz voll Sorgen wär'.

Doch durch die tiefern Äſte
Da geht ein Klingen mild,
Wie aus dem Blätterneſte
Des Sproſſers Klage quillt;

Viel tauſend ſüße Lieder
Von Sehnſucht, Lieb' und Schmerz,
Sie ſinken dann hernieder
Und ſinken in mein Herz!

Da pfleg' ich ſie in Wehmut,
Tauch' ſie in Thränen ganz,
Und flechte ſie in Demut
Der Lieblichen zum Kranz!

28.

Ich habe zum Richter geſchickt,
Zur Anklag' hab' ich dich erkoren;
Du haſt mir den Kopf erſt verrückt,
Dadurch hab' den Kopf ich verloren.

Und weil ich den Kopf ſo verlor,
Blieb ſchutzlos das Herz mir und offen,
Der Pfeil, den der Gott mir erkor,
Hat ſicher es deshalb getroffen!

Nun ſtelle dich gleich zu Gericht,
Erſetze mir Schaden und Schmerzen;
Denn klar das Geſetz hier wohl ſpricht:
„Kopf für Kopf und Herzen für Herzen!“

Erſatz muß dein Kopf und dein Herz
Mir deshalb natürlich nun reichen,
Für Wundfieber, Qualen und Schmerz
Will ich mich dann gütlich vergleichen!

89.

Mein Auge brennt mir heute ſehr,
Es iſt zum Glück das linke,
D'rum hoff' ich, daß ich heute noch
Sie ſehe und ihr winke.

Mein Ohr klingt heut' mir wunderſam,
Es iſt zum Glück das rechte,
Daß heut' ſie zärtlich von mir ſpricht,
Ich ſicher wetten möchte!

Die Hand auch heute prickelt mir,
Es iſt zum Glück die linke,
Ein Briefchen krieg' ich heute noch,
Aus dem ich Nektar trinke.

Mein Herz klopft heut' als ob ſie käm',
Es iſt zum Glück das rechte,
Denn wenn's kein rechtes Herz mehr wär'
Sie's gar nicht haben möchte!

90.

Dein Weſen iſt voll Netze
Vom Kopfe bis zu der Zeh'
In deinem Aug' ſind Netze
Aus Licht im blauen See;
In deinem Haar ſind Netze,
Geſponnen von der Fee;
In deinem Lächeln Netze
Aus Grübchen in dem Schnee!

In deinem Wort sind Netze
Vom Zauber-ABC;
In deinen Armen Netze
Aus silberner Kamee;
In deinen Briefen Netze
Aus Ausdruck und Idee:
Ist's möglich, daß dem Netze
Ich herzgesund entgeh',
Wenn selbst mich hält im Netze
Dein Abschiedswort: Ade!?
So ist mein ganzes Leben
Ein Netz aus Lust und Weh!

91.

Ich möcht' dich was fragen,
Doch zage ich schier,
Doch muß ich es fragen:
„Was liebst du an mir?"

Was wirst du erwidern?
Ich weiß wohl schon was;
Du wirst mir erwidern:
„Weiß Liebe denn das?"

Nein! Liebe weiß nimmer
Warum und Woher;
D'rum frag' ich dich nimmer
Und lieb' dich noch mehr!

Und liebe dich morgen
Wie gestern so sehr,
Und tausendmal morgen
Wie heut' und noch mehr!

92.

Ob sie mich liebt? Ich frage sie nicht!
Und fragte ich sie, sie sagte es nicht;
Und sagte sie es, so glaubte ich's nicht;
Und glaubte ich's auch, so geständ' ich es nicht!
Denn was uns die Götter als Wunder bescheren,
Das sollen die Menschen nur schweigend verehren!

93.

Der Himmel liebt die ſchöne Erd',
Wie ſagt er ihr's von ferne?
Er ſendet ihr in jeder Nacht
Als Liebeswort die Sterne!

Die Erde liebt den Himmel hoch,
Wie ſagt ſie's ihm, tief unten?
Sie kleidet ihre Liebeswort'
In Blumen ein, in bunten.

Der Äther liebt die Blüten ſehr,
Wie ſagt er's ihnen allen?
Er läßt die Thränen ſeiner Lieb'
Als Tau auf ſie nur fallen!

Du biſt mein Himmel, meine Erd',
Und biſt auch meine Blüte,
Erlaub' daher, daß dir mein Lied
Stern, Blum' und Thräne biete!

94.

Nur einen Blick mir ſchenke
Und wär' er noch ſo klein,
Auf daß ich tief ihn ſenke
Mir in das Herz hinein;
Daß ich zurück ihn lege
Für jene bittre Zeit,
Wo Blindheit meine Wege
Verdeckt mit Dunkelheit.

Dann muß der Lichtesloſe
Durch Finſternis nur gehn!
Des Weltalls ſchöne Roſe,
Ich werde ſie nicht ſehn!
Nicht Erd- und Himmelsträume,
Nicht Sonne und nicht Licht,
Nicht Blumen und nicht Bäume,
Nicht Menſchenangeſicht!

Dann, wenn die Welt verdunkelt,
Verſiegt des Sehens Quell,
Kein äußrer Strahl mehr funkelt,
Dann wird's in mir erſt hell;
Dann ſeh' ich in mir Räume
Vom Irdſchen nicht beſtaubt,
Dann ſeh' ich in mir Bäume,
Von keinem Herbſt entlaubt!

Dann ſeh' ich in mir Himmel,
Von Wolken nicht bedeckt:
Dann ſeh' ich Sterngewimmel,
Durch Nebel nicht befleckt;
Und Zweige ſeh' ich blühen,
Von Raupen nicht benagt,
Und Roſen ſeh' ich glühen,
An die kein Sturm ſich wagt!

Dann hol' ich aus dem Herzen
Den Blick, von dir geſchenkt,
Der mehr als Sternen-Kerzen
Die Bruſt mit Licht mir tränkt!
Dann ſeh' ich dich alleine,
Wie dich kein Menſch mehr ſchaut:
Von ungetrübtem Scheine
Der Schönheit überbaut!

Dann geht mir erſt im Innern
Die Schöpfungsblume auf,
Es blüht ein Licht-Erinnern
Aus tiefer Nacht herauf;
Ich ſeh' dich vor mir ſtehen
Und ſehe mich nicht ſatt! —
Braucht der die Welt zu ſehen,
Der ſie im Buſen hat?

95.

Als Liebe zum Geburtsort
Das Auge ſich erkoren,
Da ward im Augen-Winkel
Die Thräne auch geboren.

D'rum haben Lieb' und Thräne
Als Schweſtern ſich ſo gerne,
Und kommt nur erſt die Liebe,
Bleibt Thräne auch nicht ferne!

96.

Als ich zuerſt ſie hab' erblickt,
Da ward mein Herz mir ganz zerſtückt;
Doch fragt ihr mich indeſſen,
Ob ich dies Sehen möcht' vergeſſen?
So wird des Herzens Antwort ſein:
Dies Seh'n vergeſſen? O nein! o nein!

In ihrem Blick voll feuchter Glut
Lag tötend Gift für Sinn und Blut;
Doch fragt, ob ich vergessen will
Den Pfeil so scharf, den Pfeil so still?
So wird des Herzens Antwort sein:
Den Blick vergessen? O nein! o nein!

Ihr Lächeln von dem holden Mund
Warf Wahnsinn in des Denkens Grund;
Doch fragt ihr, ob dies Lächeln hold
Mein Herz auch gern vergessen wollt'?
So wird des Herzens Antwort sein:
Ich? es vergessen? O nein! o nein!

Daß ich sie lieb' in Innigkeit,
Ist meines Lebens bitt'res Leid;
Doch fragt mein Herz, ob es vergessen mag
Dies Liebeleid nur einen Tag?
So wird des Herzens Antwort sein:
Vergessen Lieb' und Leid? O nein! o nein! o nein!

37.

Fremde Häuser, fremde Straßen!
Einsam geh' ich aus und ein!
Doch wer liebt, ist nicht verlassen,
Doch wer liebt, ist nicht allein:
Mit ihm durch das fremde Land
Geht die Liebe Hand in Hand!

Fremde Sprache, fremde Laute!
Fremder Gruß und fremdes Wort!
Doch wer liebt, der hört vertraute
Süße Worte immerfort,
Dieser hört zur Träumerstunde
Heimatssprach' aus holdem Munde!

Fremde Klänge, fremde Lieder!
Fremde Weisen am Klavier!
Doch wer liebt, dem tönen wieder
Liebeslaute dort wie hier,
Denn zu jeder Melodie
Dichtet er ein Lied an sie!

Ja, wer liebt, ist nicht verlassen!
Ja, wer liebt, ist nicht allein!
Mit ihm so durch Haus und Straßen
Geht die Liebe aus und ein,
Herz an Herz und Hand an Hand
Alle Welt ein einzig Land!

Inhalt des vierten Bandes.

Humoristische Erzählungen III. Teil.

Seite

Sonnabendgedanken aus meinem Fußteppich 5
Der Morgen 8
Die Nacht 11
Der zweideutige Regenschirm. Ein Abenteuer mit nassem Anfang und trockenem Ende 13
Die Brieftaube 17
Liebe und Zahnweh 23
Memoiren einer Zeitgenossin. Aus den hinterlassenen Papieren einer Fliege . 26
Là bas und Amors Oberlippe 30
Volksschmeichler und Zeitgeist-Verdreher 34
Vachelinde di Nococonia 38
Die Unnennbare 41
Scherz und Ernst über Leben und Kunst 44
Schillers Mädchen aus der Fremde vor der Polizei 47
Papilloten 49

Literatur-Briefe.

Börne, Heine, Menzel 71

Pariser Briefe.

Vorbrief zu meinen Briefen über die Pariser Welt-Industrie-Ausstellung . . 93
An B. D—n 97
An L . . g K . . t in Wien 101
An Herrn Dr. T . . l in Wien 108
An E. J . . . . . n in Berlin 110
Paris, 8. Mai 1855 114
Orleans, 9. Mai 1855 118
Paris, 16. Mai 1855 121
Konzert Fradel im Salon Herz 127
Paris, 15. Juni 1855 130
Paris, 16. Juni 1855 134
Paris, 17. Juni 1855 139
Meyerbeer, Verdi, Scribe . . . . . 14[illegible]
Die Strömung der Zeit. Die Halle der Neutralität. Überblick 149
Der Wiener Mensch und die Pariser Uhr 153

Seite
Der Saal der Neutralität. Deutsche Zündhölzchen. Geruchlose Freikarten . 157
Ein kleines Ehe-Drama. Friedrich der Große und Dlle. Dejazet 164
Die Frauentoilette vom Scheitel bis zur Zehe in der Ausstellung . . . 168
Paris, 1. Juli 1855 170
Schiller und Maria Stuart in Paris. Pariser Kritik 173
„Nordstern". „Prophet". Der Elephant, der eine Nachtigall geschluckt hat, d. h. die Alboni. Der französische Sänger, der deutsches Gemüt geschluckt hat, d. h. Roger 181
Freikonzerte in der Industrie-Ausstellung. Musikalische Instrumente . . . 187
Empfehlungsbriefe. Salons. Napoleoniden 189
U. A. W. G.! Erste Visitenkarte in der Seidenwaarenwelt 195
Ein Abend bei Lamartine 197
Ein Grab und ein Bett in Paris, oder: ein Besuch bei Börne und bei Heine . 203
Ein Morgen bei Alexander Dumas 211

Didaskalien.

Tannhäuser. Von Richard Wagner 219
Bogumil Dawison als Narciß 224
Der Sonnwendhof. Volksschauspiel von S. H. Mosenthal 229
Magellona. Trauerspiel von Friedrich Hebbel 238
Der Traum — ein Leben. Dramatisches Märchen von Franz Grillparzer . 241
Clavigo. Ein Trauerspiel von Goethe 248
Die verhängnisvolle Faschingsnacht. Eine Lokalposse in drei Aufzügen . . 2[illegible]
Liebe und Leichtsinn, oder: Die Täuschungen. Ein Lustspiel v. Ed. v. Bauernfeld 258
Der Wahnsinnige auf der Insel St. Domingo. Oper von Feretti. Musik von Donizetti 260
Bürgerlich und Romantisch. Lustspiel von Ed. v. Bauernfeld 268
Der literarische Salon. Lustspiel von Ed. v. Bauernfeld 272
Zurücksetzung. Schauspiel von Dr. E. Töpfer 276
Weh' dem, der lügt. Lustspiel von Franz Grillparzer 281
Leichtsinn und seine Folgen. Schauspiel von A. Dumas (sen.) 292

Dichtungen für heitere Deklamation.

Frauenherz und Eisenbahn 301
Sanftes Ehestands-Duettino 303
Männlich und weiblich 307
„Na!" 310
Ei! Ein Silbenspiel 312
Die Redefreiheit der Frauen 314
Kein Malheur, jedoch fatal! 316
„Kommen" und „Gehen" 318
Die langen und die kurzen A und D. Eine deklamatorische Etude . . 321
Theatralische Kapuzinerpredigt 323
Reden und Sprechen, oder: Redensart und Wahrheitsfahrt 325
Weibliches Gutachten über Gewerbefreiheit 328
Sprichwörter en papillote 330
Des Lebens und der Liebe brennende Fragen 333
Splitter u. Balken. Gelegenheits-Spaß zur Deklamation in halblokalem Dialekt 335
Aktien-König 337

Seite

Wilde Rosen. (Auswahl.)

Widmung 341
1. Ein Buch liegt tief begraben 343
2. Wenn eine Perle wär' das Wort 344
3. Reichtum heißt nicht Gold erlangen 344
4. Liebe hat eine treue Schwester 345
5. Die Bäume stehen noch und süße Blüten 345
6. Liebesglück hat tausend Zungen 346
7. Sterne stecken in ihren Augen 347
8. Lang' hatt' ich sie nicht gesehen 347
9. Holde Nacht, du Mohrenfürstin 348
10. Hab' mit meiner Lieb' gesprochen 349
11. Wie man schreibt ein Liebgedicht 349
12. Gleich dem Ozean ist meine Liebe 350
13. Ein Geschäft hab' ich mir ausgesonnen 351
14. Den Glanz nahm ich aus jenen Farbenschwingen 351
15. Oben in dem blauen Bogen 352
16. Winter war in meinem Herzen 353
17. Zu ihren Füßen sank herab ein Blatt 354
18. Zwei Gäste kamen spät mir, abends 354
19. Drei Dinge lassen schwer sich bergen 354
20. Wilde Rose steht verstoßen 355
21. Die Ros' ist schön, doch ist sie schöner 355
22. Wie in einer kleinen Knospe 356
23. Schenkt der Himmel eine Thräne 356
24. Geschmücket mit dem reinsten Tau 357
25. In meinem schönen Vaterlande 357
26. Wie eine schöne Braut, die plötzlich 358
27. Von dem Zweige pflückst du Blätter 358
28. Einen Ring trägt sie im Auge 359
29. Den Frühling sucht' ich in dem Garten 359
30. Da stehen hohe Georginen 360
31. Einen Zaubertraum hab' ich gesehen 361
32. Morgens steckt man eine Rose 361
33. Wenn ich wollte singen 362
34. Das Schicksal ist ein Arzt 362
35. Da oben wandern Sterne 363
36. Hütet euch, die junge Knospe 363
37. Das Glas, aus dem dein Wohl ich hab' getrunken 364
38. Wenn ein Mädchen noch so heimlich 364
39. Ein Buch ist jedes Mädchenherz 364
40. Im gefärbten, bunten Glase 365
41. Hundert wilde Rosen sind gesprossen 365
42. In die Erd' kann ich nicht steigen 366
43. Viel Gedanken steh'n verworren 366
44. Eine weiße, eine rote 367
45. Wie an Blumen Schmetterlinge 368
46. In dem Teiche wachsen Blumen 368
47. Dornenwunden, spricht die Sage 369
48. Oben stand ich auf dem Berge 369

Seite
49. Wer den Blitzstein bei sich führet 370
50. Liebesschmerzen sind wie Bienen 370
51. Weiß denn nicht voraus die Rose 370
52. Tausend Schmerzen fühl' ich stündlich 372
53. Nur die Wolken, die ganz niedrig 371
54. Winter bringt ihr Tanz und Freuden 373
55. Zarte Früchte, Rosenknospen 374
56. Wie ich Gott verehre innig 374
57. Wenn der wilden Rose Blätter 375
58. Schmeichelwort und frische Klänge 375
59. Auf den Zweigen, die sich traulich 376
60. Auch der Haß ist eine Speise 377
61. Wilde Rosen, wilde Rosen 377
62. Wenn du willst den Schatz der Liebe 378
63. Eine Götterstadt der Liebe 379
64. Möchte wissen, wenn ich bald 380
65. Des Sommers letzte Rose 380
66. Blumen hab' ich gesammelt und Thränen 381
67. Moses sah den Busch in Flammen 381
68. O Nacht, o Balsamnacht 381
69. Ich hab' sie gesehen am Morgen 382
70. Oft seh' ich deinen süßen Blick 382
71. Dein Haar ist schwarz, dein Auglid schwarz 383
72. O Aug', so schwarz und doch so licht 383
73. Ja schön ist ihre Locke 384
74. Wenn die Wintersterne oben 384
75. O Herz, mach' alle Thüren auf 384
76. In ihrem Auge tief 385
77. Aus meinem Herzen quillt es 385
78. Ich möchte dir sagen so gerne 386
79. Ich pflücke die Rosen, die prangend 386
80. Mein Lieb' ist eine Biene 387
81. Einen Tag nur in der Woche 388
82. Geh' hin, du blätterreicher Ast 389
83. In einen Wald möcht' ich gehen 389
84. Gestern warst du lieb und wonnig 389
85. Unter allen Blumen mir zuwider 390
86. Eine Kirche ist die Erde 390
87. Den Wald nur kann ich lieben 391
88. Ich habe zum Richter geschickt 391
89. Mein Auge brennt mir heute sehr 392
90. Dein Wesen ist voll Netze 392
91. Ich möcht' dich was fragen 393
92. Ob sie mich liebt? Ich frage sie nicht 393
93. Der Himmel liebt die schöne Erd' 394
94. Nur einen Blick mir schenke 394
95. Als Liebe zum Geburtsort 395
96. Als ich zuerst sie hab' erblickt 395
97. Fremde Häuser, fremde Straßen! 396

Druck von A. Seydel & Cie., G. m. b. H., Berlin C., Neue Friedrichstraße 44